Theatralische Werke,

Durch

Johann Elias Schlegel.

Coppenhagen,
bey Franz Christian Mumme,
Buchhändl. auf der Börse.
1747.

Stücken, ſo in dieſem Bande enthal ſind.

Canut, ein Trauerſpiel,

Der Geheimnißvolle, ein Luſtſpiel.

Die Trojanerinnen, ein Trauerſpiel.

Elektra, ein Trauerſpiel aus dem Soph überſetzt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

DA gegenwärtigen theatralischen Stücken die Gelegenheit gefehlet hat, die Probe öffentlicher Vorstellungen auszustehen, so kann ich destoweniger davon sagen, ob ich hoffen darf, daß sie gefallen werden. Von andern Werken urtheilen zu können, ist es genug wenn man sie gelesen hat: hingegen diese Art von Schriften hat zwo Proben auszuhalten, welche beyde gleich furchtbar sind, nehmlich die öffentliche Vorstellung und den Druck. Der Zuschauer urtheilet öfters anders davon, als der Leser, den erstern schläfert dann und wann dasjenige ein, was den letztern ergötzet hat; und hinwiederum eben derselbe Mensch widerrufet öfters als Leser den Ausspruch von der Güte eines Werkes, den er als Zuschauer selbst gethan hat. Ich werde also in Geduld erwarten müssen, ob mein Fleiß den ich angewandt, Leuten die sich vergnügen wollen, einige Stunden zu vertreiben verloren sey oder nicht.

Das Trauerspiel Canut ist vor einigen Monathen einzeln zum Vorscheine gekommen. Die alten Nordischen Geschichte sind so fruchtbar an Carakteren und an großen Begebenheiten, daß ich dadurch Lust bekam, auf einem Felde Blumen zu brechen, welches die Dichtkunst bisher meistentheils unberührt gelassen hatte. Dieser Wahl der Materie habe ich es vielleicht zu danken, wenn der Canut bey derjenigen Nation nicht ungeneigt aufgenommen worden, aus deren Geschichte er gezogen ist. Ein andres Zeichen des Beyfalls, das man mir gegeben, hätte ich sehr gern entbehren wollen, nehmlich den Nachdruck dieses Stückes, den ein andrer Buchführer zum Schaden des meinigen unternommen hat.

Das Lustspiel, der Geheimnißvolle stellet einen von denenjenigen Carakteren vor, die Moliere denen zurück gelassen hat, die in seine Fußstapfen zu treten suchen wollen. Er machet in seinem Menschenfeinde folgenden Entwurf davon:

C'est de la tête aux pieds un homme tout myſtere,
Qui vous jette en paſſant un coup d' oeil eſtare,
Et ſans auſune affaire eſt toujours affaire.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde,
A force de facons il aſsomme le monde
Sans ceſſe il a tout bas pour rompre l'entretien
Un ſecret à vous dire & ce ſecret n'eſt rien.
De la moindre vetille il fait une merveille,
Et jusques au bon jeur il dit tout à l'oreille.

Ich hatte vorher schon zu verschiedenen malen versuchet, diesen Carakter auf das Theater zu bringen, und dasjenige, was ich ausgearbeitet hatte, alle-

allemal so beschaffen gefunden, daß ich für das beste hielt, es wieder zu unterdrücken. Die gröſste Schwierigkeit hierbey war diese, daß ich den Carakter des Geheimnißvollen dadurch ungestoßen haben würde, wenn ich ihm einen Vertrauten geben wollen, dem er sich völlig eröffnet hätte, und daß es mir gleichwol anfangs schien, als würde ohne dieses Mittel die ganze Handlung vieler Dunkelheit unterworfen seyn.

Das Trauerspiel die Trojanerinnen ist vor ungefehr zehen Jahren mein erster Versuch in dem Trauerspiele gewesen. Die Einrichtung dieses Stückes war bey nahe dieselbe, wie sie anizo ist. Unterdessen sind gewiß nicht zehen Verse mehr von denenjenigen übrig, woraus es anfangs bestanden. Ich hatte nicht allein beschlossen, dieses Trauerspiel ganz zu unterdrücken, sondern auch diesen Vorsatz schon ausgeführet, als mir eine Abschrift davon in die Hände fiel, die ein guter Freund ohne mein Wissen davon behalten hatte. Ich hatte die Schwachheit zu glauben, daß es verbessert werden könnte, und ich ward für diese Schwachheit gestraft, indem ich die Mühe hatte, das ganze Stück um zu arbeiten, da der Anfang einmal gemacht war. Dieses war nicht genug. Da ich es von neuem betrachtete, so fand ich, daß wie es gemeiniglich mit Arbeiten gehet, die in der ersten Anlage nicht mit gnugsamen Fleiß gemachet sind, die Verbesserung wider einer neuen Verbesserung bedurfte. Und ob ich gleich auch diese Verbesserung daran gewandt, so fürchte ich, daß noch immer Flecken übrig geblieben seyn werden, und

daß sich besonders immer noch Redensarten darinnen erhalten haben möchten, die der Würde des Trauerspiels nicht gemäß sind, und wovon doch eine einzige genug ist, die Empfindungen der Zuschauer welche man durch die Abbildung edler Leidenschaften zu erwecken gesucht, wieder zu unterdrücken.

Diese Würde und Majestät des Ausdruckes in dem Trauerspiele ist eine so wichtige und nothwendige Eigenschaft desselben, daß ich mich nicht enthalten kann, darüber einige Anmerkungen zu eröffnen, die ich theils mit meinem theils mit andrer Poeten Schaden gemacht habe.

Die Regeln, wornach sich der Ausdruck der Reden in einem Trauerspiele richten soll, gründen sich theils auf die Begriffe, die wir von den Helden haben, so uns darinnen vorgestellet werden, theils auf die Wichtigkeit der Handlungen, die man darinnen abbildet, theils auf den Endzweck, den man dadurch zu erhalten suchet, nehmlich auf die Erweckung und Verbesserung der menschlichen Leidenschaften.

Wenn wir in unserm Umgange uns die Mühe geben, den Unterschied eines Menschen, der nebst einem guten natürlichen Verstande eine anständige und edle Erziehung und viel Umgang mit der Welt gehabt, von denenjenigen, die man auf eine ganz gemeine Art aufwachsen lassen, zu beobachten, so werden wir finden, daß sie besonders in der Art, die sie ihren Reden geben, und in der Wahl ihrer Ausdrücke von einander abgehen. Der

wohl-

wohlerzogenſte und verſtändigſte Menſch hat nicht allemal Gelegenheit, andre Sachen zu ſagen, als die auch der gröbſte bey eben dergleichen Umſtänden ſagen würde. Aber die Worte ſind bey dem erſtern beſſer geſetzt, als bey dem letztern. Der erſtere vermeidet alle Begriffe, welche andern die Gedanken geben könnten, als ob er nicht immer mit den edelſten Sachen umgienge. Er hütet ſich ſeine Worte von verächtlichen Dingen zu entlehnen. Er hänget nicht an den gemeinen Redensarten, welche deßwegen faſt ohne Bedeutung ſind, weil ſie von ſo vielen Leuten bloß aus dem Gedächtniſſe geſaget werden, ohne zu wiſſen, was man darunter verſteht. Und wenn er auch gewöhnliche Redensarten ſaget, ſo iſt es in einem ſolchen Zuſammenhange, daß man ſieht, daß er etwas dabey gedacht habe. Auch ganz einfältigen Reden weiß er einen gewiſſen Schwung zu geben, der ſie ſo angenehm machet, daß man es annimmt, als ob er auch damit etwas merkwürdiges geſagt hätte. In allem was er vorbringt, zeigen ſich ohne Zwang und ohne daß er ſelbſt merket, die Kennzeichen, daß er die Sachen mit mehrerer Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit zu betrachten weiß, als andre. Er nimmt nur als im Vorbeygehen tauſend Einfälle mit, welche zeigen, daß ſein geſchäftiger Geiſt in der größten Geſchwindigkeit Dinge gegen einander halte, und auf alle Seiten drehe, und weil es ihm nichts außerordentliches ſcheinet, Verſtand zu haben, ſo ſagt er dieſe Gedanken, ohne daß man merket, daß er ſie ſuche, und ohne daß er ein Wort bloß dar-

um verliert, um etwas schönes anzubringen. Den Pedanten hingegen, Petits-Maîtres oder überhaupt Leuten, die einen so mittelmäßigen Verstand haben, daß sie sich etwas darauf zu gute thun, überläßt er, Ausschweifungen zu machen, und zehen Dinge zu sagen, die zur Sache nicht gehören, um nur endlich einmal die Gelegenheit herzuziehen, daß sie einen sinnreichen Einfall vorbringen können. Unterdessen darf man nicht von ihm vermuthen, daß er Kleinigkeiten, die nichts merkwürdiges an sich haben, auf eine besondere Art sagen, und wie Moliere spricht, nicht anders als mit einem spitzfindigen Einfalle zu trinken fodern solle. Sein Verstand hält sich bey Dingen nicht auf, die weiter keine Betrachtung verdienen, als daß man nöthig hat, sie zu sagen, und aus eben dieser Ursache sagt er sie so kurz, als möglich ist.

Redet ein solcher Mensch nicht beständig so, so wird er es doch alsdann allemal thun, wenn er auf sich selbst Achtung giebt, wenn er mit Leuten redet, für die er Achtung haben soll, und wenn er in wichtigen Dingen begriffen ist. Stellet man ihn noch über dieses in wichtige Umstände, an denen sein Herz Antheil nimmt, so wird seine edle Art sich auszudrücken, dadurch nicht abnehmen. Die Gemütsbewegungen lehren den Menschen kennen, ein wohlerzogner Gemüt läßt sich nirgend edler finden, als in den Leidenschaften, so wie eine pöbelhafte Seele sich nirgend niederträchtiger sehen läßt. Alle Eigenschaften, die ich itzo von den Reden eines wohlerzogenen Menschen angegeben habe, erscheinen alsdenn in noch stärkerm Grade. Er fühlet zwar eben die Leidenschaften,

schaften, welche gemeine Herzen empfinden, aber wenn die letztern bey den geringsten Kleinigkeiten nichts als O! und Ach! auszurufen wissen, oder im Fall sie erzürnet sind, die Sprache mit neuen Schimpfwörtern bereichern: so zeigt sich bey ihm die Größe seiner Leidenschaften aus den Betrachtungen, die er über die Ursache derselben machet. Er hat wie von allen Sachen also auch von dem, was er selbst fühlet, viel deutlichere Begriffe als andre, und indem er die Gründe dessen anführet, was er fühlet; so rührt er alle diejenigen die ihm anhören, an statt daß andre entweder nicht rühren, oder zu lachen machen, je mehr sie sich ungeberdig stellen. Nur in dem allerheftigsten Erstaunen, wenn der Verstand betäubet und als vom Donner gerührt ist, drücket sich sein Zustand durch eine Ausrufung und durch ein beredtes Schweigen aus, bis er mit seinen Gedanken auch die Sprache wiederbekömmt.

Dieses ist der wahre Begriff, den uns die Erfahrung von den Reden eines Menschen an die Hand giebt, der nebst einem natürlich lebhaften Verstande vor andern eine edle Erziehung gehabt, und dieselbe durch den Umgang mit der gesitteten Welt vollkommen gemacht hat. Wer daran zweifelt, darf nur prüfen, warum manche Leute das Glück haben, durchgehends angesehen zu werden, und warum man so aufmerksam und voll Vergnügen ist, wenn man ihnen zuhöret, unter dessen, daß ein andrer der nichts als einen groben gesunden Menschenverstand hat, zwar viel gute Sachen sagt, aber mit einer Art, daß diese Sa-

chen unter der Plumpheit seiner Ausdrücke verächtlich werden.

Der Begriff eines solchen edelgesitteten Menschen, der viel Verstand hat, ist der gewöhnliche Begriff, den man von Leuten von Stande überhaupt hat, und haben soll. Die Dummheit und die Plumpheit schicken sich so wenig zu dem Begriffe eines Menschen von Stande, daß sie ihn vielmehr stillschweigend seiner Würde entsetzen, ihm nichts als die Titel davon übrig lassen, und hingegen der Hochachtung der Welt, als des wahren Vorzugs erhabner Personen berauben. Ich bin also schuldig, Menschen von Stande, die ich ihrem Stande gemäß vorstellen will, so reden zu lassen, wie man dafür hält, daß Leute von besonderm Verstande und von edlen Sitten reden sollen, und wie sie wirklich reden, wenn sie sich als solche zeigen wollen. Je höher der Stand ist, den ich vorstelle, in desto größerer Vollkommenheit muß ich ihnen die obengemeldeten Eigenschaften der Rede beylegen. Dann es kömmt noch dazu, daß sehr wenig Menschen Gelegenheit haben, Leute von sehr hohen Stande täglich und bey vielerley Umständen sprechen zu hören. Ein etwas größerer Theil höret sie nur ernsthaft und kurz und zwar allemal von Angelegenheiten und mit Ansehen reden, der größte Theil endlich hat gar nichts mit ihnen zu thun. Und eben dieses vermehret die ehrerbietigen Begriffe, die man sich von ihrem Verstande, von ihrem edlen Wesen und also von ihrer anständigen Art zu reden machet.

Die-

Diese Begriffe werden noch mehr erhöhet, wenn wir unter den erhabnen Menschen diejenigen herausnehmen, die sich durch ihre kühnen oder großmüthigen Thaten, und kurz, durch ihre edle Art zu denken, vor andern ihres Standes hervorthun, und die wir Helden nennen; und eben diese Begriffe bekommen noch einen neuen Zusatz, wenn zu dieser Ehrerbiethung gegen die Helden auch noch diejenige kömmt, die wir gegen das Alterthum tragen. Wenn man von einem berühmten Manne hört, so ist das gewöhnlichste, daß man wünschet, ihn zu sehen und ihn zu hören, und wenn man sich untersuchet, warum man dieses wünsche, so wird man finden, daß es aus der einmal gemachten Einbildung herrühret, weil man glaubt, daß ein Mann, der so viel Ruhm erlangt, unfehlbar ein viel anständigeres Wesen an sich haben, und viel edler und besser reden müsse, als diejenigen, die diesen Ruhm nicht erlanget haben. Eben so, wie man aus Ehrerbiethigkeit geneigt ist, zu glauben, daß die Menschen, so vordem gelebt, größer an Gestalt gewesen seyn müssen, als wir: so kann man auch den Begriff nicht ablegen, daß die Helden des Alterthums größer an Geiste als die itzigen gewesen seyn müssen, und man wird hierinnen bestärket, weil die Geschichte uns nichts als merkwürdige Dinge und merkwürdige Reden von ihnen aufbehalten, und alles dasjenige unterdrücket haben, was sie in unsern Augen erniedrigen und gewöhnlichen Menschen gleich machen könnte. Ich gestehe es zu, alle diese Einbildungen sind großen Theils ein Irrthum, aber

ein

ein so eingewurzelter Irrthum, daß diese Begriffe nimmer wieder kommen, wenn wir auch von dem Gegentheile überzeugt sind, sie sind ein allgemeiner Irrthum, nach welchem also ein Poet sich richten muß, und noch dazu ein Irrthum, der zum Zwecke des Poeten dienet, weil er ohne denselben die Erregung der Gemütsbewegungen, die er durch das Trauerspiel zu erwecken sucht, weit schwerer und lange nicht in demselben Grade erhalten würde.

Wir nehmen nur an den Empfindungen derjenigen Theil, die wir hochschätzen, und wir haben hingegen ganz entgegen gesetzte Empfindungen bey den Leidenschaften derjenigen Leute, die wir verachten. Ihre Thränen machen uns zu lachen, ihre Verzweiflung macht uns Freude, und ihr Vergnügen hingegen macht uns unwillig. Wollen wir also Leidenschaften und besonderes Mitleiden erregen, so müssen wir Hochachtung gegen diejenigen Personen erwecken, durch die wir diese Leidenschaften erregen wollen. Nun sind es lange nicht so sehr diejenigen Sachen, die ein Mensch saat, als vielmehr die Art, womit er sie sagt, woraus man seine Gedanken über einen Menschen fasset. Denn es braucht nicht viel Kunst Sachen zu sagen, die man nicht denket, aber in der Art sich auszudrücken, verräth sich die Art zu denken eines Menschen wider seinen Willen, und es ist viel künstlicher diese zu verstellen, als seine Gedanken selbst. Aus der Art des Ausdruckes machen wir die allermeisten Schlüsse einen Menschen entweder hochzuachten oder zu verachten; Und

ein

ein Mensch, der die allerniederträchtigsten Gedanken und Empfindungen auf eine edle Art einzukleiden und vorzustellen weiß, hat das Glück unsere Hochachtung zu erschleichen, die ein anderer nicht erhalten kann, der auf eine plumpe Art spricht, ob er gleich dabey noch so aufrichtig und redlich, das ist, wahrhaftig edel denkt. Wollen wir also unsern Endzweck seyn lassen, Leidenschaften zu erwecken, so ist ein wesentliches Mittel dazu, daß der Ausdruck unserer Helden ausnehmend würdig und anständig sey, das ist, daß er in dem höchsten Grade die Eigenschaften habe, dazu wir eben itzo die ersten Gründe und Begriffe gesehen, und die ich noch etwas deutlicher ausführen, und zur Ausübung brauchbarer machen will.

Um nicht alle Augenblicke neue Exempel zu meinen Anmerkungen machen zu dürfen, habe ich hierzu eine Stelle aus dem Racine und zwar eine solche gewählet, dergleichen man auf allen Seiten findet, und die gegen andere gehalten, nur ganz wenig Zierrathen hat, damit man mir nicht vorwerfen dürfe, daß ich in dem Ausdrucke der Trauerspiele etwas allzu gekünsteltes verlange, welcher Vorwurf dem Racine niemals mit Recht gemacht werden können. Sie ist aus dem ersten Auftritte des zweyten Aufzuges des Trauerspiels Bajazet genommen.

BAJAZET.

Oui, je tiens tout de vous, & j'avois lieu de croire,
Que c'etoit pour vous meme une assez grande gloire,
En voyant devant moi tout l'Empire à genoux,
De m'entendre avouer, que je tiens tout de vous.

Je

Je ne m'en defens point: ma bouche le confeſſe,
Et mon reſpect ſaura le confirmer ſans ceſſe.
Je vous dois tout mon ſang. Ma vie eſt votre bien.
Mais enfin voulez vous. . . .

ROXANE.

Non, je ne veux plus rien.
Ne m'importune plus de tes raiſons forcées.
Je vois combien tes vœux ſont loin de mes penſées.
Je ne te preſſe plus, ingrat, d'y conſentir.
Rentre dans le néant, dont je t'ai fait ſortir.
Car enfin qui m'arrête? Et quelle autre aſſurance
Demanderois-je encor de ſon indifference?
L'ingrat eſt-il touché de mes empreſſemens?
L'amour même entre-t-il dans ſes raiſonnemens?
Ah! je vois tes deſſeins. Tu crois, quoique je faſſe,
Que mes propres perils t'aſſurent de ta grace;
Qu'engagée avec toi par ſi forts liens
Je ne puis ſeparer tes interets des miens.
Mais je m'aſſure encore aux bontés de ton frere.
Il m'aime, tu le ſais: & malgre ſa colere,
Dans ton perfide ſang je puis tout expier,
Et ta mort ſuffira pour me juſtifier.
N'en doute point, j'y cours, & des ce moment meme..
Bajazet, ecoutez je ſens, que je vous aime.
Vous vous perdez. Gardez, de me laiſſer ſortir.
Le chemin eſt encore ouvert au repentir,
Ne des eſperez point une amante en furie.
S'il m'echapoit un mot, c'eſt fait de votre vie.

Ich will dieſes erſtlich ſo überſetzen, wie ich dafür halte, daß die Majeſtät des Ausdruckes, die ſich in dem Original befindet, auch im Deutſchen beybehalten ſey.

Bajazet.

Ja! alles dank ich dir. Doch hätt' ich Grund zu meynen,
Du würdest durch den Ruhm dir selbst belohnet scheinen.
Wenn du, kniet dieses Reich mit Ehrfurcht einst vor mir,
Mich selbst bekennen hörst, dieß alles dank ich dir.
Mein Mund gesteht es gern, und wird es nie verschweigen.
Die That soll es dir stets in meiner Ehrfurcht zeigen.
Ich leb aus deiner Gunst. Mein ganzes Blut ist dein.
Doch, sage, willst du wohl. . . .

Roxane.

Ich will nichts weiter. Nein!
Erzürne mich nicht mehr mit so erzwungnen Gründen.
Ich seh, dein Wunsch ist nicht mit meinem zu verbinden.
Ich zwing, Undankbarer, dich nicht zu deinem Glück.
Ich zog dich aus dem Nichts: fall in dein Nichts zurück.
Denn wer hält mich noch auf? was fordr' ich andre Zeichen,
Um wie verschmäht ich sey, Gewißheit zu erreichen?
Wo scheint von meiner Huld sein Herz gerührt zu seyn?
Wo mischt die Liebe sich in seine Reden ein?
Nun seh ich es, du glaubst, daß, was ich auch beschliesse,
Die Noth, in der ich bin, dein Wohl versichern müsse.
Die Bande zwischen uns hältst du für allzu fest,
Daß sich von deinem Glück mein Glück nicht trennen läßt.

Doch

Doch deines Bruders Herz ſteht mir noch immer offen.
Er liebt mich, wie du weißt. Ich kann Vergebung hoffen.
Dein ungetreues Blut iſt was mich retten ſoll,
Dein Tod iſt mir genug, ſo bin ich unſchuldsvoll.
Ich eile, hoffe nicht, daß ich ihn noch verſchiebe,
Gleich itzt. . . . Hör, Bajazet, ich fühl, daß ich dich liebe.
Du ſtürzeſt dich. Gieb acht! laß mich nicht von dir gehn.
Du ſiehſt den Weg zur Reu, dir itzt noch offen ſtehn.
Befürcht ein liebend Herz zur letzten Wuth zu zwingen.
Ein Wort, das mir entfährt, wird dich ums Leben bringen.

Und ich will noch eine andere Ueberſetzung liefern, welche eben dieſe Gedanken auf eine Art einkleidet, die der Majeſtät des Trauerſpiels zuwider iſt.

Bajazet.

Ach ja! ich habe zwar dieß alles bloß von dir.
Dieß hab ich längſt erkannt, doch dacht ich auch darneben,
Es würde dir dafür nicht wenig Ehre geben,
Wenn ich, wird dieſes Reich mir künftig unterthan,
Wie viel mir deine Huld verehrt, bekennen kann.
Ich lehn es gar nicht ab. Mein Mund muß es geſtehen.
Du ſollſts auch iederzeit aus meiner Ehrfurcht ſehen.
Nur deiner werthen Hand dank ich mein ganzes Blut.
Ja ſelbſt mein Leben iſt ein dir ganz eignes Gut.
Doch wollteſt du gleichwol, Vergieb, daß ich dich frage.

Roxa-

Roxane.

Nein! ich will weiter nichts, daß ich dirs deutlich sage.
Fall' mir nur nicht forthin mit deinen Gründen schwer.
Du ziehst sie ohne das nur mit Gewalt hieher.
Dein Wünschen will sich nicht zu meinem Zweck bequemen.
Und also müßt' ich mich dich mehr zu bitten schämen.
Nein! willige nur nicht, Undankbarer, darein.
Du sollst bald wiederum, was du gewesen, seyn.
Bedenkest du, daß ich dich aus dem Staub erhoben?
Was hält mich noch zurück, was will ich noch für Proben,
Daß du nur gegen mich voll lauter Kaltsinn seyst.
So viel mein zartes Herz ihm heißen Eifer weist:
Wird der Undankbare durch solchen wohl gerühret?
Wird wo ein Fünkchen Glut in seinem Thun gespüret?
Doch halt! ich merk es schon, was du im Schilde trägst.
Du bildest dir wohl ein, so nah du mir es legst;
So müßt ich um mir selbst dem Unglück zu entgehen,
Mit Gnad und Huld für dich doch nimmer fertig stehen.
Ich ließ mich allzu weit mit dir, Betrüger, ein.
Drum denkst du, könn ich mich nicht mehr von dir befreyn,
Und unser Vortheil sey nun gar nicht mehr zu trennen.
Doch glaub, ich werde noch den Bruder beugen können.
Dein Bruder hat mich lieb. Dieß weißt du selber wohl.
Ich weiß schon, wie ich ihm den Zorn vertreiben soll.

Du bist das Opferthier, und ich darf dich nur
schlachten,
So wird er mich für rein und für entschuldigt achten.
Dein Tod ist schon genug, den ich befehlen kann.
Ich mache warlich Ernst. Du sollst und mußt
daran.
Izt remt mein Fuß dahin, in diesem Augenblicke.
Doch ach! ich fühle noch zu sehr der Liebe Stricke
Eh ich dich tödten sollt, wollt ich wer weiß was thun.
Ich meyn es gut mit dir. Drum höre mich auch nun.
Fürwahr, du wirst dich selbst in dein Verderben ziehen.
Nein! mache nicht, daß ich mich muß hinaus bemühe.
Kurz um! ist hast du noch zur Reue kurze Frist,
Weil dir noch Thür und Thor dazu geöffnet ist.
Drum äffe mich nicht mehr. Und suche nicht mein Na-
sen
Wenn ich verzweifeln muß, noch stärker anzublasen
Es setzet mich nicht mehr als nur ein einzig Wort
So holet man dich gleich zum nahen Tode fort.

Die erste Eigenschaft also, die man von dem Ausdrucke eines Trauerspiels mit Rechte fodern kann, ist die Vermeidung aller Redensarten, welche auf gemeine und niedrige Begriffe führen können. Es ist niemand sorgfältiger in Beobachtung dieser Regel als die Franzosen, und man muß zugestehen, daß so gar die allerschlechtesten unter ihren Poeten darwider entweder sehr selten oder gar nicht verstoßen haben. Man wird nur etwas gemeines und geringes thun, wenn man sich bey der Ausarbeitung eines Trauerspiels an diese Regel alsdann erst erinnern will, wenn einen entweder der Klang des Verses und die Begierde ihn geschwind fertig zu machen, auf die

Ver-

Versuchung führen sollten: einen Menschen, den man hasset einen Hund oder statt eines Ungeheuers ein ungeheures Thier oder ein schändlich Lasterthier zu nennen, an statt eines Schlachtopfers einen Menschen ein Opferthier zu heißen, (so lange es wider die guten Sitten ist, einen Menschen ein Thier zu nennen,) einer Frevelthat den Nahmen eines Bubenstückes beyzulegen, eine Frauensperson mit dem Worte Weib oder o Weib anzureden, und von den Freyern einer Prinzeßin zu sprechen. Von Redensarten, welche kein Mensch in einem gesitteten Umgange zumal von vornehmen Personen brauchet, versteht es sich von sich selbst, daß sie in dem Trauerspiele keinen Platz haben. Es ist hierbey auch noch ganz wenig gethan, wenn ich die Sprichwörter vermeide, und z. E. von einer Sache die erzwungen ist, nicht sage, daß sie bey den Haaren herbeygezogen sey. Auch die eigenthümlichen Redensarten einer jeden Sprache, die den Sprichwörtern allzunahe kommen, oder die auf ein niedriges Gleichniß gegründet sind, thun in einem Trauerspiele eine üble Wirkung und erwecken öfters Lachen, wo man Mitleiden zu erwecken suchet, theils weil sie so oft gebraucht sind, daß der meiste Theil der Menschen sie sagen und anhören, ohne zu wissen, was sie darunter verstehen, theils weil sie durch den Mund des gemeinen Mannes so oft entehret worden, daß sie zu einem so hohen Grade des Edlen nicht mehr zu brauchen sind. Zu sagen, du hast mir es sehr nahe gelegt, sich mit einem allzuweit einlassen, einen hinter das Licht führen, sind alles vielleicht gute Redensar-

ten, wenn sie außer dem Trauerspiele gebraucht werden, wo es sich schickt zu reden, als ob man in seiner Gelassenheit wäre, und kein Blatt für den Mund zu nehmen. Auch die wohlgezogenste Leute brauchen dergleichen dann und wann, aber nicht bey allen Gelegenheiten, und am allerwenigsten in Umständen, welche Achtung auf sich selbst und auf andre erfodern. Für Helden also, welchen man, was edel im Reden ist, in noch höhern Grade beyleget, schicken sie sich noch weniger. Einzelne Gleichnißwörter von niedrigen Sachen, oder die sonst allzuabgetragen sind, sind der Hoheit des Trauerspiels eben so wenig gemäß: Wenn ich sage, daß mich jemand äffet, heiße ich mich selbst einen Affen, und wenn ich von einem andern sage, daß er etwas nachafft, so wird es ebenfalls ein wenig unhöflich herauskommen. Ich wollte mehr gern, daß man zu einem Mörder sagte, daß unschuldiges Blut an seinen Händen klebte, und von einem Betrüger, daß er eine List ausgeheckt hätte, oder daß ein Unglücklicher klagte, daß ihm die Freude versalzen sey. Einige Ausrufungen, welche von schlechten Personen sehr oft bey Kleinigkeiten gebrauchet werden, als zum Exempel, daß es GOtt erbarme! Und einige kleine Verbindungswörter als z. E. Kurz um, für kurz: Ach ja! für ja; ingleichen Ey, was? ... warlich! ... fürwahr! ... gehören aus diesem Grunde ebenfalls unter die verworfnen Redensarten. Die Worte Nebenbuhler, wofür ich gleichwol kein andres weiß, Maul, Weib sind in einigen Provinzen Deutschlands so unedel als sie in andern leidlich sind, und aus

diesem

diesem Grunde zum Trauerspiele ziemlich unbequem, oder wenigstens sehr behutsam zu brauchen. Man kann sehr oft Worte durch den Zusammenhang unedler machen, als sie sind, und andre wiederum durch eben dieses Mittel haben, die sonst nicht zu erleiden stünden. Ich will z. E. das Wort schlachten nicht ganz verwerfen. Wenn ich einen Menschen der Grausamkeit beschuldige, und ihm sage, Sprich! Mörder hat dein Schwerdt noch nicht Menschen genug geschlachtet: so glaube ich wird man darwider nichts einwenden können; wenn ich aber sage:

Du bist das Opferthier, und ich darf dich nur schlachten
So wird er mich für rein und für unschuldigt achten.

So wird es ein Ohr, das nur edle Begriffe hören will, beleidigen. Diese Regel erstreckt sich noch viel weiter, als man denkt. Die Erfahrung wird uns viele Fälle lehren, wo alle Zuschauer eine Redensart unedel finden, und selbst wider ihren Willen zum Lachen beweget werden, da man gar nicht geglaubt hätte, daß sie etwas lächerliches an sich haben sollte. Man hat viel Behutsamkeit nöthig in einem Trauerspiele alle diese Redensarten zu vermeiden, und wenn man sich dieses angelegen seyn lassen will; so fürchte ich man werde aufhören, sich zu rühmen, daß man in vier bis sechs Wochen oder auf das höchste in zween Monathen vermögend sey ein Muster eines Trauerspiels an das Licht zu bringen.

Gleichwol kann ein Trauerspiel, welches alle dergleichen Redensarten vermeidet, noch immer

ganz platt und der Helden, die es vorstellen soll, ganz unwürdig seyn, wenn nicht noch besonders eine Haupteigenschaft dazu kömmt, welche beynahe alles das übrige in sich schließet, nemlich ein gewisser Schwung eine Art oder wie es die Franzosen nennen ein tour, den man der Rede giebt, und durch welchen sich auch im Umgange ein feiner Verstand von einem groben unterscheidet. Eine Rede kann in ganz niedrigen und einfältigen Worten bestehen, aber eben dieser Schwung machet diese Niedrigkeit und Einfalt edel und unterscheidet sie von einer kriechenden und matten Niedrigkeit, welche nichts an sich hat, das verdiente gehört oder gelesen zu werden. Es würde über die Grenzen einer Vorrede gehen, wenn ich mich in eine weitläuftige Untersuchung aller Kunstgriffe einlassen wollte, wodurch man dem Ausdrucke diesen Schwung und diese feine Art geben kann. Ich muß unterdessen doch einige davon anmerken, damit, wenn es ja so fühllose Geister geben sollte, welche den Unterschied eines feinen Ausdruckes und einer ungeschickten und unmanierlichen Rede nicht begreifen wollen, sie mir wenigstens nicht einwerfen können, es sey dieses eine bloße Einbildung und ein Hirngespinste. Die Wahl desjenigen Umstandes von einer jeden Sache, der sich vor andern am besten zum Endzwecke schicket, die Kunst ganz gewöhnlichen Gedanken das Ansehen der Neuigkeit zu geben, die Geschicklichkeit überall im Vorbeygehen Gedanken und Einfälle anzubringen, ohne daß es scheinet, daß man sich darum Mühe geben, und etwas besonders sagen wolle, sind die größten Kunstgriffe, welche dem

Aus-

Ausdrucke diese Eigenschaft zuwege bringen. Voltaire führet in der Vorrede seiner Mariamne zwey Exempel an, eines aus der Phädra des Racine, und eines aus der Phädra des Pradon, welche beyde fast durch nichts anders als durch den Ausdruck unterschieden sind, und zwar dadurch, daß dem Pradon dieser Schwung und diese feine Art des Vortrages fehlten, die hingegen im Racine in der grösten Vollkommenheit zu finden sind. Ich kann mich auf keine gröbere Erfahrung berufen, als eben auf die Phädra des Racine, und wer ein feiner Kenner der Trauerspiele werden will, dem weiß ich kein besseres Mittel an die Hand zu geben, als eben diese beyden Arbeiten eines guten und eines mittelmäßigen Poeten gegen einander zu halten. Ich will zwar nicht mit dem Voltaire behaupten, daß fast der ganze Unterscheid beyder Stücken in dem Ausdrucke der Verse bestehe. Die Helden des Pradon stellen sich in allen seinen Stücken hin und wieder ungeberdig, wenn sie sie nicht nöthig hätte in außerordentliche Bewegung zu gerathen, und sie sind hingegen ganz gelassen, wenn man denken sollte, daß sie voller Entsetzen und in den grösten Leidenschaften seyn würden. Gewiß ist es aber, daß ein grosser Unterscheid von beyden eben in der Feinigkeit dieses Schwunges der Rede bestehet, Racine ist darinnen besonders vor allen tragischen Poeten ein Meister, und seine Kunst hierinnen hat bey jedem neuen Stücke, das er ausgearbeitet, zugenommen. So ungekünstelt und niedrig die Rede des Pajazet ist, die ich oben angeführet habe, und so niedrig sie seyn soll, da nichts weniger der Hoheit der Gedanken fähig ist, als die Ehrerbietigkeit und Unterwürfigkeit: so sehr unterscheidet sie sich durch diese Feinig-

keit, und daß ich mich des Französischen Wortes bediene delicatesse des Vortrages. Er widerholet das je tiens tout de vous, alles dank ich dir, um der Prinzessin die Ehre die ihr dieses Bekänntniß des Prinzen machet, recht schmecken zu lassen, und da er ihr vorstellet, daß er dieses auf dem Throne selbst noch gestehen würde, so zeigt er sich zugleich auf der größten Stuffe seiner Herrlichkeit, und in der größten Ehrerbiethigkeit für sie:

En royant devant moi cet Empire à genoux.
Wenn du, kniet dieses Reich mir Ehrfurcht einst vor mir
Mich selbst bekennen hörst; dieß alles dank ich dir.

Man bedenke wie matt diese Begriffe werden, weñ ich eben diese Gedanke mit den Worten ausdrücke.

Wenn ich, wird dieses Reich mir künftig unterthan,
Daß du dieß alles mir geschenkt, bekennen kann.

In den ganzen oben angeführten Reden ist alles auf eine eben so feine Art gesagt: und die Gegeneinanderhaltung beyder Uebersetzungen kann zeigen, was eben dieselben Gedanken ohne diese feine Art des Ausdruckes seyn würden. Dieser Schwung ist besonders nöthig, und Sachen mit einer Anständigkeit zu sagen, welche an sich selbst nicht allein nichts majestätisches sondern auch etwas niedriges an sich haben. Wie wenig majestätisch würde es klingen, in einem Trauerspiele zu erzählen:

Weil sie in Ohnmacht fiel, hat man sie aufgeschnürt,
Da fand man diesen Brief den sie bey sich geführt.

Und hingegen wie fein ist der Schwung, den Racine diesem Umstande in eben dem gemeldeten Trauerspiele Bajazet zu geben weiß:

Toujours evanouie
Madame, elle ne marque aucun reste de vie,
Que par de longs soupirs & des gemissemens,

Qu'il

Qu'il semble que son coeur va suivre à tous moments.
Vos femmes, dont le soin à l'envi la soulage,
Ont decouvert son sein, pour leur donner passage.
Moi-meme avec ardeur secondant ce dessein
J'ai trouvé ce billet enfermé dans son sein.

Es würde unterdessen ein unnatürlicher Zwang seyn, und der Majestät des Trauerspiels zuwider laufen, wenn man sich bemühen wollte, Sachen mit einer ausgesuchten Art vorzutragen, welche nicht verdienen, daß ein erhabner Verstand sich dabey aufhalte, und die man nur deswegen saget, weil es nöthig ist sie zu wissen. Sachen, bey denen es nicht zu denken giebt, kann man niemals zu kurz sagen. Es ist genug, daß ich sage, ich gehe oder er kömmt, und zu sagen, daß man seine Schritte wohin lenkt, oder daß einen der geschwinde Fuß weg trage, sind Blümchen der Rede, welche für die precieuse ridicules oder für einen Pedanten wohl stehen. Ein Held wird in einem Trauerspiele, wenn es die Umstände erfodern, einem andern sagen können: Setze dich. Kaum wird es sich schicken zu sagen: Laß dich nieder, und noch weniger: beliebt dir, dich zu setzen. Am allerwenigsten aber wird es mit seiner Ernsthaftigkeit übereinkommen, wenn er spräche: Erspare deinen Füßen die Last deinen Cörper zu tragen. Je mehr ein Mensch Verstand hat und je gesitteter er durch den Umgang worden ist, desto mehr ist er überhaupt davon entfernet dergleichen weitläuftige Umstände zu machen, in welchen kleine Geister und halbgesittete Leute sich einbilden, daß die artige Lebensart bestehe. Alles also was das Ansehen eines bloßen Compliments hat, ist der Majestät des Trauerspieles nachtheilig, u. auch sodann wenn eine Danksagung oder et-

was dergleichen vorkömmt, hat man nöthig diejenigen Worte zu vermeiden, welche den gewöhnlichen und alltaglichen Complimenten nahe kommen. Wir haben oben das Exempel an der Dankſagung, die Racine dem Bajazet in den Mund leget. Es natürlich wäre, eine Dankſagung in den Worten zu machen: Ich danke dafür oder ich bin dir dafür verbunden, ſo lächerlich würde es in einem Trauerſpiele ſeyn.

Der Nachdruck iſt ebenfalls eines von den vornehmſten Hülfsmitteln, die Majeſtät des Ausdruckes zu befördern. Eine Deutlichkeit, welche diejenigen Begriffe, die vor andern das Hauptwerk eines Gedanken ausmachen, zu heben und in ihr Licht zu ſetzen weiß, welche die Zweydeutigkeiten vermeidet, und welche den Verſtand niemals in Zweifel ſtehen läßt, worauf ſich dasjenige beziehe, was ich ſage, iſt das erſte Stück dieſes Nachdrucks, und in einem theatraliſchen Stücke um deſto nöthiger, da die heraeſagten Worte ſo gleich verſchwinden und der Zuſchauer nicht inne halten kann, um eine Sache, die er nicht recht begriffen hat, noch einmal zu betrachten. Man muß aber nicht glauben, daß dieſe Deutlichkeit durch ein weit ausgedehntes Geſchwätz befördert werde, wo man die Gedanken erſt von einer Menge Verbindungswörtern ſaubern muß, ehe man ihre Stärke erkennen kann, wo die Nebenbegriffe, die man zur unrechten Zeit und mit vielen Worten anbringt, den Hauptbegriffen das Licht benehmen, und wo man ſich in acht nimmt einen andermals alltäglichen Einfall zu ſagen, aus Furcht, daß er nicht verſtanden werden möchte. Dergleichen Sorgfalt iſt nicht allein dem Nachdrucke gänzlich zuwider, ſondern ſie benimmt auch dem Acteur alle Gelegenheit, den Gedanken

durch

durch den Nachdruck seiner Stimme zu helfen, und wenn er sich lange an den weitläuftigen Verbindungswörtern athemlos gesprochen und sich gemartert, eine matte Periode lebhaft zu machen, muß er mit aller seiner Kunst zuletzt einen Haufen nur halbgerührter Zuschauer zurücklassen, die ganz kaltsinnig geblieben seyn würden, wenn er seine Kunst nicht besser verstünde, als der Poet, und wenn er nicht desselben ohnmächtige Worte beynahe durch ein Wunderwerk beseelte. Obgleich fast keine Zeile in der obenangeführten Rede der Roxane ist, die nicht ein Exempel von Nachdrucke seyn könnte: so will ich doch nur den Vers anführen.

Rentre dans le neant, dont je t'ai fait sortir.

Ich zog dich aus dem Nichts, fall in dein Nichts zurück. Ungeachtet es eben dieser Gedanke ist, wenn ich sage,

Du sollst bald wiederum, was du gewesen, seyn,
Bedenkest du, daß ich dich aus dem Staub erhoben?

und ungeachtet: fall in dein Nichts zurück, mit nicht so gewöhnlichen Worten als das letztere gesagt ist; so behaupte ich doch, daß es viel deutlicher ist, weil es dasjenige, was es sagen soll, ohne Umschweif und in seinem völligen Lichte vor Augen stellet. Der Verstand des Zuschauers oder Lesers weiß niemals weniger, was man sagen will, und hat niemals undeutlichere Begriffe von dem, was ihm vorgestellet wird, als wenn er nach langen Umschweifen zwar viel Worte, aber nichts, das Aufmerksamkeit verdiente gehöret hat.

Dieser Nachdruck wird meistentheils durch die Kunst demjenigen was man sagen will eine gute Art zu geben, befördert, zuweilen aber kann er auch dadurch gehindert werden, und die Urtheilungskraft des

Poeten

Poeten muß hierinnen die Gelegenheiten unterscheiden, wo es beſſer und nachdrücklicher iſt eine Sache mit ganz eignen und natürlichen Worten zu ſagen oder ſie zu umſchreiben. Die Parodie der Alzire tadelt nicht mit Unrecht den Ausdruck des Voltaire, da er von den Waffen der Americaner redet und ſie

Des habitans des eaux depouiller inutiles.

nennet, um nicht hâretes des poiſſons, Fiſchgräden zu ſagen. Denn dieſe Worte ſind ſo zweydeutig und ſo unbeſtimmt, daß man aus dieſer Unterſchreibung nicht ſo gleich ſchließen kann, was er ſagen will. Und Herr Voltaire hätte eine genauere und deutlichere Umſchreibung ſuchen ſollen. Der Vers des Racine:

Ecoutez, Bajazet, je ſens que je vous aime

Hör, Bajazet, ich fühl, daß ich dich liebe.

kann durch die allervohlausgeſonnenſte Redensart nicht erſetzet werden, wenn man gleich die Stricke, die Ketten, die Kerzen und die Flammen der Liebe auf einen Haufen zuſammen brächte, um dieſes auf eine recht neue Art auszudrücken.

So wohl der Schwung des Ausdruckes, als der Nachdruck deſſelben, kann eben ſo wenig ohne die Schönheit der Gedanken beſtehen, als ſich die Glätte und der Glanz einer Marmorſäule ohne den Marmor denken läßt, der geglättet iſt. Der Menſch hat nichts edlers an ſich, als daß er denkt, und je geſchwinder und richtiger er denkt, deſto edler iſt er. Ein Held, der die gröſſte Handlungen von der Welt thut, hat keinen Verdienſt davon, wenn dieſe Handlungen nicht aus Ueberlegungen herrühren, deren der meiſte Theil der Menſchen nicht fähig iſt. Es kann alſo nicht fehlen, daß ein Trauerſpiel welches der Helden würdig ſeyn ſoll, die es vorſtellet, voll ſchöner Gedanken

ſeyn

seyn muß. Denn es ist nichts widersprechenders als ein Held, von dem man lauter ehrerbietige Begriffe hat, und dem es gleichwohl am Verstande fehlt, oder der nicht mehr Verstand hat, als der gemeine Haufe der Menschen. Ich rede nicht von Wortspielen, von Gedanken, die keine Wahrheit in sich haben, und nur ein glänzendes Spielwerk sind, auch nicht von solchen, die zur Sache nicht gehören, und die nur angebracht werden, damit man etwas schönes zu sagen scheine. Ich habe schon eben mich auf die Erfahrung berufen, daß der wahre Caracter der Reden eines Menschen, der Erziehung und Verstand hat, darinnen bestehet, von den Sachen mit Scharfsinnigkeit zu sprechen, ohne daß es scheinet, daß er sich Mühe gebe, etwas schönes zu sagen. Diejenigen irren sich, welche glauben, daß der Verstand des Menschen nicht scharfsinnig sey, wenn das Gemüt beweget ist. Es ist wahr, er ist blind gegen alles andere, was mit der Gemütsbewegung nichts zu thun hat, davon das Herz eingenommen ist, oder was sie hindern will, aber er ist eben dieses nur darum, weil sein ganzer Verstand mit demjenigen Begriffe beschäftiget ist, der diese Gemütsbewegung bey ihm erwecket, und was diesen Begriff betrifft, ist er desto scharfsinniger, sich ihn auf tausend Arten vorzustellen. Die Atalide des Racine rufet bey dem Tode des Bajazet, da sie im Begriffe ist, sich selbst zu ermorden, nach vielerley andern schönen Gedanken aus:

Ah! n'ai-je eu de l'amour que pour t'assassines!

Und eine solche Ausrufung ist viel kräftiger als wenn man nichts als ein ewiges o! u. ach! ihr Götter! o Himmel! wie? wae? ach! ich Elende, u. daß Gott erbarm dazu, vorzubringē weiß. Ausrufungē, welche

weiter

weiter keine Bedeutung haben, und nichts zu denken geben, gehören nur in die äußersten Fälle, wenn der Verstand des Menschen betäubet zu seyn scheinet, für einen Oedipus der in der größten Verzweiflung ist, und nicht weiß, an welches von seinen Verbrechen er zuerst denken soll, für eine Elektra, die vom Klagen müde ist, und nach einer langen Betrachtung ihres Unglücks gleichsam aufhöret zu denken, für eine Person, die durch ein zählinges Unglück in Entsetzen geräth; und wenn sie nicht wieder durch Gedanken unterbrochen werden, drücken sie nicht die Gemüthsbewegungen eines Helden, sondern eines gemeinen Menschen aus, der dann und wann ein großes Geschrey über eine Kleinigkeit machet, und selbst nicht weiß, was ihm fehlet.

Ich glaube, ich habe mich so deutlich erkläret, daß ich auf den Einwurf nicht antworten dürfte, den mir manche machen möchten, die die Gewohnheit haben, daß sie um den einen Fehler zu rechtfertigen, so gleich das andere ihm entgegen gesetzte Aeußerste angreifen. Soll dann, werden sie sagen, ein Trauerspiel aus lauter Orakeln bestehen? Wenn man so viel körnichte Gedanken haben will, so darf man ja nur einen Haufen Sinngedichte sammlen, und hernach die Nahmen der redenden Personen nach eignem Gefallen darüber setzen. Es ist nicht dieses, was ich sage. Gedanken, die mit ihrem gehörigen Nachdrucke vorgetragen sind, sind keine Orakel, und an einander hängende Reden, welche einen Verstand verrathen, der lebhafte Vorstellungen von den Dingen hat, sind keine Sinngedichte. Es gehet nirgends leichter an, die Namen der redenden Personen hinzu setzen, wohin man will, als in denenjenigen

Trauer-

Trauerspielen, wo die Helden nichts als gleichgültige Erzählungen und mit gezwungenen Ausrufungen vermischte gemeine Dinge vorbringen. Diese schicken sich für einen Carakter so gut als für den andern; hingegen da ein ieder Mensch eine Sache auf eine andere Art betrachtet, so kann es nur sehr selten und fast niemals gleichgültig seyn, wenn ich eine Rede, die voll Gedanken ist, in den Mund legen will.

Gleichwol will ich, um alle Misverstand zu vermeiden, noch nachfolgende zwo Anmerkungen hinzusetze.

Es ist nicht bloß genug schöne Gedanken zu sagen. Ein Gedanke mag so schön seyn, als er will; so ist er wider die Majestat des Trauerspieles, so bald er an einem Orte stehet, wo er denjenigen Endzweck, von welchem die Frage ist, nicht befördern hilft. Denn er verwandelt den Helden bald in einen Pedanten, bald in einen Petit-Maitre, indem man ihn etwas bloß in der Absicht sagen läßt, um etwas schönes gesagt zu haben, und sich selbst reden zu hören. Hingegen ein ieder Gedanke, welcher zu dem Endzwecke der redenden Person dienet, kann nicht zu scharfsinnig seyn, wenn es keine falsche, sondern eine auf wahrhafte Begriffe gegründete Scharfsinnigkeit ist. Denn ie einen gröbern Begriff der Held von seinem Verstande giebt, desto mehr nimt er den Zuschauer für sich ein.

Die andere Anmerkung ist diese, daß nicht alle Gemütsbewegungen oder Umstände eines tragischen Helden einerley Menge von Gedanken ertragen können. Der Verstand des Menschen ist gleichsam gefangen, wenn er von Schüchternheit, oder von Ehrerbiethigkeit und Demuth eingenommen ist. Er machet mehr Abschilderungen, sie mögen angenehm oder betrübt seyn, als Schlüsse, wenn er zärtlich ist, oder wenn er von einer Traurigkeit einge-

nommen wird, wo es mehr darauf ankömmt sich zu beklagen, als Mittel wider seine Noth zu finden. Hingegen denket er sehr geschwind in der Noth, und läßt sodann viele Gedanken vorbey, die er sonst für nöthig halten würde, zu sagen. Er ist sehr geschäfftig im Zorne und in der Verzweiflung, und es ist sodann kein Umstand, den er nicht hervor zu suchen sinnreich wäre, um seine Gemütsbewegung zu vergrößern, wenn er dieselbe nicht so gleich zur Thätlichkeit bringen kann. Niemals aber thut er sich mehr hervor, als wenn er mit einer Zuversicht zu sich selber redet, die sich auf Muth und Ehrgeiz stützet. Alsdenn ist er reich an Lehrsprüchen, und an sinnreichen Gegensätzen, und weil ihn nichts in Verwirrung setzt, nichts seine Freyheit unterdrücket, so läßt er sich dann vollkommen den Lauf, und zeiget sich in seiner ganzen Größe. Merket man auf die Natur dieser Gemütsbewegungen, und auf die Art, wie eben dieselben Leute bey verschiedenen Umständen nicht mehr eben dieselbe Art zu denken, und denselben Verstand haben, und wie ihr Verstand bald fruchtbarer, bald eingeschränkter zu seyn scheinet, so wird man mir dieses zugestehen müssen. Aus eben diesem Unterschiede kömmt es, daß die Helden des Corneille weit reicher an Gedanken sind, als die Helden des Racine. Weil der erstere mehr Muth und der andere mehr Zärtlichkeit in seinen Stücken aufführet. Racine ist fast eben so reich an Gedanken und eben so erhaben, wenn sich die Gelegenheit anbiethet, eben dergleichen Gemütsbewegungen vorzustellen. Aber die natürliche Neigung hat den einen getrieben, mehr zärtliche und den andern mehr mit Muth und Ehrgeiz angefüllte Geschichte, zum Grunde ihrer Werke zu legen. Es ist

kein

kein nöthigerer Kunſtgriff in der Schreibart als dieſer, den Ausdruck nach der Materie einzurichten. Ein guter Maler wird ein Bild, worinnen er Entſetzen ausdrücken will, nicht mit eben ſo zarten Zügen entwerfen, als die Liebe Jupiters und der Danae, ſondern es wird in ſeinen kleinſten Pinſelſtrichen etwas ſo rauhes ſeyn, wie es der Zweck ſeines Bildes erfordert. Es giebt alſo keine ungeſchicktern Vergleichungen, als wenn ich verlange, daß ein Stück, wo der Kriegesgeiſt und die Ehrbegierde herrſcht, in eben der Schreibart abgefaßt ſeyn ſoll, wie ein anderes, worinnen durchgehends von Liebe geredet wird.

Ich verlange nicht, daß man dieſe Begriffe von dem majeſtätiſchen des Ausdrucks in den Trauerſpielen für neu halten ſolle. Sie kommen mit dem Longin und den Regeln aller guten Kunſtrichter völlig überein. Auch die flüchtigen Gedanken des Fenelon ſagen nichts anders, wenn man ſie genau betrachtet, und aus den dabey angeführten Exempeln erläret. Sie werden durch die Exempel der Alten und der beſten neuern tragiſchen Dichter, ſowohl in Frankreich, als in England und Italien beſtätiget. Wenn man die Trauerſpiele des Euripides und Sophokles nicht in den lateiniſchen Ueberſetzungen lieſt, als in welchen letztern ihnen die Anſtändigkeit ihrer Schreibart durchgängig ausgezogen, und die Helden ſo zu ſagen, in Bettlerskleidern vorgeſtellet ſind, ſo wird man finden, daß ich wahr rede. Was die Wahl der Worte betrifft, ſo ſind die Griechen noch weiter darinnen gegangen, als eine Nation heut zu Tage gehet, indem ſie in den Trauerſpielen wie in andern Gedichten die meiſten Dinge, die im gemeinen Leben allzu oft vorkommen, mit ganz an-

dern Namen benennen, als womit sie gewöhnlich beleget zu werden pflegen. Es ist bekannt, daß die alten Tragödienschreiber sehr viel auf lange und die Ohren füllende Wörter hielten. Was den Schwung der Redensarten angehet, so fehlet es nirgends an der Feinigkeit derselben, und er ist besonders in Erzählungen, und Beschreibungen oft prächtiger, als wir ihn heut zu Tage wagen dürfen. Sie hüten sich auch nicht so sehr vor scharfsinnigen Gedanken, als viele vorgeben, welche gern die Alten zu Exempeln ihrer matten und kraftlosen Schreibart machen wollten. Nur sind wegen der Liebe, die die Griechen und besonders die Athenienser zu den öffentlichen Reden hatten, meistentheils längere Reden darinnen, als man sich zu den itzigen Zeiten getrauen darf, auf dem Theater hören zu lassen, und zwar methodische und ordentlich ausgearbeitete Reden, welches man nicht anders bey ihnen verlangen kann, da dieselben Zuschauer, denen zu Gefallen diese Trauerspiele geschrieben worden, dergleichen Reden täglich von den größten Leuten ihres Vaterlandes öffentlich halten hörten.

Um auch hierinnen nichts ohne Beweis zu sagen, will ich einige Zeilen anführen, die aus Antworten und Gegenantworten bestehen, und worinnen fast jede Zeile etwas scharfsinniges enthält. Dergleichen kann man in allen Trauerspielen der Alten, und dann und wann dreyßig und mehr Zeilen nach ein ander finden. Sie sind aus des Euripides Iphigenia in Aulis genommen *)

*) ΜΕ. Αἴ, αἴ, φίλους ἄρ' οὐχὶ κεκτήμην τάλας.
ΑΓ. Ἐν τοὺς φίλους γε μὴ θέλεις ἀπολλύναι
ΜΕ. Δείξεις δὲ πῶ μοι πατρὸς ἐκ ταυτοῦ γεγώς.
ΑΓ. Συνσωφρονεῖν σοι βούλομ', ἀλλ' οὐ συνοισεῖν
ΜΕ. Ἐς κοινὸν ἀλγεῖν τοῖς φίλοισι χρὴ φίλους.
ΑΓ. Εὖ δρῶν παρακάλει μ', ἀλλὰ μὴ λυπῶν ἐμέ.

Mi-

Menelaus.

Ach! bin ich ärmster denn von Freunden ganz entblößt?

Agamemnon.

Nein! wenn du nur sie selbst nicht ins Verderben stößt.

Menelaus.

Wo zeigest du, daß wir von einem Vater stammen?

Agamemnon.

Im Guten nicht zur Wut, stimm ich mit dir zusammen.

Menelaus.

Gemeinschaft auch im Schmerz ist wahrer Freunde Pflicht!

Agamemnon.

Die fodre wohlzuthun, doch mir zu schaden nicht.

Es ist mir lieb, daß ich um dieses zu bekräftigen meinen Lesern als das vierte Stück dieses Bandes eine Uebersetzung der Elektra des Sophokles vorlegen kann. Die Entfernung hat mir nicht gestattet, dieses Stück, das schon vor mehr als fünf Jahren fertig gelegen, von neuem wieder durchzusehen, und ich kann im voraus gestehen, daß die Begierde die Gedanken des Textes in eben der Kürze und mit demselben Nachdrucke zu sagen, hin und wieder mehr Härtigkeit in den Versen meiner Uebersetzung verursachet hat, als ich wünschte. Es ist mir nicht daran gelegen gewesen, die Worte sondern die Majestät und die Leidenschaften des Griechischen Trauerspiels auszudrücken. Ich habe mich daher sehr oft genöthiget gesehen, eine Metaphor des Griechischen Textes mit einer ganz andern im Deutschen zu geben indem in zwey verschiedenen Sprachen es oftmals trifft, daß eine Metaphor in der einen Sprache gemein, abgebraucht und gar lächerlich ist, die man in der andern ganz neu und edel findet; ich bin gezwungen gewesen, dann und wann eine Schönheit, die ich nicht ausdrucken können durch eine ganz andre wieder zu ersetzen. Denn die Schönheiten eines Textes in der Uebersetzung weglassen, und was in dem ersten prächtig gesagt ist, in der letztern mit eigentlichen Worten geben, heißt seinem Originale unrecht thun. Viele Beywörter, worinnen die Griechen etwas besonders haben, und die sich nicht anders als mit vielen Worten übersetzen lassen, habe ich mit andern Beywörtern vertauschen müssen; denn eine weit-

läufige Umschreibung aus einem Beyworte machen, heißt einen Nebenbegriff des Originals in der Uebersetzung zu einem Hauptbegriffe machen, und also den Verstand eines ganzen Perioden verdunkeln oder gar verändern. Ich habe hierinnen alle guten Uebersetzer zu Vorgängern. Ich darf mich hierinnen nur auf den Boileau berufen, der die Schönheiten der Alten wohl kannte, und sie den neuern bekannt zu machen suchte. Die Worte des Orest im Euripides:

Ὦ μᾶτερ ἱκετεύω σέ μη πισεῖέ μοι
Τὰς αἱματωποὺς καὶ δρακοντώδεις κόρας.
Αὗται γὰρ αὗται πλησίον θρωσκουσί μου.

übersetzt er:

Mere cruelle, arrête, eloigne de mes yeux,
Ces Filles de l'Enfer ces Spectres odieux.
Ils viennent, je les vois: mon supplice s'apprête.
Quels horribles serpens leur sifflent sur la tête?

Ich habe mir niemals die Freyheit genommen, die Worte meines Textes so weit zu verlassen, und wenn ich in einigen Worten abgegangen bin, so ist es geschehen, nachdem ich erst versuchet hatte, ob ich dem Texte näher kommen konnte.

Es wird mir ein großes Vergnügen seyn, wenn ich durch diese Probe andre ermuntert, die Schönheiten derer jenigen Muster durch Uebersetzungen bekannter zu machen, derer Nachahmung allezeit der sicherste Weg zum Ruhme gewesen.

Copenhagen den 8 April
1747.

Schlegel.

Erster

Der
Geheimnißvolle,
Ein Lustspiel.

Personen des Lustspiels:

von Schlangendorf, ein vornehmer Herr.

Amalia, seine Tochter.

Cathrine, ihr Mägdchen.

Abgrund
Glocke } zween junge Edelleute.

Graf von Bährenfeld,

Johann, Abgrunds Bedienter.

Der Schauplatz ist in Schlangendorfs Hause.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Amalia, Cathrine.

Amalia.

Ich geſtehe es, Cathrine. Ich möchte doch gern wiſſen, wer der verkleidete Türk auf dem geſtrigen Balle geweſen wäre.

Cathrine. Nun! das gefällt mir. Er redete ja beſtändig im Vertrauen mit ihnen, ſo ſolte er ihnen auch wohl im Vertrauen geſagt haben, wer er wäre.

Amalia. Wie ſo? Er hat nicht ein Wort im Vertrauen mit mir geredet.

Cathrine. Er wird doch nicht ſo oft bey Seite am Fenſter mit ihnen geſtanden haben, um ihnen zu ſagen, daß ein ſchöner Abend wäre, oder zu fragen, wie ſich ihr Papa befände.

Amalia. Er hat mir doch gewiß nichts wichtigers geſagt.

Cathrine. Aber er machte doch gewiß ſehr wichtige

tige Geberden dazu. Und nach meiner Ausrechnung müßte er ihnen, wo nicht von Liebe, doch wenigstens von Verehrung vorgeredet haben.

Amalia. So habt ihr euch verrechnet. Es ist wahr, ich bildete mir Wunder ein, was er mir zu sagen hätte. Vielleicht hat ihn die Ehrerbietigkeit zurück gehalten. Aber dennoch...

Cathrine. O! sie entschuldigen ihn! So hat er doppelt Unrecht, daß er ihnen nichts gesagt hat.

Amalia. So laßt mich doch ausreden. Aber dennoch, sage ich, verdrießt es mich, daß er so viel Aufsehens machte.

Cathrine. Und mich verdrießt es noch mehr, da er das Aufsehen ohne Ursache gemacht hat.

Amalia. Nein! Cathrine! es sollte mir leid seyn, wenn er es noch dazu mit Ursache gemacht hätte.

Cathrine. Fürchten sie sich dafür nicht. Er wird wohl zu den Leuten gehören, denen bloß daran gelegen ist, Aufsehen zu machen, und die allemal am meisten Lärmen machen, wenn sie am wenigsten thun.

Amalia. So muß er ein wunderlicher Mensch seyn, Cathrine. Er sah zwar sonst eben so närrisch nicht aus.

Cathrine. Und eben weil er nicht so närrisch aussahe, so wollten sie gern wissen wer er wäre.

Amalia. Sagt mir was euch fehlt. Meynt ihr, daß mir an dem Menschen was gelegen ist.

Cathrine. Nicht doch. Warum werden sie denn böse. Soll man denn nicht die Leute kennen lernen, mit denen man umgehet. Ein verkleideter unbekannter Mensch kömmt kaum in die Gesellschaft: so sieht

er beſtändig auf eine ſehr merklichverſtohlne Art nach meiner gnädigen Fräulein. Ey man ſich es verſieht ſteht er bey ihr am Fenſter, reibt ein paar Worte, ſieht ſich beſtändig um, merkt daß man auf ihn ſieht, erſchrickt, und ſchleicht ganz ſchüchtern fort. In einer kleinen Weile iſt er wieder da. Kurz er geht ſo behutſam und geheim mit ihnen um, daß die ganze Geſellſchaft merkt, daß er bloß ihrentwegen da iſt. Das verlohnt die Mühe noch wohl, daß man fragt, wer der Menſch wohl ſeyn mag.

Amalia. Das glaube ich, Cathrine. Es iſt ja eine Sache die mich angeht.

Cathrine. Und was mich betrifft. Alles was nur geheim heiſſen ſoll, iſt eine Sache die mich angehet. Ich will ſchon ſuchen, es zu erfahren.

Amalia. Ihr werdet aber doch ſo klug ſeyn, und euch nicht merken laſſen, daß ich es gern wiſſen will.

Cathrine. Sehn ſie mich doch nicht für ein Kind an. Ey! wer kömmt da. Gehn ſie nur in ihr Zimmer. Ich ſehe hier jemand, den man darzu brauchen kan.

Zweyter Auftritt.

Johann. Cathrine.

Johann.

Ey! mein allerliebſtes goldnes, Engliſches Cathrinchen.

Cathrine. Nun! willkommen! Wo fühet denn dich der Henker wieder her? Sage mir. Biſt du davon gelauffen? Hat dich dein Herr fortgejaget? oder was haſt du ſonſt geſtiftet? Es iſt ja kaum vierzehn Tage, daß du wegreiſeſt.

Johann. Ich bin mit meinem Herrn gekommen.

Cathrine. So hat dein Herr einmal einen klugen Einfall gehabt. Denn ich wollte dich eben brauchen.

Johann. Brauchen? o von Herzen gerne. Willst du mich gleich itzt brauchen.

Cathrine. Ja! gleich itzt und zwar zu einem Spion. Denn das ist ein Beruff.

Johann. Wenn nur die Besoldung bey dem Amte nicht so schlecht wäre. Denn in dem Berufe wird man zuweilen gehangen.

Cathrine. Es ist noch niemals ein Frauenzimmer-Spion gehangen worden.

Johann. Das ist was anders. Die Geheimnisse des Frauenzimmers auszuspioniren, dazu kannst du mich brauchen, so viel du willst und so viel ich kann.

Cathrine. Meine Fräulein ist gestern auf einem Balle gewesen.

Johann. Mein Herr auch.

Cathrine. Da war ein Mensch in einen Türken verkleidet, und du sollst ausforschen wer der gewesen ist.

Johann. Mein liebes Cathrinchen! Ich wollte dir wohl gerne dienen. Aber ich bin itzo so verschwiegen geworden, wie eine Mauer.

Cathrine. So geh mir gleich aus den Augen. Ich will keine Mauer zum Liebsten haben.

Johann. Ich kann aber deine Augen nicht entbehren. Und wenn es gleich alle Geheimnisse kosten sollte, die ich im Leibe habe.

Cathrine. Bekenne oder geh.

Johann.

Johann. Geh nur dorthin in die Ecke. Ich will es für mich ganz allein ſagen, damit ich doch ſchwören kann, daß ich es keinem Menſchen geſagt habe.

Cathrine. Nun hier ſteh ich. Rede aber auch, daß ich es verſtehen kann.

Johann. Der Türk auf dem geſtrigen Balle iſt mein Herr geweſen... Ach! Stille! du haſt doch nichts gehört!

Cathrine. Wer wär es geweſen? dein Herr? Lehre mich doch deinen Herrn kennen.

Johann. Ich weiß doch keinen andern Herrn, den ich habe, als den geſtrigen Türken und meine Cathrine.

Cathrine. War denn der geſtrige Tänzer ſo ein plumper Schlingel wie dein Herr iſt.

Johann. Still! brauche mehr Ehrerbietigkeit. Ich merke wohl du redeſt von meinem vorigen Herrn; der Teufel hole ihn. Aber du ſollteſt doch mich in ihm verehren.

Cathrine. So dienſt du nicht mehr bey deinem vorigen Herrn.

Johann. Nachdem er mein voriger Herr iſt, diene ich bey meinem itzigen Herrn.

Cathrine. Und wer iſt denn dein itziger Herr?

Johann. Wenn du mir das ſagen kannſt, Cathrine, ſo wirſt du mir einen großen Gefallen thun: denn ich höre gern was ganz neues und unbekanntes.

Cathrine. Warte nur! Ich ſehe wohl, ich muß dich Artikelweiſe vernehmen. Wie heißt dein Herr?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Was iſt er?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Ist er ein Edelmann oder ein Bürgerlicher vornehmen oder niedrigen Standes?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Ist er ein Rechtsgelehrter, oder ein Receptschreiber, oder ein Soldat, oder ein Landläufer oder ein Goldmacher, oder ein Windmacher, oder ein Projectmacher, oder ein Spieler?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Wo ist er zu Hause?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Wo kömmt er her?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Reist er weg oder bleibt er hier?

Johann. Ich weiß nicht.

Cathrine. Du hast auf deiner Reise vor zwey Wochen schon besser lügen gelernet, als mancher der zwey Jahr in Paris gewesen ist, französisch gelernet hat.

Johann. Aber ich weiß ja nichts.

Cathrine. Sage alles, was du weißt. Wo hast du ihn angetroffen? Wie bist du zu ihm gekommen. Ich will dich reden lehren.

Johann. Du weißt, wie es mit meinem vorigen Herrn stund, und daß wir manchmal den Weg nach dem Thore suchten, damit uns nicht der Weg nach dem Gefängnisse gewiesen würde.

Cathrine. Du holst mit deiner Erzählung so weit aus, als ob du eine Lügen sagen wolltest.

Johann. Wir kamen in Tag und Nacht 16. Meilen von der Stadt, nachdem wir uns sehr oft umgesehen hatten, ob uns nicht etwa nachgesetzt würde. Es geht mir wie andern großen Leuten, daß ich

Projecte

Projecte mache, wenn ich nicht ſchlafen kann, und daß ich nicht ſchlafen kann, wenn ich Projecte mache. In derſelben Nacht alſo faßte ich nach reiflicher Ueberlegung den Schluß, daß mein Herr ſich bey erſter Gelegenheit allein hängen laſſen möchte

Cathrine. So giengſt du deine Straße.

Johann. Ich nahm erſt des andern Tages meinen höflichen Abſchied, und er gab mir noch vorher meine Bezahlung mit einer Maulſchelle. Denn das war die einzige Münze, die er bey ſich hatte. Ich fand des Tages darauf in demſelben Gaſthofe einen Reiſenden der einen Bedienten ſuchte.

Cathrine. Da erfuhrſt du, daß er hieher reiſte, bekamſt das Heimweh und giengſt zu ihm in Dienſte.

Johann. Ich erfuhr gar nicht, wohin er reiſte. Denn das durfte kein lebendiger Menſch wiſſen. Sondern ich gieng blindlings zu ihm in Dienſte, weil ich einen Herrn ſo nöthig brauchte, als ein Mann der Schulden hat, eine reiche Frau braucht.

Cathrine. Und ſo reiſtet ihr hieher?

Johann. Nein! wir kreuzten erſt weit und breit herum.

Cathrine. Wie kamt ihr denn aufs Waſſer?

Johann. Wir kreuzten zu Lande. Erſt Nord-Oſt, denn Nord-Weſt, denn wieder Nord-Oſt. Endlich ſah ich die Thurmſpitzen von dieſer Stadt, da ich ſchon dachte, daß ich weit in die Welt hinein verſchlagen wäre.

Cathrine. Noch einen Artikel habe ich zu fragen: Iſt dein Herr ein Narr?

Johann. Das magſt du aus unſerer Reiſebeſchreibung ſchlieſſen. Er ſieht mir zu ehrlich dazu aus.

aus. Sonst dächte ich, er wäre der ärgste Schelm von der Welt oder hätte zum wenigsten jemand erstochen.

Cathrine. Weißt du nicht, daß einem ehrlichen Menschen nichts ähnlicher sieht, als ein Schelm?

Johann. Nein! nein! wenn es in seinem Gehirne so richtig stünde, als in seinem Gewissen: so wollte ich gut für ihn seyn. Aber du solltest dich toll lachen, wenn du ihn sähest. Er ist allemal ängstlich und fürchtet jeden Augenblick verrathen zu seyn. Er widerspricht sich selber so oft er glaubt, daß er sich zu bloß gegeben hat. Er zittert so bald man ihm eine Frage thut, und jede Antwort kömmt ihm so sauer an, als ob sie ihn den Hals kosten sollte. Er redet mit niemand laut, als mit sich selber, wenn er allein ist, allen andern Leuten redet er in das Ohr. Zuweilen führte er mich auf der Reise ans Fenster und fragte mich ganz heimlich: Was ist die Uhr? Hast du anspannen lassen? Wir fuhren so geheim aus den Wirthshäusern, als ob wir ohne Bezahlung davon giengen; Wir fuhren allemal zu dem einen Thore heraus, und nahmen hernach den Weg um die Stadt herum nach einer andern Seite. Wenn mein Herr ausgehen will: so heißt er mich erst weggehen, damit ich seine Gänge nicht belauschen soll. Ach! ich werde inskünftige faule Zeit haben, und dich alle Tage wenigstens dreymal besuchen.

Cathrine. Ich werde aber deinen Besuch nicht eher annehmen, bis du mir ganz ordentlich und umständlich Nachricht giebst, wer dein Herr ist.

Johann. Zum Henker! Es ärgert mich selber, daß ich meinen eignen Herrn nicht kenne. Ich will versuchen, was ich heraus bringen kann.

Cathrine. Und das ſo bald als möglich iſt: Unterdeſſen weiß ich doch etwas. Leb wohl! Johann.

Johann. Das verzweifelte Mägdchen, ſo bald ſie die Schürze voll Neuigkeiten hat, läuft ſie davon und ſieht mich nicht mehr an. Warte ich will dir ein andermal meine Zeitungen beſſer verkaufſen. Nun! wer kömmt denn hier? Iſt das ein andres ich? oder wer iſt es? in meines Herrn ſeiner Livrey? Potz tauſend! das iſt mein Herr!

Dritter Auftritt.

Johann, Abgrund,

(in Lakeyen Kleidern.)

Johann.

Mit ſeiner Erlaubniß! ich möchte doch wiſſen, wer hier eben die Livrey gäbe, die mein Herr giebt? Was? iſt das möglich? ſind ſie es?

Abgrund. Sage, du Spion, was du hier machſt?

Johann. Mein Herr, ich habe ſo wohl meine Geheimniſſe, als ſie die ihrigen. Dafür kann ich aber nicht, daß wir beyde unſre Geheimniſſe an einem Orte haben.

Abgrund. Was wollteſt du für Geheimniſſe haben, als mich auszukundſchaften.

Johann. Weil wir einander doch einmal hier angetroffen haben, wollen wir nicht mit unſern Geheimniſſen einen Tauſch treffen? Ich will ihnen die meinigen ſagen: entdecken ſie mir die ihrigen.

Abgrund. Was? Kerl, du unterſtehſt dich, nach meinen Geheimniſſen zu fragen?

Johann.

Johann. Ich bitte sehr um Verzeyhung, daß ich bey dieser Gelegenheit mir die Kühnheit fasse, sie um einige Nachrichten zu fragen, die mir sehr nöthig zu wissen sind.

Abgrund. Einem Bedienten ist nichts nöthig zu wissen, je weniger er weiß, destoweniger hat er zu verantworten.

Johann. Eben um das Verantworten ist es mir zu thun. Ich habe sehr viel Liebe gegen die Herren, denen ich diene. Sie hat aber doch gewisse Schranken, daß ich mich nicht gerne für sie henken oder auf die Marter bringen lassen wollte.

Abgrund. Was willst du damit sagen? für wen siehst du mich an!

Johann. Für einen Menschen, der so ehrlich ist, daß er nicht verlangt, daß andre ehrliche Leute ihn bloß auf sein ehrliches Gesichte für ehrlich halten sollen, ohne ihn weiter zu kennen. Ich halte für sehr nöthig zu wissen, mit wem ich eigentlich zu thun habe. Denn nach ihrem Bezeigen weiß ich manchmal nicht, ob ich nicht mit dem einen Fuße schon auf der Leiter stehe. Haben sie etwa jemanden erstochen? so sagen sie mir es nur, ich werde sie nicht verrathen; oder machen sie Gold; so ist es desto besser. Aber wenn sie etwan ein Abgesandter vom Prätendenten sind oder König in Corsica werden wollen: so wollen wir bey Zeiten sehen, wie wir auseinander kommen. Dann ich habe keine politische Seele und will mich nicht gern mit den großen Herren vereinigen.

Abgrund. Du Schurke, du würdest mir nicht so reden, wenn du nicht sähest, daß ich in deiner Gewalt bin.

Jo-

Johann. Ich verlange keine Gewalt über meinen Herrn zu haben. Dafür behüte mich der Himmel! Aber ich werde ſie doch diesmal feſthalten, und ganz unterthänig bitten, daß ſie mir antworten wer ſie ſind, wenn ich nicht im ganzen Hauſe das einzige ſagen ſoll, was ich von ihnen weiß, nemlich daß ſie mein Herr ſind, und daß der Teufel wiſſen mag, was ſie in dieſer Kleidung hier zu ſuchen haben.

Abgrund. Hör an, Johann, kannſt du ſchweigen.

Johann. Das werden ſie am beſten wiſſen können, wenn ſie es verſuchen wollen.

Abgrund. So will ich dir ſagen, daß ich aus einem gewiſſen ganz vornehmen Hauſe bin.

Johann. Gut! Soll ich das verſchweigen?

Abgrund. Ja! freylich! und daß ich hieher komme, mein Glück hier am Hofe zu ſuchen.

Johann. Zum Henker! ſo ſuchen ſie ihr Glück durch ſehr krumme Wege. Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn wir ſtatt 16. Meilen nicht 100. gereiſet ſind.

Abgrund. Das war nötig, damit niemand wüßte, wer ich wäre, woher ich käme, und wohin ich gegangen wäre.

Johann. Nun merke ich es. Sie hatten an dem Orte, wo ſie waren, ſich übel aufgeführet, und damit man dieſes hier nicht erfährt, ſo ſoll man hier nicht die Ehre haben, ſie recht zu kennen

Abgrund. Du mußt eine beſſre Meynung von mir haben, Johann.

Johann. Aber von welchem Orte kommen ſie denn?

Abgrund. Aus meiner Vaterſtadt.

Johann.

Johann. Hat ſie keinen andern Nahmen als den?

Abgrund. Den Nahmen brauchſt du nicht zu wiſſen, du weißt nun ſo viel, als zu deiner Beruhigung dienen kann.

Johann. Ich weiß alſo zu meiner Beruhigung das große Geheimniß, daß ſie aus einer vornehmen Familie in ihrer Vaterſtadt geboren ſind und hieher kommen ſind, ihr Glück zu ſuchen.

Abgrund. Hüte dich, daß du ja keinem Menſchen etwas davon ſagſt. Daran hängt meine ganze Wohlfarth.

Johann. Wenn ſie mir noch wenigſtens zu meiner Beruhigung ſagten, warum ſie das ſo verſchwiegen halten.

Abgrund. Weil du ſo ſehr in mich dringſt, Johann, ſo wiſſe denn im Vertrauen, daß vor dem einer von meinen Anverwandten bey dem Fürſten hier in großen Gnaden geſtanden hat, und nicht darinnen geſtorben iſt.

Johann. Ja! ſo iſt es was anders. Nun billige ich ihr Verfahren. Ihr Anverwandter wird etwas großes begangen haben, das alle ſeine Freunde beſchimpft. Zum Henker! iſt es etwann gar der, deſſen Biloniß.... Doch nein! der iſt ja wohl aus keiner großen Familie, ob er gleich auch in ſeiner Vaterſtadt geboren ſeyn mag.

Abgrund. Es hat niemand von meinen Anverwandten etwas böſes begangen, ſondern derjenige von dem ich rede, war meines Großvaters Bruder. Er nahm vor etwa 15. Jahren vom Hofe ſeinen Abſchied und iſt vor 10. Jahren auf ſeinen Gütern geſtorben.

Johann.

Johann. Ey! mein Herr! Ich bin zwar ein einfältiger Diener. Aber bereden ſie das jemand anders.

Abgrund. Ich kan dich bey meiner Ehre verſichern, daß es nicht anders iſt.

Johann. Es iſt auch noch ein Geheimniß, ob ſie Ehre haben. Unterrichten ſie mich doch, wenn ich ſie bey jemand melden ſoll, wie ſoll ich denn ſagen? Soll ich ſie als den Herrn melden, der aus ſeiner Vaterſtadt hier angekommen iſt. Denn das iſt doch von allen ihren Geheimniſſen dasjenige was man am erſten ausplaudern darf.

Abgrund. Du kannſt mich im Nothfall den Herrn von Abgrund nennen.

Johann. Herr von Abgrund! Aber ich will mein Brod nicht gern mit Sünden verdienen. Ich kann nicht zugeben, daß mein Herr ſeine eigene Livorey trägt. Wollen ſie mir nicht ſagen, was ſie hier zu verrichten haben. Ich bin hier bekannter als ſie.

Abgrund. Ich ſage dirs hiermit Johann, bekümmere dich nicht darum, vieles zu wiſſen. Du kennſt die Welt nicht. Ich habe geſehen, wie behutſam man in allen Sachen verfahren muß, und daß nichts ohne Verſchwiegenheit gelingen kann. Geh! daß man dich nicht bey mir ſieht. Ich kan die Leute nicht leiden, die ſo viel fragen.

Vierter Auftritt.

Cathrine, Abgrund.

Cathrine.

Stehſt du noch hier, Johann? Weißt du nicht, was du zu thun haſt? Ach! nehme ers nicht übel,

übel, mein Freund, ich sahe ihn für einen andern an.

Abgrund. Meine liebe Jungfer, ist sie etwa..... diejenige Person die ich suche?

Catbrine. Ich weiß nur daß er nicht diejenige Person ist, die ich suche. Was sucht er denn für eine Person?

Abgrund. Eine gewisse Cammerjungfer.

Catbrine. Ja! so bin ich noch ungewiß, ob ich die gewisse Cammerjungfer bin.

Abgrund. Die Cammerjungfer von einer gewissen Fräulein.

Catbrine. Ey! meine Fräulein ist keine gewisse Fräulein. Es hat meistentheils gewisse Umstände mit den Leuten, die man gewisse Leute nennet.

Abgrund. Weil man doch deutlich reden muß, ich suche die Cammer-Jungfer der Fräulein von Schlangendorf.

Catbrine. Was hat er denn bey ihr anzubringen?

Abgrund. Das will ich hernach sagen, wenn ich erst versichert bin, daß sie es ist.

Catbrine Darauf kann ich ihm mit einem deutlichen ja antworten.

Abgrund. Mein Herr bittet um Erlaubniß sich bey der gnädigen Fräulein persönlich zu erkundigen, wie sie auf den gestrigen Ball geruhet hat.

Catbrine. Wie lange dient er bey Herrschaften?

Abgrund. Seit .... Ich hoffe das wird nicht mit zum Complimente gehören, und sie wird nicht nöthig haben es zu wissen.

Catbrine. Ich schliesse nur, daß es nicht lange

seyn

ſeyn muß, weil er vergißt den Nahmen ſeines Herrn zu ſagen.

Abgrund. Wenn mein Herr es für gut befinden, ſo wird er die Ehre haben, ihn der gnädigen Fräulein ſelbſt zu entdecken. Ach! ich höre daß jemand kömmt. Lebe ſie wohl. Ich will ſchon wieder kommen, um Antwort zu holen.

Fünfter Auftritt.

Schlangendorf, Cathrine, Abgrund.

Schlangendorf.

Wollte dieſer Diener zu mir. Was will er mein Freund?

Abgrund. Nichts.

Schlangendorf. Nichts? das iſt wenig gesagt. Bey wem dient er?

Abgrund. Ich redete hier mit der Cammerjungfer.

Schlangendorf. Ich frage, wer ſein Herr iſt.

Abgrund. Mein Herr hat mich nicht hieher geſchickt.

Schlangendorf. Cathrine, wer iſt er denn und was will er?

Abgrund. Ich hatte mir etwas im Vertrauen mit der Cammerjungfer zu ſprechen.

Cathrine. Was? Vertrauen? Er kann mit ſeinem Vertrauen zum Henker gehen. Ich will ſterben, wenn ich weiß, wer er iſt. Er meldet ſeinen Herrn bey der Fräulein an.

(unterdeſſen gehet Abgrund unvermerkt ab.)

Schlangendorf. Du wirſt ihn nicht recht verſtehen, er wird ihn bey mir melden. Hört doch.

macht meinen ergebenſten Empfehl..... Wo iſt denn der Kerl hin?

Cathrine. Iſt er verſchwunden? War das ein Geſpenſt? Fort iſt er.

Sechſter Auftritt.

Schlangendorf, Cathrine.

Schlangendorf.

Aber was war das für eine Erſcheinung Cathrine?

Cathrine. Entweder der Kerl iſt nicht klug oder ſein Herr, oder auch alle beyde.

Schlangendorf. Wenn iſt meine Tochter geſtern vom Balle nach Hauſe gekommen?

Cathrine. Geſtern iſt ſie nicht nach Hauſe gekommen.

Schlangendorf. Wie? du träumſt, Cathrine.

Cathrine. Wollen ſie verlangen, daß ein Frauenzimmer an demſelbigen Tage wieder von einem Balle zurück kommen ſoll, da ſie darauf geht. Sie iſt heute früh um 2 Uhr nach Hauſe gekommen.

Schlangendorf. Biſt du da geweſen, und haſt recht ernſtlich auf das achtung gegeben, was ich dir befohlen habe.

Cathrine. So ernſtlich, als ob ſie meine eigne Tochter wäre.

Schlangendorf. Und haſt befunden?

Cathrine. Ich habe wohl einige kleine Funken bemerket.

Schlangendorf. Kleine Funken? das iſt mehr als ich will.

Cathrine. Solche kleine Funken, die ſie vielleicht ſelber noch nicht innen geworden iſt.

Schlan-

Schlangendorf. Das iſt nichts, die Lampen muſt du auslöſchen, Cathrine.

Cathrine. Ey! warum denn? das wäre ja Schade.

Schlangendorf. Ich habe dir geſagt, daß es Zeit iſt meiner Tochter einen Mann zu geben.

Cathrine. Freylich iſt es Zeit und zwar ſehr hohe Zeit. Denn ſie haben mir verſprochen, daß ich hernach auch einen haben ſoll. Aber was iſt das für eine neue Staatsmaxime, weil ſie ihr einen Mann geben wollen, ſo ſoll ſie ja niemand liebgewinnen.

Schlangendorf. Das macht, weil ich ihr einen wählen will.

Cathrine. So wollen ſie auch der Vater ihren Schlendrian mit machen. Wenn ſie nur einen Schwiegerſohn haben, ſo fragen ſie viel darnach, ob die Tochter auch einen Mann hat. Aber ich ſchwöre es ihnen als ein ehrliches Mägdchen, muß ſie den einen Mann für ihren Herrn Vater nehmen, ſo will ich ihr gewiß noch einen andern für ſich ſelber dazu geben.

Schlangendorf. Cathrine, ich habe mich allezeit auf dich verlaſſen können.

Cathrine. Ach! ja! ich bin eine rechte Grundſäule des ganzen Hauſes.

Schlangendorf. Ich muß nothwendig einen Schwiegerſohn haben, mit dem was anzufangen iſt, deſſen Glück ich machen kann, und der mir mit der Zeit wieder Dienſte thun kann.

Cathrine. Das wäre wohl gut. Aber wenn die Fräulein meynt, daß ein andrer beſſer für ſie ſeyn würde.

Schlangendorf. Das ſollſt du eben verhindern.

Cathrine. Ich? verhindern? Sie sind so ein alter Staatsmann und wissen nicht so viel, daß der Teufel selber das nicht verhindern kann.

Schlangendorf. Meine Tochter muß nicht einmal wissen, daß ich ihr einen Mann nach meinem Sinne gebe.

Cathrine. So hätten wir beyde sie nicht so klug erziehen sollen.

Schlangendorf. Sie muß mich noch dazu um den Mann bitten, den ich ihr aussuchen werde, und sich einbilden, daß sie ihn selber gewählt hat.

Cathrine. Das ist listig genug. Aber so wählen sie bald, ehe sie selber wählet.

Schlangendorf. Die Wahl ist aber schwer. Denn mein Schwiegersohn soll nicht allein Feuer und Lebhaftigkeit und gute Manieren haben: sondern auch einen recht feinen Verstand, und so viel Vernunft, als man fodern kann.

Cathrine. Denken sie den hier zu finden, oder wollen sie ihn aus Frankreich verschreiben?

Schlangendorf. Es ist wahr. Es wird mir schwer, und ich bin noch nicht mit mir einig, wen ich ihr geben will.

Cathrine. Ich will doch nicht hoffen, daß sie ihre Augen auf den Menschen gerichtet haben, der uns alle Tage bald taub schreyet. Der will ja ein rechter Hofmann seyn.

Schlangendorf. Glocken meynest du? die lebendige Zeitung?

Cathrine. Oder auf den, der allemal nach dem Spieltische ruft?

Schlangendorf. Den habe ich noch niemals

einen klugen Einfall ſagen hören, auſſer mediateur und fans prendre.

Cathrine. Oder auf den, der immer ſo liſtig ausſieht, wenn er mit den Leuten redet?

Schlangendorf. Das iſt eine elende Klugheit, die nicht einmal ſich ſelber zu verbergen weiß.

Cathrine. O! ich weiß einen Menſchen, der ihre Sache ſeyn würde, das iſt ein artiger manierlicher höflicher Menſch, der dabey die Vorſichtigkeit ſelber iſt, der alle Schritte mit Furcht und Ueberlegung thut, der ſo behutſam iſt, daß er ſich vor einer Wand hütet.

Schlangendorf. Wer iſt das?

Cathrine. Es iſt ſchade, daß ich es nicht weiß.

Schlangendorf. Wie ſieht er aus?

Cathrine. Ich habe ihn noch nicht anders, als mit der Maske vor dem Geſichte geſehen.

Schlangendorf. Wenn du nicht weißt, wer er iſt, wie kannſt du ihn ſo vernünftig beſchreiben?

Cathrine. Ob er vernünftig iſt, weiß ich noch nicht. Ich weiß nur daß er ſehr vorſichtig iſt. Und die Fünfchen von denen ich vorhin ſagte.

Schlangendorf. Was gegen einen Menſchen, den man nicht kennt.

Cathrine. Ja! bekannt oder unbekannt, wenn man gefällt.

Schlangendorf. Und meine Tochter, die ſonſt ſo vernünftig iſt.

Cathrine. Sie iſt ganz unſchuldig. Wenn ſie ihn liebt, ſo weiß ſie gewiß ſelber noch nichts davon.

Schlangendorf. Höre, Cathrine, ſey ja klug. Du mußt ihr einen ſolchen Menſchen aus dem Kopfe bringen.

Cathrine. Ja! aus dem Kopfe, wenn er nur auch aus dem Herzen heraus zu bringen iſt.

Schlangendorf. Es geht gewiß an, ſey nur verſchwiegen, laß dich nicht merken, daß ich es weiß.

Cathrine. Ey! was meine Verſchwiegenheit betrifft, die dächte ich, ſollten ſie kennen.

Schlangendorf. Hüthe dich nur, daß du von dem Menſchen weder Gutes redeſt, noch zu eyfrig übels ſprichſt. Man redet zuweilen für die Leute, wenn man zu viel wider ſie redet. Aber du kannſt ihr in ſeinem Bezeigen Unhöflichkeiten, Unverſtand, Mangel von Ehrerbietigkeit oder dergleichen entdecken helfen, doch gar nicht als wenn du ihm zuwider wäreſt. Du kannſt ihn unvermerkt lächerlich machen, ſo viel möglich iſt.

Cathrine. Die Mühe wird er wohl ſelber über ſich nehmen.

Schlangendorf. Und ich will ihm die Gelegenheit vielleicht auch geben, ſich lächerlich oder verhaßt zu machen. Kömmt er nicht zu mir?

Cathrine. Das weiß ich nicht. Denn ſie haben ſeinen Diener vorhin verſcheucht, der ihn melden ſollte.

Schlangendorf. Spiele deine Perſon gut. Du weißt mir iſt daran gelegen, und meiner Tochter eben ſo viel. Sieh! daß du erfährſt, wer er iſt. Ich erwarte von allen Nachricht von dir.

(Schlangendorf geht ab.)

Cathrine. Es ſoll alles geſchehen, ſo viel es ſich nemlich thun läßt, und meiner Fräulein unbeſchadet. Wer einem Menſchen zu Gefallen es mit dem andern verderbt, der wird immer von beyden ſchlecht belohnt.

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Johann, Cathrine.

Cathrine.

Ich dachte gleich, daß es mit deinem Collegen nicht richtig zu gienge. Du kannſt deinem Herrn nur ſagen, daß wir nichts mit ihm zu thun haben wollen. Er fängt Streiche an, die wider alle menſchliche Vernunft ſind. Erſt kömmt er ſich ſelber anzumelden, als ob er dir nicht ſagen durfte, daß er ein Fräulein beſuchen wollte. Er hat gar nicht nöthig ſo geheim zu thun. Es wird hier nicht viel für ihn ſeyen, das der Mühe werth iſt, zu verſchweigen. Hernach läuft er davon, da er gefragt wird, wer er iſt. Endlich kömmt er mit einer neuen Verwandlung, in einem Mantel mit einem Paar Kaufmanns-Waaren unterm Arme auf einer andern Treppe wieder herauf; der Henker weiß was er wollte. Aber ohne der Fräulein ein Wort zu ſagen, habe ich ihn abgeführet, daß ich gewiß weiß, von allen ſeinen Geheimniſſen iſt das wichtigſte, und was er keinen Menſchen ſagen wird, wie ſchlecht ſeine heutige Maskerade abgelaufen iſt.

Johann. Nun aber wird er in ſeiner eigentlichen Geſtalt kommen, und die wird alles wieder gut machen.

Cathrine. Wir wollen ihn weder in ſeiner eigentlichen noch in ſeiner uneigentlichen Geſtalt ſehen

Johann. Er wird nicht fragen, ob man ihn ſehen will, ſondern ſich in aller Stille ſelber zeigen.

Cathrine. Das hast du ihm gewiß gerathen?

Johann. Nach vielen Umständen, und nachdem ich ihm mit zehn Schwüren Verschwiegenheit angeloben müssen, habe ich ihn endlich selbst so weit gebracht, daß ich ihn hieher begleiten dürfen, denn er wollte durchaus ohne Bedienung gehen, und ich sollte nicht wissen, wohin er gienge.

Cathrine. Du sollst mir aber wahrhaftig erst sagen, wer er ist.

Johann. Ich habe weitläuftig darüber mit ihm gesprochen, und nach einer langen Unterredung habe ich endlich dieses von ihm erfahren.

Cathrine. Ey! du bist doch noch ein Mensch auf den man sich verlassen kann.

Johann. Mein Herr ist aus einer vornehmen Familie gebohren, und aus seiner Vaterstadt hieher gekommen, sein Glück zu machen.

Cathrine. Und wie heißt denn die vornehme Familie?

Johann. Damit wollte ich dir gerne dienen. Weil aber seines Großvaters Bruder vor 10 Jahren das große Verbrechen begangen hat, auf seinen Gütern zu sterben, so darf er es niemand anvertrauen; darum hat er mir befohlen, den neugierigen Leuten, die nach seinem Nahmen fragen würden, zu sagen, daß er der Herr von Abgrund hieße. Das will ich dir hiermit auch gesagt haben.

Cathrine. Und das will ich dir hiermit für deine Nachricht gegeben haben. (sie giebt ihm eine Maulschelle.)

Johann. Nun! Cathrine. Ich sehe wohl ich kriege bey dir eben den Lohn, wenn ich meine Nachrichten bringe, den ich bey meinem Herrn kriege, wenn ich sie zu erhalten suche.

Ca-

Cathrine. Hat dich dein Herr geschlagen. Das ist mir lieb: Denn von mir hast du noch nicht genug.

Johann. Ich traf ihn eben an, daß er einen Brief schreiben wollte, und da ich die Nase so nahe hinbrachte, indem er ihn verstecken wollte, so bekam ich etwas für meine Neugierigkeit.

Cathrine. Und du hast nichts gelesen? So hast du doppelt so viel verdient.

Johann. Ich habe wohl etwas gesehen. Der Brief fieng sich mit Hoch an; Ich weiß aber nicht, ob es Hochgeborner oder Hochedler war.

Cathrine. Das ist eine unvergleichliche Zeitung, das ist bald ein Unterschied, wie General und Corporal.

Johann. Es muß aber wohl Hochgeborner gewesen seyn, denn ich glaube es stund Graf dabey.

Cathrine. Und was hast du damit gethan. Wenn er gleich an einen Grafen schreibt; deswegen kann er wohl ein schlechter Kerl seyn.

Johann. Nein' denn es stund dabey Hochgeehrtester Herr Vater.

Cathrine. Das ist etwas. Und was weiter?

Johann. Heute bin ich in Straßburg angekommen.

Cathrine. Was zum Teufel? Sucht er Straßburg hier.

Johann. Er muß eine verzweifelt falsche Land-Charte haben. Stille! da kömmt er.

Zweyter Auftritt.

Abgrund, Johann, Cathrine.

Cathrine.

Ist dieses der Herr von Abgrund. Unterthänige Dienerin, mein Herr von Abgrund. Es ist eine große Ehre für meine Fräulein, daß sie das Vergnügen haben soll, den Herrn von Abgrund kennen zu lernen.

Abgrund. Wer ist das? Johann.

Cathrine. Ich bin die gewisse Cammerjungfer, der ihr Diener vorhin mehr Vertraulichkeit Schuld gab, als ihr gelegen war.

Abgrund. Hast du ihr was gethan? Johann.

Cathrine. Nein! nein! ich meyne den andern Diener.

Johann. Mein Herr hat ja sonst keinen Diener, Cathrine.

Abgrund. Was hast du darauf zu antworten. Wirst du gefragt? Sie hat wohl recht. Ich habe allerdings noch einen Diener.

Cathrine. Es ist sonst ein wohlgemachter hübscher Kerl. Ich muß ihnen sagen, er richtet ihre Sachen mit recht viel Eyfer und Vorsichtigkeit aus. Es gefällt mir nur nicht, daß er so gar behutsam ist. Es steht mir auch nicht an, daß er ihre Geberden und ihr ganzes Wesen so genau nachahmet, daß man schwören sollte sie wären es selbst.

Abgrund. Es ist mir leid..... Mein Kind ..... Es ist mir lieb ..... daß er ihr so wohl ... so schlecht..... Die Bedienten haben den Fehler; sie sind meistentheils die Affen ihrer Herren. Aber

höre

höre sie doch, ich habe ihr etwas nothwendiges zu sagen. Ich wollte gern die Ehre haben, ihrer Fräulein aufzuwarten.

Cathrine. Belieben sie herein zu ihr zu gehen.

Abgrund. Aber ist auch etwa sonst jemand bey ihr?

Cathrine. Was hat das zu sagen. Spatzieren sie nur hinein.

Abgrund. Ich wollte sie doch nicht gern stören, wenn sie mit jemand anders zu sprechen hätte.

Cathrine. Sie können sie nicht stören. Meine Fräulein hat keine Geheimnisse.

Abgrund. Ich komme doch den Leuten nicht gern über den Hals, wenn sie mit andern zu sprechen haben. O! will sie nicht so gut seyn, mein Kind, und erst sehen, ob jemand bey ihr ist.

Cathrine. Soviel ich weiß, ist niemand bey ihr.

Abgrund. Es könnte doch unterdessen jemand zu ihr gekommen seyn. Sey sie doch so gütig. Sehe sie, ob sie alleine ist.

(er drückt ihr ganz unvermerkt etwas in die Hand)

Cathrine. Ich nehme....

Abgrund. St.

Cathrine. Nein! ich nehme...

Abgrund. St.

Cathrine. Ich seh es wohl, sie finden das Frauenzimmer gern allein.

Dritter Auftritt.

Abgrund, Johann.

Abgrund.

Johann, das Mägdchen kann ich nicht leiden.

Johann. Mit ihrer Erlaubniß, das ist mir eben nicht angenehm.

Abgrund.

Abgrund. Sie plaudert so viel.

Johann. Ja! sie hat ein leichtfertiges Mäulchen.

Abgrund. Sie will so viel wissen.

Johann. Ich habe immer gehört: Der Mensch hat eine natürliche Begierde zu wissen.

Abgrund. Und sie spottet über die Leute.

Johann. Ganz recht, sie hat Verstand.

Abgrund. Kurz! es ist gar nichts gesetztes an ihr.

Johann. Sie hat eine allerliebste Flatterhaftigkeit.

Abgrund. Ich sage dir, daß ich sie nicht leiden kann, und du sollt nichts mit ihr zu thun haben.

Johann. Der Bediente wird doch wohl nehmen dürfen, was der Herr nicht haben will.

Abgrund. Sie spionirt dich aber aus.

Johann. So will ich gleiches mit gleichem vergelten.

Abgrund. Das könntest du wohl thun. Hör doch, Johann, frage sie doch ... Doch nein! es ist schon gut.

Johann. Soll ich sie etwa fragen, wie der Fräulein der Lakey gefallen hat, den sie vorhin an sie geschickt haben?

Abgrund. Was sagst du? Kerl! was habe ich für einen Lakey an sie geschickt. Ich wette, daß der Böswicht mich schon verrathen hat.

Johann. Wetten sie ja nicht. Denn ich will meinen Dienst verlieren, wenn ich weiß, wie ich es anfangen sollte, sie zu verrathen.

Abgrund. Siehe mich an! Sage mir, was hast du mit ihr gesprochen? Läugne nur nichts!

Johann.

Johann. Ich ... habe mit ihr nichts geſprochen .... als .... als .... was ſie mir befohlen haben.

Abgrund. Wie der Kerl zittert. Da ſiehſt du du haſt kein gutes Gewiſſen, du biſt ein Spitzbube, ein Spion, ein Verräther. Ihr ſprachſt ja von mir, da ich kam.

Johann. Ja, ich ſagte da kämen ſie.

Abgrund. Da haben wirs. Ich bin verrathen, ich kann keinem Menſchen trauen. Du haſt ihr geſagt, wer ich bin.

Johann. So müßte ich mehr geſagt haben, als ich ſelber weiß.

Abgrund. Du ſollt nichts wiſſen, durchaus nichts. Wie haſt du ihr denn ſagen können, daß ich käme, wenn du ihr nicht geſagt hätteſt, wer ich bin. Es iſt ganz richtig, ich bin verrathen.

Johann. Ich kann ſie doch verſichern, daß ich nicht anders geſagt habe, als daß der Herr von Abgrund käme. Ich weiß ja ſonſt nicht, wer ſie ſind.

Abgrund. Iſt es gewiß, daß du es nicht weißt.

Johann. Ich weiß es ſo gewiß nicht, als ich nicht weiß, wer mein Großvater geweſen iſt.

Abgrund. Höre! Johann, ſo frage doch dieſes Mägdchen, ob die Fräulein nicht von mir ... Nein! das laß nur ſeyn. Frage ſie doch, ob nicht geſtern ein Tänzer in einen Türken verkleidet auf dem Balle geweſen, der der Fräulein einigermaſſen gefallen hätte. Der Tänzer iſt einer von meinen guten Freunden, und ich möchte doch wiſſen, ob die Fräulein ihn leiden könnte.

Johann. Ja, ich glaube wohl, daß der Türk von ihren guten Freunden iſt. Mich dunkt, daß ich ihn bey ihnen geſehen habe.

Ab-

Abgrund. Haſt du ihn geſehen?

Johann. Nur von ferne.

Abgrund. Und haſt ihn gekannt?

Johann. Nicht doch. Er hatte ja eine Maſke vor dem Geſichte.

Abgrund. Frage doch bey Gelegenheit, was man von ihm ſpricht.

Johann. Ich glaube die Fräulein hat ungefähr geſagt, er hätte was klügers thun können, als ohne Noth ſo viel Aufſehen zu machen; Er würde durch ſeine Unvorſichtigkeit zu vielerley wunderlichen Gedanken Anlaß gegeben haben.

Abgrund. Unvorſichtigkeit? Du biſt ein Narr. Mein guter Freund iſt wohl fähig Unvorſichtigkeiten zu begehen. Geh' pack dich fort! Du redeſt, wie ein dummer Kerl.

Johann. Das glaube ich wohl. Es iſt keine geringe Dummheit, die Wahrheit zu ſagen.

Vierter Auftritt.

Glocke, Abgrund.

Glocke.

Es erfreut mich von Herzen, mein Herr, daß ich unſern geſtrigen Türken hier antreffe.

Abgrund. Sie werden ſich in der Perſon irren, mein Herr, denn ich bin ein guter Chriſt.

Glocke. Das glaube ich, mein Herr. Aber geſtern waren ſie doch ein Türk, und zwar ein Türk, der alle unſer Frauenzimmer ſo türkiſch gemacht hat, daß ſie uns Chriſten nur über die Achſel anſahen. Sie wiſſen doch das Geheimniß, mein Herr....

Abe

Abgrund. Ich weiß kein Geheimniß, mein Herr...

Glocke. Sie wiſſen das Geheimniß, ſage ich...

Abgrund. Ich ſage ja, daß ich kein Geheimniß weiß.

Glocke. Ja! doch! ich ſage nur, daß ſie das Geheimniß wiſſen, ſich ſo gleich bey ihrer Ankunft als einen artigen Menſchen bekannt zu machen.

Abgrund. Ich habe mich noch nicht hier bekannt gemacht, und bin nicht ſonderlich Willens es zu thun.

Glocke. Man wird ihnen nicht glauben, mein Herr. Und ich kann mich rühmen, man hat es mir zu danken, daß man ſie kennet.

Abgrund. Sie haben mich entdeckt?

Glocke. Glauben ſie wohl, daß ſie vor uns verborgen ſeyn wollen. Betrügen ſie nur uns Hofleute. Ich habe ihnen nachfolgen laſſen.

Abgrund. Ich kann ſie aber verſichern, daß ich noch nirgend geweſen bin.

Glocke. Aber bekennen ſie nur unter uns, daß die Fräulein von dieſem Hauſe ſie ganz eingenommen hatte. Hohl mich der Teufel! ſie waren ſo verliebt, als ich kaum ſelbſt ſeyn kann.

Abgrund. So! wohnet ein Fräulein in dieſem Hauſe.

Glocke. Wahrhaftig! man ſollte denken, ſie wären ſo unſchuldig, als ein Kind. Aber ich habe es ihnen ſchon geſagt, ſie müſſen früh aufſtehen, wenn ſie mich betrügen wollen. Ich kenne meine Leute, das verſichere ich ſie. Sie wollen doch die Fräulein Amalia beſuchen.

Abgrund. Ich weiß niemand als den Herrn von Schlangendorf, dem ich meine Aufwartung machen wollte.

Glocke. Sie haben ihn wohl irgend anderswo kennen lernen. Um Vergebung aus welchem Lande kommen sie!

Abgrund. Ich komme aus ... aus Deutschland.

Glocke. Sie antworten so weitläuftig, daß ich bald denken sollte, sie hätten hier was anders zu thun als auf den Bällen zu tanzen.

Abgrund. Ich bitte sie drum, mein Herr. Sie machen lauter irrige Muthmaßungen.

Glocke. Sie erschrecken schon! Ja schon sie! sie haben uns wohl nicht für so fein gehalten als wir sind.

Abgrund. Ich kenne die Welt allzuwohl, wie listig sie ist.

Glocke. Seyn sie versichert, es kömmt kein Fremder hieher, von dem ich nicht zum voraus weiß, was er zu suchen hat.

Abgrund. Ich habe hier nichts zu suchen.

Glocke. Umsonst würden sie nicht hier seyn.

Abgrund. Ich habe doch hier nichts verloren.

Glocke. Es würde ihnen auch vielleicht nicht lieb seyn, wenn die Sache jemals verloren gegangen wäre, die sie hier suchen.

Abgrund. Sie drücken sich so besonders aus, daß ich fast muthmaßen sollte, sie redeten von einer ....

Glocke. Von einer Sache, die nur einmal verloren werden kann.

Abgrund. Von einer ....

Glocke. Von einer Sache die nicht eher brauchbar ist, als indem sie verloren wird. Kurz, mein

Herr,

Herr, geſchehen ſie es nur, ſie ſuchen hier eine Vermählung zu ſtiften.

Abgrund. Das iſt entſetzlich, daß ſie doch ... Ich kann ſie aber verſichern, mein Herr, daß ſie ſich irren.

Glocke. Wenn ſie nicht roth worden wären, beichten ſie nur weiter, beichten ſie nur. Oder ich zähle ihnen ihr ganzes Geheimniß.

Abgrund. Ich bitte ſie, mein Herr, glauben ſie doch nicht, daß es mir iemals in den Sinn gekommen iſt, mich zu verheyrathen.

Glocke. Die Ausflucht gefällt mir.

Abgrund. Ich liebe die Freyheit, mein Herr, und ich habe gar keine Luſt, dieſe iemals gegen eine Frau zu vertauſchen.

Glocke. Sie ſpielen ihre Rolle ganz unvergleichlich. Sie ſtellen ſich, als ob ſie nicht ein Wort verſtünden.

Abgrund. Ich verſtehe das Wort Vermählung wohl, aber weiter begreife ich nicht das Geringſte. Was ſollte dieſes für eine Vermählung ſeyn.

Glocke. Doch wohl von unſerer Prinzeßin.

Abgrund. Sie ſpotten noch darzu. Aber ich kann ſie verſichern, daß ich an nichts weniger als an das Heyrathen denke.

Glocke. Das glaube ich ihnen von Herzen. Wenigſtens werden ſie keine Prinzeßin heyrathen.

Abgrund. Sie wollen ſich nur heraus reden. Aber ich bitte ſie, laſſen ſie mich Bedienter mit ſich ſprechen. Entdecken ſie doch, wer hat ihnen denn befohlen, daß ich mich hier verheyrathen ſollte?

Glocke. Das hat ja kein Mensch gesagt. Ich rede ja nicht von ihnen.

Abgrund. Von wem denn?

Glocke. Von der Vermählung, die sie zwischen dem Prätendenten und unserer Prinzeßin stiften wollen.

Abgrund. Eine protestantische Prinzeßin für den Prätendenten.

Glocke. Was schadete dieses? So könnte er desto leichter König in Engelland werden.

Abgrund. Sie scherzen, mein Herr. Aber sie sollen mir damit nicht entgehen. Ich werde sie nicht verrathen. Wollen sie mir nicht sagen, wer ihnen hinterbracht hat, als ob ich mich zu verheyrathen suchte.

Glocke. Sie selbst.

Abgrund. Ich?

Glocke. Ihr Eifer, mein Herr, überzeugt mich, daß ich unwissend die Wahrheit getroffen habe.

Abgrund. Es ist eine bloße Unwahrheit, die ich ihnen ausreden will.

Glocke. Ich werde mir sie aber nicht ausreden lassen.

Fünfter Auftritt.

Schlangendorf, Glocke, Abgrund.

Schlangendorf.

Ich habe nicht gewußt, meine Herren, daß ich die Ehre ihres Besuchs haben sollte.

Glocke. Die Wahrheit zu sagen, ist auch dieser Besuch eigentlich von beyden Seiten ihrer Fräulein Tochter zugedacht.

Abgrund.

Abgrund. Wenn ſie für mich mit reden, mein Herr, ſo ſind ſie übel berichtet. Ich hatte keine andere Abſicht, als dem Herrn von Schlangendorf meine Aufwartung zu machen.

Glocke. Ich habe die Ehre ihnen in der Perſon dieſes Herrn einen unvergleichlichen Tänzer zu zeigen, der uns geſtern ſehr neugierig gemacht hat.

Abgrund. Sie verkennen mich. Ich verſichere, daß ich gar nicht tanzen kann.

Glocke. Sie können mir glauben, mein Herr von Schlangendorf, es iſt auf dem ganzen Balle kein Frauenzimmer geweſen, daß ihm ſo wohl gefallen hat, als die Fräulein Amalia.

Abgrund. Ganz und gar nicht.

Glocke. Ganz und gar nicht? Das will ich ihr wieder ſagen.

Schlangendorf. Sie ſind ohnfehlbar hier noch fremde?

Abgrund. Ich bin auf Reiſen.

Schlangendorf. Iſt es ſchon lange, daß ſie gereiſet ſind?

Abgrund. Ja! . . Nein! ich bin erſt ſeit vierzehn Tagen ausgereiſet.

Schlangendorf. Sie werden ſich doch wenigſtens einige Tage an dem nächſten Hofe aufgehalten haben.

Abgrund. Ja! einige Tage, Herr von Schlangendorf, nur einige Tage.

Schlangendorf. Ohne Zweifel haben ſie den Herrn Grafen von Bährenfeld kennen lernen.

Abgrund. Wie ſo? warum dieſes? Denn' ich erinnere mich nicht, daß ich von ihm gehört hätte.

Schlangendorf. Gehört? Sie werden sich nicht besinnen. Es ist eines von den ersten Häusern, die man besucht.

Abgrund. Ganz recht! Nun erinnere ich mich. Ich habe davon gehört. Aber . . . ich wollte die Ehre haben . . . ihm aufzuwarten. . . . Aber . . . Aber . . . er war unpäßlich . . . sehr krank.

Schlangendorf. Das ist mir leid zu hören. Wo werden sie weiter hinreisen.

Abgrund. Nach Paris.

Glocke. Ist dieses der Weg nach Paris.

Schlangendorf. Sie thun überaus wohl, daß sie erst die Höfe von Deutschland besehen.

Abgrund. Das ist eben meine Absicht. Ich reise, die Welt zu sehen, also kömmt es nur auf einen kleinen Umweg nicht an.

Schlangendorf. Die Reisenden nehmen zuweilen einen kleinen Umweg. Ich habe ehemahls einen Menschen gesehen, der aus Lübeck über Danzig nach Wien reisen wollte.

Glocke. Glauben sie es nicht, Herr von Schlangendorf. Der Herr von Abgrund hat ganz andere Absichten.

Abgrund. Ist es möglich? Sie wissen meinen Namen.

Glocke. Ich bitte um Vergebung, daß ich ihn verrathe. Ich habe ihn im Thorzettel gefunden.

Schlangendorf. Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals einen Abgrund hätte nennen hören.

Glocke. Ich glaube auch dieser Herr wird der erste seines Geschlechts sein, der den Namen angenommen hat.

Abgrund.

Abgrund. Darf ich nur die Freyheit nehmen, Herr von Schlangendorf, einige Worte insbeſondere mit ihnen zu ſprechen. Ich darf ſie itzo nicht aufhalten. Sie werden vielleicht mit dieſem Herrn zu reden haben. Meine Ehrerbietigkeit gegen ihre Verdienſte, wird mich veranlaſſen, ihnen meine Gedanken von Zeit zu Zeit näher zu eröffnen, und mir ihren Zuruf, und ihre Freundſchaft auszubitten. Sie können verſichert ſeyn, daß ich ihr Vertrauen und ihre Verbindlichkeit in keiner Sache misbrauchen werde.

Schlangendorf. Sie dürfen nur die Gütigkeit haben, ſich deutlicher zu erklären.

Abgrund. Unterdeſſen bis auf weitere Gelegenheit, habe ich die Ehre mich ihnen zu empfehlen.

Glocke. Aber ich werde die itzige Gelegenheit nehmen, und die Fräulein Amalia beſuchen.

Sechſter Auftritt.

Glocke, Amalia, Cathrine.

Glocke.

Sie kommen ſelber, meine ſchöne Fräulein, da man ſie beſuchen will. Bekennen ſie nur, daß ſie ganz einen andern hier zu finden glaubten. Vergeben ſie mir, daß ich ſie nur einen Beſuch gebracht habe; ich will ihn durch den meinigen erſetzen.

Amalia. Der Troſt iſt ſehr groß, den ſie mir geben, nur möchte ich wiſſen, ob der Verluſt, den ſie mir verurſachen, eben ſo groß wäre.

Glocke. Seyn ſie verſichert, daß der Verluſt ſehr groß iſt. Denn ich habe ihnen eine Gelegenheit zu lachen geraubet.

Cathrine. So will ich nicht hoffen, daß sie diese Gelegenheit durch ihre eigene Person ersetzen wollen.

Glocke. Warum das nicht? Meine Person soll ihnen eine Beschreibung von einer Person machen, an der sie zu lachen genug finden werden, von einer Person, die sich anstellet, als ob sie alle Staatsangelegenheiten der ganzen Welt in Verwahrung hätte, und die sich in ihren Reden so in acht nimmt, als ob alle Thüren und Wände Ohren hätten. Wissen sie, wer es ist. Sonst will ich es ihnen sagen.

Cathrine. Ey! sind sie der glückliche Mensch, der das weiß.

Glocke. Ja! Cathrinchen. Meynest du, daß iemand in der ganzen Stadt vor mir verborgen seyn kann. Dieser Mensch ist sonst ein schlechter Kerl, der sein Glück sucht. Er ist mit einem Staatsprojecte hierher gekommen, unsere Prinzeßin an den Prätendenten zu verheyrathen. Er selber aber möchte gern bey gleicher Gelegenheit seinen Schritt machen, und sieht unsere Fräulcins für so einfältig an, daß ihn eine auf sein ehrliches Gesicht für einen Menschen vom Stande nehmen, und sich in ihn verlieben soll.

Amalia. Was sagen sie? von wem reden sie?

Glocke. Von dem Türken auf dem gestrigen Balle, von einem Menschen, der ihnen nicht unbekannt seyn kann, von dem Herrn von Abgrund.

Amalia. Sie kennen ihn also ganz genau?

Glocke. Warum sollte ich ihn nicht kennen. Ich habe ja mit ihm geredet.

Cathrine. Und dieser Mensch, der sich fürchtet, daß Thüren und Wände Ohren haben, hat ihnen alles das vertrauet.

Glocke.

Glocke. Rede doch nicht so unschuldig, du kleine Närrin, ich habe ihn ausgespionirt. Glauben sie, gnädiges Fräulein, daß ich einen Menschen nur einmal zu sehen brauche, um alles zu wissen, was er denkt.

Cathrine. Sind sie davon völlig versichert?

Glocke. Der Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist.

Amalia. Und wie können sie alle solche Sachen erfahren.

Glocke. Ich habe meine Leute, die mir alles sagen was vorgehet. Sie können sich nicht irren, denn es ist kein Weinkeller, wo sie nicht alles wüßten, was geredet wird. Und ich frage hernach die Leute selbst so lange, bis sie mir alles sagen, was ich wissen will, sie mögen es sagen wollen oder nicht. Aber sagen sie mir nur, wie gefiel ihnen gestern die Maske, die sich so sehr zu ihnen hielt?

Amalia. Das kann ich nicht sagen. Denn ich habe diesen Menschen nur einmal gesprochen.

Glocke. Ich habe ihnen aber gesagt, was an ihm ist. Ich kenne ihn, gnädiges Fräulein. Er ist ein Betrüger. Wollen sie mich nicht lieben, mein schönstes Fräulein?

Amalia. Wie kommen sie so geschwind zu der Frage?

Glocke. Weil ich sehe, daß ich mich am allerbesten für sie schicke. Ich kenne sie. Sie haben viel Ehrgeiz, und wenn man den hat, so muß man niemand als einen Menschen von Einsicht lieben. Ich bin recht dazu gebohren, mein Glück bey Hofe zu machen. Versuchen sie es nur. Sie sollen

sehen, daß ich sie von einem Range zum andern befördern will.

Cathrine. Sie gehören also nicht unter diejenigen, die durch ihre Frauen sich empor zu heben suchen.

Glocke. Nein! ich will selbst das Vergnügen haben, das Glück einer Frau zu machen. Was antworten sie darauf, mein gnädiges Fräulein.

Amalia. Sie sind so geschickt, gleich bey dem ersten Anblicke die Gedanken der Leute zu errathen, daß ich für unnöthig halte, ihnen die meinigen zu sagen.

Glocke. Ich weiß sie auch schon. Wenn nur der verzweifelte Abgrund nicht wäre. Aber der Teufel hohle mich, ich will ihn stürzen. Ich will ihnen deutlich beweisen, daß er ein nichtswürdiger Mensch ist.

Siebender Auftritt.

Cathrine, Amalia.

Amalia.

Habt ihr es gehört, Cathrine? Sollte es wohl möglich seyn, daß er recht hätte.

Cathrine. Gar zu gewiß will ich es nicht behaupten, denn er schwur dazu. Es ist aber doch kein Mensch, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben wahr reden sollte.

Amalia. Ihr sagtet ja, daß mich Abgrund sprechen wollte. Ich wollte ihn doch fragen, was er zu dem allen sagen würde.

Cathrine. Ich fange wirklich an zu glauben, daß er sich unsichtbar machen kann. Warten sie nur, ich will suchen, wo er steckt.

Amalia.

Amalia. Was macht ihr mit dem Stocke? warum ſchlagt ihr an die Tapeten?

Cathrine. Der Teufel mag ſonſt wiſſen, wo er ſteckt. Er verſchwindet gar zu leicht. Mit den Augen allein kann man ihn nicht finden. Man muß das Gefühl zu Hülfe nehmen.

Amalia. Aber ihr könntet ihn treffen, das wäre ja eine Unhöflichkeit.

Cathrine. Iſt das nicht auch eine Unhöflichkeit, daß er weg iſt, da ſie ihn ſprechen wollen. Er war doch da, das iſt gewiß, denn ich habe ihn geſehen. Und er kann nicht weggegangen ſeyn, denn er bezeigte ſo viel Eifer mit ihnen zu ſprechen. Wenn ich ihn gleich rufen wollte, ſo macht es ſo viel Lärmen. Herr von Abgrund, Herr von Abgrund. Wenn ſie der Teufel nicht geholt hat, ſo kommen ſie doch. Ich ſehe wohl, den Menſchen muß man wie einen Geiſt anſehen. Ich werde ihn beſchwören müſſen, damit er erſcheinet. Da Fräulein treten ſie in den Zirkel.

Amalia. Es iſt mir heute eben nicht gelegen, daß ihr ſolche Narrenspoſſen machet.

Cathrine. Du flüchtiger, verborgener und unſichtbarer Geiſt, der du dich Abgrund nennſt, Durchkriecher der Winkel, Tauſendkünſtler der Verwandlungen, Liebhaber der Maſken, lebendiges Begräbniß der Geheimniſſe! ich befehle dir, vor meinen Fräulein zu erſcheinen, und uns zu offenbaren, ob du ein guter oder böſer Geiſt, ehrlich oder ein Betrüger ſeyſt, uns deinen Namen und Stand zu entdecken, und unſere Neugierigkeit nicht länger aufzuhalten. Noch hilft es nichts.

Amalia. Ach! was sehe ich?

Cathrine. Sehen sie, was ich kann. Da sieht er.

Achter Auftritt.

Abgrund, Amalia, Cathrine.

Abgrund.

Warum entsetzen sie sich so vor mir, gnädiges Fräulein.

Cathrine. Wir entsetzen uns vor ihnen, weil wir nicht wissen, wer sie sind, weil wir nicht einen Augenblick von ihrer Ehrlichkeit gesichert seyn können und weil es Leute giebt, die sie für was anders halten, als was sie seyn wollen.

Abgrund. Fassen sie doch keinen falschen Verdacht wider mich, gnädiges Fräulein. Glauben sie, daß ich gerechte Ursachen habe, zu verbergen, wer ich bin.

Amalia. Eben vor diesen gerechten Ursachen fürchte ich mich.

Abgrund. Es sind Ursachen, die mir nicht zum Nachtheile gereichen.

Amalia. Desto weniger sollten sie nöthig haben, sie zu verschweigen.

Abgrund. Aber wenn sie mich gleich nicht kennen, was verlieren sie denn dabey? Ich habe Beweise genug in Händen, die sie mit der Zeit hierüber zufrieden stellen können. Unterdessen gönnen sie mir doch das Vergnügen, gnädiges Fräulein, zu glauben, daß bloß meine Person von ihnen hochgeschätzet werde.

Amalia. Wie kann ich sie denn hochschätzen, ehe ich sie kenne.

Abgrund.

Abgrund. Wenn sie mich nicht kennen, so kennen sie doch meinen Eifer, ihnen zu gefallen, und meine Hochachtung gegen sie. Läßt denn dieses nicht geschickt Vertrauen bey ihnen zu erwecken.

Amalia. Ein solches Vertrauen kann leichtlich fehl schlagen.

Abgrund. Soll ich denn ihnen ein Geheimniß offenbaren, dessen Entdeckung vielleicht das Glück hindern kann, das ich suche, nemlich die Gelegenheit sie lieben zu dürfen? Soll ich denn mein ganzes Glück in ihre Hände legen, ehe ich weiß, ob sie mich würdigen werden, daran Theil zu nehmen und mein Geheimniß zu verschweigen.

Amalia. Sie wollen Vertrauen bey mir erwecken, und haben selbst keines zu mir. Aber ich will es ihnen vergeben. Sagen sie nur meinem Vater wer sie sind, der wird es vielleicht besser verschweigen können, als ich. Denn man sagt es doch, daß man einem Frauenzimmer kein Geheimniß anvertrauen dürfe, und sie scheinen eben der Meynung zu seyn.

Abgrund. Ich werde ihrem Herrn Vater alles offenbaren, gnädige Fräulein. Lassen sie mir nur Zeit dazu. In einigen Monathen...

Amalia. So werden wir einander auch erst in einigen Monathen wiederum sprechen können. Denn ich kann meine Ehre durch ihre verborgnen Besuche nicht in Gefahr setzen.

Abgrund. Ich kenne ja ihren Herrn Vater noch nicht. Er könnte mir abgeneigt seyn. Er könnte mir schaden. Wem darf man sich in der Welt vertrauen. Ach! ich höre, daß jemand kömmt. Ich kann mich unmöglich bey ihnen sehen lassen. Erlauben sie daß ich mich verstecke.

Amа-

Amalia. Was wollen sie thun? Bleiben sie doch.

Cathrine. Reitet sie denn der Teufel. Bey einem Frauenzimmer sich zu verstecken.

Abgrund. Was soll ich aber thun? Was soll ich verwenden? Es ist ihr Herr Vater.

Neunter Auftritt.

Schlangendorf, Abgrund, Amalia, Cathrine.

Abgrund.

Nachdem ich die Ehre hatte, Herr von Schlangendorf, von ihnen Abschied zu nehmen ..., so kam ich mich .... so kehrte ich um.

Schlangendorf. Sie haben ganz Recht, mein Herr, meine Tochter würde es ihnen nicht vergeben haben, wenn sie mich besucht hätten, ohne ihr zuvor die Ehre zu thun und sich nach ihr zu erkundigen.

Abgrund. Ich wollte nur die Ehre haben, ihr ein kurzes Compliment zu machen, und ich war eben im Begriffe, mich wieder zu beurlauben.

Schlangendorf. Nach ihrem Gefallen, Herr von Abgrund.

Zehender Auftritt.

Schlangendorf, Amalia, Cathrine.

Schlangendorf.

Ich kam nur dir zu sagen, Amalia, daß diesen Mittag ein fremder guter Freund bey mir abtreten wird. Du magst dafür sorgen, daß wir wohl bewirthet werden.

Amalia. Sie wissen, Herr Vater, daß ich mein möglichstes thue, so bald sie nur befehlen.

Eilf-

Eilfter Auftritt.

Amalia, Cathrine.

Amalia.

Wie kam euch mein Vater vor, ſchien er nicht verdrüßlich zu ſeyn.

Cathrine. Er ſagte nichts. Aber ſie wiſſen, wie er iſt. Der Himmel weiß, was er gedacht hat.

Amalia. Ich ſeh es ſchon, Cathrine, ich darf den Unbekannten weiter nicht ſehen, es möchte meinen Vater beleidigen.

Cathrine. Ich wollte, daß er mit ſeinen Geheimniſſen und mit ſeiner Vorſichtigkeit wäre, wo der Pfeffer wächſt.

Amalia. Warum aber das? Ihr geht zu weit Cathrine. Ich finde es eben nicht häßlich an einem Menſchen, daß er vorſichtig und verſchwiegen.

Cathrine. Ey! es iſt keine größre Plauderey, als eine allzugroſſe Verſchwiegenheit.

Amalia. Dieſe allzugroſſe Furchtſamkeit iſt nur ein Kennzeichen ſeiner Unerfahrenheit.

Cathrine. Die Unerfahrenheit iſt freylich eben nichts haſſenswürdiges an einem Menſchen, der uns liebt.

Amalia. Wer mir mag er haſſenswürdig ſeyn, oder nicht, ſo lange ich ihn nicht näher kenne. Aber Cathrine, könnt ihr mir denn gar nichts weiter von ihm ſagen?

Cathrine. Nicht das geringſte. Und das erfreut mich recht. Ich wollte nur, daß ſie von Neugierigkeit krank würden. Es iſt mir doch lieb, daß ſie auch einmal ihrem Geſchlechte ſein Recht wiederfahren laſſen.....

Amalia.

Amalia. Sagt mir, was soll das heißen, daß ich meinem Geschlechte sein Recht wiederfahren lasse.

Cathrine. Wie so? gnädiges Fräulein. Was kann es heißen. Unser Geschlecht wird für neugierig gehalten. Also ein Frauenzimmer, das neugierig ist, läßt seinem Geschlechte sein Recht wiederfahren.

Amalia. Ich will euch auch nicht rathen, daß ihr was anders darunter versteht.

Cathrine. Mich dünkt, gnädiges Fräulein, sie sind heute nicht aufgeräumt.

Amalia. Nein!

Cathrine. Und der Kopf thut ihnen weh?

Amalia. Ich weiß selbst nicht.

Cathrine. Oder das Herz? Haben sie Herzdrücken.

Amalia. Geht, Cathrine. Laßt die Zimmer für den fremden Herrn zu rechte machen, der ankommen soll. Ich muß zu meinen Vater gehen und sehen, daß ich ihm die Gedanken aus dem Kopfe bringe, die er vielleicht von mir gefaßt hat.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Abgrund.

(als ein Perukenmacher.)

Schlangendorf läßt mich zu Gaste bitten. Nein. Dahinter muß was stecken, das muß ich ausforschen. Aber wenn nur Amalia auf den Brief antwortet, den ich ihr übergeben will. Wo nicht so muß ich mich zu erkennen geben. Aber so wird

sie

ſie mich einer Unvorſichtigkeit beſchuldigen. Iſt es möglich? da ich alles auf das verborgenſte anſtelle, heiſſe ich noch unvorſichtig. Nein! kein Menſch ſoll mich dieſesmal erkennen. Sachte! ich ſpreche zu laut. Wir tiefſinnigen Leute thun ſonſt alles heimlich und können nicht einmal heimlich denken. Zum Teufel! kann ich es denn nicht laſſen? Ich rede ja wieder laut. Stille hier kömmt ſie. Wenn ſie mich nun gehöret hätte.

Zweyter Auftritt.

Abgrund, Cathrine.

Abgrund.

Schöne Jungfer, hör ſie doch....

Cathrine. Ach!....

Abgrund. Stille! Schrey ſie doch nicht. Man möchte uns hören.

Cathrine. Nun! ich denke, was er vor hat. Was will er mir denn ſo nahe am Leibe.

Abgrund. Ich wollte mit ihr reden.

Cathrine. Kann er nicht von ferne reden. Ich bin ja nicht taub!

Abgrund. Aber ich wollte heimlich mit ihr reden.

Cathrine. Zum Henker! ich weiß doch nicht, daß ein Verboth wider das Lautreden ausgegangen wäre. Alles redet itzo ſo leiſe, als ob es in einem Schlafzimmer wäre.

Abgrund. Ich bin ein Perukenmacher und Haarfriſirer.

Cathrine. Das kan man auf ſeinem Ermel leſen. Denn der iſt voll Puder.

Abgrund. Der ſeine Sachen ſo gut verſteht als jemand.

Cathrine.

Cathrine. Iſt er etwa der, der die geſpaltnen Toupees bey dem Frauenzimmer erfunden hat.

Abgrund. Hier iſt ein Billet von einer guten Freundin, die mich an ihre Fräulein beſtens empfiehlt.

Cathrine. Die Empfehlung wird nicht viel gelten. Es wird niemand hier gebraucht, als wer meinen Beyfall hat, und den ſoll niemand haben, als wer mir eine Peruke macht.

Abgrund. Eine Peruke für eine Frauensperſon?

Cathrine. Er kann nur wieder gehn. Ich höre es ſchon. Er verſteht nichts.

Abgrund. Sie ſoll eine Peruke haben, wie ſie ſelbſt will, ſie mag eine Alongen-Peruke oder eine Beutel-Peruke oder einen Mirliton verlangen.

Cathrine. Man ſollte bald meynen, er wäre kein rechter Perukenmacher. Nein! das iſt nicht möglich! Ein Mirliton für ein Frauenzimmer! Einen Haarkopf will ich haben, verſteht er das?

Abgrund. Ergebner Diener. Er iſt zu ihren Befehl.

Cathrine. Ey! ergebne Dienerin. Ein bischen weniger Höflichkeit und mehr Beſcheidenheit.

Abgrund. Aber übergeben ſie nur das Briefchen.

Cathrine. Das iſt nicht nöthig. Er iſt ſchon ſo gut als angenommen.

Abgrund. Die Perſon die es geſchrieben hat, bittet ſich aber Antwort aus.

Cathrine. Und wer iſt denn die Perſon?

Abgrund. Der Nahme wird wohl im Briefe ſtehen.

Cathrine.

Cathrine. Was das für Geheimniſſe und für Umſtände ſind. Antwortet mir denn heute alles durch Räzel. Gebe er den Brief nur her.

Dritter Auftritt.

Glocke, Abgrund,

Glocke.

Guten Tag! mein Freund, was macht ihr Gutes hier?

Abgrund. Weder Gutes noch Böſes, mein Herr, denn ich thue nichts.

Glocke. Friſirt ihr ſonſt die Fräulein? Für heute kann ich euch ſagen, daß ihr zu ſpäth kommt. Sie iſt ſchon angekleidet.

Abgrund. So!

Glocke. Wiſt ihr nichts neues?

Abgrund. Ja! ich weiß alle Moden, ſo bald ſie aus Frankreich kommen.

Glocke. Das iſt etwas. Aber ihr werdet doch viel Frauenzimmer friſiren. Wißt ihr mir nichts zu erzählen? Ein verliebtes Hiſtörchen, oder eine Staatenenigkeit?

Abgrund. Ich kann nicht ſagen, daß ich etwas wüßte.

Glocke. So müßt ihr eure Ohren verpachtet haben. Denn ich wette doch, daß kein Frauenzimmer in der ganzen Stadt iſt, das nicht bey ihrem Nachttiſche die ganze Welt nach ihrem Kopfe einrichtet.

Abgrund. Das kann ſeyn, aber ich habe nur die Haare und nicht ihr Gehirn unter meiner Aufſicht.

Glocke. O! ihr habt gar Einfälle. Ich merke es wohl, ihr seyd ein schlauer Kopf, ihr werdet wohl bey der Gelegenheit von Frisuren auch zugleich ein geheimer Briefträger seyn!

Abgrund. Ich? ein Briefträger? ein Briefträger? Aber ich bitte sie. Wie kann ihnen das einfallen? Ich nehme niemals Papier in die Hände, als Papilloten daraus zu machen.

Glocke. Aber sagt mir doch ....

Abgrund. Man mag von den Gelehrten sagen, was man will, das Papier ist doch eine schöne Erfindung, und wenn nicht so viel nützliche Sachen geschrieben würden: so wüßte ich nicht wo man Papilloten hernehmen sollte.

Glocke. Ich will euch einen Gulden geben, sagt mir doch.

Abgrund. Ich habe eine Zeitlang einen jungen Herrn frisirt, der immer sehr gelehrt sprach, und bey dem ich doch den ganzen Cicero entzweygeschnitten habe.

Glocke. Was zum Henker? der Herr Perukenmacher spricht vom Cicero!

Abgrund. Cicero? habe ich den Cicero genennt: so muß ich mich versprochen haben.

(bey Seite.)

Was mache ich doch? ich werde mich noch verrathen.

Glocke. Aber sagt mir nur ...

Abgrund. Ach! mein Herr! kennen sie etwa den Herrn Cicero; so sagen sie es ihm ja nicht wieder, daß ich sein Buch entzwey geschnitten habe. Die gelehrten Leute sind rachgierig und können nichts weniger vertragen, als wenn man ihre Schriften verachtet.

Glocke.

Glocke. Ihr verfluchter Kerl! redet ihr denn beſtändig und hört nicht, was ich euch ſage. Ich ſage, ich will euch einen Gulden geben, ihr ſollt mir erzählen ....

Abgrund. Ich erzähle ihnen ja alles was ich weiß. Ich habe einmal eine Fräulein friſirt, welche kein andres Papier in ihrer ganzen Haußhaltung brauchte, als die Verſe ihrer Liebhaber.

Glocke. Wer iſt dieſe Fräulein?

Abgrund. Ich nenne nicht gern die Leute.

Glocke. Wollt ihr mir die Wahrheit ſagen, wenn ich ſie errathe?

Abgrund. Sie können rathen, ſo viel ſie wollen.

Glocke. Iſt es nicht die Fräulein Leonora.

Abgrund. Nein! mein Herr, ich kenne ſie nicht.

Glocke. Ihr haltet euer Wort nicht. Ich wette daß ich ſie errathen habe. Sagt mir, wer macht denn alle die Verſe auf ſie?

Abgrund. Sie irren ſich, wenn ſie auf eine Fräulein in dieſer Stadt rathen. Ich habe ſie damals gekannt, da ich auf meine Profeßion reiſte.

Glocke. Wie ſich der Kerl dumm anſtellt. Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn er nicht in allen Häuſern in der Stadt bekannt iſt. Was gehn mich eure Reiſen an? Ich will etwas neues aus der Stadt wiſſen.

Abgrund. Ich kenne niemand in der Stadt. Ich bediene nur die Fremden, die hier ſind. Und die reiſen in einigen Tagen wieder weg.

Glocke. Die Fremden? Gut. Da ſeyd ihr eben mein Mann. Da habt ihr zween Gulden, und ich

will euch alle Monathe eben so viel geben, mit der Bedingung, daß ihr alle Morgen zu mir kommt.

Abgrund. Ich sehe aus ihren Haaren, mein Herr, daß sie schon mit einem Friseur versorgt sind, u. ich will niemand gern von seinem Brode verdringen.

Glocke. Das thut nichts. Ich bin gern von mehr Leuten bedienet, als ich brauche. Ihr seyd unfehlbar der grünen Pferde bekannt.

Abgrund. Nein! mein Herr, ich habe niemals ein solches Pferd mit Augen gesehen.

Glocke. Ihr verzweifelter Lügner! ihr sagt ja, daß ihr die Fremden bedienet, wißt ihr denn die vornehmsten Wirthshäuser nicht.

Abgrund. Ach ja! im grünen Rosse, ich besinne mich. Da wohne ich....

Glocke. Da wohnt ihr?

Abgrund. Ganz in der Nähe.

Glocke. Da wohnt ein gewisser Herr von Abgrund. Kennt ihr den?

Abgrund. Ich? Ich? wie sollte ich den kennen?

Glocke. Was kennt ihr denn sonst für Fremde? Redt nur nicht. Ihr kennt ihn oder ihr seyd der nicht, für den ihr euch ausgebt.

Abgrund. Mein Herr, warum sollte ich nicht der seyn, für den ich mich ausgebe? Ich kenne ihn nicht.

Glocke. Ihr sollt mir gewiß sagen, wer er ist. Denn ich kenne euch schon....

Abgrund. Ist es möglich, mein Herr, sie kennen mich?

Glocke. Ja! ich kenne euch. Man muß euch recht ausfragen, ehe ihr mit der Wahrheit heraus rücket.

Abgrund.

Abgrund. Sie können versichert seyn, daß ich nichts von ihm weiß.

Glocke. Kerl! rede oder ich erwürge dich.

Abgrund. Mein Herr, vergreifen sie sich nicht an mir, oder sie sollen sehen, was ich thun werde.

Glocke. Du? Was willst du mir thun?

Abgrund. Alle ihre Haare will ich in Unordnung bringen.

Glocke. Ich bitte dich sage mir in guten, was du weißt, und versprich, daß du ihn ausspioniren willst.

Abgrund. Ausspioniren? Glauben sie mir, fangen sie es nicht an. Ich versichre sie, daß sie nicht erfahren werden.

Glocke. Ich muß es wissen, es mag kosten was es will. Könn. ihr nicht seine Brieftasche heimlich wegnehmen.

Abgrund. Was sagen sie? ich will nicht hoffen, daß sie mich zu solchen Dingen verführen wollen.

Glocke. Nun! du Narr, ich will nichts davon behalten. Wenn ich die Briefe gelesen habe, soll er seine Brieftasche unverletzt wieder bekommen.

Abgrund. Es ist unmöglich. Denn sie ist unter zehn Schlössern verwahret und in einem sehr starken Coffer.

Glocke. Ich will sie aber haben.

Abgrund. Das versuchen sie nicht. Denn des Tages könnte niemand in sein Zimmer, ausser wenn er selbst darinnen ist, und des Nachts schläft er halbwachend über seinen Papieren und hat vier paar geladne Pistolen und einen bloßen Degen bey sich.

Glocke. Zum Henker. So darf kein Frauenzimmer an sein Bette kommen, das sich vor dem Gewehre fürchtet.

Abgrund. Ich versichre sie, mein Herr, auch keine Mannsperson.

Glocke. Kannst du mir nicht einen Kerl bestechen helfen, daß wir Briefe habhaft werden, die er auf die Post schicket oder daher bekommt.

Abgrund. Ich erschrecke. Wollen sie Briefe aufbrechen?

Glocke. Was bedeutet es, wenn man nur nicht vergißt sie wieder zuzusiegeln?

Abgrund. Er würde seinen Diener fortjagen, wenn er nur wüßte, daß er lesen und schreiben könnte, noch vielmehr wenn er merkte, daß ein einziger Mensch mit ihm in geheim redete.

Glocke. Bedenke, daß du dem Hofe einen Dienst erweisest, und daß es dein Glück seyn kann, wenn du etwas heraus bringst. Denn es ist ein gefährlicher Mensch. Gieb dir nur Mühe. Ich will dir Geld über Geld geben. Denn er will die Fräulein hier verführen, und unter uns gesagt, er will sie mir aus den Händen reissen.

Abgrund. Wie wollte er dieses verhaben. Glauben sie es nicht.

Glocke. Ich weiß es aber. Denn ich lasse auf alle seine Tritte Achtung geben.

Abgrund. Machen sie sich keine Sorge. Ich habe gehört, daß er verheyrathet ist.

Glocke. Wie? Kannst du mir Beweiß davon schaffen. Du sollst alles von mir haben was du verlangst.

Vierter Auftritt.

Amalia, Cathrine, Glocke, Abgrund.

Glocke.

Hier, gnädiges Fräulein, hier können sie selber wer der Herr von Abgrund ist.

Amalia. Wer hat ihnen denn gesagt, daß ich es zu wissen verlange.

Cathrine. Wir sind so neugierig nicht. Wir fragen niemals nach Sachen, die man uns von sich selbst sagen will.

Glocke. Mein Freund, sagt doch der gnädigen Fräulein, daß Abgrund ein Betrüger und ein gefährlicher Mensch ist.

Abgrund. Ich? wie sollte ich das sagen können?

Glocke. Habt ihr mir es nicht gesagt, daß er seinen Diener weglagen würde, wenn er lesen und schreiben könnte, daß er wie ein Drache über seinen Briefschaften liegt, daß er nur halbwachend schläft und daß er lauter Gewehr um sich herum hat.

Cathrine. Das ist etwas. Hat er das alles gesehen?

Abgrund. Ich habe nichts gesehn. Denn ich komme nicht zu ihm, als wenn ich ihn frisire.

Amalia. Aber wißt ihr das?

Abgrund. Ich sagte nur, daß ich es glaubte.

Glocke. Wollen sie noch mehr Beweis haben, daß er ein Betrüger und ein gefährlicher Mensch ist.

Abgrund. Das geht zu weit, mein Herr kann man nicht so wichtige Geheimnisse haben, ohne ein gefährlicher Mensch und ein Betrüger zu seyn.

Glocke. Ey! wenn man erlaubte Sachen vor hat, so braucht man sie nicht zu verbergen.

Abgrund. Es geht mich zwar nichts an, und ich will mich nicht zu seinem Advocaten aufwerfen. Denn sie können versichert seyn, daß er mir von seinen Angelegenheiten nicht das geringste gesagt hat. Aber wenn er nun auf Reisen ist, sollte er nicht incognito reisen dürfen.

Cathrine. Ey! er kann vor uns durch die ganze Welt incognito reisen. Er würde vielleicht nicht besser incognito reisen können, als unter seinem eignen Nahmen.

Glocke. Viel Leute, die kaum ihr eigner Vater kennet, reisen incognito, und geben sich für Grafen und Barons aus.

Abgrund. Aber woher schliessen sie denn, daß er unter solche Leute gehört.

Glocke. Ich schließe es, ich schließe es daher, weil er seinen Stand verbirgt. Ich darf von meinem Geschlechte reden, so viel ich will.

Cathrine. Das ist wahr. Denn sie haben mir sehr oft ihren ganzen Stammbaum auswendig hergesagt.

Glocke. Das mag er mir nachthun, wenn er kann. Aber Leute vom Stande lassen sich zu solchen Geschäfften nicht brauchen, wie er auf sich hat.

Abgrund. Was für Geschäffte meynen sie denn, daß er auf sich hat?

Amalia. Ich nehme es ihm übel, mein Herr, wenn er aus allen seinen Angelegenheiten allen Menschen ein Geheimniß macht. Man muß eben so viel Vertrauen gegen die Leute haben, die einem dienen können, als Mißtrauen gegen die, die den Willen haben möchten, einem zu schaden. Wenn er aber

Ange-

Angelegenheiten verbirgt, die der Mühe werth ſind, ſo thut er es vielleicht darum, damit die neugierigen Leute ihm nicht hinderlich ſeyn können, die um alles wiſſen wollen, um von allen zu reden, die eine Freude daran haben, einem ehrlichen Menſchen etwas in den Weg zu legen, und die es noch dazu für ein Verbrechen anſehen, wenn man ſie nicht zu ſeinem Vertrauten machet.

Glocke. Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, ſie ſollten ſich nicht übel in ſeine Schule ſchicken. Und du Beſtie biſt gewiß einer von ſeinen Spionen.

Abgrund. Ich? mein Herr.

Glocke. Du nimmſt ja ſeine Parthey, als ob du darauf geſchworen hätteſt.

Abgrund. Ich habe ja geſagt, daß ich ihn nicht kenne, daß ich ihm gar nicht das Wort rede, daß ich nur meine Gedanken ſage, daß ich .... daß ich wollte daß er zum Teufel wäre.

Glocke. Aber ſo rede doch. Haſt du mir nicht geſagt, daß er verheyrathet iſt?

Amalia. Verheyrathet?

Cathrine. Verheyrathet?

Abgrund. Verheyrathet?

Amalia. Sagen ſie mir doch, was mich das angehet. Ich verlange ja nichts von ihm zu wiſſen. Hört doch, iſt es wahr, daß er verheyrathet iſt?

Abgrund. Ich ſagte nur .... (bey Seite) Die verfluchte Verkleidung!

Glocke. Habt ihr es mir nicht geſagt? Könnt ihr es läugnen?

Abgrund. Ich glaubte nur .... (bey Seite.) Muß ich mich denn in meinen Ausflüchten fangen?

Glocke. Werdet ihr nicht bald mit der Sprache herauskommen?

Abgrund. Ich dachte nur .... Sehen sie. Wenn ich jemand sehe, der nicht allemal aufgeräumt ist, der selten lacht, der zuweilen in tiefen Gedanken sitzt, der oft mit sich selber redet ... der wenig Trinkgeld giebt .... der allemal mit der Ausflucht fertig ist, wenn man ihm eine Lustbarkeit vorschlägt ... der sich mit dem Essen und Trinken sehr in acht nimmt ... der sich fein warm um den Leib hält ..... so denke ich allemal, daß dieser Mann gewiß verheyrathet ist. Es ist eben nicht untrüglich. Es ist aber doch eine Anmerkung, die ich bey meinem Haarfrisiren mit gemacht habe.

Glocke. Daß dich doch der Teufel mit deinem Perukenmacher-Anmerkungen holte.

Carbrine. Nun! nun! die Anmerkung läßt sich noch hören.

Abgrund. Ich kann also nicht so genau wissen ob er verheyrathet ist. Denn mir wird er es nicht sagen.

Glocke. Warte du verzweifelter Lügner, du sollst mir nicht umsonst die Wahrheit verschweigen. Was sagen sie dazu gnädiges Fräulein.

Amalia. Daß es mich gar nichts angehet.

Glocke. Gut! so wird sie doch dieses angehen, daß ihr Unbekannter heute einen verkleideten Menschen in ihr Haus geschickt hat. Und der Himmel weiß, ob er es nicht selber gewesen ist.

Abgrund. (Bey Seite). Ach! ich bin verrathen. Haben sie ihn gesehen, mein Herr.

Glocke.

Glocke. Das iſt gleich viel; es könnte weiſ ſeyn.

Abgrund. Sollten ſie ihn wohl kennen, wenn ſie ihn verkleidet ſähen?

Glocke. Wenn ich ihn kennte, ſo würde es deſto ſchlimmer für ihn ſeyn.

Cathrine. Mein Herr, alles das werden ſie wohl des Nachts im Traume geſehen haben. Denn bey Tage kann es nicht geſchehen ſeyn.

Glocke. Ich habe es aber ganz wachend von einem Menſchen gehöret, der mir ſeine Livorey, und alle Umſtände beſchrieben hat.

Abgrund. Kennen ſie ſchon ſeine Livoren?

Glocke. Wie ſollte ich die nicht kennen; das iſt ein wichtiges Stück von den Hofwiſſenſchaften.

Cathrine. Sie haben viel Herz, daß ſie der Fräulein ſolche Hiſtorien vorreden, die ſie hernach auf ihre Rechnung in der Stadt ſagen. Wir ſollten ſie damit nicht kommen.

Glocke. Glauben ſie, gnädiges Fräulein. Cathrine iſt gewiß ſchon von ihm beſtochen.

Cathrine. Mein Herr, ſie wiſſen ſchon, wie leicht ich zu beſtechen bin.

Glocke. Ich muß mich ihrer Ehre annehmen. Denn ſie läuft Gefahr dabey.

Amalia. Sie können ſich meiner Ehre nicht beſſer annehmen, als wenn ſie ſich gar nicht um mich bekümmern. Die Ehre einer Perſon iſt nirgends ſchlechter aufgehoben, als entweder bey Leuten, die ſehr viel ſprechen, oder bey ſolchen, die ſehr viel verſchweigen. Und ich werde mich vor beyden Arten von Leuten in acht zu nehmen wiſſen.

Glocke. Ich werde mich aber wider ihren Willen um sie bekümmern, und hoffe ihnen bald noch viele andere nützliche Nachrichten zu sagen, wenn ich mit meinem Schneider gesprochen habe.

Fünfter Auftritt.

Amalia, Abgrund, Cathrine.

Amalia.

Cathrine, wo ist die Antwort auf das Billet, die ich euch gegeben habe.

Cathrine. Hier, mein Freund, hat er . . .

Amalia. Gebt mir sie her.

Cathrine. Haben sie sich anders besonnen. O sie zerreissen es. Wollen sie das Billet, das er überbracht hat, auch dazu haben.

Amalia. Gebt her! Wo ist es?

Cathrine. Hier ist es. Aber es ist nichts nütze, daß die Stücken davon hier liegen bleiben. Ich werde sie doch aufheben dürfen.

Abgrund. Nein! gebe sie mir diese Stücken. Ich kann nicht zulassen, daß sie in fremde Hände kommen.

Cathrine. Ich will sie nicht lesen. Ich werde sie aber doch behalten.

Abgrund. Nein! sie gehören mir.

Cathrine. (Steckt sie in den Busen). Gebe er sich keine Mühe. Sie sind schon in Sicherheit.

Amalia. Ihr könnet der Person, die euch diesen Brief gegeben hat, nur sagen, mein Freund, daß ich ihn nicht verstehe, und also für unnöthig halte, darauf zu antworten.

Abgrund.

Abgrund. Und was hat denn diese Person für eine Unvorsichtigkeit begangen, die so bestraft werden soll.

Amalia. Ihr habt den Brief überbracht. Ihr braucht nichts weiter, als meine Antwort zu sagen.

Abgrund. Ach! gnädiges Fräulein. Darf ich mir zur Gnade ausbitten, daß ich ein einziges Wort ohne Zeugen mit ihnen reden kann.

Amalia. Dieser Zeuge kann wohl daben seyn.

Cathrine. Ohne Zeugen! Auf die Ehre wird ein Barbirer oder Frisirer auch noch verschwiegener seyn wollen, als die Allerverschwiegensten unter den Frauenzimmern. Und ich bin doch gewiß versichert, es giebt Sachen, worinnen die Mannspersonen sehr plauderhaft, und die Frauenspersonen sehr verschwiegen sind.

Abgrund. So werde ich wenigstens nur ein Wort heimlich mit ihnen reden dürfen. Diejenige Person, die ihnen das Billet geschrieben hat, ist gar nicht . . . Ach! gnädiges Fräulein, dieses Mägdchen beherdcht mich.

Amalia. Bleibt nur zurück, Cathrine.

Cathrine. Ich verlange nichts zu hören. Ich sahe nur hier noch ein Stück von dem Briefe liegen.

Abgrund. Diese Person, sage ich, ist gar nicht diejenige, wofür sie gleich ist ausgegeben wurd.

Amalia. Dieses hättet ihr nicht nur laut, sondern auch vor tausend Zeugen sagen können. Denn ich verstehe es nicht.

Abgrund. Ich sage die vorgegebene Verbindung ist ganz falsch und erdichtet, um ein Blendwerk zu machen.

Amalia. Das verstehe ich noch weniger, und wollte gern mit dergleichen Blendwerk verschonet seyn.

Abgrund. Ich bin in Verzweiflung, daß ich mich nicht deutlicher erklären darf, da sie mir das Glück nicht gönnen wollen, sie allein zu sprechen.

Carbrine. Es ist gut: Wenn die Leute allein seyn wollen; so muß man ihnen nicht beschwerlich fallen.

Abgrund. O Himmel! sie geht vielleicht mich zu verrathen.

Amalia. So redet doch, was wollt ihr denn?

Abgrund. Glocke ist ein boshafter Mensch, der dem Abgrund zu schaden suchet, und sich einbildet, daß er sie schon besitzet.

Amalia. Ich habe von ihm eben so wenig Nachricht verlangt, als von dem von Abgrund.

Abgrund. Und um seiner Fragen los zu seyn, und ihm ein Blendwerk zu machen, bin ich genöthiget gewesen, ihm zu bereden, als ob Abgrund verheyrathet wäre.

Amalia. So ist er nicht verheyrathet?

Abgrund. Nein! Die Nachricht ist ganz falsch, die sie so erzürnet hat.

Amalia. Sie hat mich nicht erzürnet. Im Geringsten nicht. Sie ist mir ganz gleichgültig. Aber woher könnt ihr sie wissen.

Abgrund. Davon kann ich ihnen gewisse Versicherung geben.

Amalia. Ihr könnt mir eben sowohl, als jenem ein Blendwerk machen wollen. Man wird öfters von Leuten hintergangen, die man viele Jahre gekannt hat, wie sollte man mit Unbekannten sicher seyn können?

Abgrund.

Abgrund. Können ſie wohl ſo grauſam ſeyn, zu glauben, daß ich ſie hintergehen könnte.

Amalia. Ach! das iſt er ſelber. Mein Gott! was ſind ſie verwegen!

Cathrine. Nun! was geht vor, gnädiges Fräulein.

Abgrund. Ich bin verlohren. Sie hat uns zugehört.

Cathrine. Iſt das das gröſte Unglück, ich kann doch nicht ſagen, daß mir meine Mühe belohnet worden wäre.

Amalia. Gehn ſie fort! Ich kann in dieſem Kleide nicht ein Wort von ihnen anhören.

Abgrund. Ich würde mich mit der gröſten Gefahr in tauſend Geſtalten verwandeln, wenn ich nur das Glück hoffen dürfte, alsdenn in geheim mit ihnen zu reden, und ihnen mein ganzes Herz zu vertrauen.

Cathrine. Zu dem Vertrauen iſt doch der Anfang noch zur Zeit ſchlecht gemacht.

Amalia. Ich bitte ſie! gehn ſie! was würde die Welt ſagen?

Abgrund. Eben damit ſie nichts ſagen kann: ſo ſoll ſie nichts erfahren.

Amalia. Wollen ſie noch nicht gehen?

Abgrund. Kann denn meine Verſichtigkeit ſie beleidigen?

Amalia. Gehn ſie, ſage ich, oder ſie ſollen mich niemals wieder ſehen.

Abgrund. Wie unglücklich gelingt mir doch alle meine Behutſamkeit. Meine Verkleidung hat mich nur tauſendfacher Angſt, und tauſend Nachforſchungen

schungen ausgesetzet, und sie soll mir noch ihren Zorn zuziehen?

Sechster Auftritt.

Amalia. Cathrine.

Amalia.

Sage mir, Cathrine, habe ich ihn auch deutlich genug abgewiesen.

Cathrine. Wenn es nicht deutlich genug gewesen ist, so mag er kommen, und um Erklärung fragen.

Amalia. Ich fürchte nur, daß ich zu wenig oder zuviel gesagt habe.

Cathrine. Und das letztere fürchten sie mehr als das erstere.

Amalia. Eins so sehr als das andere. Es ist nichts nütze, ohne Noth über Dinge Lärmen zu machen, die man in aller Höflichkeit abthun kann. Hört, Cathrine, sagt meinem Vater nichts von dieser Verkleidung. Denn ich finde ohnedem, daß er nicht mit mir zufrieden ist.

Cathrine. Ey! glauben sie denn, daß ich so plauderhaft bin.

Amalia. Wenn ich aber nur errathen könnte, was Abgrund mit seiner Verkleidung gewollt hat.

Cathrine. Weiß man denn, was man will, wenn man verliebt ist?

Amalia. Ich habe nicht ein Wort von seinem Briefe verstanden.

Cathrine. Und sie hatten gleichwol eine Antwort aufgesetzt.

Amalia. Es ist gut, daß sie zerrissen ist. Denn ich weiß selbst nicht, was ich geschrieben habe. Aber

ich möchte doch gern seinen Brief noch einmal lesen, nur um zu sehen, ob ich errathen könnte, was er gewollt hat.

Cathrine. Sehn sie! ist es nicht gut, daß ich die Stücken aufgehoben habe. Ich weiß wohl, es giebt gewisse Dinge, die man gern wieder aufhebt, nachdem man sie erst weggeworfen hat.

(Sie legt die Stücken auf der Erde zusammen) u. liest.

Die Gütigkeit ihres Herrn Vaters setzt mich in eben so große Unruhe, als sein voriger Ueberfall. So sehr ich mich auf das Vergnügen freue mit ihnen bey der Tafel durch meine Blicke reden zu können: so bin ich in Angst, daß mir dieses Netz gelegt seyn möchte, mich darinnen selbst zu fangen. Wenn sie meine Liebe nur einigermaßen ihrer würdig halten, gnädiges Fräulein, so lösen sie mir dieses Räthsel auf, ob ich unter dieser schuldigen Gnade ihres Herrn Vaters nicht etwas zu besorgen habe. Ich verehre ihn, aber mich ihm zur Zeit zu offenbaren, dazu habe ich nicht die Ehre ihn genug zu kennen, und ich erwarte vorher noch einige Umstände, um mich ihm desto würdiger zeigen zu können. Mehr kann ich dem Papiere nicht anvertrauen, und bitte sie, gnädiges Fräulein, verbrennen sie auch diese, wenn sie fähig sind einige Nachachtung für denjenigen zu haben, der sie in dem innersten seines Herzens verehrt

seine Unterschrifft.

Amalia. Aber bin ich nicht thöricht gewesen, ich weiß nicht einmal, ob der Brief von ihm ist, und der Kopf schwindelt mir, wenn ich ihn ansehe.

Cathrine. Sie hören es ja, daß er ihnen ein Räzel schreibt, und sie bitten es zu erklären.

Amalia. Schreibt er nicht, er würde mir speisen. Wenn ich dieses wüßte, so wollte ich nicht zu Tische kommen.

Cathrine. Warum wollen sie sich den Zwang anthun, in ihrem eignen Hause unsichtbar zu seyn.

Amalia. Ja! Cathrine. Abgrund soll mich nicht mehr sehen. Ich merke, daß sein Umgang mir nichts als Unruhe machen wird. Seine beständige Aengstlichkeit wird mich mit ängstigen, und er wird durch seine Verschwiegenheit machen, daß alle Welt von mir redet. Es scheint ohnedem, daß er meinem Vater mißfällt, und er mißfällt mir auch. Ich seh es wohl, Cathrine, es sind wenig Leute, die werth sind, daß man sie mehr als einmal sieht. Die wenigsten behaupten nur einige Tage die Hochachtung, die man geneigt ist, gegen sie zu fassen.

Cathrine. Hier kommt ihr Herr Vater.

Amalia. Ich bin nicht im Stande mit ihm zu reden. Reißt mich doch aus der Angst, Cathrine, und macht, daß ich erfahre, ob er auch zu frieden mit mir ist.

Siebender Auftritt.

Schlangendorf, Cathrine.

Schlangendorf.

Wo gieng Amalia hin, Cathrine. Ist sie böse auf mich?

Cathrine. Das weiß ich nicht. Aber unter uns gesagt, sie fürchtet, daß sie übel auf sie zu sprechen sind.

Schlan-

Schlangendorf. Das iſt mir ganz lieb.

Cathrine. Aber was hat ihnen denn das arme Kind gethan?

Schlangendorf. Sie hat nichts gethan. Aber dieſe Furcht ſchickt ſich zu meinen Abſichten. Ich habe es ihr wohl angemerkt. Sie kam zu mir und wollte Gelegenheit ſuchen, ſich wegen des Beſuchs ihres Unbekannten bey mir zu entſchuldigen, und ſie hätte verzweifeln mögen, daß ich ihr dieſe Gelegenheit nicht geben wollte.

Cathrine. Und das erfreut ſie ſo.

Schlangendorf. Es iſt nicht allemal übel, Cathrine, wenn man eine Perſon durch Stillſchweigen zu martern weiß, und man kömmt damit öfters eher zum Zwecke als durch zureden.

Cathrine. Ich werde aber barmherziger ſeyn und ihr ihre Furcht benehmen.

Schlangendorf. Das kannſt du bleiben laſſen.

Cathrine. So ſoll ich ſie darinnen beſtärken.

Schlangendorf. Auch das nicht. Laß ſie nur gehen. Aber was ſagt ſie von ihrem Liebhaber?

Cathrine. Nicht viel Gutes. Sie iſt böſe auf ihn. Und doch nicht recht.

Schlangendorf. Das iſt ein ſchlechtes Kennzeichen.

Cathrine. Sie will ihn gar nicht mehr ſehen.

Schlangendorf. Das iſt noch ſchlimmer. So iſt er ihr nicht mehr gleichgültig.

Cathrine. Die Wahrheit zu ſagen, iſt er ihr freylich nicht gleichgültig, und Blonde hat ſie ganz verdrießlich gemacht, weil er behaupten will, daß er ein Betrüger und eingefährlicher Menſch iſt.

Schlangendorf. Woher weiß er dieses?

Catbrine. Es ist eine Nachricht die seinen übrigen Zeitungen gleich ist. Denn ich weiß ganz sicher, daß Abgrunds Vater ein Graf ist.

Schlangendorf. So! das wirst du ihr aber doch nicht gesagt haben.

Catbrine. Bey Leibe nicht. Aber haben sie ihn diesen Mittag zur Tafel gebethen?

Schlangendorf. Ja! als einen Fremden der mich besucht hat.

Catbrine. Und er sucht ein groſses Geheimniß darunter.

Schlangendorf. Die Eigenliebe der Leute, die nichts bessers zu thun haben, vergnügt sich immer mit den Gedanken, als ob andere Leute sehr aufmerksam auf sie wären. Sie glauben, daß man viel Klugheit bey ihnen zu brauchen nöthig habe, und daher kömmt es, daß sie in gleichgültigen Dingen verborgne Absichten suchen, und alles ihr Vorhaben verstecken, als ob die ganze Welt anders nichts zu thun hätte, als sie darinnen zu stören.

Catbrine. Aber Herr von Schlangendorf, nehmen sie mir es nicht übel. Die Höflichkeit hätten sie ersparen können. Es ist gar nichts nütze, daß die Fräulein ihn zu sehen kriegt.

Schlangendorf. Warum nicht. Wenn man lächerlich ist, so gewinnt man nichts dabey, wenn man oft gesehen wird. Und ich will ihm schon die Gelegenheit geben, lächerlich zu seyn. Glocke soll, ohne es zu wissen, mir genug dazu helfen.

Catbrine. Nun! nun! auf ihre Gefahr. Aber für wen haben sie denn endlich ihre Tochter bestimmt.

met. Denn wahrhaftig es geht nicht gut, wenn sie ihrem Herzen nicht sonst was zu thun geben, und ich sehe für nichts.

Schlangendorf. Ich wette daß der Graf Bährenfeld seinen Sohn mitbringt. Das kann kein unrechter Mensch werden sonst, und seine Familie hat noch viel Freunde hier. Ich wollte bey dieser Gelegenheit gern sehen, was an ihm zu thun wäre.

Carbrine. Wenn er aber nicht mit kommt. So müssen sie ihn wahrhaftig mit Extrapost verschreiben. Ich kann meinen Posten nicht länger verwahren, und ich verspähre sie, ich lege noch heute meine Commendantschaft nieder.

Schlangendorf. Ich höre einen Wagen.

Carbrine. Es ist der Graf Bährenfeld.

Schlangendorf. Ich will ihn anmelden. Geh, sag es meiner Tochter.

Carbrine. Ja! ja! Es lebe die Politik in Corsette. Man weiß manchmal nicht, wer der Staatsleute ihre geheimen Räthe sind.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Abgrund, Johann.

Johann.

Wann soll ich sie nach Tische wieder abholen?

Abgrund. Du brauchst nicht wiederzukommen. Hier hast du deine Bezahlung und auch zugleich deinen Abschied.

Johann. Nun.

Abgrund. Du kannst nun gehen, und dienen wo du willst.

Johann. Warum denn?

Abgrund. Ich brauche dich nicht weiter.

Johann. Wie? sie brauchen keinen Bedienten.

Abgrund. Nein! es sind die allerentbehrlichsten Leute von der Welt. Sie sind zu nichts nütze, als daß sie uns aufpassen, daß sie alle unsre Schritte beobachten, daß sie unsre Worte auffangen, und daß sie ihren Cameraden öffentlich erzählen, was wir im Vertrauen mit andern sprechen oder thun. Kurz, Verräther sind es, und unter dem Scheine, daß sie zu unsrer Bequemlichkeit dienen, machen sie uns lauter Verdruß und Ungemach.

Johann. Wenn sie keinen Bedienten brauchen, so brauche ich doch einen Herrn.

Abgrund. So suche dir einen der lieber von andern an- und ausgekleidet seyn als ruhig leben will. Glücklich ist der Mensch, der keinen Bedienten nöthig hat. Er kann allein frey ein- und ausgehen, wo er will; Er darf sich vor niemand hüthen; Er braucht nichts von fremder Nachläßigkeit und Bosheit zu ertragen; Er hat sich bloß auf sich selbst zu verlassen. Es ist sonst niemand, der seine Freyheit hat, als wer sich nicht einkommen läßt, daß er über Bediente zu befehlen haben will.

Johann. So wollen sie künftig ihr eigner Bedienter seyn?

Abgrund. Ja! ich will mich selbst bedienen.

Johann. Gut! und ich will mein eigner Herr seyn. Glücklich ist der Mensch, der keinen Herrn braucht. Er muß sich nicht schelten lassen, wenn er recht thut: Er muß nicht wachen, wenn er schlafen will; Er muß nicht seine eigne Vernunft verläugnen, um nach andrer Leute ihren wunderlichen

Ein-

Einfällen zu handeln. Aber dem ungeachtet thäten wir doch beyde beſſer, daß ſie den Leuten die keine Diener brauchen, und ich den Müßiggängern die keine Herren haben, ihre Glückſeligkeit für ſich allein ließen.

Abgrund. Du kannſt gehen, das habe ich dir geſagt.

Johann. Ein Menſch, wie ſie, der nicht einen Augenblick ſeyn kann, ohne zu klingeln oder zu pfeifen: der beſtändig unruhig iſt, und in einem Augenblicke tauſend Dinge verlangt, und fürchtet, und ausgerichtet haben will; der oft nicht geſehen ſeyn will, und doch aufs genauſte fragt, wer ihn geſucht, und was er geſprochen hat; der ganze Tage eingeſchloſſen iſt, und wollte, daß kein Menſch wüßte wo er wohnt, der ſollte ohne Bedienten leben können.

Abgrund. Das werde ich können.

Johann. Das verſuchen ſie einmal. Der ſollte keinen Mitgehülfen haben, der ihn manchmal warnet, und ihm hinterbringt, was die Leute von ihm ſagen.

Abgrund. Das ſollſt du ſehen.

Johann. Das möchte ich gerne ſehen. Und bey meiner Treu ich will ihnen gegen über wohnen, damit ich ſehe, wie es abläuft.

Abgrund. Ich will noch heute aus meinem Quartier ausziehen, und kein Menſch ſoll erfahren, wo ich wohne.

Johann. Es ſoll mich recht erfreuen, wenn ſie in die allerſchlimmſten Hände kommen.

Abgrund. Ich kann in keine ſchlimmern gerathen.

Johann. Wenn sie verrathen und verkauft werden.

Abgrund. Das hast du schon gethan.

Johann. Ich wollte es nun gewiß thun. Es hat aber noch niemand so gut seyn wollen, mir Geld dafür zu bieten.

Abgrund. Verstelle dich nur nicht. Ich weiß zu wohl wer dich bestochen hat.

Johann. Wer denn?

Abgrund. Das werde ich dir nicht sagen. Genug ich weiß es. Schäme dich.

Johann. Sie haben recht, daß sie mir es nicht sagen. Ich möchte sonst mich verantworten können.

Abgrund. Hat es mir nicht erst vor einer Stunde derjenige selbst gesagt, der....

Johann. Gut. So werde ich vielleicht noch bestochen werden. Wenn man mir nur recht viel anbietet. Denn ich merke, ich würde sonst alles auch umsonst sagen.

Abgrund. Du kannst reden was du willst; das beste ist, daß du nichts weißt.

Johann. Ich wüßte nichts.

Abgrund. Nicht das geringste weißt du, und alles was du sagen kannst ist erdichtet.

Johann. Weiß ich nicht, auf welchem Wege sie hieher gereiset sind? Weiß ich nicht, daß sie gestern Türkenkleider anhatten? Weiß ich nicht, daß sie heute in Lakeyenkleidern waren? weiß ich nicht, daß sie in die Fräulein verliebt sind. Weiß ich nicht, daß sie in Straßburg seyn sollten, daß ihr Herr Vater ein Graf ist? Weiß ich nicht.... weiß ich nicht..... Was ich alles weiß, sollen sie schon

von

von den Leuten hören, denen ich es erzählen werde.

Abgrund. Es ſind alles Unwahrheiten. Aber ich will dir doch rathen, Johann, mach keinen Lärmen daraus. Ich will mich bewegen laſſen, dich in meinen Dienſten zu behalten, wenn du mich verſichern willſt, mit keinem Menſchen zu ſprechen.

Johann. Nicht ſprechen? Nein! und wenn ich keinen Herrn jemals haben ſollte, ich will und muß ſprechen. Zum Henker! ſollte ich eine ſtumme Perſon auf der Welt ſeyn!

Abgrund. Nicht allein eine ſtumme Perſon, ſondern eine Statue, die auch nicht einmal ein Zeichen von ſich giebt.

Johann. Ey! es iſt unbillig, daß ſie kein beſſres Vertrauen auf einen Menſchen ſetzen der ihnen noch keine Urſache zum Mißtrauen gegeben hat.

Abgrund. Soll ich erſt warten, bis ich betrogen bin.

Johann. Genug, Johann ihr Bedienter wird ſie niemals betrügen; aber Johann ohne Herrn wird nicht einen Augenblick ſchweigen.

Abgrund. Iſt das nicht ein Elend? Wenn ſolche Leute das geringſte wiſſen: muß man ihnen gute Worte geben. Höre Johann, du ſollſt bey mir bleiben. Ich gebe dir mein ganzes Vertrauen wieder. Kennſt du einen Edelmann, der Glocke heißt?

Johann. Wie ſollte ich den nicht kennen?

Abgrund. Ich fürchte du läſſt dich von ihm erkaufen. Ich glaube, daß man dich um zwey Gulden erkaufen kann.

Johann. Ich ſeh es ſchon. Sie geben mir ihr ganzes Vertrauen wieder.

Abgrund. Hier haſt du zween Gulden, verſprich nur mir allezeit treu zu ſeyn.

Johann. Das habe ich ihnen ſchon verſprochen.

Abgrund. Siehſt du, Verräther, wie leicht du zu erkaufen biſt?

Johann. Erkaufen? Ich zweifle, daß ſie mich mit allem ihrem Gelde bezahlen könnten, wenn ſie mich erkaufen wollen. Wenn ſie dieſes denken, hier haben ſie ihr Geld wieder.

Abgrund. Behalt es. Und hier haſt du noch zween Gulden. Die gieb dem Herrn von Glocke. Aber ohne etwas von mir zu ſagen, ſprich der Perukenmacher hätte ſie dir gegeben, mit dem er heute geredet hätte, und er hätte dir geſagt, die Sache die er heute von ihm verlangt hätte, könnte er nicht thun.

Johann. Aber welcher Perukenmacher denn?

Abgrund. Daran liegt dir nichts, richte es nur aus. Er wird dich ſonſt vielerley fragen: ſo ſag ihm im Vertrauen, aber ja nicht von mir. Die Anſtalt wäre gemacht, daß ich dieſe Nacht wegreiſen würde.

Johann. Gut. Ich verſtehe es ſchon. Sie ſollen ſehen, daß ich alles gut ausrichte.

Zweyter Auftritt.

Abgrund.

Nun wird doch Glocke aufhören, mich zu verfolgen, wenn er glaubt, daß ich ihm ſo bald aus dem Wege gehen werde. Unterdeſſen will ich mich dem Schlangendorf offenbaren. Ich bin gezwun-

gen

gen es zu thun, weil ich ſehe, daß ich ſonſt allezeit verlieren werde. Wenn ich nur verſichert ſeyn könnte, daß er mein Vertrauen nicht mißbrauchte. Die Menſchen alle ſind falſch, und die ehrlichſten ſind nur in manchen Stücken ehrlich. Warum kann man doch nicht alles ohne andrer Hülfe thun. Schlangendorf kömmt. Er ſieht ſo freundlich aus. Ich fürchte, ich fürchte. . . .

Dritter Auftritt.

Abgrund, Schlangendorf.

Abgrund.

Die ſonderbare Gütigkeit, die ſie für mich haben, Herr von Schlangendorf, ſetzet mich deſtomehr in Verwunderung, da ich nicht begreifen kann, wodurch ich mir ſie zugezogen habe.

Schlangendorf. Als einem Fremden, habe ich ihnen einigen Zeitvertreib, und einige Bekanntſchaft machen wollen.

Abgrund. Bekanntſchaft? Ich bin eben nicht für weitläuftige Bekanntſchaft, und die ihrige iſt mir ſo koſtbar, daß ich die andern entbehren wollte.

Schlangendorf. So würden ſie den Abſichten, die ein Reiſender hat, nicht Genüge thun.

Abgrund. Ich bin verſichert, ich würde die Zeit auf meinen Reiſen nicht nützlicher gebrauchen können.

Schlangendorf. Wenn ich ihnen nützlich ſeyn könnte, ſo ſollte es mir ein Vergnügen ſeyn.

Abgrund. Wie glücklich wäre ich, wenn ſie dieſes nicht ſo ganz ohne Abſicht geſagt hätten.

Schlangendorf. Ich bin gewohnt, natürlich zu reden.

Abgrund.

Abgrund. Und wenn ſie mir dadurch hätten unter den Fuß geben wollen, mich weiter heraus zu laſſen.

Schlangendorf. Ich habe zwar nicht wiſſen können, daß ſie mir etwas zu ſagen haben, unterdeſſen bin ich zu ihren Dienſten.

Abgrund. Aber ſie werden ſich vielleicht hernach andere Gedanken von mir machen, als ich wünſchte.

Schlangendorf. Wie ſo?

Abgrund. Sie werden denken, was für Recht ich als ein Unbekannter zu ihrem Vertrauen habe.

Schlangendorf. Das Vertrauen, das ſie gegen mich beweigen, giebt ihnen Recht genug dazu.

Abgrund. Sie werden vielleicht antworten, daß ſie zu allem gar nichts ſagen können, weil ſie mich nicht kennen.

Schlangendorf. Aber wenn ſie ſich weiter heraus laſſen, ſo fällt dieſes von ſich ſelbſt hinweg.

Abgrund. Ich wollte mich wohl in etwas heraus laſſen.

Schlangendorf. Wie ſie wollen. Ohnmaßgeblich dünkt mich, wenn man von einer Sache im Vertrauen ſprechen will, ſo muß man entweder alle Umſtände davon ſagen, oder ſie ganz verſchweigen.

Abgrund. So meynen ſie, ich ſoll mich entweder ganz, oder gar nicht eröffnen.

Schlangendorf. Ein guter Freund läuft Gefahr einen ſchlechten Rath in einer Sache zu geben, die ihm nur halb geſagt wird.

Abgrund. Aber ich kann mich nicht ganz erklären.

Schlangendorf. Dieſes ſteht in ihrem Gefallen.

Abgrund.

Abgrund. Alſo werde ich gar nichts ſagen dürfen.

Schlangen... f. Sie werden nicht wohl thun.

Abgrund. Sie werden es doch nicht übel nehmen,

Schlangendorf. Ganz und gar nicht.

Abgrund. Ich folge auch nur ihrem Rathe.

Schlangendorf. Ich maße mich nicht an, ihnen Rath zu geben.

Abgrund. Ich werde es verſparen, bis ich mich ganz erklären kann. Sie können verſichert ſeyn, daß ich meine Urſachen habe, die ſie billigen würden, wenn ſie ſie wüßten.

Schlangendorf. Ich billige ſie auch, ohne ſie zu wiſſen.

Abgrund. Ich höre, daß jemand kömmt, und ich wollte nicht gerne wiſſen laſſen, daß ich in geheim mit ihnen geſprochen hätte.

Schlangendorf. Das hieße den Leuten etwas weis machen wollen. Wollen ſie vielleicht unters deſſen zu meiner Tochter gehen?

Abgrund. Sie befehlen es: ſo kann ich es um deſto eher thun.

Vierter Auftritt.

Schlangendorf, Bährenfeld.

Schlangendorf.

Nun, Herr Graf, haben ſie den Menſchen ausgefunden, den ſie hier aufſuchen.

Bährenfeld. Man hat mir hinterbracht, daß er einige Zeit unſichtbar geweſen iſt. Aber einen Bedienten hat man noch heute geſehen, und ich hoffe, in kurzem wird man mir genaue Nachricht von ihm bringen.

Schlangendorf. Wenn es so ist: so soll er dem blauen Thurme nicht entlaufen.

Bährenfeld. Der Spitzbube hat schon an andern Höfen dergleichen Streiche gespielt, und das Wenigste, was er thut, ist, daß er sich allemal dafür ausgiebt, als ob er von großen Herrn abgeschicket wäre. Er fängt unter diesem Vorwande zuweilen Händel an, von denen man nicht weiß, wo sie hinaus laufen könnten.

Schlangendorf. Es wird alles von sich selbst gehen. Unterdessen wollen wir einmal als alte Bekannte sprechen. Wie leben sie, Herr Graf?

Bährenfeld. Gut genug. Ich wehre mich wider das Alter, so gut ich kann.

Schlangendorf. Das ist mir lieb, und sie müssen sich nicht überwunden geben.

Bährenfeld. Eben so wenig als sie. Des Mittags mache ich mich durch ein Glas Wein wieder jung, und des Abends durch die Gesellschaft von Damen.

Schlangendorf. Ich merke wohl. Sie sind noch eben so galant, wie vor diesen.

Bährenfeld. Der Wille ist noch eben der. Aber das müssen wir einander nicht bereden, daß wir noch eben die Leute sind, die wir vor dreyßig Jahren in Paris waren.

Schlangendorf. Was hülfe es, wenn wir uns das bereden könnten. Das Frauenzimmer wird es uns nicht glauben.

Bährenfeld. Die jungen Damen sehen mich schon allmählich für ein Stück von ihrem Hofmeister an, und die bey Jahren sind, wollen durch unsern

Anblick

Anblick nicht erinnert seyn, daß wir sie vor zwanzig Jahren im Wochenbette besucht haben.

Schlangenorf. Dem ohngeachtet sollten sie schon noch eine Frau ins Wochenbette bringen können. Unter ihrer blonden Perücke können sie wohl noch eine junge Frau betrügen, daß sie sie heyrathete.

Bährenfeld. Heyrathen? Der Betrug würde für mich am schlimmsten ablaufen. Hätten sie wohl noch das Herz dazu?

Schlangendorf. Seit dem mich das Frauenzimmer nicht mehr verlangt, habe ich mich ganz von ihm geschieden.

Bährenfeld. Was das Heyrathen betrifft, glauben sie mir, die Thorheit wollen wir unsern Minoren überlassen.

Schlangendorf. Sie haben ja einen Sohn, der vielleicht diese Thorheit bald begehen soll.

Bährenfeld. Sie haben ja eine Tochter, die sich bald auf diese Thorheit gefaßt macht.

Schlangendorf. Thorheit, wie es will. Diese Thorheit war uns doch sonst angenehm. Und es ist meine größte Sorge, meiner Tochter diese Thorheit mit so vieler Klugheit, als möglich ist, begegnen zu helfen.

Bährenfeld. Warum habe ich ihre Fräulein noch nicht gesehen?

Schlangendorf. Warum haben sie ihren Herrn Sohn nicht mitgebracht?

Bährenfeld. Ich habe ihn in die Welt geschickt, daß er ein wenig reisen soll.

Schlangendorf. Das wird er mit vieler Annehmlichkeit thun, wenn er seines Herrn Vaters Fußstapfen findet.

Bährenfeld.

Bährenfeld. So wird er allemal die ihrigen nicht weit davon finden. Es ist ihm sehr nöthig. Denn für einen jungen Menschen will er allzu klug seyn.

Schlangendorf. Sie haben recht. Dumme Leute muß man in die Welt schicken, um klug zu werden, und die Klugen, ihre überflüßige und unbequeme Klugheit zu verlernen, und zu sehen, daß es eben nichts außerordentliches ist, wenn man Verstand hat.

Bährenfeld. Ich rechne, daß er nun in Straßburg seyn kann.

Schlangendorf. Aber warum haben sie ihn nicht erst hieher geschicket.

Bährenfeld. Ich habe hier allzu viel gute Freunde, die würden ihn nur verderbt haben.

Schlangendorf. Eben weil sie hier viel Freunde haben, hofft ich vielerley Gutes für ihn auszurichten.

Bährenfeld. Behalten sie nur die Gütigkeit für ihn bis zu seiner Wiederkunft. So wird nichts versäumt seyn.

Schlangendorf. Etwas könnte er doch versäumen.

Bährenfeld. Wie so?

Schlangendorf. Ich wollte ihn meiner Tochter weisen.

Bährenfeld. Gut. Aber weil er nicht da ist: so kann sie mich für ihn sehen, und aus dem Vater schließen, wie ihr der Sohn gefallen wird.

Schlangendorf. Schließen. Sie wissen selbst, Herr Graf, daß sehen besser ist, als schließen.

Bähren-

Bährenfeld. Wenn er wiederkömmt, kann sie ihn sehen, so viel sie will.

Schlangendorf. Ich muß meine Schwachheit gestehen. Ich wollte doch nicht gern meiner Tochter sagen, ich habe dir einen Mann ausgesucht, du hast ihn noch nicht gesehen, aber auf mein Wort, er verdient es, du mußt ihn lieb haben.

Bährenfeld. Da haben sie recht. Das wäre der Weg, alles zu verderben. Wir kennen uns selbst. Oft weigert man sich aus Eigensinn etwas zu thun, was man gewiß selber gewollt haben würde, wenn es uns auf bessre Manier wäre vorgestellet worden.

Schlangendorf. Es gehet, wie mit den Pferden. Das beste wirft uns am ersten ab, wenn wir es den Zügel zu sehr fühlen lassen.

Bährenfeld. Unterdessen bleibt die Sache unter uns verabredet.

Schlangendorf. Sehr gut. Aber ich habe viel Ursachen. Lassen sie ihren Sohn unter andern Vorwande so bald möglich zurückkommen. Er kann seine Reisen hernach thun.

Bährenfeld. Weil sie es für gut befinden, so soll er da seyn, ehe sie es vermuthen. Es fällt mir noch etwas wegen meiner Geschäffte ein. Wollen sie nicht Anstalt machen, daß wir allemal die Wache so gleich haben können, wenn ich den Landläufer gefunden habe, den ich suche.

Schlangendorf. Mein Wagen wird noch nicht ausgespannet seyn. Ich will gleich zum Commendanten fahren. Hier kömmt ein sehr neugieriger Mensch. Mit dem müssen sie sprechen. Herr von

Glocke wollen sie so gütig seyn, und den Herrn Grafen bis zu meiner Wiederkunft unterhalten.

Fünfter Auftritt.

Bährenfeld, Glocke.

Glocke.

Unfehlbar werden der Herr Graf sich einige Tage hier aufhalten.

Bährenfeld. Nicht sonderlich lange. Es ist nur ein Besuch von wenig Tagen, den ich dem Hrn. von Schlangendorf gebe.

Glocke. Es ist doch gewiß, daß ihre Ankunft nicht so durchgängig für einen Besuch gehalten wird. Ich wollte ihnen Leute nennen, die, wie ich nun erst begreife deßwegen sehr besorgt sind.

Bährenfeld. Man sagt sonst, daß die Leute, die keine Sorge haben, sich selbst welche machen.

Glocke. Es ist wahr. Aber diese Leute haben doch vielleicht Ursache dazu.

Bährenfeld. Nicht so sehr.

Glocke. Sie wissen wohl, daß Leute, die offene Augen haben, bey Hofe alles wissen müssen was vorgeht.

Bährenfeld. Man ist glücklich, wenn man es so weit gebracht hat.

Glocke. Ich schmeichle mir, daß mir es niemand hierinnen zuvor thun soll, und wenn ich ihnen in etwas behülflich seyn kann, werde ich mir eine Ehre daraus machen, ihnen zu dienen.

Bährenfeld. Ich bin ihnen für die große Gütigkeit verbunden. So bald ich Angelegenheiten habe, werde ich nicht ermangeln, mir sie zu Nutze zu machen.

Glocke,

Glocke. Aber ſollte ihnen denn nicht ein Menſch bekannt ſeyn, der ſich Abgrund nennet?

Bährenfeld. Ich habe den Nahmen niemals gehört.

Glocke. Die Perſon werden ſie unfehlbar geſehen haben. Denn er hat doch geſtanden, daß er an ihrem Hofe gewesen iſt. Zwar Leute von ſeiner Art betrachtet man nicht ſo genau. Man ſieht ſie wohl zwanzigmal ohne ſie geſehen zu haben. Es geht mir ſelber ſo. Man beſchweret ſich über mich, daß ich dann und wann gewiſſe überflüßige Geſichter nicht zu kennen ſcheine, die ich faſt täglich ſehe. Aber wer kann aller Leute ihre Naſen und Augen im Gedächtniſſe führen.

Bährenfeld. Es iſt alſo ein geringer Menſch von dem ſie ſprechen.

Glocke. Er will es freylich nicht ſeyn. Er macht viel Aufſehen, und ich muß geſtehen, wir wären ihn gerne hier los. Denn mit dergleichen weit ausſehenden Anſchlägen, dazu er uns bereden will, iſt uns nichts gedient. Es iſt ein lächerlicher Menſch, ſehr behutſam im Ausgehen, voll Ränke, und in dieſem Hauſe hält er beſtändig ſeine Spione. Ich begreife aus ihrer Ankunft, daß ſie die Urſache ſind, warum er beſonders aus dieſem Hauſe Nachrichten zu haben ſucht.

Bährenfeld. Ihre Beſchreibung macht mich ganz neugierig, dieſen Menſchen zu ſehen.

Glocke. Darzu werden ſie kommen können, Denn unter andern närriſchen Einfällen hat er auch dieſen gehabt ſich in Fräulein Amalia zu verlieben.

Bährenfeld. Iſt ſie ſchön?

Glocke. Das iſt je ſo ſehr, als er dumm iſt daß er ſich einbildet, Leuten von Verdienſten vorgezogen zu werden, die hier bekannt ſind, die alle Ehrerbietigkeit haben, ein anſehnliches Glück zu machen und die alles auf der Welt gethan haben, ſich in ihrem Herzen feſt zu ſetzen.

Bährenfeld. Er müßte geſchickt ſeyn, wenn er es dahin bringen könnte.

Glocke. Wenn ich einmal Geſetze zu geben habe, ſo werde ich vorzubauen ſuchen, daß die ſchönen Perſonen wie die reichen Erbſchaften nicht in die Hände fremder Leute fallen, und aus dem Lande gezogen werden.

Bährenfeld. Wenigſtens werden ſie ein Abzugs-Recht darauf legen.

Sechſter Auftritt.

Bährenfeld, Glocke, Johann.

Glocke.

Dieſes Abzugsrecht ſollte ſeyn .....

Johann. (zupft ihn) Es iſt gut, daß ſie hier ſind. Ich habe ſie in der ganzen Stadt geſuchet.

Glocke. Nun! Was neues?

Johann. Ich bin in ganz geheimen Verrichtungen abgeſchickt.

Glocke. So!

Bährenfeld. Dieſes Geſicht ſoll ich geſehen haben.

Johann. Ihr ganz unterthäniger Knecht gnädiger Herr Graf.

Bährenfeld. Es ſcheint daß ihr mich kennt, mein Freund.

Johann. Ach ja! gnädiger Herr. Ich kenne ſie von der guten und böſen Seite. Bäh-

Bährenfeld. Wie ſo?

Johann. Sie haben mir einmal ein Trinkgeld in die Hand, und ein andermal eines auf den Rücken geben laſſen.

Bährenfeld. So? Nun beſinne ich mich.

Johann. Hören ſie mich doch bald Herr von Glocke. Ich fürchte mich vor des Herrn Grafen ſeiner böſen Seite.

Bährenfeld. (auf der andern Seite des Theaters) Es iſt ſein Diener.

Johann. (zu Glocke an der andern Seite des Theaters) Der Perukenmacher, mit dem ſie heute geſprochen haben, hat mich gebethen, ihnen ſeinen gehorſamſten Reſpect zu vermelden, und damit ſie ſehen, daß er ehrlich iſt, ſo ſchickt er ihnen die zween Gulden zurück. Denn er könnte es dafür nicht thun.

Glocke. Er könnte es dafür nicht thun. Dafür? was denn dafür?

Johann. Das werden ſie wohl ſelber wiſſen.

Bährenfeld. (für ſich) Ich darf ihn nichts fragen. Sein Herr möchte ſonſt Argwohn ſchöpfen.

Glocke. (zu Johann.) Wie heißt denn der Perukenmacher?

Johann. Wie er heißt. (bey Seite.) Wenn mein Herr ſeinen Mund aufgethan hätte. (zu Glocke) Sein Nahme iſt.... Sein Nahme iſt ..... mir entfallen.

Glocke. Wo wohnt er?

Johann. Wo er wohnt, weiß ich nicht.

Glocke. Wenn er mit euch geſprochen hat, muß ihr ihn doch kennen.

Johann. Kennen? O ja! so gut als mich selber.

Glocke. Was ist er für ein Kerl?

Johann. Er ist ein .... ein närrischer Kerl.

Glocke. Er war mehr als zu klug.

Johann. Ganz recht, ein auf eine närrische Art kluger Kerl.

Glocke. Ich will wissen, ob man sich auf ihn verlassen kann.

Johann. Ja! Wenn sie es wagen wollen.

Glocke. Ist er ein Windmacher?

Johann. Der Herr Graf wird es ihnen übel nehmen, daß sie ihn allein lassen und mit mir reden.

Glocke. Es hat nichts zu bedeuten. Wir Leute von großer Geburth nehmen es mit der Höflichkeit nicht allemal zu genau (läuft zum Grafen.) Nehmen sie es nicht ungütig, Herr Graf. Ich muß diesen Menschen ein wenig ausfragen. (läuft zu Johann.) Hört, mein Freund, werden wir lange das Vergnügen haben euern Herrn hier zu behalten?

Johann. Nicht gar zu lange. Denn .... ich weiß nicht, ob ich es sagen darf.

Glocke. (läuft zum Grafen.) Es ist der Diener des Menschen von dem ich ihnen gesagt habe. (zu Johann.) Ich hätte bald etwas vergessen, hier habt ihr die zween Gulden, die ihr mir wiedergebracht habt. Es ist nicht billig, daß ihr eure Mühe umsonst haben sollt.

Johann. Ich wollte sie wohl nehmen, wenn ich wüßte, daß sie mich nicht bestechen wollten.

Glocke. (zum Grafen.) Sein Herr hat ihm verboten, daß er sich nicht bestechen lassen soll, das

hinter

hinter steckt etwas. (zu Johann.) Ich will euch nicht bestechen. Ich verlange nichts von euch dafür. Wenn will euer Herr fortreisen?

Johann. Wollen sie es niemand wissen lassen?

Glocke. Meine lebendigen Worte.

Johann. Er wird in dieser Nacht fortreisen.

Glocke. (zum Grafen.) Er will kommende Nacht wegreisen, das ist wegen ihrer Ankunft. (zu Johann.) Wo hin reiset er?

Johann. Das weiß ich nicht. Aber es sind schon auf allen Stationen frische Pferde bestellt.

Glocke. (zum Grafen.) Man wird ihn auflauren müssen, Herr Graf, denn ich habe lange gemerkt, daß er ein gefährlicher Mensch ist.

Johann. (bey Seite.) Was höre ich? auflauren! Ich muß ihn zu fürchten machen.

Glocke. (zu Johann.) Um welch Uhr wird euer Herr wegreisen?

Johann. Die bewaffneten Leute, die ihm begleiten sollen, sind alle um Mitternacht gleich an dem Thore bestellt.

Glocke. (zum Grafen.) Er läßt sich von bewaffneten Leuten begleiten. Das zeigt schon, daß er etwas übels besorget. (zu Johann.) wird er allein reisen oder wird jemand mitgehen?

Johann. Es wird jemand mitgehen.

Glocke. (zum Grafen.) Ich will nunmehro hoffen, daß er die Fräulein Amalia zugleich mit entführen will. Denn sie sind sehr gute Freunde. (zu Johann.) Wißt ihr nicht, wer die Person ist, die mitgehen soll?

Johann. Ja! das werde ich seyn.

Glocke. (zum Grafen.) Der Kerl merkt, daß er zu viel geredet hat, und wollte gern seine Worte wieder zurück haben. (zu Johann.) Wie viel Leute sind denn bestellt, euern Herrn zu begleiten, und wird keine maskirte Person dabey seyn.

Johann. Ich kann nicht mehr antworten. Fragen sie meinen Herrn selbst.

Glocke. Wo ist er denn?

Johann. Er ist hier im Hause.

Glocke. So ist er ganz gewiß bey der Fräulein. Wollen sie nicht mitkommen, Herr Graf, und ihn sehen.

Johann. Ich glaube meinen Herrn kostet jedes Wort einen Ducaten, daß er mir nicht deutlicher gesagt hat, was ich ausrichten sollte. Der Angstschweiß ist mir über den Fragen ausgebrochen und der Henker weiß, ob ich recht geantwortet habe.

Siebender Auftritt.

Abgrund, Johann.

Abgrund.

Komm, Johann, wir müssen fort von hier, wir müssen gleich abreisen.

Johann. Herr von Abgrund, ich habe itzt eben meine Sachen auf das beste ausgerichtet.

Abgrund. Wir müssen fort, sage ich, ich habe nicht einen Augenblick zu verlieren. Du sollst meine Kleider anziehen und ich deine Livery.

Johann. Dabey ist wohl Gefahr.

Abgrund. Was! Gefahr? es ist Eil dabey.

Johann. Sie wollten mich vorhin abdanken. Mich dünkt nun wäre eben die rechte Zeit dazu.

Ab-

Abgrund. Mache fort. Sage ich. Gieb mir deine Livercy.

Johann. Gut. Da haben sie sie. Ich will nichts weiter damit zu thun haben. Ich habe von solchen Streichen schon die traurige Erfahrung.

Abgrund. Mein lieber Johann, willst du mich itzt verlassen.

Johann. Wenn ich nur wüßte, warum ich so ein guter Narr wäre. Ich weiß schon, daß es mich in Ungelegenheit bringen wird, und ich thue es doch.

Abgrund. Nun so zieh doch an. Geschwind.

Johann. Das beste ist, ich habe Glocken bereder wir reisten mit so starker Begleitung, daß ihm die Lust vergehen wird uns nachzusetzen.

Abgrund. Was? du Böswicht, du hast ihm sagen sollen, ich setzte meine Reisen in aller Stille fort. Ich habe ihm den Verdacht benehmen wollen, und du hast ihm erst noch mehr beygebracht.

Johann. Warum haben sie mir ihre Absicht nicht gesagt. Ueber den Perukenmacher bin ich auch in Todesangst gewesen. Ich sollte sagen, was es für ein Mensch wäre, und ich hatte ihn nicht einmal gesehen.

Abgrund. Mach nur fort. Ich höre schon jemand kommen. Geschwind! daß uns niemand antrifft.

Achter Auftritt.

Bährenfeld, Glocke, Cathrine.

Bährenfeld.

Sie sind schon weg. Der Diener ist von demselben Herrn, den ich aufsuche. Und ich hätte

was darum geben wollen, wenn ich den Herrn auch hätte sehen kommen.

Cathrine. Er war doch den Augenblick aus der Fräulein ihrem Zimmer hinausgegangen, da sie hineintraten, und wenn er ihnen nicht begegnet hat, so muß er sich unterdessen hinter etwas versteckt haben.

Glocke. Es ist ganz richtig, Herr Graf. Weil er vor ihnen flieht: so müssen sie nicht saumen ihn feste zu machen.

Währenfeld. Ich gestehe es. Ich wollte mich nicht gern in der Person irren.

Glocke. Auf meine Gefahr, Herr Graf, ich will in allen Thoren bestellen lassen, daß man ihn nicht hinaus läßt. Und in der Stadt soll er mir nicht entgehen.

Währenfeld. Ich dächte wir sähen uns um, ob er sich nicht im Hause versteckt hat.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Amalia, Cathrine.

Amalia.

Es ist nicht möglich, Cathrine, man irrt sich.

Cathrine. Wollen sie es besser wissen, als die Leute, die ihn kennen.

Amalia. Nein! Abgrund ist gewiß der Mensch nicht, zu dem man ihn machen will. Er kann seine Fehler haben....

Cathrine. Sagen sie lieber Thorheiten.

Amalia. Nun ja, Thorheiten. Jeder Mensch hat die seinigen.

Cathrine.

Cathrine. Oder am beſten Narrheiten.

Amalia. Er kann ſeine Fehler haben, ſage ich. Aber daß er ein boßhafter Menſch, ein Verräther, ein Betrüger ſeyn ſollte, darinnen will ich allen Leuten ſteif und feſt widerſprechen.

Cathrine. Wer iſt ihnen denn Bürge dafür?

Amalia. Mein Herz.

Cathrine. Ach! das arme Herz. Sagen ſie ihm nur, daß ich keinen gutherzigern, aber auch keinen ſchwächern Bürgen kenne, als das iſt, und daß es bey der Bürgſchaft ſehr zu kurz kommen dürfte.

Amalia. Mein Herz kann ſich in tauſend andern Dingen irren, aber darinnen nicht.

Cathrine. Allemal in denjenigen Dingen am erſten, wovon es am gewiſſeſten zu ſeyn glaubt.

Amalia. Ich weiß aber was er mir geſagt hat?

Cathrine. Wollen ſie glauben, was er geſagt hat?

Amalia. Er hat mich in dem Augenblick von der betrübten Veränderung auf das lebendigſte verſichert, daß er weder ſeinem Stande noch ſeinem Glücke, noch ſeinem Gemüthe nach meiner Liebe unwürdig wäre, daß er nicht verlangte, daß ich ihn vollkommen lieben ſollte, bis er mir allen Beweis davon gegeben hätte.

Cathrine. Und wo blieb denn der Beweis?

Amalia. Er würde mir ohne Zweifel in demſelben Augenblicke alles geſagt haben, was man nur zu wiſſen verlangen kann, wenn ihm nicht zum Unglück eingefallen wäre, daß er ſich zu lange bey mir aufhielte, und daß er dadurch andern Leuten den Verdacht geben möchte, als ob er mich liebt.

Cathrine. Und so gieng er, ohne daß sie ihn aufhielten?

Amalia. Sollte ich ihn aufhalten? Dadurch würde ich ihm zuviel entdecket haben.

Cathrine. Sie sind doch nicht im geringsten neugierig. Es lasse mich nur jemand merken, daß er mich liebt: so bin ich sicher, daß er nichts vor mir verbergen soll. Alles muß heraus. Er mag unterdessen immer aus meinen Schmeicheleyen schließen, daß ich ihn liebe. Aus dem Irrthume will ich ihm schon helfen, wenn ich erfahren habe, was ich will.

Amalia. Ich liebe ihn nicht, Cathrine. Aber das kann ich gestehen, daß ich ihn zu hochgeschätzt habe, als ihm etwas abzuzwingen, daß er ohne mich nicht gesagt haben würde.

Cathrine. Sie wollten also nichts wissen? Sie wollten mit Fleiß betrogen seyn? Glauben sie mir. Es ist ein Glück für sie, daß er entflohen oder gefangen ist.

Amalia. Ich wünschte, daß er entflohen wäre. Denn man kann auch unschuldig leiden, wenn man einmal das Unglück hat beschuldiget zu werden. Ihr wißt es selbst, Cathrine, er hatte gar nicht das Gesichte eines Betrügers. Man mag sich verstellen, wie man will. Die Ehrlichkeit läßt sich niemals vollkommen nachahmen. Die Kunst scheint allezeit hervor, und wenn man nur Achtung geben will, so kann man den Menschen aus dem Gesichte lesen, ob ihre Aufrichtigkeit wahrhaftig oder angenommen ist.

Cathrine. Es muß mit sehr zweydeutigen Buchstaben in das Gesicht geschrieben seyn, oder die Ver-

Verliebten müſſen dieſe Schrift allein leſen können. Denn es ſind hierinnen wohl Leute betrogen worden, die liſtiger ſind, als ſie.

Amalia. Wollet ihr nur für ihn reden, Cathrine. Ich getraue mich nicht ein Wort ſeinetwegen zu ſprechen. Ich würde mich aber nicht zufrieden geben können, wenn der Menſch unglücklich wäre: Denn wenn er es iſt: ſo geſchieht es gewiß meinetwegen, Gleede verläumdet ihn aus Neid. Und das iſt alles, was wider ihn iſt. Ich will ihn gern nicht mehr ſehen. Aber dazu bin ich zu mitleidig ihn unglücklich zu machen, da er zumal keine Freunde und keinen Schutz hier hat.

Cathrine. Die für ihn Bürgen ſeyn wollen, die mögen auch für ihn reden. Ich getraue mich nicht für einen Menſchen Bürge zu ſeyn: Geſchweige denn für einen ſolchen, den ich geſtern zum erſtenmal geſehen habe.

Zweyter Auftritt.

Amalia, Cathrine, Schlangendorf.

Schlangendorf.

Nun, Amalia, iſt der Graf Bährenfeld nicht bey dir?

Amalia. Nein, Herr Vater.

Schlangendorf. Hat er dich noch nicht geſehen?

Amalia. Ja.

Schlangendorf. Wie gefällt er dir?

Amalia. Sehr wohl.

Schlangendorf. Iſt er nicht überaus galant?

Amalia. Das kann wohl ſeyn.

Schlangendorf. Iſt es nicht Schade, daß er nicht ein Menſch von fünf und zwanzig Jahren iſt?

Amalia. Ich glaube es.

Cathrine. Was ihm an Jugend fehlt, das wird ſein Sohn wohl haben.

Schlangendorf. Sein Umgang aber iſt ſo angenehm, daß er dem artigſten jungen Menſchen noch den Vorzug ſtreitig machen kann.

Cathrine. Von ſeinem Umgange hat die Fräulein noch nicht viel genoſſen.

Schlangendorf. Wie ſo? du hätteſt ihn unterhalten ſollen.

Cathrine. Ey! warum hat er uns ſeinen Sohn nicht mitgebracht. Wir wollen mit dem alten Manne nichts zu thun haben.

Schlangendorf. Seinen Sohn? Wollteſt du ihn gern ſehen! Amalia.

Cathrine. Wenigſtens wollte ich ihn ſehen.

Schlangendorf. Er iſt auf Reiſen, und vielleicht führt ihn ſein Weg hierher.

Cathrine. Das iſt ſchön. Denn ich ſehe gerne junge Leute, auch die für mich nicht gewachſen ſind.

Schlangendorf. Ich kann es dem Vater nicht vergeben, daß er mir meine Tochter verachtet, und noch ſo wenig mit ihr geſprochen hat. Ich werde ihn deswegen zur Rede ſetzen. Habe ich nicht Recht, Amalia!

Amalia. Ach nein! Herr Vater, laſſen ſie ihn nur ſeinen Willen. Ich werde ihn Zeit genug ſprechen.

Cathrine. Er hat auch ſehr viel zu verrichten gehabt. Sie wiſſen noch nicht, was unterdeſſen, da

ſie

sie ausgewesen sind, im Hause vorgegangen ist. Es hat wenig gefehlt, daß ich nicht Sergeanten Stelle vertreten, und jemand hier in Arrest genommen hätte. Wenn uns der Kerl nur nicht unter den Händen davon gelaufen wäre. Kurz, der fremde Mensch, den sie auf heute Mittag zur Tafel gebethen haben, ist gerade der Vogel, den der Graf Währenfeld zu fangen sucht.

Schlangendorf. So? Das hätte ich fast nicht geglaubt.

Amalia. Ich kann es nimmermehr glauben, Herr Vater.

Schlangendorf. Es kann aber wohl seyn.

Amalia. Es kann gewiß nicht seyn.

Schlangendorf. Wenn du von seiner Unschuld so versichert bist: so wirst du wohl thun, wenn du den Grafen davon benachrichtigest.

Amalia. Ich? Herr Vater. Ich sage nur, daß ich ihn für unschuldig halte.

Schlangendorf. Der Graf ist viel zu artig, daß er einer Dame von einem Frauenzimmer nicht Platz geben sollte.

Amalia. Ich nehme mich ja seiner nicht an.

Schlangendorf. Weil aber eine Höflichkeit die andere verdient, so wirst du ihm wohl versprechen müssen, ihm dafür wieder gefällig zu seyn.

Amalia. Nein! nein! ich bitte ja nicht für ihn.

Schlangendorf. Ein Mensch, dem man so viel Dinge Schuld giebt, ist doch wohl einer Fürbitte werth. Ich werde dem Grafen sagen, daß du mit ihm zu sprechen hast.

Amalia. Nicht doch, Herr Vater. Lassen sie ihn doch von mir. Ich kann nichts mit ihm sprechen.

Dritter Auftritt.

Amalia, Cathrine.

Amalia.

Ist mein Vater nicht recht hart und unempfindlich, Cathrine.

Cathrine. Nun! nun! es geht wohl an.

Amalia. Er spottet über mich, daß ich für einen unglücklichen Menschen rede.

Cathrine. Ey! lassen sie ihn unglücklich seyn. Sind wir doch glücklich.

Amalia. Ich bin nicht so glücklich als ihr denkt.

Cathrine. Nun! was fehlt ihnen denn?

Amalia. Nichts. Cathrine. Aber ich bin ganz unruhig über den armen Abgrund.

Cathrine. Es ist nicht allemal gut, wenn man gar zu mitleidig ist. Ich bin es vor diesem auch gewesen. Aber ich weiß, was es mich gekostet hat. Und ich habe die Thorheit abgelegt.

Amalia. Ihr habt gar keine Menschlichkeit.

Cathrine. Menschlichkeit so viel als nöthig ist. Ich kann so viel weinen als eine andere. Aber hernach ist es auch vorüber, und ich denke nicht mehr daran.

Amalia. Wenn ihr an meiner Stelle wäret, Cathrine.

Cathrine. Wenn ich an ihrer Stelle wäre: so wollte ich gar nicht thun, als wenn ich ihn iemals gesehen hätte.

Amalia. Ich wollte, daß ich ihn niemals gesehen hätte. Aber da ich ihn einmal gesehen habe. Ach! ich habe ihn nur zu kurze Zeit gesehen.

Cathrine. Sie weinen, gnädiges Fräulein. Ach! (Sie weinet mit).

Amalia. Er gehörte gar nicht unter die flatterhaften eingebildeten Leute, die sich selber alles zutrauen, und die schon sicher sind, daß sie gefallen müssen. Er war bescheiden, er war verliebt, und man mag sagen, was man will. Er war gewiß vernünftig und gesetzt.

Cathrine. Er hatte Augen, so feurig als sechs Paar andere, ganz allerliebste breite Schultern, und kleine Hände, man hätte sie küssen mögen.

Amalia. Ich war versichert, daß er mich aufrichtig liebte.

Cathrine. Und ich wollte meine Ehre zum Pfande setzen, daß sie seine erste Liebe gewesen wären. (Hört auf zu weinen). Aber sind wir nicht unvernünftig, daß wir weinen, und uns mit fernem Andenken plagen, da wir ihn vielleicht niemals wieder zu sehen bekommen werden. Er wird lange zur Stadt hinaus seyn.

Amalia. Ach! wenn er nur weg wäre. Ich würde es nicht sagen, wenn ich ihn wieder zu sehen hoffte. Aber nun, Cathrine, kann ich es wohl sagen. Ich hätte gewünscht, daß ich ihn hätte wieder lieben können.

Cathrine. Machen sie fort, Fräulein, weinen sie aus, damit sie fertig werden, ehe der Graf kömmt. Denn ihr Herr Vater möchte sein Wort halten, und ihn herbringen.

Amalia. Mein Vater?

Cathrine. Sie kennen ihn. Ihnen eine Verwirrung zu verursachen, daraus macht er sich eben kein Gewissen.

Amalia. Ach! er mag es thun, aber nur im nicht.

Cathrine. Machen sie sich auf etwas gefaßt, das sie dem Grafen sagen können.

Amalia. Ich kann nicht.

Cathrine. Hier kömmt er. Sie mögen sehen, wie sie sich helfen.

Vierter Auftritt.

Bährenfeld, Amalia, Cathrine.

Bährenfeld.

Man hat mir gesagt, mein schönes Fräulein, daß sie mich zu sprechen verlangen.

Amalia. Ich?

Bährenfeld. Sie thun mir damit viel Gnade. Und sie haben über mich alles zu befehlen, was ihnen gefällt.

Amalia. Es ist gut, daß ich nichts zu bitten habe, Herr Graf, sonst wollte ich sie bey ihrem Worte halten.

Bährenfeld. Sie können sich sicher darauf verlassen. Sie dürfen befehlen.

Amalia. Ich war nur ein wenig empfindlich, daß ich die Ehre noch nicht gehabt hatte, den Herrn Grafen zu sprechen. Man hat mir gerühmt, daß sie sehr galant wären, und ich kann nicht läugnen, daß mich dieses ein wenig demüthiget.

Bährenfeld. Ich bin ſehr böſe auf meine Angelegenheiten geweſen, daß ſie mich abgehalten haben, ihnen meine Schuldigkeit zu bezeigen. Aber nunmehro weiß ich es meinen Geſchäfften Dank, daß ſie mir einen ſo angenehmen Verweis zuziehen.

Amalia. Ich habe nicht gewußt, daß ihnen die Verweiſe ſo angenehm wären, ich würde ſonſt den meinigen aufgeſpart haben.

Bährenfeld. Ich wünſchte nur länger zu ſeyn, damit ich Zeit genug haben dürfte, zu glauben, daß dieſer Verweis aus einer Aufmerkſamkeit gegen mich herrühre.

Amalia. Dieſen Wunſch thun ſie ſehr frühzeitig, und nach etlichen und zwanzig Jahren würde er ſich beſſer für ſie ſchicken.

Bährenfeld. Ich verſtehe dieſes, wie ich ſoll, gnädiges Fräulein. Das Frauenzimmer fängt nicht eher an, uns Schmeicheleyen zu ſagen, als bis ſie glauben, daß es nichts mehr mit uns zu bedeuten habe.

Amalia. So bitte ich ſie, ja nichts für eine Schmeicheley anzunehmen, was ich ihnen ſage.

Bährenfeld. Was ſind ſie artig.

Amalia. Ich aber darf wohl für Schmeicheleyen halten, was ſie mir ſagen.

Bährenfeld. Mein Sohn wird eheſtens hieher kommen, ſich hier am Hofe umzuſehen, und ich werde ihn vor ihnen warnen, mein ſchönes Fräulein.

Amalia. Bin ich ſo gefährlich?

Bährenfeld. Wenigſtens hüten ſie ſich, daß ſie ihm ja nichts dergleichen ſagen, was ſie mir geſagt haben.

Amalia. Warum? ich habe doch nichts gesagt, das sie wünschen könnten, nur sich allein zu hören.

Bährenfeld. Nein! aber er würde vielleicht es auf einen viel ernsthaftern Fuß nehmen.

Amalia. Man hat mir gesagt, daß junge Mannspersonen niemals ernsthaft seyn dürfen.

Bährenfeld. Wenn ich ihn recht kenne: so ist er ein Mensch, der, wenn er ein Wort erhalten hat, immer noch mehr verlangt. Sagen sie ihm ja nichts angenehmes, sagen sie ihm nichts als seine Fehler.

Amalia. Ich werde nicht Verstand genug besitzen, sie zu finden, und noch weniger sie mit einer gewissen Art zu sagen.

Bährenfeld. Ich bin versichert, er wird sie niemals mit größerm Eifer verbessern, als wenn er sie aus ihrem Munde erfährt.

Amalia. Da er ein so gutes Muster hat, so zweifle ich, daß er Fehler an sich haben wird.

Bährenfeld. Es ist eine Großmuth von einem Frauenzimmer, wenn sie sich die Mühe giebt, eine junge Mannsperson zu ziehen.

Amalia. Vielleicht eben so viel Eigenliebe als Großmuth.

Bährenfeld. Wenn wir Mannspersonen allemal erkänntlich zu seyn wüßten: so würden wir bekennen, daß wir dem Frauenzimmer alles schuldig sind, daß wir ihm unsere Artigkeit, unsere Munterkeit, unsere Gefälligkeit, und manchmal auch unsere Ehrlichkeit zu danken haben, und daß sehr oft alle unsere Tugenden aus der Begierde ihnen zu gefallen ihren Ursprung nehmen.

Amalia. Sie sagen etwas Herr Graf, daß sie bey dem übrigen Frauenzimmer nicht leichtlich werden verantworten können.

Wahrenfeld. Wollen sie mir versprechen ihm ja nichts zu schenken, wenn er sich gleich alle Mühe von der Welt gäbe, sie für sich einzunehmen.

Amalia. Er wird sich diese Mühe nicht geben.

Wahrenfeld. Ich kenne ihn besser, und ich schließe nach meinen Augen, was die jungen an ihnen sehen werden.

Amalia. Schließen sie nicht, Herr Graf. Die Augen sind verschieden.

Wahrenfeld. Was würden sie aber antworten, wenn er ihnen sagte, daß er sie vollkommen fände.

Amalia. Daß er mir schmeichelte.

Wahrenfeld. Wenn er sie versicherte, daß er noch nichts gesehen hätte, daß so viel Beobachtung verdiente, als sie.

Amalia. Ich würde ihm sagen, daß er scherzte, oder daß er dasjenige, was er bisher noch nicht gesehen hat, inskünftige ganz gewiß bey andern sehen würde.

Wahrenfeld. Wenn er aber fortführe, und ihnen sagte, daß er der unempfindlichste Mensch von der Welt seyn müßte, wofern er sie nicht liebte.

Amalia. So würde ich ihm sagen, daß man die Galanterie zu weit treiben könnte, und daß dieses vielleicht der einzige Fehler wäre, den er von ihnen lernen könnte.

Wahrenfeld. Er würde ihnen aber vielleicht beweisen, daß es nichts weniger als Galanterie wäre.

Amalia. Ich ſeh es wohl, Herr Graf, ſie laſſen mich die Freyheit bezahlen, die ich mir genommen habe, ſie von ihren Geſchäfften abzuhalten.

Bährenfeld. Meine Verrichtungen ſind ſchon meiſtens gethan, und ich warte nur auf den Gefangenen, den man mir angemeldet hat.

Amalia. Wie ſagen ſie?

Bährenfeld. Auf den ſo genannten Abgrund.

Amalia. Himmel! hat man ihn gefunden.

Bährenfeld. Was fehlt ihnen gnädiges Fräulein?

Amalia. Es fehlt mir nichts. Aber was hat er denn endlich begangen.

Bährenfeld. Wenn ich ihnen alles erzählen ſollte, ſo würden ſie ſich verwundern.

Amalia. Seinem Anſehen nach ſollte es mich verwundern, wenn er nicht unſchuldig wäre, und ich bedaure ihn.

Bährenfeld. Sie ſind allzugütig. Ich kenne ſchon das Frauenzimmer. Man braucht nur unglücklich zu ſeyn um ihr Mitleiden zu verdienen.

Cathrine. Mein Fräulein iſt beſonders mitleidig.

Bährenfeld. Es iſt kein großes Mitleiden nöthig. Man wird ihm nichts anders thun, als ihn an einen Ort bringen, wo er dergleichen Streiche nicht mehr ſpielen kann.

Amalia. Ach! Cathrine.

Cathrine. Und den Diener.

Bährenfeld. Nachdem er ſchuldig befunden wird, könnte er vielleicht mit der Landes-Verweiſung davon kommen.

Cathrine. Ach! gnädiges Fräulein.

Bähren-

Währenfeld. Ich höre Lärmen. Man bringt unfehlbar den Gefangnen.

Fünfter Auftritt.

Johann. (in ſeines Herrn Kleidern von einer Wache geführt.)

Währenfeld, Amalia, Cathrine.

Amalia. (Hält das Schnupftuch für das Geſicht.)

Johann.

Ihr Wächter! Braucht mehr Ehrerbietigkeit gegen einen Staatsgefangenen. Herr Graf, ich ergebe mich an niemand, als an ſie. Aber ich muß erſt wiſſen, wie man mich tractiren wird. Giebt man den Staatsgefangnen gut zu eſſen.

Währenfeld. Ja!

Johann. Giebt man ihnen Wein zu trinken?

Währenfeld. Warum nicht

Johann. Hier haben ſie meinen Degen. Ich bitte, ihrem Herrn mich unterthänigſt zu empfehlen, und ihn zu erſuchen, daß er mir bis an mein Ende dieſe Ungnade gnädigſt angedeyen laſſen wolle.

Cathrine. Zum Henker! das Kleid iſts es. Aber er ...

Johann. Sa. Weiſt du nicht, daß das Kleid den Mann macht. Du Plauderman! du könnteſt mich um mein Glück bringen.

Währenfeld. Mein Herr, ſie ſind derjenige nicht, den ich ſuche.

Johann. Ja, Herr Graf, ich will es von ganzem Herzen gerne ſeyn, und ſie dürfen mir nur ſagen, was ich begangen habe. Ich will alles willig eingeſtehen.

Amalia. Iſts möglich, Verräther, können ſie ſo niederträchtige Verbrechen begangen haben. Ach' was ſeh ich, das iſt er nicht.

Johann. Zu dienen. Ja! ich will es aber ſeyn.

Catbrine. Das iſt....

Johann. Schweig doch.

Bährenfeld. Mich dünkt, das Geſicht iſt mir bekannt.

Johann. Ohnfehlbar iſt es ihnen bekannt, Weil ſie mich aufgeſucht haben, ſo hoffe ich, ſie werden mich auch kennen.

Catbrine. Es iſt ſein Diener.

Johann. Daß dich....

Bährenfeld. Ja, ja, er iſt es. Sagt mir ſo gleich wer euer Herr iſt.

Johann. Ich habe keinen Herrn. Ich habe aber einen Diener, der ihnen von meinen Verbrechen wird Nachricht geben können. Denn bey meiner Treu mir ſind ſie unbekannt.

Bährenfeld. Du Schurke, ich kenne dich zu wohl, und Herr oder Diener, ich will dir Schläge geben laſſen, wenn du nicht antworteſt.

Johann. Wenn ich als Herr Schläge bekommen ſoll; ſo will ich eben ſo gern wieder Diener ſeyn. Sie belieben nur zu fragen. Ich habe ein edles Gemüth, daß ſich lieber Schläge drohen als geben läßt. Ich werde alles ſagen, was ich weiß.

Bährenfeld. Sage mir, wo iſt dein Herr?

Johann. In meiner Taſche.

Bährenfeld. Gut! aber an welchem Orte?

Johann.

Johann. Er hat mir niemals gesagt, wohin er gieng. Denn er sprach nicht gern mit seinen Leuten.

Bährenfeld. Was hat er hier vorgenommen?

Johann. Er hat sich verkleidet, und wieder anders verkleidet, ist hin und her geschlichen, hat sich angeschlossen, hat Briefe geschrieben, und hat gezittert, so oft sich etwas regte.

Bährenfeld. An wen hat er Briefe geschrieben?

Johann. Ich weiß es so eigentlich nicht. Mich dünkt aber, es war an eine ganze Menagerie an Löwen, Adler, Füchse, Eulen, und ich glaube auch an einen Bär, das werden sie wohl seyn.

Bährenfeld. Welche Häuser hat er besucht seit er hier ist.

Johann. Gestern, das Haus, wo getanzt ward, und heute dieses Haus. Vor allen andern Häusern hat er sich gefürchtet, als ob die Pest darinnen wäre.

Bährenfeld. Aber was hat er in der verherrschenden Zeit für Leute besucht.

Johann. Die Wirthshäuser auf einen verfluchten krummen Wege, den ich nicht mehr auswendig weiß.

Bährenfeld. Ich begreife nicht ein Wort, von allem, was mir der Kerl sagt.

Johann. Ich begreife es aber wohl. Wir sind kaum zwey Tage hier. Ihr Hof muß verzweifelt hitzig seyn, daß er uns schon nachschicket und Nachricht haben will, was wir hier gethan haben.

Bährenfeld. Weißt du wohl, daß man dich fest binden und dich mit Brod und Wasser speisen wird, wenn du nicht reden willst.

Johann. Ich habe alles gesagt, Herr Graf,

was ich weiß. Ach! Cathrine bitte doch für deinen armen Johann, daß er nicht Waſſer trinken muß. Bedenke nur, du wirſt in acht Tagen keine Backen mehr an mir finden, die du kneipen kannſt, und ich werde nicht einen Schatten von Waden behalten.

Sechſter Auftritt.

Schlangendorf, Bährenfeld, Amalia, Cathrine, Johann.

Schlangendorf.

Haben ſie aus dem Schelme etwas herausgebracht, Herr Graf.

Johann. Ach! gnädiger Herr, ich habe ſchon alle die Wahrheiten geſagt, die ich weiß, und wenn man ſo barbariſch mit mir verfähret, und mir die Waſſertortur anlegt, ſo werde ich auch noch lügen müſſen.

Cathrine. Ich bin doch gewiß verſichert, daß der arme Teufel nichts weiß.

Johann. Und ich bin von einem Temperament daß man die Wahrheit viel leichter durch den Wein bey mir heraus bringt, als durch das Waſſer.

Schlangendorf. Aber wie kannſt du behaupten Cathrine, daß er nichts weiß.

Cathrine. Weil er mir nichts geſagt hat, und ich glaube die Wahrheit auszupreſſen, das verſtehe ich beſſer, als das Waſſer oder der Wein.

Bährenfeld. Cathrine redet als ein geſchicktes Mägdchen. Aber ſollte man niemand finden, der eben dergleichen Mittel bey dem Herrn gebraucht hätte, wie ſie bey dem Diener.

Schlangendorf. Sie werden ihn gleich ſelber

fragen

fragen können. Denn man hat mir eben gemeldet, daß man ihn in das Haus geführt brächte.

Amalie. O Himmel!

Siebender Auftritt.

Abgrund, (der den Huth für das Geſicht hält,) von 2 Soldaten geführt.)

Glocke, Schlangendorf, Bährenfeld, Amalia, Cathrine, Johann.

Glocke.

Sie ſind mir verbunden, Herr Graf. Ohne mich hätte er ſich den Augenblick davon gemacht und alle ſeine Briefſchaften mitgenommen.

Bährenfeld. Mein Herr, ſie halten den Huth vor das Geſicht. Es würde nun zu ſpät ſeyn, daß ſie ſich verſtecken wollen. Wollen ſie uns nicht ihr Geſicht ſehen laſſen.

Abgrund. Ich gebe zu, daß ich ſtrafbar bin. Aber ich habe doch nichts begangen, deſſentwegen man mich in Arreſt nehmen ſollte.

Bährenfeld. Darauf will ich antworten, wenn ich ſie geſehen habe.

Abgrund. Ich geſtehe, es iſt ein Ungehorſam, aber ein Ungehorſam, den man verzeihen kann.

Bährenfeld. Was iſt das für eine Stimme. Ich weiß nicht wie ich daran bin. Mich dünkt, ich kenne ſie. Aber ich muß erſt das Geſicht ſehen.

Abgrund. In dieſem Zuſtande bitte ich nur, daß ich nicht vor aller Welt erkannt werden dürfe.

Bährenfeld. Man nehme ihm den Huth vom Geſichte weg. Iſt es möglich? Das iſt ...

Abgrund. (fällt vor ihm nieder.) Ich bitte, verrathen ſie mich nicht.

Bäh-

Bährenfeld. Verlangst du, daß ich dich nicht für meinen Sohn erkennen soll?

Johann. Seinen Sohn?

Catrine. Holt er seinen Sohn mit der Wache.

Amalia. Ists möglich, das ist sein Sohn?

Schlangendorf. Das ist lustig.

Abgrund. Ach! Herr Vater, können sie mich so beschämen. Ich bitte auf das gehorsamste um Verzeihung.

Bährenfeld. Wenn ich erst dein Verbrechen weiß. Sage, wie kömmt es, daß ich dich so unvermuthet hier finde, da ich einen Verräther suche. Du solltest ja jetzt in Straßburg seyn.

Abgrund. Erlauben sie, daß ich ihnen die Ursachen davon verbergen darf.

Bährenfeld. Ich habe bessres Vertrauen zu dir, als daß du etwas gethan haben solltest, daß du so sorgfältig verbergen müßtest.

Johann. Herr Graf, wenn sie mich von Brod und Wasser erlassen wollen, so will ich es ihnen sagen. Mein Herr ist hier um sein Glück zu machen.

Bährenfeld. Dein Glück machen? Unter einem falschen Nahmen? Hast du mich nicht selbst um die Erlaubniß gebethen nach Frankreich zu gehen?

Abgrund. Ja! gnädiger Herr Vater, weil sie doch einmal mein Vorhaben wissen. Meine Reise nach Frankreich ist mehr als ein Vorwand gewesen, weil ich fürchte, sie möchten meine Absicht lächerlich finden, daß ich mein Glück meinen eignen Bemühungen schuldig seyn wollte.

Bährenfeld. Ich will es dir verzeihen, weil du dich gerade zu einer Zeit hier befindest, da ich dich hier verlangte. Und wie bist du zu diesem Herrn gekommen? Ich habe dich vorher bey einem andern gesehen.

Johann. Hätten sie mir gesagt, Herr Graf daß sie meinen vorigen Herrn suchten, so hätte ich ihnen bald aus dem Traume helfen wollen. Er ist seit vierzehn Tagen nicht mehr hier. Ich weiß den Weg den er genommen hat. Und wenn sie mir auftragen wollen ihn zu suchen; sollen sie in kurzem Nachricht von ihm haben.

Bährenfeld. Des Herrn von Glocke sein Eifer und seine Versicherungen haben mich in diesen Irrthum verführet. Aber ich sehe, daß den Leuten die am meisten wissen, am wenigsten zu glauben ist.

Cathrine. Herr Graf, ihr Herr Sohn hat noch ein Geheimniß auf dem Herzen. Und wenn ich ihn recht kenne, so wird er es ziemlich lange da verwahren, ehe es an den Tag kommt.

Bährenfeld. Kann man es nicht wissen?

Abgrund. Ach! Herr Vater.

Cathrine. Ich will ihm nur helfen, damit es desto eher ans Licht der Welt tritt. Er ist in...

Abgrund. Ich weiß doch nicht, daß ich ihr iemals etwas vertraut hätte.

Cathrine. Aber der Fräulein haben sie es vertraut. Glauben sie, Herr Graf, er ist...

Glocke. Liebes Cathrinchen, schweig doch, bring mich nicht um mein Fräulein. Ich will dir alles geben, was du haben willst.

Cathrine.

Cathrine. Ihr Herr Sohn iſt in die Fräulein Amalia verliebt.

Bährenfeld. Kann ich mich darauf verlaſſen. Du ſchweigſt!

Glocke. Ich wollte, daß ich ihn zu allen Teufeln hätte laufen laſſen.

Bährenfeld. Nun, gnädiges Fräulein, iſt es Zeit, die Antwort zu geben, die ſie mir vorhin abſchlugen.

Amalia. Ich wünſche ihnen Glück zu einem ſo artigen Sohne. Die übrige Antwort wird ihnen mein Herr Vater geben können.

Schlangendorf. Der Herr Graf weiß ſchon, daß es eine Freude für mich ſeyn wird.

Abgrund. Ich darf alſo hoffen, gnädiges Fräulein.

Amalia. Da ihr Herr Vater und der meinige es für gut befinden: ſo kann ich ihnen die Hoffnung nicht verſagen.

Abgrund. Darf ich mir aber zur Gnade ausbitten, daß dieſe Verbindung verſchwiegen gehalten werde, bis es nöthig iſt ſie zu eröffnen.

Cathrine. O! noch immer Verſchwiegenheit.

Bährenfeld. Nein! ſie ſoll zu deiner Strafe ſo gleich aller Welt bekannt gemacht werden.

Cathrine. Herr von Glocke ſie nehmen es wohl über ſich die Strafe zu vollſtrecken.

Die
Trojanerinnen,
Ein Trauerſpiel.

Personen.

Hekuba, gefangne Königin von Troja.

Andromacha, Wittwe Hektors, eines Trojanischen Prinzen und Sohnes der Hekuba.

Cassandra, Tochter der Hekuba, welche vom Apollo die Gabe zu weißagen erhalten.

Polyxena, Tochter der Hekuba.

Astyanax, ein Knabe, der Andromacha Sohn.

Agamemnon, König von Argos, und oberster Feldherr der Griechen.

Ulyß, Fürst von Ithaka.

Pyrrhus, Prinz aus Thessalien Achillens Sohn.

Thaltybius, Agamemnons Vertrauter.

Lichas, ein Trojanischer Gefangner.

Ein Griechischer Soldat.

Der Schauplatz ist auf dem Platze der zerstörten Königlichen Burg in Troja.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hekuba, Andromacha.

Hekuba.

Verlaß den Tempel nur, der uns beſchützen ſoll,
Er iſt, wie dieſer Platz, von Mord und Abſcheu voll.
Hier kannſt du, eh wir uns von Trojens Aſche trennen,
Dem werthen Reſte noch die letzten Blicke gönnen.
Hier überdenke noch wie viel uns Leid geſchehn.
Komm, habe Muth genug, dein Elend anzuſehn!
Die Burg, die wir beherrſcht, hält uns nun eingeſchloſſen,
Wir treten auf den Platz, wo Priams Blut geflossen.
Erkennſt du hier im Schutt den prächtigen Pallaſt,
Wo ich verehret ward, den du geſchmücket haſt?
Der Tempel, den wir ſonſt oft im Triumph betreten,
Iſt nun ein Hauffe Schutt, wo edle Sklaven beten.
Nur Hektors Grabmal ſteht noch ganz und unentweyht,
Und Feind und Flamme hat noch ſeinen Ruhm geſcheut.
Sonſt alles iſt zerſtört, der hohen Thore Prangen,
Der ſtolzen Thürme Glanz, kurz, alles iſt vergangen.

Vergleich die erſte Pracht mit dieſen Trümmern doch,
Und ſprich, Andromacha. Erkennſt du Troja noch!
Bald reißt man uns hinweg von dieſen werthen Stei-
nen
Itzt weil wir ſie noch ſehn, ſo laß uns ſie beweinen.

Andromacha.

Du denkſt nur an die Stadt und denkeſt nicht an dich?
Als Sklavinn klageſt du noch immer königlich!
Sprich, da der Himmel uns in tiefſten Staub ver-
ſtoßen,
Da unſre Sieger itzt um uns, als Beute looßen;
Empfindet denn dein Herz noch die geringre Noth
Bey dieſer Sklaverey, die mehr iſt als der Tod?
Doch glaube, dich hat nicht ſo viel als mich betroffen,
Mir iſt kein Troſt zurück, du kannſt noch einen hoffen.
Wie kurz iſt deine Quaal! die Tage ſind nicht weit,
Da dein entfärbtes Haar die Freyheit prophezeyht.
Doch ich bin unglücksvoll und bin bey jungen Tagen
Noch leider ſtark genug, mein Elend zu ertragen.

Hekuba.

Ich hoffe zwar den Tod und hab ihn längſt gehofft,
Oft glaubt ich nah zu ſeyn, doch ich betrog mich oft.
Ach! warum kann ich nicht bey jenen Aſchenkrügen,
Die längſt verſcharret ſind beglückt und ſicher liegen!
Ach! daß doch Trojens Fall nicht auch der meine war!
Ihr ſeyd beneidens werth erblaßte Heldenſchaar!
Denn ihr und eure Stadt vergiengt in einem Feuer,
Und euer Grabmal iſt der Vaterſtadt Gemäuer.
Beglückter Priamus, Gemal, Herr, König, Held!
Der Feind war mitleidsvoll, der dich durchs Schwerdt
gefällt.

Du

Du überlebteſt nicht das Glück, das uns geſchlagen,
Und darfſt dein Reich nicht ſelbſt durch deinen Mund
beklagen.
Noch mehr beglückter Sohn, bey deſſen Lebenszeit
Wir keinen Herrn gekannt und keinen Feind geſcheut!
Du ſahſt uns nie beſiegt. Denn einzig dein Erbleichen.
Zog unſer Unglück nach und machte tauſend Leichen.
Wer hätte dieſes Schloß mit Königsblut benetzt,
Die ganze Stadt zerſtört, die Tempel ſelbſt verletzt?
Wann Hektor nur nach Ruhm mit minder Hitze
brennen,
Und vor Achillens Schwerdt nur einmal zittern
kennen.
Der Tag, der ihn geſtürzt, ſchlug unſre Cronen ab,
Und Troja ſank mit ihm und fiel mit ihm ins Grab.
Nur ihn, Andromacha, erflehn ich ohne Kränken,
Sonſt muß ich nur mit Leid an meine Kinder denken.
Der Mütter Freude rührt nicht von der Kinder Zahl,
Der mich vergnüget hat, war einzig dein Gemal.
Kam darum denn von mir ſo vieler Kinder Leben,
Ihr Götter, um dieß Licht dem Paris auch zu geben.
O Troja! hätt er nicht den Tag durch mich geſehn,
So wär ich noch beglückt, ſo könnteſt du noch ſtehn.
Von Griechen wäpt ich nichts, ich kennte nicht Helenen;
Ich würde noch umringt von Töchtern und von Söh-
nen,
Mit Freuden Mutter ſeyn, und ſtatt der Dienſtbarkeit
Wär itzt Polyxenen ein beßres Band bereit.
Nun kann der Grieche ſich in Priams Töchter theilen,
Durch unſern Unfall ſtolz nach ſeinen Ufern eilen,
Und führet im Triumph zum Lohne ſeiner Müh
Den Frauen Mägde zu, die edler ſind als ſie.

Wer weiß, ſind dieſes noch des Unglücks letzte Pfeile,
Der Himmel ruht noch nicht, und hat noch Donnerkeile.
Ich zittre noch vor Furcht und bin erſtaunensvoll,
Da ich ſo vieles ſehn und mehr erwarten ſoll.

Andromacha.

Erbenke, Königinn, dir ſelbſt nicht neue Plagen,
Der Himmel iſt zu matt uns heftiger zu ſchlagen.
Vergiß doch bey dem Schmerz der gegenwärtig drückt,
Den Kummer den die Furcht nur in der Fern erblickt.

Hekuba.

Mein eignes Unglück darf mir wenig Furcht erwecken.
Wer nichts verlieren kann, den kann auch nichts mehr ſchrecken.
Ich fühl und fürchte nur für die zerſtörte Stadt,
Die ſelbſt nach ihrem Fall noch zu verlieren hat.
Die Kinder Priams ſind ihr allerletztes Hoffen,
Und hier wird Troja ſelbſt noch blühend angetroffen.
Ich gäbe ſie zum Tod eh als zur Knechtſchaft hin,
Wenn ich nur Mutter wär, nicht Trojens Königinn.
Doch geht ihr Leben mir um Trojens Wohl zu Herzen.
Eh ich ſie ſterben ſeh, eh wünſcht ich ihre Schmerzen;
Damit nur noch ein Reſt dem Schwerdte ſich entreißt,
Der Hektors Muth beklagt und Priams Güte preißt,
Und wenn zur ſpäten Welt wird Trojens Nahm erſchallen,
Durch ſeine Thaten zeigt, wie viel in ihr gefallen,
Doch ſeh ich deines Kinds erhabnen Vater an,
Und daß Polyxena noch Helden zeugen kann.
So fürcht ich, daß man nicht durch Grauſamkeit und Ränke,
Noch auf den Untergang der letzten Zweige denke.

Andro-

Andromacha.

Wie furchtſam hat dich nicht ſo vieles Leid gemacht!
Wie vieles zeigſt du mir, an das ich nicht gedacht!
Dein Schrecken Königinn, ſoll mich beſorgter machen,
So ungewiß es ſcheint, kann ich es nicht verlachen.
Doch daß man nicht zu lang uns den Bericht verhehlt,
Wen das geworfne Loos zu unſern Herren wählt.
Soll Lichas eilends gehn im Lager bey den Schaaren,
Was man für uns beſtimmt durch Forſchen zu erfahren.

Zweyter Auftritt.

Hekuba, Ein griechiſcher Soldat.

d. Soldat.

Erſchrick nicht über mich, betrübte Königinn,
Die Waffen ſagen dir, daß ich ein Grieche bin.
Dein Volk bezwang mich einſt und ſchenkte mir das Leben.
Dafür kann ich zum Dank dir nur die Nachricht geben,
Das Heer, das endlich nun ein ſpäter Sieg erfreut,
Erwägt voll Ungeduld die hier verſtrichne Zeit,
Es gehn nach Griechenland die ſehnſuchtsvollen Blicke,
Man trutzt Gefahr und Sturm und wünſcht ſich nur zurücke.
Doch ſtets bekriegen uns die Kräfte der Natur,
Der Wind hielt uns zurück als man von Aulis fuhr.
Der Wind hält uns zurück, da wir nach Aulis wollen,
Und ihn wird Menſchenblut nun auch versöhnen ſollen.
Des Nachts hat ſich Achill auf ſeiner Gruft gezeigt.
Erkennt der Thetis Zorn, kein Wind iſt euch geneigt,
Ihr Griechen, rief er aus, wenn ich bey meinem Grabe,
Die ſchönſte Beute nicht zu meinem Opfer habe.

Am Himmel glühte kaum das erſte Tageslicht:
So hat Ulyß davon vor allen ſchon Bericht.
Und Calchas ſpricht: Die Gunſt der Thetis zu erwerben,
Soll Trojens ſchönſtes Weib als Todtenopfer ſterben.

Hekuba.

Wie edel iſt dein Herz, du großmuthsvoller Mann,
Das der noch Dank bezeigt, die nicht mehr wohlthun kann.
Doch laß mich auf einmal Glück oder Unglück wiſſen.
Sprich, wird mich dieß erfreun, wird es mich ſchrecken müſſen.
Iſts meines Stammes Blut von dem man Opfer will?
Begehrt vielleicht Ulyß dieß mehr noch, als Achill?
Wie? oder bringſt du mir das tröſtende Verſprechen,
Man werd an Helenen den Fall von Troja rächen.

d. Soldat.

Nur daß es Troja trifft, ſonſt nichts iſt mir bekannt.
Zwar wünſcht ich dieſen Troſt für dein und unſer Land,
Es möchte Helena ſo vieles Blutvergießen,
Das bloß durch ſie entſtand, mit ihrem Blute büßen.
Doch weſſen Schönheit man Achillens würdig hält,
Auf wen der Fürſten Wahl für uns zu ſterben fällt,
Dieß iſt uns unbekannt, man ſucht es zu verſtecken,

Hekuba.

Wenn Höll und Götter nicht mit eitlen Strafen ſchrecken.
Wenn reitzende Geſtalt zur Eintracht, nicht zum Zwiſt,
Dem menſchlichen Geſchlecht geſchenket worden iſt;
Wenn Recht und Billigkeit, die Krieg und Todſchlag haſſen,
Der Helden edles Blut nicht ungerächet laſſen,

Wenn

Wenn der den Tod verdient, der Fürſten umgebracht,
Und Völcker ausgetilgt und Städte wüſt gemacht:
So hat noch Helena zu wenig triumphiret,
Die ſich in Hoffnung ſchon mit unſrer Beute zieret.
Sie wird das Opfer ſeyn, das nicht allein Achill,
Das Griechenland ſo wohl als Troja haben will.
O! ſäh ich ſie hinab zu meinen Kindern ſchicken!

d. Soldat.

Hier kömmt Thaltybius. Ich flieh vor ſeinen Blicken.

Dritter Auftritt.

Hekuba, Thaltybius.

Thaltybius.

Vergieb wenn dir mein Mund was hartes ſagen muß,
Ich bringe, Königinn, dir unſrer Fürſten Schluß.

Hekuba.

Ich werde durch kein Ach! die harte Nachricht ſtören.
Mein Ohr iſt ſchon gewohnt das Unglück anzuhören.
Auf! nenne nur nicht mehr mich Trojens Königinn,
Red eine Sklavinn an, und heiß mich, was ich bin.

Thaltybius.

Es machen überall des Krieges alte Rechte
Den ganz bezwungnen Feind zu ſeines Kriegers Knechte.
Dieß Recht verſchont auch nicht dein königliches Haus.
Es wählt ein jeder Held ſich eine Sklavinn draus,
Um ſeinem Vaterland ſie im Triumph zu zeigen.
Und dein Geſchenk iſt dieß; du biſt Ulyſſen eigen.

Hekuba.

Den Zuſatz fürcht ich noch zu der erlittnen Pein,
In des Verderbers Macht, den ich gehaßt, zu ſeyn.

Doch alles hör ich gern, wenn mich nur eins vergnüget,
Wenn meine Vaterſtadt nicht ungerächet lieget.
Vor allen ſage mir von Helenens Geſchick.

Thalrybius.

Sie unſers Krieges Zweck, tritt in ihr altes Glück.
Ein Seufzer und ein Wink benetzter Augenlieder
Gab ihr den Menelas und Spartens Krone wieder.
Die Schönheit, deren Glanz zehn Jahre nicht geſchwächt,
Beſchützt in ſeiner Bruſt noch ſtets ihr erſtes Recht.
Er ſelbſt entſchuldigt ſie, an ſtatt ſie zu verdammen,
Und ſtatt gerechten Zorns ſpricht er von Liebesflammen.

Hekuba.

Iſt dieß in Griechenland der Frevelthaten Lohn?
Die Knechtſchaft iſt für mich, für Helenen der Thron?
Nun ſage man nicht mehr, daß Götter die nicht ſchlafen,
Auf unſre Wege ſehn, und lohnen und beſtrafen.
Ihr ungerechter Arm wägt Laſtern Glück und Ruh
Der Tugend ſchweren Gram und ewig Elend zu,
Und ſtatt der Thaten Preiß gewiſſenhaft zu ſchätzen,
Vergnügt der Himmel ſich die Bosheit hoch zu ſetzen.
Du Göttinn, die du dich längſt aus der Welt verbannt,
Und den entfernten Flug dem Himmel zugewandt,
Verzeih, Gerechtigkeit, daß ich der Welt zum Fluche,
Durch ſolches Läſtern dich herab zu rufen ſuche.
Soll dieſe Steine denn kein Blick von dir erfreun?
Soll der Verderberinn noch Sparta Blumen ſtreun?
Und ſeiner Kinder Tod die Krieg und Meer gefreſſen,
Und Helena verderbt bey dem Triumph vergeſſen?
Hat ſie auch widerſtrebt, als Paris ſie entführt?
Hat ſie der kleinſte Zug von Reu und Scham gerührt?

Hat

Hat sie, da man sie noch zurücke geben sollen,
Zur allgemeinen Ruh die Hände bieten wollen?
Nun, da sie über Schutt und Leichen rückwärts kehrt,
Erfreut sie noch der Glanz der Stadt, die sie zerstört,
Sie trotzet ohne Scheu den Haß der ganzen Erde,
Und glaubt, daß so viel Blut sie nur versöhnen werde.
Doch sprich, Thaltybius, was man im Lager sagt,
Ob niemand uns verfolgt, ob niemand uns beklagt?
Hört man den Calchas nicht von einem Opfer sprechen,
Das Meer versöhnt zu sehn, und den Achill zu rächen.

Thaltybius.

Ich weiß nicht, Königinn, wohin die Frage zielt.
Ein Bothe sagt nichts mehr, als was man ihm befiehlt.
Es ist Andromacha dem Pyrrhus zugesprochen,
Cassandrens Unglück hat des Königs Herz gebrochen.
Er schenkt an seinem Hof ihr Knechtschaft ohne Leid
Und tröstet ihren Schmerz durch Lieb und Zärtigkeit.
Dieß war es, Königinn, was man mir aufgetragen,
Man wird zu seiner Zeit der andern Schicksal sagen.

Hekuba.

Ach! Grieche, dieses Wort ist für mich schreckensvoll.
Wer ist es, den Achill zum Opfer haben soll?
Laß mich nur durch ein Wort mein kläglich Schicksal wissen.
Wird durch dieß Opfer mir vielleicht mein Kind entrissen?
Zeig mir aus Mitleid an, was man verborgen hält,
Daß mich der harte Schlag nicht plötzlich überfällt.
Du fliehst bey meinem Flehn. Ich schließ aus deinem Schweigen,
Du bebst, mir auf einmal mein ganzes Leid zu zeigen.

Ach! was erdenckt man noch das uns zum Tode reißt,
Wenn uns das Schwerdt verſchont, kömmt ein erzürnter Geiſt,
Und ſtellt dem Leben nach, das man uns kaum gelaſſen.
Muß dieſer Mörder uns denn noch im Grabe haſſen?
Und alles ſammlet ſich zu Mehrung meiner Quaal,
Und was mich tödten ſoll, ſagt man mir nicht einmal.

Vierter Auftritt.

Polyxena, Hekuba.

Polyxena.

Ach! Mutter, willſt du uns noch länger einſam laſſen?
Und willſt Du den Altar nicht mehr mit uns umfaſſen.
So oft ſich nur ein Stein zerſprungner Mauern regt,
Wird deiner Töchter Herz von Furcht und Angſt bewegt,
Und fürchtet was wir noch allein für furchtbar halten,
Du möchteſt ſonder uns, wir ohne dich erkalten.

Hekuba.

Ja! laß uns nur zurück in Pallas Tempel gehn,
Und da um meinen Tod und um dein Leben flehn.

Polyxena.

Mein Leben ſageſt du?

Hekuba.

Dein Leben wird begehrt.

Polyxena.

Wer dieß von mir verlangt, dem iſt es leicht gewähret.
Mein Herz, das lange ſchon nach einem Mörder ſieht,
Wünſcht nur, daß man mich bald der Sklaverey entziehe.

Daß

Daß ch Verachtung, Schimpf und Knechtschaft mich
bedecket,
Noch Trojens Erde mich vor meinen Feinden decket.
Sprich doch! wer brachte dir den glücklichen Bericht?
Ists möglich, daß man mich von Ketten ledig spricht.

Hekuba.

Grausame ja, vielleicht hat man dich losgezählet,
Die Ketten sind für uns, für dich der Tod gewählet.
Zwar weiß ich nichts gewiß. Ich weiß nur, daß Achill
Durch Trojens schönstes Weib versöhnet werden will.
Ein Herold, der Bericht von unsern Herren brachte,
Hat mich bestürzt gemacht weil er an dich nicht dachte.
Wem ich, Andromache, Cassandra dienen soll,
Dieß weiß ich, nur von dir läßt man mich zweifelsvoll.
Mengt man Polyxenen in die gemeinen Schaaren,
Die nicht so würdig sind, ihr Schicksal zu erfahren?
Und da ich ohne Trost voll Thränen und erschrecke,
Mit einem Worte kaum dir die Gefahr entdecke;
Bezeigst du dich erfreut bey deiner Mutter Thränen,
Und was mich zitternd macht, darnach willst du dich
sehnen.

Polyxena.

Ja! Mutter, wär ich nur die schönste Trojerinn.
Der Tod macht, daß ich itzt aufs eitle neidisch bin.
Dieß hülfe mir von Schmach, Verachtung, Quaal
und Ketten
Was sonst so furchtbar scheint, das würde mich er-
retten.
Sprich, wo der kleinste Trost sich nur von ferne weißt
Auf den ich hoffen kann und der mich leben heißt.
Soll ich bey stillem Schmerz u. langer Jahre Grämen
Mein königlich Geschlecht durch Sclaverey beschämen.

Von

Von Niedrigen geschmäht, ein Spott von Griechenland
Ein Zeuge von der Glut, die meine Stadt verbrannt,
Befürchten, was vor mir Cassandern schon geschehen,
Die Tugend in Gefahr und ohne Schutz zu sehen?
Ists möglich daß dein Herz mich nur so wenig liebt,
Daß dich mein Leben nicht mehr als mein Tod betrübt?
Die Schönheit die ich längst als Trojens Fall gehasset,
Die lieb und wünsch ich itzt, weil man durch sie erblasset.

Hekuba.

Man sieht daß Troja nun von dir nichts hoffen kann.
Weil es im Staube liegt, geht es dich nichts mehr an.
Du könntest ihm dereinst von neuen Bürger geben.
Doch weil du zaghaft bist: so scheuest du das Leben.

Polyxena.

Gesetzt, es träfe mich noch unter tausend Pein
Das Unglück oder Glück dereinst geliebt zu seyn:
Wie wird aus meinem Stamm ein Prinz entstehen können?
Der Troja würdig hält sich Priams Sohn zu nennen,
Sein mütterlich Geschlecht mehr als den Vater schätzt.
Der Griechen falschen Ruhm sich nicht zum Beyspiel setzt.
Und der nicht, weil sein Herz sich groß zu zeigen trachtet
Als Mutter mich verkennt, als Sklavinn mich verachtet?

Hekuba.

So wählst du für den Schimpf bedrängter Sklaverey
Den Schimpf, daß durch dein Blut Achill vergöttert sey.
Daß dich Verachtung, Spott und Knechtschaft nicht beschweren,
Willst du durch deinen Tod des Bruders Mörder ehren.

Po-

Polyxena.

Was fraget man darnach, wenn man den Tod verlangt,
Zu welchem Zwecke man mit unsrer Leiche prangt?
Laß deiner Tochter Tod den todten Feind bekehren,
Ihr Leben wird den Stolz des lebenden vermehren.

Hekuba.

Was uns bezwingen soll, ist nicht in unsrer Hand;
Der Himmel kennt es nur, uns ist es unbekannt.
Wir dürfen uns den Tod nicht wünschen u. nicht geben.
Nur der das Glück beherrscht, herrscht über unser Leben.
Wer weiß sonst, ob die Zeit, die man sich selbst bestimmt,
Der Himmel uns zur Quaal und nicht zur Lust bestimmt.

Polyxena.

Warum bestreitest du so heftig meinen Willen,
Eh du versichert bist, ob man ihn wird erfüllen?
Man zeige dieß vielmehr den andern Schwestern an,
Weil jede die Gefahr wie mich bedrohen kann.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Agamemnon, Thaltybius.

Thaltybius.

Mein König, sollte wohl aus diesen wüsten Steinen
Des Himmels Straf und Zorn nicht schon erfüllet scheinen?
Wer dächte daß der Brand, der so berühmten Stadt
Doch noch kein Opfer sey, das ihn versöhnet hat?

Und

Und daß er, eh' er ſich befriedigt zeigen wollte,
Aus Trojens kleinen Reſt noch Opfer fordern ſollte?

Agamemnon.

Die Feinde ſind verſöhnt, die Götter aber nicht.
Wahr iſts, Achill begehrt nur Grauſamkeit zur Pflicht.
Der Wein iſt ihm zu ſchlecht in güldnen Opferſchaalen.
Und ſeine Thaten kann nur Menſchenblut bezahlen.
Nur Fürſten fällt er noch, wie er ſie ſonſt gefällt,
Und was er tödten ſoll, iſt Heldinn oder Held.
Thalrybius, in mir ſpricht nicht Caſſanderns Liebe.
Die Triebe meiner Bruſt ſind nichts als Mitleidstriebe.
Ohnmöglich dichten ſtets die Götter nur auf Mord
Nein! das betrogne Volk ehrt eines Mörders Wort.
Der Prieſter, der uns führt, hört ſtatt der Gottes Stimme
In ſich vielleicht den Ruf von ſeinem eignen Grimme.
Wir eilen voller Furcht dem Donner zu entfliehn.
Er giebt uns einen Rath, ihn mehr auf uns zu ziehn.
Und immer überläßt des Volkes Aberglaube
Dem Zorn des Himmels ſich durch ſeine Schuld zum Raube.

Thalrybius.

Herr, nehm ich mich zu frey bedrängter Sklaven an:
So laugn' ich nicht, ihr Leid hat mir auch weh gethan.
Mein Vorſpruch kann hier nicht zu deinem Schaden zielen
Es nützt den Königen, wenn ihre Diener fühlen.
Es ſchützt der Unſchuld Blut und wenn man tödten muß
So zeigt es wenigſtens, man tödte mit Verdruß.
Ich ſagte Hekuben, was du mir aufgetragen:
Doch was ich ihr verſchwieg, erforſchte ſie durch Fragen.

Ihr

Ihr mütterliches Herz errieth schon die Gefahr
Und nahm ihr ganzes Leid aus meinem Schweigen wahr.
Es tröstet sie hier nicht, daß du Cassandern liebest,
Mein König wisse nun, daß du sie mehr betrübest.
Du mehrest ihre Pein; Sie findet gleiche Noth
In einer Tochter Glück und in der andern Tod.
Zwar fordert es ein Geist: so muß das Mitleid schweigen:
Doch fordert es ein Geist: wo hat man denn die Zeugen?

Agamemnon.

Ob es ein Geist begehrt, ist mir noch ungewiß.
Doch Calchas fordert es und Pyrrhus und Ulyß.
Kaum hört man am Altar des Calchas Spruch erklingen,
Die schönste Trojerin zum Opfer darzubringen.
So tritt schon Pyrrhus auf, erklärt der Göttin Sinn:
Und wählet Polyxenen als schönste Trojerin.
Wahr ist es, hätt ich selbst die schönste zu ernennen:
Ich müßt' aus Billigkeit den Tod ihr zuerkennen.
Ich hab ihr Angesicht, als Troyens Fall geschehn,
Von Thränen zwar benetzt, doch nicht entstellt gesehn.
Nur widersetzt ich mich den wilden Grausamkeiten,
Da man nicht müde wird Befugte zu bestreiten.
Der Götterspruch ist hart, darum verwarf ich ihn,
Weil, was nur Wuth entdeckt, der Götter unwerth schien.
Doch unterstützt Ulyß dieß grausame Verlangen.
Ihr Tod wird festgestellt, eh ich ihn eingegangen,
Und daß mein schwaches Herz sich schneller übereilt,
So wird Cassandra mir zur Beute zugetheilt.
Doch glaube nicht, daß ich so sehr ich seufzen sollte,
Durch einer Schwester Blut die andre kaufen wollte.

Nur

Nur Calchas zwinget mich, und wenn er uns betrügt:
So traunet ihm das Heer und glaubt, auch wenn er lügt.
Ich ſeh, wie Trutz und Wuth aus Pyrrhus Augen
bluzet
Und unter Andachts-Trieb das rege Heer erhitzet.
Was ſoll ich endlich thun? ſoll ich der Griechen Wuth
Auf mich gerichtet ſehn, damit ein feindlich Blut
Durch mich erhalten wird? Bezähm ich ſie durch Güte?
Wo fragt nach Güte wohl ein grauſames Gemüte?
Und widerſteh ich ihm durch Anſehn und Gewalt
Der Prieſter Anſehn ſtürzt der Fürſten Anſehn bald.
Ach! Agamemnon ſelbſt, ſeufzt in verborgnen Ketten
Und kann nicht öffentlich und nicht verſtohlen retten.
Was rühmt man ſich der Macht? Glaub nur kein
Menſch iſt frey,
Selbſt Fürſten bindet oft verſteckte Sklaverey.
Wär ich ein Unterthan: ſo wollt ich ſie beſchützen
Ich wollte mich bemühn, und ihre Sache ſtützen.
Doch, da ich König bin: ſo gilt ein Mitleid nicht,
Dem die Zufriedenheit der Völker widerſpricht,
Und alles, was ich weiß, den Todesſpruch zu lindern
Iſt durch mein eignes Leid der Mutter Leid zu mindern
Dieß macht, daß ich den Wunſch des grauſamen Achill,
Und ſeines Sohnes Wuth ihr ſelbſt eröffnen will.
Ich will, damit man nicht mich ohne Schuld ver-
fluchet,
Entdecken, was mich zwingt, und was ich ſchon ver-
ſuchet.

Zweyter Auftritt.

Caſſandra, Die Vorigen.

Caſſandra.

(in prophetiſcher Entzückung.)

Du Mörder biſt du hier? Was rüſteſt du die Hand
Wie grauſam ſtreckt dein Schwerdt die Unſchuld in den Sand?
Du krönſt das Opfer ſelbſt, die Hölle zu verſöhnen,
Wenn du geſchehen läßt, daß es die andern krönen.

Agamemnon.

Caſſandra, nein! nicht ich. . .

Caſſandra.

Warum verweileſt du?
Befleck dich nur mit Blut, ſonſt hat Achill nicht Ruh.
Was dringet in dein Herz, daß du zurücke weicheſt?
Was ſtarrt der matte Fuß? was macht, daß du erbleicheſt?
Du ſtockſt? du ſchweigſt? du bebſt? welch Schrecken nimmt dich ein?
Wer über Mörder herrſcht, der muß beherzter ſeyn.

Agamemnon.

Prophetinn, zürne nicht. Ich kann ſie nicht beſchützen.
Denn wen der Himmel fällt, kann den ein König ſtützen.

Caſſandra.

Nur Calchas fället ſie; der Himmel fällt ſie nicht.
Der Mutwurft iſt der Wort, der aus dem Calchas ſpricht.

Agamemnon.

Du ſiehſt ja, daß der Wind uns ſtets zuwider wehet.
Was treibt denn die Natur, daß ſie uns widerſtehet?

Caſſandra.

Ihr Steine! ſagt ihm doch, warum der Himmel blizt.
Ihr Tempel! zeigt ihm an, was euren Gott erhizt!
Mord, Unzucht, Räuberey hat die Altär entweyhet.
Da träufelt Menſchenblut, wo man ſonſt Weyhrauch ſtreuet,
Verſtörte Gräber, auf, eröffnet euren Mund
Und thut der Schatten Zorn, die man verletzet, kund!
Die ihr durch Heer und Krieg und Stahl und Flammen rächet
Was Paris euch gethan, und ſelber mehr verbrechet.
Wer rächt nun uns an euch? Getroſt ich höre ſchon
Des angſterfüllten Heers beſtürzten Jammerthon.
O Pallas! o Neptun! ſeyd ihr nun unſre Rächer.
Verbrecher ſtraften uns, ſtraft ihr nun die Verbrecher.
Die Schiffe ſind zerſtreut in der empörten Fluth,
Dieß ſtrandet, dieß verſinkt. Dort raſt der Blize Wuth
Durch die geſchwärzte Luft. Die Flotte geht zu trümmern,
Den Raub verſchlingt die See; Ein jammervolles Wimmern
Betäubt der Götter Ohr, und dich umringt die Noth;
Du, Ajax, du vergehſt, du meiner Ehre Tod.
Minerva waffnet ſich mit Jupiters Geſchützen,
Und ihr verlebt Altar lehrt ſie vom Himmel blizen.
Sieh' wie dort in der See der kühne Läſterer ſchwimmt,
Und nun ein ſchwaches Bret zu ſeinem Gotte nimmt,
Und noch die Zunge braucht und läſtert, bis die Wellen
Die athemloſe Bruſt an einem Fels zerſchellen.
Sieh! wie des Glückes Zorn Ulyſſens Lauf verwirrt,
Der ſeine Gränzen ſucht, und ſtets im Elend irrt.

Und

Und Agamemnon du! erkenne nur dein Ende!
Den, der ein Reich zerstört, erwarten Weiberhände.

Agamemnon.

Prophetinn! nein! mein Geist will nicht mein Schicksal sehn.
Ich sorge was ich thu, und nicht, was wird geschehn.

Cassandra.

Du magst, so sehr du kannst, dich vor dir selbst verstecken,
Was du nicht wissen willst, das muß ich dir entdecken.
Was nützt dir schlauer Fleiß und emsiges Bemühn,
Der Griechen Regiment allein an dich zu ziehn?
Was hilfts dem grauen Haupt, daß du in tausend Sorgen
Vom Morgen bis zur Nacht und von der Nacht zum Morgen
Die abgekürzte Zeit des Lebens hingewacht?
Dein Ruhm ist immer noch in deiner Götter Macht.
Es wird der Griechen Wuth und schreyende Verbrechen
Die du dir eigen machst, ein schmählich Ende rächen.

Agamemnon.

Ja! komm Thaltybius und geh zum Pyrrhus hin.
Sprich: Die Prinzessinn lebt, so lang ich lebend bin.

Dritter Auftritt.

Cassandra.

Wenn iemand sterben soll: so schlachte deine Krieger!
Der Rückkehr Hinderniß seyd ihr euch selbst, ihr Sieger!
Soll euren Reisen noch der Himmel Glück verleyhn
Und die versöhnte See den Lastern günstig seyn?
Ja schweigt! ihr Winde, schweigt! und ruhet itzt, ihr Wellen,

Sie unvermuthet auf offner See zu fällen.
Ihr Stürme! laſſet noch zum Aufbruch kurze Friſt
Und überfallt ſie dann, wenn keine Rettung iſt.
Ein Theil erſaufe hier, den andern Theil begleite
Die Noth ins Vaterland, und Tod ſey ihre Beute!
O Troja, freue dich, denn weißt du, wer ich bin?
Des Agamemnons Fall, und deine Rächerinn.
Ich werde gegen ihn des Weibes Mordbeil ſchärfen.
Ich werd' ihr tödlich Netz um ſeine Schultern werfen,
Ich werd' ein Vorwand ſeyn, daß ihn ein Mörderſtreich
An ſeiner Tafel fällt, und mich mit ihm zugleich.

Vierter Auftritt.

Hekuba, Andromacha, Caſſandra.

Hekuba.

Ach! Tochter, freuſt du dich, indem wir alle klagen!

Andromacha.

Willſt du den Steinen auch noch Götterſprüche ſagen?

Hekuba.

Dein freudiges Geſchrey dringt bis vor den Altar.

Caſſandra.

Ja! meine Freud' iſt groß. Drum wird ſie offenbar.
Auf Mutter, krone mich mit friſchen Lorbeerkränzen.
Komm, Trojens Ueberreſt, begeht mit Freudentänzen
Die Stunde zum voraus, da mich ein König liebt,
Die darum mich erfreut, weil ſie uns Rache giebt.
Durch mich ſoll ſeine Bruſt in eine Glut entbrennen
Dabey wir Paris Glück noch glücklich heißen können.
Ich bin die Siegerinn und Trojens Staub und Graus.
Iſt nicht ſo thränenwerth, als ſein verwüſtet Haus.

Heku

Hekuba.

Sprich; lieber, wenn dein Mund was künftig ist, entdecket,
Auf wen hat man den Arm zum Opfern ausgestrecket?
Was hilfts mir, daß dein Aug' in unser Schicksal sieht?
Was fern ist, thust du kund, und weißt nicht was geschieht.

Cassandra.

Du wirst, wornach du fragst, noch stets zu früh erfahren.
Was Menschen wissend ist, darf Gott nicht offenbaren.
Der Bothe war schon hier, der es zu sagen kam,
Und meinen Fluch zu fliehn, den Rückweg zitternd nahm.
Doch er geht ohne Frucht der Grausamkeit zu wehren,
Statt einer wirst du bald zwo Trauerposten hören.

Hekuba.

Ihr Götter! droht man mir zwo Trauerposten an?
Ist eine nicht genug, daß sie mich tödten kann?

Cassandra.

Ich aber will indeß zu des Altares Füßen
Durch meiner Rache Bild mein Unglück mir versüßen.

Fünfter Auftritt.

Andromacha, Hekuba, Lichas.

Lichas.

Die Nachricht, Königinn, wornach man mich gesandt
Ward ohne mich vielleicht durch andre dir bekannt.
O! wär das Traurigste, wovon man mich belehret,
Daß meine Königinn Ulyssen zugehöret.
Es drohn Ulyssens List und Pyrrhus wilder Geist,
Dir alles zu entziehn, was dir noch Trost verheißt.

Sie beyde fordern Blut, die Rachgier zu erfüllen,
Der eine für den Staat, der andre für Athiden.
Die Wuth, Andromacha, begehret deinen Sohn
Kaum weiß er, wer er iſt, ſo fürchtet man ihn ſchon.
Und ſeines Vaters Muth muß ſeine Tage kürzen,
Man will des Hektors Kind von Trojens Thurmen
ſtürzen.

Andromacha.

Ihr Götter, wie? mein Sohn und Priams kleines Reis,
Ein Kind, von dem man noch nichts als die Meynung
weiß.
Des Hektors Ebenbild, was ſagſt du? der ſoll ſterben?

Licoras.

Man ſagt, er lebe ſonſt den Griechen zum Verderben.
Die Rache ſcheut im Sohn des Vaters Heldenmuth
In Hektors kleinſten Zweig verfolget man ſein Blut,
Und nimmt den Rächerarm bey Zeiten von der Erden,
Und tilgt die Pflanzen aus, eh ſie zu Bäumen werden.

Hekuba.

Weh dir! Andromacha! Verliere keine Zeit,
Errette deinen Sohn, dem das Verderben dräut.
Gieb Hektors Prinzen nicht, als allen Schutz verloren
Und denk, er iſt vielleicht zu Trojens Wohl geboren.

Andromacha.

Ach! Mutter! gieb mir Rath, ſprich, wie errett ich ihn,
Wie kann er vor der Macht ſo ſtarker Feinde fliehn?
Wie mach ichs, daß der Grimm des zähen Streichs ver-
fehlet,
Und man noch einen Mann in Priams Stamme zählet?

Hekuba.

Verſteck ihn!

Andro-

Andromacha.

Aber wo! wo wird er sicher seyn?
Wird Tempel und Altar ihm starken Schutz verleyhn,
Die doch vor Raub und Greul, vor Morden und Verbrennen,
Sich und die Götter selbst nicht lange schützen können?

Hekuba.

Erfinde du nur selbst was ihn bedecken soll.
Dein junges Haupt ist noch von Rath und Witze voll.
Doch mein Geist fängt schon an der Seele Kraft zu missen.
Was mir das Alter liest, hat mir der Schmerz entrissen.

Andromacha.

Ach! wo ist noch ein Ort in dieser Wüstenen?
Wo bleibt wohl noch ein Kind vor seinen Feinden frey,
Ihr Steine! decket ihr noch irgend eine Höle?
O Troja! rette doch noch deines Prinzen Seele!
Nimm ihn in eine Kluft zerstörter Mauern ein,
Er soll dereinst zum Dank dafür dein Rächer seyn.
Doch wird die zweyte Nacht, so sehr wir ihn verstecken,
Eh man ihn finden wird, die Erde wohl bedecken?
So lang Ulysses lebt: so wird Ulyssens List
Noch stets ein Mittel sehn, wie er zu tödten ist.
Ach! so soll ich ihn nicht aus Troja führen können?
Soll seine Mutter sich auf ewig von ihm trennen?
Soll er in einer Kluft gehäufter Steine ruhn,
Damit der Hunger thut, was nicht die Griechen thun?
Und wenn wir auch für ihn die tiefste Höle wählen;
Kann ich sein Leben nicht erhalten sondern stehlen.

Hekuba.

Prinzessin, frist es uns. Verzage nicht so bald.

Es ſchwächt vielleicht die Zeit des erſten Sturms Gewalt.

Andromacha.

Wohl! ſo verberg er ſich in meines Hektors Grabe.
Nur Hektor iſt der Troſt, den ich noch übrig habe.
Auch todt ſoll Hektor noch der Seinen Retter ſeyn.
Vielleicht weckt ſeinen Geiſt des Kindes banges Schreyn.
Vielleicht beweget er, entfernt von Retterarmen,
In tiefſter Finſterniß den Himmel zum Erbarmen.

Hekuba.

Wohlan.

Andromacha.

Doch ach! was hilft ...

Hekuba.

Prinzeſſinn eile fort,
Und führe deinen Sohn an den beſtimmten Ort.
Doch laß mich erſt einmal noch ſeines Blicks genießen.
Und meine Thränenfluth auf ſeine Wangen gießen.
Wer weiß, ob das Geſchick, das mir doch alles raubt,
Noch einmal auf der Welt mir ihn zu ſehn erlaubt.

Sechſter Auftritt.

Hekuba, Lichas.

Hekuba.

So ſoll auch Troja noch die letzte Stütze miſſen!
Je weniger es hat: je mehr wird ihm entriſſen.
Ein Kind, das ſich nicht fühlt und in der Heldenſchaar
Die Troja ſonſt geſchützt, noch ungerechnet war.
Dieß gilt itzt ihm und mir für alle Heldenſchaaren,
Und iſt ſo wohl ſein Troſt, als es ſonſt jene waren.
Dieß Kind iſt itzt ſein Herr, ſein Arm, ſein letzter Mann,
Es iſt das einzige, was man verlieren kann.

Ihr

Ihr Götter! soll ich denn stets neuen Kummer finden,
Je mehr ich forsch, je mehr muß ich Gefahr ergründen.
Fahr fort in dem Bericht, du Unglücksbothe, sprich,
Weißt du nach diesem Schlag kein Leiden mehr für mich.

Lichas.

Ich weiß nicht, was dir noch ein Opfer drohen könnte,
Das schon bestimmet war, doch das man noch nicht
nennte.
Es war ein lauter Ruf im Lager ausgestreut
Die schönste Trojerinn sey dem Achill geweiht.
Die Griechen sind betrübt und jeder unter ihnen,
Bedauret die, so ihm vor andern schön geschienen.
Der König ist bestürzt. Er kam von hier zurück,
Und Huld und Mitleid brach durch seinen trüben Blick.
Ich schloß aus diesem Schmerz, er wäre hier gewesen,
Die Schönste kund zu thun, die das Geschick erlesen.

Hekuba.

Der König war im Schloß? Wie sagst du? war er hier.
Es nimmt ihn niemand wahr, und er begegnet dir?
So weilt er hier gewiß was wichtiges entdecken
Sein Weggehn giebt mir Trost, so wie sein Hiersein
Schrecken.
Was auch die Botschaft sey, die ihn hieher geführt;
Er gieng betrübt zurück, das heißt er war gerührt.
O Himmel treib ihn doch, der andern Wuth zu stillen,
Und laß ihn keinen Schluß, vor dem er bebt, erfüllen.
Auf, Lichas, geh zu ihm, geh, dringe zu ihm hin,
Erinn' ihn, wer er ist, und wie bedrängt ich bin.
Wie viel er mir entreißt, wie sehr ich mich betrübe,
Versprich, was möglich ist, nur nicht Cassandrens Liebe.

Siebender Auftritt.

Aſtyanax, Hekuba, Andromacha.

Hekuba.

Hier kömmſt du, werther Sohn und allerletzter Reſt,
In dem noch Priams Blut mich etwas hoffen läßt,
Komm, Hoffnungsvolles Kind. Laß dein bedrohtes Leben,
In den verborgnen Schutz geruhter Gräber geben.

Andromacha.

Der iſts nun, welchen mir des Hektors Ruhm entreißt,
Der iſts der Krieger ſchreckt, und Helden heißt.

Hekuba.

Ach! den wir lebend noch ins Grab verſenken müſſen.
Komm, küſſe mich, mein Sohn und laß dich wieder küſſen.
Erkennt man Hektors Muth in dieſen Augen nicht,
War dieß nicht Hektors Gang? und Hektors Angeſicht.

Andromacha.

Unſterblicher Gemal! erhör mich tapfrer Schatten!
Willſt du den Feinden noch den letzten Streich verſtatten?
Dringt denn kein Seufzer hin ins Reich der Unterwelt?
Iſt nach dem Tode denn ein Held nicht mehr ein Held?
Iſt in der tiefen Kluft, wo die Erblaßten leben,
Der tapfern Geiſter Arm mit Feſſeln denn umgeben?
Du riſſeſt ſonſt gewiß bey unſerm Angſtgeſchrey
Was dich gefangen hält uns beyzuſtehn entzwey.
Unfehlbar hört dein Geiſt die Seufzer dieſer Herzen
Die du ſo ſehr geliebt, mit Zorn und edlen Schmerzen.

Ach

Ach! komm doch wenigstens zurück in deine Gruft
Hier schütze deinen Sohn, der hier um Hülfe ruft.
Es müsse hier die Furcht dich wieder zu erwecken,
Den, der ihn rauben will mit Angst und Schauer schrecken.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Pyrrhus, Agamemnon.

Pyrrhus.

Ich hole sie hier ab, und du sollst mich nicht hindern.

Agamemnon.

Wenn wird sich doch einmal dein wilder Eifer mindern?
Bishieher folg ich dir mit sanfter Gut nach.
Ich hörte deinen Stolz, der viel zu heftig sprach;
Ich widerlegte dich. Ich wollte dich belehren.
Ich brachte Gründe vor und bath zurückzukehren.
Doch wenn dein kühner Geist sich endlich nicht bequemt
So wisse, daß ich sonst auch den Achill bezähmt.
Hier gilt kein Göttersohn; Du mußt dein Haupt verehren.
Der Feldherr bloß gebeut, der Krieger muß ihn hören.

Pyrrhus.

Dich höret Pyrrhus nicht. Er hört der Fürsten Rath.
Du mußt gehorsam seyn, wenn der beschlossen hat,
Die Häupter unsers Heers, die dich zum Feldherrn wählen,
Sind Herren unsers Thuns, die dir, wie mir, befehlen.
Du bist nichts als der Arm, der ihren Willen thut,
Warum so mitleidsvoll? wie? dauert dich ihr Blut?

Aga-

Agamemnon.

Ich läugne dir es nicht, daß ich die Menſchheit höre.
Erbarmen iſt kein Schimpf und macht auch Helden
Ehre.

Pyrrhus.

Sey dankbar, wenn du willſt, daß man dich edel heißt.
Mein Vater ſtarb für dich. Drum ehr auch ſeinen Geiſt.
Was hieß den tapfern Muth das Vaterland verlaſſen?
Was den Simois ſehn und dieſes Troja haſſen?
Die Liebe gegen dich hat ihn hieher geführt.
Sein Tod nur hat dein Haupt mit Lorbeern ausgeziert.
Daß du gerächet biſt, daß Trojens Mauern liegen,
Sind nichts als Wirkungen von meines Vaters Sie-
gen.
Sind ſo viel Dienſte nicht ſo wenig Blutes werth.
Sieh! großer Vater! ſieh! wie man mit dir verfährt.
Es irrt um deine Gruft dein unverſöhnter Schatten,
Den man nicht rächen will. Die dich gefürchtet hatten,
Und die dein Arm erlegt, ſind glücklicher als du.

Agamemnon.

Meynſt du, die Rache ſchafft den blaſſen Schatten Ruh?
Nur bey uns ſelber ſteht der Zuſtand jener Zeiten,
Kein Menſch auf Erden kann der Todten Ruh beſtreiten.
Der Richter fraget nicht vor dem die Hölle bebt,
Ob wir gerochen ſind, er fragt, wie wir gelebt.
Wird ewig nichts als Meer und Raſerey beſchloſſen?
Hat den beflecken Strand nicht Blut genug begoſſen?
Wenn Blut die Schatten labt, wenn Blut die Wunde
ruft:
Hier iſt ſchon Blut fürs Meer und für Achillens
Gruft.

Bey

Bey Leichen ohne Zahl, die Troja schon verschüttet,
Was brauchte, daß noch Achill um grösser Rache bittet.

Zweyter Auftritt.

Ulyß, Pyrrhus, Agamemnon.

Ulyß.

Ihr Helden, euer Streit hat schon das Heer erschreckt.

Pyrrhus.

Drum lenk ihn, weil mein Schwerdt noch in der Scheide steckt. (geht ab.)

Agamemnon.

Dein Trutz bezwingt mich nicht. Du drohst, drum soll sie leben.
Denn wer Gefälle nimmt ist unwerth sie zu geben.

Dritter Auftritt.

Ulyß, Agamemnon.

Ulyß.

Ists möglich? hindert er, was man beschlossen hat.
Läßt er Erbarmen statt an jenes Eifers statt,
Der ihn zuvor entbrannt.

Agamemnon.

So hätt uns nichts entzweyet.

Ulyß.

Was hör ich? so hat dich der Todesspruch gereuet?
Du hebst den festen Schluß vereinter Fürsten auf?
Beschimpfest den Achill und hemmst der Rache Lauf?
Scheint dir das Opfer hart: du hättest es nicht wollen,
Doch da du es gewollt, nicht widerrufen sollen.
Wer seine Schlüsse selbst für unbedachtsam schilt,
Faßt einen Schluß zu viel und macht, daß keiner gilt.

Das

Das Volk lernt von ihm selbst, sein Wort geringe schä-
tzen,
Und wagt, was er so leicht verändert zu verletzen.

Agamemnon.

Ein Schluß der Blut betrifft, und Menschen elend
macht;
Wird von den Fürsten nie zu vielmal überdacht.

Ulyß.

Die Götter aber schimpft dein kühnes Ueberlegen.
Du setzest dein Gebet dem ihrigen entgegen.

Agamemnon.

Der Götter größt Gebot ist die Gerechtigkeit,
Und kein Gott spricht aus dem, der Frevelthat gebeut.

Ulyß.

Des Feindes Feind zu seyn kann niemand Frevel
nennen,
Zu tödten was uns droht, muß jedes Recht vergönnen.
Es mache nur dieß Blut das Opfermesser roth,
Befiehlt es uns kein Gott: so stieß es uns die Noth.
Die ferne Sicherheit vom künftigen Verderbende
Begehet diese Heidenblut zu seiner Wohlfahrt Pfande.

Agamemnon.

So ferne Sicherheit sieht unsrer Ehre nach.
So schwacher Feinde Tod gereichet uns zur Schmach.
Soll man in aller Welt der Griechen Wuth verfluchen?
Soll ich der Räuber Fall, der Frauen Unglück suchen?
Zehn Jahre seh ich noch von meinem Vaterland
Von Kindern und Gemal und was mich liebt, ver-
bannt.
Es sich auf greulichen entsetzten Altären,
Der falschen Staatskunst will zum Opfer Blut gä-
hren.

Ulyß.

Ulyß.

Nur damals, als dein Arm des Heeres Zepter nahm,
Als Hoheit, Ehr und Macht in deine Hände kam.
Da wars dir nicht zu schwer des Meers erzürntem Wüthen,
Selbst deiner Tochter Blut zum Opfer anzubiethen.
Du schontest nichts was dich zu unserm Haupt erhob,
Und ungerührt zu seyn schien dir das größte Lob.
Jzt da die Pflicht befiehlt dem tapfersten der Scharen,
Den Dank den ihm sein Tod verdienet abzutragen,
Jzt da dein Vaterland sich sicher wissen will,
Vergießt du feindlich Blut dem Land und dem Achill.
Die Wunden mögen uns nun ewig widerstehen,
Wir hoffen nur umsonst das Vaterland zu sehen.
Das Glück, das dich und uns nach tausend Widrigkeit,
Nach Wunden voll Gefahr nach vielen Jahre Streit.
Land, Kinder, Haus, Gemahl und was uns liebt, umfangen,
Könnte uns zu hoch zu stehen, wenn wirs durch Blut erlangen.
Dieß hochgeschätzte Blut der edelsten Trojerinn,
Giebt man fürs Vaterland nicht gleich zum Opfer hin.
Sie kann noch, wenn sie lebt, den Trojern Rächer bringen,
Aus ihrem Stamme kann ein Feind für uns entspringen.
Der dieses Mitleid einst das ihren Tod verwehrt
Durch unsrer Städte Brand zu spät bereuen lehrt.
Doch dein Gemüth hat schon durch allzulang Entfernen,
Bey deinen Völkern hier sein Volk vergessen lernen.
Wie leicht entbehrst du, das Land das dich gezeugt?
Wie wenig wird dein Herz durch dessen Wohl gebeugt.

Bey

Bey dir gilt mehr als dieß die Ehre deiner Krone,
Und wenn es tödte, ruft, so ruft dem Ruhm verschone.
Sich nur auf deinen Ruhm, doch sich auch auf das Heer,
Der Pöbel, wenn er zürnt, ist wie ein wüthend Meer.
Er bricht, was widersteht. Die Stürme seiner Wellen,
Kann Macht nicht bändigen, noch Flehn zu frieden stellen.

Vor diesen wichst du eh bey weniger Gefahr,
So weiche denn auch itzt und wenn die möglich war,
Für Ehr und Regiment die Tochter hinzugeben,
So rette diesesmal durch fremdes Blut dein Leben.

Agamemnon.

Ulyß du lenkst ein Herz, wie es dir selbst gefällt,
Du hast im Reden so wie in dem Streit ein Held.
Ach! zwinge mich nur nicht mich weiter zu entschließen.
Nimmst du die Schuld auf dich bey diesem Blutvergießen?

Ulyß.

Ja! fälle nur gerost was uns sonst fällen kann.
Wofern es unrecht ist, hab ich es blos gethan.

Agamemnon.

So hinterbringe denn dem so betrübten Haufen,
Mit welchem Blute wir Achillens Grimm erkaufen.

Vierter Auftritt.

Ulyß, Polyxena.

Ulyß.

Wer ist nun den dieß Leid am mindsten rühren kann?
Wem zeig ich nun zuerst das harte Schicksal an?
Soll ich der Mutter erst der Tochter Tod entdecken?
Soll ich die Tochter selbst so unbereit erschrecken?

So

Polyxena.

Ich bin nicht unbereit. Man kennt dich ſchon Ulyß,
Wo du erſcheinſt iſt Liſt und Unglück ſchon gewiß.
Aus Furcht vor der Gefahr, die deine Blicke drohen,
Iſt hier ſchon jedermann zu dem Altar geflohen.
Dein falſcher Anblick macht nur mich nicht ſchreckenvoll,
Denn ich beneide die von uns dir ſterben ſoll.
Umſonſt verkleidet ſich dein Blick mit falſchem Leide;
Ich ſehe es, dieſer Schutt vermehret deine Freude.
Ja, bau dir nur daraus ein Ehrenmal im Geiſt,
Das Griechenlandes Muth und unſre Schwäche weiſt.
Nur ſey ſo grosmuthsvoll und eile bald zurücke.
Quäl uns, die du betrübſt, nicht noch durch deine Blicke.
Verbirg dieß Angeſicht, das unſer Fall erfreut,
Der Mutter, der das Loos dich nun zum Herrn geſetzt,
Die kaum nur, da du kömmſt uns Trojens Reſt zu
ſchlachten,
Zugleich als ihren Herrn und Mörder dich betrachten.

Ulyß.

Wie wenig kennſt du mich. Ach! glaube doch, mein
Mund
Thut, was ich ſagen muß, gerührt mit Schmerzen kund.
Der müſſe ſeinen Feind durch ſeine Quaal erfreun,
Der ſich vergnügt, um, wenn andre troſtlos ſchreyn.
Wie betrübt iſt nun der Anblick dieſer Stadt,
Die die Verwüſtung bloß ſich ſelbſt zu danken hat.
Traurig Ehrenmal, daß unſern Muth zwar preiſet,
Doch auch der Menſchen Haß der Dinge Wechſel
weiſet.
Muß man denn ſeinen Ruhm auf Blut u. Aſche baun?
Iſt denn der Menſchheit Ruhm nicht Freundſchaft und
Vertraun?

Wie ehr ich dieſes Grab des würdigſten der Helden!
Mit Ehrfurcht wird der Ruf ſtets Hektors Nahmen melden.
Der Feind iſt ungerecht, der nicht bekennen will:
Der große Hektor war, o Troja, dein Achill,
Doch ſprich, Polyxena, hätt einſten dieſer Schatten,
Da deine Bürger noch genug zu ſchenken hatten,
Ein würdiges Geſchenk von euch zum Dank begehrt,
O ſprich, hätte dieſen Dank ihm Troja wohl gewährt!

Polyxena.

Zwar eines Feindes Leb muß mir verdächtig ſcheinen.
Du magſt es wie du willſt, falſch oder ernſtlich meynen:
So wiſſe, brächte mir die Antwort auch Gefahr,
Daß Hektor Dank verdient und Troja dankbar war.

Ulyß.

Geſetzt er foderte nur eines Feindes Leben:
Schien dir der Dank zu groß, hätt man es ihm gegeben.

Polyxena.

Wir würden ihm erfreut auch unſer eignes weyhn.
Er ſtarb fürs Vaterland und unſer Blut iſt ſein.

Ulyß.

Wohlan denn! heißt die Pflicht der Helden Wunſch erfüllen:
Wie Troja Hektorn ehrt, ehrt Griechenland Achillen.
Achillen würden wir gern unſer Leben weyhn,
Er ſtarb fürs Vaterland und unſer Blut iſt ſein.
Doch einer Feindin Blut hat er von uns begehret,
Die er durch ſeine Wahl nicht kränket, ſondern ehret.
Die ſchönſte Trojerinn will er von unſrer Pflicht,
O warum fodert er die ſchönſte Griechinn nicht!
Was würden dieſen Ruhm durch Sterben zu erkaufen,
Für Töchter Griechenlands vergnügt zum Tode laufen.

Poly-

Polyxena.

Dergleichen Foderung hat Hektor nie gethan,
So wilde Barbarey ſieht nur Achillen an.
Nur er, der ſeinen Ruhm in Bluvergieſſen ſetzte,
Kann wünſchen, daß man auch ſein Grab mit Blut be-
netzte.
Barbaren, opfert nur noch Trojens letztes Blut!
Die iſt vielleicht beglückt, der ihr dieß Unrecht thut.
Sie darf nur einen Streich von eurer Wuth ertragen,
Wer iſt es? Laß mir mir die Sorg es ihr zu ſagen.
Zeig ihr nicht noch zuvor dein freudiges Geſicht,
Aus welchem dein Triumph bey ihrem Falle bricht,
Und mir der Luſt vergnügt, daß du ſie ſiehſt erblaſſen,
Gewähre ihr nur die Gunſt, ſie unverhöhnt zu laſſen.

Ulyß.

Doch wirſt du ſtark genug ihr dieß zu ſagen, ſeyn?

Polyxena.

Kein muthig Auge ſoll ihr ſelbſt auch Muth verleyhn.

Ulyß.

Sie geht dich näher an, als du vielleicht geglaubet.

Polyxena.

O würd an ihrer ſtatt das Leben mir geraubet!
So iſt die Glückliche, die man zum Opfer wählt,
Caſſandra, die euch oft nur Unglück prophezeyht.
Kann ihre Schönheit ſonſt den Phöbus ſelbſt entzün-
den;
So können Menſchen ſie leicht als die Schönſte finden.

Ulyß.

Nur die Beſcheidenheit deckt dir die Augen zu,
Du ſiehſt die Schönſte nicht.

Polyxena.

Wer ſonſt ſoll ſterben?

Ulyß.

Du.

Polyxena.

Ich?

Ulyß.

Zweifle nicht; den Ruhm kann niemand dir entreiſſen.

Polyxena.

Der Ruhm iſt klein genug, Achillens Opfer heiſſen.

Ulyß.

Ein Geiſt, der edel denkt, der muß den Tod nicht ſcheun,

Polyxena.

Iſt nicht mein Tod genug? muß ich geopfert ſeyn?

Ulyß.

Das Schickſal fodert dieß.

Polyxena.

Wohl! ihr habt mir mein Leben,
Verhaßt genug gemacht. Ich kann es willig geben.

Ulyß.

Ja! Dieß verſah ich mich vom königlichen Blut,
Dein Adel leuchtet noch aus deines Herzens Muth.
Erwarte ſo getroſt des Opfers nahe Stunde,
Des Todes erſte Poſt haſt du aus meinem Munde.
Doch Pyrrhus ſtellt ſich bald bey dieſen Mauern ein,
Zu ſeines Vaters Gruft wird er dein Führer ſeyn.
Du darfſt bey dieſer Art des Todes nicht erröthen,
Du ſtirbſt der Helden Tod, ſein Schwerdt wird dich ertödten.
Bedenk, daß wenn dein Blut auf jenem Grabe raucht,
Der Himmel dich zum Wohl ſo vieler Völker braucht,
Der frohe Grieche wird mit Dankbarkeit und Seegen
Auf deine Leiche noch die ſchönſten Blumen legen,

Und

Und mit bethränktem Aug auf diese Schönheit sehn,
Die uns das Glück erwirbt, ins Vaterland zu gehn.

Fünfter Auftritt.

Ulyß, Polyxena, Hekuba.

Polyxena.

Hier, Mutter, läßt man mich, was ich gewünschet hören.
Mein Tod ist festgesetzt um den Achill zu ehren.

Hekuba.

Ihr Götter, seht ihr denn so gern dem Morden zu?
Und der die Bothschaft bringt, Ulyß, wie! der bist du?

Ulyß.

Ich kenne meine Pflicht, dein Wohlthun zu ermessen,
Was du an mir gethan, bleibt ewig unvergessen.
Ich weiß, mein Leben war allein in deiner Hand,
Als Helena vordem in Troja mich erkannt.
Und da ein falsches Kleid den andern mich verfleckte,
Dir, was ich da gesucht und wer ich sey, entdeckte.
Wie groß war deine Huld, die mich nicht bitten ließ,
Und mir aus der Gefahr den sichern Ausgang wieß.
Errettet prieß ich dann im Lager dir zur Ehre,
Wie viele Großmuth auch in euch, Barbaren, wäre.

Hekuba.

Und du bist der Barbar, der mir der Tochter Tod,
Des Stammes Untergang mit kaltem Herzen droht?

Ulyß.

Wie gern hätt ich mein Blut für dich für sie vergossen,
Doch wer kann widerstehn. Das Heer hat es beschlossen.

Hekuba.

Und du der durch ein Wort dieß Heer verändern kann,
Du wendeſt nicht ein Wort für unſre Wohlfahrt an.
Du der du Troja oft mit Unglück überladen,
Gebrauche dich einmal der Worte nicht zum Schaden;
Nur einmal ſprich für uns und hindre den Entſchluß,
Der mit der Tochter auch die Mutter tödten muß.

Ulyß.

Wie ſchwach iſt doch die Kraft von allen Weisheitsgründen,
Wenn ſie die Herzen ſchon von Wuth erfüllet finden!
Wenn ſich das Ohr verſchließt und den betäubten Geiſt,
Dort blinder Andacht Zug, hier Sehnſucht zu ſich reißt.
So wahr ich ungern ſah mein eignes Kind erkalten;
So wahr hab ich geſucht das deine zu erhalten.

Hekuba.

Wie vieles redeſt du, wie wenig thuſt du doch.

Polyxena.

Erlacht zu deinem Schmerz; und wie? du bitteſt noch?
Ach! Mutter, denk an dich. Was willſt du um mein Leben
Die Ehre deines Stamms und meiner Väter geben?
Damit noch dieſer Schutt die letzte Schande ſieht,
Wenn ſeine Königinn vor dieſen Füßen kniet?

Hekuba.

Mein' fürchte nichts, Ulyß. Was wendeſt du die Blicke,
So ſchüchtern von mir ab und weichſt von mir zurücke.
Wenn in dir nicht der Dank zu meinem Beſten ſpricht,
Verſieh von außen nur dich meines Anfalls nicht.
Wenn ich umſonſt gefleht, würd ich mich herber kränken,
Wen nicht der Dank bewegt, den wird kein Bitten lenken.

Ulyß.

Ulyß.

Doch, wo iſt Hektors Sohn? Das Heer verlanget ihn.
Die Klugheit räth, dieß Kind der Mutter zu entziehn.

Hekuba.

Unfehlbar wird das Heer für ſeine Wohlfarth ſorgen,
Du meynſt, was du nicht ſagſt, das ſey vor mir verbor-
gen.
Was foderſt du von mir, du Mörder, du Barbar!
Geh, nimm nur Hektors Sohn. Ja, reiß ihn vom Altar.
Was foderſt du von mir den Vorſchub deiner Thaten.
Ihn miſſen, das iſt nichts. Ich ſoll ihn noch verrathen?
Ich, ſeine Mutter, ſoll, da du voll Blutdurſt biſt,
Noch ſelber mit dir gehn und zeigen wo er iſt.
Ich ſoll ihn dir getreſt in Mörderhände geben,
Und ſagen: Nimm ihn hin und raub ihm nur das Leben.
Dieß willſt du, Grauſamer, dieß ſcheinet dir gerecht.
Ich ſoll der Henker ſeyn, wenn ihr das Urtheil ſprecht.
Warum begehrt ihr nicht, erhitzte Tigerthiere,
Daß ich ihn an der Hand zum höchſten Thurme führe,
Daß ich dort neben ihm auf der verfluchten Höh
Von der er fallen ſoll mit trocknen Augen ſteh,
Und wenn er mich umfaßt ihn gar aus meinem
Schooße,
Mit mörderiſcher Hand in grauſe Tiefen ſtoße.
Geh! nimm ihn, wo du kannſt. Nur fod'r ihn
nicht von mir.

Ulyß.

Wofern du ihn verbirgſt; verlang ich ihn von dir.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Andromacha.

Wo find ich einen Ort, der mich in Eil verstecket?
Damit nicht meine Quaal den liebsten Sohn entdecket,
Daß meines Herzens Angst nicht durch die Augen bricht,
Und wider ihn und mich ein tödtlich Zeugniß spricht.
Man suchet überall, man forscht mit scharfen Blicken,
Ulyß ists, der ihn sucht. Werd ich wohl ihn berücken!
Wen seh ich? Himmel hilf! ach er verfolgt mich schon.

Zweyter Auftritt.

Ulyß, Andromacha.

Ulyß.

Vielleicht, Andromacha, suchst du hier deinen Sohn.

Andromacha.

Seit dem der Morgen scheint: such ich ihn schon vergebens
Ulyß, mein traurigs Herz verzeiht sich seines Lebens.
Denn find ich ihn nicht mehr: so hat er schon den Tod
Den ihm der Griechen Wuth, wenn ich ihn finde droht.
Weit lieber säh ich ihn von deiner Hand erblassen;
Du würdest wenigstens mir seinen Cörper lassen.

Ulyß.

Andromacha, dein Leid rührt jedes Vaterherz,
Daß ich dich kränken muß, geschieht mit meinem Schmerz. Doch

Doch soll ich mein Vertrauen auf deine Reden setzen,
So lehre mich vorher, dich minder hoch zu schätzen.
Wir kennen allzusehr schon deine Mutterreu,
Daß stets dein einzig Kind in deinen Armen sey.
Man weiß, daß du dich noch um Hectors Tod betrübest
Und drum im Sohne noch ihn aber alles liebest,
Man weiß, daß diesen Sohn, dein Arm durchs Feuer trug,
Als über ihn schon Dampf und Glut zusammenschlug,
Und daß du in der Nacht, als alles mußt erstaunen,
Zum Schilde deine Brust vor seine Brust gehalten,
Und nun ist er hinweg, da alles ruhig liegt,
Da man euch nur verwahrt, u. euch nicht mehr bekriegt.
Wie? dieser Eifer sinkt mit der Gefahr darnieder!
Was du mit Angst erkauft, verlierst du sorglos wieder?
Wo bliebe denn dein Ruhm, den auch der Feind gesteht,
Der mehr gilt, als ein Sohn, der über alles geht?

Andromacha.

Noch niemand hat es je der Sorgfalt Nu . geraubet,
Wenn Furcht und Eifer schläft, wo man sich sicher glaubet.
Bin ich es, die mein Kind noch stets bewahren soll?
Ist nicht die ganze Burg von euren Wachten voll?
Hießt ihr uns nicht sogleich nach jener Nacht voll Grauen,
Ohn alle Sorge seyn und ihrem Schutz vertrauen?
Es schien, als würden wir zu unserm Wohl bewahrt.
Doch ach! ihr habt uns nur zur Schlachtbank aufgespart.
Wir sind euch noch zu schlecht zu Sklaverey und Ketten,
Und eure Furcht ist nur, daß wir das Leben retten.

Drum ſtellt ihr jeden Tag mit uns ein Schauſpiel an,
Daran ſich jeden Tag die Wuth vergnügen kann.
Hier opfert man erfreut mit Menſchenblut den Göttern,
Dort will man nur zur Luſt ein wimmernd Kind zerſchmettern,
Und alles, was ihr denkt und alles was ihr thut.
Verräth nur, Grauſame, den Durſt nach Menſchenblut.
Doch ach! was red ich noch für meines Sohnes Leben,
Den Tod, den du ihm drohſt, hat man ihm ſchon gegeben.
Ihr Mörder, die ihr auch noch nach dem Siege kriegt,
Wo habt ihr meinen Sohn, um den ihr mich betrügt?
Sucht nur mein Kind bey euch. Denn ihr nur könnt es wiſſen.
Ihr fodert es von mir und habt es mir entriſſen.
Soll ich, die ich nicht darf aus dieſen Mauern gehn
Euch noch, als Hütherin, für die Gefangnen ſtehn?
Ich ſeh ſchon, was ihr wollt. Ihr ſucht nur ein Verbrechen,
Um endlich auch noch mir das Leben abzuſprechen.

Ulyß.

Du zürnſt, Andromacha, ich aber ſchweige ſtill,
Und will im Lager ſehn, ob man dir glauben will.

Andromacha.

Dieß war der erſte Kampf von denen, die mir drauen.
Doch wie? der König kömmt. Der Sturm wird ſich verneuen.
Ihr Götter! nein! ich flieh.

Dritter Auftritt.

Agamemnon, Lichas, Thaltybius.

Agamemnon.

Wie? Lichas, scheut man sich?
Man rief mich selber her. Nun aber flieht man mich.

Lichas.

Sie eilet nur vielleicht, du Zuflucht ihrer Klagen,
Daß du zugegen bist den übrigen zu sagen.

Agamemnon.

Auf, Lichas, geh du selbst und sprich zur Königinn,
Daß ich zu ihrem Trost zu ihr gekommen bin.
Ich will nicht meinen Fuß in diesen Tempel setzen,
Der Himmel möchte mich für stolz und trutzig schätzen,
Wenn ich vermessen wär, wo man ihn sonst verehrt,
An den Altar zu gehn, den ich doch selbst zerstört.
Sprich, was du mir gesagt, sprich, wie du mich gebeten,
Sprich, daß ich wenigstens mein Mitleid dir bezeugt.

Vierter Auftritt.

Agamemnon, Thaltybius.

Agamemnon.

Mein Fuß betritt nunmehr den Ort zum drittenmal.
Und stets voll innern Kampfs, voll Zweifel, voller Quaal.
Betrübter Augenblick! da mich das Heer erlesen,
Daß ich ihr Führer sey! was bin ich sonst gewesen,
Eh ich zum Kriege kam? Ein Vater für mein Land.
Itzt bin ich ein Tyrann durch tausend Wuth bekannt,
Das Werkzeug eines Volks, die nur nach Blute dürsten,
Und in der Crone selbst ein Knecht der niedern Fürsten.

Nur

Nur Menſchenopfer thun, nur Mord iſt mein Geſchick,
Mit Mord kam ich hierher, mit Mord ſoll ich zurück.
Jedoch, Thaltybius, ich will noch etwas wagen,
Ich will nicht ohne Macht den ſchweren Zepter tragen.

Thaltybius.

Mein König, was ſoll ſonſt in überhäufter Pein,
Was, als der Fürſten Macht Bedrängter Zuflucht ſeyn?
Was iſt, das nicht der Haß ſich wider ſie erkühnet,
Als hätte man durch Noth noch neue Noth verdienet?

Agamemnon.

Wahr iſts, Thaltybius. Ich kenne meine Pflicht,
Mein Herz entziehet ſich bedrängten Herzen nicht.
Ich ſuch, ihr Schild zu ſeyn. Nur bitt ich euch, ihr Göt-
ter,
Wie ich Polyxenens, ſo ſeyd ihr meine Retter.
Sprich, klaget man mit Recht wohl meinen Zweifel an?
Wo iſt ein menſchlich Herz, das hier nicht wanken kann?
Nicht ſtets muß man den Muth mehr als die Schwach-
heit lieben,
Kein Held muß herzhaft ſeyn, Betrübte zu betrüben.
Ein unentſchloßner Geiſt, den nichts zu ſchnell bewegt,
Zeigt, daß er ſeine Pflicht behutſam überlegt.
Und wenn er ja zuletzt den falſchen Weg erwählet:
So hat er wenigſtens nicht ohne Kampf gefehlet.
Ja! glaube, tauſendmal hab ich mit mir gekämpft.
Oft hat ein neuer Schluß den erſten Schluß gedämpft.
Ach! werd ich von dem Blut, wornach ſo viele brennen,
Durch allen Widerſtand mich rein erhalten können?
Hier hör ich Wimmern, Schmerz, Flehn, Fluch und
Rache ſchreyn,
Dort bricht ſchon Tadel, Trutz, Gewalt und Aufruhr ein.

Itzt

Itzt denk ich soll ein Blut, das Unschuld schützt, erkalten?
Itzt denk ich, soll ich Blut den Meistern vorenthalten?
Bald denk ich, daß ein Gott kein Unrecht fodern kann,
Bald denk ich, er begehrts, drum ist es recht gethan.
Bald seh ich wider uns sich Wind und Meer verbinden,
Ich seh uns irre gehn, und unser Land nicht finden.
Schlacht ich das Opfer nicht: wer hat denn Schuld als ich?
Schlacht ichs, und stürmt es doch; wen tadelt man als mich?
Ists stürmisch und sie lebt: so werden alle sagen:
Die Hölle zürnt um Blut das man ihr abgeschlagen,
Stürmt es und sie ist todt: so sagen eben die:
Ihr Blut war unschuldsvoll, der Himmel rächet sie.

Thaltybius.

Doch schützest du nicht auch zugleich des Hektors Knaben?
Ists denn des Todes werth berühmte Väter haben.

Agamemnon.

Und dennoch glaube mir. Sein Tod scheint mir gewiß,
Den Pyrrhus sehen ich nicht. Doch fürcht ich den Ulyß.
Denn Pyrrhus, wenn er trutzt, kann nichts als Zorn erregen,
Ulyß kann, wenn er spricht, mein ganzes Herz bewegen.
In meiner schönsten Thar läßt er mich Schande sehn,
Und was ich nie gewollt, das laß ich denn geschehn.
Ja! wenn ich mitleidsvoll itzt nichts als Glimpf beschließe.
Ein kräftig Wort von ihm macht, daß ich Blut vergieße.

Thaltybius.

Hier kömmt schon Hekuba,

Agamemnon.

Ach! zu betrübter Blick!
Sieh! was iſt unſer Stand, verläßt uns nur das Glück.

Fünfter Auftritt.

Hekuba, Agamemnon, Thaltybius.

Hekuba.

Herr, warum raubeſt du gefangner Waiſen Leben?
Warum willſt du mein Kind zum Opfer übergeben?
Haſt du uns darum nicht in der betrübten Nacht,
In welcher Troja fiel, mit andern umgebracht,
Damit du dieſes Licht, das du uns noch vergönneſt,
Erſt ſchenken und ſodann uns wieder rauben könneſt?
Damit wir erſt den Schutt des großen Troja ſehn,
Und denn, was Tempel, Schloß, Altar und Wall geſchehn.
Den Helden, die das Glück in ſchrecklichen Gefechten
Eh als die Stadt geſtürzt, zur Nachricht bringen möchten,
War dieß dein falſcher Glimpf? iſt dieß dein Königswort?
Da du uns Gnade ſchenkſt, verhängeſt du den Mord.
Gewähr uns in der That das Wort, das du gegeben.
Das Leben ſchenkteſt du: Darum fordern wir das Leben.
Es gilt hier gegen mich kein Prieſter, kein Achill,
An Vorwand fehlt es mir, wenn man betrügen will.
Was du mit Billigkeit und Vorbedacht verheißen,
Kann Himmel, Hölle, Geiſt und Prieſter nicht zerreißen.

Agamemnon.

Du forderſt, Hekuba, ein ſchweres Werk von mir,
Ich ſelbſt begehre ja die Tochter nicht von dir,

Ich

Ich würde nie das Wort, das ich euch gab, verletzen,
Und weiß so gar das Blut des Feindes hochzuschätzen.
Doch was ich euch geschenkt, das raubt euch Rath und
Heer,
Zwar mein Gebot gilt viel, doch ihres gilt noch mehr.

Hekuba.

Soll man, eh man dich kann bey deinen Worten fassen,
Sich erst ein ganzes Volk für dich verbürgen lassen?
Wem soll man sich vertrauen, o Sitten dieser Zeit!
Die Treu zu brechen ist die Ausflucht stets bereit.
Dann seit ihr unumschränkt, Bezwinger dieser Erden,
Wenn Krieg und Brand und Tod vor euch beschlossen
worden.
Doch wenn ihr Treu und Bund und Ehrour erfüllen
sollt,
Dann ist euch nicht erlaubt, was ihr nicht halten wollt.
Doch hast du dich dein Wort erfüllt zu sehn beflissen,
Und zeigst du auch dem Volk sein ungerecht Ent-
schliessen.
Man sagt, Achill begehrte, der in dem Grabe ruht,
Weßern er was begehrt, ists darum Menschenblut?
War Troja denn so arm? Habt ihr sonst keine Beute?
Sind edle Sklaven bloß die Frucht von eurem Streite?
Ehr ihn durch Kinderblut, und sage deinem Heer:
Wo keine Macht mehr ist, ist keine Feindschaft mehr.
Die blutige Gewalt, uns Troer zu ermorden,
Ist euch durch unsern Fall nun schon benommen
worden.
Daß man uns leben läßt, dieß fordert eure Pflicht
Denn wer nicht schaden kann, verdient den Tod auch
nicht.
In strenger Sorgsamkeit der Menschen Blut zu sparen,

Und

Und nicht in Liſt und Wuth, da übertreffe Barbaren.
Itzt laß auf einmal ſehn, daß du von ſtarkem Geiſt
Vernünftig, großmuthsvoll, gerecht und König ſeyſt,
Daß du nicht bloß gelernt die Länder zu bekriegen,
Wer nicht zu ſchonen weiß, der weiß auch nicht zu ſiegen.

Agamemnon.

Verklage ferner nur den Agamemnon nicht.
Die Welt ſoll Zeuge ſeyn, ob er umſonſt verſpricht,
Ob er verſchonen kann, und Thränen weiß zu ſtillen,
Das Wort, das ich dir gab, das werd ich auch erfüllen.
Der Beyſtand iſt nur ſchwer. Er reizt das Heer auf mich,
Er reizt die Todten ſelbſt. Denn die ſind wider dich.
Ich ſeh den harten Kampf, den ich erdulden werde,
Mit Helden in der Gruft, mit Helden auf der Erde.

Sechſter Auftritt.

Hekuba, Polyxena, Agamemnon, Thaltybius.

Hekuba.

Nun, Tochter, ſey nur ſelbſt nicht grauſam gegen dich,
Sonſt alles iſt erweicht, ſonſt alles höret mich.
Der König giebt mir Schutz, und ſchenket mir dein Leben.
Ich will es, nimm es an. Sprich, wirſt du widerſtreben?

Polyxena.

Du willſt es, aber denk, nach wie viel Furcht und Pein
Wird meine Rettung doch vielleicht unmöglich ſeyn?
Geſetzt, Herr, daß dein Muth für mich ſich ſelber waget:
Hat mir denn Pyrrhus auch das Leben zugeſaget?
Iſt gleiches Mitleid auch in dem Ulyß erregt,

Dein

Den weder Bitten rührt, noch Dankbarkeit bewegt?
Nein! ich kann keinen Reiz in dieser Rache finden,
Durch mich der Feinde Herz zur Zwietracht zu entzünden.
Wie könnt ich wohl getrost der Griechen Schwerdter sehn,
Die durch der Brüder Brust nach meinem Herzen gehn?
Warum sollt ich für mich viel hundert Opfer geben?
Mein Leben ist nicht mehr, als andrer Menschen Leben.
Ich werde, wollt ich mich durch Bürgerkrieg befreyn,
Noch mehr als Helena der Welt ein Abscheu seyn.
Doch laß ich auch für mich das halbe Heer erkalten:
Bin ich sodann gewiß, mein Leben zu erhalten?
Weiß ich, ob eine Macht, die dich zum Weichen zwingt,
Mich wider Willen nicht zu dem Altare bringt?
Mit Ehren könnt ich itzt mein Leben willig schliessen;
Dann werd ich es mit Zwang und schamroth enden müssen.

Agamemnon.

Nimm nur dein Leben an. Ich bins der dich erhält.
Zur Freystatt diene dir mein heiliges Gezelt.
Dahin darf die Gewalt den frechen Fuß nicht setzen,
Das Heer verehret es, kein Fürst wird es verletzen.

Polyxena.

Ich! ist mein Leben wohl so vieler Sorgfalt werth?
Wer leidet, so wie ich, der nicht den Tod begehrt?
Du, die da meinem Glück dem Tode mich entreißt,
Erzittre, da du mich mein Leben retten heißest.
Wozu hebst du mich auf? Die Schuld liegt bloß auf dir.
Ihr Götter, wie viel Angst erblick ich schon vor mir?

So folg ich dem Triumph im ſtolzen Griechenlande?
Was fürcht ich für Gefahr? was droher mir für Schande?

Agamemnon.

Prinzeßinn, fürchte nichts. Du flößeſt Ehrfurcht ein,
Und mußt in Ketten ſelbſt ſtets hochgeſchätzet ſeyn.

Polyxena.

Doch, warum wagſt du dich für mich in das Verderben?

Agamemnon.

Der Tugend beyzuſtehn.

Polyxena.

Sonſt laß mich lieber ſterben.
Allein von edler Hand erwart ich Gunſt und Schutz,
Die mich aus Großmuth ſtützt, und nicht aus Eigennutz,
Und die nicht, um durch Dank ihr Wohlthun zu erwiedern,
Verlangt, ich ſolle mich ſo viel ſie will, erniedern.

Hekuba.

Ja, Tochter, geh mit ihm und flieh nur deinen Tod.
Du haſt ſonſt keinen Ort, der dir nicht Unglück droht.
Flieh, gönne dir nicht erſt die Zeit mich zu umarmen,
Mein König, habe Dank, vollführe dein Erbarmen.
Was noch in meinem Schmerz mir Troz erwecken kann,
Vertrau ich dir allein, ja ſelbſt mein Leben an.

Siebender Auftritt.

Andromacha, Hekuba.

Andromacha.

Nun iſt der König fort, nun weichet erſt mein Schrecken.
Ach! Mutter, alles kann mir itzo Furcht erwecken.
Ich flieh vor der Gefahr, noch ehe ſie mir droht,

Und

Und ieden seh ich an, als brächt er mir den Tod.
Werd ich wohl über Wuth und Blutdurst triumphiren,
Und meinen Sohn ans Licht beglückt und sicher führen,

Hekuba.

Du solltest ihn zugleich dem König anvertraun.

Andromacha.

Auf Todte kann ich mehr als auf den König baun.
Von diesen kann ich nur mir Sicherheit versprechen.
Die brechen nie ihr Wort; der König kann es brechen.

Achter Auftritt.

Andromacha, Hekuba, Pyrrhus.

Pyrrhus.

Nun, Hekuba, sind schon die Wachten ausgesetzt,
Altar und Kranz bereit, der Opferdolch gewetzt.
Mein Vater wartet schon im Grabe voll Verlangen,
Und ist voll Ungeduld das Opfer zu empfangen.
Man tödtet sie gewiß mit Pracht und königlich.
Wo ist Polyxena? Ruf sie und tröste dich.

Hekuba.

Es mag dein Vater nur vergeblich nach ihr schmachten.
Ach, such ein Opfer aus, es königlich zu schlachten,
Auch eines, wo du willst, und tröst es mit der Pracht
Damit du Cranz, Altar, und Dolch bereit gemacht,
Ist meine Tochter mir. Denn sie trägt kein Verlangen,
Bey eines Mörders Gruft den Opfern gleich zu prangen.

Pyrrhus.

Du redest immer noch als Trojens Königinn.
Erinnerst du dich nicht, daß ich dein Sieger bin?
Gar deine Tochter wird kein Trotz kein Flehn erretten
Ich denke, dieser Trutz steht schlecht zu deinen Ketten.

Hekuba.

Du sollst in Ketten selbst mich drum nicht zittern sehn.
Zum Trutz bin ich zu schwach, doch allzu stolz zum
Flehn.
Ich sage dir nur dieß, was du bereits vernommen,
Du suchest hier mein Kind und wirst es nicht bekommen.

Pyrrhus.

O Stolz! o Widerstand! wer soll mich hindern? Wer?
Erfülle mein Gebot bring deine Tochter her.

Hekuba.

Du wirst mich nur umsonst nach meiner Tochter senden.
Das Opfer das du suchst ist nicht in meinen Händen.

Pyrrhus.

Du hast die Tochter nicht? Wer hat sie weggeführt.

Hekuba.

Ein Held den mehr als dich gerechtes Bitten rührt.

Pyrrhus.

Und wer ist dieser Held, den Thränen so bewegen?
Den mehr das Bitten rührt, als Furcht vor meinem
Degen.

Hekuba.

Ein Fürst, der hier weit mehr, als du, befehlen kann,
Der dich nicht scheuen darf. Denn ihn scheut jeder-
mann.

Pyrrhus.

Es fürcht ihn, wer da will. Er ist hierzu zu wenig,
Sprich du, Andromacha, sprich, war es nicht der König.
Bedenk, es liegt daran, wie du dich itzt bezeigst,
Ob du mich einst zum Glimpf, ob zu der Härte neigst.
Nur diesen Augenblick hast du dein Glück zu wählen.
Soll ich ins künftige dich ehren oder quälen?

Andro-

Andromacha.

Herr, ich weiß allzuwohl, was mir das Glück beſtimmt,
Daß mich dein ſtrenger Arm zur Magd und Beute nimmt.
Doch forderſt du wohl nicht die Meinen zu verrathen.
Wer edel iſt, begehrt niemals unedle Thaten.
Zudem macht mich der Schmerz und meines Sohnes Tod
Aufmerkſam auf mich ſelbſt und nicht auf fremde Noth.

Pyrrhus.

Ich ſeh ſchon deutlich gnug, was ihr nicht wollt entdecken,
Ich ſeh es, aber bebt und eilt euch zu verſtecken.
Ihr kennet noch vielleicht den Zorn des Pyrrhus nicht,
Entweicht nur meiner Wuth, geht, flieht nur mein Geſicht,
Damit euch, eh ihr ſterbt, vor dem verdienten Blitze,
Ein Tempel, ein Altar, und eure Flucht beſchütze.

Neunter Auftritt.

Pyrrhus.

Kann Agamemnon noch ſo verwegen ſeyn?
So ſchlecht verehret er Achillens Opferſtein?
Laßt ſehen, was er thut, wenn er mich wird erblicken?
Ja! ſollt ich auch das Schwerdt auf meinen Führer zücken?
Ich will bis in ſein Zelt mit Macht und Waffen gehn.
Laßt ſehn, wer ſiegen ſoll, wer ſoll uns widerſtehn?
Verbärg er ſie vor mir im tiefſten Grund der Erden,
So ſoll ſie doch von mir heraus gerißen werden.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hekuba, Andromacha.

Hekuba.

Ach! Komm, Andromacha, bey meiner Sorgen Menge
Wird mir die Ruh verhaßt, und dieſer Tempel enge.
Komm her, und laß uns hier, ſo weit wir können ſehn.
Wer ſagt mir was geſchicht, und was noch mag geſchehn?
Ach! kann denn kein Bericht zu unſern Ohren dringen?
Ach! will denn niemand uns Tod oder Leben bringen?
Wo wird Polyxena, wo wird ihr Pyrrhus ſeyn?
Wird Agamemnon wohl ſie von der Wuth befreyn?
Wird man wohl ein Gefecht um ihrentwillen wagen?
Und wird ein griechiſch Schwerdt um ſie wohl Griechen ſchlagen?
Wie würde Troja nicht ſich in der Liebe freun,
Und ſich gerächet ſehn, wenn ſich die Feind' entzweyn?
Doch ſchweig unedler Trieb! Stürzt man nur meine Sache,
Lebt meine Tochter nur: ich fordre keine Rache.

Andromacha.

Was ſeh ich? Himmel hilf! Ulyß iſts, der erſcheint.
Ach! mein Aſtyanax! dein unverſöhnter Feind.
Ihr Götter? Hektors Gruft umringt er mit Soldaten?
O Schickſal! welcher GOtt hat meinen Sohn verrathen!

Zweyter Auftritt.

Ulyß, Andromacha, Hekuba.

Ulyß.

Weil doch, Andromache, in der zerstörten Stadt,
Ein jäher Unglücksfall dein Kind begraben hat:
So höre, was hierauf der Fürsten Rath beschlossen,
Es werd an seiner Statt kein andres Blut vergossen.
Der Tod hat schon genug, wenn dieser nicht mehr lebt,
Und man vor keinem Mann aus Troja weiter bebt.
Es hieß der Götterspruch als wir zusammen kamen:
Zerschmettert noch den Rest von Hektors großem Namen.
Man deutete dieß Wort zuvor auf deinen Sohn,
Wir sehn, daß wir geirrt; die Hölle hat ihn schon.
Der Spruch, der nicht umsonst vom Heiligthum erschollen,
Muß, weil sein Sohn nicht lebt, sein Grab bedeuten sollen.
Drum sichst du rings Volk stehn schon um seine Gruft,
Und wartet auf den Mund, der zum Zerstören ruft.
Weißt du nun deinen Sohn, so eil es uns zu melden,
Und rette das Gebein des tapfersten der Helden.
Verschulde nicht daß man sein Denkmal niederreißt,
Und findet man den Sohn, ihn doch auch tödten heißt.

Andromacha.

Zerstörer wollt ihr auch die Gräber selbst zerstäuben,
Soll nichts von euch verschont, soll nichts euch heilig bleiben.
Daß dieß erhabne Grab mit Hektors Staube prangt,
Hat Priamus von euch mit Geld und Flehn erlangt.

Wenn haltet ihr einmal ein einziges Verſprechen,
Dieß Grab, das ihr verkauft, dieß wollt ihr nur zerbrechen.
So wenig achtet ihr die großmuthsvolle Pflicht,
Daß man die Tugend auch an Feinden loblich ſpricht,
Und daß man einen Held noch mit Bewundrung ehret,
Der für ſein Vaterland ſich gegen euch gewehret.
Ja gehet, bringet nur wenn euch kein Schauer hält,
Ein fürchterlich Gebein zurück ans Licht der Welt.
Ihr könnt einander noch dabey zur Nachricht ſagen,
Wie viel ſein tapfrer Arm aus eurem Heer geſchlagen.
Und prüfen ob ein Held der euch ſo weh gethan,
Auch todt noch mächtig iſt daß er ſich retten kann.
Ich ſeh ſchon was du willſt. Verſuch nur mich zu zwingen,
Du wirſt dadurch kein Wort aus meinem Munde bringen.
Das ich nicht ſchon geſagt. Vollführe nur dein Drohn,
Ich ſag es noch einmal. Ich habe keinen Sohn.

Ulyß.

Du glaubſt ich will dich nur mit leeren Drohen ſchrecken
Der Ausgang wird dir bald den ſtrengſten Ernſt entdecken.

Hekuba.

Ulyß reißt das Geſchick ſchon meinen Enkel hin,
Was ſucheſt du noch mehr in des Orakels Sinn.
Thut denn ein Frevel noth die Götter zu verſöhnen
Was haben Gräber ſonſt für Gleichheit mit den Söhnen.
Wenn ſeines Zorns Entſchluß der Himmel ſelbſt vollzieht,
Was braucht es, daß ihr euch zu wüthen recht bemüht.

Gilt

Gilt denn ein Tod für nichts, wenn ihr ihn nicht voll-
bringet,
Und euch kein rauchend Blut davon ins Antlitz springet.

Ulyß.

Nichts ist umsonst gesagt: so oft der Himmel spricht,
Was er vollstrecken will, befiehlt er Menschen nicht.
Er kann hier keinen Tod, den er gewirkt, verstehen,
Wählt unter Sohn und Grab. Ihr schweiget, ich will
gehen.

Andromacha.

Wo gehst du hin? Er eilt. O Himmel! wo ist Rath,
Ach! bleib doch, bleib Ulyß. Du gehst zu einer That,
Die dich auf Erden wird zum Haß und Abscheu setzen,
Du gehest Grab, Gebein, und Schatten zu verletzen.
Dein Thun, wofern du so der Götter Spruch erfüllst,
Erzürnt die Unterwelt, die du versöhnen willst.
Ulyß [illegible] wünschest du, daß jemals in der Erde,
[illegible] voller Rest in Ruh gekrönet werde.
Begehrst du, daß kein Fluch [illegible] in dein Grabmal schallt:
So [illegible] vorher der Todten Aufenthalt.
Laß den geweihten Ort den theuren Schatz bewahren,
Und nicht der Helden Staub und Moder offenbaren.
Was hofft ein Mensch für Ruh, wenn sie kein Grab ge-
währt?
Was hofft ein Held für Ruhm, wenn man ihn todt ent-
ehrt?
Mein Bitten ist umsonst, mein Weinen will nichts nü-
tzen,
Ach Hektor! ach Gemal! kaum selber dich zu schützen.
Ulyß ist nur erweicht, Ulyß verlachet mich,
Und weil du nicht mehr lebst, verlachet er auch dich.

Ulyß.

Ich ſelbſt entehr ihn nicht. Nur du entehrſt den Gatten,
Dein Läugnen, deine Liſt ſtört dieſes Helden Schatten.

Dritter Auftritt.

Andromacha, Hekuba.

Andromacha.

O Grabmal, o Gemal, o Sohn, wie rett ich euch.

Hekuba.

O welcher harte Schlag trifft alle drey zugleich!

Andromacha.

Ach! leider, daß ich itzt nicht zwiſchen Sohn und Grabe,
Nicht zwiſchen Lebenden und Staub zu wählen habe.
O! zu betrübte Wahl ich bin zur zweifelvoll,
Ob ich, ob das Geſchick den Sohn verrathen ſoll.
O ſchneller Unglücksfall! mein Sohn du kannſt nicht leben!
Wie? ſoll die Mutter dich in Mörderhände geben?
Wie? ſoll ich hier verzagt und unentſchloſſen ſtehn,
Bis Hektors Grab und Sohn zuſammen untergehn?
Ich geh! o nein! ich kann mein Kind nicht ſelbſt entdecken
Der Fuß erzittert mir, und ſteckt u. ſtarrt für Schrecken.
Itzt regt die wilde Schaar ſich um das Grabmal,
Itzt rühret man es an. Der Gipfel wankt. O Quaal!
O Abgrund! öffne dich und decke Hektors Erben,
Sein Grabmal mag vergehn, laß nur ſein Kind nicht ſterben.
Wo ſind die Kränze hin, wo iſt der Bilder Zier,
So eilig reißt man ein. Ach! es iſt aus mit mir.
Ich geh! o Sohn, o Grab, ihr liebſten auf der Erden,
Von euch muß wenigſtens noch eins erhalten werden.

Vierter

Vierter Auftritt.

Hekuba.

Verflucht ſey doch der Rath, den ich zum Unglück gab,
Iſt dieß die Sicherheit in meines Sohnes Grab?
O welcher Höllen Geiſt hat mich ſo hintergangen!
Und warf ihn in dieß Netz, ihn ſicherer zu fangen?
Wenn fühl ich, o Geſchick denn deine letzte Wuth,
Wofern du Blut begehrſt: ſo fodre doch mein Blut.
Damit ich wenigſtens zugleich mit ihnen ſterbe,
Sieh einen Götterſpruch dadurch auch ich verderbe.

Fünfter Auftritt.

Ulyß, Andromacha, Hekuba, Aſtyanax.

Andromacha.

So komm denn, komm, mein Sohn, ans letzte Tageslicht,
Denn Gruft und Heiligthum ſchützt vor den Griechen nicht.
Komm wo du leben willſt dich mit uns zu vereinen,
Zu zweer Mütter Klehn geſelle du dein Weinen.
Ulyß, hier ſiehſt du uns zur tiefſten Demuth ſtehn.

Hekuba.

Hier ſiehſt du nun vor dir zwo Königstöchter knien.
Hier kniet ein Prinz vor dir und niemand von uns allen,
Iſt Helden deines Rangs noch je zu Fuß gefallen.

Andromacha.

Du ſiehſt, wie wir bedrängt, wie wir erniedrigt ſind.

Hekuba.

Und warum bitten wir? Wir bitten für dieß Kind.

Andromacha.

Du sollst ihm nicht des Reichs gehoffte Krone geben.

Hekuba.

Gieb ihm nur Sklaverey, und ein betrübtes Leben.

Andromacha.

Ach! leider! daß man dieß noch von euch bitten muß.

Ulyß.

Ich schlag es euch nicht ab. Es ist der Fürsten Schluß.

Hekuba.

Wird diese schwache Hand wohl euer Blut vergiessen,
Die zu den Fesseln sich wird jung gewöhnen müssen.

Andromacha.

Sieh doch! Soll dieser Arm wohl Trojens Rächer seyn.

Hekuba.

Betracht ihn nur. Er weint und jagt euch Schrecken ein.

Ulyß.

Wer uns als Kind nicht schreckt, kann uns als Mann verderben.

Andromacha.

Die Mutter lebet noch und ach! der Sohn soll sterben.

Ulyß.

Ihr Mütter, ich gesteh, ihr rühret mich zwar sehr.
Die Mütter Griechenlands, die rühren mich noch mehr.

Heku-

Hekuba.

Verflucht sey diese Furcht, die bloß aus Mißtraun bebet,
Die stets auf Morden sinnt, doch die der Mord nicht
hebet.
Verflucht sey diese Furcht, die niemals weiß zu ruhn,
Und glaubt, was schaden kann, das wird euch Schaden
thun
O müßte doch zur Lust für alle die euch hassen,
O müßte diese Furcht euch ewig nicht verlassen.

Andromacha.

Ihr Helden voller Furcht! Schreckt euch ein schwaches
Kind:
So fürchtet auch ein Weib das schon auf Rache sinnt.
Wißt daß ich zornig bin, denn ihr habt mich betrübet;
Wißt, dieses Herz hat Muth, weil Hektor es geliebet;
Wißt dieser Arm hat Kraft u. findet noch ein Schwerdt,
Das in die erste Brust, die mir begegnet, fährt.
Ich fürchte keinen Tod, und brauch ihn nicht zu scheuen,
Denn du raubst mir so gar die Hoffnung mich zu freuen.
Ich fürchte keinen Tod. Dieß hör und merke dir,
Und wenn euch alles schreckt: so bebet auch vor mir.

Ulyß.

Komm, Sohn, der Tod schmerzt nicht. Die Furcht uns
macht ihn bitter.
Der längste Kampf ist bloß ein kurzes Ungewitter.

Andromacha.

Ach! Sohn

Hekuba.

Ach Enkel!

Andromacha.

Ach.

Hekuba.

Du gehst zum Tode hin?

Andromacha.

Sag deinem Vater nur, daß ich verzweifelt bin.

Sechster Auftritt.

Andromacha, Hekuba.

Andromacha.

O weh! wo ist mein Sohn. Ach! wohin muß er gehen?
Nun soll ein jäher Fall ihn durch die Lüfte drehen.
Bald wird sein knirschendes zerschmettertes Gebein,
Vielleicht halblebend noch der Mutter Grauen seyn.
Warum ist noch ein Thurm in Troja stehn geblieben,
Da man an seinem Prinz den Frevel kann verüben?
Stürzt! Mauern! stürzet ein! stürz ein verheerte Stadt!
Damit man keine Höh zur Mordthat übrig hat.
Ihr seyd ja schwach genug von dreyer Tage Flammen.
Ihr Mauern! stürzet ein! stürzt über mich zusammen!

Siebender Auftritt.

Pyrrhus, Die Vorigen.

Pyrrhus.

Du kannst die Tochter nun begraben. Hekuba.

Hekuba.

Begraben sagest du? Wie? ach! Polyrena.

Pyrr-

Pyrrhus.

Bey meines Vaters Gruft hat sie mein Arm erleget,
Ich muß gestehn ihr Muth hat mich bey nah beweget.

Hekuba.

Ach! welche Frevelthat! welch Unglück! welche Macht,
Hat aus des Königs Schutz zum Tode sie gebracht?

Pyrrhus.

Des Feldherrn träge Furcht, der Unmuth unsers Heeres,
Die Fürsten, und die Macht, des siegenden Gewehres.

Hekuba.

Du Mörder, sey nur froh, nun hast du triumphirt,
Wen rührte nicht ihr Fall, dich hat er nicht gerührt.

Pyrrhus.

Glaub ich bewundre selbst, ihr königlich Bezeigen.
Kein Heldenkind erschrickt. Die Furcht ist Sklaven eigen.
Sie selber stellte sich beherzt an den Altar,
Und sorgte, daß ihr Fall nicht unanständig war.
Sie sprach: Von tausend Schmach soll mich der Tod erretten,
Ich geh zur Freyheit hin, die andern zu den Ketten.

Andromacha.

Ach! führte man mich doch auch so zur Freyheit hin?

Hekuba.

Wer führet mich aus der Quaal, der ich gewidmet bin?

Pyrrhus.

Sie rief: Führ nur gewiß das Schwerdt das mich entseelet,
Drauf opfert sie mein Schwerdt, doch hätt es bald gefehlet.

Heku-

Hekuba.

Du Mörder wie? ſie ſtarb? Grauſamer, ach von hier
Geh' Tyger, denn ich ſeh der Tochter Blut an dir.

Achter Auftritt.

Ulyß, Die Vorigen,

Ulyß.

Nun laßt uns nur den Ort voll Mut und Abſcheu fliehen,
Kommt laßt uns über Meer nach unſerm Lande ziehen.
Nun iſt der Götter Zorn und auch das Meer geſtillt.
Ihr Will iſt nun vollbracht und euer Leid erfüllt.
Es iſt um deinen Sohn, Andromacha, geſchehen.
Die Götter laſſen dich kein Unglück weiter ſehen.

Hekuba.

Ich bin vor Schmerz betäubt, daß ich nicht fühlen kann.

Andromacha.

Nun nichts mehr übrig iſt nun biſt du ſatt, Tyrann.
O Himmel willſt du ſtets, wenn uns die Feinde haſſen,
Dein heiliges Gebot zum Vorwand brauchen laſſen.

Des
Sophokles
ELEKTRA,
übersetzt
von
Johann Elias Schlegeln.

Die Personen des Trauerspieles sind:

Oreſt, Agamemnons und der Clytämneſtra Sohn.
Oreſtes Hofmeiſter.
Pylades, welcher Oreſten beſtändig begleitet, aber nichts redet.
Elektra, Oreſtes Schweſter.
Chryſothemis, eine andere Schweſter deſſelben.
Clytämneſtra, Oreſtes Mutter.
Aegiſth, Clytämneſtrens dermaliger Gemal, und angemaßter König zu Mycen.
Der Chor beſteht aus Frauenzimmern von Mycen, welche auf das Klagen der Elektra herbeykommen ſie zu tröſten.

Der Schauplatz iſt in Argos oder Mycen, welche beyde Städte, ohngeachtet ſie an ſich ſelbſt unterſchieden ſind, bey den tragiſchen Poeten für einerley genommen werden. Auf dem Schauplatze zeigt ſich der Pallaſt, worinnen Pelops und ſeine Nachkommen ihren Sitz gehabt hatten, und in welchem auch Aegiſth wohnet. Ueber dieſes ſieht man den Hayn der Jo, und den Tempel der Juno. Der Platz ſelbſten aber, auf welchem die ſpielenden Perſonen ſtehen, iſt der Lyceiſche Platz vor dem Pallaſte, wo Aegiſth und Clytämneſtra wohnen.

Ver-

Vorerinnerung.

DErerjenigen wegen, welche mit den tragischen Fabeln nicht so gar bekannt sind, erachte ich für nöthig, die Umstände zu erzählen, worauf dieses Trauerspiel gegründet ist. Agamemnon mußte, ehe er nach Troja gieng, seine Tochter Iphigenia opfern, oder wenigstens hielt man in ganz Griechenland dafür, daß sie geopfert worden wäre. Während seiner Abwesenheit hatte sich Aegisth, ein Sohn des Thyestes, und also ein ganz naher Verwandter Agamemnons, bey seiner Gemalinn in Gunst gesetzt. Sie faßten zusammen bey der Rückkunft Agamemnons den Anschlag, ihn mit List zu ermorden, und diese That zu beschönigen, nahmen sie den Tod der Iphigenia zum Vorwande. Aegisth bemächtigte sich des Thrones, und lebte lange Zeit mit der Clytämnestra in der Ehe. Der Poet, welcher die lateinische Tragödie Agamemnon gemacht hat, beschreibet, unter der Person der Cassandra, die Umstände von Agamemnons Tode folgender maßen.

Sein Schicksal rückt heran. Ihn sieht bey vollen Tischen
Sein letztes Freudenmal den Wein mit Blute mischen.
Zum Tode fesselt ihn ein ungetreues Kleid,
Das der gebundnen Hand den freyen Weg verbeut.
Das Haupt entschließet sich in unwegsamen Falten.
Aegisth kann kaum das Schwerdt in feiger Hand erhalten,
Die zitternd ohne Kraft in dessen Seite wühlt,
In halber Wunde stockt und kaltes Schrecken fühlt.

Er ſelbſt, den Ebern gleich, die in des Hains Umfangen
Durch tobende Gewalt den Ausgang zu erzwingen,
Mit eitler Raſerey die Bande feſter ziehn,
Kämpft unter Falt u. Reck mit ringendem Bemühn,
Und ſucht noch ſeinen Feind geblendet und gefangen.
Die Wuth heißt Tindars Kind ein ſcharfes Beil zu
langen.
Wie auf des Rindes Hals, das man zum Opfer ziert,
Der Schlachter zielt, verſucht, und dann den Hieb
vollführet:
So wägt die freche Hand das Eiſen hin und wieder.
Er liegt. Es iſt geſchehn. Die abgetrennten Glieder
Hängt noch ans blaſſe Haupt ein unverdrungner
Raum.
Hier ſtrömt vom Rumpfe Blut: Dort knirſcht der
Mund voll Schaum.
Noch iſt die Wuth nicht ſatt. Es übt an kalten Leibe
Sich noch des Mörders Fauſt ſamt dem erhitzten
Weibe.

MAn findet hievon ebenfalls eine Beſchreibung in dem Agamemnon des Aeſchylus im 1389 Verſe. Unterdeſſen rettete Elektra ihren Bruder Oreſten, welchen man zu der Zeit, da man ſeinen Vater ermordete, ſonſt nicht verſchonet haben würde, und ſchickte ihn in das Haus des Strophius in Phocis, welcher ein Verwandter Agamemnons war. Oreſt ward hier erzogen; u. hier entſtand die genaue Freundſchaft zwiſchen ihm u. dem Pylades, dem Sohne des Strophius. Als Oreſt zu einem reifern Alter gelangte: gieng er nach Befragung des Delphiſchen Orakels in ſein Vaterland, ſeines Vaters Tod zu rächen, welches letztere der Innhalt dieſes Trauerſpiels iſt.

Er-

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Hofmeister, Orest, Pylades.

Der Hofmeister.

Nun, Agamemnons Sohn, ist dir dein Wunsch gewähret.
Du siehst mit Augen an, was du schon längst begehret.
Dein Argos hast du hier das deinen Wunsch entzündet.
In diesem Hayn, Orest, wohnt Jnachs rasend Kind.
Hier, Freunde, grüßt den Gott, vor dem man Wölfe schlachtet,
Auf dem Lyceer Plan. Zur Linken hier betrachtet
Der Juno stolzes Haus. Hier bleibt ein wenig stehn.
Und sagt, erkennt ihr nicht das prächtige Mycen?
Doch seht dieß Unglücks Haus, wo Pelops Stamm regieret,
Hier hab ich dich, Orest, aus Mord und Tod entführet.
Dich aus der Schwester Arm genommen, weggeschaft,
Du wuchsest unter mir, bis deines Alters Kraft
Den kühnen Muth erhitzt, des Vaters Tod zu rächen.
Orest, nun mußt du dich geschwind um Rath besprechen.
Auch du mein Pylades, du Fremdling und du Freund,
Der Sonnen helles Licht, das aus dem Aufgang scheint,
Erweckt der Vögel Mund und laute Morgenlieder,
Die Finsterniß der Nacht sinkt von den Sternen nieder.

Entſchließt euch, eh ein Menſch aus ſeiner Thüre geht.
Säumt nicht, da unſer Werk ſchon auf der Spitze ſteht.

Oreſt.

Wie deutlich läßt du doch, geliebteſter der Meinen,
Die Zeichen deiner Treu und Redlichkeit erſcheinen?
Wie ſonſt ein edles Roß, wenn es Gefahr verſpürt,
Von angem Alter ſchwach, doch nie den Muth verliert,
Und ſteif die Ohren ſpitzt: ſo faßt dein Alter Stärke.
Du ſporneſt unſern Muth, und gehſt voran zum Werke.
Wohl an denn! was mir dünkt, trag ich dir alles vor,
Du aber gönne mir ein unverdroßnes Ohr.
Verwirf, was fruchtlos iſt, und hilf den ſchwachen Schlüſſen.
Als ich nach Delphen kam, durch Phöbus Mund zu wiſſen,
Wie meines Vaters Blut, der Mörder Frevelthat,
Von mir zu rächen ſey: gab Phöbus mir den Rath:
Mit keinem Heer verſehn, und unverſorgt mit Waffen
Sollt ich durch ſchlauen Mord erſtohlne Rache ſchaffen.
Dieß war des Phöbus Spruch, nimm nun die Zeit in acht,
Begib dich in das Haus, erforſche, was man macht.
Dann komm, und thu uns kund, was du daſelbſt erfahren.
Wer kennt dich alt und grau nach viel verſtrichnen Jahren?
Der Schmuck, in dem du blühſt, macht dich von Argwohn frey,
Sprich, daß von Phocis aus dein Fuß geſchicket ſey,

Zum

Im Nahmen ihres Freunds und stärksten Bundsgenossen,
Beschwöre daß Orest der Tage Lauf beschlossen,
Und durch ein hart Geschick das seine Zeit verkürzt,
Im Rennen nach dem Ziel vom Wagen abgestürzt.
Zu meines Vaters Gruft will ich vor allen Dingen
Des Haupts verschnittnen Schmuck samt frommen Opfern bringen.
Mit jenem Todtentopf, den grünes Laub versteckt,
Gehn wir sodann zurück, und unser Mund entdeckt,
Die angenehme Post, die wir doch selbst erdichtet,
Mein Leib sey Asch und Staub und in der Glut vernichtet.
Was acht ich einen Tod, den nur die Zunge sagt,
Wenn dieser Arm noch lebt und Ehr und Ruhm erjagt.
Ein Wort, das Nutzen schaft, kann niemals Uebels bringen,
Auch Weise ließen oft ein leer Gerücht erklingen.
Doch ihren falschen Tod hat größrer Ruhm ersetzt.
So werde denn mein Feind durch meinen Fall ergötzt,
Bis ich ihm als ein Stern zum Schrecken blitzen werde,
Du süßes Vaterland! Ihr Götter, unsrer Erde!
Auf! endet meine Flucht und gönnt mir euren Schoos!
O väterliches Haus! um deinetwillen blos
Erweckt der Himmel mich zum Tilger deiner Schande.
O Himmel treib mich nicht beschämt aus diesem Lande.
Damit durch diesen Arm Orest sein Reich erlangt,
Und seiner Väter Haus in altem Schimmer prangt,
Genug, geliebter Greis. Mehr weiß ich nicht zu sagen,
Geh hin, und nimm in acht, was ich dir aufgetragen.
Wir aber eilen fort, weil, was man auch vollführt,
Die Tyranney der Zeit der Menschen Thun regiert.

Elektra in dem Thore des Pallasts.

Ach! wehe! weh mir! welche Plagen!

Der Hofmeister.

Hör ich nicht eine Magd dort in der Thüre klagen?

Orest.

Es rührt mich. Ach! wer weiß, ist dieß Elektra nicht.
Willst du, daß wir verziehn, und hören was sie spricht?

Der Hofmeister.

Nein! itzo laß dich nichts in deinem Werke stören.
Vor allen mußt du erst des Vaters Gruft verehren.
Dieß heißt dich Phöbus Wort, dieß muß der Anfang seyn.
Dieß bringet uns den Sieg, u. wird uns Kraft verleyhn.

Zweyter Auftritt.

Elektra allein.

Meines Licht der Welt, und du,
Weite Luft, ach! höre zu.
Ach du kennst schon meine Klagen,
Und wie oft mit schwerer Hand
Ich die blutge Brust zerschlagen,
Wenn die schwarze Nacht verschwand.
Auch der Nächte banges Trauern
Weiß in diesen Unglücksmauern
Die verhaßte Lagerstatt:
Seit mein Vater hingefahren,
Den im Lande der Barbaren
Mars und Schwerdt verschonet hat;
Aber meiner Mutter List
Und ihr Bettgenoß Aegisth,
Wie man Eichen niederstürzet
Durch ein mördrisch Beil verkürzet.

Nie

Niemand, Vater, klagt um dich;
Und dein Unrecht quält nur mich.
Nichts soll meine Klagen hören,
Nichts dem herben Seufzen wehren;
Weil ich noch den lichten Tag
Und die Sterne sehen mag.
Gleich kinderlosen Nachtigallen,
Laß ich mit Ach und stetem Weh
Die Stimme bittrer Klagen schallen.
O Reich der Unterwelt erwache!
Mercur! und du, gerechte Rache!
Und was die Hölle schrecklich heißt!
Blickt einst auf ungerächtes Morden,
Auf Ehen, die befleckt worden!
Kommt, helft, und rächt des Vaters Geist!
Laßt meinen Bruder zu mir eilen,
Und meiner Plagen Bürde theilen,
Die endlich mich zu Boden reißt.

Dritter Auftritt.

Elektra, der Chor.

Erster Satz.

Der Chor.

Kind, das der Mutter Bosheit trägt,
Elektra, welchen Laut erregt
Dein schmachtend unersättlich Klagen,
Um Agamemnons Tod, der durch verfluchte List
Der Mutter längst gefallen ist,
Und den ein Mörderarm erschlagen?
Verflucht sey der, der es gethan,
Wo ich mit Recht es wünschen kann!

Zweyter Satz.

Elektra.

Kommt ihr gleich mein Leid zu lindern:
Stamm der Edeln von Mycen!
Fremder Seufzer Lauf zu hindern,
Wird euch nicht von statten gehn.
Ich weiß alles, was ihr werdet sagen.
Seyd ihr mir, wie sonst, geneigt:
Weist, daß euch mein Bitten beugt.
Laßt mich klagen.

Erster Gegensatz.

Der Chor.

Doch durch die Sümpfe jener Kluft
Kömmt niemand wieder an die Luft.
Den Vater weckt kein Ach noch Bitten.
Du wirst für mäßig Leid dich mit der größten Qual,
Mit Jammer ohne Maas und Zahl
Durch steres Seufzen überschütten.
Was strebest du nach einer Last,
Die du nicht Kraft zu tragen hast?

Zweyter Gegensatz.

Elektra.

Der ist fühllos, der je der Seinen
Jammervollen Tod verschmerzt.
Jener Vogel macht zum Weinen
Durch sein Seufzen mich beherzt,
Der um Itys ach! um Itys stöhnet,
Niobe! dich ehr ich hoch,
Deren steinern Denkmal noch
Immer thränet.

Einfache Sätze.

Der Chor.

Dir ist ja nicht allein, mein Kind,
Dergleichen Leid erschienen.
Was klagst du mehr, als die im Hause sind,
Um die du bist und selbst ein Blut mit ihnen.
Klagt auch Chrysothemis, wie du!
Iphianassa lebt in Ruh,
Und der, deß Jugend heimlich trauert.

Elektra.

O wohl dir glücklicher Orest!
Dich wird Mycen als seinen Prinz erblicken,
Wenn dich der Götter Schutz die deinen Weg beglücken,
Dieß werthe Land betreten läßt.
Ich aber wart auf ihn mit unermüdtem Sehnen,
Noch nicht vermehrt mit edlem Stamm,
Verachtet, ohne Bräutigam,
In Leid versenkt, zerbeißt von Thränen.
Indeß denkt er nicht mehr daran,
Ob ich ihm weh, ob wohl gethan.
Denn, welche Post hab ich empfangen,
Durch die er mich nicht hintergangen?
So viel er auch von Sehnsucht spricht:
Sehnt er sich stets und kömmt doch nicht.

Der Chor.

Getrost, getrost, weil über den Gestirnen
Der große Jupiter noch wacht,
Der alles sieht und lenkt mit Macht;
Dem überlaß dein allzuschmerzlich Zürnen,
Du mußt nicht eilend zum Verzeihn,
Im Hassen nicht zu bitter seyn.
Der Zeiten Flug ist schnell und leicht.

Der Crissens fetten Strand durchstreicht,
Oreſtes wird nicht ſtets vor ſeinem Lande fliehen.
Der Fürſt der Höllen wacht, und wird nicht ſtets verziehen.

Elektra.

Doch ſind bey Quaal und Ungemach,
Bey Hoffen, ohne zu erlangen,
So ſchöne Tage hingegangen.
Ich werde meiner Laſt zu ſchwach.
Ohn Eltern ſchmacht ich in den Plagen.
Kein werther Freund ſtillt meine Klagen.
Im eignen Haus als fremd, ſchmück ich in tiefſter Schmach
Für ſolch ein Mörderpaar des Vaters Schlafgemach.
Bey Tafeln, welche mich nicht ſpeiſen,
Muß ich mich, wie ihr ſeht, in armer Kleidung weiſen.

Erſter Satz.

Der Chor.

O Rückkehr! o betrübter Klang!
Geſchrey, das aus den Zimmern drang,
Indem das Beil den Streich vollſtreckte!
Brunſt gab die Hand und Liſt den Rath,
Daß Frevel neue Freveltha
Zum Anblick voller Greul erweckte;
Es ſey nun, daß der Götter Macht,
Es ſey, daß Menſchen es vollbracht.

Zweyter Satz.

Elektra.

Feindſeligſter der Tage!
Du ſchieneſt mir zur Quaal.
O Nacht! o ſchmerzlich Mal,

Von

Von dem ich schaudernd sage!
Mein Vater sah ein schmählich Ende,
Durch zweener Mörder kühne Hände,
Durch die auch ich dahin,
Verrathen, leblos bin.
Der Herrscher, der im Himmel wohnt,
Vergelte, wie sie es verdienen,
Daß die kein blühend Glück belohnt,
Die solcher Thaten sich erkühnen.

Erster Gegensatz.

Der Chor.

Ich wünsche nicht, und denke nach.
Was hat dich in die tiefe Schmach,
In der du liegst, hinabgeführet.
Du häufst die Noth durch deine Schuld,
Indem dein Geist voll Ungeduld
Stets neuen Streit und Krieg gebieret.
Entferne das, was Zank erregt,
Von dem, der Macht in Händen trägt.

Zweyter Gegensatz.

Elektra.

Mein Gram hat mich bezwungen.
Mein Zorn ist mir bewust.
Die Flüche sind der Brust
Vom Jammer abgedrungen.
Ja, nur mein Tod kann sie ersticken.
Wie soll mich eitler Trost erquicken?
Zu Lindrung meiner Pein
Kann niemand weise seyn.
Ihr Trösterinnen weicht, ach weicht!
Kein Ende wird mein Leid beschließen.

Bey Schmerz, der niemals Ruh erreicht,
Will ich in steten Thränen fließen.

Der Chor.

Ich sags mit Muttertreu, die deine Wohlfahrt sucht:
Dein Mund flucht nur dir selbst, indem er andern flucht.

Elektra.

So sage dann. Ist meine Quaal zu messen?
Sprich, thu ich recht, der Todten zu vergessen?
In welchem Sterblichen lebt solch ein frecher Sinn?
Von solchem frag ich nicht, ob ich geehret bin.
Ja wohnt ich auch bey einem werthen Gatten:
So liessen drum nicht meine Seufzer nach.
Es flöge noch zu meines Vaters Schatten,
Trutz aller Furcht, manch lautes Ach.
Da dieser entleibet,
In Erde zerstäubet,
Als Nichts, im Grabe liegt.
So müssen für ihr Blutvergiessen
Die Mörder mir die Blutschuld büßen;
Sind anders Schaam und Zucht nicht schon
Aus aller Menschen Brust entflohn.

Der Chor.

Mein Kind ich eilte her um mein und deinetwegen.
Rath ich dir Böses an: du kannst mich widerlegen.
Du findest eine Schaar, die willig sich bequemt.

Elektra.

Geliebteste, wahr ists. Ich fühle mich beschämt,
Da meine Klagen euch zu feig und zaghaft scheinen.
Der Schmerz thut mir Gewalt, und zwinget mich zum Weinen.
Verzeiht. Was thut wohl sonst ein adliches Gemüt,
Das seines Vaters Haus in tiefem Jammer s

Der Tag und Nächte steigt, und mir zum Falle rücket;
Ein Herz, das Mutterhaß und stete Feindschaft drücket;
Des Vaters eignes Dach zu dessen Mördern schließt;
Das diesen dienen muß, von diesen Brod genießt?
Wie glaubst du, daß mir wohl der bange Tag vergehet?
Ich sehe den Aegisth aufs Vaters Thron erhöhet,
Der in den Kleidern prangt, die vormals jener trug,
Den Göttern Opfer bringt, da wo er ihn erschlug.
Ja, was die Schmach vermehrt, und bis zum Gipfel treibet,
Des Vaters Bette selbst, hat der, der ihn entleibet;
Der hat der Mutter Herz, wenn die den Mörder liebt
Den Namen noch verdient, den man den Müttern giebt.
Sie, die vor keiner Wuth der Furien erbebet,
Ist so verkehrt, daß sie bey diesem Abscheu lebet,
Noch ihres Frevels lacht, und sieht sie denn den Tag,
An dem mein Vater einst durch ihre List erlag;
Mit Chören frölich ist, der Schaafe Blut verspritzet,
Und es den Göttern weyht, die sie in Noth beschützet.
Ich Arme geh umher, und bey verschwiegner Quaal,
Wein, ächz und seufz ich noch um jenes Unglücksmal,
Wie sie es selber nennt. Denn auch den bittern Zähren
Darf ich nach Wunsche nicht den freyen Lauf gewähren.
Dieß Weib in Worten groß, verspottet meine Pein.
Dir aller Götter Fluch, dir sagt sie ist allein
Dein Vater hingeraft; Sonst keinem gehts zu Herzen.
Verdirb in deiner Noth, und von den steten Schmerzen
Befreye dich dereinst die Hölle selber nicht.
So höhnt und lästert sie. Doch, wenn ihr das Gerücht
Orestens Ankunft sagt: wird sie von Wuth vergiftet,

Trit

Tritt vor mich, schreyt mich an: Hast du nicht dieß gestiftet?
Ists dein Werk nicht allein? Du hast aus meiner Hand
Mir den Orest entführt in ein entferntes Land.
Doch wisse nur: Du bist zu Straf und Quaal verdammet.
Dieß alles stößt sie aus, und wird noch mehr entflammet.
Ihr würdiger Gemal steht da, und reitzt sie an,
Dieß Weib, der Laster Sitz, der keine That gethan,
Als zu Verrath und Mord mit Weibern sich vereinet.
Indeß muß ich vergehn, eh mir mein Trost erscheinet.
Orest, der stets verspricht, hat, da ich ihm geglaubt,
Mir nah und fernen Trost gefällt und hingeraubt.
Wie kann ich meinen Schmerz, und meine Zunge zähmen?
Das Unglück zwingt uns oft, was Boses vorzunehmen.

Der Chor.

Sprich, redest du so frey, indessen daß Aegisth
Zugegen, oder weit vom Haus entfernet ist?

Elektra.

Würd' ich hier zu verziehn, mich sonsten unterfangen;
Wenn er nicht weggereist, und auf das Land gegangen?

Der Chor.

Wohl! wenn sichs so verhält: so kann ich kühner seyn,
Und lasse mich mit dir in weitre Fragen ein.

Elektra.

Da er entfernet ist: so frage nach Gefallen.

Der Chor.

Berichte mich demnach. Ich frage dich vor allen.

Was

Was sagst du vom Orest? Erscheint er oder nicht?

Elektra.

Er sagts. Doch sagt er stets, und thut nicht was er spricht.

Der Chor.

Ein großes Werk braucht Zeit, eh man zum Ausbruch eilet.

Elektra.

Doch da ich ihn erhielt hab ich mich nicht verweilet.

Der Chor.

Getrost! sein edles Herz wallt Freunden beyzustehn.

Elektra.

Ich glaub es. Sonst würd ich in Schmerzen bald vergehn.

Der Chor.

Halt itzt mit Reden ein. Chrysothemis erscheinet,
Die gleicher Eltern Blut als Schwester dir vereinet.
Schweig, weil sie in der Hand ein Todtenopfer trägt,
Wie man der Unterwelt sonst darzubringen pflegt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Chrysothemis.

Chrysothemis.

Ach Schwester! soll dein Mund vor des Pallastes Thüren,
Von Seufzen niemals matt, stets laute Klagen führen.
Ach! lerne von der Zeit, die deinen Schmerz bekämpft,
Wie man der eitlen Brust vergebnen Kummer dämpft.
Mein Herz weiß, daß auch mich nicht minder Schmerzen beugen,
Ich wünsche nichts, als Kraft, um meinen Haß zu zeigen.

Doch da das Unglück stürmt: zieh ich die Segel ein.
Da ich nichts wagen darf: vermeid ich auch den Schein,
Und reitze niemands Zorn. Thu doch, wie ich dich lehre.
Zwar hat dein fester Trutz den Schein von Muth und Ehre
Mein Rath scheint voller Furcht. Doch wer nach Freyheit strebt,
Muß dem gehorsam seyn in dessen Macht er lebt.

Elektra.

Erschrecklich ists. Die Gunst der Mutter zu erjagen,
Kannst du den Vater ganz aus deinem Sinne schlagen.
Ermahnung, Warnen, Rath, ist alles nur von ihr
Dir in den Sinn gelegt. Du redest nichts aus dir.
Wähl unter zweyen eins. Du stützest selbst die Feinde.
Wo nicht, so bist du kalt, und denkst an keine Freunde.
Zwar itzt versprichst du viel. Wie gerne, sagest du,
Entdeckt ich meinen Haß: hätt ich nur Kraft dazu.
Doch such ich, wie ich weiß, des Vaters Tod zu rächen:
So weichst du dann zurück, und willst den Vorsatz brechen.
Heißt dieß nicht feige Furcht zu seiner Noth gesellt?
Sag, oder höre selbst. Was hätt ich für Entgeld?
Gesetzt ich wollt einmal den langen Schmerz besiegen,
Ich lebe ja. Zwar schlecht. Doch kann ich mich begnügen.
Den Feinden zum Verdruß ehr ich des Todten Geist;
Wofern ein Todter noch der Menschen Dienste preist.
Du aber willst den Haß in leeren Worten zeigen:
Und bist doch in der That des Vaters Mördern eigen.
Bot jemand mir dein Glück und deine Wollust an:
So würd ich nicht gerührt und niemals unterthan.

Dich

Dich mag ein fetter Tisch mit reichen Speisen nähren.
Mein Labsal ist mich selbst durch Knechtschaft nicht be-
schweren.
Denn glaube, daß mich nicht nach einem Glanz gelüst,
Den du verachten sollst, wofern du weise bist.
Du hättst ein würdig Kind des Vaters heißen können:
Doch laß nur immer dich der Mutter ähnlich nennen;
Sey Freunden ungetreu; damit auch dich die Welt
Für die Verrätherinn des todten Vaters hält.

Der Chor.

Laßt bey den Göttern euch durch keinen Zorn erhitzen!
Ihr Wort kannst du vielleicht und sie das deine nützen.

Chrysothemis.

Geliebte, glaubt, ich bin des Vorwurfs schon gewohnt,
Und hätt auch diesesmal der Worte mehr geschont,
Erführ ich nicht, daß ihr ein Unglück nahe träte,
Und mit Gewalt vielleicht dem Seufzen Einhalt thäte.

Elektra.

So bring dieß Unglück vor. Ich habe sehr gefehlt,
Wo du ein größers sagst, als mich bisher gequält.

Chrysothemis.

Wohl! alles, was ich weiß, will ich dir frey entdecken,
Wirst du den Klagen nicht bald Ziel und Gränze stecken.
So wirst du weit von uns an einen Ort geschickt,
Allwo dein Auge nie der Sonnen Licht erblickt.
In finstern Wohnungen dein Leben zuzubringen,
Und fern von hier verbannt dein Unglück zu besingen.
So nimm dich nun in acht und klage mich nicht an;
Wenn dich ein Unglück trifft, das Klugheit wenden
kann.

Elektra.

Er wird man wirklich thun, was ich von dir gehöret?

Chryſothemis.

Gewiß! ſo bald Aegiſth nach Hauſe wiederkehret.

Elektra.

Wohl! mich verlangt nach ihm. Er eile bald herzu.

Chryſothemis.

Ach! Unglückſeligſte, wornach verlangeſt du?

Elektra.

Wenn dieß beſchloſſen iſt: ſo kehr Aegiſth zurücke.

Chryſothemis.

Du biſt noch bey Vernunft und willſt dein Unglücke.

Elektra.

Ich wünſche mir von euch, ſo weit ich kann, zu fliehn.

Chryſothemis.

Kannſt du dich ohne Schmerz von dieſem Leben ziehn?

Elektra.

O Leben voller Glück! das man bewundern mußte!

Chryſothemis.

Es war es, wenn dein Herz ſich drein zu ſchicken wußte.

Elektra.

Du lehreſt mich umſonſt, wie man die Treu verletzt.

Chryſothemis.

Ich lehre, wie man ſich der Macht nicht widerſetzt.

Elektra.

So ſchmeichle wie du willſt. Ich kann es nicht erdulden.

Chryſothemis.

Es iſt ein rühmlich Werk nicht ſeinen Fall verſchulden.

Elek-

Elektra.

Räch ich den Vater nur: ſo fall ich immerhin,

Chryſothemis.

Dieß will er ſelber nicht, wie ich verſichert bin.

Elektra.

Dergleichen Reden kann nur, wer verkehrt iſt, preiſen.

Chryſothemis.

So biſt du unbewegt und läſſeſt dir nicht weiſen?

Elektra.

So ſehr verläßt noch nicht mich Klugheit und Verſtand.

Chryſothemis.

So geh ich meine Bahn, wohin man mich geſandt.

Elektra.

Wo gehſt du hin? wen ſoll dieß Opfer denn verſöhnen?

Chryſothemis.

Die Mutter ſchicket mich des Vaters Gruft zu krönen.

Elektra.

Des unglückſeligſten der Menſchen, ſageſt du.

Chryſothemis.

Den ſie ermordet hat; Setze es getroſt hinzu.

Elektra.

Hat ſie der Freunde Rath, hat ſie was ſonſt erwecket?

Chryſothemis.

Ein nächtliches Geſicht hat glaub ich, ſie erſchrecket.

Elektra.

Nun unſers Landes Schutz, ihr Götter, laßt uns nicht!

Chryſothemis.

Wie? ſtärket deinen Muth ein nächtliches Geſicht?

Elektra.

Vielleicht. Erzähle nur. Wie hat ſichs zugetragen?

Chryſothemis.

Ich weiß nur weniges, und kann nicht alles ſagen.

Elektra.

Sag auch dieß wenige. Oft hat ein ſchwaches Licht
Betrogen, aber oft auch Menſchen aufgericht.

Chryſothemis.

Man ſagt, daß ſie geſehn den Vater ſich von neuen,
Als ihren Ehgemal, des Lichts der Sonnen freuen.
Im Hauſe hab er ſelbſt, was nun Aegiſthus führt,
Dieß Zepter eingepflanzt, das ihm allein gebührt.
Aus deſſen Spitze ſey ein grünes Reis entſproſſen,
Deß Schatten alles Land um ganz Mycen genoſſen.
Ein Mann hat mirs erzählt, der alles ſelbſt gehört;
Als ſie von ihrem Traum die Sonne hat belehrt.
Mehr weiß ich nicht, als dieß. Um dieſes Schreckens willen,
Bin ich von ihr geſchickt, des Todten Zorn zu ſtillen.

Elektra.

Nunmehr beſchwör ich dich, bey aller Götter Huld,
Erfülle meinen Rath, und falle nicht aus Schuld.
Die Reue kömmt zu ſpät, wenn du dich itzt vergangen.
Von allem was du trägſt, laß nichts zur Gruft gelangen.
Geliebte, denke nach, und ſieh ob ſichs gebührt,
Daß deines Vaters Grab der Feindinn Opfer ziert,
Und ſein Gebein benetzt. Nein gieb es nur den Winden,
Verſcharr ihr dieſen Schatz. Sie mag ihn wiederfinden,
Wenn ſie der Höllen Kluft dereinſt betreten hat.
Nur ſchände nichts davon die werthe Ruheſtatt.
Darf ſich dieß freche Weib den, den ſie ſelbſt erſchlagen,
Durch falſcher Opfer Schmuck noch zu verſöhnen wagen?

Beden-

Bedenke, wird wohl je von einer solchen Hand
Ein angenehm Geschenk dem Schatten zugesandt?
Durch deren Rasereyn und schmähliches Ermorden
Vom Fuße bis aufs Haupt sein Leib zerstümmelt wor-
den.
Und ein zur Fröhlichkeit und Lust bereitet Bad
Die Streiche seines Haupts vom Blut gewaschen hat?
Willst du ein Lösegeld für ihre Mordthat bringen?
Nein! laß dieß Opfer nicht bis zu dem Schatten drin-
gen.
Beschneid das äußerste von deinem schönen Haar,
Und bring auch diesen Rest des kurzen Haares dar,
Das ich, Verachtete noch auf dem Haupte habe,
Den schlechten Gürtel nimm, und bring ihn auch zum
Grabe.
Geh, wirf dich flehend hin, daß wider unsern Feind
Er aus der Unterwelt zu unsrer Hülf erscheint;
Daß bald Orest, sein Sohn mit tapfern Händen siege,
Und unter seinen Fuß der Feind zertreten liege.
Damit man ihm erlöst mit reicherer Hand sodann
Und prächtiger, als itzt, sein Grabmal schmücken kann.
Ich glaub, ich glaub, auch er erwacht was auszurichten,
Und schreckt sie nicht umsonst mit traurigen Gesichten.
Drum hilf dir selbst, hilf mir, hilf dem, den man entleibt,
Und der auch in der Gruft noch beyder Vater bleibt.

Der Chor.

O Freundin: sie hat nichts, was unrecht ist, begehret;
Und wo du weise bist; so wird es ihr gewähret.

Chrysothemis.

Es sey. Was billig ist, das soll uns nie entzweyn,
Mich heißet meine Pflicht schnell zum Vollbringen
seyn.

Ich wage dieſes Werk ihr Bitten zu erfüllen.
Doch ſchweiget, Wertheſte, ſchweigt um der Götter willen!
Denn wo der Mutter dieß vielleicht zu Ohren dringt:
So hab ich was gewagt, das mich in Jammer bringt.

Erſter Zwiſchengeſang.
Elektra, der Chor.

Satz.
Der Chor.

Kann ich des Schickſals Sinn erreichen,
Und ſchließ ich nicht aus eitlen Zeichen:
So ſeh ich itzt die Rache ſchon
Mit Strafen in den Händen drohn.
Sie rückt heran, und wird nicht ſäumen,
Ich ſchöpfe Muth aus dieſen Träumen.
An denen ſich mein Ohr vergnügt.
Es denkt der mörderiſchen Streiche
Der Griechen Fürſt, der in dem Reiche
Der Höllen ungerochen liegt;
Und jenes Beil, des Stahl vorzeiten,
An zween Schneiden ſcharf gewetzt,
Mit Hieben voller Grauſamkeiten
Die Glieder ſchmählich hat verletzt.

Gegenſatz.

Mit hundert Füßen, hundert Händen
Wird hieher ſich Erynnis wenden,
Die ſich in Finſterniß und Nacht
Auf ehrnen Füßen aufgemacht.
Weil man Geſetz und Recht zerreißet;
Weil Ehe, die nicht Ehe heißet,

Ein Bette voller Mord befleckt.
Die alle nahn. Es ist vor ihnen
Dieß Zeichen nicht umsonst erschienen,
Das Thäter und Gehülfen schreckt.
Wo ist ein Mensch, der Träume deutet,
Und in den Sinn der Götter dringt,
Wenn dieß Gesicht kein Fall begleitet,
Der uns vergnügten Ausgang bringt?

Zusatz.

Uns zum Unglück hat ein schneller Wagen
Dich, o Peleps, an das Ziel getragen.
O, wie nach so langer Zeit
Bringst du unsern Gränzen Leid!
Denn seit Myrtilus das Leben
In den Fluthen aufgegeben,
Den man mit gewalt'gen Armen,
Ohn Erbarmen,
Von dem güld'nen Wagen riß:
Weichen Gram und Unglücksfälle
Nie von dieses Hauses Schwelle.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Clytämnestra, Elektra, der Chor.

Clytämnestra.

Schon wieder schweifst du aus, und thust was dir gefällt.
Aegisthus ist entfernt, der dich in Schranken hält,
Dir dieses Thor verbeut, und deiner Schmähsucht wehret;
Und steht mir der nicht bey: so werd' ich nie gehöret.

Du haſt ſo manchen Ruf von mir ſchon ausgeſtreut,
Als herrſcht ich voller Stolz, voll Ungerechtigkeit,
Und ſchmähte, was du thuſt. Ich pflege nie zu ſchmähen.
Doch muß ein hartes Wort von meiner Zunge gehen:
So werd' ich erſt durch dich und deinen Mund erhitzt.
Wie lange wird von dir dein Vater vorgeſchützt!
Von mir, du redeſt recht, von mir iſt er erſchlagen.
Dieß alles weiß ich wohl, und fürcht es nicht zu ſagen.
Die Rache nahm ihn weg, nicht aber ich allein;
Und wenn du weiſe wärſt: ſollſt du mein Beyſtand ſeyn.
Iſt deine Schweſter nicht durch dieſes Vaters Morden,
Um den du ewig klagſt, der Götter Opfer worden?
Weil dem, der ſie gezeugt, die Angſt nicht wiſſend war,
Mit der die Mutter rang, indem ſie ſie gebahr.
Doch ſey es. Sage nur, was trieb ihn ſie zu ſchlachten?
Als König mußt' er zwar der Griechen Heil betrachten:
Doch lag den Griechen dran, daß meine Tochter ſtarb?
Nur Menelaus wars, um den mein Kind verdarb.
Es iſt mein Blut. Und ich ſoll nicht nach Rache ſtreben?
Denn hatte jener nicht zwey Kinder ſelbſt am Leben?
Die ſtarben billiger, und waren deren Blut,
Um derentwillen man das Heer zur Schiffahrt lud.
Kann man der Hölle denn nur meine Kinder bringen?
Begehrt ſie dieſe mehr als jene zu verſchlingen?
Wie? oder ſag ich recht? den frechen Vaterſinn
Erbarmte fremdes Blut, und unſers gab er hin.
Iſt dieß kein fühllos Herz? kein Vater ohne Liebe?
Ja! wenn dein ſpröder Sinn ſtets andrer Meynung bliebe:

Sprach

Sprach einst die Todte selbst; so stimmte sie mir bey.
Drum wegen dieser That bin ich von Reue frey.
Denk alles, was du willst. Muß ich dir schuldig scheinen:
Mein Herz weiß sich gerecht. Geh, tadle nur die Deinen.

Elektra.

Nur dießmal miß mir nicht des Streites Anfang bey;
Als ob, was du gesagt, nur statt der Antwort sey.
Jedoch, erlaube mir von dem, den du erschlagen,
Und meiner Schwester nun den wahren Grund zu sagen.

Clytämnestra.

Ja. Rede. Sprächst du stets mich so gelassen an:
So hätt ich durch kein Wort dir iemals weh gethan.

Elektra.

Und du kannst deinen Mord noch ohne Scheu bekennen?
Ist auch was schändlichers, als deine That, zu nennen?
Sie sey nun ohne Recht: sie sey mit Recht verübt.
Doch welch Recht hattest du? Der Frevler, der dich liebt,
Mit dem du lebst, der wars; Deß Wink hat' dich gezogen.
Dianen frage selbst, was ihren Zorn bewegen,
Daß sie um Aulis her den Wind gefangen hielt.
Doch nein. Sie hört kein Herz, das mit dem Morden spielt.
Drum wiß'. Als durch die Jagd mein Vater sich ergötzet:
So hat er einen Hirsch in ihrem Hayn gehetzet,
Ein ihr geheiligt Wild mit prächtigem Geweyh.
Von dieser Beute stolz, wand er in Worten frey.

Diana

Diana war erzürnt, und hielt der Griechen Haufen.
Mein Vater mußt' ein Wild mit seinem Kind erkaufen.
Dieß war der Schwester Tod. Denn sonst war für das Heer
Kein Weg ins Vaterland, kein Aufbruch über Meer.
Für diese Schuld hat er mit Zwang und Widerstreben,
Nicht für des Bruders Wohl, das Opfer hingegeben.
Gesetzt, er brachte sie des Bruders wegen um:
So sag, aus welchem Recht erschlugst du ihn darum?
Bedenke, wird durch dich dieß ein Gesetz auf Erden:
So möcht es dir zum Fall und Jammer kräftig werden.
Ists billig, daß man Blut mit seinem Blute büßt;
So handelt der gerecht, der deines nun vergießt.
Doch trügst du uns auch wohl mit fälschlichen Gedichten?
Denn wenn es dir gefällt, willst du uns nicht berichten,
Warum du seit der Zeit in alle Laster fällst?
Des Vaters Mörder dir als Gatten zugesellst!
Mit diesem Kinder zeugst, mit dem du Blut vergossen?
Und, die aus frommer Eh und keuschem Bett entsprossen,
Von dir verstoßen hast? Dieß lobe, wer da kann.
Hast du vielleicht auch dieß zur Rache nur gethan?
Und bist du frech genug, dieß ohne Schaam zu sprechen!
Heyrathet man den Feind der Tochter Blut zu rächen?
Wer aber darf sich wohl zu warnen unterstehn!
Denn gleich macht ein Geschrey, daß wir die Mutter schmähn,
Die Zunge bandenlos. Mich dünkt, du bist nicht minder,
Als man dich Mutter nennt, Tyrannin deiner Kinder.

Man sieht, wie elend ich mein Leben fristen muß.
Dein Buhler macht samt dir mir ewigen Verdruß.
Und jener, den man kaum aus deiner Hand entrissen,
Orestes irrt entfernt in tausend Kümmernissen.
Du klagst, daß ich in ihm dir einen Mörder zieh;
Und weißt, hätt ich die Kraft, der Wille fehlt mir nie.
Drum pred'ge wider mich. Heiß mich an allen Orten
An Sitten unverschämt und ungezähmt in Worten.
Verklagst du mich mit Recht, und hab ich dieß gelernt:
So hab ich mich nicht weit von deiner Art entfernt.

Der Chor.

Ich sehe Gall und Wuth ihr schnelles Blut erregen.
Doch niemand will den Grund von ihrem Zorn erwägen.

Clytämnestra.

Was soll erwogen seyn? Wo hat ihr Zürnen Grund?
Schmäht nicht die Mutter selbst ihr kühner Lästermund?
Darf solches Alter sich zu lästern unterstehen:
So kann es ohne Schaam an alle Bosheit gehen.

Elektra.

Nein. Wisse, daß ich selbst darüber schamroth bin.
Du glaubst mir oder nicht: so lehret mich mein Sinn,
Wie wenig Jahr und Stand mir dieß Bezeigen rathen.
Doch deine Feindschaft machts. Mich zwingen deine Thaten
Zu dem, was ich gethan. Was Wunder kann es seyn?
Des einen böse That giebt andern Böses ein.

Clytämnestra.

O Stirne sonder Schaam! So hat denn deiner Zungen
Mein Reden und mein Thun dieß alles abgedrungen?

Elektra.

Elektra.

Du sagest es, nicht ich. Du freylich thust die That;
Und wo die That nicht fehlt, wird auch zu Worten Rath.

Clytämnestra.

Die Kühnheit büßest du, so wahr Diana höret,
So bald Aegisthus nur nach Hause wiederkehret.

Elektra.

Sieh an! Du wirst erzürnt. Nun hörst du mir Verdruß,
Und hast mir erst erlaubt, zu reden, was ich muß.

Clytämnestra.

Willst du mein Opfer noch mit Unglückworten stören;
Da ich Geduld gehabt, so lange dich zu hören.

Elektra.

Nein! opfre nur in Ruh. Beschwere dich hinfort
Nicht über meinen Mund. Ich sage nun kein Wort.

Clytämnestra.

Du, die du mich bedienst; So gieb mir diese Früchte.
Zu Wendung aller Angst der nächtlichen Gesichte
Bring ich dir Phöbus dieß vor diesen Schwellen dar.
O Herrscher, nimm der Brust geheimes Reden wahr.
Da diese nahe steht, und Feinde mich umringen:
Getrau ich mir mein Flehn nicht an das Licht zu bringen;
Damit kein frecher Mund mit neidischem Geschrey
Durch diese ganze Stadt ein leer Gerüchte streu.
Drum höre, was bey Nacht in doppelten Gesichten,
Lycischer Apoll, die Träume mir berichten:
Das laß, ists anders Glück, an mir zur Kraft gedeyn;
Doch, wo es schrecklich ist, den Feinden schrecklich seyn.

Laß

Laß nicht zu, wenn der Feind vielleicht zu Rathe gehet,
Daß List mich niederstürzt, da mich das Glück erhöhet.
Bey Leben ohne Noth, bey Glücke voll Begiand,
Sey Atreus Zepter stets, wie vor, in meiner Hand.
Damit ich, dem vereint, der sich nun ist verbunden,
Mich solcher Kinder freu bey stets vergnügten Stunden,
Die wider mich kein Zorn noch bittrer Haß vergällt.
Sieh, Phöbus, mir ein Ohr, dem mein Gebet gefällt.
Mein öffentliches Flehn sey mir von dir gewähret.
Ich weiß auch, was in mir der stille Wunsch begehret,
Hat deiner Gottheit Blick in tiefster Brust entdeckt;
Denn Götteraugen bleibt nichts heimlich noch versteckt.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofmeister.

Der Hofmeister.

Wer giebt mir wohl Bericht? sagt ihr Mycenerinnen,
Hat euer Fürst, Aegisth nicht diese Wohnung innen?

Der Chor.

Ja, Fremdling, es ist recht, und du hast nicht gefehlt.

Der Hofmeister.

Vielleicht ist diese selbst mit dem Aegisth vermählt,
Ihr Wesen läßt an ihr was königliches sehen.

Der Chor.

Es ist die Königinn. Du siehst sie vor dir stehen.

Der Hofmeister.

Sey glücklich Königinn. Es schickt ein Freund durch mich
Vergnügte Nachricht ab an den Aegisth und dich.

Clytäm-

Clytämneſtra.

Dieß Zeichen nehm ich an. O ſäume nicht zu ſagen,
Wer von den Sterblichen dir etwas aufgetragen.

Der Hofmeiſter.

Ein Mann von Phanotis thut dir durch meinen Mund
Aus Phocis eine Poſt von groſſer Folge kund.

Clytämneſtra.

Wohlan! ſo eile nur mich alles zu belehren.
Von Freunden kann ich nichts als angenehmes hören.

Der Hofmeiſter.

Die Nachricht faß ich kurz. Sie heißt: Oreſt iſt todt.

Elektra.

O weh mir! dieſer Tag vollendet meine Noth.

Clytämneſtra.

Wie? ſag es ungeſtört. Was hat man dir befohlen?

Der Hofmeiſter.

Ich ſprach: Oreſt iſt todt, und will es wiederholen.

Elektra.

Ich Arme bin dahin. Ach! es iſt aus mit mir.

Clytämneſtra.

Du kannſt das Deine thun. Man redet nicht mit dir.
Wie ſtarb er? Fremdling, ſprich. Wie hat ſichs zugetragen.

Der Hofmeiſter.

Ich bin dazu geſandt, und will dir alles ſagen.
Wo ſich durch muntern Kampf der Griechen Jugend weiſt.
Zu Phöbus heil'gem Spiel, war auch Oreſt gereiſt.
Und als, den erſten Preiß einander zu entreißen,
Des Herolds lauter Ruf den Wettlauf wagen heißen:

Trat

Trat er bewundert auf, und Ehrsucht zog er nach.
Sein Lauf gieng schnell ans Ziel, so, wie sein Muth versprach.
Er trat als Sieger ab, den Preis und Ehre zieren.
Aus vielen kann ich dir nur wenige berühren.
Mir waren seine Kraft und Thaten unbekannt.
Doch weiß. Er war nicht nur geschwind ums Ziel gerannt.
So oft der Richter Wink den schnellen Streit erneuet,
Fünf mal hat ihn des Siegs bestimmter Preis erfreuet.
Der Feldherr Griechenlands, des Agamemnons Sohn,
Oresten rief allein des Herolds lauter Ton.
So weit war er beglückt. Doch vor der Götter Drohen
Ist nie ein Sterblicher durch alle Kraft entflohen.
Nun war ein andrer Lauf für leichter Rosse Streit,
Für vieler Wagen Kampf und schnellen Lauf gewerbt.
Die Sonne stieg herauf, und es fieng an zu tagen.
Dort stand ein Spartischer, dort ein Achiver Wagen.
Aus Lybien erschien ein wohlbespanntes Paar,
Von welchen selbst Orest des einen Führer war.
In Thessalo Reihe war der fünfte Zug entsprossen,
Und aus Aetolien prangt der von falben Rossen.
Des siebenden Geschlecht war aus Magnesia.
Leucipp ein Arnäer stand als der achte da.
Der neunte will Athen ein würdig Preis ertragen;
Und ein Böotier erfüllt den zehnten Wagen.
So stand man, bis hierauf, wie Loos und Urne wies,
Erwählter Richter Mund die Wagen ordnen hieß.
Des Erzes nunmehr Klang gab Roß und Wagen Flügel.
Man rief den Pferden zu, und schüttelte die Zügel.
Schon einmal lenkte man ums Ziel den schnellen Lauf.
Die Räder rasselten. Der Staub stieg wolkicht auf.

Das Roß ward im Gedräng, mit unermüdeten Hieben,
Dem Wiehern und Geräusch der andern vorgetrieben;
Wenn dichte hinter ihm, im Gleiße, faſt ins Rad,
Schon eines andern Roß beſchäumt und ſchnaubend trat.
Oreſtes nahte ſtets der Schranken letzten Zeichen,
Und ließ faſt an das Ziel die nahen Achſen ſtreichen.
Er hielt das linke Roß und gab dem rechten nach,
Kein Wagen war bisher, der aus der Ordnung brach,
Bis Roſſe voller Muth, trotz Zäumen und Gebiſſen,
Den ſchwachen Arm der Zügel entgegen riſſen.
So ſchloß den ſechſten Lauf der Pferde wilder Zug,
Der ihn im ſiebenden auf Barcene Roſſe trug.
Ein Unglück ward zum Fall, der alles niederſtreckte,
Man ſtieckt, ſtößt an, und ſtürzt. Der Wagen Schiffbruch deckte
Das Feld von Criſa zu. Der ſtürmenden Gefahr
Nahm unverweilt Athens geſchickter Fuhrmann wahr,
Wich der Verwirrung aus und ließ im Stillſtehen,
Das Wetter ſich vorbey in ihrer Mitten drehen.
Ganz hinten treibt Oreſt der Roſſe letzt Geſpann,
Voll Hoffnung daß er noch am Ende ſiegen kann.
Kaum ſieht er jenen frey und unverfolgt von allen,
So ſchreckt des Roſſes Ohr der Peitſche ſauſend Schollen.
Er eilt, und folgt ihm nach, und zagt, und kömmt ihm bey,
Die Räder gehn zugleich, die Roß in einer Reyh.
Nur wechſelsweiſe ſcheint ihr Haupt hervorzuragen.
Schon hat er unverſehrt im unverſehrten Wagen

So

So manchen sichern Lauf mit Ruhm ums Ziel voll-
bracht.
Doch als der linke Zaum dem Rosse Luft gemacht,
Im Lenken, wird das Ziel durch jähen Stoß erschüttert,
Der Achse morsches Haupt wird mitten durch zersplit-
tert.
Sein Wagen wirft ihn ab, und der umschlungne Zaum
Wälzt ihn im Sande fort. Die Pferde merkens kaum,
Als sie im Laufe sich quer durch die Bahn zerstreuen.
Sein Fall erweckt indeß ein mitleidsvolles Schreyen,
Man denkt, was er gethan, und was er dulden muß.
Er selbst wird fortgeschleift. Oft steht der starre Fuß
Zum Himmel aufgereckt, eh seiner Pferde Rennen
Die andern Führer noch mit Noth bezähmen können.
Darauf wickelt man ihn loß, ganz blutig und verstellt,
Daß er den Freunden selbst schwer zu erkennen fällt.
Sein edler Körper ist in Flammen aufgezehret,
In enges Erz gefaßt, in schlechten Staub verkehret.
So schickt man ihn an dich durch Phocis Bürger ab.
Das Land, das ihn gezeugt, versenkt ihn auch ins Grab.
Dich rührt die bloße Post. Doch wie ist uns geschehen,
Die nie ein größres Leid mit Augen angesehen?

Der Chor.

Ach! welches Schicksal trifft der alten Fürsten Haus,
Und rottet ihren Stamm mit seiner Wurzel aus?

Clytämnestra.

O Jupiter, was ists? ists Unglück oder Glücke?
Wie nenn ichs? Zwar es nützt. Doch ists ein hart Ge-
schicke;
Wenn man durch eignen Schmerz sein Leben kaufen
soll.

Der Hofmeister.

Warum macht dieſe Peſt dich ſo betrübnißvoll?

Klytämneſtra.

O Elend, wenn das Glück uns Kinder zeugen laſſen!
Auch, die uns Böſes thun vermag man nicht zu haſſen.

Der Hofmeister.

So wird denn unſer Weg hieher vergebens ſeyn?

Klytämneſtra

Vergebens? ſageſt du. Vergebens? warlich nein!
Du läßt mich deſſen Tod durch ſichre Zeichen wiſſen,
Der da er nur allein den Odem danken müſſen,
Die Bruſt, die ich ihm bey verräthlich von ſich ſtieß;
Sich auf die Flucht begab; ſein Vaterland verließ;
Als giftig und befleckt der Mutter Anblick ſcheute;
Und ſeines Vaters Tod an mir zu rächen dräute.
Die Nächte ſonder Schlaf, die Tage ſonder Ruh
Brachte ich in Todesangſt und ſtetem Schrecken zu.
Doch heute weicht die Furcht. Nun ſammelt mit dem Sohne
Noch eine größre Noth; weil die bey der ich wohne,
Und die bis dieſen Tag mein beſtes Mark verzehrt,
Nicht mehr mit eitlem Dräun mein frohes Leben ſtört.

Elektra.

Ich Arme! mein Oreſt, nun muß ich dich beweinen,
Und deine Mutter trotzt ob unſrigen Gebeinen.
Steht ſo die Sache wohl? ſind nun die Feinde froh?

Klytämneſtra.

Mit ihm zwar ſteht es wohl, mit dir nicht eben ſo.

Elektra

Erhöre ſeinen Geiſt! Auf! ſchreckenvolle Rache!

Klytämneſtra.

Sie hat ſchon mich gehört, und hilft der beſſern Sache.

Elektra.

Elektra.

Ja! spotte nur getrost. Sey stolz auf dein Geschick.

Clytämnestra.

So dämpft Orest und du [illegible] nicht mein Glück!

Elektra.

Wie kann ich! Da wir selbst gedämpft im Staube lie-
gen.

Clytämnestra.

O Fremdling welcher Dank entdeckt dir mein Vergnü-
gen!
Du dämpfst des Mundes Stolz, der sonst so trotzig
spricht.

Der Hofmeister.

So geh ich dann zurück. Mein Wort ist ausgericht.

Clytämnestra.

Nein, Fremdling, bleib allhier. Du weißt, daß meine
Ehre
Und dem, der dich gesandt, dein Abschied schimpflich
wäre.
Geh mit mir in das Haus. Laß diese haussen schreyn,
Und laß der ihren Leid ihr recht empfindlich seyn.

Dritter Auftritt.

Elektra, der Chor.

Elektra.

Meynt ihr, daß dieses Weib, das sich zu quälen schei-
net,
Aus [illegible] Herzen seufzt und wahre Thränen weinet?
Daß sie des Sohnes Fall und harter Tod bewegt?
Nein! nein! Die Falsche lacht. O Unglück, das mich
schlägt!

Geliebteſter Oreſt! Dein Fall hat mich betroffen.
Dein Scheiden raubt der Bruſt den Reſt von meinem Hoffen.
Ich harrte, daß dein Fuß auch mir zur Rach erſchien,
Wenn du den Vater rächteſt. Zu wem ſoll ich nun fliehn?
Den Vater muß ich längſt. Du biſt mir itzt entriſſen.
Verlaſſen werd ich nun als Sklavinn dienen müſſen,
Bey dem verhaßten Volk, bey dieſer Mörderſchaar.
So nimmt der Himmel mein und meiner Wohlfahrt wahr!
Doch nein ich will hinfort nicht mehr bey ihnen leben.
Auf nimmer will ich mich vor dieſes Thor begeben.
Bis ſich mein Leben hier ohn Umgang ſelbſt verzehrt:
Vielleicht, daß mein Geſchrey die Drinnen ſind beſchwert,
Und mich zu tödten reizt. Ich ſcheue kein Verderben.
Ich lebe mir zur Quaal, und ſehne mich zu ſterben.

Zweyter Zwiſchengeſang.

Erſter Satz.

Der Chor.

Wo ſind nun die Keile, die Jupiter ſchicket?
Wo iſt der Sonne forſchend Licht?
Der Himmel, welcher dieß erblicket,
Iſt ſtumm, und thut, als ſäh ers nicht.

Elektra.

Ach! ach!

Der Chor.

Was weineſt du, geliebtes Herze?

Elektra.

Ach! Ach!

Der Chor.

Sprich nicht zu viel in deinem Schmerze.

Elektra.

Elektra.

Du selbst mehrst meine Pein.

Der Chor.

Wie kann es seyn?

Elektra.

Verede mich nur nicht zu nichtigen Hoffen,
Denn er ist zu gewiß erblaßt.
Du häufst den Schmerz, der mich betroffen;
Dein Trost gereichet mir zur Last.

Erster Gegensatz.

Der Chor.

Durch listige Ränke vergeblich versteckt,
Ward um des göldnen Halsbands Lohn
Amphiarans einst entdecket.
Nun ehrt die Hölle seinen Thron.

Elektra.

Ach! ach!

Der Chor.

Sein eignes Weib hat ihn verrathen.

Elektra.

Ach! ach!

Der Chor.

O Weib voll kühner Lasterthaten!

Elektra.

Doch war auch Strafe da.

Der Chor.

Sie folgte. Ja!

Elektra.

Ich weiß es. Ein andrer erwachte zur Rache,
Und hat dem Gatten Recht verschafft.
Jedoch der Führer meiner Sache
Ist kraftlos und kahlgerafft.

Zweyter Satz.

Der Chor.

Bedrängteste bedrängter Seelen.

Elektra.

Ich fühl, ich fühl es allzusehr.
Mich überschwemmt ein tiefes Meer
Von Schmerzen, die mich ewig quälen.

Der Chor.

Ich weiß die Quelle deiner Klagen.

Elektra.

Verblende nicht mehr mein Gesicht
Mit eitlen Hoffen, da mich nicht...

Der Chor.

Was ists? was willst du sagen?

Elektra.

Da mich nicht mehr ein Bruder schützt,
Des edles Blut mein Hoffen stützt.

Zweyter Gegensatz.

Der Chor.

Des Lebens Ende drängt uns allen.

Elektra.

Doch nicht ein Tod voll Schmach und Leid.
Nicht alle läßt ein schneller Streit
In zäher Riemen Schlingen fallen.

Der Chor.

Fall! den kein Mensch voraus gesehen!

Elektra.

Ja! freylich! da ein fremdes Land
Ihn ungeschmückt von meiner Hand...

Der Chor.

Wie weh ist dir geschehen!

Elektra.

Von unsern Thränen unbenetzt,
Auf einen Holzstoß hingesetzt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Elektra, Chrysothemis, der Chor.

Chrysothemis.

Vor Freuden hab ich mich, Geliebte, ganz vergessen.
Den Schritt hat in der Eil kein Wohlstand abgemessen.
Ich komm, und bringe Glück und Freyheit von der Last
Bey deren Bürde du bisher geseufzet hast.

Elektra.

Wie willst du Hülf und Rath für meinen Jammer finden,
Da man kein Mittel sieht mein Leid zu überwinden?

Chrysothemis.

Orest ist endlich da. Dirs glaube nur so fest,
Als deutlich dich mein Mund die Nachricht hören läßt.

Elektra.

Welch Rasen nimt dich ein? Kannst du bey meinen Schmerzen
Und deiner eignen Noth mit eiteln Worten scherzen?

Chrysothemis.

Beym Schutzgott unsrer Stamme! Ich rede wahr mit dir.
Orest, auf den du hofft, ist uns zu retten hier.

Elektra.

Betrogne. Rede dann. Gib Nachricht wem du traust.
Und zeig, auf wessen Wort du deine Freude bauest.

Chryſothemis.

Durch klare Zeichen hat mein Auge mich belehrt,
Ich rede, was ich weiß, und nicht was ich gehört.

Elektra.

Welch Zeichen, dem du glaubſt? Was haſt du doch ge-
ſehen?
Was hat dich ſo entbrannt? und wie iſt dir geſchehen?

Chryſothemis.

Ach! ich beſchwöre dich. Vernimm erſt meinen Sinn,
Und ſieh, ob ich hernach klug oder thöricht bin.

Elektra.

So ſprich nur. Denn du ſcheinſt zum Sprechen
Luſt zu tragen,

Chryſothemis.

Wohlan! was ich geſehn, will ich dir alles ſagen.
Ich kam der alten Gruft des werthen Vaters nah;
Als ich der fetten Milch noch friſche Ströme ſah,
Und was für Blumen nur die Jahreszeit erzogen,
In einem Kranze ſich um ſeine Ruhſtatt bogen.
Doch ich bezwang mein Herz, bis daß ich erſt erkannt,
Ob jemand ſich verſteckt, und alles ſicher fand.
Dann wagt ich mich hinzu, und auf des Grabes Zinne
Ward ich zur neuen Zier ein ſchönes Haupthaar inne.
Sogleich hat meinen Geiſt des liebſten Bruders Bild,
Das niemals mich verläßt mit Hoffnung angefüllt.
Dieß Merkmal ſchien gewiß mir den Oreſt zu zeigen,
Ich ſelbſt hab es berührt, bey glückerfüllten Schweigen.
Die Augen füllten ſich mit Freudenthränen an,
Ich glaubt und glaube noch, daß ers allein gethan.
Kann dieſes Grabes Schmuck von jemand anders rüh-
ren,
Das ſonſt nur ich und du mit frommen Opfern zieren?

Nun

Nun iſts nicht meine Hand von der dieß Opfer ſtammt:
Nicht du, die wider ſich der Mutter Zorn entflammt,
So gar, wenn ſich dem Luſt nur in die Tempel waget;
Noch auch die Mutter ſelbſt, die nichts nach Todten fraget.
Ja könnte, was ſie thut, vor uns verborgen ſeyn?
Des Grabmals Zier und Schmuck ſtammt vom Oreſt allein.
Beliebte, faſſe Muth nach langen Widrigkeiten,
Der Götter Beyſtand bleibt nicht ſtets auf einer Seiten.
Der Himmel, der vielleicht das lange Leid gewandt,
Beſchert uns dieſen Tag als unſers Glückes Pfand.

Elektra.

Ach! ich beklage dich. Wie kannſt du dich betrügen?

Chryſothemis.

So wirkt in deiner Bruſt die Nachricht kein Vergnügen?

Elektra.

Wo biſt du? Welch Geſicht hat deinen Sinn verwirrt?

Chryſothemis.

So hat denn meinen Blick ein eitler Traum geirrt?

Elektra.

Ich denke nicht an ihn. Er iſt nicht mehr auf Erden.
Die Hoffnung iſt verrauchet, von ihm erlöſt zu werden.

Chryſothemis.

O Himmel! Aber wer hat dir es hinterbracht?

Elektra.

Ein Zeuge ſeines Falls hat es uns kund gemacht.

Chryſothemis.

Du ſiehſt mich ganz erſtaunt. Wo iſt er hingegangen?

Elektra.

Elektra.

Ihn hat als werthen Gast der Mutter Haus empfangen.

Chrysothemis.

Ich Arme! doch wer ists, der mit so reicher Hand
Zu unsers Vaters Gruft dieß Opfer abgesandt.

Elektra.

Vielleicht verehret man Orestens Angedenken,
Und will bey jenes Gruft auch ihm ein Opfer schenken.

Chrysothemis.

So eil ich Arme denn nur mit vergebner Lust
Und eitler Nachricht her, und habe nicht gewust,
Was hier für Jammer herrscht? Da ich zurückgekehret,
Find ich mein erstes Leid mit neuer Quaal vermehret.

Elektra.

Wahr ists. Die Last ist groß. Doch giebst du mir Gehör:
So drückt in kurzem dich dieß harte Joch nicht mehr.

Chrysothemis.

Und wie? Soll ich vielleicht die Todten neu beleben?

Elektra.

So thöricht bin ich nicht, dir diesen Rath zu geben.

Chrysothemis.

Was forderst du, wohin sich meine Kraft erstreckt?

Elektra.

Zu thun, wozu der Mund der Schwester dich erweckt.

Chrysothemis.

Zu thun, was nützlich ist, werd ich mich nie entbrechen,

Elektra.

Vernimm es. Ohne Müh kannst du dir nichts versprechen.

Chryso-

Chrysothemis.

Laß sehn. Ich steh dir bey in allem, wo ich kann.

Elektra.

So höre denn den Rath des festen Herzens an.
Du weißt, daß uns kein Freund noch Beystand über-
blieben.
Der Hölle tiefer Schlund, der alles aufgerieben,
Hat unsern Trost dahin. Uns zwo läßt er allein.
So lange noch Orest des Tages lichten Schein.
Mit muntern Augen sah: so stellt ich mich zu frieden,
Und sprach: Den Mördern ist ihr Rächer schon beschie-
den.
Doch nun ist er dahin. Mein Auge sieht auf dich,
Den Mann, durch dessen Faust mein Vater einst erblich.
Den Mörder, den Aegisth hilf deiner Schwester tödten.
Ich rede. Denn hier ist kein Schweigen mehr vonnö-
then.
Was hoffst du träg und faul? und harrst auf künftig
Glück:
Nur Seufzen wartet dein, und bleibet dir zurück,
Da man des Vaters Gut und Erbe dir geraubet;
Nur Jammer, da man dir nicht Lieb und Eh erlaubet,
Da einsam unvermählt dein bestes Alter stieht,
Ja! Glaubst du, daß dein Stand sich ie verbessert sieht?
Wird jemals wohl Aegisth den tollen Anschlag fassen,
Mein oder dein Geschlecht auf Erden blühn zu lassen,
Damit aus unsrer Schoos sein sichrer Rächer steigt?
Doch, wo sich nur dein Ohr zu meinem Rathe neigt;
So wird der Vater selbst, der in der Hölle lieget,
Und deines Bruders Geist durch deine Treu vergnüget.
Dein Arm verschaffet dir der Freyheit altes Recht.
Ein würdiger Gemal vermehret dein Geschlecht:

Denn

Denn Stand und Ehre macht der Männer Herzen rege.
Zudem was bringst du mir und dir für Lob zu wege?
Wenn durch der Leute Mund man unsre Nahmen hört,
Der Bürger dieser Stadt uns samt dem Fremdling ehrt.
Und wo man uns erblickt, die süßen Reden schallen:
Gebt acht! wie wird euch wohl dieß edle Paar gefallen!
Das von der Dienstbarkeit des Vaters Haus entfernt,
Der Mörder Blut zu sehn, sein Leben schlecht geehrt,
Und seiner Feinde Stolz zu brechen sich erkühnet.
Dieß hat des Volkes Gunst und hohes Lob verdienet.
Bey Festen, und wo sonst das Volk versammlet steht,
Ists werth, daß unser Preiß ihr nämlich Herz erhöht.
So weit wird unser Ruhm im Leben sich erstrecken.
Im Tode wird ihn nicht Vergessenheit bedecken.
Geliebte, folge denn! Steh deinem Vater bey!
Nimm dich des Bruders an! Mach mich vom Jammer frey!
Erlöse dich zugleich! Nichts kränkt so sehr im Leben.
Als groß gebohren seyn, und in Verachtung schweben.

Der Chor.

Wie nöthig ist, daß dem der solchen Anschlag hört,
Und dem der ihn ertheilt, die Klugheit Rath bescheert!

Chrysothemis.

Wenn der betäubten Brust nicht Witz und Rath gebräche,
So wär ihr kühner Geist bedachtsam, eh sie spräche,
Und schlosse vor der Noth nicht selbst die Augen zu.
Wo siehst du doch hinaus? Weßwegen wassnest du
Mit Kühnheit deinen Arm? und willst auch mich entbrennen?
Du bist ein schwaches Weib. Willst du dich selbst verkennen?

Da

Da jener Arme Kraft die deinen überwiegt,
Ihr Glücke täglich wächst, und unsers ganz verfliegt:
Darf jemand diesen Mann gewaltsam zu erschlagen
Von Straf und Jammer frey und ungerissen wagen?
Zwar unsre Pein ist groß: Doch du hast sie vermehrt,
Wenn jemand uns verräth, der deinen Anschlag hört.
Es kann uns nicht befreyn, noch unsern Tod versüssen:
Wenn wir gerühmet sind, doch schmählich sterben müssen.
Ja, Sterben ist nicht stets das äusserste der Pein.
Es wünschen ist noch mehr, und nicht erhöret seyn.
Drum eh du in die Noth, in die wir sinken müssten,
Dich selber stürzen wilst, und dein Geschlecht verwüsten,
So zähme deinen Zorn. Was du nur offenbahrt,
Ey, stets als ungeredt in stiller Brust bewahrt.
Hab endlich klügern Muth. Lern in so langen Zeiten
Von Macht und Kräften leer nicht wider stärkre streiten.
Der Chor.
Gehorche. Die ist uns ein gröstes Gut beschert,
Als Verstand, wenn man thut, und Weisheit wenn man hört.

Elektra.

Du sagst nichts unverhofft. Ich habe längst gesehen,
Du würdest fertig seyn den Anschlag zu verschmähen.
Indess hat meine Brust nicht leeren Muth gefaßt,
Wenn Zum vollbringt allein, was du verworfen hast.

Chrysothemis.

Ach! warum konnte dich nicht dieser Sinn regieren,
Ey, als dein Vater starb, was grosses zu vollführen?

Elektra

Ich selbst war eben dir, Zu Rathe nicht so fest.

Chry

Chryſothemis.

So ſorge, daß dein Rath dich ewig nicht verläßt.

Elektra.

Ermuntern willſt du zwar: Doch ſelbſt nichts mit mir wagen,

Chryſothemis.

Wer große Dinge wagt, muß auch Gefahr ertragen.

Elektra.

Den Werken bin ich gut; doch deiner Zaghеit feind,

Chryſothemis.

Ich duld es, bis der Tag, da du mich lobſt, erſcheint.

Elektra.

Dieß denkeſt du bey mir vergebens auszurichten.

Chryſothemis.

Die Zeit, die künftig folgt, wird unſerm Handel ſchlichten.

Elektra.

Weich. Denn es iſt bey dir nicht Rath nicht Beyſtand mehr.

Chryſothemis.

Bey mir iſt Rath genug; bey dir nur kein Gehör.

Elektra.

Geh. Du kannſt alles dieß die Mutter wiſſen laſſen.

Chryſothemis.

Nein. Ich kann dich noch nicht mit ſolcher Feindſchaft haſſen.

Elektra.

Doch ſieh, wie tief du mich in Schmach und Quaal verſenkſt.

Chryſothemis.

Ich will nicht deine Schmach: Nur, daß du dich bedenkſt.

Elektra.

Elektra.

Soll ich, was heilsam ist, mit deinen Augen sehen?

Chrysothemis.

Wenn du es besser siehst: dann ich dir nachzugehen.

Elektra.

Ach! daß man doch so oft bey schönen Sprüchen fällt!

Chrysothemis.

Du sagst von einem Fehl, der dich verstricket hält.

Elektra.

So faß ich, wie du meynst den Anschlag nicht mit Recht.

Chrysothemis.

Recht hättest du genug, wenn Recht nicht Schaden brachte.

Elektra.

Der Nutz ist ein Gesetz, das nie mein Herz regiert.

Chrysothemis.

Du lobst mich, wenn dein Arm dereinst die That vollführt.

Elektra.

Ich will sie unverzagt und dir zu Trutz vollführen.

Chrysothemis.

So bist du unbewegt? Kann ich kein Warnen rühren?

Elektra.

Nichts ist, als schlimmer Rath verhaßters auf der Welt.

Chrysothemis.

Du hast nicht eingesehn, was ich dir vorgestellt.

Elektra.

Mich treibt kein schneller Schluß. Ich hab es längst erwogen.

Chrysothemis.

Ich geh und habe nun vergebens hier verweilt.
Du billigst meinen Rath, ich deine Thaten nicht.

Elektra.

Sieh, wo dich ꝛc mein Herz in seinen Anschlag flicht,
Und selbte dich darnach Begier und Sehnsucht tragen:
So müßt ich thöricht seyn und nach dem Schatten ja-
gen.

Chrysothemis.

So sey dir selber klug, und bleib was du dich dünkst:
Doch lobe mich hernach, wenn du in Noth versinkst.

Dritter Zwischengesang.

Elektra, der Chor.

Erster Satz.

Ist der Vogel, der mit Speise
Dem zur Nahrung sich beschwert,
Der ihn selbst gezeugt, genährt,
Denn für uns vergebens weise?
Menschen folgen andrer Bahn.
Doch wo Jupiter noch blitzet,
Und im Himmel Themis sitzet:
Ist es nicht umsonst gethan.
Auf, dring in des Todes Hölen!
Dieses Hauses Schmach und Fall
Den Todten zu erzählen:
Töne dem betrübter Schall.

Erster Gegensatz.

Sprich, ihr Haus sey ganz vergiftet.
Ihre Kinder sind entzweyt.
Statt vertrauter Freundlichkeit,
Hat die Zwietracht Zank gestiftet.
Denn verrathen, und allein
In der Fluth umher geschlagen,
Muß Elektra Quaal und Klagen,
Um den Vater stets vernehm.

Sie

Sie verschmäht ihr eignes Leben,
Gegen zweener Bruder Blut
Will sie sich des Lichts begeben;
Dieß wirkt Schmach und edler Muth.

Zweyter Satz.

Kein hoher Geist kann in den Plagen
Des edlen Namens Schandfleck tragen,
Wenn er verschmäht und ehrlos liegt.
Auch du, o Kind, das bey den Leiden,
Die nie von deinen Tagen scheiden,
Noch wider seine Schande kriegt,
Verdienst, daß man dich zweifach preise,
Als tugendhaft und auch als weise.

Zweyter Gegensatz.

Du seyst an Stamm, an Blut und Segen
So weit den Feinden überlegen,
Als ihrer Hand ist untertan.
Wie ich aus deinem Thun erblicke,
fühlst du ein unverdient Geschicke,
Und gehst der Tugend edle Bahn;
erfüllst der Weisheit schönste Lehren,
Durch Fleiß, die Götter zu verehren.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Chor, Elektra, Orest, Pylades.

Orest.

Entdeckt uns, sind wir auch die rechte Bahn gegangen?
Und zeigt man uns den Ort, nach welchem wir verlangen?

Der Chor.

Wen ſucheſt du? Was iſts, das du zu forſchen haſt?

Oreſt.

Ich ſuch in dieſer Stadt ſchon lang Aegiſths Palaſt.

Der Chor.

Dich hat ein wahrer Mund auf dieſen Weg geleitet.

Oreſt.

Von welcher unter euch wird drinnen angedeutet:
Ein ihnen werther Zweck hab uns hieher geführt.

Der Chor.

Sie wird die nächſte ſeyn, der dieß zu thun gebührt.

Oreſt.

Wohlan! ſo geh dann hin um drinnen anzuſagen,
Daß Phocis Bürger hier nach dem Aegiſthus fragen.

Elektra.

Ich Aermſte! Habt ihr mir ein Zeugniß hergebracht,
Das was das Ohr gehört, dem Aug' unläugbar macht?

Oreſt.

Ich weiß nicht, was dir ſonſt zu Ohren können dringen.
Mich haßet Strophius Poſt vom Oreſtes bringen.

Elektra.

Was bringſt du? Meinen Geiſt hat Furcht und Angſt
beklemmt.

Oreſt.

Dir ſaget dieß Gefäß, was man zu bringen kömmt:
Den Reſt von ſeinem Leib in wenigen Gebeinen.

Elektra.

O weh mir! denn mein Schmerz will nur noch klärer
ſcheinen,
Und ſtellt den Augen ſich als gegenwärtig dar,

Oreſt.

Ja! wenn Oreſt dir lieb, ſein Unglück ſchmerzlich war:

So

So wisse seinen Leib hält dieß Gefäß verstecket.

Elektra.

O Fremdling, wo dieß Er, den werthen Körper decket:
Bey aller Götter Huld, geb mir es in die Hand.
Laß mich nunmehr mich selbst und Haus und Ehr, und Stand
Mit dieser Asch' als todt und als zerstäubt beklagen.

Oreſt.

Sie sey auch, wer sie sey. Die ihr es hergetragen,
Auf gebts ihr, denn sie reizt kein ihm erzürnter Muth;
Ein Herz das ihn geliebt wo nicht verwandtes Blut.

Elektra.

Reſt, den der werthe ste der liebste Geist verlassen!
Wie anders muß ich dich als ich gewünscht umfassen!
Dieß war die Hoffnung nicht, mit der ich dich gesandt.
Nur Asche, leichten Staub, nichts trag ich in der Hand.
Ein hoffnungsvolles Kind hatt' ich hinweg geschicket.
Ach! warum hast du nicht der Tage Ziel erblicket,
Eh ich dich aus der Hand erbitter Mörder fand,
Und fremder Erde dich, dein Blut, dem Heil befahl?
Dich hätte jener Tag des Mordens hingefället,
Und in getheilter Gruft dem Vater zugesellet.
Nun trifft dich auf der Flucht, von deinem Hause weit,
Von deiner Schwester fern, des Todes Grausamkeit.
Ich Arme habe nicht den werthen Leib gewaschen,
Nicht die betrübte Last, eh dich zu leichter Aschen
Die wilde Glut gemacht, selbst auf das Holz gesetzt.
Nur fremder Hände Dienst erbot sich dir zuletzt,
Und schickt uns aus der Glut die aufgezehrten Glieder
Als eine leichte Last der engen Urne wieder.
O vormals süße Müh! nun aber eitle Zucht!
O Sorgfalt ohne Nutz! und Wartung ohne Frucht!

Der Mutter biſt du nicht ſo lieb als mir geweſen.
Ich war die Pflegerinn, nicht die man ſonſt erleſen.
Ich wars, die dir die Nacht nicht von der Seite kam.
Dieß alles reißt der Tag, der dich der Erde nahm,
Mit dir als todt dahin. Du reißeſt ins Verderben,
Und als ein Sturmwind fort. Der Vater mußte ſterben.
Ich bin, als lebt ich nicht. Dir iſt kein Licht bewuſt.
Es lacht indeß der Feind, es raſt vor ſtolzer Luſt
Der Mutter grauſam Herz, von der du mir verſprochen,
Du kämſt, und Liſt und Mord blieb ihr nicht ungerochen.
Umſonſt war ich davon ſchon im geheim belehrt.
Ein Gott, der uns verfolgt, hat unſern Rath zerſtört,
Und läßt mir, ſtatt des Troſts von deinen werthen Blicken,
Den unbelebten Reſt unnützer Aſche ſchicken.
Ach! werther Leib! ach Hau! ach harter Tod!
Ach Unglücksflucht! du Anfang meiner Noth!
Ja, meine Noth hat hier den Anfang hergenommen.
Durch deinen Abſchied iſt der Schweſter Fall gekommen.
In deiner Urne ſey auch mir ein Raum vergönnt.
Man miſche beyder Staub, daß die die Gruft nicht trennt,
Die auf der Erde ſtets ein gleiches Glück genoſſen;
Mit dir ſey ich entſeelt; mit dir ins Grab geſchloſſen:
Denn Todte trifft nicht mehr der Erden Quaal und Pein.

Der Chor.

Elektra, denk an dich. Dein Erb' iſt ſterblich ſeyn,
Und ſterblich war Oreſt. Drum hemme deine Klagen.
Denn jedem iſt beſtimmt, dieß Schickſal zu ertragen.

Oreſt.

Oreſt.

Was red ich? Sprach und Mund bezähmt ſich länger nicht:
Jedoch die Zunge ſtockt, weil ihr das Wort gebricht.

Elektra.

Welch Wort? Was quälet dich? und wie iſt dir geſchehen?

Oreſt.

Wie? und ich ſoll in dir Elekterns Antlitz ſehen?

Elektra.

Du ſiehſt es, und zugleich ihr klägliches Geſchick.

Oreſt.

Ach! wie verfolgſt du ſie, du ungerechtes Glück!

Elektra.

Was ſeufzeſt du? bin ichs, die dir dieß Leid erwecket?

Oreſt.

O Leib von Schmach entſtellt! o Blick, der mich erſchrecket!

Elektra.

Die Schmach, von der du ſagſt, kann nur die meine ſeyn.

Oreſt.

So lebt ſie jammervoll, arm, troſtlos und allein?

Elektra.

Was wirfſt du ſtets auf mich mit Seufzen deine Blicke?

Oreſt.

Wie wußt ich doch faſt nichts von meinem Ungelücke.

Elektra.

So ſage, was dich itzt zu deſſen Känntniß bringt.

Oreſt.

Dein Jammer, den ich ſeh, und welcher dich umringt.

Elektra.

Du siehst den kleinsten Theil unzählich vieler Plagen.

Oreſt.

Kann ich was gröſsers sehn, und du was härters tragen?

Elektra.

Ja, wenn du um die Kost mich Mördern dienen siehst.

Oreſt.

Was Mörder? was für Mord, auf den du dich beziehst?

Elektra.

Des Vaters Mörder sind's, die mich zur Knechtschaft zwingen.

Oreſt.

Und wer kann dich durch Zwang in solche Schmach verdringen.

Elektra.

Ein Weib, das Mutter heiſst, und nirgend Müttern gleicht.

Oreſt.

Macht Hunger, macht Gewalt, daſs sie den Zweck erreicht?

Elektra.

So Hunger, als Gewalt, und was die Wuth erdenket.

Oreſt.

So steht dir niemand bey, und wehrt, wenn sie dich kränket.

Elektra.

Auf den ich noch gehofft, des Asche bringst du mir.

Oreſt.

Mich jammert deine Noth. Ich leide selbst mit dir.

Elektra.

So wisse, dir allein geht meine Quaal zu Herzen.

Oreſt.

Oreſt.

Allein komm ich hieher, gerührt von deinen Schmerzen.

Elektra.

Wo aber kömmſt du her. Iſt uns dein Blut verwandt?

Oreſt.

Ich ſagt es, hätt' ich nur erſt dieſer Treu erkannt.

Elektra.

Vertrau dich ihrer Treu. Ihr Herz iſt mir nur eigen.

Oreſt.

Hinweg den Aſchenkrug! Laß dir die Wahrheit zeigen.

Elektra.

Ach! ich beſchwöre dich: Thu mir dieß Leid nicht an.

Oreſt.

Es wird dich nicht gereun: haſt du es nur gethan.

Elektra.

Das Liebſte, das mir bleibt, reiß nicht aus meinen Händen.

Oreſt.

Ich laſſe dir ihn nicht.

Elektra.

Oreſt, weh! mir Elenden,
Wenn man mir noch den Troſt dich zu begraben raubt!

Oreſt.

Sprich frölich. Es iſt hier zu ſeufzen nicht erlaubt.

Elektra.

Soll ich des Bruders Tod mit Seufzen nicht beklagen?

Oreſt.

Nein, dir geziemet nicht vom Seufzen viel zu ſagen.

Elektra.

Iſt etwas, das mich ſein nicht werth gemachet hat.

Oreſt.

Sein unwerth biſt du nicht. Nur hat kein Seufzen ſtatt.

Elektra.

So faß ich nicht den Leib, von dem du mich berichtet.

Oreſt.

Nein! ſondern Aſch und Staub, die man ihm angedichtet.

Elektra.

So ſage, welche Gruft den Armen ſonſt umſchlieſſt?

Oreſt.

Der brauchet keiner Gruft, der noch des Lichts genieſſt.

Elektra.

Was ſagſt du?

Oreſt.

Glaube nur der Nachricht, die ich gebe.

Elektra.

So lebt mein Bruder noch?

Oreſt.

Wofern ich ſelbſt noch lebe.

Elektra.

Biſt du vielleicht es ſelbſt.

Oreſt.

Sieh dieſes Siegel an,
Weil deſſen Zeugniß dir die Wahrheit ſagen kann.

Elektra.

O angenehmſtes Licht!

Oreſt.

Licht, das auch mich erquicket!

Elektra.

Dich hör ich.

Oreſt.

Ja mich ſelbſt, nicht wen ich abgeſchicket.

Elektra.

Dich faß ich.

Oreſt.

Oreſt.

Du umfängſt den, der dich nie verläßt.

Elektra.

Geliebte, ſehet hier den werthesten Oreſt,
Den Liſt und falſcher Ruf den Todten zugeſellet,
Doch Liſt mir wieder gibt und an das Licht geſtellet.

Der Chor.

Wir ſehn ihn, Wertheſte. Bey dieſem, was geſchehn,
Läßt ſich dir unſer Herz durch freye Thränen ſehn.

Elektra.

So kömmſt du dich endlich zu zeigen!
Des werthesten Stammes geliebteſter Aſt!
Du kömmſt, triffſt an, und ſiehſt, wen du ge-
wünſchet haſt.

Oreſt.

So iſts. Doch zwing dich izt noch in Geduld zu
ſchweigen.

Elektra.

Was ſagſt du mir?

Oreſt.

Im Hauſe hört man uns. Zu ſchweigen rath ich dir.

Elektra.

Bey Dianens freyen Jungfernſtande!
Wär es nicht Schande,
Da nur drinnen feige Weiber ſtecken
Noch zu erſchrecken?

Oreſt.

Du weißt, der kühne Mars hat Weiber auch erzeugt.

Elektra.

Was erneuſt du für ein Angedenken?
Vom Vergeſſen unbenebelt kränken,

Nie

Nie geheilte, nie verborgne Schmerzen
Rufst du zum Herzen.

Oreſt.

Dieß alles weiß ich wohl. Wenn mir zu andrer Zeit
Der Himmel Ruhe gönnt; erzähle mir dein Leid.

Elektra.

Iſts billig mein Leid zu erzählen:
So iſt mir auch iegliche Stunde geſchickt.
Der freye Mund wird nicht von Schrecken zugedrückt.

Oreſt.

Ich glaub es. Doch nur iſt ſchweig noch von deinem Quälen.

Elektra.

Was ſoll ich thun?

Oreſt.

Viel Reden bringt Gefahr. Laß Zung und Klagen ruhn.

Elektra.

Kann ich billig ängſtlich Schweigen wählen?
Statt zu erzählen,
Durch wie ſchnelles unverhoffies Glücke
Ich dich erblicke.

Oreſt.

Dann brach ich auf zu dir, als mir der Himmel rief.

Elektra.

Meine Freude muß dieß Wort verſtärken.
Spornt der Himmel dich zu ſolchen Werken:
O ſo ſcheinen deine kühnen Reiſen,
Göttlich zu preiſen.

Oreſt.

Theils dämpf ich mit Verdruß die Luſt die dich verwundt,
Theils fürcht ich, daß dich nicht die Freude ganz bezwinge.

Elektra.

Elektra.

Ach! konnt ich dieß bey dir verdienen,
Daß mir nach langer Zeit dein Fuß zum Troſt erſchie-
nen:
So bitt ich daß du mich in ſolcher Noth erblickſt. . .

Oreſt.

Was ſoll von mir geſchehen!

Elektra

Daß du die Luſt nicht unterdrückſt,
Und trennſt die Freude nicht vom Glücke dich zu ſehen.

Oreſt.

Mit Unmuth werd ich ſehn, wenn ſie ein andrer ſtört.

Elektra.

So iſt ſie mir denn unverweigert?

Oreſt.

Wie kann ich ſie verweigern?

Elektra.

Was ich nie gefurcht zu hören,
Verheiſſe, durchfuhr mein Herz!
Doch ich zwang den ſtummen Schmerz
Und ließ kein Angſtgeſchrey die harte Nachricht ſtören.
Nun hab ich dich. Dein Angeſicht
Zeigt ſeiner Augen beſtes Licht,
Und meine Luſt verliſcht durch Schmerz und Unglück
nicht.

Oreſt.

Hier Schweſter, ſchleuß einmal das Reden, das nichts
tienet.
Erzähle nicht, was ſich das freche Weib erkühnet.
Beſchreib nicht, wie Aegiſth verſchwenderiſch, ungeſcheut,
Das väterliche Gut geſchwächt, erſchöpft, zerſtreut.

Das

Das Reden ſtiehlt uns ſonſt zum Thun bequeme Zeiten.

Itzt gieb zur Sache Rath. Sey kurz mir anzudeuten,
Ob öffentlich mit Macht, ob mit verſteckter Liſt
Der Feinde froher Stolz zu unterdrücken iſt.
Nur daß die Mutter nicht aus deinem Angeſichte,
Wenn man das Haus betritt, von deiner Freude richte
Bis uns das Glück vergnügt, beſeufze falſches Leid.
Dann freue dich in Ruh, und lach in Sicherheit.

Elektra.

Mein Bruder, bloß dein Wunſch regieret mein Bezeigen,
Von dir ſtammt meine Luſt. Drum iſt ſie nicht gemeigen.

Ich würde meines Glücks durch Weigern unwerth ſeyn;
Wär auch mein Vortheil groß und dein Verdruß nur klein.

Zwar wie es drinnen ſteht, brauchſt du nicht mehr zu hören.

Aegiſthus iſt entfernt und kann dein Werk nicht ſtören,
Die Mutter iſt allein. Mein Bruder fürchte nicht,
Als ſähe ſie von mir ein freundiges Geſicht.
Mein allzufeſter Haß wird denn kein Laſter leiden.
Mein Auge hört nicht auf, und thränt indeß vor Freuden.

Iſts möglich, daß ſo bald der Thränen Quell verſiegt
Da eine Stunde dich mir todt und lebend zeigt?
Kein Wunder ſcheine mir groß, da dieſes nun geſchehen.
Kämſt auch mein Vater ſelbſt: ſo glaubt ich ihn zu ſehen.
Wohlan! weil dich dein Weg zu meiner Rettung trägt:
So folge deiner Bruſt, die edler Muth erregt.
Auch ich war ſchon gewiß, und wollt in einem ſiegen,
Mit Ruhme mich befreyn: wo nicht mit Ruhm erliegen.

Oreſt.

Oreſt.

Ich habe dich erſucht itzt lieber ſtill zu ſeyn.
Man kommt zu uns heraus

Elektra.

Ihr Fremden geht hinein.
Was niemand frölich nimmt, habt ihr uns hergetragen,
Doch was auch niemand leicht zu nehmen ausgeſchlagen

Zweyter Auftritt.
Die Vorigen, der Hofmeiſter.

Der Hofmeiſter.

So flieht euch aller Rath? Was blendet euren Sinn?
So ſorgles gebt ihr ſelbſt das ſchnöde Leben hin!
Iſt in euch kein Verſtand, bey naher Noth zu wachen.
Zwar naht ihr nicht der Noth. Ihr ſeyd ihr ſchon im Rachen.
Stünd ich als Wächter nicht ſtets dieſen Pforten nah:
So wär es euer Rath, als euer Fuß allda.
Doch meine Sorge nur hat alles abgewendet.
Itzt brecht das Reden ab. Das Jauchzen ſey geendet,
Dem ſonſt das Maas gebricht. Sieht, nehmt die Zeit in acht.
Verzogen heißt verſäumt. Geeilt heißt ſchon vollbracht.

Oreſt.

Entdecke mir zuvor, wie man es drinnen findet.

Der Hofmeiſter.

Nach Wunſche. Denn kein Menſch hat wer du biſt ergründet.

Oreſt.

So haſt du meinen Tod als glaublich vorgeſtellt.

Der Hofmeiſter.

Du biſt in ihrem Sinn den Schatten zugeſellt.

Oreſt.

Oreſt.

Was ſagt man? Haſt du auch beſondre Luſt verſpühret?

Der Hofmeiſter.

Dann frage weiter nach, wenn du die That vollführet.
In ihrem Sinn ſtehts wohl, doch in der That nur nicht.

Elektra.

Mein Bruder, wer iſt der, der ſich mit dir beſpricht?

Oreſt.

Gedenkſt du nicht an ihn.

Elektra.

Ich kann mich nicht entſinnen.

Oreſt.

Weißt du wem du mich gabſt, um mit mir zu entrinnen?

Elektra.

Wen nennſt du?

Oreſt.

Den, der mich mit treuen Händen nahm.
Daß ich auf dein Gebot in Phocis Gränzen kam.

Elektra.

Iſts dieſer, der allein auch bey Gefahr und Morden,
Als alles von mir wich nur treu erfunden worden?

Oreſt.

Ja! Forſche mich nur nicht durch weiter Fragen aus.

Elektra.

Du vormals einziger Schutz für Agamemnons Haus.
Dich ſoll ich wiederſehn. Biſt du der uns geſchonet,
Mein und des Bruders Heil der unſern Fleiß gekrönet.
O Hände, die ihr einſt die ſchönſte That gewagt!
O Füße, die ihr ihn erwünſchte Wege tragt!
Wie? konnte dich denn nichts mir zu erkennen geben?
Dein Wort war mir der Tod; dein Werk ſchenkt mir das Leben.

Wid-

Willkommen! dich ſeh ich als meinen Vater an.
Was kaum ein Vater thut hat hier ein Knecht gethan.
Willkommen! niemand iſt, zu dem in einem Tage,
Ich größre Freundſchaft trug und größre Liebe trage.

Der Hofmeiſter.

Dieß ſcheint mir itzt genug. Denn was indeß geſchehn,
Elektra, kannſt du kaum aus langen Reden ſehn,
Die ſich in ſteter Nacht durch Tag und Nächte dehnen.
Euch will ich, die ihr ſäumt, es noch einmal erwähnen,
Gewinnt den Augenblick, da Klytämneſtra iſt
Euch ſelbſt zum Opfer bent und ſie kein Mann beſchützt.
Doch wo ihr noch verweilt: ſo fürchtet euch mit Leuten
Von mehr entſchloßnem Muth und größrer Macht zu

Oreſt. ſtreiten.

Auf, Pylades, dieß Werk macht unſer Mund nicht aus.
Die Zeit ruft uns zur That. Drum eile nur ins Haus.
Doch wirf dich erſt mit mir vor dieſer Götter Zeremen,
Die, als des Hauſes Schutz, vor dieſen Schwellen wohnen.

Elektra.

Höre ſie und mich, die ich nur reicher Hand
Im meiner Armuth oft vor deinem Altar ſtand.
Lykiſcher Apoll, o unſer Schutz und König.
Ich bitte, flehe, fleh. Zwar iſt dieß alles wenig.
Doch iſt es, was ich kann. Schau uns in dieſer That
Zart ihres Armes Kraft. Tritt ſelbſt in ihren Rath.
Und zeig einmal der Welt, wie mit gerechten Händen,
Der ſtolzen Bosheit ſtets die Götter Strafe ſenden.

Vierter Zwiſchengeſang.

Der Chor.

Mars eilet mit erhitztem Muthe.
Er ſchnaubt voll Zorn und lechzt nach Blute:

Und Zwietracht reicht ihm das Gewehr.
Es wandeln schon im Hause drinnen
Der Freveltat Begleiterinnen,
Der Höllen unvermeidlich Heer.
Der Träume dunkles Bild hat mir es prophezeyht,
Und die Erfüllung ist nicht weit.

Die List führt über diese Schwelle
Den Rächer jenes in der Hölle,
Daß er des Vaters Haus betritt.
Den alten Thron hat er gefunden.
Er hat den Stahl gewetzt zu Wunden
Und Majens Sohn deckt seinen Schritt.
Merkurens naher Schutz umhüllt das Werk mit Nacht,
Die nur der Ausgang lichte macht.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Elektra, der Chor.

Elektra.

Geliebte, da sie itzt zum Werke drinnen eilen:
So laßt bis es geschehn, uns schweigend hier verweilen.

Der Chor.

Was thun sie? was geschicht?

Elektra.

Dem Trauermal zur Zier
Schmückt sie die Schüsseln aus, und jene stehn bey ihr.

Der Chor.

Warum eilst du heraus?

Elektra.

Ich wache hier und wehre,
Daß uns nicht unverhofft Aegisthens Ankunft störe.

Clytämneſtra.

Ach! komm! ach helft! ach ſteht mir bey!
O Haus von Mördern voll! von Fremden leer und wüſte!

Elektra.

Geliebte, hört ihr nicht? vernehmt ihr dieſs Geſchrey?

Der Chor.

Mein Haar beginnt der Schauer zu empören.
Ich hör, und wünſche nicht zu hören.

Clytämneſtra.

Ich bin dahin! Aegiſth, wo biſt du? komm geſchwind.

Elektra.

Man ſchreyet noch einmal.

Clytämneſtra.

Ach! Kind, geliebtes Kind!
Beugt dich die Mutter nicht?

Elektra.

Auch du wardſt nicht gebeuget.
Dich rührte dieſer nicht, noch der, der ihn gezeuget.

Der Chor.

Unglücklich Haus! und unglücksvolle Stadt,
Die nur ein Tag, ein Tag verderbet hat.

Clytämneſtra.

Weh mir! ich bin verwundet!

Elektra.

Verdopple nur die Wunden.

Clytämneſtra.

Ich ſterbe.

Elektra.

Hat Aegiſth nur auch das Schwerdt empfunden!

Der Chor.

Die harten Flüche ſind erfüllt.

Es leben die, die in der Höllen liegen.
Das Blut, das frisch aus ihren Mördern quillt,
Labt die Verwesten noch mit heimlichem Vergnügen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Orest.

Elektra.

Jetzt treten sie heraus. Ihr Degen ist noch warm.
Von Mayors Opfern trieft ihr blutbesprützter Arm.
Mein Bruder, wie es sieht, braucht dich nicht zu fragen.

Orest.

Wohl sichts; weiß anders nun Apollo wahrzusagen.
Es liegt dieß freche Weib. Der Lauf, durch den sie fiel,
Setzt endlich deiner Schmach und unserm Kummer Ziel.

Der Chor.

Jetzt halten ein. Denn wo ich recht erblicke:
Es kehrt nunmehr Aegisth zurücke.

Elektra.

Verbergt euch. Seht ihr nicht, wie er den frohen Schritt
Vom Lande zu uns setzt, und eilend näher tritt?

Der Chor.

Eilt wie ihr könnt, geht in den Vorhof ein!
Das Glück der ersten That begleit euch noch einmal.

Orest.

Getrost! Du siehst, ich thu nach deinem Sinn.

Elektra.

Drum eile.

Orest.

Ich gehe.

Elektra.

Hier vorzusehn, dieß laß nur mir zu Theile.

Der

Der Chor.

Der Musen rath, Elektra, dir,
Ihm noch ins Ohr ein freundlich Wort zu sprechen;
Damit er blind, mit eilender Begier,
Schnell in die Waffen renne, der seinen Frevel rächen.

Dritter Auftritt.

Aegisth, Elektra, der Chor.

Aegisth.

Wer zeiget unter euch mir jene Fremden an,
Die uns aus Phocis her die Nachricht kund gethan,
Daß man aus dem Ruin von dem zermorsten Wagen
Zerfleischet und erblaßt Oresten weggetragen.
Du, glaub ich, du gichst mir den sichersten Bericht,
Du weißt am besten wohl, was deinen Trutz zerbricht.

Elektra.

Ach freylich weiß ich es. Wie wäre mir verborgen,
Wofür die Liebe stets mich hieß am meisten sorgen!

Aegisth.

So sage mir nur bald, wo man die Fremden findt.

Elektra.

Im Hause finden sie die Wirthinn wohlgesinnt.

Aegisth.

Doch läßt auch ihr Bericht den wahren Grund erreichen.

Elektra.

Es ist kein leerer Ruff. Es sind gewisse Zeichen.

Aegisth.

So machet sich sein Tod auch selbst den Sinnen klar?

Elektra.

Ein Anblick, den man flieht, macht dir ihn offenbar.

Aegisth.

Itzt sagst du mir einmal von lauter frohen Dingen.

Elektra.

Ja freue dich, kann dich der andern Freude bringen.

Aegyth.

Schweigt, höret mein Gebot. Man öffne diesen Thor,
Und lege dieser Stadt den kalten Leichnam vor.
Damit wer noch die Brust mit eitlem Hoffen schwellet,
Erblicket, wie das Glück nun seinen Trotz gefället,
Sich mit Gebiß gewöhnt, der Macht nicht widerstrebt,
Die eben zu strafen dräut noch sich zu heftig bebt.

Elektra.

Von mir geschichts nun. Die Zeit zähmt meine Sinnen,
Und lehret mich durch Geduld die mächtigern gewinnen.

Vierter Auftritt.

Das Thor des Pallastes wird geöffnet.

Die Vorigen, Orest, Pylades.

Aegyth.

O Anblick voller Glück, jedoch nicht sonder Neid!
Vielleicht, o Jupiter, ist Zorn und Haß nicht weit.
Laßt von den Decken nun sein Angesicht befreyen.
Mein ihm verwandtes Blut heißt mich ihm Thränen weyhen.

Orest.

Berühre du ihn selbst. Denn mir gebühret es nicht.
Besieh ihn, red ihn an, zur letzten Liebespflicht.

Aegyth.

Mir Recht wird was du sagst von mir in acht genommen.
Du aber laß indeß mir Eidesmännern kommen.

Orest.

Was suchst du sie so weit? Du hast sie neben dir.

Aegyth.

Weh mir!

Orest.

Orest.

Was zitterst du? und wen erblickst du hier?

Aegisth.

In wessen Hand bin ich! Wer Netz hat mich umgeben?

Orest.

Hast du nicht längst gemerkt, daß du dich in dem Leben
Mit Todten schon besprichst?

Aegisth.

Dieß Wort gewähret mir Licht,
Orest, ja, ja, Orest, der ists, der mit mir spricht.

Orest.

Hat, wer so richtig räth, so lange fehlen können?

Aegisth.

Ich bin dahin. Ein Wort, ein Wort wirst du vergönnen.

Elektra.

Nein! Bruder, benimm du nur seiner Worte Lauf.
Was hält er seinen Tod mit langem Reden auf?
Was hilft dem, der in schon Furcht u. Tod bestricken,
Der ängstliche Verzug von wenig Augenblicken?
Was säumst du? Eile nur und schaff ihn von der Welt.
Alsdenn sey ihm sein Grab, wie er verdient bestellt.
Laß mich ihn nicht mehr sehn, der nach so langen Plagen,
Kann eher nicht meinem Herz von Hülf u. Lindrung sagen.

Orest.

Fort, eile, geh hinein. Hier schützt die Zunge nicht,
Und Plaudern ist umsonst, wo man ums Leben ficht.

Aegisth.

Was treibst du mich ins Haus. Ists rühmlich mich zu
tödten:
So hast du nicht dazu der Finsterniß vonnöthen.

Orest.

Schreib nicht Gesetze vor. Was stumm du! Geh ins Haus.
Wo du den Mord begiengst, da blaß den Odem aus.

Aegistus.

So muß ich denn dieß Haus und alles Uebel sehen,
Das ist daselbst geschähe und das noch wird geschehen.

Orest.

Eins prophezeyh ich dir, daß dich dieß Haus verderbt.

Aegistus.

Die Kunst, der du dich rühmst, ist dir nicht angeerbt.

Orest.

Was widerstreichst du viel, u. stumpfst und bleibest stehen?
Geh weiter.

Aegistus.

Geh voran.

Orest.

Nein! du sollst vor mir gehen.

Aegistus.

Meynst du, ich werd entfliehn?

Orest.

Ich will so weit dichs kränkt,
Damit im Tode nichts die Trost und Lindrung schenkt.
O daß ein strenges Recht gleich jedem tödten sollte,
Der nicht als das Gesetz im Staate herrschen wollte!
So würde Frevel, List und Bosheit seltner seyn.

Der Chor.

O Atreus Stamm durch wie viel harte Pein
Bist du mit Müh zur Freyheit durchgedrungen
Da dieser Angriff dir gelungen!

Anmer-

Anmerkungen.

(p. 209. V. 3.)

Dein Argos]. Ein Theil derjenigen, welche diese Stelle erklären, insonderheit Dacier, behauptet, daß Sophokles in dieser Stelle zwischen Argos und Mycen einen Unterscheid mache; und daß der Hofmeister Orestes die Stadt Argos, den Hayn der Jo, samt dem Lyceischen Platze in der Ferne zeigte. Aber ich weiß nicht, wie solchergestalt der Hofmeister sagen könnte, daß dieses das Argos wäre, wornach Orest verlanget hätte, weil ihm nicht daran gelegen war, Argos zu sehen, sondern nach Mycen zu gelangen. Zudem kommt mitten in diesem Trauerspiele Clytämnestra, um dem Lyceischen Apollo zu opfern auf den Schauplatz, und folglich mußte der Schauplatz den Lyceischen Platz nicht in der Ferne zeigen, zumal da sie den Apollo ἀγορατάρην nennet, sondern in der Nähe und bey dem Hause des Aegisthus. Uebrigens hat man wohl eben den Ort des Schauplatzes nicht beschrieben, wie er sich wahrhaftig befunden hat, sondern wie er dem Poeten am bequemsten und prächtigsten schien. Aeschylus, welcher in seinen Choephoren ebenfalls den Pallast des Aegisthus auf das Theater verlegt, stellet zu gleicher Zeit das Grab des Agamemnon auf demselben vor, wovon doch Sophokles ganz abgehet.

(v. 5.) Vor dem man Wölfe schlachtet], λυκόκτονον, weil er die Heerden beschützte, und also ein Feind der Wölfe war, so, daß man ihm eben wegen dieser Ursache Wölfe zu Argos zu opfern

pflegte. Camerarius bemerket, daß dieser Apollo insbesondere, welchen man zu Argos ehrte, der Lyceische Apollo dessentwegen genennet worden. Danaus hatte mit dem Gelomor einen Streit wegen des Argischen Königreiches, und die Bürger zu Argos sollten ihn entscheiden. Es begab sich, daß man gleich damalen sahe, wie ein Wolf einen Ochsen anfiel und überwältigte. Dieses legte man aus, daß ein Ausländer einem bey ihnen gebohrnen Prinzen überlegen sey, und trug dem Danaus die königliche Würde auf. Dieser weyhte zur Dankbarkeit dem Apollo diesen Tempel, und von dem Wolfe wurde derselbe der Tempel des Lyceischen Apollo genennet.

(p. 260. v. 22) [Sprich daß von Phocis aus ꝛc.] Φωκεὺς παρ' ἀνδρὸς Φανοτέως. Camerarius nimmt das Wort Phanoteus für den Nahmen des Mannes an, von dem er abgeschicket worden. Der Scholiast sagt, daß es von dem Nahmen einer Stadt, welche in Phocis liegen solle, hergeleitet sey, und Dacier erinnert, daß die Stadt erst Panope geheißen, und in den folgenden Zeiten Phanote genennet worden.

(p. 261. v. 2.) [Beschwöre, daß Orest ꝛc.] Der Scholiast entschuldiget den Poeten also. Man darf nicht glauben, als ob der Poet haben wolle, daß man so niederträchtig seyn und seine Feinde durch Schwüre betrügen sollte. Sondern Orest muß dem Orakel gehorchen, welches befohlen hatte, daß er seine Feinde durch List hintergehen sollte. Also zeiget Orest in derjenigen Sache selbst seine Ehrfurcht gegen die Götter, in welcher er derselben zu nahe zutreten scheinet. Unterdessen scheinet mir weder daß

Sopho-

Sophokles dieses andeuten wollen, noch auch daß er, wenn er es gewollt hätte, dadurch entschuldiget wäre. Meines Erachtens kann man dasjenige was keinen Einfluß in den Ausgang des Stückes hat, nicht dafür ansehen, als ob es der Poet den Zuschauern hätte zu verstehen geben wollen, sondern man kann nicht anders, als glauben, daß es zu Bemerkung des Charakters der Person, die da redet, gesaget werde. Der Hofmeister bedienet sich bey der Erzählung, die er in der andern Handlung von dem vorgegebenen Todesfalle des Orestes macht, keines Eydes, welchen ihm Sophokles sonst leicht hätte in den Mund legen können, wenn diese seine Meynung wäre. Aber, wie ich dafür halte, will er nichts als nur den Charakter des Orestes ausdrücken. Es ist nichts natürlicher, als daß dieser in der Hitze seines Alters die Erlaubniß des Apollo eine List zu gebrauchen noch weiter erstrecket, und glaubet, daß er ihm dadurch auch vergönnet habe einen falschen Eyd zu begehen.

(v. 4.) [Im Rennen nach dem Ziel ꝛc.] in den Pythischen Spielen. Sophokles vermenget hier die Zeiten. Denn man saget, daß Triptolemus die Pythischen Spiele erst 600 Jahr hernach angestellet. Der Scholiast.

(v. 6.) [Des Haupts verschnittnen Schmuck samt frommen Opfer bringen.] Weil der Ceremonien des Todtenopfers durch dieses ganze Trauerspiel gedacht wird: so erachte ich für nöthig hier etwas davon zu sagen. Man findet, daß die Todtenopfer ordentlich aus einer Vermischung von Milch, Wein und Honig, welche auf dem Grabe

aus-

ausgegossen wurde, aus Blumen, und aus den abgeschnittenen Spitzen der Haare von derjenigen Person, von der das Opfer kam, bestanden haben. Die Haare aber scheinen wahrscheinlicher weise, nur wenn man zu dem Grabe des Todten selbst kommen konnte, zum Opfer gehöret zu haben, welches aus dieser Stelle des Euripides in der Iphigenia in Tauris im 159ten und den folgenden Versen zu folgen scheint:

Ihm will ich dieß Opfer zahlen.
Ihm fließt aus geweihten Schaalen
Was der Erden Rücken nest.
Ströme von der Kühe Brüsten
Der beliebten Trauben Saft,
Was die Biene summend schafft
Des die Schatten selbst gelüsten.
Gieb das Opfer mir nunmehr
Gieb den güldnen Becher her.
Laß dich, Todter, dieß bewegen,
Agamemnons Zweig nimm an,
Was die Schwester geben kann,
Denn bey deiner Gruft zugegen,
Bring ich dir wohl nie ein Haar,
Niemals meine Thränen dar.

In dem Oresi des Euripides im 1156ten Verse stehet, von den Todtenopfern:

μελίκρατ' ἄφος γάλακτος ἐκπάντ' ἄχνην
Geuß mit Milch vermischten Honig und schäumenden Wein aus.

Bey dem Abschneiden der Haare scheinet es ein desto größerer Verdienst gewesen zu seyn, je länger man sie abgeschnitten. Elektra tadelt deswegen die Helena,

lena, welche ihre Haare zu kurz abgeschnitten in Euripides Orest. V. 128.

εἴδετε παρ' ἄκρας ὡς ἀπέθριξε τρίχας
σώζουσα κάλλος ἔστι θ' ἡ πάλαι γυνή.

Seht, wie sie der Gestalt mit aller Sorg ergeben,
Den schönen Haaren kaum die äussern Spitzen raubt,

Von dem Blumen findet man in diesem Trauerspiele selbst Zeugnisses genug. Uebrigens ist Virgil von dieser Art der Opfer etwas abgewichen. Im 5ten Buche der Aeneis im 75ten Verse sagt er:

Ille e concilio multis cum millibus ibat
Ad tumulum, magna medius comitante caterua
Hic duo rite mero libans carchesia Baccho
Fundit humi; duo lacte nouo duo sanguine sacro
Purpureosque iacit flores &c.

Vielleicht haben auch die Trojaner eine andere Art der Todtenopfer gehabt, als die Griechen. Im vierten Buche vom Landbau im 545ten Verse gedenkt er des Mohns:

Inferias Orphei Lethaea papauera mittes.

(v. 11.) [Den nur die Zunge sagt ꝛc.] λόγῳ θανών. Euripides in der Helena im 1056 Verse:

βουλει λεγέσθαι μὴ θανὼν λόγῳ θανεῖν;
Κακὸς μὲν ὄρνις, εἰ δὲ κερδανῶ λέγειν,
ἕτοιμός εἰμι μὴ θανὼν λόγῳ θανεῖν.

HELENA. Da du noch lebend bist: sey nur im Worten todt

MENELAUS. Dieß Zeichen ist zwar schlimm.
Doch kann mirs Nutz erwerben:
So laß mich lebend noch in leeren Worten sterben.

Beyde aber haben es aus dem Aeschylus. Chephor. V. 856.

τὸν

τὸν ζῶντα κάινειν τοὺς τεθνηκότας λόγῳ
Der selbst sich todt gesagt, hat lebende getödtet.

(v. 13.) [Kann niemals Uebels bringen.] Dieses ist eben das was ich gleich aus dem Euripides angeführet. „Dieß Zeichen ist zwar schlimm„ Weil nemlich andere eine üble Vorbedeutung daraus ziehen möchten.

(v. 14.) [Auch Weise.] Man weiß nicht, wer hierunter verstanden wird. Einige sagen Ulysses, welcher aber niemals sich selbst für todt ausgegeben. Andere wollen den Pythagoras darunter verstehen. Aber Sophokles würde den Orest nicht vom Pythagoras reden lassen welcher lange nach ihm gebohren ward.

(v. 17.) [Bis ich ihm als ein Stern zum Schrecken blitzen werde.] Homer in der Ilias im 21 B. V. 26.

Wie zu des Herbstes Zeit
Das blitzende Gestirn, zu andrer Sterne Neid
Mit kenntlich hellem Licht in ihrer Mitten brennet
Den als Orions Hund fast jeder Landmann kennet.
Zwar prächtig scheint sein Glanz, doch führt sein schreckend Zeichen
In die geplagte Welt der heißen Fieber Seuchen.

(p. 262. v. 2.) [Hör ich nicht eine Magd] Nicht als ob der Hofmeister sie für eine Magd gehalten, sondern er zeigt hierinnen sonderbare Klugheit. Er kömmt den übrigen zuvor und thut als ob diese Klagen ihn und den Orest nichts angiengen, um ihre Aufmerksamkeit davon abzuwenden, ehe sie noch auf die Gedanken geriethen, daß es Elektra wäre, und dadurch vielleicht ihren Muth schwächen ließen.

Dieser

Dieser Auftritt ist im übrigen mit den folgenden auf diese Art verbunden, daß die vorhergehenden Personen weggehen, um von den Ankommenden nicht gesehen zu werden.

(v. 9.) [Reines Licht ꝛc.] Man findet in den Tragodienschreibern viele Spuren von der Gewohnheit, daß man entweder aus Aberglauben oder weil der Schmerz darinnen eine besondere Lindrung suchte, Klagen, Träume oder andere dergleichen Angelegenheiten der Sonne oder der Luft erzählte; eine von dem vornehmsten ist in diesem Trauerspiele selbst im 425ten Verse des Griechischen Textes:

Τοιαῦτα τοῦ παρόντος, ἠνίχ' ἡλίῳ
δείκνυσι τοὔναρ ἔκλυον ἐξηγουμένου.

„Ein Mann hat mirs erzählt, der alles selbst gehört,
„Als sie von ihrem Traum die Sonne hat belehrt.

In der Iphigenia in Taurien des Euripides im 42. Verse:

„Den ungewohnten Traum, die Bilder banger Nacht
„Erzehl ich dir, o Luft, wo dieses Lindrung macht.

Hieraus läßt sich rechtfertigen so wohl, was Elektra hier auf dem Schauplatze zu thun hat, als auch daß sie allein redet, wovon man außer den Vorrednern des Euripides nicht viel Exempel finden wird. Auch einige Vorredner in den Tragodien des Euripides werden dadurch erträglicher, indem man nicht voraus setzen darf, daß sie zu den Zuschauern reden. Zum Exempel in den Phönicierinnen desselben redet Jocasta im Anfange allein.

Du, deren hohe Bahn sich durch die Sterne beugt,
O Sonne, die sich uns vom güldnen Wagen zeigt,

Und

Und ihre Flammen dreht mit unermüdten Rossen.
Welch einen Unglücksstrahl hast du auf uns geschossen.
Als dieser Götterstadt zuerst sich Cadmus wieß
Und sein Phönicien am wilden Meere ließ.

(v. 10.) [Weite Lufft ꝛc.] γῆς ἰσόμοιρος ἀήρ, die gleiche Theile mit der Erde einnimmt. Man hat viel sinnreiche Ursachen ausgedacht, warum die Luft so genennet worden. Einige haben gesagt, daß die vier Elemente einander an Gewichte und Quantität gleich wären, und ungeachtet die Luft mehr schiene, als die Erde, so würde sie doch, wenn sie zusammengepreßt wäre, nicht mehr ausmachen. Andere haben es daher geleitet, weil die Erde in dem Mittelpunkte wäre, und also der Himmel von allen Seiten gleich weit von ihr abstünde.

(v. 12.) [Und oft mit schwerer Hand ꝛc.] Der Gebrauch, daß man eine große Betrübniß zu bezeigen, sich auf die Brust und zwar sehr heftig und oft geschlagen, ist bekannt. In den lateinischen Trojanerinnen ist der erste Chor voll von dieser Gewohnheit. Nur eine Stelle daraus anzuführen, wo auch des Kopfes beym Schlagen nicht vergessen ist, heißt es:

Tibi nostra ferit dextra lacertos,
Humerosque ferit tibi sanguineos,
Tibi nostra caput dextera pulsat,
Tibi maternis ubera palmis
Laniata jacent.

Opitz hat es etwas bescheidener gemacht, indem er übersetzt:

Jede

Jede ſchlägt ſich dir mit Fleiſſe
Blutig, gleichſam als mit Luſt.
Kein iſt, die dir nicht zureiſſe
Ihre mütterliche Bruſt.

(v. 20.) [Mare und Schwerdt verſchonet hat.] Sophokles hat ohne Zweifel in dieſer ganzen Stelle den Homer nachgeahmet, bey welchem Agamemnon zum Ulyſſes in der Hölle ſagt: Odyſſ. B. II. V. 405.

Mich ſchlug im Schiffe nicht Neptuns erhitztes Raſen
Der ſtarken Winde Sturm und ungeſtümes Blaſen,
Nicht räubriſche Gewalt in wüſter Einſamkeit.
Mir war Geſchick und Tod von dem Aegiſth bereit
Mein freches Ehgemal lud mich zu feiten Trachten,
Und half mich als ein Rind bey ſeiner Krippe ſchlachten.

(p. 263. v. 11.) [Merkur.] In dem Griechiſchen wird er mit dem Beynahmen χθόνιος irdiſcher oder vielmehr unterirdiſcher Merkur belegt. Wie er, wenn man ihn in andern Geſchäfften nöthig hat, ἐνάγιος und θαλάσσιος genennet wird: alſo hat er den Nahmen χθόνιος in Geſchäfften die die Hölle betreffen. Elektra zeigt in dem Aeſchylus, da ſie ebenfalls die Hölle um Rache anruft, ganz deutlich eine von den Urſachen, warum er nicht allein χθόνιος genennet, ſondern auch bey dieſer Gelegenheit, wenn man Rache fordert angerufen werde, in den Choephoren des Aeſchylus im 122ten Verſe:

Ἑρμῆ χθόνιε, κήρυξὰς ἐμοὶ,
Τοὺς γῆς ἔνερθε δαίμονας κλύειν ἐμὰς
Ἐυχὰς, πατρῴων δωμάτων ἐπισκόπους.

Mertur, der mir die Peſt aus tiefer Hölle bringt,
Daß meiner Seufzer Laut zu ihren Göttern dringt,
Und auf des Vaters Haus ihr wachſam Auge blicket.

Wie mir denn überhaupt dieſe Stelle des Sophokles ein Auszug von den vielen Verwünſchungen zu ſeyn ſcheinet, welche in des Aeſchylus ſeinen Choephoren, ohne, was davon verlohren gegangen, ſich über 500. Verſe hinaus erſtrecken, und welche deßwegen noch rührender ſind, weil ſie auf dem Grabe des Agamemnons ausgeſprochen werden.

(v. 19.) [Kind das der Mutter Bosheit trägt.] Dieſes iſt keiner von den Geſängen des Chors, welche zwiſchen jeglichem Aufzuge geſungen werden, ſondern dasjenige, was die Griechen Parodus oder den Auftritt des Chors nenneten. Das vorhergehende giebt nehmlich nur den Vorredner oder die Vorbereitung zu dem Stücke ab, da hingegen dieſes der eigentliche Anfang des Trauerſpieles iſt, worinnen der Chor gleich bey ſeinem Auftritte zu erkennen giebt, weswegen er komme, und ſeinen Antheil an der Handlung zu nehmen anfängt. Der Chor beſtehet aus vornehmen Mycenerinnen.

(v. 24.) [Und den ein Mörder arm erſchlagen.] Der Scholiaſt bemerkt, daß der Chor die Schuld dieſes Todes auf den Aegiſth zu ſchieben ſcheine, ungeachtet Clytämneſtra die Hauptperſon dabey geweſen war, und Aegiſth nach der Erzählung des Aeſchylus ſonſt gar nichts dabey gethan hatte,

als

als es angeſtiftet: und er giebt zur Urſache an, daß Weiber einander ſonſt nicht gerne ein groſſes und außerordentliches Verbrechen beymäßen, aber, wenn man es genauer betrachtet, ſo hat Sophokles wirklich dem Aegiſth die Vollziehung der That zugeſchrieben, wie er ihn denn weiter unten αὐτοφόντην nennet.

(v. 26.) [Wo ich mit Recht es wünſchen kann.] Sie halten es einigermaßen für unrecht ihrem ob wohl unrechtmäßigen Herrn böſes zu wünſchen.

(p. 264. v. 9.) [Doch durch die Sümpfe jener Kluft.] Virgil im vierten Buche vom Feldbau im 478ten V.

Quos circum limus niger & deformis arundo
Cocyti tardaque palus inamabilis unda
Adligat.

Cocytus ſchwarzer Schlamm und ungeſtaltes Rohr,
Ein unbeſchwommner Sumpf kömmt ihrer Flucht zuvor
Sein träges Waſſer hält die Schatten feſt gefangen.

(v. 21.) [Der um Itys, ach! um Itys ſtöhnet.] Die Nachtigall. Die gemeine Meynung iſt, daß Philomela in eine Nachtigall verwandelt worden, und Progne in eine Schwalbe. Wiewohl aus den meiſten Stellen der Alten das Gegentheil zu ſchlieſſen iſt, daß nehmlich die Mutter des Itys Progne zu einer Nachtigall und ihre Schweſter zur Schwalbe geworden. Anakreon droht in ſeiner zwölften Ode, der Schwalbe, daß er ihr die Zunge abſchneiden wolle, wie ihr ſchon vor dieſem Tereus

gethan. Ovidius ſelbſt, wie ſchon der Herr de la Foſſe in ſeinen Anmerkungen über den Anakreon beobachtet, ſchreibet im ſechſten Buche der Verwandlungen V. 678. zweifelhaft davon, daß die eine von ihnen die Wälder, die andere die Häuſer geſuchet hätte:

Quarum petit altera ſiluas,
Altera tecta ſubit.

In dem Helden Briefe der Sappho aber ſagt er ganz deutlich:

Sola virum non ulta pie mœſtiſſima mater,
Concipit Ismarium Daulias ales Ityn.
Ales Ityn, Sappho miſeros decantat amores
Hactenus, & media cetera nocte ſilent.

Um die aus Eyferſucht vergeßnen Muttertriebe
Weint bloß die Nachtigall und um des Sohnes Blut.
Sie ſeufzt um Itys Tod, und ich um meine Liebe
Nur ſie und Sappho ſingt, ſonſt alles ſchweigt und ruht.

(v. 22.) [Niobe, dich ehr ich hoch deren ſteinern Denkmal noch.] Niobe hatte zwölf Kinder, ſechs Söhne und ſechs Töchter. Apollo erſchoß die Söhne und Diana die Töchter, weil ſich Niobe der Latona darum, weil dieſelbe nur zwey Kinder hatte vorgezogen. Niobe wurde über dieſer Betrübniß, zumal da ihre Kinder neun Tage unbegraben liegen blieben, in einen Stein verwandelt, und blieb auf dem Berge Sipylus ſtehen,

Wo ſtets ihr Schmerz noch wallt in den verſteinten Gliedern.

Homer

Homer im letzten Buche der Ilias im 617. V. oder wie es Ovidius dem Sophokles noch näher ausdrückt:

ubi ſixa cacumine montis
Liquitur & lacrumis etiam nunc marmora manant.

Wie es mit dieſen Thränen zugegangen, erkläret Sophokles in der Antigone im 843. V.

Da wird ſie denn vom Regen noch begoſſen,
Da, wie man ſagt, liegt ſtets noch Schnee auf ihr,
Netzt ihren Hals mit Thränen für und für. Opitz.

(p. 265. v. 5.) [Klagt auch Chryſothemis, wie du?] Agamemnon ſaget im Homer, daß er drey Töchter habe, nehmlich außer der Iphigenia, die er damals ſchon geopfert hatte, er nennet ſie Chryſothemis, Laodice, Iphianaſſa. Sophokles iſt ihm in der Anzahl gefolgt, nur daß er an ſtatt der Laodice die Elektra nennet. Andere Poeten haben ſich der Freyheit bedienet, ihm, nachdem ſie es nöthig befunden, weniger Kinder zu geben, und man wird außer der Iphigenia und Elektra weder in Euripides noch im Aeſchylus leicht eine andere genennet finden.

(p. 266. v. 1.) [Der Criſſens fetten Stand durchſtreicht.] Criſſa war eine Stadt in Phocis. Man ſagt, daß Criſſus, der Vater des Strophius ſie erbauet haben ſolle. Camerarius.

(v. 8.) [Ohn Aeltern.] ἄνευ τοκέων weil ſie den Vater verlohren hat, und die Mutter bey dieſem Abſcheu, den ſie vor ihr trägt, und bey der Quaal, die ſie von ihr ausſtehet, anſiehet, als ob ſie keine Mutter hätte.

(v. 9.) [Kein werther Freund ſtillt meine

Klagen.] Es scheint als ob sie hier darauf zielte, daß sie unverheyrathet ist, wie sie denn vorher und kurz hernach es deutlicher zu verstehen giebt. Unsere Sitten würden es nicht leiden, daß ein unverheyrathet Frauenzimmer auf dem Schauplatze in einer Tragödie einige Sehnsucht bezeigte verheyrathet zu seyn. Aber bey den Alten findet man nicht, daß sie sich hierinnen sehr gezwungen haben. Insonderheit wenn sie sterben sollten, beklagten sie, wie man es bey der Polyxena im Euripides und bey der Antigone im Sophokles sieht, daß man sie, wie die letztere saget,

ἄλουτον ἀνυμέναιον, ἔυτε τοῦ γάμου
μέτρος λαχοῦσαν, ἔυτε παιδείου τροφῆς. Sophokl. Antig. V. 933.

Ohn Eh, ohn Brautgesang, ohn alle Hochzeitehre.
Ohn Kinder, welcher Zucht das Haus nun ferner mehre. Opitz

zum Tode führe.

(v. 10.) [Schmück ich ... des Vaters Schlafgemach] οἰκονομῶ θαλάμους πατρός. Der Scholiast erklärt es: Ich wohne in dem Hause meines Vaters. Aber ich finde nicht, daß οἰκονομεῖν, welches Sorge tragen, ordnen, heißt, für wohnen gebraucht wird, ungeachtet ich nicht leugne, daß θάλαμος zuweilen eben wie das lateinische Wort penates für das Haus gesetzet werde. Der Zusammenhang weiset, daß Elektra sagen will, man brauche sie als eine fremde und gefangene in ihres Vaters Hause zu dienen. Da also θάλαμος das Schlafgemach heißet, so sehe ich nicht, warum ich die Worte hier nicht im eigentlichen Verstande nehmen soll, zumal

mal da die Frau Dacier in ihren Anmerkungen über den 31 V. der Ilias Stellen anführet, daß vornehmen Gefangenen diese Sorgfalt aufgetragen worden.

(v. 15.) [Geschrey das aus den Zimmern drang.] Ich erkläre es, wie es Camerarius übersetzet. Sonst könnte es auch heißen: O betrübter Ruf von des Vaters Wiederkehr, betrübter Ruf, daß er sich zur Tafel geleget. Die Zweydeutigkeit bestehet in dem Worte κεῖται, welches so wohl das Gemach, wo man sich zur Tafel legt, als auch die Handlung selbst bey der Tafel zu liegen, bedeutet. In dem letztern Falle könnte man es übersetzen:

Betrübte Rückkehr, traurig Mahl,
Als des verfluchten Beiles Stahl
Den abgezielten Streich vollstreckte.

(p. 268. v. 4.) [Dein Mund flucht nur dir selbst.] Ich glaube, daß ich Ursache habe, so zu übersetzen, wenn ich das zweymal gebrauchte Wort ἄτη ausdrücken will. Im Griechischen heißet es: Gebier dir nicht durch deine Flüche (ἀραὶς) ein grosses Unglück (ἄτην.)

(v. 20.) [Um mein und deinetwegen.] Sie wollen sagen, daß sie gekommen sind sich ihr gefällig zu erzeigen, und daß sie selbsten darinnen ein Vergnügen suchen, wenn sie ihr angenehm seyn können. Wofern Elektra also glaube, daß sie unrecht thäten, sie in ihren Klagen zu stören: so möchte sie ihnen solches zu verstehen geben. Hierdurch macht sich Sophokles eine Gelegenheit eine etwas lange und ausgeführte Rede, welche die Athenienser sehr liebten anzubringen.

(p. 269. v. 1.) [Der Tag und Nächte steigt.] Eigentlich der Tag und Nächte mehr grünet oder wächset und niemals verwelket. Wachsen aber ist bey uns durch den öftern Gebrauch in dieser Gelegenheit bey nahe zu einem eigentlichen Worte geworden. Daß der Jammer aber verwelke oder verdorre ist uns zu unbekannt es zu hören.

(v. 10.) [Der der ihn entleibet.] αὐτοφόντης der ihn mit eigner Hand erschlagen. Sophokles gehet darinnen von dem Aeschylus ab, welcher ihn nichts dabey thun läßt. Man wirft ihm vor:

Willst du in Argos dich zu unsrer Herrschaft dringen?
Der du den Anschlag gabst den Helden umzubringen,
Und doch mit eigner Hand dich nicht der That erkühnt.

οὐκ ἔτλης αὐτοκτόνως.

Aeschylus im Agamemnon im 1644. V.

Und seinen Charakter vollkommen zu machen, giebt er hierauf zur Antwort:

Ich ruhte, weil der List sich nur ein Weib bedient.

(v. 17.) [Mit Chören frölich ist.] Homer hat den Charakter des Aegisth eben so bemerkt. Dieser, wie er es beschreibt:

Ließ des Altares Glut viel fette Hüfften zehren,
Tapeten, Bilder, Gold der Tempel Schmuck vermehren,
Als wär ein Werk gethan, darauf er nie gehofft.

Odyss. B. 3. V. 273.

Entweder, weil solche Leute durch angenommene Andacht ihr eignes Gewissen einschläfren, oder weil sie andere betrügen wollen.

(p. 271. v. 7.) [Halt jetzt mit Reden ein ꝛc.] Nicht, als ob sie zu der Chrysothemis nicht das Vertrauen

trauen gehabt hätten, daß sie der Elektra günstig genug wäre: sondern weil sie sie ein Todtenopfer tragen sahen, und sich erkundigen wollten, wozu es bestimmet wäre. Der Scholiast.

Oder vielmehr weil man sich bey allen Opfern in acht nahm etwas zu reden, welches die opfernde Person als eine üble Vorbedeutung annehmen konnte, und daher der Chor lieber haben wollte, daß Elektra schwiege. Eben so sagt in dem folgenden Clytämnestra selbst zur Elektra, ob sie ihr Opfer noch mit Unglücksworten stören wollte. Es schadet nichts, daß Chrysothemis selbst zu reden anfängt: Denn da es nichts nothwendiges war bey den Opfern zu schweigen, so hat sie dem ungeachtet hierinnen ihre Freyheit, und zeiget hierdurch zugleich, daß sie sich das Opfer ihrer Mutter eben nicht so sehr angelegen seyn läßt.

(v. 7.) [Chrysothemis] Die Person der Chrysothemis scheinet unterschiedenen bloß dessentwegen eingeschoben zu seyn, um die Tragödie zu erweitern, und bis auf die Ankunft des Orest das Leere derselben auszufüllen. Sie befördert oder verhindert dieselbe nicht, sie hilft nicht zu der Rache, die derselbe von dem Aegisth und der Clytämnestra nimmt, und nichts von ihr scheinet einen Einfluß in den Ausgang des Trauerspieles zu haben. Wenn diese Person in den Choephoren des Aeschylus aufträte: so würde ich ein gleiches sagen müssen, und sie würde in demselben einen großen Fehler machen. Aber Sophokles hat die Elektra zur Heldinn erwählet, an statt daß bey dem Aeschylus Orest der Held zu seyn scheinet. Man kann leicht sehen, was dieses in der Einrichtung der

Fabel ſelbſt für einen Unterſchied machet. Wenn es heißt: Ein Prinz war von dem Orakel ermuntert worden, den Tod ſeines Vaters zu rächen; Er kam an den Ort, wo die Verbrecher, die er beſtrafen wollte, ſich aufhielten; Daſelbſt gab er ſich ſeiner Schweſter zu erkennen, welche mit ihm Anſchläge faßte, wie er ſein Vorhaben am beſten ausführen könnte, das er denn vollzog: ſo würde es mit dieſer Fabel gar nicht zuſammen hängen, wenn man eine Perſon aufführen wollte, die ſeiner Schweſter ihre vielen Klagen für übel hielte, und ihre Lebensart derſelben entgegen ſetzte; wenn dieſer Schweſter die Nachricht gebracht würde, daß ihr Bruder todt wäre, wenn eine andere Perſon ihr hierauf einige Muthmaßungen von der Ankunft deſſelben hinterbrächte, die aber keinen Glauben fänden, wenn man endlich rathſchlagte, ob man nicht ſelbſt an die Verbrecher die Hand legen wollte. Wenigſtens müſſen in allen dieſen Dingen Umſtände geſucht werden, welche die Ankunft des Prinzen aufhielten, und ihm etwa verhinderten ſich ſeiner Schweſter zu erkennen zu geben. Wenn aber die Fabel alſo heißt: Eine Prinzeßinn, war in der äußerſten Betrübniß u. untröſtlich, weil ihr Vater ſo lange ungerochen war: Ueber dieſes hörte ſie die Nachricht, daß derjenige, auf den ſie ihre Hoffnung geſetzt hatte, umgekommen wäre; Eine andere Perſon hinterbrachte ihr zwar einige Muthmaſſungen von eben deſſelben Ankunft, aber ſie waren zu ſchwach, daß ſie hätten eine ſo gewiſſe Nachricht von ſeinem Tode umſtoßen ſollen: In dieſer Verzweiflung munterte ſie ihre Schweſter auf, ſelbſt mit Hand an den Mörder ihres Vaters zu legen; ſie richtete aber bey dieſer nichts aus; daher entſchloß ſie ſich, es allein

zu

zu thun, und mitten in diesem Entschlusse erschien der, auf den sie gehofft hatte, und führte ihre Rache aus: so wird man sehen, daß alles dieses sehr natürlich zusammenhängt, weil es bloß darauf ankömmt, ob man einerley Fabel in Absehen auf diese oder jene Person ausführet.

(p. 272. v. 1.) [Doch da das Unglück stürmt, zieh ich die Segel ein.] Der Unterschied der Charakter zeigt sich nicht besser, als wenn zwo Personen in einerley Umständen doch verschiedene Handlungen vornehmen. Die verschiedenen Umstände darinnen sich die Personen befinden, machen die Verschiedenheit der Charaktere nicht aus, und wie mich deucht, ist eine Tragödie, da die Personen durch nichts anders, als durch diese, unterschieden sind, eine Tragödie ohne Charaktere. Sophokles hat nicht in dieser Tragödie allein, sondern auch in verschiedenen andern den Vortheil in acht genommen, daß er um den Charakter der einen Person recht ins Licht zu setzen ihr eine andere entgegen setzet, die den Maximen derselben ganz zuwider handelt. So hat er in der Antigone ebenfalls zwo Schwestern und in dem Philoktetes den Charakter des Neoptolemus und Ulysses gegen einander gesetzet. In dieser Tragödie ist er nicht zufrieden gewesen der Elektra eine Schwester zu geben, welche nur gelassen ist, sondern er setzt ihr eine Person an die Seite, die sich einen eben so grossen Verdienst daraus macht leichtsinnig zu scheinen, als jene, ein beständiges Betrübniß, und ein Herz, welches das Unglück ihres Vaters niemals vergessen kann, zu bezeugen. Eine gelassene Person würde die Elektra nicht so leicht durch ihre Erinnerungen in den Harnisch gejagt, und in den Verdacht gesetzet haben,

als ob sie es mit den Mördern hielte, daher würde vieles von den hitzigen Unterredungen weggefallen seyn, die sie mit einander haben. Eine andere, welche es wirklich mit den Feinden gehalten hätte, würde die Muthmaßungen von Orestis Ankunft nicht der Elektra sondern der Clytämnestra hinterbringen. Uebrigens ist diese Person sehr geschickt, daß ihr Clytämnestra das Opfer anvertrauet, weil ihr Wesen sie völlig überredet haben konnte, als ob sie es mit ihr hielte. Aeschylus hat dieses Opfer der Elektra von der Clytämnestra geben lassen, aber einen weit gelassenern Elektra, als des Sophokles seine ist, für welche sich dieses Amt ganz und gar nicht geschickt haben würde.

(p. 276. v. 4.) [Man sagt, daß sie gesehn ꝛc.] Dieser Traum sollte einem anfangs nicht so schrecklich scheinen, als derjenige, welchen Aeschylus von der Clytämnestra erzählt. Es hätte sie nehmlich geträumet, als ob sie einen Drachen zur Welt brächte, und als sie ihn, wie ein Kind säugen wollen, habe er ihr Blut aus den Brüsten gesogen. Dieses ist ein Traum, welcher in den damaligen Zeiten auch eine Person, die das beste Gewissen hatte, hätte erschrecken sollen. Dahingegen der Traum des Sophokles alle andere Personen außer der Clytämnestra Vergnügen gebracht haben würde. Alles schreckliche, was er hat, bringt Clytämnestra selbst hinein, welches nicht allein sehr wohl den Charakter einer Person die von ihrem Gewissen gequälet wird, andeutet, sondern auch die Clytämnestra desto verhaßter macht, weil ihr Schrecken dabey zeigt, daß sie das Glück ihres Sohnes welches andre Mütter hoffen, als etwas schreckliches ansehe. (v. 14.)

(v. 14.) [Nunmehr beſchwer ich dich] Dieſe und die folgenden zwo Zeilen rechnet Dacier noch zur Rede der Chryſothemis, aber ohne einige Urſache davon anzuführen.

(v. 21.) [Verſcharr ihr dieſen Schatz] Sie ſieht, wie Dacier erinnert, dieſes Opfer als eine expiation oder ein Sühnopfer an, welches man, ſo bald es vollbracht war, hinweg warf oder verbarg, damit es niemand als eine Sache, wovor man Abſcheu trug, zu ſehen bekommen möchte. Eben dieſe Gedanken hat Elektra in dem Aeſchylus. Sie rathſchlaget daſelbſt, was ſie mit dem Opfer ihrer Mutter anfangen ſoll in den Choepheren im 87ten Verſe:

Sag ich, daß an die Gruft der werthen Göttinn Hand
Dem werthen Gatten dieß aus Liebe zugeſandt?
Die Kühnheit iſt zu groß. Ich kann mich nicht entſchließen
Noch ſoll ich auf das Grab ein ſchäumend Opfer gießen.
Ermahn ich daß er der, die nun ſein Grabmal ſchmückt,
Nach Menſchenrecht vergilt und harte Strafen ſchickt?
Wie? oder ſoll ich ſtill, voll Scham um ſein Erblaſſen,
Sühnopfern gleich dieß Naß die Erde trinken laſſen?
Und werf ich hinter mich mit abgewandten Blick
Samt dem vergoſſnen Trank auf das Gefäß zurück.

(p. 277. v. 4.) [Vom Fuße bis aufs Haupt] Das griechiſche Wort ἐμαχαλίσθη ſaget noch mehr. Man pflegte nehmlich aus Aberglauben denenjenigen, die man ermordet hatte, inſonderheit wenn es Verwandte waren die Spitzen der äußerſten Theile des Leibes, als Hände, Füße ꝛc. abzuhauen, und dieſelben am Halſe unter den Achſeln bey ſich zutragen,

um

um wie man glaubte, ſie dadurch zur Rache ungeſchickt zu machen. Stanley hat hiervon in ſeinen Anmerkungen über die Choepheren des Aeſchylus V. 437. viele Stellen geſammlet, worunter inſonderheit die Stelle aus der Aeneis B. 6. V. 494. hieher gehöret.

Atque hic Priamiden laniatum corpore toto
Deiphobum vidit, lacerum crudeliter ora
Ora manusque ambas, populataque tempora raptis
Auribus, & truncas inhoneſto vulnere nares.

(v. 5.) [Und ein zur Frölichkeit und Luſt bereitet Bad.] Ich ſehe nicht, warum ich nicht die Worte καὶ πὶ λουτροῖσιν κάρα κηλῖδας ἐξίμαξεν. in ihren natürlichen Verſtande nehmen ſoll, nehmlich, „das Haupt hat ſeine Streiche in dem Bad gewaſchen.„ Denn obgleich viele von den Poeten ſagen, daß Agamemnon bey der Tafel, oder auch, wie ſie es auszudrücken pflegen, bey dem Weine umgebracht worden: ſo giebt doch Aeſchylus zu verſtehen, daß es eigentlich im Bade geſchehen im Agamemnon deſſelben im 1118 Verſe ſagt Caſſandra:

Verfluchtes Weib, was hebſt du an?
Im Bad iſt dein Gemal, der ſich dir feſt verbunden.
Ach! ſag ichs? bald iſt es gethan.
Es regt ſich Hand um Hand begierig zu verwunden.

Wovon Stanley in den Anmerkungen hierüber noch mehrere Stellen anführet. Und es läßt ſich dieſes ganz wohl vereinigen, da das Waſchen vor der Gaſterey vorhergegangen, und gleichſam zu derſelben gerechnet worden.

Der

Der Scholiast erklärt diese Stelle des Sophokles, daß man eine Gewohnheit gehabt habe den Stahl, womit die That vollbracht worden, entweder an seinen oder an des erschlagenen Haupte abzuwischen, und sich dadurch gleichsam vom Blute zu reinigen. In diesem Falle könnte man es übersetzen:

Und die, als wünsche sie die kühne Frevelthat
Den blutbefleckten Stahl aus Haupt gewischet hat.

(v. 12.) [Den schlechten Gürtel ꝛc.] an statt einer Binde, um das, was dem Todten dargebracht wurde, damit um das Grab herumzubinden. Daher auch gesagt wird, daß das Grab gekrönet werde, wie denn auch weiter unten das Grab mit Blumen umkränzt beschrieben ist.

(v. 13.) [Geh wirf dich flehend hin.] Diese Stellung hat etwas besonders, welches man bey andern Todtenopfern nicht findet. Euripides im Oresi V. 116. sagt: Stelle dich auf die Spitze des Grabes.

(p. 278. v. 5.) [Elektra.] Elektra bleibt unter diesem, wie auch unter den beyden folgenden Zwischengesängen auf dem Schauplatze, welches bey den Alten eben nichts ungewöhnliches ist. Philoktetes kömmt in dem Trauerspiele des Sophokles, das denselben Namen führet, nachdem er bald zu Anfange des Stückes aufgetreten, niemals vom Theater. In der Hekuba des Euripides liegt Hekuba, währendem Gesange des Chores mit verhülltem Haupte, auf dem Schauplatze. Was man darwider einwenden könnte, wäre vielleicht dieses, daß es eine Regel ist die Personen insonderheit die vornehmsten

nehmſten niemals unbeſchäftiget zu laſſen. Aber außerdem, daß bey heftigen Gemütsbewegungen, bey welchen meiſtentheils dieſe Fälle auf dem Theater vorkommen, allezeit Beſchäftigung genug iſt, ohngeachtet man äußerlich nichts vorzunehmen ſcheinet: ſo wird eine Perſon alsdenn beſchäftiget genennet, wenn ſie etwas thut, das mit der Fabel verknüpft iſt. Es wird zum Exempel niemand zweifeln, ob auch in der Merope des Maffei Creſphontes beſchäftiget ſey, da er auf dem Theater in Erwartung, daß Iſmene zurückkomme, ſich niederſetzt und einſchläft. Eben ſo kann Elektra in den Umſtänden, darinnen ſie ſich befindet, durch nichts beſſers beſchäftiget ſeyn, als dadurch, daß ſie die Erfüllung des Traumes ihrer Mutter erwartet; oder ihre Gemütsbewegungen, wie in den folgenden Zwiſchengeſängen geſchieht, ausbrechen läßt. Und ſie kann beydes an keinem geſchickterem Orte thun, als auf dem Theater, weil ihr ihre Wohnung verhaßt iſt, und ſie hier Perſonen gefunden, die an ihrem Unglücke Theil nehmen. In neuern Trauerſpielen, da man die Chöre weggelaſſen, weiß ich mich keines Exempels zu erinnern, daß jemand zwiſchen zweenen Aufzügen, auf dem Schauplatze bliebe. Doch ſollte ich meynen, daß es Fälle geben könnte, in welchen es angienge.

(p. 279. v. 2.) [Die alle nahn.] Nehmlich die Rache, der Geiſt des Agamemnons und Erynnis.

(v. 9.) [Uns zum Unglück] Dem Oenomaus war von dem Orakel prophezeyhet worden, daß er von ſeinem Schwiegerſohne ums Leben gebracht werden würde. Daher ließ er ſich mit allen denen

die

die ſich um ſeine Tochter Hippodamia bewarben, in ein Wettrennen zu Wagen ein, welches allezeit mit Gefahr des Todes bey denenjenigen die es wagten, verknüpfet war. Peleps, welcher die Hippodamia liebte, hatte den Myrtilus, dem des Oenomaus Wagen anvertrauet war, auf ſeine Seite gebracht. Durch deſſen Verrätherey waren die Räder am Wagen übel verwahret worden, welche alſo im Rennen abfuhren, ſo daß Oenomaus herabſtürzte und darüber ums Leben kam. Unterdeſſen warf Peleps auf dem Wege nach Peloponnes, wo er den Myrtilus bey ſich hatte, entweder weil er denſelben die verſprochene Belohnung nicht geben wollte, oder damit die Sache nicht ruchtbar werden möchte den Myrtilus ins Meer. Die Hippodamia aber heyrathete er, und ſo wohl Atreus als Thyeſten, waren Söhne von ihr.

(v. 18.) [Welchen Gram und Unglückfälle] Der Chor kömmt von der Hoffnung der Rache, die über die Mörder Agamemnons kommen ſoll, auf die Betrachtung, daß dieſelbe dem ungeachtet, dem Hauſe Agamemnons traurig ſeyn würde. In dem Aeſchylus ſind die Choephoren mit einer gleichen Betrachtung, wo zugleich die Trauerfälle die vom Peleps an deſſen Haus betroffen erzählet werden. Der Chor ſagt:

So läßt auf dieſes Königs Haus
Der dritte Sturm, der ſich erhoben,
Sein ungeſtümes Rasen aus.

Der erſte hat Thyeſtens Küſſen
Der Kinder werthe Schaar entriſſen,
Der zweit ein männlich Herz durch Königsmord ge-
fällt
Im Bade ganz zerfleiſcht ſtarb der Argiver Held.
Der dritte bringt, wie ſoll ich ſagen,
Erlöſung oder neue Plagen.

(v. 20.) [Clytämneſtra] tritt eigentlich auf um den Lyceiſchen Apollo zu opfern. Unterdeſſen macht die Erbitterung gegen ihre Tochter, daß ſie bey dem Anblicke derſelben eine Zeitlang ihr Vorhaben zu vergeſſen ſcheinet, und daß man nicht ehe, als bald zu Ende des Auftritts gewahr wird, daß ſie zu opfern gekommen iſt.

(p. 280. v. 20.) [Zwey Kinder] Homer gedenkt der einzigen Hermione. Doch wird auch von dem Heſiodus eines Nikoſtratus Erwähnung gethan, welches ſich Sophokles zu Nutze macht, um dadurch des Einwurfs überhoben zu ſeyn, daß Menelaus alsdenn ohne Kinder geweſen ſeyn würde, wenn er ſeine einzige Tochter geopfert hätte.

(p. 281. v. 17.) [Den Wind gefangen hielt] Nicht als ob eine völlige Windſtille geweſen wäre: ſondern weil kein Wind wehte, mit dem ſie nach Troja oder wiederum zurück jeglicher in ihr Vaterland hätten kommen können. Aeſchylus im Agamemnon V. 196. beſchreibet es alſo:

Das

Das Meer verſagt ſie fortzutragen,
Und heißt die Schiffe müßig ſtehn.
Das Heer, das ſich verſprach, die Feinde bald zu
ſchlagen,
Muß ruhig Ebb und Fluth an Aulis Ufern ſehn.
Vom Strymon bließ ein Wind verhaßte Ruh
Und Hunger Argos Kriegern zu.
Ein Wind der Schiff und Mann durch langen Irr-
weg treibet
Vor dem nicht Holz nicht Seil verſchonet bleibet,
Ließ durch verhinderliches Wehn
Die Zeiten und zugleich der Griechen Kern vergehn.

(p. 282. v. 11.) [Itis billig daß man Blut mit ſeinem Blute büßt.] So richtig dieſe Folgerung i, daß wenn es einmal erlaubt wäre, einen Menſchen, r einen andern erſchlagen hätte, frey wieder umzu-ringen, immer daraus neuer Mord entſtehen würde, ſcheinen wenige unter den Alten daran gedacht zu ben. Dieſe ganze Fabel ſelbſt hat die Meynung ei-germaßen zum Grunde, daß ein Todter nicht ruhig n könne, bis er gerochen iſt. Denn Oreſt bezeuget ht ſo wohl, daß er käme, als rechtmäßiger Herr dies Reiches dieſe Mörder zu ſtrafen, als daß er käme nen Vater zu rächen. Aeſchylus ſagt bey dieſer Ge-genheit in den Choephoren V. 398.

Es iſt ein Recht. Der Tropfen, der vom Morden
Auf den benetzten Boden fällt,
Heiſcht andres Blut.
Erynnis brüllt vor Mordbegier und Wuth
Der Rache des, der erſt erſchlagen worden,
Wird neue Rache beygeſellt.

(p. 284. v. 13.) [Vor diesen Schwellen] Im Griechischen nennet Clytämnestra den Apollo προστατηριον d. i. einen der vor dem Eingange ihres Thores stehet, oder wie Sophokles diese Götter weiter unten nennet, ὅσοιπερ πρόπυλα ναίουσιν τάδε, die vor dem Eingange des Hauses wohnen. Πρόπυλον oder πρόδυρον war ein bedeckter Gang vor dem Eingange des Hauses. Diese Götter nennt Aeschylus im Agamemnon V. 528. ἀντηλίους, die der Sonne entgegen stunden, zum Unterschied derjenigen Schutzgötter des Hauses, welche inwendig im Hause verehret wurden, und von welchen oben gesagt wird, daß Aegisthus ihnen Opfer brächte, wo er den Agamemnon erschlagen. Unterdessen kömmt es mir ganz wahrscheinlich vor, daß von diesem Lyceischen Apollo der freye Platz vor dem königlichen Hause der Lyceische Platz genennet worden, weil ich von dem Tempel des Lyceischen Apollo, von welchem Dacier sagt, daß dieser Platz gewesen wäre, in diesem ganzen Trauerspiele keine Spuren finde, Der Scholiast gedenkt im Anfange dieses Stückes desselben Tempels nicht um zu sagen, als ob dieser Platz vor dem Tempel gelegen hätte, sondern nur zu zeigen, wo der Nahme des Lyceischen Apollo hergekommen. Ueberdieses halte ich nicht dafür, daß man wie Dacier haben will, daß der Hofmeister gethan, einem einen ofnen Platz einige Meilen weit in der Ferne zeigen wird, zumal da er ihm weit leichter hätte den Tempel selbst zeigen können.

(v. 19.) [In doppelten Gesichten] Man weiß eigentlich nicht, warum Sophokles hier diese Gesichte doppelt δισσα' nennet. Ob dessentwegen weil sie wirklich

lich zweene Träume gehabt hatte, und für den einen bey dem Grabe ihres Vaters opfern ließ, für den andern aber dem Lycischen Apollo selbst opferte. Oder ob sie nur sagen will, daß dieselben zweydeutig sind.

(p. 285. v. 10.) [Ich weiß auch was in mir der stille Wunsch begehret.] Es scheint als ob sie den Apollo um den Tod des Orestes bäte, weil sie sich nicht getrauet es zu sagen, alles andere aber, warum man muthmaßen könnte, daß sie den Apollo bitten würde, schon öffentlich von ihr gesagt worden.

(p. 286. v. 1.) [Dieß Zeichen nehm ich an] Es ist bekannt, daß man bey den Alten auf die Worte welche man unvermuthet bey Verrichtung eines Gebets oder Opfers hörete, sehr aufmerksam zu seyn pflegte. So nimmt auch hier Clytämnestra die Worte des Hofmeisters als ein Zeichen an, daß ihr Gebet, das sie zu dem Apollo gethan, erhöret seyn werde.

(p. 287. v. 7.) [So oft der Richter Wink!

- - ὅσων γὰς ἐσηκήρυξαν βραβεῖς
Δρόμων διαύλων πενταέθλ', οἱ νομίζεται

welches eigentlich hieße: so oft die Richter den fünffachen Streit des im Zirkel gehenden Wettlaufs, wie gewöhnlich ausrufen ließen. Man weiß aber, daß die πενταέθλα oder dieser fünffache Streit in fünfferley Arten von Leibesübungen bestanden, welche alle in einem Tage vollbracht wurden. Nehmlich dieselben waren nach einem bekannten Griechischen

Verſe das Springen, das Laufen, das Werfen mit einer Scheibe, das Werfen mit einem Wurfſpieße, und das Ringen. Ich muß alſo glauben, daß ἄγωνες als diejenige Art des Wettſtreites, auf welche man unter allen am meiſten ſahe, für alle die übrigen gebraucht werde, und dieſelben in ſich begreife. z. E. Horaz in dem 412ten Verſe ſeiner Dichtkunſt:

Qui ſtudet optatam curſu contingere metam
Multa tulit fecitque puer ſudauit & alſit,
Abſtinuit Venere & vino.

überhaupt von einem Athleten, welcher ſich in alle Arten des Streites einläſſet redet, und doch nur den Wettlauf nennet. Eine gleiche Art zu reden finden wir in den Briefen Pauli.

(v. 22.) [Leucipp] Einige nehmen das Wort λευκιππος an, als ob es einen bedeuten ſollte, der weiſſe Pferde vor den Wagen hat. Unterdeſſen iſt ganz wahrſcheinlich, daß man den eigentlichen Nahmen desjenigen nennet, der, wie man aus dem folgenden ſieht, bey dem Wettlaufe eine ſo große Verwirrung verurſachte.

(p. 288. v. 5.) [Oreſtes nahte ſtets der Schranken letztem Zeichen.] Eben dieſes iſt der Rath den im 23ſten Buche der Ilias Neſtor ſeinem Sohne Antilochus giebt, nehmlich ſo nahe am Ziele wegzufahren, als möglich, damit er dadurch die Zeit erſparen, und den übrigen vorkommen möchte. In der Mitten des Schauplatzes welcher zu dieſem Wett-

ren

rennen bestimmet war, waren Schranken in die Länge abgesteckt, so daß man auf der einen Seite der Rennbahn hinan und an der andern wiederum zurückfuhr, an den äusersten Enden dieser Schranken waren die metae, welche man in Ermangelung eines andern deutschen Worts Ziel übersetzt, obgleich Ziel, wie man aus dem Worte zielen abnehmen kann, eigentlich nichts anders heißt, als ein solches vorgestrecktes Zeichen, nach welchem etwas gerade zu gerichtet wird, welches aber bey den metis nicht ist, indem man nicht so wohl auf dieselbe zu, als um sie herumfuhr. Die Schranken derjenigen Rennbahn darinnen Orest fuhr, scheinen mit Säulen bezeichnet gewesen zu seyn, so daß die äusersten Säulen die metas abgaben. Homer weil er ein Wettrennen im freyen Felde beschreibt, mahlt die metas etwas anders ab. Es steht, sagt er, in der angeführten Stelle, ein dürrer Pfahl von eichnem oder fichtnem Holze, damit er nicht vom Regen faulet über die Erde heraus. Zu beyden Seiten aber sind zwey Steine in der Enge des Weges daran gesetzt. Hier herum gehet eine ebene Bahn. Es ist dieses entweder ein Denkmal eines vorlängst gestorbenen Menschen, oder ein Ziel welches vor diesem schon dahin gestecket worden.

(v. 14.) [Der Wagen Schiffbruch deckte] Ἐπίμπλατο ναυαγίων ἱππικῶν πήδον. Das Wort Schiffbruch kann wenigstens im Deutschen nicht verwegner seyn als im Griechischen. Zumal da man oftmals von einer Sache und nicht eben allemal im Scherze sagt, daß sie Schiffbruch gelitten, ob sie

gleich zuweilen noch weniger Aehnlichkeit mit einem Schiffe hat, als ein Wagen.

(p. 289. v. 2.) [Doch als der linke Zaum dem Rosse Luft gemacht] nehmlich Oreſtes ſollte eigentlich den linken Zaum, wie er vorher gethan hatte, anhalten, aus Verſehen aber ließ er ihn zu ſchlaff.

(p. 293. v. 9.) [Amphiaraus] Amphiaraus, welcher, wie ihn Aeſchylus in den ſieben Feldherrn wider Theben im 586ſten Verſe beſchreibet, übel zufrieden war, daß Polynices ſeine Vaterſtadt und die Götter derſelben durch eine auswärtige Macht zerſtören wollte, weigerte ſich mit in Thebaniſchen Krieg zu gehen. Er ſahe als ein Menſch, welcher das Zukünftige wußte, ſeinen Tod in dieſem Kriege zum voraus, und verſteckte ſich daher, damit ihn niemand finden und mit Gewalt in dieſen Krieg zu gehen zwingen möchte. Seine Gemalinn Eriphile wurde durch ein güldnes Halsband das man ihr geſchenckt verleitet ihn zu verrathen. Amphiaraus mußte alſo mit in den Krieg ziehen wo er blieb; Sein Sohn Alcmäon rächte ihn hernachmals und brachte die Eriphile wieder um.

(p. 296. v. 20.) [Bey glückerfülltem Schweigen] δυσφημῶ μὲν οὖ oder mit einem Worte εὐφημῶ welches nicht ſo wohl Sachen von guter Bedeutung reden heißt, als ganz und gar ſchweigen oder wenigſtens nicht reden, als was zur Sache erfordert wird.

Stau-

Stanley hat dieſes in den Anmerkungen über des Aeſchylus Choepheren V. 579. weitläuftiger angeführet, wie inſonderheit wird es durch die Stelle des Seneca bewieſen: Quoties mentio ſacra litterarum intervenerit: Fauete linguis: hoc verbum non, ut plerique exiſtimant a fauore trahitur, ſed imperatur ſilentium, ut rite peragi poſſit ſacrum nulla voce mala obſtrepente.

(v. 23.) [Kann dieſes Grabes Schmuck von einem andern rühren?] Eben dieſes iſt der Schluß, den Elektra in den Choepheren des Aeſchylus macht, als ſie des Oreſtis Haare findet V. 185.

Was aber brachte mir die eitle Meynung bey,
Daß dieſes Haares Herr ein andrer Bürger ſey!
Auch ſeine Mörderinn hat es nicht abgeſchnitten
Die Mutter, dieſes Herz, das durch verruchte Sitten
Der Kinder Mund verſtopft und von ihr ſchweigen heißt.
Indeſſen ſind ich nichts das augenſcheinlich weiß,
Es hab Oreſtens Haupt dieß werthe Haar geſchmücket.
Ich zweifl', und hoffe doch, und bin von Luſt entzücket.

(p. 298. v. 10.) [Wahr iſts, die Laſt iſt groß ꝛc.] Dieſes ganze folgende Geſpräche der beyden Schweſtern hat ſehr viele Aehnlichkeit mit dem 1ſten Auftritte der Antigone eben dieſes Sophokles,

welchen man deſto leichter dagegen halten kann, weil dieſes Trauerſpiel von Opitzen überſetzt iſt.

(p. 301. v. 9.) [Ja, Sterben iſt nicht ſterben ꝛc.] Dieſes hat Anlaß im Agamemnon des Seneca zu der Zeile gegeben.

Aeg. Mortem aliquid ultra eſt El. Vita, ſi cupias mori.

(p. 304. v. 6.) [Iſt der Vogel ꝛc.] Ohne Zweifel will der Chor dieſes Gleichniß weiter nicht erſtrecken, als darauf, daß diejenigen, welche von jemanden einige Hülfe genoſſen, ſchuldig ſind demſelben wieder beyzuſtehen; und er redet von den zwo Schweſtern, ob er gleich ein Gleichniß giebt, welches ſich auf Aeltern und Kinder zu beziehen ſcheinet, und welches allem Anſehen nach von den Störchen hergenommen iſt, die diejenigen, von denen ſie aufgezogen worden, wieder ernähren ſollen. Man wird in vielen Gleichniſſen Homers und andrer Griechen finden, daß ſie zufrieden geweſen ſind zwiſchen zwey Dingen nur eine einzige Aehnlichkeit zu finden, als z. E. hier: daß man denjenigen wieder beyſteht, von dem man Hülfe genoſſen, an ſtatt daß wir uns ein Vergnügen machen, bey einem Gleichniſſe mehr Aehnlichkeiten zu ſuchen.

(p. 305. v. 21.) [Oreſt und Pylades] Man hat hier Urſache den geſchickten Einfall des Sophokles zu bewundern, daß er nicht gleich mit dem Boten, der die Nachricht von Oreſts Tode brachte, die

diejenigen auftreten läßt, welche seine vorgegebene Asche überbringen. Dadurch verschaffet er dem Orestes Gelegenheit frey mit seiner Schwester zu reden, welches sonst so leicht nicht gewesen seyn würde. Ja, um die Sache wahrscheinlicher zu machen, stellen sie sich, als ob sie beyde besonders abgeschickt wären. Der erste sagt, daß er von einem der Freunde und Bundsgenossen Aegisths komme; der andere aber giebt vor, daß er vom Strophius abgeschicket sey, welcher den Orest wider Willen der Seinigen bey sich hatte.

(p. 307. v. 6.) [Die ihr es hergetragen.] Man sieht hieraus, daß Orest nicht ohne Gefolge gekommen, welches desto besser angieng, weil er als eine Gesandtschaft aus Phocis erscheint. Es ist auch nöthig, daß er ein Gefolge bey sich hat, weil Aegisth, wie man aus allen Umständen sieht, ebenfalls nicht allein erscheint.

(p. 312. v. 10.) (Sieh dieses Siegel an.) Die Poeten, welche über dieser Fabel gearbeitet haben, haben sich darinnen von einander unterschieden, daß jeglicher von ihnen ein besonders Merkmal ersonnen hat, daran Orest erkannt wird. Beym Euripides verräth ihn, eh er sich selbst zu erkennen giebt, eine Schramme über das Auge, welche er sich in seiner Jugend gefallen hatte. Aeschylus aber läßt ihn an seinem Kleide, welches von der Elektra gewebet worden, erkannt werden, und hat darüber ich weiß nicht, ob mit Rechte einige Verspottungen vom Aristophanes und Euripides ausstehen müssen.

Inson-

Insonderheit hat sich der letztere gewundert, daß Elektra schon so jung hätte weben können, und daß die Kleider nicht allein nicht abgetragen worden, sondern auch mit dem Orest gewachsen wären. Unterdessen hat Aeschylus niemals weder von der Elektra noch von Oresten gedichtet, daß sie Kinder gewesen, als sie von einander gekommen. Clytämnestra hatte Oresten in währenden Trojanischen Kriege von sich entfernt, wie sie im Agamemnon des Aeschylus sagt, und die Absicht davon war ohne Zweifel, daß er ihr weder in Liebeshändeln noch in ihrem Morde hinderlich seyn möchte. Dieses ist deucht mich wahrscheinlicher, als wenn der Sohn eines Herrn der zehn Jahre lang im Kriege gewesen war, bey seiner Zurückkunft und erfolgten Ermordung noch von seiner Schwester gerettet werden muß. Und da Aeschylus ihn niemals so jung gedichtet hat, so kann man der Frage überhoben seyn, ob Elektra dazumal weben können? Auch konnte er alsdenn so leicht nicht ein Kleid entwachsen, zumal da bey der damaligen Einfalt der Kleidungen die Kleider nicht so enge am Leibe lagen. Daß es aber Orest unterdessen abgetragen hätte, scheinet mir der stärkste Einwurf nicht zu seyn, weil er es nicht oft getragen haben konnte. Ja, es scheint, als ob Orest selbst nur darum damals dieses Kleid angezogen hätte, damit seine Schwester ein Merkmal haben möchte, daran sie ihn erkannte. Man wird mir diese Ausschweifung leicht zu gute halten, weil ich glaube, daß man bey Gegeneinanderhaltung der Merkmale, welche diese

drey

drey Poeten erwählet haben, leicht dem Aeschylus, wie es von vielen geschehen, zu viel thun kann. Auch das Merkmal daran ihn Sophokles erkennen läßt, scheint mir nicht von allen Einwürfen befreyt zu seyn, weil man fragen könnte, wie man bey der Flucht des Orest in der damaligen Angst und Bestürzung, darüber man wegen seines Vaters war, darauf gefallen sey ihm das Siegel seines Vaters, welches derselbe vermuthlich an der Hand trug mitzugeben. Aber so genau haben es die Alten in denenjenigen Umständen nicht genommen, die sie bey Einrichtung ihrer Fabel zum voraus setzten. Wider den Euripides könnte man einwenden, daß erstlich die Schramme über das Auge entweder sehr groß gewesen seyn und den Orest ziemlich ungestalt machen müssen, oder daß der Alte, der ihn erkennet, ein sehr gutes Gedächtniß gehabt haben müßte, daß er, ehe ihm iemand den Orest erwähnt, so bald er ihn ansichtig wird, ihn an einer Schramme erkennt, die durch die Länge der Zeit und zumal bey einem Kinde verwachsen seyn oder wenigstens sich sehr verändert haben müßte.

(p. 315. v. 10.) [Was ich nie gefurcht] Ungeachtet im Griechischen, gehofft, stehet, so sehe ich keine Schwierigkeit, warum ich es nicht von derjenigen Nachricht erklären soll, die man ihr von Orests Tode überbrachte. Es ist nichts ungewöhnliches, daß im Griechischen so wohl als in andern Sprachen, hoffen, oftmalen bloß so viel als vermuthen heißet, ja ganz und gar von der Furcht gebraucht wird. Euripides im Orest V. 853.

οἴμοι προσῆλθεν ἐλπὶς, ἣν φοβουμένη
πάλαι, τὸ μέλλον ἐξστηκόμην γόοις.

Weh mir! meine Hoffnung trifft ein. Es geschieht, was ich längst gefurcht, und unter Gram und Seufzen erwartet habe.

(p. 316. v. 13.) [Brauchst du nicht mehr zu hören.] Sie hat ihm nehmlich gesagt, daß niemand als Weiber im Hause wären.

(p. 320. v. 18.) [Dem Trauermal zur Zier] ἐς τάφον λέβητα κοσμεῖ τάφος wird bey den Griechen sehr oft von demjenigen Trauermale gebraucht, welches man bey dem Begräbnisse eines Todten anstellte. Homer sagt im 23sten Buche der Ilias im 19sten Verse

— αὐτοῖς ὁ τοῖσι τάφον μενοεικέα δαίνυ

„er richtete ihnen ein köstliches Trauermal zu.

Und im vierten Buche der Odyssee im 557. Verse prophezeyhet Proteus dem Menelaus

— — σὺ δέ κεν τάφου ἀντιβολήσαις

„du wirst zu dem Trauermale kommen,

nehmlich zu demjenigen, das Orest nach Aegisths und Clytämnestrens Tode anstellte.

(p. 321. v. 1.) [Ach kommt! ach helft! ach steht mir bey] Es würde zu weitläuftig seyn, bey dieser Gelegenheit alle diejenigen Schönheiten gegen ein-

einander zu halten, welche so wohl Aeschylus als Sophokles bey dem Schlusse dieser Fabel angebracht haben. Unterdessen hat Aeschylus wie mich dünkt darinnen einen groſsen Vortheil vor dem Sophokles, daſs er der erste gewesen, und also die schönsten Umstände nach seinem Gefallen wählen können, dahingegen Sophokles, wofern er was neues dichten, und nicht alles dem Aeschylus abborgen wollte, sich genöthiget sahe, schon solche zu ergreifen, welche so einnehmend nicht waren. Dieses scheint zu machen, daſs bey dem Aeschylus die Gemütsbewegungen besser steigen, indem erst Aegisth und hernach Clytämnestra umgebracht wird. Clytämnestra zeigt ferner bey dem Aeschylus mehr von der ihr eignen Kühnheit und Verwegenheit, wenn sie, da sie schon die Gefahr vor Augen sieht, noch ruft:

Ein tödtlich Eisen her. Bewaffnet mich geschwind!
Laſst sehn', ob wir besiegt, wie? oder Sieger sind.

Endlich läſst auch Orest bey dem Aeschylus mehr das Herz eines Sohnes sehen, als bey dem Sophokles, wo er ganz zu vergessen scheint, daſs diejenige, die er umbringt, seine Mutter ist. Nur auf wenige bewegliche Worte der Clytämnestra saget er beym Aeschylus:

Was thu ich, Pylades, soll ich sie wohl verschonen?

Und dieser hat erst nöthig ihm von neuem das Orakel des Apollo vorzustellen.

(p. 323. v. 5.) [Wer zeiget unter euch] Sophokles und Aeschylus ſtellen uns unter dem Aegiſth zweene ganz unterſchiedene Tyrannen mit gleicher Kunſt vor. Sophokles mahlt ihn bey Oreſtis Tode erfreut und ſtolz, als ob nun nichts mehr vermögend ſey ſein Glück zu ſtürzen. Aeſchylus aber macht ihn furchtſam. Er beſorget, daß dieſe Nachricht das Volk ſchwierig machen möchte. Er hält es für eine ungewiſſe Sache und für ein ausgeſtreutes Gerüchte, und läßt ſich übrigens gar nichts merken, daß ihm die Wahrheit deſſelben Freude machen würde.

Joh. Elias Schlegels

Werke.

Erſter Theil

herausgegeben

von

Johann Heinrich Schlegeln

Profeſſor der Philoſophie bey der Univerſität Kopenhagen und Secretair der Königlich Dänſchen Kanzley.

Kopenhagen und Leipzig,
im Verlage der Mummiſchen Buchhandlung.
1761.

Seiner Hochgräfl. Excellenz,

dem Hochgebohrnen Herrn,

HERRN

Adam Gottlob Moltke

Grafen von Bregentved,

Ritter des Elephantenordens,

Seiner Königl. Majestät in Dänemark und Norwegen Geheimen Rath, Oberhofmarschall und Kammerherrn,

Meinem gnädigen Herrn.

Hochgebohrner Graf,

Gnädiger Herr,

Daß ich mir die unterthänigſte Freyheit nehme, Eurer Hochgräflichen Excellenz die gegenwärtige Sammlung zu überreichen, darzu würde mich die Erinnerung meines Bruders angetrieben haben, wenn ich auch ſelbſt nicht die ſtärkſten Gründe hätte, in meinem eignen Namen zu ſprechen. Er hatte das Glück, von Eurer Hochgräflichen Excellenz gekannt zu ſeyn, und mit Merkmaalen von Dero Gnade überhäuft zu werden, und ich bin noch ein Zeuge geweſen, wie groß, wie unabläßig ſeine Begierde war, ſich nach den Abſichten ſeiner Beförderer ſeinem zweyten Vaterlande nützlich zu machen, wo nicht ein frühzeitiger Tod ſeine Beſtrebungen unterbrochen hätte. Was aber kann ich hier von mir ſagen, gnädiger Herr, als eben dasjenige,

was ich täglich auf das lebhafteste empfinde, und was ich Eurer Hochgräflichen Excellenz schon mehrmalen, doch immer viel zu schwach für meine Empfindungen, auszudrücken versucht habe: daß ich von der Aufmerksamkeit, deren Eure Hochgräfliche Excellenz meine Bemühungen schon seit einigen Jahren gewürdiget, auf das äusserste gerührt bin: daß dieselbe meinen Eifer verdoppelt, nach allen meinen Kräften zur Fortpflanzung und Vermehrung der Wissenschaften etwas beyzutragen: und daß ich mir diese Huld, die eine so ausgebreitete Gewalt hat, zu nützlichen Unternehmungen aufzumuntern, auch fernerhin unterthänigst erbitte? Unter den innigsten Wünschen für Eurer Hochgräflichen Excellenz und Dero hohen Hauses immerwährendes Wohlergehen verharre ich,

Eurer Hochgräfl. Excellenz,

meines gnädigen Herrn

ganz unterthänigster Diener

Johann Heinrich Schlegel.

Vorrede.

Die Werke meines faſt vor zwölf Jahren verſtorbnen Bruders ſind ſeit ihrer erſten Bekanntmachung mit einem ſo allgemeinen Beyfalle des däniſchen und deutſchen Publici, mit ſo vortheilhaften Urtheilen der Kenner aufgenommen worden, daß es ſo wenig nöthig als anſtändig iſt, hier mehr davon zu ſagen. Bey einer ſo günſtigen Geſinnung gegen ihren innern Werth hat man kaum darauf geſehen, daß ſie bisher nicht nur ohne einigen äuſſerlichen Schmuck, ſondern auch gröſtentheils ſehr fehlerhaft gedruckt geweſen ſind. Auch gegen diejenigen Fehler, welche die Jugend des Verfaſſers, und Seltenheit kritiſcher Freunde in den Jahren ſeiner Jugend, faſt unvermeidlich machte, hatte man alle Nachſicht erwieſen, die ein Genie erwarten kann, welches ſich ſehr frühzeitig hervorthat, und mit jeder neuen Arbeit, beſonders in der tragiſchen Dichtkunſt, eine höhere Stufe zu betreten ſchien.

Vorrede.

Es wird keiner andern Vorbereitung bedürfen, dem Entschlusse Beyfall zu verschaffen, seine Schriften, in so weit sie den schönen Wissenschaften angehören, so wohl diejenigen, welche theils einzeln, theils in verschiedenen Sammlungen zerstreuet, schon gedruckt sind, als auch diejenigen, welche sich in seinen Handschriften finden, und der Gesellschaft jener würdig erachtet werden, zusammen heraus zu geben. Dieser erste Theil enthält die sämmtlichen ausgearbeiteten Original-Tragödien, nebst einer Uebersetzung aus dem Sophokles. Den zweyten werden seine übrigen dramatischen Werke ausmachen, nämlich, außer einer noch ungedruckten prosaischen Tragödie, die ausgearbeiteten Lustspiele, und Entwürfe und Fragmente in beyden Gattungen des Schauspiels. Demselben wird eine Lebensbeschreibung des Verfassers vorgesetzt werden, nebst einer Anzeige von der Einrichtung der folgenden Theile.

In der gegenwärtigen Ausgabe ist, was die vorhingedruckten Stücke anbetrifft, in der Säuberung von den häufigen Druckfehlern, in Berichtigung der Interpunction, und in der Wiederherstellung der bessern und wahren Lesarten, aller ersinnliche Fleiß angewendet worden, der immer bey der Entfernung des Herausgebers von dem Orte des Druckes möglich ist. Die Handschriften, welche mein seliger Bruder, auch von seinen gedruckten Werken, aufbewahrt, und die Verbesserungen, die er hin und wieder bey Gelegenheit aufgeschrieben hat, haben mich in den Stand gesetzt, mehr bey dieser Ausgabe zu thun, als gemeiniglich nach

dem

dem frühzeitigen Tode eines Schriftstellers geschieht. Ich kam noch bey seinem Leben nach Dänemark, und ich nahm, als er in Sorde verstorben war, alle seine Papiere in Empfang. Doch da ich das Glück nicht gehabt, mit ihm zu studieren, noch seines Umgangs und Briefwechsels so lange und so oft zu genießen, als mein älterer Bruder, der itzige Hauptprediger in Hanover, so war mir der Beystand desselben bey dieser Unternehmung, zu welcher er mich selbst ermunterte, sehr nützlich und unentbehrlich. Sein Eifer, zu dem Nachruhme eines Bruders etwas beyzutragen, den er von je her mit eben so viel Dankbarkeit als Zärtlichkeit geliebt hat, und die Begierde, seinen bisherigen und künftigen Lesern zu nützen, hat ihn angetrieben, mir aus seinen Briefschaften nützliche Auszüge mitzutheilen, und überhaupt auf alle Weise behülflich zu seyn. Und ich würde es nie gewagt haben, mich zur Lebensbeschreibung unsers Bruders anheischig zu machen, wo ich mich nicht auch hierinn auf seinen Beystand verlassen konnte.

Anmerkungen habe ich nur sparsam beygefügt, in den Vorberichten aber glaubte ich verbunden zu seyn, nicht nur die historischen Nachrichten von der Verfertigung eines jeden Stückes, die sich besonders aus den Briefschaften meiner Brüder zusammenbringen liessen, aufzubehalten, sondern auch, nachdem es am nützlichsten zu seyn schien, bald von der Geschichte, auf welche sich die Trag die gründet, bald von den alten Trauerspielen, welche hier gewisser maßen als Vorbilder zu betrachten waren,

und

und andern Dingen, die da ihre eigentliche Stelle hatten, etwas ausführlich zu handeln.

Der Vorbericht zum **Orest und Pylades** war schon nach Leipzig zum Drucke abgeschickt, als nur der vierte Theil des Neuen **Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften** in die Hände kam, und ich darin einen Auszug von demjenigen **Pylades und Oreſt** fand, welchen der Herr von **Derſchau** Conferenzrath und elegantſcher Oberamtsaſſeſſor zu Lemgo 1747 herausgegeben hat. Bloß nach dem Auszuge zu urtheilen, denn des Trauerſpiels ſelbſt habe ich hier nicht habhaft werden können, ſcheint es Aufmerkſamkeit zu verdienen, und an dieſer Stelle eine kurze Anzeige, daß der Plan deſſelben von des Euripides Iphigenia in Tauris und von dem hier erſcheinenden Oreſt und Pylades ſehr verſchieden ſey. Der Herr von **Derſchau** hat die alte Fabel beynahe gänzlich verlaſſen, und eine neue erfunden, die beſonders in der Entwickelung weder Wahrſcheinlichkeit noch Einheit genug zu haben ſcheint. Nach ihm ſind Oreſt und Pylades nicht immer unzertrennlich geweſen. Pylades hat ſich, indem Oreſt traurig umherirrt, in Tauris bey dem **Thoas** in Kriegsdienſte begeben, und in ſolche Gunſt durch ſeine Thaten geſetzt, daß er Hoffnung hat, ſich mit deſſelben Tochter Leonore zu vermählen. Oreſt kömmt endlich auf Befehl des Orakels auch nach Tauris, und giebt ſich auf die erſte Anzeige dem Thoas zu erkennen, der ihn ſo gleich verurtheilt, durch die Iphigenia Dianen geopfert zu werden. Auch dieſe erkennt Oreſten für ihren Bruder in dem erſten Geſpräche, und ohne ſonderliche Vorbereitung. Pylades bittet für ihn bey

dem

dem Thoas, und weil er vergebens bittet, behauptet er, um für seinen Freund sterben zu können, daß er der wahre Orestes sey. Thoas läßt in der Ungewißheit sie beyde zum Tode führen. Da sie schon als Opfer am Altare stehen, kömmt ein angesehener Mann **Hermes** hinzu, welcher dem versammelten Volke entdeckt, daß Thoas nicht rechtmäßiger König, und auch nicht der Prinzeßinn Tomire Vater, sondern ein Mörder des vorigen Königs sey. Das Volk glaubt dieser Rede, und empört sich. Dies giebt Orestes Gelegenheit, den Thoas mitten unter seinen Leuten zu erstechen, und Tomire wird als Königinn ausgerufen.

Eine Probe der Versification wird vielleicht diesen Orest und Pylades besser empfehlen, als es die kurze Beschreibung seines Plans thun kann:

Pylades.

Freund, einen Weisen muß nicht bloß ein Dreyfuß lehren;
Es herrscht in unsrer Brust ein Gott, den muß man hören.
Sein Wille wird uns zwar durch der Sybillen Mund,
Doch klärer durch das Licht vernünftger Schlüsse kund. . . .

Orest.

O traurige Vernunft, wie dunkel ist dein Schein!
Ohnmächtiges Gewehr in schwacher Menschen Händen!
Zu kraftlos, die Gewalt der Laster abzuwenden!
Du bist, da du der Wuth der Leidenschaften weichst,
Nur stark, wenn du die Last verübter Unthat zeigst.

Anzeige

derer in dieſem Theile enthaltenen Trauerſpiele.

I. Oreſt und Pylades, 1

II. Dido, 69

III. Die Trojanerinnen, 137

IV. Canut, 189

V. Hermann, 283

VI. Des Sophokles Elektra. 385

Oreſt,

Oreſt
und
Pylades,

ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Iphigenia, Oreſtens Schweſter, Prieſterinn im Tempel der Diana.

Eutrorpe, Vertraute derſelben.

Oreſt, Prinz aus Argos.

Pylades, Oreſtens Freund.

Thoas, König der Taurier nebſt ſeinem Gefolge.

Arkadamus, ein Kriegsbedienter des Thoas.

Hierarchus, der oberſte Prieſter.

Zween **Opferprieſter**.

Ein **Hauptmann**.

Ein **Schäfer**.

Der Schauplatz iſt der Vorhof des Tempels der Diana bey den Tauriern, und endlich wird hinter demſelben der Tempel ſelbſt eröffnet.

Vorbericht.

Dieses Stück ist einer der ersten Versuche des Verfassers. Es ist schon 1737, da er kaum sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, verfertigt, und in den Fastnachtsferien des folgenden Jahres in der Fürstenschule Pforte, wo er studierte, mit Hülfe einiger seiner Schulfreunde aufgeführt worden. Der junge Dichter hatte damals noch keine andre Handleitung, als das Capitel von der Tragödie in des Herrn Prof. Gottschedes Dichtkunst; aber seine Muster waren Sophokles und Euripides, die er frühzeitig las und verstand. Er beschloß, des letztern Iphigenia bey den Tauriern für das heutige Theater auszuarbeiten, und er nannte seine Arbeit, worin die Rollen des Pylades und Orest wenigstens eben so wichtig sind, als der Iphigenia ihre, anfänglich die Geschwister in Taurien. Sie fand bey denenjenigen, welche die Handschrift zu Gesichte bekamen, solchen Beyfall, daß sie 1739 auf dem Theater in Leipzig aufgeführet ward, ehe noch der Verfasser die Fürstenschule verließ. Er hatte schon damals Selbstverläugnung und Kritik genug, um zu empfinden, daß seinem Versuche vieles zur Vollkommenheit fehlte; und noch in

demſelben Jahre hat er unter andern Verbeſſerungen auch die erſte Scene des IV Aufzugs völlig umgearbeitet, welche nach dem erſten Plane ein langes Soliloquium des Pylades war.

Noch größere Veränderungen unternahm er im Jahre 1742, als er im Sinne hatte, einen eignen Band ſeiner theatraliſchen Werke heraus zu geben; welches Vorhaben aber unter andern Urſachen wegen ſeiner Reiſe nach Dänemark und der Geſchäfte, die er in ſeinem Berufe fand, unterblieben iſt. Damals bekam der ganze fünfte Aufzug eine neue Geſtalt, welcher vorhin ſehr langweilig und matt geweſen war. Denn Oreſt und Pylades kamen darin auf den Schauplatz nicht zurück: ihre That und ihre Flucht wurden bloß erzählt, und Thoas ließ ſich mitten unter den Drohungen, die er gegen ſie ausſtieß, und bey dem heftigſten Eifer, ihnen nachzuſetzen, durch den Hierarchus aufhalten, ein Orakel anzuhören, nach deſſen Anhörung er alsbald ſeine ganze Rache aufgiebt. Bey dieſer Veränderung geſchah es erſt, daß der Verfaſſer den Namen Oreſt und Pylades erwählte. Sie würde, wenn es ihm ſo viele andere Verbeſſerungen verſtattet hätten, gewiß nicht die letzte geweſen ſeyn. Nicht allein die beſtändige Zurückhaltung dieſes Stücks, das er doch einmal ſchon dem Drucke beſtimmt gehabt hatte, iſt ein Beweis davon, ſondern auch die wirkliche völlige Umarbeitung eines Theils der erſten Scene, die ſich unter ſeinen Papieren gefunden hat.

Es wird dem kritiſchen Leſer nicht unangenehm ſeyn, hier eine Probe ſeines Fleißes und einer ſtillſchweigenden Kritik über ſeine jugendlichen Arbeiten hier eingerückt zu ſehen:

Iphi-

Iphigenia, Pſyche.

Iphigenia.

Nun, Pſyche, hab ich mehr, als ich gewünſcht, erfahren.
Auf ewig blieb ich nun in Ketten der Barbaren.
Der, deſſen Hülfe du mir ſtets verſprochen haſt,
Oreſt, mein letzter Troſt, mein Bruder iſt erblaßt.
*Hieher verbannt mich nun des Himmels harter Wille,
Damit ich das Geſchick, dem ich entflohn, erfülle.
Warum ward doch Achill von Lieb und Muth entbrannt,
Und riß in Aulis mich aus meines Opfers Hand?
Mußt ich nicht, nach Gefahr von Feinden, Meer und Winden,
Statt jenes Blutaltars hier einen andern finden?
Die, deren Opfer ich mich dort zu ſeyn geſcheut,
Hat hier mich nun im Zorn zur Prieſterinn geweiht.
Und zitternd ſtoß ich hier mit mehr als Todesſchmerzen
Dianens Opferſchwerdt in tauſend Menſchenherzen.
Ich ſehne mich voll Reu nach jenem Aulis hin,
*Und ſeufze nach dem Tod, dem ich entgangen bin.
Nun hoff ich ferner nicht auf Menſchen, noch auf Götter.
Das Schickſal, das mich haßt, raubt alle meine Retter.
Mein Vater, mein Achill, mein Bruder ſind nicht mehr.
Nach Argos iſt für mich nun keine Wiederkehr.

* Die durch die beyden Sterne bezeichneten zwölf Verſe finden ſich in der Handſchrift eingeklammert, welches der Verfaſſer vermuthlich nicht ohne Urſache gethan hat, ob ſie gleich, an ſich ſelbſt betrachtet, ſchön ſind. Er hat vielleicht ſelbſt gerathen, daß ſie für die Gemüthsverfaſſung der Iphigenia zu weitſchweifig, und mehr zum Unterrichte des Zuſchauers dienlich, als ihrem ſchweſterlichen Schmerze angemeſſen ſcheinen möchten.

Der Ruf, der bis zu mir so manches Leid getragen,
Wird dort auch nicht einmal, daß ich noch lebe, sagen.
Die Ferne, die doch mich vor aller Welt versteckt,
Hält meines Hauses Fall vor mir nur nicht verdeckt.

Pſyche.

Wahr iſt es: fällt Oreſt, ſo liegt auch unſer Hoffen.
Der Streich, der ihn geſtürzt, hat uns mit ihm getroffen.
Wer macht dich denn vom Dienſt an dem Altare frey?
Dann wird Dianens Haus, dieß Haus voll Barbarey,
Vielleicht, bis Gram und Zeit einſt deine Tage ſchließen,
Von deiner Bürger Blut, das du ihr opferſt, fließen.

Doch was der Thracier auch heute dir erzählt,
So weißt du, daß der Ruf uns oft vergebens quält.

Iphigenia.

Nein! Was bewog ihn wohl, was trauriges zu dichten?
Und er ſprach nicht zu mir von flüchtigen Gerüchten.
Was jeder Grieche weis, hat er mir hinterbracht.
O wie viel Schreckliches hat mich erſtaunt gemacht!
Ein neues Unglück hat mein ganzes Haus zerſtöret. —

Von meines Vaters Fall haſt du ſchon längſt gehöret.
Der Mutter Frevelthat, die Schande des Aegiſth,
Die weißt du: — Wiſſe nun, daß ſie geſtrafet iſt.
Mein Bruder, deſſen Schwerdt den Mord mit Mord belohnet,
Hat in der Mutter nicht die Mörderinn geſchonet.
Und aus gerechter Treu für den, der ihn erzeugt,
Hat er die Bruſt durchbohrt, die ihn als Sohn geſäugt.

Doch

Doch als ihr rauchend Blut den Eifer kaum gekühlet,
So hat ſein kindlich Herz ſchon die Natur gefühlet;
Was er erſt billig hielt, für ungerecht geſchaft,
Und nach vollbrachter That ſich vor ſich ſelbſt entſetzt.
Pflicht, Unruh, Reu und Angſt hat ſeinen Geiſt verwirret.
Zum Abſcheu Griechenlands iſt er umher geirret,
Bis er verjagt, verflucht, von Raſerey bethört,
Zuletzt ſein eignes Schwerdt auf ſeine Bruſt gekehrt.
Wer wird ihm nun, als todt, die kleinſte Ruheſtatt gönnen?
Die er auch lebend nicht bey Freunden finden können?
Man fällt den Furien, die ihn verfolgten, bey,
Und glaubt, daß ſeine Wuth der Götter Strafe ſey.

Ihr Götter! Straft ihr ſo den Trieb gerechter Rache,
Und wollt noch, daß ein Menſch für Pflicht und Tugend wache?
Doch hat euch dieß erzürnt, daß er ein Herz durchſtieß,
Das auch, als laſterhaft, die Pflicht verehren hieß;
Ein Zorn, der auf die Pflicht ſein ſtrenges Urtheil gründet,
Ein Eifer, deſſen Gluth die Tugend ſelbſt entzündet,
Iſt niemals ungerecht. Ja, gieng er auch zu weit;
So redet für die That des Endzwecks Billigkeit.
Als König mußt er ja der Mutter Urtheil ſprechen.
Sein Unglück macht allein dieß alles zum Verbrechen.
Sein grauſamer Entſchluß ſcheint meinen Augen groß,
Sein Elend ſpricht mich nicht von meiner Liebe los.
Verdammt, verabſcheut ihn der ganze Kreis der Erde:
So wiſſe, daß mein Herz ihn ewig ehren werde.

So sehr man aus dieser Probe und aus den vorhin angeführten Umstä den überzeugt ist, daß Orest und Pylades nie in der gegenwärtigen Gestalt das Licht gesehen haben würden, wenn der Verfasser gelebt hätte, so hat man dennoch geglaubt, daß dieses Trauerspiel aus einer Sammlung seiner Werke nicht wegbleiben dürfe, zumal da es ihm an Schönheiten nicht fehlt. Ueberdieß weis man schon, daß das Publicum bey einem Schriftsteller, der einmal glücklich genug gewesen ist, sich seine Aufmerksamkeit zu erwerben, nicht ungern mit eignen Augen das stufenweise Wachsthum seines Geistes wahrnimmt.

Erster

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenia, Eutrophe.

Iphigenia.

Ja, mein Oreſt iſt todt, mein Bruder iſt dahin!
Ich Armſte, die ich noch bey wilden Barbarn bin,
Weis weiter keinen Troſt. — Durch welches Mittel
Arms Bemühen
Wird Iphigenia der Dienſtbarkeit entfliehen?
Dieß war der letzte Schlag, und dieſer konnt allein,
Bey ſo gebauſter Noth, mir noch empfindlich ſeyn.
Mich drückt des Himmels Hand und unerbittlich Schließen.
Daß ich dem Tod entflehn, legt er mich ewig feſſen. —
Warum ward doch Achill von Lieb und Muth entbrannt?
Warum entriß er mich aus meines Opfrers Hand?
Warum vertraute man mich Schiffen, Meer und Winden,
Wenn ich an Todes ſtatt die Knechtſchaft ſollte finden?
Wenn der im Grabe liegt, der erſt mein Herz gewann
Und mich nicht, wie zuvor, vom Altar retten kann?
Wenn ich der Mutter That, die Schändung ihrer Ehre
Und meines Vaters Tod in fernen Landen höre?

Wenn ich mir ſelbſt zur Qual hier, nach des Thoas Schluß,
Gezwungen grauſam ſeyn und Menſchen opfern muß?
Und wenn das Schickſal mir zuletzt den Bruder raubet,
Durch deſſen Beyſtand ich bald frey zu ſeyn geglaubet?
Oreſtes war mein Troſt, er war mein ganzes Glück;
Doch nun iſt er dahin, und mich läßt er zurück!

Eurrophe.

Wahr iſts: es ſtützte nur auf ihn ſich unſer Hoffen,
Und wenn er fiel, hat uns ſein Fall zugleich betroffen.
Wir ſind hieher verbannt; und dieſes Haus voll Wuth,
Der Tempel voller Graul, der Altar voller Blut,
Das von den Griechen ſprützt, wird, bis uns von der Erden
Ein ſpätes Alter ruft, durch uns bedienet werden.
Doch immer zweifl ich noch. Und was man euch erzählt;
So weis ich, daß der Ruf uns oft vergebens quält.

Iphigenia.

Ach! würd ich, Eurrophe, mich wohl vergebens kränken?
Ich glaube, was ich muß, und kann nicht anders denken.
Ein Thracier erzählts, dem es nicht helfen kann,
Oreſt leb, oder nicht. Es weis es jedermann
Durchs ganze Griechenland. Die Mutter iſt gerochen,
Mein Bruder hat ſich ſelbſt mit eigner Hand durchſtochen.
Sein Rachſchwerdt, welches auch der Mutter nicht geſchont,
Und der Verrätherey mit ſtrengem Recht gelohnt,
Hat er, von Schmerz gequält, von Raſerey berhöret,
Sich ſelber unbewußt, auf ſeine Bruſt gekehret.
Erzürnte Götter! Ach! Verdient ein edler Geiſt,
Den ſeines Vaters Blut das Schwerdt ergreifen heißt,
Daß euer ſtrenger Zorn und eurer Allmacht Rache
Den, der den Frevel ſtraft, durch Wuthen ſinnlos mache?
Doch ja, ihr ſeyd gerecht! Weil er ein Herz durchſtieß,
Das, was es auch verbrach, die Pflicht verſchonen hieß.
Indeſſen ſoll er nie von mir vergeſſen werden.
Verflucht ihn Griechenland, ſchmäht ihn der Kreis der Erden.

So

So bleibt er immer noch in meinen Augen groß.
Sein Unglück ſpricht mich nicht von meiner Liebe los.
Ein Zorn, deß Neigung ſich auf Treu und Liebe gründet,
Ein Eifer, deſſen Gluth die Tugend ſelbſt entzündet,
Iſt zu entſchuldigen; und geht er auch zu weit,
So ſpricht doch ſtets für ihn des Endzwecks Billigkeit.
Nein, ich bin darum nicht von meiner Pflicht entbunden,
Iſt meine Hoffnung ſchon mit ihm zugleich verſchwunden.

Eurrophe.

Was aber kann dir wohl noch ferner möglich ſeyn,
Als was du ſchon gethan; als Klagen voller Pein,
und Thränen ohne Zahl?

Iphigenia.

Du irreſt. Meine Thränen
Sind lange nicht genug für mein gerechtes Sehnen.
Die Liebe giebt mirs ein, und ich hab es bedacht.
Ich weis, wozu die Treu mich mehr verpflichtet macht.
Dieß eben treibt mich her, und iſt bey frühem Morgen,
Eh jemand noch erwacht, mein allererſtes Sorgen.
Wer weis, ob Griechenland ihn auch begraben läßt?
Vielleicht entehret es den Schatten des Oreſt?
Ich will doch etwas thun, und ihm ein Denkmaal ſetzen,
Und es mit Opfern weihn, und es mit Thränen netzen.

Eurrophe.

Wie? Weis der König dieß?

Iphigenia.

Er weis es, oder nicht!
Die Liebe fragt nicht erſt, was ein Tyranne ſpricht.
Vermöcht ich ihm doch nur was würdigs aufzurichten,
So ſollt ein ſtolz Gebau der Zeiten Macht vernichten.
Doch thu ich, Eurrophe, ſo viel mir möglich iſt.
Nur forderts, daß du mir dabey behülflich biſt.

Erwarte

Erwarte mich nur hier. Sie geht ab.

Eutrophe.

Wie jammern mich die Triebe
Der reinen Zärtlichkeit und dieſer Schweſterliebe!
Wen ſeh ich hier! Wer kömmt!

Zweyter Auftritt.

Eutrophe, Oreſt, Pylades.

Oreſt.

Du ſiehſt hier einen Mann,
Der Glück und Ruhe ſucht, und nirgends finden kann.
Der Schlag, der Freja traf, hat mich auch hingeriſſen.
Ich muß mein Vaterland und meine Heerd miſſen.
Mein Fuß, der durch die Welt zehn Jahre ſchon geirrt,
Sehnt ſich nach einem Ort, an dem er ruhen wird.
Drum iſt es unſer Wunſch: Stehe uns der Tempel offen,
Hat ein bekränzter Freund hier Troſt und Rath zu hoffen;
Erfraget hier für uns des Schickſals weiſen Sinn!

Eutrophe.

Ich geh: erwartet hier Dianens Prieſterinn.

Dritter Auftritt.

Oreſt, Pylades.

Oreſt.

Nun ſchließt ſich meine Pein, und meines Jammers Ende
Legt nun der Himmel ſelbſt in mein' und deine Hände.
Was denkſt du, Pylades? Hier ſiehſt du ja den Ort.
Wir ſind in Tauries, wohin Apollens Wort
Uns deutlich ziehen hieß. Dieß ſind des Tempels Säulen.
Hier wird das Bild verwahrt, das meinen Jammer heilen,

Mein

Mein Wüthen enden ſoll. Hier ſiehſt du den Altar,
Der Griechen Furcht und Leid. Wir lachen der Gefahr,
Weil uns ein Gott beſchirmt. Den Schutz für unſer Leben
Muß uns ein fremdes Kleid bey unſern Feinden geben.
Nun brauchen wir ſonſt nichts, als unſre Tapferkeit.
Du kennſt mich, Pylades, und weißt, dieß Trojer Kleid
Verbirgt ein griechiſch Herz. Des Himmels holder Wille
Verleih nur, daß ich bald des Herzens Wunſch erfülle.
Der Himmel iſt gerecht, und ihn erbarmt Oreſt,
Den ſtets die Angſt beklemmt, kein Traum nicht ruhen läßt;
Den, weil ſein kindlich Herz ihn dieß dem Vater lehrt,
Zur grauenvollen That ſelbſt ſeine Pflicht ermuntert;
Der in der Mutter Bruſt kein Schwerdt nur darum ſtieß,
Weil ihn des Vaters Blut die Mordthat ſtrafen hieß.
Ihn jammert noch ein Herz, das Wuth und Hölle quälet,
Und das der Furien verdammte Schaar entſeelet.

Pylades.

Mein Prinz, verzeih dein Leid. Der Himmel ſey gelobt!
Die Angſt, die dich gequält, hat endlich aufgehört.
Du denkeſt allzuſehr an die vergangnen Schmerzen,
Dein Jammer weichet nie, er haftet ſtets im Herzen.

Oreſt.

Ich denk an meine Qual, doch nur zu meiner Luſt.
Es ſcheint, als wiche ſchon die Wuth aus meiner Bruſt.
Ja, Pylades, ein Gott hieß mich das Meer durchſtreichen;
Nun bald werd ich das Ziel der langen Qual erreichen.
Ich weis, mein Pylades, mein Rath, mein Schutz, mein Freund!
Wie redlich deine Bruſt es hier mit mir gemeynt.
Da mich die Erde ſcheut, die Meinen fluchen und haſſen,
Hat mich doch deine Treu zu keiner Zeit verlaſſen.
Auch itzt vertrau ich dir. Du weißt ja meinen Schluß,
Daß ich der Göttinn Bild von hinnen rauben muß:
Denn eher werd ich nicht aus dieſer Gegend weichen.

Pylades.

Du haſt es langſt gehört. Und ſtelle ich mich den Streichen

Den

Von tausend Schwerdtern bloß, so wankt doch meine Treu
Mit meinen Kräften nicht. Mein Geist wird in mir neu,
Da ich den Tempel seh. Wir wollen überwinden! —
Prinz, doch wie werden wir den freyen Eintritt finden?

Orest.

Den sind ich durch Gewalt, kann es durch List nicht seyn.
Das Bild, wo nicht, der Tod beschließe meine Pein! —
Was red ich aber? — Nein! Ich fürchte zwar kein Sterben,
Doch warum sollt ich dich mit mir zugleich verderben?
Dein Blut schatz ich zu hoch. Drum wenn durch kluge List
Mein vorgesetzter Zweck nicht zu erreichen ist,
So weich dann, Pylades! Ich will allein mein Leben
Am blutigen Altar zum Opfer übergeben.

Pylades.

Zwar weichen werd ich nicht. Ich bin mir nicht so lieb,
Als du, dein Glück, Orest, und unser Freundschaftstrieb.
Doch laß dich nicht zu bald von deinem Schmerz bezwingen.
Ihn sollst du stillen, Freund, nicht nach dem Tode ringen.
Gedenkst du, daß du so des Himmels Wort erfüllst,
Wenn du die Raserey durch Sterben schließen willst?
Vielleicht giebt dieser Tag uns Mittel in die Hände,
Dadurch dein Kummer sich zu deinem Besten wende.

Orest.

Ich wünsche dieß, mein Freund, doch seh ich es noch nicht.

Pylades.

Es ist noch allzufrüh. Der Sonnen erstes Licht,
Die ihren halben Kreis noch in der See verstecket,
Hat, wie es scheint, noch nicht die Priester aufgeweckt.
Vielleicht läßt man uns selbst mit in den Tempel ein,
Vielleicht bewahrt ihn nur die Priesterinn allein.
Du siehst es ja, wie leicht ist in ein Haus zu dringen,
Das Einsamkeit umgiebt und Bäume nur umringen.

Diana

Diana wünſchts vielleicht; denn Grauſamkeit und Wuth
Gefallt den Göttern nie. Sie labt kein Menſchenblut.
Wo Gott, und Tapferkeit, und Klugheit ſich vereinen
Muß mitten in Gefahr der Ausgang glücklich ſcheinen.
Drum laß uns beten!

Oreſt.

Freund, wie mächtig iſt dein Wort!
Die Seele iſt ganz zerſtreut. Ich hoffe. — Doch kömmt dort
Nicht ſchon die Prieſterinn? Jetzt laß uns noch verſtecken,
Was unſer Endzweck ſey. Ihr Herz kann uns entdecken,
Wenn es am beſten iſt, daß man beſchließt und thut,
Worauf mein ganzes Glück, mein Leben ſelbſt beruht.

Vierter Auftritt.

Iphigenia, Pylades, Oreſt.

Iphigenia.

Biſt du der fremde Held, von welchem ich vernommen,
Daß er Dianens Rath zu wiſſen hergekommen?

Oreſt.

Ja, Prieſterinn, ich bins. Ein unerbittlich Glück
Verfolgt uns bis hieher. Das zornige Geſchick
Treibt uns, ſein Freia fiel, durch ſtets beſtürmte Seen,
Und ſein verhärtet Ohr iſt taub bey unſerm Flehen.
Ein Ort, den ihr geliebt, der euch gebiert hat,
Das Freja, das nun liegt, iſt unſre Vaterſtadt.
Wir ſind ein ſchwacher Reſt euch ſtets getreuer Freunde,
Und irren durch die Welt. Vor eur' und unſerm Feinde
Flieht mein gerettet Volk, und weis doch ſelber nicht,
Wohin es fliehen ſoll. O möcht ein höhres Licht,
Möcht einer Gottheit Spruch bey ungewiſſen Reiſen
Uns ſtatt des Leuchtens ſeyn und unſre Ruhſtatt weiſen!
O ſchenkt' uns das Geſchick ein andres Vaterland
Und machte' uns Einen Wink durch deinen Mund bekannt!

Iphige-

Iphigenia.

Du kannst der Gottheit Spruch noch diesen Tag erkennen.
Doch Prinz, entdecke dich. Sprich, wie soll ich dich nennen?

Orest.

Der Ruf, der euch gesagt, wie Troja widerstand,
Frua auch Alcestens Ruhm vielleicht in dieses Land.
Der bin ich, Troyens Rest, die Glück und List besieget.
Ich irre durch die Welt, da sie im Staube lieget.
Als alles hebt' und fleh, gab mir der Himmel ein,
Dem überblichnen Volk an Fulgers statt zu seyn.
Zehn Schiffe sammelt' ich, das meine zu bedeiten.
Kaum war ich auf der See, als schon von allen Seiten
Der Winde reges Heer auf meine Flotte fließ,
Und ohne Rettung uns des Lebens Ende wies.
Drey Schiffe wurden hier auf Sand und Fels getrieben,
Die andern sind zerstreut; nur ich bin übrig blieben:
Ich und mein Schiff allein. Ich miß ein ganzes Heer,
Und irre schon zwölf Jahr durch das erregte Meer.
Dürft ich dem festen Wort des Himmels nicht vertrauen,
So sinkt die Hoffnung fast, noch eine Stadt zu bauen.
Doch dieses tröstet mich. Ich hoff ein neues Licht
Nun bald in dem zu sehn, was eure Göttinn spricht.

Iphigenia.

Hast du der Götter Wort, so darfst du sicher hoffen;
So folget dir das Glück, die Ruhe sieht dir offen.
Der Himmel, der verhieß und das Verheißne thut,
Weist deines Schiffes Bahn und lenkt es in der Fluth.
Doch wißt du ja noch mehr von unsrer Göttinn wissen,
So wird der nahe Fluß dich dreymal baden müssen.
Dann er sich kaum zurück und warte, bis die Nacht
Durch einen Priester dir dem Schicksal wissend macht.

Orest.

Ich thu, was du gesagt. Komm, Freund, und laß uns eilen.
Der Himmel wolle mir erwünschten Rath ertheilen!

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Eutrophe, Iphigenia.

Eutrophe.

Dein Opfer iſt bereit. Hier bring ich es herbey;
Der Himmel ſieh es an und lohne deiner Treu!

Iphigenia.

Ach leider muß ich dem nur Todtenkränze winden,
Dem ich ſchon Lorbeern brach, den Siegeskranz zu binden.
Der Arm, dem ich vertraut, iſt kraftlos und erſtarrt.
Ich bin von Hülfe blos und hab umſonſt geharrt.
Ich hofft, es ſollte nur durch ſeine Hülfe glücken,
Mein werthes Vaterland einſt wieder zu erblicken.
Ich glaubte ſchon entzückt, daß ich ihn ſelber ſah.
Sein Sieg ſchien mir gewiß und meine Rettung nah.
Nun ſteht das ode Bild, das ich mich blenden laſſen;
Mein Geiſt iſt ohne Rath und kann ſich ſelbſt nicht faſſen.
Ich ſeh nach Hülf umher, und nirgends ſind ich ſie.
Oreſten rief ich an, und er erſchien doch nie.
Zwar er iſt ohne Schuld, und ſeiner Schweſter Klagen
Hat nie vielleicht das Glück zu ſeinem Ohr getragen.
Auch euch verklag ich nicht, die ich oft mit Gefahr,
(Nahmt ihr nur einen Brief, von dieſem Blutaltar;)
Durch ungewohnte Luft vergebens weggeriſſen!
Ihr ſchwurt ja einen Eid, und hattet auch Gewiſſen.
In Leiden ſeufzt mein Herz und iſt von Jammer voll,
Und dennoch weiß es nicht, wen es verklagen ſoll.
Mein ſtets gequälter Geiſt muß deren Glück beneiden,
Die den beſtimmten Tod von meinen Händen leiden.
Ich wünſche mich zurück nach jenem Aulis hin,
Und ſeufze nach dem Dolch, dem ich entronnen bin.
Man führt hier zum Altar, was ſich nur Griechen nennet,
Was andern wiederfährt, wird mir nur nicht gegönnet.

Zum Morden ausersehn bin ich der andern Tod,
Und meines Bruders Fall verewigt meine Noth.

Eutrophe.

Willst du Orestien selbst dieß Todtenopfer bringen?

Iphigenia.

Ich darf nicht, wie ich will. Du weißt, bey solchen Dingen
Wird einer Priesterinn geheiligt Amt entweiht.
Drum übergeb ich dir, was mir die Pflicht verbeut.
Geh bald und insgeheim! Sonst möchte meinem Grämen
Der Barbarn Grausamkeit auch diesen Trost benehmen.

Du, dessen Fall mein Herz bis in den Tod betrübt,
Du Bruder, den mein Geist beseufzt und ewig liebt!
Es sey, daß um den Leib, den du bisher belebet,
Dein leichtes Schattenbild noch ohne Ruhe schwebet,
Und seufzend nach der Pflicht, die ihm entzogen wird,
Auf dieser Oberwelt beschimpft und schüchtern irrt:
So müsse mein Bemühn die Hölle dir versühnen,
Es müsse gültig seyn und dir zur Ruhe dienen!
Ein leerer Aschenkrug sey an des Grabes statt,
Das Aberglaub und Haß dir dort entzogen hat!

Es sey, daß eine Hand, die edles Mitleid lenket,
Den werthen Gliedern schon erwünschte Ruh geschenket,
Daß dein geliebter Geist, zu jenem Chor gezählt,
Der Noth entgangen ist, die dich bisher gequält:
So dringe der Geruch der dir geweihten Kronen
Bis in der Schatten Reich, wo selge Geister wohnen,
Und bringe dir daselbst von meiner Schwestertreu,
Von meiner Qual um dich die werthe Nachricht bey!
Das Denkmaal, das ich dir bey wilden Barbarn setze,
Heb alle Thränen auf, damit ich es benetze!
Und dieß beschriebne Bley, das ich darzu gelegt,
Sag einst der späten Welt den Namen, den es trägt!

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt, Pylades.

Pylades.

Ja, theureſter Oreſt, du ſchwebeſt in Gefahr.
Der Jüngling iſt verwundt; ich weis nicht, wer er war.
Doch ſey er, wer er will; man wird uns nicht verzeihen.

Oreſt.

Grauſames Schickſal! ach, wenn wirſt du mich befreyen?
Wie lange willſt du noch, daß ich voll Raſerey
Ein Spiel der Furien und ihres Grimmes ſey? —
Was aber iſt dem Rath?

Pylades.

Hier mußt du nicht verweilen.

Oreſt.

Wie? Sollt ich fliehen?

Pylades.

Nein! zu deinem Endzweck eilen!
Der Jüngling liegt verwundt. Sonſt niemand hats geſehn.
Drum eh man uns erkennt, ſo kann noch viel geſchehn.

Oreſt.

Doch ach die Prieſterinn läßt hier ſich noch nicht finden.

Pylades.

Mir ſelber ſcheint die Zeit nicht ſchnell genug zu ſchwinden.

Von Hoffnung aufgeweckt, von Liebe ſcheu gemacht,
Wünſch ich: o wäre doch das große Werk vollbracht!
So würden wir nicht mehr vor tauſend Hinderniſſen,
Die noch zu fürchten ſind, in Sorgen ſtehen müſſen.
Indeß weil unſer Zweck uns hier verweilen heißt,
So ſieh, was uns dieß Bley in ſeiner Aufſchrift weiſt.
Ich nahm es in der Eil, als wir vom Ufer kamen,
Und in der Fluth genetzt hieher den Rückweg nahmen.
Ein Aſchenkrug verbarg die Aufſchrift und das Bley.
Ich ward gereizt, zu ſehn, was drauf geſchrieben ſey;
Da rief mich deine Wuth und wehrte mir zu leſen,
Wem Kranz und Aſchenkrug und Schrift geweiht geweſen . . .
Oreſt! dein Name! Wie?

Oreſt.

Mein Name!

Pylades.

Ganz gewiß!
Die Schrift bezeuget es. Hier iſt es. Nimm und lies.

Oreſt.

Oreſtes, Argos Fürſt, ſoll dieß zum Denkmaal haben;
O möchte Griechenland ihn prächtiger begraben!
Oreſtes, Argos Fürſt! — Ich bins, und muß es ſeyn. —
So dringt auch bis hieher der Ruf von meiner Pein? —
So bin ich hier bekannt? Und auch der Barbarn Herzen
Muß die erſchollne Mord von Argos Prinzen ſmerzen? —
Da ſeyſt auch wer du wilſt; geſegnet ſey die Hand,
Die dieß geſchrieben hat! Geſegnet ſey das Land,
In dem noch Mitleid wohnt! — O Himmel, laß mich wiſſen:
Wen kränket hier mein Leid? Laß mich ein Herz nicht müſſen,
Das es ſo redlich meint! — O zeigte doch einmal
Die Tafel ſelbſt mir den, der dieß geſchrieben, an!
Oreſtes, Argos Fürſt, ſoll dieß zum Denkmahl haben,
O möchte Griechenland ihn prächtiger begraben!

Begra

Begraben! Mich? — Man hält Oreſten hier für todt? —
Er lebt, der Arme lebt, und lebt zu ſeiner Noth!
Oreſtes athmet noch, und wünſchte, nicht zu leben.
Ach leider! Hätte mich des Todes Nacht umgeben,
Und ſchaffte meiner Bruſt vor Wuth und Rasen Ruh;
So hättſt du, was du willſt, grauſame Mutter du!
Wie lange quälſt du mich? Wenn ſättigt ſich dein Rächen?
Ach wenn wird meine Pein dein grauſam Herz doch brechen?
Ach, Clytämneſtre, ach!

Pylades.

O welche neue Qual
Zerſtreuet ſeinen Geiſt!

Oreſt.

Verſchone mich einmal,
O Reich der Unterwelt! verſchone meine Sinnen! —
Wer kömt? Wen ſeh ich? - Weicht, ach, weicht ihr Mörderinnen! -
Weh mir! Was fang ich an? Wo werd ich ſicher ſeyn?
Mich blendet und mich ſchreckt der Fackeln blaſſer Schein. —
Welch Antlitz! welches Traun! welch Haar! welch grauſes Ziſchen! -
Die Mutter ſelbſt erſcheint, ſich unter ſie zu miſchen.
Hilf, Phöbus! ſchütze mich!

Pylades.

Ach, Himmel! ach! Siehſt du
Noch immer ungerührt Oreſtens Elend zu?

Oreſt.

Ihr Götter! Wehe mir! Was fühl ich? Welche Plagen?
Ach, Mutter, ach dein Blut!

Pylades.

Wie biſt du zu beklagen!

Unglücklicher!

Oreſt.

Schweig ſtill, Verwegner! Spotte nicht!
Flieh, Frevler, oder ſtirb!

Pylades.

Ich bins, der mit dir ſpricht.
Was thuſt du?

Oreſt.

Haſt du Muth, komm! Wo biſt du verſtecket?
Seht, ſeht, hier blizt mein Schwerdt! Ihr Furien, erſchrecket!

Pylades.

Halt ein!

Oreſt.

Ich laß mich los! Laß los, verfluchter Geiſt,
Der mich umfaſſet hat, und zu der Hölle reißt!
Laß los, laß los!

Pylades.

Er fällt. O Himmel, ſieh den Armen!
Du ſaaſt ihm Hülfe zu, und haſt doch kein Erbarmen.
Iſt dieß der frohe Tag, der ſeinen Jammer heilt?

Oreſt! wie ängſt ich mich! Wo man uns übereilt,
Und ihn die Prieſterinn erſtarret hier erblicket,
Iſt unſre Luſt umſonſt und unſer Ziel verrücket. —

Sie ſie! — Sie kömmt daher und iſt uns ſchon ganz nah. —
Oreſt! — Er hört mich nicht, und liegt noch ſinnlos da.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Iphigenia.

Pylades.

Du ſiehſt hier meinen Freund. Es hat ihn wider Hoffen,
Und ich weis ſelbſt nicht wie, ein Zufall hier betroffen.

Oreſt.

Wo bin ich? — Himmel, ach! Iſt nun auch hier bekannt,
Wie mich das Raſen quält? Komm, reiche mir die Hand,
Mein Freund!

Iphigenia.

Das Raſen! Wie?

Pylades.

Ihr Götter!

Iphigenia.

Wie? Ihr ſchweiget!

Oreſt.

Wahr iſt es, Prieſterinn! Das Elend, das mich beuget,
Hat oftmals ſolche Kraft, daß mein bedrängter Geiſt
Sich, wenn er dran gedenkt, aus ſeinen Schranken reißt.
Ich läugne nicht, was dir mein eigner Mund entdecket.
Wahr iſts, ich hätt es ſonſt vielleicht vor dir verſtecket.
Die Scheu befahl nur dieß. Verbirgt nicht jedermann
Ein Elend, das ihn drückt, ſo ſehr er immer kann?
Jedoch, ich zweifle nicht; du wirſt mit meinen Klagen
Nun, da du ſie erkannt, ein billig Mitleid tragen.
Mein Raſen, meine Qual iſt nicht der Bosheit Lohn.
Mein Kummer hats gewirkt, der viele Jahre ſchon
Dieß bange Herz genagt, für deſſen tiefe Wunden
Ich ſeit ſo langer Zeit nichts, das ſie heilt, gefunden.

Iphigenia.

Vor mir ſey unbeſorgt! Ein unverdientes Leid,
Das die Bedrangten quält, hat mich noch nie erfreut.

Der Himmel breche bald die Macht von deinem Schmerze,
Diana ſchaffe Ruh in dem beſtrittnen Herze.
Indeſſen kommt herein. Denn, wie ich hoffen kann,
Habt ihr in allem ſchon nach meinem Rath gethan.

Oreſt.

Den haben wir erfüllt.

Dritter Auftritt.

Eutrophe, die Vorigen.

Eutrophe.

Was muß dieß wohl bedeuten?
Ein Hauptmann kömmt hieher, und hat mit ſeinen Leuten
Sich vor das Thor geſetzt.

Oreſt.

Nach wem hat er gefragt?

Eutrophe.

Nach Fremden.

Oreſt.

Wie? Nach uns?

Eutrophe.

Nach Fremden, wie er ſagt.

Oreſt.

Die That iſt kund. Wohlan! Ich will nicht weiter hoffen.
Nur Sterben ſtehet mir zu meiner Rettung offen.
So iſts! Der Himmel will. Das Ende meiner Wuth,
Und meiner Marter Ziel ſey nur mein eignes Blut.
Ich habe, was ich that, aus Raſerey begangen.
Ich bin von Frevel frey, und ſoll doch Straf empfangen.

Man

Man ſucht mich, Prieſterinn; ich will es nur geſtehn.
Freund, Kämpfen iſt umſonſt. Bleib hier, und laß mich gehn.
Ich büße meine Wuth, und du haſt nichts verbrochen.
Was ich allein gethan, das werd an mir gerochen!

Pylades.

Du gehſt allein dahin? Laß zu, mein Freund, laß zu,
Daß ich dir folgen darf!

Oreſt.

Ach, was begehrſt du?
Ich ſoll dich ſterben ſehn!

Pylades.

Ich werde dennoch ſterben,
Wenn du nicht mit mir lebſt. Laß mich den Ruhm erwerben,
Daß ich unwandelbar in meiner Freundſchaft treu,
Und meines Freundes Tod zugleich der meine ſey.

Oreſt.

So willſt du mit mir gehn? und läßt dich nicht erbitten?

Pylades.

Ich bin dirs ſchuldig, Freund, und folge deinen Schritten.

Oreſt.

Was aber hilfſt du mir? Man droht mir ja den Tod.

Pylades.

Was dir gedrohet wird, wird mir zugleich gedroht.

Oreſt.

So ſoll doch wenigſtens der Feinde dichter Haufen,
Weil du erblaſſen willſt, dein Blut noch theuer kaufen.
Komm, weil du folgen willſt, mein Freund, und folge mir!

Der Hauptmann mit ſeiner Schaar wird gehört.

Iphigenia.

O Himmel, was geſchieht?

Oreſt hinter der Scene.

Nun ſprecht! Was fodert ihr?
Ich bin es, den ihr ſucht.

Der Hauptmann.

Ergieb dich!

Oreſt.

Ich? Mich geben?
Entweichet, oder ſterbt!

Der Hauptmann.

Dieß koſtet dir dein Leben.

Oreſt.

Verfluchte, weichet!

Iphigenia.

Wie? O Himmel, wehrt er ſich?

Oreſt.

Mein Freund, nur tapfer! auf! der Himmel rettet dich.

Iphigenia.

Doch warum ſucht man ihn?

Euroſphe.

Ich kann es nicht erfahren.

Iphigenia.

Was hör ich?

Der Hauptmann.

Bindet ſie. Nun lernet ganzen Schaaren
Verwegen widerſtehn.

Iphi-

Iphigenia.

Ach ſie ſind übermannt!

Eutrophe.

Schon führet man ſie fort.

Vierter Auftritt.

Iphigenia. Eutrophe.

Iphigenia.

Mir ſind ſie unbekannt.
Doch wahrlich rührt es mich. Es war ein groß Beginnen.
Ach ſollte ich, Eutrophe, doch einſt ſo edeln Sinnen
Die Freyheit ſchuldig ſeyn! Ein ſo geſetzter Muth,
Ein Herz, wie dieſes iſt, verräth ein edles Blut. —
Es war Orſtes auch. Ach, wär er noch am Leben!
Wie eifrig würde er ſich, mich zu befreyn, beſtreben!
Mich deucht, ich ſehe hier am Einen ſeine Treu,
Am Andern ſeinen Muth und ſeine Raſerey.
Sein Unglück, leider, ach! ſeh ich in dieſes Plagen.

Eutrophe.

Prinzeßinn, ſchon vorhin wollt ich dir Nachricht ſagen:
Das Opfer iſt beraubt.

Iphigenia.

Wie kann dieß möglich ſeyn?
Mein armes Opfer ſcheint für allen Raub zu klein.

Eutrophe.

Wo der geweihte Bach ein grünes Feld benetzet,
Hatt ich das Opfer ſelbſt ins tiefe Gras geſetzet.

Doch als ich wegeilt, und bald es wieder ſah,
War alles unverletzt, nur keine Schrift mehr da.

Iphigenia.

Erwarte ein andres Bley. Iphigenia geht ab.

Fünfter Auftritt.

Eurrophe, Thoas, ein Schäfer, Hippodamus.

Thoas.

Wer durfte dieſes wagen?

Der Schäfer.

Ein Fremdling, ſo beweiſt das Kleid, das er getragen,
Ein Fremdling, Herr, begieng die mörderiſche That.
Ach, Herr, es iſt mein Sohn, den er verwundet hat.
Ein Vater klagt vor dir. Es iſt der Unſchuld Sache.
Hör meines Sohnes Blut; es ſchreyt zu dir um Rache!

Thoas.

Was aber trieb ihn denn zu dieſem Frevel an?

Der Schäfer.

Das weis ich nicht, wenn ers aus Mordluſt nicht gethan.
Der Jüngling treibt in Ruh zum Bache ſeine Heerden.
Er ſieht zween Fremde ſtehn. Mit grimmigen Geberden
Zückt einer gleich ſein Schwerdt, und eilt und ſtürzt auf ihn.
Der Jüngling ſiehts, erſchrickt, und ſuchet zu entfliehn.
Umſonſt! Er kann dem Streich des Mörders nicht entgehen.
Den Grauſamen beweget kein Bitten, Seufzen, Flehen;
Nicht, daß er wehrlos iſt. Herr! denke meinen Schmerz,
Als ich in ſeinem Blut (noch zittert mir mein Herz!)

Den

Den Sohn am Ufer fand. Schon wär er mir entriſſen,
Ich würd um meinen Sohn auf ewig trauren müſſen;
Wenn nicht zur rechten Zeit der Andre, den vielleicht
Des Jünglings ängſtliches Flehn und ſein Geſchrey erweicht,
Des Mörders Arm gewehrt.

Thoas.

Er hat ſich unterſtanden,
Was ſich kein Bürger wagt in allen meinen Landen!
Da er mir danken muß, daß ich ihm noch erlaubt,
Daß er hier landen darf; daß man ihn nicht beraubt;
Daß ich ſein leckes Schiff, ſammt ſeinem Leib und Leben
Den Meinen nicht ſo gleich zur Beute hingegeben!
Sein Frevel iſt zu groß und gleichet einer That. —
Er kennt den Jüngling nicht, und er vergießt ſein Blut?
Wo iſt der Fremdling denn? Man hat mich ja berichtet,
Er habe nach der That ſich gleich hieher geflüchtet.

Eutrophe.

Man hat ihn weggeführt.

Thoas.

Ich will ihn ſelber ſehn.
Geh hin, und ſey getroſt, es ſoll dir Recht geſchehn.

Der Schäfer geht ab.

Sechſter Auftritt.

Thoas, Eutrophe, Hippodamus, der Hauptmann.

Hippodamus.

Ein Hauptmann kömmt zu dir.

Thoas zum Hauptmann.

Was haſt du mir zu ſagen?

Der

Der Hauptmann.

Ich komme deinen Schluß, mein Könia, zu erfragen.
Die Fremden ſind verwahrt, die wider Recht gethan.
Sie haben ſich gewehrt, und ſich aus blindem Wahn
Den Deinen widerſetzt. Doch Herr, du darfſt nur winken,
So wird ihr frecher Muth mit ihnen ſelber ſinken.
Indeſſen weis ich nicht, was hier auf dieſem Bley
Für ein Argiver Fürſt, Oreſt, genennet ſey.
Drum bring ich es hieher. Vielleicht kann es entdecken,
Was ſie für tiefe Luſt in ihrer Bruſt verſtecken.

Thoas zum Hippodamus.

Nimm hin, und ſieh es an.

Hippodamus.

So viel der Nam Oreſt,
So viel mich Vaterſtadt und Titel ſchließen läßt,
So müſſens Griechen ſeyn. Er ſoll ein Denkmaal haben.
Man wünſcht, daß Griechenland ihn prachtaer mag begraben.
Dieß iſt Beweis genug, daß der, der dieſes Bley
Bey ſich getragen hat, auch ſelbſt ein Grieche ſey.
O Könia, zweifle nicht; der Himmel hat ein Leben,
Das ihnen theuer iſt, in deine Hand gegeben.
Wer weis, was wohl der Zweck von ihrer Reiſe war?
Man waat ſich nicht umſonſt ſo frey in die Gefahr.
Der Himmel will dir wohl, und ſchmeichelt deiner Rache;
Daß man bey deiner Macht der Griechen Luſt verlache.

Thoas.

Sollt auch ein Grieche wohl noch ſo verwegen ſeyn,
Und weder mein Gebeth noch dieſen Altar ſcheun?
Wohl! Was liegt mir daran? Der Weg iſt leicht zur Hölle.
Er habe, was er ſucht, er, und ſein Mitgeſelle!
Vielleicht hat Griechenland nicht oft genug gehört,
Daß man Dianen hier durch griechiſch Blut verehrt.

Den Göttern ſey gedankt, daß ſie mir offenbaret,
Wen man auf mein Gebeth ergriffen und verwahret.

Zu Eutrophen.

Geh hin, und hole gleich die Prieſterinn herbey,
Damit ſie augenblicks zum Opfer fertig ſey.

Eutrophe geht ab.

Siebenter Auftritt.

Thoas, Hippodamus, der Hauptmann.

Der Hauptmann.

So muß an jeglichem, der uns verſchmäht, geſchehen!

Thoas.

Noch eh er ſtirbt, will ich den Frevler ſelber ſehen.

Hippodamus.

Wohl, Herr! So fürchtet ſich der Feinde freches Heer,
Und bebt vor deinem Zorn. Der Grieche wird nicht mehr
Mit unbeſtraftem Fuß in deinen weiten Reichen
Zur Kundſchaft deines Lands durch Städt und Tempel ſtreichen.
Der Taurier wird dir durch Liebe zugethan.
Diana ſieht dich Braut mit holden Augen an.
Voll Gunſt wird ſie verſehrt mit unzählbaren Siegen,
Mit Palmen voller Ruhm dein tapfres Herz vergnügen.

Der Hauptmann.

O König, möchte doch zu deiner Feinde Pein
Dereinſt ganz Griechenland in ſolchen Banden ſeyn!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenia, Eutrophe.

Iphigenia.

Iſts möglich, was du ſagſt? Kann ich den Anlaß geben?
Bringt ein beſchriebnes Bley die Fremden um ihr Leben?
Und bloß um eine Schrift, wo man von Griechen lieſt,
Sind beyde ſchon zum Tod und zum Altar erkieſt?

Ich will nicht dem Gebrauch der Länder widerſprechen,
Und weis: Ein Grieche ſeyn, iſt hier genug Verbrechen.
Doch da man ohne Schuld ſie zum Altare reißt,
Und ſie zum Tode führt, eh man ſie überweiſt;
Fürwahr! ſo war ich werth, auch in den bangſten Nöthen
Nach Hülf umſonſt zu ſehn; ließ ich die Unſchuld tödten!
Haſt du nur nicht geirrt, und es gewiß geſehn;
So ſoll durch meine Schuld dieß Unrecht nicht geſchehn.

Eutrophe.

Mein Auge trügt mich nicht.

Iphigenia.

Wohlan! Ich kann nicht ſchweigen.
Der Unſchuld dräut Gefahr; ſie rufet mich zum Zeugen.
Soll ich ein edles Paar vor dieſem Opferſtein
Mit Zittern knien ſehn, und ſtill und ruhig ſeyn?
Soll ich mit eigner Hand ihr reines Herz durchſtechen?
Soll ihre Todesangſt das Herz nicht mir auch brechen?
Es iſt genug, daß man aus blinder Heiligkeit
Der großen Göttinn Sitz durch griechiſch Blut entweiht.

Dieß

Dieß thu ich, weil ich muß, und kanns nicht hintertreiben.
Doch würd ich auch alsdann noch rein vom Blute bleiben,
Wenn ich mit eigner Hand die Helden umgebracht,
Die mein Verſchweigen nur des Todes ſchuldig macht?
Ich will aus bloßer Furcht nicht meine Hand beflecken;
Und wenn der König kömmt, ſo will ich ihm entdecken,
Daß er hier ungerecht, und das gefundne Bley,
Das ſie verdammen ſoll, von mir beſchrieben ſey.
Dann bin ich außer Schuld, und mein befreyt Gewiſſen
Wird nicht in Aengſten ſeyn und mich verklagen müſſen.

Eutrophe.

Prinzeßinn, denke ſelbſt, ob das, was du gethan,
Nicht wider dich den Zorn des Königs reizen kann.

Iphigenia.

Es fordert's meine Pflicht, Unſchuldige zu retten;
Und legte man mich ſelbſt noch heut in ihre Ketten.

Zweyter Auftritt.

Iphigenia, Eutrophe, Thoas.

Thoas.

Sag, biſt du nun bereit? Iſt mein Befehl geſchehn?
Du wirſt das Opfer gleich hier in dem Tempel ſehn.

Iphigenia.

Herr, es iſt dein Gebeth; und ich bin deinem Willen
In Ehrfurcht unterthan, und muß dein Wort erfüllen.
Doch hör ein einzig Wort, das für ihr Leben ſpricht.

Thoas.

Ihr Leben bitteſt du? Nein, dieſes wage nicht!

Iphigenia.

Die Fremden, welche du zum Opfer ſchon verdammet,
Sind nicht ein feindlich Blut, das von den Griechen ſtammet.
Aus Troja ſtammen ſie.

Thoas.

Hier iſt in meiner Hand
Ein Zeuge, welcher ſagt, ſie ſind aus Griechenland.
Ich kann und will mich nicht an deine Thränen kehren.
Es iſt des Landes Brauch, Dianen ſo zu ehren.
Denn darnach frag ich nicht, ob deine Bruſt entbrennt,
Und ob dein ſchöner Mund mich einen Barbar nennt.

Iphigenia.

Herr, meine Pflicht hat mich zum Bitten angetrieben.
Die Tafel, die du haſt, hat meine Hand geſchrieben.

Thoas.

Wie ſinnreich biſt du nicht, mit ängſtlichem Bemühn
Ein Blut, das du nicht kennſt, dem Altar zu entziehn!

Iphigenia.

Ich rede wahr mit dir, und muß es dir entdecken:
Will ich mich anders nicht mit ihrem Blut beflecken.
Mein Bruder, welchen mir ein hart Geſchick entwandt,
Mein Bruder heißt Oreſt; für den hat meine Hand
Dieß Denkmaal aufgeſetzt. Kennt ich nichts beſſers haben;
So wollt ich wenigſtens ihn, wie ich kann, begraben.
Noch heute wollt ichs thun. Ein Aſchenkrug, der frey
Am Bach im Graſe ſtund, hielt dieß beſchriebne Bley.
Drum war nicht ſchuldig iſt, der werde frey geſprochen.
Was hier verbrochen iſt, hab ich allein verbrochen.
Wohlan! Vollzieh an mir, wozu du ſie verdammt!
Auch hier lebt jemand noch, ſieh! der aus Argos ſtammt.
Hier haſt du griechiſch Blut! Um dieſe zu befreyen,
Die keine Griechen ſind, will ich den Tod nicht ſcheuen.

Thoas.

Thoas.

So ſagſt du ſelber mir, was du zu thun dich trauſt;
Wie du mir ſchwacher Weib in hier ein Todtenaal hauſt,
Der, hätt er ſeinen Fuß noch lebend hergeſetzet,
Als Opfer den Altar mit ſeinem Blut benetzet?
Der Gottheit ſchwör ich es, der ich erzogen bin:
Hätt ich dich nicht erwählt, daß du als Prieſterinn
Dem Tempel dienen ſollſt, und mit verbannten Händen
Die Bürger deines Reichs zu jenen Schatten ſenden;
So ſollte heute noch zu deiner größten Pein
Dein Bruder wiederum mit dir vereinigt ſeyn.
Da möchteſt du alsdann, bey abgeſchiednen Seelen,
Ihm deine Frömmigkeit und ihren Lohn erzählen. —
Doch ſuche nur den Tod! — Unſinnige, du ſiehſt;
Die Strafe wird dir nicht, darum du dich bemühſt.
Indeſſen haſt du nichts durch alles dieß gewonnen;
Die Fremden ſind darum dem Tode nicht entronnen.
Es iſt genug, daß man, weder ihr Blut auch ſtammt,
Sie noch als Opfer ehrt und zum Altar verdammt.
Denn, wo mein Zepter herrſcht, Geſetz und Frieden brechen,
Sind Thaten, welche ſonſt weit ſtrengere Strafen rächen,
Doch da ſie, wie man ſagt, es in der Wuth gethan,
Wohl! ſo ſeh ich ſie nicht als Uebelthäter an.
Sie ſind von Strafe frey, und ſollen darum ſterben,
Damit ſie durch ihr Blut dem Lande Heil erwerben;
Weil ſonſt der Göttinn Zorn ein hartes Unglück braut,
Wenn ein gerechtes Blut ihr heilgs Land entweiht.

Iphigenia.

Die Götter ſchonen ja, und pflegen ein Verbrechen,
Das nicht aus Vorſatz kommt, ſo ſtrenge nicht zu rächen.

Thoas.

Sie ſind des Todes werth; erſpare nur dein Flehn!
Ich will die Opfer ſelbſt der Göttinn ſchlachten ſehn.

Iphigenia.

Herr, ach, ſo ſollen zween, um einer Wunde willen,
Den Zorn, von dem du ſagſt, mit ihrem Blute ſtillen?

Thoas.

Du übertäubſt mich ganz mit Bitten und Geſchrey.
Der ſterbe, ders gethan; der andre gehe frey.

Dritter Auftritt.

Iphigenia, Eutrophe.

Iphigenia.

Er gebt, und freuet ſich auf Mord und Blutvergießen;
Und wer nur ſtrafbar ſcheint, muß ſeinen Blutdurſt büßen.
Denn Bitten hilft hier nicht. Sein Wort iſt ein Gebeth,
Und der, den er verdammt, iſt ohne Rettung todt.
Wohl! Meine Bruſt bleibt rein von des Tyrannen Morden;
Iſt meine Hand gleich oft mit Blut beſudelt worden.

Eutrophe.

Dort bringet man dir ſchon das Opfer hergeführt.

Iphigenia.

Es ſcheint, daß ihn allein ſein Unglück nicht gerührt.

Vierter Auftritt.

Oreſt und Pylades gebunden und von Opferprieſtern geführt, die Vorigen.

Oreſt.

Ja, Phöbus, du haſt Recht. Dein Ausſpruch iſt erfüllet,
Der mein Gewiſſen heilt und meinen Jammer ſtillet.
Dein Wort ſteht demnach feſt. Das Ende meiner Noth
Find ich im Tempel hier, ergleich durch meinen Tod.

Nur

Nur du, mein treuſter Freund, verbitterſt mir das Sterben.
Ach, warum muß ich dich zugleich mit mir verderben?
Stundſt du mir darum nur mit ſolcher Treue bey,
Daß deiner Freundſchaft Lohn ein Opfermeſſer ſey?
Hätt ich dich nicht mit mir dem Tode zugeführet,
So hätte nie dein Fuß dieß rauhe Land berühret.
Ich mache, daß dein Blut des Barbars Aug ergötzt;
Und dein Verderben iſt, daß du mich werthgeſchätzt.

Dich, Himmel, red ich an. Verzeih es meiner Liebe!
Ich ehre deinen Schluß, ob ich mich gleich betrübe.
Das Schickſal iſt gerecht, das mich zum Altar reißt,
Und vor dem Angeſicht der Göttinn ſterben heißt.
Doch was hat er gethan, das deinen Zorn verdienet?
Er iſt von Blutſchuld rein, und hat ſich nichts erkühnet,
Das meinem Frevel gleicht; wo dieß nicht ſtrafbar macht,
Daß er an mir die Treu ſo übel angebracht.

Iſts nicht genug, daß ich unwiſſend muß verwunden;
Muß auch ein ſchlechtes Bley, das man bey mir gefunden,
Zu meiner größern Qual des Freundes Unglück ſeyn?
Denn ſonſten ſtarb ich zwar; jedoch ich ſtarb allein.
Doch Freund, ich tröſte mich. Die Nachwelt wird dich kennen,
Und deinen Namen einſt der Freundſchaft Beyſpiel nennen.
Ich weis gewiß, daß noch dein Herz, das Tugend ehrt
Und ohne Falſchheit liebt, die ſpäten Zeiten lehrt.

Pylades.

Freund, ich erſchrecke nicht, ich rechne mirs zum Glücke,
Daß ich vor mir den Tod mit dir zugleich erblicke.

Iphigenia.

Der König will, daß der Dianens Opfer ſey,
Deß Schwerdt verwundet hat; der andre gehe frey!

Oreſt.

Wie? Hab ich recht gehört? Mein Freund ſoll dennoch leben?
Getroſt! Nun will ich mich dem Tode gern ergeben. —

Wie aber? Schweigſt du noch? Iſts möglich, daß mein Freund
Selbſt ſeinem eignen Glück zu widerſtreben ſcheint? —
Freund, es iſt nun genug. Der Himmel ſey geprieſen,
Der dich durch dieſe Treu, die du an mir erwieſen,
Nicht ſelbſt verderben läßt! — Weg! Scheide nun von mir!
Du haſt mich treu geliebt; genieß den Lohn dafür!
Vielleicht hat künftig dich des Himmels Hand erleſen,
Der Meinen Freund zu ſeyn, ſo wie du mirs geweſen.
Du ſchweigſt, und ſeufzeſt noch? Dein Abſchied kränket dich?
Freund, meine Qual iſt aus; drum ſeufze nicht um mich!

Pylades.

Ach, wär es mir vergönnt, mit dir zugleich zu ſterben!

Oreſt.

Dein Tod iſt ohne Frucht und kann mir nichts erwerben.
Der Himmel ruft dich ſelbſt ins Vaterland zurück;
Drum lebe doch, mein Freund, und folge deinem Glück!

Pylades.

Dich laſſen kann ich nicht. Ich mag kein andres Leben,
Als das der Himmel mir mit dir zugleich gegeben.

Oreſt.

Du, der mich hergeführt, ſollt ich hier ſterben ſehn?

Pylades.

Wenn mich der Himmel liebt, ſo läßt er dieß geſchehn.

Iphigenia.

Du wünſchteſt deinen Tod?

Pylades.

Ich ſuch ihn, und mit Freuden
Will ich den ſtrengſten Tod ſtatt meines Freundes leiden.

Oreſt.

Oreſt.

Wie, Freund? Ich ſollte ſeyn, wie der am Altar kniet,
Und den gefaßten Tod mit heitern Augen ſieht,
Den meine Schuld allein zum Opfer übergeben?
Was willſt du? Sollt ich noch zu meiner Schande leben?
Würd ich, wenn man dich nun zum Opfer eingeweiht,
Wenn ich durch deinen Tod vom Tode mich befreyt,
Ließ ich dich gleich für mich auf dieſem Altar brennen?
So ſchnöden Lebens mich wohl je erfreuen können?
Geh, dränge, wie du willſt, dich an den Opferſtein,
Laß nur mich ſelbſt nicht Schuld an deinem Tode ſeyn!
Wie? Oder iſt dirs Luſt, daß, da ich itzt verderbe,
Ich, Grauſamer, in dir zum andernmale ſterbe.

Pylades

Freund, ich hab es geſagt, und ſag es noch einmal:
Das Leben ohne dich iſt mehr als Todesqual.
Ich bitte, Prieſterinn: Erfülle mein Begehren!
Was tauſend andre ſchreckt, das wird mir Troſt gewähren.
Ich will nicht, daß mein Freund dem Opferſtein entflieht;
Gewähre nur auch mir, was er vor Augen ſieht!
Kein übereilter Rath hat meinen Geiſt betrogen;
Der Schluß iſt lange gefaßt und länger noch erwogen.
Dieß Herz, das ſterben kann, und nicht vorm Tode bebt,
Erkalte nun mit dem, dem es gerne gleicht.
Geſetzt, ich könnte noch, von meinem Freund verlaſſen,
Auf Erden ruhig ſeyn und nicht mein Leben haſſen:
Wo bleibt die Ehre dann? Mich ſchrecket der Verdacht,
Weil jeder ſagen wird, daß ich ihn umgebracht.
Nein! Rette meinen Ruhm, und nimm mir Sorg und Schmerzen
Durch deinen Opferſtahl auf einmal von dem Herzen!
Bewegt, o Prieſterinn, bewegt dich meine Noth:
So mache mich beglückt, und ſchenke mir den Tod!

Iphigenia.

Wofür ſiehſt du mich an? Meynſt du, daß nur zum Morden
Dianens Prieſterinn hieher geſetzet worden?

Pylades.

So tödt auch dieſen nicht. Iſt das beſchriebne Bley
Nicht ein Beweis, daß ich, wie er, ein Grieche ſey?

Iphigenia.

Nicht dieſes Bley, ſein Schwerdt bringt ihn in das Verderben;
Denn Griechen ſeyd ihr nicht.

Pylades.

Ach, laß mich mit ihm ſterben!

Iphigenia.

Kein Weiſer wünſcht den Tod. Er lebt, ſo lang er kann.

Pylades.

Die ſiehſt, Grauſame, nicht meinen Jammer an,
Und weigerſt mir den Tod? Wohlan! So ſollſt du wiſſen:
Er wird von deiner Hand mir dereinſt werden müſſen.
Wahr iſts, ihr irret euch. Die Tafel, die man fand,
War kein Beweis auf uns und unſer Vaterland.
Doch bleibt die Sache ſelbſt, ſo falſch ihr auch geſchloſſen.
Nicht unrecht glaubt ihr uns aus Griechenland entſprungen;
Denn ſeht, ich bin es auch. Den Tod ſuch ich mit Recht.
Ich bin aus Griechenland, von griechiſchem Geſchlecht,
Von griechiſcher Geburt. Du wirſt nur nicht verſagen,
Was alle Griechen trifft, die in dieß Land ſich wagen.

Iphigenia.

Du biſt aus Griechenland? Was hör ich? Was ſagſt du?

Pylades.

Ich ſage was ich muß, und zwar zu meiner Ruh.

Iphigenia.

Und auch dein Freund?

Oreſt.

Oreſt.

So iſts. Ich muß es ſelbſt geſtehen.
Ach warum willſt du doch dem Tod entgegen gehen?
Was ſuchſt du mit Gewalt das Ende, das dich flieht,
Und biſt um deinen Tod nur mir zur Qual bemüht?
Verlangt der Himmel dieß von wahren Freundſchaftstrieben?
Mein Freund, iſt dieſes nun dein oft bezeugtes Lieben?
Nein, du betrogſt mich nur. Dein Herz, das mich gehaßt,
Hat mir zum Jammer dieß den harten Schluß gefaßt.
Mich konnte nicht der Tod, wenn du noch lebteſt, ſchmerzen.
Ich wußte, wenn ich ſtarb, lebt ich in deinem Herzen.
Es war ein Troſt für mich, wenn ſcheidend noch mein Geiſt
Verſichert war, daß du der Meinen Hülfe ſeyſt.
Doch wie tröſt ich mich nun, da ich an deiner Seiten
Dich ſehn muß in den Tod mich zum Altar begleiten?

Iphigenia.

Wie heißt dein Name denn?

Oreſt.

Mein Name, Prieſterinn? —
Frag alles, was du willſt, nur dieß nicht, wer ich bin.
Laß mir noch dieſen Troſt, hier unerkannt zu ſterben.

Iphigenia.

Weißt du, ob jemand lebt von Agamemnons Erben?

Oreſt.

Elektra lebet noch, es lebet noch Oreſt,
Den bald des Himmels Zorn nicht länger leben läßt.

Iphigenia.

Iſts möglich, was du ſagſt? Oreſt iſt noch am Leben? —
So triegt mich das Gerücht? — Der Himmel woll es geben!

Oreſt.

Er lebt, ach ja, er lebt. Doch iſt des Schickſals Schluß,
Daß er bey Gram und Qual ſein Leben laſſen muß. —
Bald wird er nicht mehr ſeyn!

Iphigenia.

Er ſoll ſein Leben laſſen?

Oreſt.

Ach, ſprich! Was fragſt du mich? Kannſt du ihn denn ſo haſſen?
Erfreut ſein Unglück dich? Wird deine Grauſamkeit
Durch ſeinen Jammer denn ſo ungemein erfreut?

Iphigenia, ſeitwärts.

Ach wüßt er, wer ich bin!

Oreſt.

Wie kann ich dieſes wiſſen?
Doch ſeyſt du, wer du willſt; ſo wirſt du ſagen müſſen,
Daß Agamemnons Haus des Mitleids würdig iſt.
Und ob du ſchon von unſern Feinden biſt,
So glaub ich: Haſt du nicht ein Herz gleich harten Steinen;
Erzählt ich dir ſein Leid, es zwänge dich zum Weinen.

Iphigenia.

Ach leider, allzuſehr! Doch ſag, iſt es gewiß,
Daß noch Oreſtes lebt?

Oreſt.

Du fragſt? Hab ich dieß
Nicht ſchon vorhin geſagt?

Iphigenia.

Ach möchte von den zweenen
Nur einer menſchlich ſeyn und ſich zu leben ſehnen!

Oreſt.

Oreſt.

Iſts möglich, Prieſterinn, (du ſeyſt auch, wer du ſeyſt:)
Iſts möglich, daß du dich nicht meines Jammers freuſt;
Iſt es in deiner Macht, und ſtehts in deinen Händen,
Von dem, der ſich verdammt, das Sterben abzuwenden:
So bitt ich dich bey dem, was jemals heilig heißt;
Errette, wo du je was vom Erbarmen weißt,
Errette meinen Freund! Sein raſendes Entſchließen
Laß nicht, o Prieſterinn, mit ſeinem Blut ihn büßen.
Du ſiehſt, welch eine Lieb in ſeinem Herzen ſey:
Und rührt er dich nicht ſelbſt, ſo thu es ſeine Treu!

Ich bitte dich, mein Freund, ich bitte dich mit Thränen:
Warum will ſich dein Herz nach deinem Tode ſehnen?
Der Himmel will es ſelbſt, du ſollſt gerettet ſeyn.
Drum widerſtrebe nicht.

Iphigenia.

Geht! Führet ſie hinein
In meine Wohnung! Geht! Ich muß ſie weiter fragen.
Oreſt und Pylades werden hinweggeführt.

Fünfter Auftritt.

Iphigenia, Eutrophe.

Iphigenia.

Ein Grieche, der ſich traut, ſich in dieß Land zu wagen;
Ein Held, den hier kein Heer, kein Tod erzittern macht;
Ein Edler, der ein Schiff gerüſtet hergebracht;
Ein Unglückſeliger, den oft das Raſen quälet;
Der endlich vom Oreſt mit Seufzen nur erzählet:
O Himmel! ſollte dieß mein Bruder ſelber ſeyn? —
Doch ich vergehe mich. Ich rede ſtrafbar. — Nein!
Die Gottheit, welche mich vom Altar weggeriſſen,
Behüte mich davor, ihn hier in Noth zu wiſſen!

Er

Er komm und mache mich durch ſeinen Beyſtand frey;
Doch daß ihm nimmermehr der meine nöthig ſey!
Wie ware mir alsdann, wenn ich ihn tödten ſollte,
Und doch kein Mittel ſah, wie ich ihn retten wollte?

Eutrophe.

Du hältſt dich ſelber auf und raubeſt dir die Zeit,
Da dir der Himmel doch itzt Rath und Vorſchub beut.

Iphigenia.

Du ſtrafeſt mich mit Recht. Wohlan, ich will es wagen.
Mein Bruder lebet noch; was darf ich weiter klagen?
Mein Hoffen iſt erneut. Daß ich mich retten kann,
Steht nun in meiner Hand.

Eutrophe.

Doch was erdichtet man?
Die Prieſter wiſſen es. Man hat ſein Wort gehöret.

Iphigenia.

Ich dichte, daß die Luſt zu ſterben ihn bethöret.
O Himmel, wollteſt du, daß ich der Barbarey
In dieſem Tempel hier auf ewig dienſtbar ſey;
Damit ich am Altar, zu alles Volkes Freude,
Durch meiner Bürger Blut, des Königs Augen weide:
Weswegen hätteſt du mir ſolch ein Herz geſchenkt,
Das anderer Elend rührt und ihre Wehmuth kränkt;
Das, wenn die bange Hand mit Zittern ſie entſeelet,
Mehr als die Sterbenden bey ihrem Schmerz ſich quälet?
Mein Bruder iſt bedrängt. Dieß weis und glaub ich zwar;
Doch, wenn er mich nur liebt, ſo hat es nicht Gefahr.
Ich werde mich befreyt von meinem Jammer ſehen,
Und giebt der Himmel Glück, ſo wird es bald geſchehen.

Vierter

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Pylades, Iphigenia, Eutrophe.

Pylades.

So zwingeſt du mich denn, die Freundſchaft zu verletzen,
Die ihr geſchworne Treu dem Leben nachzuſetzen?
Ich bitt um meinen Tod, und man verſchont mein Blut,
Und nur bey mir allein legt ſich der Barbarn Wuth.

Iphigenia.

Dein Freund will es ja ſelbſt. Genieß noch dieſer Erden!
Denn ihm zuwider ſeyn, dieß hieß ihm untreu werden.

Pylades.

Er ſah auf ſeine Lieb und nicht auf meine Treu.
Ach warum machteſt du mich von dem Tode frey,
Der meine Hoffnung war? Was half dir doch mein Leiden?
Warum begehrteſt du, ich ſollte von ihm ſcheiden?

Iphigenia.

Ich lobe deine Treu, die dieſen Schmerz gebiert;
Doch tadl ich einen Schmerz, der bis zum Sterben führt.

Pylades.

Ach! ſollte Sterben wohl ein härtres Schickſal ſcheinen,
Als einſam und verwaiſt um ſeine Freunde weinen?
Ich ziehe nun zurück, ich geh nach Griechenland,
Wo jeder ſagen wird, daß ich mit eigner Hand
Den Freund, dem ich mich doch durch manchen Schwur verpflichtet,
Nunmehr aus Ueberdruß meyneidig hingerichtet.

Wird

Wird auch wohl Griechenland mir ohne Zeugen traun?
Wird ein argwöhniſch Volk auf leichte Schwüre baun?
Ach ſollt ich alſo nicht dieß jammervolle Leben,
Zur Rettung meines Ruhms, zum Opfer übergeben?
Iſt nicht mein Name mehr, als dieß verhaßte Blut?
Und doch bin ich verzagt und ſieh der Barbarn Wuth?
Ach laß mich, Prieſterinn, zu meinem Freunde kehren!
Was willſt du grauſam ſeyn, und mir den Tod verwehren?

Iphigenia.

Nun faß ich, was du ſagſt. So biſt du auch ein Freund,
Der darum redlich iſt, damit er redlich ſcheine?
Du haſt dich ihm getreu und ohne Falſch erwieſen;
Doch du haſt es gethan, nur daß es andre prieſen.
Nun opferſt du dich auf, und willſt dem Mörder ſeyn;
Warum? Wer Ehre ſucht, der ſieht Verdacht und Schein.
Dein Leben iſt bloß dein Ruhm; den ſtrebſt du zu erhalten.
Eh dieſer ſinken ſoll, eh willſt du ſelbſt erkalten.
Haſt du dieß ſtets gedacht? Wie? Oder gibt dein Schmerz,
Was nur zum Sterben rath, dir itzund in das Herz? —
Du ſchweigſt! Du wankeſt noch?

Pylades.

Wohlan! Ich bin entſchloſſen.
Was wär es, hätt ein Freund aus Ihm ſein Blut vergoſſen?
Zu wem gegen das, was ich ihm ſchuldig bin!
Er nehm auch meinen Ruhm zum größern Opfer hin!

Iphigenia.

Dein Ruhm wird nicht verachtet, und wird noch höher ſteigen,
Dein Herz, dein Wandel ſind der Unſchuld ſtärkſte Zeugen.
Ein ungegründeter und neidiſcher Verdacht
Hat edle Seelen oft noch mehr ans Licht gebracht.
Geſetzt auch, Griechenland ſucht in dir ein Verbrechen;
Dein Herz wird für dich ſtehn, dein Wandel für dich ſprechen.

Pylades.

Pylades.

So gieb mir denn den Brief, der mich dem Tod entreißt,
Und habe Dank, daß du mich vom Altar befreyſt.

Iphigenia.

Bring ihn nach Argos hin, damit Oreſtes wiſſe,
Daß ſeine Schweſter hier den Barbarn dienen müſſe.

Pylades.

Du machſt mich beſtürzt. Iſts möglich? Iſts Oreſt,
Den eine Griechinn hier um Beyſtand bitten läßt?

Iphigenia.

So iſts. Du haſts gehört: Oreſtes iſt mein Bruder.
Du weißt nunmehr genug. Geh, ſchlag an deine Ruder!
Verlaß, ſo bald du kannſt, verlaß der Barbarn Strand!
Die See iſt ſicherer, als dieß verhaßte Land.
Verziehn bringt hier Gefahr. Sollt itzo Thoas kommen,
So wäre mir und dir die Hoffnung ganz benommen.
Geh, ſage dem Oreſt, wie ſehr mein Herz ſich quält,
Wie ſeine Schweſter längſt die Stunden ſehnlich zählt,
Bis ihre Rettung kömmt, und bis des Bruders Treue
Sie von der Dienſtbarkeit, in der ſie ſeufzt, befreye.

Pylades.

Wie ſoll dich der befreyn, dem du das Leben raubſt?
Oreſtes iſt dir itzt weit näher, als du glaubſt.

Iphigenia.

Weit näher! Aber wo?

Pylades.

Der mit gebundnen Armen
In deiner Wohnung ſteht; der, den man ehn Erbarmen
Zum Tode führen will: der iſt — mir ſteckt das Wort —
Der iſt dein Bruder ſelbſt. — Was ſchickeſt du mich fort?

Oreſtes

Oreſtes iſt bey dir. Den haſt du angeſtiftet,
Deß Leben, deſſen Tod in deinen Händen ſtehet.

Iphigenia.

Iſts wahr, was du mir ſagſt? — Nein, deine Liebe macht,
Daß du es deinem Freund zum Beſten ausgedacht.

Pylades.

Prinzeßinn! Seine Wuth, ſein Muth in ſeinen Plagen,
Und was du an ihm ſahſt, kann dir es deutlich ſagen.
Ja, wo dich alles dieß noch nicht genug beſtarkt,
Denk an ſein eignes Wort! Ich haſt du nicht gemerkt,
Mit wie viel Seufzern er dir den Beſcheid gegeben:
Oreſtes lebet noch und wird nicht lange leben?
Doch, wenn du zweifeln kannſt, wenn den erſtaunten Geiſt
Die unverhoffte Peſt ſo weit aus ſich entreißt:
Da du dir ſelbſt nicht traust: laß den Gefangnen kommen!
Sieh, wenn er dieſen Brief in ſeine Hand genommen,
Ob, ohne daß mein Mund ihm was vernehmen laßt,
Dir nicht ſein Auge ſagt, er ſeher ſey Oreſt.

Iphigenia.

Ich ſollt es möglich ſeyn? O Himmel, ich erſchrecke!
Willſt du, daß ich die Hand mit Bruderblut beflecke?
Was fodrſt du von mir? Und wenn ich Schweſter bin,
Warum beſtimmſt du mich zu ſeiner Mörderinn?
Ach, Eumorphe! ſind dieß die lang erflehten Stunden?
Mein Wunſch iſt mir gewährt, die Hoffnung iſt verſchwunden!
Nach dem ich lange ſeufzt, den Bruder ſeh ich nun;
Doch ich kann nichts für ihn, und er für mich nichts thun.

Eumorphe.

Iſt keine Rettung ſonſt: (ſein Schiff liegt an dem Strande;)
Eile und flieh mit ihm nach deinem Vaterlande.
Doch leideſt du auch noch, daß er in Banden ſey?
Wenn er dein Bruder iſt, ſo mach ihn wieder frey.

Ich ſelber gehe hin, ihn eiligſt herzuholen.
Man glaubet, was du ſagſt, hat Thoas ſelbſt befohlen.

gehet ab.

Zweyter Auftritt.

Pylades, Iphigenia.

Iphigenia.

So ſeh ich heute noch, wie dieſer ſelbſt erſcheint,
Den ich, als ihn erblaßt, erſt heute noch beweint?
Zwar er iſt in Gefahr. Doch mitten in dem Leide
Empfind ich noch in mir die Regung ſüßer Freude.
Mein Herz ſchwankt ungewiß. Noch bin ich beſinnungsvoll,
Und weis, und ſehe doch, daß ich ihn tödten ſoll.
Ach wüßt ich Aermſte nur ein Mittel auszuſinnen!
Könnt er auch ohne mich aus dieſem Land entrinnen;
So ſollte tauſendmal der Tag geſegnet ſeyn,
Der mich wieder gebracht; und alle dieſe Pein,
Die ich empfinden muß, bey Nord und Meerergießen,
Wird ewig mir ſchon dieß mit reinem Troſt verſüßen,
Daß er errettet wär, und daß des Schickſals Hand
Mein Unglück, meine Noth zu ſeinem Heil gewandt.

Indeß muß ich mein Blut den Fuß des Altars färben,
Als du, mein Bruder, ſollſt von meinen Handen ſterben.

Pylades.

Prinzeßinn, fürchte nichts! Der Himmel, der dir zeigt,
Daß noch dein Bruder lebt, iſt dir und ihm geneigt.
Zudem, wie liegt es nicht, dem Tod ihn zu entziehen?
Sein Schiff liegt in der Näh; wer hindert uns, zu fliehen?

Nur eins macht mich beſorgt. Oreſtes, deſſen Geiſt
Zur Raſerey ſo oft der Mutter Schreckbild reißt;
Dem, wo er Lindrung will, ein Götterſpruch befohlen,
Dianens himmliſch Bild von hinnen wegzuholen:

Bedenk, ob er dieß Bild den Barbarn laſſen wird,
Um das er mühſam See und Länder durchgeirrt?
Jedoch ich weiſſe nicht, ein günſtiges Geſchicke
Hat dich voraus geſandt zu deines Bruders Glücke:
Damit er, bloß durch dich von ſeiner Raſerey,
Eh wie vom Tod befreyt, dir alles ſchuldig ſey.

Dritter Auftritt.

Oreſt, Eurypyle, die Vorigen.

Oreſt.

Betrieget? Ich? Durch wen? — Wer will mir Blut und Leben,
Daß ich mich ſchon verzieh'n, großmüthig wiedergeben?

Iphigenia.

Nimm dieſen Brief, und lies!

Oreſt.

Oreſten! Himmel! Ja!
Ich bins. — Dein Bruder? — Wie? — Lebt Iphigenia?
Ach Schweſter!

Iphigenia.

Du Oreſt? mein Bruder? — Ich erſchrecke,
Da ich itzt die Gefahr, die uns gedroht, entdecke.

Oreſt.

So war die Schweſter mir zur Mörderinn beſtimmt? —
O Himmel! Iſt dein Zorn noch nicht auf mich ergrimmt?
Wie? Oder warſt du mich nur darum in die Ketten,
Um mich mit größrer Macht vom Tode zu erretten?

Iphigenia.

Komm, Bruder, laß uns fliehn!

Oreſt.

Flucht? Wie? Du rätſt zur Flucht.
Eh ich nach langer Müh erreicht, was ich geſucht?
Was, Schweſter, nützt es mir, dem Tode zu entgehen;
Verſprichſt du mir nicht erſt, in Ehren beyzuſtehen?
Du kannteſt meine Pein, eh du mich ſelbſt erkannt;
Mein Herz, mein banges Herz trieb mich in dieſes Land.
Apollo ſelbſt gebeth: Mein ſchweres Leid zu enden,
Müßt ich der Göttinn Bild von dieſem Ort entwenden.
Was hilfts mir Armen doch, legt deine Schweſterliebe
Zu meinen Tagen gleich noch lange Jahre bey?
Werd ich nicht auch zugleich der Raſerey entriſſen,
So muß ich jeden Tag mein Leid verlängert wiſſen.

Iphigenia.

Was du von mir begehrſt, ſcheint faſt Unmöglichkeit.

Oreſt.

Sollt es unmöglich ſeyn? Gieb mir Gelegenheit!
Gieb mir mein Schwerdt zurück, gieb mir ein Opfermeſſer!
Ich bin bewaffnet genug. Noch mehr! Es iſt weit beſſer,
Wenn des Tyrannen Blut das Werkzeug ſelbſt benetzt,
Das oft durch griechiſch Blut ſein luſtern Aug ergötzt.

Iphigenia.

Da ſey der Himmel vor, den ſelber zu ermorden,
Der durch der Waffen Recht mein Herr und König worden.
Doch faſſe Muth. Mir fällt ein andrer Rath ſchon ein.
Der Göttinn Bild ſoll bald in deinen Händen ſeyn.
Nur weigre jetzt dich nicht, und laß dich wieder binden.
Ich will das Mittel ſchon zu deiner Rettung finden.

Oreſt.

Mich binden? Nimmermehr!

Iphigenia.

Mein Bruder, laß es zu!
Ich ſchwöre dir, daß ichs zu deinem Beſten thu.
Und warum ſchämſt du dich, daß du einmal gefangen,
Durch deine Bande ſelbſt dein Wünſchen zu erlangen?

Oreſt.

So mach es, wie du willſt. Ich laß es alles ſeyn.
Mein Wohl, mein Leben ſelbſt befehl ich dir allein.

Iphigenia zur Europhe.

Geh, dein Prieſter her. Man bring ihm ſeine Bande,
Und wenn der König kömmt, ſo führt ihn nach dem Strande.

Vierter Auftritt.

Oreſt, Pylades, Iphigenia.

Iphigenia.

Die Sorge für das Bild, mein Bruder, laß nur mir.
Am Ufer, zweifle nicht, am Ufer bring ichs dir.
Dann wollen wir entfliehn, und trotz des Königs Drauen,
Daß wir errettet ſind, in offner See uns freuen:
Auch Argos wieder ſehn. Und ſchickt er auch ein Heer,
Das uns verfolgen ſoll, auf Flotten in das Meer,
So wird dennoch uns vor ſeinem ſtolzen Wüthen
Die Unerfahrenheit des wilden Volks behüten.
Ich weis, daß ich durch ſie gerettet werden bin.
Doch da mich der Sturm nach ihrem Ufern bin.
Wo bald die meiſten mich auf meinem Schiff verlaſſen,
Um nicht durch Sturm und Feind ihr Leben einzubüßen:
Und wo man, mehr auf Flucht als auf mein Wohl bedacht,
Mich in dieß harte Joch der Fremden gebracht.
Geh nur, mein Bruder, geh! Ich aber will verziehen.
Ich will mich dir zu gut auch um Beute bemühen.

Der

Der König, der mich ſonſt als hülflos oft verlacht,
Geh, daß ihn noch dieß Weib zum Ueberwundnen mache!
Ich haſſe Luſt und Frau, den man an Fremden übet.
Doch den gemeinen Feind, der Griechenland beraubet,
Und der durch Grauſamkeit der Göttinn unwerth iſt,
Wer dieſen hintergeht: da leb ich Frau und Luſt.
Was hülfe dich ſein Blut, wollteſt du mit kühnen Händen
Gleich ſeine Grauſamkeit mit ſeinem Leben enden?
Gewalt bezwingt die Gefahr; Liſt machet dich ihrer frey,
Und reißt den König ſelbſt aus Wuth und Barbarey.

Pylades.

Und ich? Was ſoll ich thun?

Iphigenia.

Geh, eile nach dem Strande.
Nimm, wen du kannſt, zu dir und löſ Orestens Bande
Durch deine Tapferkeit. Die Prieſter werden fliehn,
So bald du nur das Schwerdt wirſt aus der Scheide ziehn.

Oreſt.

Die Prieſter kommen ſchon. Der Himmel geb uns Glücke!

Pylades.

Ich eile dann, und geh hin an den Strand zurücke.

Fünfter Auftritt.

Iphigenia.

So öffn ich noch zuletzt dieß blutbeſpritzte Thor.
O Göttinn, meine Bruſt hat etwas großes vor.
Dir, Göttinn, hat bisher mein Herz mit ſtillen Klagen
Die Noth, die mich gedrückt, oft andächtig vorgetragen.
Und wenn ein blindes Volk in ſeines Wahnes Nacht
Das Blut der Unſchuld dir zum Opfer dargebracht:

Ist durch den Fremdenton, womit sie dich besungen,
Von keiner Priesterinn manch seufzend Ach gedrungen.
Dieß ist das erste mal, daß ich, von Hoffnung voll,
Zu dir um Beystand flehn und nicht mehr seufzen soll.

Wenn nicht zu deiner Lust hier Blut vergossen worden.
(Und Götter, finden die wohl jemals Lust am Morden?)
So hör, so sieh mir bey! Du weißt, kein frecher Rath
Treibt das verwegne Herz zu einer kühnen That.
Ein Herz voll Schwesterntreu, der Wunsch, mich zu befreyen,
Der Abscheu, deinen Sitz hier täglich zu entweihen,
Hat Theil an meinem Schluß und lenkt die kühne Hand.
O Göttinn, bringe mich beglückt nach Griechenland!
Da soll den lauten Schall von heilgen Jubelchören
Nicht mehr das Rachgeschrey betrübter Unschuld stören;
Da wird ein fettes Wild dein süßes Opfer seyn;
Da wird der Griechen Hand dir reinen Weihrauch streun;
Und deine Priesterinn wird, mitten unter ihnen,
Dir zwar ergeben seyn, doch dir vernünftig dienen.
Hier kömmt der König schon. O Göttinn, laß mich sehn,
Daß meiner Rettung Werk durch deine Hand geschehn!

Sechster Auftritt.

Iphigenia, Thoas, Hirpodamus.

Iphigenia.

Was für ein Opfer, Herr, willst du der Göttinn bringen?
Der Fremdling ist beschwert mit unerhörten Dingen.

Thoas.

Ist möglich?

Iphigenia.

Ja, so ists! Er hat mit eigner Hand
Die Mutter umgebracht, wie er mir selbst gestand.

Ein

Ein Menſch, vor welchem ſich ſelbſt die Natur entſetzet,
Hat unſrer Göttinn Bild durch ſeinen Blick verletzet.

Thoas.

Die Göttinn? Er? Verletzt? — Woran nahmſt du es wahr?

Iphigenia.

Kaum brachte man mir ihn hieher an den Altar,
So ſchien gleich jeden Stein der Abſcheu zu beleben.
Es bebet der Altar, und Pfoſt und Säulen beben,
Der Göttinn Köcher klingt, ihr Spieß beweget ſich.
Der Mörder ſagte ſelbſt: Dieß alles kömmt durch mich.
Und als man ihn ſogleich weg vom Altare brachte,
Erzählt er mir die That, die mich erſtaunen machte.

Thoas.

Was fangen wir nun an? Und wer ertheilt uns Rath?
Sprich, wie verſöhnen wir dergleichen Freveltat?
Ich zittre vor dem Zorn, den uns die Göttinn dräuet.
So bringt ein Böſewicht, den Erd und Himmel ſcheuet,
Der Götter ſchweren Grimm zugleich aufs ganze Land?
Ach Götter! Kann ich nur mit ungebundner Hand
Den Zepter, wie bisher, noch lange Jahre führen,
Und Macht- und Ehrenvoll die Taurier regieren;
So nimm, was du begehrſt, dafür zum Opfer an.
Doch daß der Mörder es nicht ungeſtraft gethan,
So ſoll er, kann er nicht hier am Altare ſterben,
Nur deſto ſchimpflicher und ſchmerzlicher verderben.

Iphigenia.

Mein, Herr! Er ſoll und muß Dianens Opfer ſeyn.
Was er entheiligt hat, ſoll er auch wieder weihn.

Thoas.

Kann auch ein Tropfe Bluts in ſeinen Adern fließen,
Der ſattſam heilig ſey, der Götter Zorn zu büßen?

Iphigenia.

Fürs erſte führe man ihn an des Meeres Fluth,
Hier mache man ihn rein, und heilige ſein Blut.
Alsdann verſühn er ſelbſt den Zorn, den er erreget.
Wird durch dieß Opfer dann Diana nicht beweget;
Dann erſt bemühe dich um einen Götterſpruch,
Dann erſt verſöhne ſie durch lieblichen Geruch!

Doch auch der Göttinn Bild muß ich zum Ufer bringen.
Kein Fluß verwäſcht den Graul von abſcheuvollen Dingen.
Das Bild muß durch die See von der Befleckung rein,
Der Mörder durch die See geſchickt zum Opfer ſeyn.
Schon alles iſt bereit. Es braucht nur deinen Willen.
Ich hoffe, bald und leicht der Göttinn Zorn zu ſtillen.

Thoas.

Thu, was du weißt und kannſt. Verſäume keine Zeit;
Legt ſich das Unglück nur, das unſrer Scheitel draut!

Iphigenia.

Hier erwacet man ihn her. Hör, Göttinn, unſer Flehen!
Laß Unglück und Gefahr vor uns vorüber gehen!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hierarchus, Hippodamus.

Hierarchus.

Wie kömmts? Ich finde hier den Tempel ohne Pracht.
Der Göttinn Bild iſt weg, der Vorhof unbewacht,
Der Altar unbekränzt. Ließ man mich darum holen?
So hat der König nicht ein Opfer anbefohlen?
Weißt du, Hippodamus, von der Verwüſtung ſchon?

Hippodamus.

Es ſchrecke dich nur nicht der Göttinn leerer Thron!
Denn wiſſe; nichts geſchieht hier ohne Thoas Willen.
Man will dadurch den Zorn der großen Göttinn ſtillen.

Hierarchus.

Die Göttinn iſt erzürnt?

Hippodamus.

Des Tempels Heiligkeit
Hat ein befleckter Menſch durch ſeinen Blick entweiht.
Drum iſt man hingeeilt. Es kann, ſie zu verſühnen,
Nur die geſalzne Fluth des nahen Meeres dienen.

Hierarchus.

Wer ſagt es?

Hippodamus.

Dieß ſagt Dianens Prieſterinn.
Sie trug der Gottheit Bild auf ihren Armen hin;
Auf ihren Armen auch wird es zurücke kommen.
Die Griechen, die man ſich zu opfern vorgenommen,
Sind Mörder voller Gräul, die, weil kein ſanfter Fluß
Sie abzuwaſchen taugt, das Meer erſt weihen muß.

Hierarchus.

So herrſcht die Prieſterinn, ſtatt meiner, in dem Reiche?
Giebt ſie den Königen Verordnung und Gebräuche?
So hat man ohne mich die neue Lehr erdacht,
Daß nun des Meeres Fluch auch Mörder heilig macht,
Und daß der Göttinn Bild, wenn es ein Menſch entweihet,
Zur erſten Heiligkeit kein ſanfter Fluß erneuet?
Dieß Unterfangen greift mein hohes Anſehn an.
Ich bin allein das Haupt, das dieß verordnen kann.

Hippodamus.

Schweig, Prieſter. Was du ſagſt, iſt allzukühn geſprochen.
Der König ſelbſt befahl; drum hat ſie nichts verbrochen.
Der König, und nicht du, herrſcht in dem Heiligthum.
Beſcheidenheit und Treu iſt wahrer Prieſter Ruhm.
Dein Amt iſt dieß allein: Du mußt die Wahrheit lehren,
Doch, was der König thut, ertragen und verehren.

Hierarchus.

Man ſchreyt. Was iſts? Wer kömmt? Wer läuft auf uns herbey?

Hippodamus.

Die Prieſter! — Himmel, hilf! Was will doch ihr Geſchrey!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, zween Opferprieſter.

Hippodamus.

Welch Unglück bringet ihr? Sagt, was iſt vorgegangen?

Hierarchus.

Nun ſieh der Prieſterinn verwegnes Unterfangen.

Erſter Prieſter.

Verrätherey! Ach weh! Der Göttinn Bild iſt hin.

Zweyter Prieſter.

Die Prieſterinn flieht ſelbſt. Ach die Verrätherinn!

Hippodamus.

Der Göttinn Bild iſt hin? O Bosheit! O Verbrechen!
Nein, nein! Ich muß es noch erhalten oder rächen.
Des Volkes war ſchon viel, das ich verſammelt ſah.
Ich geh. Vielleicht iſt dieß zu unſrer Rettung da.

Dritter Auftritt.

Hierarchus, die zween Prieſter.

Hierarchus.

Sprecht, Prieſter, ſprecht: was raubt den Schutz von dieſen Landen?
Wer hat das Werk vollbracht? wer hat ihm beygeſtanden?
Machts Liſt? Machts Unverſtand? Machts, weil ein Gott ergrimmt,
Daß man das Land verrath, und ihm ſein Kleinod nimmt?

Zweyter Prieſter.

Sie gab der Göttinn Bild dem Abſcheu dieſer Erden,
Der nicht einmal verdient, von ihr erwürgt zu werden.

Hierarchus.

Dem Mörder gab ſie es, der ſchon das Opfer war? —
So raubt das Opfer ſelbſt die Göttinn vom Altar! —
Ach Himmel! — Hoffet nichts! Die Göttinn eilt von hinnen.
Ein alter Götterſpruch kömmt mir itzt in die Sinnen. —
So raubt das Opfer ſelbſt die Göttinn vom Altar! —
Wie? Daß des Mörders Arm denn nicht gebunden war?

Erſter Prieſter.

Er wars. Doch als man ihn im Meere baden wollte,
Befahl ſie, daß man erſt die Bande löſen ſollte.

Ein Fremdling, den man auch zum Opfer eingeweiht,
Doch den der Prieſterinn verwegnes Flehn befreyt,
Kam auf der See geſchifft, ſie beyde zu empfangen,
Und Thoas konnte ſie indeſſen kaum erlangen.

Hierarchus.

Doch eilt er auf ſie zu?

Zweyter Prieſter.

Er eilt aufs Meer voll Wuth,
Und waate königlich fürs Heiligthum ſein Blut.
Dort klang der Nam **Oreſt**, und hier **Diana** wieder.
Doch ach! Den König ſchlagt der Feinde Menge nieder.
Das Volk, das ihm gefolgt, iſt ſchwach an Zahl und Macht,
Und eh man helfen kann, iſt es zur Flucht gebracht.

Hierarchus.

O wer verbindert nun, was uns die Götter drohen? —
Habt ihr nichts mehr?

Zweyter Prieſter.

Sonſt nichts. Wir bebten und entflohen.

Hierarchus.

O Göttinn! Riefe dich doch unſer Flehn zurück!
Ach bleib doch unſer Schutz! Entflieh nicht, unſer Glück!

Diana!

Diana! Schütze doch dich ſelbſt mit deinen Pfeilen!
Laß deine Räuber nicht beglückt durchs Waſſer eilen!

Iſts möglich? Dieß dein Bild, das erſt vom Himmel fiel,
Wird nun der Mörder Raub und unſrer Feinde Spiel?
Wo, Göttinn, ſind wohl ſonſt noch Völker auf der Erden,
Die dir der Feinde Blut zum Opfer bringen werden? —

Doch ach: Dieß Blut vielleicht, dieß Blut erzürnte dich? —
So glaubt man recht zu thun, und ſo betriegt man ſich.
Was iſt ein Götterdienſt, den die Vernunft nicht ſchützet?
Ein Bau, der auf uns ſtürzt, weil nichts ihn unterſtützet.
Dein heiliger Altar, vor dem der Griech erblaßt,
Dein Prieſter und dein Volk ſind nun von dir gehaßt.

Was ſeh ich? Leider ach! Ich fürchte nicht vergebens.
Dieß iſt nunmehr der Lohn des grauſamen Beſtrebens.
Der Menſchen ſchlachten hieß, der König iſt verwundt!
Es ſchwebet ſchon der Tod um ſeinen blaſſen Mund.
Iſts möglich? Muß er hier im Heiligthume ſterben?
Muß er noch den Altar, als letztes Opfer, farben?

Vierter Auftritt.

Thoas, die Vorigen.

Thoas.

Bis hieher führet mich, bis in der Göttinn Haus!
Hier hauch ich, ihr zur Schmach, den Odem blutig aus.
O Göttinn, ſieh mich hier, ſieh mich für dich erblaſſen!
Mein Arm focht nur für dich; und du haſt ihn verlaſſen!

Vergebens hofft ein Menſch, o Göttinn, Schutz von dir.
Ihr Götzen ſeyd nur Stein; ohnmächtiger, als wir.
Wo nicht; ſo ſind die ſelbſt, die uns vom Himmel lohnen,
Undankbarer als die, die auf der Erde wohnen.

Hierarchus.

Mein König, klage nicht der Göttinn Undank an;
Denn du haſt nichts für ſie, als was du ſelbſt, gethan.

Thoas.

Hab ich ihr darum ſtets den beſten Raub geſchlachtet,
Nicht Mord, nicht Grauſamkeit, nicht Menſchenblut geachtet;
Daß nun ein feindlich Schwerdt mich auf den Tod verletzt,
Und daß des Opfrers Blut nun ſelbſt den Altar netzt?
O Gottheit ohne Treu! Verflucht ſeyn alle Gaben,
Die dieſen Tempel je von mir geſchmücket haben!

Hierarchus.

O Göttinn, kannſt du fliehn, und ohn Empfindung ſehn,
Daß die, die dich verehrt, dein heilig Anſehn ſchmahn?

Thoas.

Diana! Willſt du mich dann nicht an ihnen rächen,
Und ihr verfluchtes Schiff in offner See zerbrechen?
Ich bin durch ſie beſiegt; und mir zur gröſſern Pein
Soll noch mein blutger Tod ohn alle Rache ſeyn?

Hierarchus.

Die Rache kömmt nicht gleich, ſo bald wir ſie verlangen.

Thoas.

Indeß, da ſie verzieht, ſind jene mir entgangen. —
Ja! Geht nur, weil ihr doch vor mir geſichert lacht!
Ich, und der Göttinn Bild, ſind beyde ſonder Macht.

Doch nein! Ich will hier nicht ſo wie die Götter ſchweigen.
Sie mögen träge ſeyn; ich will mich tapfer zeigen.
Geht! folgt den Räubern nach! Ergreift ſie, tödtet ſie!
Ja, martert ſie zuvor! — Nun lernet, wie man flieht! —

Wo bin ich? Raſ ich? — Ach, mein Wüthen iſt vergebens.
Ich fühle ſchon den Tod; ſie freun ſich ihres Lebens.

Hierarchus.

Iſts möglich? Trifft nun auch den Himmel deine Wuth?

Thoas.

Soll der nicht wüthend ſeyn, der Menſchenopfer thut?

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Oreſt, Pylades, Iphigenia, Hippodamus, die Vorigen.

Hippodamus.

Hier leg ich meinen Raub zu deinen Füßen nieder.
Sieh, König! — Prieſterinn und Opfer bring ich wieder;
Und mit der Prieſterinn kehrt unſer ganzes Glück,
Das Bild, und durch das Bild die Göttinn ſelbſt, zurück.
Nun kannſt du (mußt du ja zu unſerm Schmerz erblaſſen;)
Zuvor noch Andacht, Recht und Rache ſehen laſſen.
Ach, hätt ich eher nur von der Gefahr gewußt!
So flöhe nicht dem Geiſt aus der verwundten Bruſt;
So wär ich, wenn ich dann den Sieg mit dir gefeiret,
In doppeltem Triumph dem Tempel zugeeilet.

Thoas.

Ihr Räuber, die ihr mir mein Schild entführen wollt!
Die ihr mich zwar geſtürzt, doch nun auch büßen ſollt:
Habt ihr der Göttinn Bild nicht heiliger geſchätzet?

Oreſt

Ich bin, der es geehrt; du biſt, der es verletzet.
Durch meines Geiſtes Qual und Phöbus Wort ermahnt,
Hab ich mir durch die See den weiten Weg gebahnt.
Nicht Stürme, nicht Gefahr, nicht Furcht ließ ich mich rühren.
Ich wollt ein Heiligthum aus Mord und Gräul entführen;
Und fern von dieſer Wuth, der du ergeben biſt,
Beſtimmt ich ihr ein Land, das ihrer würdig iſt.

Du maaſt mich räuberiſch, du maaſt mich gottlos nennen;
Nicht mich, dich ſelber wird die Welt dafür erkennen,
Dich, der du Griechen hier zu Menſchenopfern würgſt,
Und in der Andacht Schein die Grauſamkeit verbirgſt.

Ach!

Geh! Opfre ſie durch Krieg; wirſt du von Haß getrieben?
Der Tempel iſt kein Ort, die Feindſchaft auszuüben.
Wie? Oder meynſt du wohl, die Göttinn ſey wie du,
Und ſeh mit innrer Luſt vergoßnem Blute zu?
Nein, nein! Sie haßt den Mord, und Phöbus hat befohlen,
Von euch, Barbaren, ſie nach Griechenland zu holen.

Hierarchus.

Du ſprichſt, du haſt das Bild auf Phöbus Wink geraubt?
Doch der betriegt ſich ſehr, der uns zu täuſchen glaubt.
Auch uns hat, was die Nacht der fernen Zeit verſtecket,
In Büchern voller Rath die Göttinn ſelbſt entdecket.
Die prüfen alles leicht, was du uns kund gethan,
Weil doch der Himmel ſich nicht widerſprechen kann.
Er nimmt ein Buch aus dem Tempel.

Oreſt.

Prüft es! Mir werdet ihr umſonſt mit Prüfung dräuen.
Denn wer die Wahrheit ſagt, darf keinen Richter ſcheuen.

Thoas.

Es ſey des Himmels Wink, der dich hieher geſchickt;
Es ſey, daß du dieß Land aus Raubbegier erblickt;
So ſprich: ‚Biſt du Oreſt? Biſt dus, auf deſſen Namen
Die Pfeile deiner Schaar auf mich geflogen kamen?

Der Himmel ſchenkt dich mir, damit ich freudenvoll
Mich erſt gerochen ſehn, und dann erblaſſen ſoll.

Oreſt.

Ja, wiſſe nur: Ich bins! Ich will es nicht verſtecken.
Mein Name macht mir Ruhm; denn er gebahr dir Schrecken.
Straf keinen ſonſt, als mich. Willſt du gerochen ſeyn,
So räche dich an mir! Ich bin dein Tod allein.
Drum eile nur, mein Blut noch ſterbend zu vergießen.
Ich glaub, ich bin genug, dein grauſam Blut zu büßen.

Pylades.

Pylades.

Was ſageſt du, mein Freund? Ich bin ja der Oreſt
Die Rache treffe mich, die man ergeben läßt!
Ich, König, tödte dich; nur mich mußt du verderben.
Ich muß getödtet ſeyn, willſt du gerochen ſterben.

Oreſt.

Bin ich nicht mehr Oreſt, den Höll und Wuth geplagt?

Pylades.

Mein König, glaube nicht, was er als raſend ſagt.
Du weißt ja, welche Wuth ſchon ſein Gemüth verſtöret;
Drum glaube, was er ſagt, hat ihn die Wuth gelehret.
Ich bins. Ich gab den Rath und hab ihn auch vollzogen.

Oreſt.

Mein Freund, das Lob hat dir, die Strafe mir gebühret.

Pylades.

Ich bins, der Schiff und Volk, das Bild zu rauben, führte.

Oreſt.

Ich bin es, der den Raub mit eigner Hand berührte.

Pylades.

Ich war es, deſſen Schwerdt nach deinem Herzen drang.

Oreſt.

Ich war es, der den Stahl begierig nach dir ſchwang.

Pylades.

Mein König, glaube nichts, als nur was ich erzähle.
Er ſucht für mich den Tod, als Hälfte meiner Seele.
Die Rache fall auf mich, die du beſtimmet haſt!
Mich, der ich ſie verdient, treff ihre ganze Laſt!
Denn Mörder bin nur ich, und er hat nichts begangen;
Denn ich kam frey geſchifft, er aber war gefangen.

Wie hätte wohl ſein Arm das Schwerdt auf dich gezückt?
Wie hätt er ſeinen Stahl in deine Bruſt gedrückt,
Wenn ich der leeren Hand, die von der ſchweren Kette
Noch ſtarr und kraftlos war, ihn nicht gereichet hätte?
Mein König, wo dein Ohr die Wahrheit ehren läßt,
So tödte mich allein. Ich heiß, ich bin Oreſt.

Oreſt.

Zu große Freundſchaft, Herr, betäubet ſeine Sinnen.
Er giebt ſein Leben hin, das meine zu gewinnen.
Ich hab ihn ſchon geprüft. Oft drohte mir der Tod,
Da er mich ſtets erhielt und ſich zum Opfer bot.
Sein Arm beſchützte mich und ſtritt auf allen Seiten;
Mich ließ er bloß mit ſich nur um ſein Leben ſtreiten.
Er hat unzähligmal für mich ſein Blut gewagt,
Und niemals hat ihm noch der Himmel Schutz verſagt;
Doch giebt er ſein Geſchick dir heut in deine Hände.
Mein König, ſey gerecht, und ſchone nach dem Ende.
Thu itzt im Todeskampf kein Werk der Tyrannen,
Und rache dich an mir; doch ſchone ſeiner Treu!

Pylades.

Iſts möglich, daß du mir auch meinen Namen raubeſt?

Oreſt.

Iſts möglich, daß du mir noch nicht den Tod erlaubeſt?

Thoas.

Zum erſten rede du, und frech: Wie nennſt du dich?

Oreſt.

Ich heiße mich Oreſt.

Pylades.

Nein, Herr! Oreſt bin ich.

Thoas.

Hippodamus.

O Wunder! Finden je zwey Herzen ſich auf Erden,
Die, um zu ſterben bloß, zuſammen uneins werden?

Thoas.

So ſprich, du Prieſterinn, die mich ins Unglück reißt!
Sprich, Iphigenia, wen man Oreſten heißt?

Iphigenia.

Tyrann, was fraaſt du mich? Ich will ihn nicht entdecken.
Der Himmel muß ihn ſtets vor deinem Zorn verſtecken!
Er gebe, daß ſich nur dein grauſam Auge ſchließt,
Eh noch ſo edles Blut ihm zum Ergötzen fließt!
Doch mußt du ja noch Blut vor deinem Ende ſehen,
So laß der Rachbegier durch mich genug geſchehen.
Ja, ſtrafe den Oreſt; doch ſtraf ihn nur in mir!
Von dem, nach dem du fragſt, ſiehſt du die Schweſter hier.
Die kennſt du gewiß. Ihn wirſt du nicht erfahren.
Kein Drohen, keine Qual wird dir ihn offenbaren.

Thoas.

Wohlan denn! Weil ihr ſchweigt, ſo ſterbet alle drey,
Und machet mich gewiß, daß ich betrogen ſey!

Hierarchus.

Mein König, laß dir erſt des Himmels Ausſpruch zeigen.
Du weißt: ein Sterblicher muß, wenn er redet, ſchweigen.
Halt mit der Rachbegier nicht noch im Sterben Rath,
Und krön deinen Ruhm noch in der letzten That!
Gleich anfangs, da man mir dieß alles hinterbrachte,
War dieß der Götterſpruch, an welchen ich gedachte:

Er lieſt.

„Ein raſend Opfer raubt die Göttinn vom Altar.
„Ich ſeh des Meeres Fluth, und werd ein Land gewahr,
„Wo man mich beſſer ehrt. Dahin will ich mich lenken.
„Dann ſoll mich nicht mehr Blut von Menſchenopfern kränken.

Thoas.

Was ſchreibeſt du mir vor? Unglücklicher, halt ein!

Hierarchus.

Es iſt der Göttinn Wort: Sie will entführet ſeyn.

Thoas.

So ſtürzt der Himmel ſelbſt noch meiner Mörder Sache?
Er will --- ich ſoll -- verzeihn --- ich aber --- ich --- will Rache --

Hierarchus.

Sein Odem eilt davon, indem er Rache ſchreyt.

Wißt, daß ich Herrſcher bin, und ihr befreyet ſeyd.
Hätt euch kein Götterſpruch dem nahen Tod entriſſen,
So hätt euch eure Treu und Tugend retten müſſen.
Die machen Griechenland von unſrer Feindſchaft frey.
Wir ehren euren Bund, und dieſer Schweſter Treu.
Hier ſoll kein Grieche mehr durch uns geopfert werden;
Ihr ſelbſt ſeyd Opfer werth, und Götter auf der Erden.

Dido,

ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Dido, Königinn von Carthago.
Anna, ihre Schweſter.
Barce, Hofmeiſterinn des vorigen Gemahls der Dido.
Bitias, ihr Feldherr.
Ein carthaginenſiſcher Hauptmann.
Aeneas, ein trojaniſcher Fürſt.
Aſcan, deſſen Sohn.
Achat, des Aeneas Vertrauter.
Cleanth, ein anderer Bedienter.
Hiarbas, lybiſcher König.

Der Schauplatz iſt ein Saal in dem Schloſſe zu Carthago.

Die Handlung währt einen halben Tag.

Vorbericht.

Die Dido iſt im Jahre 1739. und, wie das vorhergehende Stück, in der Fürſtenſchule Pforte geſchrieben. Der Dichter ward durch den unregelmäßigen Verſuch einer Tragödie über eben dieſen Gegenſtand hiezu veranlaßt, welchen ihm einer ſeiner Mitſchüler zur Kritik übergeben hatte. Er durchdachte zu dieſem Ende die ganze Fabel, wie ſie vom Virgil erfunden worden, und unterſuchte, in wie fern ſie fähig ſey, den Steff zu einem Trauerſpiele abzugeben, und wie ſie zu dieſem Ende bearbeitet werden müſſe. Unvermerkt führte ihn dieſe Bemühung weiter, und er entſchloß ſich, ſelbſt ein Trauerſpiel zu verfertigen. Es iſt daſſelbe im fünften Theile der deutſchen Schaubühne 1744. größtentheils in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, dem Drucke übergeben worden, den letzten Aufzug ausgenommen. Denn die erſte Anlage deſſelben enthielt die Erfindung nicht, welche die Ehre des Aeneas auf eine ſo glückliche Art rettet, da derſelbe noch im Wegziehen, von ſeinen Schiffen aus, ſeinen Gaſtfreunden beyſteht, und die Drohungen des Hiarbas vernichtet. Um die Leſer durch die verſchiedenen Plane der Entwickelung zu vergnügen, und zugleich eine Probe zu geben, daß der Fleiß des Dichters ſich keinesweges bey einer erſten Erfindung befriedigte, die ihm gewiß mehr als erträglich hätte ſcheinen können, will ich die vorma-

lige Einrichtung des fünften Aufzuges nach einer hinterlaſſnen Handſchrift kürzlich beſchreiben.

Im erſten Auftritte giebt Barce dem Bitias von den heftigen Gemüthsbewegungen Nachricht, in welchen ſie die Dido verlaſſen hatte, und äußert ihren Argwohn wegen einer gewaltſamen Entſchließung, die ſie vielleicht ergreifen möchte. Bitias betrachtet die Folgen, welche der frühzeitige Tod der Königinn für ihren noch unbefeſtigten Staat haben könnte, wenn er auch gleich denſelben von dem gegenwärtigen Sturme befreyte. Es befremdet ihn, daß die Königinn ſelbſt nach dem Hiarbas geſandt habe; und er befürchtet, daß dieſer Schritt die Wirkung eines Mistrauens in ihr Heer ſey, weil daſſelbe vor dem Aeneas geflohen war. Aus Begierde, ſie zu vertheidigen, und den Schimpf des mislungenen Anſchlags wider die Trojaner auszulöſchen, will er es wagen, die Dido anzuflehen, ob ſie gleich jedermann den Zutritt unterſagt hatte, daß er den Unterhandlungen mit dem Hiarbas ein Ende machen, und das Heer wider ihn aufbieten dürfe. Barce ſieht den carthaginenſiſchen Rath kommen, welchen Dido auf ihr Schloß berufen hatte; ſie erſucht den Bitias, der Verſammlung beyzuwohnen, und geht indeſſen zur Dido.

Im zweyten Auftritte ſagt Anna dem verſammelten Rathe, daß die Königinn ein Mittel entdecken werde, Frieden zu verſchaffen, ohne dem Hiarbas dienſtbar zu ſeyn, oder ſich an ihn zu vermählen. Einer aus der Verſammlung antwortet, daß ſie zwar den Krieg nicht ſcheueten, wenn aber die Königinn ohne Waffen, und ohne ſich an den Barbar zu ergeben, Frieden zu erlangen wiſſe, ſo würden ſie glauben, daß ihr die Götter dieſen Rath eingegeben hätten. Bitias hingegen beſteht auf ſeinem Verlangen nach Krieg, um ſeine und des Hee-

res

res Ehre zu retten. Er bittet die Anna, ſein Geſuch zu unterſtützen, zumal da neue Friedensvorſchläge den Jarbar nur trotziger machen würden. Anna iſt dieſer Meynung nicht, und verkündigt, daß bald Hiarbas ſelbſt, nicht verſtellt, ſondern öffentlich unter ihnen erſcheinen werde, um Friedensvorſchläge anzuhören. Man redet von einem ſo unerwarteten Entſchluſſe mit Bewunderung, als Hiarbas im dritten Auftritte kommt.

Er bezeugt ſeine Liebe gegen die Dido und ſeine Abneigung vor unnöthigem Kriege, und klagt, daß er verachtet werde. Anna verſichert ihn der Hochachtung, die er verdiene, nur auf die Liebe der Dido müſſe er keinen Anſpruch machen. Hiarbas fragt, warum ihm dieſe Hoffnung verſagt ſey, und ob man vielleicht an ſeiner Treue zweifle. Indeſſen wird ein Geſchrey gehört, alles geräth in Unruhe, und es öffnet ſich das Gemach der Dido, welche man tödtlich verwundet erblickt.

Anna macht ſich Vorwürfe, daß ſie dieſem blutigen Entſchluſſe nicht vorgebeugt habe. Hiarbas klagt, daß Dido ihn nur darum herbey gerufen habe, um ihm eine ſo traurige Scene zu zeigen. Barce ſeufzet, daß ihre ſchwachen Hände den tödtlichen Stoß nicht abzuwehren vermocht, und Jarbas ruft, daß man ihr zu Hülfe eilen ſolle. Dido aber ſagt, daß alle Hülfe zu ſpät ſey, und giebt unter abgebrochenen Drohungen wider den Aeneas den Geiſt auf. Hiarbas beſeufzt ihren Tod, es ſchmerzt ihn, daß ſie auch zuletzt nichts zu ſeinem Troſte geſprochen, und er verklagt ſich ſelbſt über dieſen unglücklichen Ausgang ſeiner Drohungen. Anna beſchließt die Scene mit eben der Moral, die im Drucke beybehalten worden, ob gleich die Wendung etwas verſchieden iſt.

Im wichtigſten Theile der Fabel ſtimmen beyde Entwürfe dieſes Auszugs unter ſich, und mit dem Virgil,

überein. Dido beſchließt, ſich das Leben zu nehmen, ſo bald alle Hoffnung verloren iſt, die Abreiſe des Aeneas zu verhindern. Faſt in allen übrigen Umſtänden unterſcheidet ſich der neue Plan von dem hier beſchriebnen, und zwar, wie mir es wenigſtens ſcheint, auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe.

Außer demjenigen, was in Abſicht auf den Aeneas ſchon angemerkt worden, fehlt es dem Betragen des Hiarbas nach dem alten Plane an Wahrſcheinlichkeit. Denn nach denen Verhältniſſen, die zwiſchen ihm und der Dido einmal angegeben worden, iſt es weit glaublicher, daß ſich ſein Verlangen zur Vermählung mit ihr mehr auf Habſucht, als auf Liebe, gründet; und daß er, nachdem ſein Antrag verſchmähet worden, mit Ungeſtüm zu den Waffen greift, als daß er zum zweytenmale, um Friedensvorſchläge anzuhören, in eine Stadt gehen ſollte, die er kurz zuvor mit dem Untergange bedroht hatte. Es iſt, um dieſen Mangel der Wahrſcheinlichkeit weniger fühlbar zu machen, daß einer aus dem Rathe in einem ſolchen Betragen des Hiarbas die glückliche Einfalt ſeiner Sitten rühmt:

„Wo noch die Einfalt herrſcht, iſt Mistraun oder Liſt
„Ein unbekanntes Wort. Die Redlichkeit der Sitten
„Wohnt itzo meiſtentheils nur in der Barbarn Hütten.

Ueberdieß iſt das Geſpräch zwiſchen der Dido und Barce, welches den erſten Auftritt des fünften Aufzugs nach der neuen Ausarbeitung ausmacht, eine rührende Vorbereitung zu ihrer letzten Handlung, welche nach dem erſten Entwurfe dieſelbe Stärke nicht hat, wo Dido in dem ganzen Aufzuge nicht auf der Bühne erſcheint, bis im letzten Auftritte, da ſie den Geiſt aufgiebt.

Dieſe

Dieſe Hauptänderung ſo wohl, als die kleinern Verbeſſerungen, ſind lange vor der Bekanntmachung dieſes Trauerſpiels, und in des Dichters erſten akademiſchen Jahre geſchehen, ehe er noch ſeinen Herrmann unternahm; denn er hatte damals auch die Dido für diejenige Sammlung beſtimmt, deren bereits bey dem Oreſt und Pylades gedacht worden. Vielleicht hat es dieſem Stücke ein wenig geſchadet, daß es nicht auch vor dem Herrmann gedruckt iſt. Der Herr Prof. Gottſched äußert ſchon in ſeiner Vorrede zum fünften Theile der Schaubühne eine Partenlichkeit der Leſer für den Herrmann zum Nachtheile der Dido beſorgt zu haben, und er ſtellt eine Vergleichung an, worinn er beyden Stücken gewiſſe Vorzüge vor einander einräumt, und ſich für die Dido, in Abſicht auf die Fabeln an ſich ſelbſt und die nach der Natur ausgebildeten Leidenſchaften, faſt am günſtigſten erkläret.

Auch diejenigen, die von den Schönheiten der Dido am meiſten gerühret ſind, werden in derſelben hin und wieder die edle Sprache vermiſſen, die von der Tragödie gefodert wird, und die den nachherigen Arbeiten des Verfaſſers ſo eigen iſt. Man wird nicht überall diejenige Richtigkeit des Ausdrucks antreffen, welche hindert, daß die Gedanken des Dichters weder bloß zur Hälfte, noch auch in einem falſchen Lichte, ſich zeigen, ob wohl der Verfaſſer ſchon damals dieſelbe zu ſchätzen wußte, und ſich darum bewarb. In einigen Stellen wird auch eine allzu große Weitſchweifigkeit anſtößig ſeyn. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Fehler verbeſſert ſeyn würden, wenn das Stück durch die Hände des Dichters aufs neue zum Drucke gekommen wäre. Denn als ihm diejenige Geſellſchaft poetiſcher und kritiſcher Freunde, welche ſich in Leipzig mit den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes beſchäfftigte, ihre Kritiken über die

Troja-

Trojanerinnen kurz vor der Ausgabe derſelben mittheilte, gab ſie ihm zu erkennen, daß ſie in der Dido, zum Vortheile dieſes der Aufmerkſamkeit ſonſt ſo würdigen Stückes, eine gute Anzahl ſchwacher Verſe verbeſſert ſehen möchte. Er wünſchte auch, ſich die Einſichten einer Geſellſchaft zu Nutze zu machen, die ſich durch ihren Geſchmack ſo rühmlich hervorgethan hatte, und erbath ſich ihre Kritik. Aber ſein Verlangen blieb unerfüllt, da eben um dieſe Zeit die meiſten von den Verfaſſern dieſer Monatsſchrift Leipzig verließen. Und der Tod des Dichters war ſo frühzeitig, daß man ſich nicht wundern darf, wenn er, zumal bey den vielfaltigen Beſchäfftigungen ſeiner letzten Jahre, keine neue wichtige Verbeſſerung dieſes Stücks hat hinterlaſſen können. Indeſſen wird das Publicum den überbliebnen Fehlern deſſelben eine billige Nachſicht um ſo viel weniger verweigern, wenn es auf die Jugend des Verfaſſers, und überhaupt auf diejenigen Zeiten zurück denkt, in welchen es geſchrieben und verbeſſert worden, daß nämlich beydes nun vor mehr als zwanzig Jahren geſchehen iſt.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aeneas, Achat.

Aeneas.

Der Himmel will, Achat, und ich geb ihm Gehör.
Dieſe Ehre winkt: wohlan! Aeneas lebt nicht mehr.
Ich muß Carthagens Schloß und meine Dido fliehen.
Und nach Italiens entfernten Ufern ziehen.
Soll Jupiter umſonſt ſo manch Verſprechen thun?
Des todten Vaters Bild läßt mich die Nacht nicht ruhn,
Mein Ungehorſam quält den Geiſt mit tauſend Schrecken.
Soll Jupiter mich ſelbſt noch aus dem Schlaf erwecken?
Wart ich, daß er mich reißt, wohin er mich beſtimmt?
Geh, mach, daß jeder Fürſt die Seinen zu ſich nimmt.
Ein Monat iſt vorbey, ſeit ich Befehl ertheilet,
Die Schiffe zu verſehn. Dieß iſt genug verweilet.
Man mache ſich bereit, ſchiff alle Völker ein,
Und wiſſe, heute noch will ich im Meere ſeyn.
In dieſem Saal hoff ich die Königinn zu ſprechen,
Um nur nicht ohne Dank, von hinnen aufzubrechen.

Achat.

Achat.

Iſts möglich, Herr! Du ziehſt? Da dein geſchwächtes Heer
Des Glückes ſchwerem Zorn, durch Feinde, Wind und Meer,
Mit Noth gegangen iſt: ſo willſt du ohne Nutzen
Noch einmal Meer und Wind und tauſend Feinde trutzen?
Ich rede, wie mirs ſcheint. Ein ſchon gewiſſes Reich,
Ein faſt erbautes Schloß, und Mauern, jenen gleich,
Die Troja ſtolz gemacht: die ſollteſt du verlaſſen?
Wenn dieß der Himmel will, muß dich der Himmel haſſen.
Er ſchickt dich auf die See, verſteckt dich in ein Land,
Von dem du weder Volk, noch Macht, und Größe erkannt.
Kein Fuß breit ſteht daſelbſt dir ohne Waffen offen:
Und ohne Kampf und Blut haſt du kein Dach zu hoffen.
Herr, ſieh einmal auf dich! dem Meere ſich vertraun,
Heißt in des Todes Schooß auf Glück und Rettung baun.
Wie mancher Götterſpruch hat dir bisher entdecket,
Daß Junos Land und See zu ihrer Rach erwecket,
Und dich und Trojens Reſt zum Untergang beſtimmt?

Aeneas.

Wie mancher aber ſagt, daß ſie umſonſt ergrimmt?
Doch ungehorſam ſeyn, den Göttern widerſtreben,
Heißt, mich der Juno ſelbſt zum Opfer übergeben.
Wenn Jupiter mich ſchützet, iſt Wind und See zu matt:
Wenn er erzürnet iſt, fürcht ich auch dieſe Stadt.

Achat.

Doch weis es Dido ſchon? Wie wird ſie dieß ertragen?

Aeneas.

Sie wird ſich über mich, und zwar mit Recht, beklagen.
Wie gerne ſchont ich ſie! Wie ſchwer, wie voll Verdruß
Geh ich an dieſes Werk! Jedoch, was hilfts? Ich muß.
Sie liebet mich, Achat. Ja, was ich noch mehr ſcheue,
Ich bin nicht ohne Schuld, und breche meine Treue.

Zwar

Zwar freylich ſagt ich ihr: dieß ſey noch nicht der Ort,
Den Jupiter erſehn, ich müſſe weiter fort,
Italien allein ſteh mir zur Wohnung offen,
Nur am Tyrrhener Strand könn ich ein Troja hoffen.
Doch ach! mein ſchwaches Herz verkehrte ſich geſchwind.
Und was vergißt nicht der, der nur auf Liebe ſinnt?
Ach! wie verwünſcht mein Herz die unglücksvolle Stunde,
Den Anfang unſrer Gluth, den Grund von unſerm Bunde!
Mein Mund beſeufzt den Tag, und flucht jener Jagd,
Da wir uns allererſt von Liebe vorgeſagt.
Wie viel hat Juno nicht durch dieſen Tag gewonnen!
Ich bin ihr nun vielleicht zum letzten mal entronnen.
Die Götter ſind entbrannt: ihr Feind iſt ohne Schutz,
Sie brauchet nun kein Meer, der Strand bricht meinen Trutz.
Achat, doch will ich nun der Götter Rath erfüllen:
Auch ſpät gehorſam ſeyn, beſänftigt ihren Willen.
Wahr iſts, der Königinn zum Zorn geneigte Bruſt,
Ihr Herz, das eifrig liebt, iſt mir nicht unbewußt.
Mit allem, was ſie weis, wird ſie mein Herz verſuchen,
Bald bittend vor mir ſtehn, bald meiner Ruhen ſuchen.
Noch mehr, ich fürcht, Achat, daß meine Schwache nicht,
Wenn ich ſie ſprechen will, aus jeder Sylbe ſpricht.
Doch ſoll ich darum ſtets den Weg des Himmels haſſen,
Dieweil ich einmal ihn aus Unbedacht verlaſſen?
Ein Herz iſt nie beglückt, das ſich den Vorwurf macht.
Daß es, veranlaßt zu ſeyn, des Himmels Wort verlacht.
Die Fremdung ſoll mich eh, als Scham und Reue quälen.
Eh mich der Himmel ſtraft, mag mich der Schmerz entſeelen.

Achat.

Ich thu, was du geſagt. Herr, hier kömmt Bitias.

Aeneas.

Verzieh, er ſagt vielleicht zu meinem Vortheil was.
Und iſt es anders nichts, ſo kann ich von ihm wiſſen,
Wenn wir der Königinn die Sach entdecken müſſen.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Bitias.

Bitias.

Fürſt, da ein heitrer Tag am hellen Himmel lacht,
Und dir die Jagd vielleicht ſchon manche Luſt gemacht,
Hat Dido mich geſandt, und will, ich ſoll dich fragen,
Ob dir auch diesmal beliebt, mit ihr zu jagen.
Die Pferde ſind bereit, und, Herr, dein Wort allein
Wird ſelbſt der Königinn ſtatt einer Vorſchrift ſeyn.

Aeneas.

Ein Prinz, der ſieben Jahr, gleich als im Elend reiſet,
Verdient die Ehre nicht, die man mir hier erweiſet.
Wie glücklich trieb mich doch der Sturm an dieſen Strand!
Ich fuhr' kurze Rud, und fand ein Vaterland.
Drey Monat ſind nunmehr, ſeit dem ich kam, verfloſſen;
Drey Monat hab ich nichts, als Lieb und Huld genoſſen.
Ein jeder Tag erſcheint mit neuer Luſt und Pracht.
Und keiner geht hinweg, der mich nicht ſparmeth macht.
Schon lange wär es Zeit, daß ich bedenken ſollte,
Wie ich für ihre Gunſt ihr würdig danken wollte.
Doch mehrt ſie täglich noch die Zeichen ihrer Huld,
Und da ich zahlen ſoll, ſo häuft ſich meine Schuld.

Bitias.

Fürſt, glaube, daß die Stadt nicht Einen Bürger kennet,
Der nicht ſchon zum voraus dich ſeinen Herrn nennet.
Carthago wünſcht nichts mehr, als, ſiengſt du es ein,
Ein andrer Vaterland für einen Held zu ſeyn,
Der Freya mehr berühmt, als Freya ihn, gemachet.
Ja, Fürſt, daß Freya bald aus ſeiner Ruh erwachet,
Brauchts keinen andern Strand, als den, den du als Gaſt,
Durch des Geſchickes Huld, hier ſchon betreten haſt.

Und

Und Dido glaubt, daß ihr und ihres Reiches Ehre
Kein Vorwurf auf der Welt so sehr empfindlich wäre;
Als der, wenn sie versäumt, durch ämsiges Bemühn
Dich in ein enges Band mit unsrer Stadt zu ziehn;
Und wenn, vor Latien, sie nicht verdienen könnte,
Daß Trojens tapfrer Rest sich uns zu Bürgern gönnte.

Aeneas.

O wäre diese Wahl doch nur ein Werk von mir!
Der unverrückte Schluß der Götter waltet hier.
Die widerstehn allein der Neigung meiner Seele,
Und wählen Latien, wenn ich Carthago wähle.
Indessen bey der Jagd stell ich mich willig ein.
Die Königinn befiehlt; ich will gehorsam seyn.

Dritter Auftritt.

Aeneas, Achat.

Achat.

Wie? Herr, so änderst du nun wieder dein Entschließen?

Aeneas.

Ich schwöre dir, Achat, der Tag soll nicht verfließen,
Daß nicht mein Auge schon von tausend Gram befreyt,
Das Ufer weichen sieht, das mir nur Unglück dräut.
Kein eitler Zeitvertreib soll meinen Vorsatz schwächen.
Die Jagd ist nicht genug, mein Werk zu unterbrechen.
Mein Abschied komme mir auch noch so sauer an;
Das, was man einmal muß, ist nie zu bald gethan.
Doch was befremdet dich? Kann ich ihr bey dem Jagen
Nicht besser, als sonst je, von meiner Reise sagen?

Achat, der Augenblick will hier gewählet seyn.
Die Qual der Königinn ist meine größte Pein.
O Himmel, hilf mir doch ihr Leiden überwinden,
Und laß mich einen Trost für ihre Schmerzen finden!

Ich wollte zweymal noch den Wellen widerſtehn,
Noch zweymal wollt ich gern durch Stürm und Feinde gehn:
Wenn ſie auf ewig nur mein Herz vergeſſen wollte,
Und wenn mein Abſchied ihr nicht Thränen koſten ſollte.
Achat, ach! hätt ich doch den erſten Trieb beſiegt!
Sie wäre ſeiner Gram: ich ſegelte vergnügt.
Nun muß ich mir zur Qual, wo nicht zur Schande, leben,
Und ihr für ihre Treu nur Gram zum Danke geben.
Ihr Wehthun, ihre Gunſt hat ſie und mich betrübt.
Wie ſchwer iſts doch, daß man ein edles Herz nicht liebt?
Die Großmuth nimmt uns ein, und feſſelt unſre Seelen,
Und wer nicht lieben will, muß wenigſtens ſich quälen.
Ich reiß ein Herz von ihr, das ſeufzet, und ſich gramt:
Mein Kummer dringt ans Licht und machet mich beſchämt.
Doch da der Himmel mir was hartes aufgeleget,
Weiß ich, daß er Geduld und Mitleid mit mir trägt.
Mein Geiſt bezwingt ja ſelbſt die Furcht vor ſeinem Schluß,
Durch Liebe gegen das, was er ihm opfern muß.
Achat, wenn ich nur bloß ein Diener eitler Ehre,
Und mir mein Eigennutz ein Spruch der Götter wäre;
So brauchte ich nicht zu ziehn. Iſt nicht in Africa
Gelegenheit genug zu Streit und Siegen da?
Ja, Untreu, Grauſamkeit, und Undank und Verzagen
Sind Namen, die vielleicht mein Vorſatz muß ertragen.
Doch in der Leute Mund ſuch ich die Tugend nicht.
Mein Ruhm iſt in mir ſelbſt; mein Ruhm iſt meine Pflicht.

Achat.

So willſt du, daß ich geh, den Deinen anzudeuten,
Daß ſie zum Aufbruch ſich noch dieſen Tag bereiten.

Aeneas.

Nein! bleib! ich ſelbſt will gehn. Thut ihres Fürſten Mund
Den Schluß, den er gefaßt mit eigner Stimme kund,
So werden ſie alsdann mit ſtärkerem Beſtreben
An ihre Pflichten gehn, und mir zu Willen leben.

Achat.

Wie? wenn die Königinn indessen nach dir fragt?

Aeneas.

Sprich, ich berufe selbst die Meinen zu der Jagd.
Mein Eifer, ihre Lust durch meinen Fleiß zu mehren,
Beschäfftige mich selbst der Königinn zu Ehren.
Ihr Fürsten alle sollt mit mir zugegen seyn.
Der für die Schiffe sorgt, dieß sey Sergest allein.
Ascan sey auch dabey; doch hindre, wenn er jaget,
Daß er sich nicht zu weit in fremde Wälder waget.
Betriegt der Königinn stets wachsamen Verdacht!

Wenn sie nichts hindern kann, und nichts mir Sorge macht,
Dann will ich ihr Bericht von meiner Flucht ertheilen,
Und ihr sollt von der Jagd nach meinen Schiffen eilen.
Mit allem, was zum Krieg und Unterhalt gehört,
Ist endlich, wie du weißt, die Flotte gnug beschwert.
Dieß wars, warum ich längst die Rüstung vorgenommen,
Mit Vorwand, der Gefahr von Tyrus vorzukommen;
Die fast entschlafne Furcht von neuem aufgeweckt,
Und durch Pygmalion die ganze Stadt geschreckt.
Dieß ist nunmehr der Tag, der alle diese Thaten
Zu ihrem Zwecke führt, der meine List verrathen
Und mir vom Angesicht die Decke reißen soll.
Ihr Götter! ach! ihr wißt, wie bin ich schwermuthsvoll;
So oft ich meinen Sinn auf meinen Anschlag lenke,
Und mehr auf meine List, als ihren Endzweck, denke!
Achat, wer redlich ist, fühlt Abscheu und Verdruß,
So oft er anders thun, und anders reden muß;
Und haßt in seiner Brust die Sitten dieser Erden,
Da man zum Lügner wird, für klug geschätzt zu werden.
Ich geh, wie ich gesagt; und du, bleib hier, Achat,
Und wache für dieß Werk, das nun zum Schlusse naht.

Vierter Auftritt.

Dido, Achat.

Dido.

Ist noch dein Fürst nicht hier?

Achat.

Er eilt und heißt die Seinen,
Zu Mehrung deiner Lust, bey deiner Jagd erscheinen.

Dido.

Sprich, sorgt er für die Jagd? Wie? oder für die Flucht?
Fürwahr, der Tyrerkrieg schreckt ihn nicht ohne Frucht.
Und diese Flotte soll, statt Tyrer zu bezwingen,
Vielleicht zum Tyberstrand den neuen Sieger bringen;
Damit er ja ein Reich durch seine Faust erlangt,
Und Wohnung, Ruh und Glück nicht einem Weibe dankt.
Was hat er, wenn ihr nicht Betrug im Herzen traget,
Erst diesen Augenblick zum Bitias gesaget?
Was rühmt er meine Huld? So rühmet kein Gemahl!
Was spricht er nun als Gast, wo er als Herr befahl?
Was wird so manches Wort von Schuld und Dank verloren?
Sein Herz ist ja der Dank, den er mir zugeschworen.
Vertheidge deinen Herrn! Hat er in dieser Stadt,
Eh er den Tyrerkrieg vorhergesehen hat,
Auf anders was gedacht, als daß mit gleichem Rechte
Ein fester Bund sein Volk und uns zusammenflöchte?
Nun fällt ihm unverhofft der Schluß der Götter ein;
Nunmehr steht seine Wahl nicht mehr bey ihm allein;
Nun muß der Himmel selbst, den Meyneid zu bedecken,
Sein vorgehabtes Ziel auf einmal weiter stecken.
Achat, ich frage dich: (bekenn es ohne Scheu;
Du dienest deinem Herrn, erzeigst du mir die Treu.)
Ists nicht wahr? er entflieht, und zählt zu seinen Siegen,
Den schwachen Ruhm, ein Weib durch Schwüre zu betriegen?

Laß nicht zu, daß dein Herr so eine That begeht,
Die Helden noch weit mehr, als andern, übel steht;
Und daß er seinen Ruhm durch eine Schuld beflecket,
Die keine Tapferkeit, kein Sieg, kein Lorbeer decket.

Achat.

Verzeihe, Königinn; du treibest deinen Scherz.
Sieht jemand, außer dir, bis in des Fürsten Herz?
Ich thu, was Diener thun. Was willst du, daß ich merke?
Ich seh auf sein Geboth und nicht auf seine Werke.

Dido.

Gewiß hast du ihm selbst das Gift ins Herz geflößt,
Daß er mein Reich verschmäht und mich zurücke stößt.
Was läugnetest du sonst? Zerreiß nur unsre Bande;
Versenke mich in Gram, und ihn in Schimpf und Schande.
Schweig nur, verstelle dich! Doch, was Aeneas thut;
So wisse, daß die Schuld auf deinem Haupte ruht.
Ich will auch ohne dich bis zu der Wahrheit dringen:
Die Wahrheit mag mir nun Trost oder Jammer bringen.
Pygmalion ist todt, und die Gefahr verraucht,
Die er für seine List zur schnöden Decke braucht.
Und nicht ein Tag vergeht; so ist gewiß entdecket,
Ob Meyneid oder Treu in seinem Herzen stecket.

Sie geht ab.

Fünfter Auftritt.

Cleanth, Achat.

Achat.

Cleanth, kömmst du hieher auf deines Fürsten Wort?

Cleanth.

Ich such ihn. Bald, Achat, wirst du um diesen Ort
Ein lybisch Kriegsgeschrey, der Rosse Wiehern hören.
Man kömmt, den neuen Bau der Wälle zu zerstören:

Die Thürme, welche kaum halbaufgebauet stehn,
Bedräut Geschoß und Brand. Carthago soll vergehn,
Wenns nicht Hiarben dient. Ich sah schon die Barbaren,
Die an die Königinn von ihm geschicket waren.
Sie jagten durch die Stadt, und was er ihr entbeut,
Und Augenblicks begehrt, ist Heurath, oder Streit.

Achat.

Du meynst, daß unser Fürst sich an ihr Schicksal kehre?
Nein, er denkt zu entfliehn, und sehnt sich nach dem Meere.

Cloanth

Du irrest dich, Achat. Sein Sinn ist allzugroß,
Und reißt vom Streite sich nicht niederträchtig los.
Will er die Königinn und ihre Gränzen meiden:
So wird er dennoch nicht bey Furcht und Schrecken scheiden.

Achat.

Was braucht sie seinen Schutz? Man lasse sie allein;
Auch unserm Feinde selbst wird sie noch sicher seyn.
Sie hat in ihrer Hand die Mittel, sich zu retten. —
Aeneas fliehe nur und breche seine Ketten;
So wollen wir, Cloanth, noch aus dem Meere sehn,
Daß alles ohne Streit und Schwerdtschlag wird geschehn;
Und daß die ganze Macht nur darum angezogen,
Und um die Mauern rauscht, gleich wilden Wasserwogen,
Damit ein großes Heer die feyerliche Pracht
Von ihrem Hochzeitfest, als Zeuge, herrlich macht.

Cloanth.

Es ist zu lang, Achat, daß wir uns hier verweilen.
Es komme, wie es will, laß uns zum Fürsten eilen.
Beschließen steht bey ihm, doch uns gebühret es nicht.
Nur sagen, was ihm nutzt, ist seiner Diener Pflicht.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Dido, Anna.

Dido.

Ja! er betrieget mich. Mein nagender Verdacht,
Die Unruh, wie du sprachst, die ich mir selbst gemacht,
Ist leider zu gerecht. Nun sieh für seine Treue:
Nun leiste die Gewähr für Gram und spate Reue!
Ach! Schwester, gab ich ihm mein Herz nur darum hin,
Daß ich nun sehen soll, wie ich betrogen bin?
Ich such ihn, und man sagt, wie er Befehl ertheile,
Daß jeder Fürst nebst ihm zu Lust und Jagen eile.
Ich such ihn, geh ihm nach, und eile sonder Noth
Weil ich ihm sagen will: Pygmalion sey todt.
Ihr Götter! nur weil er mich stets mit Furcht geschrecket,
Hat mir des Bruders Tod Zufriedenheit erwecket.
So viel des Bruders Grimm mir Seufzer ausgedrückt,
So hat mir Leid und Gram sonst nie ein Ach entrückt,
Das seinen Tod begehrt; und meinen Schmerz zu rächen,
Konnt ich die Schwestertreu doch niemals gänzlich brechen.
Doch als Aeneas sprach: ein Tyrerkrieg sey nah:
Und als ich um den Strand die Schiff ergänzen sah:
Da ward mein klopfend Herz von Furcht und Angst zerrissen;
Da wünscht ich, den nicht mehr auf dieser Welt zu wissen,
Der nur sein Vorwand war, und leider, da die List
Zum Zwecke schon gedient, zu spät gestorben ist.

Anna.

So ist Aeneas schon nicht in der Stadt zu finden?
So ist er schon am Bord, und ruft den günstgen Windkn?

Dido.

Nein! Anna! ich weis nicht, wie lang er noch verweilt.
Gewiß ists, daß er flieht; doch nicht, wie bald er eilt.
Ich gehe durch die Stadt, fast gänzlich unbegleitet,
Wohin mich die Begier mit ihm zu sprechen leitet.
Zwar mancher Freier kömmt mir noch vors Angesicht;
Nur den ich such und will, Aeneen find ich nicht.
Und endlich wird gesagt, er sey bey seinen Schiffen,
In Zubereitungen zu einer Jagd begriffen.
Zu seinen Schiffen gehn, dieß zeigt ein höhres Werk.
Die Flucht, sag ich, die Flucht ist nur sein Augenmerk!
Ach! Anna, sage mir, laß ich den Falschen ziehen?
Hab ich die Schiff ihm selbst gerüstet, zu entfliehen;
Daß der Verräther noch mit meiner Liebe prallt,
An seiner Untreu stirt, siehs meine Schwäche mahlt?

Soll er, was ihn beschimpft, zu seiner Ehre kehren?
Soll ich den frechen Stolz in meinen Mauren nähren:
Wenn er zurücke kömmt und durch mein Flehn gebeugt,
Den Thron, der mir gehört, aus Gnaden noch besteigt?
Was wird er sich alsdann nicht über mich erkühnen?
Nein, wen ich lieben kann, dem kann ich noch nicht dienen.
Er flieh, er bleibe hier; ich muß beschimpfet seyn.
Drum, ist er ungetreu; so bleibt mein Trost allein,
Er seys nicht ungestraft; so soll ein tödtlich Eisen
Aeneen und mir selbst den Weg zur Höllen weisen.

Anna.

Du hast ihn schon verdammt, und hast ihn nicht gehört.
Weißt du, daß er mit Recht sich über dich beschwert?
Dein Argwohn kömmt aus dir. Daß du ihn frostig nennest,
Macht er nicht, sondern du; weil du zu heftig brennest.

Dido.

Dido.

Nein, er ist Schuld daran, wenn ich ihm Unrecht thu.
Wenn er mich redlich liebt; was stört er meine Ruh?
Hat Argwohn und Verdacht mich ohne Grund ergriffen?
Wenn er nicht fliehen will: was sucht er bey den Schiffen?
Nimmt man Geschäffte vor, indem man jagen soll?
Sein Wesen droht Betrug, und ist geheimnißvoll.
Wo jeder Ausdruck wankt, und nichts gewisses saget,
Wo der Geberden Zwang des Herzens List verklaget,
Wo jeder Schritt mit Furcht und ingeheim geschieht:
Thut man da wohl zu viel, wenn man noch weiter sieht?
Ach! leider seh ich schon genug zu meinem Schrecken:
Er hat was wichtigs vor, und wills vor mir verstecken.
Doch ihm soll Recht geschehn, und du sollst Zeuginn seyn,
Ob ich nur sinnreich bin zu meiner eignen Pein;
Und ob mich sein Gesicht, sein Muth, sein Durst nach Siegen,
Mein Herze, das mich warnt, und tausend Zeichen triegen.

Ihr Götter, gebt doch nur, daß es ein Irrthum sey!
Ich selbst sey ungerecht; Aeneas sey getreu!
So will ich, Anna, dann beschämt zu seinen Füßen,
Was ich zu viel gethan, mit tausend Thränen büßen.
Unschuldig wünsch ich ihn; doch hoffen darf ich nicht,
Daß der nicht schuldig sey, den alles schuldig spricht.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Bitias.

Bitias.

Es sind aus Lybien Gesandten angekommen.
Man hat sie wohl versorgt und freundlich aufgenommen;
Doch sie verlangen stets ein baldiges Gehör.
Hiarbas, sprechen sie, dringt auf die Wiederkehr.
Sie wünschten, heute noch schon wieder aufzubrechen.

Dido.

Ich will sie am Altar der großen Juno sprechen.
Geh! führe sie nur bald zum Tempel, und dabey
Berufe meinen Rath, daß er zugegen sey.

Bitias.

Man sagt, Hiarbas selbst sey nicht mehr weit von hinnen,
Und auf dem Krieg allein bestehe sein Beginnen,
Wofern . . .

Dido.

Ach! sag es nicht. Dieß alles weis ich schon:
Ich bins, was er begehrt, und noch vielmehr mein Thron.
Das Kriegsheer, das er führt, soll mich durch Schrecken zwingen,
Carthagens Zepter ihm zum Brautschatz zuzubringen.
Nein! darum bin ich nicht von Tyrus weggeeilt,
Damit mein neues Reich ein Barbar mit mir theilt:
Und Lydiens Geschlecht, Hiarbens braune Horden
Sind noch zu Bürgern nie von mir begehret worden.
Ein ungesitter Volk, das nur den Bogen kennt,
Und wilder, als ein Roß, auf seinen Rossen rennt.*
Taugt meinen Tyrern nicht zu Brüdern und Gesellen.
Carthago kann auch noch von halberbauten Wallen,
Und Thürmen, die noch nicht ihr völlig Maaß erreicht,
Sehn, wie der kühne Feind beschämt zurücke weicht.

Ohn Aufschub rufe man die Völker zu den Waffen;
Man rüste sich zum Streit, such alles anzuschaffen,
Daß die Gesandten sehn, daß Dido nicht erbebt,
Wenn ihr ein Barbar trotzt und nach der Krone strebt.
Besorge dieß, und sie laß nach dem Tempel holen.

Bitias.

Ich werde schleunig thun, was du mir anbefohlen.

Dritter

* Dieser Vers findet sich in einer Handschrift mit Bleystifte bezeichnet, weil ihn der Verfasser vermuthlich genusbilliget hat.

Dritter Auftritt.

Dido, Anna.

Anna.

Ach Schweſter, wie geſetzt, wie groß iſt doch dein Geiſt!
Der mitten in der Noth ſich unerſchrocken weiſt.
Du kenneſt nicht die Furcht, die uns das Glück erwecket,
Und lachſt bey der Gefahr, die Männerherzen ſchrecket.

Dido.

Du richteſt nach dem Schein. Doch ſieh mein bebend Herz,
Die Bruſt von Schrecken kalt, und halbentſeelt vor Schmerz.
Hiarbas ſchreckt mich nicht: Aeneas lehrt mich zagen.
Ich, die Sichäens Tod und meine Flucht ertragen,
Ich fühle nun einmal der Schmerzen Raſerey;
Was für ein Unterſchied in Liebesthränen ſey;
Und wieviel größern Schmerz uns der Verluſt gebieret,
Der von der Untreu kömmt, als der vom Himmel rühret.
Erkenne meine Pein! Ach Schweſter, glaube mir,
Sein Abſchied ſchwebet ſchon vor meinen Augen hier;
Daß ich nicht weis, ob mich ein künftig Schrecken quälet,
Ob nicht ein wirklich Leid mich Aermſte ſchon entſeelet.

Anna.

So eil und forſche nach! Reiß dich aus deiner Pein,
So darfſt du nicht ſo lang ein Spiel des Zweifels ſeyn.

Dido.

Meynſt du, ich zweifle noch? Sieh meinen erſten Gatten.
Vergleich Aeneen nur mit dieſem theuren Schatten.
Ach! leider, dieſes Herz, das jener ſo geliebt,
Hat ein Verräther itzt, der mich mit Luſt betrübt.
Ach Schweſter! ach für wen hab ich den Eid gebrochen,
Den ich bey jenes Gruft mit Thränen ausgeſprochen,

Und

Und der oft, wie es ſchien, die Aſche ſelbſt gerührt,
Die ich durch Meer und Wind, als einen Schatz, geführt!
Ich bin es, die da ſchwur: auch kalt, verbrannt, begraben,
Sollſt du, Sichäus, mich und meine Liebe haben.
Ach! warum hielt ichs nicht? Nun Schweſter, ſeh ich erſt,
Nun fühl ich dieſe Qual, mit der du mich beſchwerſt.
Warſt dus nicht, die mir rieth, die neuentbrannten Flammen
Nicht gleich, als einen Bruch des Eides zu verdammen?
Nun hilf mir, nun gieb Rath, da durch des Himmels Schluß
Ein Ungetreuer mir mein Herze rauben muß.
Damit ich dieſe Qual zu meiner Straf empfinde,
Und meines Meyneids Lohn in ſeiner Untreu finde.

Anna.

Nein, Schweſter, ſey getroſt und faſſe nur ein Herz.
Du qualeſt deinen Geiſt durch ſelbſterdachten Schmerz.
Wie kömmts, daß eine Bruſt, die keine Furcht erſchüttert,
Aus Aberglauben bebt, und vor den Schatten zittert?
Ein Todter, glaubſt du, ſorgt im Reich der Unterwelt,
Ob dich ein andrer itzt in ſeinen Armen hält?
Wird wohl Sichäus Geiſt nach deinen Schwüren fragen?
Wird ein verdorrt Gebein noch über Untreu klagen?
Ja, wo in jene Kluft des Todes Stimme dringt,
Und aus der Oberwelt den Todten Nachricht bringt;
Wo unſrer Seufzer Laut der Höllen Schooß erreichet,
Und des Elyſerfelds beglücktes Ufer erweichet:
Wird dieſer fromme Geiſt, von Liebe noch gerührt,
Gewiß der erſte ſeyn, der itzt Erbarmen ſpürt.
Du würdſt, ſtünd es bey ihm, nicht lange troſtlos weinen,
Und an der Rache ſtatt, würd er zur Hülf erſcheinen.
Die Todten fodern nicht die Treu getrennter Eh,
Ihr Leben iſt ein Wunſch, daß es uns wohl ergeh.
Die Flammen ihrer Bruſt, die dort vereinigt brennen,
Misgönnen andern nicht, was ſie nicht haben können.

Dido.

Entſchuldige mich nicht. Mich ſchlägt mein eigner Schwur.

Anna.

Dein Schwur? der dir im Schmerz und unbedacht entfuhr?
Vergebens denkt ein Menſch, die Triebe zu verſchwören,
Die die Natur entflammt, und unſre Sinnen nähren.
So lange noch der Schmerz dem unterdrückten Geiſt
Nichts, als das werthe Bild von dem Geliebten weiſt,
Den Sinn beſchäfftigt hält, und aufs verlorne lenket;
So wird der kühne Schwur, indem uns alles kränket,
Der edeln Seele leicht. Doch weicht das erſte Leid;
So fängt man an zu ſehn, und uns gereut der Eid.
Nein, glaube mir, ein Schwur mit Thränen untermiſchet,
Verlieret ſeine Kraft, wenn man ſie abgewiſchet.

Dido.

Aeneas kömmt. Sieh an, ob nicht ſein Angeſicht
Und ſein verſtellter Blick von ſeiner Falſchheit ſpricht!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Aeneas.

Dido.

Aeneas, dir hab ich was neues vorzutragen:
Verſchieb nur unſre Luſt und bleib zurück vom Jagen!
Man hat aus Tyrus itzt mir eine Poſt gebracht;
Was hindert, daß man ſie ſich gleich zu Nutze macht?
Und daß wir mit der Furcht vor meines Bruders Waffen,
Die Zeugniſſe davon aus unſern Augen ſchaffen?
Pygmalion iſt todt. Kein Feind verfolgt mich mehr.
Der Himmel will nun nicht daß man ein tyriſch Heer
Mit Tyrern kämpfen ſah, noch meines Bruders Grimme
Der Reſt von Troern bewehrt entgegen ſchwimme.

Wenn

Wenn du dieß eh gewußt, ſo hätteſt du vielleicht
Mir eine Sorg erſpart, die noch nicht gänzlich weicht.
Verzeih mir den Verdacht, und ſorge, meinem Grämen
Durch eine leichte Gunſt die Nahrung zu benehmen.
Ich habe dich geſucht. Kein Ort iſt in der Stadt,
Wohin der müde Fuß mich nicht getragen hat;
Du aber warſt indeß zur Flotte hingegangen.
Aeneas, liebſt du mich, ſo höre mein Verlangen:
Was brauchts, daß in der See die Schiffe fertig ſtehn,
Als wolltſt du jeden Tag von dieſen Ufern gehn?
Du haſt Carthago längſt der Wohnung werth geſchätzet,
Auch iſt kein Tyrerkrieg, der uns in Schrecken ſetzet.
Verbrenne Schiff und Laſt; daß heute dieſe Gluth
Das Bündniß unſrer Bruſt der Welt zu wiſſen thut,
Und Africa erſchrickt, wenn es in dieſen Thürmen
Zugleich ein Ilium und Tyrus muß beſtürmen.

Aeneas.

Ach, Dido, daß du mich mit ſolcher Treue liebſt!

Dido.

Da du von deiner Treu mir doch kein Zeichen giebſt?

Aeneas.

Der Himmel, glaube mir, entreißt mir das Vermögen,
Mein dankerfülltes Herz dir an den Tag zu legen.

Dido.

Ich fodre keinen Dank, als den ich dir geſagt.
Benimm mir meine Furcht, und ende, was mich plagt,

Aeneas.

Ach! Dido, ſollteſt du mein ganzes Herz erblicken!
Das eigner Kummer ſchlagt, das deine Schmerzen drücken. —
Mir leid ich, und auch dir, als Urſprung deiner Pein.
Und damit tröſte dich: du leideſt nicht allein! —

Du weißt es, daß ich dir wohl hundertmal entdecket,
Daß meines Elends Ziel die Götter ſelbſt geſtecket;
Daß mein vertriebner Fuß ſo lange ſüchtig irrt,
Bis daß ihn Latium zur Ruhe bringen wird.
Mein Herz iſt dir geweiht, und wünſcht, dich ſtets zu lieben:
Der Himmel widerſpricht und heißt mich dich betrüben.

Zwar mein gereiztes Herz verließ bey deiner Huld
Des Schickſals ſtrengen Schluß, daß ich voll Ungeduld
Die Götter grauſam hieß, und das Geſchick verklagte,
Das mich zum Fliehn erſehn, und ſtets mit Unruh plagte.
Du überwogſt in mir des Jupiters Gebothe. —
Der Himmel weckt mich auf und weiſet, was mir droht.
Wie könnt ich ungeſtraft dem Himmel widerſtreben?
Wie konnt ich dich dem Zorn der Götter übergeben?
Wahr iſt es; wo du zürnſt, daß die bekämpfte Bruſt,
Die, ſo gerührt ſie war, des Himmels Rath gewußt,
Sich ſelbſt nicht widerſtund und deine Ruhe ſtörte;
Daß ich von Liebe ſprach, und deine Flammen nährte; —
So zürneſt du mit Recht. — Dieß mehret meine Qual,
Und daß ich es gethan, gereut mich tauſendmal.
Zwar wollt ich es noch itzt, wärs nach der Götter Willen;
Doch muß ich untreu ſeyn, um ihren Zorn zu ſtillen.
Ach! Pein genug für mich, daß ich es werden muß!
Denn, glaube mir, mein Herz murrt wider meinen Schluß.
Ich fühle noch in mir die Funken jener Flammen,
Die das Geſchick verbeut, die Götter ſelbſt verdammen.
Der Untreu Name ſchreckt das ungewohnte Herz;
Und wahrlich, flieh ich dich, ſo flieh ich dich mit Schmerz!
Ja, Dido, ich will ziehn. Was würde dir es nützen?
Sollt auch ein Götterfeind auf deinem Throne ſitzen;
Den, wenn in deinem Arm ihn Ruh und Freud ergötzt,
Des Himmels Zorngericht in banges Schrecken ſetzt?
Der vor der Rache bebt, und der den Ort verfluchet,
An dem er Ruh gehofft und ſie vergebens ſuchet?

Dido.

Nun, meine Schweſter, ſieh! ſo hält er ſeine Pflicht;
Sein Herz iſt ohne Falſch und Untreu kennt er nicht.
Sieh, wie er itzo noch nur Treu im Munde führet,
Und wie ſein Meyneid ſelbſt nur von den Göttern rühret. —
Dich, Lügner, hat kein Gott, zum Lohn der Frömmigkeit,
Aus Brand und See geführt und von Gefahr befreyt;
Das Schwerdt hat mir zum Gram, den Falſchſten verſchonet,
Der in der Dardaner verlegnen Stadt gewohnet!
Verräther! Hätt ein Sturm, durch aller Winde Macht,
Den Reſt von Trojens Brand im Waſſer umgebracht;
Hätt eine Welle dich an einen Fels geſchmiſſen;
So dürft ich nichts von dir und deiner Untreu wiſſen.
Ja! fleuch nur! Es iſt Zeit. Die Schiffe ſind nunmehr
Vom Reichthum Lybiens und meinem Wohlthun ſchwer,
Und dein verſchmachtet Volk iſt ſatt von meinen Gaben.
Du haſt, was du begehrt, — dieß, Falſcher, wollteſt du haben!
Was denkeſt du daran, ob Dido ſich betrübt,
Die deiner Untreu flucht, und dich noch unwerth liebt?
Was fragt dein ſteinern Herz nach eines Weibes Thränen?
Du lacheſt, wenn ich dich mit Seufzen muß erwähnen. —
Herz, das kein Mitleid fühlt! Unbändge Tigerzucht!
Wär ich ſo hart, als du, ſo ſollte keiner Flucht
Ein Stahl ſchon Einhalt thun. Der ſollt, in meinen Händen,
Die Bosheit deiner Bruſt beſtrafen, und auch enden.
Dann würde noch mein Geiſt auf ſeiner Flucht ergötzt,
Wenn eben das Gewehr, das deine Bruſt verletzt,
Auch ihn, von Rache ſatt, von ſeinem Körper trennte;
Wenn ich auf deinen Leib noch ſterbend fallen könnte.
Wie freudig würde dann mein trübes Auge ſehn,
Wie dir der Geiſt entflöh, da dir dein Recht geſchehn!
O Anblick! wenn ſodann mit meines Blutes Strömen,
Die Ströme deines Bluts ſich zu vermiſchen kamen!

Doch, Falſcher! lebe nur und irre durch die Welt:
So lang es der Geduld der Götter noch gefällt;

Die du von deiner That zu Mitgenoſſen machſt,
Im Munde heilig nennſt, im Herzen kühn verlachſt!
Dein Schutz, ein Jupiter, iſt mehr geſchimpft, als ich,
Der ſtrafe, wo er will, und rache ſich und mich!

Anna.

Aeneas, und du fliehſt, trutz allen deinen Schwüren?

Dido.

Komm, Schweſter, denn was brauchts viel Worte zu verlieren?
Er iſt und bleibt ein Fels. Schweig nur und laß ihn gehn.
Was machen wir ihn ſtolz mit unverdientem Flehn?
Mich reuet jedes Wort, das ich zu ihm geſprochen.
Hat alle meine Pein ihm auch das Herz gebrochen?
Hat Bitten, Warnen, Drohn, Herz, das ſich ſelbſt verſtockt!
Auch einen Seufzer nur aus deiner Bruſt gelockt?

Was willſt du? ſoll ich mich noch mehr herunter laſſen?
Soll eine Königinn dein ſtolzes Knie umfaſſen?
Daß ſie mit Zittern noch zu deinen Füßen bett,
Ob dirs zu thun beliebt was deine Pflicht dich lehrt?
Komm, Anna, folge mir. Verlaß den Felſenbarten!
Was laſſen wir umſonſt im Tempel auf uns warten,
Wo die Geſandten längſt bereit zu reden ſtehn?

Aeneas.

Was thu ich? Laß ich ſie ſo zornig von mir gehn?
Ihr Götter, möcht ich nur ſie überzeugen können,
Ihr ſeyd es, die mein Herz von ihrem Herzen trennen!

Fünfter Auftritt.

Aeneas, Cloanth, Achat.

Cloanth.

Herr, weißt du, was uns droht? Und iſt dirs ſchon bekannt,
Warum Hiarbas itzt zur Königinn geſandt?

Aeneas.

Hiarbas?

Cloanth.

Ja, er will; ſie ſoll von zweyen wählen,
Ob ſie zu ſtreiten denkt; ob ihm ſich zu vermählen?
Er ſelber und ſein Heer ſind, wie man ſagt, nicht weit.
Die Tyrer eilen ſchon und rüſten ſich zum Streit.
Dein Frojer ſieht auf dich, und wünſcht, durch ſeine Waffen,
Der Stadt, die ihn beſchützt, auch wieder Ruh zu ſchaffen.

Aeneas.

O Schwur, der mich verbindt, und der zu früh geſchehn;
Ich wollte keine Nacht in dieſen Mauren ſehn!

Achat.

Herr, zwar du kenneſt ſelbſt der Dido ganzes Herze,
Du weißt, wie weit ſie geht, im Lieben und im Schmerze.
Doch glaub ich, wo ſie Ernſt in deinen Schlüſſen ſieht;
Und unſre Flotte nur von ihren Ufern flieht:
So wird vielleicht ihr Haß ſie ihr zum Beſten lenken,
Und ſie wird dir zum Trutz ihr Herz Hiarben ſchenken.

Aeneas.

So ſchreckt dich nicht der Ruf, wie auf Hiarbas Drohn,
Der Frojer feiges Haupt aus Africa geflohn;
Und Dido ſich durch nichts, als meine Flucht, gezwungen,
In den verhaßten Arm des Lybiers geſchwungen?

Weſerne ſie ja noch, wen ſie bisher gehaßt,
Aus Haſſe gegen mich, nun als Gemahl umfaße.
Doch wie? wenn ſie noch itzt auf ihrer Meynung bliebe?
Wie? wenn ſie Streit erwählt, ſtatt eines Barbars Liebe?
Und wenn ein ſchwaches Volk, zur Gegenwehr erhitzt,
Umſonſt die offne Stadt auf halben Mauern ſchützt?
Soll ich dann aus der See die Häuſer rauchen ſehen,
Die mir zum Schutz gedient, und wo nur Guts geſchehen?
Nein! untreu heißt mich zwar der Schluß des Himmels ſeyn;
Undankbar werd ich nur durch meine Schuld allein.
Wohlan denn! ich will gehn und will Carthago meiden.
Doch will ich eher nicht von dieſen Ufern ſcheiden,
Bis ich verſichert bin: Ob Dido Frieden wählt,
Und, ohne meine Schuld, dem Barbar ſich vermählt.
Ob ſich vielmehr ihr Herz, von keiner Furcht geſchrecket,
Durch ihre Waffen ſich vor ſeiner Liebe decket.
Geh! ſag es ihr, Cleanth. Ich will nicht eher ziehn,
Hiarbas müſſe denn vor meinen Waffen fliehn.
Es ſoll ihn gleiche Noth, von außen in dem Rücken,
Sowohl, als von der Stadt beſetzten Wallen drücken.
Sag auch, daß mein Aſcan ſich weiter nicht verweilt,
Und ohne Zeitverluſt nach meinen Schiffen eilt.
Ich geh und rufe ſelbſt die Meinen zu den Waffen.
O möchte mir das Glück Gelegenheit verſchaffen,
Zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht geflohen ſey;
Und daß ich dankbar bin, doch auch den Göttern treu!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Dido, Cloanth, Ascan.

Dido.

Cloanth, hier ist der Prinz. — Ascan, dein Vater eilet.
Die Stunde wird ihm lang, die er noch hier verweilet.
Noch heute will er fliehn, und ohne mich zu sehn.
So eilig muß der Schluß der Götter nun geschehn!
So viel liegt ihm daran, daß Africa erkenne,
Wie sich von meinem Strand ein Undankbarer trenne,
Der sich den Göttern nicht, geschweige mir, empfiehlt,
Sein Volk zusammen rafft und sich vom Ufer stiehlt.
Der Himmel, der ihn heißt aus meinen Mauern ziehen,
Verordnet ihm vielleicht, auch ohne Dank, zu fliehen.

Cloanth.

Undankbar ist er nicht. Sein Herze, glaube mir,
Vergißt dein Wohlthun nie, und brennt von Dankbegier.

Ascan.

Hiarbas soll es sehn; wird er sich unterfangen,
Dein Herz und deinen Thron gewaffnet zu erlangen.

Dido.

Hiarbas ist mein Freund. Wer Bund und Treue bricht,
Und mich verlassen kann; deß Hülfe brauch ich nicht.
Weit ehr will ich mein Reich, mein Herz, mein ganzes Leben
In eines Barbars Macht gezwungen übergeben;

Als einem ſtolzen Gaſt, der erſt mich hintergeht,
Das Zepter ſchuldig ſeyn, das er doch ſelbſt verſchmäht.

Aſcan.

Hiarbas iſt dein Freund, und du haſt ihn gehaſſet?

Dido.

Aeneens Beyſpiel macht, daß ich den Schluß gefaſſet.
Geh, ſag es ihm, Cleanth. Er iſt es nicht allein,
Der ſeine Schwüre bricht: auch ich kann untreu ſeyn!
Wie ſollt ich meine Bruſt mit eitler Sehnſucht kränken?
Wer mich vergeſſen kann, an den will ich nicht denken.
Er zieh, wohin er will, und ſuche ſich ein Reich;
Er bau ein Troja auf, dem erſten Troja gleich:
Die Götter ſchützen es vor dem, was jenes betroffen:
Auch mir ſteht noch ein Weg, mich bald zu tröſten, offen!
Ein Barbar liebt vielleicht mit mehrerem Beſtand;
Bey dem ſuch ich die Treu, die ich bey ihm nicht fand.

Aſcan.

Ach! Dido, zürne nicht, der Himmel heißt ihn fliehen.

Dido.

Verbindr ich ſeinen Schluß? und wehr ich ihm zu ziehen?
Was aber thu ich ihm, daß er die Stunden zählt,
Bis ihn die Stadt nicht mehr durch ihren Anblick quält?

Cleanth.

Er ſcheut ſich, deinen Schmerz durch ſein Verziehn zu nähren;
Und ſeine Gegenwart wird deinen Zorn vermehren.

Dido.

Ja, ſprich, er fürchtet ſich, und des Gewiſſens Macht,
Das bald vielleicht in ihm, durch meinen Schmerz, erwacht.
Er ſcheut ſich, mich zu ſehn; ſein Herze möcht ihn ſchlagen,
Und jeder Blick von mir ihm ſein Verbrechen ſagen.

Ich will nicht, daß er lang an dieſem Ufer hält,
Das ſeinen Undank ihm zu ſehr vor Augen ſtellt.
Nur einen Augenblick ſoll er zurücke kehren,
Und noch ein Lebe wohl aus meinem Munde hören.
Nicht, daß ich noch ſein Ohr mit Klagen quälen will;
Ich hab ihm ſchon verzihn und ſchweige willig ſtill.
Sein Ruhm beweget mich, Carthago ſoll nicht ſprechen,
Daß er ſich nicht geſchämt, ein Abſchied aufzubrechen.
Ich ſelber will mit ihm zu allen Tempeln gehn,
Um ein geruhig Meer und günſtige Winde flehn,
Und dann, verdient er gleich nicht meine Zärtlichkeiten,
Den Fuß, der mich verläßt, bis an das Schiff begleiten.
Beleidigt bin ich zwar; jedoch ich kann verzeihn,
Wenn er den Dank vergißt, ſo will ich gütig ſeyn.

Aſcan.

Ach! Dido, ich will ſtets an deine Huld gedenken.

Dido.

Nein, thu es nicht, aus Furcht des Vaters Herz zu kränken.

Aſcan.

Du irreſt, wenn du glaubſt, daß er nicht dankbar ſey.

Dido.

Vielleicht für dich allein vergißt er ſeine Treu.

Aſcan.

Kömt ich dir Böſes thun? und dir zuwider leben?

Dido.

Er meynt, ich könne dir hier keine Krone geben.

Aſcan.

Wenn meinen Vater nichts, als dieß, von hinnen treibt,
So will ich ſelber gehn und bitten, daß er bleibt.

Mein

Mein Vater lehrte mich die Kronen längſt verachten,
Die mich durch andrer Schmerz und Seufzer mächtig machten:
Und mich vergnügt ſein Glück weit mehr, als jeder Thron.

Dido.

Dein Vater iſt beglückt durch einen ſolchen Sohn.
Nein! zieh ihm nach, mein Prinz. Er wird dir dennoch ſagen,
Daß es die Götter ſind, die für dich Sorge tragen.
Sprich weiter nichts zu ihm, als daß ihn Dido liebt,
Und nur die Untreu haßt, die er an ihr verübt.

Aſcan.

Ich ſag es noch einmal: Ich flehe für ſein Herze.
Er hat dich treu geliebt und flieht zu ſeinem Schmerze.
Die Götter ſeyn dir hold und bauen ſelbſt dein Reich!

Dido.

Prinz! lebe wohl, dein Thron ſey deinem Herzen gleich!

Zweyter Auftritt.

Anna, Dido.

Dido.

Komm, Schweſter, ſieh mein Herz ſchon halb von Wuth ergriffen.
Aeneas flieht noch heut, und iſt ſchon bey den Schiffen.

Anna.

Er flieht und läßt dich hier mit deinem Feind in Streit?

Dido.

Ich mag die Hülfe nicht, die mir ein Falſcher beut.

Anna.

Du haſt itzt ſeines Arms, nicht ſeiner Treu, vonnöthen.

Dido.

Sein Beyſtand nützt mir nichts; ſein Abſchied wird mich tödten.
Verzweiflung treibt mich an, und giebt mir andern Rath.

Anna.

Was aber willſt du thun? Ich zittre vor der That.

Dido.

Kömmt Hiarbas auch bald? Die Stunden ſind mir theuer.

Anna.

Er kömmt. Was haſt du vor?

Dido.

Ich will durch Brand und Feuer
Aenean Einhalt thun. Wenn ſeine Flotte brennt,
So laß uns ſehn, ob ihn am Ufer von mir getrennt.
Aeneas kömmt hieher, wo ich mich nicht betriege.
Die Götter wiſſen es, mit welchem Zwang ich lüge;
Doch hab ich ihn bereit, Hiarbas ſey mein Freund.

Anna.

Bedenke, was du thuſt. Du ſuchſt noch einen Feind!

Dido.

Er wird es, wenn er will, und kehr auf mich die Waffen,
Die ich ihm ſelber gab, mir Schutz und Ruh zu ſchaffen!
Ich fürchte keinen Streit, ich fürchte ſeine Flucht.

Anna.

Doch wenn er dich nicht liebt, was hat dein Rath für Frucht?

Dido.

Ich will ihm wenigſtens kein Mittel übrig laſſen;
Er muß das äußerſte, mich lieben oder haſſen.

Dritter

Dritter Auftritt.

Dido, Anna, Bitias.

Anna.

Hier iſt ja Bitias, den du verlanget haſt.

Dido.

Du kömmſt zu rechter Zeit. Iſt man zum Streit gefaßt?

Bitias.

Ja, Königinn, man brennt vor Eifer, dich zu rächen,
Und auch ganz Africa wird unſern Muth nicht ſchwächen.

Dido.

Ich ſehe veller Dank die Freue dieſer Stadt,
Die Lieb und Mitleid bloß mit Volk erfüllet hat.
Freywillig habt ihr mich durchs wilde Meer begleitet,
Wohin mich meine Furcht und mein Verdruß geleitet;
Und euer Vaterland den Wüſten nachgeſetzt.

Bitias.

Du dankeſt uns für das, was wir für Glück geſchätzt.
Dein ſanftes Regiment läßt uns ein Land vergeſſen,
Wo ein verhaßter Fürſt der Bürger Gut gefreſſen.

Dido.

Itzt ſeh ich euch bereits mit Waffen in der Hand;
Nicht, weil man euer Feld und euer Gut entwandt,
Nur mich vor der Gewalt des Barbars zu beſchützen,
Der meine Liebe ſucht, auf meinem Thron zu ſitzen.

Dieß wäre zwar genug, doch eines bitt ich noch.
Ich flieh Hiarbas Bund, und ſuch ein andres Joch.
Ihr wißt, wie gütig ich Aeneen eingenommen,
Der ſchmachtend und verirrt an meinen Strand gekommen.

Ihr wiſſet, was er war: ihr ſehet, was er iſt,
Nun dankt der Falſche mir mit ungetreuer Liſt.
Ich liebt ihn unverdient, ich both ihm Herz und Krone,
Für eine ſchlechte Gunſt, für ſeine Treu, zum Lohne.
Der Falſche nahm es an, und that noch manchen Schwur,
Bis daß ich ſeine Liſt, ſchon faſt zuſpät, erfuhr.
Noch heute will er fliehn, mit meinem Gut beladen.
Doch will ich ihm noch nicht an ſeinem Leben ſchaden.
Denn dazu, leider! ach! lieb ich ihn noch zu ſehr!
Sonſt wär ich ſelbſt genug und brauchte nicht ein Heer.
Geh eilig, Bitias, nimm, wen du kannſt, zuſammen.
Verhindre ſeinen Rath, ſteck ſeine Schiff in Flammen.
Wie, Bitias, du ſchweigſt? Erſchrickt vielleicht ein Mann
Vor dem, was auch ein Weib nicht furchtſam machen kann?
Was hat es für Gefahr? Sein Volk irrt durch die Gaſſen;
Ein jeder treibt ſein Werk, um nichts zurück zu laſſen.
Ich hab ein falſch Gerüchte Aeneen beygebracht,
Das ſeine Wachſamkeit betrieget und ſicher macht.
Hat einmal nur die Gluth ſein Heſſen aufgezehret:
So weis ich, daß er ſelbſt beſchamt zurücke kehret.
Ich kenne ſein Gemüth: wär er im Lieben treu,
So wär er ohne Fehl und alles Tadels frey;
Und er wird nimmermehr ſich ohne Frucht entſchlieſſen,
Daß, wer ihm wohl gethan, ſoll ſeine Rache büſſen.
Nur eile, Bitias. Die That iſt ja ſo leicht,
Da noch kein lyriſch Heer bis vor die Mauern ſtreicht.

Bitbias.

Ja, Königinn, du ſollſt aus Dampf und Rauche ſehen,
Daß du gerächet ſeyſt, und dem Gebeth geſchehen.

Dido.

Du, meine Schweſter, geh, verdopple meine Wacht.
Nur wenn Aeneas kömmt, ſo gieb ihm nicht Verdacht.
Iſt er in meinem Garn, ſo ſoll ihn nichts befreyen;
Er ſchwüre denn, bethränt, mir ſeine Treu von neuen.

Vierter Auftritt.

Dido, Hiarbas.

Dido.

Was ſeh ich? und was will der Lybier allhier?
Du weißt ja meinen Schluß. Was ſuchſt du noch bey mir?

Hiarbas.

Ich bitte noch einmal. — Aeneas will entfliehen;
Du aber heißeſt mich mit ſtolzer Antwort ziehen?

Dido.

Aeneas will entfliehn? Wer überredt dich dieß?

Hiarbas.

Es ſagts die ganze Stadt; die Nachricht iſt gewiß.

Dido.

Nein, wiſſe, ſie iſt falſch; und hört man dieß Gerüchte,
So kömmts vielleicht von dir, und iſt nur dein Gedichte.

Hiarbas.

Ich ſehe ja ſchon ſelbſt die Segel fertig ſtehn,
Die Trojer aus der Stadt und nach dem Hafen gehn.

Dido.

Recht! Aber man geht hin, die Schiff in Brand zu ſtecken.
Bald ſoll dir Rauch und Dampf und helle Gluth entdecken,
Daß man hier nicht ein Heer von leichten Reutern ſcheut,
Und ſich die Flucht verſchließt, aus Hitze zu dem Streit.

Hiarbas.

So ringeſt du darnach, den Muth von unſern Schaaren
Und des Hiarbas Zorn in kurzem zu erfahren?

Dido.

Was liegt dir daran? Geh, sage deinem Herrn.
Was du befohlen ist. Ich weis, er hört es gern.
Er und sein räubrisch Volk lechzt schon nach unsrer Beute,
Und seine Lieb ist nur der Vorwand zu dem Streite.

Hiarbas.

Ich bin Hiarbas selbst. Der irret, der da glaubt,
Daß mich der Geiz verführt und zu den Waffen treibt.
Was braucht ich anfangs dir den Strand in Ruh zu lassen?
Warum ließ ich die Stadt durch Wall und Thurm umfassen;
Wenn, was ein flüchtig Volk mit Noth davon gebracht,
Uns einen heißen Durst nach Gold und Schätzen macht?
War es nicht alles mein? kennt ich nicht sicher rauben?
Mich hinderte kein Bund, nicht Schwur, nicht Treu und Glauben.
Doch was ihr Barbarey in unsern Sitten nennt,
Ist ein geschärfter Muth, der keine Wollust kennt.
Kein Schatz erweckt uns Neid. Wir brauchen unsre Waffen,
Nur uns zur Kost ein Wild, im Streite Recht, zu schaffen.
Und dennoch, wie du sagst, ist meine Liebesgluth
Ein Werk von meinem Geiz, ein Vorwand meiner Wuth?
Undankbare! dein Stolz, der solch ein Bündniß höhnet,
Wornach in Africa sich mancher Hof gesehnet,
Hätt einen andern längst in Zorn und Wuth gejagt.

Was ein entflohner Prinz mit weichem Munde sagt,
Heißt dir ein Götterspruch? Um den willst du mich hassen?
Ein feiger Flüchtling soll dich als Gemahl umfassen?
Denn wäre dieß ein Held: so wär er längstens schon
In Trojens Staub verharrt und nicht davon geflohn.
Ich aber hab indeß durch niederträchtig Bitten,
Da ichs durch Waffen kann, dein stolzes Herz bestritten.
Ich menge mich verstellt in meiner Diener Zahl;
Und höhnst du mich voll Stolz, so bitt ich noch einmal.
Aus Liebe muß ich Muth und Stolz in mir ertödten.

Sieh! dazu zwingst du mich; ich muß vor mir erröthen.

Du

Du aber bläſt dich auf, und ſiehſt verächtlich an,
Was ich um deine Gunſt mir für Gewalt gethan?

Dido.

Biſt du Hiarbas ſelbſt, ſo weiſt du mein Entſchließen:
Hiarbas bleibt gehaßt, und läg er mir zu Füßen.

Hiarbas.

Nein, dazu hab ich noch nicht Sitten gnug gelernt.

Dido.

Geh hin zu deinem Heer.

Hiarbas.

Es iſt nicht weit entfernt.

Dido.

Und meines auf dem Wall, das deine zu empfangen.

Hiarbas.

Wohl! ich verzieh zu lang Der Streit iſt dein Verlangen;
Du haſt ihn, wie du willſt. Dein Volk iſt ſchon bereit;
Dein Held entbrennt von Muth und hofft Gelegenheit,
Hier mit geringrer Müh ſich Ehre zu erſiegen,
Als wo die Griechen ſo, wie er, gebarniſcht kriegen.
Verriegle deine Stadt, verſchließ dich überall,
Nimm deine Hand voll Volk, beſetze Thurm und Wall!
Befiehl nur deinem Held, die Schiff in Brand zu ſtecken;
Sie möchten ihm vielleicht ſonſt Luſt zur Flucht erwecken.
Umkleid ihn ſelbſt mit Stahl, damit nicht Spieß und Schwerdt
Die weiche Haut erreicht, und halt ſein Leben werth!
Braucht Pech und Schwefelgluth und Steine, ſtatt der Waffen;
Glaub, ich will ihm und dir genug zu thun verſchaffen.
Und bald ſoll dich vielleicht dein ſchnöder Stolz gereun;
Bald wird mein ſiegend Heer auf deinen Wällen ſeyn,

Und

Und deinen Paris ſelbſt zu ſeinem Schrecken lehren:
Daß unſre Wälder auch für ihn noch Sieger nähren.
Dann wird die, ſo mich hieß verſchmaht zurücke gehn,
An meiner Liebe ſtatt, nur um ihr Leben flehn.
Und ich will minder noch, als itzo du, beweget,
Ein ſolcher Barbar ſeyn, wie ihr zu glauben pfleget.

Dido.

Warum hältſt du mich auf? Meynſt du dein bloßes Drohn
Erſchrecke meinen Muth ſtatt deines Heeres ſchon?
Sie geht ab.

Hiarbas.

Sie geht, und läßt mich ſtehn. — Ja, ich will nicht mehr dräuen.
Mein Heer ſoll in der That noch deinen Stolz zerſtreuen.

Fünfter Auftritt.

Hiarbas, Aeneas, Aſcan, Achat, Cleanth.

Aeneas.

Faßt Dido dieſen Schluß, ſo iſt Aeneas frey.

Hiarbas.

Biſt du der Trojer Haupt?

Aeneas.

Ja, es verhält ſich ſo.

Hiarbas.

So freue dich noch nicht; du möchteſt ihr Entſchließen
Und deine Freude ſonſt durch ſpäte Schmerzen büßen.
Erkenne deinen Feind, Hiarbas ſpricht mit dir.

Aeneas.

Er ruft man mich hieher, und man verhöhnt mich hier?

Hiarbas.

Hiarbas.

Kämſt du mir anderswo, als in der Stadt, entgegen,
So wollt ich deinen Trutz mit andern Mitteln legen.

Aeneas.

Du irreſt. Meyneſt du, daß außerhalb der Stadt
Aeneas gegen dich nicht auch noch Waffen hat?

Hiarbas.

Zwar Waffen allzuviel. Die Bruſt mit Stahl bedecket,
Dich hinter einen Schild, das Haupt in Erz verſtecket.
Doch wo der Muth dir fehlt, ſprecht ich die Waffen nicht.
Der Muth iſt ſchon genug, wo Stahl und Erz gebricht.

Aeneas.

Die Worte ſind umſonſt, der Muth erſcheint in Thaten.

Hiarbas.

Dir will ich ihn zum Fall auch in der That verrathen.
Beſtärke nur dein Volk, bezeige dich als Held,
Steck alle Schiff in Brand, wofern es dir gefällt:
Denn ſonſten furcht ich nichts, als daß du mir entflieheſt,
Und durch ein leichtes Holz dich meiner Rach entzieheſt.

Er geht ab.

Sechſter Auftritt.

Aeneas, Aſcan, Cloanth, Achat.

Aeneas.

Wie! Dido ruft mich her? und was erblick ich hier?
Hiarbas iſt im Schloß? Hiarbas trutzet mir?
Heißt mich die Königinn nur darum wiederkehren,
An ihres Abſchieds ſtatt des Barbars Dräun zu hören?

Cloanth.

Cloanth.

Ich selber bin erstaunt. Was aber will sein Dräun?
Dem Krieg ist sein Glück und sollt ihn noch erfreun.

Achat.

Ich zittre, Herr, um dich. Ist etwa gar kein Leben
Der Preis, der ihm erst soll Carthagens Krone geben?

Cloanth.

Achat, wenn Dido dieß ihm auferlegt hat,
So ist es hier der Ort, nicht außerhalb der Stadt.

Ascan.

Mein Vater, Dido trägt zu dir zu große Liebe;
Hiarbas ist voll Stolz, und trutzt aus eignem Triebe.
Cloanth, du hast gehört, und weißt, was Dido sprach,
Wie mancher Seufzer noch ihr Reden unterbrach.
Sie sagte noch zuletzt, sie könne dich nicht hassen,
Sie hasse nur den Schluß, durch den du sie verlassen.

Aeneas.

Ich sinne, doch umsonst, was es bedeuten soll;
Und jedes Wort von ihm macht mich verwirrungsvoll.

Ascan.

Erlaube mir einmal, mein Vater, dich zu rächen.
Ich will mit eigner Hand die stolze Brust durchstechen.
Ich frage nicht, wie er, bad ich nur meinen Feind,
Ob er nur in der Stadt, ob auf dem Feld erscheint.
Kann seiner Worte Stolz wohl anders was bedeuten,
Als daß er glaubt, du fliehst, aus Furcht mit ihm zu streiten?

Aeneas.

Geduld, mein Sohn, bezwing dein jung und wallend Blut:
Es fehlet mir an Rath, es fehlt mir nicht an Muth. —

Warum

Warum soll mich der Schluß der Königinn gereuen? —
Er sollte sich noch mehr, als ich, darüber freuen. —
Sag ich, daß Dido selbst ihn angestiftet hat? —
Er hat mich hier im Schloß, und wie sie mich aus der Stadt. —
Wer saget ihm, daß ich die Schiffe selbst verbrenne?
Warum besorget er, daß ich entfliehen könne?
Nur dieß, mein Sohn, verwirret den sorgenvollen Geist;
Und nicht ein stolzer Muth, der sich in Worten weist,
Doch, wenn man wider ihn die blanken Waffen regt,
Vor ihrem Blitz erschrickt und seine Hitze legt.

Cloanth.

Ach! hab ich auch wohl, Herr, dich in Gefahr gebracht?
Hat auch wohl Dido mir ein Blendwerk vorgemacht?

Ascan.

Sie hat dich erst geliebt, und wird dich nun nicht hassen.

Achat.

Herr, laß uns wieder gehn und diesen Ort verlassen,
Eh ein erzürntes Weib uns ein so theures Haupt
Das Streit und See uns ließ, durch List und Falschheit raubt.

Aeneas.

Nein! nein, Hiarbas soll nicht seinen Zweck erreichen. —
Wo man uns wohlgethan, sollt ich mit Undank weichen?
Ein zweifelnder Verdacht verjaget mich noch nicht.
Die Königinn will Dank, ich thu nach meiner Pflicht.

Achat.

Der Dank ist allzugroß! man will vielleicht dein Leben.

Aeneas.

Wenn mans zum Dank begehrt, so will ichs willig geben.

Achat.

Doch die Gefahr iſt groß, der Undank aber klein;
Denn was der Mund nicht ſagt, kannſt du im Herzen ſeyn.

Aeneas.

Nein, die Gefahr iſt klein bey eines Fremden Drohen,
Der Undank groß, wenn ich nur aus Verdacht geflohen.

Aſcan.

Ihr Freunde, kommt mit ihm, und ſterbt mit ihm zugleich.

Aeneas.

Was ſageſt du? mein Sohn. Nein, gehet, begebet euch
Zu meinen Schiffen hin, und ſuchet ſie zu bedecken.
Vielleicht geſchieht es nur, die Schiff in Brand zu ſtecken,
Daß Dido mich entfernt. Cloanth, Aſcan, geht hin.
Achat, begleite mich und komm zur Königinn.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dido, Aeneas, Achat.

Aeneas.

Dieß, Dido, iſt der Tag, der deine Größe weiſt.
Wahrhaftig, deine Bruſt bewohnt ein Heldengeiſt!
Der Himmel ſchafft mir noch das Glück, dich recht zu kennen.
Ich werd in aller Welt die Heldinn göttlich nennen,
Die ihre Neigungen ſelbſt aufgeopfert hat;
Dem Himmel ihre Lieb, und ihren Haß der Stadt.
Du läßeſt, was du liebſt, weil es die Götter heißen.
Du liebſt, wen du gehaßt, die Stadt aus Noth zu reißen;
Und alles, ohne daß aus deinem Angeſicht
Ein Merkmaal deines Zwangs und deiner Schmerzen bricht.
Ich ſchame mich nunmehr, daß ich noch zweifeln können,
Ob du dich ſelbſt bezwingſt, um dich von mir zu trennen.
Ich kannte dich nicht ganz: die Liebe ſah ich zwar,
Doch deine Großmuth nicht, die ihr zur Seiten war.

Dido.

Ach! mein Aeneas, wie? du kenneſt meine Liebe,
Und überredeſt dich, daß ich mich nicht betrübe?

Aeneas.

Ich kenne ja dein Herz, und weiß, es liebt mich ſehr;
Doch deine Lieb erhebt nur deine Großmuth mehr.

Dido.

Die Großmuth dienet nichts, der Liebe Reich zu ſtören:
Ein Herz, das treu iſt, pflegt nur die Gluth zu nähren.

Aeneas.

Wohin verfällſt du doch? Ich eile, Königinn,
Und habe nun erfüllt, was ich dir ſchuldig bin.

Dido.

Wie grauſam biſt du nicht? Du wirſt mich ewig meiden,
Und du beſchleunigſt noch die Zeit zu unſerm Scheiden?

Aeneas.

Ach! Dido, ſcheide nun. Mein Anblick bringt dir Pein;
Sonſt möchte deine Gluth umſonſt beſieget ſeyn.

Dido.

Sie iſt noch nie beſiegt, und herrſcht in meinem Herzen.

Aeneas.

Und doch hältſt du mich auf, und mehreſt deine Schmerzen?

Dido.

Dein Abſchied bringt mir Schmerz, nicht deine Gegenwart.
Aeneas, bilde nur die Götter nicht ſo hart!
Vielleicht verhindert noch ihr gütiges Geſchicke
Die Flucht, und meinen Tod, den ich im Geiſt erblicke.
Sie haben dich geprüft, ob du gehorſam ſeyſt,
Dich ferner Luſt berauſcht, und ihre Schlinge ſcheuſt:
Jedoch ſie werden auch auf meine Liebe ſehen,
Und deine Prüfung wird nicht mir zur Pein geſchehen.

Aeneas.

Ach, Dido, beſſe doch auf ſolche Götter nicht!
Die Hülfe, die du baſt, iſt: Weide mein Geſicht!
Komm, merke, wie der Wind, der nach dem Ufer wehet,
Das nach erwarten ſoll, die Segel aufadlähet.
Dich Zeichen nehm ich an. Der Götter feſter Schluß
Hat mir gewiß gekundt, daß er mich rufen muß.

Dido.

Dido.

Du denkſt nur an den Wind, und nicht an deine Schiffe.
Doch wie? wenn ſie indeß ein ſchneller Brand ergriffe?

Aeneas.

Und warum ſagſt du das? Zielt dieß auf eine Liſt?

Dido.

Ja, ich geſtehe dir, daß du betrogen biſt.

Aeneas.

Du hintergehſt mich und ſagſt es ohn Erröthen?

Dido.

Erröthetеſt du auch, als du, um mich zu tödten,
Mit frechem Angeſicht und kühner Stimme ſprachſt:
Ich flieh und laſſe dich! Als du die Eide brachſt,
Die Tempel und Altar gehört und du geſchworen?

Ja, glaube mir nur feſt: Die Schiffe ſind verloren!
Mein Volk irrt um ſie her, mit Fackeln in der Hand;
Von Eifer, ſo wie ich, auf deine Liſt entbrannt,
Dir durch die Gluth den Weg zur Untreu abzuſchneiden;
Und kehret mit Gewalt dich deine Schande meiden.
Die Reif iſt dir verwehrt, die deinen Meineid ſchminkt.
Komm, kehre wieder um, wo dir die Treue winkt.
Die Liſt, die ich gebraucht, rührt nicht von meinem Haſſen;
Die Liebe beut dir ſchon die Bruſt, dich zu umfaſſen.
Ich raube dir durch Liſt ein ungewiſſes Reich,
Und mache den Verluſt mit meiner Krone gleich.

Wie, Grauſamer, du ſchweigſt, und kannſt dich noch beſinnen?
Nicht Flehn, nicht Liſt, nicht Macht vermag dich zu gewinnen? —
Ich hintergieng dich nur: Hiarbas iſt mein Feind
Um deinetwegen blos. Ach, werde du ſein Freund!
Verknüpfe dich mit ihm, die Mauren zu zerbrechen,
Die dir erbauet ſind, und eilet, euch zu rächen;

Er, weil ich ihn gebakt, du, weil ich dich geliebt.
Komm, ob mein eigner Arm die kühne That vollbringt,
Durchstoß mir meine Brust! Soll ich mit meinen Händen
Den Geist, den du mir raubst, verzweifelnd von mir senden?
Wie lange wankst du noch, und was besinnst du dich?
Erwähle, was du willst; lieb oder tödte mich!

Aeneas.

Nein! nein! Verrätherinn, ich wähle nichts von beyden:
Der Himmel wählt für mich. Der wählt, ich soll dich meiden.

Dido.

Ja, flieh bis an mein Ufer: bis endlich meine Wache
Dem Kuße Schranken setzt, die Flucht zunichte mache.
Flieh, bis du wiederkehrst, und kömmst zu meinen Füßen,
Gefangen und versperrt, dich anders zu entschließen.

Zweyter Auftritt.

Dido, Anna.

Anna.

Nun, Schwester, hast du noch dieß Felsenherz erweicht?

Dido.

Mein vorgesetzter Zweck ist zwar noch nicht erreicht.
Verhärtet, taub und kalt bey meinen Zärtlichkeiten,
Hält er für einen Sieg, die Liebe zu bestreiten.
Und wenn ein reizend Wort ihm bis zur Seele dringt,
Entschließt er sich, zu fliehn. Nichts ist, das mir gelingt;
Wo nicht Gewalt und Ernst die harten Sinnen beugen,
Und den verstockten Stolz zu meinen Füßen zeugen.
Doch der mich itzund flieht, sucht mich vielleicht hernach.
Dir, Schwester, gnüge ich zu, was ich oben öfters sprach:
Wenn sich sein Sinn nicht beugt, so werd er dann gebrochen!
Ich ließ ihn willig ziehn, hätt er mir nichts versprochen.

Hätt

Hätt er, als meine Hand ihm Kron und Zepter gab,
Gefragt: Behalt ſie dir, der Himmel halt mich ab!
Doch da ers nun verſchmäht, auf meinen Thron zu ſteigen,
Und ſeinem Meineid dünkt die Götter vorzuſchützen:
So richt: Iſt es zuviel, wenn mein gerechter Schmerz,
Zur Lindrung Rache ſucht, und mein verzweifelnd Herz
Den, der durch Untreu mich bis zur Verzweiflung kränket,
Durch kühne Liſt mit ſich ins Grab zu ziehen denket?

Anna.

Ach Schweſter! Furcht und Angſt rührt den beſeelten Geiſt,
Wenn dein gepeinigt Herz mir ſeine Schlüſſe weiſt.
Du ſchlägſt allzuſehr der Neigung deiner Seelen,
Und läſſeſt dich dein Herz nach eignem Willen quälen.
Denk itzt an keine Stadt. Verachte dieſen Mann,
Der um ein eitles Reich dein Herz vertauſchen kann.

Dido.

Verachten kann ich nicht, was ich erſt hochgeſchätzet:
Sonſt tadelt ich das Herz, das er in Blut geſetzet.
Die Zeit wird mir zu lang. Komm, Schweſter, laß uns gehn,
Und ſehn, wie Schiff und Maſt in vollen Flammen ſtehn.
Dieß Schauſpiel bringt mir Luſt. Sollt ich dabey ſeyn können;
Mit Fackeln in der Hand wollt ich das Schiff verbrennen,
Das den Verräther mir aus Troja zugeführet!
Doch da mich noch die Scheu vor meinem Volke rühret:
Komm, daß ein Andrer mir die ſchöne Flamme ſpeise,
Durch die ich glücklich den und ſeinen Hochmuth kränge!

Anna.

Halt! Jemand kömmt hieher.

Dido.

Aeneas iſts vielleicht,
Den die Gefangenſchaft, mehr als mein Flehn, erreicht.

Anna.

Du irrst, er ist es nicht.

Dido.

Wie? Bitias voll Schrecken!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Bitias.

Dido.

Heißt dieses, Bitias, die Schiff in Flammen stecken?

Bitias.

Wir wollten es zwar thun. Es fehlte nicht an Muth,
Der Flotte drauete schon die unaufhörte Gluth,
Und zehrte manches Schiff: Doch uns verließ das Glücke.
Die Freier stunden fest und trieben uns zurücke.
Aeneas ist entflohn, und hat sich durch die Wacht,
Durch Hülfe seiner Volks und Schwerdtes, Platz gemacht.
Ein Theil von seinem Heer, das ihm entgegen kommen,
Hat ihn aus deinem Schloß zu reißen unternommen.
Mit Freyern hab ich noch dein Thor erfüllt gesehn,
Da ich zu sagen kam, was unter uns geschehn.
Ihr ziehen sie hinweg. Dein Volk ist ganz zerstreuet,
Und keine Hoffnung da, daß man den Streit verneuet.
Ich schäme mich vor dir, doch was ich sagen kann
Ist, daß ich wenigstens nach meiner Pflicht gethan.

Dido.

Nach deiner Pflicht gethan, wenn du davon geflohen?
Sieg oder stirb! Was hilfst mir Schwerdt und Flammen drohen,
Wenn man den Rücken kehrt? Sagt ich dir etwa nicht:
Steck seine Schiff in Brand! Ist Fliehen deine Pflicht?

Feig

Feig und verzagtes Volk! Ein Flüchtling kann euch ſchrecken?
Und eure Königinn laßt ihr in Schande ſtecken?
Man mag Aeneas gehn, daß er der Erde faßt.
Wie Dido trage ſey, und ihre Stadt verzagt!
Warum nahm ich nicht ſelbſt die Fackel in die Hände,
Und brachte Rauch und Glut an jedes Schiffes Wande?
Wenn man ſo wenig kann auf einen Diener traun,
Und wenn ein Weib nicht darf auf Männerherzen baun.
Entweihe, Barkas! Barmeide mein Geſichte.
Geh in die Einſamkeit. Verbirg dich vor dem Lichte,
Und fleuch vor aller Welt, die deine Schande weiß:
Denn du gichſt meinen Ruhm dem ſagen Freyer Preis.

Barkas.

Was kann ich aber thun, wenn ihn der Himmel ſchützt?

Dido.

Nur eure Trägheit iſt die Gottheit, die ihn ſchützt.

Barkas.

Ich geh. Hiarbas Volk ſoll heute von mir ſehn,
Ob, was ich hier gethan, aus Furchtſamkeit geſchehn.

Vierter Auftritt.

Dido, Anna.

Dido.

Aeneas triumphirt! Ein günſtiges Geſchicke
Giebt ſeinem Schwerdte Ehre, und ſeiner Untreu Glücke.
Verlaſſen, ohne Rath, verzweifelnd ſteh ich nun.
Ich fluche ſeinem Haupt und kann ihm ſelbſt nichts thun;
Wo nicht mein Schatten ſich der Hellen einſt entreißet,
Und ihn durch tauſend Qual lehrt, was ein Meineid heißet;
Und Pluto mir vergönnt, daß ihr, ſo Erd und Pfade
An dem Eidbruch trach, der Hellen Thor durchbricht,

Und andrer Untreu straft. Ach Schwester! ich erschrecke.
O Anblick! siehst du nichts dort in des Zimmers Ecke?

Anna.

Was siehst du? fasse dich. Trau nicht auf dein Gesicht.
Denn deine Furcht allein betriegt der Augen Licht.

Dido.

Nein, nein! Ich sehe selbst den mir bekannten Schatten!
Ich sehe die Gestalt des sonst geliebten Gatten!
Ich sehe seinen Mund, und sein so schönes Haar!
Ich sehe seine Stirn, und dieses Augenpaar!
Ich seh die Wunde noch, die ihn von mir getrennet!

Anna.

So glaubst du, daß er dir so wenig Ruhe gönnet?

Dido.

Du kömmst und bringst mir Trost, der meine Schmerzen hemmt;
Du seyst ein Schreckenbild, das mich zu quälen kömmt. —
So macht dein Anblick mir ein süßes Angedenken.
Prinz, Liebster, Held, Gemahl, laß dich mein Bitten lenken!
Sprich: Warum öffnet sich der Hölle tiefer Schooß?
Warum reißt sich dein Geist aus ihren Klüften los?
Irrt noch um Lethens Strand dein ungerochner Schatten?
Und seufzt nach derer Blut, die dich ermordet hatten?
Reizt dich die Eifersucht, daß ich aus tollem Rath,
Was ich für dich gethan, auch für Aeneen that?
Wie? oder soll ich auch die Hand Hiarben geben?
Soll mit den Lybiern Carthago ruhig leben? —
Sprich, Liebster, und befiehl! — Er schweigt, er fliehet mich!
Sein Schatten eilt davon. — Wohl, ich verstehe dich.
Dein Schweigen sagt genug. — was darf ich weiter fragen?
Das andre wirst du mir schon bey den Todten sagen.

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ein Hauptmann.

Der Hauptmann.

O Königinn, ein Staub ſteigt ſchon von weiten auf.
Man ſpürt des Heers Getümmel und hört der Roſſe Lauf.
Das Volk verſammlet ſich und eilet nach den Wällen,
Und will den Lybiern ſich kühn entgegen ſtellen.
Soll dein getreues Volk auf deinen Mauern ſtehn?
Soll ihr getreuer Fuß den Feind entgegen gehn?
Befiehl und denke nicht, daß unſer Muth verſiegen,
Weil Himmel oder Glück uns einen Sieg entzogen;
Der mit der Waffe Blut die Hände ſonſt befleckt,
Die wir oft gegen ſie umarmend ausgeſtreckt.

Dido.

Begieb dich nur zurück: du ſollſt ihren Antwort wiſſen.

Sechſter Auftritt.

Dido, Anna.

Dido.

Mein Schmerz hat allen Muth aus meiner Bruſt geriſſen.
O Schweſter, gieb du Rath, und ſprich: was ſoll ich thun?

Anna.

Nun, Schweſter, ſtärke dich, laß deine Schmerzen ruhn,
Und rufe deinen Muth zurück in deine Seele!

Dido.

Mein Muth macht leider nur, daß ich mich ärger quäle.

Anna.

Anna.

Auch der Verliebten Schmerz wird durch den Muth besiegt.

Dido.

Meinst du, die Liebe macht, daß hier mein Muth erliegt?
Meinst du, mich reizen noch Lenoens Geist und Glieder? —
Verhängniß, gieb mir ihn, nur mich zu rächen, wieder!

Anna.

Vergiß den eitlen Trieb der tollen Rachbegier;
Ihm schaden kannst du nicht, du rächest dich an dir.
Die Rache, die ein Mensch in seinem Busen brütet,
Wird nur zu lauter Qual, die auf ihn selber wüthet.

Dido.

Nachdem er mich beschimpft, soll ich noch ruhig seyn?

Anna.

Dergleichen Schande rächt Verachtung nur allein.

Dido.

Es ist zu spät! — Wer glaubt, daß ich ihn nun verachte,
Wenn ich zuvor gezeigt, wie sehr ich nach ihm schmachte?

Anna.

Was willst du aber thun? Er ist von dir entfernt.

Dido.

Dahin gehn, wo er mich, als nahe, fürchten lernt.

Anna.

Du willst mit deinem Volk Carthago fliehn?

Dido.

Nein, sterben!
Und seines Meyneids Frucht durch seine Qual verderben.

Anna.

Anna.

Wer wird die Todten scheun?

Dido.

Er! — wenn er täglich sieht,
Wie ihm mein Schatten folgt, wohin er vor mir zieht.

Anna.

Ach! wer erweckt in dir dieß rasende Beginnen?

Dido.

Es herrsche, was da will, in den betäubten Sinnen:
Es führe hier [illegible] meinen [illegible];
Es sey der [illegible], der mich von hinnen reißt,
Der Furien [illegible], die mich in Schatten winken;
Es heiße mich ein [illegible] in [illegible] sinken.
Den die Vernunft bedacht, und meine Brust gefaßt:
So steht mein Vorsatz fest. Ich lebe mir zur Last.
Aeneas spottet mein, gesichert in den Wellen.
Hierbey darf ich kaum mein Volk entgegen stellen.
Schäuß ist erzürnt; sein Schatten quälet mich.
Mein Kummer ruft mir zu und spricht: Erlöse dich! —
Ich aber [illegible]? — Mein Glück hat mich verlassen,
Und der zerstreute Geist vermag sich kaum zu fassen.
Ich sollte todt und kalt an Lebens Ufern seyn, —
Und sehe lebend noch des Lichtes verhaßten Schein?
Ich streite noch um das, was ich schon längst beschlossen? —
O hätte dieser Dolch Aeneens Blut vergossen.
Und des Betrügers Herz, ist alt, wie er gesellt!
Drum führet ich ihn bey mir, und dieß hab ich gewollt.
Doch schlittrig, träg und faul hab ich zu sehr geschonet;
Mein Schimpf ist unbestraft, sein Meyneid unbelohnet.

Wohl, ich ach ihm voran! Doch schwör ich, daß mein Geist
Nicht ob sich in der Schaar beglückter Seelen weist,
Bis des Verräthers Brust, wenn ihn mein Schatten quälet,
Ein kühner Stoß, wie mich, von eigner Hand entseelet.

Ihr

Der Bürger, schickt ihm nach, verfolgt ihn durch das Meer,
Schlagt in Italien sein Volk durch euer Heer!
Der Kinder, geht vereint, verfolgt der Väter Schande,
Schlagt, was sich von ihm nennt, in seinem eignen Lande!
Damit er sich nicht rühmt, daß er in eurer Stadt,
Und unter eurem Dach euch überwunden hat.
Wolan . . . .

Anna.

Was hast du vor? was soll der Dolch?

Dido.

Mich tödten?
Ich? laß mir diesen Stahl. Ich hab ihn höchst vermöchen.
Mißkenne meiner Brust dieß werthe Werkzeug nicht,
Das diesmal mir allein erwünschten Trost verspricht.

Anna.

Ist dieß allein der Trost für einer Heldinn Seele?

Dido.

Ich weis nicht; dieß weiß ich, daß ich mich tödtlich quäle.

Anna.

Ach! Schwester, lebe doch, und trotze deiner Pein!

Dido.

Soll ich nach langem Ruhm des Schimpfes Opfer seyn?

Anna.

Ein Weib, das unternahm, was sich kein Mann erkühnet,
Das uns durchs weite Meer zur Eroberinn gedienet,
Das, wo sich auch kein Schiff zu landen sonst getraut,
Auf wilder Barbarn Strand, uns eine Stadt erbaut:
Das noch verschmähet Schimpf? — O daß von solcher Ehre,
Die du erjagt hast, mein Leben fruchtbar wäre!
Du fürchtest, nach dem Schimpf wenn jemand mich verrieth,
Als wenn ein niedrig Glück mein Volk im Streit besiegt?

Dido.

Dido.

Ach! leider, Schimpf genug! Wer hieß mich, es zu wagen,
Und meine Liebe ſelbſt dem Falſchen anzutrauen?
Warum bab ich getraut? Die Schiffe ſtunden da,
Die ich noch jeden Tag zum Aufbruch rüſten ſah.
Warum bab ich ihm ſelbſt ſo liebreich zugeſprochen,
Da ſein verhärtet Herz ſchon Eid und Pflicht gebrochen?
Warum bab ich zuletzt auf manche Liſt gedacht,
Der er entgangen iſt, und die er nun verlacht?
Ich ſchände meinen Ruhm durch ungezähmt Verlangen,
Und ſchimpfe mein Geſchlecht, da ich ihm nachgegangen.
Auf! zieh mir meinen Dolch; denn rührte dich mein Schmerz,
So ſtießeſt du ihn ſelbſt in mein gepeinigt Herz.

Anna.

Wo aber bleibt dein Volk?

Dido.

Wer ſonſt verzagt geſtritten,
Mag nun auch immerhin um Fried und Knechtſchaft bitten.
Die Stadt iſt nicht mehr mein, die vor den Freiern flieht,
Und mich nicht rächen will, wenn ſie mich zürnen ſieht.

Anna.

Haſt du die Königinn, die ihre Bürger liebet?
Iſt es Verrätherey, die ſie an dir verübet?
Ein Weichen, welches theils vom Fall des Glückes rührt;
Ein Streit, wo man den Wirth auf ſeinen Gaſt geführt;
Ein Kämpfen, wo kein Mann gewußt, mit welchem Rechte
Er wider den, den er noch heut umarmet, fechte,
Erfüllet dich mit Zorn, was man davon geflehn?
Du darfſt nun ungeſcheut die Stadt zu laſſen drohn,
Die vormals deine Flucht aus Liebe nur begleitet,
Und itzt für dich allein mit ſo viel Barbarn ſtreitet?

Was

Was hat dem Lybier die Waffen angelegt?
Was hat ſein ganzes Heer auf dieſe Stadt erregt?
Dein Schluß! Wir preiſen ihn, und wollen dich beſchützen.
Doch wenn du von uns gehſt; was wird ihr Streiten nützen?
Ich will, daß dieſer Stahl eh meine Bruſt durchſticht,
Eh du ihn haben ſollſt. Dich ſterben laß ich nicht.

Dido.

Wohl' Schweſter, du haſt recht. Nein, nein, ich will nicht ſterben:
Ich will erſt meiner Stadt erwünſchte Ruh erwerben.
Mir fällt ein Anſchlag bey, der mir unfehlbar glückt.
Send an den Lybier, daß er Geſandte ſchickt.
Berufe meinen Rath. Mein Volk kann ruhig leben,
Und ich Hiarben doch nicht Hand und Krone geben.

Anna.

Du ſchickeſt mich hinweg und tödteſt dich vielleicht?

Dido.

Verlaß dich auf mein Wort. Eh ich den Zweck erreicht,
Carthagen, wie ich ſoll, den Frieden zu erwerben;
Will ich nicht ruhig ſeyn, und Dido ſoll nicht ſterben.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dido, Barce.

Dido.

Ach! Wohin meyneſt du, daß mich der Gram verleite?
Warum verfolgſt du mich und bleibſt mir ſtets zur Seite?
Ach! Barce! durch dieß Schloß, durch jegliches Gemach
Jagſt du mit treuer Angſt und bangem Wachen nach,
Und ſuchſt mir dieſen Reſt vom flüchtigen Aeneen,
Dieß Schwerdt, das er geführt, aus meiner Hand zu drehen.
Ihr Zimmer! die ihr ihn mit Luſt bewirthet habt,
Die ihr uns täglich ſahet und mich mit ihm umgabt,
Und die ich in der Noth, die meine Seele drücket,
Jzt mir zum Troſt beſucht, und mir zur Qual erblicket!
Mein ungewiſſer Schritt, den Qual und Angſt verwirrt,
Hat euren wüſten Raum nicht ohne Frucht durchirrt.
Ihr habt mir dieſes Schwerdt, das ihm die Eil verſtecket,
Dieß Schwerdt, das er vergaß, als einen Schatz, entdecket.
Dieß ſoll mir ein Geſchenk, ein Gegenaaſt der Pein,
Ein Mittel meiner Ruh und meines Friedens ſeyn.

Barce.

Ach, Dido! ſoll ich ſtets die Hand bewaffnet wiſſen,
Von der wir deinen Tod mit Zittern fürchten müſſen,
Die wider deine Bruſt ſchon einmal ſich empört,
Die deine Wuth regiert, und du auf dich gekehrt?
Wo dich im Herzen noch Sichäens Name rühret,
Den meine Bruſt geſäugt, den ich dir zugeführet;

Bey deinem würdigſten unſterblichen Gemahl,
Beſchwör ich deinen Geiſt: Entferne dieſen Stahl!
Entferne von der Hand dieß Werkzeug, das wir ſcheuen!
Hör auf, in deinem Fall uns unſern Fall zu dräuen!
Sollt ich, der auf der Welt ſchon vieles Leid geſchaun,
Dein Auge noch verlöſcht und zugeſchloſſen ſehn?
Dein Blut, das du verſpritzt, von deiner Leiche ſpühlen?
Und deiner Bahre Schmerz in meinem Alter fühlen?
Vergebens hätt ich dann, da dein Gemahl erblaßt,
Den Troſt an dir geſucht, und nicht dieß Licht gehaßt;
Vergebens hätte mich dieß Ehrenmaal vergnüget,
In dem ſein werther Reſt an dieſen Ufern lieget;
Vergebens legt ich ſelbſt in dieſer Barbarey
Dein ehrenvoll Gebein zu ſeiner Aſche bey:
Gewißlich würd ich bald, wenn du dich uns entriſſen,
Sein Grab von wilder Hand zerſtört erblicken müſſen.
Ihr wäret ohne Ruh, und ſein und dein Gebein
Würd an das Licht gebracht, entweiht, verſpottet ſeyn.

Dido.

Getreſt' Sichäus bleibt in ſichrer Ruh begraben.
Ich habe dir geſagt: Die Stadt ſoll Frieden haben.

Barce.

Dies Wort vergnügt mich nicht. Es macht mich ſorgenvoll.
O Friede, den vielleicht dein Blut erkaufen ſoll!
Durch ſüßer Worte Troſt, durch ſchmeichelnde Verſprechen,
Seh ich ſchon deines Raths beglaubte Zeichen brechen.
Ich, die durch lange Zeit von deiner Kindheit an,
In dein eröffnet Herz ſo manchen Blick gethan:
Ich, die ich deine Ruh, und deine Schmerzen kenne,
Und aus den Augen ſeh, was in dem Herzen brenne;
Ich fürchte dieſer Ruh betrügriſchen Schein.
Gewiß mischt dir der Schmerz dieß Friedensmittel ein!
Verzweiflung treibt dich an, dich ſelber zu verderben,
Und Hoffnung ſchmeichelt dir, nicht ohne Frucht zu ſterben.

Doch glaube nur, du bringſt auf Bürger, Häuſer, Wall,
Erſt ungewiſſe Ruh, und dann gewiſſen Fall.

Statt aller, die gebückt vor deinem Zepter ſtehen,
Nach deinem Rathe ſehn, nach deinem Schutze flehen;
Statt aller, die du führſt, und liebeſt, höre mich!

Gewähr uns Krieg und Tod, für Frieden ohne dich!
Gewahr uns alles das, wovor wir Weiber zittern;
Der Krieger Feldgeſchrey, die Furcht von bangen Müttern,
Der Waffen grauſen Klang, erbunter Arme Wuth,
Zerſchlagner Mauern Fall, erwürgter Menſchen Blut;
Was auf den Wällen Graun, in Häuſern Schrecyn erwecket,
Was allen ſchrecklich iſt und dich am mindſten ſchrecket!
Aus allem, was uns dräut, wähl uns die kleinſte Noth,
Wähl unſern Untergang, und meide deinen Tod!

Dido.

Wie aber? weißt du ſchon, ob ich zum düſtern Grabe,
Aus friedlicher Begier, mich ſelbſt verdammet habe;
Daß du mit eitler Furcht auf falſche Zeichen trauſt,
Und Ungewiſſes ſtets auf Ungewiſſes bauſt?
Für, als ein Schatten ſchon? mit Stürmen in mich wüthest?
Und mir der Einſamkeit gewünſchten Troſt verbuthest?
Die Feinde ſelbſt, mein Rath, mein Volk, die Schweſter, du,
Ihr alle ſollt zugleich die Mittel meiner Ruh,
Die Mittel meines Troſts und meiner Rache hören,
Die meine Bruſt beſchließt, und niemand ſoll verwehren.
Ja, ja, der kühne Schluß bleibt ungeſtört und feſt,
Der alles, was ich will, auf einmal beſiegen läßt.
Die Seele wankt nicht mehr mit ungewiſſem Willen,
Ein Geiſt ſieht ſeinen Zweck, und eilt, ihn zu erfüllen.
Der Schmerzen wilder Sturm, der Thränen milder Lauf,
Laß, Liebe, Mitleyd, Wuth und alles höret auf.
Die Stille meines Geiſts bezeuget meinem Herzen,
Laß mich Vernunft regiert, nicht Unruh oder Schmerzen.

Ihr Mauern, ihr mein Werk, die ihr die Stadt umfaßt,
Und mich nicht unbekannt zur Hölle treten laßt!
Ihr Thaten rühmlicher und nicht gemeiner Seelen!
Ich will ein würdig Werk zu meinen Werken zählen.
Und du, mir werthes Schwerdt, du überbliebnes Pfand
Der sonst geliebtesten itzt ungetreusten Hand,
Du Werkzeug, das mir dient, das ich nicht von mir lasse,
Ich weis, warum ich dich mit meinen Händen fasse.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Bitias.

Bitias.

Der Himmel, Königinn, hat unsern Wunsch gehört.
Da du den Frieden liebst, hat er uns Krieg gewährt,
Damit dein Mistraun uns nicht in die Knechtschaft reiße,
Und nicht Aeneens Flucht uns ewig büßen heiße.
Der Schwarm aus Lybien, der sich der Stadt genaht,
Sah, wie ich unbewehrt aus unsern Thoren trat,
Wie ich, der seinen Arm mit Pfeilen schmücken sollte,
Ein Reis von Palmen trug, und schmählich Friede wollte.
Doch nichts von allem dem hielt einen Augenblick
Ihr wütend Feldgeschrey und ihren Arm zurück.
Mit Pfeilen hat man mich bis in die Stadt begleitet.
Dem Himmel sey gedankt! man stürmt und alles streitet.

Dido.

Tag, der was sonst kein Mensch durchs ganze Leben sieht,
Unzählig viele Qual in eine Stunde zieht,
Der Leid mit Leide flicht, und Schmerz durch Schmerz verstärket,
Und jeden Augenblick durch meine Pein bemerket!
Verhaßter finstrer Tag! was hat dich aufgebracht?
Was ist, das dich mir feind und widerspänstig macht?

Ihr Himmel! wenn kein Stern der Tage Schickſal lenket,
Der Menſchen Pein beſtimmt der Stunden Glück umſchränket.
Warum verſammlet ſich der Schmerz auf eine Zeit?
Was hat ein Tag an ſich, das ihn zum Unglück weiht?
Daß über manches Jahr, das glücklich weggeeilet,
Nicht dieſes Jammers Laſt mit gleichem Maaß vertheilet?
Verſchmähter Wünſche Schmerz, verlaßner Liebe Gram,
Des Meeres feſte Flucht, mislungner Ränke Scham,
Der Seelen unrer Kampf, damit ich mich ermüde,
Der mir entriſſne Tod, der mir verſagte Friede,
So viel verlorne Müh, ſo viel erlittne Qual,
Und was aus allem folgt, bedrangt mich auf einmal.
Was bleibt mir noch zurück, und was muß ich nicht wiſſen?
Das letzte meines Glücks iſt nun dahin geriſſen.
Denn ich bin nicht mehr die, die ihre Stadt beglückt,
Ich ſelbſt bin ohne Troſt, und ſie durch Krieg gedrückt.

Bitias.

Erlaube, daß dein Volk nicht ſo, wie du gedenket,
Und einmal ſeinen Wunſch nicht nach dem deinen lenket.
Der Krieg beſchwert uns nicht, er hebt uns aus der Schmach.
Ach, Königinn, gieb einſt dem kühnen Bitten nach!
Laß den verlornen Ruhm uns wiederum erkriegen!
Aeneas ſah uns fliehn, Hiarbas ſeh uns ſiegen!
Damit die Welt in uns den alten Muth erkennt,
Und Eine Stunde nur mit Recht uns träge nennt.

Dido.

Ich, deren bittrer Hauch auf der vergällten Erde
Nicht werth iſt, daß um mich noch Blut vergoſſen werde;
Ich, deren Herz erſtarrt, und deren Geiſt entflieht;
Ich, deren Auge ſchon der Höllen Klüfte ſieht:
Ich ſoll, mich vor Gewalt und Unrecht zu erwehren,
Noch Menſchen fallen ſehn, und Mauern ſtürzen hören?

Damit nur, wenn der Feind mit Leichen mich umringt,
Der Tod zu allerletzt in meine Glieder dringt;
Und daß mich noch die Stadt in ihren Schutt begrabe,
Die ich der Ewigkeit zum Schmuck erbauet habe?
Nein! nein! ich brauche nicht, daß man mein Leben schützt;
Und fruchtlos iſt das Blut, das man um mich verſpritzt!
Mein Bürger wünſcht für mich vergebens zu erkalten;
Die Stadt wird nur geſchwächt, ich aber nicht erhalten.
Doch kriegen muß ich nun, weil ich es erſt begehrt;
Den Streit hab ich gewünſcht, der Streit iſt mir gewährt.
Kein Palmzweig ſtillet nun der Feinde ſtolzen Haufen,
Ich bitt um Fried und Ruh, und kann ſie nicht erkaufen.
Wie aber? bin denn ich nicht ſelbſt in meiner Hand?
Iſt aller Schwerdter Wuth nicht bloß auf mich gewandt?
Hiarbas ſuchet mich, mich wünſcht er zu umfaſſen:
Wohlan! wenn ich entflohn, wird er die Meinen laſſen.
Laß ſehen, ob er wahr, ob falſch geredet hat?
Laß ſehn, was er begehrt, mich oder meine Stadt?

Er ſpare Krieg und Sturm den ihm geliebten Thürmen;
Wer mich erſtürmen will, der mag die Hölle ſtürmen!
Ich fliehe. Doch vielleicht iſt drum der Krieg nicht ſtill.
Er ſoll geſtillet ſeyn, weil ich ihn ſtillen will.
Ihr Feinde meiner Ruh, ihr Henker meiner Seelen!
Hiarbas, der mich liebt, mich und mein Volk zu quälen!
Aeneas, der mich flieht, deß Augen mich verſchmähn!
Bald will ich wider euch mit andern Waffen gehn.

Sie geht ab.

Bitias.

Was thut ſie?

Barce.

Sie ſoll nicht aus meinen Augen fliehen.

Sie folget ihr.

Dritter

Dritter Auftritt.

Anna, Bitias.

Anna.

Der Himmel, der uns liebt, hat uns noch Rath verliehen.
Aeneas, der uns liebt, hat erſt noch Blut verſprizt,
Und vor Hiarbens Wuth auf ewig uns geſchützt;
Und müßig ſah das Volk auf unbeſtürmten Wällen
Ein fern geglaubtes Heer ſein Schrecken niederfällen.

Bitias.

So iſt der Streit verſäumt? und aller Sturm vorbey?
Und nichts für mich zurück?

Anna.

Was hör ich? Ein Geſchrey!
Was geht im Zimmer vor?

Bitias.

Es iſt in dem Gemache,
Wo unſre Fürſtinn iſt.

Anna.

Der Himmel ſeh und wache!

Bitias.

Das Zimmer thut ſich auf.

Vierter Auftritt.

Anna, Bitias, Dido, Barce.

Anna.

O Leid! o Jammerſtand!
Hier ſitzt ſie halberblaßt, das Schwerdt ſinkt aus der Hand.

Barce.

Ach! war denn keine Kraft in meinen ſchwachen Händen,
Den abgezielten Stoß von ihrer Bruſt zu wenden?

Bitias.

Eilt doch, ihr beyzuſtehn, weil ſich ihr Hauch noch rühret.

Dido.

Die Hülf iſt nun zu ſpät: der Stich iſt wohl geführet. —
Aeneas, fürchte dich! erzittre, falſche Seele! —
Ich ſtieß in meine Bruſt, doch nur, daß ich dich quäle —
Verräther! . . .

Anna.

Sie iſt hin, ihr ſtirbt das matte Wort.
Der Geiſt entreißt ſich ihr und eilt mit Seufzen fort,
Das große Herz iſt kalt, das nie mit Furcht gerungen:
Durch ſeine Neigungen iſt es allein bezwungen.

Die

Trojanerinnen,

ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Hekuba, gefangene Königinn von Troja.

Andromacha, Witwe des Hektor, eines trojaniſchen Prinzen und Sohnes der Hekuba.

Caſſandra, Tochter der Hekuba, welche vom Apollo die Gabe zu weiſſagen erhalten.

Polyxena, Tochter der Hekuba.

Aſtyanax, ein Knabe, der Andromacha Sohn.

Agamemnon, König von Argos, und oberſter Feldherr der Griechen.

Ulyß, Fürſt von Ithaka.

Pyrrhus, Prinz aus Theſſalien, Achillens Sohn.

Talthybius, Agamemnons Vertrauter.

Lichas, ein trojaniſcher Gefangener.

Ein griechiſcher Soldat.

Der Schauplatz iſt auf dem Platze der zerſtörten königlichen Burg in Troja.

Vorbericht.

Gegenwärtiges Trauerſpiel gehört unter die allererſten und auch faſt unter die letzten theatraliſchen Arbeiten des Verfaſſers. Er las in ſeinen Schuljahren den Euripides; er verſtand ihn, und empfand ſeine Schönheiten. Ihm nachzuahmen, verfertigte er in ſeinem achtzehenten Jahre eine Hekuba, die er auch mit einigen Schulfreunden in den Faſtnachtsferien 1737, aufführte. Noch ehe er die Schule verließ, welches zwey Jahre hernach geſchah, hatte er ſchon Kritik und Strenge genug gegen ſich ſelbſt, um es zu fühlen, daß die Verſification dieſes Stücks zu ſchwach und zu eilfertig war, und daß es auch im Innerlichen ſeine groſſen Mängel hatte, und er caſſirte es. Auf dieſe ihm rühmliche Entſchloſſenheit zielt die Nachricht von einem geretteten deutſchen Heldengedichte, und der beygefügten Ode, die ſich in einem der erſten Stücke der **Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes** befinden, und deren Verfaſſer Herr Profeſſor **Käſtner** iſt.

Er ſelbſt redet von dieſem erſten Verſuche und den nachmaligen Verbeſſerungen in der Vorrede, die er 1747 ſeinen theatraliſchen Werken vorgeſetzt hat:

„Das

„Das Trauerſpiel, die Trojanerinnen iſt vor unge-
„fähr zehn Jahren mein erſter Verſuch im Trauerſpiele ge-
„weſen. Die Einrichtung dieſes Stücks war beynahe die-
„ſelbe, wie ſie anitzo iſt. Unterdeſſen ſind gewiß nicht zehn
„Verſe mehr von denenjenigen übrig, woraus es anfangs
„beſtanden. Ich hatte nicht allein beſchloſſen, dieſes Trauer-
„ſpiel ganz zu unterdrücken, ſondern auch dieſen Vorſatz
„ſchon ausgeführt, als mir eine Abſchrift davon in die Hände
„fiel, die ein guter Freund ohne mein Wiſſen aufbehalten
„hatte. Ich hatte die Schwachheit, zu glauben, daß es
„verbeſſert werden könnte, und ich ward für dieſe Schwach-
„heit geſtraft, indem ich die Mühe hatte, das ganze Stück
„umzuarbeiten, da der Anfang einmal gemacht war. Die-
„ſes war nicht genug. Da ich es von neuem betrachtete,
„ſo fand ich, daß, wie es gemeiniglich mit Arbeiten geht,
„die in der erſten Anlage nicht mit genugſamem Fleiße ge-
„macht ſind, die Verbeſſerung wieder einer neuen Verbeſ-
„ſerung bedurfte. Und ob ich gleich auch dieſe Verbeſſe-
„rung daran gewandt, ſo fürchte ich doch, daß noch immer
„Flecken übrig geblieben ſeyn werden, und daß ſich beſon-
„ders immer noch Redensarten darinnen erhalten haben moch-
„möchten, die der Würde des Trauerſpiels nicht gemäß
„ſind, und davon doch eine einzige genug iſt, die Empfin-
„dungen der Zuſchauer, welche man durch die Abbildung
„edler Leidenſchaften zu erwecken geſucht, wieder zu unter-
„drücken.„

Die erſte Umarbeitung, von der er hier redet, und bey welcher erſt das Stück den Namen der Trojanerinnen erhielt, geſchah 1742. Er dachte es damals nebſt andern zum Theil ſchon erwähnten Stücken, in einer eigenen Sammlung heraus zu geben.

Seine Abreiſe nach Dänemark unterbrach dieſes Vorhaben, und das gegenwartige Trauerſpiel gewann dabey.

Er

Er machte 1745 so viele neue Verbesserungen darinn, daß sie für eine zweyte Umarbeitung gelten können; denn da hatte er im Sinne, es in die Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes einzurücken. Dieser Umstand verschaffte ihm den Vortheil, gemeinschaftliche Kritiken von den Verfassern derselben Monatschrift zu erhalten, die er sich durch nochmals wiederholte Ausbesserungen wohl zu Nutze machte. Doch auch dieses Vorhaben unterblieb, und die Trojanerinnen sind erst 1747, in den theatralischen Werken gedruckt worden. Hätte der Verfasser eine neue Auflage dieser Werke veranstalten, oder auch nur den ersten Druck selbst besorgen können, so würde ganz gewiß, wie er auch in der angeführten Stelle selbst zu erkennen giebt, sein Fleiß in den Ausbesserungen noch weiter gegangen seyn. Einige Lesarten aus der Handschrift von 1742, die man hier unter dem Texte findet, werden zeigen, daß nicht alle Veränderungen den Kritiken, die über diese Handschrift gemacht worden, völlige Genüge thun, und daß sie nicht immer die ersten Lesarten in allen Betrachtungen übertreffen.

Der Stoff des gegenwärtigen Trauerspiels ist in zweyen griechischen und einem römischen enthalten, den Trojanerinnen und der Hekuba des Euripides, und den Trojanerinnen, die man dem Seneca zuzueignen pflegt.

Euripides machte sich so wenig Bedenken, die Historie, oder vielmehr die gemeine Sage, nach seinen Absichten zu gebrauchen und umzubilden, daß er dieselbe Sache an ganz verschiednen Orten und mit ganz verschiednen Umständen geschehen läßt. Polyxena wird in den Trojanerinnen bey den Ruinen von Troja und auf dem eigentlichen Grabe des Achill getödtet, dessen Geist sie deswegen vor allen andern begehrt haben soll, weil sie ihm ehemals in einem Stillestande zwischen den Trojanern und Griechen

zur

zur Gemahlinn bestimmt gewesen war. In der Hekuba geschieht das Opfer auf der Rückreise der Griechen bey einem Denkmaale, das sie diesem Helden im thracischen Chersones errichtet hatten. In der einen Tragödie begleitet diesen schrecklichen Verlust für die Hekuba die Verstümmelung ihres Enkels Astyanax, und in dem andern die verrätherische Ermordung ihres einzigen überbliebnen Sohns des Polidor.

Die vornehmste Aehnlichkeit zwischen den griechischen und deutschen Trojanerinnen besteht fast allein darinn, daß sie einerley Scene und einerley Hauptanlage habe. Denn in den Trojanerinnen des Euripides wird nicht nur das Schicksal der Hekuba entschieden, wie in dem Stücke dieses Namens, sondern die andern edeln Trojanerinnen Cassandra, Polyxena, Andromacha haben nicht geringern Antheil an der Handlung und an der Aufmerksamkeit des Zuschauers. In den Nebenumständen ist desto weniger Gleichheit. Polyxena wird bey dem Euripides geopfert, ohne daß sie vorher auf der Bühne erscheint, ohne daß die Ungewißheit, wer unter der jüngsten Griechinn zu verstehen sey, ihr Schicksal lange in Zweifel läßt, und ohne daß sich die mütterliche Zärtlichkeit der Hekuba für ihre Errettung beschäftigen kann. Sie ist todt, ehe es ihre Mutter weis, gleich im ersten Auftritte, und diese erfährt es im Anfange des zweyten durch die Andromacha. Astyanax wird von den trojanischen Mauern herabgestürzt, ohne erst im Grabe seines Vaters verborgen zu seyn. Talthybius läßt ihn vom Wagen der Andromacha wegreißen, und sein zerstümmelter Leichnam wird der Hekuba auf Hectors Schilde überbracht, um in demselben, statt eines Sarges, begraben zu werden. Damit endigt sich noch nicht die Handlung des Euripides, wie im deutschen Trauerspiele; Hekuba sieht, indem sie ihrem Enkel die letzte Pflicht abstattet, den Ueberrest ihrer königlichen Stadt von neuem in

Brand

Brand gefleckt. Kaum hat ſie die Zeit, ihre Augen auf dieß traurige Schauſpiel zu wenden, als Talthybius kommt, und ſie treibt, ihrem neuen Herrn, dem Ulyß, der unter allen Griechen ihr am meiſten verhaßt war, auf ſein Schiff nachzufolgen.

Ulyß erſcheint hier nicht auf der Bühne, eben ſo wenig als Agamemnon, den im deutſchen Trauerſpiele ſein edles und doch allzuſchwaches Mitleid ſo intereſſant macht. Beyder Stelle vertritt gewiſſer maſſen Menelaus, der doch nicht ſo wohl mit dem Schickſale der Trojanerinnen, als mit ſeinem Unwillen gegen die Helena, beſchäftigt iſt, und neben ihren Entſchuldigungen die Anklage der Hekuba, die in Beſtrafung derſelben einigen Troſt ſucht, als Richter vernimmt.

Der erſte Aufzug im Euripides iſt auſſer dem Chore, worinn Hekuba und die übrigen gefangenen Trojanerinnen in ihren Klagen abwechſeln, eigentlich nur ein Prologus, wie in mehrern Trauerſpielen dieſes Dichters und andrer Alten. Neptun und Minerva werden darinn einig, die übermüthigen Griechen alle Verbrechen, die ſie bey Trojens Eroberung begangen hatten, auf dem Meere büſſen zu laſſen. Durch dieſe Unterredung ward nicht allein der griechiſche Zuſchauer, auch in Abſicht auf die Religion, für die unglücklichen Trojaner eingenommen, ſondern ſein Mitleid ward auch befriedigt, da er die Strafen der gemisbrauchten Gewalt, die ſich im Trauerſpiele ſelbſt nicht zeigen lieſſen, in dem Willen der Götter vorherſieht.

Die Hekuba des Euripides iſt zwar in der Hauptanlage ſehr von dem deutſchen Trauerſpiele unterſchieden. Die Scene iſt nicht vor dem zerſtorten Troja, ſondern in dem Reiche eines thraciſchen Königs und trojaniſchen Bundsgenoſſen Polymeſtor, und der Schmerz der Hekuba bey der feyerlichen

lichen Hinrichtung ihrer Tochter wird nicht durch den Tod des Aſtyanax, ſondern durch die Nachricht vergrößert, daß der treuloſe Polymeſtor den einzigen Ueberreſt ihres Hauſes, den Polydor, ſeinem Eigennutze aufgeopfert habe. Dieſer Schmerz zeigt ſich auch nicht ſo, wie in den Trojanerinnen, in einer niedergeſchlagenen hülfloſen Traurigkeit, ſondern in der wüthenden Rache, die ſie ausübt. Und dennoch iſt in verſchiednen Theilen der Ausbildung eine größere Aehnlichkeit zwiſchen der Hekuba des Euripides und den deutſchen Trojanerinnen, als zwiſchen denſelben und dem griechiſchen Trauerſpiele dieſes Namens. Hier läßt Euripides den Agamemnon auftreten, und zwar auch als einen mitleidigen Sieger, obgleich bey andern Umſtänden, als im deutſchen Trauerſpiele vorkommen. Deſſelben vierte und fünfte Scene im dritten Aufzuge, da Ulyß der Polyxena den Tod ankündigt, und da Tochter und Mutter um die Wette ſtreiten, jene um zu ſterben, dieſe um ſie beym Leben zu erhalten, haben eine große Uebereinſtimmung mit dem zweyten Auftritte in der Hekuba. Nur wird darinn die Opferung der Polyxena, die nur einen Theil der ganzen Handlung ausmacht, weit früher und mit weniger Hinderniſſen vollzogen, und im Anfange des dritten Aufzugs wird ſchon ihr Leichnam der Mutter zur Beſtattung überbracht. Bey dem deutſchen Dichter hingegen wird durch die Bemühungen der Hekuba und durch Agamemnons Mitleid der Zuſchauer weit länger in einer ungewiſſen Erwartung des Ausgangs unterhalten; Polyxenens Aufopferung und die Herabführung des Aſtyanax werden für die Hekuba und in den Augen des Zuſchauers gewiſſer maßen zu einem einigen Gegenſtande, indem Hekuba zu gleicher Zeit beyden angedrohten Gefahren zu entgehen hofft, und indem ſie dieſe fehlgeſchlagnen Hoffnungen bald nach einander erfährt, und in Einem Schmerze betrauert.

Die

Die Trojanerinnen des Seneca haben viele Schönheiten, ob gleich der unnatürliche, schwülstige Ausdruck mit Rechte vom Boileau getadelt worden. Besonders ist die Erfindung, den Astyanax in Hektors Grabe zu verbergen, die in gegenwärtigem deutschen Trauerspiele wohl die rührendsten Scenen ausmacht, aus dem Seneca entlehnt, obgleich ganz anders ausgebildet. Pyrrhus und Agamemnon entzweyen sich auch bey ihm über die Aufopferung der Polyxena; doch ist Agamemnons Mitleid da bey weitem nicht so geschäfftig, als hier, und überhaupt hat er keinen so wichtigen Antheil an der Handlung. Außer denen Personen, die in derselben unentbehrlich sind, läßt Seneca auch, nach des Euripides Beyspiele, die Helena auf der Bühne erscheinen; doch ist ihre Rolle hier nicht so interessant, als bey jenem, und überhaupt ist sie mit der ganzen Handlung nicht genau verbunden. Sie läßt sich bloß im vierten Aufzuge sehen, und ihr Geschäfft ist, auf Befehl der griechischen Heerführer, der Polyxena die Meynung beyzubringen, daß sie mit dem Pyrrhus vermählt werden solle. Doch giebt sie diese niedrige Verstellung auf, da Andromacha in sie dringt, und sie entdeckt zuletzt das wahre Geschick der Polyxena. Diese letztere, die so viel rührendes und groſses sagen könnte, ist bey dem Seneca eine stumme Person, und in der einzigen Scene, da sie erscheint, erfährt man ihre Empfindungen bey den verschiednen Botschaften, die sie betreffen, bloß durch die Beschreibung der Andromacha. Der fünfte Aufzug besteht fast allein in einem sehr ausführlichen Berichte vom Tode des Astyanax und der Polyxena. Andromacha verlangt einen solchen Bericht, weil, wie sie sagt, ein groſser Schmerz begierig ist, sich mit seinem ganzen Elende zu beschäfftigen. Hekuba nimmt von den trojanischen Ufern Abschied, und ein Bothe erinnert sie, sich zu Schiffe zu begeben.

Der Stoff, den diese drey Pläne aus dem griechischen und römischen Theater einem neuern Dichter an die Hand geben, ist gewiß sehr reich, und vielleicht allzureich. Es ziemt nicht mir, zu untersuchen, wie er hier gebraucht worden sey. Was aber der Verfasser selbst von seinen Trojanerinnen in Vergleichung mit dem Herrmann gedacht habe, verdient hier eine Stelle. Als einige seiner Freunde diesem Stücke selbst vor seinem Herrmann den Vorzug gaben, wollte er solches nicht eingestehen, und erklärte sich darüber in einem Briefe: „Aller Vorzug, den „es vor dem Herrmann hat, steckt in der Materie des „Stücks. Ich will außerdem eher sechs Trojanerinnen „als einen Herrmann verfertigen.„

Um eine Probe zu geben, wie unverdrossen er in seinen Verbesserungen gewesen ist, und wie er nicht allein im Ausdrucke, und in der Versification, sondern auch in der Einrichtung und Verbindung ganzer Scenen, selbst an solchen Stellen Veränderungen vorgenommen hat, wo er, dem Anscheine nach, dieser Mühe gar wohl überhoben seyn konnte, will ich eine Scene aus der Handschrift von 1742 herschen. Sie ist in derselben die vierte Scene des dritten Aufzuges, und aus ihr sind in der neuen Umarbeitung, die dem Drucke übergeben worden, die vierte und fünfte Scene desselben Aufzugs entstanden.

Ulyß, Hekuba, Polyxena.

Hekuba.

Nun, Tochter, komm heraus. Hier siehst du den Ulyß.
Ach! seine Gegenwart saat dir den Tod gewiß.
Komm, rette, wo du kannst, dich aus der Schaar der Todten.
Erweiche meinen Herrn und deinen Todesbethen.

Ulyß.

Ulyſſ.

Wie gerne wollt ich dir ein Friedensbothe ſeyn!
Doch da ich reden muß: ſo wirſt du mir verzeihn.
Dein Unglück iſt vielleicht dir nicht mehr unverhelen.
Es iſt nicht meine Schuld; das Heer hat es befohlen.
Achill hat aus der Gruft noch Dank von uns begehrt.
So viel er auch verlangt, ſo iſt er deſſen werth.
Polyxena wird dir durch ſein Gebeth entriſſen,
Und ſoll ein Opfer ſeyn, das wir ihm liefern müſſen;
Und den Aſtyanax trifft gleiche Foderung.
Ich hoffe, beyder Bruſt iſt ſtandhaft, ob gleich jung.

Hekuba.

Und wenn ſie ſtandhaft iſt: ſo ſoll ſie drum verderben?
Grauſamer, ſollen ſie in ihrer Blüte ſterben?
Du, der du mir getroſt die Schreckensbothſchaft ſagſt;
Gedenkſt du wohl, wie du einſt mir zu Füßen lagſt?
Wie zitternd und verzagt du um dein Leben bathſt,
Als du, mit Liſt umhüllt, in Trojens Mauern trateſt?
Als Helena dich ſah, als ich dich auch erkannt,
Dein Fuß verſtricket war, und keinen Ausgang fand;
Als du verloren warſt, woferne wir nicht ſchwiegen;
Da lerniteſt du mit Flehn vor meinen Knien liegen.
Sprich! Hab ich auch zum Troſt dir die Erinnerung;
Ich hoffe, deine Bruſt iſt ſtandhaft, obgleich jung.

Ulyſſ.

Dein Wohlthun, Hekuba, hab ich noch nie vergeſſen.
Was ich dir ſchuldig bin, bleibt ewig unermeſſen.

Hekuba.

So thu denn auch an mir, was ich an dir gethan.
Es iſt ein einzig Wort, das es verdanken kann.

Du, deſſen Mund uns oft mit Schmerzen überladen,
Gebrauche dich einmal der Worte nicht zum Schaden.
Nur einmal ſprich für uns, und hindre den Entſchluß,
Der, was aus Troja lebt, noch mehr, als tödten, muß.

Ulyß.

Ich Pyrrhus wartet ſchon, das Opfer zu vollbringen.
Kann ich ein wildes Heer durch ſchwache Worte zwingen?

Hekuba.

Ich bitte dich, Ulyß, ſo wahr du alles Weh
Von deinem einzgen Reis und Pfande deiner Eh
Entfernt zu ſehn begehrſt: So beuge dich mein Leiden,
Und zwinge dich, den Tod der Meinen zu vermeiden!
Reiß meinen ganzen Troß, die Stützen meiner Pein,
Aus meinen Armen nicht zu Gruft und Opferſtein.

Ulyß.

Ich gäbe dir mein Blut, wenn dieß erretten könnte,
Und wenn nicht ſchon das Heer von Mordbegierde brennte.

Hekuba.

Wie vieles redeſt du! Wie wenig thuſt du doch!
Wohlan! Erwartſt du mich zu deinen Füßen noch?

Polyxena.

Ach, Mutter, denk an dich! Was willſt du um mein Leben
Die Ehre deines Stamms und meiner Väter geben?
Damit noch dieſer Schutt die letzte Schande ſieht,
Wenn ſeine Königinn vor dieſen Füßen kniet?

Hekuba.

So rede du für dich! Verſuch, ob du ihn rührſt,
Und ihn zur Menſchlichkeit und zum Erbarmen führſt.

Ist

Ist schmeichle dir nicht mehr. Bedenke, was du bist,
Daß, die Prinzessinn hieß, nun eine Sklavinn ist!

Polyxena.

Nein, fürchte nichts, Ulyß! Was wendest du die Blicke
So furchtsam von mir weg, und weichst von mir zurücke?
Bewaffnest du dich schon mit tauber Härtigkeit,
Und fürchtest, daß mein Mund zu dir um Hülfe schreyt?
Nein, so viel acht ich nicht den schlechten Werth des Lebens.
Wer dich erbitten will: der bittet dich vergebens.
Wenn in dir nicht der Dank zu deinem Besten spricht;
Versieh von außen nur dich meines Anfalls nicht!
Wenn ich umsonst gefleht, wird ich mich herber kränken.
Wen keine Dankgier treibt, den wird kein Bitten lenken.

Ulyß.

Dieß hab ich mir versehn von königlichem Blut.
Dein Adel leuchtet noch durch deines Herzens Muth!
Erwarte so getrost des Opfers nahe Stunde.
Des Todes erste Pest hast du aus meinem Munde.
Doch Pyrrhus stellt sich bald bey diesen Mauern ein,
Zu seines Vaters Gruft wird der dein Führer seyn.
Sein Schwerdt, das Helden schlug, sein ehrenvester Degen
Wird izt das erstemal ein schwaches Weib erlegen.
Denk an, daß, wenn dein Blut auf nasser Erde raucht,
Der Himmel es geehrt, und sich zum Dienst gebraucht.
Nun aber liefert nur des Hektor zarten Erben!
Denn dieser stirbt durch mich: und ihr soll er sterben.
Antwortet ihr mich nicht? Ihr werdet beyde roth?

Polyxena.

Was fragst du mich? Ich geh, und denk an meinen Tod.

Ulyſſ.

Du aber gieb Bericht von deines Sohnes Kinde.
Von dir verlang ich ihn. Drum ſprich, wo ich ihn finde.

Hekuba.

Was foderſt du von mir, du Mörder! Du Barbar!
Nimm ihn, woher du willſt! Ja, reiß ihn vom Altar!
Was foderſt du von mir den Vorſchub deiner Thaten?
Ihn wiſſen; das iſt nichts. Ich ſoll ihn noch verrathen?
Ich ſoll, da du voll Durſt nach jungem Blute biſt,
Noch ſelber mit dir gehn? Dir zeigen, wo er iſt?
Ich ſoll ihn dir getreu in Mörderhände geben,
Und ſagen? Nimm ihn hin, und raub ihm nur das Leben!
Dieß willſt du, Grauſamer; dieß ſcheinet dir gerecht.
Ich ſoll der Henker ſeyn, wenn ihr das Urtheil ſprecht?
Warum wollt ihr nicht auch, erbitte Zwangrichter,
Daß ich ihn an der Hand zum höchſten Thurme führe;
Daß ich noch neben ihm auf der betrübten Höh,
Von der er fallen ſoll, mit trocknen Augen ſteh,
Und, wenn er an mir hangt, ihn ſelbſt aus meinem Schooße
Von dem verfluchten Platz in graufe Tiefen ſtoße?
Geh! Nimm ihn, wo du kannſt! Nur foder ihn nicht von mir.

Ulyſſ.

Wo du ihn nicht verbirgſt; iſt er nicht weit von hier.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hekuba, Andromacha.

Hekuba.

Verlaß den Tempel nur, der uns beſchützen ſoll.
Er iſt, wie dieſer Platz, von Mord und Abſcheu voll.
Hier kannſt du, eh wir uns von Trojens Aſche trennen,
Dem werthen Reſte noch die letzten Blicke gönnen.
Hier überdenke noch, wie viel uns Leid geſchehn.
Komm, habe Muth genug, dein Elend anzuſehn!
Die Burg, die wir bewohnt, hält uns nun eingeſchloſſen.
Wir treten auf den Platz, wo Priams Blut gefloſſen.
Erkennſt du hier im Schutt den prächtigen Pallaſt,
Wo ich verehret ward, den du geſchmücket haſt?
Der Tempel, den wir ſonſt oft im Triumph betreten,
Iſt nun ein Haufe Schutt, wo edle Sklaven beten.
Nur Hektors Grabmaal ſteht noch ganz und unentweiht,
Und Feind und Flamme hat ihm ſeinen Ruhm geſcheut.
Sonſt alles iſt zerſtört, der hohen Thore Prangen,
Der ſtolzen Thürme Glanz, kurz, alles iſt vergangen.

Vergleich

Vergleich die erſte Pracht mit dieſen Trümmern doch,
Und ſprich, Andromacha! erkennſt du Troja noch?
Bald reißt man uns hinweg von dieſen weinden Steinen.
Jetzt weil wir ſie noch ſehn, ſo laß uns ſie beweinen.

Andromacha.

Du denkſt nur an die Stadt, und denkeſt nicht an dich?
Als Sklavinn klageſt du noch immer königlich!
Sprich, da der Himmel uns in tiefſten Staub verſtoßen,
Da unſre Sieger itzt um uns, als Beute, loſen;
Empfindet denn dein Herz noch die gemeine Noth
Bey dieſer Sklaverey, die mehr iſt, als der Tod?
Doch glaube, dich hat nicht ſo viel als mich betroffen.
Mir iſt kein Troſt zurück, du kannſt noch Einen hoffen.
Wie kurz iſt deine Qual! die Tage ſind nicht weit,
Da dein entfärbtes Haar dir Freyheit prophezeyt.
Doch ich bin unglücksvoll, und bin bey jungen Tagen
Noch leider ſtark genug, mein Elend zu ertragen.

Hekuba.

Ich hoffe zwar den Tod, und hab ihn längſt gehofft;
Oft glaubt ich nah zu ſeyn, doch ich betrog mich oft.
Ach! warum kann ich nicht bey jenen Aſchenkrügen,
Die längſt verſcharret ſind, beglückt und ſicher liegen!
Ach! daß doch Trojens Fall nicht auch der meine war!
Ihr ſeyd beneidenswerth, erblaßte Heldenſchaar!
Denn ihr und eure Stadt vergienget in einem Feuer,
Und euer Grabmaal iſt der Vaterſtadt Gemäuer.

Beglückter Priamus, Gemahl, Herr, König, Held!
Der Feind war mitleidsvoll, der dich durchs Schwerdt gefällt.
Du überlebteſt nicht das Glück, das uns geſchlagen,
Und darfſt dem Reich nicht ſelbſt durch deinen Mund beklagen.

Noch mehr beglückter Sohn, bey deſſen Lebenszeit
Wir keinen Herrn gekannt und keinen Feind geſcheut!

Du ſahſt uns nie beſiegt. Denn einzig dein Erblichen
Zog unſer Unglück nach, und machte tauſend Leichen.
Wer hätte dieſes Schloß mit Königsblut benetzt,
Die ganze Stadt zerſtört, die Tempel ſelbſt verletzt?
Wenn Hektor nur nach Ruhm mit minder Hitze brennen,
Und vor Achillens Schwerdt nur einmal zittern können.
Der Tag, der ihn geſtürzt, ſtieß unſre Kronen ab,
Und Troja ſank mit ihm, und fiel mit ihm ins Grab.

Nur ihn, Andromacha, erwähn ich ohne Kranken,
Sonſt muß ich nur mit Leid an meine Kinder denken.
Der Mütter Freude rührt nicht von der Kinder Zahl;
Der mich vergnüget hat, war einzig dein Gemahl.
Kam darum denn von mir ſo vieler Kinder Leben,
Ihr Götter, um dieß Licht dem Paris auch zu geben!
O Troja! hätt er nicht den Tag durch mich geſehn,
So wär ich noch beglückt, ſo könnteſt du noch ſtehn!
Von Griechen wüßt ich nichts, ich kennte nicht Helenen;
Ich würde, noch umringt von Töchtern und von Söhnen,
Mit Freuden Mutter ſeyn, und ſtatt der Dienſtbarkeit
War itzt Polyxenen ein beſſres Band bereit.
Nun kann der Grieche ſich in Priams Töchter theilen,
Durch unſern Unfall ſtolz, nach ſeinen Ufern eilen,
Und führet im Triumph zum Lohne ſeiner Müh
Den Frauen Mägde zu, die edler ſind, als ſie.
Wer weis, ſind dieſes noch des Unglücks letzte Pfeile? —
Der Himmel ruht noch nicht, und hat noch Donnerkeile.
Ich zittre noch vor Furcht, und bin erſtaunensvoll,
Da ich ſo vieles ſehn und mehr erwarten ſoll.

Andromacha.

Erdenke, Königinn, dir ſelbſt nicht neue Plagen!
Der Himmel iſt zu matt, uns beſtiger zu ſchlagen.
Vergiß doch bey dem Schmerz, der gegenwärtig drückt,
Den Kummer, den die Furcht nur in der Fern erblickt.

Hekuba.

Mein eignes Unglück darf mir wenig Furcht erwecken.
Wer nichts verlieren kann, den kann auch nichts mehr schrecken.
Ich fühl und fürchte nur für die zerstörte Stadt,
Die selbst nach ihrem Fall noch zu verlieren hat.
Die Kinder Priams sind ihr allerletztes Hoffen,
Und hier wird Troja selbst noch blühend angetroffen.
Ich gäbe sie zum Tod eh als zur Knechtschaft hin,
Wenn ich nur Mutter wär, nicht Trojens Königinn.
Doch acht ihr Leben mir um Trojens Wohl zu Herzen
Eh ich sie sterben seh, eh wünsche ich ihre Schmerzen:
Damit nur noch ein Rest dem Schwerdte sich entreißt,
Der Hektors Muth beklagt, und Priams Güte preist.
Und wenn zur späten Welt wird Trojens Nam erschallen,
Durch seine Thaten zeigt, wie viel in ihr gefallen.

Doch sieh ich deines Kinds erhabnen Vater an,
Und daß Polyxena noch Helden zeugen kann;
So fürcht ich, daß man nicht durch Grausamkeit und Ränke,
Noch auf den Untergang der letzten Zweige denke.

Andromacha.

Wie furchtsam hat dich nicht so vieles Leid gemacht!
Wie vieles zeigst du mir, an das ich nicht gedacht!
Dein Schrecken, Königinn, soll mich bestürzter machen,
So ungewiß es scheint, kann ich es nicht verlachen.

Doch daß man nicht zu lang uns den Bericht verhehlt.
Wen das geworfne Loos zu unsern Herren wählt,
Soll Lichas eilends gehn, im Lager bey den Schaaren,
Was man für uns bestimmt, durch Forschen zu erfahren.

Zweyter Auftritt.

Hekuba, ein griechiſcher Soldat.

Der Soldat.

Erſchrick nicht über mich, betrübte Königinn,
Die Waffen ſagen dir, daß ich ein Grieche bin.
Dein Volk bezwang mich einſt, und ſchenkte mir das Leben,
Dafür kann ich zum Dank nur dieſe Nachricht geben:
Das Heer, das endlich nun ein ſpäter Sieg erfreut,
Erwägt voll Ungeduld die hier verſtrichne Zeit.
Es gehn nach Griechenland die ſehnſuchtsvollen Blicke,
Man trotzt Gefahr und Sturm, und wünſcht ſich nur zurücke.
Doch ſtets bekriegen uns die Kräfte der Natur,
Der Wind hielt uns zurück, als man von Aulis fuhr.
Der Wind hält uns zurück, da wir nach Aulis wollen,
Und ihn wird Menſchenblut nun auch verſöhnen ſollen.
Des Nachts hat ſich Achill auf ſeiner Gruft gezeigt:
Erkennt der Thetis Zorn! kein Wind iſt euch geneigt,
Ihr Griechen! rief er aus, wenn ich bey meinem Grabe,
Die ſchönſte Beute nicht zu meinem Opfer habe.
Am Himmel glühte kaum das erſte Taageslicht,
Da hat Ulyß davon vor allen ſchon Bericht.
Und Calchas ſpricht: Die Gunſt der Thetis zu erwerben,
Soll Trojens ſchönſtes Weib als Sklavinn ſterben.

Hekuba.

Wie edel iſt dein Herz, du großmuthsvoller Mann,
Das der noch Dank bezeugt, die nicht mehr wohlthun kann!
Doch laß mich auf einmal Glück oder Unglück wiſſen.
Sprich, wird mich dieß erfreun, wird es mich ſchrecken müſſen.
Iſts meines Stammes Blut, von dem man Opfer will?
Begehrt vielleicht Ulyß dich mehr noch, als Achill?
Wie? oder bringſt du mir das tröſtende Verſprechen,
Man werd an Helenen den Fall von Troja rächen?

Da

Der Soldat.

Nur daß es Troja trifft, sonst nichts ist mir bekannt.
Zwar wünscht ich diesen Trost für dein und unser Land;
Es möchte Helena so vieles Blutvergießen,
Das dirs durch sie entstand, mit ihrem Blute büßen.
Doch wessen Schönheit man Achillens würdig hält,
Auf wen der Fürsten Wahl, für uns zu sterben, fällt,
Dis ist uns unbekannt, man sucht es zu verstecken,

Hekuba.

Wenn Hüll und Götter nicht mit eitlen Strafen schrecken,
Wenn reizende Gestalt zur Eintracht, nicht zum Zwist,
Dem menschlichen Geschlechte geschenket worden ist;
Wenn Recht und Billigkeit, die Krieg und Todtschlag hassen,
Der Helden edles Blut nicht ungerächet lassen;
Wenn der den Tod verdient, der Fürsten umgebracht,
Und Völker aufgerieben, und Städte wüst gemacht:
So hat noch Helena zu wenig triumphieret,
Da sich in Hoffnung sieht mit unsrer Beute zieret.
Sie wird das Opfer seyn, das nicht allein Achill,
Das Griechenland so wohl, als Troja, haben will.

O! sah ich sie herab zu meinen Kindern schicken!

Der Soldat.

Hier kömmt Talthybius. Ich sah vor seinen Blicken

Dritter Auftritt.

Hekuba, Talthybius.

Talthybius

Verzeih, wenn ihr mein Mund was hartes sagen muß.
Ich bringe, Königinn, ihr unsrer Fürsten Schluß.

Hekuba.

Ich werde durch kein Ach! die harte Nachricht stören.
Mein Ohr ist schon gewohnt, ein Unglück anzuhören.
Auf! nenne nur nicht mehr mich Trojens Königinn,
Red eine Sklavinn an, und heiß mich, was ich bin.

Talthybius.

Es machen überall des Krieges alte Rechte
Den ganz bezwungnen Feind zu seines Kriegers Knechte.
Dieß Recht verschont auch nicht dein königliches Haus.
Es wählt ein jeder Held sich eine Sklavinn draus,
Um seinem Vaterland sie im Triumph zu zeigen.
Und dein Geschick ist dieß: du bist Ulyssen eigen.

Hekuba.

Den Zusatz fürcht ich noch zu der erlittnen Pein,
In des Verderbers Macht, den ich gehaßt, zu seyn.
Doch alles hör ich gern, wenn mich nur eins vergnüget,
Wenn meine Vaterstadt nicht ungerächet lieget.
Vor allen sage mir von Helenens Geschick.

Talthybius.

Sie, unsers Krieges Zweck, tritt in ihr altes Glück.
Ein Seufzer und ein Wink benetzter Augenlieder
Gab ihr den Menelas und Spartens Krone wieder.
Die Schönheit, deren Glanz zehn Jahre nicht geschwächt,
Beschützt in seiner Brust noch stets ihr erstes Recht.
Er selbst entschuldigt sie, an statt sie zu verdammen,
Und statt gerechten Zorns spricht er von Liebesflammen.

Hekuba.

Ist dieß in Griechenland der Frevelthaten Lohn?
Die Knechtschaft ist für mich, für Helenen der Thron!
Nun sage man nicht mehr, daß Götter, die nicht schlafen,
Auf unsre Wege sehn, und lohnen und bestrafen.

Ihr

Ihr ungerechter Arm wägt kastern Glück und Ruh,
Der Jugend schweren Gram und ewig Elend zu,
Und statt der Thaten Preis gewissenhaft zu schätzen,
Vergnügt der Himmel sich, die Bosheit hoch zu setzen.
Du Göttinn, die du dich längst aus der Welt verbannt,
Und den entfernten Flug dem Himmel zugewandt,
Verzeih, Gerechtigkeit, daß ich, der Welt zum Fluche,
Durch solches Lästern dich herab zu rufen suche.
Soll diese Steine denn kein Blick von dir erfreun?
Soll der Verderberinn noch Sparta Blumen streun?
Und seiner Kinder Tod, die Krieg und Meer gefressen,
Und Helena verderbt, bey dem Triumph vergessen?
Hat sie auch widerstrebt, als Paris sie entführt?
Hat sie der kleinste Zug von Reu und Scham gerührt?
Hat sie, da man sie noch zurücke gehen sollen,
Zur allgemeinen Ruh die Hände bieten wollen?
Nun, da sie über Schutt und Leichen rückwärts kehrt,
Erfreut sie noch der Staub der Stadt, die sie zerstört.
Sie trotzet ohne Scheu den Haß der ganzen Erde,
Und glaubt, daß so viel Blut sie nur vergöttern werde.
Doch sprich, Talthybius, was man im Lager sagt,
Ob niemand uns verfolgt, ob niemand uns beklagt?
Hört man den Calchas nicht von einem Opfer sprechen,
Das Meer versöhnt zu sehn, und den Achill zu rächen.

Talthybius.

Ich weis nicht, Königinn, wohin die Frage zielt.
Ein Bothe sagt nichts mehr, als was man ihm befiehlt.
Es ist Andromacha dem Pyrrhus zugesprochen,
Cassandrens Unglück hat des Königs Herz gebrochen.
Er schenkt an seinem Hof ihr Knechtschaft ohne Leid,
Und tröstet ihren Schmerz durch Lieb und Gütigkeit.
Dieß war es, Königinn, was man mir aufgetragen;
Man wird zu seiner Zeit der andern Schicksal sagen.

Hekuba.

Hekuba.

Ach! Grauſe, dieſes Wort iſt für mich ſchrecklicher.
Wer iſt es, den Achill zum Opfer haben will?
Laß mich nur durch ein Wort mein klägliches Schickſal wiſſen:
Wird durch dieß Opfer mir vielleicht mein Kind entriſſen?
Zeig mir aus Mitleid an, was man verborgen hält,
Daß mich der harte Schlag nicht plötzlich überfällt. —
Du ſiehſt bey meinem Flehn! - Ich ſchließ aus deinem Schweigen:
Du willſt, mir auf einmal mein ganzes Leid zu zeigen.

Ach! was erdenkt man noch, das uns zum Tode reißt!
Wenn uns das Schwerdt verſchont, klemmt ein erſtickter Geiſt,
Und ſtellt dem Leben nach, hat man uns kaum gelaſſen.
Muß dieſer Mörder uns dann noch im Grabe haſſen?
Und alles ſammlet ſich zu Mehrung meiner Qual.
Und was mich tödten ſoll, ſagt man mir nicht einmal.

Vierter Auftritt.

Polyxena, Hekuba.

Polyxena.

Ach Mutter! willſt du uns noch länger einſam laſſen?
Und willſt du den Altar nicht mehr mit uns umfaſſen.
So oft ſich nur ein Thon geſprungner Mauern regt.
Wird deiner Töchter Herz von Furcht und Angſt bewegt,
Und fürchtet, was wir noch allein für fürchtbar halten,
Du möchteſt ſonder uns, wir ohne dich erkalten.

Hekuba.

Ja! laß uns nur zurück in Pallas Tempel gehn,
Und da um meinen Tod und um dein Leben flehn.

Polyxena.

Mein Leben, ſagſt du!

Hekuba.

Dein Leben wird begehret.

Polyxena.

Wer dieß von mir verlangt, dem ist es leicht gewähret.
Mein Herz, das lange schon nach einem Mörder sieht,
Wünscht nur, daß man mich bald der Sklaverey entzieht,
Daß ich Verachtung, Schimpf und Knechtschaft mich beflecket,
Noch Trojens Erde mich vor meinen Feinden decket.

Sprich doch! wer brachte dir den glücklichen Bericht?
Ists möglich, daß man mich von Ketten ledig spricht?

Hekuba.

Grausame, ja! Vielleicht hat man dich losgezählet,
Die Ketten sind für uns, für dich der Tod gewählet.
Zwar weis ich nichts gewiß. Ich weis nur, daß Achill
Durch Trojens schönstes Weib versöhnet werden will.
Ein Herold, der Bericht von unsern Herren brachte,
Hat mich bestürzt gemacht, weil er an dich nicht dachte.
Wem ich, Andromacha, Cassandra dienen soll,
Dieß weis ich; nur von dir laßt man mich zweifelsvoll.

Mengt man Polyxenen in die gemeinen Schaaren,
Die nicht so würdig sind, ihr Schicksal zu erfahren?
Und da ich ohne Trost, voll Thränen und erschreckt,
Mit einem Worte kaum dir die Gefahr entdeckt,
Bezeigst du dich erfreut bey deiner Mutter Thränen?
Und was mich zitternd macht, darnach willst du dich sehnen?

Polyxena.

Ja! Mutter, wär ich nur die schönste Trojerinn!
Der Tod macht, daß ich mit aufs Eitle neidisch bin.
Dieß hülfe mir von Schmach, Verachtung, Qual und Ketten.
Was sonst so furchtbar scheint, das würde mich erretten.
Sprich, wo der kleinste Trost sich nur von ferne weist,
Auf den ich hoffen kann, und der mich leben heißt?

Soll

Soll ich bey stillem Schmerz und langer Jahre Grämen
Mein königlich Geschlecht durch Sklaverey beschämen?
Von Niedrigern geschmäht, ein Spott von Griechenland
Ein Zeuge von der Gluth, die meine Stadt verbrannt,
Befürchten (was vor mir Cassandern schon geschehen)
Die Tugend in Gefahr und ohne Schutz zu sehen?
Ists möglich, daß dein Herz mich nur so wenig liebt,
Daß dich mein Leben nicht mehr als mein Tod betrübt?

Die Schönheit, die ich längst, als Trojens Fall, gehasset,
Die lieb und wünsch ich itzt, weil man durch sie erblasset.

Hekuba.

Man siehet, daß Troja nun von dir nichts hoffen kann.
Weil es im Staube liegt, geht es dich nichts mehr an.
Du könntest ihm dereinst von neuem Bürger geben.
Doch weil du zaghaft bist, so scheuest du das Leben.

Polyxena.

Gesetzt, es träfe mich noch unter tausend Pein
Das Unglück oder Glück, dereinst geliebt zu seyn:
Wie wird aus meinem Stamm ein Prinz entstehen können,
Der Troja würdig hält, sich Priams Sohn zu nennen,
Sein mütterlich Geschlecht mehr als den Vater schätzt,
Der Griechen falschen Ruhm sich nicht zum Beyspiel setzt,
Und der nicht, weil sein Herz sich groß zu zeigen trachtet,
Als Mutter mich verkennt, als Sklavinn mich verachtet?

Hekuba.

So wählst du für den Schimpf bedrängter Sklaverey
Den Schimpf, daß durch dein Blut Achill vergöttert sey?
Daß dich Verachtung, Spott und Knechtschaft nicht beschweren,
Willst du durch deinen Tod des Bruders Mörder ehren?

Polyxena.

Was fragt man darnach, wenn man den Tod verlangt,
Zu welchem Zwecke man mit unsrer Leiche prangt?
Laß deiner Tochter Tod den todten Feind verbrennen; —
Ihr Leben wird den Stolz des Lebenden vermehren.

Hekuba.

Was uns begegnen soll, ist nicht in unsrer Hand;
Der Himmel kennt es nur, uns ist es unbekannt.
Wir dürfen uns den Tod nicht wünschen und nicht geben.
Nur der das Glück übersieht, herrscht über unser Leben.
Wer weiß sonst, ob die Zeit, die man sich selbst benimmt,
Der Himmel uns zur Qual und nicht zur Lust bestimmt?

Polyxena.

Warum bestreitest du so hestig meinen Willen,
Ob du versichert bist, ob man ihn wird erfüllen?
Man sieht dieß vielmehr den andern Schwestern an,
Weil jede die Gefahr, wie mich, bedrohen kann.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Agamemnon, Talthybius.

Talthybius.

Mein König, ſoll e wohl in dieſen wüſten Steinen
Des Himmels Straf und Zorn nicht ſchon erfüllet ſcheinen?
Wer dächte, daß der Brand der ſo berühmten Stadt
Doch noch kein Opfer ſey, das ihn verſöhnet hat?
Und daß er, eh' er ſich befriedigt zeigen wollte,
Aus Trojens kleinem Reſt noch Opfer fodern ſollte?

Agamemnon.

Die Feinde ſind verſöhnt, die Götter aber nicht.
Wahr iſts, Apoll begehrt nur Grauſamkeit zur Pflicht.
Der Wein iſt ihm zu ſchlecht in güldnen Opferſchaalen,
Und ſeine Thaten kann nur Menſchenblut bezahlen.
Nur Fürſten fällt er noch, wie er ſie ſonſt gefällt,
Und was er tödten ſoll, iſt Heldinn oder Held.

Talthybius, in mir ſpricht nicht Caſſandrens Liebe,
Die Triebe meiner Bruſt ſind nichts als Mitleidstriebe.
Unmöglich dichten ſtets die Götter nur auf Mord.
Nein! das betrogne Volk ehrt eines Mörders Wort;
Der Prieſter, der uns führt, hört, ſtatt der Götter Stimme,
In ſich vielleicht den Ruf von ſeinem eignen Grimme.
Wir eilen voller Furcht, dem Donner zu entfliehn;
Er giebt uns einen Rath, ihn mehr auf uns zu ziehn.
Und immer überläßt des Volkes Aberglaube
Dem Zorn des Himmels ſich durch ſeine Schuld zum Raube.

Talthybius.

Herr, nehm ich mich zu frey bedrängter Sklaven an,
So lügen ich nicht: ihr Leid hat mir auch weh gethan.
Mein Versprech kann hier nicht zu deinem Schaden zielen;
Es nützt den Königen, wenn ihre Diener fühlen;
Es schützt der Unschuld Blut, und wenn man tödten muß,
So zeigt es wenigstens, man tödte mit Verdruß.

Ich sagte Hekuben, was du mir aufgetragen;
Doch was ich ihr verschwieg, erforschte sie durch Fragen.
Ihr mütterliches Herz errieth schon die Gefahr.
Und nahm ihr ganzes Leid aus meinem Schweigen wahr.

Es tröstet sie hier nicht, daß du Cassandern liebest.
Mein König, wisse nur, daß du sie mehr betrübest.
Du mehrest ihre Pein. Sie findet gleiche Noth
In einer Tochter Glück, und in der andern Tod.
Zwar fodert es ein Geist, so muß das Mitleid schweigen.
Doch fodert es ein Geist, wo hat man denn die Zeugen?

Agamemnon.

Ob es ein Geist begehrt, ist mir noch ungewiß;
Doch Calchas fodert es und Pyrrhus, und Ulyß.
Kaum hört man am Altar des Calchas Spruch erklingen,
Die schönste Trojerinn zum Opfer darzubringen:
So tritt schon Pyrrhus auf, erklärt der Götter Sinn,
Und wählt Polyxenen als schönste Trojerinn.

Wahr ist es; hätt ich selbst die schönste zu ernennen,
Ich müßt aus Billigkeit den Tod ihr zuerkennen.
Ich hab ihr Angesicht, als Trojens Fall geschehn,
Von Thränen zwar benetzt, doch nicht entstellt gesehn.
Nur widersetzt ich mich den wilden Grausamkeiten,
Da man nicht müde wird, Besiegte zu bestreiten.
Der Götterspruch ist hart, darum verwarf ich ihn,
Weil, was nur Wuth entdeckt, der Götter unwerth schien.

Doch

Doch unterſtützt Ulyß dieß grauſame Verlangen.
Ihr Tod wird feſtgeſtellt, eh ich ihn eingegangen;
Und daß mein ſchwaches Herz ſich ſchneller übereilt,
So wird Caſſandra mir zur Beute zugetheilt.
Doch glaube nicht, daß ich, ſo ſehr ich ſeufzen ſollte,
Durch einer Schweſter Blut die andre kaufen wollte.
Nur Calchas zwinget mich, und wenn er uns betrieat,
So trauet ihm das Heer, und glaubt, auch wenn er lügt!
Ich ſeh, wie Trutz und Wuth aus Pyrrhus Augen blitzet,
Und blinder Andachtstrieb das rege Heer erhitzet.

Was ſoll ich endlich thun? ſoll ich der Griechen Wuth
Auf mich gerichtet ſehn, damit ein feindlich Blut
Durch mich erhalten wird? — Bezähm ich ſie durch Güte?
Wie fragt nach Güte wohl ein grauſames Gemüthe? —
Und widerſteh ich ihm durch Anſehn und Gewalt?
Der Prieſter Anſehn ſtürzt der Fürſten Anſehn bald.

Ach! Agamemnon ſelbſt ſeufzt in verborgnen Ketten,
Und kann nicht öffentlich und nicht verſtohlen retten. —
Was rühmt man ſich der Macht? Glaub nur, kein Menſch iſt frey,
Selbſt Fürſten bindet oft verſteckte Sklaverey.
Wär ich ein Unterthan, ſo wollt ich ſie beſchützen,
Ich wollte mich bemühn und ihre Sache ſtützen.
Doch, da ich König bin, ſo gilt ein Mitleid nicht,
Dem die Zufriedenheit der Völker widerſpricht.
Und alles, was ich weiß, den Todesſpruch zu lindern
Iſt, durch mein eignes Leid der Mutter Leid zu mindern.
Dieß macht, daß ich den Wunſch des grauſamen Achill
Und ſeines Sohnes Wuth ihr ſelbſt eröffnen will.
Ich will, damit man nicht mich ohne Schuld verfluchet,
Entdecken, was mich zwingt, und was ich ſchon verſuchet.

Zweyter Auftritt.

Cassandra, die Vorigen.

Cassandra
in prophetischer Entzückung.

Du Mörder, bist du hier? Was rüstest du die Hand? —
Wie grausam streckt dein Schwerdt die Unschuld in den Sand? —
Du krönst das Opfer selbst, die Hölle zu versöhnen,
Wenn du geschehen läßt, daß es die andern krönen.

Agamemnon.

Cassandra, nein! nicht ich. . .

Cassandra.

Warum verweilest du?
Befleck dich nur mit Blut, sonst hat Achill nicht Ruh!
Was dringet in dem Herz, daß du zurücke weichest?
Was starrt der matte Fuß? was macht, daß du erbleichest?
Du stockst? du schweigst? du bebst? — welch Schrecken nimmt dich ein? —
Wer über Mörder herrscht, der muß beherzter seyn.

Agamemnon.

Prophetinn, zürne nicht. Ich kann sie nicht beschützen.
Denn wen der Himmel fällt, kann den ein König stützen?

Cassandra.

Nur Calchas fället sie, der Himmel fällt sie nicht.
Der Blutdurst ist der Gott, der aus dem Calchas spricht.

Agamemnon.

Du siehst ja, daß der Wind uns stets zuwider wehet.
Was treibt denn die Natur, daß sie uns widerstehet?

Cassan-

Cassandra.

Ihr Steine! sagt ihm doch, warum der Himmel blitzt!
Ihr Tempel! zeigt ihm an, was euren Gott erhitzt?
Mord, Unzucht, Räuberey hat die Altar entweihet.
Da traufelt Menschenblut, wo man sonst Weihrauch streuet.
Verstörte Gräber, auf, eröffnet euren Mund,
Und thut der Schatten Zorn, die man verletzet, kund!

Die ihr durch Heer und Krieg und Stahl und Flammen rächet,
Was Paris euch gethan, und selber mehr verbrechet,
Wer [illegible] nun uns an euch? — Getrost! ich höre schon
Des [illegible]füllten Heers bestürzten Jammerton. —
[illegible]! o Neptun! seyd ihr nun unsre Rächer!
[illegible]echer straften uns; straft ihr nun die Verbrecher!
Die Schiffe sind zerstreut in der empörten Fluth; —
Dieß [illegible]det, dieß versinkt; dort rast der Blitze Wuth
Durch die geschwärzte Luft. Die Flotte geht zu Trümmern.
Den Raub verschlingt die See. Ein jammervolles Wimmern
Betäubt der Götter Ohr. Und dich umringt die Noth!
Du, Ajax, du vergehst, du meiner Ehre Tod!
Minerva waffnet sich mit Jupiters Geschützen,
Und ihr verletzt Altar lehrt sie vom Himmel blitzen. —
Sieh! wie dort in der See der kühne Lästrer schwimmt,
Und nun ein schwaches Brett zu seinem Gotte nimmt,
Und noch die Zunge braucht und lästert, bis die Wellen
Die athemlose Brust an einem Fels zerschellen. —
Sieh! wie des Glückes Zorn Ulyssens Lauf verwirrt,
Der seine Gränzen sucht, und stets im Elend irrt. —
Und Agamemnon du! erkenne nur dein Ende!
Den, der ein Reich zerstört, erwarten Weiberhände.

Agamemnon.

Prophetinn! nein! — Mein Geist will nicht mein Schicksal sehn.
Ich sorge was ich thu, und nicht, was wird geschehn.

Caſſandra.

Du magſt, ſo ſehr du kannſt, dich vor dir ſelbſt verſtecken;
Was du nicht wiſſen willſt, das muß ich dir entdecken. —
Was nützt dir ſchlauer Fleiß und ängſtiges Bemühn,
Der Griechen Regiment all in an dich zu ziehn?
Was hilfts dem grauen Haupt, daß du in tauſend Sorgen
Vom Morgen bis zur Nacht, und von der Nacht zum Morgen,
Die abgekürzte Zeit des Lebens durchwachſt? —
Dein Ruhm iſt immer noch in deiner Götter Macht.
Es wird der Griechen Wuth und ſchreyende Verbrechen,
Die du dir eigen machſt, ein ſchmählich Ende rächen.

Agamemnon.

Ja! komm Talthybius und geh zum Pyrrhus hin.
Sprich: Die Prinzeßinn lebt, ſo lang ich lebend bin.

Dritter Auftritt.

Caſſandra.

Wenn jemand ſterben ſoll, ſo ſchlachte deine Krieger!
Der Rückkehr Hinderniß ſeyd ihr euch ſelbſt, ihr Sieger! —
Soll euren Reiſen noch der Himmel Glück verleihn,
Und die verſöhnte See den Laſtern günſtig ſeyn? —
Ja ſchweigt! ihr Winde, ſchweigt! und ruhet itzt, ihr Wellen,
Sie unvermutheter auf offner See zu fällen.
Ihr Stürme! laſſet noch zum Aufbruch kurze Friſt,
Und überfallt ſie dann, wenn keine Rettung iſt!
Ein Theil erſaufe hier, den andern Theil begleite
Die Reih ins Vaterland, und Tod ſey ihre Beute!

O Troja, freue dich! denn weißt du, wer ich bin?
Des Agamemnons Fall! und deine Rächerinn!
Ich werde gegen ihn der Weiber Mordbeil ſchärfen,
Ich werd ihr tödtlich Netz um ſeine Schultern werfen,
Ich werd ein Hinderniß ſeyn, daß ihn ein Mörderſtreich
An ſeiner Tafel fällt, — und mich mit ihm zugleich.

Vierter Auftritt.

Hekuba, Andromacha, Caſſandra.

Hekuba.

Ach! Tochter, freuſt du dich, indem wir alle klagen?

Andromacha.

Willſt du den Steinen auch noch Götterſprüche ſagen?

Hekuba.

Dein freudiges Geſchrey dringt bis vor den Altar.

Caſſandra.

Ja! meine Freud' iſt groß, drum wird ſie offenbar!
Auf, Mutter, kröne mich mit friſchen Lorbeerkränzen!
Komm, Trojens Ueberreſt! Begeht mit Freudentänzen
Die Stunde zum voraus, da mich ein König liebt,
Die darum mich erfreut, weil ſie uns Rache giebt!
Durch mich ſoll ſeine Bruſt in eine Gluth entbrennen,
Dabey wir Paris Gluth noch glücklich heißen können.
Ich bin die Siegerinn, und Trojens Staub und Graus
Iſt nicht ſo thränenwerth, als ſein verwüſtet Haus.

Hekuba.

Sprich lieber, wenn dein Mund, was künftig iſt, entdecket:
Auf wen hat man den Arm zum Opfern ausgeſtrecket?
Was hilfts mir, daß dein Aug in unſer Schickſal ſieht?
Was fern iſt, thuſt du kund, und weißt nicht, was geſchieht.

Caſſandra.

Du wirſt, wornach du fragſt, noch ſtets zu früh erfahren.
Was Menſchen wiſſend iſt, darf Gott nicht offenbaren.
Der Bothe war ſchon hier, der es zu ſagen kam,
Und meinen Fluch zu fliehn, den Rückweg zitternd nahm.

Doch

Doch er geht ohne Frucht, der Grausamkeit zu wehren,
Statt Einer wirst du bald zwo Trauerpossen hören.

Hekuba.

Ihr Götter! droht man mir zwo Trauerpossen an?
Ist Eine nicht genug, daß sie mich todten kann?

Cassandra.

Ich aber will indeß zu des Altares Füßen
Durch meiner Rache Bild mein Unglück mir versüßen.

Fünfter Auftritt.

Andromacha, Hekuba, Lichas.

Lichas.

Die Nachricht, Königinn, wornach man mich gesandt,
Ward ohne mich vielleicht durch andre dir bekannt.
O! wär das Traurigste, wovon man mich belehret,
Daß meine Königinn Ulyssen zugehöret.
Es drohn Ulyssens List und Pyrrhus wilder Geist,
Dir alles zu entziehn, was dir noch Trost verheißt.
Sie beyde fodern Blut, die Rachgier zu erfüllen,
Der eine für den Staat, der andre für Achillen.
Die Wuth, Andromacha, begehret deinen Sohn.
Kaum weiß er, wer er ist, so fürchtet man ihn schon,
Und seines Vaters Muth muß seine Tage kürzen.
Man will des Hektors Kind von Trojens Zinnen stürzen.

Andromacha.

Ihr Götter, wie? — mein Sohn und Priams letztes Reis!
Ein Kind, von dem man nichts als noch die Hoffnung weis.
Des Hektors Ebenbild! was sagst du? der soll sterben?

Lichas.

Man sagt, er lebe sonst den Griechen zum Verderben.

Die Rache ſcheut im Sohn des Vaters Heldenmuth.
In Hektors kleinſtem Zweig verfolgt man ſein Blut,
Und nimmt den Rächerarm bey Zeiten von der Erden,
Und tilgt die Pflanzen aus, eh ſie zu Bäumen werden.

Hekuba.

Wohlan! Andromacha! Verliere keine Zeit,
Errette deinen Sohn, dem das Verderben dräut.
Gieb Hektors Prinzen nicht ohn allen Schutz verloren,
Und denk, er iſt vielleicht zu Trojens Wohl geboren.

Andromacha.

Ach! Mutter! gieb mir Rath, ſprich, wie errett ich ihn?
Wie kann er vor der Macht ſo ſtarker Feinde ſtehn?
Wie mach ichs, daß der Grimm des jähen Streichs verfehlet,
Und man noch einen Mann in Priams Stamme zählet?

Hekuba.

Verſteck ihn!

Andromacha.

Aber wo? wo wird er ſicher ſeyn?
Wird Tempel und Altar ihm ſtarken Schutz verleihn?
Die doch vor Raub und Graul, vor Morden und Verbrennen,
Sich und die Götter ſelbſt nicht lange ſchützen können.

Hekuba.

Erfinde du nur ſelbſt, was ihn bedecken ſoll.
Dein junges Haupt iſt noch von Rath und Witze voll.
Doch mein Geiſt fängt ſchon an der Seele Kraft zu miſſen.
Was mir das Alter ließ, hat nur der Schmerz entriſſen.

Andromacha.

Ach! wo iſt noch ein Ort in dieſer Wüſteney?
Wo bleibt wohl noch ein Kind vor ſeinen Feinden frey?

Ihr

Ihr Steine! decket ihr noch irgend eine Höhle?
O Troja! rette doch noch deines Prinzen Seele!
Nimm ihn in eine Kluft zerſtörter Mauern ein! —
Er ſoll dereinſt zum Dank dafür dein Rächer ſeyn.

Doch wird die zweyte Nacht, ſo ſehr wir ihn verſtecken,
Eh man ihn finden wird, die Erde wohl bedecken?
So lang Ulyſſes lebt, ſo wird Ulyſſens Liſt
Noch ſtets ein Mittel ſehn, wie er zu tödten iſt.
Ach! ſo ſoll ich ihn nicht aus Troja führen können?
Soll ſeine Mutter ſich auf ewig von ihm trennen?
Soll er in einer Kluft gehäufter Steine ruhn,
Damit der Hunger thut, was nicht die Griechen thun?

Und wenn wir auch für ihn die tiefſte Höle wüßten,
Kann ich ſein Leben nicht erhalten, ſondern friſten.

Hekuba.

Prinzeßinn, friſt es uns! Verzage nicht ſo bald.
Es ſchwächt vielleicht die Zeit des erſten Sturms Gewalt.

Andromacha.

Wohl! ſo verberg er ſich in meines Hektors Grabe!
Nur Hektor iſt der Troſt, den ich noch übrig habe.
Auch todt ſoll Hektor noch der Seinen Retter ſeyn.
Vielleicht weckt ſeinen Geiſt des Kindes banges Schreyn,
Vielleicht beweget er, entfernt von Retterarmen,
In tiefer Finſterniß den Himmel zum Erbarmen.

Hekuba.

Wohlan!

Andromacha.

Doch ach! was hilft ...

Hekuba.

Prinzeßinn, eile fort,
Und führe deinen Sohn an den beſtimmten Ort.

Doch

Doch laß mich erſt einmal noch ſeines Blicks genieſſen,
Und meine Thränenfluth auf ſeine Wangen gießen.
Wer weis, ob das Geſchick, das mir doch alles raubt,
Noch einmal auf der Welt mir ihn zu ſehn erlaubt.

Sechſter Auftritt.

Hekuba, Lichas.

Hekuba.

So ſoll auch Troja noch die letzte Stütze miſſen!
Je weniger es hat, je mehr wird ihm entriſſen.
Ein Kind, das ſich nicht fühlt und in der Heldenſchaar
Die Troja ſonſt geſchützt, noch ungerechnet war,
Dieß gilt itzt ihm und mir für alle Heldenſchaaren,
Und iſt ſo wohl ſein Troſt, als es ſonſt jene waren.
Dieß Kind iſt itzt ſein Herr, ſein Arm, ſein letzter Mann,
Es iſt das einzige, was man verlieren kann.
Ihr Götter! ſoll ich denn ſtets neuen Kummer finden!
Je mehr ich forſch, je mehr muß ich Gefahr ergründen.
Fahr fort in dem Bericht, du Unglücksbothe, ſprich:
Weißt du nach dieſem Schlag kein Leiden mehr für mich?

Lichas.

Ich weis nicht, was dir noch ein Opfer drohen könnte,
Das ſchon beſtimmet war, doch das man noch nicht nennte.
Es war ein lauter Ruf im Lager ausgeſtreut,
Die ſchönſte Trojerinn ſey dem Achill geweiht.
Die Griechen ſind betrübt, und jeder unter ihnen
Bedauret die, ſo ihm vor andern ſchön geſchienen.
Der König iſt beſtürzt. Er kam von hier zurück,
Und Huld und Mitleid brach durch ſeinen trüben Blick.
Ich ſchloß aus dieſem Schmerz, er wäre hier geweſen,
Die Schönſte kund zu thun, die das Geſchick erleſen.

Hekuba.

Der König war im Schloß? Wie? ſagſt du, war er hier?
Es nimmt ihn niemand wahr, und er begegnet dir?
So wollt er hier gewiß was wichtiges entdecken.
Sein Wegſeyn giebt mir Troſt, ſo wie ſein Hierſeyn Schrecken.
Was auch die Bothſchaft ſey, die ihn hieher geführt;
Er gieng betrübt zurück, das heißt, er war gerührt.
O Himmel, treib ihn doch, der andern Wuth zu ſtillen,
Und laß ihn keinen Schluß, vor dem er bebt, erfüllen!
Auf, Lichas, geh zu ihm, geh, dringe zu ihm hin;
Erinn' ihn, wer er iſt, und wie bedrängt ich bin,
Wie viel er mir entreißt, wie ſehr ich mich betrübe.
Verſprich, was möglich iſt, nur nicht Caſſandrens Liebe.

Siebenter Auftritt.

Aſtyanax, Hekuba, Andromacha.

Hekuba.

Hier kömmſt du, werther Sohn und allerletzter Reſt,
In dem noch Priams Blut mich etwas beſſen läßt.
Komm, beſſnungsvolles Kind! laß dein bedrohtes Leben,
In den verborgnen Schutz geweihter Gräber geben.

Andromacha.

Der iſts nun, welchen mir des Hektors Ruhm entreißt!
Der iſts, der Krieger ſchreckt, und Helden leben heißt!

Hekuba.

Ach! den wir lebend noch ins Grab verſenken müſſen! —
Komm, küſſe mich, mein Sohn, und laß dich wieder küſſen!
Erkennt man Hektors Muth in dieſen Augen nicht?
War dieß nicht Hektors Gang und Hektors Angeſicht?

Andro-

Andromacha.

Unſterblicher Gemahl! erhör mich, tapfrer Schatten!
Willſt du den Feinden noch den letzten Streich verſtatten?
Dringt denn kein Seufzer hin ins Reich der Unterwelt?
Iſt nach dem Tode denn ein Held nicht mehr ein Held?
Iſt in der tiefen Kluft, wo die Erblaßten leben,
Der tapfern Geiſter Arm mit Feſſeln dein umgeben?
Du riſſeſt ſonſt gewiß bey unſerm Angſtgeſchrey,
Was dich gefangen hält, uns beyzuſtehn, entzwey.
Unfehlbar hört dein Geiſt die Seufzer dieſer Herzen,
Die du ſo ſehr geliebt, mit Zorn und edlen Schmerzen.
Ach! komm doch wenigſtens zurück in deine Gruft!
Hier ſchütze deinen Sohn, der hier um Hülfe ruft!
Es müſſe hier die Furcht, dich wieder zu erwecken,
Den, der ihn rauben will, mit Angſt und Schauer ſchrecken!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Pyrrhus, Agamemnon.

Pyrrhus.

Ich hole ſie hier ab, und du ſollſt mich nicht hindern.

Agamemnon.

Wenn wird ſich doch einmal dein wilder Eifer mindern?
Bis hieher folg ich dir mit ſanfter Güte nach.
Ich hörte deinen Stolz, der viel zu heftig ſprach,
Ich widerlegte dich, ich wollte dich belehren,
Ich brachte Gründe vor und bath, zurück zu kehren.
Doch wenn dein kühner Geiſt ſich endlich nicht bequemt,
So wiſſe, daß ich ſonſt auch den Achill bezähmt.
Hier gilt kein Götterſohn! Du mußt dein Haupt verehren.
Der Feldherr bloß gebeut, der Krieger muß ihn hören.

Pyrrhus.

Dich höret Pyrrhus nicht. Er hört der Fürſten Rath.
Du mußt gehorſam ſeyn, wenn der beſchloſſen hat.
Die Häupter unſers Heers, die dich zum Feldherrn wählen,
Sind Herren unſers Ihuns, die dir, wie mir, befehlen.
Du biſt nichts als der Arm, der ihren Willen thut.

Warum ſo mitleidsvoll? wie? dauert dich ihr Blut?

Agamemnon.

Ich läugne dir es nicht, daß ich die Menſchheit höre.
Erbarmen iſt kein Schimpf, und macht auch Helden Ehre.

Pyrrhus.

Pyrrhus.

Sey dankbar, wenn du wilſt, daß man dich edel heiße.
Mein Vater ſtarb für dich, drum ehr auch ſeinen Geiſt!
Was hieß den tapfern Muth das Vaterland verlaſſen?
Was den Simois ſehn und dieſes Troja haſſen?
Die Liebe gegen dich hat ihn hieher geführt.
Sein Tod nur hat dein Haupt mit Lorbeern ausgeziert.
Daß du gerächet biſt, daß Trojens Mauern liegen,
Sind nichts als Wirkungen von meines Vaters Siegen.
Sind ſo viel Dienſte nicht ſo wenig Blutes werth?
Sieh, großer Vater, ſieh! wie man mit dir verfährt.
Es irrt um deine Gruft dein unverſöhnter Schatten,
Den man nicht rächen will. Die dich gefürchtet hatten,
Und die dein Arm erlegt, ſind glücklicher, als du.

Agamemnon.

Meynſt du, die Rache ſchafft den blaſſen Schatten Ruh?
Nur bey uns ſelber ſteht der Zuſtand jener Zeiten.
Kein Menſch auf Erden kann der Todten Ruh beſtreiten.
Der Richter fraget nicht, vor dem die Hölle bebt,
Ob wir gerochen ſind; er fragt, wie wir gelebt.
Wird ewig nichts als Mord und Raſerey beſchloſſen?
Hat den befleckten Strand nicht Blut genug begoſſen?
Wenn Blut die Schatten labt, wenn Blut die Wunde ruft:
Hier iſt ſchon Blut fürs Meer und für Achillens Gruft!
Bey Leichen ohne Zahl, die Troja ſchon verſchüttet,
Was brauchts, daß noch Achill um größre Rache bittet?

Zweyter Auftritt.

Ulyß, Pyrrhus, Agamemnon.

Ulyß.

Ihr Helden, euer Streit hat ſchon das Heer erſchreckt.

Pyrrhus.

Drum lenk ihn, weil mein Schwerdt noch in der Scheide ſteckt.

geht ab.

Agamemnon.

Dein Trutz bezwingt mich nicht. Du drohst, drum soll sie leben.
Denn wer Gesetze nimmt, ist unwerth, sie zu geben.

Dritter Auftritt.

Ulyß, Agamemnon.

Ulyß.

Ist möglich? hindert er, was man beschlossen hat?
Läßt er Erbarmen schn an jenes Eifers statt,
Der ihn zuvor entbrannt?

Agamemnon.

So hätt uns nichts entzweyet!

Ulyß.

Was hör ich? so hat dich der Todesspruch gereuet?
Du hebst den festen Schluß vereinter Fürsten auf,
Beschimpfest den Achill, und hemmst der Rache Lauf?
Scheint dir das Opfer hart; du hättest es nicht wollen,
Doch da du es gewollt, nicht widerrufen sollen.
Wer seine Schlüsse selbst für unbedachtsam schilt,
Faßt Einen Schluß zu viel, und macht, daß keiner gilt.
Das Volk lernt von ihm selbst, sein Wort geringe schätzen,
Und wagt, was er so leicht verändert, zu verletzen.

Agamemnon.

Ein Schluß, der Blut betrifft und Menschen elend macht,
Wird von den Fürsten nie zu vielmal überdacht.

Ulyß.

Die Götter aber schimpft deines kühnes Ueberlegen.
Du setzest dem Gebotb dem ihrigen entgegen.

Aga-

Agamemnon.

Der Götter größt Gebot iſt die Gerechtigkeit,
Und kein Gott ſpricht aus dem, der Frevelthat gebeut.

Ulyſſ.

Des Feindes Feind zu ſeyn, kann niemand Frevel nennen;
Zu tödten, was uns droht, muß jedes Recht vergönnen.
Es mache nur dieß Blut das Opfermeſſer roth!
Befahl es uns kein Gott, ſo heißt es uns die Noth.
Die ferne Sicherheit vom künftigen Griechenlande
Begehrt dieß Heldenblut, zu ſeiner Wohlfarth Pfande.

Agamemnon.

So ferne Sicherheit ſteht unſrer Ehre nach.
So ſchwacher Feinde Tod gereichet uns zur Schmach.
Soll man in aller Welt der Griechen Wuth verfluchen?
Soll ich der Kinder Fall, der Frauen Unglück ſuchen?

Zehn Jahre ſin ich noch von meinem Vaterland,
Von Kindern und Gemahl, und was mich liebt, verbannt;
Eh ich auf grauſichen entſetzlichen Altären,
Der falſchen Staatskunſt will, zum Opfer, Blut gewähren!

Ulyſſ.

Nur damals, als dein Arm des Heeres Zepter nahm,
Als Hoheit, Ehr und Macht in deine Hände kam,
Da wars dir nicht zu ſchwer, des Meers erzürntem Wüthen
Selbſt deiner Tochter Blut zum Opfer anzubieten.
Du ſchenteſt nichts, was dich zu unſerm Haupt erhob,
Und ungerührt zu ſeyn, ſchien dir das größte Lob.

Jetzt, da die Pflicht befiehlt, dem tapferſten der Schatten,
Den Dank, den ihm ſein Tod verdienet, abzuſtatten;
Jetzt, da dem Vaterland ſich näher wiſſen will,
Verſagſt du feindlich Blut dem Land und dem Achill.
Die Winde mögen uns nur ewig widerſtehen,
Wir hoffen nur umſonſt das Vaterland zu ſehen.

Das Glück, das dich und uns, nach tausend Widrigkeit,
Nach Wunden voll Gefahr, nach vieler Jahre Streit,
Land, Kinder, Haus, Gemahl und was uns liebt, umfangen,
Kömmt uns zu hoch zu stehn, wenn wirs durch Blut erlangen.
Dieß hochgeschätzte Blut der schönsten Trojerinn
Giebt man fürs Vaterland nicht gleich zum Opfer hin.
Sie kann noch, wenn sie lebt, den Trojern Rächer bringen,
Aus ihrem Stamme kann ein Feind für uns entspringen,
Der dieses Mitleid einst, das ihren Tod verwehrt,
Durch unsrer Städte Brand zu spät bereuen lehrt.
Doch dein Gemüth hat schon, durch allzulang Entfernen,
Bey deinen Lorbeern hier dein Volk vergessen lernen.
Wie leicht entbehrest du das Land, das dich gezeugt?
Wie wenig wird dein Herz durch dessen Wehl gebeugt?
Bey dir gilt mehr, als dieß, die Ehre deiner Krone,
Und wenn es: Tödte! ruft, so ruft dein Ruhm: Verschone!

Sieh nur auf deinen Ruhm, doch sieh auch auf das Heer!
Der Pöbel, wenn er zürnt, ist wie ein wütend Meer.
Er bricht, was widersteht. Die Stürme seiner Wellen
Kann Macht nicht bändigen, noch Flehn zufrieden stellen.
Vor diesem wichst du eh bey weniger Gefahr,
So weiche denn auch itzt! Und wenn dir möglich war,
Für Ehr und Regiment die Tochter hinzugeben,
So rette diesesmal durch fremdes Blut dein Leben!

Agamemnon.

Ulyß, du lenkst ein Herz, wie es dir selbst gefällt.
Du bist im Reden so, wie in dem Streit, ein Held.
Ach! zwinge mich nur nicht, mich weiter zu entschließen! —
Nimmst du die Schuld auf dich bey diesem Blutvergießen?

Ulyß.

Ja! fälle nur getrost, was uns sonst fallen kann.
Wofern es unrecht ist, hab ich es bloß gethan.

Agamemnon.

So hinterbringe dann dem ſo betrübten Haufen,
Mit welchem Blute wir Achilleus Gunſt erkaufen.

Vierter Auftritt.

Ulyß, Polyxena.

Ulyß.

Wer iſt nun, den dieß Leid am mindſten rühren kann?
Wem zeig ich nun zuerſt dieß harte Schickſal an? —
Soll ich der Mutter erſt der Tochter Tod entdecken?
Soll ich die Tochter ſelbſt ſo unbereit erſchrecken?

Polyxena.

Ich bin nicht unbereit. Man kennt dich ſchon, Ulyß!
Wo du erſcheinſt, iſt Liſt und Unglück ſchon gewiß.
Aus Furcht vor der Gefahr, die deine Blicke drohen,
Iſt hier ſchon jedermann zu dem Altar geflohen.
Dein falſcher Anblick macht nur mich nicht ſchreckenvoll,
Denn ich beneide die von uns, die ſterben ſoll.

Umſonſt verkleidet ſich dein Blick mit falſchem Leide;
Ich ſeh es, dieſer Schutt vermehret deine Freude.
Ja, bau dir nur daraus ein Ehrenmaal im Geiſt,
Das Griechenlandes Muth und unſre Schwäche weiſt!
Nur ſey ſo großmuthsvoll und eile bald zurücke.
Quäl uns, die du betrübſt, nicht noch durch deine Blicke.
Verbirg dieß Angeſicht, das unſer Fall ergötzt,
Der Mutter, der das Loos dich nun zum Herrn geſetzt.
Sie kann nur, da du kömmſt, um Trojens Reſt zu ſchlachten,
Zugleich als ihren Herrn und Mörder dich betrachten.

Ulyß.

Wie wenig kennſt du mich! Ach, glaube doch! mein Mund
Thut, was ich ſagen muß, gewiß mit Schmerzen kund.

Der müſſe ſeinen Feind durch ſeine Qual erfreuen,
Der ſich vergnügen kann, wenn andre treflich ſchreyen!

O! wie betrübt iſt mir der Anblick dieſer Stadt,
Die die Verwüſtung bloß ſich ſelbſt zu danken hat!
O traurig Ehrenmaal! das unſern Muth zwar preiſet,
Doch auch der Menſchen Haß, der Dinge Wechſel weiſet.
Muß man denn ſeinen Ruhm auf Blut und Aſche baun?
Iſt denn der Menſchheit Ruhm nicht Freundſchaft und Vertraun?

Wie ehr ich dieſes Grab des würdigſten der Helden!
Mit Ehrfurcht wird der Ruf ſtets Hektors Namen melden.
Der Feind iſt ungerecht, der nicht bekennen will:
Der große Hektor war, o Troja, dein Achill!
Doch ſprich, Polyxena, hätt einſten dieſer Schatten,
Da deine Bürger noch genug zu ſchenken hatten,
Ein würdiges Geſchenk von euch zum Dank begehrt;
Sprich, hätte dieſen Dank ihm Troja wohl gewährt?

Polyxena.

Zwar eines Feindes Leb muß mir verdächtig ſcheinen.
Du wagſt es, wie du willſt, falſch oder ernſtlich, meynen;
So wiſſe, brächte mir die Antwort auch Gefahr,
Daß Hektor Dank verdient, und Troja dankbar war!

Ulyß.

Geſetzt, er foderte nur eines Feindes Leben;
Schien dir der Dank zu groß? hätt man es ihm gegeben?

Polyxena.

Wir würden ihm erfreut auch unſer eignes weihn.
Er ſtarb fürs Vaterland, und unſer Blut iſt fein.

Ulyß.

Wohlan denn! heiße die Pflicht der Heldin Wunſch erfüllen:
Wie Troja Hektorn ehrt, ehrt Griechenland Achillen!
„Achillen würden wir gern unſer Leben weihn;
„Er ſtarb fürs Vaterland, und unſer Blut iſt fein.

Doch

Doch einer Feindinn Blut hat er von uns begehret,
Die er durch ſeine Wahl nicht kränket, ſondern ehret.
Die ſchönſte Trojerinn will er von unſrer Pflicht;
O warum fodert er die ſchönſte Griechinn nicht!
Was würden, dieſen Ruhm durch Sterben zu erkaufen,
Für Töchter Griechenlands vergnügt zum Tode laufen!

Polyxena.

Dergleichen Foderung hat Hektor nie gethan,
So wilde Barbarey ſteht nur Achillen an.
Nur er, der ſeinen Ruhm in Blutvergießen ſetzte,
Kann wünſchen, daß man auch ſein Grab mit Blut benetzte.
Barbaren, opfert nur noch Trojens letztes Blut!
Die iſt vielleicht beglückt, der ihr dieß Unrecht thut.
Sie darf nur Einen Streich von eurer Wuth ertragen.
Wer iſt es? Laß nur mir die Sorg, es ihr zu ſagen!
Zeig ihr nicht noch zuvor dein freudiges Geſicht,
Aus welchem dein Triumph bey ihrem Falle bricht:
Und mit der Luſt vergnügt, daß du ſie ſiehſt erblaſſen,
Gewähr ihr nur die Gunſt, ſie unverhöhnt zu laſſen!

Ulyſſ.

Doch wirſt du ſtark genug, ihr dieß zu ſagen, ſeyn?

Polyxena.

Mein muthig Auge ſoll ihr ſelbſt auch Muth verleihn.

Ulyſſ.

Sie geht dich näher an, als du vielleicht geglaubet.

Polyxena.

O wird an ihrer ſtatt das Leben mir geraubet!
So iſt die Glückliche, die man zum Opfer weiht,
Caſſandra, die euch oft nur Unglück prophezeyt?
Kennt ihre Schönheit ſonſt den Phöbus ſelbſt entzünden,
So können Menſchen ſie leicht als die Schönſte finden.

Ulyß.

Nur die Bescheidenheit deckt dir die Augen zu.
Du siehst die Schönste nicht.

Polyxena.

Wer sonst soll sterben?

Ulyß.

Du!

Polyxena.

Ich?

Ulyß.

Zweifle nicht; den Ruhm kann niemand dir entreißen.

Polyxena.

Der Ruhm ist klein genug, Achillens Opfer heißen.

Ulyß.

Ein Geist, der edel denkt, der muß den Tod nicht scheun.

Polyxena.

Ist nicht mein Tod genug? muß ich geopfert seyn?

Ulyß.

Das Schicksal fodert dieß.

Polyxena.

Wohl! ihr habt mir mein Leben
Verhaßt genug gemacht, ich kann es willig geben.

Ulyß.

Ja, dieß versah ich mich vom königlichen Blut.
Dein Adel leuchtet noch aus deines Herzens Muth.
Erwarte so getrost des Opfers nahe Stunde!
Des Todes erste Post hast du aus meinem Munde.

Doch

Doch Pyrrhus ſtellt ſich bald bey dieſen Mauern ein,
Zu ſeines Vaters Gruft wird er dein Führer ſeyn.

Du darfſt bey dieſer Art des Todes nicht erröthen.
Du ſtirbſt der Helden Tod, ſein Schwerdt wird dich ertödten.
Bedenk, daß, wenn dein Blut auf jenem Grabe raucht,
Der Himmel dich zum Wohl ſo vieler Völker braucht.
Der frohe Grieche wird mit Dankbarkeit und Segen
Auf deine Leiche noch die ſchönſten Blumen legen,
Und mit bethräntem Aug auf dieſe Schönheit ſehn,
Die uns das Glück erwirbt, ins Vaterland zu gehn.

Fünfter Auftritt.

Ulyß, Polyxena, Hekuba.

Polyxena.

Hier, Mutter, läßt man mich, was ich gewünſchet, hören.
Mein Tod iſt feſtgeſetzt, um den Achill zu ehren.

Hekuba.

Ihr Götter, ſeht ihr denn ſo gern dem Morden zu? —
Und der die Bothſchaft bringt, Ulyß, wie! der biſt du?

Ulyß.

Ich kenne meine Pflicht, dein Wohlthun zu ermeſſen.
Was du an mir gethan, bleibt ewig unvergeſſen.
Ich weis, mein Leben war allein in deiner Hand,
Als Helena vordem in Troja mich erkannt,
Und da ein falſches Kleid den andern mich verſteckte,
Dir, was ich da geſucht und wer ich ſey, entdeckte.
Wie groß war deine Huld, die mich nicht bitten ließ,
Und mir aus der Gefahr den ſichern Ausgang wies.
Errettet prieſ ich dann im Lager, dir zur Ehre,
Wie viele Großmuth auch in euch, Barbaren, wäre.

Hekuba.

Und du bist der Barbar, der mir der Tochter Tod,
Des Stammes Untergang mit kaltem Herzen droht?

Ulyß.

Wie gern hätt ich mein Blut für dich, für sie vergossen? —
Doch wer kann widerstehn? Das Heer hat es beschlossen.

Hekuba.

Und du, der durch ein Wort dieß Heer verändern kann,
Du wendest nicht ein Wort für unsre Wohlfahrt an?
Du, der du Troja oft mit Unglück überladen,
Gebrauche dich einmal der Worte, nicht zum Schaden!
Nur einmal sprich für uns, und hindre den Entschluß,
Der mit der Tochter auch die Mutter tödten muß.

Ulyß.

Wie schwach ist doch die Kraft von allen Weisheitsgründen,
Wenn sie die Herzen schon von Wuth erfüllet finden!
Wenn sich das Ohr verschließt und den berauchten Geist
Dort blinder Andacht Zug, hier Sehnsucht zu sich reißt.
So wahr ich ungern sah mein eignes Kind erkalten,
So wahr hab ich gesucht, das deine zu erhalten.

Hekuba.

Wie vieles redest du, wie wenig thust du doch!

Polyxena.

Er lacht zu deinem Schmerz! und wie? du bittest noch?
Ach! Mutter, denk an dich. Was willst du um mein Leben
Die Ehre deines Stamms und meiner Väter geben?
Damit nicht dieser Schutt die letzte Schande sieht,
Wenn seine Königinn vor diesen Füßen kniet.

Hekuba.

Nein! fürchte nichts, Ulyß. Was wendest du die Blicke,
So schüchtern von mir ab, und weichst von mir zurücke?

Wenn

Wenn in dir nicht der Dank zu meinem Beſten ſpricht,
Verſieh von außen nur dich meines Anfalls nicht.
Wenn ich umſonſt geſtidt, würd ich mich herber kränken.
Wen nicht der Dank bewegt, den wird kein Bitten lenken.

Ulyſſ.

Doch, wo iſt Hekters Sohn? Das Heer verlanget ihn.
Die Klugheit räth, dieß Kind der Mutter zu entziehn.

Hekuba.

Unfehlbar wird das Heer für ſeine Wohlfahrt ſorgen.
Du meynſt, was du nicht ſagſt, das ſey vor mir verborgen?
Was foderſt du von mir, du Mörder, du Barbar?
Geh, nimm nur Hekters Sohn, ja, reiß ihn vom Altar!
Was foderſt du von mir den Verſchub deiner Thaten?
Ihn miſſen, das iſt nichts! Ich ſoll ihn noch verrathen!
Ich, ſeine Mutter, ſoll, da du voll Blutdurſt biſt,
Noch ſelber mit dir gehn, und zeigen, wo er iſt!
Ich ſoll ihn dir getroſt in Mörderhände geben,
Und ſagen: Nimm ihn hin und raub ihm nur das Leben!
Dieß willſt du, Grauſamer? dieß ſcheinet dir gerecht?
Ich ſoll der Henker ſeyn, wenn ihr das Urtheil ſprecht?
Warum begehrt ihr nicht, erhitzte Tigerthiere!
Daß ich ihn an der Hand zum höchſten Thurme führe,
Daß ich dort neben ihm auf der verfluchten Höh,
Von der er fallen ſoll, mit trocknen Augen ſteh;
Und wenn er mich umfaßt, ihn gar aus meinem Schoeße,
Mit mörderiſcher Hand in grauſe Tiefen ſtoße?
Geh! nimm ihn, wo du kannſt. Nur fodr' ihn nicht von mir.

Ulyſſ.

Woſern du ihn verbirgſt, verlang ich ihn von dir.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Andromacha.

Wo ſind ich einen Ort, der mich in Eil verſtecket,
Damit nicht meine Qual den liebſten Sohn entdecket,
Daß meines Herzens Angſt nicht durch die Augen bricht,
Und wider ihn und mich ein tödtlich Zeugniß ſpricht.
Man ſuchet überall, man forſcht mit ſcharfen Blicken;
Ulyß iſts, der ihn ſucht! Werd ich wohl ihn berücken?
Wen ſeh ich? Himmel hilf! ach er verfolgt mich ſchon!

Zweyter Auftritt.

Ulyß, Andromacha.

Ulyß.

Vielleicht, Andromacha, ſuchſt du hier deinen Sohn.

Andromacha.

Seit dem der Morgen ſcheint, ſuch ich ihn ſchon vergebens.
Ulyß, mein traurig Herz verzeiht ſich ſeines Lebens.
Denn find ich ihn nicht mehr, ſo hat er ſchon den Tod,
Den ihm der Griechen Wuth, wenn ich ihn finde, droht.
Weit lieber ſah ich ihn von deiner Hand erblaſſen;
Du würdeſt wenigſtens mir ſeinen Körper laſſen

Ulyß.

Andromacha, dein Leid rührt jedes Vaterherz.
Daß ich dich kränken muß, geſchieht mit meinem Schmerz.
Doch ſoll ich mein Vertrauen auf deine Reden ſetzen,
So lehre mich vorher, dich minder hoch zu ſchätzen.

Wir

Wir kennen allzuſehr ſchon deine Muttertreu,
Daß ſtets dein einzig Kind in deinen Armen ſey.
Man weis, daß du dich noch um Hektors Tod betrübeſt,
Und drum im Sohne noch ihn über alles liebeſt.
Man weis, daß dieſen Sohn dein Arm durchs Feuer trug,
Als über ihn ſchon Dampf und Gluth zuſammenſchlug,
Und daß du in der Nacht, als alles mußte erkalten,
Zum Schilde deine Bruſt vor ſeine Bruſt gehalten.
Und nun iſt er hinweg, da alles ruhig liegt,
Da man euch nur verwahrt, und nicht mehr euch bekriegt?
Wie? Dieſer Eifer ſinkt mit der Gefahr darnieder?
Was du mit Angſt erkauft, verlierſt du ſorglos wieder?
Wo bliebe denn dein Ruhm, den auch der Feind geſteht,
Der mehr gilt, als ein Sohn, der über alles geht?

Andromache.

Noch keinem hat es je der Sorgfalt Ruhm geraubet,
Wenn Furcht und Eifer ſchläft, wo man ſich ſicher glaubet.
Bin ich es, die mein Kind noch ſtets bewahren ſoll?
Iſt nicht die ganze Burg von euren Wachten voll?
Hieſt ihr uns nicht, ſogleich nach jener Nacht voll Grauen,
Ohn alle Sorge ſeyn und ihrem Schutze trauen?
Es ſchien, als wären wir zu unſerm Wohl bewahrt.
Doch ach! ihr habt uns nur zur Schlachtbank aufgeſpart.
Wir ſind euch noch zu ſchlecht zu Sklaverey und Ketten,
Und eure Furcht iſt nur, daß wir das Leben retten.
Drum ſtellt ihr jeden Tag mit uns ein Schauſpiel an,
Daran ſich jeden Tag die Wuth vergnügen kann.
Hier opfert man erfreut mit Menſchenblut den Göttern,
Dort will man nur zur Luſt ein wimmernd Kind zerſchmettern;
Und alles, was ihr denkt, und alles, was ihr thut,
Verräth nur, Grauſame! den Durſt nach Menſchenblut.
Doch ach! was red ich noch für meines Sohnes Leben?
Den Tod, den du ihm drohſt, hat man ihm ſchon gegeben.
Ihr Mörder, die ihr auch noch nach dem Siege kriegt,
Wo habt ihr meinen Sohn, um den ihr mich betriegt?

Suche

Sucht nur mein Kind bey euch, denn ihr nur könnt es wissen!
Ihr fodert es von mir und habt es mir entrissen.
Soll ich, die ich nicht darf aus diesen Mauern gehn,
Euch noch, als Hüterinn, für die Gefangnen stehn?
Ich sah schon, was ihr wollt. Ihr sucht nur ein Verbrechen,
Um endlich auch noch mir das Leben abzusprechen.

Ulyss.

Du zürnst, Andromacha, ich aber schweige still,
Und will im Lager sehn, ob man dir glauben will.

Er geht ab.

Andromacha.

Dich war der erste Kampf von denen, die mir dräuen.
Doch wie? der König kömmt. Der Sturm wird sich verneuen.
Ihr Götter! nein! ich fleh.

Dritter Auftritt.

Agamemnon, Lichas, Talthybius.

Agamemnon.

Wie? Lichas, scheut man sich?
Man rief mich selber her, nun aber flieht man mich?

Lichas.

Sie eilet nur vielleicht, du Zuflucht ihrer Klagen!
Daß du zuzegen bist, den übrigen zu sagen.

Agamemnon.

Auf, Lichas, geh du selbst und sprich zur Königinn,
Daß ich zu ihrem Trost zu ihr gekommen bin.

Ich will nicht meinen Fuß in diesen Tempel setzen;
Der Himmel möchte mich für stolz und trutzig schätzen,
Wenn ich vermissen wär, wo man ihn sonst verehrt,
An den Altar zu gehn, den ich doch selbst zerstört.
Sprich, was du mir gesagt, sprich, wie du mich gebeuget,
Sprich, daß ich wenigstens mein Mitleid dir bezeuget.

Vierter

Vierter Auftritt.

Agamemnon, Talthybius.

Agamemnon.

Mein Fuß betritt nunmehr den Ort zum drittenmal.
Und ſtets voll innern Kampfs, voll Zweifel, voller Qual.
Betrübter Augenblick! da mich das Heer erleſen,
Daß ich ihr Führer ſey! — *) Was bin ich ſonſt geweſen,
Eh ich zum Kriege kam? — Ein Vater für mein Land.
Jetzt bin ich ein Tyrann, durch tauſend Wuth bekannt:
Das Werkzeug eines Volks, die nur nach Blute dürſten;
Und in der Krone ſelbſt ein Knecht der niedern Fürſten.
Nur Menſchenopfer ſehn, nur Mord iſt mein Geſchick.
Mit Mord kam ich hieher, mit Mord ſoll ich zurück.
Jedoch, Talthybius, ich will noch etwas wagen,
Ich will nicht ohne Macht den ſchweren Zepter tragen.

Talthybius.

Mein König, was ſoll ſonſt in überhäufter Pein.
Was, als der Fürſten Macht, Bedrängter Zuflucht ſeyn?
Was iſt, das nicht der Haß ſich wider ſie erkühnet,
Als hätte man durch Neid noch neue Neid verdienet?

Agamemnon.

Wahr iſts, Talthybius! — Ich kenne meine Pflicht,
Mein Herz entziehet ſich bedrängten Herzen nicht.
Ich ſuch, ihr Schild zu ſeyn. Nur bitt ich euch, ihr Götter,
Wie ich Polyxenen, ſo ſeyd ihr meine Retter!
Sprich, klaget man mit Recht wohl meinen Zweifel an?
Wo iſt ein menſchlich Herz, das hier nicht wanken kann?

Nicht

*) In einer Handſchrift des Verfaſſers findet ſich hier eine Verſchiedenheit:

Was bin ich erſt geweſen,
Eh ich vor Troja kam? Ein Vater für das Land.
Was aber bin ich itzt? Ein Feldherr, der nur Brand
Und Morden ſtiften muß. Ein Knecht der andern Fürſten,
Das Werkzeug aller der, die nur nach Blute dürſten.

Nicht stets muß man den Muth mehr als die Schwachheit lieben,
Kein Held muß herzhaft seyn, Betrübte zu betrüben.
Ein unentschlossner Geist, den nichts zu schnell bewegt,
Zeigt, daß er seine Pflicht behutsam überlegt,
Und wenn er ja zuletzt den falschen Weg erwählet,
So hat er wenigstens nicht ohne Kampf gefehlet.

Ja! glaube, tausendmal hab ich mit mir gekämpft,
Oft hat ein neuer Schluß den ersten Schluß gedämpft.
*) Ach! werd ich von dem Blut, wornach so viele brennen,
Durch allen Widerstand mich rein erhalten können?
Hier hör ich Wimmern, Schmerz, Flehn, Fluch und Rache schreyn,
Dort bricht schon Fadel, Frutz, Gewalt und Aufruhr ein.
Itzt denk ich: Soll ein Blut, das Unschuld schützt, erkalten?
Itzt denk ich: Soll ich Blut den Geistern vorenthalten?
Bald denk ich, daß ein Gott kein Unrecht fodern kann;
Bald denk ich, er begehrts, drum ist es recht gethan.
Bald seh ich wider uns sich Wind und Meer verbinden,
Ich seh uns irre gehn, und unser Land nicht finden.
Schlacht ich das Opfer nicht; wer hat denn Schuld, als ich?
Schlacht ichs, und stürmt es doch; wen tadelt man, als mich?
Ists stürmisch und sie lebt, so werden alle sagen:
„Die Hölle zürnt um Blut, das man ihr abgeschlagen.
Stürmt es und sie ist todt, so sagen eben die:
„Ihr Blut war unschuldsvoll, der Himmel rächet sie.

Talthybius.

Doch schützest du nicht auch zugleich des Hektors Knaben?
Ists denn des Todes werth, berühmte Vater haben?

Agamemnon.

Und dennoch glaube mir: Sein Tod scheint mir gewiß.
Den Pyrrhus scheu ich nicht, doch furcht ich den Ulyß.

Denn

*) In einer Handschrift heißt es:
Ich weiß nicht, ob ich sie dem Tode kann entreißen;
Doch will ich alles thun, um rein davon zu heißen.
Beyde Lesarten haben ihre Unvollkommenheit.

Denn Pyrrhus, wenn er trutzt, kann nichts als Zorn erregen,
Uloß kann, wenn er spricht, mein ganzes Herz bewegen.
In meiner schönsten That läßt er mich Schande sehn,
Und was ich nie gewollt, das laß ich dann geschehn.
Ja! wenn ich mit leidsvoll itzt nichts als Glimpf beschließe,
Ein kräftig Wort von ihm macht, daß ich Blut vergieße.

Talthybius.

Hier kömmt schon Hekuba.

Agamemnon.

Ach! zu betrübter Blick!
Sieh! was ist unser Stand, verläßt uns nur das Glück!

Fünfter Auftritt.

Hekuba, Agamemnon, Talthybius.

Hekuba.

Herr, warum raubest du gefangner Waisen Leben?
Warum willst du mein Kind zum Opfer übergeben?
Hast du uns darum nicht in der betrübten Nacht,
In welcher Troja fiel, mit andern umgebracht;
Damit du dieses Licht, das du uns noch vergönntest,
Erst schenken, und sodann uns wieder rauben könntest?
Damit wir erst den Schutt des großen Troja sehn,
Und dann, was Tempel, Schloß, Altar und Wall geschehn,
Den Helden, die das Glück in schrecklichen Gefechten
Eh als die Stadt gestürzt, zur Nachricht bringen möchten?
War dieß dein falscher Glimpf? ist dieß dein Königswort?
Da du uns Gnade schenkst, verhängest du den Mord?
Gewähr uns in der That das Wort, das du gegeben!
Das Leben schenktest du; drum fodern wir das Leben.
Es gilt hier gegen mich kein Priester, kein Achill.
An Vorwand fehlt es nie, wenn man betriegen will.
Was du mit Billigkeit und Vorbedacht verheißen,
Kann Himmel, Hölle, Geist und Priester nicht zerreißen.

Aganemnon.

Du foderst, Hekuba, ein schweres Werk von mir.
Ich selbst begehre ja die Tochter nicht von dir.
Ich würde nie das Wort, das ich euch gab, verletzen,
Und weis so gar das Blut des Feindes hochzuschätzen.
Doch was ich euch geschenkt, das raubt euch Rath und Heer.
Zwar mein Geboth gilt viel, doch ihres gilt noch mehr.

Hekuba.

Soll man, eh man dich kann bey deinen Worten fassen
Sich erst ein ganzes Volk für dich verbürgen lassen?
Wem soll man sich vertraun? — o Sitten dieser Zeit!
Die Treu zu brechen, ist die Ausflucht stets bereit.
Dann seyd ihr unumschränkt, Bezwinger dieser Erden,
Wenn Krieg und Brand und Tod von euch beschlossen werden.
Doch wenn ihr Treu und Bund und Schwur erfüllen sollt,
Dann ist euch nicht erlaubt, was ihr nicht halten wollt.

Doch hast du dich, dein Wort erfüllt zu sehn, beflissen,
Und zeigst du auch dem Volk sein ungerecht Entschließen?

Man sagt, Achill begehrts, der in dem Grabe ruht.
Wofern er was begehrt, ists darum Menschenblut?
War Troja denn so arm? Habt ihr sonst keine Beute?
Sind edle Sklaven bloß die Frucht von eurem Streite?
Ehr ihn durch Rinderblut, und sage deinem Heer:
Wo keine Macht mehr ist, ist keine Feindschaft mehr.
Die blutige Gewalt, uns Trojer zu ermorden,
Ist euch durch unsern Fall nun schon benommen worden.
Daß man uns leben läßt, dieß fodert eure Pflicht,
Denn wer nicht schaden kann, verdient den Tod auch nicht.
In strenger Sorgsamkeit der Menschen Blut zu sparen,
Und nicht in List und Wuth, da übertrefft Barbaren!
Itzt laß auf einmal sehn, daß du von starkem Geist,
Vernünftig, großmuthsvoll, gerecht, und König seyst;
Daß du nicht bloß gelernt, die Länder zu bekriegen!
Wer nicht zu schonen weis, der weis auch nicht zu siegen.

Aga-

Agamemnon.

Verklage ferner nur den Agamemnon nicht.
Die Welt soll Zeuge seyn, ob er umsonst verspricht,
Ob er verschonen kann, und Thränen weis zu stillen.
Das Wort, das ich dir gab, das werd ich auch erfüllen.
Der Beystand ist nur schwer. Er reizt das Heer auf mich,
Er reizt die Todten selbst, denn die sind wider dich.
Ich seh den harten Kampf, den ich erdulden werde,
Mit Helden in der Gruft, mit Helden auf der Erde.

Sechster Auftritt.

Hekuba, Polyxena, Agamemnon, Talthybius.

Hekuba.

Nun, Tochter, sey nur selbst nicht grausam gegen dich,
Sonst alles ist erweicht, sonst alles höret mich.
Der König giebt mir Schutz, und schenket mir dein Leben,
Ich will es, nimm es an. Sprich, wirst du widerstreben?

Polyxena.

Du willst es; — aber denk, nach wie viel Furcht und Pein
Wird meine Rettung doch vielleicht unmöglich seyn?
Gesetzt, Herr, daß dein Muth für mich sich selber waget;
Hat mir denn Pyrrhus auch das Leben zugesaget?
Ist gleiches Mitleid auch in dem Ulyß erregt,
Den weder Bitten rührt, noch Dankbarkeit bewegt?
Nein! ich kann keinen Reiz in dieser Rache finden,
Durch mich der Feinde Herz zur Zwietracht zu entzünden.
Wie könnt ich wohl getrost der Griechen Schwerdter sehn,
Die durch der Brüder Brust nach meinem Herzen gehn?
Warum sollt ich für mich viel hundert Opfer geben?
Mein Leben ist nicht mehr, als andrer Menschen Leben.
Ich werde, wollt ich mich durch Bürgerkrieg befreyn,
Noch mehr, als Helena, der Welt ein Abscheu seyn.
Doch laß ich auch für mich das halbe Heer erkalten;
Bin ich sodann gewiß, mein Leben zu erhalten?

Wie ich, ob eine Macht, die dich zum Weichen zwingt,
Mich unter Bissen macht zu dem Altare dringt?
Mit Ehren könnt ich itzt mein Leben willig schließen:
Dann wird ich es mit Zwang und Schanden enden müssen.

Agamemnon.

Nimm nur dein Leben an. Ich bins, der dich erhält.
Zur Sicherheit diene die mein heiligst Gezelt.
Dahin darf die Gewalt den freyen Fuß nicht setzen.
Das Heer verehret es, kein Fürst wird es verletzen.

Polyxena.

Ach! ist mein Leben wohl so vieler Sorgfalt werth?
Wer liebet, so wie ich, der nicht den Tod begehrt?
Du, die du meinem Glück, dem Tode, mich entreissest,
Erginne, da du mich mein Leben retten heissest.
Wenn hieß du mich auf? Die Schuld liegt bloß auf dir.—
Ihr Götter, wie viel Angst erblickt ich Ilien vor mir?
Wie sah ich dem Triumph im hellen Griechenlande? —
Was fürcht ich für Gefahr! was droht mir für Schande!

Agamemnon.

Prinzessinn, fürchte nichts. Du stehst Griechen ein,
Und mußt in Asien stets hochgeschätzet seyn.

Polyxena.

Doch warum wagst du dich für mich in das Verderben?

Agamemnon.

Der Jugend verzeihen.

Polyxena.

Soll ich mich lieber werben!
Allein von edler Hand erwart ich Gunst und Schutz,
Die mich aus Großmuth liebt, und nicht aus Eigennutz:
Und die nicht, um durch Dank ihr Liebthun zu erneuern,
Verlangt, ich solle mich, so viel sie will, erniedern.

Hekuba.

Ja, Tochter, geb mir ihm und sich nur deinen Tod.
Du hast sonst keinen Ort, der dir nicht Unglück drohe.

Hin-

Ach, gönne dir nicht erst die Zeit, mich zu umarmen!
Mein König, habe Dank, vollführe dein Erbarmen.
Was noch in meinem Schmerz mir Trost erwecken kann,
Vertrau ich dir allein, ja selbst mein Leben an.

Siebenter Auftritt.

Andromacha, Hekuba.

Andromacha.

Nun ist der König fort, nun weichet erst mein Schrecken.
Ach! Mutter, alles kann mir itzo Furcht erwecken!
Ich flieh vor der Gefahr, noch ehe sie mir droht,
Und jeden seh ich an, als brächt er mir den Tod.
Werd ich wohl über Wuth und Bluthurst triumphiren,
Und meinen Sohn ans Licht beglückt und sicher führen?

Hekuba.

Du solltest ihn zugleich dem König anvertraun.

Andromacha.

Auf Todte kann ich mehr, als auf den König, baun.
Von diesen kann ich nur mir Sicherheit versprechen;
Die brechen nie ihr Wort, der König kann es brechen.

Achter Auftritt.

Andromacha, Hekuba, Pyrrhus.

Pyrrhus.

Nun, Hekuba, sind schon die Wachten ausgesetzt,
Altar und Kranz bereit, der Opferdolch gewetzt.
Mein Vater wartet schon im Grabe voll Verlangen,
Und ist voll Ungeduld, das Opfer zu empfangen.
Man tödtet sie gewiß mit Pracht und königlich.
Wo ist Polyxena? Ruf sie, und tröste dich!

Hekuba.

Es mag dein Vater nur vergeblich nach ihr schmachten;
Geh, such ein Opfer aus, es königlich zu schlachten!

Euch eines, wo du willſt, und weiſt es mit der Pracht,
Damit du Kranz, Altar, und Dolch bereit gemacht.
Laß meine Tochter mir, denn ſie trägt kein Verlangen,
Bey eines Mörders Gruft den Opfern gleich zu prangen.

Pyrrhus.

Du redeſt immer noch als Frejens Königinn.
Erinnerſt du dich nicht, daß ich dein Sieger bin?
Zwar deine Tochter wird kein Flug, kein Flehn erretten,
Doch denke, dieſer Zug ſteht ſchlecht zu deinen Ketten.

Hekuba.

Du haſt in Ketten ſchon mich drum nicht zittern ſehn.
Zum Zug bin ich zu ſchwach, doch allzuſtolz zum Flehn.
Ich ſage dir nur dieß, was du bereits vernommen:
Du ſuchteſt hier mein Kind, und wirſt es nicht bekommen.

Pyrrhus.

O Stolz! o Widerſtand! wer ſoll mich hindern? Wer?
Erfülle mein Gebeth, bring deine Tochter her!

Hekuba.

Du wirſt mich nur umſonſt nach meiner Tochter finden.
Das Opfer, das du ſuchſt, iſt nicht in meinen Händen.

Pyrrhus.

Du haſt die Tochter nicht? Wer hat ſie weggeführt?

Hekuba.

Ein Held, den mehr, als dich, gerechtes Bitten rührt.

Pyrrhus.

Und wer iſt dieſer Held, den Thränen ſo bewegen,
Den mehr das Bitten rührt, als Furcht vor meinem Degen?

Hekuba.

Ein Fürſt, der hier weit mehr, als du, befehlen kann,
Der dich nicht ſcheuen darf, denn ihn ſcheut jedermann.

Pyrrhus.

Es fürchte ihn, wer da will, er iſt hierzu zu wenig.
Sprich du, Andromacha, ſprich, war es nicht der König?

Bedenk,

Bedenk, es liegt daran, wie du dich itzt bezeigſt,
Ob du mich einſt zum Glimpf, ob zu der Härte neigſt.
Nur dieſen Augenblick haſt du dein Glück zu wählen:
Soll ich ins künftige dich ehren oder quälen?

Andromacha.

Herr, ich weis allzuwohl, was mir das Glück beſtimmt,
Daß mich dein ſtrenger Arm zur Magd und Beute nimmt.
Doch fodersts du wohl nicht, die Meinen zu verrathen.
Wer edel iſt, begehrt niemals unedle Thaten.
Zudem macht mich der Schmerz und meines Sohnes Tod
Aufmerkſam auf mich ſelbſt, und nicht auf fremde Noth.

Pyrrhus.

Ich ſeh ſchon deutlich genug, was ihr nicht wollt entdecken.
Ich ſeh es; aber bebt und eilt, euch zu verſtecken!
Ihr kennet noch vielleicht den Zorn des Pyrrhus nicht.
Entweicht nur meiner Wuth, acht, flieht nur mein Geſicht,
Damit euch, eh ihr ſterbt, vor dem verdienten Blitze,
Ein Tempel, ein Altar, und eure Flucht beſchütze.

Neunter Auftritt.

Pyrrhus.

Kann Agamemnon ſtets noch ſo verwegen ſeyn? —
So ſchlecht verehret er Achillens Opferſtein?
Laſt ſehen, was er thut, wenn er mich wird erblicken.
Ja! ſollt ich auch mein Schwerdt auf meinen Führer zücken;
Ich will bis in ſein Zelt mit Macht und Waffen gehn.
Laſt ſehn, wer ſiegen ſoll, wer uns kann widerſtehn?
Verbarg er ſie vor mir im tiefſten Grund der Erden,
So ſoll ſie doch von mir heraus geriſſen werden.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hekuba, Andromacha.

Hekuba.

Ach! Komm, Andromacha, bey meiner Sorgen Menge
Wird mir die Ruh verhaßt, und dieſer Tempel enge.
Komm her, und laß uns hier, ſo weit wir können, ſeyn! —
Wer ſagt mir, was geſchieht, und was wird noch geſchehn?
Ach! kann denn kein Bericht zu unſern Ohren dringen?
Ach! will denn niemand uns Tod oder Leben bringen?
Wo wird Polyxena, wo wird itzt Pyrrhus ſeyn?
Wird Agamemnon wohl ſie von der Wuth befreyn?
Wird man wohl ein Gefecht um ihrentwillen wagen?
Und wird ein griechiſch Schwerdt um ſie wohl Griechen ſchlagen?
Wie würde Troja nicht ſich in der Aſche freun,
Und ſich gerächet ſehn, wenn ſich die Feind' entzweyn?
Doch ſchweig, unedler Trieb! Stützt man nur meine Sache,
Lebt meine Tochter nur; ich fodre keine Rache.

Andromacha.

Was ſeh ich? Himmel hilf! Ulyß iſts, der erſcheint!
Ach' mein Aſtyanax! dein unverſöhnter Feind!
Ihr Götter! Hektors Gruft umringt er mit Soldaten! —
O Schickſal! welcher Gott hat meinen Sohn verrathen?

Zweyter Auftritt.

Ulyß, Andromacha, Hekuba.

Ulyß.

Weil doch, Andromacha, in der zerſtörten Stadt,
Ein naher Unglücksfall dein Kind begraben hat;

So höre, was hierauf der Fürſten Rath beſchloſſen:
Es werd an ſeiner Statt kein andres Blut vergoſſen.
Der Tod hat ſchon genug, wenn dieſer nicht mehr lebt,
Und man vor keinem Mann aus Troja weiter bebt.
Es hieß der Götterſpruch, als wir zuſammen kamen:
„Zerſchmettert noch den Reſt von Hektors großem Namen.“
Man deutete dieß Wort zuvor auf deinen Sohn;
Wir ſehn, daß wir geirrt, die Hölle hat ihn ſchon.
Der Spruch, der nicht umſonſt vom Heiligthum erſchollen,
Muß weil ſein Sohn nicht lebt, ſein Grab bedeuten ſollen.
Drum ſiehſt du, jenes Volk ſteht ſchon um ſeine Gruft,
Und wartet auf den Wink, der zum Zerſtören ruft.
Weiſt du nun deinen Sohn, ſo eil es uns zu melden,
Und rette das Gebein des tapferſten der Helden.
Verſchulde nicht, daß man ſein Denkmaal niederreißt,
Und findet man den Sohn, ihn doch auch tödten heißt.

Andromacha.

Zerſtörer! wollt ihr auch die Gräber ſelbſt zerſtäuben?
Soll nichts von euch verſchont, ſoll nichts euch heilig bleiben?
Daß dieß erhabne Grab mit Hektors Staube prangt,
Hat Priamus von euch mit Geld und Flehn erlangt.
Wenn haltet ihr einmal ein einziges Verſprechen?
Dieß Grab, das ihr verkauft, dieß wollt ihr nun zerbrechen?
So wenig achtet ihr die großmuthsvolle Pflicht,
Daß man die Tugend auch an Feinden löblich ſpricht,
Und daß man einen Held noch mit Bewundrung ehret,
Der für ſein Vaterland ſich gegen euch gewehret?
Ja, gehet, bringet nur, wenn euch kein Schauer hält,
Sein fürchterlich Gebein zurück ans Licht der Welt!
Ihr könnt einander noch dabey zur Nachricht ſagen,
Wie viel ſein tapfrer Arm aus eurem Heer erſchlagen,
Und prüfen, ob ein Held, der euch ſo weh gethan,
Auch todt, noch mächtig iſt, daß er ſich retten kann.
Ich ſeh ſchon, was du willſt. Verſuch nur, mich zu zwingen,
Du wirſt dadurch kein Wort aus meinem Munde bringen,

Das ich nicht ſchon geſagt. Vollführe nur dein Drohn,
Ich ſag es noch einmal: Ich habe keinen Sohn.

Ulyſſ.

Du glaubſt, ich will dich nur mit leerem Drohen ſchrecken,
Der Ausgang wird dir bald den ſtrengſten Ernſt entdecken.

Hekuba.

Ulyß, reißt das Geſchick ſchon meinen Enkel hin,
Was ſucheſt du noch mehr in des Orakels Sinn?
Thut denn ein Frevel noth, die Götter zu verſöhnen?
Was haben Gräber ſonſt für Gleichheit mit den Söhnen?
Wenn ſeines Zorns Entſchluß der Himmel ſelbſt vollzieht,
Was brauchts, daß ihr noch, uns zu quälen, euch bemüht?
Gilt denn ein Tod für nichts, wenn ihr ihn nicht vollbringet,
Und euch kein rauchend Blut davon ins Antlitz ſpringet?

Ulyſſ.

Nichts iſt umſonſt geſagt, ſo oft der Himmel ſpricht.
Was er vollſtrecken will, befiehlt er Menſchen nicht.
Er kann hier keinen Tod, den er gewirkt, verſtehen.
Wählt unter Sohn und Grab! Ihr ſchweiget? — ich will gehen.

Andromacha.

Wo gehſt du hin? Er eilt. O Himmel! wo iſt Rath!
Ach! bleib doch, bleib, Ulyß! — Du gehſt zu einer That,
Die dich auf Erden wird zum Haß und Abſcheu ſetzen;
Du gehſt, Grab, Gebein, und Schatten zu verletzen.
Dem Thun, wofern du ſo der Götter Spruch erfüllſt,
Erzürnt die Unterwelt, die du verſöhnen willſt.
Ulyß, ach! wünſcheſt du, daß jemals in der Erde
Dem ehrenveſter Reſt in Ruh gekrönet werde;
Begehrſt du, daß kein Fluch bis in dein Grabmaal ſchallt:
So ſchone ſelbſt vorher der Todten Aufenthalt!
Laß den geweihten Ort den theuren Schutz bewahren,
Und nicht der Helden Staub und Moder offenbaren.
Was hofft ein Menſch für Ruh, wenn ſie kein Grab gewährt?
Was hofft ein Held für Ruhm, wenn man ihn todt entehrt? —

Mein

Mein Bitten iſt umſonſt, mein Weinen will nichts nützen.
Ach Hektor! ach Gemahl! komm ſelber, dich zu ſchützen!
Ulyß iſt unerweicht, Ulyß verlachet mich,
Und weil du nicht mehr lebſt, verlachet er auch dich.

Ulyß.

Ich ſelbſt entehr ihn nicht. Nur du entehrſt den Gatten,
Dein Läugnen, deine Liſt ſtört dieſes Helden Schatten.

Dritter Auftritt.

Andromacha, Hekuba.

Andromacha.

O Grabmaal, o Gemahl, o Sohn, wie rette ich euch!

Hekuba.

O welcher harte Schlag trifft alle drey zugleich!

Andromacha.

Ach! leider, daß ich itzt nicht zwiſchen Sohn und Grabe,
Nicht zwiſchen Leberden und Staub zu wählen habe!
O! zu betrübte Wahl! Ich bin nur zweifelsvoll,
Ob ich, ob das Geſchick den Sohn verrathen ſoll.
O ſchneller Unglücksfall! mein Sohn, du kannſt nicht leben!
Wie? ſoll die Mutter dich in Mörderhände geben?
Wie? ſoll ich hier verzagt und unentſchloſſen ſtehn,
Bis Hektors Grab und Sohn zuſammen untergehn?
Ich geh!— o nein! ich kann mein Kind nicht ſelbſt entdecken.
Der Fuß erzittert mir, und ſtockt und ſtarrt vor Schrecken.
Itzt reut die wilde Schaar ſich um das Ehrenmaal,
Itzt rühret man es an. Der Gipfel wankt. O Qual!
O Abgrund! öffne dich und decke Hektors Erben!
Sein Grabmaal mag vergehn, laß nur ſein Kind nicht ſterben.
Wo ſind die Kränze hin, wo iſt der Bilder Zier? —
So eilig reißt man ein? Ach! es iſt aus mit mir.
Ich geh! o Sohn, o Grab, ihr liebſten auf der Erden!
Von euch muß wenigſtens noch eins erhalten werden.

Vierter Auftritt.

Hekuba.

Verflucht ſey doch der Rath, den ich zum Unglück gab!
Iſt dieß die Sicherheit in meines Sohnes Grab?
O welcher Höllenaeiſt hat mich ſo hintergangen?
Und warf ihn in dieß Netz, ihn ſicherer zu fangen?
Wenn fühl ich, o Geſchick, denn deine letzte Wuth?
Wofern du Blut begehrſt, ſo fodre doch mein Blut.
Damit ich wenigſtens zugleich mit jenen ſterbe.
Sieh einen Götterſpruch, dadurch auch ich verderbe!

Fünfter Auftritt.

Ulyß, Andromacha, Hekuba, Aſtyanax.

Andromacha.

So komm denn, komm, mein Sohn, ans letzte Tageslicht,
Denn Gruft und Heiligthum ſchützt vor den Griechen nicht.
Komm, wo du leben willſt, dich mit uns zu vereinen,
Zu zweer Mütter Flehn geſelle du dein Weinen.
Ulyß, hier ſiehſt du uns zur tiefſten Demuth flehn.

Hekuba.

Hier ſiehſt du nun vor dir zwo Königstöchter knien.
Hier kniet ein Prinz vor dir, und niemand von uns allen
Iſt Helden deines Rangs noch je zu Fuß gefallen.

Andromacha.

Du ſiehſt, wie wir bedrängt, wie wir erniedrigt ſind.

Hekuba.

Und warum bitten wir? Wir bitten für ein Kind.

Andromacha.

Du ſollſt ihm nicht des Reichs gehoffte Krone geben.

Hekuba.

Sieh ihm nur Sklaverey, und ein betrübtes Leben.

Andromacha.

Ach! leider! daß man dieß noch von euch bitten muß!

Ulyß.

Ulyſſ.

Ich ſchlag es euch nicht ab. Es iſt der Fürſten Schluß.

Hekuba.

Wird dieſe ſchwache Hand wohl euer Blut vergießen,
Die zu den Feſſeln ſich wird jung gewöhnen müſſen?

Andromacha.

Sieh doch! Soll dieſer Arm wohl Trojens Rächer ſeyn?

Hekuba.

Betracht ihn nur! Er weint, — und jagt euch Schrecken ein?

Ulyſſ.

Wer uns als Kind nicht ſchreckt, kann uns als Mann verderben.

Andromacha.

Die Mutter lebet noch, und ach! der Sohn ſoll ſterben?

Ulyſſ.

Ihr Mütter, ich geſteh, ihr rühret mich zwar ſehr,
Die Mütter Griechenlands, die rühren mich noch mehr.

Hekuba.

Verflucht ſey dieſe Furcht, die bloß aus Mistraun bebet,
Die ſtets auf Morden ſinnt, und doch der Mord nicht hebet!
Verflucht ſey dieſe Furcht, die niemals weis zu ruhn,
Und glaubt, was ſchaden kann, das wird auch Schaden thun!
O müßte doch zur Luſt für alle, die euch haſſen,
O müßte dieſe Furcht euch ewig nicht verlaſſen!

Andromacha.

Ihr Helden voller Furcht! Schreckt euch ein ſchwaches Kind,
So fürchtet auch ein Weib, das ſchon auf Rache ſinnt!
Wißt daß ich zornig bin, denn ihr habt mich betrübet!
Wißt, dieſes Herz hat Muth, weil Hektor es geliebet!
Wißt, dieſer Arm hat Kraft und findet noch ein Schwerdt,
Das in die erſte Bruſt, die mir begegnet, fährt!
Ich fürchte keinen Tod, und brauch ihn nicht zu ſcheuen,
Denn du raubſt mir ſo gar die Hoffnung, mich zu freuen.
Ich fürchte keinen Tod. Dieß hör und merke dir,
Und wenn euch alles ſchreckt, ſo bebet auch vor mir!

Ulyſſ.

Ulyß.

Kein Sohn der Tod schmerzt nicht, die Furcht nur macht ihn bitter.
Der langste Kampf ist bloß ein kurzes Ungewitter.

Andromacha.

Ach Sohn!

Hekuba.

Ach Enkel!

Andromacha.

Ach!

Hekuba.

Du gehst zum Tode hin?

Andromacha.

Sag deinem Vater nur, daß ich verzweifelt bin.

Sechster Auftritt.

Andromacha, Hekuba.

Andromacha.

O weh! wo ist mein Sohn? Ach! wohin muß er gehen?
Nun soll ein jäher Fall ihn durch die Lüfte drehn.
Bald wird sein knirschendes zerschmettertes Gehirn,
Vielleicht halblebend noch, der Mutter Grauen seyn.
Warum ist noch ein Thurm in Troja stehn geblieben,
Da man an seinem Prinz den Frevel kann verüben?
Stürzt! Mauern! stürzet ein! stürz ein, verheerte Stadt!
Damit man keine Heb zur Mordthat übrig hat.
Ihr seyd ja schwach genug von dreyer Tage Flammen;
Ihr Mauern! stürzet ein! stürzt über mich zusammen!

Siebenter Auftritt.

Pyrrhus, die Vorigen.

Pyrrhus.

Du kannst die Tochter nun begraben, Hekuba!

Hekuba.

Begraben, sagest du? Wie? ach! Polyxena?

Pyrr.

Pyrrhus.

Bey meines Vaters Gruft hat ſie mein Arm erleget.
Ich muß geſtehn, ihr Muth hat mich bey nah beweget.

Hekuba.

Ach! welche Freveltat? welch Unglück? welche Macht,
Hat aus des Königs Schutz zum Tode ſie gebracht?

Pyrrhus.

Des Feldherrn träge Furcht, der Unmuth unſers Heeres,
Die Parſen, und die Macht des ſiegenden Gewehres.

Hekuba.

Du Mörder, ſey nur froh, nun haſt du triumphirt.
Wen rührte nicht ihr Fall? — dich hat er nicht gerührt.

Pyrrhus.

Glaub, ich bewundre ſelbſt ihr königlich Bezeigen.
Kein Heldenkind erſchrickt, die Furcht iſt Sklaven eigen.
Sie ſelber ſtellte ſich beherzt an den Altar,
Und ſorgte, daß ihr Fall nicht unanſtandig war.
Sie ſprach: Von tauſend Schmach ſoll mich der Tod erretten,
Ich geh zur Freyheit hin, die andern zu den Ketten.

Andromacha.

Ach! führte man doch ſo mich auch zur Freyheit hin!

Hekuba.

Wer führt mich aus der Qual, der ich gewidmet bin?

Pyrrhus.

*) Sie rief: Führ nur gewiß das Schwerdt, das mich entſeelet!
Drauf opfert ſie mein Schwerdt, doch hatt es bald gefehlet.

Hekuba.

*) Die alte Handſchrift hat:
Sie rief: Führ nur gewiß den Streich, der mich entſeelet.
Ich führte drauf den Streich, und hatte bald gefehlet.

Hekuba.

Du Mörder, wie? ſie ſtarb? Grauſamer, geh von hier!
Geh! Tiger, denn ich ſeh der Tochter Blut an dir.

Achter Auftritt.

Ulyß, die Vorigen.

Ulyß.

Nun laßt uns nur den Ort voll Blut und Abſcheu fliehen,
Kommt, laßt uns über Meer nach unſerm Lande ziehen.
Nun iſt der Götter Zorn und auch das Meer geſtillt.
Ihr Will iſt nun vollbracht, und euer Leid erfüllt.
Es iſt um deinen Sohn, Andromacha, geſchehen.
Die Götter laſſen dich kein Unglück weiter ſehen!

Hekuba.

Ich bin vor Schmerz betäubt, daß ich nicht fühlen kann.

Andromacha.

Nun nichts mehr übrig iſt, nun biſt du ſatt, Tyrann.
O Himmel, wi'ſt du ſtets, wenn uns die Feinde haſſen,
Dein heiliges Geboth zum Vorwand brauchen laſſen?

Canut,

ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Canut, König von Dänemark, England, Norwegen, und einem Theile von Schweden.

Eſtrithe, deſſen Schweſter.

Gunilde, ihre Vertraute.

Ulfo, Eſtrithens Gemahl.

Haquin, **Godewin**, } Kriegsbediente des Canut.

Godſchalk, Prinz der Slaven.

Der Schauplatz ſtellet ein Gemach des Königlichen Schloſſes vor.

Vorbericht.

Vom Canut thut der Verfaſſer folgende kurze Meldung in der allgemeinen Vorrede zu ſeinen theatraliſchen Werken: „Dieſes Trauerſpiel iſt vor einigen „Monaten einzeln zum Vorſchein gekommen. Die alten „nordiſchen Geſchichte ſind ſo fruchtbar an Characteren und „an großen Begebenheiten, daß ich dadurch Luſt bekam, „auf einem Felde Blumen zu brechen, welches die Dichtkunſt bisher meiſtentheils unberührt gelaſſen hatte. Dieſer „Wahl der Materie habe ich es vielleicht zu danken, wenn „der Canut bey derjenigen Nation nicht ungeneigt aufgenommen worden, aus deren Geſchichte er gezogen iſt.„

Nicht nur in Dänemark, auch in Deutſchland iſt der Beyfall, den dieſes Stück davon getragen, ſo allgemein, ſo groß, und ich darf kühnlich hinzuſetzen — (denn welcher Kenner hat ihm wohl ſeinen Beyfall verſagt?) ſo gegründet geweſen, daß man um ſoviel weniger anſtehen mag, an dieſer Stelle einer ſehr guten Kritik, die darüber gemacht worden, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. In der ſchönen Abhandlung vom Trauerſpiele im erſten Stücke der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der

freyen Künſte wird der Canut in der Ausbildung und Abſtechung der Charaktere, und im wahren tragiſchen Ausdrucke als ein Beyſpiel dargeſtellet. Nur in Abſicht auf die Miſchung der Charaktere wird es als eine Unvollkommenheit angezeigt, daß Ulfo die eigentliche Hauptperſon in der ganzen Handlung ſey, da es doch Canut ſeyn ſoll, und zu ſeyn ſcheine. Ulfo ſey das ganze Stück hindurch in Bewegung, auf ihn allein beziehen ſich die Handlungen aller übrigen Perſonen, und mit der Entſcheidung ſeines Schickſals endige ſich die ganze Handlung. Canut hingegen ſey eben deswegen, weil er der gütigſte, der vortreflichſte Mann iſt, kein Charakter einer tragiſchen Hauptperſon; weil er nicht unglücklich iſt, errege er kein Mitleid; und weil er in beſtändiger Ruhe bleibt, falle die ganze Aufmerkſamkeit, die ganze Bewegung des Zuſchauers nicht auf ihn, ſondern auf den Ulfo. Canut würde erſtlich alsdann bey ſeiner moraliſchen Vollkommenheit, bey ſeiner Güte, die Hauptperſon eines Trauerſpiels ſeyn können, wenn er in dieſer Güte fehlte, und durch den Fehler unglücklich würde. So richtig auch dieſe Kritik iſt, ſo wenig beſtimmt ſie, da ſie, zumal vornehmlich, wo nicht ganz allein, nur auf die Benennung des Trauerſpiels fällt, ſeinem wahren Werthe, auch nach dieſes Kunſtrichters Urtheile. Für dieſe Unvollkommenheit ſind auch ganz erhebliche Entſchuldigungen vorhanden, an welche der Kunſtrichter gleichfalls ſchon gedacht hat. Der Dichter konnte ſich ein billiges Bedenken machen, das Stück nicht ſo gern von einem ſo verabſcheuungswürdigen Charaktere, wie Ulfo in der That iſt, zu benennen, als von einem ſo großen und verehrungswürdigen Könige, wie Canut iſt; zumal wenn man hierbey auf die Zeit und auf die Umſtände zurückſieht, in denen der Canut verfertigt worden. Und von einer ſo bekannten Geſchichte allzuſtark abzuweichen, einen der glücklichſten Könige von Dänemark, aus den angeführten Betrachtungen, im Schauſpiele unglücklich werden zu laſſen, war

auch

auch kein leichter Entſchluß für einen Dichter, der in Dänemark und für die däniſche Nation ſchrieb.

Ich weis, daß einige den Charakter des Ulfo für viel zu übertrieben gehalten haben. Kenner der nordiſchen Alterthümer werden dieſer Meynung nicht ſeyn.

Es iſt mir noch eine ganz ſcheinbare Kritik bekannt, die über die erſte Scene des dritten Aufzugs gemacht worden. Eſtrithe bittet den Canut, dem Zweykampfe zwiſchen dem Ulfo und Godewin Einhalt zu thun. Ihre Bitte und die Unterredung darüber ſcheint längere Zeit wegzunehmen, als es die Größe und die Nähe der Gefahr erduldet. Vielleicht wird dieſe Antwort darauf hinlänglich ſeyn, daß bey den nordiſchen Völkern ein Zweykampf etwas ſo erlaubtes, ſo pflichtmäßiges war, daß ein König nöthig hatte, Gründe vor ſich zu ſehen, und abzuwägen, ehe er ſich entſchließen konnte, einen Schritt zu thun, der der hergebrachten Gewohnheit ſo ſehr zuwider war. Die Zweykämpfe waren auch damals ſo feyerlich und von ſolchen Vorbereitungen begleitet, daß man annehmen kann, Eſtrithe habe die Gefahr für ſo nahe nicht gehalten.

Daß der Verfaſſer des Canut bey ihm ſeinen gewöhnlichen Fleiß nicht vermindert, und auch hier die Verbeſſerungen nicht geſpart habe, weis ich aus den Briefſchaften meines ältern Bruders. Ihm hat er ſchon im Julius 1746. drey Scenen überſandt, die ſich von derjenigen Ausarbeitung, die in den Druck gekommen, hin und wieder unterſcheiden. Bald anfangs heißt es z. E. darinn:

Ulfo.

Geh, fall nur vor Canuts geweihten Throne nieder!
Bitt ihn für mich und dich um gnädiges Verzeihn,
Beſchöne, was du kannſt, ja miſche Thränen ein!

Heiß meine That vor ihm ein übereilt Verbrechen;
Erniedrige du dich! — Ich will als Sieger sprechen.

Estriche.

Als Sieger? — Kannst du mich so grausam hintergehn ꝛc.

Der Canut ist auch ins Dänische übersetzt. Die Uebersetzung ist erstlich, bald nach der Bekanntmachung des Originals, besonders gedruckt herausgekommmen, und hernach 1751, vom Uebersetzer Jakob Graah seinen übrigen poetischen Werken, die fast nichts als Gelegenheitsgedichte sind, beygefügt worden. Man kann dieser Uebersetzung nicht erwähnen, ohne Verlangen zu tragen, dereinst eine andre zu sehen. Nur unter dieser Bedingung würde sich der Urheber gewünscht haben, daß ein Stück, welches er eigentlich für die dänische Schaubühne ausgearbeitet hat, auf dieselbe gebracht werden möchte.

Was den Stoff dieses Trauerspiels betrifft, und in wie weit solcher aus der Historie entlehnt worden, das hat der Verfasser schon selbst in einem eignen Vorberichte zu erkennen gegeben: und es ist mir hier nichts zu thun übrig, als seine Worte her zu setzen.

* * *

So wenig diejenigen, welche die Geschichte der alten Zeiten beschreiben, besonders was die Begebenheit betrifft, die ich zum Grunde dieses Trauerspiels genommen, in den Nebenumständen übereinstimmen: so einig sind sie darinn, daß der zweyte Canut einer der größten Könige von Dänemark gewesen, welcher durch seine Tapferkeit nach dem Ausdrucke des Saxo ein Besitzer von sechs Königreichen ward, wiewohl er laut eines Documents, das Hvitfeld anführet, sich nur König über ganz England,

Däne-

Dänemark, Norwezen und einen Theil von Schweden ſchrieb, und daß dieſer König ſich eben ſo groß durch ſeine Gerechtigkeit und Gütigkeit, als durch ſeine Tapferkeit gemacht. Das alte Hofrecht, oder, wie es genannt wird, Wicherlaghs Rätt, welches bis auf unſere Zeiten übrig geblieben iſt, und ihn zum erſten Urheber hat, giebt zu erkennen, wie hoch er die Einigkeit und das Blut ſeiner Unterthanen geſchätzet, indem er denjenigen, welcher den andern beleidiget und verwundet hätte, für einen nichtswürdigen Menſchen (Nidding) angeſehen, und in keinem von ſeinen Reichen geduldet wiſſen wollte. Von ſeinen andern Tugenden reden ſo viele Beyſpiele, welche ſo wohl Saxo, als andre Geſchichtſchreiber anführen, von denen der erſtere ihm das Zeugniß giebt, daß die Unwiſſenheit und das Alterthum, welche das Andenken ſo vieler andern Könige verdunkelt, dem Ruhme dieſes Helden nichts anhaben können.

Gleichfalls iſt es eine Begebenheit, welche von keinem Geſchichtſchreiber geläugnet wird, daß dieſer gütige Canut, nachdem er dem Ulfo, ſeiner Verrätherey wegen, Gnade erwieſen, durch den Trutz und die Ruhmredigkeit dieſes Mannes ſo weit gebracht worden, daß er ihm das Leben nehmen ließ.

Dieſes ſind faſt die einzigen gewiſſen und unbeſtrittenen Umſtände dieſer Begebenheit. In den übrigen bin ich meiſtentheils dem Saxo gefolget, und was er davon im zehnten Buche ſeiner dänischen Geſchichte berichtet, iſt folgendes: Ulfo, ein geborner Schwede, den die Knytlinga Saga einen Grafen nennet, hatte lange Zeit unter dem Canut gedient, und ihm in allen ſeinen Kriegen, beſonders in England, beygeſtanden. Er war bey ſeiner großen Tapferkeit von ſehr wildem Gemüthe, ein Charakter, von welchem ich mich zu ſagen getraue, daß er vormals bey den deutſchen und nordiſchen Völkern

sehr gemein war, und daß die meisten unter ihnen die Tapferkeit für die einzige Tugend hielten. Eine Eifersucht gegen den Ruhm des Canut, den er gern, wo nicht übertreffen, doch ihm gleich gekommen wäre, machte ihn zum Feinde desjenigen Königs, unter dem er sich bisher so wohl verhalten hatte.

Canut hatte eine Schwester, mit Namen **Estrithe**, welche anfangs mit **Richard**, einem Grafen in der Normandie, verheurathet gewesen, und von ihm so vieles ausgestanden hatte, daß Canut endlich genöthiget war, diesen Grafen aus seinen Landen zu verjagen, seine Schwester aber zurück zu nehmen, die er so sehr liebte, daß er ihr einen Theil der Regierung anvertraute. Ulfo, welcher Gelegenheit suchte, seinen Haß gegen den Canut zu vergnügen, ergriff hierzu einen Einfall der Schweden in Schonen, die er ohne Mühe zurück zu treiben versprach, wenn Canut ihm einen Brief an seine Schwester Estrithe geben wollte, darinnen ihr befohlen würde, alles zu thun, was ihr Ulfo sagte. Diesen Brief misbrauchte er als einen Befehl des Canut an die Estrithe, ihn zu heurathen. Nachdem er dieses erhalten hatte, gieng er mit ihr nach Schweden, verband sich mit dem Könige Omund von Schweden, und mit Olaf, Könige in Norwegen, den Canut zu bekriegen, so daß der eine nach Schonen, der andre nach Seeland gehen sollte. Ulfo aber setzte sich mit einer Flotte in dem Fluß Helga, welcher auf der Gränze von Schweden und Schonen sich in das Meer ergießt. Der König Canut, der von diesem Vorhaben schon durch den Haquin Nachricht erhalten hatte, gieng selbst auf den Omund los, und schickte einen andern Theil seiner Macht dem Ulfo entgegen. Die Anführer dieser Macht hörten kaum, daß Canut den Omund geschlagen hatte, so wollten sie nicht langsamer gewesen seyn, als er, und schlugen an einem Orte, wo der Fluß Helga sehr breit war, eine Brücke,

cke, um auf eine Insel zu kommen, wo der Feind gelandet hatte. Ulfo ließ sie in Ruhe, bis der gröſste Theil der Dänen mitten auf der Brücke war. Er stellte sich sodann, als ob er diejenigen, die ans Land länen, angreifen wollte, und verursachte dadurch unter den dänischen Völkern eine solche Eilfertigkeit und ein solches Gedränge auf der Brücke, daſs dieselbe zerbrach, und fast das ganze Kriegsvolk ersaufen muſste. Da sich unterdessen der König herannahete, sah sich Ulfo nicht mehr sicher, und beschloſs, seine Flotte zu verlassen. Er verrichtete dieses des Nachts durch Hülfe der Boote, mit denen er seine Völker an Land setzte, und in Sicherheit brachte, und die Dänen, welche des andern Tages seine Flotte angreifen wollten, fanden nichts als leere Schiffe.

Nachdem hierauf Estrithe den Ulfo wieder bey ihrem Bruder ausgesöhnet hatte, so that sich Ulfo noch immer auf diesen erhaltenen Sieg so viel zu gute, daſs er ihn bey allen Gelegenheiten rühmte. Er that dieses zumal auf eine so trotzige und beleidigende Art, daſs Canut ihm endlich das Leben deswegen nehmen ließ, wiewohl ihn diese That sehr betrübte, und er sie durch Wohlthaten gegen seine Schwester auf alle Art und Weise wieder gut zu machen suchte.

Es erzählet Torfäus ganz andre Umstände der Sache, denen ich gefolget seyn würde, wenn ich eine Geschichte und nicht ein Trauerspiel schreiben wollen. Ich habe diejenigen Umstände gewählet, die mir am bequemsten geschienen, Charactere ins Licht zu setzen und Gemüthsbewegungen zu erwecken, und dieses mit einer Freyheit, die schon längstens in Gedichten vergönnet gewesen. Ich habe Umstände dazu erdichtet, wie ich für dienlich erachtet, und andre wiederum verändert, weil sie ohne weitläuftige Erklärung unwahrscheinlich ausgesehen haben würden, und diese Erklärungen mich von der Hauptfabel abgeführet hätten.

Unter dieſe Erdichtungen gehöret auch dasjenige, was den Godeſchalk betrifft. Die Geſchichte ſagt von ihm, daß er zu derſelben Zeit in Canuts Dienſte gegangen, und daß er ſonſt, da er die Wiſſenſchaften erlernen ſollte, auf die Nachricht, daß ſein Vater erſchlagen worden, die Künſte ſogleich verlaſſen habe, über einen Fluß geſchwommen ſey, und Völker geſammlet habe, dieſen Tod zu rächen.

Man hat der Dichtkunſt ſchon längſt eine ſolche, ja eine noch größre Gewalt, über die Geſchichte um deſto williger vergönnet, da diejenigen, die mit Hauptbegriffen von der Hiſtorie zufrieden ſind, an dergleichen Nebenumſtänden nichts verlieren; diejenigen aber, ſo die Begebenheiten vergangner Zeiten auf das genauſte kennen wollen, ſie nicht in den Gedichten ſuchen.

Anrede

Canut des Großen

an Se. Majeſt.

Friedrich den Fünften,

König in Dänemark, Norwegen ꝛc. ꝛc.

Mein Geiſt, der noch zurück auf dieſe Länder ſieht,
Die vormals mich geliebt, die ſonſt durch mich geblüht,
Den, da die Zeit von mir die Aſche ſchon zerſtreuet,
Noch ſtets der Völker Glück, die ich regiert, erfreuet;
Mein Geiſt erblickt vereinigt, aufmerkſam, hoffnungsvoll
Dich, Friedrich, auf dem Thron, der durch dich prangen ſoll.
Ich weide mich an dir, und ſuch in deinen Werken.
Dein Anfang läßt mich ſchon Fleiß, Recht und Güte merken.
Entzückt ſchließ ich daraus mit jedem Unterthan,
Daß man aufs künftige ſchon mehr als hoffen kann:
Aus Gründen ſchließ ich es, aus Zeichen, die nicht trügen.
Iſt es nicht wahr? du fühlſt das göttliche Vergnügen,

Das

Das niemand, als ein Geiſt, der edel denkt, genießt,
Das ſich durch Wohlthun nährt, und aus dem Wohlthun flieht?
Du fühlſt, wie ſchön es ſey, für frohe Völker wachen,
Ein ganzes Reich erfreun, und Herzen glücklich machen,
Mit ernſter Weisheit ſich der Menſchenliebe weihn,
Ihr Vater, Sorger, Freund, und auch ihr Beyſpiel ſeyn;
Und treibt ein ſtrenger Zwang das Rachſchwerdt nicht zum Kriegen,
Durch ſeiner Länder Flor bloß über andre ſiegen?

Dieß war, als ich gelebt, die Freude meiner Bruſt;
Sprich, Friedrich, fühlſt du nicht in dir itzt gleiche Luſt?

Du fühlſt ſie, ja! genug. Du wirſt unſterblich werden.
Durch Wohlthun ſteiget man zum Himmel von der Erden!
Kein ſolcher Name ſinkt in Sterblichkeit und Nacht.
Die Welt muß dankbar ſeyn, wenn man ſie glücklich macht.
Vielleicht wird ſie dereinſt mich darum ſeiner nennen,
Wenn ſie, was mich erhub, an dir wird finden können,
Und zur Ermunterung, an meines Ruhmes ſtatt,
In deinen Tugenden ein näher Beyſpiel hat.
Wie glücklich ſäh ich dann auch meinen Ruhm begraben,
Zufrieden, was du thuſt, vor dem gethan zu haben;
Erblickte nur dein Reich im fünften Friederich
Mich wieder auferweckt, und größer noch als mich!

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ulfo. Eſtrithe.

Ulfo.

Erwarte weiter nichts. Dein Wunſch iſt dir gewährt.
Ich habe dich geführt, wohin du es begehrt.
Du ſiehſt nun Dänemarks berühmte Hauptſtadt wieder.
Geh, wirf dich, wenn du willſt, vor deinem Bruder nieder,
Erſuche den Canut um gnädiges Verzeihn,
Bereu, entſchuldige, ja, miſche Thränen ein,
Heiß meine That vor ihm ein übereilt Verbrechen,
Erniedrige dich nur! — Ich will als Sieger ſprechen.

Eſtrithe.

Ach! Ulfo! kannſt du mich ſo grauſam hintergehn?
Haſt du mich hergeführt, hier deinen Tod zu ſehn?
Bedenke, was du ſchon für deinen Trutz gelitten.
Mein Bruder iſt erzürnt, und du willſt ihn nicht bitten?

Ulfo.

Ulfo.

Mein' deinen Ehgemahl ſoll niemand bitten ſehn:
Des Ulfo Schickſal iſt zu ſtreiten, nicht zu flehn.
Sprich ſelber: ſeit mein Herz, da ich es dir geſchenket,
Der Knechtſchaft abgeſagt und ſich nach Ehre lenket;
Seit mir des Königs Ruhm den Ehrgeiz beygebracht,
Der, um ihm gleich zu ſeyn, mich ihm zum Feinde macht;
Seit ich mit Dänemarks und Englands Herrſcher kriegte:
So ſprich: Wer hat geſiegt, und wer iſt der Beſiegte?
Ich hab ihn ohne Land und ohne Macht erſchreckt,
Da alles ihn gefurcht, hab ich ihm Feind erweckt.

Eſtriche.

Wo ſind die Feinde nun, die ſich mit dir verbunden?
Norwegens Haupt iſt todt und Ormund *) überwunden.

Ulfo.

Doch ich bin ungerochen. Es ſchwimmen in der Fluth,
Durch meine Luſt erſoffen, die Völker des Canut.
Trotz ich nicht ungeſtraft die Stärke ſeiner Flotten?
Ein Boot hat mich, ihn ſicher zu verſpotten.
Der keinem Feinde ſonſt vergebens nachgejagt,
Hat in den Wüſten mich zu ſuchen nicht gewagt.
Und ich, ich käme ſelbſt und wollte um Gnade bitten?
Dieß heißt zu viel verlangt: Wofür hatt ich geſtritten?

Eſtriche.

Ach, Ulfo! ſind ich ſtets dieß harte Herz bey dir?
Je mehr ich dir gehorcht, je mehr verſagſt du mir.
Hab ich nicht, ſeit Canut mein Herz dir übergeben,
Mir zum Geſetz gemacht, nach deinem Wink zu leben?
Wie willig lief ich mit zu Nordens tiefſtem Schnee?
Durch Wälder folgt ich dir, und gieng mit dir zur See.
Ich ſah, um den Canut undankbar zu befreyen,
Die Schiffe fertig ſtehn, die Heere ſich bereiten;

Und

*) Der König von Schweden.

Und doch beſchwert ich nie dein unerbittlich Ohr,
Gelaſſen ſtellt ich dir dein und mein Unglück vor.
Ich ſeufzte, daß du dich durch Untreu ſchimpfen ließeſt;
Ich haßte was du thatſt, und that doch, was du wollteſt.
Dieß iſt nunmehr der Dank für alles, was ich that.
Du klagſt mir ab, was ich zu deinem Wohlſeyn bath.
Du fürchteſt mich bisher, Grauſamer! mir zu ſagen,
Du wolleſt hier durch Trutz dein Glück, dein Leben wagen.
Iſt denn nicht, was du biſt, des Königs Eigenthum?
Was hat dich wider ihn ſo aufgebracht?

Ulyſſ.

Sein Ruhm.
Soll er allein die Welt mit ſeinen Thaten füllen?
Sein Name wird genennt, und meiner bleibt im Stillen.
Es iſt ihm nicht genug, daß er befehlen kann,
In allem thut er mehr, als jeder Unterthan.
Wer findet unter ihm Gelegenheit zu ſiegen?
Ihn preiſet man allein im Frieden und in Kriegen.
Nur er heißt tapfer, groß, fromm, gütig, klug, geübt;
Er wird allein geehrt, er wird allein geliebt.
Sein Geiſt, den nichts umſchrankt, will allen Ruhm umfaſſen,
Uns, die wir ſchlechter ſind, will er nichts übrig laſſen.
Was bleibt mir, ſeit mich nicht zu leben ganz gereun,
Zur Ehre für ein Weg, als der, ſein Feind zu ſeyn?
Iſt Stärke, Muth, Verſtand an denen denn verloren,
Die kein parteyiſch Glück zu Königen geboren?
Hab ich zur Ewigkeit nicht ſo viel Recht, als er?
Vom Schickſal kömmt der Thron, von uns die Ehre her.
Er bleibe, was er iſt, ein König von ſechs Reichen! —
An Macht geb ich ihm nach! — an Ruhm will ich nicht weichen.

Eſtriche.

Wie quäleſt du mich nicht mit deiner Ruhmbegier?
Biſt du noch ſtets ſein Feind, ſprich, warum biſt du hier?
Hier liebt man den Caſut, hier iſt ihm alles eigen.
Soll hier dein ſchwacher Haß ſich dir zum Unglück zeigen?

Ulyſſ.

Ulfo.

Das Unglück, das er bringt, ſey wichtig oder klein;
Kein Unglück iſt ſo groß, als lebend todt zu ſeyn.
Wenn unſre Thaten uns nicht aus dem Dunkeln heben,
Was für ein Unterſcheid iſt leben, und nicht leben?
Zur Ehre hab ich ſchon den erſten Schritt gethan,
Die Welt ſieht meinen Sieg ſchon mit Bewundrung an.
Man ſagt ſchon, daß Canut, den ſonſt nichts überwunden,
Am Ulfo einen Feind, der ſiegen kann, gefunden.
Doch daß ich ihn durch Liſt und ohne Schwerdtſtreich ſchlug,
Daß ich ſein Heer erſäuft, iſt mir noch nicht genug.
Hier ſelbſt, in ſeinem Sitz, will ich ihm Krieg erwecken.
Hat er mich erſt gefurcht, nun will ich ihn erſchrecken.
Geh nur, und bitte du bey ihm für mein Vergehn;
Du ſollſt es bald gehäuft, und ihn ſelbſt bittend ſehn.
Er mag mir meine That zurechnen oder ſchenken;
Es werden Helden ſeyn, die mit mir edel denken!
Ich ſuch ſie, ſey gewiß, daß dieſer Arm nicht ruht,
Mich nenne denn die Welt den Sieger des Canut!

Er geht ab.

Zweyter Auftritt.

Gunilde, Eſtrithe.

Gunilde.

Der König wußte ſchon, daß du hier angekommen.
Des Ulfo Wiederkehr hat ihm das Herz genommen.
Canut iſt immer noch der Held voll Gütigkeit,
Der nur aus Zwange zürnt, aus Neigung ſtets verzeiht.
Er wird von ſeiner Huld dich itzt verſichern laſſen,
Und zeigen, wie bereit er ſey, dich zu umfaſſen.

Eſtrithe.

Ach, wär ich wiederum in Wäldern tief verſteckt,
Vom Mangel unterdrückt und von Gefahr erſchreckt!

Gunil-

Gunilde.

Was hör ich? iſt dein Herz denn unaufhörlich bange?

Eſtrithe.

Wie kann es ruhig ſeyn, da ich doch nichts erlange?

Gunilde.

Du ſeufzeſt, da Canut ſich ſo verſöhnlich zeigt?

Eſtrithe.

Wenn er ſich beugen läßt, iſt Alſo drum gebeugt?

Gunilde.

Die Gnade beut ſich an; und er will ſie nicht nehmen?

Eſtrithe.

Er meynt, ein edler Geiſt muß ſich zu bitten ſchämen.

Gunilde.

Und dieſer edle Geiſt hat dieß nicht eh bedacht?
Iſt dieß der Augenblick, da erſt ſein Stolz erwacht,
Ihn, da er hergeeilt und vor des Thrones Stufen
Itzt niederfallen ſoll, zu ſpät zurückzurufen?
In Norden, wo er noch entfernt von der Gefahr,
Verachtet vom Canut, und ſelbſt ſein König war,
Wo ihn kein andrer Feind, als Froſt und Mangel, drückte,
Da war es Zeit, zu ſehn, ob Flehn ſich für ihn ſchickte;
Da ſtund ihm noch die Wahl von ſeinem Schickſal frey,
Ob Elend reizender, als der Gehorſam, ſey.
Doch hier, wo man den Feind kann durch ein Wort bezähmen,
Hier darf, wer ſtrafbar iſt, ſich nicht zu bitten ſchämen.

Eſtrithe.

Ich fürchte, dieſer Stolz iſt nicht erſt itzt erwacht;
Ach! nichts als dieſer Stolz hat ihn hieher gebracht!
Indeß daß ich geglaubt, er höre mein Verlangen,
Gunilde! ſo hat mich der Falſche hintergangen.
Du weißt, wie oft ich ihm mit Thränen zugeſetzt,
Wie ich ihm vorgeſtellt, daß er die Pflicht verletzt.

Wie deutlich zeigt ich ihm des Stolzes Folgerungen,
Dadurch er, ſtatt des Ruhms, nur Schand und Noth errungen!
Sein wilder Aufenthalt, ſein Heer, das ihn verließ,
Bezeugten, daß ich ihm nichts als die Wahrheit, wies.
Ich rieth ihm, wiederum zu ſeiner Pflicht zu kehren,
Wie vielmal bath ich ihn! — Zuletzt ſchien er zu hören.
Der Falſche billigte den Rath, den ich ihm gab,
Er trocknete mir ſelbſt die naſſen Wangen ab.
Er ſprach: Wahr iſts, wer wird mich hier in Wäldern preiſen?
Hier iſt kein Ruhm für mich, — wohlan denn, Norwal reiſen!

Doch ach, da mich ſchon die edle Freude rühret,
Daß ich ein tapfres Herz zur Pflicht zurück geführet,
Kömmt der Verräther, mir die Bosheit zu entdecken:
Sein Zweck ſey, dem Canut hier Feinde zu erwecken.

Gunilde.

O Himmel! und du ſelbſt hilfſt ſeiner Frevelthat?
Und da du für ihn ſiehſt, beſtehſt du den Verrath?

Eſtrithe.

Wie grauſam martert mich der Streit von meinen Pflichten!
Von welcher geh ich ab? Wornach ſoll ich mich richten?
Gilt hier der Liebe Recht? Gilt hier die Schweſtertreu? —
Ich red, ich ſchweige ſtill; — ſo iſts Verrätherey.

Gunilde.

Das heiligſte Geſetz iſt ſtets des Königs Leben.

Eſtrithe.

Er hat mir den Gemahl, der es verfehlt, gegeben.
Er ſelber ſchickte mir den Undankbaren zu.
Und ſchrieb mir den Befehl: Was Ulfe thut, das thu!
Es mußte Gedrum, der erſt mein Herz beſeſſen,
Von mir vergeſſen ſeyn: Ich hab ihn auch vergeſſen.
Mein Ehgemahl zu ſeyn ward Ulfe würdigſt wert;
Drum hab ich meine Ruh, ja mich, ihm nachgeſetzt.

Es war des Königs Wink, den Uliſe mir entdeckt;
Ich ehrte dieſen Wink, drum hab ich ihn vollſtrecket.

Wie meynſt du, daß Canut nun von mir fodern darf,
Die Pflicht zu hintergehn, der er mich unterwarf,
Und aus ſtrafbarem Haß für Uliſes Uebelthaten,
Ihn, dem ich meine Treu geheiligt, zu verrathen?

Gunilde.

Erhalt den Uliſe denn, und ſtürze den Canut,
Erkauf dir den Gemahl durch deines Bruders Blut;
Dein Schweigen wirſt du ſelbſt in kurzer Zeit verfluchen!

Eſtrube.

Was ich verſchweigen muß, kann ich zu hindern ſuchen.
Ach! wüßt ich, daß der Grund von Uliſes Raſerey
Nichts als ein bloßer Stolz, der unacht unter, ſey,
Der lieber alles wagt, eh er ſich ſtrafbar nennet,
Und eh die Fehler baut, als ein Verachn bekennet;
Wie gern befreyt ich ihn, und trüg an ſeiner ſtatt
Die Schuld, in die mein Herz doch nie gewilligt hat!
Ich wollte dem Canut mich ſelbſt zu Füßen werfen,
Ihn bitten, ſeinen Zorn auf mich allein zu ſtrafen,
Und ſagen, daß von mir des Uliſe Trutz entſtehrt,
Daß ihn mein Stolz verletzt, daß ihn mein Rath verführt.
Um ihn vor wahrer Schmach auf künftig zu verwahren,
Will ich ihm itzt den Schimpf zu bitten gern erfahren,
Gern mich erniedrigen, nur ihn verſöhnt zu ſehn,
Und da ich nichts gethan, doch um Vergebung flehn.

Gunilde.

Ach! daß die Zärtlichkeit, die deine Bruſt entzündet,
In Uliſes Herzen doch nicht gleiche Regung findet!

Eſtrube.

Geh, daß er meinen Schluß, weil Rettung iſt, erfährt,
Eh ſeine Raſerey und aller Welt erklärt

Estrich: Will er nur nicht selbst der Strafe entgegen laufen,
Er braucht die Gnade nicht durch Bitten zu erkaufen.
Sein Fehl ist unerwartet und unerflehet syn;
Ja' man erspart ihm auch den Schimpf ihm zu verzeihn
Er sag dem Canut: Nur mein sey das Verbrechen!
Mich schimpft das Bitten nicht, ich will mich schuldig sprechen.
Geh' eile, sag ihm dieß. — Wer kömmt hier? — Godewin!
O Himmel! soll ich wohl ihn sprechen oder fliehn?

Dritter Auftritt.

Godewin, Estrithe.

Godewin.

Prinzessinn, zwar du scheinst mich ungern zu erblicken;
Doch glaub, ich komme nicht, dir etwas vorzurücken.
Ich hatte deinen Haß stets fern von dir verehrt,
Und niemals deine Ruh durch meinen Blick gestört;
Doch es hat meiner Pflicht mein Vorsatz weichen müssen,
Mein König laßt durch mich dir seine Freude wissen.
Itzt kömmt er, dich zu sehn: Doch eh er dich umfaße,
So wisse, daß du schon nichts mehr zu bitten hast.
Sprich ihm nicht von Verzeihn, viel minder von Verbrechen;
Dein Bruder will mit dir von nichts als Liebe sprechen.
Auch Ulfe, da du ihm dein ganzes Herz geweiht,
Verdient durch deine Gunst, daß ihm Canut verzeiht.

Estrithe.

Ich weis nicht, warum ich dich ungern sollte erblicken,
Und welchen Grund du hast, mir etwas vorzurücken.
Heißt dich dein eignes Herz nur mein Gesicht nicht scheun:
Da dich mein Bruder schickt, muß mich dein Blick erfreun.
Ich ehre voller Dank die Zeichen seiner Güte,
Er weiß auch im Verzeihn sein königlich Gemüthe.
Doch da er, was geschehn, so großmuthsvoll vergißt,
Weis ich, daß meine Pflicht, es zu erwähnen, ist.

Darf ich je ſein Gebeth zu brechen mich erkühnen,
So eilt, um ſeine Huld durch Bitten zu verdienen.
Hätt ich dem Ulfe gleich mein Herz auch nicht geweiht;
Der Ehrgeiz, iſt ein Fehl, den leicht ein Held verzeiht.
Da ich dich, Godewin, begnadigt angetroffen,
Darf Ulfo noch vielmehr auf gleiche Güte hoffen.

Godewin.

Daß ich begnadigt ſey, Prinzeßinn, weiß ich nicht.
Vergebung braucht nur der, der ſeine Pflichten bricht.
Mein Herz verwahrte ſtets, in unerſchwächtem Triebe,
Dem Könige meine Treu, ſo wie der meine Liebe.
Die letzte haſt du ſelbſt dem Ulfo nachgeſetzt,
Die erſte ſteht noch feſt, und nichts hat ſie verletzt.
Mein Ehrgeiz treibt mich nicht aus der Gehorſams Schranken,
Kein unbiegſamer Stolz bekrönt mich in Gedanken.
Canut, der meine Treu ſtets zu erkennen ſchien,
Hat oft mir Gunſt erzeigt, doch niemals mir verziehn.

Zwar dich, Prinzeßinn, rührt der Glanz weit höhrer Dinge,
Der Ruhm, getreu zu ſeyn, ſcheint bey dir nur geringe.
Hätt ich vielleicht ein Herz, das herrſchen will, gezeigt;
So hätt ich zwar gefehlt, doch du wärſt mir geneigt.
Nicht daß ich Ulfos Werth bey dir verkleinern wollte;
Ich ehre dich zu ſehr, daß ich ihn haſſen ſollte.
Doch ſelbſt die Ehrgeizer ſeh ich für ſchimpflich an,
Die mich vergeſſen lehrt, ich ſey ein Unterthan.

Eſtrithe.

Ich glaub es, daß dich nicht der Herrſchſucht Triebe quälen.
Nicht jeder iſt geſchickt, aus Ehrgeiz zu fehlen.
Die Fehler, Godewin, ſind nicht ſtets einerley.
Und auch durch zaghaft ſeyn, verletzt man ſeine Treu.

Godewin.

Mich nennſt du verzagt?

Eſtrithe.

Kann ich dich herzhaft nennen?

Godewin.

Wie hab ich dieſe Schmach bey dir verdienen können?

Eſtritze.

Die Schmach rührt nicht von mir; du ſelbſt entehrſt dich.

Godewin.

Erſt nahmſt du mir dein Herz, und nun beſchimpfſt du mich?

Eſtritze.

Verſtelle nur vor mir dein ſtrafbares Verbrechen;
Wenn du es gleich verſchweigſt, ſo wird die Welt doch ſprechen.
Vermeinſt du, daß ich allein bey dem, was du gethan,
Aus Neigung gegen dich, die Augen ſchließen kann?
Wenn alles von dir ſpricht, ſoll ich allein nicht hören?
Wenn andre dich verſchmähn, ſoll ich dich noch verehren?

Erinnerſt du dich nicht, wie du in jener Schlacht,
In Schottlands Barern, dich der Welt zum Spott gemacht?
Wie du durch feige Flucht, aus Sorge für dein Leben,
Dem feindlichen Gewehr den Rücken dieß gegeben;
Und daß du, wenn ein Held auf der bemarbten Bruſt
Ruhmvolle Wunden zeigt, die deinen bergen muß?
Dieß hat, Unwürdiger, nur längſt der Ruf entdecket.

Wie ſchamroth hab ich mich vor aller Welt verſtecket!
Wie zitternd und voll Zorn hab ich den Spott gehört,
Der, den ich liebte, ſey vor aller Welt entehrt!
Ich ſchäme mich noch itzt, daß du mein Herz beſeſſen.
Mich kränkt noch dieſe Schmach: und du haſt ſie vergeſſen?
Du trittſt nach ſolcher That noch kühn vor mein Geſicht?
Du thuſt, als wüßteſt du von deiner Schande nicht?
Du meynſt, ich ſcheue mich noch ſelbſt vor deinen Blicken,
Und fürchte nur; du kämſt, mir etwas vorzurücken.

Haſt du noch Lieb und Treu vielleicht von mir begehrt?
Wer keinen Ruhm verdient, iſt keiner Liebe werth!

Hab ich dich nicht mit Recht dem Ulfo nachgesetzet? —
Ich brach nicht meine Treu, nein, du hast sie verletzet!

Dein Herz hat Ehr und Pflicht, und wen du liebst, verkannt;
Drum hab ich dich mit Recht aus meiner Brust verbannt.
Sollt ich dein feiges Herz noch stets als mein betrachten,
Mich dir zu eigen weihn, da ich dich muß verachten?
So hätt ich ja den Spott, den du verdienst, getheilt,
Und wäre willig selbst zur Schande zugeeilt.

Godewin.

Wie unrecht du mir thust, kann ich dich leicht belehren.

Estriche.

Ich weis genug von dir, um weiter nichts zu hören.

Godewin.

Nachdem du mich beschimpft, entweichest du von mir?

Estriche.

Dich weiter nicht zu sehn, sonst will ich nichts von dir.

Godewin.

Soll ich beschuldigt seyn, und kein Gehör erlangen?

Estriche.

Was kannst du sagen?

Godewin.

Dieß: Ich habe nichts begangen!

Estriche.

Entweich, und läugne nicht, was alle Welt gesehn.

Godewin.

O Himmel! mußte mir noch diese Schmach geschehn!

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Canut, Godewin.

Canut.

So glaubſt du, daß in ihr die Zärtlichkeit ſich rühre,
Daß nicht ihr Unglück bloß ſie wieder zu mir führe,
Daß ihre Wiederkunft nicht bloß erzwungne Reu,
Sie ſelbſt mir noch geneigt, und noch Gattinn ſey?
Ihr Herz war nicht gemacht, den Bruder ſtets zu haſſen;
Die Tugend konnte ſie auf immer nicht verlaſſen.
Ein Geiſt, der denkt und fühlt, der irrt nur kurze Zeit.
Dieß hoffe ich.

Godewin.

Herr, für dich iſt ſie voll Zärtlichkeit.

Canut.

Doch ſage, Godewin, wie hat ſie dich empfangen?
Stieg ihr kein wallend Roth auf die beſchämten Wangen?
Vermied nicht deinen Blick ihr ſchüchternes Geſicht?
Verwies ſie nicht ſich ſelbſt die der gebrochne Pflicht?
Hat ſie, nachdem ſie ſich mit dir auf ſtets entzweyet,
Was ſie nicht andern kann, nicht wenigſtens gereuet?
Und hat ihr nicht ihr Herz, das ſich zur Tugend neigt,
Ihr Unrecht gegen dich, wie gegen mich, gezeigt?

Godewin.

Da dich die Großmuth treibt, dein Unrecht ihr zu ſchenken,
So iſt das meine, Herr, zu klein, daran zu denken.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Eſtriche, Canut, Godewin.

Eſtriche.

Mein König, deine Huld, die du mir wiedergiebſt,
Beſchämt mich, da ſie mir beweiſt, wie du mich liebſt.

Canut.

Die Liebe, die du rühmſt, brauchte dich nicht zu beſchämen,
Die geb ich dir nicht erſt. Nichts konnte ihr ſie nehmen.

Eſtriche.

So ſehr dich meine Flucht mit Recht erzürnen kann . . .

Canut.

Sie hat mich nicht erzürnt, ſie hat mir wehgethan.

Eſtriche.

So ſehr auch mein Verbrechn mich zu verklagen ſcheinet,
So glaub, ich hab es mehr, als du wohl denkſt, beweinet.
Erlaube, daß ich dir den Grund verhehlen darf,
Warum ich aus dem Glück mich in dieß Unglück warf;
Ob Lieb, ob Raſerey, ob Eiferſucht mich bewegen,
Daß ich mich deiner Gunſt und meiner Pflicht entzogen.
Da du für mein Verbrechn Vergebung mir gewährſt,
Was braucht es, daß du noch, was mich verführt, erfährſt?
Wer kennet ſtets den Trieb, der ihn dahin getroffen?
Man irrt oft, ohne ſelbſt, warum man irrt, zu wiſſen.
Nur ſieh den Ulfo nicht, als den Verbrecher an,
Glaub, alles, was geſchehn, hab ich allein gethan.
Ich, die du lebenslang mit Wohlthun überſchüttet,
Ich bin es ist allein, die um Vergebung bittet.
Du brauchſt keinem ſonſt, als mir nur, zu verzeihn.
Sonſt niemand hat gefehlt, und alle Schuld iſt mein.

Mein war des Ulfo Flucht, von mir kam sein Empören,
Ich führte Krieg zur See, ich stand bey seinen Heeren.

Erstaunest du, daß ich so kühn zu der Gefahr,
Und mehr, als du geglaubt, zum Hassen fähig war?
Ich selbst verwundre mich, wie vieles ich verbrochen. —
Doch, Herr, es ist geschehn, und ich bin losgesprochen.
Du fragst, um zu verzeihn, nicht was begangen sey;
Den größten Fehler tilgt bey dir die kleinste Reu.
Gieb zu, daß diese Reu den Irrthum ganz durchstreiche,
Der nur so kurz gewährt, und da ich mir nicht gleiche.
Dein Nage, das mich sonst voll Lieb und Ehrfurcht fand,
Soll stets mich wiedersehn, wie es mich erst gekannt;
Bis endlich dieß mein Herz, durchs Künftige vertheidigt,
Dich überreden wird, als wärst du nie beleidigt.

Canut.

Hierzu bedarf es nichts, als deine Wiederkehr,
Von allem ist bey mir schon kein Gedächtniß mehr.

Estriche, laß uns nichts von dem Vergangnen sagen,
Mein Herz ist allzufroh, sich weiter zu beklagen.
Es sey genug an dem, was mich bisher gekränkt,
Daß meiner Schwester Herz sich von mir abgelenkt,
Und alles mein Bemühn sich fruchtlos enden mußte,
Weil es mir dein Vertraun nicht zu erwerben wußte.
Was dir gewähret ist, hoff auch für den Gemahl;
War alles wider ihn, so schützt ihn deine Wahl.
Er darf nur ohne Furcht vor meinem Blick erscheinen,
Ich hab ihn nie gehaßt, und lieb ihn, als den Deinen.

Warum hast du zuvor dein Herz vor mir verhehlt?
Da du ihn dir ersehn, hätt ich ihn auch gewählt.
Die Herrschaft über dich ist dir stets frey gewesen.
Behalt sie, lieb ihn!

Estriche.

Herr, du hast mir ihn erlesen.

Canut.

Camir.

Ich?

Eſtriche.

Ja! du haſt ihn ſelbſt mir, als Gemahl geſandt.
Er ward mir darum lieb: er kam von deiner Hand.
Du ſchriebſt mir, das zu thun, was er von mir begehrte;
Ich nahm ihn an, als den, der deinen Wink erklärte.
Er zeigte mir, voll Dank und Liebe gegen dich:
Das, was er foderte und du ihm gabſt, ſey ich!
Er wies mir dein Gebeth: was braucht er mehr zu zeigen? —
So war mein Herz erlangt und ſein Glück ward mein eigen.

So ſorglos hab ich ſtets auf deine Huld gebaut,
Und deiner Führung bloß mein ganzes Glück vertraut;
Was du für gut geſchaut, für meine Pflicht geachtet,
Und was ich wünſchen ſoll, allein durch dich betrachtet.
Sollt auch gleich dieſe Wahl dir mir zuwider ſeyn:
So war es doch dein Werk, — erkenn es noch als dein!
Und laß mich nur noch dieß von deiner Huld erlangen,
Zu glauben, was geſchehn, hab Alſo nicht begangen.

Camir.

Just eben, da du mir von ſeiner Unſchuld ſagſt,
So weißt du nicht, wie ſehr du ihn vor mir verklagſt.

Eſtriche.

Ach! ſo iſt mir für ihn zu ſprechen nicht erlaubet?

Camir.

So ſtrafbar, als er iſt, hatt ich ihn nicht geglaubet.

Eſtriche.

Kann er noch ſtrafbar ſeyn, da du ihm ſchon verzihn?

Camir.

Doch, da ich ihm verzeih, beſchuldigeſt du ihn.

Eſtriche.

Eſtrithe.

Ich kann, was er gethan, und was du ſagſt, nicht faſſen.

Canut.

Dein Irrthum dienet dir, drum will ich dir ihn laſſen.
Da du den Ulfo liebſt, ſo hat er nichts gethan;
Dein Bruder ſieht ihn bloß mit deinen Augen an.
Du weißt nicht ſeine Schuld; ich will daran nicht denken.
Du nennſt ihn mein Geſchenk; — wohl! ich will dir ihn ſchenken.

Dritter Auftritt.

Godewin, Eſtrithe.

Eſtrithe.

O Himmel! läßt er mich in Angſt und zweifelsvoll?
Verzieh doch, Godewin, ſprich, was ich denken ſoll.
Er klare, was Canut vom Ulfo mir geſaget.
Verräther! du haſt ihn wohl mehr, als ich, verklaget!
Ich kenne ſchon die Art der Menſchen ohne Muth.
Den Schaden thut ihr Mund, den uns ihr Arm nicht thut.
Sie ſcheuen die Gefahr, ſich Rache zu verſchaffen,
Und an des Schwerdtes ſtatt, ſind Reden ihre Waffen.

Godewin.

So glaubſt du denn von mir nichts, als was mich entehrt? —
Werd ich denn ſtets beſchimpft und niemals angehört? —
Indeß, da ſich mein Herz bemüht, für dich zu ſprechen,
So ſucht das deine ſtets an mir ein neu Verbrechen?
Bey dieſer Qual, von dir nicht hochgeſchätzt zu ſeyn,
Iſt ſelber dein Verluſt mir nur geringe Pein.
Und doch, um dieſe Qual noch härter zu empfinden,
Muß ich dich ohne Schuld und edelmüthig finden.
Prinzeßinn, hätt ich wohl mein Unglück je geglaubt? —
So iſts kein Trieb von dir, der mir dein Herz geraubt?

So haben Ruf, Betrug und Irrthum ſich verſchworen,
Daß ich das Edelſte, was ich beſaß, verloren?
So hat ein falſch Gerücht, das man dir vorgebracht,
In deinen Augen mich verachtungswerth gemacht?
Und da es deine Gunſt mir mit der Ehr entriſſen,
So hat uns ein Betrug auf ewig trennen müſſen?
So iſt des Ulfo Glück kein Werk von deiner Wahl?
So gab Canuts Geboth dir ihn zum Ehgemahl?
Und ach! ein ſolch Geboth . . .

Eſtrithe.

Antworte meinen Fragen!
Sprich: Hab ich was geſagt, den Ulfo zu verklagen?
Sprach ich den König nicht für ihn mit Demuth an?
Drückt ich nicht deutlich aus, er habe nichts gethan?
Hat nicht Canuts Befehl dem Ulfo mich vermählet?
Was ſagt mein Bruder denn, daß ich ihn ſelbſt gewählet?

Brach Ulfo, oder ich hierbey die kleinſte Pflicht;
Warum entdeckeſt du mir dieß Verbrechen nicht?
Vielleicht damit ein Fehl, nach ſchon erlangter Gnade,
Noch unverziehen ſey und unverbeſſter ſchade.

Godewin.

Verlaß dich doch darauf, daß ihn Canut vergißt.
Was ſuchſt du eine Schuld, die ſchon getilget iſt?
Erlaube, daß ich dir den großen Dienſt erzeige,
Und was Canut verſchweigt, dir ebenfalls verſchweige.

Prinzeßinn, forſche nicht, und ſchone deiner Ruh.
Es iſt des Ulfo Fehl, drum ſchließ die Augen zu!
Halt dieſe Rechte hoch, die dich und ihn verbinden,
Und hüte dich dafür, ihn ſtrafbar zu befinden.

Glaub nur, ich ſchätze mich zu edel für das Amt,
Der Zwietracht Mund zu ſeyn, der Zorn und Haß entflammt,
Mit andern zu entzweyn, wen ich nicht kann gewinnen,
Und in der Eintracht Schooß Unfrieden zu entſpinnen.

Wahr iſts, ich wünſchte mir noch itzt des Ulfo Glück,
Doch mein betrognes Wunſch läßt keinen Neid zurück.
Ich will den Ulfo dir, und dich dem Ulfo, gönnen,
Nur zeig dich ſo gerecht, und lern mich beſſer kennen.
Behalt nicht ungeprüft den ſchimpflichen Verdacht,
Durch den du mich vorhin unſchuldig roth gemacht.

Ich habe meinen Ruhm durch Zagheit nie beflecket,
Ich habe meine Bruſt den Feinden nie verſtecket,
Und hat ein falſcher Ruf dein Herz von mir gekehrt;
Die Wahrheit ſpricht für mich: Stets bleib ich deiner werth!
Befrag nur den Canut, befrage tauſend Zeugen,
Such meine Fehler auf; — von andern laß uns ſchweigen.
Hier kömmt auch dein Gemahl, der für mich zeugen kann,
Befrag ihn, ob ich was zu meinem Schimpf gethan.

Vierter Auftritt.

Godewin, Ulfo, Eſtrithe.

Godewin.

Komm, ich darf ohne Furcht mich auf dein Zeugniß ſtützen.
Wer ſelbſt nach Ehre ſtrebt, muß andrer Ehre ſchützen.
Komm, ſprich hier als ein Held, der Lügen ſchimpflich heißt,
Der die Verläumdung haßt, und jedem Recht erweiſt.
Du kennſt mich, und du warſt oft mein Gehülf im Streite;
Hier ſtand ich an Canuts und hier an deiner Seite;
Mit dir eilt ich zugleich ins Mittel der Gefahr,
Mit dir kam ich zurück, wenn ſie beſieget war.
Erinnerſt du dich noch der unvergeßnen Schlachten,
Die unſerm Könige der Schotten Krone brachten?
Sag der Prinzeßinn doch: Wie that ich meine Pflicht?

Ulfo.

Du fochteſt, wie man ſoll, wenn man um Ehre ficht.

Godewin.

Wer ſah mich einen Schritt jemals zurückekehren,
Eh man ein froh Geſchrey den Sieg ausrufen hören?
Wenn hab ich meinem Feind den Rücken zugewandt?
Wenn floh ich, Ulfo?

Ulfo.

Nie, ſo lang ich dich gekannt.

Godewin.

Wo iſt der Läſterer nun, der meinen Schimpf erdichtet,
Der meinen Ruhm befleckt, und der mein Glück zernichtet?
Wer hat den Ruf erdacht, als hätt ich durch die Flucht
Die Rettung meines Bluts in meiner Schmach geſucht? —
Prinzeßinn, dieſer Ruf hat mir dein Herz entriſſen;
Laß mich mit dir zugleich nicht auch die Ehre miſſen.
Sprich: Wer entdeckte dir dieß alles wider mich?
Wer hintergieng dich ſo?

Ulfo.

Der, den du ſuchſt, bin ich.

Godewin.

Du?

Ulfo.

Ich.

Eſtribe.

Unglücklicher, ſo haſt du mich betrogen?

Ulfo.

Mein Kunſtgriff reut mich nicht; er war zu wohl erwogen.
Ich habe dir durch Liſt Eſtribens Herz entführt,
Du warſt dieß Herz nicht werth, nur mir hat es gebührt.
Ich wiederrufe nicht, was ich von dir geſaget:
Du biſt bey allem Muth ein Herz, das ſklaviſch zaget.

Der

Der Ruf von deiner Flucht sey immerhin Betrug;
Die That nur ist erdacht, dein Schimpf ist wahr genug.
Dein Arm, der nur gehorcht, übt sich umsonst im Streiten;
Die Ehre, die dich flieht, die kennst du nur vom weiten.
Du hast nicht das Gefühl, das sich in Helden regt,
Kein Ruhm hat dich gereizt, kein Schimpf hat dich bewegt.
Du machst dein feiles Blut zu andrer Eigenthume,
Du lebst zu deiner Schmach, und nur zu fremdem Ruhme.
Du thust aus blöder Furcht, was auch ein Sklave thut.
Dein Arm kann tapfer seyn, dein Geist ist ohne Muth.

Godewin.

Wenn diese Schmähungen dich selbst nicht treffen sollen,
So komm, so weißt du schon, wie wir sie enden wollen.

Ulfo.

Ja, brauche nur dein Schwerdt, jedoch nicht wider mich.
Ich bins nicht, der dich schimpft, die Knechtschaft schimpfet dich.
Find ich denn überall, so eifrig ich hier suche,
Kein Herz, das edel sey, und das der Herrschaft fluche?
Rühmt mir denn jeder nur des Königs Gütigkeit?
Ist keiner, der sich nicht ihm zu gehorchen freut?
Weis denn Canut allein das Kunststück auf der Erde,
Wie man vergöttert sey, doch nicht beneidet werde?
Fast jeden weck ich auf, den ich nur finden kann,
Doch jeder höret mich mit Haß und Schauer an.
Die Ehre des Canut sucht jeder zu erheben;
Doch keiner hat das Herz, nach gleichem Ruhm zu streben.
Sind diese Zeiten denn so ganz von Helden leer?
Ist denn ihr ganzer Schmuck Canut, und niemand mehr?
Wo sind die Jahre hin, da nur der Streit ergötzte,
Da jeder nur sich selbst der Krone würdig schätzte,
Da, wenn ein tapfrer Arm kaum seine Kraft erkannt,
Er unterthan zu seyn, für sich zu schimpflich fand,
Sich aus dem Staube hub, ein Heer zusammenraffte,
Und sich Gelegenheit zu großen Thaten schaffte;

Da ſich ein edler Geiſt durch Trutz und Unruh wies,
Und widerſpänſtig ſeyn doch kein Verbrechen hieß?
Das Feld ward, da man es noch nicht bepflügen lernte,
Mit Leichen nur beſät, und trug nur Ruhm zur Erndte.
Jst glaubt ein jeder ſich als Unterthan beglückt.
Die Güte des Canut hat allen Muth erſtickt.
Die Stolzen lieben ſehen der Herrſchaft ſanfte Bande,
Und ein Verzagter hält den Ehrgeiz faſt für Schande.
Erwache, Godewin, aus der Verdroſſenheit!
Erhebe dich mit mir zu der Unſterblichkeit!
Gehorchen iſt ein Ruhm — doch nur für ſchlechte Seelen;
Für größre Geiſter iſt die Ehre zu befehlen.
Erkläre dich mit mir als Feind von dem Canut.
Was du aus Haß nicht thuſt, das thu aus Heldenmuth.
Gieb wenigſtens von dir der Nachwelt was zu melden.
Sie ſagt einſt: Dieſe Zeit war unfruchtbar an Helden;
Drey Geiſter waren doch zu großen Thaten kühn,
Erſt Ulfo, dann Canut, und endlich Godewin.

Godewin.

Ich fodre keinen Ruhm, der aus dem Unrecht grünet,
Der ſich durch Unglück nährt, und der nur Fluch verdienet.
Eh roſte dieſes Schwerdt in unberühmter Ruh,
Eh es, bekannt zu ſeyn, der Pflicht zuwider thu!
Such nur aus Heldenmuth des Landes Glück zu ſtören;
Ich will verzagter ſeyn, und meinen König ehren!
Wenn unter ihm durch mich ein Feind der Ruh erliegt;
Den Ruhm halt ich für groß, mit dem bin ich vergnügt.
Vielleicht wird dich und mich dereinſt die Nachwelt nennen;
Mich wird ſie als getreu, dich als Verräther kennen.

Ulfo.

Ich ſeh ſchon, daß dein Geiſt nie edle Thaten wagt.
Ich nannte dich mit Recht feig, ſklaviſch und verzagt.
Begehreſt du Beweis, nimm ihn von meinem Degen!

Godewin.

Ich fodre den Beweis, und will ihn widerlegen.

Eſtrithe.

Wohin? Unglückliche!

Godewin.

Komm, Ulfo, folge mir.

Eſtrithe.

Was thuſt du, Godewin? Ach, Ulfo, bleib doch hier!

Ulfo.

Ich will dich wieder ſehn.

Eſtrithe.

Nein! itzt mußt du mich hören.

Ulfo.

Man ruſet mich zum Kampf; und ich ſoll mich entehren?

Eſtrithe.

Ein Augenblick Verzug thut nichts zu deiner Schmach?

Ulfo.

So geh dann, Godewin, und glaub, ich folge nach.

Fünfter Auftritt.

Ulfo, Eſtrithe.

Eſtrithe.

Ich will nicht dem Geſetz der Ehre widerſtehen.
Du haſt den Streit erregt, und darfſt ihm nicht entgehen.
Doch, daß dein hartes Herz, das nur von Mordgier brennt,
Eſtriden nicht einmal ein Lebewohl vergönnt;
Daß du, indem ich ſeh, wie du mich hintergangen,
Mir nicht einmal erlaubſt, dich Falſcher, zu umfangen;
Denk, iſt dieß nicht zu viel? iſt dieß nicht Grauſamkeit?
Iſts möglich zwar vielleicht, daß noch dein Herz ſich ſcheut,
Du fürchteſt wohl, daß ich mich nur beklagen wollte,
Und meynſt, ich haſſe dich, weil ich dich haſſen ſollte.

Nein!

Nein! du haſt ſchon geprüft, daß ich nicht haſſen kann.
Ach! wüßt ich alles nur, was du an mir gethan!
Ich hör itzt ſonſt von nichts, als deinem Frevel, ſprechen;
Ein jeder Augenblick zeigt mir ein neu Verbrechen.
Was ich ſonſt ſo beweint, das ſcheint mir itzt nur klein.
Du lehrſt mich, Grauſamer, dir alles zu verzeihn!
Daß du mein ängſtlich Flehn durch falſche Reu betrogen,
Mich ſelbſt in den Verrath, auf den du denkſt, gezogen,
Und daß dein trotzig Herz an der Verſöhnung ſtatt,
Die du zu ſtiften kamſt, nur Haß zur Abſicht hat;
Daß du den tollen Zweck vor aller Welt entdeckeſt,
Und mich vor deiner Wuth betrübten Folgen ſchreckeſt;
Daß du durch einen Ruf, der andrer Ehre raubt,
Mein Herz, das Lügen haßt, an dich zu ziehn geglaubt,
Den, der dich überweiſt, durch neuen Schimpf beleidigſt,
Verläumdungen erſinnſt, und ſie durch Mord vertheidigſt!
So viel Verbrechen zeigt mir faſt ein Augenblick!
Grauſamer, fahr nur fort, es iſt noch mehr zurück.
Eröffne, was man mir aus Mitleid will verhehlen.
Da du kein Mitleid haſt, kannſt du es mir erzählen.
Ich bath bey dem Canut für dein und mein Vergehn;
Weil dich das Flehen ſchimpft, erſpart ich dir das Flehn.
Ich nahm auf mich allein, was du allein verbrochen.
Du kennſt ſchon den Canut; du wurdeſt losgeſprochen.
Doch da ich ihm erwahnt, um ihn gerührt zu ſehn;
Daß ich dich liebe, ſey auf ſeinen Wink geſchehn,
Da ich von dem Befehl, den du mir brachteſt, ſage,
Antwortet er darauf, daß ich dich nur verklage.
Sprich, was iſt dein Vergehn? Wie kann dieß möglich ſeyn?
So gab dich mir Canut nicht zum Gemahle?

Ulfo.

Nein!

Eſtrithe.

Und ſein Befehl, zu thun, was du von mir begehret,
Die Schrift von ſeiner Hand?

Ulfo.

Die hab ich falſch erkläret.

Eſtrithe.

Verräther!

Ulfo.

Dieſes Glück, daß du mein eigen biſt,
Daß ich dein Herz erhielt, dank ich bloß meiner Liſt.
Ich ſollte, wo du warſt, des Svens Aufruhr ſtöhren.
Durch dich, und ohne Heer, verſprach ich, ihm zu wehren.
Ein Wort verlangt ich nur von deines Bruders Hand;
Ich wußte ſeinen Wink, und ſey an dich geſandt.
Dieß Wort, dieß mußte mir zu beſſerm Zwecke nützen,
Und kurz, ich liebte dich; drum mußt ich dich beſitzen.

Eſtrithe.

Du liebteſt, ſageſt du? Was that ich dir, Barbar,
Daß ich, gequält zu ſeyn, von dir erleſen war?
Daß du dich durch Betrug in dieſes Herz gedrungen,
Mich meiner Pflicht entführt, mich dein zu ſeyn gezwungen,
Und durch verfluchte Luſt, die nun dein Herz belacht,
Aufrühriſch, ungetreu und dir ſelbſt gleich gemacht?
Unwiſſend, hab ich ſelbſt, als Beyſtand deiner Thaten,
Den Godewin verletzt, und den Canut verrathen.
Was that ich nicht bisher, was litt ich nicht für dich?
Nur meine Pflicht, ſonſt nichts, war noch ein Troſt für mich.
Ach! was wirds künftig ſeyn? was kann mir Troſt verſprechen?
Selbſt daß ich dieſes litt, war auch noch ein Verbrechen.
Grauſamer! Ach Canut! Ach Pflicht! Ach Godewin!

Ulfo.

Iſt deine Pflicht dein Troſt; den kann dir nichts entziehn.
Du haſt ſonſt keine Pflicht, als die, nur mich zu lieben.
Halt dich an dieſe Pflicht, ſo darf dich nichts betrüben.
Wiß, ich bin dein Gemahl!

Eſtrithe.

Gemahl! — Ach ſchwere Pflicht!
Du foderſt Liebe zwar, doch du verdienſt ſie nicht.

Ulſo.

Iſt der nicht liebenswerth, der nur nach Ruhme jaget?
Verdient der keinen Ruhm, der große Thaten waget?
Ich eile, du ſollſt ſehn, daß Ulſo deiner Treu
Weit mehr, als Godewin, und einzig würdig ſey.

Eſtrithe.

Wohin? — Ach Grauſamer! Den, dem ich untreu worden,
Den, dem du mich geraubt, den willſt du noch ermorden?
Ach! trage denn nur ich das Joch von meiner Pflicht,
Indeß daß mein Gemahl der Menſchheit Pflichten bricht?
Sieh doch! dieß Herz, das du geraubt, gequält, betrogen,
Wird immer noch zu dir bloß durch die Pflicht gezogen.
Ach! höre doch dieß Herz, und biſt du mein Gemahl;
So häufe doch nicht ſtets durch Frevel meine Qual.
Hör doch. — Ich liebe dich. Willſt du mich denn noch kränken?
Willſt du mir nicht ſein Blut für meine Liebe ſchenken?

Ulſo.

Die Ehre ſieht ſein Blut ſchon als ihr Opfer an;
Wie meynſt du, daß ich es der Liebe ſchenken kann?

Eſtrithe.

Nein! ſollt ich zwiſchen euch von deinem Schwerdt erblaſſen,
Ich kann die Barbarey euch nicht vollſtrecken laſſen.
Ich eile, Grauſamer, und bitte den Canut
Um Hülfe für euch ſelbſt und wider eure Wuth.
Ich weis, er iſt gerecht und wird die Mordgier dämpfen.

Ulſo.

Da du zu bitten gehſt, geh ich indes zu kämpfen.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Canut, Estrithe, Haquin.

Estrithe.

Vielleicht eilt ihre Brust den Schwerdtern schon entgegen.
Es rauchen schon vielleicht die blutbespritzten Degen:
Und wenn ihr Arm erfüllt, was ihre Wuth gedroht,
Ist dieser Augenblick vielleicht des Einen Tod.
Mit Bitten hab ich kaum, eh sie den Streit begonnen,
Ein Wort voll Ungeduld vom Ulfe noch gewonnen.

Haquin.

Hier ist bey deinem Schloß der Schauplatz von dem Streit.
Herr, es sieht alles Volk auf ihre Tapferkeit.
Ich sah, es stund umher, mit aufmerksamen Schweigen,
In einen Kreis gedrängt, ein ganzes Heer von Zeugen.
Die Kämpfer, die voll Zorn so wie voll Großmuth sind,
Bestimmten ihren Platz, und theilten Sonn und Wind.
Ihr unerschrockner Arm ficht über großen Rechten;
Denn der muß seinen Ruhm, und der sein Wort verfechten.

Estrithe.

Du billigst noch, Haquin, die mörderische Wuth?
So ist ihr Richter denn ihr Schwerdt, und nicht Canut? —
Soll, um ein eitles Wort nicht ungestraft zu lassen,
Im Frieden, durch sich selbst, der Helden Kern erblassen?
Selbst vor dem Angesicht des Königs, den ihr ehrt,
Verschwendet ihr das Blut, das doch nur ihm gehört?

Damit

Damit ein Held nicht darf bey falſchem Schimpf erröthen,
Muß der Beleidiger, wenn er verletzt, noch tödten?
Wo nicht ein gütig Glück für den Beſchimpften wacht,
Ihn erſt wahrhaftig ſchimpft, und ihn zum Mörder macht.
So werd ich, (nein! Canut, dieß läßt du nicht geſchehen,—)
Als Mörder, oder todt, den Ulfo wiederſehen?
Sein Blut zwar ſchätz ich nicht für mehr, als ſeinen Ruhm:
Vergießt er es für dich, es iſt dein Eigenthum.
Er ſterbe, ſoll es ſeyn, im rühmlichen Gefechte,
Als Schild des Vaterlands, als Opfer deiner Rechte.
Dann will ich ſeinem Tod zufriedne Thränen weihn.
Was Ehre bringt, das muß auf Recht gegründet ſeyn.
Doch dieſes ſchimpfliche, dieß ungerechte Wüthen,
Dieß macht Entſetzen, Herr! dieß eile zu verbiethen!

Canut.

Haquin, ruf aus dem Kampf ſie beyde gleich herbey.
Sag ihnen, daß ihr Blut des Vaterlandes ſey;
Daß ich den wilden Muth, der Zwietracht ſuchet, haſſe,
Und niemand Unrecht thun noch Unrecht leiden laſſe;
Daß den Beleidiger mein Arm zur Strafe zieht,
Und deſſen Sache führt, der ſich beleidigt ſieht.

Ich will nicht, daß mit mir Gewalt und Zwiſt regieren
Und Bürger meines Reichs mit Bürgern Kriege führen;
Und daß man den erhebt und noch mit Ruhm bekrönt,
Der der Geſelligkeit geweihte Rechte höhnt.
Den ſoll mein ganzes Reich aus ſeinen Gränzen jagen,
Die Erde ſoll ihn nur zu andrer Abſcheu tragen,
Und an der Ehre ſtatt, die er durch Unrecht ſucht,
Sey er für nichts geſchätzt, beſchimpfet und verflucht;
Wer ſein zankſüchtig Schwerdt aus falſchem Heldenmuthe
Mit anderm Blute färbt, als mit des Feindes Blute!
Dieß ſage, ruf ihr her, gieb keinem Aufenthalt.
Folgt Ulfo dir nicht nach, ſo führ ihn mit Gewalt!

Zweyter Auftritt.

Canut, Estrithe.

Estrithe.

Du zürnest. Ist nun dieß die Wirkung meiner Zähren?
Ist dieses nun der Schutz, den du mir sollst gewähren?
Ach! warum hab ich dir des Ulfo Wuth entdeckt?
Hat deine Strenge denn so wenig mich geschreckt?
Was hab ich doch gethan? — Aus Sorge für sein Leben,
Hab ich ihn deinem Zorn zum Opfer übergeben.

Canut.

Estrithe, fürchte nichts! Er ist durch dich beschützt.
Den fällt kein Zorn von mir, den deine Liebe stützt.
Er soll, ist nicht sein Herz der Wesenheit ganz entrissen,
Da er mich ehren lernt, zugleich mich lieben müssen.
Er — fühle nur hierdurch, er sey mein Unterthan;
Er überzeuge sich, daß ich ihn zwingen kann.
Glaub, ich will, um den Trutz des Ulfo zu bezähmen,
Ihn, an der Strenge statt, durch Güte nur beschämen.
Ja, er soll nicht einmal erfahren, was ich weis.
Sein härtestes Vergehn verberg ich ihm mit Fleiß.

Estrithe, solltest du sein ganzes Herz erst kennen,
Du würdest gegen ihn mich allzugütig nennen.

Estrithe.

Ich kenne ja dieß Herz, und weis, wie stolz es ist,
Wie schlecht es deine Huld und seine Pflicht ermißt.
Doch für dieß Herz, das ich mit Thränen oft bestritten,
Das ich nicht beugen kann, für dieß muß ich noch bitten. —
Ich weis: Ohn dein Geboth, durch schimpflichen Betrug,
Hat er mein Herz geraubt!

Canut.

Du weißt noch nicht genug.

Estrithe.

Eſtriche.

Ach leider! weis ich wohl, was ich verhindern wollte,
Was ich nicht ſagen kann, und ach! doch ſagen ſollte.
Ach! ſoll ich Klägerinn bey ſeinem Frevel ſeyn? —
Doch er betrifft ja dich — Ach, ſoll ich reden? — Nein!

Camir.

Du darfſt nur ohne Furcht mit mir von allem ſprechen.
Was du dem Bruder ſagſt, wird nie der König rächen.
Werd ich nicht mehr von dir für dieſen Freund geſchätzt,
Der alles wiſſen darf, was dich in Sorge ſetzt;
Dem du, um nicht allein und hülflos dich zu quälen,
Auch dein geheimſtes Leid gerühig darfſt erzählen?
Ich merk es allzuſehr, ein Kummer martert dich.
Was dein Gemahl auch thut, ja war es wider mich;
Sprich nur, — es bleibt bey mir in tiefen Finſternüſſen.
Wer nicht zu ſtrafen liebt, muß, was er hört, nicht wiſſen.
Ich ſeh, daß dein Geſicht bey dieſem Wort erbleicht.
Was du verſchweigen willſt, das weis ich ſchon vielleicht.
Ich weis, wie irrig ihn ſein wilder Ehrgeiz leitet.
Es ſagt mir alle Welt, was er mir zubereitet,
Und wie die Ruhmbegier ſein ſtolzes Herz empört,
Das, um nur groß zu ſeyn, mir ſtete Feindſchaft ſchwört.
Als wäre dieſer Haß zu ſchön, ihn zu verſtecken,
Sucht er ſich öffentlich Gehülfen zu erwecken,
Wirbt Feinde wider mich, wo er ſie finden kann,
Und kündigt mir den Krieg in meinen Mauern an.

Eſtriche.

Wahr iſts. Sein Fehl iſt groß. Doch, Herr! ſo ſehr er wüthet,
Ein Thron ſteht allzufeſt, den ſo viel Gurſt behütet!
Und ſein vergebliches, ſein thörichtes Bemühn
Iſt nur zu deinem Ruhm und ſeiner Schande kühn.
Er ſuche, wen er kann, zum Aufruhr zu entzünden;
Nennt er ſich deinen Feind, wo wird er Freunde finden?
Sein Haß wird, gegen dich, ohnmächtig und allein,
Verabſcheut von der Welt, und dir verächtlich ſeyn.

Und wenn ihn jedermann erſtaunt zurücke weiſet,
Und ſtatt ihm beyzuſtehn noch deinen Zepter preiſet;
Wenn er aus deiner Huld und deines Volkes Treu,
Gezwungen ſehen muß, wie groß ſein König ſey:
Wie fällt er nicht zuletzt dieß unfruchtbare Haſſen,
Dem niemand Beyfall giebt, beſchämet fahren laſſen?
Du kannſt wohl ruhig ſeyn, ſo lang ich ruhig bin.
O Himmel, wie viel Qual erwart ich bis dahin!
Wie viel wird, eh die Zeit kann dieſen Stolz bezwingen,
Mir ſeine Raſerey Verdruß und Zittern bringen!
Wie vielmal werd ich ihm betbrant entgegen gehn,
Und unerhöret ſeyn, und doch von neuem flehn!
Und wenn ich mit Gewalt dem Unglück ihn entriſſen,
Durch meine Marter noch ſein Wohl erkaufen müſſen!
So vieles koſtet mir das unglücksvolle Band,
Worein mich ſein Betrug ohn meine Neigung wand;
Das ich beweinen muß, und doch aus Pflicht noch liebe,
Das, litt ich auch noch mehr, mir doch ſtets heilig bliebe.
Wenn einmal unſer Herz mit unverfälſchter Treu
Ein Bündniß feſtgeſtellt, daß es untrennbar ſey,
Wie viel ertragen wir um dieſes Bundes willen!
Wie vieles thun wir nicht, die Pflichten zu erfüllen!
Man bittet, ängſtet ſich, man leidet, man verzeiht,
Man ſiehet oft, den man liebt, zu ſeinem Fall bereit,
Man muß entſchuldigen, was man doch niemals billigt,
Und büßet Fehler mit, worein man nie gewilligt.

Canut.

Ich ſeh, daß Ulfo kömmt. Eſtrithe, laß mich nun!
Jzt will ich auf ſein Herz allein den Angriff thun.

Dritter Auftritt.

Canut, Ulfo.

Canut.

So muß ich, dich als Freund verſöhnet zu umfaſſen,
Dir ſelbſt entgegen gehn und erſt dich rufen laſſen?

Du brauchſt nicht mein Geſicht zu meiden noch zu ſcheun;
Mein Herz iſt ſtets gewohnt, aufrichtig zu verzeihn.
Vom abgelegten Zorn bleibt mir kein Ernſt im Blicke,
Im Herzen kein Verdruß und kein Verdacht zurücke.
Wer die verletzte Treu mir ernſtlich wiedergiebt,
Und wer ſie niemals brach, ſind beyde gleich geliebt.
Und keiner, der mich ſucht, iſt meines Blicks beraubet,
Wem ſein Gewiſſen nur mich anzuſehn erlaubet.
Du weißt, wie gern mein Blick vergnügte Menſchen ſieht,
Und jeden, der mir dient, zu kennen ſich bemüht;
Und du, der mich noch mehr, als andre, lieben ſollte,
Du wäreſt es allein, der mich nicht ſprechen wollte?
Glaub, Ulfo, dieſes Band, das dich mit mir vereint,
Erfodert ein Vertraun, das dir zu fehlen ſcheint.
Du haſt dieß Band geknüpft, ich will es nicht zerreißen.
Eh du mich drum erſucht, hab ich es gut geheißen,
Dieß Band wird deine Treu noch künftig feſter ziehn.
Doch weſſen iſt dieß Schwerdt?

Ulfo.

Es iſt des Godewin.

Canut.

Und er?

Ulfo.

Mir iſt genug, daß ich ihm dieß genommen.
Entwaffnet iſt durch mich noch niemand umgekommen.

Canut.

Die Großmuth ſeh ich zwar, wo iſt die Bürgertreu?
Ich will, daß dieſer Sieg hinfort der letzte ſey,
Wo Glieder Eines Staats gewinnen und verlieren,
Und Bürger im Triumph die Nebenbürger führen.
Ein Sieg verdienet Ruhm, jedoch nicht jederzeit;
Dem Feinde zeige Muth, dem Freund Verträglichkeit.
Du ſollſt dem Godewin dieß Schwerdt zurücke geben.

Ulfo.

Ulfo.

Ich gab ihm mehr, als dieß; denn ich schenkt ihm das Leben.

Canut.

Was seh ich hier für Blut, das deine Kleider netzt?

Ulfo.

Eh ich dieß Schwerdt ersiegt, so hat es mich verletzt.

Canut.

So hast du deinen Sieg nicht ohne Müh gefunden?

Ulfo.

Er bringt mir Ruhm genug, und kostet wenig Wunden.

Canut.

Du leidest, daß dieß Blut so ungehindert fließt?

Ulfo.

Es fließet ohne Schimpf, weil es gerächet ist.

Canut.

Um es gestillt zu sehn, darfst du dich nur entfernen.

Ulfo.

Du weißt, daß ich mein Blut schon längst verachten lernen.
Vor Wunden ist noch nie mein Angesicht erblaßt.
Fahr fort, und rede nur, was du zu sprechen hast.
Zu thun, wozu mich Muth und Ehrbegierde treiben,
Wird stets noch Blut genug in mir zurücke bleiben.

Canut.

Für diesen Muth, der stets zu deiner Ehre wacht,
Hab ich ein würdig Werk, das ihn vergnügt, erdacht.
Du klagst, daß ich allein die Ehre zu mir reiße,
Und andre nur für mich ihr Blut vergießen heiße;
Daß niemand unter mir unsterblich werden kann;
Ich maße mich allein des Rechts zum Sterben an;

Kein

Kein Sieg, den man erhält, werd ohne mich erfochten,
Und nie ein Lorbeerkranz, als für mein Haupt, geflochten;
Ich ſorge nur für mich, und wolle ſelbſt, allein,
Den Meinigen geliebt, den Feinden furchtbar ſeyn.
Du weißt, ob ich das Lob, das ich vielleicht erwerbe,
Nicht ſo, wie Sorg und Schweiß, mit meinen Helden theile;
Ob jemand unbelohnt was großes ſich erkühnt,
Und ob der Dank dem fehlt, der Dank von mir verdient.
Doch andern gleich zu ſeyn, das kann dich nicht vergnügen.
Der Ruhm iſt dir zu ſchlecht, nur unter mir zu ſiegen.
Ein Sieg ſcheint dir kein Sieg, iſt er nicht gänzlich dein.
Du ſelbſt willſt Oberhaupt und andrer Führer ſeyn.
So nimm denn, was du ſuchſt. Ein junger Prinz der Slaven,
Der muntre Godſchalk, will des Vaters Mörder ſtrafen.
Den Harniſch, den er itzt zum erſtenmale trägt,
Hat er voll Rachbegier mit Droben angelegt.
Um dem gerechten Zorn den Nachdruck zu verſchaffen,
So ſtütz ich ſeinen Muth durch meines Heeres Waffen.
Ein Haufe, der ſchon längſt bey meinen Fahnen ſtand,
Von Kriegern ſeines Volks, die ſich zu mir gewandt,
Iſt ihm von mir geſchenkt, und will mit edlen Werken
Den hier erlangten Ruhm im Vaterland beſtärken.

Ulfo.

Und dieß erleſne Heer haſt du ſchon fertig ſtehn?

Canut.

Es lieget vor der Stadt, und wünſcht, zur See zu gehn.
Den Prinzen und dieß Heer geb ich dir zu regieren.
Zur Rache ſollſt du ſie und auch zum Ruhme führen.
Der Sache ganzes Glück leg ich in deine Hand.
Des Prinzen jungen Muth bezähme dein Verſtand!
Dein Beyſpiel und dein Rath ſoll ihm zur Richtſchnur dienen,
Und ohne deinen Wink ſoll niemand was erkühnen.

Hier, Ulfo, haſt du nun ein Feld für deinen Ruhm;
Der Lorbeer, den du brichſt, iſt ganz dein Eigenthum.

Hier laß nun deinen Muth und deine Klugheit blicken,
Hier kann, was dich erhebt, kein andrer unterdrücken.
Hier hast du über dir kein neidisch Oberhaupt,
Das stets dir einen Theil von deinen Thaten raubt.
Du selbst wirst nun die Frucht von andrer Schweiß genießen;
Nur dir zur Ehre wird dein Heer sein Blut vergießen.
Ja, wenn man einst den Ruhm des Prinzen schallen hört,
Sagt noch die spate Welt, er sey durch dich gelehrt:
Und mir bleibt von dem Werk, das ich dir anbefehle,
Kein Lob, als daß ich dich dabey zum Führer wähle.
Sprich, ob dich diese Wahl zufrieden stellen wird.

Ulfo.

In dieser Wahl, Canut, hast du dich nicht geirrt.
Gieb mir nur dieses Heer. Auch ohne dein Ermahnen
Will ich mir schon damit den Weg zur Ehre bahnen.

Canut.

Es hat schon den Befehl. Doch hier kömmt Godewin.
Nicht anders, als versöhnt, laß ich dich von mir ziehn.
Der Kampf soll keinen Zorn in beyden hinterlassen.
Die, so ich lieben soll, die dürfen sich nicht hassen.

Vierter Auftritt.

Canut, Ulfo, Godewin.

Canut.

Tritt näher, Godewin, hier nimm dein Schwerdt zurück,
Dieß fiel aus deiner Hand durch ein gerechtes Glück.
Es war dir rühmlicher dieß Schwerdt besiegt verlieren,
Als es zum Untergang des Nebenbürgers führen.
Brauch künftig es allein für mich und für mein Reich,
Aus Pflicht und nicht aus Zorn. Umarmt euch, liebet euch!
Den Zwist, der euch getrennt, sollt ihr nicht mehr erwähnen;
Er kostet euren Ruhm und meiner Schwester Thränen.

Der

Der Ausfall dieſes Kampfs hat keinen ganz vergnügt;
Er iſt von dir verwundt, du biſt von ihm beſiegt.
Griff er an deinen Ruhm, nun ſchenkt er dir das Leben.
So viel er erſt dir nahm, hat er dir itzt gegeben.
Sieht dich dein König nur für treu und tapfer an,
Was rächeſt du ein Wort, das dich nicht ſchimpfen kann?
Und du, bey dem das Glück das Recht erſetzen müſſen,
Denk, Ulfo, was du ſchon dem Godewin entriſſen.
Du haſt durch eine Liſt, die kein Geſetz erlaubt,
Ein Herz, das er beſaß, mit Unrecht ihm geraubt,
Den Ruf, der Helden Lohn, den man vor alles ſetzet,
Den haſt du ohne Grund durch Schmähungen verletzet;
Und da er Rechenſchaft von deinem Arm begehrt:
So hat des Kampfes Glück ſich wider ihn erklärt.
Hier ſtecke dir ein Ziel, die Feindſchaft zu verlaſſen.
Wer nicht beleidigt iſt, der hat kein Recht zu haſſen.
Dem andern Unrecht thun, und noch ſein Feind zu ſeyn,
Iſt nur dem Volk erlaubt, für Helden zu gemein.

Ulfo.

Der iſt nicht mehr mein Feind, den ich ſchon überwunden.
Daß ich verſöhnet ſey, hat Godewin empfunden.

Godewin.

Ich weiß; ein Unglücksfall entwandte mir mein Schwerdt,
Des deinen Spitze war auf meine Bruſt gekehrt,
Es ſtund in deiner Macht, das Leben mir zu nehmen.
Ich bin von dir beſiegt, und darf es mich nicht ſchämen.
Beſiegt ſeyn iſt kein Schimpf, und ſtark ſeyn iſt kein Ruhm:
Die Ehre bleibt allein des Herzens Eigenthum.
Nicht immer kann der Arm dem Muth an Stärke gleichen;
Iſt dieſer unbewegt, ſo muß doch jener weichen.
Es wich mein Arm. Du weißt, war mir das Leben lieb?
Daß du es mir geſchenkt, war bloß dem eignen Trieb.
Kein Seufzer und kein Flehn hat es von dir erhalten.
Mein Herz erwartete, geruhig zu erkalten.

Doch da du es verſchont, ſo endet unſer Zwiſt.
Der Kampf beſchließet ihn, durch den du Sieger biſt.
Nach allem, was von dir zu meiner Schmach geſchehen,
Er ſollſt du, wer ich ſey, aus der Verſöhnung ſehen;
Und trifft ich nur den Weg mich dir zu zeigen an,
Geſtehn, daß man, beſiegt, noch edel bleiben kann.

Canut.

Kommt! laßt uns dieß zum Troſt auch nun Eſtrithen ſagen.

Ulfo.

Ich eil erſt zu dem Heer, das du mir angetragen.

Fünfter Auftritt.

Ulfo.

O Ehre! wer nur dich einmal geſchmecket hat,
Wird ſtets von dir gereizt, und niemals von dir ſatt.
Ein Sieg iſt nicht genug, um Helden zu vergnügen.
Sie ſammlen Sieg zu Sieg, und wählen in den Siegen.
Und wie? — Ich zöge hin in ein barbariſch Land,
Um eines Fürſten Mord, den kaum die Welt gekannt?
Canut, der ſich dadurch vor mir geſichert glaubet,
Meynt, daß man mir ſo leicht die Macht zu ſchaden raubet.
Wen man zu fürchten hat, dem gebe man kein Heer.
Canut nur iſt mein Feind, ſonſt kein Sieg reizt mich mehr.
Nun eil ich freudenvoll, die Wunden zu verbinden;
Ich will mit größerm Ruhm bald wieder andre finden.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eſtrithe, Haquin.

Eſtrithe.

Wie? da mir ſelbſt Canut die frohe Botbſchaft bringt,
Daß endlich ſeine Huld des Ulfo Haß bezwingt;
Da mein Gemahl beſchämt die Ehrſucht, die ihn qualet,
Zu beſſerm Zwecke lenkt und fremde Feinde wählet;
Da er voll Ungeduld ſchon ſeine Völker zählt,
Und ihm, vergnügt zu ſeyn, nur noch ſein Aufbruch fehlt:
So kömmſt du noch, Haquin, den Grund von ſeinem Herzen
Bey ſeinem Könige durch Argwohn anzuſchwärzen;
Verklagſt nun zu ſpät die ſchon geſtillte Wuth;
Entdeckſt, er rühme ſich als Sieger des Canut,
Und muntre durch das Lob von ſeinen eignen Thaten
Viel hundert Helden auf, die Treue zu verrathen?

Umſonſt beſchreibeſt du den Trieb, von dem er brennt,
Wie er ſonſt keinen Feind, als ſeinen König kennt,
Und wie beredt er noch vor kurzer Zeit geſchworen,
Ihn zu beſänftigen, ſey alle Huld verloren.
Du kennſt nicht, Haquin, des Wohlthuns ſtarke Kraft,
Wie ſchnell es Aenderung in edlen Seelen ſchafft.
Und das beſchämte Herz, das dann den Feind verehret,
Wen es aus Stolz gehaßt, aus Großmuth lieben lehret.

Haquin.

Prinzeßinn, ſprich vielmehr, du kennſt den Ehrgeiz nicht,
Wenn du dir ſchmeicheln kannſt, daß ihn die Güte bricht.

Mit Unmuth fühlet er sich fremde Gunst vermehren.
Wer Dank von ihm verdient, der machet ihn erröthen.
Er sieht des Feindes Huld, die er gezwungen preist,
Nur für ein Denkmaal an, das seine Schwäche weist,
Und glaubt, daß er alsdann erst diesem Schimpf entgangen,
Wenn er den unterdrückt, von dem er ihn empfangen.

Estrithe.

Was ist das für ein Trieb, der dich zum Kläger macht?
Wer bloß aus Eifer warnt, stützt sich nicht auf Verdacht.
Du willst vom Künftigen aus dem Vergangnen sprechen:
Sprich, wenn du sprechen willst, von itzigen Verbrechen!

Nein! Also ist nicht mehr der unbiegsame Feind,
Dem niemand rühmlicher, als ein Verräther, scheint.
Umsonst hat er geglaubt, er werde nie erweichet;
Die Huld hat mehr in ihm, als er gewollt, erreichet.
Ein Strahl der Dankbarkeit, der unvermerkt erwacht,
Hat wider Willen ihn zu seiner Pflicht gebracht.
Sein Ehrgeiz, der allein zum Hassen ihn entzündet,
Und was er hier gesucht, nun bey den Slaven findet,
Braucht keiner Untreu mehr, und nimmt das Glück erfreut,
Das ohne Laster ihm nun reine Lorbeern beut.

Verschwür er nicht auf stets sein ungestümes Wüthen,
Warum vergnügt ihn denn des Königs Anerbiethen?
Warum nähm er voll Dank ein Heer von seiner Hand,
Und zög auf seinen Wink in ein entlegnes Land?
Entfernt man sich von dem, dem man zu schaden dichtet?
Wen man verfolgen will, ist man dem gern verpflichtet?
Sein Herz, das dem Canut nur zu gefallen denkt,
Hat ihm auch seinen Zwist mit Godewin geschenkt.

Haquin.

Wie? Dieser stolze Geist wird nun so leicht geführet?
Hat Also nun ein Herz, das bloß ein Wink regieret?

Der undiegſame Trutz, den nichts erweichen kann,
Soll nun verwandelt ſeyn, und nimmt Ermahnung an?
Die Zeichen ſchrecken mich, die dich ſo ſehr erfreuen.
Ein Ehrgeiz, der ſich zwingt, iſt allezeit zu ſcheuen.
Daß er geſchmeidig weicht, geſchieht nie ohne Frucht,
Er läßt ſich nur herab, wenn er zu ſteigen ſucht.
Ich geh, um jedem Schritt aufmerkſam nachzuſtellen.
Er ſoll, wen er bedroht, nicht ungewarnet fällen.
Hier kömmt er. Prüfe ſelbſt indeſſen ſeine Treu,
Und ſieh, aus welchem Trieb ich ſein Verkläger ſey.

Zweyter Auftritt.

Ulſo, Eſtrithe.

Ulſo.

Nun ſollſt du ferner nicht dich über mich beklagen,
Eſtrithe, hör nun auf, dein eignes Herz zu plagen.
Die Urſach iſt getilgt, die du ſo ſehr beweint,
Canut kann ſicher ſeyn, ich bin nicht mehr ſein Feind.

Eſtrithe.

Wie? So kann ich einmal mit Freuden dich erblicken?
Darf meine Zärtlichkeit kein Seufzer mehr erſticken?
Mein Herz, das dir ſo oft der Liebe Proben giebt,
Soll nun auch einmal ſehn, daß Ulſo wiederliebt?

Sprich, welcher Zufall hat mir dieſes Glück beſcheret,
Und meinen Thränen noch dieß Wunderwerk gewähret?
Was bringt, da ich beſtürzt die Hoffnung ſelbſt verlor,
In deinem Herzen noch den edlen Trieb hervor?

Doch ſage, darf ich auch mich auf dein Wort verlaſſen?
Iſt nun dein Ruhm vergnügt? hörſt du nun auf zu haſſen?
Iſts wahr, daß du verſöhnt in ferne Kriege ziehſt?

Ulſo.

Wie zweifelſt du an dem, was du vor Augen ſiehſt?

Estrithe.

Verzeih, daß dieſes Herz, das du in Furcht geſetzet,
Zu glauben nicht gewagt, was mich ſo ſehr ergötzet.
Der Ausgang, der ſo oft mein Hoffen niederlegt,
Hat meiner bangen Bruſt dieß Mistraun eingeprägt.
O möchten doch einmal ſo vieler Güte Zeichen,
Geliebteſter, dein Herz, nach dem man ſtrebt, erreichen!
Möcht ich dich den Canut, nach abgeſchwornr Liſt,
So ernſtlich lieben ſehn, als er dir günſtig iſt.
Möcht ich doch im Gemahl nicht mehr zu meinem Schrecken,
Nach längſt verſprochner Ruh, ſtets neuen Haß entdecken!
Ach! ſind denn nun einmal die frohen Tage da,
Die ich ſo oft gewünſcht, und nie erſcheinen ſah!

Ulfo.

Doch da mich Ruhm und Pflicht von deiner Seite trennen,
Sprich, wirſt du mich auch noch abweſend lieben können?

Estrithe.

Wie? du entfernteſt dich, und ich verweilte hier?
Da du mich erſt vergnügſt, verbannſt du mich von dir?
Nein! Pflicht und Ruhm, die dich hier nicht verweilen heißen,
Erdenken kein Geſetz, um mich von dir zu reißen.
Ich bin dir nachgefolgt, da Mangel und Gefahr
Noch die erträglichſte von meinen Sorgen war;
Da, wenn mich das Geſchick mit dir in Noth verſenkte,
Des Unglücks Quelle mich mehr, als das Unglück, kränkte.
Itzt führe mich mit dir, daß ich mit gleicher Treu
Gefährtinn der Gefahr, des Ruhmes Zeuginn ſey,
Um als Zuſchauerinn an den gerechten Siegen,
Die du erkämpfen ſollſt, mich mit dir zu vergnügen.

Wie werd ich mich erfreun, wenn du, von Muth erhitzt,
Den Arm ſo würdig brauchſt, der ſo viel Kraft beſitzt;
Und, ohne deinen Ruhm durch Untreu zu beflecken,
Der Feinde Schrecken wirſt, doch ein gerechtes Schrecken!

Wie werd ich mich erfreun, wenn meiner Liebe Pflicht
Der ſtrengſten Schweſtertreu nicht weiter widerſpricht;
Wenn mich nichts kränkt, nichts zwingt, und ich in deinem Suchen
Dir Fortgang wünſchen darf, ohn dem Canut zu fluchen;
Und wenn ich ihm entzückt die Bürgſchaft leiſten kann,
Es ſey ſein größter Held ſein treuſter Unterthan!

Ulfo.

Nur, daß auch dieſes Heer, als deſſen Haupt ich ziehe,
Sich mit mir um den Ruhm, auf den du hoffſt, bemühe:
So bitte den Canut, daß er ins Lager geh,
Und dieß erleſne Volk beym Aufbruch noch beſeh;
Die Haufen, die indeß um die gepflanzten Fahnen
Schon dicht verſammlet ſtehn, zum Eifer zu ermahnen.

Eſtrithe.

Ein ſo gerechter Wunſch braucht meinen Verſpruch nicht;
Er wird erhöret ſeyn, ſo bald dein Mund nur ſpricht.
Doch weil du es begehrſt, erfüll ich dein Begehren.
Ich ſuche nichts ſo ſehr, als deinen Ruhm zu mehren,
Wenn nur nicht dieſer Ruhm den Pflichten widerſtrebt,
Und andrer Unglück wird, indem er dich erhebt.

Dritter Auftritt.

Ulfo, Godſchalk.

Ulfo.

Sprich, Godſchalk, ſind nunmehr die Schaaren, die uns dienen,
Auf meinen Wink bereit, ſich alles zu erkühnen?
Haſt du in ihrer Bruſt ein Feuer angefacht,
Das die Gefahren trutzt und ſelbſt den Tod verlacht?
Haſt du ſie angeführt, als ob ſie ſchon den Heeren,
Die deine Rachbegier bedroht, vor Augen wären?
Iſt ihnen eingeprägt, daß ſich ihr tapfrer Geiſt,
Zum Denken zu umſchrankt, bloß durch Gehorchen weiſt?

Und daß ihr Führer bloß den Schluß zu faſſen wiſſe,
Wen man bekriegen ſoll, wen man verſchonen müſſe?

Godſchalk.

Dieß alles und noch mehr hab ich dem Heer geſagt.
Ihr Murmeln hat darauf mein Mistraun angeklagt,
Daß man, da uns vom Feind noch weite Fluthen trennen,
Schon itzt von Pflichten ſpricht, die ſie ſo lange kennen.

Ulfo.

Sie ſollen ihren Feind, eh ſie vermuthet, ſehn.

Godſchalk.

Um ihn zu ſehn, laß uns nur bald zu Schiffe gehn!
Was hilft es, daß wir uns entfernet ſchon bereiten?
Die Zeit, die hier vergeht, verlieren wir zum Streiten.
Was hilft es, daß man hier Muth und Gehorſam preiſt,
Eh ſich Gelegenheit ſie auszuüben weiſt?
Wenn wir das Land erreicht, nach welchem wir uns ſehnen,
Dann iſt es Zeit genug, dieß alles zu erwähnen.

Ulfo.

Dieß ſagſt du, weil dein Geiſt, der ohn Erfahrung denkt,
Den Weg noch nicht erkannt, der dich zum Zwecke lenkt.

Godſchalk.

Iſt denn nicht dieſer Zweck, des Vaters Mord zu ſtrafen?

Ulfo.

Iſt dieſer Zweck denn nicht die Wohlfarth deiner Slaven?

Godſchalk.

Er iſt es. Doch dabey vergiß die Rache nicht!

Ulfo.

Fern einen Weg von mir, der beydes dir verſpricht.

Doch,

Doch, haſt du auch ein Herz, das wahre Größe ſchätzet,
Das kein gewohnter Glanz, kein niedrig Lob ergötzet,
Das keine ſteile Höh, kein tiefer Abgrund ſchreckt,
An deren Aeußerſtem für dich ein Lorbeer ſteckt?
Das für gleich ſchimpflich hält, ſich alles Ruhms begeben,
Als in der dunkeln Schaar gemeiner Helden leben?

Godſchalk.

Du frageſt, ob mein Herz nach Ruhme ſtreben kann?
Die Frage hat man mir nie ungeſtraft gethan.

Ulfo.

Und gleichwohl führeſt du von hier, zu deiner Schande,
Das Joch der Dienſtbarkeit nach deinem Vaterlande.
Zeig nur erſt dieſem Volk die Wege durch das Meer;
Dem Heere folget bald vielleicht ein andres Heer.
Zuletzt wird man dahin mit Schaaren über Schaaren,
Dir anfangs beyzuſtehn, dann dich zu ſtürzen, fahren.
Dein Volk wird nicht zuerſt ſo liſtig unterdrückt,
Und an der Hülfe ſtatt ihm Feſſel zugeſchickt.
Sieh alle Reich umher, die ſchon in Ketten liegen!
Nun trifft dein kleines Land die Reih, es zu beſiegen.
Und dennoch nimmſt du den zu deinem Helfer an,
Der dich als Nachbar haßt, als mächtig ſchaden kann.
Izt eile, dieſem Schlag durch Klugheit vorzukommen,
Bald iſt dir auch die Macht, dir vorzuſehn, benommen.
Izt iſt der Augenblick. Ein Schluß, ein Wort, ein Streich
Erobert deinem Volk der Dänen ganzes Reich.
Dann haſt du Zeit genug, des Vaters Tod zu rächen,
Dann, Godſchalk, laß uns erſt von unſerm Aufbruch ſprechen.

Godſchalk.

Was ſagſt du?

Ulfo.

Du erſtaunſt und bebſt bey meinem Rath.
Den ſchwachen Geiſt betäubt die Größe dieſer That.
Getroſt!

Getroft! laß dich von mir bey jedem Schritt regieren.
Ich will dich bey der Hand bis zu dem Throne führen.
Halbträumend, eh du selbst begreifst, wie dir geschehn,
Sollst du dieß Reich besiegt und dich gekrönet sehn.
Ich suche nichts für mich, und find ein wahr Ergötzen,
Nicht König selbst zu seyn, nur Könige zu setzen.

Reizt dich die Macht, der Ruhm, die Krone des Canut? —
Zu werden, was er ist, brauchst du nichts mehr, als Muth.
Die Bahn ist kurz und leicht, dieß alles zu erlangen.
Er wird ins Lager gehn; behalt ihn da gefangen!
Es hat dein Heer und dich Ein Vaterland erzeugt.
Wen liebte sonst dieß Heer, wär es nicht dir geneigt?
Es wird, lehrst du es nur sein wahres Wohl ermessen,
Wem es bisher gedient, im Augenblick vergessen.
Mit Recht erbeutet es nun, an des Lohnes statt,
Dieß Reich, für das es oft sein Blut gewaget hat.

Godschalk.

Was hör ich? Ist nun dieß der Weg mich zu erheben?
Geh! du kannst diesen Rath nur trägern Seelen geben.

Ulfo.

Wie? scheint dir der Entschluß, den solch ein Werk begehrt,
Die Klugheit, die Gefahr nicht edler Seelen werth?
Ist dir es denn so klein, ein ganzes Reich erbeuten,
Mit einer Handvoll Volks so manches Heer bestreiten,
Sich überall umringt auf fremdem Boden sehn,
Der überlegnen Zahl doch selbst entgegen gehn,
Und ohne Beystand sonst, vom Schrecken bloß geschützet,
Sich einem Throne nahn, den so ein Held besitzet?

Die Helden des Canut, die mancher Streit geübt,
Die ihm bisher gedient, noch mehr, die ihn geliebt,
Meynst du, die werden itzt verstummen, ihn zu retten,
Als ob sie nur zum Schein Gewehr und Arme hätten?

Iſt nun noch die Gefahr für deinen Muth zu klein?
Soll dieſes noch ein Rath für träge Seelen ſeyn?
Ein Großes übergiebt die Liſt zwar unſern Händen;
Doch was die Liſt beginnt, das muß der Muth vollenden.
Prüf, ob du ſtark genug, um dieß zu wagen, biſt.
Hier kann man furchtſam ſeyn, auch wenn man tapfer iſt.
Doch laß die Sorge mir; mich ſoll kein Fleiß verdrießen;
Die Müh nehm ich auf mich, die Frucht ſollſt du genießen.
Hier, Godſchalk, ſtellet ſich ſchon dein Gefangner ein.
Dieß Anſehn, dieſe Macht, dieß Reich ſind nun bald dein.
Itzt laß den edlen Muth durch keinen Zweifel beugen,
Entſchließ dich, und wo nicht, entſchließ dich nur, zu ſchweigen.

Vierter Auftritt.

Canut, Godewin, Haquin, Ulfo, Godſchalk.

Ulfo.

Herr, heute brech ich auf. Was nützen wir noch hier?
Den Prinz, das Heer, und mich treibt gleiche Ruhmbegier.
Ich wünſche kund zu thun, wie leicht ich mich begnüge;
Der Prinz wünſcht Rach u. Blut, das Heer wünſcht Streit u. Siege.
Doch noch ein Blick von dir begnadige dieß Heer!
Es denkt zu viel an dich, es liebet dich zu ſehr,
Daß es ſo unvermerkt dieß Reich verlaſſen wollte,
Und ſeinen Eifer dir nicht erſt noch zeigen ſollte.
Die Majeſtät, der Wink, die Rede des Canut
Vermeu in ihrer Bruſt die oft gezogte Gluth,
Mit der ſie neben dir nur ſpielend überwanden,
Den Tod verachteten und Wunden nicht empfanden!
Sag ihnen, daß dein Ruhm mit mir und ihnen zieht,
Und daß dein Auge ſie noch in der Ferne ſieht.

Canut.

Es ruht allein auf dir, ſo bald du willſt, zu reiſen;
Denn Völker, die du führſt, darf ich nicht unterweiſen.

Dir hab ich ſie vertraut. Die Sorg iſt gänzlich dein,
Die Gluth, von der du ſprichſt, in ihnen zu verneun.
Du wirſt, wollt ich ſie ſtatt deiner ſiegen lehren,
Als raubt ich deinen Ruhm, dich über mich beſchweren.

Ulfo.

Doch kennt mich auch dieß Heer, das mir gehorchen ſoll?
Wer macht es von Vertraun, von Furcht und Liebe voll;
Wenn du nicht dieß Vertraun erſt durch mein Lob erweckeſt,
Und ihm, wie du mich ehrſt, und wer ich ſey, entdeckeſt?
Lehr es durch deinen Mund, wem es zu folgen hat:
Mir ſey dein Schwerdt vertraut, ich ſteh an deiner ſtatt,
Ich habe ſchon gezeigt, daß ich zu kriegen wiſſe,
Ich kenne keine Furcht und keine Hinderniſſe;
Darum befiehleſt du ihm den Gehorſam an,
Ohn den kein großes Werk zum Zweck gelangen kann.

Kennt mich ſodann das Heer, und weis es ſeine Pflichten,
So kann ich ſie zum Ruhm mit Nachdruck unterrichten.

Canut.

So komm denn, wird mein Lob von dir ſo hochgeſchätzt,
Und führe mich zum Heer, dem ich dich vorgeſetzt.
Ich brauch ihm, wer du ſeyſt, nicht erſtlich zu erzählen,
Und will, ſtatt aller Pflicht, dein Beyſpiel ihm empfehlen.

Godſchalk.

O! Himmel! Herr, wohin? . . Nein! dieß geſtatt ich nicht.

Canut.

Wie? Ulfo fodert es, und Godſchalk widerſpricht?

Ulfo.

Wie? Niederträchtiger, ſo ſtörſt du ſelbſt dein Glücke?

Godſchalk.

Herr! liebeſt du dein Wohl, ſo bitt ich, bleib zurücke.

Ulfo.

Unglücklicher! iſt dieß nun meiner Lehren Kraft?

Canut.

Und ſprich! was für Gefahr . . .

Godſchalk.

Herr, die Gefangenſchaft. . .

Ulfo.

Verräther!

Canut.

Lehre mich doch, was du ſagſt, verſtehen.
Sprich! warum ſoll ich nicht mein eignes Heer beſehen?

Godſchalk.

Es iſt zu deinem Fall, wenn du ihm dieß gewährſt.
Der Anſchlag iſt gemacht, daß du nicht wiederkehrſt.
Dieß Heer, das du ihm gabſt, das ſollte dich umringen,
Und wenn du Feſſel trügſt, dann auch dein Reich bezwingen.

Ulfo.

Ich bot dem Thörichten doch Kron und Zepter an,
Und er hat nicht den Muth, daß er nur ſchweigen kann.

Canut.

Und du geſtehſt die That?

Ulfo.

Wie ſollt ich ſie verhehlen?
Mein Anſchlag war ſo groß! — ach! mußt er denn verfehlen!

Canut.

Haquin, befiehl der Wacht, daß ſie ihn mit ſich führt.

Ulfo.

Ulfo.

Was hilft es, daß ein Herz der Trieb nach Ehre rührt,
Wenn andre träge sind, und sucht man sie zu heben,
Doch immer mit Gewalt zur Erde niederstreben?
Wenn es der schönsten Thaat stets an Gehülfen fehlt;
Und wenn man Prinzen selbst zu den Verzagten zählt?

Zu neidisches Geschick, das meine Werke störet!
Wird meine Ruhmbegier denn nie von dir erhöret?
Daß doch dein Eigensinn, der edle Geister drückt,
Nicht einen Augenblick den größten Muth beglückte!
Nun bin ich, dir zur Schmach, erniedrigt und verlassen,
Nun hilft nicht Muth, nicht List, und niemand scheut mein Hassen.
Der oft betrogne Feind lernt endlich klüger seyn,
Und windet meinen Arm in schlechte Ketten ein.
Du raubst mir alles hin, und kannst nichts wiedergeben.
Du hast noch nicht genug! Hier hast du auch mein Leben.

Er zückt sein Schwerdt.

Godewin.

Was thust du?

Ulfo.

Weich zurück!

Godewin.

Halt ein!

Ulfo.

Wie, Godewin?
So schimpflich nahm ich dir den Degen nicht verhin.

Canut! nun kann einmal dein Thron gesichert prangen.
Hier ist die Wache. Kommt, und führet mich nur gefangen.
Verwundert ihr euch nicht, daß ich euch folgen muß?
Sonst furchtet ihr mich mehr, dort bey dem Helgaflus.

Fünfter Auftritt.

Canut, Godewin, Godſchalk.

Godewin.

Herr! laß, eh du ihn ſtrafſt, doch deinen Zorn verrauchen.

Canut.

Sein Frevel, nicht mein Zorn, heißt mich die Schärfe brauchen.

Godewin.

Er iſt der Strafe werth; doch du kannſt ja verzeihn.

Canut.

Die Strenge ſchmerzet mich; die Huld wird mich gereun.
Prinz, deſſen junges Herz der falſche Glanz nicht blendet,
Der oft den klügſten Greis noch ſpät zur Untreu wendet,
Geh, zeig auch deinem Heer das Beyſpiel deiner Treu;
Sey ſelbſt ihr Oberhaupt, ſieh, ob es ruhig ſey!
Der Muth, die Redlichkeit, die deine Jugend zieren,
Die machten dich ſchon werth, ein größres Heer zu führen.

Godſchalk.

Dieß Heer wird ewig feſt in ſeiner Treu beſtehn,
Und mit Verlangen nur nach Ulfos Strafe ſehn.

Godewin.

Herr, denke, du beſtrafſt in ihm zugleich Eſſirithen.

Canut.

Komm! folge mir zu ihr.

Godewin.

Doch hör auch auf ihr Bitten.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Godewin, Eſtrithe.

Godewin.

Verlaß dich doch getroſt auf deiner Thränen Kraft.
Nein! ihnen widerſtehn wär allzufrevelhaft.
Sie würden manches Herz, das ſie mit Leid durchdringen,
So weit, als kaum vielleicht die Pflicht erlaubte, bringen;
Sollt Alſo denn allein bey ſo gerechtem Flehn
Sich ſelbſt zum Beſten nicht die Menſchlichkeit geſtehn?
Der gütigſte Canut verſpricht, ihm zu verzeihen.
Die That iſt ſchon geſchenkt, er darf ſie nur bereuen.
Ein einzig Wort von ihm, daß er ſich ſchuldig nennt,
Soll alle Strafe ſeyn, die man ihm zuerkennt.
Itzt wird er hergeführt: bitt ihn, dieß Wort zu ſprechen!
Ich weis, ſein eignes Herz zeigt ihm ſchon ſein Verbrechen.
Ihn rührt des Königs Huld und daß er dich betrübt;
Und meynſt du, daß ein Held nicht auch das Leben liebt?
Wie ſollt er fühllos ſeyn, wenn ſich mit deinem Weinen
Erkenntlichkeit und Recht, und die Natur vereinen;
Und alles, was nur je ein Herz gefangen nimmt,
Und was nur Reu erweckt, in ihm zuſammen ſtimmt?

Eſtrithe.

Umſonſt bemühſt du dich für ſein verlornes Leben;
Wenn alles dich erhört, wird er dir widerſtreben.
Zu großmuthsvoller Freund, ſtell deinen Eifer ein!
Sein Herz iſt nicht geſchickt, um etwas zu bereun.
Er weis nichts ſchimpflichers, als ſich verzeihn zu laſſen,
Und eh er bitten wird, eh wählt er zu erblaſſen.

Ich

Ich kenne ſchon den Stolz, der niemals ſich vergißt,
Ich habe ſchon geprüft, wie unbewegt er iſt.
Wie könnt ich ihm vertraun? Was könnt ich wohl erlangen? —
O Himmel! ſo vielmal hat er mich hintergangen! —
Gelobt er nicht erſt itzt, da er auf Bosheit ſann,
Mit falſcher Freundlichkeit mir die Verſöhnung an?
Ach! ſeine letzte Wuth entreißt mir alles Hoffen.
Was thät ich, hätte ſie dießmal ihr Ziel getroffen?
Verführt ich den Canut nicht ſelbſt zu ſo viel Huld?
Wenn er ins Lager gieng, ſo war es meine Schuld. —
Betrübte Willigkeit! bald hätte mein Gewiſſen
Von mir des Bruders Blut verzweifelnd fodern müſſen! —
Wer ſieht den tiefen Grund von Ulfos Herzen ein?
Kann jemals ſo viel Muth bey ſo viel Laſtern ſeyn?
Geſetzt, daß wir ihn itzt zur Reu bewogen hätten,
Weißt du, ob wir ihn nicht zu neuem Frevel retten?
Ob er ſein Leben nicht nur darum noch erhält,
Damit er endlich den, der es ihm ſchenkte, fällt?
Nein! ich kann nicht auf mich des Reiches Unglück laden.
Scheint er erweicht zu ſeyn, ſo iſt es um zu ſchaden. —
O tödtlich harter Zwang! o Schickſal voller Pein!
Ach! er iſt mein Gemahl, und er muß hülflos ſeyn!
Wie ſchwerlich kann ihn doch mein Herz verloren ſehen! —
Doch ach! was kann ich thun? es iſt um ihn geſchehen!

Godewin.

Iſts möglich? Da ſein Herr und Richter ihm verziehn,
Sprichſt du an deſſen ſtatt das Urtheil über ihn?
Grauſame, den Gemahl, um den du mich verlaſſen,
Verdammeſt du nun ſelbſt, ſo ruhig, zu erblaſſen?
Hilf ihm doch ſeinem Wohl nicht auch noch widerſtehn!
Muß man auch noch zu dir um ſeine Rettung flehn?
Am Abgrund, wo er ſteht, ſollſt du ihm Hülfe reichen,
Und biſt noch weniger, als Ulfo, zu erweichen?
Spricht dein Gewiſſen denn allein für den Canut,
Empfiehlt es dir denn nicht auch des Gemahles Blut?

Was fürchtest du, wenn ihn dein Bitten wiederbrächte,
Daß nur sein stolzes Herz auf neuen Frevel dächte?
Wach du für den Gemahl, laß andern ihre Pflicht;
Die Wohlfahrt des Canut sey deine Sorge nicht?
Kann denn so mancher Arm, der Feinde Fall und Schrecken,
Vor eines Menschen Haß nicht unsern König decken?
Zum Meuchelmord zu stolz, und zur Gewalt zu schwach,
Sieht Ulfos Wuth nur ihn, sonst niemand, Schaden nach.
Kannst du dem Unglück ihn so sorglos übergeben —
Nein! ich bin nicht so hart; Er schenkte mir das Leben!
So muß ich dann, da sich in dir kein Mitleid regt,
Versuchen, ob mein Flehn ihn ohne dich bewegt.
Vermöcht ich nur vor ihm die Thränen zu vergießen,
Die, so beredt und stark, aus deinen Augen fließen!
Hätt ich die Zärtlichkeit und dieser Worte Kraft,
Die du nicht brauchen willst, und die doch alles schafft!
Hier ist er. Willst du nicht sein Wohl von ihm erbitten?

Estrithe.

O Himmel! welcher Stolz blickt noch aus seinen Schritten!

Zweyter Auftritt.

Estrithe, Godewin, Ulfo von Wache begleitet.

Ulfo.

Was führt man mich hieher? — Ich will zum Tode gehn.
Wer will hier seine Lust an meinem Falle sehn?

Godewin.

Aus Mitleid ruft man dich, bloß um dich zu befreyen.
Dein Fehl ist schon verziehn.

Ulfo.

Und wer soll mir verzeihen?

Godewin.

Godewin.

Dein König.

Ulfo.

Bloß die Macht erhebt ihn über mich.
Hat er mehr Ruhmbegier, hat er mehr Muth, als ich?

Godewin.

Verehr die Macht, zu der ihn Recht und Gott erheben.
Der Himmel konnte ſie nie einem Größern geben.
Zum Herrſchen braucht man mehr, als Ruhmbegier und Muth.
Die Wuth entſtellet dich, die Huld ſchmückt den Canut.
In wem die Billigkeit bey edlem Ehrgeiz wohnet,
Wer ſtets voll Mitleid ſtraft, ſtets freudenvoll belohnet,
Wer aus der Menſchen Wohl ſich ſelbſt Geſetze nimmt,
Den hat ſelbſt die Natur zum Throne ſchon beſtimmt.
Wo haſt du einen Feind für den Canut gefunden?
Dem, welchen alles liebt, gieb dich doch überwunden!
Er ſieht die Untreu ſelbſt, und was du ihm gethan,
Nicht als Beleidigter, nur als dein Richter, an,
Als Richter, der nur wünſcht, es möchte dich gereuen,
Den du vergnügen wirſt, laßt du dir nur verzeihen.
Freund, deſſen Unglücksfall zuerſt mich weinen lehrt!
Sprich, daß es dich gereu, und leb und ſey geehrt!
Wenn dir es rühmlich ſcheint, nicht der Gewalt zu weichen:
Durch Huld beſiegt zu ſeyn iſt ja der Großmuth Zeichen.

Ulfo.

Spar deine Thränen nur! Man führe mich zurück!

Eſtrithe.

Wohin? Ach Grauſamer! du gönnſt mir keinen Blick?

Ulfo.

Du biſt die einzige, die ich zu ſprechen ſcheue.
Nein! fodre nur von mir nicht Demuth oder Reue.

Mein Herz, das, wer ich bin, auch sterbend nicht vergißt,
Weis welchen Schluß es nun sich selber schuldig ist.
Das Glück haßt meinen Ruhm, und will mich nicht erheben.
Was dieses mir versagt, will ich mir selber geben,
Und zeigen, was es mir für Unrecht angethan
Und daß man auch durch Muth das Schicksal trutzen kann.

Estrithe.

So trutze das Geschick, trutz es durch dein Verderben.
Ist denn der Ruhm so groß, als ein Verbrecher sterben,
Daß er des Glückes Gunst, das dich zu schlecht geschatzt,
Dein Leben, und auch mich, (wenn du mich liebst,) ersetzt?
Doch hätte dieses Glück dich, wie du willst, geehret,
Und deinen schändlichen, verfluchten Wunsch erhöret;
Hätt es dir den Canut in Ketten vorgestellt:
Dann wär es erst gerecht, dann priese dich die Welt!
Erkenn, Undankbarer, die Gunst von deinem Glücke.
So vielmal hält es dich vom Frevel schon zurücke,
Laßt dich nicht lasterhaft, als nur in Willen, seyn,
Und stürzet mit Gewalt der Bosheit Anschlag ein.
Es läßt dich, da dein Herz, sich selbst zum Schaden, wüthet,
Stets einen König sehn, der dir Vergebung bietet.
Wie lange suchst du Ruhm auf einer falschen Bahn?
Wähl einen Weg, wo dich das Glück nicht hindern kann!
Was klagst du um das Lob, das dir so oft entgangen?
Durch Tugend würdest du es ohne Müh erlangen.

Ulfo.

So hör ich dann von dir erst, was die Ehre sey?

Estrithe.

Ihr Grund ist Redlichkeit, und nicht verletzte Treu.

Ulfo.

Mein Ruhm kennt seinen Grund, er ruht auf kühnen Werken.
Durch Reue schwacht ich ihn, mein Tod soll ihn bestarken.

Godewin.

Die Reu erniedrigt nicht. Nimm doch dein Leben an!

Ulfo.

Glaub, wär ich Godewin, ich hatt es ſchon gethan.

Godewin.

Vielleicht, ohn daß du ſprichſt, ſchenkt dir Canut das Leben.

Ulfo.

Doch wer wird mir Vertraun, Gewalt und Völker geben?

Godewin.

Verlöſch durch deine Treu, was dich darum gebracht;
So hat Canut für dich Vertrauen, Volk und Macht.

Eſtrithe.

Sieh! wie viel Herzen ſind, die dich zu retten trachten.

Ulfo.

Wenn ich mich retten ließ, ihr würdet mich verachten.

Eſtrithe.

Verachtet man ein Herz, das ſich als menſchlich zeigt?

Ulfo.

Doch das bewundert man, das ſelbſt der Tod nicht beugt.

Eſtrithe.

Wie falſch iſt doch der Ruhm!

Ulfo.

Den will ich ſterbend ſuchen.

Eſtrithe.

Den Ruhm verfluch ich nur, und muß auch dich verfluchen.

Ulfo.

Soll dieß der Abſchied ſeyn, den du mir zugedacht?

Eſtrithe.

Barbar, bedenkeſt du, wie weit du mich gebracht?
Stirb nur, Unmenſchlicher, doch gieb, ſoll ich dich miſſen,
Mir erſt die Ruh zurück, aus der du mich geriſſen!

Ich kannte keine Noth, und wußte nichts von dir,
Grauſamer, dieſes Glück beneideteſt du mir;
Unfehlbar weil noch was zu deiner Freude fehlte,
Wenn ſich kein treues Herz bey deinen Frevеln quälte.
Durch Frevel gabſt du mir dich ſelber zum Gemahl,
Und unſer Bündniß war mein erſter Schritt zur Qual.
Fühl einen Augenblick die Angſt, die ich empfunden;
So oft du einen Weg zu deinem Ruhm erfunden;
Die ich dir theils verbarg, und theils dich ſehen ließ,
Und gegen die dein Herz doch nie Erbarmen wies.

Wie einer, der voll Angſt, mit feſtgebundnen Händen,
Den Dolch am Herzen fühlt, und nicht weis abzuwenden:
Sah ich ſtets deinen Arm zum Unglück ausgeſtreckt,
Und ohne Hülfe mich durch deinen Fall geſchreckt.
Dieß alles wollt ich noch verſchmerzend überſtehen,
Müßt ich die Frucht davon nur nicht verloren ſehen.
Nach Furcht, Gefahr und Pein von tauſendfacher Art,
Haſt du zur letzten Qual mir deinen Tod verſpart.
Und ich ſoll deiner Wuth mit Zärtlichkeit begegnen,
Und noch zum Abſchied den, der mich ſo foltert, ſegnen?

Ulfo.

Du tadelſt meinen Muth. Lern von mir ſtandhaft ſeyn!
Die Thränen ſind zu viel; nun ſchließt ſich deine Pein.
Vor meiner Ruhmbegier haſt du umſonſt gebebet.
Das Glück ſchützt den Canut. Du ſiehſt, ich ſterb, er lebet.
Die Macht iſt mir geraubt, was großes mehr zu thun.
Ich kann nicht auf der Welt als ein Verzagter ruhn.

Drum will ich der Natur mein gnug gebrauchtes Leben,
Dem König Sicherheit, dir Frieden wiedergeben.

Eſtrithe.

Nun ſeh ich erſt, warum du aus dem Leben fliehſt;
Weil du kein Laſter mehr hier zu begehen ſiehſt.
Weil du nicht hoffen darfſt, daß Menſchen, die dich kennen,
Zu deinen Freveln dir noch künftig Mittel gönnen.

Verſchieb den edlen Tod nur einen Augenblick.
Vielleicht iſt noch ein Ruhm, den du nicht haſt, zurück.
Ich die ich dir bisher kleinmüthig widerſtritten,
Ich will dich itzt noch ſelbſt um einen Frevel bitten.
Dein Beyſpiel rührt mich ſchon, ich lerne ſtandhaft ſeyn.
Wer deinen Ruhm nicht haßt, der wird dir Waffen leihn.
Hier ſieh mich unverzagt dein ſtolzes Knie umfaſſen!
Eh du die That verübt, ſollſt du mich nicht verlaſſen.
Nur dieſe Freveltat iſt noch zurück für dich,
Die nimm noch mit ins Grab: Verſtockter, tödte mich!

Ulfo.

Geliebteſte, ſteh auf, und ſchäme dich, zu weinen! —
Wenn ſeh ich den Canut?

Godewin.

Itzt wird er hier erſcheinen.
Auch ſein Verzug bezeugt noch ſeine Gütigkeit;
Er läßt noch dir zur Reu und uns zum Bitten Zeit.
Hier kömmt er. Hat die Huld, die ſeine Stirne zieret,
Für dich nur keinen Strahl, der dich mit Ehrfurcht rühret?
Iſt denn die Majeſtät, das Bild der Göttlichkeit,
Das doch der Erdkreis ehrt, für dich nur nicht geweiht?

Dritter Auftritt.

Canut, Estrithe, Godewin, Ulfo.

Ulfo.

Weil mich des Glückes Zorn in deine Hand gegeben,
Begehrst du meine Reu zum Preise für mein Leben.
Kein niederträchtig Wort hat meinen Mund befleckt,
So lang mein freyer Arm den Feind durchs Schwerdt geschreckt;
Auch itzt hoff diesen Sieg von mir nicht zu erlangen.
Mein Muth ist nicht zugleich mit meinem Arm gefangen.
Stell mich erst wiederum zu jenen Ufern hin,
Wo ich durch List und Muth dein Schrecken worden bin;
Wo, da du nach dem Streit, als zum Triumph, gekommen,
Die Leichen deines Volks an deine Schiffe schwemmen;
Wo mir zuerst der Sieg, dann Sicherheit gelung,
Und fodre da von mir Reu und Erniedrigung!
Denkst du nicht an den Tag, der mich zum Sieger machte,
Der dir nur Schmerz und Scham, mir aber Ehre brachte?
Des Ulfo Ruhm erschallt noch von des Helga Strand;
Der Erdkreis hört erstaunt, daß ich dich überwand.
Gerubia sah ich da die Zahl von deinen Heeren,
Mit Brücken unterstützt, den breiten Strom beschweren;
Getrost erwartet ich, was mir ihr Zorn gedroht;
Sie eilten in den Sieg, und fanden nur den Tod.
Sie bebten, drangten sich, es brachen unter ihnen
Der Brücken Bande los, so bald ich nur erschienen.
Ihr halbersticktes Schreyn rief dich noch in der Fluth,
Zur Rache rief es dich. Doch wo war ich, Canut?
So schnell ist kaum der Blitz, indem er schlägt, verschwunden;
Ich hatte dich besiegt, und ward nicht mehr gefunden.
Den unbezwinglichen, den mächtigen Canut
Zwang Ulfo ohne Macht, wodurch? — durch List und Muth.
Die Welt muß, wenn sie nicht der Billigkeit vergessen,
Zum mindsten meinen Ruhm einst mit dem deinen messen.
Und wenn sie auch bey dir der Siege Menge zählt,
Gestehn, daß nur das Glück zur Größe mir gefehlt.

Canut.

Canut.

Du ſprichſt von deinem Ruhm, und ſchweigeſt vom Vergehen.
Sprich! reut dich dein Verſehn?

Ulfo.

Ich kenne kein Verſehen.
Erkenn entwaffnet noch des Ueberwinders Hand,
Den nicht die Tapferkeit, nur Macht und Menge band.
Was meinen Ruhm erhebt, hab ich mich ſtets erkühnet;
Thu nun, was deinem Ruhm und deinem Throne dienet!

Canut.

Nehmt den Unwürdigen vor meinen Augen fort!
Der Tod erſticke noch ſein letztes ſtolzes Wort!
Er müſſe durch ſein Blut der Welt die Lehre geben:
Wer nicht will menſchlich ſeyn, ſey auch nicht werth, zu leben.

Ulfo.

Nun bin ich erſt vergnügt: nun ſagt die ſpäte Zeit:
Canut hielt Ulfos Tod für ſeine Sicherheit.
Der Fürſten Richterſchwerdt, der Uebelthaten Rächer,
Macht Helden groß, und ſchimpft nur niedrige Verbrecher.

Eſtrithe.

Ach! bleib.

Ulfo.

Leb wohl!

Eſtrithe.

Wohin?

Ulfo.

Zum Ruhme.

Eſtrithe.

Nein, verzieh,
Und ſprich!

Ulfo.

Was ich geſagt, das wiederruf ich nie.

Vierter Auftritt.

Eſtrithe, Canut, Godewin.

Eſtrithe.

Ach! eilt man denn ſo ſchnell, dein Urtheil zu vollführen?

Canut.

Er ſelber fället es.

Godewin.

Ach! Herr laß dich doch rühren.

Canut.

Betrübet mich nicht mehr durch dieß verlorne Flehn.
Muß ich nicht ſchon genug mir ſelber widerſtehn?
Iſt denn der Kampf ſo leicht, dieß Urtheil auszuſprechen,
Daß ihr ihn noch verneut, da ich es nicht kann brechen?
Ihr wißt, was ihr verſucht, ihr ſeht, was ich gethan.
Was man ſonſt bitten muß, beth ich ihm ſelber an.
Mein Eifer, wohl zu thun und Güte zu erzeigen,
Erniedrigte mich faſt. Doch ſagt, konnt ich ihn beugen?
Ihr kennet meinen Schmerz, ihr ſeht in meinen Sinn.
Doch denket, was ich auch der Würde ſchuldig bin.
So wie die Strengigkeit, hat auch die Güte Schranken;
Wer die nicht feſt erhält, macht ſelbſt ſein Anſehn wanken.
Ach! warum kann die Macht, die Menſchen zu erfreun,
Doch nicht das einzige von unſern Rechten ſeyn?
Von allem, was das Glück den Fürſten übergeben,
Iſt das betrübteſte das Recht auf Tod und Leben.
Es dringt uns Strafen ab, und weiſt zu unſrer Pein
Dem Mitleid, das uns rührt, auch Unrecht im Verzeihn.

Fünfter Auftritt.

Canut, Godſchalk, Godewin, Eſtrithe.

Godſchalk.

Herr, wenn ich ſtrafbar bin, iſt es des Glücks Verbrechen.
Dieß zwang mich mit Gewalt, am Ulfo dich zu rächen.
Der Degen, den mein Arm dir willig übergiebt,
Iſt von dem Blut gefärbt, das dich ſo ſchlecht geliebt.

Eſtrithe.

Wie? Mörder! — Und ſo ſchnell entreißt man ihm das Leben?

Godewin.

Ach!

Canut.

Doch wer hatte dir das Rachſchwerdt übergeben?

Godſchalk.

Ich riß nur durch ſein Blut mich ſelbſt aus der Gefahr,
Und gab ihm einen Tod, der mir gedrohet war.
Ich nahte mich hieher mit unbeſorgtem Schritte,
Zu ſagen, daß mein Heer um Ulfos Strafe bitte,
Und wie voll Abſcheu es ſich vor der Wuth entſetzt,
Zu deren Werkzeug er es ſchlecht genug geſchätzt.
Man führet ihn von dir, umringt und ohne Waffen.
Doch ſeine Rachbegier wußt ihm ein Schwerdt zu ſchaffen.
Er reißt der nächſten Wacht es raſend aus der Hand,
Er eilet auf mich zu; ich ſah ihn, und ich ſtand.
Kaum hatt ich Zeit genug, den Degen zu entblößen,
So ängſtet mich ſein Schwerdt mit wiederholten Stößen.

Die Wacht, die nach ihm eilt, kömmt nicht ſo ſchnell herbey;
So ſtürzt er ſich ſelbſt durch blinde Raſerey.
Die Bruſt, die ſich nicht ſchont, fällt in des Degens Spitze,
Der nicht auf Schaden zielt, mit dem ich mich nur ſchütze.
Er ſtirbt, indem er noch mich zu durchbohren ſucht,
Zum Himmel zornig blickt, und dem Geſchicke flucht,
Das ihn noch endlich zwingt, beſieget zu erblaſſen,
Und mich nicht wenigſtens mit ihm erliegen laſſen.

Eſtriche.

Ach Schmerz!

Canut.

Bezwinge dich nur. Wie dauert mich ſein Blut! —
Warum entſtellte doch die Untreu ſeinen Muth! —
Doch ach! die Ruhmbegier, der edelſte der Triebe,
Iſt nichts als Raſerey, zähmt ihn nicht Menſchenliebe.

Herrmann,

ein Trauerſpiel.

Personen.

Herrmann, Herzog der Cheruſker.
Sigmar, Herrmanns Vater.
Flavius, Herrmanns Bruder.
Segeſt, ein Fürſt der Cheruſker.
Siegmund, Segeſts Sohn, ein Prieſter Auguſts.
Der Fürſt der Chauzier.
Der Fürſt der Catten.
Varus, Prätor in Deutſchland.
Marcus, ein junger Römer.
Adelheid, Herrmanns Mutter.
Thusnelde, Segeſts Tochter, Herrmanns Braut.

Stumme Perſonen.

Sechs Römer, die dem Varus in Ruthen gebundene Beile vortragen.
Einige Catten.
Einige Deutſchen, die dem Herrmann die eroberten Adler und die Waffen nachtragen.

Der Schauplatz iſt ein Hayn, mit den Bildern des Thuiſkon und Mannus.

Vorbericht.

Dieſes in der Geſchichte des Vaterlands ſo wichtige Sujet hat ſich der Dichter in reifern Jahren erwählt, da er vorhin nach dem Beyſpiele der meiſten Franzoſen nur Stücke aus der fabelhaften Heldenzeit bearbeitet hatte. Aus ſeinem Gefühle und aus der Erfahrung bemerkte er, daß diejenigen Trauerſpiele mehr intereßiren und ſtärker auf die Gemüther wirken, deren Stoff in der Geſchichte des Volkes liegt, für welches man dichtet. Dieſe Anmerkung hat er auch in allen ſeinen folgenden Erfindungen vor Augen gehabt. Als er noch in Deutſchland war, hatte er im Sinne, die Mordthat des Grafen von Wittelsbach in einer Tragödie auszuführen; und als er nach Dänemark kam, hat er in gleicher Abſicht den Canut verfertigt, und den Entwurf zu einem andern Trauerſpiele, Gothrika, gleichfalls aus der däniſchen Geſchichte entlehnt.

Wohl keine von allen ſeinen Arbeiten hat ihm mehrern Fleiß und längere Zeit gekoſtet, als Herrmann, der auch jederzeit ſein Lieblingsſtück geweſen iſt. Er unternahm ihn im Anfange von 1740, und brachte ihn erſt in der Mi-

ee

te des folgenden Jahrs zu Ende. Doch hat er in der Zwischenzeit verschiedene andere theatralische Stücke, als die Uebersetzung der Elektra des Sophokles, den Entwurf zu einem andern Trauerspiele Lucretia, den geschäfftigen Müßiggänger, und zwar bald nach einander, verfertigt.

Der Verfasser war bereits in Dänemark, als sein Herrmann 1743 im vierten Theile der deutschen Schaubühne im Drucke erschien. Desto eher ist er zu entschuldigen, nicht nur daß so beträchtliche Druckfehler darinn vorkommen, daß sie zuweilen den Sinn gänzlich verdunkeln, sondern auch darinn, daß verschiedene Worte und fast ganze Zeilen in diesen Abdruck eingeschlichen sind, die er nicht für die seinigen erkennt. Er hatte nämlich einem nicht unbekannten Manne, dem er vormals auf freundschaftliches Bitten ziemlich scharfe Kritiken über desselben Schriften mitgetheilt hatte, statt einer Wiedervergeltung auch seine Handschrift zur Durchsicht übergeben. Dieser hatte bey einigen Stellen, die ihm nicht gefielen, Verbesserungen gewagt und sie mit Bleystifte an den Rand geschrieben, und man hat sie als ächte Lesarten in den Text eingerückt, ohne sie zuvor an den Verfasser zur Prüfung zu übersenden. Man wird es mir Dank wissen, wenn ich diese Stellen, deren nicht viele sind, nach dem Sinne desselben wiederhergestellt, oder auch zum Theil bey einer zweyten Durchsicht verbessert, liefere.

Ich habe gleichfalls den allerersten Entwurf dieses Trauerspiels in den Händen, das hier Arminius nach der römischen Aussprache seines Namens heißt. Ich gedenke desselben aus keinem andern Grunde, als weil fast der schönste Theil der Erfindung darinn nicht enthalten, sondern erst in einem zweyten Entwurfe hinzugekommen ist, obgleich der erste, schon an sich selbst, wenigstens ein sehr erträgliches Trauerspiel ausgemacht haben könnte. In demselben kommen Sigismund und Thusnelda nicht eben

da sie auf der Bühne erscheinen, aus den Händen der Römer zurück, welches doch dem ganzen Stücke ungemein viel Leben giebt, und beyder Charaktere von der schönsten Seite entwickelt, da sie auch eine solche Wohlthat, als die Freyheit ist, nicht ahnen, weil sie ihnen zum Nachtheile der deutschen Freyheit erwiesen wird. Sigismunds patriotischer Eifer ist hier auch dem Kaltsinne seines Vaters entgegengestellt, aber nur im Gespräche, und nicht mit dem Glanze, den ihm dieser Umstand giebt. Des Flavius Liebeserklärung gegen Thusnelden ist auch erst im zweyten Entwurfe hinzugekommen. Die wichtigste Verschönerung aber scheint mir in einer der letzten Erfindungen zu liegen, da nämlich Thusnelda im Streite in Lebensgefahr geräth, und erst ganz zuletzt wieder erscheint, nachdem man schon ihren Tod betrauert, und Herrmann durch die allgewaltige Liebe zum Vaterlande sich über ihren Verlust aufgerichtet hat. Hierbey steigt das interessante und das rührende immer höher, und bis an das Ende des Stücks. Nach dem ersten Entwurfe eilt zwar Thusnelda sowohl als Adelheid zu Ende des vierten Aufzugs gleichfalls ins Schlachtfeld, sie kömmt aber noch vor Herrmannen zurück, und hat hier keine andere Rolle, als daß sie zum Theil den glücklichen Ausgang des Gefechtes erzählt.

Ein Trauerspiel, das sich auf eine bekannte Begebenheit gründet, zumal wenn solche für die Leser oder Zuschauer ein wichtiger Theil ihrer Geschichte ist, macht einen sichrern Eindruck, wenn es so viel möglich, der historischen Wahrheit folgt, als wenn es durch allzuhäufige und ganz fremde Zusätze seinen Stoff unscheinbar macht. Im ersten Falle kömmt das Gedächtniß des Zuschauers seiner Einbildungskraft zu Hülfe. Er erinnert sich an das bewundernswürdige, an das rührende, was er jemals vorhin von den Helden, die vor ihm aufgeführt werden, vernommen, und an das, was er daben empfunden hat; und desto williger versetzt ihn seine Einbildungskraft mitten unter sie. Wenn

wir

wir hingegen eine Geschichte, die uns wichtig, die unserm Gedächtnisse gegenwärtig ist, durch die Erfindungen des Dichters so verwandelt sehen, daß uns Charaktere, Handlung und Nebenumstände, nur nicht die Namen, neu sind, so empfinden wir einen Widerwillen, uns an eine solche Verwandelung, an diese Trennung der Namen und der Begriffe zu gewöhnen; die Einbildungskraft arbeitet, und ihr Vergnügen wird geschwächt.

Daher ist es, wie ich glaube, ein Vorzug des gegenwärtigen Trauerspiels, daß die Erzählungen der Geschichtschreiber, und vornehmlich des Tacitus seine, darinn zum Grunde gelegt sind, und daß die Zusätze, die diese Begebenheit zu einer Tragödie ausbilden, in jene so einpassen, daß sie mehr daraus hergeleitet, als von selbst erfunden zu seyn scheinen. Freylich aber mußte sich auch hierbey der Dichter erinnern, daß die Geschichtschreiber Römer sind, und daß es ihnen zukam, ein Unternehmen, das für sein Vaterland so wichtig war, mit deutschen Augen anzusehen.

So wohl um die Erfindungen und Ausbildungen des Trauerspiels leichter zu beurtheilen, als auch in Absicht auf dieses Stück der Geschichte selbst, dem es in Deutschland nicht an Liebhabern fehlen kann, werden, wie ich hoffe, folgende Uebersetzungen, hier nicht am unrechten Orte stehen.

Ich setze den **Dio Cassius** voran, als einen umständlichen Geschichtschreiber, dem man auch die Glaubwürdigkeit nicht absprechen kann, da er selbst Consul in Rom gewesen, ob er gleich fast 150 Jahre nach der varianischen Niederlage gebohren ist. Das aber weist seine Erzählung deutlich, daß er recht ängstlich, auch die allerkleinsten Umstände hervorsucht, um den Schimpf dieser Niederlage für die Römer zu vermindern, und daß er sich eben kein Gewissen gemacht haben mag, die Barbarey der alten Deutschen zu vergrößern.

Nach

Nach ihm folgen die Erzählungen des **Vellejus** und **Florus**, die ihrer Absicht nach so ausführlich nicht sind. Der erste von ihnen kann beynahe für einen Augenzeugen gelten, indem er selbst vielen Feldzügen in Deutschland unter dem Tiberius beygewohnt hat.

Tacitus, der seine Jahrbücher mit dem Tode des Augustus anfängt, hat sich nicht eigentlich auf die Erzählung einer Begebenheit eingelassen, die sich vier Jahre vor dem Ende dieses Kaisers, oder im neunten Jahre nach Christi Geburth, eräugte. Desto mehr sagt er von Herrmanns Kriegen mit den Römern unter der Regierung des Tiberius. Davon ist hier nur dasjenige übersetzt, was am meisten eine Beziehung auf das gegenwärtige Trauerspiel hat. Darzu gehört besonders die Beschreibung des letzten varianischen Lagers, welches Germanicus im sechsten Jahre nach dieser Niederlage in Augenschein nahm.

Sueton, dessen Absicht mehr auf das persönliche der Beherrscher des römischen Volks, als auf die Begebenheiten unter ihrer Regierung gerichtet ist, gedenkt dieses deutschen Kriegs hauptsächlich an zwo Stellen, und doch nur im Vorbeygehen; das eine mal um Augustens übermäßige Traurigkeit zu beschreiben, und an der zweyten Stelle, um die außerordentliche Vorsichtigkeit abzubilden, zu welcher diese Niederlage den Tiberius veranlaßte.

Die ungemeine Gründlichkeit, mit welcher die alte deutsche Geschichte in der **Maskovischen** und **Bimanischen** Reichshistorie vorgetragen ist, bedarf keiner Anzeige. Im letztern Werke, im dritten Buche des ersten Theils sind auch alle Nachrichten gesammelt anzutreffen, die vom **Herrmann** oder **Arminius**, vom **Sigmar**, **Flavius** und **Segest** auf uns gekommen sind.

* * *

Aus des Dio Caßius römischen Geschichte LVI, 18-24.

Kaum war dieses beschlossen, als eine traurige Bothschaft aus Deutschland kam, und sie (den August und Tiberius) an der Feyerlichkeit (dem Triumphe über die Pannonier) verhinderte. Denn in derselben Zeit hatte sich folgendes in Deutschland zugetragen:

Die Römer hatten zwar verschiedene Oerter darinn, doch nicht dicht beysammen, sondern wie sie von ungefähr eingenommen waren, und deshalben ist auch ihr Andenken nicht in der Geschichte aufbewahrt. Ihre Soldaten hielten daselbst ihre Winterquartiere und bauten Städte. Nach ihrer Lebensart bildeten sich bereits die Barbarn, sie hielten zu gesetzten Zeiten Märkte, und willigten in friedliche Zusammenkünfte. Doch konnten sie hierbey die väterlichen Gewohnheiten, die angebornen Sitten, ihre zwanglose Lebensart, und ihre Stärke in den Waffen nie gänzlich vergessen. So lange sie dieselben allmählich und durch gewisse Mittel, die mit Vorsicht gebraucht wurden, verlernten, war ihnen diese Veränderung nicht beschwerlich, ja sie wußten es nicht einmal selbst, daß sie andre Menschen würden. Als aber **Quintilius Varus**, nach seiner Statthalterschaft in Syrien, die über Deutschland erhielt, und sich der Geschäffte daselbst angenommen hatte, suchte er die Deutschen viel geschwinder zu verwandeln; er geboth über sie, als ob sie schon dienstbar wären, und legte ihnen Schatzungen auf, als ordentlichen Unterthanen. Dieß ertrugen sie nicht; ihre Obersten sehnten sich nach ihrer vormaligen Gewalt, und das Volk liebte die hergebrachten Verfassungen mehr, als eine auswärtige Herrschaft. Doch schritten sie nicht zu einem offenbaren Abfalle, da sie viele Römer am Rheine, und viele in ihrem eignen Lande sahen. Sie nahmen den Varus auf, als ob sie alle seine Anordnungen vollziehen wollten, und lockten ihn fern von dem

Rheine

Rheine nach Cheruſcien und an die Weſer. Da ſie auch daſelbſt ſich auf das friedlichſte und freundſchaftlichſte gegen ihn verhielten, brachten ſie ihn auf die Gedanken, als ob ſie auch ohne Soldaten dienſtbar werden könnten.

Er hielt daher auch ſeine Kriegsmacht nicht ſo beyſammen, wie es ſich in einem feindlichen Lande gehörte, und vertheilte eine große Anzahl der Soldaten, bald auf Bitten der Schwachen, bald gewiſſe Plätze zu bewahren, bald Räubern nachzuſetzen, oder auch Lebensmittel herbeyzuſchaffen. Die Hauptperſonen in der Verſchwörung, und die eigentlichen Urheber des Anſchlags und der Feindſeligkeiten waren Herrmann und Sigmar, welche beſtändig um den Varus waren und oft mit ihm ſpeiſten. Da dieſer das vollkommenſte Vertrauen in ſie ſetzte, und ſo wenig etwas übles beſorgte, daß er nicht allein denen, die ihm das, was hernach geſchah, voraus ſagten, und ihn zur Wachſamkeit ermahnten, nicht glaubte, ſondern ſie auch als Verläumder und als Leute ſchalt, die nur ein unnützes Schrecken machten: ſo erregten zuerſt einige entlegene Einwohner von Deutſchland einen Aufſtand. Derſelbe war mit Fleiß angeſtiftet, um den Varus, wenn er gegen ſie auszöge, und in Freundes Lande zu ſeyn glaubte, deſto leichter zu fangen, und weil er ſonſt, wenn ihn alle auf einmal bekriegt hätten, mehr Behutſamkeit gebraucht haben würde. So geſchah es; denn ſie lieſſen ihn auf dieſem Zuge vorausgehen, und blieben ſelbſt zurück, als ob ſie ſich auch zum Kriege rüſten, und bald mit Hülfsvölkern nachfolgen würden. Plötzlich aber zogen ſie die Mannſchaft an ſich, die ſie ſchon in Bereitſchaft gehalten hatten; jeder tödtete die römiſchen Soldaten, die bey ihnen waren, und die ſie ſelbſt vorhin vom Varus begehrt hatten, und ſie erreichten ſein Kriegsheer, als es in unwegſamen Wäldern ſtand. Da wieſen ſie auf einmal, daß ſie nicht Unterthanen, ſondern Feinde waren, und fügten den Römern großen Schaden zu.

Die Gebirge in dieser Gegend wären voller Absätze und Ungleichheiten, und die Bäume dicht und von ausserordentlicher Größe. Daher waren die Römer durch Umhauen des Gehölzes, durch Arbeiten an den Wegen und durch Brückenschlagen, wo es nöthig war, abgemattet, ehe sie noch von den Feinden angefallen wurden: Ueberdieß hatten sie, als ob es im Frieden wäre, viele Wagen und Lastthiere, und nicht wenige Kinder und Weiber bey sich. Der übrige Troß war sehr zahlreich, daß sie auch aus dieser Ursache sich auf dem Marsche nicht zusammen halten konnten. Hierzu kam ein Platzregen und ein Sturmwind, welche die Soldaten noch mehr zerstreuten; der Boden ward bey den Wurzeln und Stämmen der Bäume schlüpfrig, und machte ihnen jeden Tritt ungewiß, und die Wipfel der Bäume, welche zerbrachen und herabfielen, vermehrten die Verwirrung.

Als nun die Römer in einem so unbehülflichen Zustande waren, giengen die Barbarn von allen Seiten her, und durch die dickesten Gebüsche auf sie los, indem sie alle Stege kannten, und umzingelten sie. Im Anfange schossen sie aus der Ferne, und hernach, als keiner ihnen widerstand, und viele verwundet waren, giengen sie ihnen unters Gesichte. Denn die Römer befanden sich gar nicht in Ordnung; sie waren auf dem Marsche, mit Wagen und unbewaffneten Leuten untermischt; sie hatten nirgends einen bequemen Ort, um sich zusammen zu ziehen; an allen Seiten waren sie schwächer, als die Feinde, die sie ohne Aufhören beunruhigten; sie litten stets, und vermochten nichts zu thun.

Sie schlugen daher ein Lager auf, so bald sie einen bequemen Ort gefunden hatten, wie er es in einem waldichten Gebirge seyn konnte; darauf verbrannten sie theils, theils hinterließen sie die meisten Wagen und alles, was nicht schlechterdings unentbehrlich war, und sie rückten den folgenden Tag mit mehrerer Ordnung in eine Gegend, die nicht mit Gebüschen bewachsen war. Doch auch dieses

kostete

koſtete ihnen Blut. Als ſie von dar aufbrachen, geriethen ſie wieder in Wälder: ſie vertheidigten ſich zwar gegen die Angriffe, die von neuem auf ſie geſchahen, doch litten ſie auch hierbey nicht geringen Verluſt. Denn da ſie ſich in einen engen Raum zuſammenzogen, damit die Reuter und Fußgänger zugleich und gedrungen auf die Feinde losgehen könnten, litten ſie ſowohl durch ſich ſelbſt, als auch durch die Bäume, vielen Schaden.

Der Tag brach an, als ſie noch im Marſche waren, und es erhub ſich wiederum ein heftiger Platzregen und ein ſtarker Sturm, wobey ſie weder fortgehen noch mit Sicherheit ſtehen konnten, und noch darzu ihre Waffen unbrauchbar wurden. Denn ſie konnten ſich weder der Bogenpfeile, noch der Wurfſpieße, noch der Schilde, die gleichfalls durchnäſſet waren, mit Nutzen bedienen. Den Feinden ſchadete dieſes alles viel weniger, da ſie groſſentheils ſehr leicht bewaffnet waren, und da ſie die ſicherſten Gelegenheiten zum Angriffe und zum Zurückziehen kannten. Ueberdieß hatte ſich ihre Menge ſehr vergrößert; denn viele von denen, die vorhin den Ausgang abwarten wollten, kamen itzt herbey, und andre wurden von der Hoffnung zum Raube angelockt. Deſto leichter ward es ihnen, das durch die vorhergehenden Treffen ſchon ſehr geſchwächte Heer, zu umringen und niederzumachen. Daher ergriff auch Varus, nebſt den übrigen vornehmſten Befehlshabern, einen zwar harten aber nothwendigen Entſchluß. Sie fürchteten, entweder lebend gefangen zu werden, oder durch die Hände ihrer gehäßigſten Feinde zu ſterben, und ſie tödteten ſich ſelbſt.

Als dieſes ruchtbar ward, ſo fand ſich nicht ein einziger, der, wenn er auch die Kräfte darzu gehabt hätte, weiter an eine Vertheidigung dachte. Einige ahmten ihrem Heerführer nach, andre warfen ihre Waffen weg, und ſtellten ſich einem jeden dar, der ſie tödten wollte. Denn fliehen konnte keiner, wenn er es auch noch ſo ſehr gewollt hätte. Es ward alſo ohne Scheu alles, was vorkam, Mann und Pferd niedergemetzelt, und es wären unfehlbar

alle entweder umgebracht oder gefangen worden, wo nicht die Barbarn über die Beute hergefallen wären, und damit die Zeit verloren hätten. Dadurch entkamen viele, die am meisten bey Kräften waren; und weil die Trompeter, die sich unter ihnen befanden, einen Marsch bliesen, brachten sie die Feinde auf die Gedanken, daß Hülfsvölker vom Asprenas im Anzuge wären; denn die Nacht war schon eingefallen, und man konnte nichts mehr unterscheiden. Eben daher hielten sie mit dem Nachsetzen inne, und Asprenas, der das Geschehene erfuhr, bekam Gelegenheit, wirkliche Hülfe zu leisten. Hernach sind auch einige von den Gefangnen, die von den Ihrigen losgekauft wurden, zurückgekommen; es ward ihnen dieses unter der Bedingung vergönnt, daß sie außerhalb Italien bleiben sollten. Doch dieß geschah in spätern Zeiten.

Als August erfuhr, wie es dem Varus ergangen war, zerriß er, wie einige sagen, sein Kleid, und bezeigte eine große Betrübniß, sowohl über den Verlust an sich selbst, als auch wegen der Folgen, die er von Seiten der Deutschen und der Gallier befürchtete, vornehmlich aber, weil er in der Erwartung stand, daß sie nun auf Italien und auf Rom selbst losgehen würden, und weil unter den römischen Bürgern fast keine hinlängliche junge Mannschaft übrig war, und weil diejenigen unter den Bundsgenossen, auf die man sich am meisten verließ, gleichfalls sehr mitgenommen waren. Zugleich versäumte er keine Anstalten, welche die gegenwärtige Zeit erfoderte. Und weil keiner von denen, die das zum Kriegsdienste bestimmte Alter hatten, willig war, sich auswählen zu lassen, so warf er das Loos über sie, und nahm von denen, die noch nicht fünf und dreyßig Jahr alt waren, den fünften, von den ältern aber den zehnten Mann, wie das Loos ihn traf. Zugleich beraubte er sie (die widerspänstigen) ihres Vermögens und ihrer Ehre. Endlich, da viel nicht einmal bey solchen Mitteln gehorchten, ließ er etliche hinrichten. Da er also durch das Loos, selbst von den ausgedienten Soldaten

daten und von den Freygelaſſnen, ſo viele er nur immer konnte, zuſammen gebracht hatte, ſchickte er ſie in größter Eil mit dem Tiberius nach Deutſchland. Weil auch viele Gallier und Deutſchen in Rom waren, einige als Reiſende, andre, die ſelbſt unter ſeiner Leibwacht dienten, beſorgte er, daß ſie Unruhe erregen mochten, und ſchickte deswegen dieſe in verſchiedene Inſeln, jene aber ließ er wehrlos aus der Stadt wegziehen.

Damit allein beſchäfftigte er ſich, und ſonſt nichts von allem, was man vorhin beſchloſſen hatte, ward vorgenommen, auch die feyerlichen Spiele wurden unterlaſſen. Als er darauf vernahm, daß einige von den Soldaten entkommen waren, daß es Deutſchland noch nicht gänzlich an Bedeckung mangle, und daß die Feinde ſich nicht über den Rhein zu gehen wagten, kam er vom erſten Schrecken zurück, und ward zur Ueberlegung fähiger. Ein ſo großer und ſo gehäufter Unfall ſchien ihm nicht ohne den Zorn irgends eines Gottes geſchehen zu ſeyn. Und aus den Wunderzeichen, die man vor und nach dieſer Schlacht bemerkt hatte, ſchloß er die Ungunſt des Himmels mit noch größerer Wahrſcheinlichkeit. Der Tempel des Mars, der auf ſeinem Gefilde ſteht, war vom Blitze getroffen; viele Heuſchrecken, die bis in die Stadt hinein flogen, wurden von Schwalben weggefangen; die Gipfel der Alpen ſtürzten gegen einander nieder, und es ſchienen einmal drey feurige Säulen ſich aus ihnen zu erheben; der Himmel war oft anzuſehen, als ob er in Flammen ſtünde, und es zeigten ſich zu gleicher Zeit viele Kometen, Spieße, die vom Norden hergetrieben wurden, ſchienen ins römiſche Lager zu fallen; bey den Altären hatten Bienen Wachs angelegt; eine gewiſſe Bildſäule der Siegs in Deutſchland, die ihr Geſicht gegen das feindliche Land zukehrte, wendete ſich gegen Italien um. Es entſtand auch einmal im Lager bey den Adlern unter den Soldaten ohne Urſache ein Streit und Auflauf, nicht anders, als ob die Barbarn eingefallen wären. Dieß iſt es, was damals geſchah.

Aus der römischen Geschichte des Vellejus Paterculus II, 117 - 119.

Eben hatte Augustus die letzte Hand an den pannonischen und dalmatischen Krieg gelegt, als fünf Tage nach der Vollendung eines so großen Werkes traurige Briefschaften aus Deutschland ankamen, Varus sey geschlagen, drey Legionen, eben so viele Trupp Reuter und sechs Cohorten wären zu Grunde gerichtet. Nur darinn schien einigermaßen das Schicksal auf unser Heil gesehen zu haben, daß dieser Unfall in eine Zeit eintraf, da der Feldherr (Tiberius) freye Hände hatte. Die Ursache desselben, so wohl als die Person, die daran Antheil hatte, verdienen, daß wir dabey stehen bleiben.

Die Hauptperson war **Varus Quintilius**, ein Mann, der nicht sowohl aus einer großen als einer ansehnlichen Familie abstammte, der zur Sanftmuth und zur Ruhe geneigt war, und wie am Leibe, so auch an der Seele, eine gewisse Langsamkeit zeigte, der endlich mehr an die Unthätigkeit eines Lagers, als an die Dienste des Krieges gewohnt war. Wie wenig er ein Verächter des Geldes gewesen sey, bezeugte Syrien, welches er als ein reiches Land kennen lernte, da er selbst noch kein Vermögen hatte, und woraus er, als aus einem armen Lande mit Reichthümern wegzog. Als er hernach dem Kriegsheere in Deutschland vorstand, glaubte er, Menschen vor sich zu haben, die außer der Sprache und den Gliedmaßen nichts menschliches an sich hätten, und er dachte, Leute, die sich durch das Schwerdt nicht bändigen ließen, durch Gesetze zu erweichen. In dieser Absicht wagte er sich bis mitten in Deutschland, und er verbrachte den Sommer mit Urtheilssprüchen und gerichtlichen Reden, als ob er unter Leuten wäre, die alle Süßigkeiten des Friedens genössen.

Diese aber vereinigten, welches man ohne Erfahrung kaum glauben könnte, mit der größten Wildheit die äußerste

Verschla-

Verſchlagenheit, und zeigten ſich als ein Volk, das zur Verſtellung geboren war. Sie erfanden künſtlich zuſammengewebte Streitſachen, bald beleidigten ſie einander zum Scheine, und bald dankten ſie dem Varus, daß er mit römiſcher Gerechtigkeit ihre Sachen geſchlichtet hätte; ſie rühmten, daß ihre rohen Sitten durch diese ihnen ganz neuen Anordnungen ſchon ſanfter würden, und daß nun das Recht entſchiede, was vormals auf Waffen angekommen wäre. Hierdurch verleiteten ſie den Quintilius zur äußerſten Nachläßigkeit, ſo daß er ſich einbildete, ein Prätor in Rom zu ſeyn, der auf dem Markte Gericht hielte, und daß er dabey faſt vergaß, daß er ein Kriegsheer in der Mitte von Deutſchland anzuführen hätte.

Dieſes bemerkte ein Jüngling von edelm Herkommen, von großer Tapferkeit, von hurtigem Begriffe, und einer weit größern Fähigkeit, als man ſonſt bey Barbarn findet, deſſen feuriges Gemüth aus ſeinen Augen und ſeinem Antlitze hervorleuchtete, der unſern vorhergehenden Feldzügen beſtändig beygewohnet, und auch das römiſche Bürgerrecht und die ritterliche Würde erworben hatte. Es war Herrmann, Sigmars eines ihrer Fürſten Sohn, dem die Nachläßigkeit des Feldherrn zum Anlaſſe ſeiner Bosheit diente. Er war ſchlau genug, um zu ſehen, daß niemand leichter zu überraſchen ſey, als derjenige, welcher nichts fürchtet, und daß Sorgloſigkeit insgemein der Vorbothe eines Unglücks ſey. Seinen Anſchlag theilte er erſt wenigen, und bald mehrern mit. Die Römer könnten in einem plötzlichen Ueberfalle beſiegt werden; dieß hielt er ihnen vor, davon überredete er ſie. Zu den Entſchlüſſen fügte er Thaten, und beſtimmte eine Zeit zur Ausführung ſeines Anſchlags.

Dieß ward dem Varus durch einen getreuen und angeſehenen Mann aus demſelben Volke, Segeſt, hinterbracht. Aber das Schickſal hemmte bey dem Varus ſchon allen heilſamen Rath, und benahm ſeinem Verſtande alle ſeine Schärfe. So geſchieht es, daß ein Gott, der einen Men-

schen stürzen will, ihn gemeiniglich verblendet, und (welches das Maaß des Elendes voll macht) alles dahin lenket, daß dasjenige, was ihm wiederfährt, ihm nach Verdienste zu wiederfahren scheint, und ein Zufall zum Vergehen wird. Daher wollte Varus dem Angeben nicht glauben, und blieb dabey, daß er die Zuneigung der Deutschen gegen sich nach seinen Verdiensten um sie schätzen müsse. Und nach der ersten Anzeige blieb keine Zeit zu einer zweyten übrig.

Die entsetzliche Niederlage, die unter allen außerhalb Italien, nach des Crassus seiner bey den Parthern, den Römern den empfindlichsten Schaden zugezogen hat, werden auch wir, der Ordnung nach, und mit gehöriger Ausführlichkeit zu beschreiben suchen, wie es andre schon gethan haben. Voritzt ist sie in der Kürze zu beklagen. Das allertapferste Heer, das an Kriegszucht, Fertigkeit in den Uebungen, und Erfahrenheit aus vielen Feldzügen, das erste unter der ganzen römischen Kriegsmacht war, dieses ward durch die Schläfrigkeit des Feldherrn, die Treulosigkeit des Feindes, und die Widerwärtigkeit des Schicksals umringt. Da diesen Elenden nicht einmal die Gelegenheit, die sie doch so sehr wünschten, zu einem rühmlichen Gefechte verstattet war, da einige eben deswegen hart bestraft wurden, weil sie römischen Muth zeigen und römische Waffen brauchen wollten, sahen sie sich in Wäldern und in Sümpfen eingeschlossen, und wurden von einem hinterlistigen Feinde jämmerlich niedergemacht, den sie selbst vorher als das Vieh gemetzelt, und mit dessen Leben und Tod sie nach ihrer Wuth oder nach ihrer Willkühr geschaltet hatten. Ihr Feldherr zeigte größern Muth zum Sterben, als zum Streiten. Als ein Nachfolger des väterlichen und großväterlichen Beyspiels erstach er sich selbst. Unter den beyden Oberquartiermeistern (præfectis castrorum) machte sich L. Eggius durch sein rühmliches, wie Cejonius durch sein schlechtes Verhalten merkwürdig. Der letzte war es, der die Soldaten zur Uebergabe beredete, nachdem die Schlacht den größten Theil von ihnen aufgerieben

hatte,

hatte, und er wollte lieber als ein Miſſethäter, als im Gefechte ſterben.

Vala Numonius, des Varus Legate, ſonſt ein ſanftmüthiger und redlicher Mann, that etwas, das ein ſehr verderbliches Beyſpiel hätte werden können. Er ließ das Fußvolk im Stiche, welches er von Reutern entblößte, und ſuchte mit dieſer allein durch eine ſchnelle Flucht an den Rhein zu entkommen. Aber das Schickſal rächete ſein Unternehmen; denn er überlebte diejenigen nicht, von denen er wegfloh, ſondern fand ſelbſt den Tod als ein Flüchtling. Den halbverbrannten Leichnam des Varus zerfleiſchte die feindliche Grauſamkeit. Sein Haupt ward abgehauen und dem **Marbod** überbracht; von ihm ward es dem Cäſar zugeſandt, und erhielt noch die Ehre, in das Begräbniß ſeiner Familie zu kommen.

Aus des Florus kurzem Begriffe der römiſchen Geſchichte IV, 12.

O hätte es Auguſt für minder wichtig gehalten, auch Deutſchland zu bezwingen! Zwar brachte ihm dieſe Eroberung Ruhm, aber ihr Verluſt war deſto ſchimpflicher. Weil er wußte, daß ſein Vater Cäſar zweymal eine Brücke über den Rhein geſchlagen, und jenſeit dieſes Stroms Krieg geſucht hatte, ſo ward er begierig, ihm zur Ehre Deutſchland zu einer Provinz zu machen. Dieß wäre auch geſchehen, wo die Barbarn unſre Laſter nicht für unerträglicher gehalten hätten, als unſre Herrſchaft. **Druſus** kam in dieſe Provinz, und bezwang zu erſt die **Uſipeter**, hernach durchzog er das Gebieth der **Tencterer** und **Catten**. Auf dieſem Zuge errichtete er ein Siegeszeichen, und ſchmückte einen Hügel mit der herrlichſten Beute, die er den **Markomannen** abgenommen hatte. Er kehrte von dar ſeine Waffen gegen die ſehr mächtigen

Natio-

Nationen der **Cherusker**, **Sueven** und **Sikambern**, welche zwanzig Hauptleute verbrannt, und mit dieser grausamen Feyerlichkeit den Krieg begonnen hatten, wobey sie des Sieges so gewiß zu seyn glaubten, daß sie die Beute in voraus durch ordentliche Verträge theilten. Die Cherusker hatten die Pferde, die Sueven das Gold und Silber, und die Sikamber die Gefangenen erwählt: aber es erging ihnen ganz anders. Denn Drusus vertheilte und verkaufte nach erhaltenem Siege ihre Pferde und ihr Vieh, ihre Halsketten und sie selbst, als seine Beute. Dabey verordnete er zur Bedeckung der Provinzen überall Besatzungen und Wachten, längst der Maas, der Elbe und der Weser. Am Ufer des Rheins aber erbauete er mehr als funfzig Schlösser. Bey **Bonn** und Gesonia (Cluver liest Maynz) schlug er Brücken, und hielt Flotten zu ihrer Beschirmung. Er bahnte sich einen Weg durch den hercynischen Wald, der bis auf diese Zeit ungesehen und unbetreten war. Und in Deutschland herrschte schon eine solche Ruhe, daß die Einwohner umgeschaffen, der Boden neu, und selbst die Witterung gelinder und milder zu seyn schienen. Daher ward auch diesem tapfern Jünglinge, der daselbst sein Leben beschloß, nicht aus Schmeicheley, sondern durch seine Verdienste, ein Zuname von der Provinz gegeben, welches vorhin nie geschehen war.

Aber es ist schwerer, Provinzen zu behaupten, als sie darzu zu machen. Man erlangt sie durch überlegene Stärke, und man behält sie durch Gerechtigkeit. Daher war diese Freude kurz. Die Deutschen waren nicht so wohl bezwungen als besiegt; sie ehrten, so lange Drusus Feldherr war, nicht so wohl unsre Waffen, als unsre Sitten. Nach seinem Tode aber faßten sie einen eben so großen Haß gegen die Ueppigkeit und den Stolz des **Quintilius Varus**, als gegen desselben Grausamkeit. Er erkühnte sich, gerichtliche Versammlungen anzustellen, und sprach Urtheile im Lager, als ob die Wildheit der Barbarn durch Ruthen

eines

eines Uctors, und die Stimme eines Ausrufers zu bändigen wäre. Sie aber, die es ſchon längſt ſchmerzte, daß ihre Schwerdter verroſtet, und ihre Pferde ungebraucht ſeyn ſollten, griffen endlich unter Herrmanns Anführung zum Waffen, da ſie die Römer in Togen unter ſich einhergehen ſahen, und Rechte kennen lernten, die härter als Waffen waren. Indeſſen glaubte Varus, des Friedens ſo gewiß zu ſeyn, daß er ſich um die Verſchwörung im geringſten nicht bekümmerte, da ſie ihm durch Segeſten, einen von den deutſchen Fürſten, vorhergeſagt und verrathen wurde. Sie überfielen ihn alſo gänzlich unbereitet, da er nichts weniger als dieſes fürchtete, und da er eben, o welche Sicherheit! ſie vor ſeinen Richtſtuhl vorlud. Sie griffen ihn von allen Seiten an, ſie plünderten ſein Lager, und drey Legionen giengen zu Grunde. Bey dieſem Verluſte glich Varus, dem Schickſale und der Geſinnung nach, dem Paulus am Tage der Schlacht bey Cannä. Nichts war blutiger, als dieſe Niederlage in Wäldern und in Sümpfen. Nichts war abſcheulicher, als das Geſpötte, das die Barbarn trieben, vornehmlich an den Sachwaltern. Einigen riſſen ſie die Augen aus, andern hieben ſie die Hände ab. Einem nähten ſie den Mund zu, nachdem ſie ihm die Zunge ausgeſchnitten hatten, welche einer von den Barbarn mit den Worten in die Hände nahm: Endlich ziſcheſt du nicht mehr, du Otter! Selbſt des Conſuls Leichnam, den die Treue der Soldaten in der Erde verborgen hatte, ward ausgegraben. Die Barbarn haben noch die Heereszeichen und zween Adler in ihrer Gewalt; den dritten riß der Träger aus, ehe er in feindliche Hände gerieth, und verſteckte ihn unter ſeinen Gürtel, bis er mit ihm in den blutigen Moraſt verſank.

Dieſe Schlacht verurſachte, daß die Herrſchaft der Römer, die vorhin an den Küſten des Oceans nicht ſtille ſtehen wollte, am Ufer des Rheins ihre Gränze fand.

Aus den Jahrbüchern des Tacitus
I, 55 — 62.

Unter den Conſuln Druſus Cäſar und C. Norbanus ward dem Germanicus der Triumph zuerkannt, ob gleich bey fortdauerndem Kriege. Der Feldzug, worzu er ſich auf das eifrigſte rüſtete, ſollte zwar erſt im Sommer eröffnet worden ſeyn, doch beſchleunigte er ihn im Anfange des Frühlings durch einen plötzlichen Einfall in das Gebieth der Catten. Denn man hoffte, daß durch die Parteyen Herrmanns und Segeſtens ein Zwieſpalt unter den Feinden entſtehen würde. Beyde hatten ſich, der eine durch ſeine Treuloſigkeit, der andre durch ſeine Treue gegen uns hervorgethan. Herrmann war der Aufwiegler von Deutſchland, und Segeſt hatte vorhin ſchon oft, und auch bey dem letzten Gaſtmahle, nach welchem man die Waffen ergriff, zu erkennen gegeben, daß man mit einem Aufruhre umgehe. Er rieth dem Varus, daß er ihn ſo wohl, als den Herrmann und die übrigen Fürſten, in Verhaft nehmen ſollte. Das gemeine Volk würde nichts wagen, wenn man ihm ſeine Anführer nähme, und er ſelbſt würde Zeit gewinnen, die Strafbaren und die Unſchuldigen zu unterſcheiden. Varus aber eilte durch ſein Geſchick und durch die Stärke des Herrmanns ſeinem Untergange zu.

Segeſt war zwar durch den einmüthigen Entſchluß des ganzen Volkes in den Krieg gezogen worden, doch hegte er ſtets den vorigen Groll, der ſich noch durch Privatursachen vergrößerte, indem Herrmann ſeine Tochter, die einen andern versprochen war, mit Gewalt zur Ehe genommen hatte. Derſelbe ward alſo der verhaßte Eidam eines feindſeligen Schwiegervaters, und eben dasjenige, was bey freundſchaftlichgeſinnten ein Band der Liebe iſt, ward bey erbitterten Gemüthern eine neue Anreizung zum Haſſe.

Germanicus übergab alſo dem Cäcina vier Legionen, fünftauſend Mann Hülfsvolker, und die von den dieſſeit des Rheins wohnenden Deutſchen zuſammengerafften Truppen.

Eben

Eben ſo viele Legionen und doppelt ſo viele Bundsgenoſſen blieben unter ſeiner Anführung. Nachdem er auf dem Berge **Taunus** eine Burg auf die Ueberreſte der ehemals von ſeinem Vater (dem C. Druſus Germanicus) angelegten Verſchanzung erbauet hatte, gieng er mit gröſter Geſchwindigkeit auf die Catten los, und ließ den L. Apronius zurück, um für die Wege und den Uebergang über die Flüſſe zu ſorgen. Denn er hatte zwar bey trockener Witterung und mäßig angelaufenen Flüſſen, welches in dieſem Clima etwas ſeltnes iſt, ſeinen Marſch ohne Verhinderung fortgeſetzt; deſto eher aber waren Plazregen und ausgetretene Flüſſe auf dem Rückzuge zu befürchten.

Den Catten kam er ſo unvermuthet, daß alles, was des Alters oder Geſchlechts halben wehrlos war, alsbald gefangen oder niedergemacht ward. Die junge Mannſchaft war über den Fluß Adrana geſchwommen, und verwehrte den Römern anfänglich, eine Brücke zu ſchlagen. Zuletzt wurden ſie durch grobes Geſchoß und Pfeile verjagt, und nachdem man einen vergeblichen Verſuch zu Friedensvorſchlägen gethan hatte, giengen einige zum Germanicus über, und der Reſt ward in die Wäldungen zerſtreut, und mußte ſeine Dörfer und Flecken verlaſſen. Cäſar zog ſich an den Rhein zurück, nachdem er **Mattium**, die Hauptſtadt der Catten, in Brand geſteckt und das platte Land geplündert hatte. Der Feind hatte den Muth nicht, ihm auf dieſem Zuge in den Rücken zu fallen, welches ſeine Gewohnheit ſonſt iſt, wenn er mehr aus Liſt, als aus Schrecken, die Flucht ergreift. Die **Cheruſker** waren Willens geweſen, den Catten beyzuſtehen: ſie wurden aber durch den Cäcina abgeſchreckt, welcher ſeine Waffen bald da bald dorthin wandte. Durch ein glückliches Treffen demüthigte er auch die **Marſen**, welche die Kühnheit hatten, ſich in offnem Felde zu zeigen.

Nicht lange hernach kamen Geſandten vom **Segeſt**, welche um Hülfe wider ſeine Landsleute bathen, von denen er belagert ward. Denn Herrmann galt eben deswegen

am meiſten bey ihnen, weil er zum Kriege rieth. Ueberhaupt gewinnt bey den Barbarn derjenige das meiſte Vertrauen und das große Anſehen während einer Unruhe, welcher ſich am verwegenſten und am entſchloſſenſten zeigt.

Den Geſandten hatte Segeſt ſeinen Sohn Sigismund zugegeben. Hierzu war dieſer Jüngling erſt wenig geneigt, weil er an ſein Verhalten zurück dachte. Denn in dem Jahre, als Deutſchland abfiel, war er zum Prieſter beym Altare der Ubier gemacht worden, und hatte ſich ſeine Hauptbinden abgeriſſen, um zu den Aufrührern über zu gehen. Doch faßte er Hoffnung zur Gnade der Römer, er überbrachte die Bothſchaft ſeines Vaters, und ward freundlich aufgenommen, und mit einer Bedeckung an das galliſche Ufer des Rheins geſchickt.

Germanicus beſchloß, ſein Kriegsheer dahin zu wenden, und erhielt nicht geringe Vortheile. Man griff die Belagerer an, und Segeſt ward ihnen entriſſen, nebſt einer großen Anzahl ſeiner Verwandten und Schutzgenoſſen. Im Schloſſe waren Frauen von hohem Stande, unter ihnen Herrmanns Gemahlinn, Segeſtens Tochter, die in der Denkungsart mehr ihrem Gemahle als ihrem Vater glich. Auch in feindlichen Händen, entfielen ihr weder Thränen noch bittende Seufzer; ſie legte ihre Hände in ihrem Schooße zuſammen, und ſah auf ihren ſchwangern Leib hernieder. Es ward auch der Raub von der varianiſchen Niederlage heraus getragen, davon vieles denen, die ſich itzt an die Römer ergaben, zugefallen war.

Zugleich kam Segeſtes ſelbſt, deſſen große Statur in die Augen fiel, und der keine Furchtſamkeit blicken ließ, weil er ſich ſeines guten Verſtändniſſes mit den Römern bewußt war. Er ſprach folgender maßen:

Dieſes iſt nicht der erſte Tag meiner Treue und Standhaftigkeit gegen die Römer. Seit dem mir der göttliche Auguſt die Bürgerſchaft ſchenkte, habe ich Freunde und Feinde nach euren Abſichten gewählt. Doch nicht aus Haß gegen das Vaterland; denn Verräther ſind ſelbſt denen, für

die

die ſie arbeiten, verächtlich; ſondern weil ich glaubte, daß Römer und Deutſche einerley Nutzen hätten, und weil ich den Frieden dem Kriege vorzog. Eben darum verklagte ich den Räuber meiner Tochter und den Uebertreter eures Bundes, den Herrmann, bey dem Varus, welcher damals euer Kriegsheer anführte. Weil mir die Unentſchloſſenheit des Feldherrn im Wege war, und weil ich mir von den Geiſtern nichts verſprechen konnte, verlangte ich aufs eifrigſte, daß man mich ſowohl, als den Herrmann und ſeine Mitwiſſer, in Verhaft nehmen möchte. Jene Nacht iſt meine Zeugiun, ach wäre ſie mir die letzte geweſen! Was hernach geſchah, iſt mehr zu beweinen, als zu vertheidigen. Uebrigens habe ich ſowohl dem Herrmann Ketten angelegt, als auch Ketten erduldet, die mir ſein Anhang anlegte. So bald ich nur von dir Nachricht habe, ſo wähle ich das Alte ſtatt des Neuen, und Ruhe ſtatt der Verwirrung; nicht um eine Belohnung zu erwerben, ſondern um mich von Treuloſigkeit zu befreyen. Zugleich hoffe ich, ein bequemer Verſöhner für die deutſche Nation zu werden, wenn ſie ſich lieber zur Reue, als zu ihrem Untergange entſchließen ſollte. Für den Jugendfehler meines Sohnes bitte ich um Verzeihung. Daß meine Tochter wider ihre Neigung hieher gebracht worden ſey, bekenne ich. Du ſelbſt wirſt es erwägen, welches mehr bey dir gelten ſoll; daß ſie vom Herrmann ſchwanger, oder daß ſie meine Tochter iſt.

Cäſar antwortete gütig, er verſprach ſeinen Kindern und Verwandten Verſchonung, und ihm ſelbſt einen Aufenthalt in der alten Provinz. Er führte das Kriegsheer zurück, und nahm nach dem Willen des Tiberius den Titel Imperator an. Herrmanns Gemahlinn brachte einen Sohn zu Welt *), der

*) Die Bücher des Tacitus, auf welche ſich dieſe Stelle bezieht, ſind verloren gegangen; und andere Schriftſteller ſchweigen gänzlich von dieſem Sohne Herrmanns und Thusneldens, den Strabo ausgenommen, welcher aber nichts weiter ſagt, als daß er als ein dreyjähriges Kind im Triumphe aufgeführet worden ſey, und daß er **Thumelikus** geheißen habe. B. VII. p. 447.

der in seiner ersten Jugend zu Ravenna erzogen ward; wie sehr er bald hernach ein Spiel des Glücks geworden ist, werde ich zu seiner Zeit erzählen.

Das Gerüchte von der Uebergabe und der gütigen Aufnahme des Segestes erweckte Hoffnung oder Verdruß, so wie die Gemüther dem Kriege entweder geneigt oder abgeneigt waren. Den Herrmann brachten, außer seiner angebornen Heftigkeit, die Wegnehmung seiner Gemahlinn, und der Gedanke in Wuth, daß nun auch ihre Leibesfrucht der Dienstbarkeit unterworfen wäre. Er flog unter den Cheruskern umher, und foderte sie zum Waffen wider den Segestes, zum Waffen wider den Cäsar auf. Er enthielt sich auch nicht der Vorwürfe:

Ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapfres Kriegsheer, die mit so vielen Armen ein Weib wegaeschleppt hätten! Vor ihm wären drey Legionen und eben so viele Legaten gefallen. Denn er führe den Krieg nicht durch Verrätherey, noch gegen schwangere Frauen, sondern offenbar und gegen gerüstete Soldaten. Noch sehe man in den Harnen der Deutschen die römischen Heerzeichen, welche er den Göttern seines Vaterlands aufgehängt habe. Segest möchte immerhin an einem Ufer wohnen, das unter dem Joche stehe, und seinem Sohne das Priesterthum wiederschaffen. Deutsche würden für einen solchen Menschen nimmermehr Entschuldigungen finden, seit dem sie zwischen dem Rhein und der Elbe Ruthen und Beile und Togen erblickt hätten. Andre Volker, die von der römischen Herrschaft nichts wüßten, hätten keine Todesstrafen erfahren, noch Schatzungen kennen gelernt. Nachdem sie alles dieses abgeschüttelt, nachdem der unter die Gottheiten gesetzte Augustus, der an seine Statt erlesene Tiber vergebliche Bemühungen wider sie angewandt, so dürften sie auch nicht vor einem unerfahrnen Jünglinge, vor einem aufrührischen Heere zittern. Wenn sie Vaterland, Aeltern und alte Sitten mehr liebten, als Herrscher und neue Colonien, so machten sie auch, statt eines Segest, eines Urhebers der

strafbar-

ſtrafbarſten Knechtſchaft, einem Herrmann, einem Führer zur Ehre und Freyheit folgen.

Hierdurch wurden nicht allein die Cherusker, ſondern auch die angränzenden Völker rege. In ihr Bündniß ward auch Ingviomer, Herrmanns Vatersbruder gezogen, der bey den Römern ſeit langer Zeit in Anſehen ſtand. Cäſars Beſorgniß ward dadurch vermehrt; und damit nicht auf einmal die ganze Laſt des Krieges auf ihn fiele, ſchickte er, um die feindliche Macht zu theilen, den Cäcina mit vierzig römiſchen Cohorten durch das Gebieth der Bructerer an die Ems. Die Reuterey führte Pedo durch das Gebieth der Friſen. Er ſelbſt brachte vier Legionen zu Schiffe, die er über die Seen überführte, und Fußvolk, Reuterey und Flotte ſtießen zu gleicher Zeit bey dem genannten Fluſſe zuſammen. Die Chauzen, welche ſich erbothen hatten, Hülfsvölker zu ſtellen, wurden ins Lager aufgenommen. Die Bructerer, die das Ihrige verrannten, ſchlug L. Stertinius, welchen Germanicus mit leichten Truppen ausgeſandt hatte. Unter dem Niedermetzeln und Plündern fand er den Adler der neunzehnten Legion, welcher mit dem Varus verloren gegangen war. Das Heer ward bis an die äußerſten Gränzen der Bructerer geführt, und alles, was zwiſchen der Ems und der Lippe liegt, ward verwüſtet. Es war nun nicht mehr weit von dem teutoburgiſchen Walde entfernt, wo der Ueberreſt des Varus und ſeiner Legionen, wie man ſagte, noch unbegraben lag.

Cäſar empfand daher ein Verlangen, den Soldaten und dem Feldherrn die letzte Pflicht abzuſtatten, und das ganze gegenwärtige Kriegsheer ward zum Mitleid bewegt, weil ihre Verwandten und Freunde da lagen, und weil ſie an die Zufälle des Kriegs und das Geſchick der Menſchen dachten. Cäcina gieng voraus, um den Wald zu verkundſchaften, und über die Moräſte und gefahrlichen Felder Brücken und Dämme zu legen, und ſie betraten dieſe traurige Stätte, die durch den Anblick und das Andenken einen Schauer erweckte.

Das erste Lager des Varus zeigte durch seinen weiten Umfang und das abgesteckte Hauptquartier, daß da die gesammten drey Legionen gewesen waren, Aus einem halbeingerißnen Walle und einem Graben von geringer Tiefe schloß man, daß sich da der schwache Ueberrest gesetzt haben müsse. Mitten auf dem Felde waren weißlichte Gebeine, nachdem sie entweder die Flucht genommen oder Stand gehalten hatten, hier umhergestreut, und da zusammengehäuft. Darneben sah man zerbrochne Wurfpfeile und Knochen von Pferden, und Köpfe, an die Stämme der Bäume angeheftet. In den nächsten Hainen waren die barbarischen Altäre, an denen sie die Tribunen und die obersten Hauptleute geschlachtet hatten. Die Ueberbliebnen von dieser Niederlage, die dem Gefechte oder der Gefangenschaft entronnen waren, erzählten: Hier blieben die Legaten, dort wurden die Adler erobert; an jener Stelle empfieng Varus seine Wunde, und an dieser fand er den Tod durch den unseligen Stoß seiner eignen Rechte. Sie zeigten die Erhöhung, wo Hermann seine Rede hielt, und sie erzählten wie viele Galgen und welche Gruben für die Gefangnen gemacht worden, und wie er aus Stolz mit den römischen Heerzeichen und Adlern ein Gespötte getrieben.

Die anwesende römische Armee begrub also im sechsten Jahre nach der Niederlage die Gebeine der drey Legionen, ohne daß jemand wußte, ob er die Ueberbleibsel von Fremden oder von seinen eignen Verwandten mit Erde bedeckte. Sie betrachteten hier einen jeden als Angehörige und Blutsfreunde, und sie vollzogen diese Handlung mit anwachsendem Zorne gegen die Feinde, zugleich betrübt und erbittert. Zur Aufrichtung des Grabhügels legte Cäsar das erste Stück Rasen, ein angenehm Geschenk für die Verstorbnen, und ein Zeugniß, daß er mit den Anwesenden die Betrübniß theilte.

Aus den Jahrbüchern des Tacitus
II, 9. 10.

Die Weſer ſchied die Römer von den Cheruſkern. An ihr Ufer trat Herrmann nebſt den übrigen Oberſten, und fragte erſtlich, ob Cäſar gekommen wäre. Als man ihm antwortete, er ſey zugegen, bath er, daß man ihm eine Unterredung mit ſeinem Bruder verſtatten möchte. Derſelbe war bey dem römiſchen Kriegsheere, unter dem Zunamen Flavius. Er hatte ſich durch ſeine Treue merkwürdig gemacht, und daß er einige Jahre zuvor durch eine Wunde unter Anführung des Tiberius ein Auge verloren hatte. Die Unterredung ward vergönnt, und Herrmann grüßte ihn, als er herbeykam. Derſelbe ließ ſeine Begleiter weggehen, und verlangte, daß auch die Bogenſchützen, die an unſerm Ufer ſtunden, ſich entfernen möchten. Als ſie weg waren, fragte er ſeinen Bruder, woher ſein Angeſicht ſo entſtellt worden ſey. Nachdem ihm dieſer den Ort und das Treffen genannt hatte, fragte er weiter, welche Belohnung er dafür empfangen hätte. Flavius erwähnte hier der Vermehrung ſeines Soldes, der Halskette, der Krone und andrer kriegsmänniſchen Geſchenke; Herrmann hingegen verlachte dieſe geringſchätzigen Vergeltungen ſeiner Dienſtbarkeit. Beyde ſprachen darauf ihrer Denkungsart gemäß, jener von der Größe Roms, von des Kaiſers Macht, von der harten Züchtigung der Ueberwundnen, von der Gnade, die ihm noch bey einer zeitigen Ergebung offen ſtünde, und daß man weder ſeiner Gemahlinn noch ſeinem Sohne feindlich begegnete; jener von den Rechten des Vaterlands, der angeſtammten Freyheit, den allerheiligſten Göttern Deutſchlands, und daß zugleich mit ihm ſeine Mutter bitte. Er ſollte lieber auch ſelbſt ein Feldherr, als ein Abtrünniger und ein Verräther an ſeinen Verwandten und Schwägern, und ſeinem ganzen Volke ſeyn.

Sie wurden immer heftiger, und endlich ſo erbittert, daß nicht einmal der Fluß, welcher ſie trennte, ſie an einem

nem Zweykampfe gehindert haben würde, wo nicht Stertinius herbeygelaufen wäre, welcher den Flavius, der voller Grimms war, und sein Pferd und sein Gewehr foderte, zurückgehalten hätte. Am andern Ufer sah man auch den Herrmann mit drohenden Gebärden, und daß er ein bevorstehendes Treffen ankündigte. Denn er mengte viel Lateinisches in seine Reden, indem er vormals als Anführer seiner Landsleute im römischen Lager gedient hatte.

Aus den Jahrbüchern des Tacitus II, 88.

Ich finde bey Schriftstellern, die in diesen Zeiten im Rathe gesessen haben, daß man daselbst einen Brief des Vannius, eines Fürsten der Quaden, verlesen habe, worinn er Herrmanns Tod verheißt, wenn man ihm zu diesem Ende Gift schicken wollte; und die Antwort sey gewesen, das römische Volk räche sich nicht tückisch oder heimlich, sondern öffentlich und gewaffnet an seinen Feinden. Tiberius verglich sich bey dieser rühmlichen Handlung mit denjenigen alten Feldherren, welche den Gebrauch des Giftes wider den Pyrrhus verbothen, und die Rathgeber kund gemacht hatten.

Uebrigens strebte Herrmann, nachdem die Römer sich zurückgezogen hatten, und Marbod vertrieben war, nach der königlichen Gewalt, aber seiner Mitbürger starke Neigung zur Freyheit war ihm entgegen. So lange man die Waffen gegen ihn brauchte, focht er mit verschiedenem Glücke, allein die Hinterlist seiner Verwandten brachte ihn ums Leben. Sonder Zweifel ist er der Befreyer von Deutschland gewesen, und zwar ein solcher, der nicht, wie andre Könige und Heerführer die Römer in ihrer ersten Schwäche, sondern im allergrößten Flore ihrer Macht bestritt. In den Schlachten hat sich das Glück nicht allezeit für ihn entschieden, doch ist er im Kriege nie überwunden worden. Er brachte sein Leben auf sieben und dreyßig

Jahr,

Jahr, und ſeine Regierung auf zwölfe. Er wird noch unter den Barbarn beſungen. Die Griechen, die nur, was bey ihnen iſt, bewundern, übergehen ihn in ihren Jahrbüchern, und auch den Römern iſt er nicht ſo bekannt, als er es ſeyn ſollte, in dem wir, um das Neuere unbekümmert, nur das Alte preiſen.

••

Aus dem Suetonius im Auguſt, S. 33.

Ueberhaupt erlitt er zwo ſchimpfliche und ſchwere Niederlagen, und dieſe nirgends anders, als in Deutſchland, die Lollianiſche und Varianiſche. Doch bey der erſten war die Schande größer, als der Nachtheil, die Varianiſche aber drohte der römiſchen Macht beynahe den Untergang, indem drey Legionen, nebſt dem Feldherrn und den Legaten und allen Hülfsvölkern niedergemacht wurden. Als die Nachricht davon einlief, ließ er in der ganzen Stadt Wache halten, um allen Aufruhr zu verhüten, und in den Provinzen verlängert er den Statthaltern ihr Amt, damit die Bundsgenoſſen durch ſolche, an die ſie gewohnt wären, und die ihren Zuſtand kennten, deſto leichter in Ordnung erhalten würden. Er gelobte dem Beſten Größten Jupiter große Spiele, wo er der Republik wieder aufhülfe, welches gleichfalls im cimbriſchen und marſiſchen Kriege geſchehen war. Man ſagt, daß er hierbey ſo unmuthsvoll geweſen ſey, daß er ganze Monate nach einander den Bart und das Haupthaar, nicht beſchor, und ſein Haupt bisweilen mit dem Ausrufe an die Thüre ſtieß: Quintilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder! Er hielt auch den Tag dieſer Niederlage jährlich als einen Tag der Betrübniß und des Traurens.

••

Aus dem Suetonius im Tiber.
17. 18. C.

Der Ruhm ſeiner pannoniſchen und illiriſchen Siege erhielt einen neuen Zuwachs aus den Zeiten, in die ſie eintrafen. Denn es war ſehr bald hernach, als Quintilius Varus mit drey Legionen in Deutſchland umkam, und jedermann glaubte, die ſiegenden Deutſchen würden ſich mit den Pannoniern vereinigt haben, wo nicht der Krieg in Illyrien vorher geendigt geweſen wäre. Deshalben wurden ihm außer dem Triumphe viele andre und große Ehrenbezeigungen zuerkannt. — Den Triumph ſchob er ſelbſt auf, weil die Stadt wegen der varianiſchen Niederlage in Trauer war.

Im folgenden Jahre that er einen Feldzug nach Deutſchland; und weil er bemerkt hatte, daß die varianiſche Niederlage aus der Unbeſonnenheit und Verſäumniß des Anführers herrührte, unternahm er nicht das geringſte, ohne einen Kriegsrath zu halten. Er, der ſonſt immer auf ſeinem eignen Willen beſtand, und mit ſich allein zufrieden war, wich nun von ſeiner Gewohnheit ab, und berathſchlagte ſich mit vielen über das Kriegsweſen. Er bezeigte auch in allen übrigen eine ungewöhnliche Sorgfalt. Als er über den Rhein gehen wollte, ſetzte er wegen des Gepäckes eine gewiſſe Ordnung feſt, und ließ nichts eher über, als bis er ſelbſt am Ufer die Betrachtung der Wagen in Augenſchein genommen hatte, damit nichts übergeführt werden möchte, als was erlaubet und nothwendig war. Jenſeit des Rheins unterwarf er ſich einer ſo ſtrengen Lebensart, daß er auf dem bloßen Raſen ſitzend ſpeiſte, daß er die Nacht oft im Gezelte zubrachte, daß er alles, was den folgenden Tag geſchehen ſollte, wie auch, was er jählings anzubefehlen hatte, ſchriftlich von ſich gab, wobey er die Erinnerung hinzufügte, daß ein jeder, der irgend einen Zweifel hätte, keinen andern Ausleger ſuchen ſollte, als ihn ſelbſt, und daß man ihn zu jeder Stunde, ſelbſt in der Nacht, befragen könnte.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sigmar, Herrmann.

Sigmar.

Nun Herrmann, höre zu, und merke mit Bedacht,
Warum dein Vater dich in dieſen Hayn gebracht.
Sohn, wo dich Hitz und Muth zu edlen Thaten tragen;
So laß dir deine Pflicht von dieſen Bildern ſagen.
Sey groß, und hebe dich in dieſer Helden Zahl!
Hier prangt Thuiſkons Bild, hier Mannus Ehrenmaal.
In dieſen iſt zuerſt der deutſche Muth entglommen;
Durch ſie ſind Großmuth, Treu und Ruhm auf uns gekommen.
Der Trieb, der Falſchheit flieht, nicht weiche Sitten liebt,
Nichts von Geſetzen weis, und doch die Tugend übt;
Der Ehrgeiz, frey zu ſeyn, und nie verkauft zu leben,
Iſt uns von ihnen her, in unſre Bruſt gegeben.

Zu dieſen Helden hat auch dich dein Volk gezählt,
Das heute dich erhebt, und dich zum Herzog wählt.
Nun kämpf ich unter dir erfreut an deiner Seite.
Du ſiehſt, Cheruſkien liebt deinen Muth im Streite;
Erfülle drum die Pflicht, die man dir aufgelegt,
Vergnüge das Vertraun, das jeder zu dir trägt.
Zwey Dinge nimm in Acht, die deinem Volke nützen!
Du mußt es vor dem Feind und vor den Laſtern ſchützen.
Ich habe dieſe Welt noch tugendhaft geſehn;
Der Himmel weis allein, was künftig wird geſchehn.
Rom, welches herrſchen will, erkauft ſich unſre Fürſten,
Lehrt ſie nach Golde ſehn und nach der Wolluſt dürſten.
Die Unſchuld wird verjagt, die Einfalt iſt verlacht,
Die unſre Väter doch beglückt und groß gemacht.
Laß uns den Vätern nicht durch Laſter untreu werden!
Auch nach uns tritt ein Volk in dieſen Strich der Erden,
Das, wenn es dienen muß, vielleicht nur uns verklagt,
Und unſrer Trägheit flucht, wenn es die Knechtſchaft plagt.
Drum, Herrmann, zeige du den Kindern deine Thaten;
Laß uns ihr Beyſpiel ſeyn, an ſtatt ſie zu verrathen.

Herrmann.

Dieß Herz, mein Vater, weis, wie manchmal, durch die Nacht,
Mich dieſe Namen ſchon um Ruh und Schlaf gebracht;
Wie oft ſie mir das Blut ins Angeſicht gejaget.
Hat meine Röthe dir nicht meine Scham geſaget,
So oft der Barden Mund von ihrem Ruhm erklang,
Der mich zu ſchelten ſchien, wenn er ihr Lob beſang?
Mein Herz iſt noch zu ſchwach, an ihren Ruhm zu reichen;
Doch ſchaut ſichs nachzuſtehn, und ihnen nicht zu gleichen.

Sigmar.

Sohn, willſt du Ehren voll, und Helden ähnlich ſeyn,
So bilde ſie dir ſtets als gegenwärtig ein;
Mit dieſer feilen Bruſt, die keine Furcht beſtritten,
Mit dieſer Redlichkeit der unbefleckten Sitten,

Dem

Dem Herzen voller Treu, das für die Bürger wacht,
Und dann ſich glücklich ſchätzt, wenns andre glücklich macht,
Laß dieſe Helden itzt an deine Stelle treten,
Und wähle dann die That, die tapfre Seelen thäten.

Herrmann.

Wohlan! ich weis genug. Die Wahl iſt ſchon verricht.
Mein Vater, ich wach auf, und ſehe meine Pflicht.
Iſts möglich, daß mein Herz, das doch nach Ehre brennet,
Bisher die wahre Bahn zu ſeinem Ruhm verkennet?
Dem Volke, das uns drückt, hab ich, aus Thorheit kühn,
Und froh, wenn ich nur ſtritt, ſelbſt meinen Arm geliehn.
Für dieſer Glück und Wohl hab ich das Schwerdt gewetzt,
Das beſſer meine Fauſt mit ihrem Blut benetzet!
Denn ach! was würden ſonſt die großen Väter thun?
Würd auch Thuiſkons Arm, und Mannus Stärke ruhn,
Und dieſes ſtolze Rom, das wir im Herzen haſſen,
So ungerächet uns Geſetze geben laſſen?
Verzehrte nur die Gruft kein tapferes Gebein,
Und könnten, wie ihr Ruhm, ſie ſelbſt unſterblich ſeyn.
Ich aber warte noch bis ſich ein Todter rege,
Bin nur für Rom beherzt, für meine Bürger träge?
Da dieſer kühne Feind, als hätt er uns beſiegt,
In unbeſorgter Ruh auf unſern Feldern liegt,
Uns gleich der andern Welt für unterworfen ſchätzet,
So oft ein Streit entſteht, ſich uns zum Richter ſetzet,
Durch Liſt und durch Verrath uns Geiſeln abgepreßt,
Und aus Verachtung noch die Waffen ſinken läßt.

Sigmar.

Noch mehr, da er, den Trieb zur Freyheit zu verdringen,
In ſeiner Laſter Joch denkt unſern Hals zu zwingen;
Damit er beym Genuß der Wolluſt ſorgenfrey,
Und unſer Muth nicht mehr ſein ſtetes Schrecken ſey.
Erwacht, ſteht auf, und lebt, ihr Helden alter Zeiten!
Steht eurem Volke bey!

Herr-

Herrmann.

Lebt, oder lehrt uns ſtreiten!
Mein Vater, auch in mir lebt noch ein deutſcher Muth.
Aus dieſem Augenpaar blitzt auch noch eine Gluth,
Die Feinde ſchrecken kann, und die der Römer ſcheuet!
Auch hier iſt noch ein Arm, der Hieb und Wunden dräuet!
Was rufen wir umſonſt der Todten Beyſtand an,
Da, wenn wir Männer ſind, das Schwerdt uns helfen kann?

Sigmar.

Jetzt hör ich erſt aus dir den Muth der Väter ſprechen.
Komm, Herrmann, du biſt werth, der Deutſchen Schimpf zu rächen.
Mein Sohn, umarme mich. Gieb meiner Freude ſtatt:
Mein Herz genießt der Zucht, die dich geführet hat,
Und ſieht mit Luſt an dir, was weiſe Sorgfalt nütze.
Sey deines Vaters Stab, ſey deiner Bürger Stütze!
Das Alter macht mich ſchwach, es treugt der Glieder Saft.
Es läßt mir meinen Muth, und raubt mir meine Kraft.
Als Jüngling war ich frey, als Greis ſoll ich noch dienen.
Wie? dieſer freche Feind darf heute ſich erkühnen,
Daß er die Fürſten ſelbſt vor ſeinen Richtſtuhl ruft?

Herrmann.

Du willſt dahin gehn?

Sigmar.

Nein! denn darum hat die Gruft
Mein Alter nicht verſchont, damit die Nachwelt ſage:
Fürſt Sigmar diente Rom am Ende ſeiner Tage.
Sollt ich gebückt, mit Furcht, zu ihm ins Lager gehn?
Sollt ich vor meinem Feind, als meinem Herrſcher, ſtehn?
Und wenn rund um mich her aus den verhaßten Scharen
Ein blankes Wurfbeil blitzt, vor einem Prätor beben?
Dem Himmel ſey gedankt! Ich bin es nicht allein,
Der ſich zu edel ſchätzt, ihm unterthan zu ſeyn.

Du ſelber ſahſt den Zorn aus allen Herzen lodern,
Als Varus Bothe kam, uns vor Gericht zu fodern.
Dieß Volk, das Varus ſelbſt hier zu verſammlen bath,
Sah unmuthsvoll den Stolz, mit dem man zu uns trat;
Und wie er Freundlichkeit und bittendes Verlangen
Nunmehr in ein Geboth zu kehren angefangen.
Der Schimpf, der uns betraf, gieng den Cheruſkern nah.
Er machte, daß man dich zum Herzog auserſah,
Vereinigte mit uns die Chauzier und Catten,
Und alle brachte er auf, die ihn geſehen hatten.
Dein Volk ward für das Haupt des ganzen Bunds erkannt.
Daß man die Römer ſtürzt, ſteht faſt in deiner Hand;
Und ein Tag, wenn uns nicht der Götter Schickſal ſchwächet,
Sieht uns beſchimpft, erwacht, gerüſtet und gerächet.

Herrmann.

Mein Vater, ganz gewiß iſts eine hohre Kraft,
Die Varus Sinn verblendt und uns die Freyheit ſchafft.
Auf! laß uns munter ſeyn. Er habe ſich zum Schaden,
So vieler Völker Kern an dieſen Ort geladen!

Sigmar.

Mein Sohn, die Klugheit nur führt unſern Arm gewiß.
Oft dient ein wilder Muth ſich ſelbſt zur Hinderniß.
Der Himmel wird dir ſchon gelegne Stunden geben;
Mein Rath ſoll deinen Arm, dein Arm den Rath beleben.
Wenn meiner Fauſt die Kraft zu Kampf und Streit gebricht;
So fehlt dem Geiſte doch erfahrne Klugheit nicht.
Dein Bruder kömmt daher. O glüht auf allen Stirnen
Doch dieſer kühne Muth und dieſes edle Zürnen,
Das mich an dir ergötzt!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Flavius.

Flavius.

Mein Vater, es wird spät.
Wie kömmts, daß man noch nicht in Varus Lager geht?

Sigmar.

Bist du ein Deutscher?

Flavius.

Wie? mein Vater, kannst du fragen!
Bin ich denn nicht dein Blut? — Was kann ich weiter sagen?

Sigmar.

Die Antwort ist dir leicht. Sprich, was dein Herze spricht.

Flavius.

Mein Vater, ich bin deutsch, doch daß ich Rom auch nicht.

Sigmar.

Wer Rom nicht hassen kann, kann nicht die Deutschen lieben.
Was theilest du dein Herz? Sey treu mit ganzen Trieben,
Sey römisch oder deutsch! Itzt wähle deinen Freund;
Rom, oder deinem Volk sey günstig oder feind!

Flavius.

So kann denn beyder Wohl nicht mehr vereint bestehen?
So wird man heute nicht in Varus Lager gehen?

Sigmar.

Mein Sohn, ich habe noch zu Cäsars Zeit gelebt,
Vor dem der Erdenkreis und selber Rom erbebt.
Dieß war ein andrer Held, als diese trägen Seelen,
Die nur geboren sind, durch Geiz die Welt zu quälen;

Auf fremde Siege ſtolz, in feiger Wolluſt ruhn,
Und nichts aus Ehrbegier, aus Gedult alles thun.
Selbſt Cäſar konnte nur bey andern Furcht erwecken;
Uns zu beſiegen ſtark, zu ſchwach uns zu erſchrecken.
Und den Arioviſt hat nie ſein Drohn gebeugt,
Daß er vor Cäſars Macht mit Schmeicheln ſich geneigt.
Umſonſt hieß dieſer ihn nur näher zu ihm kommen;
Was itzund Varus hört, hat Cäſar auch vernommen.
Nein! ſprach Arioviſt, wollt ich den Cäſar ſehn,
So wär ich nicht zu ſtolz, und wollte zu ihm gehn.
Dieß kann auch Cäſar thun, wenn Cäſar mich begehret.

Flavius.

Doch iſt der leichte Dienſt dem Varus bald gewähret.

Sigmar.

Ein leichter Dienſt wird ſchwer, wenn er die Ehre kränkt.

Flavius.

Wer weis, ob Varus uns in Schimpf zu bringen denkt?

Sigmar.

Soll ſich ein freyer Fürſt nicht des Gehorchens ſchämen?
Und ſoll ich ein Geſetz von fremden Richtern nehmen?

Flavius.

Wir bleiben dennoch frey; ſpricht Rom uns gleich das Recht.

Sigmar.

Wem Rom Geſetze giebt, der iſt der Römer Knecht.

Flavius.

Rom lehrt uns Kunſt und Witz, und zähmt die wilden Sitten.

Sigmar.

Rom jagt die Unſchuld weg aus den beglückten Hütten.

Flavius.

Ich habe Rom geſehn, und trau ihm Gutes zu.

Sigmar.

Ich hab es nicht geſehn, und kenn es mehr, als du.

Flavius.

Verwirfſt du Kunſt und Witz, die doch den Völkern nützen?

Sigmar.

Verflucht ſeyn Kunſt und Witz, wo ſie die Laſter ſtützen!
Mein Sohn, der Himmel ſchenkt dem Menſchen Witz und Kunſt,
Als Mittel unſers Wohls und Zeichen ſeiner Gunſt.
Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret;
Was ſeinem Glücke dient, hat ſeine Noth vermehret.
Kaum hat der Künſte Glanz die Raubigkeit verdrängt;
So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,
Zur Wolluſt ſinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,
Und ſich von andrer Wohl auf ſeinen Vortheil richtet:
Bis endlich Eigennutz die Treu fürs Vaterland,
Und fauler Müßiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.
So liegt die Einigkeit, ſammt Kraft und Muth danieder,
Und was durch Künſte ſtieg, das fällt durch Künſte wieder.
Sohn, ſieh doch Rom einmal mit dieſen Augen an:
Ein Blick von ſolcher Art iſt, was dir nützen kann.

Flavius.

So ſoll der Deutſche ſtets in ſchlechten Hütten wohnen?

Sigmar.

Hier frey ſeyn, gilt mir mehr, als in Palläſten frohnen.

Flavius.

Mich kränkt, daß man in Rom mich einen Barbar heißt.

Sigmar.

Du biſt geſittet gnug, wenn du zu kriegen weißt.

Flavius.

Auch wie ich kriegen ſoll, wird Rom mich beſſer lehren.

Sigmar.

Du irreſt. Zwar ſein Witz wird deine Waffen mehren,
Doch ſeine Wolluſt ſchwächt den Arm, der ſie gebraucht.
Was nützt die Kriegeskunſt, wo Kraft und Muth verraucht?

Flavius.

Flavius.

Was aber nützt der Muth, wenn niemand von mir höret?

Sigmar.

Du ſchätzeſt es für nichts, wenn dich dein Volk verehret?

Flavius.

Blüht Witz und Kunſt durch mich, ſo kennt mich alle Welt.

Sigmar.

Was hilft dirs, wenn ſie dich für feig und weibiſch hält?

Flavius.

Von Tapferkeit und Muth ſoll Rom mich nicht entfernen;
Roms Laſter will ich fliehn, und ſeine Künſte lernen.

Sigmar.

Du traueſt dir zu ſehr. Nimm deiner Wohlfahrt wahr!
Wer böſen Meiſtern folgt, begiebt ſich in Gefahr.

Flavius.

Mein Vater, prüfe mich, ob du mich träge findeſt.

Sigmar.

Wohl! aber denke nach, wozu du dich verbindeſt.
Du kannſt ja nicht zugleich ein Held und Sklave ſeyn.
Wo du nicht träge biſt, mußt du dein Volk befreyn.
Rom wird, wenn du ihm dienſt, dich mit Verachtung nennen.
Geh, jage Rom in Furcht, ſoll es dich näher kennen!
Verlangſt du Ehr und Lob; ſie ſind dein Eigenthum!
Thu recht, und laß der Welt die Sorg um deinen Ruhm.
Auch ich bin hoffnungsvoll: Das Lob, das ich erworben,
Soll bey den Enkeln blühn, wenn ich ſchon längſt geſtorben;
Ob gleich mein feſter Sinn, der nur die Tugend ſchätzt,
Sich fremder Weichlichkeit mit Macht entgegen ſetzt.

Ich geh, das deutsche Volk in seinem Muth zu stärken.
Laß, Herrmann, diesen Tag des Herzens Adel merken!
Sey du der Römer Feind, und dann so siehe zu,
Wer mehrern Ruhm erjagt, dein Bruder, oder du.

Dritter Auftritt.

Herrmann, Flavius.

Herrmann.

So hast du, Flavius, in Rom nur dieß gelernet,
Wie sich ein edles Herz von seiner Pflicht entfernet?
An aller Tugend statt, die du vordem geehrt,
Hat Roms gerühmter Witz dich untreu seyn gelehrt?
Hast du den Namen selbst, der dir von Rom gekommen,
Und der dir süße klingt, nur darum angenommen;
Damit, wenn einst dein Arm mit deinen Bürgern ficht,
Für dein verrathnes Volk kein deutscher Name spricht?

Hat mich nicht Rom, wie dich, gelehret und ergötzet?
So oft ein wildes Thier, das man zum Kampf verhetzet,
Im Schauplatz brüllend sprang; so oft auf ebnem Sand
So manch erhitztes Paar geübter Fechter stand;
So oft der Rosse Lauf, auf den geschwinden Wagen,
Der Jugend muntre Schaar nach Ziel und Sieg getragen:
Hast du bey solcher Lust mich jemals kalt gesehn?
Doch dieses lasse nie des Himmels Schluß geschehn,
Daß ich, wenn meine Pflicht mein Blut zum Opfer wollte,
Um eitler Spiele Pracht mein Volk verrathen sollte!

Flavius.

Ach, Herrmann, martre doch des Bruders Seele nicht!
Wenn Deutschland Rom bekriegt, so weis ich meine Pflicht.
Doch kann ich ohne Schmerz mich meinem Trieb entreißen?
Auch Rom hat noch ein Recht, mein Vaterland zu heißen;
So lange dieser Ring an unsern Fingern prangt,
Mit dem wir Bürgerrecht und Ritterschaft erlangt.

Herr-

Herrmann.

Erwähne mir nur nicht dieß nichtige Geſchenke.
Meynſt du, daß ich mit Luſt an meine Knechtſchaft denke?
Nein, Bruder, dieſer Ring ſchimpft eines Deutſchen Hand,
Die Freyheit adelt mich, und nicht ein fremdes Land.
Ich ſchwör in dieſem Hayn: Ihr Götter ſeyd zugegen!
Dieß Zeichen meiner Schmach will ich nicht von mir legen,
Bis ich mein Volk durchs Schwerdt von ſeiner Dienſtbarkeit,
Und mich vom Bürgerrecht des ſtolzen Roms befreyt;
Und euch, als Sieger, dann zugleich mit dieſem Ringe
Auch manchen güldnen Ring erſchlagner Römer, bringe.

Flavius.

Ach! du erwägeſt nicht, daß Varus Geiſel hat.

Herrmann.

Thusnelden meyneſt du, durch die, an Geiſels ſtatt,
Der knechtiſche Segeſt die Deutſchen Rom verpfändet,
Der ſeiner Jugend Ruhm im ſpäten Alter ſchändet.
Ach! der Verräther hat die mir verſprochne Braut,
Als unſrer Knechtſchaft Pfand, den Feinden anvertraut.
Doch, wo die Götter nur es dieſem Arm erlauben,
Will ich ſie heute noch aus ihren Händen rauben.
Ich will ſie wiederſehn: wo nicht, ſo will ich ihn,
Der ſie verrathen hat, dafür zur Strafe ziehn.

Komm! willſt du langſam ſeyn, fürs Vaterland zu ſtreiten,
Wenn alle hurtig ſind, die Waffen zu bereiten?

Flavius.

Wen ſeh ich? Marcus kömmt. Mein Bruder, laß es zu,
Daß ich für dieſesmal der Freundſchaft Gnüge thu.

Herrmann.

So thu nur, was du willſt, bis alle Zeit verſtrichen.

Vierter Auftritt.

Marcus, Flavius.

Marcus.

Bist du es, Flavius? Ich bin vom Weg entwichen,
Um diesen Hayn zu sehn, und finde dich allhier.
Wie glücklich leitet mich doch meine Neubegier!

Flavius.

Komm, werther Römer, komm, mein ganzes Blut wird rege,
Das Herz hüpft in der Brust, und fühlt geschwindre Schläge.
Dein Anblick ruft in mir das ganze Rom hervor,
Und alle seine Lust, die ich mit Schmerz verlor.
Ach! euer Umgang, Scherz, Spiel, Glanz der Gastereyen,
Kehrt diese Gegenden in lauter Wüsteneyen.

Und du entreißest dich der Reizung deiner Stadt,
Verbannst dich in ein Land, das nichts als Wälder hat,
Und wohnest, wo man kaum mit Noth ein Haus erblicket? —
Wem danks ichs, Werthester, daß mich dein Blick erquicket?

Marcus.

Vom Varus komm ich her. Zuerst umarme mich,
Dann frage, was du willst; dein Freund berichtet dich.

Flavius.

Vom Varus? Werther! — Nein! Steh an, mich zu umfassen.
Ich bin vielleicht dein Feind, und schuldig, dich zu hassen.

Marcus.

Du fürchtest dich umsonst. Stell alle Sorgen ein,
Denn unsre Gütigkeit läßt euch nicht Feinde seyn.

Flavius.

Geliebtester, verzeih! Die Sorg ist allzubillig.
Ist Rom dem Frieden hold, und uns zu lieben willig? —

Ach!

Ach! meines Vaters Herz fühlt eure Großmuth nicht.
Euch widerſpänſtig ſeyn, hält er für ſeine Pflicht.
Die Freyheit iſt ihm lieb, und füllt ſein Herz mit Sorgen,
Es möchte Haß und Liſt den Schein der Großmuth borgen.
Er iſt den Laſtern gram, und drum den Künſten feind,
Weil Witz und Laſter ihm zu oft verknüpfet ſcheint;
Und läßt nicht Gütigkeit, noch Wohlthun, noch Verſprechen,
Noch, was ihr nur verſucht, den ſteifen Vorſatz brechen.

Marcus.

Hat er ſonſt nicht gehört: ſo hört er dieſesmal.
Mehr nicht als zweyerley ſteht itzt in eurer Wahl.
Des Varus edler Rath und großmuthsvoll Bemühen
Muß Undank, oder Dank und Freundſchaft, nach ſich ziehen.
Stellt ihr euch nicht bey ihm in ſeinem Lager ein;
Er wird ſich euch vertraun, und heute bey euch ſeyn.
Die Geiſeln hat man ſchon zu euch zurück geführet,
Den Siegmund mit dem Glanz des Prieſterthums gezieret,
Thuſnelden reich beſchenkt.

Flavius.

Thuſnelde kehrt zurück?

Marcus.

Was läßt, o Flavius! dein unruhvoller Blick,
Dein Mund, dein Angeſicht, das Röth und Gluth entzünden,
In deinem Herzen mich für einen Trieb ergründen?

Flavius.

Iſts möglich? Hat mein Blick dir meine Qual erzählt? —
Wohlan! ich hab umſonſt dir meine Gluth verhehlt.
Mein Auge ließ dichs ſehn, mein Mund giebt dieß zu hören;
Rom kann ein deutſches Herz auch römiſch lieben lehren.
Thuſnelde hat in mir nicht deutſche Lieb erregt;
Die der Geliebten nie ein Herz zu Füßen legt,

Die mich mir selber läßt, nicht meinen Muth vermindert,
Nicht meine Werke stört, nicht meine Pflichten hindert;
In Blicken unberedt, im Seufzen ungeübt,
Sich durch ein kaltes Wort ganz zu verstehen giebt.
Mein Trieb herrscht über mich, und heißt mich, was ich meide.
Ich selber thue nichts, ich folge nur und leide.
Ja! dieß beschwert mich noch mit äußerstem Verdruß:
Sie ist des Bruders Braut, die ich verehren muß.

Marcus.

Die Triebe, die du fühlst, sind lobenswerthe Triebe;
Ein sonst zu göttlich Herz wird menschlich durch die Liebe.
Wenn unsre Tugend uns dem Himmel nahe stellt,
So ist es Liebe nur, die uns zurücke hält:
Damit wir nicht zu hoch erhaben von der Erden,
Ein anderes Geschlecht, und Menschen ungleich werden.

Flavius.

Du schmeichelst mir zu sehr. Wie artig deckest du,
Nach römischem Gebrauch, mir meine Fehler zu?
Die Schwachheit, die ich selbst in edlen Thaten finde,
Die Triebe, die ich sonst auch ohne Lieb empfinde;
Zorn, Freude, Traurigkeit, Verwundrung, Ehrgeiz, Scham,
Im Glücke kühner Muth, in Widrigkeiten Gram,
Dieß alles zeigt mir schon der schwachen Menschheit Triebe:
Und um kein Gott zu seyn, bedarf ich keiner Liebe.
Doch komm! und mache kund, warum man dich gesandt.
Vielleicht rührt eure Huld anitzt mein Vaterland.
Der Himmel wird vielleicht mich dieser Qual entreißen,
Roms oder meines Volks Verräther mich zu heißen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thusnelde, Siegmund.

Siegmund.

Thusnelde, grüße du des Vaterlandes Gott,
In meinem Munde ſcheint ſein Lob vielleicht ein Spott.
Ach Schweſter, darf ich auch in fremden Prieſterbinden
Mich, vor ſein Angeſicht zu treten, unterwinden?

Thusnelde.

Durch uns, ihr Götter! hat mein träges Vaterland
Sich einſt vor Rom gebeugt, und ſeinen Fall bekannt.
Ach tretet es nicht ganz in ſtete Knechtſchaft nieder,
Und gebt ihm doch mit uns auch ſeine Freyheit wieder!

Siegmund.

So ſoll Auguſt ein Gott, und ich ſein Prieſter ſeyn?
Der Othem holt, wie ich, dem ſoll ich Weihrauch ſtreun?
Weil er durch Tück und Liſt und kärgerliches Morden
In ſeiner Götterſchaar ein würdig Mitglied worden?

Ihr Götter! hört mich an, und gebet mir Beſcheid:
Ich ſuch euch; redet doch, und ſagt mir, wer ihr ſeyd!
Sagt, habt ihr euch bisher den Deutſchen nur verſtecket?
Sagt, oder habt ihr euch nur uns allein entdecket?
Steht meines Vaterlands bejahrte Lehre feſt,
Daß kein Unſterblicher ſich ſehn noch bilden läßt?
Wie? oder iſt ein Gott in einen Leib gekleidet,
Den nichts, als ſeine Macht, vom Menſchen unterſcheidet?

Iſts möglich, daß ein Menſch ſich zum Geſtirn erhöht,
Und endlich zum Geſchlecht der Götter übergeht?
Und wird, nach Mord und Brand, dem, den die Menſchen haſſen,
Auch noch die Tyranney des Himmels überlaſſen?

Wenn Mord zum Himmel führt, und Blut vergöttern kann,
So zünde man auch mir geweihtes Rauchwerk an!
Ich habe nicht ein Volk durch innern Zwiſt beweget,
Ich habe manchen Feind mit eigner Hand erleget,
Und nicht mit fremder Fauſt; ſo daß bey der Gefahr
Vielleicht mehr Tapferkeit und minder Unrecht war. —
Doch jener zwang die Welt. — Gewalt erobert Kronen;
So hebt auch wohl Gewalt bis zu der Götter Thronen? —
Nein! der iſt nicht ein Gott, der uns zu kränken kam,
Der Deutſchen Blut vergoß und uns die Freyheit nahm.
Euch, ihr Unſterblichen! kenn ich aus andern Werken,
Und Wohlthun läßt allein die wahre Gottheit merken.

Thusnelde.

Wie? Siegmund, weiſt du dieß? Was wankt dein feiger Sinn?
Wirf dieſen eitlen Schmuck zu deinen Füßen hin.

Siegmund.

Thusnelde, meyne nicht, daß ich Auguſten ſcheue.
Du weißt ja, was mich hält, daß ich mich nicht befreye.

Wie ein gereiztes Thier, das Zorn und Geifer ſchäumt,
Sonſt niemand bändiget, und nur ſein Wärter zäumt:
So ſiehſt du, daß die Bruſt, die meine Schmach erbittert,
Vor keinem ſonſt erbebt, doch nur vor Einem zittert.
Thusnelde, ſiehſt du dort ſich unſern Vater nahn?
Mein Auge rollt verwirrt, und ſieht ihn ſchüchtern an. —
Wird er den Unmuth wohl auf meiner Stirn entdecken?
Ach! Schweſter, hilf mir ja mein Herz vor ihm verſtecken.

Zweyter Auftritt.

Segeſt, die Vorigen.

Thusnelde.

Mein Vater, ich bin frey. Der Römer ſtolze Hand
Bewahret mich nicht mehr, als eurer Knechtſchaft Pfand.
Wie fröhlich bin ich doch, dich wieder zu umfangen!
An dir allein erfüllt der Himmel mein Verlangen.
Die Gottheit, die kein Flehn für meine Bürger beugt,
Hört mich in Einem nur, und zeigt ſich dir geneigt.
Wie oft hab ich hieher mit Sorg und Angſt geblicket!
Oft hat das Auge kaum die Zähren unterdrücket,
Wenn die Gefangenſchaft, die nirgend mich verließ,
Mich auf des Vaterlands gebundne Freyheit wies.
O wäre doch mit mir mein Volk auch freygelaſſen!
Mein Vater, könnt ich dich im alten Glanz umfaſſen!
Doch leider iſt nunmehr Roms Herrſchaft feſt gegründt.
Ich bin nur darum frey, weil wir verachtet ſind;
Und Schmeicheley, Geduld und Trägheit, uns zu rächen,
Als ſichre Bürgen, ſchon ein ewig Joch verſprechen.

Segeſt.

Dein Volk iſt außer Noth, will es nur glücklich ſeyn.

Thusnelde.

Ja, wohl! Ihm fehlt ein Arm, es wieder zu befreyn.

Segeſt.

Hier braucht kein wilder Arm mit Blute ſich zu röthen;
Die Freyheit, die du meynſt, hat Deutſchland nicht vonnöthen.

Thusnelde.

Iſt außer ihr noch was, das Deutſche glücklich macht?

Segeſt.

Auf deines Volkes Glück ſind andre ſchon bedacht.
Gleich itzt kömmt man hieher, den letzten Schluß zu faſſen.

Thusnelde.

So muß ich, Vater, dich für dieſesmal verlaſſen.
Indeſſen, daß dein Rath den Völkern Hülfe beut,
Die Hoffnung übersteigt, und unſer Wohl verneut;
Will ich von hinnen gehn, mich wieder mit den Meinen,
Die ſich mit Schmerz getrennt, mit Freuden zu vereinen.

Dritter Auftritt.

Segeſt, Siegmund.

Segeſt.

Mein Sohn, du redeſt nichts?

Siegmund.

Der Mund, mein Vater, ſchweigt,
Weil doch kein ſchwaches Wort dir mein Vergnügen zeigt.

Segeſt.

Dein Auge, das die Kunſt noch nicht geübt zu triegen,
Spricht anders, als dein Mund, und läugnet dein Vergnügen.
Iſts nicht wahr? deine Stirn, aus der dein Unmuth blickt,
Erleidet nur mit Zwang die Binde, die dich ſchmückt?
Dein Herz, das immer noch nach deutſcher Weiſe denket,
Haßt dieſes Prieſterthum, das dir der Römer ſchenket?

Siegmund.

Haß ich dieß Prieſterthum, ſo thu ich meine Pflicht.
Schimpft es mein Vaterland und meine Götter nicht?

Segeſt.

Ist, Siegmund, bin ich alt, und hab in langen Jahren,
Was wahr iſt, ſelbſt geprüft, was falſch iſt, ſelbſt erfahren.
Was fremdes Beyſpiel ſagt, und was an mir geſchehn,
Lehrt mich nur Eine Pflicht: Auf meinen Nutz zu ſehn.

Dein Vaterland iſt da, wo du kannſt Vortheil hoffen;
Wenn dieß nichts mehr verſpricht, ſteht dir ein andres offen.
Sieh nicht den eitlen Blitz der Himmelsgötter an!
Dein Gott iſt, wer dir nützt, und wer dir ſchaden kann.
Ein Mächtiger der Welt kann gröſsre Furcht erwecken,
Als Götter in der Höh, die nur von ferne ſchrecken.

Siegmund.

Wo bin ich? Was ſagſt du? Wer iſts? Wer lehret mich?
Biſt du es? — Nimmermehr! Ich irre — Hör ich dich,
Der ſelber mich vor dem zur Tugend auferzogen?
Entdecke, Grauſamer, wenn haſt du mich betrogen?
Itzt? oder ehemals, als ich mit Luſt gehört,
Wenn mir dein Mund verboth, was er itzt ſelber lehrt;
Als ich gebildet ward, die Dinge zu verfluchen,
Die deinen Schüler itzt durch deinen Mund verſuchen?

Segeſt.

Die Zeiten wollten dieß. Da war ich ſchon vergnügt;
Wenn nur dein Herz begriff, wie man gehorcht und ſiegt:
Als noch nicht Hoffnung war, du würdeſt mehr auf Erden,
Als deines Volkes Fürſt und gröſster Bürger werden.
Nun hat ein günſtig Glück die Römer hergeſandt.
Der Deutſchen Herr zu ſeyn, ſteht nur in unſrer Hand.

Sohn, lerne wie man herrſcht. Die Kunſt, die ich dir zeige,
Macht, daſs ich auf den Hals gebückter Völker ſteige.
Laſs nur das harte Volk den Römern widerſtehn,
Und unter unſer Joch durch ſeine Thorheit gehn.
Der deutſchen Fürſten Trutz hilft uns, und ſchadet ihnen.
Sohn, diene Rom mit mir, bis uns die Deutſchen dienen.
Die Knechtſchaft unſers Volks, ein neuerworbner Thron,
Und ein uns eignes Reich iſt unſrer Dienſte Lohn.
Dann will ich meine Macht auf meinen Schutzgott kehren,
Und ſelber Herr zu ſeyn, der Römer Herrſchaft ſtören.

Siegmund.

Was bör ich? Welch Gebäu von Herrſchſucht, Knechtſchaft, Liſt!
So ſoll es mich gereun, daß du mein Vater biſt?
Wie warſt du ſonſt vergnügt, da du noch dieß nicht kannteſt,
Und als Cheruſker Fürſt dich dennoch glücklich nanntest;
Ob du gleich keine Treu der Herrſchaft wegen brachſt,
Mit dir zufrieden warſt, und öfters zu mir ſprachſt:
Du wirſt ſchon glücklich ſeyn, bleibt dir nur, wenn ich ſterbe,
Mein Name zum Empfehl und meine Zucht zum Erbe.

Was hat dein Herz gereizt, daß es noch mehr begehrt?
Iſt, ein Tyrann zu ſeyn, ſo großer Laſter werth?
O Tugend! ſoll ich dich, und dich, mein Volk, verrathen?
Ich fühle ja in mir die Schönheit edler Thaten.
Das Herz hüpft in der Bruſt, ſo oft es wohl gethan,
Die Seele ſieht ihr Werk mit innrer Wolluſt an.
Es ſey, daß ihr Bemühn ihr eignes Wohl vergröſſert;
Es ſey, daß andrer Glück ein edler Trieb verbeſſert:
So glaubt ſie, daß ſie dann den Göttern näher geht,
Wenn das vollkommen iſt, was bloß von ihr entſteht.
Mein Vater! groß zu ſeyn, brauchſt du nicht erſt der Krone.
Die Hoheit, die dich ſchmückt, beruht auf keinem Throne.
Du biſt durch dich berühmt, und prangſt durch einen Schein;
Auch mich laß, was ich bin, mir ſelber ſchuldig ſeyn!
Ich wünſche mir ein Volk, das mich nach mir nur ſchätzet,
Und ſtets mich in den Rang, den ich verdiene, ſetzet.

Segeſt.

Mein Sohn, es iſt zu viel, was du geſprochen haſt!
Dein langes Widerſtehn gereichet mir zur Laſt.
Du ſiehſt mein ganzes Herz, und kenneſt meinen Willen;
Die Wahl ſteht nicht bey dir, ob du ihn willſt erfüllen.
Sohn, haſt du deine Pflicht ſo feſt in deiner Bruſt;
So denke nun an die, daß du gehorchen mußt.
Die Fürſten kommen her. In dieſem Augenblicke
Gedenk an mein Gebotb und an dein eignes Glücke.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Sigmar, Herrmann, die Fürſten der Chauzer und der Catten.

Sigmar.

Segeſt, auf deinen Wunſch muß dir genug geſchehn.
Die Gottheit dieſes Hayns ſoll uns verſammlet ſehn,
Des Römers Winke nach, und unſrer Knechtſchaft wegen
Mit unſern Feinden ſelbſt noch faulen Rath zu pflegen.
Die ihr der Chauzier und Catten Häupter ſeyd,
Ihr Helden voller Muth und weiſer Tapferkeit!
Ihr Herzen, die ein Trieb, der Schmach und Knechtſchaft fliehet,
Mit den Cheruſkiern in enge Freundſchaft ziehet!
Bald wird ſich Varus auch zu dieſem Hayne nahn.
Merkt! Beil und Ruthen gehn bis hieher ihm voran,
Und werden, Scheu und Furcht in unſer Herz zu bringen,
Bis vor das Angeſicht des deutſchen Gottes dringen.
Ich fürchte nicht, daß ihr vergebens Muth gefaßt,
Und wenn ſich Varus zeigt, den erſten Zorn verlaßt.
Denn, was auch für ein Bild der Haß ins Herz gedrücket,
Er wird verhaßter ſeyn, wenn ihr ihn ſelbſt erblicket.

Segeſt.

Du, Sigmar, biſt es nur, der ſo genau entdeckt,
Was haſſenswürdiges in Varus Thaten ſteckt;
Wenn er uns Deutſche erſt die Tugend kennen lehret,
Die wir aus Einfalt ſonſt, nicht aus Vernunft, geehret;
Wenn er der Billigkeit gewiſſe Wege zeigt,
Daß ſein Geſetze ſpricht, wo unſre Klugheit ſchweigt;
Und wenn er, da ihr euch indeß zur Untreu wendet,
Die Geiſel eurer Treu euch ſchadlos wieder ſendet.

Sigmar.

Ich weis nicht, was dein Mund Vernunft und Einfalt nennt.
Iſt man nicht tugendhaft, bis man die Laſter kennt?

Geſetzt,

Geſetzt, Segeſt, daß der aus Einfalt Gutes wählet,
Dem ein geneigtes Glück des Böſen Glanz verhehlet,
Und der, wenn ſeine Bruſt vor Tugendeifer brennt,
Nichts anders lieben kann, weil er nichts anders kennt:
Wenn unſrer Thaten Lohn in ihren Folgen lieget,
Wenn Tugend uns beglückt und durch ſich ſelbſt vergnüget;
Was ſchadets, ob ein Menſch aus Einfalt Gutes thut?
Wenn Einfalt glücklich macht, ſo iſt ſie auch ein Gut.
Vergebens haſt du uns Roms Gütigkeit geprieſen;
Rom hat uns Uebels zwar, doch Gutes nicht erwieſen.
Wer fodert, daß man uns das Recht auf römiſch ſpricht?
Wer nicht Roms Laſter hat, braucht Roms Geſetze nicht;
Das wider Liſt bewahrt, der wir uns nie befliſſen,
Und vor Verbrechen warnt, von denen wir nichts wiſſen.
Wer wars, der Geiſeln gab, und ſich zur Treu verband?
Nur du. Drum ſind ſie dir, nicht uns, zurück geſandt.
Wir ſind noch unſer ſelbſt, und haben nichts verſprochen,
Und wo kein Bündniß iſt, wird keine Treu gebrochen.

Herrmann.

So ſage doch, Segeſt, was Varus uns gelehrt.
Biſt du, ſeitdem du dich zur Freundſchaft Roms gekehrt,
Beſcheidner, redlicher, großmüthiger, gerechter,
Getreuer, tapferer, mehr deines Volks Verfechter?
Haſt du dich itzt vielleicht vom alten Zweck gewandt?
Haſt du ſonſt dich geliebt, und itzt dein Vaterland?
Ihr Fürſten, wenn uns Rom die Tugend kennen lehret:
So iſt es, weil ſich Rom ſo weit von ihr gekehret;
Weil ſeiner Laſter Gräul uns ſtets vor Augen ſteht,
Und ſeine Bosheit uns der Unſchuld Werth erhöht.
Und dennoch kann nur Rom Segeſtens Händel ſchlichten,
Rom iſt allein gerecht und würdig, ihn zu richten.
Er wünſcht, verklagt zu ſeyn. Er ſelbſt ſucht einen Streit,
Und bittet Rom hernach um die Gerechtigkeit.
Von Richtern voller Geiz, nach viel verſtrittnen Tagen,
Und Worten ohne Maaß ein Urtheil wegzutragen.

So

So tief erniedrigt ſich der knechtiſche Segeſt,
Der weder ſich noch uns in Freyheit leben läßt.
Wie manchen haſt du ſchon in Varus Dienſt gezogen?
Ein Theil haſt du erkauft, ein Theil haſt du betrogen.
Mit dieſen beutſt du oft dem beſſern Haufen Trutz,
Und Bürger unſers Volks ſind unſrer Feinde Schutz.
Durch dieſe hemmeſt du die Kraft von tapfern Schlüſſen,
Daß wir zum Frevel ſelbſt den Namen leihen müſſen.
Die haben Rom mit dir die Geiſel zugeſandt!
Verräther! meine Braut ward deiner Knechtſchaft Pfand,
Damit die Lieb auch mich zu fremder Herrſchſucht knechte,
Wo nicht, zum wenigſten verzagter machen möchte.

Segeſt.

Dich, Herrmann, will ich leicht von dieſer Schmach befreyn:
Ein Geiſel unſers Dienſts kann deine Braut nicht ſeyn.
Mein Blut iſt dir zu ſchlecht, und würde dich beflecken.
Wer mich zum Vater hat, wird dir nicht Lieb erwecken.

Herrmann.

Was ſagſt du? ſteht bey dir auch kein Verſprechen feſt?

Segeſt.

Begehreſt du noch was vom knechtiſchen Segeſt?

Herrmann.

Was willſt du, Grauſamer! durch dieſes Wort erzwingen?
Wird mich dein Meyneid wohl auf deine Seite bringen?
Vermeynſt du, daß mein Muth bey deinem Drohen ſinkt,
Und mich die Liebe hält, wenn mir die Ehre winkt?

Itzt laß mich ungeſtört von Krieg und Blute ſprechen,
Und meiner Bürger Schimpf an deinen Herren rächen.
Dann laß mich ſehn, ob du noch deinen Worten treu,
Wie! oder ob auch ich an dir zu rächen ſey?

Sigmar.

Ihr Fürſten, ſeht ihr dort den Blitz von blanken Beilen?
Seht ihr mit Stolz und Pracht den Varus zu uns eilen?

Itzt

Jst laßt die Furcht entfernt, und seyd zum Rath geschickt!
Denkt, daß in diesem Hayn der ganze Himmel blickt,
Und sorgsam ist, zu sehn, wie die sein Amt verwalten,
Die auf der Unterwelt der Götter Zepter halten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Varus.

Varus.

Ihr Fürsten, seyd ihr hier, und hört ihr, wenn man spricht?

Herrmann.

Sprich! aber wisse dieß: befehlen sollst du nicht.

Varus.

Ich will mit euch als Freund, und nicht als Sieger, sprechen.

Herrmann.

Der, der sich Sieger nennt, ermahnt uns, uns zu rächen.

Varus.

Ihr Deutschen, sagt, wie kömmts, daß ein so edler Geist,
Der euer Herz belebt, so vieles Mistraun weist?
Wie lange wollt ihr euch durch eitlen Argwohn quälen?
Verdacht ist nicht ein Werk für so erhabne Seelen.
Entreißt euch dieser Furcht, der alles schrecklich scheint!
Ein Römer, der gesiegt, wird der Besiegten Freund.
Er lockt nicht, wie ihr glaubt, mit feindlichen Geschenken,
Und kann nicht Gutes thun, und doch auf Böses denken.

Was reizt euch wider uns? Thut jemand euch Gewalt?
Zeigt sich mein Lager nicht in einer Stadt Gestalt?
Was hindert, daß nicht Rom mit euch die Rechte theilet,
Durch die es zum Besitz der ganzen Welt geeilet?
Wenn ihr nicht schamroth wärt, vor einem Stuhl zu stehn,
Zu dem viel Könige mit tiefer Ehrfurcht gehn.

Doch ſey es, wie ihr wollt. Verwerfet unſre Sitten;
Wenn man ſie beſſer kennt, ſo wird man uns drum bitten.

Itzt aber zeiget ſich ein Werk für euren Muth!
Laßt ſehn, wie gern ihr ſiegt, und Heldenwerke thut!
Euch Deutſche hat Auguſt allein für werth geſchätzet,
Daß er aus euch in Rom ſich eine Wacht geſetzet. *)
Der Fürſt der ganzen Welt vertraut ſich eurer Treu;
Wohlan, ſo trägt auch was zu ſeiner Herrſchaft bey!
Da eure Bürger ihn umgeben und beſchützen,
So laßt ihm euer Schwerdt auch in der Ferne nützen.
Ein ſchon zertrenntes Volk hebt wieder ſich empor;
Die Furcht und Angſt verbarg, gehn an das Licht hervor.
Des Melo **) Ruhm und Ruf fängt wieder an zu leben,
Die Feindſchaft gegen Rom hat ihm ein Heer gegeben:
Und ſein Sikambriſch Volk hat ſich mit ihm verneut,
Das unſrer Waffen Zorn in alle Welt zerſtreut.
Wie leicht kann euer Arm dieß ſchwache Volk zernichten.

Ihr Deutſchen, ich will mich nach euren Sitten richten.
Vielleicht wird bald davon ein feſter Schluß gefaßt,
Wenn ihr euch itzt bey mir im Lager finden laßt,
Und wenn wir da vergnügt bey Wein und Gaſtereyen,
Nach eurer Art zugleich rathſchlagen und uns freuen.

Er geht ab.

Sechſter

*) Sueton im Auguſt C. 49. Die Deutſchen hatte Auguſt bis zur variauiſchen Niederlage als ſeine Leibwacht um ſich gehabt.

**) Dieſer Feldherr der Sikambern hielt einen hartnäckigen Krieg mit den Römern aus, in welchem Lollius im Jahre der Erb. R. 730, eine ſo wichtige Niederlage erhielt, daß Sueton dieſelbe mit der Varianiſchen vergleicht.

Sechster Auftritt.

Segest, Siegmund, Herrmann, Sigmar, die Fürsten der Chauzer und Catten.

Herrmann.

Ihr Fürsten! hat euch nicht sein Wort erstaunt gemacht?
Vernehmt ihr allen Gräul, den er euch vorgebracht? —
So sollen wir das Schwerdt durch Bruderblut besleken,
Und beyderseits das Feld mit deutschen Leichen decken!
Damit durch jeden Streich, der theils von uns geschieht,
Und theils uns selber trifft, sich Rom vergrößert sieht;
Und die Sikambrer uns, wir die Sikambrer schwächen,
Bis beyde kraftlos sind, der Römer Macht zu brechen.

Ihr Fürsten, wo den Geist gerechtes Mitleid rührt;
So weis ich schon, für wen ihr euren Degen führt,
Und gegen wessen Brust ihr diese Waffen lenket,
Die man der Tyranney zum Dienst zu widmen denket.
Am Mele sehr, was euch und iedem Haupte dräut,
Das seine Bürger liebt, und fremde Ketten scheut.
Sein Arm zwang, ihm zum Fall, die Römer zum Erheben;
Sein Volk hat man zerstreut, sein Leben preis gegeben.
Erwartet, daß man bald, wofern ihr länger schlaft,
Die Treu fürs Vaterland als einen Aufruhr straft;
Und wo ihr nicht euch selbst auf ewig fesseln wollet,
So steht dem Helden bey, den ihr bekriegen sollet!

Segest.

Ich lobe deine Treu, doch deine Kühnheit nicht.
Am Mele kannst du sehn, was dir dein Rath verspricht.
Und denke, daß dir schon so manche Niederlage
Der Römer Macht und Glück, der Deutschen Schwäche sage.

Herrmann.

Segest, du wirst nicht roth, und schimpfst uns ohne Scheu?
So sagest du, daß Rom unüberwindlich sey?

Hier

Hier ſchwör ich es bey euch, ihr Cimbern und Teutonen!
Der Römer Furcht und Tod, bey euch, ihr Eburonen!
Ich ſchwöre, dem zu Trutz, der frech iſt, euch zu ſchmähn,
Daß Deutſchland ſiegen kann, und Römer fliehn geſehn.

Fürſt der Catten.

Ich weiß, wie viel Verluſt die Catten ſelbſt erlitten.
Oft hat das Recht für uns, das Glück für Rom geſtritten,
Doch, Menſchen leiſten nichts, als Tapferkeit und Rath.
Segeſt, vom Himmel rühret der Ausgang unſrer That.
Wie weißt du, ob nicht ist die Götter anders denken,
Und einmal Glück und Sieg auf unſre Seite lenken.
Geſetzt, Rom iſt der Sieg, und uns der Tod gewiß;
Ein andres Leben folgt, und tröſtet uns für dieß.
Der Geiſt, der hier entweicht, eilt nach beglücktern Ländern,
Und wird das Leben nicht verlieren, ſondern ändern.

Sigmar.

Wohlan! ihr Fürſten, wählt: nur eines ſteht euch frey,
Stürzt, oder unterſtützt der Römer Tyranney.
Ihr ſeht, hier iſt kein Rath, zur Ruh ſich zu bequemen:
Für, oder wider euch, müßt ihr die Waffen nehmen.

Herrmann.

Ihr Fürſten! euer Blick ſagt, was ihr willens ſeyd,
Und überzeuget mich von eurer Tapferkeit.
Auf, eilet, laßt uns gehn, die Bande zu zerreißen,
Und keine Stunde mehr der Römer Knechte heißen.

Fürſt der Chauzer.

Ihr Fürſten, ich will auch mich und mein Volk befreyn.
Kein Chauzer wünſchet ſich der Römer Knecht zu ſeyn.
Doch, daß nicht euer Rath ſich euch zum Schaden wendet,
Verſichert euch des Streichs, der euer Wohl vollendet.
Sucht Hülfe bey der Luſt, bey Finſterniß und Nacht,
Bey allem, was nur uns den Sieg nothwendig macht.

Ihr ſeht des Tages Licht ſchon immer ſchwächer glänzen,
Die Sonne ſtehet ſchon an unſers Himmels Gränzen.
Laßt ihren Untergang als Sklaven noch geſchehn,
Um morgen ſie gewiß erlöſt und frey zu ſehn;
Und bringt in Finſterniß, der Römer Ruh zu ſtören,
Ein Schrecken über ſie, das Nacht und Schatten mehren.

Segeſt.

Nur du siehſt einen Rath, der nicht verderblich iſt.
Wofern ihr jemals ſiegt, ſo ſieget ihr durch Liſt.
Rom, das die Welt beherrſcht, wird der Gewalt nicht weichen;
Nur Liſt kann eure Macht und ſeine Macht vergleichen.

Doch meynt ihr wohl, daß ihr die Römer leicht betriegt,
Und Liſt genug gebraucht, wenn ihr im Dunkeln kriegt?
Wenn wir in ihrer Bruſt den Argwohn rege machen,
So werden ſie des Nachts mehr als des Tages wachen.
Und ſo wird das Gefecht bey dunkler Sterne Schein
Verwirrter, aber nicht für uns bequemer ſeyn.
Darum verſtellet euch. Geht nach der Römer Zelten,
Laßt ſie den Abend noch für eure Herren gelten.
Verſprecht, wenn man verlangt, gehorcht, wenn man befiehlt;
Bis Varus euren Schluß aus deſſen Wirkung fühlt.

Herrmann.

Segeſt, ſo ſoll ich erſt der Römer Koſt genießen,
In Worten willig ſeyn, und was man wünſchte, beſchließen,
Bis der begierge Fuß, der nur mit Zwang verweilt,
Von ihrer Tafel dann ſie zu verlaſſen eilt?
So weit treibſt du die Liſt und die erlaubten Lügen,
Die man zu Waffen braucht, die Feinde zu beſiegen? —

Wohlan! wenn nur dein Herz in deinem Rathe ſpricht,
So weigr ich mich der Liſt und der Verſtellung nicht;
Legſt du nur einſt den Dienſt der ſtolzen Römer nieder,
Und geb ich dich dadurch dem Vaterlande wieder.

Vereine dich mit uns, dich ſelber zu befreyn,
Laß kein ſo weiſes Herz der Knechtſchaft eigen ſeyn.
Verſaumt, ihr Fürſten! nichts, an euren Zweck zu reichen,
Laßt uns der Furchtſamkeit beſorgter Herzen weichen,
Laßt uns ins Lager gehn! Doch denkt an euer Werk,
Und eure Freyheit ſey des Geiſtes Augenmerk.

Siebenter Auftritt.

Segeſt, Siegmund.

Segeſt.

Nun, Siegmund, freue dich. Sieh dieſen blinden Haufen
Ins Lager und zugleich in ſein Verderben laufen.
Wir gehn zum Varus mit. Doch erſt verſichre dich allhier,
Vor dieſem Angeſicht der Götter ſchwöre mir:
Dein Wollen und dein Herz in meiner Hand zu laſſen,
Und meinem Winke nach zu lieben und zu haſſen.
Wie glücklich hat mein Rath ſie in dieß Netz verſtrickt!
Sie freun ſich ihrer Liſt, und ſind doch ſelbſt berückt.
Von allem will ich nun dem Varus Nachricht geben.
Ihr Eifer ſey ihr Fall, und bringe ſie ums Leben,
Uns aber auf den Thron. Mich dünkt, mein Auge ſieht,
Wie man ſie mit Gewalt zum Richterſtuhle zieht,
Den heute ſie verſchmähn, und nicht verehren wollen;
Wie, wenn ein ſchrecklich Wort aus Varus Mund erſchollen,
Bald ein gezücktes Beil durch ihren Nacken fährt,
Und ihnen, frey zu ſeyn, in jener Welt gewährt.
Ich ſehe Leib auf Leib verkürzt zur Erde ſinken,
Und den gefärbten Sand die rothen Ströme trinken.
Auch du biſt in Gefahr, wo mich dein Herz nicht hört,
Den Römern ſich ergiebt, und ſeinen Sinn verſchwört.

Siegmund.

Doch, wenn ich ſchwören ſoll, ſo ſchwör ich ein Verbrechen.
Kann ich durch einen Eid Verrätherey verſprechen?

Segeſt.

Das heißt Verrätherey, die man an ſich begeht,
Wenn man ſein Glücke ſieht, und doch ihm widerſteht.

Siegmund.

Verlangſt du, daß mein Mund, da du ihm ſonſt nicht glaubeſt,
Bey dieſem Gotte ſchwört, den du mir ſelber raubeſt?
Biſt dus nicht, der mein Herz auf andre Götter weiſt,
Und keinen fernen Blitz des Himmels fürchten heißt?

Segeſt.

So ſchwöre bey dir ſelbſt, und bey Auguſtus Leben!

Siegmund.

Wohlan dann! bey dem Gott, dem du mich übergeben,
Schwör ich dir alles zu, was du nur ſelber willſt.

Segeſt.

Recht! aber denke nun, daß du den Schwur erfüllſt.
Komm, laß dein erſtes ſeyn, die Fürſten zu verderben.
Liebſt du Gewalt und Macht, ſo müſſen dieſe ſterben.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Segeſt, Flavius.

Segeſt.

So geh denn, Flavius, erhitze deinen Muth;
Das Glück iſt euch geneigt, und ſchmeichelt eurer Wuth.
Die Nacht, mit der ſich ſchon die ſtillen Felder decken,
Wird nun in tiefen Schlaf die ſichern Römer ſtrecken.
Doch, ſage, kannſt du auch mit kaltem Herzen gehn,
Und um der Römer Blut zu deinen Göttern flehn?
Laß doch in deiner Bruſt ſo manche Wohlthat ſprechen!
Rom hat ja Dank verdient, — was willſt du an ihm rächen?
Iſts möglich, Roms Soldat wird wider Rom entbrannt,
Und glaubet, Recht zu thun, daß er in dieſer Hand,
An der ihn noch der Ring, als ihren Bürger zieret,
Den Degen, als ihr Feind und ihr Verräther, führet?
Itzt denk an Pflicht und Dank, beſtärke deinen Geiſt,
Eh dich der andern Wuth zu gleichem Wüthen reißt.
Bald wird der Fürſten Schaar zu dieſem Haine dringen,
Ihr blutbegierig Flehn vor dieſen Gott zu bringen.
Die Stunde rückt heran, da man den Frieden bricht:
Dein Frevel iſt ſo nah, und du erzitterſt nicht?

Flavius.

Segeſt, du ſiehſt den Kampf der zweifelhaften Seele;
Warum verfolgſt du mich, und willſt, daß ich mich quäle?
Wie kann ich meinen Arm dem Vaterland entziehn?
Dieß ſchickt mich in den Streit, — und ich ſoll ihm entfliehn?

Segeſt.

Dein Vaterland iſt Rom, dem du den Krieg bereiteſt,
Das du in Worten liebſt, und in der That beſtreiteſt.

Flavius.

Ach! leider! doch mich zwingt mein erſtes Vaterland.
Nach der Pflicht muß ich thun, die mich zuerſt verband.
Das Feld, das mich gezeugt, die Milch, die ich geſogen,
Hat mich für Deutſchlands Wohl, und nicht für Rom, erzogen.
Vergebens ſchenk ich ſelbſt mich einer andern Stadt;
Das Volk nimmt mich zurück, das mich geboren hat.

Segeſt.

Wenn du ihm dienen willſt, ſo mußt du ihm verſagen,
Den Spieß, den es dir giebt, zu ſeinem Fall zu tragen.

Flavius.

Segeſt, ein Bürger thut, wenn er es redlich meynt,
Was allen, nicht was ihm, als gut und nützlich ſcheint.
Geſetzt, er überſieht den Ausgang aller Thaten;
Sich ſcheiden kann er nicht, er kann nur widerrathen.
Denn, was für Unglück auch von übeln Schlüſſen rührt;
Kein Unglück iſt ſo groß, als das der Zwiſt gebiert.

Segeſt.

Wie ſinnreich biſt du doch, in weitgeſuchten Gründen
Den Vorwand einer That, nach der du ſtrebſt, zu finden!
Geſetzt, den Varus fällt die Wirkung eurer Liſt;
So ſolls ihm ſchädlich ſeyn, daß er voll Großmuth iſt?
Er weis, zu welcher That euch Trutz und Stolz verhetzet;
Ihr wart in ſeiner Hand, und ihr ſeyd unverletzet!

Flavius.

Wie? du haſt uns entdeckt, Verräther! Und dein Rath
Hat erſtlich uns verführt, daß man ins Lager trat?

Segeſt.

Segeſt.

Den Varus, und euch ſelbſt vor Unglück zu bewahren,
Aus Lieb, und nicht aus Haß, wollt ich es offenbaren.
O Himmel! hätt ihm doch ſein edles Herz erlaubt,
Daß er von deutſcher Treu ein boshaft Werk geglaubt:
So würde dieſe Nacht, durch frevelhaftes Streiten,
Dem Tage, der da folgt, kein blutig Bild bereiten.
Ach! nun entdecket mir das nächſte Morgenroth
Geliebter Deutſchen Blut, geliebter Römer Tod.
Ein jeder Hieb und Stoß wird mir das Herz zerſpalten.
Ach! laß uns unſern Arm vom Blute rein behalten!
So Rom als Deutſchland iſt dein wahres Vaterland.
Eins hat dich ſelbſt erzeugt, eins für ſein Kind erkannt.
Ja kehre, wie du willſt, das Schwerdt in deinen Händen;
So wirſt du es doch ſtets auf deine Mutter wenden.
So bleib denn beyder Sohn, und ſieh im Schooß der Ruh,
Zwar traurig, aber ſtill, der regen Zwietracht zu.
Da Deutſchland Aufruhr liebt, und ſeine Sieger trieget,
Erweiſet man ihm viel, wenn man es nicht bekrieget.

Flavius.

So ſoll ich ſchuldig ſeyn, daß meiner Bürger Blut
Umſonſt vergoſſen wird, und keine Wirkung thut?

Segeſt.

Ihr Blut wird fruchtlos ſeyn, auch, wenn wir ſie beſchützen.

Flavius.

Das Werk gelingt vielleicht, wenn wir es einig ſtützen.

Segeſt.

Nein! toller Herzen Rath verbeſſert Eintracht nicht.

Flavius.

Noch weniger der Zwiſt, der allen Fortgang bricht.

Segeſt.

Doch deine Trennung kann den ganzen Krieg verhindern.

Flavius.

Sie wird der Deutſchen Macht, nicht ihren Zorn, vermindern.

Segeſt.

Bedenke, was du kannſt, und was dein Beyſpiel nützt.

Flavius.

Iſts Herrmanns Beyſpiel nicht, das ſie zum Krieg erhitzt?

Segeſt.

Dein Beyſpiel iſt genug; drum ſetz es ihm entgegen.

Flavius.

Ein Herzog meines Volks wird mehr, als ich, vermögen.

Segeſt.

Auch du kannſt Herzog ſeyn. Er iſt nichts mehr, als du.

Flavius.

Doch aller Völker Wahl ſpricht ihm den Vorzug zu.

Segeſt.

Nicht immer hat die Wahl den Würdigſten erhöhet;
Doch, Flavius, ich weis, was in dir widerſtehet.
Iſts möglich, daß dein Herz ein Anſehn, das es ehrt,
Und ſeinen Ehrgeiz mehr, als alle Gründe, hört?
Recht, Klugheit, Großmuth, Pflicht ſind auf des Friedens Seite;
Dein Vater, und die Scham, ermuntern dich zum Streite.
Ach! womit ſtärk ich doch in dir die ſchwache Treu,
Daß ihr das Vorurtheil nicht überlegen ſey?

Wohlan! wenn deine Bruſt der Vatername rühret;
Wenn dich das Anſehn lenkt, und fremdes Beyſpiel führet:

So

So ſieh, ich biethe mich zu deinem Vater an;
Thusnelde werde dein, doch folge meiner Bahn!
Erkenne mein Bemühn, für deine Luſt zu ſorgen,
Und halt, was Marcus weis, Segeſten nicht verborgen.
Du ſelber haſt geſehn, was Herrmann ſich erkühnt;
Wie wenig er mich ehrt, und ob er noch verdient,
Daß ſein Blut, das durch Haß, auch mich zum Haſſen dränget,
Mit meinem Blute ſich in meinen Enkeln menget.
In dir hab ich bisher ein biegſam Herz erkannt;
Was jener nicht verdient, nimm du von meiner Hand.
Entwaffne deine Bruſt von wilder Luſt zu ſtreiten,
Und laß die Liebe dich zu deinen Pflichten leiten.
Schon viele, die ich weis, und itzt verſammlen will,
Ergreifen gleichen Rath. Man ſtreite; ſie ſind ſtill.
Wenn ja die Deutſchen ſich mit Unglück überſchütten,
Bleib jemand unſchuldsvoll, für ihre Schuld zu bitten.

Zweyter Auftritt.

Adelheid, Thusnelde, Flavius.

Adelheid.

Hier iſt ſchon Flavius, Thusnelde, ſiehſt du ihn?
Nicht lange werden wir vergebens hier verziehn,
Und hier wird unter Wunſch und Hoffnung, bald zu ſiegen,
Das kriegriſche Gebeth der Fürſten uns vergnügen.
Sohn, wie hat dich dein Muth ſo zeitig hergebracht?
Was iſts, das dich geſchwind und jene ſäumig macht?

Flavius.

Die Sorge für das Heer hat jener Fuß verweilet,
Doch darnach frage nicht, warum ich hergeeilet.

Thusnelde.

Verweilet jener Fuß die Sorge für das Heer?
Und du führſt gleiches Amt, und ſorgeſt nicht ſo ſehr?

Flavius.

Wie drück ich mich doch aus, und was ſoll ich dir ſagen?
Ihr Götter, ſoll ich noch für andre Sorge tragen;
Da ich in mir gequält, und in dem bangen Sinn
Von Sorgen mehr erfüllt, als alle Fürſten, bin?
Ihr Muth, der ſie betäubt, und keinen Zweifel höret,
Wird itzt durch keinen Ruf von Pflicht und Treu geſtöret.
Sie gehn von Mann zu Mann, und ihre Raſerey,
Die aller Volk entbrennt, entflammt ſich ſelbſt dabey.
Ich aber muß in mir mit tauſend Zweifeln ſtreiten.
Das ungewiſſe Herz wankt zwiſchen beyden Seiten.
Es faßt ſich, es beſchließt; doch jeden Augenblick
Schlägt eine neue Fluth von Schrecken es zurück.

Adelheid.

Prinz, wer zum Treffen geht, der muß beherzter ſprechen.
Da dir dein Volk befiehlt, iſt Zweifeln ein Verbrechen.

Flavius.

Iſt Zweifeln ein Vergehn, wenn es der Dank erregt?
Iſt das ein träges Herz, das denkt und überlegt?
Kann ich entſchloſſen ſeyn, und willſt du, daß ich fechte,
Eh ſich mein Herz befragt: geſchieht es auch mit Rechte?
Ach! Rom und Deutſchland reizt zu gleicher Dankbegier,
Und beyder Liebe kämpft, und keine ſiegt in mir.
Ja, ja, ich wills geſtehn, und ohne mich zu ſchämen:
Ich zweifle, wider Rom ein tödtlich Schwerdt zu nehmen.
Ihr Götter, die ihr ſeht, was meine Seele plagt!
Ihr Fäume, die ihr wißt, was mir Segeſt geſagt,
Und wie die ſchwache Bruſt ſich gegen ihn gewehret,
Und wie er mich bekämpft, als Zeugen angehöret!
Soll nicht bey blinder Angſt und ungewiſſer Pein
Die Liebe Richterinn in meinen Zweifeln ſeyn?
Und bey ſo gleicher Macht von Widerſpruch und Gründen,
Sollſt du, geweihter Trieb, nicht endlich überwinden?

Prinzeßinn, ende du des Herzens lange Qual;
Was ich beſchließen ſoll, ſtell ich in deine Wahl.
Da meine Pflichten ſich zu beyden Völkern gleichen,
Da Rom und Deutſchland winkt, ſo muß doch eines weichen.
Befiehl denn dieſer Bruſt, die beyde gleich geliebt;
Dem Theile tret ich bey, der mir Thusnelden giebt.

Thusnelde.

Ich weis nicht, Adelheid, was mir dein Sohn geſaget,
Warum er mich um Rath bey ſeinem Zweifel fraget?

Flavius.

Prinzeßinn, ſcherze doch, mit meiner Unruh nicht.
Ja wohl, ſuch ich bey dir den Rath, der mir gebricht.
Dein Vater, der mein Herz des deinen werth befunden,
Hat itzt erſt mein Geſchick mit deinem feſt verbunden.
Dem Herrmann ſey gedankt, der ihn beleidigt hat!
Ich bin durch dich beglückt, an meines Bruders ſtatt.

Wenn ich von Streit und Kampf den Degen müßig laſſe,
In dieſem Kriege ruh, den ich verfluch und haſſe,
Und das beſchließen will, was auch dein Vater thut;
So hab ich dich zum Lohn, und ſchöne römiſch Blut.
Doch ich will Spieß und Tod auf deine Feinde ſchießen.
Da ſie mir wohlgethan, will ich ihr Blut vergießen:
Wenn dein und Deutſchlands Wink nach Einem Zwecke zielt,
Wenn du mir auch befiehlſt, was Deutſchland mir befiehlt;
Und ich, ſtatt alles Ruhms, und ſtatt der ſchönſten Beute,
Nur dieſes hoffen darf, daß ich dein Herz erſtreite.

Thusnelde.

Prinz, du biſt nicht nur kühn, du biſt auch ungetreu;
Selbſt die Natur in dir weicht der Verrätherey.
Wohlan denn! wird von dir auch Herrmann hintergangen;
Was kann dein Vaterland von deiner Treu verlangen?
Geh, laß dein feiges Schwerdt in faulen Händen ruhn;
Denn du wirſt für dein Volk nicht Heldenwerke thun.

Mich

Mich frage nicht um Rath. Ich ſchämte mich mit Rechte,
Wofern ich mehr in dir, als deine Pflicht vermöchte.

Adelheid.

Sohn! ſagſt du alles dieß vor meinem Angeſicht?
Und deiner Mutter Blick hemmt deine Kühnheit nicht?

Flavius.

Was hofft ich? Was geſchieht? und wie bin ich betrogen? —
Ich irrte. — Nein! Segeſt iſt mir umſonſt gewogen. —
Iſts möglich? Dieſes Herz, das du allein erhitzt,
Soll doch verſtoßen ſeyn, da es dein Vater ſtützt? —
Was thu ich? — Soll ich noch der Hoffnung Reſt verſcherzen?
Im Kampfe Streiche thun, die mich doch ſelber ſchmerzen?
Von deinem Vater gehn, der mir Verſprechen giebt?
Und dir gefällig ſeyn, dir, die mich doch nicht liebt? —
Nein! nein! ich muß den Rath von deinem Vater faſſen;
Die kleinſte Hoffnung iſt zu ſchön, ſie zu verlaſſen.

Dritter Auftritt.

Adelheid, Thusnelde.

Adelheid.

Thusnelde, dringt dir nicht ſein Seufzen in das Herz?
Quält dich nicht ſeine Pein? Verwirrt dich nicht ſein Schmerz?
So wollteſt du ihm nicht den ſchwachen Troſt vergönnen,
Zu wählen, was er ſoll, noch ſeinen Muth entbrennen?

Thusnelde.

Du ſcherzeſt, Adelheid, und prüfeſt mein Gemüth.
Das iſt ein fauler Held, den nur die Liebe zieht;
Den edler Thaten Reiz nicht von ſich ſelbſt beweget,
Und der im Schlafe liegt, bis ihn ein Blick erreget.
Es iſt ein Eigennutz, der Sklavenſinne führt,
Und nicht ein Göttertrieb, der Heldenſeelen rührt,
Wenn man nur Gutes thut, um Liebe zu erjagen,
Und ſich nur groß bezeigt, ein Herz davon zu tragen.

Dem

Dem Himmel ſey gedankt, daß noch mein Vaterland
Der Krieger nicht bedarf, die ich ihm zugewandt.
Was willſt du, daß ich Kunſt und Schmeicheley verſchwende?
Die Freyheit meines Volks hofft nicht auf ſolche Hände.
Mein Herz iſt nicht für den, der ſeine Pflicht vergißt.
Du weiſt, wem meine Treu auf immer heilig iſt.

Adelheid.

Ich weis es, ja, mein Kind, und weis es mir zur Freude:
Die Tugend, der ihr dient, verbind und ſegne beyde!
Daß dich von Jugend auf mein Haus erwachſen ſah,
Mein Herz dir offen war, mein Auge täglich nah;
Daß ich an Mutter ſtatt dich deine Pflichten lehrte,
Dir ſelbſt zu Hülfe kam, und deine Tugend nährte:
Dafür ergieb dem Herz dem Herrmann, mir zum Lohn!
Und meiner Sorge Frucht erfreue meinen Sohn!
Nicht den, der in der Bruſt die Tugend ausgereutet,
Und ſonſt nicht ſtreiten will, wenn er nicht dich erſtreitet.
Den führt nicht Ehrbegier, nicht Bürgertreu, nicht Muth,
Und jedes Wort von ihm verleugnet ſchon mein Blut.
Dem Herrmann ſey dein Herz auf ewig zugeſprochen.
Da Flavius dich liebt, hat er ſchon viel verbrochen.
O machte nur Segeſt nicht ſein Verlangen kühn!
Doch dieſer will durch dich mir einen Sohn entziehn,
Und ſetzt, damit er ſich den Römern günſtig weiſe,
Dich der Verrätherey zur Lockung und zum Preiſe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Herrmann.

Herrmann.

Wie iſt mir? trieget mich das dunkle Licht der Nacht?
Welch Glücke zeigt mir noch Thusnelden vor der Schlacht?
Geliebte! dieſer Kampf bricht meines Volkes Ketten,
Und ſollte dich zugleich aus Varus Händen retten,

Wenn

Wenn dich des Himmels Gunſt nicht ehr, als ißt, befreyt.
Doch, dieſem ſey gedankt! du biſt in Sicherheit.
Die Streiche meines Arms wird nun die Furcht nicht ſchwächen,
Es möchte ſie der Feind an deinem Leben rächen.

Thusnelde.

Iſts möglich, Wertheſter! ſo ſchonteſt du mein Blut?
Und meines Todes Furcht bezähmte deinen Muth?
Nein! hätte doch der Feind, ſein Wüthen darzulegen,
Für dich, und für mein Volk, mein Leben opfern mögen!
Je mehr er mich gequält, je mehr hätt ich geglaubt,
Daß du ihm ſeine Macht und ſeinen Stolz geraubt.
Und dann, hätt ich entleibt, im frohen Sitz der Götter,
Den Vätern kund gethan, du ſeyſt der Kinder Retter.

Herrmann.

Ich glaube, die Gefahr, in die ich dich geſteckt,
Hat zwar mein Blut bewegt, doch mich nicht abgeſchreckt.
Denn meynſt du, daß ich ißt den Ruhm, nach dem ich laufe,
Ob du gleich ſicher biſt, mit minder Angſt erkaufe?
Dein Vater dienet Rom, dein Vater paſſet mich;
Und eines raub ich mir, die Freyheit oder dich.
Doch, daß mein Vaterland mich nicht als laulich ſchelte,
Sollſt du die Probe ſeyn, wie viel es in mir gelte.
Man ſage, wenn man einſt von meinen Thaten ſpricht:
Thusnelden liebt er ſehr, doch mehr noch ſeine Pflicht!
Zwar zittr ich vor dem Traum, dich ewig zu verlieren,
Und doch will ich mein Volk zu Kampf und Freyheit führen.

Adelheid.

Thusnelde bleibt noch dein, und einer edlen Bruſt
Dient Großmuth oft zum Glück, und ſelten zum Verluſt.
Sohn, ſiege: ſo wirſt du auch deine Braut erſiegen.
Durch unſre Freyheit wird der Trutz Segeſtens biegen.
Wenn ſeine Stütze fällt, wird er erniedrigt ſtehn,
Und reuig wird er dann, was er verſagt, erflehn.

Thusnelde.

Du, Herrmann, haſt gewählt, wie große Herzen wählen,
Und liebeſt mehr, als dich, die Freyheit deutſcher Seelen.
Da mich dein Herz geſucht, ſchien mir es liebenswerth:
Jzt lieb ich es noch mehr, da es mich nicht begehrt;
Und da dich mein Verluſt nicht auf der Bahn verweilet,
Auf der dein edler Fuß zu Varus Unglück eilet.

Wie froh will ich mit dir bis zu dem Heere gehn!
Wie froh will ich dich ſehn an ſeiner Spitze ſtehn!
O! daß mich dir dein Sieg zu eigen wiederbrachte,
Nur daß ich deinen Ruhm auf ewig theilen möchte!
Dein Muth erhub auch mich, und dein Sieg wär auch mein.
Ach! werd ich wohl beglückt mich deiner Wunden freun?
Und wenn ſich Blut und Schweis auf deiner Stirne miſchen,
Vom edlen Angeſicht die tapfern Tropfen wiſchen?
O nennte noch die Welt, nach langer Jahre Zahl,
Der Römer Fall und Tod, Thusneldens Ehgemahl!
So würde man nach dir auch meine Tugend meſſen,
Und ſagen, ich ſey groß, weil ich dein Herz beſeſſen.

Herrmann.

Ach! daß dein Vater doch, der grauſame Segeſt,
Den Adel deines Bluts an ſich nicht blicken läßt;
Mir ſo viel Untreu zeigt, als du mir Treu erweiſeſt,
Und ſo die Faulheit rühmt, wie du die Tugend preiſeſt!
Dieß Maul, das Frevel träuft, und falſche Netze flicht,
Dieß Herz, wie nenn ich es — wär es dein Vater nicht,
Dieß Herz war treulos gnug, ſo manches edle Leben,
Und deinen Bräutigam, den Banden hinzugeben.
Der Deutſchen großer Schluß, und dieſes Werk der Nacht
Hat ſein verrätheriſch Wort dem Varus hinterbracht.
Bald hätt uns ungeſtraft ſein Rath, der uns betrogen,
Und uns ins Lager zog, auch in den Tod gezogen.
Doch ſein gewohntes Gift, ſein oft ſchon falſches Schmähn,
Ließ dießmal in den Wind auch wahre Worte gehn.

Er, dem man oft getraut, doch oft umsonst geglaubet,
Hat der Verrätherey den Nachdruck selbst geraubet.
Dein Bruder sagt indeß, was uns bereitet war.
Wir rissen uns geschwind aus Lager und Gefahr:
Doch Varus suchte stets, was unsre Herzen schreckte,
In sich, und nicht in dem, was ihm Segest entdeckte.

Thusnelde.

Ach! schone doch Segests, von wegen meiner Ruh!
Die Ehrfurcht gegen ihn drückt mir die Augen zu.
Wenn du ihn schelten mußt, schilt ihn nicht vor Thusnelden.

Adelheid.

Hier nahet schon die Schaar der unverletzten Helden,
Die knechtischer Betrug umsonst verrathen hat.
Und die Gefahr dräut Rom nunmehr an ihrer statt.

Fünfter Auftritt.

Sigmar, der Fürst der Chauzier, der Fürst der Catten, die Vorigen.

Sigmar.

Hier, Herrmann, hast du nun des Kampfes frohe Stunde.
Es weckt ein heilig Lied aus tapfrer Barden Munde
Des Volkes Herzen schon. Uns aber soll der Hayn
Ein Reiz zu edler Wuth und kühnem Hoffen seyn.
Kommt, Fürsten, im Gesicht von Gott bewohnter Eichen,
Euch zu befestigen, den Himmel zu erweichen!

Uns schwächt nicht, daß Segest sich von dem Haufen reißt,
Und die Verrätherey des trägen Herzens weist.
Nein! wir sind mehr gestärkt, seit dem er uns verlassen,
Und uns kein Mensch befleckt, den alle Götter hassen.

Herrmann.

Glaubt, Helden, daß zu euch um seine Freyheit flieht,
Was itzt von Deutschen lebt, und was noch einst entsteht.

Das

Das Volk, das ſterben wird, will frey von dieſer Erden,
Und das noch kommen ſoll, will frey geboren werden.
Ihr Götter, laßt mir nur den Zorn, der mich erhitzt,
Und ſchenket mir ein Glück, das meine Kühnheit ſtützt;
So wird noch dieſer Arm mit unbeſiegten Kräften
Die Waffen meines Feinds an eure Bäume heften.

Sigmar.

Ihr Götter, unſer Mund vermiſcht ſchon Dank und Flehn.
Ihr hießet unſern Fuß von Lauden ſicher gehn,
Rißt das bedrohte Haupt aus großer Feinde Mitten,
Und ließt uns nicht einmal erſt um Errettung bitten!
Warum ſchlöß unſern Arm kein Zwang der Ketten ein,
Wenn ihr ihn nicht beſtimmt, die Völker zu befreyn?
Wenn er dem Stolze Roms ein Werkzeug werden ſollte,
Damit es noch den Reſt der Welt verheeren wollte.
Ihr gabt ein groß Geſchenk, eh wir es noch begehrt;
Doch machet das erſte Gut uns durch ein andres werth,
Und laßt die freye Fauſt nicht zu erhabnen Dingen
Umſonſt geſchaffen ſeyn, und matte Waffen ſchwingen!

Fürſt der Chauzier.

Ihr Götter, rettet uns!

Fürſt der Catten.

Ihr Götter, führt den Streit!

Adelheid.

Laß uns mit ihnen gehn.

Thusnelde.

Hier bin ich, Adelheid.

Herrmann.

Eilt, und erobert euch der Väter alte Rechte,
Und itzt umarmet mich zum letztenmal als Knechte.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thusnelde, Adelheid.

Adelheid.

Siehſt du der Sterne Heer durchs Laub der Aeſte ſchimmern,
*) Und den verneuten Mond der Römer Fall verſchlimmern?
Dieß iſt die heilige, beglückte, frohe Zeit;
Die ſtets den Sieg verſpricht, und ſtets mit Sieg erfreut.

Thusnelde.

Was mir den Sieg verſpricht, und woraus ich ihn merke,
Iſt meines Volkes Muth, und meiner Götter Stärke.
Ich wart in dieſem Hayn, ob ich noch leben ſoll.
Mein Geiſt iſt in der Schlacht, mein Herz klopft hoffnungsvoll.

O Deutſchland, freue dich! Nun wirſt du neugeboren.
Mir ſchallt der Barden Lied noch immer vor den Ohren;

Ihr

*) Dieſe Gewohnheit der alten Deutſchen, ſich in wichtigen Handlungen nach dem Monde zu richten, beſtätigen Tacitus und Cäſar. Jener, von den Sitten der Deutſchen C. 11. Sie verſammeln ſich, wo nicht ein ungefährer und plötzlicher Zufall darzwiſchen kömmt, an beſtimmten Tagen, wenn der Mond ſich verneuet oder voll wird. Dieſe Zeit halten ſie für die glücklichſte zu wichtigen Unternehmungen.

Cäſar vom galliſchen Kriege I, 50. Als er ſich bey den Gefangnen erkundigte, warum Arioviſt kein Treffen lieferte, erfuhr er: — — — Ihre Matronen ſagten, die Deutſchen hätten keinen Sieg zu gewarten, wo ſie vor dem Neumond ein Treffen lieferten.

Ihr muthiger Gesang, der ein Geschrey gebahr,
Durch das er selbst gedämpft und überstimmet war!
Wie viel wird Herrmanns Arm schon hingestrecket haben,
Und Leichen unter Blut und Leichen, tief begraben.
Wie mancher tapfre Schritt wird, Deutschland zu befreyn,
Schon über Schanzen, Feind und Tod gestiegen seyn!

Adelheid.

O stiegen aus der Höh der Väter Schatten nieder,
Und schreckten unsern Feind, und trennten seine Glieder!
Der Todten kalte Hand, die aus der Gruft erwacht,
Geselle sich zum Graun der schreckenvollen Nacht!
Daß Zittern, ohn Entschluß, noch eh der Morgen tagt,
Der Feinde schauernd Heer in unsre Schwerdter jagt;
Und endlich sich der Arm des Himmels offenbart,
Der lange seinen Zorn auf unsern Zorn gespart.

Thusnelde.

Wahr ist es, Adelheid, der Himmel wird nicht schweigen,
Er wird sich in der Kraft belebter Arme zeigen.
Doch meynst du, daß er erst aus der gestörten Gruft
Zum Dienste seines Winks verweste Schaaren ruft?
Ist deinem Sohne wohl, ein stolzes Heer zu tödten,
Das lange müßig liegt, ein todter Held vonnöthen?
Willst du, daß seinen Sieg, noch über List und Nacht,
Das aufgewachte Volk der Schatten kleiner macht?

Ihr Bilder, seyd schon satt von ungemeßner Ehre,
Und Deutschland hofft von euch nicht Hülfe, sondern Lehre.
Ihr braucht nicht, daß ein Held, der erst zum Himmel eilt,
Mit euch den neuen Ruhm erfochtner Siege theilt.

Adelheid.

Thusnelde, laß dich nicht durch deine Liebe führen:
Die Freyheit deines Volks muß dich am meisten rühren.
Was schadets, ob mein Sohn geringern Ruhm erhält,
Wenn Deutschland nur sich hebt, und Rom zu Boden fällt?

Thusnelde.

Ich will nicht, daß der Feind, damit nur Herrman siege,
Durch unvollkommnen Sieg nur halbgebeuget liege.
Wenn ein geübter Arm und feste Tapferkeit
Mir den gewissen Sieg vergebens prophezeyt;
So eilt, ihr Götter selbst, die Feinde zu bezwingen,
Und weckt u s Retter auf aus othemlosen Dingen!
Die Kräfte der Natur beseelt mit Haß und Gift,
Daß alles, was verletzt, auf Rom zusammen trifft.

Damit nur stummes Leid und argwehnvolles Schweigen,
Und Gram in Finsterniß, und Seufzen ohne Zeugen
In diesen Gränzen nicht die Redlichkeit erstickt,
Und in der deutschen Brust ein Sklavenbrandmaal drückt;
Damit nicht Macht und Furcht uns in ein Thier verwandelt,
Dem Sprach und Umgang fehlt, und das gezwungen handelt,
Für sich nicht sieht, nicht will, und gänzlich ohne Sinn
Nur dem Gebisse folgt, und niemals fragt, wohin?
Damit nicht Schmeicheley, die große Kunst der Erde,
Und Praxis und Betrug der Helden Zuflucht werde;
Und Laster nicht ein Lob, und Tugend Raserey,
Und Dummheit ein Verdienst, und Klugheit strafbar sey.
Doch wo uns edler Muth und Kühnheit nicht gebrechen,
Und wir noch würdig sind, uns durch uns selbst zu rächen:
So schenkt durch Herrmanns Arm, was ihr uns zugedacht!
Laßt ihn das Werkzeug seyn, und zeigen, daß ihr wacht!

Adelheid.

Dieß sey! dieß hoff ich selbst. Mir leben alle Glieder,
Mein Geist empfindet schon die süße Freyheit wieder.

Die ihr bisher den Schimpf, der euch in uns geschehn,
Mit schweigender Geduld vom Himmel angesehn,
Ihr Götter dieses Hayns, und ihr, geweihte Schatten!
Bald wird die Freyheit uns den alten Muth verstatten,
Mit dem wir vor der Zeit euch, Götter, angefleht,
Euch, Helden, angeblickt, und uns zu euch erhöht.

Denn

Denn freudiges Vertraun wohnt selten bey dem Kränken.
Nur wer sein eigen ist, kann leichtlich edel denken.
Wer naht sich? welch Geräusch kömmt durch die Bäume her?

Thusnelde.

Sein Gang ist mir bekannt. Es ist, o Himmel!

Adelheid. Wer?

Thusnelde.

Mein Vater. — Ach! er will, mein Auge soll erblicken,
Wie er sein Vaterland läßt hülflos unterdrücken.

Zweyter Auftritt.

Segest, die Vorigen.

Segest.

Thusnelde, fleuch hinweg! Trau nicht auf diesen Hayn;
Er möchte dir zum Schutz nicht lange sicher seyn.

Thusnelde.

Die Furcht wär ungerecht, und würde mir nicht nützen.
Mein Vater! Deutschland kann noch seine Götter schützen.
Ich sah, es fehlte Muth den Deutschen in die Schlacht.
Wo so viel Kraft erscheint, wo so viel Glut erwacht,
Ist Varus wenigstens noch nicht gewisser Sieger;
Und wollt ich furchtsam seyn, so schimpft ich Deutschlands Krieger.

Segest.

Meynst du, weil Herrmann sich der Wut zum Führer stellt,
Daß drum ein großes Heer den Aufruhr unterhält?
Du suchst das deutsche Volk in einem tollen Haufen,
Der nach dem Treffen geht, um in den Tod zu laufen.

Ich und die ſtarke Schaar, die ſich zu mir gewandt,
Wir machen Deutſchland aus wir ſind das Vaterland!
Wir ſind des ſteten Streits, der wilden Freyheit, müde,
Und was man ferner wünſcht, iſt ſanfter Dienſt und Friede.
Wir ſtehn dem Lager nah, doch ſtehen wir in Ruh.
Ich hörte dem Geraufch erzürnter Waffen zu:
Doch auch verrätheriſch Blut kann ich nicht ſehen lernen.
Das Mitleid trieb mich an, hieher mich zu entfernen.

Adelheid.

Iſt dieß verrätheriſch Blut, das für die Freyheit träuft?
Iſt das ein feiles Volk, das ſo zum Treffen läuft?
Die edler Muth regiert, die nennſt du Verräther,
Und Sklaven ſchmückt dafür der Name meiner Väter?
Ihr, die ihr Knechtſchaft wünſcht, und träge Werke thut!
Wofern auf eurer Schaar das deutſche Volk beruht,
So wohnt in Deutſchland nicht die Hoheit großer Seelen,
Von der die Barden oft, doch ach! umſonſt erzählen;
So ſind die Deutſchen nichts, als Knechte voller Trug,
Nur zu der Feigheit kühn, und zum Gewinnſte klug;
So iſt das deutſche Volk die ſchlechteſte Laſt der Erde,
Und unwerth, daß es noch ein Volk geheißen werde.
Doch Deutſchlands Name kömmt auf deine Rotte nicht,
So groß ihr Führer auch von ihrer Anzahl ſpricht.
Dieß Land wird immer noch ein ähnlich Bild der Alten,
Ein würdiges Geſchlecht Thuiskons aufbehalten.
Die ſind das deutſche Volk! — Nennt ihr euch, was ihr ſeyd;
Erkaufte Sklaven Roms voll fauler Niedrigkeit!
Mit dieſem Namen ſteht, mit ruhigen Gewehren,
Das zornige Geräuſch der Waffen anzuhören!
Mit dieſem Namen gebt, verachtet eure Pflicht!
Der Name ſpricht euch frey, indem der Deutſche ficht.

Thusnelde.

Mein Vater, kannſt du uns nicht gänzlich haſſen lernen,
Weswegen ließeſt du das Mitleid dich entfernen?

Warum

Warum trieb nicht vielmehr dich dein erweichter Sinn,
Ins Mittel unſrer Noth, zu unſrer Hülfe hin?
Da hätte dann dein Schwerdt und deine That gezeiget,
Daß du noch menſchlich ſeyſt, und ſich dein Herz gebeuget.
Der iſt nicht mitleidsvoll, der uns entfernt beklagt,
Der Hülfe geben kann, und der ſie doch verſagt.
Der Beyſtand läßt allein ein wahres Mitleid merken,
Und wenn du uns beklagſt, ſo mußt du uns verſtärken.

Mein Vater, denke doch, wie viel verwandtes Blut
Nur darum fruchtlos fließt, weil du im Streit geruht,
Wie mancher Freund erblaßt, und mitten im Erblaſſen
Die als Verräther ſtraft, die ihn, wie du, verlaſſen.
Den Vorwurf fürchte doch! Ach! kehre noch zurück!
Und bring mit dir zugleich den Deutſchen Sieg und Glück.
Dir wird man ſchuldig ſeyn, wofern man überwindet;
Dir, wenn man Freyheit ſucht, und ärgre Ketten findet.

Segeſt.

Ich aber warne dich, daß du nicht mehr verziehſt:
Sonſt haſt du ſelbſt die Schuld, wenn du ein Unglück ſiehſt.

Thusnelde.

Du magſt mir, wie du willſt, von Fall und Unglück ſagen,
Ich will ein gleiches Glück mit meinen Göttern tragen,
Dringt Feind, Gewalt und Mord in den bejahrten Hayn,
So will ich länger nicht, als dieſer, ſicher ſeyn.
Den Göttern im Geſicht, die itzt noch nicht entweichen,
Entheiliae mein Blut zuerſt die reinen Eichen!
Dann raſe Wuth und Gräul durch den entehrten Wald
Und treibe meinen Gott aus ſeinem Aufenthalt!
Dann ſtürz ihr freches Beil auf meine kalten Glieder,
Daß ich begraben ſey, geweihte Bäume nieder!
Dann trutze hier Auguſts abgöttiſcher Altar,
Die Götter, deren Macht ſonſt hier gefürchtet war!
Ich aber werde nichts von dieſer Schande ſehen,
Und bey den Vätern ſeyn, eh alles dieß geſchehen.

Grauſamer! folgte mir nur nicht die Qual dahin,
Daß du dieß alles wirkſt, durch den ich lebend bin!
Du Mörder deines Kinds, und Mörder der Getreuen,
Die itzt des Todes ſind, ſtatt Deutſchland zu befreyen,
Du bleibſt noch in dem Reich der Schatten meine Pein!
Da wird noch ſtets um dich mein Geiſt geängſtet ſeyn.
Und in der Freude Schooß werd ich an dich, mit Kränken,
Urheber unſers Falls, und meiner Tage! denken.

Segeſt.

So ſeufze, bis du ſtirbſt. Ich laſſe dich allein
Und irre hier vergnügt und ruhig durch den Hayn.

Dritter Auftritt.

Adelheid, Thusnelde.

Adelheid.

Thusnelde, ſage nun, hat Herrmann ſchon geſieget?
Der Römer ſchien erlegt; da doch der Deutſche lieget.
Er ſteht der weiche Feind der Tapferkeit zum Trutz.
Wenn er ſich nicht beſchützt, beut ihm die Hölle Schutz;
Und länger noch die Welt mit Tyranney zu ſchrecken,
Will ſie ihm Troſt und Schild in unſerm Zwiſt erwecken.
Du, die du deines Volks Verderber ehren mußt,
Ach! wie beklag ich dich, beklaagenswerthe Bruſt!
Den du als Tochter liebſt, ſiehſt du, zum Haß der Erden,
Zum Urſprung des Verraths und zum Verführer werden;
Und fühleſt, daß dein Herz, an edler Ehrfurcht ſtatt,
Sich nun des Blutes ſchämt, das dich erzeuget hat.
Ich bin noch glücklicher, bin ich gleich zu bedauren.
Ein Sohn erfreuet mich, der andre heißt mich trauren,
Und ſtets zerſtört in mir der träge Flavius,
Was Herrmann großes thut, das mich erquicken muß.
Doch laß dich noch nicht ganz vom Kummer niederſchlagen.
Du warſt verhin beherzt, was willſt du itzt verzagen?

Du hatteſt vom Seceſſchen lange den Bericht,
Die Bosheit wußteſt da, nur ihre Wirkung nicht;
So manchen Krieger hat uns ſein Betrug entführet,
Der unſer Heil verläßt, den itzt nicht Deutſchland rühret.
Wie kömmt es, daß dich itzt erſt Qual und Sorge frißt?
Iſt nicht dein größtes Leid, dieß, daß er boshaft iſt?

Thusnelde.

Ach! hätt ich wohl geglaubt, er würde nicht erſchrecken,
Er würde kühn und froh den ſechſten Schluß vollſtrecken?
Wie fälſchlich hab ich doch auf ſein Gemüth gebaut!
Der Großmuth ſeiner Bruſt hab ich umſonſt getraut.
Ich hofft, es würde noch die Kraft der edlen Lehren,
Die er ſonſt ſelber gab, ſein Herz zurücke kehren,
Und Scham und Bürgertreu, noch mitten im Vergehn
Dem Ausbruch des Verraths mit Macht entgegen ſtehn.
Zu ſchwache Tugenden, die ihr ihn erſt regieret,
Wie hat das Laſter ihn aus eurem Arm entführet!
Ach! wer will Bürge ſeyn, wenn er dieß Beyſpiel ſieht,
Daß unſre Tugend nicht mit unſern Jahren flieht?
O Eigennutz! du Fried und Vater der Tyrannen!
Was kannſt du auf einmal für Regungen verbannen?
Die Liebe für das Volk, Treu, Großmuth, Ehrbegier,
Erbarmen, Menſchlichkeit und alles flieht vor dir.

Er kann der Bürger Blut mit ſeelem Mund erwähnen,
Sein Aug iſt unbewegt bey ſeiner Töchter Thränen.
Der Götter Heiligthum, das bald der Feind erblickt,
Schätzt er nicht werth genug, daß er den Degen zückt.
Sein Fuß erzittert nicht, durch die geweihten Eichen,
Die Blut und Gräul beſtreht, ſpazierend hinzuſtreichen.
Dieß glauben, war zu ſchwer, da es noch nicht geſchehn.
Selbſt das, was er gethan, hab ich oft nicht geſehn.
Wieviel verhehlte doch die Ehrfurcht meinem Herzen!
Wieviel verſchwieg ich mir bisher von meinen Schmerzen!

Dieß hab ich nur gewußt, daß er die Herrſchaft liebt:
Doch wußt ich, daß er auch den Frevel ruhig übt,
Und die Verrätherey, die er ſo frech belachet,
So vielfach durch die Zahl, die er verführt, gemachet?
Es iſt mein einzig Leid, daß er die Pflicht vergißt,
Doch immer ſeh ich mehr, wie weit er von ihr iſt.
Was Wunder, wenn mein Gram mit ſeinem Laſter ſteiget,
Das der Entſchluß zwar groß, die Wirkung größer zeiget?

Vierter Auftritt.

Flavius, die Vorigen.

Flavius.

Ach! Mutter, wo dein Zorn dich auf mich blicken läßt;
So ſage nur ein Wort. Wo ſind ich den Segeſt?

Adelheid.

Sprich! kömmſt du auch, wie er da Krieg und Schwerdter wüthen,
Mit deiner Frägheit noch den Göttern Trotz zu biethen?
Und da Natur und Pflicht in dir vergebens flehn,
Mit ihm zum Zeitvertreib durch dieſen Hayn zu gehn?
Vielleicht eilſt du, ihn gar von ſeiner Bosheit Früchten,
Von deiner Römer Sieg, mit Freuden zu berichten.

Flavius.

O Nachricht, die kein Menſch mit Freuden ſagen kann!
O Ausgang, den ich ſah, und doch nicht überſann:
Als ungerechter Dank und allzukühnes Lieben,
Das ſchon gezückte Schwerdt mir in die Scheide trieben!
Das auf Segeſtens Wort, der mich ihm ſetzen hieß,
Freund, Vater, Bruder, Volk allein im Kampfe ließ!
Die Deutſchen ſehen ſchon die Gränzen ihres Lebens.
Ihr Anfall iſt geſchwächt, ihr Widerſtand vergebens.

Der ſtärkre Römer macht viel hundert todt und bleich,
Und der Verwundten Zahl der Zahl der Krieger gleich.
Wer weis, wieviel indeß, da ich hinweg gegangen,
Die letzte Wunde ſchon, und ihren Tod empfangen?
Und ob auf ihrem Wall, den Leichen überſät,
Mein Vater vor dem Feind itzt lieget oder ſteht?
O käme mir Segeſt in dieſem Hayn entgegen!
Es würde ſich in ihm noch ſpätes Mitleid regen.
Ich weis, daß er gewiß, wenn er dieß alles hört,
Sein Volk zum Treffen führt, und Rom im Siegen ſtört.
Er wird zum wenigſten die Wuth nicht länger leiden,
Des Streites Richter ſeyn, und ihre Waffen ſcheiden.
Ach! daß er von uns gieng, und uns nichts wagen hieß,
Da bey der Brüder Tod man edeln Unmuth wies.

Adelheid.

Du, der das Herz gehabt, trotz deines Volks Befehlen,
Dem Lande deinen Arm, der ihm gehört, zu ſtehlen!
Dem ungehorſam ſeyn, ſiehſt du als ſtrafbar an,
Dem niemand ohne Schimpf und Frevel folgen kann;
Und wagſt nicht, bis es dir dein Führer erſt erlaubet,
Dem Vater beyzuſtehn, dem man das Leben raubet?

Geh, ſuche den Segeſt, erzähl ihm alle Noth,
Was deinen Vater trifft, was deinem Bruder droht.
Verſtärke, was du weißt, noch mit erdachtem Leide,
Was du erzählen kannſt, erzählſt du ihm zur Freude.
Es kann auf ſeinen Wunſch nicht Leid genug geſchehn,
Und wenn du Mitleid hoffſt: ſo wirſt du lachen ſehn.
Den fleh um Beyſtand an, und lieg auf deinen Knien,
Bis daß dein Vater ſtirbt, und deine Bürger fliehen.

Flavius.

Was hoffſt du ſonſt von mir? Was kann wohl ich allein?
Ein Opfer würd ich bloß, und nicht ein Helfer ſeyn.

Vermag mein ſchwacher Arm ein ganzes Heer zu ſchlagen,
An das viel Helden doch ihr Blut vergebens wagen?

Thusnelde.

Komm, Adelheid, was thut uns der Verräther Mund
Die Nachricht unſers Falls in fernem Hayne kund?
Wir ſind ja nie erſtaunt, beym Anblick harter Schlachten,
Der Unſern Muth und Noth mit Augen zu betrachten.
Komm, laß uns der Gefahr nur herzhaft nahe gehn, *)
Als Zeugen ihres Kampfs an ihrer Seite ſtehn,
Und weiſen, wenn ſie nicht die Kraft zuſammen faſſen,
Wen ſie in Varus Hand, und Rom zur Beute laſſen.
Wenn unſer Zuruf dann ein Feuer angeſteckt,
Das den geſtärkten Arm mit neuer Macht erweckt;
So laß uns freudig ſehn, was ſie für Lohn erwerben.
Denn beydes iſt ein Lohn, Sieg oder rühmlich Sterben.

Flavius.

Prinzeßinn, ſchone dich! Denn dieß iſt deine Pflicht,
Begieb dich aus dem Schuß der treuen Götter nicht.
Was drängeſt du dich hin zu den geſchlagnen Heeren,
Durch deine Leiche noch der Leichen Zahl zu mehren?

Thusnelde.

Willſt du, daß ſich mein Herz, wie du, mit Furcht befleckt?
Willſt du, daß mich ein Tod, den Helden ſuchen, ſchreckt?

Kann

*) Eine ſolche Entſchließung war den alten Deutſchen nichts ungewöhnliches. Tacitus von den Sitten der Deutſchen C. 8. Es wird erzählt, daß Kriegsheere, die ſchon zum Weichen gebracht und der Flucht nahe waren, von Frauen mit neuem Muthe beſeelt worden ſind, durch ihr dringendes Bitten oder dadurch, daß ſie ſich ſelbſt den Feinden bloßſtellten, und die Manner an ihre nahe Gefangenſchaft denken ließen. Denn ſie fürchten dieſelbe mit einer weit lebhaftern Empfindung, eben um ihrer Frauen willen.

Kann ich mein Vaterland dem Falle nicht entreißen,
Se fürcht ich nicht, wie du, ein Opfer dieß zu heißen.
Wer weis, wem ſich mein Leib noch dort zum Schilde ſtellt?
Wer weis, wem wohl mein Tod ein Leben noch erhält,
Das beſſer iſt, als meins, und Deutſchland mehr vonnöthen,
So lang er nur vermag, noch einen Feind zu tödten?

Flavius.

Welch Leben iſt wohl werth, durch deins erkauft zu ſeyn?

Thusnelde.

Ein jedes, welches nützt, die Deutſchen zu befreyn.

Flavius.

Dein ſchönſtes Leben gilt ſo viel als tauſend Leben.
Soll ich nun auch für dich in Todesängſten ſchweben:
Da Vater, Bruder, Volk mir dieſe blutge Nacht,
Die ſo viel Menſchen frißt, ſchon unerträglich macht?
Mein Bitten kömmt itzt nicht aus allzukühnen Trieben.
Ich bitte weiter nichts, als nur, dich ſelbſt zu lieben.
Ja, wenn es dir gefallt, ſo ſey dem Herrmann treu:
Dein Leben friſte nur, für wen es immer ſey!

Thusnelde.

Wenn werd ich doch einmal dich edel ſprechen hören?

Adelheid.

Wirſt du auch andre noch ein blödes Zagen lehren?

Flavius.

So höre dann, du Herz, das ich nicht brechen kann,
Das letzte Lebewohl von meinen Lippen an.
Der Streit, der Männer fällt, und Helden heißt erblaſſen,
Wird dich nicht unverſehrt die Waffen ergreifen laſſen.

Wie gerne hielte dich mein Arm mit Macht zurück!
Doch, wenn ichs wagen will, ſo ſchrecket mich dein Blick.
Und wenn ich auch dein Blut dadurch erretten könnte,
So will ich nichts mehr thun, das deinen Zorn entbrennte.
Ach! wehren darf ich nicht, mein Flehn iſt ohne Kraft,
Und helfen iſt zu ſpät, wenn man dich hingerafft.
Ach! komm ich gleich zur Schlacht, kann ich Segeſten beugen;
So kommen wir doch nur als deines Blutes Zeugen.
Dein unbewehrter Arm, der nie das Schwerdt gekannt,
Thut deinem Tode nicht ſo langen Widerſtand.
Ich Armer werde dann, wenn dir die Augen brechen,
An ſtatt dir beyzuflehn, nur deine Leiche rächen.

Ach! ſageſt du mir nur vorher ein günſtig Wort!
Sprich! biſt du noch erzürnt?

Thusnelde.

Komm, eile mit mir fort!

Verlaß ihn, Adelheid.

Flavius.

Ihr Götter, wehrt den Waffen,
Und ſchützt ſie, bis ich ihr kann Hülf und Rettung ſchaffen!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Flavius, Segeſt.

Flavius.

Noch immer irreſt du hier mit gelaßnem Tritte.
Wie lange willſt du noch, daß ich vergebens bitte?
So oft ſich nur dein Fuß ein wenig ſeitwärts lenkt,
So glaub ich, daß dein Herz an deine Bürger denkt.
Doch fruchtlos iſt das Flehn, damit ich dich begleite,
Und deine Härte wächſt, je mehr ich ſie beſtreite.

Segeſt.

Die Härte macht mir Ruhm, wenn ſie zum Guten zielt,
Und der iſt allzuweich, der ſtets Erbarmen fühlt.

Flavius.

Ich bitte nun nicht mehr um meines Bruders willen;
Er hat den Sturm gereizt, und mag ihn wieder ſtillen.
Ich zeige dir itzt nicht den Vater in Gefahr;
Du hatteſt ihn gewarnt, eh ſie gekommen war.
Du magſt nur deinen Ruhm in deine Härte ſetzen,
Und nach der Grauſamkeit dein männlich Weſen ſchätzen;
Es mag dein ganzes Volk ein Raub des Schwerdtes ſeyn;
Du biſt entfernt genug, und höreſt nicht ihr Schreyn.
Doch deine Tochter iſt mit gleicher Noth umfangen,
Und bittig unter Schwerdt und Tod dahin gegangen.

Es hilft nicht, daß sie selbst sich in Gefahr verkürzt.
Wenn sie das Leben schließt, hast du es abgekürzt.
Ist's noch ein Ruhm für dich, kein Mitleid zu empfinden?
Und kann dein eignes Kind dein Herz nicht überwinden?

Segest.

Ein Fürst hat weder Kind, noch Vater.

Flavius.

Ach Barbar!
Verläugnest du dein Blut, dein treuſtes Kind so gar?
Ich trenne mich verführt von meines Vaters Haufen,
Und muß mit seinem Zorn mir dich zum Vater kaufen.
Der Himmel helfe nur, und gebe dieß dabey,
Daß nicht sein Blut der Preis für deine Wohlthat sey,
Und unsre Schläfrigkeit bey meines Vaters Sache,
Nicht ihn zum Sterbenden, und mich zum Mörder mache!
Und ach! du tödtest die, für die ich alles thu?
Die Tochter brachte bloß mich dir zum Sohne zu.
Die Tochter, die zwar selbst mich hieß den Degen fassen,
Um die ich doch gerube, willst du verderben lassen?
Die Tochter, ohne die des werthen Roms Gefahr,
Der Römer Bürgerrecht und Wohlthat kraftlos war,
Durch deines Mundes Wort, und Warnen und Bemühen,
Mich von dem deutschen Heer und meiner Pflicht zu ziehen!
Ach! leider! Grausamer, was hab ich für Gewinn,
Daß ich verzagt und faul und ungehorsam bin?
Daß mich die spate Welt noch wird Verräther heißen?
Den Lohn, den du mir gabst, den läßt du mir entreißen.
Ich habe dir gehorcht, wo bin ich nun dein Sohn?
Ach! warum hofft man doch für Böses guten Lohn?
Ach! warum trauet man auf schmeichelnde Versprechen?
Wer zu verführen weis, weis auch sein Wort zu brechen.
Verräther! wenn dein Herz dein eignes Blut vergißt,
So denke, daß du mir die Tochter schuldig bist.

Segeſt.

So geh, und rette ſelbſt Thuſnelden vom Verderben.
Ich weis es, eh ſie ſtirbt, ſo willſt du ſelber ſterben.

Flavius.

Du ſpotteſt, Grauſamer! und meine ſchwache Hand,
Die du gebunden haſt, iſt dir zu wohl bekannt.
Verräther! da du ſahſt, daß die verführten Schaaren,
Bey ihrer Brüder Blut, gerührt und traurig waren,
So ſtehſt du von uns weg, und hießeſt deinen Sohn
Nichts unbefohlen thun, und ſchreckteſt ihn durch Drohn.
Gieb nur erſt meine Schaar, gieb dieſe tapfern Brüder,
Die ich dir zugeführt, mir zu Geſellen wieder.
Mein Zuſpruch hat ſie faul und ungetreu gemacht,
Mein Beyſpiel führte ſie aus der gewünſchten Schlacht.
Laß dieſe wiederum von deinen Schaaren trennen;
Dann heiß mich in den Tod und nach Thuſnelden rennen!

Daß unſer Schwerdt geruht, iſt darum nicht geſchehn,
Um unſrer Bürger Tod, der Väter Blut zu ſehn.
Du, du betrogſt mich nur! Mein Beyſpiel ſollte nützen,
Es ſollte Schwerdt und Spieß kein Tropfe Bluts beſpritzen;
Und würd ich mich mein Schwerdt zu ſtrecken unterſtehn,
So ſollte Heer und Streit geſtillet rückwärts gehn.
Hat meine Trennung nun den ganzen Krieg verhindert?
Hab ich der Deutſchen Zorn mit ihrer Macht vermindert?
Dieß ſagt ich dir vorher: du aber glaubteſt nicht,
Bis Glück und Ausgang nun zu ſpäte für mich ſpricht.
Ihr Helden, die ich itzt ohnmächtig nur beklage,
Der Friede war mein Zweck, nicht eure Niederlage!
Ihr Seelen, die das Blut, das auf die Wahlſtatt fleußt,
In ſeinen Strömen mit aus euren Leibern reißt!
Kommt, eh ihr noch zur Schaar beglückter Schatten flieget,
Und da mit Wunden prangt, durch die ihr ſterbt und krieget;

Kommt, überfalle das Herz des grauſamen Segeſt,
Mit Schauer, der den Geiſt nicht fühllos bleiben läßt!
Daß Mitleid, Lieb und Pflicht ihn uns zu helfen treibe,
Daß noch ein Heldenreſt in Deutſchland übrig bleibe;
Das Heer nicht hingerafft, nicht Ruh Verrätherey,
Noch meine Treu für Rom des Vaters Todſchlag ſey.
Es ſey, daß du noch lebſt, es ſey, daß durch die Wunden
Die tapfre Seele ſchon des Todes Weg gefunden;
Mein Vater, ſo vergieb, daß ich dich nicht geſchützt!
Wie gerne hätt ich dich mit größrer Kraft geſtützt!
Ich kannte meinen Arm. Bloß dieſen anzutreiben,
Heißt Hülfe ſonder Frucht, wo ſo viel Feinde wüthen.
Doch ach! wen ſind ich ſonſt, der Beyſtand hoffen läßt?
Wenn alles helfen will, ſo hindert es Segeſt.
Der herrſchet über uns, den Unſern zum Verderben,
Und hört es unerweicht, wenn ſeine Freunde ſterben.
So will ich denn allein der Pflicht Genüge thun.
Wenn ich nicht ſiegen kann, ſo kann ich doch nicht ruhn.
Es ſoll ſich wenigſtens mein ſchwacher Arm befleißen,
Dich oder deinen Leib den Feinden zu entreißen.

Zweyter Auftritt.

Adelheid, die Vorigen.

Adelheid.

Prinz! wohin eilſt du? Warum verziehſt du nicht?
Treibt dir mein Anblick ſchon die Scham ins Angeſicht?

Flavius.

Ich geh allein und ſchwach, dem Vater beyzuſtehen.

Adelheid.

Du mußteſt nicht erſt zu tauben Ohren flehen!
Der Beyſtand kömmt zu ſpät, der itzt erſt kommen ſoll.

Flavius.

Flavius.

Was ſagſt du? Ach! dieß Wort mache mich erſtaunenvoll.

Adelheid.

Verräther! werde roth bey deines Vaters Muthe,
Und frage nun dein Herz. — Stammſt du von ſeinem Blute?
Indeſſen, daß dein Arm in fauler Ruhe liegt,
Nicht für die Freyheit kämpft, nicht für die Götter kriegt;
Indeſſen daß dein Herz, das feiges Mitleid rühret,
Dich nicht zum Streite trägt, und nur zum Bitten führet;
Und wenn der Feinde Macht die Noth aufs höchſte treibt,
In des Verräthers Joch noch immer träge bleibt:
So gab des Vaters Arm, den ſchon das Alter ſchwächte,
Noch ſeine letzte Kraft für ſeines Volkes Rechte.
Sein Auge, welches ich verlöſchend noch aufküßt,
Hat einen Tod geſehn, deß du nicht würdig biſt.

Flavius.

Hier ſiehſt du nun, Segeſt, worein du mich griffen.
Was lag dir doch daran, daß ich dir folgen müſſen?
Nach langem Widerſtehn, das du durch Schmeicheln brachſt;
Durch Hoffnung manches Guts, das du zu kühn verſprachſt,
Durch manches eitle Wort von ſelbſt erdachten Pflichten,
Von unſers Kampfs Gefahr, von unſrer Ruhe Früchten:
Haſt du aus einer Bruſt, die Böſes nie gedacht,
Den Abſcheu aller Welt, und meiner ſelbſt gemacht.
Ich Mörder, und ich Knecht von fremden Frevelthaten!
Du haſt den Lohn dafür, und ich hab ihn verrathen.
Der Helden Tod zu ſehn, dieß wünſchte deine Bruſt;
Dieß war vorhin dein Zweck, und iſt nun deine Luſt.
Dein Auge, das nicht thränt, wenn alle Helden fallen,
Dein Mund, der ſtille ſchweigt, wenn tauſend Klagen ſchallen,
Und gegen jeden Sturm mit Stummſeyn ſich bedeckt,
Zeigt, was du längſt geſucht, und nur bisher verſteckt.

O Abgrund voller Luſt, den ich zu ſpät erblicket!
Da ich dich endlich ſah, ſo bin ich ſchon verücket.
Von meiner Frevelthat iſt keine Wiederkehr.
Den ich beleidigte, der höret nun nicht mehr,
Und iſt voll Gram und Zorn bey ſeines Sohns Verbrechen,
Auf dieſer Welt geeilt, vom Himmel ſich zu rächen.
Ach! Vater! hätte doch das Schwerdt, das dich verletzt,
Noch kurze Zeit den Stoß voll Unglück ausgeſetzt;
Du ſollteſt lange noch durch mich errettet ſtreiten,
Du kämpfteſt itzt für uns, und ich an deiner Seiten!

Adelheid.

Ihr Götter! die ihr ihn nicht höher ehren könnt,
Und ihm noch alt und ſchwach ein tapfres Ende gönnt!
Euch dank ich, daß er nicht ſein hochgebrachtes Leben
In meinem Arme krank und fruchtlos aufgegeben;
Daß ihr ſein ſteckend Blut noch für ſein Volk gebraucht,
Und er fürs Vaterland den Othem ausgehaucht.
Ich ſah dich, edler Greis, mit jungen Kräften ſtehen,
Den Drachen uns zum Schutz, nicht bloß zum Beyſpiel, drehen,
Und kämpfen; daß kein Feind dir eine Wunde ſchlug,
Der nicht von dir an ſich ſchon eine größre trug.
Ich ſah dich hitzig ſeyn, und dennoch weiſe bleiben,
Und deine Tapferkeit die Vorſicht nicht vertreiben.
Dein Auge lief noch ſtets in Finſterniß und Nacht,
So weit es möglich war, durch die verwirrte Schlacht.
Du riefſt dem Herrmann zu: Hier ordne doch die Glieder!
Hier trzog ſie weiter an! hier weicht man: bring ſie wieder!
Ein ſolcher Held war werth, eh ihn der Geiſt verließ,
Daß ihm das Glücke noch den Sieg in Hoffnung wies.

Segeſt.

Dieß Ehrenlied, das erſt nach Blut und Tod vergnüget,
Erwartet alle ſchon, die wider Rom gekrieget.

Adelheid.

Dieß heiſſt du, Mörder, zwar; doch, es wird nicht geſchehn.
Du wirſt ſie zwar gerühmt, doch nicht erblaſſet, ſehn.
Vielleicht erſcheint man bald mit andern Ehrenliedern,
Und wird für unſern Sieg den Göttern Dank erwiedern.
Der Feinde ſtarke Zahl hat unſrer Völker Kraft
Und unſrer Helden Kern nicht gänzlich hingerafft.
Denn wiſſe, du vertrauſt des Vaterlands Verderben
Zu edlen Händen an. Dein Sohn läßt uns nicht ſterben.
Als von den Kriegern ſchon der halbe Theil erblich,
Der halbe kraftlos war, und, obwohl ungern, wich:
Die Weiber nur umſonſt ins tiefſte Treffen liefen,
Und ihrer Männer Muth und Kraft zuſammen riefen;
Als Knechtſchaft oder Tod auf unſerm Haupte hieng,
Das Feld verloren war, und Deutſchland unterging:
Da riß dein tapfrer Sohn dem knechtiſch Heſſen nieder,
Und rief den deutſchen Ruhm aus ſeinem Tode wieder.
Er warf die Binde weg, durch die er zum Altar,
Als Prieſter und als Knecht, mit Schmach verdammet war.
Dein Siegmund braucht dein Heer zu ſeiner Bürger Leben,
Und führt es beſſer an, als du es ihm gegeben.

Segeſt.

Was haſt du? Wer hat doch den Jüngling ſchon gelehrt,
Daß er des Vaters Wort nicht mit Erzittern ehrt?

Adelheid.

Das Vaterland, die Pflicht, ein Fried des Heldenmuthes,
Der guten Sache Recht, Erbarmung unſers Blutes,
Die Feindſchaft gegen Rom, der Seinen billig Flehn,
Der größten Helden Tod, ſein eignes Wehklagen,
Die Freyheit: Alles das, was du empfinden ſollteſt,
Und du verläugnet haſt, da du nicht helfen wollteſt.
Dieß lehrt ihn, keine Wuth vom wilden Vater ſcheun,
Und, wenn du Böſes willſt, dir ungehorſam ſeyn.

Sprich, wer belohnt dir nun dein mühsames Verführen?
Nun steig noch auf den Thron, als König zu regieren.
Dein Varus, der dein Schutz, dein Herr, dein Alles war,
Schwebt mehr, als wir zuvor, in tödtlicher Gefahr,
Und ihm kann nicht, wie uns, ein Heer zu Hülfe kommen,
Das ihm Verrätherey und Bosheit erst genommen.
Man kämpft mit frischer Kraft, und nichts hemmt ihren Lauf.
Du hobst uns einen Theil geschickter Krieger auf,
Damit in tiefster Noth, bey sinkendem Gefechte,
Der Deutsche neues Volk zum Siegen haben möchte.

Segest.

O! welch verfluchtes Glück hat meinen Zweck zerstört,
Und das, was ich gethan, selbst wider mich gekehrt!

Adelheid.

Wer Niederträchtigkeit und Trug umsonst verschwendet,
Und immer Böses thut, das sich auf Gutes endet,
Der hat in Schimpf und Gram, um die verlorne List
Wie du, die Strafe schon, die selbst die Seele frißt.

Flavius.

Welch fröhliches Geschrey erschüttert schon die Eichen!
Der Sieger naht heran. Wohin soll ich entweichen?
Versteckte doch die Nacht mein schamroth Angesicht!
Ach! sah mein Auge nur der Sieger Wunden nicht!
Ach Lieb! ach Thorheit! ach! was habt ihr mir entrissen!
Ich soll so schönen Sieg, so schöne Wunden missen.

Segest.

Es nahe, wer da will, ich werde nicht erschreckt.
Weil noch Thusnelde lebt, so weis ich, was mich deckt.

Dritter

Dritter Auftritt.

Der Fürſt der Catten, nebſt einigen von ſeinen Soldaten, die Vorigen.

Der Fürſt der Catten.

Iſt denn kein Römer mehr auf ſeiner Flucht zu finden?
Ihr Catten, haben wir nichts mehr zu überwinden?
Sagt, ob für unſer Schwerdt kein Feind mehr leben muß?
Wen ſeh ich? Iſt dieß nicht Segeſt und Flavius?
Auf, Brüder! auf, umringt hier unſre größten Feinde.

Flavius.

Ach! nun bin ich dahin.

Segeſt.

Wen ſucht ihr? Wir ſind Freunde.

Der Fürſt der Catten.

Dein Mund bejaht umſonſt, was deine That verneint.
Wer ein Verräther iſt, iſt keines Deutſchen Freund.
Du Knecht der Römer ſollſt ihr Schickſal auch erblicken,
Sieh dieſes Schwerdt, und geh, wohin wir Römer ſchicken!

Segeſt.

So ſeyd ihr noch nicht ſatt, und alle Römer todt,
Daß ihr noch Opfer ſucht, und nun auch Deutſchen droht?

Der Fürſt der Catten.

Brauch dieſen Namen nicht, der dir ein Schimpf geſchienen.
Du magſt den Römern nun auch bey den Todten dienen.
Die Feinde ſind dahin; du fehlſt noch allein,
Und ſollſt für unſer Schwerdt der letzte Römer ſeyn.

Segeſt.

Hier will ich es getroſt vor meinem Gotte ſagen;
Das Schwerdt, das mich verletzt, wird einen Deutſchen ſchlagen.
Glück zu! denn Rom iſt hin, und wir ſind unbedrängt,
Durch euren Heldenmuth iſt unſer Joch zerſprengt.
Die Herren ſind geſtürzt, die ich, wie ihr verfluchte.
Ihr habt durch Macht gethan, was ich durch Schmeicheln ſuchte.
Ich bin durch ihren Fall ſowohl befreyt, als ihr;
Den Ruhm habt ihr daran, den Nutzen laßt auch mir.

Meynt ihr, daß den Segeſt die Knechtſchaft nicht betrübet,
Und jemand Othem holt, der nicht die Freyheit liebet?
Doch dienen, wenn man muß, und thun, wie ich gethan,
Und rathen, wie ich rieth, ſah ich für Klugheit an.
Glaubt, Beſtheit und Verrath blickt nicht aus meinen Thaten;
Nur Vorſicht blickt daraus, die euch zum Wohl gerathen.
Ich, der euch widerſprach, und euch zum Frieden rieth,
Rieth, wie man rathen ſoll, wenn man ans Ende ſieht.
Wer fürchte wohl nicht Rom, nach wiedrerhaltnen Siegen?
Wer griff die Waffen an, und durfte nicht erliegen?
Wenn itzt das Leben folgt, wo ich den Tod gewählt,
So iſts durch höhre Macht, und nicht durch euch, geſchehn.
Ihr Götter, ſollen denn, durch Blindheit dieſer Erden,
Die Thaten eurer Hand mir zu Verbrechen werden?
Mein Frevel, mein Verrath iſt Treue, ſeyder Wuth,
Und daß ich nicht geruht, daß ihr ein Wunder thut.

Flavius.

Verſtellter, ach! verlaß dein ſchon entlarvtes Heucheln;
So ſüße ſprach auch da dein Mund voll Gift und Schmeicheln,
Als er die Freveltat, daß ich mein Volk verließ,
Wie als den ſchönſten Schluß der größten Seele wies.
Wenn ihr Erfahrung ehrt, ſo ſchließt vor ihm die Ohren.
Ihr Deutſchen, denn ſein Wort hat mir den Tod geboren.

Der Fürſt der Catten.

Sein Volk ſoll ſelber ſehn, was ſein Verbrechen ſey,
Ob Vorſicht oder Liſt, ob Untreu oder Treu?

Flavius.

Ich kenn es. Es iſt Mord, Verachtung aller Götter,
Verläugnung ſeines Kinds, Verfolgung eurer Retter,
Und Blutdurſt, und ein Trieb, der nur zu herrſchen eilt.
Ach! hätt ich es gekannt, eh ichs mit ihm getheilt!

Adelheid.

Sohn, ſey nur einmal groß. Du ſündigteſt voll Zagen;
So ſey nur itzt beherzt, die Strafe zu ertragen.

Flavius.

Ach! Mutter, ſieh mich hier bereit zum Tode ſtehn.
O wüſche nur mein Blut mein trauriges Vergehn!
Ich will nicht Heucheley zu meinem Laſter ſetzen,
Und mein Verbrechen nicht für klug und edel ſchätzen.

Ihr Deutſchen, reißt mich nur aus meinen Freveln fort.
Straft Trägheit und Verrath, und Lieb und Vatermord.
Raubt, weß ich unwerth bin, raubt mein beſchimpftes Leben,
Denn ferner kann es mir nicht Luſt, nicht Ehre geben.
Mein Leib iſt meines Geiſts verhaßter Aufenthalt.
Wenn ihr gerecht ſeyn wollt, ſo eilt, und ſeyd es bald!
Spart mir durch einen Streich, den ich verlang und preiſe,
Der Sieger Blick und Stolz, und ſpottende Verweiſe.
Erſpart mir Scham und Qual bey Herrmanns Ruhm und Glück,
Erſpart mir ſeiner Braut verachtungsvollen Blick!

Fürſt der Catten.

Thusnelde lebt ſchon dort, dich dorten zu beſchämen:
Das Reich der Catten wird dir deine Qual nicht nehmen.

Segeſt.

Segeſt.

Und wie? Thusnelde lebt in einer andern Welt?
Verflucht ſeyn Schwerdt und Arm, die ſie und mich gefällt!

Flavius.

Soll meine Schande mich auch bey den Todten quälen?

Adelheid.

Entreißt der Himmel uns denn alle große Seelen?

Segeſt.

Nun tret ich ſchon als todt vor einen Richter hin,
Bey welchem ich verdammt und ohne Fürſpruch bin.
Mein Herzog und mein Feind kann nun mein Sohn nicht werden.
Die Tochter zieht mich mit zum finſtern Schooß der Erden.
Euch, Catten, bloß euch ſelbſt erſuch ich um Gericht;
Den Richter ſcheu ich bloß, den Richtſtuhl ſcheu ich nicht.
Ihr Götter, laßt die Nacht nur einen Blitz durchbrechen;
So ſoll ein alter Leib voll Narben für mich ſprechen.
Bey meiner Jugend Ruhm und Wunden ſchwör ichs zu:
Nicht aus Verrätherey erwählt ich Fried und Ruh!
Laßt meine Tugend nicht vor ſchlimme Richter ziehen:
Sprecht ſelber, ſprecht gerecht, und laſſet mich entfliehen!

Adelheid.

Du dünkeſt dich gerecht, und ſucheſt zu entfliehn?

Segeſt.

Ich flieh, ein reines Blut dem Morde zu entziehn.

Adelheid.

Du zeigeſt Wunden auf, und fürchteſt dich, zu ſterben?

Segeſt.

Ich litt ſie, groß zu ſeyn, nicht aber zu verderben.

Adelheid.

Verzagter! krönſt du ſo das Ende, das dir naht?

Fürſt der Catten.

Solch Sterben ſchicket ſich zu Knechtſchaft und Verrath.
Als Sklave lebteſt du, und furchteſt dich, wie Sklaven;
Doch hoffe nichts von uns, bloß Herrmann ſoll dich ſtrafen.

Flavius.

Ihr Catten, laßt mich bald ins Reich der Schatten gehn,
Da meine Schuld bereun, und um Vergebung flehn;
Wo, ohne Brudertreu und Freundſchaft zu betrüben,
Vielleicht vergönnet iſt, ein edles Herz zu lieben.

Ihr Helden, ach! vergeßt bey eurer Siege Pracht,
Daß Herrmanns Bruder ſich Segeſten gleich gemacht!
Schickt Namen und Vergehn mit mir zugleich zu Grabe,
Und ſagt der Nachwelt nicht, daß ich gelebet habe.

Fürſt der Catten.

Hier naht ſich Herrmann ſchon, und ſeines Kampfes Frucht;
Hier fleh du um den Tod, und du um deine Flucht!
Doch hört erſt, euch zur Scham, den Göttern Dank erſchallen,
Und ſchmückt noch den Triumph, durch welchen ihr gefallen.

Adelheid.

Du Schatten des Gemahls, der itzt der Welt entflohn,
Wirf einen Blick herab, und ſieh auf deinen Sohn!
Zeig ihn den Helden an, bey denen du itzt ſchwebeſt,
Und theile meine Luſt, auch da du nicht mehr lebeſt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Herrmann, welchem die Waffen des Varus und zweeen eroberte Adler nachgetragen werden, der Fürst der Chauzer.

Herrmann.

Ihr Götter, habt erfüllt, was ihr mich hoffen ließt.
Das Blut ist nicht umsonst, was auf der Wahlstatt fließt.
Hier bring ich aus der Schlacht mit Ruhm bekrönte Brüder,
Beglückte Wunden, Sieg, und unsre Freyheit wieder.
O mischte nur der Tod so mancher Heldenbrust
Nicht Unglück in das Glück, und Thränen in die Lust!
Weint, Freunde, denn ihr Blut verdient, bewein zu werden,
Der Tugendhaften sind nun weniger auf Erden!
Sagt ihrer Tapferkeit durch euer Trauern Dank,
Und ihren Sieg erhöh der Barden Lobgesang.
Mein Vater starb bey mir. — Wer aber kanns erzählen?
Wie starb die edelste von allen Weiberseelen?
Mein Auge, welches stets an meinen Feinden hieng,
Sah nur, auf wen ich stieß, nicht wie es ihr ergieng.
Verschweigt der Erde nicht, wie man im Fallen sieget;
Ihr Tod betrübet mich, die Art davon vergnüget.

Fürst der Chauzer.

Freund, als des Vaters Tod der Deutschen halbe Schlacht
Auf eine Zeit erstarrt, und Steinen gleich gemacht,
Sah ich auf deine Braut ein Heer von Römern dringen,
Ihr helfen konnt ich nicht, und sah sie doch umringen.
Ein Degen, welchen sie aus einer Leiche riß,
Macht ihren Arm bewehrt, doch ihren Tod gewiß.
Ihr Muth hat sie verderbt. Wer so zum Tod entschlossen,
Und so umringet war, hat sein Blut wohl vergessen.

Herrmann.

Herrmann.

So fahre wohl, du Geiſt, der zeitig von uns fährt,
Und ſterbend noch bezeugt, er ſey des Lebens werth.
Mich deucht, du bitteſt noch, dir für dein Blut zu lohnen,
Und bitteſt nur um eins, den Vater zu verſchonen.

Segeſt, drum bleib ein Fürſt, wie du geweſen biſt,
Doch ohne Dienſtbarkeit, Verrätherey und Liſt.
Daß man dir Gnad und Huld für deine That gewähre,
Soll meine Beute ſeyn, die ich vom Volk begehre. —
Du, Bruder, warſt zu ſchwach, und gabſt der Liſt Gehör!
Als Herzog ſchenk ich dirs, als Bruder thu ich mehr.
Mein Herz entſchuldigt dich. Verſtöret nicht ihr Schweigen,
Ihr Brüder, denn es ſcheint von ihrer Reu zu zeugen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Siegmund, Thusnelde.

Siegmund.

Die Götter, deren Rath zu unſerm Wohl gediehn,
Verkaufen dir den Sieg ſo hoch nicht, als es ſchien.
Hier, Herrmann, bring ich dir dein beſtes Gut zur Beute,
Das man gefangen hielt, und ich zuletzt befreyte.

Herrmann.

Ach! wie erfreuſt du mich! Willkommen, edler Held!
Du biſt allein zum Glück der Menſchen auf der Welt.
Was hat mein Volk und ich, das du uns nicht gegeben?
Erſt gabſt du mir den Sieg, itzt giebſt du mir das Leben.

Thusnelde.

Dich, Herrmann, fleh ich auch nun um mein Leben an . .

Herrmann.

Herrmann.

Das, was du bitten willſt, das hab ich ſchon gethan;
Dein Vater iſt mir werth. Dieß darfſt du nicht erſt bitten.
Nun gebt dem Himmel Dank, ihr, die ihr wohl geſtritten.
Euch Göttern bring ich hier des Varus Waffen dar,
Der zur Verzweiflung floh, und ſelbſt ſein Mörder war.
Hier hänget nun dein Gott, Segeſt, an dieſer Eichen.
Dir zur Erinnerung, und uns zum Siegeszeichen.

Thusnelde, ſchmückte nicht dieß alles dieſen Hayn;
So würden ich und du vielleicht getrennet ſeyn.

Ihr Adler, die mein Arm dem Feinde ſelbſt entriſſen,
Hier prangt, und laßt von mir die ſpäten Tage wiſſen,
Und werdet ein Panier, das ſtets die deutſche Welt
Den Feinden furchtbar macht, und ihren Glanz erhält.

Ihr Krieger, die ihr lebt, ihr, die der Tod beehret,
Du Siegmund, deſſen Muth uns unſern Sieg beſcheret;
Es krône Deutſchland ſtets ein Ruhm, der uns nicht weicht,
Ein Glück, wie unſers iſt, ein Muth, der eurem gleicht!

Des Sophokles

Elektra.

Perſonen.

Oreſt, Agamemnons und der Clytämneſtra Sohn.

Oreſts Hofmeiſter.

Pylades, welcher Oreſten beſtändig begleitet, aber nichts redet.

Elektra, Oreſts Schweſter.

Chryſothemis, eine andere Schweſter deſſelben.

Clytämneſtra, Oreſts Mutter.

Aegiſth, Clytämneſtrens dermaliger Gemahl, und angemaßter König zu Mycen.

Der Chor beſteht aus Frauenzimmern von Mycen, welche auf das Klagen der Elektra herbeykommen, ſie zu tröſten.

Der Schauplatz iſt in Argos oder Mycen, welche beyde Städte, ungeachtet ſie an ſich ſelbſt unterſchieden ſind, bey den tragiſchen Poeten für einerley genommen werden. Auf dem Schauplatze zeigt ſich der Pallaſt, worinnen Pelops und ſeine Nachkommen ihren Sitz gehabt hatten, und in welchem auch Aegiſth wohnet. Ueber dieſes ſieht man den Hayn der Jo, und den Tempel der Juno. Der Platz ſelbſten aber, auf welchem die ſpielenden Perſonen ſtehen, iſt der Lyceiſche Platz vor dem Pallaſte, wo Aegiſth und Clytämneſtra wohnen.

Vorbericht.

Diese Ueberſetzung iſt mehr als acht Jahre vor dem Drucke gemacht, und dem Verfaſſer bis dahin nie wieder zu Geſichte gekommen. Als er in Leipzig ſtudierte, ward er um dieſe Arbeit vom Herrn Profeſſor Gottſched erſucht, welcher der Dichtkunſt des Ariſtoteles, die er ehemals herauszugeben entſchloſſen war, zu mehrerer Erläuterung eines der berühmteſten griechiſchen Trauerſpiele in einer deutſchen Ueberſetzung benützen wollte. Er behielt daher bey des Verfaſſers Abreiſe nach Dänemark die Handſchrift, und als lange hernach ihre erſte Beſtimmung wegfiel, und der Urheber ihr eine Stelle in ſeinen theatraliſchen Werken zugedacht hatte, war bey ſeiner Entfernung und der Kürze der Zeit, ihm nichts zu thun übrig, als daß er ſeine Freunde, die Verfaſſer der Neuen Beyträge um ihre Kritik über dieſe ihm ſelbſt faſt unbekannt gewordene Arbeit bäth. Weil aber dieſelben größtentheils eben um dieſe Zeit Leipzig verließen, konnten ſie ſeinem Verlangen nur in ſo weit Gnüge thun, daß ſie einem aus ihnen ſolches Amt

übergaben. Nachdem derſelbe die Ueberſetzung mit dem griechiſchen Texte zuſammengehalten hatte, urtheilte er, daß ſie zwar für diejenige Zeit ſehr gut ſey, in welcher ſie verfertigt worden, daß aber das Publicum itzt vollkommnere Arbeiten von ihrem Verfaſſer erwarte. Ihm war ſchon dieſes Urtheil, nach ſeiner gewöhnlichen Strenge gegen ſich, Bewegungsgrund genug, um nach Leipzig zu ſchreiben, daß die Elektra aus ſeinen theatraliſchen Werken wegbleiben ſollte. Sein Brief aber kam zu ſpät, und der Druck war ſchon zum Theil geſchehen. Man hält dieſe Erinnerung für nöthig, nicht als ob man glaubte, daß eine gänzliche Unterdrückung gerecht geweſen, oder von dem Verfaſſer, wenn es bey ihm geſtanden, beſchloſſen ſeyn würde. Man iſt vielmehr, nach einer ſorgfältigen Durchleſung und Prüfung, und ohne dem Ruhme eines Bruders zu ſchmeicheln, überzeugt, daß ſie ſo wohl einen Platz neben ſeinen theatraliſchen Werken, als auch unter andern Ueberſetzungen dieſer Art eine vorzügliche Stelle verdiene; da ſie das Original nichts weniger als ausdehnt, und bey dem Zwange des Sylbenmaßes und der Reime mit manchen proſaiſchen Ueberſetzungen auch in der Treue um den Vorzug ſtreiten kann. Man wird aber leicht wahrnehmen, und eben ſo leicht verzeihen, daß ſie nicht durchgängig ſo bearbeitet und ſo glänzend iſt, als ſie es ſeyn ſollte und könnte, und als ſie vielleicht der Verfaſſer, wenn er ſie bey reifern Jahren verfertigt, oder unmittelbar zum Drucke befördert hätte, gemacht haben würde. Die häufigen, und wie es mir ſcheint, nicht überflüßigen Anmerkungen werden dieſer Ueberſetzung einen neuen Werth geben. Kein Gedicht, am wenigſten ein dramatiſches, kann ihrer entbehren, wenn es Leſern verſtändlich werden ſoll, die aus einem andern Weltalter, und von ganz andern Sitten, von ganz andrer Religion ſind, als diejenigen, für die es urſprünglich geſchrieben war.

Vor zwey Jahren iſt zu Zürch in des berühmten Hrn. Geßners Verlage und mit ſeiner Vorrede eine proſaiſche Ueberſetzung der Elektra des Sophokles ans Licht getreten, deren Verfaſſer die Arbeit meines ſeligen Bruders nicht gekannt zu haben ſcheint. Man kann ihr das Lob nicht abſprechen, daß ſie hin und wieder dem Griechiſchen genauer gefolgt ſey, als die gegenwärtige poetiſche. In einigen Anmerkungen, die ich meines Bruders ſeinen beyfüge, und die ich mit einem Sternchen bezeichne, habe ich dergleichen Stellen bemerkt, die mir bey der Zuſammenhaltung beyder Ueberſetzungen mit dem Griechiſchen in die Augen gefallen ſind. Hinwiederum aber würde es auch den ungenannten Verfaſſer der proſaiſchen Ueberſetzung nicht gereuet haben, wenn er die Arbeit meines ſeligen Bruders in den theatraliſchen Werken gekannt, und bey der Seinigen zu Rathe gezogen hätte. Er ſelbſt wird mir um ſo viel weniger ſeinen Beyfall verſagen, wenn ich auch hiervon einige Proben anführe, da es die Abſicht ſeines rühmlichen Unternehmens iſt, den Deutſchen richtige Nachbildungen der griechiſchen Meiſterſtücke mit aller möglichen Treue in die Hände zu geben.

Im dritten Auftritte des erſten Aufzuges S. 23, nach der Zürchiſchen Ueberſetzung ſagt Elektra: Gleich kömmt die hocherhabne Clytämneſtra, und ſchreyt und ſchmäht; wo es mein Bruder ausdrückt:

Dieß Weib, in Worten groß, verſpottet meine Pein.

Im Griechiſchen heißt ſie ἄυτη γὰρ ἡ λόγοισι γενναία γυνὴ, dieſes Weib, welches in den Worten edel iſt. Der Vorwurf, daß ſie bey unedlen Thaten einen edeln Schein anzunehmen wiſſe, liegt in dem Ausdrucke hocherhabne nicht.

Im dritten Auftritte des zweyten Aufzugs S. 54. der Z. U. „Nun muß ich einsam, von dir von meinem Va„ter verwaist, wieder muß ich mich zur Sklavinn derer „herunter beugen, die mein hochschwellendes Herz haßt — „meiner Vatermörder! ist der Ausdruck hochschwellendes ohne einige Veranlassung des Griechischen hinzugethan. Darinn heißt es bloß: Ich muß wieder in der Knechtschaft seyn, bey denen, die mir unter allen Menschen die verhaßtesten sind, bey den Mördern meines Vaters.

Gleichfalls auf der 54 S. der Z. U. sagt der Chor: Zeugen dieser Gräul, ihr Götter, warum haltet ihr eure Pfeile zurück; wo mein Bruder übersetzt:

Der Himmel, welcher dieß erblicket,
Ist stumm, und thut, als sah ers nicht.

welches mit dem Griechischen überein kömmt: εἰ ταῦτ' ἐφορῶντες κρύπτοισιν ἕκηλοι;

Bald hernach sagt Elektra in der zürchischen Uebersetzung: „Mich zur Hoffnung, meine Hoffnungen sind alle „zun Schatten gewichen, zur Hoffnung mich aus dem „Jammer erheben wollen, das heißt, mich tiefer hinabdrücken. Von dieser Wendung hat die poetische Uebersetzung nichts:

Berede mich nur nicht zu eitelm Hoffen,
Denn zu gewiß er ist erblaßt.
Du häufst den Schmerz, der mich betroffen,
Dein Trost gereichet mir zur Last.

Desto näher aber ist sie dem Griechischen: Ἐι τῶν φανερῶς οἰχομένων εἰς αἴδαν ἐλπίδ' ὑποίσεις κατ' ἐμοῦ τακομένας, μᾶλλον ἐπεμβάσῃ. Wenn du von denen, die

die offenbar ins Grab gegangen ſind, gegen mich, die vor Grame zerflieſst, Hoffnung vorbringſt, ſo ſpotteſt du meiner nur.

Im erſten Auftritte des vierten Aufzuges ſcheint mir der etwas dunkle Vers des Oreſtes

ἦ καίρια κἀν ἄλλοισι θυμοίμην ἰδών.

womit er der Elektra antwortet, da ſie nicht verhindert ſeyn will, ihre Freude über ſeine Wiedererblickung auszulaſſen, in der poetiſchen Ueberſetzung:

Mit Unmuth werd ich ſehn, wenn ſie ein andrer ſtört.

deutlicher, als in der proſaiſchen:

Ich würde es ſo gar von keinem leiden.

Von derjenigen **Elektra**, oder der **gerechten Uebelthat**, die gleichfalls zu Zürch im vorigen Jahre herausgekommen, und die, wie der Titel lautet, nach einem neuen Grundriſſe bearbeitet worden, iſt hier nicht die eigentliche Stelle zu reden, da ſie weder die Elektra des Sophokles noch eines andern alten Dichters ſeyn ſoll. Kenner des menſchlichen Herzens und der wahren ungeſchminkten Sprache der Affecten mögen es unterſuchen, ob ihnen dieſer neue Grundriſſ und ſein Ausdruck eben ſo gefallen kann, als die edle Einfalt und die kunſtloſe Natur eines Sophokles.

Die Fabel der Elektra iſt zu bekannt, um hier einer ausführlichen Abhandlung zu bedürfen. Was man dabey voraus zu wiſſen hat, iſt in der nachfolgenden Vorerinnerung geſagt, die ſchon vorher zugleich mit dieſer Elektra gedruckt worden. Nur dieſes iſt noch hinzuzufügen, daß alle

alle drey überbliebene tragiſche Dichter von Griechenland dieſes Sujet nach einerley Hauptplane, doch mit ziemlich veränderten Nebenumſtänden, bearbeitet haben. Aeſchylus in den **Choephoren** oder Opferträgerinnen, und **Euripides**, der ziemlich kenntlich der Erfindungen des Aeſchylus ſpottet, beſonders bey Entdeckung der Perſon des Oreſtes, eben ſo wie **Sophokles**, unter dem Nahmen **Elektra**. Vom Euripides hat man auch ein Trauerſpiel, das den Namen **Oreſtes** führt. Deſſelben Fabel aber hebt ſich erſt da an, wo der Elektra ihre aufhört. Wer den **Agamemnon** des Aeſchylus und des Seneca, oder auch Thomſons ſeinen geleſen hat, bey deſſen Ueberſetzung ich von den beyden alten Trauerſpielen gehandelt habe, der wird auch ſchon die Miſſethat der Clytämneſtra und des Aegiſthus kennen, und wie Oreſtes eben zu dem Ende durch die Vorſorge ſeiner Schweſter der Elektra gerettet worden, damit er dereinſt die Ermordung ihres Vaters rächen möchte.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Derjenigen wegen, welche mit den tragiſchen Fabeln nicht ſo gar bekannt ſind, erachte ich für nöthig, die Umſtände zu erzählen, worauf dieſes Trauerſpiel gegründet iſt. Agamemnon mußte, ehe er nach Troja gieng, ſeine Tochter Iphigenia opfern, oder wenigſtens hielt man in ganz Griechenland dafür, daß ſie geopfert worden wäre. Währender ſeiner Abweſenheit hatte ſich Aegiſth, ein Sohn des Thyeſtes, und alſo ein ganz naher Verwandter Agamemnons, bey ſeiner Gemahlinn in Gunſt geſetzt. Sie faßten zuſammen bey der Rückkunft Agamemnons den Anſchlag, ihn mit Liſt zu ermorden, und dieſe That zu beſchönigen, nahmen ſie den Tod der Iphigenia zum Vorwande. Aegiſth bemächtigte ſich des Thrones, und lebte lange Zeit mit der Clytämneſtra in der Ehe. Der Poet, welcher die lateiniſche Tragödie Agamemnon gemacht hat, beſchreibt, unter der Perſon der Caſſandra, die Umſtände von Agamemnons Tode folgender maßen:

Sein Schickſal rückt heran. Ihn ſieht bey vollen Tiſchen
Sein letztes Freudenmahl den Wein mit Blute miſchen.
Zum Tode feſſelt ihn ein ungetreues Kleid,
Das der gebundnen Hand den freyen Weg verbeut.
Das Haupt verhüllet ſich in unwegſamen Falten.
Aegiſth kann kaum das Schwerdt in feiger Hand erhalten,
Die zitternd ohne Kraft in deſſen Seite wühlt,
In halber Wunde ſtockt, und kaltes Schrecken fühlt.
Er ſelbſt, den Ebern gleich, die in des Netzes Schlingen
Durch tobende Gewalt den Ausgang zu erzwingen,
Mit eitler Raſerey die Bande feſter ziehn,
Kämpft unter Falt und Reck mit ringendem Bemühn,

Und ſucht noch ſeinen Feind, geblendet und gefangen.
Die Wuth heißt Pindars Rind ein ſcharfes Beil erlangen.
Wie auf des Rindes Hals, das man zum Opfer ziert,
Der Schlachter zielt, verſucht, und dann den Hieb vollführt:
So wägt die freche Hand das Eiſen hin und wieder.
Er liegt. Es iſt geſchehn. Die abgetrennten Glieder
Hängt noch ans blaſſe Haupt ein undurchdrungner Raum.
Hier ſtrömt vom Rumpfe Blut, dort knirſcht der Mund voll Schaum.
Noch iſt die Wuth nicht ſatt. Es übt am kalten Leibe
Sich noch des Mörders Fauſt ſamt dem erhitzten Weibe.

Man findet hievon ebenfalls eine Beſchreibung in dem Agamemnon des Aeſchylus im 1389 Verſe. Unterdeſſen rettete Elektra ihren Bruder Oreſten, welchen man zu der Zeit, da man ſeinen Vater ermordete, ſonſt nicht verſchonet haben würde, und ſchickte ihn in das Haus des Strophius in Phocis, welcher ein Verwandter Agamemnons war. Oreſt ward hier erzogen; und hier entſtand die genaue Freundſchaft zwiſchen ihm und dem Pylades, dem Sohne des Strophius. Als Oreſt zu einem reifern Alter gelangte: gieng er nach Befragung des delphiſchen Orakels in ſein Vaterland, ſeines Vaters Tod zu rächen, welches letztere der Inhalt dieſes Trauerſpiels iſt.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Hofmeiſter, Oreſt, Pylades.

Der Hofmeiſter.

Nun, Agamemnons Sohn, iſt dir dein Wunſch gewähret.
Du ſiehſt mit Augen an, was du ſchon längſt begehret.
Dein Argos [1]) haſt du hier, das deinen Wunſch entzündet.
In dieſem Hayn, Oreſt, wohnt Inachs raſend Kind.
Hier,

1) Ein Theil derjenigen, welche dieſe Stelle erklären, inſonderheit Dacier, behauptet, daß Sophokles in dieſer Stelle zwiſchen Argos und Mycen einen Unterſchied mache; und daß der Hofmeiſter Oreſten die Stadt Argos, den Hayn der Jo, ſammt dem lyceiſchen Platze in der Ferne zeige. Aber ich weis nicht, wie ſolchergeſtalt der Hofmeiſter ſagen könnte, daß dieſes das Argos wäre, wornach Oreſt verlanget hätte, weil ihm nicht daran gelegen war, Argos zu ſehen, ſondern nach Mycen zu gelangen. Zudem kömmt mitten in dieſem Trauerſpiele Clytämneſtra, um dem lyceiſchen Apollo zu opfern, auf den Schauplaz, und folglich mußte derſelbe den lyceiſchen

Plaz

Hier, Freunde, grüßt den Gott, vor dem man Wölfe schlachtet,*)
Auf dem Lyceer Platz. Zur Linken hier betrachtet
Der Juno stolzes Haus. Hier bleib ein wenig stehn,
Und sagt, erkennt ihr nicht das prächtige Mycen?
Doch seht dieß Unglückshaus, wo Pelops Stamm regieret,
Hier hab ich dich, Orest, aus Mord und Tod entführet,
Dich aus der Schwester Arm genommen, weggeschafft.
Du wuchsest unter mir, bis deines Alters Kraft
Den kühnen Muth erhitzt, des Vaters Tod zu rächen.
Orest, nun mußt du dich geschwind um Rath besprechen.
Auch du, mein Pylades, du Fremdling und du Freund!

Der Sonnen helles Licht, das aus dem Aufgang scheint,
Erweckt der Vögel Mund und laute Morgenlieder,
Die Finsterniß der Nacht sinkt von den Sternen nieder.
Entschließt euch, eh ein Mensch aus seiner Thüre geht;
Säumt nicht, da unser Werk schon auf der Spitze steht.

Orest.

Wie deutlich läßt du doch, geliebtester der Meinen,
Die Zeichen deiner Treu und Redlichkeit erscheinen!

Wie

Platz nicht in der Ferne zeigen, zumal da sie den Apollo προστατήριον nennet, sondern in der Nähe, und bey dem Hause des Aegisthus. Uebrigens hat man wohl eben den Ort des Schauplatzes nicht beschrieben, wie er sich wahrhaftig befunden hat, sondern wie er dem Poeten am bequemsten und prächtigsten schien. Aeschylus, welcher in seinen Choephoren ebenfalls den Pallast des Aegisthus auf das Theater verlegt, stellet zu gleicher Zeit das Grab des Agamemnon auf demselben vor, wovon doch Sophokles ganz abgeht.

2) Λυκάιος, weil er die Heerden beschützte, und also ein Feind der Wölfe war, so, daß man ihm eben wegen dieser Ursache Wölfe zu Argos zu opfern pflegte. Camerarius bemerket, daß dieser Apollo insbesondere, welchen man zu Argos ehrte, der berühmte Apollo deswegen genennet worden. Danaus hatte mit dem Gelanor einen Streit wegen des argischen Königreiches, und die Bürger zu Argos sollten ihn entscheiden. Es begab sich, daß man gleich damalen sah, wie ein Wolf einen Ochsen anfiel und überwältigte. Dieses leute man aus, daß ein Ausländer einem bey ihnen gebornen Prinzen überlegen

Wie sonst ein edles Roß, wenn es Gefahr verspürt,
Von langem Alter schwach, doch nie den Muth verliert,
Und steif die Ohren spitzt; so faßt dein Alter Stärke,
Du spornest unsern Muth, und gehst voran zum Werke.
Wohlan denn! was mich dünkt, trag ich dir alles vor,
Du aber gönne mir ein unverdroßnes Ohr,
Verwirf, was fruchtlos ist, und hilf den schwachen Schlüssen.

Als ich nach Delphen kam, durch Phöbus Mund zu wissen,
Wie meines Vaters Blut, der Mörder Frevelthat,
Von mir zu rächen sey; gab Phöbus mir den Rath:
Mit keinem Heer versehn, und unversorgt mit Waffen,
Sollt ich durch schlauen Mord erstohlne Rache schaffen.
Dieß war des Phöbus Spruch, nimm nun die Zeit in Acht,
Begib dich in das Haus, erforsche, was man macht.
Dann komm und thu uns kund, was du daselbst erfahren.
Wer kennt dich alt und grau nach viel verstrichnen Jahren?
Der Schmuck, in dem du blühst, macht dich von Argwohn frey.
Sprich, daß von Phocis aus dein Fuß geschicket sey.[3])
Im Namen ihres Freunds und stärksten Bundsgenossen,
Beschwöre, daß Orest der Tage Lauf beschlossen,[4])

Und

legen sey, und trug dem Danaus die königliche Würde auf. Dieser weihte zur Dankbarkeit dem Apollo diesen Tempel, und von dem Wolfe wurde derselbe der Tempel des lyceischen Apollo genennet.

3) Φωκεὺς παρ' ἀνδρὸς Φανοτέως. Camerarius nimmt das Wort Phanoteus für den Namen des Mannes an, von dem er abgeschicket worden. Der Scholiast sagt, daß es von dem Namen einer Stadt, welche in Phocis liegen solle, hergeleitet sey, und Dacier erinnert, daß die Stadt erst Panope geheißen, und in den folgenden Zeiten Phanote genennet worden.

4) Der Scholiast entschuldiget den Poeten also. Man darf nicht glauben, als ob der Poet haben wolle, daß man so niederträchtig seyn, und seine Feinde durch Schwüre betriegen sollte. Sondern Orest muß dem Orakel gehorchen, welches befohlen hatte, daß er seine Feinde durch List hintergehen sollte. Also zeigen Orest in derjenigen Sache selbst seine Ehrfurcht gegen die Götter, in welcher er derselben zu nahe zu treten scheint. Unterdessen scheint mir, weder daß Sophokles dieses andeuten wollen, noch auch daß er, wenn er es gewollt hätte, dadurch ent-

Und durch ein hart Geſchick, das ſeine Zeit verkürzt,
Im Rennen nach dem Ziel vom Wagen abgeſtürzt.[5])
Zu meines Vaters Gruft will ich vor allen Dingen
Des Haupts verſchnittnen Schmuck ſammt frommen Opfern bringen.[6])

Wie

entſchuldiget wäre. Meines Erachtens kann man dasjenige, was keinen Einfluß in den Ausgang des Stückes hat, nicht dafür anſehen, als ob es der Poet den Zuſchauern hätte zu verſtehen geben wollen, ſondern man kann nicht anders, als glauben, daß es zu Bemerkung des Charakters der Perſon, die da redet, geſaget werde. Der Hofmeiſter bedienet ſich bey der Erzählung, die er in der andern Handlung von dem vorgegebenen Todesfalle des Oreſtes macht, keines Eides, welchen ihm Sophokles ſonſt leicht hätte in den Mund legen können, wenn dieſes ſeine Meynung wäre. Aber, wie ich dafür halte, will er nichts als nur den Charakter des Oreſtes ausdrücken. Es iſt nichts natürlicher, als daß dieſer in der Hitze ſeines Alters die Erlaubniß des Apollo, eine Liſt zu gebrauchen, noch weiter erſtrecket, und glaubet, daß er ihm dadurch auch vergönnet habe, einen falſchen Eid zu begehen.

5) In den pythiſchen Spielen. Sophokles vermenget hier die Zeiten. Denn man ſaget, daß Ptolemäus die pythiſchen Spiele erſt 600 Jahr hernach angeſtellet. Der Scholiaſt.

6) Weil der Ceremonien des Todtenopfers durch dieſes ganze Trauerſpiel gedacht wird, ſo erachte ich für nöthig, hier etwas davon zu ſagen. Man findet, daß die Todten vier ordentlich aus einer Vermiſchung von Milch, Wein und Honig, welche auf dem Grabe ausgegoſſen wurde, aus Blumen, und aus den abgeſchnittenen Spitzen der Haare von derjenigen Perſon, von der das Opfer kam, beſtanden haben. Die Haare aber ſcheinen wahrſcheinlicher Weiſe, nur wenn man zu dem Grabe des Todten ſelbſt kommen konnte, zum Opfer gehöret zu haben, welches aus dieſer Stelle des Euripides in der Iphigenia in Taurien im 15ten und den folgenden Verſen zu folgen ſcheint:

Ihm will ich dieß Opfer zahlen.
Ihm fließt aus geweihten Schaalen,
Was der Erden Rücken netzt;
Ströme von der Kühe Brüſten,
Der beliebten Trauben Saft,
Was die Biene ſummend ſchafft,
Des die Schatten ſelbſt gelüſten.

Sieh

Mit jenem Todtentopf, den grünes Laub versteckt,
Gehn wir sodann zurück, und unser Mund entdeckt,
Die angenehme Post, die wir doch selbst erdichtet;
Mein Leib sey Asch und Staub und in der Glut vernichtet.

Was

Gieb das Opfer mir nunmehr,
Gieb den güldnen Becher her.
Laß dich, Todter, dieß bewegen!
Agamemnons Zweig, nimm an,
Was die Schwester geben kann,
Denn, bey deiner Gruft zugegen,
Bring ich dir wohl nie ein Haar,
Niemals meine Thränen dar.

In dem Orest des Euripides im 115ten Verse steht, von den Todtenopfern:

Μελίκρατ' ἄφες γάλακτος οἰνωπὸν τ' ἄχνην

Geuß mit Milch vermischten Honig u. schaumenden Wein aus.

Bey dem Abschneiden der Haare scheint es ein desto größeres Verdienst gewesen zu seyn, je länger man sie abgeschnitten. Elektra tadelt deswegen die Helena, welche ihre Haare zu kurz abgeschnitten in Euripides Orest. V. 128.

Ἔνιστε παρ' ὤνρας ὡς ἀπίθριξε τρίχας
Σώζουσα κάλλος, ἐστὶ δ' ἠπάλαι γυνή.

Seht, wie sie der Gestalt mit aller Sorg ergeben,
Den schönen Haaren kaum die äußern Spitzen raubt.

Von den Blumen findet man in diesem Trauerspiele selbst Zeugnisses genug. Uebrigens ist Virgil von dieser Art der Opfer etwas abgewichen. Im 5ten Buche der Aeneis im 75ten Verse sagt er:

Ille e concilio multis cum millibus ibat
Ad tumulum, magna medius comitante caterva.
Hic duo rite mero libans carchesia Baccho
Fundit humi; duo lacte novo, duo sanguine sacro
Purpureosque jacit flores &c.

Vielleicht haben auch die Trojaner eine andere Art der Todtenopfer gehabt, als die Griechen. Im vierten Buche vom Landbaue im 545ten Verse gedenkt er des Mohns:

Inferias Orphei Lethæa papavera mittes.

Was acht ich einen Tod, den nur die Zunge sagt,[7])
Wenn dieser Arm noch lebt und Ehr und Ruhm erjagt?
Ein Wort, das Nutzen schafft, kann niemals Uebels bringen.[8])
Auch Weise[9]) ließen oft ein leer Gerücht erklingen,
Doch ihren falschen Tod hat größrer Ruhm ersetzt.
So werde denn mein Feind durch meinen Fall ergötzt,
Bis ich ihm, als ein Stern, zum Schrecken blitzen werde![10])

Du süßes Vaterland! Ihr Götter unsrer Erde!
Auf! endet meine Flucht und gönnt mir euren Schooß!
O väterliches Haus! um deinetwillen bloß
Erweckt der Himmel mich zum Tilger deiner Schande.
O Himmel, treib mich nicht beschämt aus diesem Lande,
Damit durch diesen Arm Orest sein Reich erlangt,
Und seiner Väter Haus in altem Schimmer prangt!

Genug, geliebter Greis. Mehr weis ich nicht zu sagen.
Geh hin, und nimm in Acht, was ich dir aufgetragen.

Wir

7) Λόγῳ θανών. Euripides in der Helena im 1056 Verse:

Πῶς λογίζει μὴ θανὼν λόγῳ θανεῖν;
Κακὸς μὲν ὄρνις, εἰ δὲ κερδανῶ λόγοις,
Ἕτοιμός εἰμι μὴ θανὼν λόγῳ θανεῖν.

Helena.

Da du noch lebend bist, sey nur im Worten todt.

Menelaus.

Dieß Zeichen ist zwar schlimm, doch kann mirs Nutz erwerben.
So laß mich lebend noch in leeren Worten sterben.

Pende aber haben es aus dem Aeschylus, Choephor. V. 856.

Τὸν ζῶντα κἀπὸν τοὺς τεθνηκότας λόγῳ.

Der selbst sich todt gesagt, hat lebende getödtet.

8) Dieses ist eben das, was ich gleich aus dem Euripides angeführet. „Dieß Zeichen ist zwar schlimm.„ Weil nämlich andere eine üble Vorbedeutung daraus ziehen mochten.

9) Man weis nicht, wer hierunter verstanden wird. Einige sagen Ulysses, welcher aber niemals sich selbst für todt ausgegeben.

Wir aber eilen fort, weil, was man auch vollführt,
Die Tyranney der Zeit der Menſchen Thun regiert.

Elektra in dem Thore des Pallaſts.

Ach wehe! weh mir! welche Plagen!

Der Hofmeiſter.

Hör ich nicht eine Magd [11]) dort in der Thüre klagen?

Oreſt.

Es rührt mich. Ach, wer weis, iſt dieß Elektra nicht!
Willſt du, daß wir verziehn, und hören, was ſie ſpricht?

Der Hofmeiſter.

Nein! itzo laß dich nichts in deinem Werke ſtören.
Vor allen mußt du erſt des Vaters Gruft verehren.
Dieß heißt dich Phöbus Wort, dieß muß der Anfang ſeyn.
Dieß bringet uns den Sieg, und wird uns Kraft verleihn.

Zweyter

ben. Andere wollen den Pythagoras darunter verſtehen. Aber Sophokles würde den Oreſt nicht vom Pythagoras reden laſſen, welcher lange nach ihm geboren ward.

10) Homer in der Ilias im 21 B. V. 26.

Wie zu des Herbſtes Zeit
Das blitzende Geſtirn, zu andrer Sterne Neid,
Mit kenntlich hellem Licht in ihrer Mitten brennet,
Den als Orions Hund faſt jeder Landmann kennet.
Zwar prächtig ſtrahlt ſein Glanz, doch führt ſein ſchreckend Zeichen
In die geplagte Welt der heißen Fieber Seuchen.

11) Nicht, als ob der Hofmeiſter ſie für eine Magd gehalten, ſondern er zeigt hierinnen ſonderbare Klugheit. Er kommt den übrigen zuvor, und thut, als ob dieſe Klagen ihn und den Oreſt nichts angiengen, um ihre Aufmerkſamkeit davon abzuwenden, ehe ſie noch auf die Gedanken geriethen, daß es Elektra wäre, und dadurch vielleicht ihren Muth ſchwächen ließen.

Dieſer Auftritt iſt im übrigen mit den folgenden auf dieſe Art verbunden, daß die vorhergehenden Perſonen weggehen, um von den Ankommenden nicht geſehen zu werden.

Zweyter Auftritt.

Elektra allein.

Reines Licht [12]) der Welt, und du,
Weite Luft, ach höre zu! [13])
Ach du kennſt ſchon meine Klagen,
Und wie oft mit ſchwerer Hand [14])
Ich die blutge Bruſt zerſchlagen,
Wenn die ſchwarze Nacht verſchwand.

Auch

12) Man findet in den Tragödienſchreibern viele Spuren von der Gewohnheit, daß man entweder aus Aberglauben, oder weil der Schmerz darinnen eine beſondere Lindrung ſuchte, Klagen, Träume oder andere dergleichen Angelegenheiten der Sonne oder der Luft erzählte; eine von dem vornehmſten iſt in dieſem Trauerſpiele ſelbſt im 42ſten Verſe des griechiſchen Textes:

Ταῦτα τοῦ παρόντος, οὐχ' ἁλὼς
Δείσασα πόνους, ἐπλουν ἐξηγουμένου.

„Ein Mann hat mirs erzählt, der alles ſelbſt gehört,
„Als ſie von ihrem Traum die Sonne hat belehrt.

In der Iphigenia in Taurien des Euripides im 41ten Verſe:

„Den ungewohnten Traum, die Bilder banger Nacht
„Erzähl ich dir, o Luft, wo dieſes Lindrung macht.

Hieraus läßt ſich rechtfertigen ſo wohl, was Elektra hier auf dem Schauplatze zu thun hat, als auch, daß ſie allein redet, wovon man, außer den Vorrednern des Euripides, nicht viel Exempel finden wird. Auch einige Verredner in den Tragödien des Euripides werden dadurch erträglicher, indem man nicht voraus ſetzen darf, daß ſie zu den Zuſchauern reden. Zum Exempel in den Phönicierinnen deſſelben redet Jocaſta im Anfange allein:

Du, deren hohe Bahn ſich durch die Sterne beugt,
O Sonne, die ſich uns vom güldnen Wagen zeigt,
Und ihre Flammen dreht mit unermüdten Roſſen!
Welch einen Unglücksſtrahl haſt du auf uns geſchoſſen!
Als dieſer Götterſtadt zuerſt ſich Cadmus wies
Und ſein Phönicien am wilden Meere ließ.

13) Τᾶς ἰσόμοιρον δύο, die gleiche Theile mit der Erde einnimmt. Man hat viel ſinnreiche Urſachen ausgedacht, warum die Luft ſo genennet werden. Einige haben geſagt, daß die vier Elemente

Auch der Rächte banges Trauern
Weis in dieſen Unglückmauern
Die verhaßte Lagerſtatt:
Seit mein Vater hingefahren,
Den im Lande der Barbaren
Mars und Schwerdt verſchonet hat;[13])
Aber meiner Mutter Liſt
Und ihr Bettgenoß Aegiſth,

mente einander an Gewichte und Quantität gleich wären, und ungeachtet die Luft mehr ſchiene, als die Erde, ſo würde ſie doch, wenn ſie zuſammengepreßt wäre, nicht mehr ausmachen. Andere haben es daher geleitet, weil die Erde in dem Mittelpuncte wäre, und alſo der Himmel von allen Seiten gleich weit von ihr abſtünde.

14) Der Gebrauch, daß man, eine große Betrübniß zu bezeigen, ſich auf die Bruſt, und zwar ſehr heftig und oft geſchlagen, iſt bekannt. In den lateiniſchen Trojanerinnen iſt der erſte Chor voll von dieſer Gewohnheit. Nur eine Stelle daraus anzuführen, wo auch des Kopfes beym Schlagen nicht vergeſſen iſt, heißt es:

Tibi noſtra ferit dextra lacertos,
Humeroſque ferit tibi ſanguineos,
Tibi noſtra caput dextera pulſat,
Tibi maternis ubera palmis
Laniata jacent.

Opitz hat es etwas beſcheidener gemacht, indem er überſetzt:

Jede ſchlägt ſich dir mit Fleiße
Blutig, gleichſam als mit Luſt.
Kein iſt, die dir nicht zureiße
Ihre mütterliche Bruſt.

15) Sophokles hat ohne Zweifel in dieſer ganzen Stelle den Homer nachgeahmet, bey welchem Agamemnon zum Ulyſſes in der Hölle ſagt: Odyſſ. B. 11 V. 405.

Mich ſchlug im Schiffe nicht Neptuns erhitztes Naſen,
Der ſtarken Wind, Sturm und ungeſtümes Blaſen,
Nicht räubriſche Gewalt in wüſter Einſamkeit;
Mir war Geſchick und Tod von dem Aegiſth bereit.
Mein frecher Ehgemahl lud mich zu fetten Trachten,
Und half mich als ein Rind bey ſeiner Krippe ſchlachten.

Wie man Eichen niederstürzet,
Durch ein mördrisch Beil verkürzet.
Niemand, Vater, klagt um dich,
Und dein Unrecht quält nur mich.
Nichts soll meine Klagen stören,
Nichts dem herben Seufzen wehren;
Weil ich noch den lichten Tag
Und die Sterne sehen mag.

Gleich kinderlosen Nachtigallen,
Laß ich mit Ach und stetem Weh
Die Stimme bittrer Klagen schallen.
O Reich der Unterwelt, erwache!
Mercur![16], und du, gerechte Rache!
Und was die Hölle schrecklich heißt!
Blickt einst auf ungerechtes Morden,
Auf Ehen, die beflecket worden!
Kommt, helft, und rächt des Vaters Geist!
Laßt meinen Bruder zu mir eilen,
Und meiner Plagen Bürde theilen,
Die endlich mich zu Boden reißt.

Dritter

16) In dem Griechischen wird er mit dem Beynamen χθόνιος, irdischer oder vielmehr unterirdischer Mercur, belegt. Wie er, wenn man ihn in andern Geschäfften nöthig hat, οὐράνιος und θαλάσσιος genennet wird: also hat er den Namen χθόνιος in Geschäfften, die die Hölle betreffen. Elektra zeigt in dem Aeschylus, da sie ebenfalls die Hölle um Rache anruft, ganz deutlich eine von den Ursachen, warum er nicht allein χθόνιος genennet, sondern auch bey dieser Gelegenheit, wenn man Rache fordert, angerufen werde, in den Choephoren des Aeschylus im 122ten Verse:

Ἑρμῆ χθόνιε, κήρυξάς ἐμοί,
Τοὺς γῆς ἔνερθε δαίμονας πλύειν ἐμᾶς
Εὐχάν, πατρῴων δωμάτων ἐπισκόπους.

Mercur, der mir die Post aus tiefer Hölle bringt,
Daß meiner Seufzer Laut zu ihren Göttern dringt,
Und auf des Vaters Haus ihr wachsam Auge blicket.

Wie mir denn überhaupt diese Stelle des Sophokles ein Auszug von den vielen Verwünschungen zu seyn scheint, welche in des Aeschylus seinen Choephoren, ohne was davon verloren gegangen,

Dritter Auftritt.

Elektra, der Chor.

Erſter Satz.

Der Chor.

Kind, das der Mutter Bosheit trägt,[17])
Elektra, welchen Laut erregt
Dein ſchmachtend unerſättlich Klagen,
Um Agamemnons Tod, der durch verfluchte Liſt
Der Mutter längſt gefallen iſt,
Und den ein Mörderarm erſchlagen![18])

Verflucht ſey der, der es gethan,
Wo ich mit Recht es wünſchen kann![19])

ergonen, ſich über 500 Verſe hinaus erſtrecken, und welche deswegen noch rührender ſind, weil ſie auf dem Grabe des Agamemnon ausgeſprochen worden.

17) Dieſes iſt keiner von den Geſängen des Chors, welche zwiſchen jeglichem Aufzuge geſungen werden, ſondern dasjenige, was die Griechen Parodus oder den Auftritt des Chors nenneten. Das vorhergehende giebt nämlich nur den Vorredner oder die Vorbereitung zu dem Stücke ab, da hingegen dieſes der eigentliche Anfang des Trauerſpieles iſt, worinnen der Chor gleich bey ſeinem Auftritte zu erkennen giebt, weswegen er komme, und ſeinen Antheil an der Handlung zu nehmen anfängt. Der Chor beſteht aus vornehmen Mycenerinnen.

18) Der Scholiaſt bemerkt, daß der Chor die Schuld dieſes Todes auf den Aegiſth zu ſchieben ſcheine, ungeachtet Clytämneſtra die Hauptperſon dabey geweſen war, und Aegiſth, nach der Erzählung des Aeſchylus, dieſe That bloß angeſtiftet hatte; Und er giebt zur Urſache an, daß Weiber einander ſonſt nicht gerne ein großes und außerordentliches Verbrechen beymäßen. Aber, wenn man es genauer betrachtet, ſo hat Sophokles wirklich dem Aegiſth die Vollziehung der That zugeſchrieben, wie er ihn denn weiter unten αὐτοφόντην nennet.

19) Sie halten es einigermaßen für unrecht, ihrem, ob wohl unrechtmäßigen, Herrn böſes zu wünſchen.

Zweyter Satz.

Elektra.

Kommt ihr gleich, mein Leid zu lindern,
Stamm der Edeln von Mycen!
Frommer Seufzer Lauf zu hindern,
Wird euch nicht von ſtatten gehn.
Ich weis alles, was ihr werdet ſagen.
Seyd ihr mir, wie ſonſt, geneigt;
Weiſt, daß euch mein Bitten beugt.
Laßt mich klagen.

Erſter Gegenſatz.

Der Chor.

Doch durch die Sümpfe jener Kluft[20])
Kömmt niemand wieder an die Luft.
Den Vater weckt kein Ach noch Bitten.
Du wirſt für mäßig Leid dich mit der größten Qual,
Mit

20) Virgil im vierten Buche vom Feldbau im 472ten Verſe:

Quos circum limus niger & deformis arundo
Cocyti tardaque palus inamabilis unda
Alligat.

Cocytus ſchwarzer Schlamm und ungeſtaltes Rohr,
Ein unbeſchwommner Sumpf kömmt ihrer Flucht zuvor,
Sein träges Waſſer hält die Schatten feſt gefangen.

21) Die Nachtigall. Die gemeine Meynung iſt, daß Philomela in eine Nachtigall verwandelt worden, und Progne in eine Schwalbe. Wiewohl aus den meiſten Stellen der Alten das Gegentheil zu ſchließen iſt, daß nämlich die Mutter des Itys, Progne, zu einer Nachtigall, und ihre Schweſter zur Schwalbe geworden. Anakreon drohet in ſeiner zwölften Ode, der Schwalbe, daß er ihr die Zunge abſchneiden wolle, wie ihr ſchon vor diesem Tereus gethan. Ovidius ſelbſt, wie ſchon der Herr de la Foſſe in ſeinen Anmerkungen über den Anakreon beobachtet, ſchreibet im ſechſten Buche der Verwandlungen V. 678. zweifelhaft davon, daß die eine von ihnen die Wälder, die andere die Hauſer geſuchet hätte:

Qua-

Mit Jammer ohne Maaß und Zahl,
Durch ſtetes Seufzen überſchütten.
Was ſtrebeſt du nach einer Laſt,
Die du nicht Kraft zu tragen haſt?

Zweyter Gegenſatz.

Elektra.

Fühllos iſt, wer ie der Seinen
Jammer vollen Tod verſchmerzt.
Jener Vogel macht zum Weinen
Durch ſein Seufzen mich beherzt,
Der um Itys ach! um Itys ſtönet.[21])
Niobe![22]) dich ehr ich hoch,
Deren ſteinern Denkmaal noch
Immer thränet.

Ein-

Quarum petit altera ſilvas,
Altera tecta ſubit.

In dem Heldenbriefe der Sappho aber ſagt er ganz deutlich:

Sola virum non ulta pie moeſtiſſima mater,
Concipit Ismarium Daulias ales Itym.
Ales Itys, Sappho miſeros decantat amores
Hactenus, & media cetera nocte ſilent.

Um die aus Eiferſucht vergeßnen Muttertriebe
Weint bloß die Nachtigall, und um des Sohnes Blut.
Sie ſeufzt um Itys Tod, und ich um meine Liebe;
Nur ſie und Sappho ſingt, ſonſt alles ſchweigt und ruht.

21) Niobe hatte zwölf Kinder, ſechs Söhne und ſechs Töchter. Apollo erſchoß die Söhne, und Diana die Töchter, weil ſich Niobe der Latona darum, weil dieſelbe nur zwey Kinder hatte vorgezogen. Niobe wurde über dieſer Betrübniß, zumal da ihre Kinder neun Tage unbegraben liegen blieben, in einen Stein verwandelt, und blieb auf dem Berge Sipylus ſtehen,

Wo ſtets ihr Schmerz noch wallt in den verſteinten Gliedern.

Homer

Einfache Sätze.

Der Chor.

Dir iſt ja nicht allein, mein Kind,
Dergleichen Leid erſchienen.
Was klagſt du mehr, als die im Hauſe ſind,
Um die du biſt, und ſelbſt Ein Blut mit ihnen?
Klagt auch Chryſothemis,[21]) wie du?
Iphianaſſa lebt in Ruh,
Und der, deß Jugend heimlich trauert.

Elektra.

O wohl dir glücklicher Oreſt!
Dich wird Mycen als ſeinen Prinz erblicken,
Wenn dich der Götter Schutz, die deinen Weg beglücken,
Dieß werthe Land betreten läßt.

Ich aber wart auf ihn mit unermüdetem Sehnen;
Noch nicht vermehrt mit edlem Stamm,
Verachtet, ohne Bräutigam,
In Leid verſenkt, zerbeizt von Thränen.
Indeß denkt er nicht mehr daran,
Ob ich ihm weh, ob wohl gethan.

Denn,

Homer im letzten Buche der Ilias im 615ten Vers, oder wie es Ovidius dem Sophokles noch näher ausdrückt:

ubi ſixa cacumine montis
Liquitur & lacrimis etiam nunc marmora manant.

Wie es mit dieſen Thränen zugegangen, erkläret Sophokles in der Antigone im 843 V.

Da wird ſie dann vom Regen noch begoſſen,
Da, wie man ſagt, liegt ſtets noch Schnee auf ihr,
Netzt ihren Hals mit Thränen für und für. Opitz.

21) Agamemnon saget im Homer, daß er drey Töchter habe, nämlich außer der Iphigenia, die er damals schon geopfert hatte: Er nennet sie Chryſothemis, Laodice, Iphianaſſa. Sophokles iſt ihm in der Anzahl gefolgt, nur daß er an ſtatt der

Denn, welche Post hab ich empfangen,
Durch die er mich nicht hintergangen?
So viel er auch von Sehnsucht spricht;
Sehnt er sich stets und kömmt doch nicht.

Der Chor.

Getrost, getrost, weil über den Gestirnen
Der große Jupiter noch wacht,
Der alles sieht und lenkt mit Macht;
Dem überlaß dein allzuschmerzlich Zürnen.
Du mußt nicht eilend zum Verzeihn,
Im Hassen nicht zu bitter seyn.
Der Zeiten Flug ist schnell und leicht.
Der Crissens [24]) fetten Strand durchstreicht,
Orestes, wird nicht stets vor seinem Lande fliehen.
Der Fürst der Höllen wacht, und wird nicht stets verziehen.

Elektra.

Doch sind bey Qual und Ungemach,
Bey Hoffen, ohne zu erlangen,
So schöne Tage hingegangen.
Ich werde meiner Last zu schwach.
Ohn Aeltern [25]) schmacht ich in den Plagen,
Kein werther Freund stillt meine Klagen. [26])

der Laodice die Elektra nennet. Andere Poeten haben sich der Freyheit bedienet, ihm, nachdem sie es nöthig befunden, weniger Kinder zu geben, und man wird, außer der Iphigenia und Elektra, weder in Euripides noch im Aeschylus leicht eine andere genennet finden.

24) Crissa war eine Stadt in Phocis. Man sagt, daß Crissus, der Vater des Strophius sie erbauet haben solle. Camerarius.

25) Ἄνευ τοκίων weil sie den Vater verloren hat, und die Mutter bey diesem Abscheue, den sie vor ihr trägt, und bey der Qual, die sie von ihr ausstehet, ansiehet, als ob sie keine Mutter hätte.

26) Es scheint, als ob sie hier darauf zielte, daß sie unverheurathet ist, wie sie denn vorher und kurz hernach es deutlicher zu ver-

Im eignen Haus als fremd, schmück ich in tiefster Schmach
Für solch ein Mörderpaar des Vaters Schlafgemach.[27])
Bey Tafeln, welche mich nicht speisen,
Muß ich mich, wie ihr seht, in armer Kleidung weisen.

Erster Satz.

Der Chor.

O Rückkehr! o betrübter Klang!
Geschrey, das aus den Zimmern drang,[28])
Indem das Beil den Streich vollstreckte!
Brunst gab die Hand, und List den Rath,
* Daß Frevel neue Frevelthat
Zum Anblick voller Gräul erweckte;
Es sey nun, daß der Götter Macht,
Es sey, daß Menschen es vollbracht.

Zweyter

verstehen giebt. Unsre Sitten würden es nicht leiden, daß ein unverheurathet Frauenzimmer auf dem Schauplatze in einer Tragödie einige Sehnsucht bezeigte, verheurathet zu seyn. Aber bey den Alten findet man nicht, daß sie sich hierinnen sehr gezwungen haben. Insonderheit wenn sie sterben sollten, beklagten sie, wie man es bey der Polyxena im Euripides und bey der Antigone im Sophokles sieht, daß man sie, wie die letztere sagt:

Ἄλεκτρον, ἀνυμενάιον, οὔτε τοῦ γάμου
Μέτρος λαχοῦσαν, οὔτε παιδείου τροφῆς.

Sophokl. Antig. V. 933.

Ohn Eh, ohn Brautgesang, ohn alle Hochzeitehre.
Ohn Kinder, welcher Zucht das Haus nun ferner mehre.

Opitz.

zum Tode führe.

27) Οἰκονομῶ θαλάμους πατρός. Der Scholiast erklärt es: Ich wohne in dem Hause meines Vaters. Aber ich finde nicht, daß οἰκονομεῖν, welches Sorge tragen, ordnen, heißt, für wohnen gebraucht wird, ungeachtet ich nicht leugne, daß θάλαμοι zuweilen eben, wie das lateinische Wort penates, für das Haus gesetzet werde. Der Zusammenhang weiset, daß Elektra sagen will, man brauche sie als eine Fremde und Gefangene,

Zweyter Satz.

Elektra.

Feindseligster der Tage!
Du scheinest mir zur Qual.
O Nacht! o schmerzlich Mahl,
Von dem ich schauernd sage:
Mein Vater sah ein schmählich Ende
Durch zweener Mörder kühne Hände,
Durch die auch ich dahin,
Verrathen, leblos bin.
Der Herrscher, der im Himmel wohnt,
Vergelte, wie sie es verdienen,
Daß die kein blühend Glück belohnt,
Die solcher Thaten sich erkühnen!

Erster

fangene, in ihres Vaters Hause zu dienen. Da also δάλαμος das Schlafgemach heißt, so sehe ich nicht, warum ich die Worte hier nicht im eigentlichem Verstande nehmen soll, zumal da die Frau Dacier in ihren Anmerkungen über den 11ten V. der Ilias Stellen angeführet, daß vornehmen Gefangenen diese Sorgfalt aufgetragen worden.

28) Ich erkläre es, wie es Camerarius übersetzet. Sonst könnte es auch heißen: O betrübter Ruf von des Vaters Wiederkehr, betrübter Ruf, daß er sich zur Tafel geleget. Die Zweydeutigkeit bestehet in dem Worte κοίτη, welches sowohl das Gemach, wo man sich zur Tafel legt, als auch die Handlung selbst, bey der Tafel zu liegen, bedeutet. In dem letztern Falle konnte man es übersetzen:

Betrübte Rückkehr, traurig Mahl,
Als des verfluchten Beiles Stahl
Den abgezielten Streich vollstreckte.

*) In der prosaischen Uebersetzung:
Doch hatten beyde vorher das grauenvolle Verbrechen entworfen. Im Griechischen: Δεινὰν δεινῶς προφυτεύσαντες μορφάν.

Erſter Gegenſatz.

Der Chor.

Ich wünſche nicht, und denke nach:
Was hat dich in die tiefe Schmach,
In der du lieg'ſt, hinein geführet?
Du häufſt die Noth durch deine Schuld,
Indem dein Geiſt voll Ungeduld
Stets neuen Streit und Krieg gebieret.
Entferne das, was Zank erregt,
Von dem, der Macht in Händen trägt.

Zweyter Gegenſatz.

Elektra.

Mein Gram hat mich bezwungen.
Mein Zorn iſt mir bewußt.
Die Flüche ſind der Bruſt
Vom Jammer abgedrungen.
Ja, nur mein Tod kann ſie erſticken,
Wie ſoll mich eitler Troſt erquicken?
Zu lindrung meiner Pein
Kann niemand weiſe ſeyn.
Ihr Prieſterinnen, weicht, ach weicht!
Kein Ende wird mein Leid beſchließen.
Bey Schmerz, der niemals Ruh erreicht,
Will ich in ſteten Thränen fließen.

Der

39) Ich glaube, daß ich Urſache habe, ſo zu überſetzen, wenn ich das zweymal gebrauchte Wort ἀτα ausdrücken will. Im Griechiſchen heißt es: Gebiete nicht durch deine Flüche (ἀτας) ein großes Unglück (ἀτα.)

40) Sie wollen ſagen, daß ſie gekommen ſind, ſich ihr gefällig zu erzeigen, und daß ſie ſelbſten darinnen ein Vergnügen ſuchen.

Der Chor.

Ich ſags mit Muttertreu, die deine Wohlfahrt ſucht:
Dein Mund flucht nur dir ſelbſt, indem er andern flucht.*)

Elektra.

So ſage dann: Iſt meine Qual zu meſſen?
Sprich, thu ich recht, der Todten zu vergeſſen?
In welchem Sterblichen lebt ſolch ein frecher Sinn?
Von ſolchem frag ich nicht, ob ich geehret bin.
Ja wohnt ich auch bey einem werthen Gatten,
So ließen drum nicht meine Seufzer nach.
Es flöge noch zu meines Vaters Schatten,
Trotz aller Furcht, manch lautes Ach.

Da dieſer entleibet,
In Erde zerſtreubet,
Als Nichts, im Grabe liegt.
So müſſen für ihr Blutvergießen
Die Mörder mir die Blutſchuld büßen:
Sind anders Scham und Zucht nicht ſchon
Aus aller Menſchen Bruſt entflohn.

Der Chor.

Mein Kind, ich eilte her, um mein und deinetwegen.**)
Rath ich dir Böſes an, du kannſt mich widerlegen.
Du findeſt eine Schaar, die willig ſich bequemt.

Elektra.

Geliebteſte, wahr iſts: ich fühle mich beſchämt,
Da meine Klagen euch zu feig und zaghaft ſcheinen.

Der

chen, wenn ſie ihr angenehm ſeyn können. Wofern Elektra alſo glaubt, daß ſie unrecht thäten, ſie in ihren Klagen zu ſtören, ſo möchte ſie ihnen ſolches zu verſtehen geben. Hierdurch macht ſich Sophokles eine Gelegenheit, eine etwas lange und ausgeführte Rede, welche die Athenienſer ſehr liebten, anzubringen.

Der Schmerz thut mir Gewalt, und zwinget mich zum Weinen.
Verzeiht! Was thut wohl sonst ein adliches Gemüth,
Das seines Vaters Haus in tiefem Jammer sieht, *)
Der Tag und Nächte steigt? und nie zum Falle rücket? **)
Ein Herz, das Mutterhaß, und stete Feindschaft drücket;
Des Vaters eignes Dach zu dessen Mördern schließt;
Das diesen dienen muß, von diesen Brod genießt?

Wie glaubst du, daß mir wohl der bange Tag vergehet?
Ich sehe den Aegisth aufs Vaters Thron erhöhet,
Der in den Kleidern prangt, die vormals jener trug,
Den Göttern Opfer bringt, da, wo er ihn erschlug.
Ja, was die Schmach vermehrt, und bis zum Gipfel treibet,
Des Vaters Bette selbst, hat der, der ihn entleibet; ***)
Der hat der Mutter Herz: wenn, die den Mörder liebt,
Den Namen noch verdient, den man den Müttern giebt.
Sie, die vor keiner Wuth der Furien erbebet,
Ist so verkehrt, daß sie bey diesem Abscheu ****) lebet,
Noch ihres Frevels lacht: und sieht sie dann den Tag,
An dem mein Vater einst durch ihre List erlag;

Mit

*) In der prosaischen Uebersetzung:
Welche, fern sich zu verringern, mit jedem Tage, mit jeder kommenden Nacht höher empor grünen. Im Griechischen:
Ἃ γω ναϊ' ἄμας καὶ ναϊ' ἀκτῖνιν δὲ βλάστοντα μᾶλλον, ἢ μειούμενα.

**) Eigentlich, der Tag und Nächte mehr grünet oder wächst, und niemals verwelket. Wachsen aber ist bey uns durch den öftern Gebrauch in dieser Gelegenheit bey nahe zu einem eigentlichen Worte geworden. Daß der Jammer oder verwelke oder verdorre, ist uns zu unbekannt, es zu hören.

***) Αὐτοκτόνου. Der ihn mit eigner Hand erschlagen. Sophokles gehet darinnen von dem Aeschylus ab, welcher ihn nichts dabey thun läßt. Man wirft ihm vor:

Willst du in Argos dich zu unsrer Herrschaft bringen,
Der du den Anschlag sahst, den Helden umzubringen,
Und doch mit eigner Hand dich nicht der That erkühnt?

Ὃν οὐκ ἄνευ δορυσθενοῦς.
Aeschylus im Agamemnon im 1644ten V.

Und

Mit Chören fröhlich ist,[33]) der Schafe Blut verspritzet,
Und es den Göttern weiht, die sie in Noth beschützet.
Ich Arme geh umher, und bey verschwiegner Qual,
Wein, ächz und seufz ich noch um jenes Unglücksmahl,
Wie sie es selber nennt. Denn auch den bittern Zähren
Darf ich nach Wunsche nicht den freyen Lauf gewähren.
Dieß Weib, in Worten groß, verspottet meine Pein.
Dir, aller Götter Fluch! dir, sagt sie, ist allein
Dein Vater hingerafft; Sonst keinem gehts zu Herzen.
Verdirb in deiner Noth, und von den steten Schmerzen
Befreye dich dereinst die Hölle selber nicht!

So höhnt und lästert sie. Doch, wenn ihr das Gerücht
Orestens Ankunft sagt, wird sie von Wuth vergiftet,
Tritt vor mich, schreyt mich an: Hast du nicht dieß gestiftet?
Ists dein Werk nicht allein? Du hast aus meiner Hand
Mir den Orest entführt in ein entferntes Land.
Doch wisse nur: Du bist zu Straf und Qual verdammet!

Dieß alles stößt sie aus, und wird noch mehr entflammet.
Ihr würdiger Gemahl steht da, und reizt sie an,
Dieß Weib,***) der Laster Sitz, der keine That gethan,

Als

Und seinen Charakter vollkommen zu machen, giebt er hierauf zur Antwort:

Ich ruhte, weil der List sich nur ein Weib bedient.

**) Bey diesem Abscheu. μιάτορι im Griechischen. Die Zürcher Uebersetzung giebt es Todschläger.

33) Homer hat den Charakter des Aegisth eben so bemerkt. Dieser, wie er es beschreibt:

Ließ des Altares Glut viel fette Hüften zehren,
Tapeten, Bilder, Gold der Tempel Schmuck vermehren,
Als wär ein Werk gethan, darauf er nie gegofft.
Odyss. B. 3. V. 273.

Entweder, weil solche Leute durch angenommene Andacht ihr eignes Gewissen einschläfern, oder weil sie andre betriegen wollen.

***) Dieß Weib, oder dieser Weichling. So wird Aegisth genannt. Ὁ πάντ' ἀνάλκις οὗτος.

Als zu Verrath und Mord mit Weibern ſich vereinet.
Indeß muß ich vergehn, eh mir mein Troſt erſcheinet.
Oreſt, der ſtets verſpricht, hat, da ich ihm geglaubt,
Mir nah und fernen Troſt gefällt und hingeraubt.
Wie kann ich meinen Schmerz, und meine Zunge zähmen?
Das Unglück zwingt uns oft, was Böſes vorzunehmen.

Der Chor.

Sprich; redeſt du ſo frey, indeſſen daß Aegiſth
Zugegen, oder weit vom Haus entfernet iſt?

Elektra.

Würd ich hier zu verziehn, mich ſonſten unterfangen;
Wenn er nicht weggereiſt, und auf das Land gegangen?

Der Chor.

Wohl! wenn ſichs ſo verhält, ſo kann ich kühner ſeyn,
Und laſſe mich mit dir in weitre Fragen ein.

Elektra.

Da er entfernet iſt, ſo frage nach Gefallen.

Der Chor.

Berichte mich demnach! Ich frage dich vor allen:

Was

34) Nicht, als ob ſie zu der Chryſothemis nicht das Vertrauen gehabt hätten, daß ſie der Elektra günſtig genug wäre: ſondern weil ſie ein Todtenopfer tragen ſahen, und ſich erkundigen wollten, wozu es beſtimmet wäre. Der Scholiaſt

Oder vielmehr, weil man ſich bey allen Opfern in Acht nahm, etwas zu reden, welches die opfernde Perſon als eine üble Vorbedeutung annehmen konnte, und daher der Chor lieber haben wollte, daß Elektra ſchwiege. Eben ſo ſagt in dem folgenden Clytämneſtra ſelbſt zur Elektra, eh ſie ihr Opfer noch mit Unglücksworten ſtören wollte. Es ſchadet nichts, daß Chryſothemis ſelbſt zu reden anfangt. Denn da es nichts nothwendiges war bey den Opfern zu ſchweigen, ſo hat ſie dem ungeachtet hierinnen ihre Freyheit, und zeiget hierdurch zugleich, daß ſie ſich das Opfer ihrer Mutter eben nicht ſo ſehr angelegen ſeyn läßt.

Was sagst du vom Orest? Erscheint er, oder nicht?

Elektra.

Er sagts. Doch sagt er stets, und thut nicht, was er spricht.

Der Chor.

Ein großes Werk braucht Zeit, eh man zum Ausbruch eilet.

Elektra.

Doch da ich ihn erhielt, hab ich mich nicht verweilet.

Der Chor.

Getrost! sein edles Herz wallt, Freunden beyzustehn.

Elektra.

Ich glaub es. Sonst würd ich in Schmerzen bald vergehn.

Der Chor.

Halt itzt mit Reden ein.[34]) Chrysothemis[35]) erscheinet,
Die gleicher Aeltern Blut als Schwester dir vereinet.
Schweig, weil sie in der Hand ein Todtenopfer tragt,
Wie man der Unterwelt sonst darzubringen pflegt.

Vier-

35) Die Person der Chrysothemis scheint unterschiedenen bloß deswegen eingeschoben zu seyn, um die Trogodie zu erweitern, und es auf die Ankunft des Orest das Leere derselben auszufüllen. Sie befördert oder verhindert dieselbe nicht, sie hilft nicht zu der Rache, die derselbe von dem Aegisth und der Clytämnestra nimmt, und nichts von ihr scheint einen Einfluß in den Ausgang des Trauerspieles zu haben. Wenn diese Person in den Choephoren des Aeschylus auftrate, so könnte ich ein gleiches sagen müssen, und sie würde in demselben einen großen Fehler machen. Aber Sophokles hat die Elektra zur Heldinn erwählet, an statt daß bey dem Aeschylus Orest der Held zu seyn scheint. Man kann leicht sehen, was dieses in der Einrichtung der Fabel selbst für einen Unterschied machet. Wenn es heißt: Ein Prinz war von dem Orakel ermuntert worden, den Tod seines Vaters zu rächen; er kam an den Ort, wo die Ver-

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Chryſothemis.

Chryſothemis.

Ach Schweſter! ſoll dein Mund vor des Pallaſtes Thüren,
Von Seufzen niemals matt, ſtets laute Klagen führen?
Ach! lerne von der Zeit, die deinen Schmerz bekämpft,
Wie man der eitlen Bruſt vergebnen Kummer dämpft,
Mein Herz weis, daß auch mich nicht minder Schmerzen beugen;
Ich wünſche nichts, als Kraft, um meinen Haß zu zeigen.
Doch

Verbrecher, die er beſtrafen wollte, ſich aufhielten: daſelbſt gab er ſich ſeiner Schweſter zu erkennen, welche mit ihm Anſchläge faßte, wie er ſein Vorhaben am beſten ausführen konnte, das er dann vollzog: So würde es mit dieſer Fabel gar nicht zuſammenhängen, wenn man eine Perſon aufführen wollte, die ſeiner Schweſter ihre vielen Klagen für übel hielte, und ihre Lebensart derſelben entgegen ſetzte; wenn dieſer Schweſter die Nachricht gebracht würde, daß ihr Bruder todt wäre, wenn eine andere Perſon ihr hierauf einige Muthmaßungen von der Ankunft deſſelben hinterbrächte, die aber keinen Glauben fänden, wenn man endlich rathſchlagte, ob man nicht ſelbſt an die Verbrecher die Hand legen wollte. Wenigſtens müſſen in allen dieſen Dingen Umſtände geſucht werden, welche die Ankunft des Prinzen aufhielten, und ihm etwa verhinderten, ſich ſeiner Schweſter zu erkennen zu geben.

Wenn aber die Fabel alſo heißt: Eine Prinzeßinn, war in der äußerſten Betrübniß und untröſtlich, weil ihr Vater ſo lange ungerochen war; wenn dieß hörte ſie die Nachricht, daß derjenige, auf den ſie ihre Hofnung geſetzt hatte, umgekommen wäre; eine andere Perſon hinterbrachte ihr zwar einige Muthmaßungen von eben deſſelben Ankunft, aber ſie wären zu ſchwach, daß ſie hätten eine ſo gewiſſe Nachricht von ſeinem Tode umſtoßen ſollen; in dieſer Verzweiflung munterte ſie ihre Schweſter auf, ſelbſt mit ihr Hand an den Mörder ihres Vaters zu legen; ſie richtete aber bey dieſer nichts aus; daher entſchloß ſie ſich, es allein zu thun und mitten in dieſem Entſchluſſe erſchien der, auf den ſie gehofft hatte, und führte ihre Rache aus: So wird man ſehen, daß alles dieſes ſehr natürlich zuſammenhängt, weil es bloß darauf ankommt, ob man einerley Fabel in Abſehen auf dieſe oder jene Perſon ausführet.

Doch da das Unglück ſtürmt, zieh ich die Segel ein;[96])
Da ich nichts wagen darf, vermeid ich auch den Schein,
Und reize niemands Zorn. Thu doch, wie ich dich lehre.
Zwar hat dein feſter Trutz den Schein von Muth und Ehre,
Mein Rath ſcheint voller Furcht. Doch wer nach Freyheit ſtrebt,
Muß dem gehorſam ſeyn, in deſſen Macht er lebt.

Elektra.

Erſchrecklich iſts. Die Gunſt der Mutter zu erjagen,
Kannſt du den Vater ganz aus deinem Sinne ſchlagen.
Ermahnung, Warnen, Rath, iſt alles nur von ihr
Dir in den Sinn gelegt. Du redeſt nichts aus dir.

96) Der Unterſchied der Charaktere zeiget ſich nicht beſſer, als wenn zwo Perſonen in einerley Umſtanden doch verſchiedene Handlungen vornehmen. Die verſchiedenen Umſtände, darinnen ſich die Perſonen befinden, machen die Verſchiedenheit der Charaktere nicht aus, und wie mich deucht, iſt eine Tragödie, da die Perſonen durch nichts anders, als durch dieſe, unterſchieden ſind, eine Tragödie ohne Charaktere. Sophokles hat nicht in dieſer Tragödie allein, ſondern auch in verſchiedenen andern den Vortheil in Acht genommen, daß er um den Charakter der einen Perſon recht ins Licht zu ſetzen, ihr eine andere entgegen ſetzet, die den Maximen derſelben ganz zuwider handelt. So hat er in der Antigone ebenfalls zwo Schweſtern, und in dem Philoktetes den Charakter des Neoptolemus und Ulyſſes gegen einander geſetzet. In dieſer Tragödie iſt er nicht zufrieden geweſen, der Elektra eine Schweſter zu geben, welche nur gelaſſen iſt, ſondern er ſetzet ihr eine Perſon an die Seite, die ſich einen eben ſo großen Verdienſt daraus macht, leichtſinnig zu ſcheinen, als jene, eine beſtändige Betrübniß und ein Herz, welches das Unglück ihres Vaters niemals vergeſſen kann, zu bezeugen. Eine gelaſſene Perſon würde die Elektra nicht ſo leicht durch ihre Erinnerungen in den Harniſch gejagt, und in den Verdacht geſetzet haben, als ob ſie es mit den Mördern hielte, daher würde vieles von den bitzigen Unterredungen weggefallen ſeyn, die ſie mit einander haben. Eine andere, welche es wirklich mit den Feinden gehalten hätte, würde die Muthmaßungen von Orestens Ankunft nicht der Elektra, ſondern der Clytämneſtra hinterbracht haben. Uebrigens iſt dieſe Perſon ſehr geſchickt, daß ihr Clytämneſtra das Opfer anvertrauet, weil ihr Weſen ſie völlig überredet haben konnte, als ob ſie es mit ihr hielte. Aeſchylus hat dieſes Opfer der Elektra von der Clytämneſtra geben laſſen, aber einer weit gelaſſenern Elektra, als des Sophokles ſeine iſt, für welche ſich dieſes Amt ganz und gar nicht geſchickt haben würde.

Wähl unter zweyen eins: Du stützest selbst die Feinde.
Wo nicht, so bist du kalt, und denkst an keine Freunde.
Zwar itzt versprichst du viel. Wie gerne, sagest du,
Entdeckt ich meinen Haß, hätt ich nur Kraft dazu!

Doch such ich, wie ich weis, des Vaters Tod zu rächen,
So weichst du dann zurück, und willst den Vorsatz brechen.
Heißt dieß nicht feige Furcht zu seiner Noth gesellt?
Sag, oder höre selbst. Was hätt ich für Entgelt?
Gesetzt, ich wollt einmal den langen Schmerz besiegen,
Ich lebe ja, zwar schlecht; doch kann ich mich begnügen.
Den Feinden zum Verdruß ehr ich des Todten Geist;
Wofern ein Todter noch der Menschen Dienste preist.
Du aber willst den Haß in leeren Worten zeigen,
Und bist doch in der That des Vaters Mördern eigen.
Böth jemand mir dein Glück und deine Wollust an,
So würd ich nicht gerührt und niemals unterthan!
Dich mag ein fetter Tisch mit reichen Speisen nähren;
Mein Labsal ist, mich selbst durch Knechtschaft nicht beschweren.
Denn glaube, daß mich nicht nach einem Glanz gelüst,
Den du verachten sollst, wofern du weise bist.
Du hättst ein würdig Kind des Vaters heißen können:
Doch laß nur immer dich der Mutter ähnlich nennen!
Sey Freunden ungetreu; damit auch dich die Welt
Für die Verräthernn des todten Vaters hält!

Der Chor.

Laßt, bey den Göttern, euch durch keinen Zorn erhitzen!
Ihr Wort kannst du vielleicht, und sie das deine nützen.

Chrysothemis.

Geliebte, glaubt, ich bin des Vorwurfs schon gewohnt,
Und hätt auch dieses mal der Worte mehr geschont;
Erfuhr ich nicht, daß ihr ein Unglück nahe trate,
Und mit Gewalt vielleicht dem Seufzen Einhalt thäte.

Elektra.

So bring dieß Unglück vor. Ich habe sehr gefehlt,
Wo du ein größers sagst, als mich bisher gequält.

Chrysothemis.

Wohl! alles, was ich weis, will ich dir frey entdecken;
Wirst du den Klagen nicht bald Ziel und Gränze stecken,
So wirst du weit von uns an einen Ort geschickt,
Allwo dein Auge nie der Sonnen Licht erblickt;
In finstern Wohnungen dein Leben zuzubringen,
Und fern von hier verbannt, dein Unglück zu besingen.
So nimm dich nun in Acht und klage mich nicht an,
Wenn dich ein Unglück trifft, das Klugheit wenden kann.

Elektra.

So wird man wirklich thun, was ich von dir gehöret?

Chrysothemis.

Gewiß! so bald Aegisth nach Hause wiederkehret.

Elektra.

Wohl! mich verlangt nach ihm. Er eile bald herzu!

Chrysothemis.

Ach, Unglückseligste! wornach verlangest du?

Elektra.

Wenn dieß beschlossen ist, so kehr Aegisth zurücke!

Chrysothemis.

Du bist noch bey Vernunft und willst dein Ungelücke.

Elektra.

Ich wünsche mir, von euch, so weit ich kann, zu fliehn.

Chrysothemis.

Kannst du dich ohne Schmerz von diesem Leben ziehn?

Elektra.

O Leben voller Glück! das man bewundern mußte!

Chryſothemis.

Es war es, wenn dein Herz ſich drein zu ſchicken wußte.

Elektra.

Du lehreſt mich umſonſt, wie man die Treu verletzt.

Chryſothemis.

Ich lehre, wie man ſich der Macht nicht widerſetzt.

Elektra.

So ſchmeichle wie du willſt; ich kann es nicht erdulden.

Chryſothemis.

Es iſt ein rühmlich Werk, nicht ſeinen Fall verſchulden.

Elektra.

Räch ich den Vater nur, ſo fall ich immerhin!

Chryſothemis.

Dieß will er ſelber nicht, wie ich verſichert bin.

Elektra.

Dergleichen Reden kann nur, wer verkehrt iſt, preiſen.

Chryſothemis

So biſt du unbewegt und läſſeſt dir nicht weiſen?

Elektra.

So ſehr verläßt noch nicht mich Klugheit und Verſtand.

Chryſothemis.

So geh ich meine Bahn, wohin man mich geſandt.

Elektra.

Wo gehſt du hin? wen ſoll dieß Opfer denn verſöhnen?

Chryſothemis.

Die Mutter ſchicket mich, des Vaters Gruft zu krönen.

Elektra.

Des unglückſeligſten der Menſchen, ſageſt du?

Chryſothemis.

Den ſie ermordet hat; Setz es getroſt hinzu!

Elektra.

Hat ſie der Freunde Rath, hat ſie was ſonſt erwecket?

Chryſothemis.

Ein nächtliches Geſicht hat, glaub ich, ſie erſchrecket.

Elektra.

Nun unſers Landes Schutz, ihr Götter, laßt uns nicht!

Chryſothemis.

Wie? ſtärket deinen Muth ein nächtliches Geſicht?

Elektra.

Vielleicht! Erzähle nur: Wie hat ſichs zugetragen?

Chryſothemis.

Ich weis nur weniges und kann nicht alles ſagen.

Elektra.

Sag auch dieß wenige. Oft hat ein ſchwaches Licht
Betrogen, aber oft auch Menſchen aufgericht.

Chryſothemis.

Man ſagt, daß ſie geſehn den Vater ſich von neuen,[37])
Als ihren Ehgemahl des Lichts der Sonnen freuen.
Im Hauſe hab er ſelbſt, was nun Aegiſthus führt,
Dieß Zepter eingepflanzt, das ihm allein gebührt.
Aus deſſen Spitze ſey ein grünes Reis entſproſſen,
Deß Schatten alles Land um ganz Mycen genoſſen.
Ein Mann hat mirs erzählt, der alles ſelbſt gehört;
Als ſie von ihrem Traum die Sonne hat belehrt.
Mehr weis ich nicht, als dieß. Um dieſes Schreckens willen
Bin ich von ihr geſchickt, des Todten Zorn zu ſtillen.

Elektra.

Nunmehr beſchwör ich dich, bey aller Götter Huld,[38])
Erfülle meinen Rath, und falle nicht aus Schuld!

Die

37) Dieſer Traum ſollte einem anfangs nicht ſo ſchrecklich ſcheinen, als erjenige, welchen Aeſchylus von der Clytämneſtra erzählt. Es hatte ihr nämlich geträumet, als ob ſie einen Drachen zur Welt brächte, und als ſie ihn, wie ein Kind ſäugen wollen, habe er ihr Blut aus den Brüſten gezogen. Dieſes iſt ein Traum, welcher in den damaligen Zeiten auch eine Perſon, die das böſe Gewiſſen hatte, hätte erſchrecken ſollen. Dahingegen der Traum des Sophokles allen andern Perſonen, außer der Clytämneſtra, Vergnügen gebracht haben würde. Alles ſchreckliche, was er hat, bringt Clytämneſtra ſelbſt hinein, welches nicht allein ſehr wohl den Charakter einer Perſon, die von ihrem Gewiſſen gequälet wird, andeutet, ſondern auch die Clytämneſtra deſto verhaßter macht, weil ihr Schrecken daher zeiget, daß ſie das Glück ihres Sohnes, welches andre Mutter hoffen, als etwas ſchreckliches anſehe.

38) Dieſe und die folgenden zwo Zeilen rechnet Dacier noch zur Rede der Chryſothemis, aber ohne einige Urſache davon anzuführen.

39) Sie ſieht, wie Dacier erinnert, dieſes Opfer als eine expiation oder ein Sühnopfer an, welches man, ſo bald es vollbracht war, hinweg warf oder verbarg, damit es niemand als eine Sache, wovor man Abſcheu trug, zu ſehen bekommen möchte. Eben dieſe Gedanken hat Elektra in dem Aeſchylus. Sie rathſchlaget daſelbſt, was ſie mit dem Opfer ihrer Mutter anfangen ſoll, in den Choephoren im 87ten Verſe:

Sag

Die Reue kömmt zu ſpät, wenn du dich iſt vergangen.
Von allem was du tragſt, laß nichts zur Gruft gelangen.
Geliebte denke nach, und ſieh, ob ſichs gebührt,
Daß deines Vaters Grab der Feindinn Opfer ziert
Und ſein Gebein benetzt. Nein! gieb es nur den Winden,
Verſcharr ihr dieſen Schatz! [39]) Sie mag ihn wieder finden,
Wenn ſie der Höllen Kluft dereinſt betreten hat;
Nur ſchande nichts davon die werthe Ruheſtatt.
Darf ſich dieß freche Weib den, den ſie ſelbſt erſchlagen,
Durch falſcher Opfer Schmuck noch zu verſöhnen wagen?
Bedenke, wird wohl je von einer ſolchen Hand
Ein angenehm Geſchenk dem Schatten zugeſandt,
Durch deren Raſereyn und ſchmahliches Erwerben
Vom Fuße bis aufs Haupt ſein Leib zerſtümmelt worden. [40])

Sag ich, daß an die Gruft der werthen Gattinn Hand
Dem werthen Gatten dieß aus Liebe zugeſandt?
Die Kühnheit iſt zu groß. Ich kann mich nicht entſchließen.
Noch ſoll ich auf das Grab ein ſchäumend Opfer gießen.
Erwahn ich, daß er der, die nun ſein Grabmaal ſchmückt,
Nach Menſchenrecht vergilt und harte Strafen drückt?
Wie? oder ſoll ich ſtill, voll Scham um ihn Erblaſſen,
Suhnopfern gleich, dieß Naß die Erde trinken laſſen?
Und werf ich hinter mich mit abgewandtem Blick
Sammt dem vergoßnen Trank auch das Gefäß zurück?

40) Das griechiſche Wort ἐμασχάλισεν ſaget noch mehr. Man pflegte nämlich aus Aberglauben denjenigen, die man ermordet hatte, inſonderheit wenn es Verwandte waren, die Spitzen der äußerſten Theile des Leibes, als Hände, Füße, abzuhauen, und dieſelben am Halſe unter den Achſeln bey ſich zu tragen, um, wie man glaubte, ſich durch zur Rache ungeſchickt zu machen. Stanley hat hiervon in ſeinen Anmerkungen über die Choephoren des Aeſchylus V. 437. viele Stellen geſammlet, worunter inſonderheit die Stelle aus der Aeneis B. 6. V. 494. hieher gehöret.

Atque hic Priamiden laniatum corpore toto
Deiphobum vidit, lacerum crudeliter ora
Ora manusque ambas, populataque tempora raptis
Auribus, & truncas inhoneſto vulnere nares.

Und ein zur Fröhlichkeit und Luſt bereitet Bad [41])
Die Streiche ſeines Haupts vom Blut gewaſchen hat?

Willſt du dein Löſegeld für ihre Mordthat bringen?
Nein! laß dieß Opfer nicht bis zu den Schatten dringen.
Beſchneid das äußerſte von deinem ſchönen Haar,
Und bring auch dieſen Reſt des kurzen Haares dar,
Das ich Verachtete noch auf dem Haupte habe,
Den ſchlechten Gürtel nimm, [42]) und bring ihn auch zum Grabe.
Geh, wirf dich flehend hin, [43]) daß wider unſern Feind
Er aus der Unterwelt zu unſrer Hülf erſcheint,
Daß bald Oreſt, ſein Sohn, mit tapfern Händen ſiege,
Und unter ſeinen Fuß der Feind zertreten liege;
Damit man ihm erlöſt mit reichrer Hand ſodann
Und prächtiger, als itzt, ſein Grabmaal ſchmücken kann.
Ich glaub, ich glaub, auch er erwacht, was auszurichten,
Und ſchreckt ſie nicht umſonſt mit traurigen Geſichten.
Drum hilf dir ſelbſt, hilf mir, hilf dem, den man entleibt,
Und der auch in der Gruft noch beyder Vater bleibt!

Der

41) Ich ſehe nicht, warum ich nicht die Worte λύτρα πρὸς λουτροῖσιν αἵματος πόσις, in ihrem natürlichen Verſtande nehmen ſoll, nämlich, „das Haupt hat ſeine Streiche in dem Bade „gewaſchen.„ Denn obgleich viele andre Poeten ſagen, daß Agamemnon bey der Tafel, oder auch, wie ſie es auszudrücken pflegen, bey dem Weine umgebracht worden: ſo giebt doch Aeſchylus zu verſtehen, daß es eigentlich im Bade geſchehen. Im Agamemnon deſſelben im 1118 Verſe ſagt Caſſandra:

Verfluchtes Weib, was hebſt du an?
Im Bad iſt dein Gemahl, der ſich dir feſt verbunden.
Ach! ſag ichs? bald iſt es gethan.
Es regt ſich Hand um Hand begierig zu verwunden.

Wovon Stanley in den Anmerkungen hierüber noch mehrere Stellen anführet. Und es läßt ſich dieſes ganz wohl vereinigen, da das Waſchen vor der Gaſterey vorhergegangen, und gleichſam zu derſelben gerechnet worden.

Der Scholiaſt erkläret dieſe Stelle des Sophokles, daß man eine Gewohnheit gehabt habe, den Stahl, womit die That vollbracht worden, entweder an ſeinen oder an des erſchlagenen

Der Chor.

O Freundinn, sie hat nichts, was unrecht ist, begehret,
Und wo du weise bist, so wird es ihr gewähret.

Chrysothemis.

Es sey! Was billig ist, das soll uns nie entzweyn.
Mich heißet meine Pflicht schnell zum Vollbringen seyn.
Ich wage dieses Werk, ihr Bitten zu erfüllen;
Doch schweiget, Wertheste, schweigt um der Götter willen!
Denn wo der Mutter dieß vielleicht zu Ohren dringt,
So hab ich was gewagt, das mich in Jammer bringt.

Erster Zwischengesang.

Elektra,[44]) der Chor.

Satz.

Der Chor.

Kann ich des Schicksals Sinn erreichen,
Und schließ ich nicht aus eitlen Zeichen;

So

nen Haupte abzuwischen, und sich dadurch gleichsam vom Blute zu reinigen. In diesem Falle konnte man es übersetzen:

Und die, als wünsche sie die kühne Freveltat,
Den blutbefleckten Stahl ans Haupt gewischet hat.

42) An statt einer Binde, um das, was dem Todten dargebracht wurde, damit um das Grab herumzubinden. Daher auch gesagt wird, daß das Grab gekrönet werde, wie denn auch weiter unten das Grab mit Blumen umkränzt beschrieben ist.

43) Diese Stellung hat etwas besonders, welches man bey andern Todtenopfern nicht findet. Euripides im Orest V. 116. sagt: Stelle dich auf die Spitze des Grabes.

44) Elektra bleibt unter diesem, wie auch unter den beyden folgenden Zwischengesangen auf dem Schauplatze, welches bey den Alten eben nichts ungewöhnliches ist. Philoktetes kömmt in dem Trauerspiele des Sophokles, das denselben Namen führet, nachdem er bald zu Anfange des Stückes aufgetreten,

niemals

So seh ich itzt die Rache stehen
Mit Strafen in den Händen drohn.
Sie rückt heran, und wird nicht säumen,
Ich schöpfe Muth aus diesen Träumen.
An denen sich mein Ohr vergnügt.
Es denkt der mörderischen Streiche
Der Griechen Fürst, der in dem Reiche
Der Höllen ungerochen liegt;
Und jenes Beil, deß Stahl vorzeiten,
An zween Schneiden scharf gewetzt,
Mit Hieben voller Grausamkeiten
Die Glieder schmählich hat verletzt.

Gegensatz.

Mit hundert Füßen, hundert Händen
Wird hieher sich Erynnis wenden,

Die

niemals vom Theater. In der Hekuba des Euripides liegt Hekuba, während dem Gesange des Chores, mit verhülltem Haupte, auf dem Schauplatze. Was man darwider einwenden konnte, wäre vielleicht dieses, daß es eine Regel ist, die Personen, insonderheit die vornehmsten, niemals unbeschäfftiget zu lassen. Aber außerdem, daß bey heftigen Gemüthsbewegungen, bey welchen meistentheils diese Fälle auf dem Theater vorkommen, allezeit Beschäfftigung genug ist, ungeachtet man äußerlich nichts vorzunehmen scheint: so wird eine Person alsdann beschäfftiget genennet, wenn sie etwas thut, das mit der Fabel verknüpft ist. Es wird zum Exempel niemand zweifeln, ob auch in der Merope des Maffei Cresphontes beschäfftiget sey, da er auf dem Theater in Erwartung, daß Jmene zurückkomme, sich niederlehnet und einschlaft. Eben so kann Elektra in denen Umständen, darinnen sie sich befindet, durch nichts bessers beschäfftiget seyn, als dadurch, daß sie die Erfüllung des Traumes ihrer Mutter erwartet; oder ihre Gemüthsbewegungen, wie in den folgenden Zwischengesängen geschieht, ausbrechen läßt. Und sie kann beydes an keinem geschickteren Orte thun, als auf dem Theater, weil ihr ihre Wohnung verhaßt ist, und sie hier Personen gefunden, die an ihrem Unglücke Theil nehmen. In neuern Trauerspielen, da man die Chöre weggelassen, weis ich mich keines

Exem-

Die sich in Finsterniß und Nacht
Auf ehrnen Füßen aufgemacht.
Weil man Gesetz und Recht zerreißet,
Weil Ehe, die nicht Ehe heißet,
Ein Bette voller Mord befleckt.
Die alle nahn.[45]) Es ist vor ihnen
Dieß Zeichen nicht umsonst erschienen,
Das Thäter und Gehülfen schreckt.
Wo ist ein Mensch, der Träume deutet,
Und in den Sinn der Götter dringt,
Wenn dieß Gesicht kein Fall begleitet,
Der uns vergnügten Ausgang bringt?

Zusatz.

Uns zum Unglück[46]) hat ein schneller Wagen
Dich, o Peleps, an das Ziel getragen.

O, wie

Exempels zu erinnern, daß jemand zwischen zween Aufzügen, auf dem Schauplatze bliebe. Doch sollte ich meynen, daß es Fälle geben könnte, in welchen es angienge.

45) Nämlich die Rache, der Geist des Agamemnons, und Erynnis.

46) Dem Oenomaus war von dem Orakel prophezeihet worden, daß er von seinem Schwiegersohne ums Leben gebracht werden würde. Daher ließ er sich mit allen denen, die sich um seine Tochter Hippodamia bewarben, in ein Wettrennen zu Wagen ein, welches allezeit mit Gefahr des Todes den denjenigen, die es wagten, verknüpfet war. Peleps, welcher die Hippodamia liebte, hatte den Myrtilus, dem des Oenomaus Wagen anvertrauet war, auf seine Seite gebracht. Durch dessen Verrätherey waren die Nader am Wagen übel verwahret worden, welche also im Rennen abfuhren, so daß Oenomaus herabstürzte und darüber ums Leben kam. Unterdessen warf Peleps auf dem Wege nach Peloponnesus, wo er den Myrtilus bey sich hatte, entweder weil er demselben die versprochene Belohnung nicht geben wollte, oder damit die Sache nicht ruchbar werden möchte, den Myrtilus ins Meer. Die Hippodamia aber heurathete er, und sowohl Atreus als Thyestes, waren Söhne von ihr.

O, wie nach so langer Zeit
Bringst du unsern Gränzen Leid!
Denn seit Myrtilus das Leben
In den Fluthen aufgegeben,
Den man mit gewaltgen Armen,
Ohn Erbarmen,
Von dem güldnen Wagen riß:
Weichen Gram und Unglücksfälle[47])
Nie von dieses Hauses Schwelle.

Zweyter

47) Der Chor kömmt von der Hoffnung der Rache, die über die Mörder Agamemnons kommen soll, auf die Betrachtung, daß dieselbe dem ungeachtet dem Hause Agamemnons traurig seyn würde. Im Aeschylus machen die Choephoren eine gleiche Betrachtung, wo zugleich die Trauerfälle, die vom Pelops an dessen Haus betreffen, erzählet werden. Der Chor sagt:

So läßt auf dieses Königs Haus
Der dritte Sturm, der sich erhoben,
Sein ungestümes Rasen aus.
Der erste hat Thyestens Küssen
Der Kinder werthe Schaar entrissen,

Der

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Clytämnestra, Elektra, der Chor.

Clytämnestra. [48])

Schon wieder schweifst du aus, und thust, was dir gefällt.
Aegisthus ist entfernt, der dich in Schranken hält,
Dir dieses Thor verbeut, und deiner Schmähsucht wehret;
Und steht mir der nicht bey, so werd ich nie gehöret.
Du hast so manchen Ruf von mir schon ausgestreut,
Als herrsche ich voller Stolz, voll Ungerechtigkeit,
Und schmähte, was du thust. Ich pflege nie zu schmähen:
Doch muß ein hartes Wort von meiner Zunge gehen,
So werd ich erst durch dich und deinen Mund erhizt.
Wie lange wird von dir dein Vater vorgeschützt?

Elektra.

Von mir, du redest recht, von mir ist er erschlagen;
Dieß alles weis ich wohl, und fürcht es nicht zu sagen.
Die Rache nahm ihn weg, nicht aber ich allein;
Und wenn du weise wärst, solltest du mein Beystand seyn.

Ist

Der zweyt ein männlich Herz durch Königsmord gefällt,
Im Bade ganz zerfleischt starb der Argiver Held.
Der dritte bringt, wie soll ich sagen,
Erlösung oder neue Pla en.

48) Clytämnestra tritt eigentlich auf, um dem heilsthen Apollo zu opfern. Unterdessen wacht die Erbitterung gegen ihre Tochter, daß sie bey dem Anblicke derselben eine Zeitlang ihr Vorhaben zu vergessen scheint, und daß man nicht eher, als [illegible] zu Ende des Auftritts, gewahr wird, daß sie zu opfern gekommen ist.

Ist deine Schwester nicht, durch dieses Vaters Morden,
Um den du ewig klagst, der Götter Opfer worden?
Weil dem, der sie gezeugt, die Angst nicht wissend war,
Mit der die Mutter rang, indem sie sie gebahr.
Doch sey es! Sage mir, was trieb ihn, sie zu schlachten?
Als König mußt er zwar der Griechen Heil betrachten:
Doch lag den Griechen dran, daß meine Tochter starb?
Nur Menelaus wars, um den mein Kind verdarb.
Es ist mein Blut. Und ich soll nicht nach Rache streben?
Denn hatte jener nicht zwey Kinder[49]) selbst am Leben?
Die starben billiger, und waren deren Blut,
Um derentwillen man das Heer zur Schiffahrt lud.
Kann man der Hölle denn nur meine Kinder bringen?
Begehrt sie diese mehr, als jene, zu verschlingen?
Wie? oder sag ich recht? den frechen Vatersinn
Erbarmte fremdes Blut, und unsers gab er hin.
Ist dieß kein fühllos Herz? kein Vater ohne Liebe?
Ja! wenn dein spröder Sinn stets andrer Meynung bliebe:
Sprach einst die Todte selbst, so stimmte sie mir bey.
Drum wegen dieser That bin ich von Reue frey.
Denk alles, was du willst. Muß ich dir schuldig scheinen,
Mein Herz weis sich gerecht. Geh, tadle nur die Deinen.

Elektra.

Nur dießmal miß mir nicht des Streites Anfang bey;
Als ob, was du gesagt, nur statt der Antwort sey.

Jedoch

49) Homer gedenkt der einzigen Hermione. Doch wird auch von dem Hesiodus eines Nikostratus Erwähnung gethan, welches sich Sophokles zu Nutze macht, um dadurch das Einwurfe überheben zu seyn, daß Menelaus alsdann ohne Kinder gewesen seyn würde, wenn er seine einzige Tochter geopfert hätte.

50) Nicht als ob eine völlige Windstille gewesen wäre, sondern weil kein Wind wehte, mit dem sie nach Troja oder [illegible] zurück, jeglicher in ihr Vaterland, hätten kommen können. Aeschylus im Agamemnon V. 196. beschreibt es also:

Das

Jedoch, erlaube mir von dem, den du erſchlagen,
Und meiner Schweſter nun den wahren Grund zu ſagen.

Clytämneſtra.

Ja, rede! Sprächſt du ſtets mich ſo gelaſſen an:
So hätt ich durch kein Wort dir jemals weh gethan.

Elektra.

Und du kannſt deinen Mord noch ohne Scheu bekennen?
Iſt auch was ſchändlichers, als deine That, zu nennen?
Sie ſey nun ohne Recht, ſie ſey mit Recht verübt;
Doch welch Recht hatteſt du? Der Frevler, der dich liebt,
Mit dem du lebſt; der wars, deß Wink hat dich gezogen.
Dianen frage ſelbſt, was ihren Zorn bewogen,
Daß ſie um Aulis her den Wind gefangen hielt.[50])
Doch nein! ſie hört kein Herz, das mit dem Morden ſpielt.
Drum wiß: Als durch die Jagd mein Vater ſich ergötzet,
So hat er einen Hirſch in ihrem Hayn gehetzet,
Ein ihr geheiligt Wild mit prächtigem Geweih.
Von dieſer Beute ſtolz, ward er in Worten frey.
Diana war erzürnt, und hielt der Griechen Haufen.
Mein Vater mußt ein Wild mit ſeinem Kind erkaufen.
Dieß war der Schweſter Tod. Denn ſonſt war für das Heer
Kein Weg ins Vaterland, kein Aufbruch über Meer.
Für dieſe Schuld hat er mit Zwang und Widerſtreben,
Nicht für des Bruders Wohl, das Opfer hingegeben.
Geſetzt, er brachte ſie des Bruders wegen um:
So ſag, aus welchem Recht erſchlugſt du ihn darum?

Bedenke

Das Meer verſagt, ſie fortzutragen,
Und heißt die Schiffe müßig ſtehn.
Das Heer, das ſich verſprach, die Feinde bald zu ſchlagen,
Muß ruhig Ebb und Fluth an Aulis Ufern ſehn.
Vom Strymon blies ein Wind verhaßte Ruh
Und Hunger Argos Kriegern zu.
Ein Wind, der Schiff und Mann durch langen Irrweg treibet,
Vor dem nicht Holz, nicht Seil verſchonet bleibet,
Ließ durch verhinderliches Wehn
Die Zeiten und zugleich der Griechen Kern vergehn.

Bedenke, wird durch dich dieß ein Geſetz auf Erden,
So möchte es dir zum Fall und Jammer kräftig werden.
Iſts billig, daß man Blut mit ſeinem Blute büßt;“)
So handelt der gerecht, der deines nun vergießt.
Doch triegſt du uns auch wohl mit falſchlichen Gedichten?
Denn wenn es dir gefällt, willſt du uns nicht berichten,
Warum du ſeit der Zeit in alle Laſter fällſt,
Des Vaters Mörder dir als Gatten zugeſellſt,
Mit dieſem Kinder zeugſt, mit dem du Blut vergeſſen,
Und, die aus frommer Eh und keuſchem Bett entſproſſen,
Von dir verſtoßen haſt? — Dieß lobe, wer da kann.
Haſt du vielleicht auch dieß zur Rache nur gethan?
Und biſt du frech genug, dieß ohne Scham zu ſprechen? —
Heurathet man den Feind, der Tochter Blut zu rächen?
Wer aber darf ſich wohl, zu warnen, unterſtehn? —
Denn gleich macht ein Geſchrey, daß wir die Mutter ſchmähn,
Die Zunge bandenlos. Mich dünkt, du biſt nicht minder,
Als man dich Mutter nennt, Tyranninn deiner Kinder.
Man ſieht, wie elend ich mein Leben friſten muß.
Dein Buhler macht ſammt dir mir ewigen Verdruß.
Und jener, den man kaum aus deiner Hand entriſſen,
Oreſtes irrt entfernt in tauſend Kümmerniſſen.
Du klagſt, daß ich in ihm dir einen Mörder zieh,
Und weißt; hätt ich die Kraft, der Wille fehlt mir nie.
Drum predge wider mich. Heiß mich an allen Orten
An Sitten unverſchämt und ungezähmt in Worten.
Verklagſt du mich mit Recht, und hab ich dieß gelernt;
So hab ich mich nicht weit von deiner Art entfernt.

Der

51) So richtig dieſe Folgerung iſt, daß, wenn es einmal erlaubt wäre, einen Menſchen, der einen andern erſchlagen hätte, frey wieder umzubringen, immer daraus neuer Mord entſtehen würde, ſo ſcheinen wenige unter den Alten daran gedacht zu haben. Dieſe ganze Fabel ſelbſt hat die Meynung einigermaßen zum Grunde, daß ein Todter nicht ruhig ſeyn könne, bis er gerochen iſt. Denn Oreſt bezeuget nicht ſo wohl, daß er käme, als rechtmäßiger Herr dieſes Reiches dieſe Mörder

zu

Der Chor.

Ich ſehe Gall und Wuth ihr ſchnelles Blut erregen.
Doch niemand will den Grund von ihrem Zorn erwägen.

Clytämneſtra.

Was ſoll erwogen ſeyn? Wo hat ihr Zürnen Grund?
Schmäht nicht die Mutter ſelbſt ihr kühner Läſtermund?
Darf ſolches Alter ſich zu läſtern unterſtehen,
So kann es ohne Scham an alle Bosheit gehen.

Elektra.

Nein! wiſſe, daß ich ſelbſt darüber ſchamroth bin.
Du glaubſt mir oder nicht; ſo lehret mich mein Sinn,
Wie wenig Jahr und Stand mir dieß Bezeigen rathen.
Doch deine Feindſchaft machts. Mich zwingen deine Thaten
Zu dem, was ich gethan. Was Wunder kann es ſeyn?
Des Einen böſe That giebt andern Böſes ein.

Clytämneſtra.

O Stirne ſonder Scham! So hat denn deiner Zungen
Mein Reden und mein Thun dieß alles abgedrungen?

Elektra.

Du ſageſt es, nicht ich. Du freylich thuſt die That;
Und wo die That nicht fehlt, wird auch zu Worten Rath.

Clytämneſtra.

Die Kühnheit büßeſt du, ſo wahr Diana höret,
So bald Aegiſthus nur nach Hauſe wiederkehret.

zu ſtrafen, als daß er käme, ſeinen Vater zu rächen. Aeſchylus ſagt bey dieſer Gelegenheit in den Choephoren V. 398.

Es iſt ein Recht: Der Tropfen, der vom Morden
Auf den benetzten Boden fällt,
Heiſcht andres Blut.
Erynnis brüllt vor Mordbegier und Wuth.
Der Rache deß, der erſt erſchlagen worden,
Wird neue Rache beygeſellt.

Elektra.

Sieh an, du wirst erzürnt. Nun hörst du mit Verdruß,
Und hast mir erst erlaubt, zu reden, was ich muß.

Clytämnestra.

Willst du mein Opfer noch mit Unglücksworten stören;
Da ich Geduld gehabt, so lange dich zu hören?

Elektra.

Nein, opfre nur in Ruh! Beschwere dich hinfort
Nicht über meinen Mund, ich sage nun kein Wort.

Clytämnestra zu einer Magd.

Du, die du mich bedienst; so gieb mir diese Früchte.

Zu Wendung aller Angst der nächtlichen Gesichte
Bring ich dir, Phöbus, dieß vor diesen Schwellen dar.[52])
O Herrscher, nimm der Brust geheimes Reden wahr!
Da diese nahe steht, und Feinde mich umringen:
Getrau ich mir mein Flehn nicht an das Licht zu bringen;

Damit

52) Im Griechischen nennet Clytämnestra den Apollo προστατήριον, d. i. einen, der vor dem Eingange ihres Thores steht, oder wie Sophokles diese Götter weiter unten nennet, ὁσοίπερ πρόπυλα ναίουσιν τάδε, die vor dem Eingange des Hauses wohnen. Πρόπυλον oder πρόθυρον war ein bedeckter Gang vor dem Eingange des Hauses. Diese Götter nennt Aeschylus im Agamemnon V. 528. ἀντηλίους, die der Sonne entgegen stunden, zum Unterschiede derjenigen Schutzgötter des Hauses, welche inwendig im Hause verehret wurden, und von welchen oben gesagt wird, daß Aegisthus ihnen Opfer brächte, wo er den Agamemnon erschlagen. Unterdessen kommt es mir ganz wahrscheinlich vor, daß von diesem lyceischen Apollo der freye Platz vor dem königlichen Hause der lyceische Platz genennet worden, weil ich von dem Tempel des lyceischen Apollo, von welchem Dacier sagt, daß dieser Platz benannt gewesen wäre, in diesem ganzen Trauerspiele keine Spuren finde. Der Scholiast gedenkt, im Anfange dieses Stückes, desselben Tempels nicht, um zu sagen, als ob dieser Platz vor dem Tempel gelegen hätte, sondern nur zu zeigen, wo der Name des lyceischen Apollo hergekommen. Ueber dieses halte ich nicht dafür, daß man, wie Dacier haben will, daß der Hofmeister gethan, einem

Damit kein frecher Mund mit neidischem Geschrey
Durch diese ganze Stadt ein leer Gerüchte streu.
Drum höre, was bey Nacht in doppelten *) Gesichten,[53])
Lyceischer Apoll, die Träume mir berichten:
Das laß, ists anders Glück, an mir zur Kraft gedeyn;
Doch, wo es schrecklich ist, den Feinden schrecklich seyn!
Laß nicht zu, wenn der Feind vielleicht zu Rathe gehet,
Daß List mich niederstürzt, da mich das Glück erhöhet!
Bey Leben ohne Noth, bey Glücke voll Bestand,
Sey Atreus Zepter stets, wie vor, in meiner Hand;
Damit ich, dem vereint, der sich mir itzt verbunden,
Mich solcher Kinder freu, bey stets vergnügten Stunden,
Die wider mich kein Zorn noch bittrer Haß vergällt!
Gieb, Phöbus, mir ein Ohr, dem mein Gebeth gefällt!
Mein öffentliches Flehn sey mir von dir gewähret!
Ich weis auch; was in mir der stille Wunsch begehret,[54])
Hat deiner Gottheit Blick in tiefster Brust entdeckt;
Denn Götteraugen bleibt nichts heimlich, noch versteckt.

einem einen offnen Platz einige Meilen weit in der Ferne zeigen wird, zumal da er ihm weit leichter hätte den Tempel selbst zeigen können.

*) In der Zürchischen Uebersetzung wird, wie es scheint, mit Grunde, dieses doppelte φάσματα διοσῶν ὀνείρων auf das folgende gezogen:

Laß von dem zweyfachen Traumgesichte . . . . was glücklich ist, in die Erfüllung gehen. Das andre falle auf die Scheitel meiner Feinde zurück!

53) Man weis eigentlich nicht, warum Sophokles hier diese Gesichte doppelt δισσά nennet. Ob deswegen, weil sie wirklich zween Träume gehabt hatte, und für den einen bey dem Grabe ihres Vaters opfern ließ, für den andern aber dem lyceischen Apollo selbst opferte. Oder ob sie nur sagen will, daß dieselben zweydeutig sind.

54) Es scheint, als ob sie den Apollo um den Tod des Orestes bathe, weil sie sich nicht getrauet, es zu sagen, alles andere aber, warum man muthmaßen könnte, daß sie den Apollo bitten würde, schon offentlich von ihr gesagt worden.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofmeister.

Der Hofmeister.

Wer giebt mir wohl Bericht? sagt, ihr Mycenerinnen,
Hat euer Fürst, Aegisth, nicht diese Wohnung innen?

Der Chor.

Ja, Fremdling, es ist recht, und du hast nicht gefehlt.

Der Hofmeister.

Vielleicht ist diese selbst mit dem Aegisth vermählt;
Ihr Wesen läßt an ihr was königliches sehen.

Der Chor.

Es ist die Königinn, du siehst sie vor dir stehen.

Der Hofmeister.

Sey glücklich, Königinn. Es schickt ein Freund durch mich
Vergnügte Nachricht ab an den Aegisth und dich.

Clytämnestra.

Dieß Zeichen nehm ich an.*) O säume nicht, zu sagen,
Wer von den Sterblichen dir etwas aufgetragen.

Der Hofmeister.

Ein Mann von Phanotis *) thut dir durch meinen Mund
Aus Phocis eine Post von großer Folge kund.

Clytämnestra.

Wohlan! so eile nur, mich alles zu belehren.
Von Freunden kann ich nichts als angenehmes hören.

Der

*) Es ist bekannt, daß man bey den Alten auf die Worte, welche man unvermuthet bey Verrichtung eines Gebeths oder Opfers hörete, sehr aufmerksam zu seyn pflegte. So nimmt auch hier Clytämnestra die Worte des Hofmeisters als ein Zeichen an, daß ihr Gebeth, das sie zu dem Apollo gethan, erhöret seyn werde.

*) Sonder Zweifel verursachen an dieser Stelle verschiedene Lesarten des griechischen Textes die Verschiedenheit in den Uebersetzungen. Die Zurchische sagt hier:

Ein

Der Hofmeiſter.

Die Nachricht faß ich kurz. Sie heißt: Oreſt iſt todt.

Elektra.

O weh mir! dieſer Tag vollendet meine Noth.

Clytämneſtra.

Wie? ſag es ungeſtört. Was hat man dir befohlen?

Der Hofmeiſter.

Ich ſprach: Oreſt iſt todt, und will es wiederholen.

Elektra.

Ich Arme bin dahin. Ach! es iſt aus mit mir!

Clytämneſtra.

Du kannſt das Deine thun. Man redet nicht mit dir.
Wie ſtarb er? Fremdling, ſprich. Wie hat ſichs zugetragen.

Der Hofmeiſter.

Ich bin dazu geſandt, und will dir alles ſagen.
Wo ſich durch muntern Kampf der Griechen Jugend weiſt.
Zu Phöbus heilgem Spiel, war auch Oreſt gereiſt.
Und als, den erſten Preis einander zu entreißen,
Des Herolds lauter Ruf den Wettlauf wagen heißen:
Trat er bewundert auf, und Ehrfurcht zog er nach.
Sein Lauf gieng ſchnell ans Ziel, ſo, wie ſein Muth verſprach.
Er trat als Sieger ab, den Preis und Ehre zieren.
Aus vielen kann ich dir nur weniges berühren.

Ein Phocer von Panope, ich ſoll euch eine wichtige Zeitung überbringen.

Und auf völlig gleiche Art drückt ſich die franzöſiſche Ueberſetzung aus, die den erſten Theil des Theatre des Grecs par le P. Brumoy beſchließt. Der Text hingegen, welchen ich an der Hand habe, und der zu Cambridge 1669 in 8 gedruckt iſt, ſagt:

Phanoteus der Phocenſer, der dir große Zeitung giebt. Wegen des Namens Phanoteus vergleiche man oben die dritte Anmerk. des Ueberſetzers.

Wir waren seine Kraft und Thaten unbekannt,
Doch wiß: er war nicht nur geschwind ums Ziel gerannt;
So oft der Richter Wink [56]) den schnellen Streit erneuet,
Fünfmal hat ihn des Siegs bestimmter Preis erfreuet.
Des Feldherrn Griechenlands, des Agamemnon Sohn,
Oresten rief allein des Herolds lauter Ton.
So weit war er beglückt. Doch vor der Götter Drohen
Ist nie ein Sterblicher durch alle Kraft entflohen.
Nun war ein andrer Tag für leichter Rosse Streit,
Für vieler Wagen Kampf und schnellen Lauf geweiht.
Die Sonne stieg herauf, und es fieng an zu tagen.
Dort stand ein Spartischer, dort ein Achiver Wagen,
Aus Lybien erschien ein wohlbespanntes Paar,
Von welchen selbst Orest des einen Führer war.
In Thessals Reiche war der fünfte Zug entsprossen,
Und aus Aetolien prangt der von falben Rossen.

Des

56) - - ὅσων γὰρ ἐκκαίρους βροτῶν
Ἀγῶνας εἶδ' ἄναξ πεντάθλ', ἃ νομίζεται.

welches eigentlich hieße: So oft die Richter den fünffachen Streit des im Zirkel gehenden Wettlaufs, wie gewöhnlich, ausrufen ließen. Man weis aber, daß die πενταθλα oder dieser fünffache Streit in fünferley Arten von Leibesübungen bestanden, welche alle in einem Tage vollbracht wurden. Nämlich dieselben waren, nach einem bekannten griechischen Verse, das Springen, das Laufen, das Werfen mit einer Scheibe, das Werfen mit einem Wurfspieße, und das Ringen. Ich muß also glauben, daß ἀγῶνος, als diejenige Art des Wettstreites, auf welche man unter allen am meisten sah, für alle die übrigen gebraucht werde, und dieselben in sich begreife. Wie z. E. Horaz in dem 412ten Verse seiner Dichtkunst:

Qui studet optatam cursu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer, sudavit & alsit,
Abstinuit Venere & vino.

überhaupt von einem Athleten, welcher sich in alle Arten des Streites einläßt, redet, und doch nur den Wettlauf nennet. Eine gleiche Art zu reden, finden wir in den Briefen Pauli.

57) Einige nehmen das Wort λευκώπωλος an, als ob es einen bedeuten sollte, der weiße Pferde vor dem Wagen hat. Unterdessen

Des ſiebenten Geſchlecht war aus Magneſia.
Leucipp,[57]) ein Arnier, ſtund als der achte da.
Der neunte will Athen ein würdig Reis erjagen;
Und ein Böotier erfüllt den zehnten Wagen.
So ſtand man, bis hierauf, wie Loos und Urne wies,
Erwählter Richter Mund die Wagen ordnen hieß.
Des Erzes muntrer Klang gab Roß und Wagen Flügel.
Man rief den Pferden zu, und ſchüttelte die Zügel.
Schon einmal lenkte man ums Ziel den ſchnellen Lauf,
Die Räder raſſelten, der Staub ſtieg wolkicht auf.
Das Roß ward im Gedräng, mit unermüdten Hieben,
Dem Wiehern und Geräuſch der andern vorgetrieben;
Wenn dichte hinter ihm, im Gleiſe, faſt ins Rad,
Schon eines andern Roß beſchämt und ſchnaubend trat.
Oreſtes nahte ſtets der Schranken letzten Zeichen,[58])
Und ließ faſt an das Ziel die nahen Achſen ſtreichen.

deſſen iſt ganz wahrſcheinlich, daß man den eigentlichen Namen desjenigen nennet, der, wie man aus dem folgenden ſieht, bey dem Wettlaufe eine ſo große Verwirrung verurſachte.

58) Eben dieſes iſt der Rath, den im 23ſten Buche der Ilias Neſtor ſeinem Sohne Antilochus giebt, nämlich ſo nahe am Ziele wegzufahren, als möglich, damit er dadurch die Zeit erſparen, und den übrigen vorkommen möchte. In der Mitte des Schauplatzes, welcher zu dieſem Wettrennen beſtimmet war, waren Schranken in die Länge abgeſteckt, ſo daß man auf der einen Seite der Rennbahn hinan, und an der andern wiederum zurückfuhr, an den äußerſten Enden dieſer Schranken waren die metæ, welche man in Ermangelung eines andern deutſchen Worts Ziel überſetzt, obgleich Ziel, wie man aus dem Worte zielen abnehmen kann, eigentlich nichts anders heißt, als ein ſolches vorgeſtecktes Zeichen, nach welchem etwas gerade zugerichtet wird, welches aber bey den metis nicht iſt, indem man nicht ſo wohl auf dieſelbe zu, als um ſie herumfuhr. Die Schranken derjenigen Rennbahn, darinn Oreſt fuhr, ſcheinen mit Säulen bezeichnet geweſen zu ſeyn, ſo daß die äußerſten Säulen die metas abgaben. Homer, weil er ein Wettrennen im freyen Felde beſchreibt, malet die metas etwas anders ab. Es ſteht, ſagt er, in der angeführten Stelle, ein dürre Pfahl von eichnem oder fichtnem Holze, damit er nicht vom Regen faulet, über die Erde heraus. Zu beyden Seiten

aber

Er hielt das linke Roß und gab dem rechten nach.
Kein Wagen war bisher, der aus der Ordnung brach,
Bis Rosse voller Muth, trutz Zäumen und Gebissen,
Den schwachen Arnier der Bahn entgegen rissen.
So schloß den sechsten Lauf der Pferde wilder Zug,
Der ihn im siebenten auf Barcens Rosse trug.
Ein Unglück ward zum Fall, der alles niederstreckte,
Man stockt, stößt an, und stürzt. Der Wagen Schiffbruch deckte [59])
Das Feld von Crisa zu. Der stürmenden Gefahr
Nahm unverweilt Athens geschickter Fuhrmann wahr,
Wich der Verwirrung aus und ließ im Stillestehen,
Das Wetter sich vorbey in ihrer Mitten drehen.
Ganz hinten treibt Oreſt der Rosse letzt Gespann,
Voll Hoffnung, daß er noch am Ende siegen kann.
Kaum sieht er jenen frey und unverfolgt von allen,
So schreckt des Rosses Ohr der Peitsche sausend Schallen.
Er eilt, und folgt ihm nach, und jagt, und kömmt ihm bey,
Die Räder gehn zugleich, die Roß in einer Reih;
Nur wechselsweise scheint ihr Haupt hervor zu ragen.

Schon hat er unversehrt im unversehrten Wagen
So manchen sichern Lauf mit Ruhm ums Ziel vollbracht,
Doch als der linke Zaum dem Rosse Luft gemacht, [60])
Im Lenken, wird das Ziel durch jähen Stoß erschüttert.
Der Achse mersches Haupt wird mitten durch zersplittert.
Sein Wagen wirft ihn ab, und der umschlungne Zaum
Wälzt ihn im Sande fort. Die Pferde merkens kaum,
Als sie im Laufe sich quer durch die Bahn zerstreuen.
Sein Fall erweckt indeß ein mitleidvolles Schreyen.

Man

aber sind zween Steine in der Enge des Weges daran gesetzt. Hier herum geht eine ebene Bahn.' Es ist dieses entweder ein Denkmaal eines vorlängst gestorbenen Menschen, oder ein Ziel, welches vor diesem schon dahin gesteckt worden.

59) Ἐκβεβλήκει ναυαγίου ἴσπασιν πόδα. Das Wort Schiffbruch kann wenigstens im Deutschen nicht verwegner seyn, als im Griechischen. Zumal da man oftmals von einer Sache, und nicht

Man denkt, was er gethan, und was er dulden muß.
Er ſelbſt wird fortgeſchleift. Oft ſteht der ſtarre Fuß
Zum Himmel aufgereckt, eh ſeiner Pferde Rennen
Die andern Führer noch mit Noth bezähmen können.
Drauf wickelt man ihn los, ganz blutig und verſtellt,
Daß er den Freunden ſelbſt ſchwer zu erkennen fällt.
Sein edler Körper iſt in Flammen aufgezehret,
In enges Erz gefaßt, in ſchlechten Staub verkehret.
So ſchickt man ihn an dich durch Phocis Bürger ab.
Das Land, das ihn gezeugt, verſenk ihn auch ins Grab.
Dich rührt die bloße Poſt. Doch wie iſt uns geſchehen,
Die nie ein größres Leid mit Augen angeſehen?

Der Chor.

Ach! welches Schickſal trifft der alten Fürſten Haus,
Und rottet ihren Stamm mit ſeiner Wurzel aus?

Clytämneſtra.

O Jupiter, was iſts? iſts Unglück oder Glücke?
Wie nenn ichs? Zwar es nützt. Doch iſts ein hart Geſchicke,
Wenn man durch eignen Schmerz ſein Leben kaufen ſoll.

Der Hofmeiſter.

Warum macht dieſe Poſt dich ſo betrübnißvoll?

Clytämneſtra.

O Elend, wenn das Glück uns Kinder zeugen laſſen!
Auch, die uns Böſes thun, vermag man nicht zu haſſen.

Der

nicht eben allemal im Scherze ſagt, daß ſie Schiffbruch gelitten, ob ſie gleich zuweilen noch weniger Aehnlichkeit mit einem Schiffe hat, als ein Wagen.

60) Nämlich Oreſtes ſollte eigentlich den linken Zaum, wie er vorher gethan hatte, anhalten, aus Verſehen aber ließ er ihn zu ſchlaff.

Der Hofmeiſter.

So wird denn unſer Weg bisher vergebens ſeyn?

Clytämneſtra.

Vergebens? ſagſt du. Vergebens? warlich nein!
Du laſt mich deſſen Tod durch ſichre Zeichen wiſſen,
Der, da er mir allein den Tod zu danken müſſen,
Die Bruſt, die ich ihm bot, verächtlich von ſich ſtieß,
Sich auf die Flucht begab: ſein Vaterland verließ,
Als giftig und befleckt der Mutter Anblick ſcheute,
Und ſeines Vaters Tod an mir zu rächen dräute.
Die Nächte ſonder Schlaf, die Tage ſonder Ruh,
Bracht ich in Todesangſt und ſtetem Schrecken zu.
Doch heute weicht die Furcht. Nun ſchwindet mit dem Sohne
Auch eine gröſſre Noth; weil die, bey der ich wohne,
Und die bis dieſen Tag mein beſtes Mark verzehrt,
Nicht mehr mit eitlem Drohn mein frohes Leben ſtört.

Elektra.

Ich Arme! mein Oreſt, nun muß ich dich beweinen,
Und deine Mutter trotzt ohnmächtigen Gebeinen.
Steht ſo die Sache wohl? ſind nun die Feinde froh?

Clytämneſtra.

Mit jenem zwar ſtehts wohl, mit dir nicht eben ſo.

Elektra.

Erhöre ſeinen Geiſt! Auf, ſchreckenvolle Rache!

Clytämneſtra.

Sie hat ſchon mich gehört, und hilft der beſſern Sache.

Elektra.

Ja! ſpotte nur getroſt! Sey ſtolz auf dein Geſchick!

Clytämneſtra.

So dämpft Oreſt und du denn ferner nicht mein Glück!

Elektra.

Elektra.

Wie kann ich? Da mir ſelbſt gedämpft im Staube liegen.

Clytämneſtra.

O Fremdling, welcher Dank entdeckt dir mein Vergnügen?
Du dämpfſt des Mundes Stolz, der ſonſt ſo trotzig ſpricht.

Der Hofmeiſter.

So geh ich dann zurück. Mein Werk iſt ausgericht.

Clytämneſtra.

Nein, Fremdling, bleib allhier. Du weißt, daß meiner Ehre
Und dem, der dich geſandt, dein Abſchied ſchimpflich wäre.
Geh mit mir in das Haus. Laß dieſe draußen ſchreyn,
Laß ihr der Freunde Leid, ihr eignes ſchmerzlich ſeyn.

Dritter Auftritt.

Elektra, der Chor.

Elektra.

Meynt ihr, daß dieſes Weib, das ſich zu quälen ſcheinet,
Aus bangem Herzen ſeufzt, und wahre Thränen weinet?
Daß ſie des Sohnes Fall und harter Tod bewegt? —
Nein! nein! Die Falſche lacht. O Unglück, das mich ſchlägt!
Geliebteſter Orſt! Dein Fall hat mich betroffen,
Dein Scheiden raubt der Bruſt den Reſt von meinem Hoffen.
Ich harrte, daß dein Fuß auch mir zur Rach erſchien,
Wenn du den Vater rächeſt. — Zu wem ſoll ich nun fliehn? —
Den Vater miß ich längſt. Du biſt mir itzt entriſſen.
Verlaſſen werd ich nun als Sklavinn dienen müſſen,
Bey dem verhaßten Volk, bey dieſer Mörderſchaar. —
So nimmt der Himmel mein und meiner Wohlfahrt wahr!
Doch nein, ich will hinfort nicht mehr bey ihnen leben.
Auf immer will ich mich vor dieſes Thor begeben,
Bis ſich mein Leben hier ohn Umgang ſelbſt verzehrt.
Vielleicht, daß mein Geſchrey, die drinnen ſind, beſchwert,

Und

Und mich zu tödten ſtrebt. Ich ſcheue kein Verderben.
Ich lebe mir zur Qual, und ſehne mich, zu ſterben.

Zweyter Zwiſchengeſang.

Erſter Satz.

Der Chor.

Wo ſind nun die Keile, die Jupiter ſchicket?
Wo iſt der Sonne forſchend Licht?
Der Himmel, welcher dieß erblicket,
Iſt ſtumm, und thut, als ſäh ers nicht.

Elektra.

Ach! ach!

Der Chor.

Was weineſt du, geliebtes Herze?

Elektra.

Ach! Ach!

Der Chor.

Sprich nicht zu viel in deinem Schmerze.

Elektra.

Du ſelbſt mehrſt meine Pein.

Der Chor.

Wie kann es ſeyn?

Elektra.

Verede mich nur nicht zu nichtigem Hoffen,
Denn zu gewiß iſt er erblaßt.

Du

61) Amphiaraus, welcher, wie ihn Aeſchylus in den ſieben Feldherren wider Theben im 568ſten Verſe beſchreibt, übel zufrieden war, daß Polynices ſeine Vaterſtadt, und die Götter derſelben durch eine auswärtige Macht zerſtören wollte, weigerte ſich mit in den thebaniſchen Krieg zu gehen. Er ſah als ein Menſch, welcher das Zukünftige wußte, ſeinen Tod

in

Du häufſt den Schmerz, der mich betreffen;
Dein Troſt gereichet mir zur Laſt.

Erſter Gegenſatz.

Der Chor.

Durch liſtige Ränke vergeblich verſtecket,
Ward um des güldnen Halsbands Lohn
Amphiaraus [61]) einſt entdecket.
Nun ehrt die Hölle ſeinen Thron.

Elektra.

Ach! ach!

Der Chor.

Sein eignes Weib hat ihn verrathen,

Elektra.

Ach! ach!

Der Chor.

O Weib voll kühner Laſterthaten!

Elektra.

Doch war auch Strafe da?

Der Chor.

Sie folgte. Ja!

Elektra.

Ich weis es. Ein andrer erwachte zur Rache,
Und hat dem Schatten Recht verſchafft.
Jedoch der Führer meiner Sache
Iſt kraftlos und dahin gerafft.

Zweyter

[61]) in dieſem Kriege voraus, und verſteckte ſich daher, damit ihn niemand finden und mit Gewalt in dieſen Krieg zu gehen zwingen möchte. Seine Gemahlinn Eriphile wurde durch ein güldnes Halsband, das man ihr geſchenkt, verleitet, ihn zu verrathen. Amphiaraus mußte alſo mit in den Krieg ziehen, wo er blieb. Sein Sohn Alkmäon rächte ihn hernach, und brachte die Eriphile um.

Zweyter Satz.

Der Chor.

Bedrängteſte bedrängter Seelen!

Elektra.

Ich fühl, ich fühl' es allzuſehr.
Mich überſchwemmt ein tiefes Meer
Von Schmerzen, die mich ewig quälen.

Der Chor.

Ich weis die Quelle deiner Klagen.

Elektra.

Verblende nicht mehr mein Geſicht
Mit eitlem Hoffen, da mich nicht. . .

Der Chor.

Was iſts? was willſt du ſagen?

Elektra.

Da mich nicht mehr ein Bruder ſchützt,
Deß edles Blut mein Hoffen ſtützt.

Zweyter Gegenſatz.

Der Chor.

Des Lebens Ende dräut uns allen.

Elektra.

Doch nicht ein Tod voll Schmach und Leid.
Nicht alle läßt ein ſchneller Streit
In zäher Riemen Schlingen fallen.

Der Chor.

Fall! den kein Menſch voraus geſehen!

Elektra.

Ja! freylich' da ein fremdes Land
Ihn ungeſchmückt von meiner Hand. . .

Der Chor.

Wie weh iſt dir geſchehen!

Elektra.

Von unſern Thränen undenetzt,
Auf einen Holzſtoß hingeſetzt!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Elektra, Chryſothemis, der Chor.

Chryſothemis.

Vor Freuden hab ich mich, Geliebte, ganz vergeſſen.
Den Schritt hat in der Eil kein Wohlſtand abgemeſſen.
Ich komm, und bringe Glück und Freyheit von der Laſt,
Bey deren Bürde du bisher geſeufzet haſt.

Elektra.

Wie willſt du Hülf und Rath für meinen Jammer finden,
Da man kein Mittel ſieht, mein Leid zu überwinden?

Chryſothemis.

Oreſt iſt endlich da. Dieß glaube nur ſo feſt,
Als deutlich dich mein Mund die Nachricht hören läßt.

Elektra.

Welch Raſen nimmt dich ein? Kannſt du bey meinen Schmerzen
Und deiner eignen Noth mit eitlen Worten ſcherzen?

Chryſothemis.

Beym Schutzgott unſers Stamms! Ich rede wahr mit dir.
Oreſt, auf den du hoffſt, iſt uns zu retten hier.

Elektra.

Betrogne, rede dann! Gib Nachricht, wem du traueſt,
Und zeig, auf weſſen Wort du deine Freude baueſt.

Chryſothemis.

Durch klare Zeichen hat mein Auge mich belehret;
Ich rede, was ich weiß, und nicht, was ich gehört.

Elektra.

Welch Zeichen, dem du glaubst? Was hast du doch gesehen?
Was hat dich so entbrannt? und wie ist dir geschehen?

Chrysothemis.

Ach! ich beschwöre dich. Vernimm erst meinen Sinn,
Und sieh, ob ich hernach klug oder thöricht bin.

Elektra.

So sprich nur. Denn du scheinst zum Sprechen Lust zu tragen.

Chrysothemis.

Wohlan! was ich gesehn, will ich dir alles sagen.
Ich kam der alten Gruft des werthen Vaters nah;
Als ich der fetten Milch noch frische Ströme sah,
Und was für Blumen nur die Jahreszeit erzogen,
In einem Kranze sich um seine Ruhstatt bogen.
Doch ich bezwang mein Herz, bis daß ich erst erkannt,
Ob jemand sich versteckt, und alles sicher fand.
Dann wagt ich mich hinzu, und auf des Grabes Zinne
Ward ich zur neuen Zier ein schönes Haupthaar inne.
Sogleich hat meinen Geist des liebsten Bruders Bild,
Das niemals mich verläßt, mit Hoffnung angefüllt.
Dieß Merkmaal schien gewiß mir den Orest zu zeigen,
Ich selbst hab es berührt, bey glückerfülltem Schweigen.[62])

Die

62) Ἀνοφημῶ μὲν δὴ oder mit einem Worte ἀνοφημῶ, welches nicht so wohl Sachen von guter Bedeutung reden heißt, als ganz und gar schweigen oder wenigstens nicht reden, als was zur Sache erfodert wird. Stanley hat dieses in den Anmerkungen über des Aeschylus Choephoren V. 579. weitläuftiger ausgeführet, und insonderheit wird es durch die Stelle des Seneca bewiesen: Quoties mentio sacra litterarum intervenerit: *Favete linguis*, hoc verbum non, ut plerique existimant a favore trahitur, sed imperatur silentium, ut rite peragi possit sacrum, nulla voce mala obstrepente.

63) Eben dieses ist der Schluß, den Elektra in den Choephoren des Aeschylus macht, als sie des Orestes Haare findet V. 185.

Was

Die Augen füllten ſich mit Freudenthränen an,
Ich glaubt und glaube noch, daß ers allein gethan.
Kann dieſes Grabes Schmuck von jemand anders rühren, *)
Das ſonſt nur ich und du mit frommen Opfern zieren?
Nun iſts nicht meine Hand, von der dieß Opfer ſtammt;
Nicht du, die wider ſich der Mutter Zorn entflammt,
So gar, wenn ſich dein Fuß nur in die Tempel waget;
Noch auch die Mutter ſelbſt, die nichts nach Todten fraget.
Ja könnte, was ſie thut, vor uns verborgen ſeyn?
Des Grabmaals Zier und Schmuck ſtammt vom Oreſt allein.
Geliebte, faſſe Muth nach langen Widrigkeiten,
Der Götter Beyſtand bleibt nicht ſtets auf einer Seiten. *)
Der Himmel, der vielleicht das lange Leid gewandt,
Beſchert uns dieſen Tag, als unſers Glückes Pfand.

Elektra.

Ach! ich beklage dich. Wie kannſt du dich betriegen?

Chryſothemis.

So wirkt in deiner Bruſt die Nachricht kein Vergnügen?

Elektra.

Wo biſt du? Welch Geſicht hat deinen Sinn verwirrt?

Chryſothemis.

So hat denn meinen Blick ein eitler Traum geirrt?

Was aber brachte mir die eitle Meynung bey,
Daß dieſes Haares Herr ein andrer Bürger ſey?
Auch ſeine Mörderinn hat es nicht abgeſchnitten,
Die Mutter, dieſes Herz, das, durch verruchte Sitten,
Der Kinder Mund verſtopft und von ihr ſchweigen heißt.
Indeſſen ſind ich nichts, das augenſcheinlich weiß,
Es hab Oreſtens Haupt dieß werthe Haar geſchmücket.
Ich zweifl, und hoffe doch, und bin von Luſt entzücket.

*) In der proſaiſchen Ueberſetzung!
Es iſt uns nicht immer einerley Gottheit zur Seite. Eine feindſelige war es bis itzt. Aber dieſer Tag wird uns vielleicht ein Anfang dauernder Glückſeligkeit ſeyn.
Sie drückt den Text richtiger aus, als die ebenſtehenden Verſe.

Elektra.

Ich denke nicht an ihn. Er iſt nicht mehr auf Erden.
Die Hoffnung iſt verraucht, von ihm erlöſt zu werden.

Chryſothemis.

O Himmel! Aber wer hat dir es hinterbracht?

Elektra.

Ein Zeuge ſeines Falls hat es uns kund gemacht.

Chryſothemis.

Du ſiehſt mich ganz erſtaunt. Wo iſt er hingegangen?

Elektra.

Ihn hat als werthen Gaſt der Mutter Haus empfangen.

Chryſothemis.

Ich Arme! doch wer iſts, der mit ſo reicher Hand
Zu unſers Vaters Gruft dieß Opfer abgeſandt?

Elektra.

Vielleicht verehret man Oreſtens Angedenken,
Und will bey jenes Gruft auch ihm ein Opfer ſchenken.

Chryſothemis.

So eil ich Arme denn nur mit vergebner Luſt
Und eitler Nachricht her, und habe nicht gewußt,
Was hier für Jammer herrſcht? Da ich zurückgekehret,
Find ich mein erſtes Leid mit neuer Qual vermehret.

Elektra.

Wahr iſts. Die Laſt iſt groß. Doch giebſt du mir Gehör,
So drückt in kurzem dich dieß harte Joch nicht mehr.[64])

Chryſothemis.

Und wie? Soll ich vielleicht die Todten neu beleben.

Elektra.

64) Dieſes ganze folgende Geſpräche der beyden Schweſtern hat ſehr viele Aehnlichkeit mit dem erſten Auftritte der Antigone eben

Elektra.

So thöricht bin ich nicht, dir dieſen Rath zu geben.

Chryſothemis.

Was foderſt du, wohin ſich meine Kraft erſtreckt?

Elektra.

Zu thun, wozu der Mund der Schweſter dich erwekt.

Chryſothemis.

Zu thun, was nüzlich iſt, werd ich mich nie entbrechen.

Elektra.

Vernimm es. Ohne Müh kannſt du dir nichts verſprechen.

Chryſothemis.

Laß ſehn. Ich ſteh dir bey in allem, wo ich kann.

Elektra.

So höre denn den Rath des feſten Herzens an.
Du weißt, daß uns kein Freund noch Beyſtand überblieben.
Der Hölle tiefer Schlund, der alles aufgerieben,
Hat unſern Troſt dahin. Uns zwo läßt er allein.
So lange noch Oreſt des Tages lichten Schein
Mit munteren Augen ſah, ſo ſtellt ich mich zufrieden,
Und ſprach: Den Mördern iſt ihr Rächer ſchon beſchieden!
Doch nun iſt er dahin. Mein Auge ſieht auf dich,
Den Mann, durch deſſen Fauſt mein Vater einſt erblich,
Den Mörder, den Aegiſth hilf deiner Schweſter tödten.
Ich rede, denn hier iſt kein Schweigen mehr vonnöthen.
Was hofſt du träg und faul, und harrſt auf künftig Glück?
Nur Seufzen wartet dein, und bleibet dir zurück,
Da man des Vaters Gut und Erbe dir geraubet;
Nur Jammer, da man dir nicht Lieb und Eh erlaubet,
Da, einſam, unvermählt, dein beſtes Alter flieht.
Ja! glaubſt du, daß dein Stand ſich je verbeſſert ſieht?

eben dieſes Sophokles, welchen man deſto leichter dagegen halten kann, weil dieſes Trauerſpiel von Opitzen überſezt iſt.

Wird jemals wohl Aegiſth den tollen Anſchlag faſſen,
Mein oder dein Geſchlecht auf Erden blühn zu laſſen,
Damit aus unſrer Schooß ſein ſichrer Rächer ſteigt?

Doch, wo ſich nur dein Ohr zu meinem Rathe neigt;
So wird der Vater ſelbſt, der in der Hölle lieget,
Und deines Bruder Geiſt durch deine Treu vergnüget.
Dein Arm verſchaffet dir der Freyheit altes Recht.
Ein würdiger Gemahl vermehret dein Geſchlecht;
Denn Stand und Ehre macht der Männer Herzen rege.

Zudem was bringſt du mir und dir für Lob zuwege,
Wenn durch der Leute Mund man unſre Namen hört,
Der Bürger dieſer Stadt uns ſammt dem Fremdling ehrt;
Und wo man uns erblickt, die ſüßen Reden ſchallen:
Gebt Acht! wie wird euch wohl dieß edle Paar gefallen,
Das von der Dienſtbarkeit des Vaters Haus entſetzt,
Der Mörder Blut zu ſehn, ſein Leben ſchlecht geſchätzt,
Und ſeiner Feinde Stolz zu brechen ſich erkühnet?
Dieß hat des Volkes Gunſt und hohes Lob verdienet.
Bey Feſten, und wo ſonſt das Volk verſammlet ſteht,
Iſts werth, daß unſer Preis ihr männlich Herz erhöht.

So weit wird unſer Ruhm im Leben ſich erſtrecken.
Im Tode wird ihn nicht Vergeſſenheit bedecken.
Geliebte, folge denn! Steh deinem Vater bey!
Nimm dich des Bruders an! Mach mich vom Jammer frey!
Erlöſe dich zugleich! — Nichts kränkt ſo ſehr im Leben,
Als groß geboren ſeyn, und in Verachtung ſchweben.

Der Chor.

Wie nöthig iſt, daß dem der ſolchen Anſchlag hört,
Und dem, der ihn ertheilt, die Klugheit Rath beſchert!

Chryſothemis.

Wenn der betäubten Bruſt nicht Witz und Rath gebräche,
So wär ihr kühner Geiſt bedachtſam, eh ſie ſpräche,
Und ſchlöſſe vor der Noth nicht ſelbſt die Augen zu.
Wo zielſt du doch hinaus? Weßwegen waffneſt du

Mit Kühnheit deinen Arm, und willſt auch mich entbrennen?
Du biſt ein ſchwaches Weib. Willſt du dich ſelbſt verkennen?
Da jener Arme Kraft die deinen überwiegt,
Ihr Glücke täglich wachſt, und unſers ganz verſiegt:
Darf jemand dieſen Mann gewaltſam zu erſchlagen
Von Straf und Jammer frey und ungenoſſen wagen?
Zwar unſre Pein iſt groß; doch du haſt ſie vermehrt,
Wenn jemand uns verräth, der deinen Anſchlag hört.
Es kann uns nicht befreyn, noch unſern Tod verſüſſen,
Wenn wir gerühmet ſind, doch ſchmählich ſterben müſſen.
Ja, Sterben iſt nicht ſtets das äußerſte der Pein; [65])
Es wünſchen, iſt noch mehr, und nicht erhöret ſeyn.
Drum eh du in die Noth, in die wir ſinken müßten,
Dich ſelber ſtürzen willſt, und dein Geſchlecht verwüſten,
So zähme deinen Zorn. Was du mir offenbart,
Sey ſtets, als ungeredt, in ſtiller Bruſt bewahrt.
Hab endlich klügern Muth! Lern in ſo langen Zeiten,
Von Macht und Kräften leer, nicht wider Stärkre ſtreiten.

Der Chor.

Gehorche! Nie iſt uns ein größres Gut beſchert,
Als Vorſicht, wenn man thut, und Weisheit, wenn man hört.

Elektra.

Du ſagſt nichts unverhofft. Ich habe längſt geſehen,
Du würdeſt fertig ſeyn, den Anſchlag zu verſchmähen.
Indeß hat meine Bruſt nicht leeren Rath gefaßt;
Mein Arm vollbringt allein, was du verworfen haſt.

Chryſothemis.

Ach! warum konnte dich nicht dieſer Sinn regieren,
Eh, als dein Vater ſtarb, was großes zu vollführen?

Elektra.

Ich ſelbſt war eben die, an Rath nur nicht ſo feſt.

65) Dieſes hat Anlaß im Agamemnon des Seneca zu der Zeile gegeben.
Aeg. Mortem aliquid ultra eſt? *El.* Vita, ſi cupias mori.

Chryſothemis.

So ſorge, daß dein Rath dich ewig nicht verläßt!

Elektra.

Ermuntern willſt du zwar, doch ſelbſt nichts mit mir wagen.

Chryſothemis.

Wer große Dinge wagt, muß auch Gefahr ertragen.

Elektra.

Den Worten bin ich gut, doch deiner Zagheit feind.

Chryſothemis.

Ich dulde es, bis der Tag, da du mich lobſt, erſcheint.

Elektra.

Dieß denkeſt du bey mir vergebens auszurichten.

Chryſothemis.

Die Zeit, die künftig folgt, wird unſern Handel ſchlichten.

Elektra.

Weich, denn es iſt bey dir nicht Rath, nicht Beyſtand mehr!

Chryſothemis.

Bey mir iſt Rath genug, bey dir nur kein Gehör.

Elektra.

Geh! Du kannſt alles dieß die Mutter wiſſen laſſen.

Chryſothemis.

Nein! Ich kann dich noch nicht mit ſolcher Feindſchaft haſſen.

Elektra.

Doch ſieh, wie tief du mich in Schmach und Qual verſenkſt.

Chryſothemis.

Ich will nicht deine Schmach; nur, daß du dich bedenkſt.

Elektra.

Soll ich, was heilſam iſt, mit deinen Augen ſehen?

Chryſothemis.

Wenn du es beſſer ſiehſt, denk ich dir nachzugehen.

Elektra.

Elektra.

Ach! daß man doch ſo oft bey ſchönen Sprüchen fällt!

Chryſothemis.

Du ſagſt von einem Fehl, der dich verſtricket hält.

Elektra.

So faß ich, wie du meynſt, den Anſchlag nicht mit Rechte?

Chryſothemis.

Recht hätteſt du genug, wenn Recht nicht Schaden brächte

Elektra.

Der Nutz iſt ein Geſetz, das nie mein Herz regiert.

Chryſothemis.

Du lobſt mich, wenn dein Arm dereinſt die That vollführt.

Elektra.

Ich will ſie unverzagt und dir zu Trutz vollführen.

Chryſothemis.

So biſt du unbewegt? Kann dich kein Warnen rühren?

Elektra.

Nichts iſt, als ſchlimmer Rath, verhaßters auf der Welt.

Chryſothemis.

Du haſt nicht eingeſehn, was ich dir vorgeſtellt.

Elektra.

Mich treibt kein ſchneller Schluß. Ich hab es längſt erwogen.

Chryſothemis.

Ich geh, und habe nur vergebens hier verzogen.
Du billigſt meinen Rath, ich deine Sitten nicht.

Elektra.

Geh, wo dich je mein Herz in ſeinen Anſchlag flicht,
Und ſollte dich darnach Begier und Sehnſucht tragen:
So müßt ich thöricht ſeyn und nach dem Schatten jagen.

Chryſothemis.

So ſey dir ſelber klug, und bleib, was du dich dünkſt;
Doch lobe mich hernach, wenn du in Noth verſinkſt!

Dritter Zwischengesang.

Elektra, der Chor.

Erster Satz.

Ist der Vogel, der mit Speise[66])
Dem zur Nahrung sich beschwert,
Der ihn selbst gezeugt, genährt,
Denn für uns vergebens weise?
Menschen folgen andrer Bahn.
Doch wo Jupiter noch blitzet,
Und im Himmel Themis sitzet;
Ist es nicht umsonst gethan.
Ruf! dring in des Todes Höhlen!
Dieses Hauses Schmach und Fall
Den Atriden zu erzählen;
Töne dein betrübter Schall!*)

Erster Gegensatz.

Sprich, ihr Haus sey ganz vergiftet.
Ihre Kinder sind entzweyt.
Statt vertrauter Freundlichkeit,
Hat die Zwietracht Zank gestiftet.
Denn verrathen, und allein
In der Fluth umher geschlagen,

Muß

66) Ohne Zweifel will der Chor dieses Gleichniß weiter nicht erstrecken, als darauf, daß diejenigen, welche von jemanden einige Hülfe genossen, schuldig sind, demselben wieder beyzustehen, und er redet von den zwoen Schwestern; ob er gleich ein Gleichniß giebt, welches sich auf Aeltern und Kinder zu beziehen scheint, und welches allem Ansehen nach von den Störchen hergenommen ist, die diejenigen, von denen sie aufgezogen worden, wieder ernähren sollen. Man wird in vielen Gleichnissen Homers und andrer Griechen finden, daß sie zufrieden gewesen sind, zwischen zweyen Dingen nur eine einzige Aehnlichkeit zu finden, als z. E. hier: daß man denjenigen wieder beysteht, von dem man Hülfe genossen, an statt daß wir uns ein Vergnügen machen, bey einem Gleichnisse mehr Aehnlichkeiten zu suchen.

Muß Elektra Qual und Klagen
Um den Vater ſtets verneun.
Sie verſchmäht ihr eignes Leben.
Gegen zweener Henker Blut
Will ſie ſich des Lichts begeben;
Dieß wirkt Schmach und edler Muth.

Zweyter Satz.

Kein hoher Geiſt kann in den Plagen
Des edlen Namens Schandfleck tragen,
Wenn er verſchmäht und ehrlos liegt.
Auch du, o Kind, das bey den Leiden,
Die nie von deinen Tagen ſcheiden,
Noch wider ſeine Schande kriegt,
Verdienſt, daß man dich zwiefach preiſe,
Als tugendhaft, und auch als weiſe!

Zweyter Gegenſatz.

Du ſeyſt an Macht, an Glück und Segen
So weit den Feinden überlegen,
Als ihrer Hand itzt unterthan!
Wie ich aus deinem Thun erblicke,
Fühlſt du ein unverdient Geſchicke,
Und gehſt der Tugend edle Bahn;
Erfüllſt der Weisheit ſchönſte Lehren,
Durch Fleiß, die Götter zu verehren.

Vierter

*) Nach dem Griechiſchen wäre, wie mir es ſcheint, dieſt Stelle ſo zu überſetzen: Was ſehen wir die verſtändigſten Vögel in der Höhe an, welche ſorgfältig denenjenigen Speiſe ſchaffen, von denen ſie hervorgebracht ſind, und bey denen ſie Hülfe gefunden haben, und thun doch nicht eben ſo?

So weit bezieht ſich die Betrachtung des Chors auf den vorhergehenden Streit der Elektra mit ihrer Schweſter. Das folgende aber zielt auf Agamemnons Ermordung:

Aber bey dem Blitze Jupiters, bey der himmliſchen Themis, lange werden ſie nicht ungeſtraft ſeyn! O unterirdiſche Fama bey den Menſchen, ſchreye mir dieſe klagliche Stimme den Atriden dort unten zu, überbringe ihnen die freudenloſen Schandthaten.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Chor, Elektra, Oreſt, Pylades. 67)

Oreſt.

Entdeckt uns, ſind wir auch die rechte Bahn gegangen?
Und zeigt man uns den Ort, nach welchem wir verlangen?

Der Chor.

Wen ſucheſt du? Was iſts, das du zu forſchen haſt?

Oreſt.

Ich ſuch in dieſer Stadt ſchon lang Aegiſths Pallaſt.

Der Chor.

Dich hat ein wahrer Mund auf dieſen Weg geleitet.

Oreſt.

Von welcher unter euch wird drinnen angedeutet:
Ein ihnen werther Zweck hab uns hieher geführt.

Der Chor.

Sie wird die nächſte ſeyn, der dieß zu thun gebührt.

Oreſt.

67) Man hat hier Urſache, den geſchickten Einfall des Sophokles zu bewundern, daß er nicht gleich mit dem Bothen, der die Nachricht von Oreſts Tode brachte, diejenigen auftreten läßt, welche ſeine vorgegebene Aſche überbringen. Dadurch verſchaffet er dem Oreſtes Gelegenheit, frey mit ſeiner Schweſter zu reden, welches ſonſt ſo leicht nicht geweſen ſeyn würde.

Ja

Oreſt.

Wohlan! ſo geh dann hin, um drinnen anzuſagen,
Daß Phokis Bürger hier nach dem Aegiſthus fragen.

Elektra.

Ich Aermſte! Habt ihr mir ein Zeugniß hergebracht,
Das, was das Ohr gehört, dem Aug unläugbar macht?

Oreſt.

Ich weis nicht, was dir ſonſt zu Ohren können bringen;
Mich heißet Strophius Poſt vom Oreſtes bringen.

Elektra.

Was bringſt du? Meinen Geiſt hat Furcht und Angſt beklemmt.

Oreſt.

Dir ſaget dieß Gefäß, was man zu bringen kömmt:
Den Reſt von ſeinem Leib in wenigen Gebeinen.

Elektra.

O weh mir! denn mein Schmerz will mir noch klärer ſcheinen,
Und ſtellt den Augen ſich als gegenwärtig dar.

Oreſt.

Ja! wenn Oreſt dir lieb, ſein Unglück ſchmerzlich war;
So wiſſe: ſeinen Leib hält dieß Gefäß verſtecket.

Elektra.

O Fremdling, wo dieß Erz den werthen Körper decket;
Bey aller Götter Huld, gieb mir es in die Hand!
Laß mich nunmehr mich ſelbſt, und Haus, und Ehr, und Stand
Mit dieſer Aſch als todt und als zerſtäubt beklagen.

Oreſt.

Ja, um die Sache wahrſcheinlicher zu machen, ſtellen ſie ſich, als ob ſie beyde beſonders abgeſchickt wären. Der erſte ſagt, daß er von einem der Freunde und Bundsgenoſſen Aegiſths komme; der andere aber giebt vor, daß er vom Strophius abgeſchicket ſey, welcher den Oreſt wider Willen der Seinigen bey ſich hatte.

Orest.

Sie sey auch, wer sie sey. Die ihr es hergetragen,[64])
Auf gebts ihr, denn sie reizt kein ihm erzürnter Muth;
Ein Herz, das ihn geliebt, wo nicht verwandtes Blut.

Elektra.

Reß, den der wertheste, der liebste Geist verlassen!
Wie anders muß ich dich, als ich gewünscht, umfassen!
Dieß war die Hoffnung nicht, mit der ich dich gesandt.
Nur Asche, leichten Staub, nichts trag ich in der Hand.
Ein hoffnungsvolles Kind hatt ich hinweg geschickt.

Ach! warum hast du nicht der Tage Ziel erblicket,
Eh ich dich aus der Hand erhitzter Mörder stahl,
Und fremder Erde dich, dein Blut, dein Heil befahl?
Dich hätte jener Tag des Mordens hingefället,
Und in getheilter Gruft dem Vater zugesellet.
Nun trifft dich auf der Flucht, von deinem Hause weit,
Von deiner Schwester fern, des Todes Grausamkeit.
Ich Arme habe nicht den werthen Leib gewaschen,
Nicht die betrübte Last, eh dich zu leichter Aschen
Die wilde Glut gemacht, selbst auf das Holz gesetzt.
Nur fremder Hände Dienst erboth sich dir zuletzt,
Und schickt uns aus der Glut die aufgezehrten Glieder
Als eine leichte Last der engen Urne wieder.
O vormals süße Müh, nun aber eitle Zucht!
O Sorgfalt ohne Nutz und Wartung ohne Frucht!
Der Mutter bist du nicht so lieb, als mir, gewesen.
Ich war die Pflegerinn; nicht die man sonst erlesen;
Ich wars, die dir die Nacht nicht von der Seite kam.
Dieß alles reißt der Tag, der dich der Erde nahm,
Mit dir als todt dahin; du reißest ins Verderben,
Es als ein Sturmwind fort. Der Vater mußte sterben;

Ich

64) Man sieht hieraus, daß Orest nicht ohne Gefolge gekommen, welches desto besser angieng, weil er als eine Gesandtschaft aus Phocis erscheint. Es ist auch nöthig, daß er ein Gefolge bey sich

Ich bin, als lebt ich nicht. Dir iſt kein Licht bewuſt.
Es lacht indeß der Feind, es raſt vor ſtolzer Luſt
Der Mutter grauſam Herz, von der du mir verſprechen;
Du kämſt, und Liſt und Mord blieb ihr nicht ungerochen.
Umſonſt war ich davon ſchon insgeheim belehrt;
Ein Gott, der uns verfolgt, hat unſern Rath zerſtört,
Und läßt mir, ſtatt des Troſts von deinen werthen Blicken,
Den unbelebten Reſt gemeiner Aſche ſchicken.
Ach werther Leib! ach Fall! ach harter Tod!
Ach Unglücksflucht! du Anfang meiner Noth!
Ja, meine Noth hat hier den Anfang hergenommen,
Durch deinen Abſchied iſt der Schweſter Fall gekommen.

In deiner Urne ſey auch mir ein Raum vergönnt!
Man miſche beyder Staub, daß die die Gruft nicht trennt,
Die auf der Erde ſtets ein gleiches Glück genoſſen!
Mit dir ſey ich entſeelt, mit dir ins Grab geſchloſſen;
Denn Todte trifft nicht mehr der Erden Qual und Pein.

Der Chor.

Elektra, denk an dich. Dein Erb iſt, ſterblich ſeyn;
Und ſterblich war Oreſt. Drum hemme deine Klagen.
Denn jedem iſt beſtimmt, dieß Schickſal zu ertragen.

Oreſt.

Was red ich? Sprach und Mund bezähmt ſich länger nicht:
Jedoch die Zunge ſtockt, weil ihr das Wort gebricht.

Elektra.

Welch Wort? Was quälet dich? und wie iſt dir geſchehen?

Oreſt.

Wie? und ich ſoll in dir Elektrens Antlitz ſehen?

Ich hab, weil Aegiſth, wie man aus allen Umſtänden ſieht, ebenfalls nicht allein erſcheint.

Elektra.

Du siehst es, und zugleich ihr klägliches Geschick.

Orest.

Ach! wie verfolgst du sie, du ungerechtes Glück!

Elektra.

Was seufzest du? bin ichs, die dir dieß Leid erwecket?

Orest.

O Leid von Schmach erfüllt! o Blick, der mich erschrecket!

Elektra.

Die Schmach, von der du sagst, kann nur die meine seyn.

Orest.

So lebt sie jammervoll, arm, trostlos und allein?

Elektra.

Was wirfst du stets auf mich mit Seufzen deine Blicke?

Orest.

Wie wußt ich doch fast nichts von meinem Unglücke!

Elektra.

So sage, was dich itzt zu dessen Kenntniß bringt.

Orest.

Dein Jammer, den ich seh, und welcher dich umringt.

Elektra.

Du siehst den kleinsten Theil unzählig vieler Plagen.

Orest.

Kann ich was größers sehn, und du was härters tragen?

Elektra.

Elektra.

Ja, wenn du um die Koſt mich Mördern dienen ſiehſt.

Oreſt.

Was Mörder? was für Mord, auf den du dich beziehſt?

Elektra.

Des Vaters Mörder ſinds, die mich zur Knechtſchaft zwingen.

Oreſt.

Und wer kann dich durch Zwang in ſolche Schmach verdringen.

Elektra.

Ein Weib, das Mutter heißt, und nirgend Müttern gleicht.

Oreſt.

Macht Hunger, macht Gewalt, daß ſie den Zweck erreicht?

Elektra.

Sō Hunger, als Gewalt, und was die Wuth erdenket.

Oreſt.

So ſteht dir niemand bey, und wehrt, wenn ſie dich kränket?

Elektra.

Auf den ich noch gehoffe, deß Aſche bringſt du mir.

Oreſt.

Mich jammert deine Noth. Ich leide ſelbſt mit dir.

Elektra.

So wiſſe, dir allein geht meine Qual zu Herzen.

Oreſt.

Allein komm ich hieher, gerührt von deinen Schmerzen.

Elektra.

Wo aber kömmſt du her? Iſt uns dein Blut verwandt?

Oreſt.

Ich ſagt es, hätt ich nur erſt dieſer Treu erkannt.

Elektra.

Vertrau dich ihrer Treu. Ihr Herz iſt mir nur eigen.

Oreſt.

Hinweg den Aſchenkrug! Laß dir die Wahrheit ſagen.

Elektra.

Ach! ich beſchwöre dich: Thu mir dieß Leid nicht an!

Oreſt.

Es wird dich nicht gereun; haſt du es nur gethan.

Elektra.

Das Liebſte, das mir bleibt, reiß nicht aus meinen Händen!

Oreſt.

Ich laſſe dir ihn nicht.

Elektra, indem ſie die Urne umfaßt.

Oreſt! weh mir Elenden,
Wenn man mir noch den Troſt, dich zu begraben, raubt!

Oreſt.

Sprich fröhlich. Es iſt hier zu ſeufzen nicht erlaubt.

Elektra.

Soll ich des Bruders Tod mit Seufzen nicht beklagen?

Oreſt.

Nein, dir geziemet nicht, vom Seufzen viel zu ſagen.

Elektra.

Iſt etwas, das mich ſein nicht werth gemachet hat?

Oreſt.

69) Die Poeten, welche über dieſer Fabel gearbeitet, haben ſich darinnen von einander unterſchieden, daß jeglicher von ihnen ein beſonders Merkmaal erſonnen hat, daran Oreſt erkannt wird. Beym Euripides verräth ihn, eh er ſich ſelbſt zu erkennen giebt, eine Schramme über das Auge, welche er ſich in ſeiner Jugend gefallen hatte. Aeſchylus aber läßt ihn an ſeinem Kleide, welches von der Elektra gewebet worden, erkannt werden, und hat darüber, ich weis nicht ob mit Rechte, einige Verſpottungen vom Ariſtophanes und Euripides ausſtehen müſſen. Inſonderheit hat ſich der letztere gewundert, daß Elektra ſchon ſo jung hätte weben können, und daß die Kleider nicht allein nicht abgetragen worden, ſondern auch mit

Oreſt.

Sein unwerth biſt du nicht. Nur hat kein Seufzen ſtatt.

Elektra.

So faß ich nicht den Leib, von dem du mich berichtet?

Oreſt.

Nein! ſondern Aſch und Staub, die man ihm angedichtet.

Elektra.

So ſage, welche Gruft den Armen ſonſt umſchließt?

Oreſt.

Der brauchet keiner Gruft, der noch des Lichts genießt.

Elektra.

Was ſagſt du?

Oreſt.

Glaube nur der Nachricht, die ich gebe.

Elektra.

So lebt mein Bruder noch?

Oreſt.

Weſern ich ſelbſt noch lebe.

Elektra.

Biſt du vielleicht es ſelbſt?

Oreſt.

Sieh dieſes Siegel an,[69])

Weil deſſen Zeugniß dir die Wahrheit ſagen kann.

mit dem Oreſt gewachſen wären. Unterdeſſen hat Aeſchylus niemals weder von der Elektra noch von Oreſten gedichtet, daß ſie Kinder geweſen, als ſie von einander gekommen. Clytämneſtra hatte Oreſten in währendem trojaniſchen Kriege von ſich entfernt, wie ſie im Agamemnon des Aeſchylus ſagt, und die Abſicht davon war ohne Zweifel, daß er ihr weder in Liebeshändeln noch in ihrem Morde hinderlich ſeyn möchte. Dieſes iſt, deucht mich, wahrſcheinlicher, als wenn der Sohn eines Herrn, der zehn Jahre lang im Kriege geweſen war, bey ſeiner Zurückkunft und erfolgten Ermordung noch von ſeiner Schweſter gerettet werden muß. Und da Aeſchylus ihn niemals ſo jung gedichtet hat, ſo kann man der Frage überhoben ſeyn,

Elektra.

O angenehmstes Licht!

Orest.

Licht, das auch mich erquicket!

Elektra.

Dich hör ich?

Orest.

Ja mich selbst, nicht wen ich abgeschicket.

Elektra.

Dich faß ich?

Orest.

Du umfängst den, der dich nie verläßt.

Elektra.

Geliebte, sehet hier den wertheſten Orest,
Den List und falscher Ruf den Todten zugesellet,
Doch List mir wieder giebt und an das Licht gestellet.

Der Chor.

Wir sehn ihn, Werthester. Bey diesem, was geschehn,
Läßt sich dir unser Herz durch frohe Thränen sehn.

Elektra.

So kömmst du, dich endlich zu zeigen,

Des

seyn, ob Elektra dazumal weben können? Auch konnte er alsdann so leicht nicht einem Kleide entwachsen, zumal da bey der damaligen Einfalt der Kleidungen die Kleider nicht so enge am Leibe lagen. Daß es aber Orest unterdessen abgetragen hätte, scheint mir der stärkste Einwurf nicht zu seyn, weil er es nicht oft getragen haben konnte. Ja es scheint, als ob Orest selbst nur darum damals dieses Kleid angezogen hätte, damit seine Schwester ein Merkmaal haben möchte, daran sie ihn erkannte. Man wird mir diese Ausschweifung leicht zu gute halten, weil ich glaube, daß man bey Gegeneinanderhaltung der Merkmaale, welche diese drey Poeten erwählet haben, leicht dem Aeschylus, wie es von vielen geschehen, zu viel thun kann. Auch das Merkmaal, daran ihn Sophokles erkennen läßt, scheint mir nicht von allen Einwürfen befreyt zu seyn, weil man fragen könnte, wie man bey der Flucht des Orest, in der dama-

Des wertheſten Stammes geliebteſter Aſt?
Du klimmſt, trifft an, und ſiehſt, wen du gewünſchet haſt.

Oreſt.

So iſts. Doch zwing dich izt, noch in Geduld zu ſchweigen.

Elektra.

Was ſagſt du mir?

Oreſt.

Im Hauſe hört man uns. Zu ſchweigen rath ich dir.

Elektra.

Bey Dianens freyem Jungferſtande!
Wär es nicht Schande,
Da nur drinnen feige Weiber ſtecken,
Noch zu erſchrecken?

Oreſt.

Du weiſt, der kühne Mars hat Weiber auch erhizt.

Elektra.

Was erneuſt du für ein Angedenken?
Vom Vergeſſen unbenebelt Kränken?
Nie geheilte, nie verborgne Schmerzen
Rufſt du zum Herzen.

damaligen Angſt und Beſtürzung, darüber man wegen ſeines Vaters war, darauf gefallen ſey, ihm das Siegel ſeines Vaters, welches derſelbe vermuthlich an der Hand trug, mitzugeben. Aber ſo genau haben es die Alten in denenjenigen Umſtänden nicht genommen, die ſie bey Einrichtung ihrer Fabel zum voraus ſetzten. Wider den Euripides könnte man einwenden, daß erſtlich die Schramme über das Auge entweder ſehr groß geweſen ſeyn, und den Oreſt ziemlich ungeſtalt machen müſſen, oder daß der Alte, der ihn erkennet, ein ſehr gutes Gedächtniß gehabt haben müßte, daß er, ehe ihm jemand den Oreſt erwähnt, ſo bald er ihn anſichtig wird, ihn an einer Schramme erkennt, die durch die Länge der Zeit und zumal bey einem Kinde verwachſen ſeyn, oder wenigſtens ſich ſehr verändert haben müßte.

Oreſt.

Dieß alles weiß ich wohl. Wenn mir zu andrer Zeit
Der Himmel Ruhe gönnt; erzähle mir dein Leid.

Elektra.

Iſts billig mein Leid zu erzählen;
Es iſt mir auch jegliche Stunde geſchickt.
Der freye Mund wird nicht von Schrecken zugedrückt.

Oreſt.

Ich glaub es. Doch nur itzt ſchweig noch von deinem Quälen.

Elektra.

Was ſoll ich thun?

Oreſt.

Viel Reden bringt Gefahr. Laß Zung und Klagen ruhn.

Elektra.

Kann ich billig ängſtlich Schweigen wählen?
Statt zu erzählen,
Durch wie ſchnelles unverhofftes Glücke
Ich dich erblicke.

Oreſt.

Dann brach ich auf zu dir, als mir der Himmel rief.

Elektra.

Meine Freude muß dieß Wort verſtärken.
Spornt der Himmel dich zu ſolchen Werken:
O ſo ſcheinen deine kühnen Reiſen,
Göttlich zu preiſen!

Oreſt.

(*) Ungeachtet im Griechiſchen, geboffet, ſteht, ſo ſehe ich doch keine Schwierigkeit, warum ich es nicht von derjenigen Nachricht erklären ſoll, die man ihr von Oreſts Tode überbrachte. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß im Griechiſchen ſo wohl, als in andern Sprachen, hoffen, ehmalen bloß ſo viel als vermuthen heißet, ja ganz und gar von der Furcht gebraucht wird. Euripides im Oreſt V. 853.

*Ομως,

Orest.

Theils dämpf ich mit Verdruß die Lust, die dich vergnügt,
Theils fürcht ich, daß dich nicht die Freude ganz besiegt.

Elektra.

Ach! konnt ich dieß bey dir verdienen,
Daß mir nach langer Zeit dein Fuß zum Trost erschienen;
So bitt ich, da du mich in solcher Noth erblickst . . .

Orest.

Was soll von mir geschehen?

Elektra.

Daß du die Lust nicht unterdrückst,
Und trennst die Freude nicht vom Glücke, dich zu sehen.

Orest.

Mit Unmuth werd ich sehn, wenn sie ein andrer stört.

Elektra.

So ist sie mir denn unverwehrt?

Orest.

Wie kann ich sie verwehren?

Elektra.

Was ich nie gefurcht [70]) zu hören,
Wertheste, durchfuhr mein Herz!
Doch ich zwang den stummen Schmerz
Und ließ kein Angstgeschrey die harte Nachricht stören.
Nun hab ich dich. Dein Angesicht
Zeigt seiner Augen holdes Licht,
Und meine Lust verlischt durch Schmerz und Unglück nicht.

Οἴμοι, προσῆλθεν ἐλπὶς, ἣν φοβουμένη
Πάλαι, τὸ μέλλον ἐξετηκόμην γόοις.

Wehe mir! meine Hoffnung trifft ein. Es geschieht, was ich längst gefurcht, und unter Gram und Seufzen erwartet habe.

Oreſt.

Hier, Schweſter, iſt einmal das Reden, das nichts dienet.
Erzähle mir, was ſich das freche Weib erkühnet.
Beſchreib nicht, wie Aegiſth verſchwendriſch, ungeſcheut,
Das väterliche Gut geſchwächt, erſchöpft, zerſtreut.
Das Reden ſtiehlt uns ſonſt zum Thun bequemre Zeiten.
Jetzt gieb zur Sache Rath. Sey kurz, mir anzudeuten,
Ob öffentlich mit Macht, ob mit verſteckter Liſt
Der Feinde froher Stolz zu unterdrücken iſt.
Nur daß die Mutter nicht aus deinem Angeſichte,
Wenn man das Haus betritt, von deiner Freude richte;
Bis uns das Glück vergnügt, beſeufze falſches Leid.
Dann freue dich in Ruh, und lach in Sicherheit!

Elektra.

Mein Bruder, bloß dein Wunſch regieret mein Bezeigen.
Von dir ſtammt meine Luſt, drum iſt ſie nicht mein eigen.
Ich würde meines Glücks durch Weigern unwerth ſeyn;
Wär auch mein Vortheil groß und dein Verdruß nur klein.
Zwar wie es drinnen ſteht, brauchſt du nicht mehr zu hören. [71])
Aegiſthus iſt entfernt, und kann sein Werk nicht ſtören,
Die Mutter iſt allein. Mein Bruder, fürchte nicht,
Als ſähe ſie von mir ein freudiges Geſicht.
Mein allzufeſter Haß wird dann kein Lachen leiden.
Mein Auge hört nicht auf, und thränt indeß vor Freuden.
Iſts möglich, daß ſo bald der Thränen Quell verſiegt,
Da Eine Stunde dich mir todt und lebend zeigt?
Kein Wunder ſcheint mir groß, da dieſes nun geſchehen.
Käm auch mein Vater ſelbſt, ſo glaubt ich, ihn zu ſehen.
Wohlan!

71) Sie hat ihm nämlich geſagt, daß niemand als Weiber im Hauſe wären.

*) Dieſe Ueberſetzung kömmt dem Griechiſchen am nächſten, welches nach den Worten heißt:
Ihr Fremdlinge geht, hinein, zumal da ihr etwas bringt, dergleichen niemand von ſeinem Hauſe abweiſt, bey deſſen Empfange aber auch niemand ſich erfreuet.

Dieſes

Wohlan! weiß dich dein Weg zu meiner Rettung trägt:
So folge deiner Bruſt, die edler Muth erregt.
Auch ich war ſchon gewiß, und wollt in Einem ſiegen
Mit Ruhme mich befreyn, wo nicht mit Ruhm erliegen.

Oreſt.

Ich habe dich erſucht, itzt lieber ſtill zu ſeyn.
Man kömmt zu uns heraus.

Elektra.

Ihr Fremden, geht hinein,
Was niemand fröhlich nimmt, habt ihr uns hergetragen,
Doch was auch niemand leicht zu nehmen ausgeſchlagen. *)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofmeiſter.

Der Hofmeiſter.

So flieht euch aller Rath? Was blendet euren Sinn?
So ſorglos gebt ihr ſelbſt das ſchnöde Leben hin!
Iſt in euch kein Verſtand, bey naher Noth zu wachen.
Zwar naht ihr nicht der Noth. Ihr ſeyd ihr ſchon im Rachen.
Stünd ich als Wächter nicht ſtets dieſen Pfoſten nah,
So wär eh euer Rath, als euer Fuß allda.
Doch meine Sorge nur hat alles abgewendet.
Itzt brecht das Reden ab. Das Jauchzen ſey geendet,
Dem ſonſt das Maaß gebricht. Geht, nehmt die Zeit in Acht.
Verzogen heißt verſäumt. Geeilt heißt ſchon vollbracht.

*) Dieſes läßt ſich ganz ungezwungen von dem Aſchenkruge eines jeden Angehörigen erklären. Die zürchiſche Ueberſetzung hingegen, ſo wohl als die franzöſiſche, welche Brümoy mittheilt, geben dieſen Worten einen ganz andern Sinn, der ſich aber gleichfalls gut für die Perſon der Elektra und in dieſe Verbindung ſchickt:

Geht hinein, Fremde! Was ihr bringt, kann nicht unwillkommen ſeyn. Beyſeite. Aber die Freude wird kurz ſeyn.

Oreſt.

Entdecke mir ganz, wie man es drinnen findet.

Der Hofmeiſter.

Nach Wunſche. Denn kein Menſch hat, wer du biſt, ergründet.

Oreſt.

So haſt du meinen Tod als glaublich vorgeſtellt.

Der Hofmeiſter.

Du biſt in ihrem Sinn den Schatten zugeſellt.

Oreſt.

Was ſagt man? Haſt du auch beſondre Luſt verſpüret?

Der Hofmeiſter.

Dann frage weiter nach, wenn du die That vollführet,
In ihrem Sinn ſiehts wohl, doch in der That nur nicht.

Elektra.

Mein Bruder, wer iſt der, der ſich mit dir beſpricht?

Oreſt.

Gedenkſt du nicht an ihn?

Elektra.

Ich kann mich nicht entſinnen.

Oreſt.

Weißt du, wem du mich gabſt, um mit mir zu entrinnen?

Elektra.

Wen nennſt du?

Oreſt.

Den, der mich mit treuen Händen nahm,
Deß ich auf dein Geboth in Phocis Gränzen kam.

Elektra.

Elektra.

Iſts dieſer, der allein auch bey Gefahr und Morden,
Als alles von mir wich, nur treu erfunden worden?

Oreſt.

Ja! Forſche mich nur nicht durch weiter Fragen aus.

Elektra.

Du vormals einzger Schuz für Agamemnons Haus,
Dich ſoll ich wiederſehn? Biſt dus, der uns geſchüzet,
Mein und des Bruders Heil, der unſern Fall geſtüzet?
O Hände, die ihr einſt die ſchönſte That gewagt!
O Füße, die ihr ihn erwünſchte Wege tragt!
Wie? konnte dich denn nichts mir zu erkennen geben?
Dein Wort war mir der Tod, dein Werk ſchenkt mir das Leben.
Willkommen! dich ſeh ich als meinen Vater an;
Was kaum ein Vater thut, hat hier ein Knecht gethan.
Willkommen! niemand iſt, zu dem in Einem Tage
Ich größre Feindſchaft trug und größre Liebe trage.

Der Hofmeiſter.

Dieß ſcheint mir itzt genug. Denn was indeß geſchehn,
Elektra, kannſt du kaum aus langen Reden ſehn,
Die ſich in ſteter Reih durch Tag und Nächte dehnen.
Euch will ich, die ihr ſäumt, es noch einmal erwähnen,
Gewinnt den Augenblick, da Clytämneſtra itzt
Sich ſelbſt zum Opfer beut, und ſie kein Mann beſchüzt.
Doch wo ihr noch verweilt, ſo fürchtet euch, mit Leuten
Von mehr entſchloßnem Muth und größrer Macht zu ſtreiten.

Oreſt.

Auf, Pylades, dieß Werk macht unſer Mund nicht aus.
Die Zeit ruft uns zur That, drum eile nur ins Haus.
Doch wirf dich erſt mit mir vor dieſer Götter Thronen,
Die, als des Hauſes Schuz, vor dieſen Schwellen wohnen.

Elektra.

O höre sie und mich, die ich mit reicher Hand
In meiner Armuth oft vor deinem Altar stand!
Lyceischer Apoll, o unser Schutz und König,
Ich bitte, seufze, fleh. Zwar ist dieß alles wenig,
Doch ist es, was ich kann. Schütz uns in dieser That,
Stärk ihres Armes Kraft, tritt selbst in ihren Rath,
Und zeig einmal der Welt, wie mit gerechten Händen,
Der stolzen Bosheit stets die Götter Strafe senden.

Vierter Zwischengesang.

Der Chor.

Mars eilet mit erhitztem Muthe,
Er schnaubt voll Zorn und lechzt nach Blute,
Und Zwietracht reicht ihm das Gewehr.
Es wandeln schon im Hause drinnen
Der Frevelthat Begleiterinnen,
Der Höllen unvermeidlich Heer.
Der Träume dunkles Bild hat mir es prophezeiht,
Und die Erfüllung ist nicht weit.

Die List führt über diese Schwelle
Den Rächer jenes in der Hölle,
Daß er des Vaters Haus betritt.
Den alten Thron hat er gefunden,
Er hat den Stahl gewetzt zu Wunden
Und Majens Sohn deckt seinen Schritt.
Merkurens naher Schutz umhüllt das Werk mit Nacht,
Die nur der Ausgang lichte macht.

Fünfter

78) Ἐς τάφον λέβητα κοσμεῖ. Τάφος wird bey den Griechen sehr oft von demjenigen Trauermahle gebraucht, welches man bey dem Begräbnisse eines Todten anstellte. Homer sagt im 23sten Buche der Ilias im 29sten Verse:

[illegible] ἀνταρ ὁ σῶιν τάφον μενοεικέα δᾶιν

[illegible] richtete ihnen ein köstliches Trauermahl zu.

Und im vierten Buche der Odyssee im 537sten Verse prophezeihet Proteus dem Menelaus:

[illegible]

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Elektra, der Chor.

Elektra.

Geliebte, da sie itzt zum Werke drinnen eilen:
So laßt, bis es geschehn, uns schweigend hier verweilen.

Der Chor.

Was thun sie? was geschieht?

Elektra.

Dem Trauermahl zur Zier [72])
Schmückt sie die Schüsseln aus, und jene stehn bey ihr.

Der Chor.

Warum eilst du heraus?

Elektra.

Ich wache hier und wehre,
Daß uns nicht unverhofft Aegisthens Ankunft störe.

Clytämnestra.

Ach kommt! ach helft! ach steht mir bey! [73])
O Haus von Mördern voll! von Freunden leer und wüste!

Elektra.

- - σὺ δὲ νεν τάφου ἀντιβολήσαις,
„du wirst zu dem Trauermahle kommen,

nämlich zu demjenigen, das Orest nach Aegisths und Clytämnestrens Tode anstellte.

71) Es würde zu weitläuftig seyn, bey dieser Gelegenheit alle diejenigen Schönheiten gegen einander zu halten, welche so wohl Aeschylus als Sophokles bey dem Schlusse dieser Fabel angebracht haben. Unterdessen hat Aeschylus, wie mich dünkt, darin-

Elektra.

Geliebte, hört ihr nicht? vernehmt ihr dieß Geschrey?

Der Chor.

Mein Haar beginnt der Schauer zu empören.
Ich hör, und wünsche nicht zu hören.

Clytämnestra.

Ich bin dahin! Aegisth, wo bist du? komm geschwind.

Elektra.

Man schreyet noch einmal.

Clytämnestra.

Ach! Kind, geliebtes Kind!
Beugt dich die Mutter nicht?

Elektra.

Auch du warbst nicht gebeuget.
Dich rührte dieser nicht, noch der, der ihn gezeuget.

Der Chor.

Unglücklich Haus! und unglücksvolle Stadt,
Die nur Ein Tag, Ein Tag verderbet hat.

Clytämnestra.

Weh mir! ich bin verwundt!

Elektra.

darinnen einen großen Vortheil vor dem Sophokles, daß er der erste gewesen, und also die schönsten Umstände nach seinem Gefallen wählen können, dahingegen Sophokles, wofern er was neues dichten, und nicht alles dem Aeschylus abborgen wollte, sich genöthiget sah, schon solche zu ergreifen, welche so einnehmend nicht waren. Dieses scheint zu machen, daß bey dem Aeschylus die Gemüthsbewegungen besser steigen, indem erst Aegisth, und hernach Clytämnestra umgebracht wird. Clytämnestra zeiget ferner bey dem Aeschylus mehr von der ihr eignen Kühnheit und Verwegenheit, wenn sie, da sie schon die Gefahr vor Augen sieht, noch ruft:

Ein

Elektra.

Verdopple nur die Wunden.

Clytämneſtra.

Ich ſterbe.

Elektra.

Hätt Aegiſth nur auch das Schwerdt empfunden!

Der Chor.

Die harten Flüche ſind erfüllt.
Es leben die, die in der Hölle liegen.
Das Blut, das friſch aus ihren Mördern quillt,
Labt die Verweſten noch mit heimlichem Vergnügen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Oreſt.

Elektra.

Itzt treten ſie heraus. ~~Ihr Beyl~~ iſt noch warm,
Von Mavors Opfern trauft ihr blutbeſpritzter Arm.
Mein Bruder, wie es ſteht, brauch ich dich nicht zu fragen.

Oreſt.

Wohl ſiehts; weiſ anders nur Apollo wahrzuſagen.
Es liegt dieß freche Weib. Der Stoß, durch den ſie fiel,
Setzt endlich deiner Schmach und ihrer Kühnheit Ziel.

Der

Ein tödtlich Eiſen her. Bewaffnet mich geſchwind!
Laßt ſehn, ob wir beſiegt, wie, oder Sieger ſind!

Endlich läßt auch Oreſt bey dem Aeſchylus mehr das Herz eines Sohnes ſehen, als bey dem Sophokles, wo er ganz zu vergeſſen ſcheint, daß diejenige, die er umbringt, ſeine Mutter iſt. Nur auf wenige bewegliche Worte der Clytämneſtra ſaget er beym Aeſchylus:

Was thu ich, Pylades, ſoll ich ſie wohl verſchonen?

Und dieſer hat erſt nöthig, ihm von neuem das Orakel des Apollo vorzuſtellen.

Der Chor.

Itzt haltet ein. Denn wo ich recht erblicke,
So kehrt nunmehr Aegisth zurücke.

Elektra.

Verbergt euch. Seht ihr nicht, wie er den frohen Schritt
Vom Lande zu uns setzt, und eilend näher tritt?

Der Chor.

Eilt, wie ihr könnt, geht in den Vordersaal;
Das Glück der ersten That begleit euch noch einmal!

Oreſt.

Getroſt! Du ſiehſt, ich thu nach deinem Sinn.

Elektra.

Drum eile!

Oreſt.

Ich geh.

Elektra.

[illegible]

Der Chor.

Der Nutzen räth, Elektra, dir,
Ihm noch ins Ohr ein freundlich Wort zu ſprechen;
Damit er blind, mit eilender Begier,
Schnell in die Waffen rennt, die ſeinen Frevel rächen.

Dritter

74) Sophokles und Aeſchylus ſtellen uns unter dem Aegiſth zween ganz unterſchiedene Tyrannen mit gleicher Kunſt vor. Sophokles mahlet ihn bey Oreſtens Tode erfreut und ſtolz, als ob nun nichts mehr vermögend ſey, ſein Glück zu ſtürzen. Aeſchylus aber macht ihn furchtſam. Er beſorget, daß dieſe

Nach-

Dritter Auftritt.

Aegisth, Elektra, der Chor.

Aegisth.

Wer zeiget unter euch mir jene Fremden an, [74])
Die uns aus Phocis her die Nachricht kund gethan,
Daß man aus dem Ruin von dem zermorſchten Wagen,
Zerfleiſchet und erblaßt, Oreſten weggetragen.
Du, glaub ich, du giebſt mir den ſicherſten Bericht,
Du weißt am beſten wohl, was deinen Trutz zerbricht.

Elektra.

Ach freylich weiß ich es. Wie wäre mir verborgen,
Wofür die Liebe ſtets mich hieß am meiſten ſorgen?

Aegisth.

So ſage mir nur bald, wo man die Fremden findt.

Elektra.

Im Hauſe finden ſie die Wirthinn wohlgeſinnt.

Aegisth.

Doch läßt auch ihr Bericht den wahren Grund erreichen.

Elektra.

Es iſt kein leerer Ruf, es ſind gewiſſe Zeichen.

Aegisth.

So machet ſich ſein Tod auch ſelbſt den Sinnen klar?

Elektra.

Ein Anblick, den man ſieht, macht dir ihn offenbar.

Aegisth.

Itzt ſagſt du mir einmal von lauter frohen Dingen.

Elektra.

[74]) Nachricht das Volk ſchwierig machen möchte. Er hält es für eine ungewiſſe Sache, und für ein ausgeſtreutes Gerüchte, und läßt ſich übrigens gar nichts merken, daß ihm die Wahrheit deſſelben Freude machen würde.

Elektra.

Ja, freue dich, kann dieß dir anders Freude bringen.

Aegisth.

Schweigt, höret mein Gebeth. Man öffne dieses Thor,
Und lege dieser Stadt den kalten Leichnam vor,
Damit wer noch die Brust mit eitlem Hoffen schwellet,
Erblicket, wie das Glück um seinen Trost gefället,
Sich ins Gebiß gewöhnt, der Macht nicht widerstehe,
Die ihn zu strafen dräut, noch sich zu heftig blähe.

Elektra.

Von mir geschieht es nun. Die Zeit zähmt meine Sinnen,
Und lehrt mich durch Geduld die Mächtigern gewinnen.

Vierter Auftritt.

Das Thor des Pallastes wird geöffnet.

Die Vorigen, Orest, Pylades.

Aegisth.

O Anblick voller Glück, jedoch nicht sonder Neid!
Vielleicht, in [illegible] weit.
Laßt von den Decken nun sein Angesicht befreyen.
Mein ihm verwandtes Blut heißt mich ihm Thränen weihen.

Orest.

Berühre du ihn selbst. Denn mir gebühret es nicht.
Befleh ihn, red ihn an, zur letzten Liebespflicht.

Aegisth.

Mit Recht wird, was du sagst, von mir in Acht genommen.
Du aber laß indeß mir Clytämnestren kommen.

Orest.

Was suchst du sie so weit? Du hast sie neben dir.

Aegisth.

Weh mir!

Orest.

Was zitterst du? und wen erblickst du hier?

Aegisth.

Aegisth.

In wessen Hand bin ich? Weß Netz hat mich umgeben!

Orest.

Hast du nicht längst gemerkt, daß du dich in dem Leben
Mit Todten schon besprichst?

Aegisth.

Dieß Wort gewährt mir Licht.
Orest, ja, ja, Orest, der ists, der mit mir spricht.

Orest.

Hat, wer so richtig räth, so lange fehlen können?

Aegisth.

Ich bin dahin. Ein Wort, ein Wort wirst du vergönnen.

Elektra.

Nein! Bruder, hemme du nur seiner Worte Lauf.
Was hält er seinen Tod mit langem Reden auf?
Was hilft dem, dessen Herz schon Furcht und Tod bestricken,
Der ängstliche Genuß von wenig Augenblicken?
Was säumst du? Geh hinein und stoße ihn von der Welt!
Alsdenn sey ihm sein Grab, wie er verdient, bestellt.
Laß mich ihn nicht mehr sehn; denn nach so langen Plagen,
Kann eher nicht mein Herz von Hülf und Lindrung sagen.

Orest.

Fort, eile, geh hinein. Hier schützt die Zunge nicht,
Und Plaudern ist umsonst, wo man ums Leben ficht.

Aegisth.

Was treibst du mich ins Haus. Ists rühmlich, mich zu tödten,
So hast du nicht nöthig der Finsterniß zu flehen.

Orest.

Schreib nicht Gesetze vor. Was säumst du? Geh ins Haus.
Wo du den Mord begingst, da haucht den Athem aus.

Aegisth.

So muß ich denn dieß Haus und alles Uebel sehen,
Das itzt daselbst geschieht, und das noch wird geschehen.

Orest.

Eins prophezeih ich dir, daß dich dieß Haus verderbt.

Aegisth.

Die Kunst, der du dich rühmst, ist dir nicht angeerbt.

Orest.

Was widersprichst du viel, und säumst, und bleibest stehen?
Geh weiter.

Aegisth.

Geh voran.

Orest.

Nein! du sollst vor mir gehen.

Aegisth.

Meynst du, ich werd entfliehn?

Orest.

Ich will so, weil dichs kränkt,
Damit im Tode nichts dir Trost und Lindrung schenkt.
O daß ein strenges Recht gleich jeden lohnen sollte,
Der mehr, als das Gesetz, im Staate können wollte!
So würden Frevel, List und Bosheit seltner seyn.

Der Chor.

O Atreus Stamm, durch wie viel harte Pein
Bist du mit Müh zur Freyheit durchgedrungen,
Da dieser Angriff dir gelungen?

Ende des Ersten Theils.

Leipzig,
gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf
1761.

Joh. Elias Schlegels

Werke.

Zweyter Theil

herausgegeben

von

Johann Heinrich Schlegeln

Professor der Philosophie bey der Universität Kopenhagen und Secretair der Königlich Dänischen Kanzley.

Kopenhagen und Leipzig,

im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung.

1762.

Univ. Bibl.
Münch.

Vorrede.

Die Beſtimmung dieſes zweyten Theiles, der die übrigen dramatiſchen Werke meines ſeligen Bruders enthält, iſt in der Vorrede zum erſten Theile ſchon angezeigt. Die andern Gedichte, und ſolche proſaiſche Werke, welche eine Beziehung auf die ſchönen Wiſſenſchaften haben, werden ein Paar folgende Bände ausmachen, deren Ausgabe ſo wenig als möglich verzögert werden ſoll. Die verſprochene Lebensbeſchreibung wird in den letzten Theil zu ſtehen kommen, da ich es beſonders hierzu nöthig finde, Zeit zu gewinnen. Ob man gleich nicht Urſache haben wird, mit dem Drucke des erſten Bandes, überhaupt genommen, unzufrieden zu ſeyn, ſo iſt doch zum Theil das eingetroffen, was ich wegen meiner weiten Entfernung von dem Orte des Druckes beſorgte.

ſorgte. Es iſt wider meine Abſicht der Herrmann dem Canut nachgeſetzt worden, der doch nach der ſonſt überall in gleichartigen Werken befolgten Zeitordnung ihm hätte vorſtehen ſollen. Es ſind auch, nebſt andern geringen, verſchiedene erhebliche und dem Leſer beſchwerliche Druckfehler ſtehen geblieben, und ein Paar Verbeſſerungen aus der Acht gelaſſen worden, die eben, wie ich in der Vorrede erwähnet hatte, nicht wenig zu den Vorzügen dieſer neuen Ausgabe beytragen ſollten. Ich meyne damit zwo Stellen im Herrmann, da in der Schaubühne eine vermeyntliche Verbeſſerung, welche Secretär Koppe an den Rand von meines Bruders Handſchrift geſetzt hatte, an ſtatt der wahren und richtigern Lesart eingerückt worden.

Die eine findet man p. 336 nach dieſer Ausgabe in der letzten Zeile, wo man einen Vers lieſt, der noch nach mehr als gemeiner Proſa, der nach dem Kanzleyſtyle ſchmeckt:

Zu dem viel Könige mit tiefer Ehrfurcht gehn,

Da es doch heißen ſollte:

Der doch viel Könige der Erde knien geſehn.

Die andere Stelle, da ebenfalls die richtige Lesart mit einer koppiſchen Verbeſſerung ver-

vertauſcht werden, ſteht vorher p. 317 unten. Es ſollte heißen:

O glüht auf ſeiner Stirnen
Auch dieſer kühne Muth!

da es freylich eine kleine poetiſche Freyheit iſt, Stirnen an ſtatt Stirne zu ſagen, aber ſie iſt immer beſſer, als die gemachte Veränderung

O glüht auf allen Stirnen
Doch dieſer kühne Muth!

Denn dieſe Lesart beleidiget den Verſtand, wenn jene nur ungrammatikaliſch iſt. Sigmar kennet ſeinen Sohn Herrmann allzu gut, als daß er ſichs einfallen laſſen könnte, ſeinen Muth, ſein edles Zürnen dem ganzen Kriegsheere zu wünſchen. Es iſt hier nur von ſeinem zweyten Sohne Flavius die Rede.

Die übrigen beträchtlichen Druckfehler ſind:

pag.	6	lin. 8	für denn lies dann.
	10	— 14	euch — auch.
	14	— 26	ſalben — halben.
	34	— 11	ſchöner — ſchnöder.
	36	— pen.	demnach — democh.
	41	— 14	deiner — meiner.
	92	— pen.	vereinigt — gereinigt.
	139	— 16	lies: und die bezeugte Ode.
	164	— 29	für widerſetzt lies: widerſetzen.
	218	— 4	lies: daß er, da er ſonſt.

Vorrede.

pag. 247 lin. 2 für wenn lies: wen.
333 — 22 einen — eignen.
365 — 27 lies: hoffst, wirst du ihn lachen sehn.
379 — ult. für Catten lies: Schatten.

Die Vignette auf dem Titelblatte dieses zweyten Theils bezieht sich auf die erste Scene in der Langenweile, und ist auch derselben in der ersten Ausgabe vorgesetzt gewesen. Die Zeichnung ist von einem Freunde meines seligen Bruders, von Marcus Tuschern aus Nürnberg, einem Maler und Kupferstecher, dessen frühzeitigen Tod Kopenhagen noch itzt bedauert. Er starb daselbst 1751, nachdem er auf königlichen Befehl die Kupfer zu Nordens ägyptischer Reise fast völlig zu Stande gebracht hatte.

Anzeige

Anzeige

derer in dieſem Theile enthaltenen Schauſpiele.

I. **Lucretia**, ein proſaiſches Trauerſpiel 1 Seite

II. **Der geſchäfftige Müßiggänger**, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen 45

III. **Der Geheimnißvolle**, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen 183

IV. **Der Triumph der guten Frauen**, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen 323

V. **Der gute Rath**, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge 449

VI. **Die ſtumme Schönheit**, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge 469

VII. **Die Langeweile**, ein Vorſpiel bey Eröffnung des däniſchen Theaters 521

Fragmente, und Entwürfe.

VIII. **Unvollendeter Entwurf der Gothrika**, eines Trauerſpiels 545

IX. Die

IX. Die Braut in Trauer, Fragment einer Tragödie nach dem Engliſchen des Congreve 569

X. Die drey Philoſophen, Fragment eines Luſtſpiels 599

XI. Die entführte Doſe, ein Nachſpiel, nebſt einem kleinen Fragmente eines tragikomiſchen Nachſpiels: Der Gärtnerkönig 619

Lucretia.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Sextus Tarquin, ein Prinz Tarquins des Hochmüthigen.

Lucius Tarquin, Bruder des Sextus.

Collatin, ein edler Römer, der mit der tarquiniſchen Familie verwandt iſt.

Lucretia, ſeine Gemahlinn.

Lucretius, Vater der Lucretia.

Servia, Mutter der Lucretia.

Tullia, Schweſter der Lucretia.

Brutus, ein vornehmer der königlichen Familie verwander Römer.

Valerius, ein vornehmer Römer.

Tuſca, Bediente der Lucretia.

Ein Knecht der Lucretia.

Die Scene iſt das Haus der Lucretia in der Stadt Collatia.

Vorbericht.

Dieſes Stück iſt in der Geſtalt, worinn es erſcheint, nicht darum aufgeſetzet worden, damit der Verfaſſer den Ruhm haben möchte, auch in Proſa Trauerſpiele aufweiſen zu können. Er hat in einer ſo erhabenen Gattung der Poeſie, als das Trauerſpiel iſt, die Verſification immer für nöthig gehalten. Seine Lucretia iſt nur ein Entwurf in ſeinen Augen geweſen, ob ſie gleich bey der völligen Ausführung der Scenen und bey der Sorgfalt, die auf den Ausdruck verwendet worden, etwas mehr als dieſen Namen verdienet. Sie iſt in ſeinen akademiſchen Jahren in Leipzig aufgeſetzet worden. Die Veranlaſſung, ſich an ein ſo ſchweres Sujet zu wagen, war eine ganz fertige Tragödie dieſes Namens, welche der ſelige Koppe, der Ueberſetzer des Taſſo, nach Leipzig überſandte. Es war in derſelben, wie auch der Schluß von dem nachfolgenden Briefe meines ſeligen Bruders, obwohl auf eine höfliche und zurückhaltende Art zu erkennen giebt, bey vielen andern Fehlern, nicht die geringſte Vorſicht gebraucht, keuſche Ohren zu ſchonen, die eben deswegen hier am wenigſten beleidigt ſeyn wollen, weil die bloße Erin-

nerung an die Begebenheit der Lucretia dergleichen fürchten läßt. Dieses Anstößige zeigte sich hier so offenbar, und in einem so hohen Grade, daß die Handschrift ungedruckt blieb, und auch in der deutschen Schaubühne keinen Platz fand.

Bey den Urtheilen, die über diesen mislungenen Versuch gefället wurden, waren einige so gutherzig, daß sie die Schuld nicht so wohl der Arbeit, als der bearbeiteten Materie beymessen wollten, die sie ganz für unfähig erklärten, auf ein Theater gebracht zu werden. Mein Bruder war dieser Meynung nicht. Er gestund zwar die eigenthumlichen Schwierigkeiten dieses Sujets, die einem jeden in die Augen fallen: er behauptete aber, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich wären, wenn man nur an der rechten Stelle die Handlung anfienge und endigte; wenn man die Lucretia durch eine gewisse Würde über ihr Unglück erhübe; und den Tarquin zwar muthwillig und frech, aber nicht bis zum Ekel unverschämt seyn ließe. Man wollte die Möglichkeit dieser Ideen kaum zugeben, ohne sie ausgeführt zu sehen, und wenige Wochen hernach ward der gegenwärtige Entwurf vorgezeigt. Es gab Leute, welche Koppens Meynung darüber zu wissen verlangten. Dieser scheint das Unternehmen einer Eifersucht gegen sich beygemessen zu haben, und er wußte an der Fabel, an den Charakteren und am ganzen Plane vieles zu tadeln. Ueber die Beschaffenheit dieser Kritiken wird man ungefähr aus der hier beygedruckten Beantwortung urtheilen können. Indessen ließ sich mein Bruder, dem es immer wichtiger gewesen ist, Freunde, ja auch Bekannte, selbst in ihren Schwachheiten zu schonen, als Ruhm vor der Welt zu erwerben, durch diese Umstände von der Ausführung seines Entwurfes abhalten.

Es fand sich in den folgenden Zeiten ein anderer Liebhaber der tragischen Poesie, der sich ihn ausbath, nebst der

Frey-

Freyheit, ihn anstatt des Urhebers in Verse zu bringen. Da aber bey seinem guten Willen demselben die Fähigkeit zur Tragödie, zumal zu einer solchen, gänzlich mangelte, gerieth ihm seine Arbeit noch schlechter, als Koppen sein Versuch, und schon die erste Scene war unausstehlich. Dieß hat meinen Bruder einmal auf die Gedanken gebracht, selbst die Ausarbeitung zu unternehmen. Es ist aber nur ein Stück des ersten Auftrittes fertig geworden, welches hier aus seinen hinterlassenen Handschriften mitgetheilt wird.

Es ist 1756 mit Benennung der Oerter Leipzig und London eine französische Lucretia des Herrn von F*** gedruckt worden, deren Plan eben so wenig mit dem gegenwärtigen, als mit der Erzählung des Livius übereinstimmt. Darinn ist eine gewisse Erminia, die eine Verwandte der Lucretia gewesen seyn soll, die Stifterinn alles Unglücks. Sie ist schon vor der Vermählung der Lucretia in den Collatin sterbens verliebt gewesen, und weis sich vor Wuth kaum zu lassen, so oft sie an ein so glückliches Paar denkt. Dem ungeachtet kennt man sie so wenig, daß beydes Collatin und Lucretia ein vollkommenes Vertrauen gegen sie bezeigen, welches sie gebraucht, beyde Ehegatten argwöhnisch gegen einander zu machen, und sie an den Sextus Tarquin zu verrathen; alles in der Hoffnung, daß die Ehe getrennt werden könnte, daß alsdann Tarquin die Lucretia, und sie vielleicht noch ihren Collatin bekommen würde. Da Tarquin, dem Erminia aufs beste behülflich ist, mit seinen Schmeicheleyen und Verheißung bey der Lucretia nichts ausrichten kann, suchet er sie zu kränken und zu schrecken. Er läßt den Collatin in Verhaft nehmen, als einen, der ohne seine Erlaubniß das Lager verlassen habe, um einen Besuch bey seiner Gemahlinn abzulegen. Lucretia schreibt in ihrem Kummer einen Brief voll Zärtlichkeit an ihren gefangenen Gemahl, den sie der Erminia zu bestellen giebt. Weil aber dieser Brief keine Aufschrift hat-

te, und die Ausdrücke der Zärtlichkeit darinn so allgemein sind, daß sie eben so wohl den Nebenbuhler als dem Gemahle zugeeignet werden konnten, so beredet Erminia den Collatin, daß der Brief an den Tarquin gerichtet gewesen sey, und erregt bey ihm die heftigste Eifersucht, doch ohne dabey mit ihrer eignen Liebe, die sie zu einer ziemlich unbequemen Zeit bekennet, Gehör zu finden. Tarquin entschließt sich plötzlich, aus Scheu vor seinem Vater, den Collatin in Freyheit zu lassen, und redet darauf wieder zur Lucretia von seiner Liebe. Diese, die vor und unter der Gefangenschaft ihres Gemahls gelassen und freundlich genug gewesen war, antwortet ihm nun mit den allerbittersten Schmähungen, und Tarquin geht drohend weg. Indessen kommt auch Collatin zur Lucretia, und macht ihr wegen ihrer vermeynten Untreue Vorwürfe, wobey sie noch darzu durch das falsche Zeugniß der Erminia beschämt wird.

Gleich nach dieser Scene folget eine kurze Monologe des Collatin, über seine Unentschlossenheit in Ansehung der Lucretia, ob er gleich bey sich eine geheime Neigung fühlet, sie unschuldig zu glauben.

Während dieses Monologen ist Tarquin mit seiner ganzen Schaar ins Schlafgemach der Lucretia eingebrochen, um seine unkeusche Brunst zu befriedigen, die ihm aber zuvorkommt, indem sie sich das Schwerdt in die Brust stößt, das sie dem Tarquin von der Seite wegreißt. Erminia nimmt gleich darauf Gift, bekennt aber noch, ehe sie stirbt, gegen den Collatin die Unschuld der Lucretia. Es erhebt sich zuletzt ein Geschrey, daß man die Tyrannen der Römer verjagen solle, welchem Collatin zuviel.

Man sieht wohl aus dieser kurzen Anzeige, daß diese Lucretia nicht die wahre römische Lucretia ist, und daß

daß die Veränderung der bekannten Historie, oder vielmehr ihre gänzliche Zerstörung, der Fabel dieser Tragödie eben nicht zum Vortheile gereicht. Ich glaube, noch hinzusetzen zu können, daß der Poet der Natur nicht weniger untreu gewesen ist, als der Historie und den römischen Sitten.

Im vorigen Jahrhunderte hat der Cardinal Delfino eine Lucretia geschrieben, die mir nicht zu Gesichte gekommen ist.

Auszug eines Schreibens von dem Verfasser dieses Trauerspiels an den Herrn Secretär Koppe.

Die Güte, die Sie im Anfange gegen mich blicken lassen, und die vernünftigen Grundsätze, welche Sie nicht allein zu haben bezeugen, sondern auch so wohl anzuwenden wissen, überheben mich der Mühe, mich zu entschuldigen, daß ich es gewagt habe, den Entwurf einer Lucretia nach meinen Gedanken zu machen. Und wenn ich nicht in allen Erinnerungen, welche Sie darüber gemacht haben, mit Ihnen einerley Meynung bin, so bin ich Ihnen dennoch für alle verbunden, weil sie mir ein deutliches Zeugniß so wohl von Ihrer Aufrichtigkeit, als von Ihrer Bescheidenheit im Urtheilen geben.

Daß die Handlung in der Lucretia, wenn man sie nach vollbrachter That des Tarquin ansieht, etwas unruchtbar sey, kann ich Ihnen zugeben, wie denn eben deswegen verschiedene, es für ganz unmöglich hielten, ein Trauerspiel daraus zu machen, ehe ich ihnen meinen Entwurf zeigete. Unterdessen würde dieses zwar beweisen, daß man Ursache haben könnte, lieber eine andere als diese Materie zu wählen, nicht aber, daß man die Handlung vorher anfangen müsse, wenn man einmal diese Materie erwählet hat.

Eine Handlung, fängt sich alsdann erst an, wenn die Absichten einer Person auf denjenigen Zweck gehen, welcher den Hauptpunct in der ganzen Handlung ausmachet, und sie höret auf, wenn diese Absichten aufhören; es sey daß der Zweck erhalten ist, oder auch daß die handelnden Personen, in den Zustand gesetzet sind, daß sie diese Absichten

nicht

nicht mehr haben. Wenn ich dieß zur Handlung wähle, daß Tarquin Lucretien ſchändet, ſo fängt ſie da an, wo Tarquin darnach zu trachten anfängt, und ſie höret auf, wenn dieſer Zweck erhalten iſt; Lucretia mag nachher ferner machen, was ſie will. In dieſer ganzen Handlung iſt Lucretia nicht die Hauptperſon, wenn ſie nicht mehr thut, als daß ſie dem Tarquin ihre Liebe abſchlägt, und ſich darüber erzürnet; denn ſie kann keinen Endzweck haben, zu welchem ſie ſich zu gelangen bemühte, und nur Tarquin iſt die Hauptperſon in der Handlung. Betrachte ich aber dieß als die Handlung meines Trauerſpiels, daß Lucretia ſich ermordet hat, ſo wird dieſelbe ſich erſt anfangen, wenn Lucretia auf einen gewiſſen Endzweck geht; und dieſer iſt der, wie ſie ihre Betrübniß enden und ihre Schande los werden will. Und alsdann iſt wirklich Lucretia die Hauptperſon.

Sie werden, mein Herr, nicht leugnen können, daß die Verjagung der Könige eben ſowohl mit dem Selbſtmorde der Lucretia zuſammenhängt, und eine Folge deſſelben iſt, als der Selbſtmord der Lucretia eine Folge von ihrer Schandung war. Gleichwohl ſind ſie nicht darauf gefallen, jenes mit zur Handlung zu rechnen. Deſto eher werde ich mich rechtfertigen können, daß ich Tarquins Unzucht weggelaſſen und die Handlung nach derſelben angefangen habe, weil mir bey Ihrem Plane die Handlung doppelt ſchien. Geſetzt alſo, daß ich mir dadurch bewegliche Scenen genommen und meine Handlung [illegible]bar gemachet hätte, ſo habe ich dennoch, ſo lange ich dieſen Begriff von der Einheit der Handlung habe, daſelbſt anfangen müſſen. Es iſt kein Zweifel, daß Virgil ſich viele bewegliche Beſchreibungen dadurch genommen hat, daß er nicht von Trojens Zerſtörung anfängt. Dennoch mußte er es unterlaſſen, um regelmäßiger zu ſeyn. Ich will nicht leugnen, daß der erſte Auftritt Ihrer Lucretia und noch verſchiedene, ſo wohl im erſten Aufzuge, als in den

folgenden, mir ganz beweglich geschienen. Aber wenn ich diejenigen Scenen für müßig rechnen will, wo nicht von der einmal gewählten Handlung geredet wird, so erlauben Sie mir, zu sagen, daß auch Sie, nach meinem Erachten, diesen Fehler nicht ganz vermieden, und unmöglich vermeiden können. Ich weis aber auch nicht, ob ich so viele müßige Scenen habe, als Sie mir Schuld geben, und ich getraue mich wohl, mich ziemlich zu rechtfertigen, wenn dieses nicht eine zu weitläuftige Untersuchung erfoderte. Daß ich wenige Scenen in meinem Entwurfe habe, das will ich Ihnen gern zugestehen. Aber in meinen Gedanken ist die Vielheit der Scenen in einem Trauerspiele nicht ohne Fehler, weil sie wider das Ansehen und die Ernsthaftigkeit so großer Personen streitet, wie Hedelin, nach meinem Bedünken, ganz gründlich ausgeführet hat.

Was die Eröffnung des Schlafgemachs anbelangt, so wird, wenn es nach der historischen Wahrscheinlichkeit geht, das Stillschweigen des Livius mehr für mich als für Sie seyn. Es wäre die List des Tarquin, sie möchte beschaffen seyn, wie sie wollte, viel merkwürdiger, als eine offenbare Gewalt; welche man bey einem Menschen von so gewaltsamer Art am ersten vermuthen kann. Der Geschichtschreiber saget deutlich *), daß Tarquin zur schlafenden Lucretia gekommen sey**). Ich weis nicht, ob die Aufsprengung der Thüren allezeit mit großem Lärmen verbunden

*) Sonder Zweifel ist die Kritik, worauf diese Beantwortung zielet, auf den zweyten Auftritt des ersten Aufzugs gegangen, da Tullia zum Sextus saget: Willst du noch einmal Gewalt brauchen diese Thüre zu eröffnen, welche deine Bosheit in dieser Nacht aufgebrochen hat? Dargegen hat Koppe seinen Tarquin die List gebrauchen lassen, und dabey geglaubet, daß seine Erfindung die beste sey.

**) L. I. c. 58. Postquam satis omnia tuta circa, sopitique omnes videbantur, stricto gladio ad dormientem Lucretiam venit! Und weiter:

Quum pavidae somno mulier &c. &c.

bunden iſt; übrigens iſt auch dieß eine Erbrechung der Thüre, welche mit dem Dietriche geſchieht. Sollte es aber eine Unwahrſcheinlichkeit ſeyn, ſo ware dieſelbe, meinem Entwurfe nach, außer der Fabel, und würde ich alſo mit allem Rechte darinnen Nachſicht verlangen können.

Wenn ich die Charaktere, wie es Ihnen ſcheint, nicht genug beſtimmet habe, ſo würde ich ebenfalls in einem Entwurfe, der bloß gemacht iſt, anzuzeigen, was in jeder Scene geſaget werden ſoll, um einige Nachſicht bitten können. Doch will ich mich ſo ängſtlich nicht vertheidigen, daß ich leugnen ſollte, es lieſſen ſich noch Züge hinzuſetzen, welche die Charaktere noch deutlicher bezeichneten.

Was aber die Beſchreibung des Livius: ſtupentes novae rei miraculo*) anbetrifft, werden Sie mir erlauben, zu ſagen, daß ich mir ein Gewiſſen gemachet habe, ſie anzubringen. Die Fabel iſt mit dem Tode der Lucretia zu Ende, und Livius erzählet dieſen Umſtand als ein Geſchichtſchreiber, welcher auf die Einheit der Fabel nicht ſieht. Dieſer Umſtand gehöret mehr zur Verjagung der Könige als zur Handlung der Lucretia. Uebrigens; von wem ſollte ich ihn ſagen laſſen? Weder die Perſonen des Schauſpiels noch die Zuſchauer durfte ich von der Aufmerkſamkeit auf den Tod der Lucretia abführen, und ich würde dadurch das Mitleiden geſtört haben.

Sie werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich mich bey meiner Vertheidigung etwas aufgehalten habe. Meine Eigenliebe würde mich gewiß nicht bewogen haben meinen erſten Brief an Sie damit anzufüllen; wenn ich nicht ſchuldig geweſen wäre, Ihre freundſchaftlichen Kritiken mir

zu

*) Dieſe Worte ſaget Livius vom Collatin, Lucretius und Valer als ihnen Brutus den blutigen Dolch der Lucretia zeiget. Sie ſind zugleich über die That der Lucretia, und über den ungewöhnlichen Muth des Brutus erſtaunt.

zu Nutze zu machen, und zugleich darzuthun, daß die Eifersucht an der Verfertigung meines Entwurfs keinen Antheil gehabt hat.

Indessen kann ich nicht umhin, Sie zu versichern, daß ich Ihre Lucretia mit großem Vergnügen gelesen habe. Ich habe gefunden, daß Sie die einmal angenommenen Charaktere mit großer Lebhaftigkeit beobachten. Alles, was ich dabey noch gewünschet habe, ist dieses gewesen:

Ich glaube zwar, daß Ihre Charaktere nicht unnatürlich sind, und daß auch unter den Vornehmen solche Personen gefunden werden können, als Sie aufführen. Aber, wie mich dünket, thut man am besten, wenn man die Charaktere so nachahmt, wie sie in den Gedanken derer beschaffen sind, denen zu Gefallen man nachahmt. Wir meisten, die wir von den Großen entfernt sind, oder dieselben nur in ihrem Glanze sehen, stellen uns in ihnen überhaupt etwas edlers vor, als wir bey uns selbst finden. Wir vermuthen unter den Großen den Charakter einer klugen und ämsigen Hausfrau nicht so, wie wir ihn unter den gemeinen oder mittelmäßigen Leuten finden. Sondern ihre Handlungen, ihre Gedanken, ihre Reden bilden wir uns sonderbarer ein, als wir sie täglich sehen, vielleicht auch als sie wirklich sind. Von den alten Zeiten aber haben auch die gelehrtesten und klügsten Leute diese Begriffe, und können sie nicht bey sich ausrotten, weil sie dergleichen beständig gehöret haben. Ich wollte also wünschen, daß Sie lieber die Natur verschönert hätten, um die Nachahmung unsern Begriffen ähnlicher zu machen. So würden sich die Personen Ihrer Handlung etwas mehr von der Komödie unterscheiden; sie würden auch nicht zuweilen, welches vielleicht wider Ihren Willen geschehen ist, Zweydeutigkeiten reden, oder allzulebhafte Beschreibungen von Dingen machen, von denen man gern wollte, daß sie verschwiegen blieben.

Frag-

Fragment
einer poetiſchen Ausführung dieſes Trauerſpiels.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sextus, Tarquin, Lucius.

Tarquin.

Du ſtraſſt mich, Lucius, daß ich mich weggeſtohlen?
Du eilſt aus deinem Zelt, mich in mein Zelt zu holen
Du rufſt mich in den Sturm, du ſagſt mir viel von Pflicht;
Mich dauert deine Müh. — Mein Bruder kennt mich nicht.

Lucius.

Ich kenne dich, Tarquin. Dein Muth bleibt nie verborgen.
Daß dich der Streit erſchreckt, dieß darf ich nicht beſorgen.
Nur wundern muß ich mich. Du weißt, der Sturm iſt nah;
Und du ergötzeſt dich hier, fern von Ardea.
Da wir durch Schlaf und Ruh den Leib zum Kampfe ſchicken;
So machſt du Tag aus Nacht, anſtatt dich zu erquicken.

Tarquin.

Der kann nicht ſtrafbar ſeyn, der ſo wie ich verfährt.
Geſteh es, Lucius: ich bin bewundernswerth.
Man darf, was ich gethan, nur in dem Lager melden,
So hoff ich lauten Ruhm von Vater, Brüdern, Helden.
Der zeigt erſt, daß den Tod nicht bloß der Mund verlacht,
Der ſelbſt in der Gefahr dem Herzen Freude macht.
Hier in Collatien kann ich mich zu dem Streiten
Mehr, als durch träge Ruh und faulen Schlaf bereiten.

Lucius.

Doch unter Wein und Luſt verſcherzt man leicht die Zeit;
Darum erinnr ich dich an deine Tapferkeit.

Tarquin.

Du mußt nicht meinen Geiſt nach deinem Geiſte meſſen.
Wer iſt du ich kann den Muth bey Wein und Scherz vergeſſen?
Mein Herz liebt Streit und Luſt, doch beyde ſtets zugleich.
Streit macht mich am Ruhm Luſt am Vergnügen reich.
Vom Kampf zur Freude gehn, von ihr zum Ueberwinden;
Das heißt recht weiſe ſeyn, und Müh und Lohn verbinden.
Ich würde ſtark und friſch mit erſtem Morgenſchein,
Auch ohne deinen Ruf, zurück gekehret ſeyn.
Ich wußte, wenn dich noch ein feſter Schlaf begraben,
Eben zu Gefahr und Tod mich kühn genähert haben.
Ich wußte ja vom Sturm, ich rieth ja ſelbſt darzu.
Du hättſt nur indeß der ungeſtörten Ruh
Noch eine Stunde lang dein ſchlafrig Auge gönnen,
Und dich, nach deiner Art, zum Kampfe ſchicken können.

Lucius.

Doch was für Luſt hat dir die Einſamkeit gewährt?

Tarquin.

Die Luſt, bey der man ſtets die Einſamkeit beehrt.
Ja wild, ich bin beglückt! Das Glück, das ich genoſſen,
Hat tauſend ſchon gereizt, doch tauſenden verſchloſſen.
Du haſt, Collatien, du haſt, geprieſne Macht,
Du haſt an Luſt und Sieg, mich Göttern gleich gemacht!
Und ſollte mich der Sturm in Tod und Gräber ſenken;
So werd ich an mein Glück noch beyden Schatten denken.

Lucius.

Du machſt mich erſtaunt — Du liebſt? So glücklich?

Tarquin.

Ja!

Lucius.

Vertrau mir doch dein Glück! Wer iſt?

Tarquin.

Lucretia!

Lucius.

Lucretia! — Tarquin! Iſts möglich, was ich höre?
Nein! Scherze nicht! dem Scherz trifft einer Frauen Ehre.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sextus Tarquin, Lucius Tarquin.

Sextus.

Wundre dich nicht, Lucius, daß du deinen Bruder in Collatien im Hauſe Collatins findeſt, den du vergebens vor Ardea in ſeinem Zelte geſucht haſt. Ich weis, daß wir nicht mehr zwo Stunden Zeit haben, und daß der Sturm nach Aufgange der Sonnen geſchehen ſoll. Lucius, ohne daß du mich abgeholt hatteſt, würde ich mich aus dieſem Orte des Vergnügens geriſſen, und unter Gefahr und Tod gemenget haben. Aber wunderſt du dich nicht, wie glücklich ich meine Zeiten zwiſchen Ehre und Vergnügen zu theilen weis? Meine Tage widme ich dem Streiten, und meine Nächte der Liebe. Weißt du wohl, Lucius, weſſentwegen ich hier geweſen bin? Weißt du, daß ich für dieſesmal der glückſeligſte unter allen Prinzen bin?

Lucius.

Sextus, neulich, als wir hieher ritten, dieſes Muſter der Häuslichkeit und Schönheit, die Lucretia, zu bewundern, habe ich bemerkt, daß deine Augen von einem an-

ungewöhnlichen Feuer brannten. Aber ich bedauerte dich, Sertus. Denn ich glaubete, daß ſie deiner Liebe eine unüberwindliche Keuſchheit entgegen ſetzen würde.

Sertus.

Du haſt nicht geirrt, Lucius. Ihre Keuſchheit wäre unüberwindlich, wenn ſie nicht anders, als durch Bitten und Verſprechen, beſiegt werden könnte. Aber du haſt geirrt, wenn du geglaubet haſt, daß ein Prinz ſeine Glut nur mit ihrem Willen befriedigen kann. Unter Gewalt und Zwang habe ich ihr dieſe Nacht den Genuß aller Süßigkeiten abgedrungen, die meine Seele begehret hat. Lucius, niemals habe ich geglaubet, daß eine Frau ſo beherzt ſeyn könne, mir zu widerſtehen. Aber nimmermehr würde ich zum Zwecke meiner Wünſche gekommen ſeyn, wenn ich ihr nicht gedroht hätte, daß ich ſie ermorden, und einen Sklaven neben ſie legen wollte. Dieſe Furcht hat ihren Widerſtand verzagter gemachet. Ihre Hände hielten mich nicht mehr mit ſolcher Kraft zurück, nachdem ſie ſelbſt in Zweifel geführt war, ob ſie lieber ihre Ehre, oder ihre Keuſchheit, erhalten ſollte.

Lucius.

Du weißt, Sertus, wie jederzeit alle deine Beluſtigungen mich ſelbſt zugleich ergetzt haben. Aber ſage mir, wie haſt du, unter ihrem Flehen und ihren Thränen, deine grauſame That vollziehen können? Wurdeſt du nicht abgeſchreckt, wenn ſie ſich erzürnte? Wurdeſt du nicht erweicht, wenn ſie bath? Giengen dir die Augen nicht über, wenn ſie weinte? Iſt möglich, Sertus? Kannſt du gegen dieſelbe Perſon zugleich verliebt und grauſam ſeyn?

Sertus.

Ich liebte, ich ſehnte mich, darum mußte ich genießen.

Lucius.

Was hilft dir ein Genuß, den du erzwungen haſt?

Sertus.

Sextus.

Iſts möglich, daß du ein Königsſohn biſt, und deine Vorzüge nicht kenneſt? Was ſoll mir ein mattes Vergnügen, welches auch meine Unterthanen genießen können? Wiſſe, daß ich durch nichts ergötzt werde, wenn mich nicht mein Verbrechen an meine Hoheit erinnert, und wenn mir nicht, mitten unter der Freude, mein Herz zuruft: Dieſes dürfteſt du nicht thun, wenn du nicht ein Prinz wäreſt!

Lucius.

Sextus! Zwar wir haben beyde keine Krone zu beſitzen, weil uns beyden ein älterer vorgeht *. Aber ich bekenne, du biſt recht gebohren, zu herrſchen. Ich muß dir meine Schwäche geſtehen. Ich bin weder hart, noch ſtolz genug, ein König zu ſeyn. Bey dieſem häufigen Blutvergießen, welches den Thron unſers Vaters unterſtützet, habe ich oftmals die Augen wegwenden müſſen, wenn ich die aufgethürmten Körper der Hingerichteten geſehen habe. Du weißt, daß ich mir keine Freude verſage. Aber ich bin noch nicht genug über die Menſchen erhoben, daß ich meine Freude in ihrem Verdruſſe ſuchen ſollte.

Sextus.

Siehſt du die Schweſter der Incretia? Siehſt du nicht in ihrem Angeſichte ihren Zorn und ihre Betrübniß? Ja, Lucius, laß mich triumphiren! Ihre Thränen und ihr Schreyen werden mir einen angenehmen Zeitvertreib verurſachen.

Zweyter

* Tarquinius hatte außer den beyden hier genannten Prinzen noch einen Sohn Arons. Sextus war der jüngſte von ihnen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Tullia.

Tullia.

Prinz, waren dieſes die Geſchäffte, die dich aus dem Lager gerufen hatten? Waren dieſes deine Angelegenheiten, daß du eine verlaßne Frauensperſon unglücklich machen wollteſt; welche indeſſen, daß ihr Gemahl für euch, Tyrannen, ſtreitet, keinen andern Schutz für ſich hat, als ihre Tugend? Ach! Allzuſchwacher Schutz gegen einen Wüthrich, wie du biſt! Was hat ihre Keuſchheit weiter geholfen, als daß ſie in einem befleckten Leibe eine reine Seele behält? Auch ihre Seele würdeſt du befleckt haben, Tyrann; wenn ſie der Gewalt unterworfen wäre. O ihr heiligen Rechte der Gaſtfreyheit! der Natur! der Vernunft! Keines von euch hat er unbeleidigt gelaſſen. Nunmehr, Prinz, biſt du auf dem Gipfel deines Frevels. Warum haſt du nicht die Wuth, die dich beſeſſen, bis nach der Beſtürmung von Ardea verſparet? Du hätteſt ſodann über die eingeworfenen Mauern gehen, und daſelbſt eine Unglückſelige finden können, an der du deine unbändigen Begierden geſättiget hätteſt. Dieſer hätteſt du, nach vollendeter Schmach, das Schwerdt in die Bruſt geſtoßen. Sie hätte ihre Ehre nicht überlebt; und du hätteſt die Entſchuldigung gehabt, daß du mit tauſenden zugleich geſündiget hätteſt. Aber es iſt dir zu wenig, gegen Feinde unmenſchlich zu ſeyn, und du biſt nicht vergnügt, wenn das Klagen und Wimmern, das dich ergötzet, nicht aus dem Munde derjenigen kömmt, die dir unterthan, die dir verwandt ſind, von denen du Gutes genoſſen. Ich rede, Prinz, und fürchte nicht, daß ich dich beleidige. Denn was hält mich ab, unter ſolchen Fürſten meinen Hals in Gefahr zu ſetzen, da ich nicht weis, wie lange meine Ehre ſicher iſt?

Sextus.

Du wütheſt auf mich, Tullia, als ob ich deiner Schweſter ein groſſes Unglück zugefügt hätte.

Tullia.

Zweifelſt du, Grauſamer, ob du ihr ein Unglück zugefügt haſt; da ſie indeſſen vor Schmerzen halbtodt iſt, und kaum ihre Augen öffnen will, das verhaßte Licht zu ſehen?

Sextus.

Wenn deine Schweſter betrübt iſt; ſo will ich ihr Troſt zuſprechen.

Tullia.

Wo willſt du hingehen, Prinz?

Sextus.

Ich will gehen, und deine Schweſter aufrichten.

Tullia.

Sie iſt nicht in dieſem Zimmer. Geh nicht hinein!

Sextus.

Vielleicht werde ich ſie darinnen finden.

Tullia.

Willſt du noch einmal Gewalt brauchen, dieſe Thüre zu eröffnen, welche deine Beſtheit in dieſer Nacht aufgebrochen hat? Ich ſage dir, daß ſie nicht in dieſem Zimmer iſt.

Sextus.

Ich ſage dir, daß ich ſie ſprechen will. Wo iſt ſie denn ſonſt?

Tullia.

Sie hat ſich in den Garten begeben, der am Hauſe iſt, ihre Qual daſelbſt durch Einſamkeit und Seufzen zu erleichtern.

Sextus.

Ich will dir glauben, Tullia, und sie daselbst suchen. Sie mag mich hassen, oder mir verzeihen; so wird sie mich noch sprechen müssen, ehe ich ins Lager gehe.

Dritter Auftritt.

Lucius, Tullia.

Tullia.

Lucius, ich werfe mich vor dir nieder. Um der Götter willen, überlaß uns nicht den Verfolgungen deines wüthenden Bruders! Sey du unser Schutz, da dieser unser Verfolger ist! Die Noth hat mich gezwungen, den Sextus zu betrügen, und ihm die Lucretia im Garten suchen zu heißen, damit ich unterdessen mit Flehen und Thränen einen leichten Verstand von ihr erlangen möchte. Lucretia ist noch in diesem Zimmer, welches der Grausame in dieser Nacht mit Abscheu erfüllt hat. Begieb dich indessen zu uns, bis jenen seine Mordlust vor Ardea ruft; und wenigstens verhindre, daß diejenige, welche die unerträglichste Schmach von ihm erlitten, nicht durch seinen Hohn zur Verzweiflung gebracht werde. Denn ich zweifle nicht, daß Sextus zurückkommen wird, so bald er sie im Garten vergebens gesucht hat. — Was will er nach einer solchen That mit ihr reden? Will er sie trösten? — Wenn er nicht das allergrausamste Herz hätte, würde er sie nicht in diesen trostlosen Zustand gesetzet haben. — Will er ihr seine Schandthat abbitten? Wo ist ein Blutstropfen in ihm, den es noch gereut, daß er sie begangen hat? — Will er sie aber hohnen, und über ihre Qual frohlocken; so wird sein Frevel und ihr Schmerz dadurch verdoppelt werden. Prinz, wenn ich dich beleidige, indem ich deinen Bruder verabscheue; so schreib es meiner Gemüthsbewegung

wegung zu! Ich hoffe nicht, daß du dich über meine Klagen erzürnen wirſt, da ſie gerecht ſind, und da die Vorwürfe, die ich ihm mache, meine ganze Rache ſeyn können.

Lucius.

Tullia, deine Schweſter hat mich gedauert, da ich ihr Unglück gehört habe, und deine Betrübniß hat mein Mitleiden noch vermehrt. Ich will mit dir hingehen, und wenn ich nicht verwehren kann, daß mein Bruder ihr vor die Augen kömmt, will ich wenigſtens verhindern, daß er ſie verlacht.

Tullia.

Prinz, eine ſolche Hülfe iſt deines hohen Standes würdig. Wer wird uns vor der Macht und Wuth der Gewaltigen beſchützen können, wenn man nicht Gewaltige den Gewaltigen entgegen ſetzet?

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucretia, Tullia, Lucius Tarquin.

Tullia.

Lucretia, bezieh dich heraus aus dieſen Wänden, welche Zeugen von deiner Schmach geweſen ſind, und die alle Augenblicke den Untergang deiner Keuſchheit vor Augen und Gedächtniß bringen.

Lucretia.

Was hilft michs herauszugehen, da meine Schmach mit mir geht?

Tullia.

Suche deine Gedanken in etwas zu zerſtreuen, und wirf ſie nicht unaufhörlich auf eine Schmach, die dich nicht angeht! Die ganze Schande von dieſer Sache bleibt auf ihrem Urheber. Du aber kannſt keine Unehre von einer That haben, die nicht dein iſt. Du biſt noch eben die fromme und keuſche Lucretia, die du geſtern warſt. Und ſo lange deine Tugend nicht vermindert iſt, kann deine Ehre auch nicht geſchwächet ſeyn.

Lucius.

Ich glaube, daß man niemals über etwas weinen müſſe, was ſchon geſchehen iſt. Eine Seele, die glücklich ſeyn will, muß ihre Augen von allen verdrüßlichen Dingen abwenden. Sie muß zum Vergnügen allein zärtlich, zum Schmerzen aber unempfindlich ſeyn.

Tullia.

Tullia.

Weder dein Gemahl, noch dieſe Stadt, noch das ganze römiſche Gebieth, wird ſich jemals erkühnen, nur Verdacht zu ſchöpfen, als ob du dieſem Grauſamen nicht genug Widerſtand gethan hätteſt. Deine bisherige Tugend redet für dich, und jenen beſchuldigen ſeine bisherigen Laſter.

Lucius.

Ich will mein ganzes Anſehen brauchen, damit niemand im römiſchen Gebiethe von dieſer Sache rede. Der ſoll des Todes ſeyn, der nur ſagen wird, Sextus Tarquin ſey in deinem Hauſe geweſen. Es wird nicht ein Jahr vergehen, ſo ſoll dieſe That in allen Gedächtniſſen erloſchen ſeyn.

Tullia.

Dein Gemahl wird dich darum nicht weniger lieben, Lucretia. Er hat deine Aufführung, deine Liebe, deine Tugend hochgehalten. Du haſt nichts von allem verloren, was ihn entzündet hat.

Lucius.

Willſt du nicht reden, Lucretia? Willſt du uns mit nichts, als mit Seufzen, antworten? Willſt du keinen Blick geben, daß dir mein Troſt angenehm iſt? Ich verlange nicht, daß du froh ſeyn ſollſt. Sey nur weniger betrübt! Entferne deinen Schmerz nur etwas weiter von der Verzweiflung, und laß uns wenigſtens hoffen, daß du einmal werdeſt getröſtet werden.

Tullia.

Ihr Götter, Tarquin kömmt! — Was wird er ſagen? Muß meine Schweſter dennoch dieſe freche Zunge anhören?

Lucretia.

Habet ihr mich darum herausgeführet, daß ich ihn ſehen muß?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Sextus.

Sextus.

Lucretia, ich habe gehört, daß du dich betrübst. Warum wilst du von deiner strengen Art noch nicht nachlassen, da sie dir nichts hilft? Dieses Unglück, wie du es nennst, würden sich von einem Prinzen tausend andre gewünscht haben. Spare deine Sprödigkeit gegen diejenigen, welche von niedrigerm Stande sind. Gegen einen Fürsten ist alles, was du Tugend heißest, ein Laster, und die einzige Tugend, die du gegen sie haben mußt, ist die Gefälligkeit. Du könntest glücklich seyn, wenn du wüßtest, wie man sich glücklich macht. Und was kränkest du dich, daß du, ohne daß man dich beschuldigen kann, die Liebe einer Person genossen hast, mit welcher zu sündigen, eine Ehre ist?

Lucretia.

Ungeheuer! deine Zunge bildet in allen Worten deine lasterhafte Seele ab.

Lucius.

Sextus, ich bitte dich, verschone sie! Du wirst sie tödten, wo du ihr noch ein Wort sagest.

Sextus.

Aber siehst du nicht, wie unleidlich sie ist?

Lucius.

Ihr Schmerz ist allzuneu, als daß sie sich anders bezeigen könnte.

Sextus.

Ich habe ihre Liebe zwingen können; sollte ich nicht auch ihren Schmerz bändigen?

Tullia.

Tullia.

Lucretia, komm, und laß uns ſeinen Augen entfliehen.

Dritter Auftritt.

Sextus, Lucius.

Lucius.

Laß ſie itzt wenigſtens in Ruhe! Es iſt Zeit, daran zu denken, daß wir eine Stadt erobern wollen. Wir werden kaum in das Lager gelangen können, ſo werden unſere Trompeten den Feinden Tod und Niederlage verkündigen. Unſere Mannſchaft wird gerüſtet ſtehen, die Mauren der ſtolzen Stadt zu erniedrigen. Und unſere Adler werden ſchon aus der Erde geriſſen ſeyn, ſie über Blut und Leichen hineinzuführen.

Sextus.

Du haſt recht, Lucius. — Aber willſt du dein Mitleiden mit ins Lager nehmen, wie du es hier gezeiget haſt?

Lucius.

Sextus, daß ich mitleidig bin, habe ich dir ſelbſt geſaget. Aber meine bisherigen Thaten können dir ſagen, daß Mitleiden und Herzhaftigkeit zugleich in einer Seele wohnen können.

Sextus.

Ich habe nicht geſaget, daß du nicht herzhaft biſt. Aber was hilft die Herzhaftigkeit bey deinem Mitleiden? Kaum würdeſt du ein Volk beſiegen; ſo würde dir das Erbarmen den Degen aus den Händen winden, und dein Mitleiden würde wieder aufrichten, was deine Tapferkeit mit Mühe niedergeworfen hätte. Wie würdeſt du unſerm Vater gedienet haben, wenn du hätteſt an meiner Statt die Gabier betrügen ſollen? Wie hätteſt du das Herz gehabt, die

Greſſen eines Volks, deine Freunde, welche dich aufgenommen und beſchützt, alle des Lebens zu berauben? Die, deren ganzes Verbrechen war, daß ſie unüberwindlich ſchienen, und deren Unglück ihre Großmuth war, mit der ſie uns ſiegten.

Lucius.

Aber iſt denn dieſe Matrone, die du hieher kommen ſiehſt, nicht die Mutter der Lucretia?

Sextus.

Sie iſt es. Ich wünſche, daß Lucretia ihre ganze Verſchwiegenheit verſammlen möge, meine That bekannt zu machen. — Glaube mir, Lucius, ſo betrübt ſie ſcheint, ſo ſchätzt ſie ſich eine Ehre daraus. Sie wird doppelte Gelegenheit haben, ſich zu rühmen; erſtlich, daß ich ſie geliebet habe, und zum andern, daß ſie mir widerſtanden hat.

Vierter Auftritt.

Lucius, Sextus, Servia, welche von der Lusca begleitet wird.

Servia.

Ihr möglich, meine Prinzen, daß ich euch hier antreffe, da ich glaubte, daß ihr euch vor Ardea im Streite befändet?

Sextus.

Wir haben uns vor Ardea befunden, zu ſtreiten; und befinden uns hier, uns zu vergnügen.

Servia.

Ich bedaure, daß ihr euch anders vergnügen werdet, da keine Mannsperſonen im Hauſe iſt, euch Geſellſchaft zu leiſten.

Sextus.

Sextus.

Servia, die Schönheit deiner Tochter iſt genug, den verdrüßlichſten Perſonen Vergnügen zu verſchaffen.

Lucius.

Sextus, es iſt Zeit, daß wir uns ins Lager begeben. Lebe wohl, Servia.

Fünfter Auftritt.

Servia, Luſka.

Servia.

Ich erſtaune, Luſka. Was machen die Prinzen hier?

Luſka.

Sextus iſt geſtern ſpät angekommen, und wandte vor, daß er Geſchäfte hätte, die ihn hiedurch zu reiſen trieben. Den Lucius habe ich itzt zum erſtenmale hier geſehen.

Servia.

Luſka, ich weis nicht, was ich denken ſoll. Ich erſchrecke, ſo oft ich einen von den Prinzen ſehe. Denn ich weis, daß Muthwillen und Frevel ihnen auf dem Fuße nachfolgen.

Luſka.

Ich weis nicht, ob es von den Prinzen herrühret, daß Lucretia ſich ſo betrübt. Aber ich weis, daß ſie der Verzweiflung nahe iſt.

Servia.

Weißt du denn gar nicht, was ihr begegnet iſt?

Luſka.

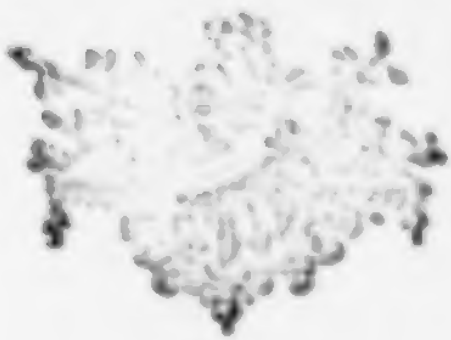
Sie hat den Abend vergnügt beſchloſſen; aber den Morgen traurig angefangen. Die Sonne gieng noch nicht

auf.

auf, als man schon zu deinem Gemahle nach Rom, und zum Collatin ins Lager geschickt hat. Verwieret, blaß und stumm, habe ich sie sitzen gesehen. Nur Seufzer habe ich von ihr gehöret, und ihre Schwester hat uns ihren Willen ausgelegt. Sie hat weder ihren geliebten Zeitvertreib, ihre künstlichen Gewebe vorgenommen, noch für andere Geschäffte gesorget. Ihre Glieder waren unbewegt, und ihr Seufzen allein zeugte von ihrem Leben.

Servia.

Ists möglich, daß eine einzige Nacht sie so verändert hat? Tusca, die Prinzen müssen sie beschimpft haben. Einer so großen Schmerz kann nichts als die Beleidigung eines Vornehmen erwecken. Wer weis, was diese wilde Brut des grausamen Königs angefangen hat? Wer weis, was sie mir und meiner Tochter zur Qual ausgesonnen? Ach! Was für ein Unglück werden meine Ohren vielleicht zu hören bekommen! Das Herz klopfet mir, und fühlet zum voraus den Schmerz, den es erst erfahren soll. Der Himmel hat es gefügt, daß ich mich in Collatien befinde. Was würde ich nicht erlitten haben, wenn ich entfernt gewesen wäre! Tusca, führe mich geschwind zu meiner Tochter. Ich wollte lieber todt, als lange in solchem Zweifel seyn.



Dritter

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Servia, Lucretia.

Servia.

Hier, Lucretia, werden wir vertraulich mit einander reden können. Laß deine Mutter einen Blick in dein Herz thun, und zeige ihr die Schmerzen, die du darinnen verſchloſſen hältſt. — Wie kannſt du mich in Beſtürzung und Zweifel vor dir ſehen? Deine herumirrenden Blicke, deine Bläſſe, dein Seufzen, dein Schweigen ſelbſt redet mir von deiner Qual. Aber dein Mund verweigert mir, zu ſagen, woher ſie entſpringt. Soll ich dich in Angſt und Kummer vergehen ſehen; und nicht den Troſt haben, deine Betrübniß mit dir zu theilen? Wie kann ich aber genug klagen, wenn ich nicht weis, wie groß das Unglück iſt, das dich befallen hat?

Lucretia.

Fragſt du, wie groß es iſt? Es iſt das größte, das abſcheulichſte, das du dir vorſtellen kannſt.

Servia.

Rede doch! Du könnteſt es ſchon genennet haben.

Lucretia.

Ich will es nennen. Du, Lucretius, Collatin, ihr alle zugleich ſollt es hören, und erſtaunen.

Servia.

Sag es alsdann uns allen, und itzt mir allein.

Lucre-

Lucretia.

Soll mein Mund ſich ſo oft quälen, zu ſagen, was er nur mit Entſetzen ausſprechen kann?

Servia.

Ach! Lucretia, weißt du nicht mehr, daß du eine Mutter haſt, welche dich noch itzt liebet, als ob du ein Theil von ihr wäreſt, und alle deine Schmerzen in ihrer ganzen Stärke empfindet? Sage, Lucretia; wollteſt du deine Qual nicht den Wänden und der Luft ſagen? Stelle dir vor, als ob du zu dieſen redeſt. Du wirſt mir ſie eben ſo ſicher ſagen, und den Troſt haben, daß ich ſie mit dir zugleich empfinde, da jene fühllos ſind.

Lucretia.

So wiſſe dann, daß die allergrauſamſte Gewalt deine Tochter beflecket hat. Verſtehſt du mich? Oder ſoll ich weiter reden? Sextus Tarquin hat mich zur Ehebrecherinn gemacht. Ich bin nicht mehr keuſch, nicht mehr ein Eigenthum meines Gemahls. Ich bin die allerunglückſeligſte auf dem Erdboden.

Servia.

Ihr Götter!

Lucretia.

Richte nun, ob mein Unglück meinem Entſetzen gleich iſt, und ob ich nicht fürchten muß, Worte zu reden, wovor mir ſelber die Ohren gallen. Du ſchweigſt; und ich ſehe, daß ich dir meine Verzweiflung mitgetheilet habe. Ja, Servia, du muſt nun deine Tochter mit Abſcheu anſehen, und alle Blicke von ihr werden dir ſagen: Ach daß du mich nie gebohren hätteſt!

Servia.

Ich Unglückſelige! Wenn haſt du denn dieſen Unmenſchen entzündet?

Lucretia.

Lucretia.

Ohne Zweifel damals, als du dich freuteſt, daß ich für die tugendhafteſte erkläret wurde. Dieſer Ruhm hat mich meine wahre Ehre gekoſtet. Warum mußte ich geprieſen ſeyn? Warum mußte man meine Vorzüge, die meinem Gemahle geweihet waren, der Welt zeigen? Warum mußte das Lob meiner Eingezogenheit die Verfolger meiner Tugend lüſtern machen? — Ach, unglückſelige Tugenden der Frauensperſonen! Beſcheidenheit und Unſchuld locken ihre eigenen Zerſtörer an. Und man liebet unſre Tugenden, um die Beſitzerinnen derſelben laſterhaft zu machen.

Servia.

War es dieſes, warum ich dieſen Verfluchten itzt hie ſah? Sein freches Geſicht ließ mir ſeinen Frevel ahnen. Aber ſeine Bosheit hat alle meine Furcht überſtiegen. Warum wußte ich nichts von ſeiner Frechheit, da ich ihn erblickte? Ich hätte ihm alle ſeine Schande vorgerücket, und meine Verwünſchungen hätten ihn vor Ardea begleitet. Konnte doch ein glücklicher Pfeil, oder was nur in Kriege zu tödten fähig iſt, ſeinen unbarmherzigen Geiſt von der Erde verjagen! Denn es iſt doch nicht zu hoffen, daß die Götter eine andere würdigere Strafe für ihn ausfinden werden. Und der ganze Troſt, den die Menſchen nach ſeinen Frevelthaten ſich verſprechen können, iſt, wenn er hinweggeraffet wird, ſie nicht mehr durch ſeinen Anblick zu quälen. Ach Tochter, ſollſt du ins künftige dieſe grauſame Schmach mit dir herumtragen? Sollen diejenigen, die dich deiner Keuſchheit wegen beneideten, frohlocken, daß du ihnen gleich geworden biſt? Vielleicht wird man ins künftige dein Exempel misbrauchen. Vielleicht werden die, die ſich, bey einem ſchwachen Widerſtande, mit ihrem Willen bezwingen laſſen, zu ihrem Troſte dich zu ſich herabſetzen, und ſagen, daß ſie einerley Unglück mit dir gehabt. Ach! leider, ich habe gehofft, ein Muſter der Tugend

zu

zu erziehen. So muſt du ein Beyſpiel werden, wie weit fremde Laſter eine Perſon vermehren können!

Lucretia.

Servia, laß mich wieder in die Einſamkeit zurück kehren. Kaum erhalte ich mich noch, daß ich nicht niederſinke. Ich haſſe die Unterredungen; ich haſſe den Anblick der Menſchen; ich haſſe mich ſelber, ich haſſe alles. Ach! laß mich allein bey mir traurige Ueberlegungen machen: wie ich meine künftige Schmach ertragen, oder ihr entgehen werde.

Zweyter Auftritt.

Servia, Tullia.

Tullia.

Bist du hier, Servia? Hast du die Lucretia geſehen? Hat ſie geredet? Und weißt du ihr grauſames Leiden?

Servia.

Sie hat geredet. Mein Herz bebet noch. Das Blut weicht zurück aus meinen Adern, und läßt meine Glieder erſtarrt. Tullia, beweine nunmehr deine Schweſter, beweine dich, beweine die Keuſchheit aller Römerinnen. Dieſe Tyrannen, welche unſere Männer zu Schlachtopfern machen, machen unſer Geſchlecht zu Sclavinnen ihrer Laſter. Luſt, Schmeicheleyen, Geſchenke, Ehrgeiz, Gaſtereyen und Unordnung haben den größten Theil der Römerinnen der Tugend entführt. Aber die Gewalt dringt nun in die innerſten Gemächer, wo ſich die Unſchuld verborgen hält, um alle Tugend und Keuſchheit aus dieſen Gränzen zu verjagen. Welcher Ort, welche Perſon wird im künftige ſicher ſeyn, wenn Einſamkeit und Standhaftigkeit zu ſchwache Waffen ſind, die Keuſchheit zu ſchützen?

Tullia.

Tullia.

Servia, ich bebe vor der Gefahr, die künftig uns allen drohet. Aber was willſt du in dieſem gegenwärtigen Unglücke thun? Rathe doch dieſer Elenden, die von ſich ſelbſt nicht weis, und von ihren Schmerzen umher geworfen wird, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſoll.

Servia.

Wie ſoll ich ihr rathen? Ich weis ſo wenig von mir ſelber, als ſie; und ihr Unglück iſt mein eignes. Wo ſoll man Hülfe finden, da das Unglück unheilbar iſt, und die Götter ſelbſt es nicht wiederruffen können? — Soll man von der That ſchweigen? Der wird reden, der ſie begangen hat, und keinen Frevel unausgeübt thun kann. — Schweigt man demnach; ſo wird das Geheimniß die Unſchuld verdächtig machen, und man wird diejenige für mitſchuldig halten, die die Schuld eines andern verdecket. Bringt man aber dieſe abſcheuliche That ans Licht; ſo wird unſer Unglück nicht gemindert, unſere Schmach aber vergrößert werden. Wir mögen reden, oder ſchweigen; ſo bleibt das Schickſal dieſer armſeligen unerträglich. — Wohl dann! So ſoll man unſern Schimpf rächen, weil man ihn nicht verſchweigen kann. — An wem ſoll man ſich rächen? — An dem, der unſer Blut in ſeiner Gewalt hat? — Wer wird ſich unterſtehen, Rache zu fordern, wo man Urſache zu fürchten hat? Tullia, hier iſt mein Gemahl, mit dem Valer. Eile und ſage der Lucretia, daß ſie gekommen ſind.

Dritter Auftritt.

Servia, Lucretius, Valerius.

Lucretius.

Servia, ich habe mich unter großen Sorgen hieher begeben. Meine Zärtlichkeit hat mir unterweges alles bei-

den vorgeſtellet, welches nur irgend meiner Tochter begegnen konnen. Die Betrübniß, in der du dich vor mir befindeſt, machet mich voller Furcht, daß ich nicht den kleinſten von dieſen Unglücksfällen hören werde. Liebſte Servia! Wie befindet ſich unſere Tochter? Was ihr auch für ein Unglück begegnet iſt; iſt ſie gelaſſen dabey, oder werde ich Ruhe haben, ihre Qual zu beſanftigen?

Servia.

Lucretius, du wirſt unſere Tochter ſehen, und ihr Unglück vernehmen, ſo bald Collatin auch da iſt. Ich bitte dich, gedulde dich bis dahin, und ſammle indeſſen deinen Muth und alle deine Standhaftigkeit in deiner Seele. Dem Alter iſt zu ſchwach, als daß man einen ſo großen Schmerz auf einmal in dein Herz dringen laſſen ſollte. Wenn du ohne Vorbereitung dein Unglück vernahmeſt, ſo würde die Große deſſelben deine ſchwachen Lebenskräfte erſchöpfen. Und ſo ſtark dein Geiſt auch ware, ſo würde dein Leib deinem Unglücke nicht gewachſen ſeyn.

Lucretius.

Servia, ſo ſehr mich die Zärtlichkeit reizet, alles zu wiſſen, was meine Tochter betrüben kann: ſo will ich dir doch folgen. Wenn das Unglück nicht durch Saumſeligkeit vergroßert wird; ſo werde ich nichts einbüßen, wenn ich zeitig oder ſpat erfahre, ob man mich, zu rathen oder zu helfen, hieher gerufen hat.

Servia.

Beydes zu rathen, und zu helfen, hat man dich hieher gerufen. Lucretius, deine Tochter hat eine unerträgliche Beſchimpfung erlitten, und der iſt mächtig, der ſie beſchimpft hat. Bey ihrem Unglücke iſt keine andere Hülfe, als die Rache, und zwar eine Rache, die nicht uns, ſondern die Tugend, rächet.

Lucretius.

Lucretius.

Servia, was man thun ſoll, kann man nicht eher beſchließen, als bis man die ganze Sache kennet. Valer, es iſt mir lieb, daß ich dich zum Begleiter habe. Was man auch erduldet; ſo leidet man ſtandhafter, wenn man einen Zeugen hat, der unſere Handlungen ſieht, und die Seele ſtreitet beherzter, wenn ein Zuſchauer da iſt, der ein Urtheil fällen kann, ob ſie recht that. Valer, komm, und erhole dich indeſſen von deiner Eil. Denn wir haben uns mit groſſer Geſchwindigkeit nach dieſem Hauſe begeben, wo ein ſolcher Schmerz auf uns wartete.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucretia, Tullia.

Lucretia.

Nun will ich noch einmal in dieſem angenehmen Aufenthalte umher gehen, und mir alle ſeine Reizungen vorſtellen. Ich will noch einmal meine geliebten Geſchäffte beſorgen. Noch wenige Augenblicke, Tullia, will ich Collatins Gemahlinn ſeyn.

Tullia.

Wie freue ich mich, Lucretia! Du ſcheinſt deine Verzweiflung ganz überwunden zu haben. Wie eine Flamme, die eine Zeitlang unterdrückt war, ſo dringt dein voriges Weſen auf einmal wieder hervor, und nur ein kleiner Reſt deiner Betrübniß bleibt noch in deinen Augen zurück. Aber ſage, Lucretia, warum glaubeſt du, daß du nur wenige Augenblicke noch Collatins Gemahlinn ſeyn werdeſt? Meineſt du, daß dein Gemahl dich verſtoßen und ſich weigern wird, deine Schmach mit dir zu theilen?

Lucretia.

Ich weis, Tullia, daß mein Gemahl alles mit mir ertragen würde. Aber ſoll ich ihn mit einer Schmach überladen, die mir dadurch nicht leichter wird? Tullia, ohne Rath, und unwiſſend, was ich thun ſollte, habe ich nach meinem Gemahle geſchickt. Aber nun iſt mein Geiſt ſeiner Wege gewiß, und ich bin fertig, denen Rath zu geben, von denen ich Rath erlangen wollte. Tullia, meine Seele ſchämet ſich ihres entehrten Leibes.

Tullia

Tullia.

Schweſter, was willſt du damit ſagen, und mit welchen Blicken verbindeſt du dieſe Worte?

Lucretia.

Du angenehme Wohnung meiner bisherigen Glückſeligkeit! ihr Oerter, die ihr mich ſtets vergnügt, ſtets geſchäfftig, ſtets treu geſehen habet! Ihr ſollet mich auch in meinem itzigen Zuſtande ſehen. Ich gehe hin zu euch. Aber, ſtatt meiner Glückſeligkeit und meines Vergnügens, wird Jammer und Scham mich umgeben. Ihr werdet mich an alles erinnern, was ich nicht mehr habe. Und wenn ihr mir ſaget, daß ich glückſelig geweſen bin; ſo wird mein Herz hinzuſetzen müſſen: Ich bin es nicht mehr! Und ihr, ihr Wände, die ich itzt verlaſſen habe! Ihr Wände, die ihr Zeugen meiner erſten Liebe geweſen ſeyd! Ihr Wände, wo nun der Abſcheu wohnet! auch euch will ich hernach wiederſehen, und ihr ſollet meine letzten Blicke haben. Redet, redet nur von meiner Schmach, ſo lange ihr wollt, weil doch ihr Gedächtniß nicht erlöſchen wird! Aber ihr werdet auch davon reden müſſen, wie ich mich von meinem Schimpfe befreyet habe. Denn in euch ſoll er ſich enden, wie er in euch ſich angefangen hat.

Zweyter Auftritt.

Tullia, ein Knecht.

Der Knecht.

Tullia, ich habe dem Collatin geſaget, was du mir befohlen haſt. Aber er ſtand ſchon an der Spitze der Völker, die ihm der König anvertrauet hatte, und ſagte, daß er ſeine Gemahlinn den Göttern empfehlen müßte, und ſie nicht eher ſehen könnte, als bis der Stuum vollendet wäre.

Tullia.

O Himmel! So wird er nicht kommen, und Lucretia wird ihn umsonst erwarten!

Der Knecht.

Befiehlst du noch etwas?

Tullia.

Nein! Geh hin. Ich will selber deine Antwort der Lucretia sagen.

Dritter Auftritt.

Servia, Tullia.

Servia.

Wie lange ists, Tullia, daß du nach dem Collatin geschickt hast? Sollte er nicht lange hier seyn?

Tullia.

Ach, Servia, Collatin muß im Lager für seine Tyrannen noch sein Leben wagen, und für deren Sieg und Ehre fechten, die ihm den größten Schimpf angethan haben. Er läßt sagen, daß er nicht kommen kann, ehe man die Belagerten bestürmet hat, und der Himmel weis, ob er nicht sein Leben enden wird, ehe er seine Schmach erfahrt, und rächet.

Servia.

Tullia! Wir hätten dieses zum voraus merken können, wenn uns nicht die Größe unsers Schmerzens alles übrige verdunkelt und versteckt hätte. Aber nun, Tullia, müssen wir uns zu rathen suchen, so wenig unser sind. Es ist nöthig, daß ich deinem Vater das Unglück seiner Tochter länger verberge. Sein Herz ist bereitet genug. Und nunmehr wird dieser gewaltige Schmerz nicht Kraft genug haben, ihn zu hindern, daß er uns nicht nach seiner Weisheit

einen

einen Rath geben ſollte, der ſeiner würdig iſt. Itzt, Tullia, haben wir nichts, als Rath, vonnöthen. Wofern die Macht unſers Beleidigers ihn noch nicht über alle Rache erhoben hat: ſo wird zeitig genug Collatin uns zu Hülfe kommen. Ihr Götter! die ihr den Freveltaten nach eurer Gerechtigkeit lohnet, wofern ihr weder euren Donner, noch die Waffen der Feinde wider den Servius wenden wollet; ſo haltet doch wenigſtens dieſe Waffen von dem Collatin zurück! Zwar du ſelbſt, armer Collatin, würdeſt glücklicher ſeyn, wenn dein Tod deinem Jammer zuvorkäme, und du, ohne deine Beſchimpfung zu wiſſen, an denjenigen Ort gelangteſt, wohin uns keine Schmach begleitet, als die aus uns ſelbſt entſteht. Aber es iſt beſſer, daß du lebeſt. Denn ich weis, dem Brutus wird dich etwas finden laſſen, das ſolche Laſter bezähmt, und du wirſt zugleich Lucretien, und die Tugend rächen. Tullia, nun will ich meinen Gemahl und den Vater zur Lucretia führen.

Vierter Auftritt.

Tullia allein.

Tullia.

Ach! Gebet doch, gebet ihr Götter, meinem Vater Muth, ſein Elend zu hören, und Weisheit, ihm abzuhelfen. Was ſehe ich? Werde ich betrogen? Collatin kömmt. Ich will fliehen. Denn nimmermehr kann ich mich überwinden, ihm ſein Unglück zu ſagen.

Fünfter Auftritt.

Collatin, Brutus

Collatin.

Tullia war hier, und iſt geflohen! Ach, Brutus, was bedeutet wohl dieſe Flucht?

Brutus.

Das Unglück, das du erfahren sollst, muß groß seyn. Collatin, Sextus ist mitleidig gewesen, daß er dich beurlaubet hat.

Collatin.

Brutus, ich will dirs gestehen, ich würde mich unerträglich gequält haben, wenn ich länger von diesem Orte entfernt gewesen wäre. In den Streit, auf die Wälle der Feinde, würde mich die Erwartung einer traurigen Nachricht begleitet haben. Mein Arm hätte nur mit halber Kraft gestritten, und alle gegenwärtige Gefahr hätte das Andenken meines abwesenden Unglücks nicht ausgelöschet. Aber, Brutus, sahst du nicht die Gebärden des Prinzen, als er mir sagte, daß ich in meinem Hause sehr nöthig wäre, etwas traurige zu hören, und als er selbst das Amt übernahm, das mir vom Vater aufgetragen hatte? Brutus, ich glaube, daß der Prinz mein Unglück wußte.

Brutus.

Ich muß dir sagen: Ich fürchte den Prinzen, wenn er ernsthaft ist, und wenn er lachet.

Collatin.

Wenn er ernsthaft ist, denkt er auf einen Frevel, und wenn er lachet, hat er ihn ausgeführet. Brutus, es reuet mich nicht, daß mich niemand aus dem Lager begleitet hat, als du. Aus deiner ganzen Aufführung habe ich gesehen, daß du weißt, daß Verdienste ein Verbrechen bey uns sind. Aber du hast dich darum nicht beflissen, keine Verdienste zu haben, sondern nur, sie zu verbergen. Es ist eine glückselige Ueberwindung seiner selbst, wenn man seine größten Vollkommenheiten der Welt verstecken kann, wo sie nicht der Erde zum Nutzen, sondern uns zu einer verderblichen Ehre gereichen würden. Brutus, bey aller der Einfalt, die du beständig gezeiget hast, hast du deine Na-

tur

tur nicht ganz ablegen können. Und ſo wenig du vorzügliches vor andern Menſchen haben wollen, ſo hat zuweilen ein Stral deines Geiſtes unter deiner Verſtellung hervorgeleuchtet. Itzt aber, Brutus, zeige deinen ganzen Geiſt. Mein Herz ſaget mir, daß ich dich nöthig habe. Denn ein geringes Unglück würde nimmermehr meine Gemahlinn bewogen haben, mich aus dem Lager zu rufen. Ich mag deinen Troſt, oder deine Hülfe nöthig haben; ſo verſage mir nichts, was dir dein großer Verſtand eingiebt. Denn, da iſt es unrecht, ſich zu verſtecken, wo uns andere nöthig haben. Komm! laß uns meine Gemahlinn ſuchen!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lucretia, Brutus, Valer, Collatin, Lucretius.

Lucretia.

Bis hieher will ich euch führen. — Gehet nicht hinein in dieses Zimmer! Denn Frevel und Abscheu wohnen darinnen. Collatin, diese Thüre hat Sextus Tarquin in dieser Nacht erbrochen. Deine Gemahlinn ist mit Gewalt geschändet. Man hat mir meine Keuschheit, meine Treue gegen dich, und dir das Eigenthum deines Ehebettes entrissen. O hätte ein tödtliches Gewehr diese Nacht meine Hände bewaffnen können! so hätte ich ihn die Vollziehung seines Frevels nicht erleben lassen, und wir beyde wären unentehrt. Aber ich weis nun, was ich thun soll, und brauche weiter keinen Rath. Ihr Freunde, warum ich euch versammlet habe, ist, zu wissen, was ihr thun werdet. Collatin, ich will meinen Schimpf selber auslöschen. Und in diesem Zimmer, wo du beleidiget werden, will ich erwarten, wie du den deinigen auslöschen wirst.

Zweyter Auftritt.

Brutus, Valer, Collatin, Lucretius.

Brutus.

Du Gemahl, der du erstaunt und stumm bey deinem Schmerzen stehst! Du Vater, den ich bey dieser Nachricht schwach und wankend sehe! Du Freund, dem Schrecken und Mitleiden die Stimme genommen! Erlaubet, daß ich das Herz fasse, euch anzureden! Der Rath, den ihr zu fassen habet, ist nicht allein, wie ihr die jetzige Sache verbergen oder rächen wollet: sondern wie ihr verhindern könnet, daß ins künfti-

ge

ge nicht mehr dergleichen Freveltaten zu unſern Ohren ein-
dringen mögen. Collatin, deinen Schimpf zu verbergen, iſt
unmöglich. Ihn zu rächen, iſt möglich, wenn du zugleich alle
Freunde des Sextus, welchen, eben wie ihm, daran gelegen iſt,
daß der Frevel ungerochen bleiben möge, hinderſt, dir zu ſcha-
den. Dieſes kannſt du nicht anders thun, als wenn du ihnen
ihre Macht ganz entreißeſt, und uns alſo zugleich erlöſeſt.
Wenn die Rachgier nicht mächtig iſt, dich wider deine Herren
zu bewaffnen; ſo muß die Tugend dieſe Macht haben. Col-
latin, daß ich recht ſage, wir haben keine Könige. Sind nicht
die Menſchen darum unter das Joch der Könige gegangen,
damit nicht ihre Ruhe durch den Frevel anderer Menſchen ge-
ſtöret werde, und damit es nicht in fremder Hand ſtehe, uns
unglücklich zu machen? Aber wenn hat jemals Tarquin ge-
dacht, warum er König ſey? Von wem wird unſere Ruhe ge-
ſtört? Durch wen ſind wir unglücklich, als durch unſern Kö-
nig? Wollen wir ſeinen Tod erwarten: ſo wird ein andres
Ungeheuer an ſeine Stelle treten. Ein Nachfolger wird den
andern ſeine Tyrannen lehren, und niemals werden wir
glücklicher werden. Aber warum wollen wir gehorchen; wo
der Endzweck hinweg iſt, warum wir gehorchen? Collatin,
laß dieſen Schmerz, der dich itzt betroffen hat, dich zu einer
That antreiben, welche viele andere vor dieſem Schmerzen
ſichern wird! Sieh in deinem eignen Unglücke dasjenige, das
wir alle fürchten. Und laß dich ein edles Mitleiden bewegen,
da du dein eignes Unglück nicht wegnehmen kannſt, andere da-
vor zu bewahren. Du mußt den Tarquin nicht weiter herr-
ſchen laſſen, Collatin. So haſt du deinen Schimpf zu deiner
Ehre gekehret; ſo haſt du dich gerochen; ſo haſt du die Tugend
gerettet! Alles dieſes aber wird dir leicht ſeyn. Beſchließ nur,
und wir alle ſtehen dir dafür, daß wir die Mittel finden wol-
len, es auszuführen. Zu einem ſolchen Unternehmen habe ich
die wenige Geſchicklichkeit aufbehalten, die ich bisher ver-
borgen habe.

Collatin.

Brutus, warum haſt du mich nicht eher erhitzet? Ich hätte
alles gethan, ehe ich noch dieſe Schmach erlitten. Und es

hätte

hätte auch mir helfen können, wenn wir keine Tyrannen gehabt hätten.

Lucretius.

Brutus, du haſt recht geredet. Die Götter erhören meine Wünſche, und ich werde wenigſtens in einem glücklichen Staate ſterben, da ich in einem unglückſeligen gelebet habe.

Valer.

Ja Brutus. Wir wollen dir beyſtehen. Rette nur vor dieſen Tyrannen das Leben derer, die noch übrig ſind! Rette die wenige Tugend! Rette die ſeltne Keuchheit, die ſie noch in unſerm Gebiethe übrig gelaſſen haben!

Collatin.

Laßt uns in dieſes Zimmer hineingehen. Unſere muthigen Entſchlieſſungen werden meine Gemahlinn tröſten, und der Abſcheu des Ortes wird uns zur Rache mehr beſeuren.

Dritter Auftritt.

Lucretia. Die Vorigen.

Das Schlafgemach der Lucretia wird geöffnet.

Collatin.

Ihr Götter! Was ſeh ich? Sie iſt blutig, Sie iſt blaß, Sie ſtirbt!

Lucretia.

Ihr Freunde, ich habe zugehört, was ihr beſchloſſen habet.— Collatin, ſo entflieh ich meiner Schmach. — Lebe wohl!

Collatin.

Lucretia! — Sie iſt entflohen, die keuſche Seele! — Warum haſt du dich von mir getrennet? Warum haſt du deine Rache nicht erleben wollen?

Brutus, der den blutigen Dolch in die Höhe hebt.

Bey dem keuſchen Blute, welches dieſen Dolch beflecket hat, ſchwöre ich, daß dieſes die letzte Frevelthat ſeyn ſoll, die die Tyrannen an uns ausgeübet haben! Erwache Rom, die du gebohren biſt, zu herrſchen! Setze dich in Freyheit! Verjage deine Tyrannen, und beherrſche dich ſelbſt!

Der

Der geſchäfftige

Müßiggänger,

ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Fortunat, ein Advocat.
Sylveſter, deſſen Stiefvater.
Frau Sylveſterinn, Fortunats Mutter.
Fiekchen, Sylveſters Tochter.
Frau Richardinn.
Lieschen, der Frau Richardinn Tochter.
Strom, ein Kaufmann, Fortunats Client.
Seraſer, der Sylveſterinn Bruder.
Reuthier, ein andrer Advocat.
Friedrich, Fortunats Diener.
Cathrine, der Frau Sylveſterinn Magd.
Ein Goldſchmidsjunge.
Ein Tablettkrämer.
Ein Lacken.
Ein Materialiſtenjunge.

Der Schauplatz iſt in Sylveſters Hauſe, in deſſelben Putzſtube. Das Schauſpiel währet von ein bis fünf Uhr Nachmittags.

Vorbericht.

Der geschäfftige Müßiggänger, oder wie er im ersten Concepte geheißen hat, **Vieles und doch Nichts**, ist im Jahre 1741, ungefähr zu gleicher Zeit mit dem **Herrmann** und der **Lucretia** geschrieben, und 1743 im vierten Theile der deutschen Schaubühne gedruckt worden. Es ist die erste Arbeit fürs komische Theater, wenn man einige kleinere Versuche ausnimmt, die er selbst unterdrückt oder doch zurück gehalten hat. Es zeigt sich in diesem Stücke eine grosse Mannichfaltigkeit von Charakteren, denen es auch nicht an Wahrscheinlichkeit fehlen wird. Der geschäfftige Müßiggänger selbst hat gewiß allenthalben, zumal unter der jungen Welt, Originale, die, wenigstens zusammen genommen, das Portrait rechtfertigen, wenn es gleich etwas schwer scheinen möchte, so viel geschäfftigen Müßiggang binnen vier Stunden, die im Stücke selbst sehr genau bemerkt sind, zusammen zu häufen. Aber das Theater erfodert auch oft so stark gezeichnete Charaktere, die aus den gesammleten Zügen mehrerer ähnlichen Originale zusammen gedrängt sind. Die meisten andern Personen haben ihre besondern sehr kenntlichen Zeichnungen,

nungen, der ämſige Rennthier, der ungeſtüme Sturm, das faule Fieckchen. Nur iſt es Schade, daß Rennthier, der doch eigentlich mit dem geſchäfftigen Müßiggänger contraſtiren ſoll, ſo wenig mit ihm zuſammenkömmt. Jungfer Fieckchen iſt, ſo großen Abſcheu ſie auch vor der Aufführung des geſchäfftigen Müßiggängers bezeigt, ſelbſt eine geſchäfftige Müßiggängerinn in ihrer Art. Sie dient dieſen Fehler von einer andern faſt eben ſo lächerlichen Seite vorzuſtellen, und alſo das Stück deſto moraliſcher zu machen. Denn ihre kindiſche Regelmäßigkeit, ihre abgezirkelte Ordnung in Kleinigkeiten iſt nicht weniger ein geſchäfftiger Müßiggang, als alles, was Fortunat bey ſeinem Leichtſinne, bey ſeinen unzeitigen und zweckloſen Bewegungen vornimmt. Auch das Ehepaar, der Herr Sylveſter, der nur Ruhe im Hauſe und Friede zu ſeinem Pelzhandel haben will, und die Frau Sylveſterinn, deren einzige Sorge und Angſt ihr lieber Sohn iſt, bringt eine noch größere Abwechslung in dieſes Luſtſpiel. Ich habe etwas hiervon berühren und dem Publico die weitere Unterſuchung überlaſſen wollen, weil ich einen Freund der Meynung gefunden habe, daß es dieſem Stücke an Charakteren fehle, die ſich deutlich ausnehmen, und daß ihre Verſchiedenheit nur in gewiſſen Schattirungen beſtehe.

Niemand wird es ſo leicht eines Mangels am Witze beſchuldigen, aber ein entgegengeſetzter Vorwurf wird ſchwerlich abzulehnen ſeyn; daß es nämlich bisweilen zu viel Witz hat, einen ſolchen, der zu lange bey einem Einfalle ſtehen bleibt, der den Situationen, in denen man ihn anbringt, nicht angemeſſen iſt, und alſo der Natur, die er nachahmen will, ungetreu wird. Ein Fehler, den man allzuleicht in denen Jahren begeht, da der Witz am lebhafteſten und die Kenntniß der Menſchen nur unvollkommen und ſchwankend ſeyn kann! Einige ſolche Stellen ausgenommen wird man hier, wo ich nicht irre, ſehr richtig gemalte Sitten finden, und zwar um ſo viel mehr, je genauer man mit der

Lebens-

Lebensart und mit der Sprache in dem Vaterlande des Verfaſſers bekannt iſt. Es konnte ſeyn, wie ebemalls der vorhin gedachte Freund behauptet, daß dieſe Mahlereyen der Sitten ſich zu oft und zu lange auf Kleinigkeiten erſtreckte, die immer das meiſte im taglichen Umgange ausmachen, und daß daher in gewiſſen Scenen, zumal einzeln betrachtet, das Stück matt und langweilig ſcheinen möchte. Aber wie konnte wohl ein geſchäftiger Muſſiggänger anders gezeigt werden, als mit Kleinigkeiten umgeben?

Die Anmerkung iſt nicht ungegründet, welche der Herr Profeſſor Gottſched in einer Vorrede der Schaubühne bey Gelegenheit dieſes Stückes gemacht hat; daß es nämlich die lebhafteſten der meißniſchen Landesart im taglichen Umgange nur ſich zwingt, daß man die abgekürzten, ſonderbaren und kühnen Wortfügungen mit vielen Erhebungen, Senkungen und manchen andern Veränderungen der Stimme belebet. An manchen Stellen würde daher dieſe Komödie viel verlieren, wenn man ſie in Provinzen läſe, wo die Melodie der taglichen Sprache von der meißniſchen ſehr verſchieden iſt, ſo wie ſie hingegen die Ausſprache guter oberſachſiſcher Acteurs deutlicher machen würde, als es in geſchriebnen Worten, ſelbſt bey der ſorgfältigſten Interpunction, möglich iſt.

Dieſe Anmerkung gilt, mehr oder weniger, von den Komödien überhaupt, den alten ſo wohl als den neuern, ja auch von allem, was die Sprache des Umganges nachahmet, oder was eigentlich geſchrieben iſt, um gehöret zu werden. Man hat angemerkt, daß ſich nicht mit Gewißheit in der Rede des Cicero für den Ligarius die eigentliche Stelle anzeigen laße, über welche Cäſar die Verurtheilung aus den Händen fallen ließ. Nur darum fällt es uns ſchwer, ſie zu finden, weil der Ton des Cicero nicht zugleich mit ſeinen Worten auf uns gekommen iſt.

Da eine richtige Interpunction das einzige Hülfsmittel iſt, den wahren Ton anzugeben: ſo habe ich auf die Be-

richtigung derſelben auch in dieſem Stücke die möglichſte Sorgfalt gewendet. Sie war in der erſten Ausgabe ſehr fehlerhaft, faſt an unzähligen Stellen. Meine Entfernung von dem Orte des Drucks läßt mich nicht hoffen, daß nicht immer noch allzuviele Fehler von dieſer Art übrig geblieben ſeyn werden.

Herr Gottſched gedenkt in eben der Vorrede auch der meißniſchen Idiotismen, die der Deutlichkeit in dieſem Stücke ſchaden können. Einige offenbar verderbte und daher unverſtändliche Stellen ausgenommen, habe ich es nicht für nöthig gehalten, im Ausdrucke beträchtliche Veränderungen zu machen, ob es gleich ausgemacht iſt, daß ein Sprachſteller, der von Deutſchen insgemein geleſen ſeyn will, ſich der Provinzialwörter billig enthalten ſoll. In Ermangelung eines zuverläßigen deutſchen Wörterbuchs iſt es ſehr oft ſtreitig, ob nicht ein Wort oder eine Redensart mit Rechte in die Sprache der guten deutſchen Schriftſteller aufzunehmen ſey, wenn gleich gewiſſe Provinzen ſie nicht gebrauchen. Ein paar hier vorkommende Wörter laſſen ſich vielleicht nicht dahin rechnen, ſondern gehören der meißniſchen Mundart eigenthümlich zu. Aber auch dieſe habe ich lieber ſtehen laſſen, und allenfalls unter dem Texte erklären, als mit andern nicht ganz gleichbedeutenden vertauſchen wollen, und ich glaube nicht, daß der geſchäfftige Müßiggänger in dieſer Abſicht ſchwerer zu verſtehen ſeyn wird, als andere deutſche Komödien.

Erſter

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sylveſter, Fortunat.

Sylveſter.

Mein Sohn, die Stube hier, die ich Euch indeſſen eingegeben habe, iſt meine und meiner lieben Frau ihre Putzſtube. Und Ihr wißt, daß wir und Ihr heute einen Beſuch kriegen werden, der zu Eurem Beſten abgeſehen iſt. Ich weis nicht, warum Ihr beſtandig ſo viel Sachen hinnen habt, die zu Eurer Advocaterey doch gewiß nicht gehören konnen. Da ſind Piſtolen, da ſind große Reitſtiefel, da ſind Sporuen, hier ſteht ja gar Mahlerzeug, dort ſteht eine Laute. Bücher ſehe ich nun wohl eben nicht hierinnen. Aber, ich dachte doch, wenn Ihr ja viel hereinrückt; ſo ſolltet Ihr noch am erſten Bücher hier haben. Schafft ja die Sachen hinaus.

Fortunat.

Warum denn aber? Wenn Jungfer Liecken weis, daß ich ſo vielerley kann, daß ich ſchon reite, daß ich ſchön zeichne, daß ich offen die Laute ſpiele, und was noch alles mehr iſt; ſo wird ſie mich deſto lieber haben.

Sylveſter.

Ey, Ihr müßt ſie wohl recht kennen, Ihr! Hört, Fortunat, glaubet Eurem Stiefvater, Sylveſtern. Der kennet ſie beſſer . . das ſage ich Euch. Ich weis gar nicht, was Ihr für ein Menſch ſeyd. Es iſt wahr; Ihr könnt viel lernen. Aber ich denke doch immer, was Ihr können ſollt, das könnet Ihr nicht. Ihr bekümmert Euch um alles. Aber um Eure Juriſterey, die Euch ernähren ſoll, habt Ihr Euch mein Tage noch nicht viel bekümmert. Ihr thut den ganzen geſchlagenen Tag, als wenn Ihr der geſchäfftigſte Menſch von der Welt wäret. Aber ich habe noch nicht geſehen, daß Ihr was gethan hättet, das Ihr gefellt habt: oder daß Ihr es gethan hättet, wenn Ihr gefellt habt.

Fortunat.

Herr Vater, ich thue niemals was Unrechtes.

Sylveſter.

Ey! was unnütze iſt, das iſt unrecht. Ich bin ein alter Mann geworden, und habe manchen Groſchen erworben. Aber ich kann Euch auf mein Leben verſichern, ich kann nicht mehr als einerley. Ich handle mit Pelzen, und kenne meine Pelze, und die recht, und ſonſt nichts auf der ganzen Welt; inſonderheit aber die Fuchspelze, und der ſoll noch gebohren werden, der mich betriegen wird.

Fortunat.

Nichts, als Pelze? Ich wüßte nicht! Ich ſtürbe doch vor langer Weile, wenn ich mit nichts, als mit Pelzen, zu thun haben ſollte. Ich male ſehr gern. Aber wenn ich nichts als malen könnte, und hätte ſonſt nichts lernen ſollen; ſo glaube ich doch, ich hatte aus Verdruß das Corpus Juris geleſen, ſo langweilig als es immer iſt. Und wenn ich allein reiten oder allein auf der Laute ſpielen ſollte, ſo hätte ich meine Stiefeln und meine Laute lange ins Feuer geworfen.

Sylveſter.

Sylveſter.

Für einen ſo lebhaften Menſchen, als Ihr ſeyd, iſt freylich wohl einerley nicht genug.

Fortunat.

Es mag Ihr Ernſt ſeyn oder nicht, Herr Vater, ſo iſt es doch wahr. Ich wundre mich nur ſelber über meine Geduld. Heute den ganzen Morgen habe ich getuſcht. Und wenn der Herr Vater nicht gleich nach Tiſche mitgegangen wäre, ſo glaube ich, ich ſäße ſchon wieder da.

Sylveſter.

Getuſcht? was iſt das?

Fortunat.

Getuſcht? was iſt das? Je, getuſcht iſt getuſcht, oder mit Tuſche gezeichnet.

Sylveſter.

Gezeichnet! Was iſt denn nun das wieder?

Fortunat.

Ja, wenn Sie das nicht wiſſen!

Sylveſter.

Ich habe es geſaget, daß ich nichts weis, als von Pelzen. Ihr meynt doch nicht etwan, wie die Felle gezeichnet ſind? Denn, was machten die Juriſten mit den Fellen?

Fortunat.

Da will ich es Ihnen nur weiſen, Herr Vater. Sehn Sie doch die Zeichnung an.

Sylveſter.

Ja, wenn Ihr mir geſaget hättet, daß das ein Bild wäre, ſo hätte ich es zur Noth auch gewußt. Denn da ich ein kleiner Junge war, ſo hatte ich auch gern kleine Bilderchen. Aber getuſcht und gezeichnet, das verſtehe ich nicht.

Fortunat.

Wer wird denn ſprechen: Ich habe ein Bild gemacht. Nicht wahr? ſo hatte ich ſagen ſollen? Und ſo hätten mich alle chriſtliche Maler ausgelachet.

Sylveſter.

Wenn Ihr aber mit uns redet, ſo redet Ihr mit keinem Maler, ſondern mit Herrn Sylveſtern, einem Pelzhandler. Aber, mein Sohn, darüber habt Ihr nun den ganzen Morgen zugebracht! Müſſen denn die Advocaten auch malen?

Fortunat.

Herr Vater! Klagen und Läuterungen werden ſie freylich nicht malen. Ich will ja nicht eben ein Advocat ſeyn. Damit will ich nur mein Brod verdienen, wenn es nicht anders angeht; und auch noch eine Frau ernähren. Aber das übrige iſt zu meinem Vergnügen.

Sylveſter.

Wenn es nur zu Eurem Vergnügen iſt, ſo hättet Ihrs, dächte ich, wohl heute ſeyn laſſen ſollen. Ihr wißt wohl! es iſt heute viel für Euch zu thun. Itzt iſts über Ein Uhr. Um zwey Uhr ſollt Ihr zum Miniſter kommen, und da könnt Ihr vielleicht eine Beſtallung kriegen, daß Ihr Zeitlebens verſorgt ſeyd. Um drey Uhr hat ſich die Frau Richardinn und ihre Tochter zeichnen laſſen; da wißt ihr auch, weswegen es geſchieht. Und wenn ich recht denke, ſo hat mir ja Eure Mutter geſaget, daß Ihr mit unſerm Vetter auf dem Rathhauſe verſtehen und ihm helfen ſolltet. Das iſt nun ſehr viel in ſehr weniger Zeit.

Fortunat.

Ach! das iſt Zeit genug für mich, Herr Vater. Nein! ſehen Sie doch die Trauben und den Fuchs.

Sylveſter.

Wozu ſoll es aber?

Fortunat.

Ich will das ganze Zimmer mit ſolchen Zeichnungen auszieren.

Sylveſter.

Warum denn das? Habt ihr denn Zeit darzu?

Fortunat.

Ich will mir ſie ſchon nehmen.

Sylveſter.

Woher wollt Ihr ſie denn nehmen?

Fortunat.

Daher, woher ich die Zeit genommen habe, das Stück zu zeichnen.

Sylveſter.

Ihr müßt doch die Zeit ſtehlen; oder wo Ihr ſie ſonſt hernehmt.

Fortunat.

Ich werde über vier Stunden nicht mehr brauchen. Nein! ſehen Sie doch die Trauben und den Fuchs.

Sylveſter.

Ihr habt ja keine Zeit übrig?

Fortunat.

Warum denn nicht? Es iſt noch lange nicht zwey Uhr. Sehen Sie, Herr Vater. Das iſt ein Fuchs, der die Weintrauben nicht erlangen kann, und davon geht, und ſpricht: Ich mag ſie nicht. Es ſind der ſauern!

Sylveſter.

Welches iſt der Fuchs?

Fortunat.

Dieſer hier. Sie kennen ja die Füchſe ſo gut.

Sylveſter.

Das iſt ein weißlicher Fuchs. Die ſind rar.

Formax.

Darum bekümmere ich mich nicht, ob er weißlich iſt, oder grau, oder gelb. Was getuſcht iſt, iſt alles weißlich und ſchwarzlich.

Sylveſter.

Warum denn? Wenn Ihr mich alſo tuſchtet, ſo wäre ich auch weißlich?

Formax.

Ja! Herr Vater Ach es iſt gut, daß Sie mir das ſagen. Ich will Sie abzeichnen wie Sie leben. Setzen Sie ſich nur: es währt nicht lange.

Sylveſter.

Es nun ja! Nun! Das Ding koſtet Euch Zeit, und koſtet Euch viel. Nun! nun! ich will mich gerichtet ſeyn. Macht, daß Ihr bald zum Ende kommt. Es iſt beſſer, zu bald als zu ſpat.

Formax.

Ach! was wird es viel Zeit und Geld koſten? Ich will Sie abzeichnen. Herr Vater, gewiß! wenn Sie es haben wollen, ſo will ich Sie in einem Saale voll Fuchspelze ſetzen, und wohl zehn Kaufer um Sie herum. Es iſt nur um ein paar Tage Zeit, ſo iſt es geſchehen. Setzen Sie ſich, Herr Vater. Ich will anfangen.

Sylveſter.

Ein paar Tage Zeit! Nicht wahr? ich ſetzte mich daher zu Euch, und verſäumte die wirklichen Käufer, Euren gemalten Käufern zu gefallen, die Ihr um mich herum ſetzen wollt? Es iſt mir gar nicht Zeit. Ich muß nun nach Tiſche wieder an meine Geſchäfte. Der Beſuch wird mir ohn das Zeit genug nehmen. Mache ja, daß Ihr heute den Nachmittag nichts verſäumet. An dem Nachmittage iſt Euch in eurem ganzen Leben gelegen.

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Fortunat, Cathrine.

Cathrine.

Nun! Fort, fort! Eingepackt, Herr Fortunat! Sie kriegen Beſuch. Es muß hübſch ordentlich ausſehen.

Fortunat.

Warum nicht gar eingepackt? Itzo will ich erſt recht auspacken.

Cathrine.

Ach! Sie können mit Ihrem Krame da nur einlegen. Ich werde mich nicht nach Ihnen richten.

Fortunat.

Cathrine, und wenn Ihr toll würdet, ſo räume ich Euch doch noch nicht auf. Erſt muß ich noch malen. Hernach muß ich mich noch, vom Fuß auf, anders anziehen.

Cathrine.

Ich glaube doch, Sie ziehen ſich für die lange Weile den Tag über immer wechſelsweiſe an und aus. Was wollen Sie denn noch anziehen? Ich dächte, Sie machten lieber, daß Sie ein bischen unangezogener wären. Denn Sie ſehen mir gar zu angezogen aus. Und das ſchickt ſich gar nicht für einen Advocaten.

Fortunat.

Nicht wahr? Euch zu gefallen ſoll ich ſo flüchtig gehen, wie Reinthier etwan?

Cathrine.

Ach was fehlt denn Reinthieren? Wenn er gleich beſtändig thut, als wenn er es verſäumen wollte, ſo iſt er doch beſſer, als Sie.

Fortunat.

Das glaube ich. Insonderheit, wenn wir alle beyde Secretairs waren, ſo wäre er einen groſſen Theil beſſer, als ich.

Cathrine.

Wir werdens ſchon noch ſehen, wer beſſer iſt. Iſt es nicht wahr; der will auch Secretair werden?

Fortunat.

Ärgert ich! Ich fürchte mich ſchon, daß er mir nicht zuvorkommt.

Cathrine.

Und Sie denken, weil Jungfer Liesgen zu Ihnen kömmt, und zu Kammerieren nicht; ſo haben Sie ſie ſchon?

Fortunat.

O nein doch! Sie wird wohl noch zweifeln, ob ſie mich zum Kammerieren haben will?

Cathrine.

Herr Fortunat, wie wollte ich Sie doch auslachen, wenn er Ihnen einen Korb abliefe!

Fortunat.

Narre. Kommt für Euer Plaudern her und kehret mich aus. Ich habe mich garſtig gemacht.

Cathrine.

Iſt Ihnen nicht einmal wieder ein Pfund Puder vom Kopfe auf die Kleider gefallen. Nun ſo kommen Sie her. Es iſt doch wohl wahr: Sie haben das Kleid garſtig gemacht. Aber Ihr Kopf ſieht noch viel garſtiger aus.

Fortunat.

Iſt es wahr? Potz Wind! Ich muß in den Spiegel ſehen. Wo iſt denn was?

Cathri-

Cathrine.

Je, ſehen Sie denn nicht?

Fortunat.

Nein! Sagt mirs bald, Cathrine.

Cathrine.

Sie ſagen ja, Sie haben das Kleid garſtig gemacht, weil Puder drauf liegt; ſo muß der Kopf wohl noch viel garſtiger ſeyn; denn da liegt noch viel mehr Puder.

Fortunat.

Laßt mich mit Euren Poſſen ungehudelt, und kehret mich aus.

Cathrine.

Nun, ſo laſſen Sie mich nur geſchwind machen. Von rechtswegen ſoll ich itzo die Stube anputzen und nicht Sie.

Fortunat.

Ihr höret ja, daß es itzo nicht angeht.

Cathrine.

Das wäre auch was neues!

Fortunat.

Ich muß mich itzo herſetzen und malen.

Cathrine.

Der Henker wird Sie doch nicht reiten! Je, weswegen ſprechen Sie denn, ich ſoll Sie auskehren?

Fortunat.

Weswegen wollt Ihr denn die Stube aufräumen?

Cathrine.

Weil Sie allen Pettel hereinſchleppen, der nicht hereingehört.

Fortu-

Fortunat.

Und ich wollte mein Kleid ausgekehret haben, weil mir Puder darauf gefallen war, der auch nicht darauf gehört.

Cathrine.

Ja! damit Sie in einem reinen und wohlausgekehrten Kleide ſich herſetzen und malen möchten, und damit hernach Jungfer Lucchen Ihnen und Ihrer Mama in einer unreinen und ungekehrten Stube ihren Beſuch abſtatten möchte!

Fortunat.

Cathrine, kommt her, reibt mir Tuſche.

Cathrine.

Ich könnte daher treten! Bilden Sie ſich nur nicht ein, daß ich mich darnach will. Ich gehe meiner Wege. Mögen Sie doch gleich ewig malen!

Dritter Auftritt.

Friedrich, Fortunat.

Friedrich.

Herr Fortunat, Herr Strem iſt wieder da.

Fortunat.

Geſchwind, kommt her! Reib Tuſche ein. Ich muß noch was zeichnen.

Friedrich.

Herr Strem iſt . . .

Fortunat.

Nun reib doch, reib! Was redeſt du?

Friedrich.

Ich ſage, Herr Strem iſt wieder da. Er will zu Ihnen.

Fortu-

Fortunat.

Ich muß itzt zeichnen. Währet denn das ewig, daß Herr Strom zu mir will?

Friedrich.

Er ſagt: es wäre recht nothwendig.

Fortunat.

Ich habe nicht Zeit. Du ſiehſt, daß ich zu thun habe, wenn ich fertig werden will.

Friedrich.

Er wird aber darüber verdrüßlich werden.

Fortunat.

Ich kann mir nicht helfen.

Friedrich.

Er wird ſchmälen.

Fortunat.

Immerhin!

Friedrich.

Er wird fluchen.

Fortunat.

Wenn es nichts mehr iſt!

Friedrich.

Er wird Feuer ſpeyen.

Fortunat.

Sprich: er ſoll wiederkommen.

Friedrich.

Das habe ich ihm heute ſchon dreymal geſaget.

Fortunat.

Er ſoll warten.

Friedrich.

Wenn Sie wüßten, wie gern er wartete!

Fortunat.

Ich will nur das einzige Weinblatt fertig zeichnen.

Friedrich.

Unterdeſſen kann er ſchonmal davon.

Fortunat.

So laß ihn laufen. Ich kann nicht augenblicklich dem Herrn aufwarten.

Friedrich.

Aber denken Sie doch: Ihr erſter Client, an dem Sie die Probe machen ſollen!

Fortunat.

Haſt du Lubbe gerufen?

Friedrich.

Ja! hier iſt ſie.

Fortunat.

Das Blatt wird gleich fertig ſeyn. Sage nur unterdeſſen, daß er herein kommen ſoll.

Vierter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Fortunat.

Fr. Sylveſterinn.

Glaube ich doch wohl, Fortunat, du biſt gar fleißig? Du ſollteſt mir ein Liedchen auf der Laute ſpielen. Aber es iſt gut, ich will dich nicht ſtören.

Fortunat.

Kommen Sie doch, Mama: ich bitte Sie recht ſehr. Kommen Sie doch, und ſehen Sie her. Wenn Sie mir gute Worte geben; ſo will ich Ihnen das ganze Zimmer mit ſolchen Zeichnungen aushangen, wie die iſt.

Fr.

Fr. Sylvesterinn.

Das Zimmer nur? Ich hätte lange gern in alle meine Stuben Bilder gehabt. Es wohnt sich so hübsch in solchen Stuben. Wenn man den ganzen Tag nichts zu thun hat, so darf man nur die Bilder ansehen, so wird einem schon die Zeit nicht lang.

Fortunat.

Warum haben Sie mir das nicht lange gesaget, Mama, daß Sie die Bilder so lieb haben? Ich hätte manche überleve Stunde daran wenden können. Ich will aber schon sehen, wie ich es ende. Sie sollen bunte Bilder haben, Mama. Nicht wahr, die sind Ihnen lieber? Bunte Bilder will ich Ihnen malen. Ich will heute noch Farben dazu anschaffen. In einer Stube will ich Ihnen Schäfereyen, in der andern Jagdstücke, in der dritten Prospecte, in der vierten Schlachten malen. Und in Ihre Schlafkammer sollen lauter Nachtstücke kommen. Ich will schon sehen, wie ich fertig werde. Man kann in einem Jahre viel malen.

Fr. Sylvesterinn.

Ich dachte, du solltest mir was auf der Laute vorspielen.

Fortunat.

Ach, hören Sie doch, Mama! Ich muß Ihnen was vorsagen. Ich muß Ihnen Verse vorsagen, und zwar die ich heute über Tische in Ihrer aller Gegenwart gemacht habe.

Fr. Sylvesterinn.

Heute über Tische? Das ist unmöglich!

Fortunat.

Ja! ja. Sie wundern sich drüber? Es ist aber nicht anders. Der Herr Vater redete gleich von Füchsen, unterdessen machte ich Verse.

Frau

Fr. Sylveſterinn.

Du haſt mir ja was auf der Laute verſpielen ſollen.

Formar.

Es iſt ja gleich viel. Die Poeten ſpielen auch auf der Laute, wenn ſie Verſe machen.

Fr. Sylveſterinn.

Ja, ich weis nicht, was das für eine Laute ſeyn muß. Es müßte stille Muſik ſeyn. Denn da biſt du allezeit ein rechter **Stock**, wenn du Verſe im Kopfe haſt.

Formar.

Es ſchadet nichts. Sehen Sie nur, Mama. Das iſt der Unterſchied: Wenn man auf der rechten Laute ſpielt, ſo klingt es gleich, wenn man ſie ſchlägt: und auf der poetiſchen klingt es erſt, wenn man ſie reißt.

Fr. Sylveſterinn.

Ja freylich, klingt es hernach lange genug hinter drein, und da muß es hören.

Formar.

Sie werden ja Verſe hören wollen, Mama? Sie haben ja einen ſo guten Geſchmack?

Fr. Sylveſterinn.

Nun, ſo ſage mir ſie nur her, damit ich ſie los werde.

Formar.

Oben drüber ſtehe ich? Als er ſich entſchloß, zu lieben. Oder: Er entſchloß ſich, zu lieben. Welches iſt denn beſſer?

Fr. Sylveſterinn.

Als er ſich entſchloß, zu lieben, oder: Er entſchließt ſich, zu lieben: Bey meiner Treu, Formar, da ſey ich keinen Unterſchied!

For-

Fortunat.

Ich kann aber doch wohl nicht alles beydes ſetzen. Und wenn ich eins ſetze, ſo muß ich das beſte ſetzen.

Fr. Sylveſterinn.

Ja, Fortunat. Wenn daran ſo viel gelegen iſt, ſo muſt du jemanden fragen, der verſtändiger iſt, als ich. So tief geht meine Einſicht nicht.

Fortunat.

So will ich Ihnen unterdeſſen doch die Verſe ſelber ſagen. Die heißen ſo:

So iſt der Schluß gemacht,
Daß ich nun lieben will.
Dem Glücke, das mir lachet
Halt ich in allem ſtill.
Ich hab es feſt beſchloſſen,
Und ſag es mit Bedacht:
Wenns gleich den Neid verdroſſen;
Iſt doch der Schluß gemacht.

Ihr Leute ſollt es wiſſen,
Daß ich verliebet bin;
Ich muß die Freyheit miſſen,
Mein Herz iſt ganz dahin.
Ein Narr, wer ſein Begehren
Aus Furchtſamkeit verhehlt!
Denn lieben und entbehren
Iſt was, das heimlich quält.

Fr. Sylveſterinn.

Wenn das die Verſe ſind, die du über Tiſche gemacht, ſo wundert michs nicht mehr. Ich dächte, die Verſe hätteſt du auch zur Noth in einer Mühle mit zwanzig Gängen machen können.

Fortunat.

Ich glaube doch, Mama, die Verſe gefallen Ihnen nicht?

Fr. Sylveſterinn.

Warum gefielen ſie mir denn nicht? Die Verſe ſind ſchön, Fortunat. Spiele du mir nun auch auf der Laute.

Fortunat.

Sie verſtehen ſich doch recht gut darauf, Mama. Es wundert mich nur, wo Sie ſo viele Einſicht vernehmen. Sie wiſſen den Augenblick, was ſchön iſt. Habe ich nicht recht viel geſagt?

Fr. Sylveſterinn.

Gewiß recht viel. Denn es ſteht doch in dem ganzen Dinge nichts mehr, als daß du lieben willſt; und du haſt ſo viel geſagt, daß gleichwohl nicht wenige Zeilen davon voll geworden ſind. Ich dächte, weil du ſo viel darinnen geſagt haſt, ſo könnteſt du wohl alles beydes eben drüber ſetzen: **Als er ſich entſchloß, zu lieben**, und: **Er entſchließt, ſich zu lieben.** Denn es ſteht oft genug in den Verſen drinnen, daß du es ſchon zweymal oben drüber ſetzen kannſt.

Fortunat.

Ich glaube, Sie höhnen mich gar, Mama? Sagen Sie mir es im Ernſte. Gefallen Ihnen die Verſe nicht?

Fr. Sylveſterinn.

Es könnte wohl ſeyn.

Fortunat.

Ach, Mama, Sie verſtehen es nicht. Ich wüßte nicht, was den Verſen fehlte.

Fr. Sylveſterinn.

Freylich wohl, verſteh ichs nicht. Wenn ich deine Verſe

Verſe lobe, da verſteh ichs wohl. Aber, wenn ich ſie nicht lobe, da verſteh ichs nicht.

Fortunat.

Sollte denn das nicht viel geſagt ſeyn? Hören Sie nur:

Denn lieben und entbehren
Iſt was, das heimlich quält

Fr. Sylveſterum.

Haſt du die Verſe gemacht? Ich habe gedacht, der Poet, daraus du mir neulich verlaſen, hatte die Verſe allein gemacht. So haſt du ſie auch gemacht? So ſind die Verſe zweymal gemachet worden, und du biſt der andere Verfertiger dazu?

Fortunat.

In der That, Mama, ich weis nicht, was Ihnen heute fehlt. Sie meynen etwa die Verſe:

Etwas lieben und entbehren
Iſt ein Schmerz, der heimlich quält.

Aber ſind denn das eben die Verſe? hören Sie nur:

Denn lieben und entbehren
Iſt was, das heimlich quält.

Fr. Sylveſterum.

Ich könnte doch wohl unrecht haben, Fortunat. Du muſt mirs zu Gute halten. Ich verſtehe es ohne dem nicht. Sie ſind eben ſo von einander unterſchieden, wie deine beyden Ueberſchriften: Als er ſich entſchloß, zu lieben, und: Er entſchließt ſich, zu lieben.

Fortunat.

Wenn es auch einerley Verſe wären, was ſchadet es denn? Sie hören immer gern von poetiſchen Sachen reden. Ich will Ihnen ein Exempel geben. Wenn ich

Sammet an einen Rock nähte, und der Sammet gehörte mir gleich nicht: ſo würde er doch mein. Und alſo, wenn gleich Günther die Verſe gemacht hätte, ſo hätte ich ſie doch auch gemacht, weil ich ſie an meine Verſe angehangen habe.

Fünfter Auftritt.

Friedrich, die Vorigen.

Friedrich.

Herr Fortunat! Ich treffe Herrn Stromen im ganzen Hauſe nicht an. Ich bin an die Hausthüre gelaufen, ob er etwa noch auf der Gaſſe geweſen wäre? Aber ich habe keinen Herrn Strom geſehen. Er iſt über alle Berge.

Fortunat.

Da iſt der ungezogene ſtürmiſche Mann gleich davon gelaufen. Mama! die Clienten werden mich noch zu Tode quälen. Ich habe zur Zeit nur Einen. Aber er iſt ganz unerträglich. Ich zweifele, ob ich jemals mehr, als Einen auf einmal werde annehmen können; denn ſie machen es einem Menſchen gar zu ſauer. Denken Sie doch, das iſt das viertemal, daß er heute da geweſen iſt; und da ich mit ihm reden will, ſo läuft er davon. Ueber den verwünſchten Termin! Als wenn er ihn gleich verſäumen würde!

Fr. Sylveſterinn.

Was will er denn? Biſt du denn noch nicht auf dem Rathhauſe mit ihm geweſen?

Fortunat.

Wenn wollte ich oben geweſen ſeyn? Wenn hätte ich denn das große Stück gemalt?

Fr. Sylveſterinn.

Du verſäumſt es ja aber, Fortunat.

Fortunat.

Was werde ich verſäumen? Ich habe noch vier Stunden.

Fr. Sylveſterinn.

Ich bitte dich drum; geh doch ja mit ihm hinauf! Friedrich, geht, holt Herrn Stromen wieder. Er ſoll geſchwind kommen.

Friedrich.

Das verdammte Zuſchreiben koſtet mich auch noch einen Weg.

Fortunat.

Was ſagſt du?

Friedrich.

Ich meyne nur, die Tuſche reibt man mit den Händen, und mir werden die Beine davon müde werden.

Fr. Sylveſterinn.

Nun! Geht, geht!

Sechſter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Fortunat.

Fortunat.

Wenn er aber nun tauſendmal kommt, ſo kann ich doch nichts mit ihm anfangen.

Fr. Sylveſterinn

Warum denn nicht?

Fortunat.

Ich kann nichts anfangen, weil ich nicht weis, was ich anfangen ſoll.

Fr. Sylveſterinn.

Warum weißt du denn nicht, was du anfangen ſollſt?

Fortunat.

Fragen Sie doch nicht ſo. Ich weis es nicht, weil ich es nicht weis.

Fr. Sylveſterinn.

Ums Himmels willen! Ich habe nun den Mann gebethen, daß er dich zum Advocaten annehmen ſoll, und du weißt nicht, was du anfangen ſollſt. Der Himmel mag nur gnädig ſeyn, wenn du den Mann in Schaden bringſt!

Fortunat.

Laſſen Sie mich doch ſorgen. Ich will es ſchon erfahren.

Fr. Sylveſterinn.

Je, wie denn?

Fortunat.

Ich will jemand fragen.

Fr. Sylveſterinn.

Ach, frage doch ja, du lieber Sohn! Der Herr Strom bringt mich ſonſt um.

Fortunat.

Ich habe aber den ganzen Bettel vergeſſen. Werde ich mich wohl darauf beſinnen können? Es war ja von Tuchern?

Fr. Sylveſterinn.

Nein, es war von Zeugen.

Fortu-

Fortunat.

Nun laſſen Sie es ſeyn. Ich denke ja nicht, daß wegen der Zeuge eine andre Proceßordnung ſeyn wird, als wegen der Tücher.

Fr. Sylveſterinn.

Zeuge oder Tücher waren es gewiß. Was war es aber mit den Zeugen oder Tüchern?

Fortunat.

Einer von beyden hatte ſie gekauft. Ich weis aber nicht, ob der Kläger oder der Beklagte.

Fr. Sylveſterinn.

Wie war es doch? Ich glaube, es war der Kläger. Nein! nein! es war Strom.

Fortunat.

Es könnte wohl ſeyn.

Fr. Sylveſterinn.

Nicht doch! Es war der Kläger.

Fortunat.

Das könnte auch ſeyn.

Fr. Sylveſterinn.

Ach, wie iſt mir denn? Ich merke auch gar nichts. Es war der Beklagte. Nicht wahr?

Fortunat.

Ja, mich fragen Sie nicht. Ich denke, Sie wiſſen das Zeug. Ich habe mehr zu denken.

Fr. Sylveſterinn.

Mit Einem Worte. Nein ich will darauf ſterben. Es war der Kläger, und kein andrer Menſch. Der hat eine, zwey, drey, viere; nein drey Kiſten Tücher von Stromen gehan-

handelt, die von Gorlitz kommen sollten; nicht wahr? Und hernach kommen ihrer viere: nicht wahr? Und da will der Kläger die vierte auch haben, und Strom will nicht; nicht wahr? Darüber haben sie einander verklagt.

Fortunat.

Ich dächte ja, es müßte so gewesen seyn; nicht wahr, Mama? Ja, es war so; nicht wahr? Ach Sie sind auch gnädig mit Ihrem Gedächtniße. Ich hatte mich auf das verwirrte Zeug nimmermehr besonnen. So wars, gewiß, so wars! Nun will ich geschwind gehen, und jemand fragen.

Fr. Sylvesterinn.

Kind, itzund wird es Zwey schlagen. Du versäumst den Minister.

Fortunat.

Ach nein, Mama! Den Minister versäume ich gewiß nicht. Es ist nur gar zu viel daran gelegen, kein Advocat zu seyn.

Fr. Sylvesterinn.

Hernach möchtest du auch wohl gern was anders seyn, damit du kein Secretar seyn dürftest.

Fortunat.

Es ist wahr, Mama. Für mich ist beydes ein Uebel. Aber man muß doch wohl das kleinste nehmen.

Fr. Sylvesterinn.

Aber eben darum, damit du Secretär wirst, sollst du nicht weggehen.

Fortunat.

Sorgen Sie doch nicht so. Ich bin ja den Augenblick wieder da. Wenn ich von einem Ende der Stadt bis zum andern laufen müßte; so wollte ich wieder da seyn. Sie sind gar zu sorgsam.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Und Strom kömmt unterdeſſen. Und wenn du nicht da biſt, ſo mag ihn der Henker halten, und nicht ich.

Fortunat.

Ich komme ja gleich wieder, Mama. Den Augenblick komme ich wieder.

Fr. Sylveſterinn.

Nein! ich laſſe dich nicht gehen. Hernach habe ich tauſend Noth. Iſt denn gar kein Mittel? Du lieber Himmel! Weißt du denn gar nicht was du machen ſollſt?

Fortunat.

Ich ſoll den Krieg Rechtens beſeſtigen.

Fr. Sylveſterinn.

Ey! das habe ich in dem deutſchen Buche geſehen, das ich da draußen unter deinem Bette hervornahm und aufhub. Das Ding klingt artig. Es gefiel mir gleich, da ich es las. Den Krieg Rechtens beſeſtigen! ſiehſt du! Da weißt du ja nun, was du machen ſollſt!

Fortunat.

Ja! Daß ich ihn beſeſtigen ſoll, das weis ich wohl; aber nur nicht, wie ich ihn beſeſtigen ſoll.

Fr. Sylveſterinn.

Je nun, lieber Fortunat, ſo ſieh doch nur in das Buch.

Fortunat.

Ey, der Henker müßte mich reiten, daß ich in das alte verdrüßliche Buch ſehen ſollte. Ich wollte lieber tauſendmal durch die Stadt laufen. Laſſen Sie mich nur gehen, Mama.

Fr. Sylveſterinn.

Aber komm doch ja bald wieder, Fortunat. Ich will ſelber unterdeſſen gehen, und in das Buch ſehen. Wenn ich nur die Bücher für dich leſen könnte! Du ſollteſt ein Advocat werden, dergleichen weit und breit nicht iſt.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Strom.

Fr. Sylveſterinn.

Kommen Sie nur herein, Herr Strom, und verziehen Sie ein wenig bey mir! Mein Sohn wird gleich wiederkommen.

Strom.

Iſt er nicht zu Hauſe? Wie? Er läßt mich holen, und iſt nicht zu Hauſe? Was ſoll ich denn zum Teufel hier machen?

Fr. Sylveſterinn

Sie ſollen nur ein klein wenig verziehen.

Strom.

So? So hat er mich holen laſſen, damit ich hier ein klein wenig verziehen ſoll?

Fr. Sylveſterinn.

Er iſt in ihren Angelegenheiten ausgegangen.

Strom.

Er mag in meinen oder des Henkers ſeinen Angelegenheiten ausgegangen ſeyn; was ſoll ich denn, wenn er nicht zu Hauſe iſt?

Fr. Sylveſterinn.

Geben Sie ſich doch zufrieden. Er hat mir verſprochen,

chen, daß er vor zwey Uhr wie er da ſeyn will, und er muß da ſeyn; denn es hat ſchon Zwey geſchlagen.

Strom.

Wenn er da ſeyn müßte, ſo wäre er da.

Fr. Sylveſterinn.

Ach, lieber Herr Strom, allerliebſter Herr Vetter, ängſten Sie mich doch nicht ſo!

Strom.

Ja, das ſage ich Ihnen, Frau Muhme. Ihres Sohns ſeine Clienten werden das Podagra nicht kriegen. Denn er läßt einem die Füße nicht faul werden. Aber die Gelbſucht und die Schwindſucht, und alle Suchten dazu, werden ſie vor Aergerniß kriegen.

Fr. Sylveſterinn.

Sie ärgern ſich auch gar zu leicht, Herr Strom.

Strom.

Wenn das ſich leicht ärgern heißt; ſo möchte ich doch wiſſen, wie ſchwer Sie ſich ärgerten? Das iſt ja, zum Henker! das viertemal, daß ich heute hier bin, und ich habe ihn noch mit keinem Auge zu ſehen gekriegt. Sagen Sie mir doch, wo er ſteckt, und wo er herum läuft?

Fr. Sylveſterinn.

Iſt es denn ſo gar nöthig, daß Sie ihn ſehen?

Strom.

Frau Muhme, Sie werden mich doch nicht für einen Narren haben. Wenn es nicht nöthig iſt, warum laſſen Sie mich denn holen?

Fr. Sylveſterinn.

Je, Herr Strom, weil wir dachten, daß Sie nöthig mit ihm zu reden hätten.

Strom.

Strom.

Ich werde wohl nicht nöthig mit ihm zu reden haben? Aufs Rathhaus ſoll er mit mir gehen?

Fr. Sylveſterinn.

Wie lange hat es denn noch Zeit?

Strom.

Wenn wir um Fünf Uhr aufs höchſte nicht oben geweſen ſind, ſo iſt der ganze Proceß zum Henker, er mag ſo ſchlecht und ſo recht ſeyn, als er will!

Fr. Sylveſterinn.

Nun ſehen Sie! Da haben Sie ja Zeit genug! Haben Sie doch nur Geduld. Der arme Menſch iſt heute gar zu geplagt. Um zwey Uhr hat er zum Miniſter kommen ſollen. Er iſt Ihrer Sache wegen ausgegangen; und wenn er darüber den Miniſter verſäumte, ſo grämte ich mich zu Tode. Denn im Vertrauen; er wird wohl Secretär bey einem Collegio werden. Um Drey kommt die Frau Richardinn und ihre Tochter zu uns, und da ſähe ich gern, wenn er ihrer Tochter gefiele.

Strom.

Zum Teufel! Iſt nicht etwa um vier Uhr auch noch was? Ach mein Proceß, der iſt hin!

Fr. Sylveſterinn.

Er iſt nicht hin, Herr Strom. Mein Sohn iſt ein ehrlicher Menſch. Mit Willen thut er niemanden nichts.

Strom.

Schlimm genug für mich. Wenn er niemanden nichts thut, ſo wird er meinem Kläger auch nichts thun. Der hat doch einen Advocaten, der ein Advocat iſt. Herr Rennthier iſt ein Mann, dergleichen ſonſt nicht iſt. Der rennt ſeinen Clienten die Thüre bald ein, wie ich meinem

Advo-

Advocaten. Sagen Sie aber nur, Frau Muhme, warum er nicht früher gegangen iſt?

Fr. Sylveſterinn.

Ich glaube nicht anders, als daß er zehn Bücher Ihrer Sache wegen nachgeleſen haben muß. Er iſt mein Tage ſo ſtill nicht geweſen, er iſt nicht aus der Stube gegangen. Herr Vetter, ich glaube, daß er ſich eingeſchloſſen hat. — Ja, daß wir nicht eins ins andre reden; Herr Strom, ſeyn Sie doch ſo gut, und erzählen Sie mir die Sache noch einmal. Wir konnten uns vorhin nicht recht darauf beſinnen.

Strom.

Nun, ſo wollte ich auch, daß der Henker alle meine Feinde zu dem Advocaten führen müßte!

Fr. Sylveſterinn.

Ach! wenn ſie nur kämen; ich wollte das Haus nicht zuſchließen.

Strom.

Er hat ja nachgeleſen wegen meiner Sache?

Fr. Sylveſterinn.

Ich denke.

Strom.

Wohl zehn Bücher?

Fr. Sylveſterinn.

Ich glaube es.

Strom.

Er iſt ſein Tage ſo ſtill nicht geweſen?

Fr. Sylveſterinn.

Das iſt gewiß.

Strom.

Er iſt nicht aus der Stube gegangen?

Fr. Sylveſterinn.

Das will ich beſchwören.

Strom.

Er hat ſich gar eingeſchloſſen?

Fr. Sylveſterinn.

Das könnte wohl ſeyn.

Strom.

Und kann ſich auf die Sache nicht beſinnen?

Fr. Sylveſterinn.

So hören Sie doch. Beſinnen könnte er ſich wohl, aber nur nicht recht.

Strom.

So wird er ſich wohl unrecht beſonnen haben?

Fr. Sylveſterinn.

Nein, er weis die Sache. Ich habe ihm darauf geholfen.

Strom.

Nun! wenn er ſie weis, was ſoll ich ſie denn erzählen.

Fr. Sylveſterinn.

War es nicht ſo: Ihr Kläger hatte Zeuge von Ihnen erhandelt, die mit der und der Gelegenheit von Görlitz kommen ſollten, und das drey Kiſten?

Strom.

Nicht doch! Vier Kiſten. Sonſt war es recht.

Fr. Sylveſterinn.

Ja, viere. Nun ſehn Sie, daß er es weis. — Und war es nicht weiter ſo: Hernach kommen fünf Kiſten, und

da

da will der Kläger die fünfte eben ſo wohlfeil haben, als die andern, und Sie wollen ſie ihm nicht geben?

Strom.

So mag der Henker ihrem Sohne was zu thun geben, und ich nicht! Laſſen Sie mich gehen; ich will einen andern Advocaten ſuchen.

Fr. Sylveſterinn.

Herr Vetter, allerliebſter Herr Vetter, Sie werden uns doch nicht den Schimpf anthun, und aus der Familie gehn!

Strom.

Ey was Familie, Familie! Wenn ich einen guten Advocaten habe; ſo frage ich den Henker darnach, ob er mein Vetter iſt oder nicht.

Fr Sylveſterinn.

Er wird ſchon werden, Herr Vetter. Er fängt erſt an.

Strom.

Wenn er anfängt, und will nicht beſſer anfangen; ſo mag er, wie die andern Advocaten, bey den verunglückten Weibsperſonen anfangen, ihnen zu helfen, und bey mir nicht. Ich will einen Advocaten haben, der ſchon iſt wie er ſeyn ſoll, und nicht einen, der erſt werden ſoll; und zumal, wenn er auf Ihr Verſprechen erſt werden wird.

Fr. Sylveſterinn.

Was iſt es denn aber? Habe ich denn die Sache nicht recht inne?

Strom.

Sie haben ihm ſchon darauf geholfen!

Fr. Sylveſterinn.

Hat denn Ihr Kläger nicht Zeuge von Ihnen erhandelt?

Strom.

Strom.

Das weis ich, daß er ſie erhandelt hat.

Fr. Sylveſterinn.

Nicht vier Kiſten?

Strom.

Das habe ich Ihnen geſagt.

Fr Sylveſterinn.

Und ſind ihrer hernach nicht fünfe gekommen?

Strom.

Warum nicht zwanzig? Drey kamen ihrer. Drey, ſag ich. Hören Sies?

Fr. Sylveſterinn.

Das iſt ja weniger, als er erhandelt hat.

Strom.

Das iſt es eben.

Fr. Sylveſterinn.

Und was will er denn alſo haben?

Strom.

Die vierte will er haben. Ich denke, es kommen ihrer viere: und die viere, die mit der Gelegenheit kommen werden, verhandle ich Nun kommen nur ihrer dreye. Ich habe ihm die verkauft, die kommen werden, und nicht die, die nicht kommen werden. Nun ſoll ich ihm die vierte ſchaffen, und die Zeuge ſind geſtiegen; ſo will ich nicht.

Fr. Sylveſterinn.

So? Nun weis ichs erſt. Hören Sie, Herr Strom; Sie müſen mich nicht auslachen! Ich dächte, ſie hätten ja den Streit erſparen können. Sie hätten die drey Kiſten in viere packen dürfen.

Strom.

Strom.

Da haben wir's. Nicht wahr, Frau Sylveſterinn? Ich bin ein rechter Narr, daß ich ſie nicht zum Advocaten annehme. Ich dürfte gewiß nicht aus der Familie gehen. Frau Muhme, mit Einem Worte: Ich frage Sie, ob ihr Sohn kommen wird, oder nicht?

Fr. Sylveſterinn.

Herr Strom, es iſt mir gewiß mehr Angſt als Ihnen, daß er nicht kommt. Daß Gott erbarme! Der Menſch verſaumt den Miniſter! Da wird er nicht Secretar. Ach! was werde ich noch anfangen?

Strom.

Secretär hin, Secretär her! Wenn er nur ehrliche Leute nicht auch verſaumte, die ſich auf ihn verlaſſen!

Fr. Sylveſterinn.

Herr Strom, er ſoll gewiß zu Ihnen kommen, aufs wenigſte vor Vieren. Ich verſpreche es Ihnen, ich will ihn hintragen laſſen. Er ſoll ſich vor meinen Augen in die Sänfte ſetzen, damit ich gewiß weis, daß er hinkommt.

Strom.

Er mag aber ja nicht angeſtochen kommen, daß er die Sänfte auch mit bezahlt haben will. Keine Sänfte habe ich meinen Advocaten noch nicht bezahlt.

Fr. Sylveſterinn.

Nun, das bedeutet nichts! Verlaſſen Sie ſich darauf. Mein Sohn kömmt gewiß zu Ihnen.

Strom.

Frau Muhme, ich habe Ihren Sohn zum Advocaten genommen, weil Sie mir nicht eher vom Halſe gegangen ſind. Nehmen Sie ſich in Acht mit ihm. Denn, wenn

er mich in Schaden bringt, hernacher hilft nichts; Sie mögen ſchreyen, daß ich aus der Familie gehe, wie Sie wollen. Und der erſte Advocat, den ich hernach außer der Familie nehme, ſoll der ſeyn, der mir Sie und Ihren Sohn verklagen hilft. Gott behüte Sie, Frau Muhme.

Fr. Sylveſterinn.

Ich empfehle mich Ihnen, Herr Vetter. Gehn Sie nur nicht aus der Familie!

Zweyter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Fiekchen.

Fiekchen.

Mamachen, ſehn Sie doch! Ich bin ſchon ganz und gar fertig angezogen. Ich glaube, der Seiger geht gar zu langſam.

Fr. Sylveſterinn.

Ach! laß mich gehen, Fiekchen. Wenn doch nur der Fortunat wieder da wäre! Habe ich nicht ſeinetwegen ausgeſtanden? Hat der Strom nicht geſchrien und geſtürmet? Ich bin in rechter Todesangſt geweſen. Und nun iſt er noch nicht da! Er hat nicht Einen Augenblick mehr überlegt. Was fieng ich denn an, wenn der Menſch nicht zu rechter Zeit zum Miniſter käme? Er bleibt ja ewig außen!

Fiekchen.

Mamachen, man ſiehts wohl, daß ich und Fortunat nicht leibliche Geſchwiſter ſind. Fortunat, denke ich, nimmt immer gar zu viel vor. Ich habe den ganzen Tag immer mit einerley genug zu thun, und werde doch wohl nicht fertig. Wir mögen Beſuch geben oder kriegen, ſo habe ich gewiß vom frühen Morgen an zu thun, und muß hernach doch wohl noch alles überhin machen, damit ich nicht halb

ange-

angezogen mich vor den Leuten darf ſehen laſſen. Aber Mamachen, ſoll denn Fortunat auch da ſeyn, wenn Jungfer Lieschen herkommt?

Fr. Sylveſterinn.

Freylich ſoll er da ſeyn.

Liekchen.

Und ſoll erſt noch wiederkommen? und auch erſt noch weggehen? und noch einmal wiederkommen?

Fr. Sylveſterinn.

Das iſt es eben, was mir ſolche Angſt macht.

Liekchen.

Ich dächte, Mama, das wäre unmöglich. Einer von beyden Perſonen, dächte ich, müßte er es wohl abſchlagen laſſen, dem Miniſter oder Lieschen? Wer von beyden iſt denn wohl mehr? Doch wohl Lieschen? — So wird er nun wohl zum Miniſter ſchicken müſſen, daß es ihm heute nicht gelegen wäre.

Fr. Sylveſterinn.

Sey doch nicht ſo närriſch. Lieschen wird mehr ſeyn, als der Miniſter!

Liekchen.

Je nun, Mamachen. Wenn ich närriſch bin, ſo müßte es Fortunat auch ſeyn. Der ſpricht immer: Das Frauenzimmer wäre allezeit mehr, als die Mannsperſonen. Und der Miniſter iſt ja eine Mannsperſon.

Fr. Sylveſterinn.

Es wird ſchon angehen, daß er bey Lieschen auch noch zurechte kömmt, wenn er wieder vom Miniſter gekommen iſt.

Liekchen.

Aber Mamachen, ich weis nicht, warum Jungfer Lieschen niemals lange bleibt. Sie muß doch wohl viel zu

thun haben. Ich bleibe allezeit recht gern bey fremden Leuten. Zu Hauſe hat man doch immer zu thun und zu laufen. Aber wenn man zum Beſuche iſt, ſo kann man doch fein ein Weilchen ſtille ſitzen, und die Hände in den Schooß legen.

Fr. Sylveſterinn.

Ach der böſe Fortunat! Der kömmt nun noch nicht. Da wart ich auf ihn, und kann mir nicht helfen. Wenn ich gleich nach ihm ſchickte, wo will ich ihn ſuchen? Aber ich weis auch nicht, was mir gefehlet hat, daß ich ihn nicht gefraget habe, wo er hingeht; ſo könnte ich ihn doch holen laſſen. Gebe doch nur der Himmel, daß der Miniſter unterdeſſen zu thun hat, und niemanden vor ſich laſſen kann, bis mein Fortunat wieder da iſt, und hinzeht! Fickchen, laß den Caffee brennen; der Beſuch möchte bald kommen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ein Goldſchmiedsjunge.

Fickchen.

Es iſt jemand da, Mama. Immer herein, guter Freund.

Goldſchmiedsjunge.

Frau Sylveſterinn, Ihr Herr Sohn iſt in unſerm Laden geweſen. Er läßt ſich Ihnen ſchön empfehlen, und Sie ſollten doch ſo gut ſeyn, und ihm die ſilbernen Schuhſchnallen kaufen. Er wollte ſie einmachen, wenn er zum Miniſter gienge.

Fr. Sylveſterinn.

Höre doch, Fickchen, er iſt im Laden. Aber, da kann er doch niemanden um Rath fragen?

Goldſchmiedsjunge.

Es könnte doch wohl ſeyn. Er redete eine gute Weile mit meinem Herrn. Ob er ihn nun um Rath gefragt hat, das weis ich nicht. Er beſah ſilberne Degengefäße.

Fr. Sylveſterinn.

Daß doch ja dem Menſchen nicht einfällt, daß er auch noch einen ſilbernen Degen fertig haben will, ehe er zum Münſter gehe!

Fickchen.

Wollte er denn gleich wieder hieher gehen?

Goldſchmiedsjunge.

Das weis ich nicht. Er iſt ſchon ziemlich lange im Laden.

Fr. Sylveſterinn.

Laßt nur die Schnallen da. Ich will mit Eurem Herrn ſchon ſelbſt handeln. Ich muß erſt mit meinem Sohne reden. Wenn er noch im Laden iſt, ſo ſprecht, er ſoll geſchwind zurückkommen.

Vierter Auftritt.

Fickchen, Frau Sylveſterinn.

Fr. Sylveſterinn.

Nein, Fickchen! Sage nur, wie ich den Sohn nach Hauſe kriege?

Fickchen.

Er wird ja nun kommen. Weil er ſchon lange im Laden geweſen iſt, ſo wird er nicht mehr lange da ſeyn.

Fr Sylveſterinn.

Das iſt eben, als wenn ich zu dir ſprächte: wenn du ſchon lange getrödelt hätteſt, ſo würdeſt du nicht mehr lange trödeln.

Fickchen.

Mamachen, ſchweigen Sie doch davon nur heute ſtill. Ich habe mich ja ſo bald angezogen.

Fünfter Auftritt.

Friedrich, die Vorigen.

Friedrich.

Frau Sylveſterinn, Herr Sylveſter läßt fragen, ob mein Herr zum Miniſter wäre?

Fr. Sylveſterinn.

Was laſſe ich ihn nun ſagen? — Laſſe ich nun ſagen: er iſt noch nicht zu ihm; ſo kriegen er und ich harte Worte. Und laſſe ich ſagen: er iſt fort; ſo muß ich um des verzweifelten Menſchen willen meinem Manne verlügen.

Fickchen.

Ich dächte, Mama, Sie ließen ſagen, er wäre fort. Denn er iſt ja auch gewiß fort. Das iſt es eben, was Ihnen ſo viel Sorge macht.

Fr. Sylveſterinn.

Ach! ſchweig ſtill. Friedrich, ſagt Ihr gar nichts, ſondern lauft, was ihr kennt.

Friedrich.

Das iſt wahr. Der Herr bringt mit ſeinem Laufen meine Beine immer auch in den Lauf. Wohin ſoll ich denn laufen?

Fr. Sylveſterinn.

Ueberall hin, wo ihr nur denkt, daß er ſeyn könnte.

Friedrich.

So werde ich lange laufen, und der Miniſter wird lange warten müſſen. Denn ich denke, er könnte überall ſeyn.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Erſt ſehe, ob er noch hier bey dem nächſten Goldſchmiede iſt.

Friedrich.

Das will ich wünſchen, daß er da iſt, aber nicht hoffen; denn an Einem Orte bleibt er nicht lange.

Fr. Sylveſterinn.

Und wo Ihr ihn antreffet, ſo ſprecht: Er ſoll den Augenblick zum Miniſter gehen, ohne erſt wieder hieher zu kommen. Ich laſſe es ihm befehlen, und eher gehe nicht von ihm, bis er fort iſt.

Fiekchen.

Ich denke wohl, der Miniſter wird ja nicht ſo gleich Zeit haben, ihn vor ſich zu laſſen. Denn die Herren haben viel zu thun, und unſer eins hat weniger zu thun, und doch immer nicht Zeit.

Fr. Sylveſterinn.

Eben deswegen wird er ihn gleich vor ſich laſſen, weil er mehr zu thun hat. Nun, Friedrich, lauft! Du ſtehſt noch immer, Fiekchen. Du haſt ſollen den Caffee brennen laſſen.

Fiekchen.

Ja, ja.

Sechſter Auftritt.

Fiekchen, Frau Sylveſterinn, ein Tabletkrämer.

Fiekchen.

Mama, da iſt ſchon wieder jemand. Schickt ihn Fortunat etwa auch her? Immer herein!

Tabletkrämer.

Meine Frau! Hier ſtand jemand eben an der Ecke mit noch jemanden, der ſagte ich ſollte zu Ihnen gehen. Sie ſollten einen hübſchen Fächer ausleſen, Sie würden ſchon wiſſen, für wen.

Fr. Sylveſterinn.

Wer wars denn? Wer hat Euch denn hergeſchicket?

Tabletkrämer.

Ich weis nicht anders, als jemand, der ſagte, daß Sie einen hübſchen Fächer ausleſen ſollten.

Fr. Sylveſterinn.

Ich brauche keinen Fächer. Sagt Ihr nur dem jemand, der Euch hergeſchicket hat, ich habe Fächer genug.

Tabletkrämer.

Mamachen, ich denke es wird wohl für mich ſeyn, daß Sie einen ausleſen ſollen. Hermann hat mir immer verſprochen, daß er mir was ſchenken will, weil er mir nichts mitgebracht hat, da er nach Hauſe kam. Behalten Sie doch immer einen Fächer.

Fr. Sylveſterinn.

Ich kann keinen Fächer ausleſen, wenn ich nicht weis, für wen er ſeyn ſoll.

Tabletkrämer.

Meine Frau! laſſen Sie ſich doch nicht umſonſt hieher gekommen ſeyn.

Fr. Sylveſterinn.

Mit Einem Worte, ich brauche nichts.

Tabletkrämer.

Die Leute ſind nicht gut, die nichts brauchen; denn die kann ich auch nicht brauchen.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Je, Fiekchen. Du ſollſt den Caffee brennen laſſen.

Fiekchen.

Ja doch, ja.

Siebenter Auftritt.

Fiekchen, Frau Sylveſterinn, ein Lackey.

Fiekchen.

Mama, ſchon wieder jemand! Ein Herrendiener.

Fr. Sylveſterinn.

Laß ihn herein kommen.

Lackey.

Ihr Herr Sohn läßt ſich Ihnen ſchönſtens empfehlen, und ob Sie nicht ſo gütig ſeyn, und ihm ſeine Stiefeln ſchicken wollten. Er wollte ein Piero verſuchen, das mein Herr kaufen will.

Fr. Sylveſterinn.

Wo iſt denn mein Sohn? Ich warte mit rechter Angſt auf ihn.

Lackey.

Er iſt meinem Herrn auf der Gaſſe begegnet, und ſie wollten mit einander zum Roßhändler gehen.

Fr. Sylveſterinn.

Du lieber Himmel! Fiekchen, was fange ich an?

Fiekchen.

Wenn er die Stiefeln an und wieder ausziehen ſoll, ſo kömmt er ja wohl in vielen Stunden nicht wieder. Denn das Ding braucht Zeit.

Fr. Sylvesterinn.

Sagt, ich ließe ihn grüßen, und er sollte lieber zu den Stiefeln kommen, als daß er die Stiefeln zu sich kommen ließe. — Ach! Fiekchen. Den Caffee laß machen! Laß dir es doch nicht so oft sagen!

Fiekchen.

Mamachen, die vielen Leute lassen mich nicht dazu kommen.

Achter Auftritt.

Fiekchen, Frau Sylvesterinn, ein Materialistenjunge.

Fiekchen.

Wirklich, Mama. Sie müssen das Haus zuschließen. Hier kommt noch jemand.

Fr. Sylvesterinn.

Ach! ich möchte in Ohnmacht fallen; das ist gewiß wieder von meinem Sohne.

Materialistenjunge.

Es hat jemand in unserm Laden die Farben gekauft, und hat mir befohlen, sie herzutragen.

Fr. Sylvesterinn.

Wenn heute jemand kommt, und mir von jemanden redet, so darf ich nur denken, daß es von Fortunaten ist. Ist er denn noch im Laden?

Materialistenjunge.

Nein!

Fr. Sylvesterinn.

Es ist gut.

Fiekchen.

Fiekchen.

Ich dächte mit den Farben könnte Fortunat die ganze Stube malen. Wozu ſollen denn die Farben?

Neunter Auftritt.

Fiekchen, Frau Sylveſterinn.

Fr. Sylveſterinn.

Ach! rede mir itzund nicht von den Farben vor. Die verwünſchten Schuhſchnallen! Der verdammte Fächer! Die verfluchten Stiefeln und das Pferd dazu! die vermaledeyten Farben! Muß er denn zehnerley vornehmen? Ach! warum habe ich denn den Menſchen ausgehen laſſen? Daheime hätte ich ihn behalten ſollen! Das Haus hätte ich ihm zuſchließen ſollen! Den Hut, den Degen, die Kleider vom Leibe hätte ich ihm verſtecken ſollen. Bis um zwey Uhr hätte ich ihn hüten ſollen, daß er nicht von der Stelle gekommt hätte. Ach, nun werde ich ihn nimmermehr verſorgen können! Die Stunde, zwey Uhr! zwey Uhr! Das war meine ganze Hoffnung. Itzund könnte ich Glückwünſche annehmen, wenn er da geweſen wäre.

Zehnter Auftritt.

Friedrich, die Vorigen.

Friedrich.

Frau Sylveſterinn, ich habe meinen Herrn auf der Gaſſe gehen ſehen, ich konnte ihn aber nicht einholen. Er iſt ganz gewiß zum Miniſter gegangen. Er gieng um die Ecke herum, und ich wüßte nicht, wo er ſonſt hingekommen wäre, als zum Miniſter. Denn er war gleich weg aus meinen Augen.

Fr. Sylveſterinn.

Iſt er zum Miniſter, Friedrich? Kann ich mich drauf verlaſſen? Und Ihr habt ihm nichts geſagt? und er iſt ſelber ſo klug geweſen? Fiekchen, glaube nur, dein Bruder wird noch der ordentlichſte Menſch von der Welt werden. Je, das iſt vortrefflich! So iſt er gleich hingegangen? Was hat er aber mit den Schnallen gewollt? Ich dinſte ſie nun bald wieder zum Goldſchmiede ſchicken. Nein, nein! ich will ſie ihm ſchenken, weil er doch gleich zum Miniſter gegangen iſt. Ach! nun fange ich wieder an zu leben. Der Miniſter wird ein paar Viertelſtunden nicht ſo genau nehmen. Es iſt noch lange nicht drey Uhr. Aber, Friedrich, räumt geſchwind meines Sohnes ſeine Sachen aus der Stube.

Friedrich.

Ja, ja. Es ſoll gleich aufgeräumet werden.

Fr. Sylveſterinn.

Warum gehet Ihr denn fort? Wo wollet Ihr denn hin?

Friedrich.

Ich will geſchwind Cathrinen holen, daß ſie es thun ſoll.

Fr. Sylveſterinn.

Unterdeſſen daß Ihr hingeht, habt Ihr es ja ſelber gethan.

Friedrich.

Behüte Gott! Frau Sylveſterinn, ich würde Ihrer Magd nicht den Schimpf anthun, und ihr ins Amt greifen. Was würde ſie dazu ſagen? Ich will ſie gleich holen.

Fr. Sylveſterinn.

Warum wollt denn aber Ihr nicht aufräumen? Es könnte ja ſchon geſchehen ſeyn.

Fried.

Friedrich.

Wenn ich nun an Cathrinen ihrer Stelle waſchen und platten wollte, ſo würden Sie es nicht zugeben. Das Aufräumen gehöret eben ſo wenig unter die Pflichten eines mannlichen Bedienten, als das Waſchen und Platten. Cathrine ſoll gleich da ſeyn, Frau Syloeſterinn.

Eilfter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Fickchen.

Fr. Sylveſterinn.

Iſt der Friedrich nicht ein Narr? Aber Fickchen, du läßt den Caffe noch nicht machen?

Fickchen.

Nun, das hab ich auch vergeſſen.

Fr. Sylveſterinn.

Siehſt du. Du warſt ungehorſam gewiß nicht zum Miniſter gegangen.

Fickchen.

Mamachen, es fällt mir was ein. Ich möchte mich noch gern zurechte machen.

Fr. Sylveſterinn.

Schäme dich! Ich dachte, du wärſt fertig.

Fickchen.

Ja! ich habe aber was vergeſſen. Sie ſehn, daß ich den Kopf vorn gepudert habe und hinten nicht. Ich habe aber ſehen wollen, wie es ſteht, wenn ich ihn hinten puderte, und vorne nicht.

Fr. Sylveſterinn.

Du närriſches Kind, was wirſt du noch angeben? Du wirſt dich doch nicht auslachen laſſen wollen.

Fickchen.

Fiekchen.

Wer wird mich denn auslachen? Wenn man mich nicht auslachet, wenn ich vorne gepudert, und hinten ungepudert bin; ſo kann man auch nicht lachen, wenn ich hinten gepudert, und vorne ungepudert bin. Denn es ſind Einmal ſo gut zweyerley Haare, als das anderemal.

Fr. Sylveſterinn.

Wer wird nun ſo denken? Weil ein Mannskleid vorne Taſchen hat und hinten keine, ſo kann es auch hinten welche haben, und vorne keine?

Fiekchen.

Nun, ſo will ich mich hinten auch pudern, ſo weis ich gewiß, daß es recht iſt.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Friedrich, Cathrine.

Cathrine.

Frau Sylveſterinn, iſt es denn wahr, daß es auch mit zu meinem Amte gehöret, Herr Fortunaten nachzuräumen?

Fr. Sylveſterinn.

Es wird wohl zu meinem Amte gehören. Ich werde es wohl ſelbſt thun müſſen.

Cathrine.

Aber wahrhaftig, Frau Sylveſterinn, da ich zu Ihnen gezogen bin: haben Sie mich nicht mit angewieſen, Ihres Sohnes ſeine Aufräumerinn zu ſeyn. Ich habe es vorhin thun wollen, und thäte es auch wohl noch, wenn nur Friedrich nicht ſprächе, es gehörte zu meinem Amte.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Was verſchlägt dir es nun, wenn du es einmal thuſt, ob es zu deinem Amte gehöret, oder nicht?

Cathrine.

Das verſchlägt mirs. Wenn es nicht zu meinem Amte gehört, ſo muß Herr Fortunat ſprechen: Cathrine, ich bedanke mich, daß Ihr mir liederlichen und unordentlichen Menſchen nachgeraumet habt. Und hernach kömmt es auf mich an, ob ich ſprechen will: zu dienen! es iſt meine Schuldigkeit geweſen. — Friedrich, komm her, du muſt mir helfen. Du muſt wenigſtens die halbe Unordnung deines Herrn tragen.

Fr. Sylveſterinn.

So mache bald, Fiekchen, und komm, wenn du dich noch anders zurechte machen willſt. Ich will unterdeſſen den Caffee ſelber beſorgen. Räumt ihr alles weg, nur die Laute laßt hinnen; mein Sohn wird ſich wohl drauf hören laſſen wollen.

Dreyzehnter Auftritt.

Cathrine, Friedrich.

Friedrich.

Cathrine, wenn ich dir Einmal in deinem Amte helfen ſoll, ſo muß ich dir überall helfen, wo mirs gelegen iſt, und ſo muß ich dir auch mit kochen helfen.

Cathrine.

Es iſt gut. Herzlich gern! Du ſollſt Waſſer tragen und feuern; das übrige will ich thun.

Friedrich.

Nicht doch! Das wäre artig getheilt. Nein! ſo wollen

len wir uns nicht vergleichen, sondern so: Du sollst das Essen machen, und ich will es kosten.

Cathrine.

Großen Dank! So behalt ich mein Amt allein.

Friedrich.

So helfe ich dir itzo nicht.

Cathrine.

Es ist noch die Frage, ob du mir hilfst, oder ich dir. Denn es ist deines Herrn seine Unordnung, und nicht meines Herrn seine.

Friedrich.

Nun, so greife doch auch an. Ich will die Stiefel nehmen.

Cathrine.

Nein, die will ich nehmen.

Friedrich.

Du sollst nicht. Ich will sie nehmen.

Cathrine.

Nun, so wollen wir jeglicher Einen nehmen.

Friedrich.

Ey, komm doch her, Cathrine. Siehst du, wie mein Herr malt?

Cathrine.

Ey, es wird was kluges seyn. Pfuy! Es ist ja alles schwarz und weiß, als wenn es halbe Trauer wäre. Nein! Wenn ich malen könnte: so wollte ich besser malen. Es sollte alles so schön sehen, wie der liebe Regenbogen.

Friedrich.

Ach! du verstehst es nicht.

Cathri-

Catherine.

Nun! Und was iſt es denn? Was malt er denn?

Friedrich.

Je, ſiehſt du denn nicht? Einen Fuchs.

Catherine.

Wenn er einmal malen wollte, ſo dächte ich auch, er könnte was klügers malen. Wenn er noch etwa mich malte.

Friedrich.

Es iſt auch wahr. Es würde viel klüger ſeyn, wenn er eine Meerkatze malte, als wenn er einen Fuchs malte.

Catherine.

Und die Meerkatze würde hernach ihr Bildniß einem Affen ſchenken, der gefällſt du ſeyn.

Friedrich.

Ach ja! Schenke du mir es nur! Ich könnte was damit erwerben. Ich wollte es für Geld ſehen laſſen.

Catherine.

Nun! Wenn ich aufräumen ſoll, ſo komm, und mache.

Friedrich.

Es iſt gut, wenn du die Stiefel nehmen willſt, ſo nimm die Spornen auch dazu. Ich will das Malerzeug nehmen.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Fortunat.

Fr. Sylveſterinn.

Biſt du denn wieder da, Fortunat? Nun! Biſt du denn Secretär?

Fortunat.

Iſt es wahr, Mama? Bin ichs?

Fr. Sylveſterinn.

Ich glaube gar, du frageſt mich erſt. Weißt du denn noch nicht, ob du es biſt?

Fortunat.

Nun, wenn ichs bin, ſo iſt es gut. Wo wollte ichs wiſſen? Bey dem Goldſchmiede habe ich nichts davon gehört. Mama, haben Sie die Schnallen?

Fr. Sylveſterinn.

Ja. Wenn du mir nur nicht ſo viel Angſt gemacht hätteſt. Ich bin unterdeſſen bald geſtorben.

Fortunat.

Worüber haben Sie ſich denn geängſtiget? Ich gieng bey dem Goldſchmiede vorbey, ſo fiel mirs ein, und auf den Augenblick kennt ich ja leichtlich zu ihm gehen. Bey dem Herrn, deſſen ſeinen Laden ich beſchildte, habe ich auch nichts gehört, ob ich Secretär bin. Aber warum ſchickten Sie mir die Stiefeln nicht?

Fr.

Fr. Sylvesterinn.

Ey, ich hätte dir die Stiefeln schicken können, daß du mir den Minister verritten hättest!

Fortunat.

Haben Sie einen Fächer ausgelesen, Mama? Ich wollte ihn Jungfer Lieschen schenken.

Fr. Sylvesterinn.

Bist du der Jemand gewesen, der mir den Mann über den Hals geschicket hat? Warum hast du es nicht besser ausrichten lassen? Ich wußte viel, für wen er seyn sollte.

Fortunat.

Es ist gut, Mama. Ich habe mich unterweges anders besonnen. Ich will selber einen malen. Es läßt verbindlicher, wenn er von meiner eignen Hand gemalet ist. In dem Laden habe ich auch nichts gehöret, wo ich die Farben kaufte. Sie haben doch die Farben?

Fr. Sylvesterinn.

Ja, die habe ich. Hast du Stroms seiner Sache wegen jemanden um Rath gefragt?

Fortunat.

Der Henker hole mich, Mama! Das habe ich vergessen. Auf dem Rückwege dachte ich wohl daran, da ich bald zu Hause war. Aber da war mir es zu verdrüßlich, noch zu jemanden zu gehen, und ich war müde. Ich habe aber selber nachgedacht. Und ich will dem Kläger schon Ausflüchte genug machen. Exceptionem fori, exceptionem non praestitae cautionis, exceptionem inepte formati libelli, exceptionem illegitimationis, inhabilitatis, non competentis actionis: ein ganz Register voll exceptiones dilatorias will ich ihm entgegen setzen.

Fr. Sylvesterinn.

Was war das? Wie hieß es excex....

Fortunat.

Exceptiones dilatorias.

Fr. Sylveſterinn.

Was ſind denn das für Sachen?

Fortunat.

Das ſind Ausflüchte, die die Sache verſchieben, aber nicht gewinnen.

Fr. Sylveſterinn.

Ey! Strom wird dich führen, wenn du ihm die Sache verſchieben, aber nicht gewinnen willſt.

Fortunat.

Das iſt auch nur ein bischen zum Behelfe. Wir Advocaten nehmen alles mit, wenn es gleich nicht viel hilft.

Fr. Sylveſterinn.

Ey denkt doch! Wie Advocaten! Zumal dich mit gerechnet.

Fortunat.

Aber das iſt noch nicht die Hauptſache, Mama. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Der Proceß iſt gewonnen. Ich ſage es Ihnen, daß er gewonnen iſt. Es iſt mir eingefallen. Ich habe exceptionem plus petitionis.

Fr. Sylveſterinn.

Du weißt ja, daß ich kein Latein verſtehe. Du mußt mirs erklären.

Fortunat.

Mama, Sie wollen auch gar zu viel wiſſen. Sie hätten mich nicht examiniren dürfen: Ich wüßte nicht, wie ich beſtanden wäre.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Je nun! lieber Fortunat. Ich habe meine Freude dran, wenn ich ſehe, daß du was weißt, das ich nicht weis.

Fortunat.

Ich will es Ihnen ſagen, Mama, was es deutſch heißt. Es will zwar nicht recht klappen. Exceptio plus petitionis heißt ungefähr die Ausflucht des Mehrbittens *).

Fr. Sylveſterinn.

Ja, du gutes Kind! Wenn das Deutſch iſt, ſo bin ich keine Deutſche.

Fortunat.

Nun, Mama. Ich will mein äuſſerſtes thun. Ich will es Ihnen erklären. Strom wendet gegen ſeinen Kläger ein, daß der Kläger mehr von ihm haben will, als er ihm verſprochen hat, und zu geben ſchuldig iſt.

Fr. Sylveſterinn.

Höre, Fortunat! Wenn du dich nur darauf beſonnen hätteſt, ſo hätteſt du nicht weglaufen, und deiner Mutter ſo viel Angſt machen dürfen.

Fortunat.

Ja, freylich, wenn ich mich darauf beſonnen hätte! Aber man kann ſich ja nicht eher worauf beſinnen, als bis es einem einfällt.

Fr. Sylveſterinn.

Warum iſt dir es aber nicht vorhin eingefallen?

*) Sonder Zweifel liegt hierinn ein ſatyriſcher Zug wider die überflüſſige Puritäterey, die ſich ungefähr in den Zeiten, als dieſes geſchrieben ward, auch über die Rechtsgelehrſamkeit auszubreiten anfing.

Fortunat.

Weil ich nicht daran gedacht habe.

Fr. Sylvesterinn.

Aber, warum hast du nicht daran gedacht?

Fortunat.

Kann man denn an was sogleich denken, wenn man will?

Fr. Sylvesterinn.

Nun, es ist wohl wahr, du lieber Fortunat. Aber höre, du hast die Sache auch nicht recht gewußt. Strom sagte, es wäre falsch.

Fortunat.

Sie haben mir es ja gesagt, Mama.

Fr. Sylvesterinn.

Das weis ich wohl.

Fortunat.

Warum haben Sie sich aber nicht vorhin besonnen?

Fr. Sylvesterinn.

Je nun! Es war mir nicht recht eingefallen. Du sprichst ja: man könnte nicht gleich an was denken, wenn man wollte. Ich will dir sagen, wie es war. Es waren vier Kisten, die der Kläger gehandelt hatte. Hernach sind ihrer nur drey gekommen. Und der Kläger will sie alle viere haben.

Fortunat.

Ja so. So ist der Proceß noch nicht gewonnen, Mama. Ach! hätten Sie sich doch vorhin besonnen. So hätte ich mich auch nun besonnen, was ich machen sollte.

Fr. Sylvesterinn.

Wer hat es denn merken sollen? Ich oder du?

Fortu-

Fortunat.

Wenn ich alles merkte, was ich merken ſollte, ſo müßte ich viel merken.

Fr. Sylveſterinn.

Was werden wir denn nun mit deiner Ausflucht des Mehrbittens machen?

Fortunat.

Nun, hören Sie nur! Wenn der Kläger vier Kiſten haben will, und Strom will ihm nur drey geben; ſo denkt ja Strom auch, jener will mehr haben, als er ihm geben will. Weil ich nun Stroms ſein Advocat bin, ſo muß ich denken wie Strom. Alſo behalte ich meine Ausflucht des Mehrbittens, es mag werden wie es will.

Fr. Sylveſterinn.

Höre, mein Sohn; Wenn Strom und du das denken, ſo dächte ich, ihr dächtet alle beyde nicht recht. Denn wenn der Kläger vier Kiſten gehandelt hat, und fodert auch die: ſo fodert er ja, was ihm Strom verſprochen hat, und was er ihm ſchuldig iſt; und alſo fodert er nicht mehr.

Fortunat.

Das läßt ſich hören, Mama. Man pflegt zu ſagen, daß die Frauensperſonen deswegen keinen Schaden litten, wenn ſie gleich von Rechtsſachen nichts wüßten. Aber ich ſchwöre es Ihnen: wenn ich einmal Geſetze geben ſollte, ſo ſollten Ihnen, zu Ehren, die Frauensperſonen doppelt geſtraft werden, wenn ſie was von dergleichen Sachen nicht wüßten.

Fr. Sylveſterinn.

Je du gottloſes böſes Kind! Wollteſt du deine Mutter doppelt ſtrafen?

Fortunat.

Das wäre ja Ihnen zu Ehren, Mama. Das wäre ein Zeichen, daß Sie doppelt klug wären.

Fr. Sylvesterinn.

Ja, Fortunat. Du hast mir ja noch nichts vom Minister gesagt. Wie war er denn? Was sagte er denn? Wie that er denn gegen dich?

Fortunat.

Sie fragen auch noch immer, was der Minister vor vier Wochen gesagt hat? Ich habe es Ihnen doch alle Tage erzählen müssen.

Fr. Sylvesterinn.

Ich will wissen, was er heute gesagt hat.

Fortunat.

Heute? Noch kein Wort. Wenn hätte ich denn heute mit ihm geredet?

Fr. Sylvesterinn.

Nach Zweyen. Da du hingegangen bist.

Fortunat.

Wenn wäre ich denn hingegangen?

Fr. Sylvesterinn.

Ach der liederliche Mensch ist noch nicht bey dem Minister gewesen! — Ach nun wirst du nicht Secretar! Nun kriegst du Junafer Liesgen nicht! Nun muß ich dich dein Lebtage ernähren! — Liesgen, Liesgen, ungesund Wasser! Ach! du nachläßiges, sorgenloses, leichtfertiges Kind! Geschwind, geh zum Minister. Geh, geh, es ist schon versäumt.

Fortunat.

Nun, Mama. So geben Sie mir nur die silbernen Schuhschnallen, daß ich sie einmachen kann.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

So geh doch, und laß dich nicht wieder ſehen, wenn du nicht bey ihm geweſen biſt!

Fortunat.

Geben Sie mir nur die ſchönen ſilbernen Schnallen.

Fr. Sylveſterinn

Der Miniſter giebt Achtung, ob du zu rechter Zeit kömmſt, und nicht, ob du ſchöne Schnallen trägſt.

Fortunat.

Wenn ich ſo lange gewartet habe, kann ich die Minute auch noch warten.

Fr. Sylveſterinn.

Nein! Ich gebe dir nicht einen Augenblick Zeit.

Fortunat.

So will ich mich nur auskämmen.

Fr. Sylveſterinn.

Du ſollſt gar nicht warten.

Fortunat.

Ich ſehe aber zu liederlich.

Fr. Sylveſterinn.

Geh fort:

Fortunat.

Ich habe zu Pferde geſeſſen. Ich muß mich wieder zu rechte machen.

Fr. Sylveſterinn.

Du ſollſt gehen, ſage ich, oder ich will dich in meinem Leben nicht wieder ſehen. Geh doch, geh!

Fortunat.

Nun! Wenn Sie es ſo haben wollen, ſo mag ich ausſehen, wie ich will. Ich will gehen. Ich gehe ja ſchon.

Zweyter Auftritt.

Fiekchen, Frau Sylveſterinn.

Fiekchen.

Mamachen, Sie wollten ja ungriſch Waſſer haben. Hier iſt welches. Ich habe mich ganz aus dem Othem gelaufen.

Fr. Sylveſterinn.

Du magſt ſehr gelaufen ſeyn. Ich hätte unterdeſſen ſechsmal in Ohnmacht fallen, und ſechsmal mich wieder erholen können.

Fiekchen.

Fehlt Ihnen denn was, Mamachen?

Fr. Sylveſterinn.

Ich dachte, ich ſollte auf der Stelle umfallen. Der böſe Fortunat iſt noch nicht beym Munſter geweſen.

Fiekchen.

Da ſehen Sies, Mama. Ich nehme nicht ſo vielerley vor, als jener, und Sie ſprechen immer, ich trödelte. Aber ich weis gewiß, ich wäre lange hin, wenn ich hingehen ſollte. Fortunat malt immer, Mama. Seyn Sie doch ſo gut, und bitten Sie einmal für mich, er ſoll mir die Fabel vom Adler und der Schnecke malen.

Fr. Sylveſterinn.

Was iſt denn das für eine Fabel?

Fiekchen.

Ich habe ſie einmal gelernt. Sehn Sie nur Mamachen. Es hat ein Adler mit einer Schnecke gewettet, wer am erſten an den und den Ort kommen würde. Der Adler

denkt,

denkt, ich komme ſchon noch zu rechte, und fliegt indeſſen weit weit weg. Die Schnecke ſchleicht gerade zu, ſo gut ſie kann, und kommt doch eher.

Fr. Sylveſterinn.

Fiekchen, Fiekchen, ich ſehe ſchon was du willſt. Laß du mir Fortunaten gehen. Ich möchte doch wiſſen, wenn du eher kämſt, als Fortunat.

Fiekchen.

Nun, Mamachen, es fiel mir nur ſo ein. Fürs Ehrkommen wäre mir nun wohl nicht leid. Sie haben mich noch wohl oft genug eine Schnecke geheißen, Mama. Aber Fortunat, dachte ich doch, wäre noch lange kein Adler.

Fr. Sylveſterinn.

Mädchen, komm du mir nicht etwan mit ſolchen Reden angezogen, wenn die Richardinn und ihre Tochter da iſt. Ich will dir was ſagen, du mußt dirs aber nicht merken laſſen. Jungfer Lieschen ſoll deine Frau Schwägerinn werden. Ihre Frau Mutter hat auch Luſt dazu, und Fortunat auch. Er ſoll nur erſt machen, daß er ihr gefällt. Du mußt Fortunaten loben, ſo ſehr als du kannſt.

Fiekchen.

Fortunaten loben? — Mamachen, das können Sie ja beſſer, als ich.

Fr. Sylveſterinn.

Du ſollſt ihn aber loben.

Fiekchen.

Nun! Wenns nicht anders iſt. Den Willen hab ich wohl: aber wenn ich nur wüßte, was ich loben ſollte. Das müſſen Sie mir ſagen.

Fr. Sylveſterinn.

Du wirſt wohl allein nicht wiſſen, was an Fortunaten zu loben iſt! Siehſt du nicht? Er iſt beſtändig hübſch reinlich, hübſch gekleidet.

Fiekchen.

Allerliebſtes Mamachen! Ich will ſonſt alles gern ſagen, aber nur das nicht.

Fr. Sylveſterinn.

Nun, warum aber nicht? Denkſt du denn etwan, es iſt nicht wahr?

Fiekchen.

Ach! freylich, iſt es mehr, als zu wahr; aber ich kann es unmöglich ſagen.

Fr. Sylveſterinn.

Kannſt du denn nicht ſagen, warum? Was fehlt denn dem wunderlichen Mädchen?

Fiekchen.

Mama, wenn Sie mich todt quälten; ſo kann ich es nicht ſagen; und kann auch nicht ſagen, warum ich es nicht ſagen kann.

Fr. Sylveſterinn.

Ach! ich werde es ſchon errathen haben. Dir werden es aber die Leute am erſten glauben, wenn du ihn deswegen lobſt. Denn du haſt keinen Vortheil dabey, ſolche Leute ſehr zu loben. Nun! ſo ſprich, daß er ſchön tanzet, ſchön zeichnet, ſchön die Laute ſpielt, ſchön zu Pferde ſitzt, ſchön franzöſiſch ſpricht, ſchöne Verſe macht.

Fiekchen.

Aber der Papa ſpricht immer, das ſollte er alles nicht können. Wenn ich ihn loben will, ſo dächte ich, ich müßte ihn deſſentwegen loben, was er können ſollte.

Fr. Sylveſterinn.

Nicht doch. Deſſentwegen lobt man die Leute nicht, weil ſie was können, das ſie können ſollen; denn das iſt ihre Schuldigkeit: ſondern, wenn ſie was können, das ſie nicht können ſollen.

Fiekchen.

Sie loben mich aber niemals, Mama, wenn ich was thue, das ich eben nicht thun ſollte.

Fr. Sylveſterinn.

Wenn du nur thäteſt, was du thun ſollteſt! Du denkſt gern nicht dran, etwas zu thun, das du nicht ſollſt! Weswegen lobt denn unſre Nachbarinn den jungen Candidaten, der immer ins Haus kömmt?

Fiekchen.

Weil er das Waldhorn gut bläſt.

Fr. Sylveſterinn.

Weswegen denn den Doctor?

Fiekchen.

Weil er die ganze Mätherey verſteht, von der Kreuznath an, bis zum Herenſtiche.

Fr. Sylveſterinn.

Weswegen denn den Amtmann?

Fiekchen.

Weil er den ganzen Morgen über den Haaren zubringt.

Fr. Sylveſterinn.

Weswegen denn den Officier?

Fiekchen.

Fiekchen.

Weil er die Schminkpflasterchen so schön anzubringen und aufzulegen weis.

Fr. Sylvesterinn.

Sollen sie denn das können, oder nicht?

Fiekchen.

Ja, ja, Sie haben recht, Mamachen. Es ist mir deste lieber. Ich verstehe es zwar nicht. Aber wenn ich an ihm loben wollte, was er können sollte, so müßte ich doch wohl ein bischen lügen.

Fr. Sylvesterinn.

Itzo schlägts Drey.

Dritter Auftritt.

Friedrich, die Vorigen.

Friedrich.

Frau Sylvesterinn, die Frau Richardinn kömmt. Sie ist schon auf der Treppe.

Fr Sylvesterinn.

Komm doch, Fiekchen. Wir müssen ihr entgegen gehen.

Fiekchen.

Mama, Mama, meine Anbeschaute geht auf.

Fr. Sylvesterinn.

Was das wieder für Trodeln ist! Ich will dir sie geschwind zubinden.

Fiekchen.

Je! sie sind schon an der Thüre.

Fr. Sylveſterinn.

So geh unterdeſſen weg, und mache dich zurechte. Friedrich, ſetzt Stühle, bringt Caffee.

Vierter Auftritt.

Frau Richardinn, Lieschen, Frau Sylveſterinn.

Richardinn.

Ich werde folgen.

Lieschen.

Ich werde folgen.

Fr. Sylveſterinn.

Nein! ich werde folgen, und niemand anders.

Richardinn.

Sie nicht aufzuhalten, will ich gehen.

Lieschen.

Ihnen zu gehorchen, will ich es thun.

Fr. Sylveſterinn.

Sie belieben ſich zu ſetzen.

Richardinn.

Wir erwarten Exempel.

Fr. Sylveſterinn.

Und Sie ſollten das Exempel geben.

Lieschen.

Ich dächte, wir entſchlöſſen uns, das Exempel alle drey zu geben.

Fr. Sylvesterinn.

Bey dem Vergnügen, das ich habe, Sie bey mir zu sehen, bedaure ich nur meinen Sohn. Er hat um zwey Uhr einem Minister aufwarten sollen, und ist noch itzo nicht wieder zurück.

Lieschen.

Um zwey Uhr? So dächte ich, er hätte etwas zu spät kommen müssen. Sie wissen ja, Mama, daß ich ihn um zwey Uhr und zwey Minuten auf der Gasse habe gehen sehen.

Richardinn.

Wenn der Herr Sohn so ein nöthiges Geschäfft hat, so würde er sehr unrecht gethan haben, wenn er es unsertwegen versäumet hätte.

Fr. Sylvesterinn.

Ich zweifle, ob er es Jungfer Lieschen zu gefallen nicht würde gethan haben: wenn ich mir nicht schmeichelte, Sie zu kennen, und ihm gesagt hätte, daß Sie es ihm zu Gute halten würden.

Lieschen.

Sie sagen zu wenig. Ich muß ihn deswegen loben.

Richardinn.

Ich muß meiner Tochter nachsagen, daß ihr die Ordnung fast lieber ist, als sie sich selber ist; ob das gleich viel gesagt ist.

Lieschen.

Ich würde nicht zu trösten seyn, wenn jemand meinetwegen was versäumet hätte. Aus einer kleinen Versäumniß folgt immer noch eine grössere. Und man kann auf diese Art vielerley Unordnung in der Welt stiften.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Ich ſtehe Ihnen doch nicht dafür, daß Sie nicht zuweilen eine Unordnung ſtiften ſollten.

Liesgen.

Mit Willen gewiß nicht, meine Frau Sylveſterinn.

Fr. Sylveſterinn.

Ich glaube auch in der That, liebes Jungfer Liesgen, da Sie die Ordnung ſo lieb haben, Sie würden denenjenigen Leuten wieder aus der Unordnung helfen, die durch Sie in Unordnung gekommen waren.

Liesgen.

Es ſcheint ganz billig zu ſeyn: aber ich habe ein gutes Gewiſſen. Ich weis, daß ich nichts geſtiftet habe.

Richardinn.

Liesgen, man ergreift manchmal die Leute bey ihren Worten, eh ſie ſichs verſehen.

Liesgen.

Es iſt auch nur ſo zu verſtehen, wenn ich ſelber nicht dabey in Unordnung käme.

Fr. Sylveſterinn.

Wenn Sie bey jemanden in meinem Hauſe Unordnung geſtiftet hätten: ſo weis ich gewiß, Sie hulfen der Unordnung wieder ab. Und ich wollte Ihnen dafür ſtehen, daß Sie in keine andre Unordnung darüber kommen ſollten; es wäre denn, daß Sie ein wenig roth würden.

Liesgen.

Die Unordnung, daß ich roth würde, würden Sie gewiß bey mir ſchon verurſachet haben; wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich keine Unordnung in Ihrem Hauſe geſtiftet haben konnte.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Fiekchen.

Fr. Sylveſterinn.

Komm doch, Fiekchen. Wir reden von der Ordnung.

Fiekchen.

So, Mamachen! Je, wen Sie doch beyderſeits ſchön willkommen! Iſt Fortunat noch nicht wieder da?

Richardinn.

Ihre Dienerinn, Jungfer Fiekchen.

Lieschen.

Ich glaube, daß die Jungfer Tochter uns Regeln von der Ordnung geben könnte.

Fr. Sylveſterinn.

Wenigſtens Exempel, wenn man ſagen wollte, was die Ordnung nicht wäre.

Lieschen.

Ach! mein liebes Jungfer Fiekchen. Nehmen Sie mir es nicht ungütig. Sie haben Ihr Halstuch ein kleines, kleines Bißchen ſchief geſtecket.

Fiekchen.

Ein kleines, kleines Bißchen wird ſo viel ja nicht bedeuten.

Lieschen.

Erlauben Sie, daß ich es Ihnen zurechte mache.

Fr. Sylveſterinn.

Sehen Sie, liebſtes Jungfer Lieschen. Wenn Sie einer Unordnung bey den Menigen abhelfen, die Sie nicht ge-

geſtiftet haben: wie vielmehr werden Sie nicht einer abheifen, die Sie geſtiftet haben.

Lieschen.

Habe ich Unordnung geſtiftet? Ach! vergeben Sie. Wollen Sie ſo gütig ſeyn, und mir es ſagen? — Ach! verzeihen Sie. Gewiß, nun ſehe ichs: ich habe Einen Fleck im Caffeetuch gemacht. Oder Mama, ſind Sie es geweſen?

Richardinn.

Lieschen, du wirſt es nicht auf mich ſchieben.

Lieschen.

Nein, gewiß, ich kann es nicht über mich nehmen. Ich müßte mich gar zu ſehr ſchamen.

Fr Sylveſterinn.

Nein, nein! Eine ſolche Unordnung meyne ich ganz und gar nicht. Das iſt eine Unordnung, die in wenig Augenblicken verſchwinden wird.

Lieschen.

Vergeben Sie. Wenn bey mir ſolche Flecke gemachet werden, ſo waſche ich ſie alle mit Mandelſeife wieder aus. Und jeglicher Fleck koſtet mich zwanzig Minuten.

Fr. Sylveſterinn.

Zwanzig Minuten! Sie rechnen die Zeit auch ſehr genau.

Richardinn.

Das weis ich gewiß, daß keine Minute vorbey geht, die meine Tochter nicht gezählet hat.

Fiekchen.

Mein Bruder zählt die Zeit gewiß auch ſehr genau. Er zählt ſie zwar nicht nach Minuten: er hat mir aber geſagt, daß er im Tanzen nach Sechzehntheilen rechnete, in welcher Stellung die Füße ſtehen ſollten.

Fr. Sylveſterinn.

Und gewiß! Er iſt im Tanzen niemals aus der Cadanz gekommen. Denn wenn eine Unordnung vorgegangen iſt: ſo hat er allezeit geſagt, daß die Muſikanten Urſache daran geweſen wären.

Richardinn.

Meine Tochter quält mich immer, daß ſie eine Uhr mit Secunden haben will.

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn martert mich faſt zu Tode, daß er zween große Spiegel haben will, damit er ſich hinten und vorn beſehen kann, um recht davor herum tanzen zu können.

Richardinn.

Meine Tochter weis in der ganzen Stadt am beſten, um welche Zeit es iſt.

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn weis in der ganzen Stadt am beſten, welches die neueſten Arien ſind.

Richardinn.

Meine Tochter hat nachgerechnet, daß ſie zwanzig Stiche mit der Nahnadel in einer Minute thut.

Fr. Sylveſterinn.

Ich glaube, daß mein Sohn in einer Minute viel hundert Noten auf der Laute ſpielt.

Richardinn.

Meine Tochter läßt in allen meinen Stuben kein Fleckchen auf den Dielen.

Fr. Sylveſterinn.

Meines Sohnes Kleid ſieht allezeit ſo neu, als wenn es vom Schneider käme.

Ri-

Richardinn.

Die Magd muß allezeit dreymal nach einander auskehren, ehe ihr die Stuben rein genug vorkommen.

Fr. Sylveſterinn.

Seine Kleider müſſen allezeit ſechsmal ausgeklopfet ſeyn, ehe ſie ihm recht ſind.

Richardinn.

Und hernach muß die Magd den Staub noch mit dem Munde von den Dielen wegblaſen.

Fr. Sylveſterinn.

Und hernach leſt er ſelbſt das geringſte Fäschen, das darauf iſt, mit den Händen herunter.

Richardinn.

Meiner Tochter ihr Kopfputz koſtet ſie nicht viel Zeit, und iſt doch ſchön.

Fr. Sylveſterinn.

Meines Sohnes Haare koſten viel Zeit, aber ſie ſind auch außerordentlich.

Richardinn.

Die Locken liegen alle ſo gerade, als wenn man Leinwand zuſammen rollte.

Fr. Sylveſterinn.

Die Friſur iſt auf beyden Seiten ſo überein, als wenn ſie mit dem Zirkel abgezeichnet wäre.

Richardinn.

Meine Tochter nähet Blumen, man möchte fluge dran riechen.

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn malt alles, als wenn es da ſtünde.

Richardinn.

Sie will mir einen Rock und auch eine Adrienne nähen.

Fr. Sylveſterinn.

Er will mir alle Stuben mit Bildern von ſeiner Hand ausſetzen.

Richardinn.

Meine Tochter führt die Rechnung über alle Pfennige.

Fr Sylveſterinn.

Mein Sohn - mein Sohn - - mein Sohn hat einen Kalender, da er alle Termine hinein ſchreiben ſoll.

Richardinn.

Ja! Meine Tochter ſchreibt alle Viſiten in den Kalender hinein, als die Advocaten die Termine.

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn merkt im Kopfe ſehr genau, wen er von ſeinen Freunden beſuchen ſoll.

Richardinn.

Meine Tochter weis ſehr ſchönes Eſſen zu machen. Sie rührt nichts mit den Händen an, und wenn es verderben ſollte; alles mit der Gabel!

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn kann Torten backen, die unvergleichlich ſind.

Richardinn.

Meine Tochter ſchreibt alle meine Briefe, und da darf kein Pünctchen unrecht ſeyn.

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn macht wohl für dreyßig Leute Verſe, und da darf kein Wort unrecht ſtehen.

Richardinn.

Meine Tochter nimmt alle meine Sachen in Acht, und ich darf für gar nichts ſorgen.

Liekchen.

Und die Mama ſorgt für meines Bruders Sachen alle mit einander; ſo gar die Bücher hebt ſie ihm auf. Und für meine Sachen ſorgt ſie noch dazu.

Richardinn.

Ich habe geglaubt, daß ich ordentlich bin. Aber die Frau Sylveſterinn ſind noch ordentlicher. Denn ich laſſe jemand andere für meine Sachen ſorgen, und Sie ſorgen ſelber für anderer ihre.

Lieschen.

Mama, ich weis, daß ich in meinem Leben ſo roth nicht geſehen habe, als itzo. Loben Sie mich doch nicht ſo! Was wird denn die Frau Sylveſterinn denken, wenn ſie hört, daß mich meine eigene Mama ſo heraus ſtreicht?

Fr. Sylveſterinn.

Sie wird denken, daß es andrer Leute ihre Schuldigkeit iſt, es noch vielmehr zu thun.

Richardinn.

Die Frau Sylveſterinn kann Ihres Herrn Sohnes wegen denen Zeugniſſen nicht zuwider ſeyn, die man von ſeinen Kindern ableget.

Fr. Sylveſterinn.

Wie gefällt Ihnen denn mein Sohn, Jungfer Lieschen?

Richardinn.

Daran iſt nicht zu zweifeln. Sie erzählen ſo viel Gutes von ihm.

Lieschen.

Es iſt mir nicht erlaubt, daß mir die Mannsperſonen gefallen. Aber wenn in ſeinem Kopfe ſo viel Ordnung iſt, als an ſeinem Kopfe, ſo wird man ſich ſchwerlich enthalten können, ihn zu loben.

Fr. Sylveſterinn.

Von ſeinem Kopfe will ich nicht reden. Was aber ſein Herz betrifft: ſo muß ich Ihnen von einer Unordnung ſagen, die eben diejenige iſt, von der ich vorhin geſagt habe, daß Sie ſie geſtiftet haben.

Sechſter Auftritt.

Sylveſter, die Vorigen.

Richardinn

Je! da iſt ja Herr Sylveſter! Gehorſame Dienerinn.

Lieschen.

Unterthänige Dienerinn, Herr Sylveſter.

Sylveſter.

Bleiben Sie doch ſitzen, Frau Richardinn, Jungfer Lieschen! Wozu dient denn das Aufſtehen, als daß man ſich hernach einmal zu viel wieder niederſetzet. Gott grüße Sie allerſeits. Lieber Schatz, iſt denn der Sohn nicht da?

Fr. Sylveſterinn.

Der Miniſter muß doch recht viel mit ihm reden, weil er ſo lange bleibt.

Sylveſter.

Seit welcher Zeit iſt er denn bey ihm?

Fr. Sylveſterinn.

Seit welcher Zeit er bey ihm iſt, weis ich nicht. Denn ich weis nicht, wie lange er hat warten müſſen.

Syl-

Sylveſter.

Was zupfeſt du mich denn, mein Schatz? Sind mir etwan Haare von Pelzen am Kleide hängen geblieben? Ich habe gleich Pelze verkauft.

Fr. Sylveſterinn.

Ja wohl, mein Kind.

Sylveſter.

Aber ſage mir noch einmal. Wer hat warten müſſen? Er auf den Miniſter, oder der Miniſter auf ihn?

Fr. Sylveſterinn.

Der Miniſter wird auf ihn nicht warten.

Sylveſter.

Zupfeſt du mich denn immer noch? Ich denke, ich bin recht gut daran, daß ich nicht mehr, als einerley vorhabe. Aber es hat doch ſeine Ungelegenheit. Wie muß es nicht ſeyn, wenn man vielerley vorhat? — Bin ich denn immer noch voller Haare?

Fr. Sylveſterinn.

Ja wohl, mein Kind.

Sylveſter.

Aber iſt er auch gewiß um zwey Uhr hingegangen? — Du zupfeſt auch gar zu ſehr. — Die verzweifelten Haare!

Fr. Sylveſterinn.

Was haſt du denn für Pelze verkauft?

Sylveſter.

Zu einem Pelzmantel.

Fickchen.

Doch zu keinem ſolchen, Papa, wovor ich mich fürchte?

Sylveſter.

Was meynſt du, Liekchen? Die ſind die beſten. Die Mode iſt ganz hübſch, die Pelze außen zu tragen, wie ſie es itzo machen. Ich wollte nur, daß man anfienge, die alte und neue Mode zuſammen zu ſchmelzen, und inwendig und auswendig Pelze trüge. Das würde warm ſeyn, und da wäre auch was zu löſen. — Nun was machen Sie denn Gutes, Frau Richardinn und Jungfer Lieschen? Wollen Sie denn keinen Caffee mehr trinken? Schenke doch ein, Schatz. Oder ich will nur ſelber einſchenken.

Lieschen.

Machen Sie ſich keine Mühe. Ich habe zwey Schälchen getrunken, und trinke nicht einen Löffel mehr.

Sylveſter.

Je, Jungfer Lieschen, trinken Sie doch. Trinken Sie doch. Es iſt ja da!

Lieschen.

Ich will ſterben, wenn ich noch einen Tropfen trinke.

Sylveſter.

Es iſt ja ſchon eingeſchenkt. Laſſen Sie doch das liebe Gut nicht verderben.

Lieschen.

Wenn ich es tränke, ſo würde ich mich verderben.

Sylveſter.

Was hat denn das arme Schälchen gethan, daß es ſo verachtet wird?

Lieschen.

Herr Sylveſter, wollen Sie haben, daß ich ſchwören ſoll, daß ich nicht mehr trinke.

Syl-

Sylveſter.

Behüte Gott! Nein! Wenn Sie ſchwören wollen, ſo will ich Sie gern verſchonen. Fiekchen, trink du. Du ſchwörſt nicht, daß du nicht trinken willſt.

Fr. Sylveſterinn.

Sie wird nicht Nein ſagen, geſchweige denn ſchwören.

Fiekchen.

Mamachen, ich ſoll ja nicht immer Nein ſagen.

Sylveſter.

Spricht denn Jungfer Lieschen auch fleißig Nein?

Fr. Sylveſterinn.

Ich wollte wünſchen, daß Jungfer Lieschen gar nicht Nein ſprechen könnte.

Sylveſter.

Jungfer Lieschen, ich will Ihnen doch was ſagen. Sie werden doch auch einmal einen Mann nehmen wollen? Ich habe allezeit recht viel auf Sie gehalten. Sie ſind ein feines, hübſches, ordentliches Mädchen. Ich wollte Ihnen einen Mann zuführen. Freylich, ſo ordentlich iſt er nicht, wie Sie. Er iſt auch wohl, wie ich es heiße, ein Bißchen unordentlich. — Je, mein Schatz, habe ich denn ſchon wieder Haare am Kleide? — Aber man kriegt doch auch die Männer nicht allezeit gemalt.

Fiekchen.

Papa, Jungfer Lieschen darf es nur meinem Bruder ſagen. Der malt Männer.

Sylveſter.

Du ſollſt itzo nicht reden. Ja, Jungfer Lieschen, ſo dächte ich nun, Sie nähmen meinen Stiefſohn. Wollen Sie ihn haben? Sagen Sie mir es aufrichtig. Schwören

ren Sie aber nicht etwan, wie Sie vorhin beym Caffee thun wollten. Antworten Sie doch. Sagen Sie Ja, oder Nein.

Lieschen.

Herr Sylveſter, können Sie denn die Leute auch zum beſten haben?

Sylveſter.

Sprechen Sie doch nicht ſo. Antworten Sie doch Ja, oder Nein!

Richardinn.

Das iſt eine Sache, auf die man bey der erſten Frage auch gleich eine Antwort kriegt.

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn iſt gewiß auch nicht unordentlich.

Sylveſter.

Wenn ich die Haſenielle für Fuchspelze verkaufte, ſo ſprächen die Leute, ich wäre ein Betrüger. Und wenn ich ſagte, mein Sieffohn wäre ſo ordentlich, als Jungfer Lieschen, ſo ſollten ſie ſprechen, ich wäre ein Lügner.

Fr. Sylveſterinn.

Jungfer Lieschen hat meinen Sohn ja ſchon mehr als einmal geſehen. Er geht ja beſtändig knapp gekleidet. Es iſt ein ordentlicher Menſch. Ein recht ſehr ordentlicher Menſch iſt er!

Sylveſter.

Höre, mein Schatz, ich will dir was ſagen, es mag dir ſo wunderlich klingen als es will. Wenn er nicht ſo ordentlich wäre, wäre er vielleicht nicht ſo unordentlich. Verſtehſt du das?

Fr. Sylveſterinn.

Iſt denn ein Menſch unordentlich, wenn er ordentlich in Kleidern iſt?

Sylveſter.

Höre nur an: Wenn ich von einem Menſchen rede, ſo rede ich ja nicht von ſeinen Kleidern. Wenn du mich nicht hätteſt, und hätteſt nur meine Kleider, ſo hätteſt du keinen Mann der, Sylveſter hieſſe. Iſt es nicht wahr, Jungfer Lieschen? Ordentliche Kleider ſind kein ordentlicher Mann.

Siebenter Auftritt.

Rennthier, die Vorigen.

Rennthier.

Ihr Diener! Nehmen Sie es nicht übel. Wo iſt denn der Herr Sohn? Wo iſt er denn? Geſchwind! Ich bitte ſehr! Geſchwind!

Fr. Sylveſterinn.

Wie habe ich denn die Ehre, Sie bey mir zu ſehen? Herr Rennthier, ſeyn Sie doch ſo gütig, bey mir zu verziehen.

Rennthier.

Wo iſt aber der Herr Sohn.

Lieschen.

Es iſt mir ein groſſes Vergnügen, daß ich die Ehre haben ſoll, Sie hier zu ſprechen.

Rennthier.

Frau Sylveſterinn, Herr Sylveſter, wo iſt denn Ihr Fortunat?

Richardinn.

Das Glück kömmt einem ja zuweilen recht unverhofft. Herr Rennthier, nimmermehr hätte ich gedacht, daß wir hier mit Ihnen zuſammen kommen ſollten.

Rennthier.

Ums Himmels willen! Machen Sie geſchwind, und ſagen Sie mir, wo Herr Fortunat iſt.

Sylveſter.

Herr Rennthier, es iſt mir doch lieb, daß ich Sie ſehe. Aber mein Stieffohn iſt nicht zu Hauſe. Laſſen Sie ſich unterdeſſen den Weg nicht reuen.

Rennthier.

So empfehle ich mich Ihnen. Ich muß eilen.

Sylveſter.

Nicht doch! Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu uns. Wir ſind ja eine hübſche Geſellſchaft zuſammen. Es wird dem Frauenzimmer ſo die Zeit zu lang, wenn niemand bey ihnen iſt, als ein Mann, wie ich. Sie ſollen meines Sohnes Stelle vertreten. Er wird gleich wieder da ſeyn.

Rennthier.

Wo iſt er denn?

Sylveſter.

Warten Sie doch auf ihn. Er iſt bey dem Miniſter. Sie kennen den Miniſter ja auch, bey dem er iſt.

Rennthier.

Nein! da iſt er nicht. Ich empfehle mich Ihnen.

Sylveſter.

Er iſt gewiß bey ihm!

Rennthier.

Das müßte ich auch wiſſen. Ich empfehle mich Ihnen.

Fr. Sylveſterinn.

Nicht doch! Bleiben Sie bey uns! — So wäre mein Sohn nicht bey dem Miniſter?

Rennthier.

Ich habe nicht Zeit, mit Ihnen zu reden. Ich muß eilen. Recht ſehr muß ich eilen! Ich komme den Augenblick vom Miniſter. Ich empfehle mich Ihnen.

Fr. Sylveſterinn.

Herr Rennthier, ich laſſe Sie gewiß nicht fort. Sagen Sie mir wenigſtens, woher Sie wiſſen, daß mein Sohn nicht bey dem Miniſter iſt.

Rennthier.

Ach! ich bitte Sie recht ſehr. Laſſen Sie mich doch gehen!

Fr. Sylveſterinn.

Nur das Wörtchen ſagen Sie mir.

Rennthier.

Da ich dem Miniſter dankte, habe ich ihn weder im Zimmer noch im Vorzimmer geſehen. Ich empfehle mich Ihnen.

Richardinn.

Nur einen Augenblick verziehen Sie, Herr Rennthier. Sie ſollen mich und meine Tochter auf einen Spazierweg begleiten.

Rennthier.

Tauſendmal für einmal, wenn ich Muße habe; aber itzo nicht, und wenn mir Ihre Jungfer Tochter ſagte, daß ſie mich lieb hätte.

Lieschen.

Fürchten Sie ſich nicht. In die Verſuchung will ich Sie nicht führen.

Liekchen.

Bleiben Sie doch da, Herr Rennthier. Ich will ſagen, daß ich Sie lieb habe.

Renn-

Rennthier.

Ich empfehle mich. Ich muß eilen.

Fr. Sylveſterinn.

Ums Himmels willen. Sagen Sie mir erſt, was Sie bey meinem Sohne gewollt haben? Ich will es ihm ſagen, wenn er wiederkommt.

Rennthier.

Es iſt ihm nun nichts nütze, es zu wiſſen.

Fr. Sylveſterinn.

Sagen Sie mirs doch!

Rennthier.

Compromittiren wollte ich.

Sylveſter.

Was iſt denn das?

Rennthier.

Ich habe nicht Zeit es zu ſagen. Nun geht es doch nicht an. Laſſen Sie mich doch weg! Sie wollen mein Unglück, Sie wollen, daß ich alles in der Welt verſäume! Ihr Diener.

Achter Auftritt.

Sylveſter, Frau Sylveſterinn, Frau Richardinn, Lieschen, Fiekchen.

Sylveſter.

Wenn Herr Rennthier auf die Märkte gienge, ſo verſäumte er gewiß keinen.

Richardinn.

Es kann nicht anders ſeyn. Er muß eilen! Wer weis, welchen Termin er hat, oder was ſonſt nothig iſt.

Lies-

Liesgen.

Es würde mir eine Schande ſeyn, wenn ich bey meinem Beſuche zu ſpäte käme; und ihm, wenn er einen Termin verſäumte.

Sylveſter.

Sie haben recht, Jungfer Liesgen. Die Beſuche ſind, wie die Termine. Es muß beydes ordentlich ſeyn.

Fr. Sylveſterinn.

Er hat mit meinem Sohne einen Termin. Compromittiren wollte er. Ich habe einmal einen Proceß gehabt, da mein Advocat auch ſagte, es wäre am beſten, wenn wir compromittirten; und da erſchienen die Parteyen auf dem Termine alle beyde nicht. Das wird es auch wohl ſeyn.

Sylveſter.

Und nun iſt der nachläſſige Menſch nicht da, und bey dem Miniſter iſt er auch nicht. Jungfer Liesgen, ich bin recht böſe auf ihn. Er hätte ſich ihren Beſuch beſſer zu Nutze machen ſollen.

Fr. Sylveſterinn.

Laß doch nur meinen Sohn zufrieden! Rennthier kann zehnmal zum Miniſter hin und wieder laufen, ehe er einmal über die Gaſſe geht. Bezogene Leute gehen nicht anders. Die Schulpferde gehen auch langſam durch die Stadt.

Sylveſter.

Ach! was habe ich mit einem Schulpferde zu thun! Ein Advocat iſt kein Schulpferd. Sieh doch Herrn Rennthieren an. Der malt nicht, wenn er aufs Rathhaus gehen ſoll. Der ruht ſich nicht drey Stunden. Der geht nicht an zehn Orte, und vergißt den, wo er hingehen ſoll. Der würde nicht herumlaufen, wenn er wüßte, daß er die Ehre haben ſollte, Jungfer Liesgen zu ſprechen.

Lieschen.

Mama, es iſt ſchon eine halbe Minute über die Zeit, die wir haben verziehen wollen.

Sylveſter.

Sie werden doch wohl nicht gehen wollen, Jungfer Lieschen? Nein, nein! Sie müſſen da bleiben. Mein Sohn muß noch mit Ihnen ſprechen.

Lieschen.

Es iſt gewiß unmöglich. Denn wir haben einen kleinen Spazierweg vor.

Fr. Sylveſterinn.

Einen kleinen Spazierweg werden Sie uns ja aufopfern!

Lieschen.

Ich habe einigen von meinen guten Freundinnen geſagt, daß Sie mich antreffen würden; und Sie werden mich ja nicht zur Lügnerinn machen wollen?

Sylveſter.

Je! ja doch, Jungfer Lieschen. Ich nehme nicht gern eine Lügen auf mich, aber die will ich auf mein Gewiſſen nehmen.

Lieschen.

Ich dürfte mich vor Scham nicht mehr ſehen laſſen, wenn ich mir in meinem Leben vorwerfen könnte, daß ich nur eine Minute ſpäter wohin gekommen wäre, als ich mir vorgeſetzet hätte.

Fr. Sylveſterinn.

So wollen Sie denn gehen?

Richardinn.

Nicht anders.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Sie verziehn doch gar nicht lange!

Liesgen.

Ein langer Beſuch iſt mir was verhaßtes. Er macht ſo viel Verſäumniß.

Fr. Sylveſterinn.

Und Sie wollen meinen Sohn nicht ſehen, Jungfer Liesgen?

Liesgen.

Die Schuld iſt nicht mein.

Fr. Sylveſterinn.

Ach, er wird ſich nicht zufrieden geben, wenn Sie weg ſind. Er hat Ihnen tauſend ſchöne Dinge ſagen wollen. Warten Sie doch!

Liesgen.

Sie wiſſen, was uns treibt.

Richardinn.

Erlauben Sie uns doch, in unſerer Ordnung zu bleiben.

Fr. Sylveſterinn.

So muß ich es geſchehen laſſen. Wenn ich nur wüßte, wie ich meinen Sohn hernach zufrieden ſprächte. Komm mit, Lieschen. Wir müſſen unſern Beſuch begleiten.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Sylvester, Frau Sylvesterinn.

Sylvester.

Nun gieb mir den Augenblick deines Sohnes seine Zeit verderbet alle mit einander. Seine Laute will ich mit den Füßen zertreten; seine Bilder will ich zerreißen; seine Farben will ich ins Waſſer werfen; seine Pinſel will ich in den Koth ſchmeißen; ſeine Stiefel will ich ins Feuer werfen; und ſeine Verſe, die verwünſchten Verſe, will ich zum Krämer ſchicken.

Fr. Sylvesterinn.

O die Verſe kriegt der Krämer noch nicht; die müſen erſt gedruckt werden. Und ums andre kannſt du dich unbekümmert laſſen.

Sylvester.

Mit einem Worte, es muß alles fort. Ich leide das Zeug nicht eine Stunde mehr bey ihm! Ich wollte, daß ich ihm die Beine dazu könnte lähmen laſſen, damit er nicht mehr tanzen und nicht mehr herumlaufen könnte.

Fr. Sylvesterinn.

Wie? du willſt mich und meinen Sohn in ſo viel Thaler Schaden bringen? Du willſt mein Kind zum Krüppel machen — Ach! ich möchte Blut weinen. Was das für ein boshafter Mann iſt! Warum denn? Was hat er denn gethan? Du fährſt ihn ja mit! Wenn er gleich geſtohlen hätte, du könnteſt es nicht ärger machen.

Sylvester.

Wenn er gleich geſtohlen hätte? Sich ſelber beſtiehlt er!

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Was ſoll das nun heißen: ſich ſelber beſtiehlt er? Darum iſt mein Tage noch niemand gehangen worden, weil er ſich ſelber beſtehlen hat.

Sylveſter.

Hängen will ich ihn auch nicht.

Fr. Sylveſterinn.

Aber die Beine willſt du ihm lahmen. Das möchte einen Stein in der Erde erbarmen!

Sylveſter.

Nein! Ich will ihm nur die verwünſchten Sachen nehmen.

Fr. Sylveſterinn.

Nun! Warum denn aber?

Sylveſter.

Du fragſt noch warum? Nun iſt ja alles geſtört, was wir verhatten. Nun hat es! Darum will ich ihm das alles nehmen, weil er nicht nach Hauſe kömmt.

Fr. Sylveſterinn.

Was das geredt iſt? Machen denn die Sachen, daß er nicht nach Hauſe kömmt?

Sylveſter.

Ja, die Sachen machen es, und du darzu.

Fr. Sylveſterinn.

Willſt du mich nicht etwan auch mit den Füßen zertreten oder zerreißen? oder ins Waſſer werfen? oder in den Koth ſchmeißen? oder ins Feuer legen? oder zum Krämer ſchicken?

Sylveſter.

Zum Krämer gewiß nicht, lieber zum Schachtelmanne.

Fr. Sylveſterinn.

Oder, willſt du mich etwan auch lähmen?

Sylvester.

Schweig still. Gieb mir deines Fortunats seinen Plunder alle heraus. Da, da ist die Laute.

Fr. Sylvesterinn.

Wie? Die Laute? Ums Himmels willen. Nur die nicht! Ich höre sie so gern. Sage nur, ob du nicht gescheid bist? Die Laute, die wird wohl machen, daß er nicht nach Hause kommt?

Sylvester.

Ja, die Laute, und die Malereyen, und die Stiefel, die machens, das sage ich.

Fr. Sylvesterinn.

So sage mir doch nur, wie die es machen können? Lieber Mann, daran will ich sehen, ob du noch gescheid bist.

Sylvester.

Du willst sehen, ob ich gescheid bin? Du bist wohl die rechte Seherinn, ob die Leute gescheid sind? So würdest du ja sehen, daß dein Sohn nicht gescheid wäre. Ich will dirs aber sagen, wie der Plunder machen kann, daß er nicht nach Hause kommt. Ist es nicht wahr? Sein Malen, sein Tanzen, und alle das Zeug; man möchte ein besonders Register drüber haben, daß mans merken könnte; das Zeug alles macht, daß er immer was anders vorhat, als er sollte. Und daß er immer was anders vorhat, das macht, daß er mein Tage nicht das rechte vorhat. Und daß er mein Tage nicht das rechte vorhat, das macht, daß er niemals ist, wo er seyn soll. Und daß er nicht ist, wo er seyn soll, das macht, daß er nicht da gewesen ist, als Jungfer Lieschen da war. He! bin ich nun bald gescheid. Willst du mir bald deines Sohns seine Sachen hergeben?

Fr. Sylvesterinn.

Nimmermehr sollst du sie kriegen, und eher du die Laute mit Füßen tritst, eher sollst du mir alle Gedärme aus dem Leibe treten, bis ich so hohl bin, wie die Laute.

Sylve-

Sylveſter.

Schatz, thu doch nicht ſo thöricht! Es iſt zu deinem und deines Sohns Beſten.

Fr. Sylveſterinn.

Zu ſeinem Beſten ſollte es ſeyn, wenn du ihm hundert Thaler Schaden thuſt? Wenn ich dir nun für hundert Thaler Pelze nähme, wäre das zu deinem Beſten? Und zu meinem Beſten würde es vollends ſeyn! Ich müßte ihm andre Sachen kaufen. Und das wäre mein Beſtes?

Sylveſter.

Freylich iſt es ſein Beſtes. Die Sachen haben ihn zum Narren gemacht; und zum Bettler und zum Landläufer werden ſie ihn noch machen.

Fr. Sylveſterinn.

Was? Zum Narren? zum Landläufer und zum Bettler? Ich habe dir es ja hundertmal geſagt: Er iſt natürlich, wie ſein Vater! Der leibhaftige Vater iſt er! Und du ſprichſt, er wäre ein Narr, und würde zum Landläufer und zum Bettler werden? So wäre mein ſeliger Mann ein Narr geweſen? So wäre er itzund ein Bettler und Landläufer, wenn er nicht geſtorben wäre?

Sylveſter.

Ja, der natürliche Vater! der leibhaftige Vater! Wenn dein Sohn zween oder drey Fehler hat, die der Vater auch hat, hernach iſt er der natürliche, der leibhaftige Vater. Und wenn es nur heißt: er iſt der natürliche, der leibhaftige Vater! hernach iſt er ein braver Mann.

Fr. Sylveſterinn.

Was? Wäre mein ſeliger Mann kein braver Mann geweſen? Ach der liebe Mann! wenn er das in der Erde wüßte. Er käme doch wieder und kratzte dir die Augen aus! — Wenn ich nur wüßte, wer heute etwan ſtürbe. Ich ſchwöre dirs zu, ich ließe es ihm ſagen. Noch heute Abends ſollte er wiederkommen.

Sylvester.

Des Tages wollt ihr Weiber immer todte Männer haben. Denn sie leben sein nicht. Aber wenn er des Nachts käme: so würdest du wohl zusammen kriechen, und Gott danken, wenn du ihn wieder vom Halse los wärst.

Fr. Sylvesterinn.

Ja! ich wollte nur, daß ich ihn den Nachmittag wieder gehabt hätte. Jungfer Lieschen hätte gewiß als Braut, und anders nicht, aus meinem Hause gehen sollen. Wenn du wissen willst, wer es macht, wenn unser Verlag zurück geht; du machest es, und nicht mein Sohn, nicht die Laute, nicht die Farben, nicht die Pinsel, nicht die Stiefel, nicht die Verse, nicht das Tanzen. Auch ich nicht! Du, du machsts, und kein andrer Mensch auf der Welt.

Sylvester.

Höre doch ein Mensch an! Nun mache ich's!

Fr. Sylvesterinn.

Sprich nur mehr, was man mit Füßen treten, was man zerreißen, was man ins Wasser werfen, was man in den Koth schmeißen, was man zum Krämer schicken soll.

Sylvester.

Mich gewiß? Nicht wahr? Nun will ich auch sehn, ob du gescheid bist? Sage mir geschwind, wie es seyn kann, daß ich es gemacht habe?

Fr. Sylvesterinn.

Sprich du nur mehr, wenn du die Füße lähmen willst!

Sylvester.

Willst du mir sie etwan lähmen?

Fr. Sylvesterinn.

Nein, nein, lieber Schatz. Aber so lieb als ich dich habe, die Zunge hätte ich dir wohl auf eine Viertelstunde ein Bißchen lähmen wollen. Die verzweifelte Zunge!

Hatte

Hätte ich doch nicht gedacht, daß ſie meinen armen Sohn ſo herunter machen konnte, wie du gegen Liechen gethan haſt!

Sylveſter.

So, ſo! Nun weis ich, warum ich Haare auf dem Kleide hatte.

Fr. Sylveſterinn.

Ach freylich, du Angſtmann! Wenn mein Sohn unordentlich wäre, ſollteſt du es denn ſagen? — Iſt mein Sohn unordentlich? Höre!

Sylveſter.

Was ſpreche ich nun? Spreche ich Ja, ſo wirſt du böſe, Schatz. Und ich habe mich ſchon aus dem Othem gezankt. Er iſt ordentlich und auch nicht ordentlich.

Fr. Sylveſterinn.

Was heißt denn das: Er iſt zugleich ordentlich, und auch nicht ordentlich?

Sylveſter.

Sieh nur an, mein Schatz! Darüber können wir uns wohl vergleichen. Du heißeſt die Leute ordentlich, wenn ſie ordentliche Kleider haben; und galant, wenn ſie galante Kleider haben; und reich, wenn ſie reiche Kleider haben; und ſchön, wenn ſie ſchöne Kleider haben.

Fr. Sylveſterinn.

Das letzte nun wohl eben nicht. Für das übrige will ich aber nicht ſtehen.

Sylveſter.

Alſo heißeſt du ordentlich, was ich nicht ſo heiſſe. Und dein Sohn iſt ordentlich, wie du es meynſt, und nicht ordentlich, wie ich es meyne. Bin ich nun bald geſcheid? Höre!

Fr. Sylveſterinn.

Je! ja doch. Wenn du nur geſagt hätteſt, er wäre ordentlich. Hätteſt du es doch meynen mögen, wie du

gewollt hätteſt. Hätteſt du es nur gemeynet, wie ich es meyne. Aber ſiehſt du? meines Sohnes ſeine Sachen, die du ihm nehmen willſt, haben nicht mehr Schuld, als du, wenn er Jungfer Liesgen nicht kriegt. Und wenn du mir ſeine Sachen nimmſt: ſo ſchwöre ich dir es zu: du mußt auch geſtraft ſeyn, und wenn ich deine Pelze nehmen ſollte.

Sylveſter.

Nun! was ſoll ich nun mit dir machen? Meine Pelze ſollſt du mir wohl ungenommen laſſen.

Fr. Sylveſterinn.

Und meines Sohnes ſeine Sachen ſollſt du mir gewiß auch ungenommen laſſen.

Sylveſter.

Nun! es iſt gut! es iſt gut! Gieb dich nur zufrieden, ich mag den Vetel nicht haben, wenn es mich meine Pelze koſten ſoll.

Fr. Sylveſterinn.

Und meinen Sohn ſollſt du auch zufrieden laſſen. Es iſt meine Zucht. Wenn du mit mir zufrieden ſeyn kannſt, ſo kannſt du mit meinem Sohne auch zufrieden ſeyn.

Sylveſter.

Ach ja! Es fehlt nicht viel, daß ich mit deinem Sohne nicht ſo gut zufrieden bin, als mit dir.

Fr. Sylveſterinn.

Siehſt du! Ach du biſt mir mir nicht zufrieden! Du haſt mich gar nicht lieb! Wenn doch mein ſeliger Mann nimmermehr geſtorben wäre!

Sylveſter.

Ich glaube, du weinſt, mein Herzchen? Nein, nein! Ich will lieber mit dir zufrieden ſeyn, und mit deinem Sohne auch. Laß nur deinen ſeligen Mann nicht wieder holen.

Zweyter Auftritt.

Fortunat, die Vorigen.

Fr Sylveſterinn.

Je! da kömmt ja mein Fortunat! Nun, da iſt er ja! Je, mein Fortunat! Biſt du nun Secretär? Ja, ja, ich ſehe dirs an. Du ſiehſt nun noch einmal ſo vornehm, als vorher. Je, Herr Secretär, Herr Secretär, Herr Secretär!

Fortunat.

Nun! wenn ichs wäre, ſo müßte ich es ja auch wiſſen.

Fr. Sylveſterinn.

Je, ja doch! Du willſt es nur nicht ſagen. — Nicht wahr? Was ſagte denn der Miniſter? — Haſt du dich denn recht höflich bey ihm bedankt?

Fortunat.

Ach ja!

Fr. Sylveſterinn.

War er denn ſehr gnädig?

Fortunat.

Ach ja!

Fr. Sylveſterinn.

Je was ſagte er denn? der liebe Herr!

Fortunat.

Wenn ich eine halbe Stunde eher bey ihm geweſen wäre, ſo könnte er mich verſichern, daß er meiner im Erſten gedacht haben würde. Aber nun hatte jemand anders ſein Wort.

Fr. Sylveſterinn.

Ach ums Himmels willen! So haſt du nichts?

Fortunat.

Ich habe noch alles, was ich gehabt habe, ehe ich zu ihm gegangen bin. So gar die Hoffnung habe ich noch.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

So biſt du nicht Secretär?

Fortunat.

Was ich nicht bin, das kann ich noch werden.

Fr. Sylveſterinn.

Wofür haſt du dich denn bedankt?

Fortunat.

Da iſt nicht zu fragen. Wenn man was kriegt, bedanket man ſich; und wenn man nichts kriegt, ſo bedanket man ſich auch.

Fr. Sylveſterinn.

Ach du böſes Kind! warum biſt du nicht um Zwey zu ihm gegangen?

Sylveſter.

Seyd Ihr nicht um zwey zu ihm gegangen?

Fr Sylveſterinn.

Ach nein! Nun will ich alles ſagen. Du verdienſt gar nicht, daß man dich vertheidigt, Fortunat.

Sylveſter.

Je, nun ſage, was du willſt! Du verdienſt gar nicht, daß ich dir helfe.

Fr Sylveſterinn.

Es iſt nicht auszuſtehen, was mir der Menſch für Angſt macht.

Sylveſter.

Wenn ich mit dir zufrieden ſeyn kann: ſo kann ich mit deinem Sohne auch zufrieden ſeyn.

Fr. Sylveſterinn.

Nein! Sage ihm nur immer die Wahrheit! Ich will zuhören.

Sylveſter.

Ich will ſie dir ſagen, ſage du ſie deinem Sohne wieder. Dein Sohn iſt ein Menſch, der viel thut, und doch nichts; und du biſt Urſache daran; denn du haſt ihn verzogen. Das iſt die Wahrheit, die ich dir zu ſagen habe; du kannſt ſie deinem Sohne auch ſagen. Ich will wieder zu meinen Pelzen gehen.

Drit-

Dritter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Fortunat.

Fr. Sylveſterinn.

Siehſt du, Fortunat? So viel Noth machſt du mir. Ich muß allezeit für dich leiden. Mein Mann ſpricht, ich habe Schuld, wenn du nichts zu rechter Zeit thuſt. Ach, wenn du nur da geweſen warſt, und geſehen hätteſt, was ich deinetwegen ausgeſtanden habe! Du würdeſt heute anders, Fortunat. Ich wette darauf, heute würdeſt du anders! Das haſt du nun gemacht, Fortunat, und zwar mit deinem Herumſtreichen. Nun biſt du nicht Secretär, und haſt in Ewigkeit keine Hoffnung dazu.

Fortunat.

Ach, wie können Sie ſich ſo quälen, Mama? Hoffnung? So viel Hoffnung, als vorher!

Fr. Sylveſterinn.

Ach, ſchade was für deine Hoffnung! wenn ſie allezeit ſo ausſchlagt, wie heute.

Fortunat.

Nun? Mama! das Glück machts. Das iſt die Urſache. Auf mich ſchieben Sie die Schuld nicht.

Fr. Sylveſterinn.

Nein! nicht das Glück, ſondern die ſilbernen Schuhſchnallen.

Fortunat.

Die habe ich einmachen wollen, und will ſie auch noch einmachen, ſobald ich zum Miniſter gehe.

Fr. Sylveſterinn.

Rede nur nicht mehr vom Miniſter. Nun laß dir die Gedanken immer vergehen.

Fortunat.

Warum denn? Er ſagte, er hätte mich deſſentwegen nicht vergeſſen. Er wollte ſchon an mich denken. Ja, er war ſo gnädig, und ſagte, es könnte zu meinem Beſten ſeyn.

Fr. Sylve-

Fr. Sylveſterinn.

Wie? Zu deinem Beſten, lieber Fortunat? Ach du Herzens-Fortunat! Ach, das iſt ja ſchön! Nun mag immer ich allein die Schuld haben, wenn du nur den Miniſter zu deinem Beſten verſäumt haſt.

Fortunat.

Was werfen Sie mir aber vor, Mama? Jungfer Liesgen, die Sie immer ihrer Ordnung wegen loben, ſäumt gewiß noch länger, zu uns zu kommen, als ich geſäumt habe, zum Miniſter zu gehen.

Fr. Sylveſterinn.

Ich dachte, was dir fehlte! Wenn du gleich auch ein Miniſter wärſt! — Und deswegen hätteſt du ihr doch nichts vorzuwerfen. Sie kommt noch einmal wiederkommen.

Fortunat.

Mama, Sie haben mich zum Beſten. Sie wird nicht wieder da gewesen ſeyn!

Fr. Sylveſterinn.

Ich werde dir wohl verlügen!

Fortunat.

Nein, Mama! Sie wollen mich nur ein Bißchen quälen.

Fr. Sylveſterinn.

Ja, ich habe dich wohl viel in meinem Leben gequält! Es iſt nicht anders, Fortunat. Sie iſt ſchon fort, und wir ſind in unſrer Sache nicht gar zu weit gekommen.

Fortunat

Ich muß ſie wiederholen, Mama. Es muß ſeyn; es mag mich Mühe koſten, wie es will.

Fr. Sylveſterinn.

Was willſt du? Willſt du mir auch etwan den Termin verſäumen? Um halbweg Viere haſt du bey Stromen ſeyn ſollen. Und es iſt ſchon um Viere. Ich will dich gleich zu Stromen tragen laſſen. Ich habe es verſprochen. Friedrich, Friedrich!

Fortu-

Fortunat.

Ich glaube, Sie rufen nach einer Sänfte? Das wäre doch ein artig Mittel, mich hinzubringen! Es iſt doch Schade, daß ſie keinen Pedell haben. Sie könnten ihn neben her gehen laſſen, ſo wäre der Arreſt vollkommen.

Fr. Sylveſterinn.

Du ſollſt dich hintragen laſſen. Ich will es haben.

Fortunat.

Laſſen Sie mich meine Liebſte wiederholen. Ich bitte Sie!

Fr. Sylveſterinn.

Und ich bitte dich; mache, daß du zu Stromen kömmſt!

Fortunat.

Strom iſt nicht meine Liebſte.

Fr. Sylveſterinn.

Ach ums Himmels willen! Willſt du denn den Proceß verlieren?

Fortunat.

Es iſt beſſer, ich verliere den Proceß, als Jungfer Lieschen.

Fr. Sylveſterinn.

Sie iſt ja noch nicht verloren Du haſt noch ſo viel Hoffnung, als vorher.

Fortunat.

Wenn ich ſpreche: Ich habe noch ſo viel Hoffnung, als vorher, Secretär zu werden; ſo ſind Sie ungeduldig. Und wenn Sie ſprechen: Ich habe noch ſo viel Hoffnung, als vorher, daß Jungfer Lieschen meine Liebſte wird; ſo bin ich es noch zehnmal mehr.

Fr. Sylveſterinn.

Lieber Fortunat, geh zu Stromen. Ich will dich auf den Knieen bitten; thu es nur!

Fortunat.

Ich will zu Jungfer Lieschen gehen, und zu keinem andern Menſchen.

Fr. Sylveſterinn.

Du triffſt ſie nicht an.

Fortunat.

Ich will ſie antreffen, und wenn ich von Hauſe zu Hauſe tragen ſollte, wo ſie wäre.

Fr. Sylveſterinn.

Ja, da wirſt du ſie antreffen!

Fortunat.

Und ich will ſie auf den Abend zu Tiſche bitten, und Muſik kommen laſſen, und tanzen. Das ſage ich Ihnen, Mama! Denn ich muß den Verluſt von Ihrer Geſellſchaft wieder einbringen.

Fr. Sylveſterinn.

Du willſt deine Mutter lieb haben, und willſt mir nicht folgen?

Fortunat.

Ich habe Sie lieb. Aber, wenn Sie mich lieb haben, ſo thun Sie mir es zu gefallen. Allerliebſte Mama, Sie werden mir doch meine Liebſte nicht aus den Händen gehen laſſen? Ja, ja, Sie thun. Ich will Sie bitten. Sie werden für das andre ſorgen. Ich bringe Sie gewiß!

Fr. Sylveſterinn.

Nun, ich will dir ſagen, wo ſie iſt. Sie iſt ſpazieren gegangen.

Fortunat.

Nun weis ich genug. Das müßte nicht gut ſeyn, wenn ich nicht wüßte, wohin alle Mädchen ſpazieren giengen.

Fr. Sylveſterinn.

Lieber Fortunat, geh nicht gleich! Geh erſt zu Stromen.

Fortunat.

Nimmermehr! Mama. Was wäre denn das für eine Aufführung, wenn ich meiner Liebſte wegen, es nicht übers Herz bringen konnte, einen Termin zu verſäumen? Aber anziehen muß ich mich erſt, Mama. Die ſilbernen Schnallen!

Fr. Sylveſterinn.

Du kriegſt ſie nicht, wenn du nicht erſt zu Stromen gehſt.

Fortu-

Fortunat.

Mama! ſo gern ich die ſilbernen Schnallen einmachte, ſo gehe ich ungeputzt zu Jungfer Lieschen, wenn Sie mir ſie nicht geben wollen. Ich will lieber liederlichen Frauenzimmer beſuchen, als in ſilbernen Schnallen Herr Stromen.

Fr. Sylveſterinn.

Läufſt du doch, Fortunat? Ich ſage dirs, wenn du nicht zu Stromen gehſt, ſo mache ich auf Jungfer Lieschen nicht das geringſte zurechte. Du magſt hernach ſehen, worauf du ſie tractirſt. Da lauft der böſe Menſch doch fort. — Kathrine, Kathrine!

Dritter Auftritt.

Kathrine. Frau Sylveſterinn.

Kathrine.

Wollen Sie die Jungemagd, Frau Sylveſterinn?

Fr. Sylveſterinn.

Ja doch.

Kathrine.

Nun, ſo bin ich die Köchinn.

Fr. Sylveſterinn.

Die Köchinn will ich ja eben.

Kathrine.

Nun, ſo bin ich die Jungemagd.

Fr. Sylveſterinn.

Narre! dich will ich. Die Jungemagd und die Köchinn zugleich.

Kathrine.

So muß ich doch wohl bleiben, weil ich alles beydes bin. Sonſt hatte ich große Luſt zu ſehen, wie ich davon

käme. Nun, was haben Sie denn ſo nothwendig, daß Sie die Jungemagd und Köchinn zugleich brauchen?

Fr. Sylveſterinn.

Gäſte werde ich kriegen. Mein Sohn wird ſie nach Hauſe bringen.

Kathrine.

Iſt er ſchon wieder aus dem Hauſe gelaufen?

Fr. Sylveſterinn.

Ja!

Kathrine.

Das iſt ſein Glück. Sonſt ſollte er es wohl bleiben laſſen, ſo ſpät Gäſte zu bitten.

Fr. Sylveſterinn.

Nicht wahr? Du würdeſt es ihm wohl verbothen haben, wenn ich es nicht kann?

Kathrine.

Wenn Sie es nicht können? Das iſt noch ein großer Unterſchied, wenn Sie was haben wollen, oder ich.

Fr. Sylveſterinn.

So? Wer regiert denn im Hauſe? Du? oder ich, und mein Herr?

Kathrine.

Ich regiere, Frau Sylveſterinn! Ich will es Ihnen gleich ſagen, wie es zugeht. Sie regieren Ihren Herrn. Ihr Sohn regiert Sie. Und die Jungfer Jungemagd, und die Jungfer Köchinn in Ihrem Hauſe regiert Ihren Herrn Sohn. Alſo regiere ich ſie alle.

Fr. Sylveſterinn.

Nicht wahr? und Fickchen regiert dich?

Kathrine.

Das arme Kind wird regiert genug! Sie denkt gern an das Regieren nicht.

Fr. Sylveſterinn.

Und ich verbiethe dir einmal für allemal, daß du meinen Sohn nicht regieren ſollſt.

Kathrine.

Kann ich dafür, wenn meine Macht über die Herzen ſo groß iſt? Wenn ich ihn nicht regierte, ſo bliebe er wohl unregiert, und Sie würden noch tauſendmal mehr Noth mit ihm haben. Wenn er nur da wäre: ſo wollte ich ihm befehlen, daß er Ihnen befehlen ſollte, daß Sie Ihrem Herrn befehlen ſollten, daß heute kein Menſch ins Haus kommen dürfte, der ausſähe, wie ein Gaſt. Und ſo brauchten Sie weder die Jungemagd noch die Köchin.

Fr. Sylveſterinn.

Du ſollſt auf den Markt gehen, Kathrine, und ſollſt ſehen, was zu haben iſt.

Kathrine.

Was zu haben iſt? Wenn ich nun wiederkomme, Frau Sylveſterinn; ſie haben das und das! ſo heißt es: Geh geſchwind, und ſieh, wie theuer es iſt! Und wenn ich nun ſpreche: es iſt ſo und ſo theuer! hernach heißt es: Kathrine, geh, hole es! Frau Sylveſterinn, wieviel Perſonen wollen Sie denn haben.

Fr. Sylveſterinn.

Das weis ich nicht. So viel, als ihrer kommen. Und mache ja alles ſo ſchön, als du kannſt, damit mein Sohn nicht ſprechen kann, ich ſorge nicht für ihn.

Kathrine.

Nun! es iſt gut. Ich will gehen. Er ſoll nicht allein nicht ſprechen; Sie ſorgen nicht für ihn! Er ſoll auch ſprechen: Kathrine, du haſt für mich geſorgt! — Da iſt Herr Sorger, Frau Sylveſterinn.

Fünfter Auftritt.

Sorger. Frau Sylveſterinn.

Sorger.

Frau Schweſter, ich muß Ihnen doch auch meinen Glückwunſch abſtatten, daß Ihr Sohn Secretär geworden iſt. Denn ich zweifle nicht, daß er es nun ſeyn wird.

Fr. Sylveſterinn.

Herr Bruder, ich glaube, du fängſt auch an die Leute zu höhnen. Ich habe dich immer noch für jemanden gehalten, deſſen ſeine Worte lauter Wahrheiten ſind. Aber fange es nur nicht ſo an! Sonſt traue ich dir nicht eine Sylbe mehr.

Sorger.

Was fehlt Ihnen denn, Frau Schweſter? Was habe ich Ihnen denn gethan? Es iſt unmöglich, daß Ihr Sohn nicht Secretär ſeyn ſollte.

Fr. Sylveſterinn.

Hörſt du denn noch nicht auf?

Sorger.

Ich bin noch heute bey ſechs Perſonen geweſen, die ich alle auf das inſtändigſte gebeten habe, und die mir alle verſprachen, ihr möglichſtes zu thun.

Fr. Sylveſterinn.

So ſchweig doch ſtill! Ich habe nöthigere Dinge mit dir zu reden.

Sorger.

Frau Schweſter, ſagen Sie mir nur aufrichtig! Iſt er es nicht?

Fr. Sylveſterinn.

Nein doch!

Sorger.

Je! was muß denn die Urſache ſeyn? Ich habe mir mein Tage ſo viel Mühe nicht gegeben. Mein Tage habe ich auch ſo viel Verſicherung nicht gehabt.

Fr. Sylveſterinn.

Es iſt aber doch nichts geworden.

Sorger.

Der Menſch muß ſelber einen Fehler begangen haben.

Fr. Sylveſterinn.

Freylich!

Sorger.

Je! was hat er denn gethan? Es muß was rechtes ſeyn! Es wäre ſonſt unmöglich zurückgegangen. Sollte er denn was vorgehabt haben, das der Miniſter erfahren hätte?

Fr. Sylveſterinn.

Ach, was mein Sohn thut, das dürfen alle Leute wiſſen.

Sorger.

Sollte er denn allzuwenig Ehrerbietigkeit gegen den Miniſter gehabt haben?

Fr. Sylveſterinn.

Ach nein, nein! Mein Sohn macht Reverenze bis auf die Erde.

Sorger.

Sollte er etwa ſonſt was an ſich haben, das ihm nicht gefallen hätte?

Fr. Sylveſterinn.

Ach nein! Mein Sohn muß allen Leuten gefallen, die nicht blind ſind.

Sorger.

Aber, was wäre es denn?

Fr. Sylveſterinn.

Er iſt zu ſpät gekommen.

Sorger.

Ey, ey, ey, Frau Schweſter! nehmen Sie mir es nicht ungütig! Ich habe es wahrhaftig nicht gewußt, ich würde Ihnen ſonſt nimmermehr Glück gewünſchet haben.

Fr. Sylveſterinn.

Ich glaube es ganz gern.

Sorger.

Ich kann Ihnen ſchwören, daß ich nicht gewußt habe, daß er leer ausgegangen iſt.

Fr. Sylveſterinn.

Ich kann dir ſchwören, daß ich dir glaube.

Sorger.

Ah, Sie ſtellen ſich ſo, Frau Schweſter!

Fr. Sylveſterinn.

Nein! du kannſt mir glauben. Ich bin überzeugt davon.

Sorger.

Ich bitte Sie tauſendmal um Verzeihung.

Fr. Sylveſterinn.

Aber ich muß dir ſagen, Herr Bruder, mein Mann ſpricht immer, Antonat ſorgt für gar nichts. Aber ich ſehe nun, daß es lauter Eigenſinn iſt. Er ſorgt wohl.

Sorger.

Sorgt er? Das iſt ja ſchön. Er hat heute unfehlbar ſeinen Termin abgewartet?

Fr. Sylveſterinn.

Ach nein! Dazu habe ich ihn vor lauter Sorge nicht bringen können.

Sorger.

Iſt er ſo beſorgt, daß ihn der Miniſter übergangen hat?

Fr. Sylveſterinn.

Nein, darum iſts ihm auch nicht zu thun. Aber ich will dir ſagen, worum er ſorgt. Es iſt doch ein gutes Kerlchen. Für Jungfer Liesgen ſorgt er ganz unbeſchreiblich. Er hatte die Zeit verſäumt, da ſie uns ihren Beſuch abſtattete. Er war nicht darüber zu tröſten. Er gieng, ohne ſich wieder von neuem anzuziehen, den Augenblick nach ihr. Er will ſie Abends hier zu Gaſte haben. Er will Muſik darzu haben. Er läßt ſichs ſehr angelegen ſeyn.

Sor-

Sorger.

Aber der liebe Herr Fortunat verſäumt den Termin, Frau Schweſter!

Fr. Sylveſterinn.

Das iſt eben meine Noth, Herr Bruder. Ich habe ihn vor lauter Sorgen über ſeine Liebſte nicht dazu bringen können, daß er zu Stromen gegangen wäre. Ich bin ihm bald zu Fuße gefallen, aber ich konnte nichts erhalten. Sage mir doch, was mache ich denn, Herr Bruder?

Sorger.

Frau Schweſter, der Termin iſt verſäumt. Itzo wäre es noch die höchſte Zeit, ihn abzuwarten.

Fr. Sylveſterinn.

Ach! wenn er verſäumt iſt, ſo kratzt mir Strom die Augen aus dem Kopfe.

Sorger.

Ich ſehe gar keine Hülfe, Frau Schweſter. Ihr Sohn hätte die Liebſte allezeit eher wieder gekriegt, als den Proceß.

Fr. Sylveſterinn.

Er war freylich gar zu ſorgſam. Was machen wir denn?

Sorger.

Da wird kein Rath ſeyn. Ach, ich wollte Ihnen gerne helfen. Sagen Sie nur, wie?

Fr. Sylveſterinn.

Ich wüßte wohl, Herr Bruder. Aber ſoll ich des leichtfertigen Menſchen wegen zur Lügnerinn, zur Betrügerinn, zur Cauſenmacherinn werden?

Sorger.

Behüte Gott! Nein, Frau Schweſter! Das werden Sie nicht thun.

Fr. Sylveſterinn.

Ich ſchadete aber niemanden damit, und meinem Sohne hülfe ich.

Sorger.

Wenn das iſt, Frau Schweſter; ſo ſind Sie weder eine Lügnerinn, noch eine Betrügerinn, noch eine Cauſenmacherinn.

Fr. Sylveſterinn.

Je! das wäre ja ſchön, da hatte ich ja Hülfe?

Sorger.

Je! was haben Sie denn, Frau Schweſter? Ich denke immer, es wird nicht angehen, was Sie thun wollen.

Fr. Sylveſterinn.

Ja, ja. Es geht an, es geht an!

Sorger.

So ſagen Sie nur. Hernach will ich ſehen. Ich fürchte aber immer ..

Fr. Sylveſterinn.

Ganz gewiß geht es an! Höre nur, Herr Bruder. Rennthier war da, und ſagte, er wollte compromittiren, wie er es hieß.

Sorger.

Und Ihr Sohn wollte nicht? Er verließ ſich darauf, daß er den Termin noch abwarten könnte?

Fr. Sylveſterinn.

Nein, er war nicht da. So dachte ich, Herr Bruder, lieber Herr Bruder, du nähmſt die Mühe über dich, und giengſt zu ihm, und ſagteſt, mein Sohn und Strom wollten compromittiren. Hörſt du, lieber Herr Bruder?

Sorger.

Ja, Frau Schweſter. Ich denke immer Rennthier wird es nicht thun.

Fr. Sylveſterinn.

Er wollte ja vorhin.

Sorger.

Aber ich ſollte den Leuten auch nicht verlügen.

Fr. Sylveſterinn.

Je, es ſchadet ja niemanden! Ich weis auch nicht einmal, ob das einem verlügen heißt. Mein Sohn will gewiß, das weis ich, und wenn Sie auf hundert Jahr compromittiren wollten; und Strom muß wollen, ehe er den Proceß verloren giebt. Ich kann mir ſonſt ganz und gar nicht helfen.

Sorger.

Nun, Frau Schweſter! wenn ſie ſich ſonſt nicht helfen können, ſo muß ich wohl gehen.

Sechs-

Sechſter Auftritt.

Frau Sylveſterinn, Strom, Sorger.

Fr. Sylveſterinn.

Da iſt Herr Strom! Ihre Dienerinn! — Herr Bruder, geh du ja!

Strom.

Sehn Sie doch, wie ſchön Ihr Sohn halb vier Uhr bey mir iſt.

Sorger.

Sie nehmen doch nicht ungütig, Herr Strom, wenn ich dießmal die Ehre nicht haben kann, Ihrer Geſellſchaft zu genießen?

Strom.

Wie wollte ich das ungütig nehmen?

Sorger.

Sie mögen mir glauben oder nicht, ſo kann ich Sie verſichern, daß es aus keiner andern Urſache geſchieht, als weil ich nicht Zeit habe.

Strom.

Herr Sorger, ich habe ja auch nicht Zeit!

Sorger.

Ich bitte recht ſehr um Verzeihung. Seyn Sie gewiß verſichert, daß ich recht nöthig zu thun habe.

Strom.

Ich habe ja auch nöthig zu thun!

Sorger.

Ach, ich ſorge nur, Sie werden es übel aufnehmen.

Strom.

Der Henker ſoll mich holen, wenn ich es Ihnen übel nehme.

Fr. Sylveſterinn.

Geh doch, Herr Bruder! Herr Strom nimmt es nicht übel. Er weis auch, wie es iſt, wenn man zu thun hat.

Siebenter Auftritt.

Strom, Frau Sylveſterinn.

Strom.

Nun, Frau Sylveſterinn! Haben Sie Ihren Sohn ſich vor Ihren Augen in die Sänfte ſetzen laſſen? Haben Sie ihn zu mir tragen laſſen, und zwar um halb vier Uhr?

Fr. Sylveſterinn.

Herr Strom, Sie ſind der hitzigſte Mann, den ich auf der Welt gekannt habe. Ich würde das alles wohl gethan haben, wenn ich es für nöthig befunden hätte.

Strom.

Und Sie ſind die kaltſinnigſte Frau, mit der ich in meinem Leben entweder gehandelt, oder proceßiret habe, oder verwandt geweſen bin. — Sie haben es nicht für nöthig befunden? — Sehn Sie doch! Es iſt nicht genug, daß ich Ihren Sohn zu meinem Unglücke zum Advocaten habe. Nicht wahr, ich ſoll auch noch Sie zur Conſulentinn haben, damit ich recht geſtraft werde?

Fr. Sylveſterinn.

Nun, ich ſage, daß ich es nicht für nöthig befunden habe; und ich will es noch zehnmal ſagen, wenn Sie es haben wollen.

Strom.

Und ich befinde für nöthig, und will es Ihnen einmal ſagen und nicht mehr, daß ich aus Ihrem Hauſe gehen will, und daß Sie ſprechen ſollen, ich habe alle meine Käufer betrogen, wenn ich mein Wort nicht halte, und in meinem Leben ein einzigmal wieder hereinkomme.

Fr. Sylveſterinn.

Herr Strom, hören Sie mich doch nur! Der Termin iſt aufgehoben. Mein Sohn hat mit dem Kläger compromittiret.

Strom.

Seht ihrs? Thut ſie nicht noch wie ein Bißchen mehr, als ein Advocat? Sie wird wohl auch noch Conſulentengebühren haben wollen! Was reden Sie mir denn für Wörter vor? Man hat mit den Advocaten genug zu thun, daß man ſie verſteht. Fangen denn die Weiber auch noch an, ſo zu reden?

Fr. Sylveſterinn.

Ich kann es Ihnen nicht anders ſagen, als ich es gehört habe. Recht weis ich ſelber nicht, was es iſt.

Strom.

Gleichwohl haben Sie es nicht für nöthig befunden, Ihren Sohn hinzuſchicken; damit ich die Ehre haben könnte, ein Paar Wörter von Ihnen zu hören, womit Ihnen Herr Fortunat das Maul geſchmieret hat, und die Sie ſelber nicht verſtehen.

Fr. Sylveſterinn.

Herr Strom, laſſen Sie mich nur zum Reden kommen, ehe Sie ſo lärmen?

Strom.

Ja! Ja! wenn ich Sie nun zum Reden kommen ließe; ſo könnten wir den Termin vollends verreden, und ich käme doch wohl nicht an die Reihe, daß ich auch reden könnte.

Fr. Sylveſterinn.

Der Termin iſt heute nicht!

Strom.

Sie werdens wohl machen, daß er nicht ſeyn kann.

Fr.

Fr. Sylveſterinn.

Ich nicht! Aber des Klägers ſein Advocat und mein Sohn haben einander verſprochen, daß heute beyde Partheyen nicht da ſeyn wollen, und der Termin ſoll ausgeſetzt ſeyn, bis auf ein andermal.

Strom.

Der Teufel muß doch ihren Sohn reiten, daß er die Termine aufſchiebt! Er wird mir wohl das Geld alle aus dem Beutel proceßiren wollen, daß er mir den Proceß verlängert.

Fr. Sylveſterinn.

Herr Strom, es kann Ihnen ja nichts ſchaden. Unterdeſſen werden die Zeuge wieder wohlfeil, ſo wird ihr Kläger wohl nicht ſo ſehr drauf dringen!

Strom

Ich habe es Ihnen geſagt, daß ich nicht Sie, ſondern ihren Sohn zum Advocaten haben will, wenn gleich einer ſo viel davon verſteht, als der andre.

Fr. Sylveſterinn.

Du lieber Himmel! darf man denn gar nicht reden?

Strom.

Ich komme gar nicht her, daß ich mit Ihnen reden will, außer daß ich Ihnen habe vorwerfen wollen, daß Sie mich betrogen haben. Nur mit Ihrem Sohne habe ich reden wollen.

Fr. Sylveſterinn.

Wahrhaftig! ich dächte, es ſollte Ihnen lieb ſeyn, daß der Termin aufgeſchoben iſt.

Strom.

Ja, es iſt mir lieb. Denn ich kann unterdeſſen einen andern Advocaten finden.

Fr. Sylveſterinn.

Reden Sie denn ſchon wieder von einem andern Advocaten? Mein Sohn mag auch denken, er macht es noch ſo gut, und ich dazu; ſo macht man es Ihnen doch niemals recht.

Strom.

Strom.

Sie ſollen nichts machen; Sie mögen es gut oder nicht gut machen. Und ihr Sohn ſoll ſich nicht unterſtehen, ohne mein Vorwiſſen die Termine aufzuſchieben.

Fr. Sylveſterinn.

Lieber Herr Strom, ſuchen Sie doch deswegen keinen andern Advocaten. Er wird es nicht mehr thun.

Strom.

Er könnte wohl auch den Proceß verlieren, und es nicht mehr thun wollen. Einen Proceß verliert man nicht mehr als einmal.

Fr. Sylveſterinn.

Beſinnen Sie ſich doch anders, Herr Strom!

Strom.

Wo iſt denn Ihr Sohn?

Fr. Sylveſterinn.

Er iſt ausgegangen.

Strom.

Ausgegangen? Frau Sylveſterinn. Ihr Sohn geht doch wohl den ganzen Tag über aus.

Fr. Sylveſterinn.

Sonſt nicht ſehr.

Strom.

Das glaub ich. Er geht wenigſtens vielleicht den Tag nur einmal aus dem Hauſe.

Fr. Sylveſterinn.

Ach, Herr Strom! behalten Sie meinen Sohn zum Advocaten.

Strom.

Ich will mich beſinnen. Aber das ſage ich Ihnen: die Wahrheit ſage ich ihm vorher noch recht. Gott behüte Sie, Frau Muhme! Begleiten Sie mich nicht, Frau Sylveſterinn. Wir kommen den Tag über öfter zuſammen.

Fr. Sylveſterinn.

Ich habe ſonſt allerley zu beſorgen, Herr Strom, ich muß doch mitgehen.

Fünf-

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fiekchen, Kathrine.

Kathrine.

Nun, Jungfer, ſo komme Sie doch! Ich wäre ſchon wieder zurück, wenn Sie nicht ſo ſchliche.

Fiekchen.

Sage mir doch, Kathrine, was ſollte ich denn aus der Stube hier neben an holen? Ich gab nicht Achtung, was die Mama ſagte.

Kathrine.

Ich denke, Sie weis es.

Fiekchen.

Narr! weswegen hätte ich dich denn mitgenommen? Ich dachte, du hätteſt es gehört: ſo ſollteſt du mirs ſagen.

Kathrine.

Iſts das, ſo kann ich Ihr nicht helfen.

Fiekchen.

Ach! ich bin ganz müde. Kann der Fortunat den Leuten nicht Beth machen! Die Mama, und ich, und du, wir haben alle zu thun.

Kathrine.

Ja, höre Sie doch, Jungfer! Was machen wir denn nun, wenn wir nicht wiſſen, was wir holen ſollen?

Fiekchen.

Lauf doch und frage.

Kathrine.

Ja, die Mama würde mich anlaſſen! Höre Sie, Jungfer Fiekchen, wir wollen eine Weile ausbleiben. Hernach

wollen

wollen wir gehen und ſagen, wir könnens nicht finden; ſo muß es doch die Mama genauer beſchreiben. Hernach gebe Sie Achtung, ſo weis Sie, was Sie holen ſoll.

Fiekchen.

Das iſt doch ein vortreflicher Rath, liebe Kathrine! ſo will ich mich herſetzen, und ein Bißchen ausruhen, und die Augen zumachen.

Kathrine.

Pfuy, ſchäme Sie ſich! In der Stube ſoll heute noch getanzt werden, und Sie will hinne faullenzen! Ach wenn ich nur heute mit tanzen dürfte! Ich habe recht lange nicht getanzt. Ich wüßte mich bald ſeit einem Jahre nicht zu beſinnen, wenn ich getanzt hatte. Das verzweifelte Ding, daß ich Jungemagd und Köchinn zugleich bin! Wenn die Jungemagd zu Tanze gehen will, ſo muß die Köchinn zu Hauſe bleiben. Und will die Köchinn gehen, ſo muß die Jungemagd unterdeſſen das Haus hüten. So kömmt mein Jungfer Kathrinchen niemals zum Tanze.

Fiekchen.

Ich möchte nur wiſſen, was du von dem Herumſpringen hätteſt. Meinetwegen möchte kein Tanzmeiſter und keine Muſik auf der Welt ſeyn. Die Tanzmeiſter brechen einem die Beine bald entzwey. Und wenn nur noch keine Muſik wäre, ſo wäre auch keine Cadanz. So möchte man tanzen, wie es einem bequem wäre, wenn das Getanze ja ſeyn ſollte.

Kathrine.

Nein, Jungfer Fiekchen! ich muß zum voraus tanzen, weil ich hernach nicht mit tanzen kann. Komm Sie her. Schäme Sie ſich! Wer wird denn ſo ſtille ſeyn? Tanze Sie mit! Ich will Fortunat ſeyn. Sey Sie Jungfer Lieschen.

Fiekchen.

Ach, laß mich gehen.

Kathrine.

Ihr Bruder tanzt alle Tage, und Sie will gar nicht tanzen. Ich darf mich nicht auf der Stube ſehen laſſen, ſo heißt es: kommt her, Kathrine, tretet einmal daher, ich muß was aus dem Tanze probiren! Ich vergeſſe ihn ſonſt ganz. Ich kann mich ſelbſt nicht recht darauf beſinnen. — Hört, ihr dummes Ding, hieher ſollt ihr treten! — Nun es iſt gut, da ſtehe ich. — Da fängt er an um mich herum zu ſpringen. — Nun geht daher! — Da ſpringt er wieder. — Nun dorthin! — Wieder geſprungen. Und wenn ich nicht davon liefe, ſo tanzte er den ganzen Tag um mich herum.

Fiekchen.

Ach, liebe Kathrine, wenn ich nur ſchlafen könnte!

Kathrine.

Warte Sie, Fiekchen, ich will ihr was auf der Laute verſpielen, damit Sie einſchläft. Sieht Sie wohl?

Fiekchen.

Ach geh fort! ach, ach! ich wollte dich führen. Du könnteſt wohl einen Todten mit der Laute aufwecken, ſo jämmerlich klingts; geſchweige denn, daß ich darüber einſchlafen ſollte.

Kathrine.

Ey! denke Sie doch. Weis Sie das? Man ſollte die Leute nicht eher tadeln, bis mans beſſer machen kann. Es mag klingen, wie es will. Es muß Ihr ſchöne klingen, denn Sie kanns nicht beſſer.

Fiekchen.

Es liegt nur an mir, daß ichs nicht beſſer kann, als du. Mein Bruder hat mirs lange lehren wollen. Aber es koſtet ſo viel Mühe, drum will ich nicht.

Kathrine.

Aber Jungfer Fiekchen, wenn die Gäſte kämen, und ſähen mich mit der Laute da ſtehen; ich wüßte nicht, was ich thäte! Ins Futteral könnte ich ſie ſo geſchwind nicht wieder legen.

Fiekchen.

So thu ſie doch weg.

Kathrine.

Ich glaube, daß ich ausſehe, wie der dritte von den fünf Sinnen, die Ihr Bruder gemalt hat. Wenn die Leute kämen, ſo dächten ſie doch wohl, ich wäre das leibhaftige Gehör.

Fiekchen.

Du wirſt ſo lange thalen*), bis ſie kommen.

Kathrine.

Sie iſt auch gar zu nichts zu bringen, Jungfer Fiekchen! Tanzen muß ich heute einmal für allemal. Nun! ſo will ich auch ganz alleine tanzen, und die Muſik ſelber dazu machen, wenn man gleich nichts davon hört. Das Ding muß artig ausſehen.

Fiekchen.

Die Gäſte kommen! Sie kommen! Ich muß laufen.

Kathrine.

Zum Henker! was fange ich mit der Laute an? Ach, ich laufe mit ſamt der Laute davon.

Zwey-

*) Thalen, ein meißniſch Wort von gleicher Bedeutung mit ändeln, trödeln.

Zweyter Auftritt.

Lieschen, Fortunat.

Fortunat.

Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß ich niemals ſo eifrig, ſo gerade, ſo hurtig nach einer Sache gegangen bin, als ich dießmal gethan habe, Sie wieder zu uns zu bringen.

Lieschen.

Sie haben mich aus meiner ganzen Ordnung geriſſen. Wir waren gleich im Begriffe, nach Hauſe zu gehen, und es waren Dinge zu Hauſe, die recht auf mich warteten. Sie können glauben, daß ich recht böſe auf Sie bin.

Fortunat.

Sie ſind böſe, liebſtes Jungfer Lieschen?

Lieschen.

Sie würden mich nimmermehr darzu gebracht haben, wieder zu Ihnen zurück zu kommen, wenn Ihnen meine Mama nicht beygeſtanden hätte; und wenn Sie nicht ſelber noch gegangen wäre, einen Theil meiner nöthigſten Geſchäffte zu beſorgen.

Fortunat.

Sie würden ſonſt nimmermehr zu uns gekommen ſeyn? Wer iſt Ihnen denn in unſerm Hauſe verhaßt?

Lieschen.

Gewiß niemand! Aber es iſt etwas anders, das mir verhaßt iſt, und das mich hätte abhalten ſollen, mich im geringſten bewegen zu laſſen.

Fortunat.

Ich bitte ſehr, entdecken Sie es doch! Was iſt Ihnen ſo verhaßt?

Lieschen.

Die Unordnung, die dadurch in unſerm Hauſe entſtehen wird.

Fortunat.

Verurſachet man denn Unordnung in einem Hauſe, wenn man nicht da iſt? Wenigſtens weis ich aus der Erfahrung, daß ich mehr Unordnung in meinem Hauſe mache, wenn ich da bin, als wenn ich nicht da bin.

Lieschen.

Schlimm genug! Das iſt ein Zeichen, daß Sie mehr Unordnung ſtiften, als verhüten.

Fortunat.

Das kann ich eben nicht ſagen; denn ich bin mehr außer dem Hauſe, als in dem Hauſe. Und weil ich nur Unordnung ſtifte, wenn ich zu Hauſe bin, und nicht, wenn ich nicht zu Hauſe bin; ſo verhüte ich mehr Unordnung, als ich ſtifte.

Lieschen.

Das Bekenntniß iſt unmöglich Ihr Ernſt. Denn gewiß, mit Ihrer Erlaubniß, es iſt nicht zu Ihrem Vortheile.

Fortunat.

Warum das? Wer viel thut, der kann nicht allezeit ordentlich ſeyn.

Lieschen.

Es kann ſeyn. Ich lobe mir aber, wenig, doch ordentlich.

Fortunat.

Ich, ich habe mich ganz erhitzt; ſo viel habe ich den Nachmittag zu gehen gehabt.

Lieschen.

Es iſt Schade, daß die Mannsperſonen keine Fächer tragen. Es würde ihnen recht artig ſtehen.

Fortunat.

Darf ich mir Ihren ausbitten?

Lieschen.

Nicht wahr! Sie möchten mir Schaden daran thun. Die Mannsperſonen wiſſen mit ſolchen Sachen nicht umzugehen.

Fortunat.

Das haben Sie nicht zu beſorgen. Ich müßte mich ſchämen, wenn ich mit einem Fächer nicht umgehen könnte. Ich dächte faſt, es wäre ſo viel, als wenn ich mit dem Frauenzimmer ſelber nicht umgehen könnte.

Lieschen.

Man würde deſſentwegen nicht weniger von Ihnen halten, wenn Sie auch gleich mit einem Fächer nicht umzugehen wüßten.

Fortunat.

Der Fächer iſt ſchön gemalt. Ich hatte mir vorgenommen, einen zu malen, aber ich darf es nunmehr nicht wagen.

Lieschen.

Ich kann nicht ſagen, daß mir die Malerey gefiele. Ich kann ſie gar nicht auf den Fächern finden, wie ich ſie haben will.

Fortunat.

Sind Sie eine ſo gute Kennerinn? Das iſt mir recht lieb. Ich werde Ihnen tauſenderley weiſen können.

Lieschen.

Ich bin ganz und gar keine Kennerinn. Aber ich habe niemals einen Fächer finden können, der mir gefallen hätte. Man malt ſo viel unnütze Dinge darauf. Die Leute mögen lachen, wie ſie wollen. Ich dächte, wenn ich malen könnte, ich malte mir einen Kalender darauf. Denn

der

der Fächer iſt gewiß der allerbequemſte Ort, allemal einen Kalender bey ſich zu haben, zumal da man ihn itzo Sommer und Winter trägt. Und wenn es ja Zierrathen dabey geben ſollte, ſo lieſſe ich mir etwan auf die andere Seite eine Uhr malen.

Fortunat.

Eine Uhr! Warum denn eine Uhr?

Liescben.

Ich kann Ihnen keine andre Urſache ſagen, als weil es mein Sinnbild iſt.

Fortunat.

Sie haben auch ein Sinnbild? Haben Sie noch keine Ueberſchrift dazu? Ohnfehlbar iſts: **Wenig, doch ordentlich**, wie Sie vorhin ſagten.

Liescben.

Ach, das iſt ja ſchön, daß Sie mir darauf helfen. Ich habe noch keine Ueberſchrift gehabt. Wenigſtens muß man Ihnen das laſſen, daß Sie ſinnreich ſind.

Fortunat.

Ich werde Ihnen Ihr Sinnbild malen, wenn Sie es erlauben wollen. Es ſoll mein erſtes Geſchäfte ſeyn.

Liescben.

Behüte der Himmel! das würde Zeit koſten. Aber was iſt denn Ihr Sinnbild?

Fortunat.

Ich will es Ihnen ſagen. Ein Schäfer, der wie ich geſtaltet iſt, und zu den Füſſen einer Schäferinn liegt, die recht ſchön und recht artig, und Ihnen ähnlich iſt.

Liescben.

Sie bezahlen die Leute gar übel, die Ihnen Fragen thun. Iſt das Ihr Notariatſiegel?

Fortunat.

Ich kann Sie verſichern, daß ich die Zeit meines Lebens kein ander Sinnbild haben werde, und daß auf der Welt ſich keines beſſer für mich ſchickt, als das.

Liesgen.

Sie werden es vielleicht allezeit ein Bild bleiben, und niemalen eine wahrhafte Sache werden laſſen. Ich muß geſtehen, man führet mich heute in Ihrem Hauſe recht in Verſuchung.

Dritter Auftritt.

Frau Richardinn, die Vorigen.

Liesgen.

Sie kommen ſchon, Mama? Mit Erlaubniß, haben Sie meine Geſchäfte zu Hauſe verſehen? Haben Sie die Uhr aufgezogen.

Richardinn.

Das habe ich gethan.

Liesgen.

Haben Sie meinen Blumen friſches Waſſer gegeben?

Richardinn.

Das iſt geſchehen.

Liesgen.

Haben Sie denn auch meine Vögel gefüttert?

Richardinn.

Alles ganz richtig.

Liesgen.

Und meinen kleinen Hund nicht vergeſſen?

Richardinn.

Du kannſt dich darauf verlaſſen, Lieschen.

Lieschen.

Sehn Sie, mein Herr, was Sie mich alles hätten verſäumen laſſen, wenn die Mama es nicht auf ſich genommen hätte. Aber das muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich eine Stunde genähet haben würde, wenn ich zu Hauſe geweſen wäre, und daß ich nicht weis, wie ich es wieder einbringen ſoll.

Fortunat.

Glaube ich doch, Sie machen ſich mehr Gewiſſen, eine Nähſtunde zu verſäumen, als ich einen Procest? Ich weis gewiß, daß ich Ihnen für dieſe einzige Nähſtunde zehn Termine aufopfern wollte.

Richardinn.

Das würden Sie doch nicht thun, Herr Fortunat! Das wäre unverantwortlich!

Lieschen.

Ey! einem Menſchen, von dem ich wüßte, daß er wichtige Geſchäfte verſäumte, dem würde ich in meinem Leben nicht wieder gut. Ein Menſch, der nicht thut, was er ſoll, der hindert ſeine eigenen Abſichten. Er macht, daß ſich niemand auf ihn verlaſſen kann. Und auf wen ſich niemand verlaſſen kann, der kann ſich auch wieder auf niemanden verlaſſen. Er macht, daß die Leute durch ihn unglücklich werden, wenn Sie ihm was anvertrauet haben. Ich kann nicht alles böſe auf einmal ſagen, das ich auf einmal von einem ſolchen Menſchen denke.

Richardinn.

Es iſt mir ein rechtes Vergnügen geweſen, daß ich vorhin geſehen habe, daß Sie Ihrer Geſchäfte wegen unſern Beſuch verſäumet haben. Das iſt die einzige Urſache, warum ich meine Tochter bereden habe, Ihnen das Ver-

gnügen zu machen, und wieder hieher zu kommen. Ich glaube, daß ſie Ihnen dieſe Vergeltung ſchuldig iſt, und wenn ſie mit ihrer Arbeit einmal aus Nacht Tag machen ſollte.

Fortunat.

Wenn Sie Liebhaberinnen von der Muſik ſind, will ich Ihnen etwas auf der Laute vorſpielen. Ich habe der Jungfer Lieschen verhin was geſagt, darauf ſie mir noch nicht geantwortet hat. Ich will ſehen, ob Sie mir antworten werden, wenn ich es Ihnen vorſinge und vorſpiele.

Lieschen.

Ich glaube, daß ich Ihnen noch weniger antworten werde. Ich würde Ihnen meine Antwort nicht auch ſingen können. Und was ſingend gefragt wird, das darf man nicht redend beantworten.

Richardinn.

Sie ſingen alſo auch? Sie können ja alles! Es fehlt nichts, als daß Sie noch auf dem Seile tanzen könnten.

Fortunat.

Ich glaube, daß ichs kann. So gehts ungefähr ... Ich habe meine Laute gleich bey der Hand. Hier iſt ſie. — Wie geht denn das zu? Wie iſt das möglich? Hier iſt das Fortepiano, und meine Laute iſt nicht da! Es darf ſie ja niemand anrühren! Ich weis nicht, wohin ſie gekommen iſt.

Richardinn.

Sie haben unſichtbar jemanden ein Ständchen damit gebracht, und da werden Sie ſie noch gelaſſen haben.

Fortunat.

Habe ich ſie denn auch wohl wieder aufgehoben, da ich ſie das letztemal gebraucht habe? Ich muß nachſehen. Erlauben Sie, daß ich Sie einen Augenblick verlaſſe.

Vierter Auftritt.

Lieschen, Frau Richardinn.

Richardinn.

Nun, Lieschen! glaubſt du bald, was ich dir vorhin bey dem Spazierngehen geſagt habe? Wie gefällt dir denn der Herr Fortunat?

Lieschen.

Ich fange bald gar an, zu glauben, daß es Ernſt iſt, zumal da der alte Herr Syloeſter vorhin davon redte. Denn Herr Fortunaten alleine glaubte ich nun wohl eben nicht. Ich dachte auch wohl noch, Ihnen alles offenherzig zu ſagen, er gefiele mir. Aber wenn er nicht weis, wo er ſeine Laute hingethan hat; ſo darf er ſich keine Rechnung machen, daß ich ihn lieb haben kann. Wer weis, ob er nicht für ſeine Laute am meiſten ſorgt; und wie wird er mit den übrigen Sachen umgehen, für die er nicht ſo ſehr ſorgt?

Richardinn.

Du gutes Kind, du willſt einen ordentlichen Mann haben, weil du ſelber ordentlich biſt. Höre nur, Lieschen, ich will dir was ſagen: was hilft dir denn die Ordnung, wenn zwey ordentliche Leute zuſammen kommen?

Lieschen.

Was hülfe ſie denn, wenn ich mit einem unordentlichen Manne zuſammen kame? daß er zerſtörte, was ich gebaut hätte?

Richardinn.

Je! die Tugend will Gelegenheit haben. Denke nur an: wenn ein Frauenzimmer, das geduldig iſt, einen Mann hätte, der auch geduldig wäre: was würden ſie denn vor lauter Geduld anfangen? Der Mann thäte der Frau nichts,

und die Frau dem Manne nichts. Und ſo ſtürben ſie, und es wäre noch die Frage, ob es dem Redner bey der Gedächtnißrede in den Kopf käme, daß die beyden Leute geduldig geweſen ſeyn ſollten. Aber wenn eine geduldige Frau einen böſen Mann hat; da ſieht man erſt, was für Geduld in ihr iſt, und da müßte einer blind ſeyn, wenn er es nicht ſähe.

Lieschen.

Ja, Mama, das trifft nicht überall ein.

Richardinn.

Warum träfe es denn nicht überall ein, Lieschen? Wenn der Mann viel Geld verthut, und die Frau ſparet; ſo ſprechen alle Leute: der Mann müßte aus dem Lande laufen, wenn er nicht eine ſo haushältige Frau hätte! Wenn der Mann geizig iſt, und die Frau iſt freygebig; ſo ſprechen die Leute: es könnte kein Menſch in dem Hauſe zu eſſen, wenn die Frau nicht wäre! Wenn du nun ordentlich wärest, und dein Mann auch, wer würde denn ſprechen: die Frau hält ihren Mann recht in Ordnung! Und was wollte ihr euch zu thun machen? Du würdeſt, wie geſagt, wechſelsweiſe einreißen, und wieder bauen müſſen, damit euch die Weile nicht lang würde.

Lieschen.

Aber, Mama, ich würde niemals recht in Ordnung kommen.

Richardinn.

Und dein Mann auch niemals recht in Unordnung. Ach, Lieschen, wer Leute von einerley Art brüten mein Lage nichts Gutes aus. Wenn einer ſprache: ich will das und das recht ſchön haben! Ja freylich wollen wir es haben, mein Kind! ſprache der andre. Je nun, wenn du ſo denkſt, ſieh es herum, ſo iſt mirs deſto lieber! — Da hätten wir die Narren beyſammen. — Aber wenn der

Mann

Mann etwa ſagte: nicht doch, mein Kind! geh du immer ſo hübſch ſchlecht, wie deine liebe Großmutter vordem gegangen iſt! Du haſt ja noch Kleider von der, die du tragen kannſt! — Was wollen ſie darnach machen? Sie müſſen ſich doch wohl vergleichen, und da muß jegliches nachgeben. Daraus kommt hernach das Mittelſenſter.

Liecchen.

Ach, Mama, mit ihrer langen Predigt machen Sie nimmermehr, daß ich einen unordentlichen Mann haben wollte, der mich zu Tode ärgerte. Fortunat geht zwar ordentlich in Kleidern; aber wenn er nicht wüßte, wo er die Laute hat, ſo lobe ich mir Kammerhuren. Der ängſtet ſich doch über alle ſeine Sachen, und denkt, er wird ſie verſäumen. Geputzt gehe er nicht, aber er hat ſeine Ordnung innerlich.

Richardinn.

Wer weis, was das Ding mit der Laute iſt? Man muß nicht gleich Uebels denken.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Fortunat, Kathrine.

Fortunat.

Ihr habet ſie aber nicht anrühren ſollen. Das wißt Ihr.

Kathrine.

Ich habe ſie aber genommen. Das hören Sie!

Fortunat.

Das ſollt Ihr Euch nicht unterſtehen!

Kathrine.

Nun, ſo laſſen Sie mich doch nur vor den Leuten gehen!

hen! Sie ſollen ja Ihre Laute wieder haben. Hier neben an liegt ſie.

Fortunat.

Sie dürfen mir es gar nicht zurechnen, Jungfer Liesgen, daß ich meine Laute nicht gleich bey der Hand gehabt habe. Das muthwillige Mensch iſt Schuld daran. Ich weis nicht, was ſie damit vorgehabt haben muß.

Katharine.

Nun, nun! geben Sie ſich zufrieden! Hier iſt Ihre Laute ſo unverletzt, als ich ſie aus dem Futterale genommen habe. Und Frau Richardinn und Jungfer Liesgen, ich will Ihnen eine theure Verſicherung geben, daß ich es bin, die ſeine Laute entführet hat. Behüte der Himmel! Der ordentliche, ſorgſame Herr würde nicht wiſſen, daß ſeine Laute wäre! Seine Liebſte wird gewiß mit ihm zufrieden ſeyn, wenn er einmal ſo gut für ſie ſorgt, als für die Laute. — Da haben Sie ſie wieder zu eigenen Händen, und quittiren Sie mich zu Dank, daß Sie ſie richtig erhalten haben. Ich muß laufen. Wenn Sie jemals anfangen, zu ſpielen, möchte es ſo herzbrechend ſeyn, daß ich nicht wieder davon kommen könnte.

Sechſter Auftritt.

Friedrich, die Vorigen.

Friedrich.

Herr Fortunat, Herr Strom begehrt mit Ihnen zu reden.

Fortunat.

Der ungeduldige Mann! Sprich, ich wäre nicht zu Hauſe.

Friedrich.

Das weis er, daß Sie zu Hauſe ſind.

Fortunat.

Sage, ich hätte Beſuch.

Friedrich.

Das iſt ihm bekannt. Aber dennoch will er mit Ihnen reden.

Fortunat.

Weis ihn ab!

Lieschen.

Sie werden doch unſrer Gegenwart wegen niemanden zurück weiſen, der nöthig mit Ihnen zu reden hat.

Fortunat.

Weswegen das nicht? Warum ſoll er Ihnen mit ſeinen Erzählungen und mit Berathſchlagungen über ſeinen Proceß die Ohren beläſtigen?

Lieschen.

Wir hören alles lieber, als daß Sie Verſäumniß haben.

Richardinn.

Wenn es Sachen ſind, die nicht jedermann wiſſen darf, ſo können Sie ja zu ihm gehen.

Fortunat.

Ich würde die Unhöflichkeit nicht begehen.

Lieschen.

Wir wollen uns indeſſen ſchon unterhalten.

Richardinn.

Eben ſo wohl, als wir vorhin gethan haben, da Sie uns der Laute wegen verließen.

Fortunat.

Ey, der Laute wegen! Zum Henker, das war eine andere Sache!

Richar-

Richardinn.

So thun Sies itzo, Herrn Stroms und Ihrer wichtigen Geſchäffte wegen.

Fortunat.

Ich werde es nimmermehr thun. Er iſt der verdrüßlichſte Mann von der Welt.

Richardinn.

So laſſen Sie uns ſehen, wie geſchickt Sie ihn zu lenken wiſſen.

Fortunat.

Friedrich, geh zur Mama. Sprich, ſie ſoll mir ihn vom Halſe ſchaffen!

Siebenter Auftritt.

Frau Richardinn, Lieschen, Fortunat, Strom.

Strom.

Wollen Sie mich wieder abweiſen? Soll ich zum ſiebentenmale fortgehen, ohne eine Sylbe mit Ihnen reden zu können? Iſt das eine Urſache, einen ehrlichen Mann fortzujagen, weil Sie Beſuch haben? Wenn ſoll man denn zu Ihnen kommen? Man weiſt mich ab, wenn Sie zu Hauſe ſind; und wenn Sie nicht zu Hauſe ſind, weiſt man mich auch ab. Warum habe ich Sie heute den ganzen Tag nicht zu ſehen gekriegt? Was haben Sie denn zu thun gehabt? — Reden Sie doch! — Nehmen Sie mirs beyderſeits nicht übel. Ich habe mir es vorgenommen gehabt, heute zum ſiebentenmale, und hernach in Ewigkeit nicht wieder, weder in die Stube, noch in das Haus zu kommen. Aber, Herr Fortunat, erſt habe ich Ihnen die Wahrheit ſagen wollen.

Fortunat.

Die Wahrheit ſagen? Herr Strom, wie oft reden Sie denn die Wahrheit in Einem Jahre?

Strom.

Wenigſtens Einmal; wenn ich ſpreche, daß Sie ein müßiger, fauler, ſorgloſer, und noch dazu ein verwegner Menſch ſind.

Fortunat.

Was die Verwegenheit anbetrifft, ſo werde ich vielleicht noch an Ihnen die erſte begehen, wenn Sie nicht ſtille ſind.

Richardinn.

Je, Lieschen, was iſt denn das? Was fehlt denn den Leuten? Herr Strom, was erzürnen Sie ſich denn?

Lieschen.

Herr Fortunat, was will er denn von Ihnen?

Strom.

Wenn Sie nicht mehr Verwegenheiten begangen haben, ſo haben Sie heute gewiß die Probe davon gemacht.

Fortunat.

Nein! ich will Sie noch machen.

Strom.

Wer heißt Sie denn die Termine aufſchieben? daß ich fragen mag.

Fortunat.

Was ſagen Sie?

Strom.

Wer heißt Sie denn compromittiren?

Fortunat.

Sie ſind verwirrt. Ich weis nicht einmal, was compromittiren ſeyn ſoll.

Strom.

Strom.

Wer heißt Sie denn in meinem Proceſſe ohne meine Erlaubniß was vornehmen?

Fortunat.

Es hat keine Noth! Ich habe noch gar nichts darinnen vorgenommen, ohne Ihre Erlaubniß. — Und wenn ich es nun gethan hätte! — Es iſt aber nicht geſchehen.

Strom.

Wollen Sie es leugnen?

Fortunat.

Wer hat Ihnen die Naſe gedrehet?

Strom.

Ich glaube allezeit eher, daß Sie lügen, als Ihre Frau Mutter.

Fortunat.

Ich will ſterben, wenn ich weis, was Sie mit Ihrem Compromittiren haben wollen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Rennthier.

Lieschen.

Herr Rennthier, ich bitte Sie drum! Setzen Sie doch die Leute auseinander.

Rennthier.

Geſchwind. Sagen Sie nur, was iſt es denn? Geſchwind, geſchwind.

Fortunat.

Herr Rennthier! Sie müſſens am beſten wiſſen. Habe ich mit Ihnen compromittiret? Ich weis zwar ſelber nicht,

nicht, was Herr Strom damit haben will. Aber ſagen Sie es aufrichtig.

Rennthier.

Sie werden nicht ungütig nehmen, daß ich es nicht gethan habe.

Fortunat.

Da ſehen Sie, Herr Strom!

Rennthier.

Sie ließen mich zwar drum anſprechen, Herr Fortunat, aber es war zu ſpät. Ich hatte nicht anders gekonnt, als gerichtlich. Und da waren Sie nicht da. Und der Termin wäre zu Ende geweſen, eh es geſchehen wäre.

Strom.

Da ſehen Sie, daß Sie es haben thun wollen, Herr Fortunat.

Fortunat.

Ich will des Todes auf der Stelle ſeyn, wenn mir es in den Sinn gekommen iſt.

Strom.

leugnen Sie es noch, da es Ihr Gegenpart ſagt?

Rennthier.

Sie haben ja Herr Sergern an mich geſchickt. Ich bitte Sie nur nochmals: nehmen Sie es nicht ungütig, daß ich Ihnen nicht zu Willen ſeyn konnte! Es war gar nicht möglich zu machen.

Strom.

Ich bedanke mich bey Ihnen, Herr Rennthier, daß Sie es nicht gethan haben. Er hat es ohne meinen Willen gethan. Es iſt ſchon recht!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Frau Sylveſterinn.

Fr. Sylveſterinn.

Ach allerliebſter Herr Strom, was fangen Sie für Lärmen in meinem Hauſe an? Wollen Sie denn meinem Sohne alle Ehre nehmen? Wollen Sie ihn denn vor allen Leuten zu Schanden machen?

Strom.

Er mag er es darnach machen! Haben Sie mir nicht geſagt, daß er compromittiret hat?

Fr. Sylveſterinn.

Ja, und das zu Ihrem Beſten!

Strom.

So ſagen Sie es Ihrem Sohne unter die Augen. Er leugnet es.

Fortunat.

Mama, es iſt ja nicht möglich. Ich habe es gewiß nicht gethan! Wenn wäre es denn geſchehen?

Strom.

Sehen Sie, daß er es Ihnen noch dazu leugnet.

Fr. Sylveſterinn.

Ich will es Ihnen ſagen, Herr Strom. Ich bin es geweſen, die es gethan hat.

Strom.

Nun, da hört man es!

Fr. Sylveſterinn.

Es war beſſer, der Termin wurde aufgeſchoben, als daß der Proceß verloren gienge.

Rennthier.

Er iſt doch verloren!

Fr. Sylveſterinn.

Mein Sohn war nicht davon zu bringen, daß er Jungfer Lieschen wieder zu uns holen wollte, und ich dachte, darüber verſäumte er den Termin.

Rennthier.

Er iſt auch verſäumt!

Fr. Sylveſterinn.

Drum ſchickte ich meinen Bruder an Herr Rennthieren, daß mein Sohn compromittiren wollte.

Fortunat.

Da ſehen Sie, Herr Strom, daß ich Recht habe.

Strom.

Aber Herr Rennthier hat es doch nicht gethan. Und das iſt recht! Warum iſt es ohne meine Erlaubniß geſchehen?

Rennthier.

Das macht, daß Sie den Proceß heute verloren haben, den Sie ſonſt erſt in langer Zeit verloren hätten.

Strom.

Was? Er wäre verloren?

Rennthier.

Ja, Sie ſind contumacirt, und haben zu gewarten, daß Sie als einer, der nicht erſchienen iſt, und alſo die Klage zugiebt, zu allem angehalten werden, was der Kläger verlangt. Das wollte ich Herr Fortunaten ſagen, und darum kam ich her.

Strom.

Ach ich armer Mann! Der Proceß iſt verloren! — Nun, Herr Fortunat, das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen, und Ihnen dazu, Frau Muhme. Ich weis nun einen Proceß, den ich an ſtatt des verlorenen gewinnen will.

Zehnter Auftritt.

Frau Richardinn, Lieschen, Rennthier, Fortunat, Frau Sylveſterinn.

Fr. Sylveſterinn.

Aber, Herr Rennthier, Sie hatten es ja vorhin thun wollen?

Rennthier.

Vorhin war nicht itzt; und itzt iſt nicht vorhin. Der Miniſter hatte mir vorhin gleich die Secretärſtelle gegeben, die ihr Herr Sohn verſäumt hat. Ich hatte noch nothwendige Wege, derentwegen ich dachte, daß ich den Termin nicht würde abwarten können. Da es aber nicht angieng, und er nicht anzutreffen war; ſo mußte ich mir anders helfen, und das iſt geſchehen.

Richardinn.

Wie, Herr Fortunat? Sie ſind vorhin zu ſpät bey dem Miniſter geweſen?

Liescben.

Sie haben Herr Stromen nicht vor ſich gelaſſen, eine Secretärſtelle und einen Termin verſäumt? Pfui! Sie ſind der haſſenswürdigſte Menſch auf dem ganzen Erdboden!

Fortunat.

Ach, kehren Sie ſich doch daran nicht! Es wird alles gut werden. Da habe ich ja meine Laute; ich wollte Ihnen vorhin was vorſpielen.

Liescben.

Ich haſſe Ihre Laute ſo ſehr, als Sie. Denn ſie wird von einem Menſchen geſpielet, der ſie nicht ſo ſchön ſpielen können ſollte.

Fr. Sylveſterinn.

Ach! Sie werden doch nicht ſo unwillig ſeyn?

Liescben.

Unterſtehen Sie ſich nicht, mir wieder zu ſagen, daß Sie mich lieben. Ich müßte mich ſchämen, von dem müßigſten Menſchen von der Welt geliebet zu werden. Mama, wir wollen gehen. Er verdient es nicht, daß wir ſeinetwegen das geringſte verſäumen.

Richardum.

Herr Rennthier, begleiten Sie meine Tochter nach Hauſe. Sie haben heute Ihrer Eilfertigkeit einen rechten Ehrentag zu danken.

Liescben.

Das iſt ein rechter Triumph für Sie, Herr Rennthier!

Fortunat.

An Ihrer Hand gewiß? Das iſt wohl ein ſchlechter Triumph!

Lieschen.

Vor einigen Minuten ſchien er Ihnen noch groß genug.

Fortunat.

Mama, wo iſt Friedrich? Ich will meinen Fuchs mit den ſauern Trauben vollends fertig zeichnen.

Der

Geheimnißvolle,

ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

von Schlangendorf, ein vornehmer Herr.
Amalia, ſeine Tochter.
Kathrine, ihr Mägdchen.
von Abgrund } zween junge Edelleute.
von Blecke }
Graf von Bährenfeld.
Johann, Abgrunds Bedienter.

Der Schauplatz iſt in Schlangendorfs Hauſe.

Vorbericht.

Der Geheimnißvolle iſt im Jahre 1746 verfertiget worden, und 1747 zugleich mit dem Cannt, den Trojanerinnen und der Elektra im Drucke erſchienen. Der Verfaſſer ſagt folgendes davon in der Vorrede:

Dieſes Luſtſpiel ſtellt einen von denenjenigen Charakteren vor, die Moliere denen zurückgelaſſen hat, die in ſeine Fußſtapfen zu treten ſuchen wollen. Er macht in ſeinem Menſchenfeinde, im vierten Auftritte des zweyten Aufzugs, folgenden Entwurf davon:

C'eſt de la tête aux pieds, un homme tout miſtere,
Qui vous jette, en paſſant, un coup d'oeil egaré,
Et ſans aucune affaire eſt toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il aſſomme le monde.
Sans ceſſe il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un ſecret à vous dire, et ce ſecret n'eſt rien.
De la moindre veille il fait une merveille,
Et juſques au bon jour, il dit tout à l'oreille.

Ich hatte vorher zu verſchiedenen malen verſucht, dieſen Charakter aufs Theater zu bringen; aber dasjenige, was ich ausgearbeitet hatte, allemal ſo beſchaffen gefunden, daß ich für das Beſte hielt, es wieder zu unterdrücken. Die gröſte Schwierigkeit hierbey war dieſe, daß ich den Charakter des Geheimnißvollen dadurch umgeſtoßen haben würde, wenn ich ihm einen Vertrauten geben wollen, dem er ſich völlig eröffnet hätte; und daß es mir gleichwohl anfangs ſchien, als würde ohne dieſes Mittel die ganze Handlung vieler Dunkelheit unterworfen ſeyn.

Unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren hat ſich auch einer dieſer unterdrückten Verſuche zu einem Geheimnißvollen gefunden, der in Leipzig aufgeſetzt und wohl ſechs Jahre älter iſt, als die hier erſcheinende Komödie.

Es iſt eine bloſſe Anzeige der Scenen, und auch dieſe erſtreckt ſich nicht einmal auf alle Acte. So viel ſich aus einem ſo unvollſtändigen Entwurfe ſchlieſſen läſt, iſt die Fabel darinn von der gegenwärtigen ganz verſchieden. Jener Geheimnisvolle liebet ein junges Frauenzimmer mit Vorwiſſen ihres Vaters, die Hochzeit iſt ſchon beſchloſſen, er aber hält es ſich und andern für das gröſte Verbrechen, das geringſte davon merken zu laſſen. Er wagt es nicht, über die Gaſſe zu ſeiner Verlobten zu gehen, ſondern er ſchleicht ſich durch eine Hinterthüre zu ihr, die in ihren Garten geht, wobey er ihr noch dazu Vorwürfe macht, daſ ſie ſo unvorſichtig iſt, ihm am hellen Tage in den Garten entgegen zu kommen. Sein Bedienter bringt ihm einen Ring vom Goldſchmiede, und ſagt ohne Umſchweif, daſ es ſein Hochzeitring ſey. Dieſer erſchrickt über einen ſolchen Namen, erzürnt ſich über den Diener, und will von keiner Hochzeit etwas wiſſen. Als er den Ring ſeiner Geliebten überbringen will, ſieht er jemand aus der Nachbarſchaft an einem Fenſter ſtehen. Dieſ beunruhigt ihn ſo ſehr, daſ er eilends umkehrt, den Beſuch einſtellt, und dafür an ſeine Liebſte ſchreiben will. Bey dieſer Gemüthsart wird er unaufhörlich von allerley Leuten gequält, die ſich theils ſtellen, als ob ſie etwas von ſeinem Geheimniſſe errathen hätten, theils auch, als ob

ſie

ſie es von ihm ausforſchen wollten. Und noch andre fallen wegen ſeiner ſchüchternen Gänge durch den Garten auf die Gedanken, daß ſie eine verbothene Liebe zu einer gewiſſen Nachbarinn zum Zwecke haben möchten, und ſie machen dadurch ſelbſt ſeine Geliebte eiferſüchtig, um derentwillen er ſich eben ſo geheimnißvoll anſtellte.

Der Charakter eines Geheimnißvollen kann nichts anders zum Grunde haben, als ein Mistrauen, beydes gegen ſich ſelbſt und gegen andre. Man darf ſich alſo über die Verwandtſchaft nicht wundern, die ſich zwiſchen ihm und dem Charakter eines Mistrauiſchen zeigt, der nach der Zeit gleichfalls durch den ſeligen Baron von Cronegk auf die deutſche Bühne gebracht worden.

Erſter

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Amalia, Kathrine.

Amalia.

Ich geſteh es, Kathrine; ich möchte doch gern wiſſen, wer der verkleidete Türk auf dem geſtrigen Balle geweſen wäre.

Kathrine.

Nun das gefällt mir! Er redete ja beſtändig im Vertrauen mit Ihnen, ſo ſollte er Ihnen auch wohl im Vertrauen geſagt haben, wer er wäre.

Amalia.

Wie ſo? Er hat nicht ein Wort im Vertrauen mit mir geredet.

Kathrine.

Er wird doch nicht ſo oft beyſeite am Fenſter mit Ihnen geſtanden haben, um Ihnenzu ſagen, daß es ein ſchöner Abend wäre, oder zu fragen, wie ſich Ihr Papa befände?

Amalia.

Er hat mir doch gewiß nichts wichtigers gesagt.

Kathrine.

Aber er machte doch gewiß sehr wichtige Gebärden dazu. Und nach meiner Ausrechnung müßte er Ihnen, wo nicht von Liebe, doch wenigstens von Verehrung vorgeredet haben.

Amalia.

So habt Ihr Euch verrechnet. Es ist wahr, ich bildete mir Wunder ein, was er mir zu sagen hätte. Vielleicht hat ihn die Ehrerbiethigkeit zurück gehalten. Aber dennoch...

Kathrine.

O! Sie entschuldigen ihn? So hat er doppelt Unrecht, daß er Ihnen nichts gesagt hat.

Amalia.

So laßt mich doch ausreden! Aber dennoch sage ich, verdrießt es mich, daß er so viel Aufsehens machte.

Kathrine.

Und mich verdrießt es noch mehr, da er das Aufsehen ohne Ursache gemacht hat.

Amalia.

Nein, Kathrine! Es sollte mir leid seyn, wenn er es noch dazu mit Ursache gemacht hätte.

Kathrine.

Fürchten Sie sich davor nicht. Er wird wohl zu den Leuten gehören, denen bloß daran gelegen ist, Aufsehen zu machen, und die allemal am meisten lärmen, wenn sie am wenigsten thun.

Amalia.

So muß er ein wunderlicher Mensch seyn, Kathrine. Er sah zwar sonst eben so närrisch nicht aus.

Kathrine.

Und eben weil er nicht ſo närriſch ausſah, ſo wollten Sie gern wiſſen, wer er wäre?

Amalia.

Sagt mir, was Euch fehlt? Meynt Ihr, daß mir an dem Menſchen was gelegen iſt?

Kathrine.

Nicht doch! Warum werden Sie denn böſe? Soll man denn nicht die Leute kennen lernen, mit denen man umgeht? Ein verkleideter unbekannter Menſch kömmt kaum in die Geſellſchaft, ſo ſieht er beſtändig auf eine ſehr merklich verſtellte Art nach meinem gnädigen Fräulein. Ehe man ſichs verſieht, ſteht er bey ihr am Fenſter, redt ein Paar Worte, ſieht ſich beſtändig um, merkt, daß man auf ihn ſieht, erſchrickt, und ſchleicht ganz ſchüchtern fort. In einer kleinen Weile iſt er wieder da. Kurz, er geht ſo behutſam und geheim mit Ihnen um, daß die ganze Geſellſchaft merkt, daß er blos Ihrentwegen da iſt. Das verlohnt die Mühe noch wohl, daß man fragt, wer der Menſch ſeyn mag.

Amalia.

Das glaube ich, Kathrine. Es iſt ja eine Sache, die mich angeht.

Kathrine.

Und was mich betrift; alles, was nur geheim heißen ſoll, iſt eine Sache, die mich angeht. Ich will ſchon ſuchen, es zu erfahren.

Amalia.

Ihr werdet aber doch ſo klug ſeyn, und Euch nicht merken laſſen, daß ich es gern wiſſen will.

Kathrine.

Sehen Sie mich doch nicht für ein Kind an. Ey, wer kömmt da! Gehen Sie nur in Ihr Zimmer. Ich ſehe hier jemand, den man darzu brauchen kann.

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Johann, Kathrine.

Johann.

Ey mein allerliebſtes, goldnes, engliſches Kathrinchen!

Kathrine.

Nun willkommen! Wo führt denn dich der Henker wieder her? Sage mir! Biſt du darvon gelaufen? Hat dich dein Herr fortgejagt? Oder was haſt du ſonſt geſtif-tet? Es iſt ja kaum vierzehn Tage, daß du wegreiſteſt.

Johann.

Ich bin mit meinem Herrn gekommen.

Kathrine.

So hat dein Herr einmal einen klugen Einfall gehabt. Denn ich wollte dich eben brauchen.

Johann.

Brauchen? o von Herzen gern! Willſt du mich gleich itzt brauchen.

Kathrine.

Ja gleich itzt, und zwar zu einem Spion! Denn das iſt dein Beruf.

Johann.

Wenn nur die Beſoldung bey dem Amte nicht ſo ſchlecht wäre! Denn in dem Berufe wird man zuweilen gehangen.

Kathrine.

Es iſt noch niemals ein Frauenzimmerſpion gehangen worden.

Johann.

Das iſt was anders. Die Geheimniſſe des Frauen-zimmers auszuſpioniren, dazu kannſt du mich brauchen, ſo viel du willſt, und ſo viel ich kann.

Katharine.

Mein Fräulein iſt geſtern auf einem Balle geweſen.

Johann.

Mein Herr auch.

Katharine.

Da war ein Menſch in einen Türken verkleidet, und du ſollſt ausforſchen, wer der geweſen iſt.

Johann.

Mein liebes Kathrinchen! ich wollte dir gern dienen. Aber ich bin itzo verſchwiegen geworden, wie eine Mauer.

Katharine.

So geh mir gleich aus den Augen! Ich will keine Mauer zum Liebſten haben.

Johann.

Ich kann aber deine Augen nicht entbehren. Und wenn es gleich alle Geheimniſſe koſten ſollte, die ich in meinem Leibe habe.

Katharine.

Bekenne, oder geh.

Johann.

Geh nur dorthin in die Ecke. Ich will es für mich ganz allein ſagen, damit ich doch ſchwören kann, daß ich es keinem Menſchen geſagt habe.

Katharine.

Nun hier ſtehe ich. Rede aber auch, daß ich es verſtehen kann.

Johann.

Der Türk auf dem geſtrigen Balle iſt mein Herr geweſen. — Ach ſtill! Du haſt doch nichts gehört?

Katharine.

Wer wäre es geweſen? Dein Herr! lehre mich doch deinen Herrn kennen.

Johann.

Ich weis doch keinen andern Herrn, den ich habe, als den geſtrigen Türken, und meine Kathrine.

Kathrine.

War denn der geſtrige Tänzer ſo ein plumper Schlingel, wie dein Herr iſt?

Johann.

Still! Brauche mehr Ehrerbiethigkeit. Ich merke wohl, du redeſt von meinem vorigen Herrn; der Teufel hole ihn! Aber du ſollteſt doch mich in ihm verehren.

Kathrine.

So dienſt du nicht mehr bey deinem vorigen Herrn?

Johann.

Nachdem er mein voriger Herr iſt, diene ich bey meinem itzigen Herrn.

Kathrine.

Und wer iſt denn dein itziger Herr?

Johann.

Wenn du mir das ſagen kannſt, Kathrine, ſo wirſt du mir einen großen Gefallen thun; denn ich höre gern was ganz neues und unbekanntes.

Kathrine.

Warte nur! Ich ſehe wohl, ich muß dich Artikelweiſe vernehmen. Wie heißt dein Herr?

Johann.

Ich weis nicht.

Kathrine.

Was iſt er?

Johann.

Ich weis nicht.

Ka-

Katbrine.

Iſt er ein Edelmann oder ein Bürgerlicher, vornehmen oder niedrigen Standes?

Johann.

Ich weis nicht.

Katbrine.

Iſt er ein Rechtsgelehrter, oder ein Receyſchreiber, oder ein Soldat, oder ein Landläufer, oder ein Goldmacher, oder ein Windmacher, oder ein Projectmacher, oder ein Spieler?

Johann.

Ich weis nicht.

Katbrine.

Wo iſt er zu Hauſe?

Johann.

Ich weis nicht.

Katbrine.

Wo kömmt er her?

Johann.

Ich weis nicht.

Katbrine.

Reiſt er weg oder bleibt er hier?

Johann.

Ich weis nicht.

Katbrine.

Du haſt auf deiner Reiſe von zwey Wochen ſchon beſſer lügen gelernt, als mancher, der zwey Jahre in Paris geweſen iſt, franzöſiſch gelernet hat.

Johann.

Aber ich weis ja nichts.

Katbrine.

Sage alles, was du weißt. Wo haſt du ihn angetroffen? Wie biſt du zu ihm gekommen? Ich will dich reden lehren!

Johann.

Du weißt, wie es mit meinem vorigen Herrn ſtund, und daß wir manchmal den Weg nach dem Thore ſuchten, damit uns nicht der Weg nach dem Gefängniſſe gewieſen würde.

Kathrine.

Du holſt mit deiner Erzählung ſo weit aus, als ob du eine Lügen ſagen wollteſt.

Johann.

Wir kamen in Tag und Nacht ſechzehn Meilen von der Stadt, nachdem wir uns ſehr oft umgeſehen hatten, ob uns nicht etwan nachgeſetzt würde. Es geht mir, wie andern großen Leuten, daß ich Projecte mache, wenn ich nicht ſchlafen kann, und daß ich nicht ſchlafen kann, wenn ich Projecte mache. In derſelben Nacht alſo faßte ich nach reiflicher Ueberlegung den Schluß, daß mein Herr ſich bey erſter Gelegenheit allein hangen laſſen mochte.

Kathrine.

So giengſt du deine Straße?

Johann.

Ich nahm erſt des andern Tages meinen höflichen Abſchied, und er gab mir noch vorher meine Bezahlung mit einer Maulſchelle. Denn das war die einzige Münze, die er bey ſich hatte. Ich fand des Tages darauf in demſelben Gaſthofe einen Reiſenden, der einen Bedienten ſuchte.

Kathrine.

Da erfuhrſt du, daß er lieber reiſte, bekamſt das Heimweh und giengſt zu ihm in Dienſte?

Johann.

Ich erfuhr gar nicht, wohin er reiſte; denn das durfte kein lebendiger Menſch wiſſen. Sondern ich gieng blindlings zu ihm in Dienſte, weil ich einen Herrn ſo nothig brauch-

brauchte, als ein Mann der Schulden hat, eine reiche Frau.

Katbrine.

Und ſo reiſtet ihr hieher?

Johann.

Nein! wir kreuzten erſt weit und breit herum.

Katbrine.

Wie kamet ihr denn aufs Waſſer?

Johann.

Wir kreuzten in Lance. Erſt Nordoſt, dann Nordweſt, dann wieder Nordoſt. Endlich ſah ich die Thurmſpitzen von dieſer Stadt, da ich ſchon dachte, daß ich weit in die Welt hinein verſchlagen wäre.

Katbrine.

Noch Einen Artikel habe ich zu fragen: Iſt dein Herr ein Narr?

Johann.

Das magſt du aus unſerer Reiſebeſchreibung ſchließen. Er ſieht mir zu ehrlich dazu aus. Sonſt dächte ich, er wäre der ärgſte Schelm von der Welt, oder hätte zum wenigſten jemand erſtochen.

Katbrine.

Weißt du nicht, daß einem ehrlichen Menſchen nichts ähnlicher ſieht, als ein Schelm?

Johann.

Nein, nein! Wenn es in ſeinem Gehirne ſo richtig ſtünde, als in ſeinem Gewiſſen; ſo wollte ich gut für ihn ſeyn. Aber du ſollteſt dich toll lachen, wenn du ihn ſähe. Er iſt allemal ängſtlich, und fürchtet jeden Augenblick verrathen zu ſeyn. Er widerſpricht ſich ſelber, ſo oft er glaubt, daß er ſich zu bloß gegeben hat. Er zittert,

ſo bald man ihm eine Frage thut, und jede Antwort kömmt ihm ſo ſauer an, als ob ſie ihm den Hals koſten ſollte. Er redet mit niemanden laut, als mit ſich ſelber, wenn er allein iſt; allen andern Leuten redet er in das Ohr. Zuweilen rührte er mich auf der Reiſe ans Fenſter und frogte mich ganz heimlich: Was iſt die Uhr? Haſt du anſpannen laſſen? Wir fuhren ſo geheim aus den Wirthshäuſern, als ob wir ohne Bezahlung davon gingen. Wir fuhren allemal zu dem einen Thore hinaus, und nahmen hernach den Weg um die Stadt herum nach einer andern Seite. Wenn mein Herr ausgehen will, ſo heißt er mich erſt weggehen, damit ich ſeine Gänge nicht belauſchen ſoll. Ach, ich werde inskünftige faule Zeit haben, und dich wenigſtens alle Tage dreymal beſuchen.

Kathrine.

Ich werde aber deinen Beſuch nicht eher annehmen, bis du mir ganz ordentlich und umſtändlich Nachricht giebſt, wer dein Herr iſt.

Johann.

Zum Henker! Es ärgert mich ſelber, daß ich meinen eigenen Herrn nicht kenne. Ich will verſuchen, was ich heraus bringen kann.

Kathrine.

Und das ſo bald, als möglich iſt! Unterdeſſen weis ich doch etwas. — Lebe wohl, Johann.

Johann.

Das verzweifelte Mädchen! So bald ſie die Schürze voll Neuigkeiten hat, läuft ſie davon, und ſieht mich nicht mehr an. Warte, ich will dir ein andermal meine Zeitungen beſſer verkaufen. — Nun! Wer kömmt denn hier? Iſt das ein anderer Ich? Oder wer iſt es? — In meines Herrn ſeiner Livorey? — Potz tauſend! das iſt mein Herr!

Drit-

Dritter Auftritt.

Johann, Abgrund, in Lackeyen Kleidern.

Johann.

Mit Seiner Erlaubniß! ich möchte doch wiſſen, wer hier eben die Livercy gabe, die mein Herr giebt? — Was? Iſt das möglich? Sind Sie es?

Abgrund.

Sage, du Spion, was du hier machſt?

Johann.

Mein Herr, ich habe ja wohl meine Geheimniſſe, als Sie die Ihrigen. Daran kann ich aber nicht, daß wir beyde unſre Geheimniſſe an einem Orte haben.

Abgrund.

Was wollteſt du für Geheimniſſe haben, als mich aus zukundſchaften?

Johann.

Weil wir einander doch einmal hier angetroffen haben: wollen wir nicht mit unſern Geheimniſſen einen Tauſch treffen? Ich will Ihnen die meinigen ſagen: entdecken Sie mir die Ihrigen.

Abgrund.

Was? Kerl, du unterſtehſt dich, nach meinen Geheimniſſen zu fragen?

Johann.

Ich bitte ſehr um Verzeihung, daß ich bey dieſer Gelegenheit mir die Kühnheit faſſe, Sie um einige Nachrichten zu fragen, die mir ſehr nöthig zu wiſſen ſind.

Abgrund.

Einem Bedienten iſt nichts nöthig zu wiſſen. Je weniger er weis, deſtoweniger hat er zu verantworten.

Johann.

Eben um das Verantworten iſt es mir zu thun. Ich habe ſehr viel Liebe gegen die Herren, denen ich diene. Sie hat aber doch gewiſſe Schranken, daß ich mich nicht gern für ſie henken oder auf die Marter bringen laſſen wollte.

Abgrund.

Was willſt du damit ſagen? Für wen ſiehſt du mich an?

Johann.

Für einen Menſchen, der ſo ehrlich iſt, daß er nicht verlangt, daß andere ehrliche Leute ihn bloß auf ſein ehrliches Geſicht für ehrlich halten ſollen, ohne ihn weiter zu kennen. Ich halte für ſehr nöthig, zu wiſſen, mit wem ich eigentlich zu thun habe. Denn nach Ihrem Bezeigen weiß ich manchmal nicht, ob ich nicht mit dem einen Fuße ſchon aus der Leiter bin. Haben Sie etwan jemanden erſtochen? So ſagen Sie mir es nur, ich werde ſie nicht verrathen. — Oder machen Sie Gold? So iſt es deſto beſſer. Aber wenn ſie etwan ein Abgeſandter vom Prätendenten ſind, oder König in Corſica werden wollen; ſo wollen wir bey Zeiten ſehen, wie wir auseinander kommen. Dann ich habe keine politiſche Seele, und will mich nicht gern mit den großen Herren vereinigen.

Abgrund.

Du Schurke, du würdeſt mir nicht ſo reden, wenn du nicht wüßteſt, daß ich in deiner Gewalt bin!

Johann.

Ich verlange keine Gewalt über meinen Herrn zu haben. Davor behüte mich der Himmel! Aber ich werde Sie doch dießmal feſthalten, und ganz unterthänig bitten, daß Sie mir antworten, wer Sie ſind; wenn ich nicht im ganzen Hauſe das Einzige ſagen ſoll, was ich von Ihnen weiß, nämlich

nämlich daß Sie mein Herr ſind, und daß der Teufel wiſſen mag, was Sie in dieſer Kleidung hier zu ſuchen haben.

Abgrund.

Hör an, Johann! Kannſt du ſchweigen?

Johann.

Das werden Sie am beſten wiſſen können, wenn Sie es verſuchen wollen.

Abgrund.

So will ich dir ſagen, daß ich aus einem gewiſſen ganz vornehmen Hauſe bin.

Johann.

Gut! Soll ich das verſchweigen?

Abgrund.

Ja freylich! Und daß ich hieher komme, mein Glück am Hofe zu ſuchen.

Johann.

Zum Henker! ſo ſuchen Sie Ihr Glück durch ſehr krumme Wege! Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn wir ſtatt ſechzehn Meilen nicht hundert gereiſt ſind.

Abgrund.

Das war nöthig, damit niemand wüßte, wer ich wäre, woher ich käme, und wohin ich gegangen wäre.

Johann.

Nun merke ich es. Sie hatten an dem Orte, wo Sie waren, ſich übel aufgeführet, und damit man dieſes hier nicht erfährt, ſo ſoll man hier nicht die Ehre haben, Sie recht zu kennen.

Abgrund.

Du muſt eine beſſere Meynung von mir haben, Johann!

Johann.

Aber von welchem Orte kommen Sie denn?

Abgrund.

Aus meiner Vaterſtadt.

Johann.

Hat ſie keinen andern Namen, als den?

Abgrund.

Den Namen brauchſt du nicht zu wiſſen. Du weißt nun ſo viel, als zu deiner Beruhigung dienen kann.

Johann.

Ich weis alſo zu meiner Beruhigung das groſſe Geheimniß, daß Sie aus einer vornehmen Familie in Ihrer Vaterſtadt geboren ſind, und hieher gekommen ſind, Ihr Glück zu ſuchen.

Abgrund.

Höre dich, daß du ja keinem Menſchen etwas davon ſagſt! Daran hängt meine ganze Wohlfahrt.

Johann.

Wenn Sie mir noch wenigſtens zu meiner Beruhigung ſagten, warum Sie das ſo verſchwiegen halten!

Abgrund.

Weil du ſo ſehr in mich dringſt, Johann; ſo wiſſe denn im Vertrauen, daß vordem einer von meinen Anverwandten bey dem Fürſten hier in groſſen Gnaden geſtanden hat, und nicht darinnen geſtorben iſt.

Johann.

Ja, ſo iſt es was anders! Nun billige ich Ihr Verfahren. Ihr Anverwandter wird etwas groſſes begangen haben, das alle ſeine Freunde beſchimpft. Zum Henker! iſt es etwan gar der, deſſen Bildniß?... Doch nein! der

iſt

iſt ja wohl aus keiner großen Familie, ob er gleich auch in ſeiner Vaterſtadt geboren ſeyn mag.

Abgrund.

Es hat niemand von meinen Anverwandten etwas böſes begangen, ſondern derjenige, von dem ich rede, war meines Großvaters Bruder. Er nahm vor etwan funfzehn Jahren vom Hofe ſeinen Abſchied und iſt vor zehn Jahren auf ſeinen Gütern geſtorben.

Johann.

Ey mein Herr! ich bin zwar ein einfältiger Diener. Aber bereden Sie das jemand anders.

Abgrund.

Ich kann dich bey meiner Ehre verſichern, daß es nicht anders iſt.

Johann.

Es iſt auch noch ein Geheimniß, ob Sie Ehre haben. Unterrichten Sie mich doch; wenn ich Sie bey jemand melden ſoll, wie ſoll ich denn ſagen? Soll ich Sie als den Herrn melden, der aus einer Vaterſtadt hier angekommen iſt? Denn das iſt doch von allen Ihren Geheimniſſen dasjenige, was man am erſten ausplaudern darf.

Abgrund.

Du kannſt mich im Nothfalle den Herrn von Abgrund nennen.

Johann.

Herr von Abgrund! — Aber ich will mein Brodt nicht gern mit Sünden verdienen. Ich kann nicht zugeben, daß mein Herr keine eigene Livree trägt. Wollen Sie mir nicht ſagen, was Sie hier zu verrichten haben? Ich bin hier bekannter, als Sie.

Ab-

Abgrund.

Ich ſage dirs hiermit, Johann; bekümmere dich nicht darum, mehr zu wiſſen! Du kennſt die Welt nicht. Ich habe gelernt, wie behutſam man in allen Sachen verfahren muß, und daß nichts ohne Verſchwiegenheit gelingen kann. Ohh! daß man dich nicht bey mir ſieht. Ich kann die Leute nicht leiden, die ſo viel fragen.

Vierter Auftritt.

Kathrine, Abgrund.

Kathrine.

Steht du noch hier, Johann? Weißt du nicht, was du zu thun haſt? Ach! nehme Er es nicht übel, mein Freund, ich bin Ihm für einen andern an.

Abgrund.

Meine liebe Jungfer, ich bin etwan..... diejenige Perſon, die ich ſuche?

Kathrine.

Ich weis nur, daß er nicht diejenige Perſon iſt, die ich ſuche. — Was ſucht Er denn für eine Perſon?

Abgrund.

Eine gewiſſe Kammerjungfer.

Kathrine.

Ja! ſo bin ich noch ungewiß, ob ich die gewiſſe Kammerjungfer bin.

Abgrund.

Die Kammerjungfer von einem gewiſſen Fräulein.

Kathrine.

Ey! mein Fräulein iſt kein gewiſſes Fräulein! Es hat meiſtentheils gewiſſe Umſtände mit denen Leuten, die man gewiſſe Leute nennt.

Ab-

Abgrund.

Weil man doch deutlich reden muß; ich suche die Kammerjungfer des Fräuleins von Schlangendorf.

Katherine.

Was hat Er denn bey ihr anzubringen?

Abgrund.

Das will ich hernach sagen, wenn ich erst versichert bin, daß Sie es ist.

Katherine.

Darauf kann ich Ihm mit einem deutlichen Ja antworten.

Abgrund.

Mein Herr bittet um Erlaubniß, sich bey dem gnädigen Fräulein [illegible] zu erkundigen, wie sie auf den gestrigen Ball geruhet hat.

Katherine.

Wie lange dient er bey Herrschaften?

Abgrund.

Seit .... Ich hoffe, das wird nicht mit zum Complimente gehören, und Sie wird nicht nöthig haben, es zu wissen.

Katherine.

Ich schließe nur, daß es nicht lange seyn muß, weil Er vergißt den Namen seines Herrn zu sagen.

Abgrund.

Wenn mein Herr es für gut befindet, so wird er die Ehre haben, ihn dem gnädigen Fräulein selbst zu entdecken. — Ach! ich höre, daß jemand kommt! Lebe Sie wohl. Ich will schon wieder kommen, um Antwort zu holen.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Schlangendorf, Katharine, Abgrund.

Schlangendorf.

Wollte dieſer Diener zu mir? — Was will Er, mein Freund?

Abgrund.

Nichts.

Schlangendorf.

Nichts! Das iſt wenig genug. Wer wenn dient er?

Abgrund.

Ich redete hier mit der Kammerjungfer.

Schlangendorf.

Ich frage, wer Sein Herr iſt?

Abgrund.

Mein Herr hat mich nicht hieher geſchickt.

Schlangendorf.

Katharine, wer iſt er denn, und was will er?

Abgrund.

Ich hatte nur etwas im Vertrauen mit der Kammerjungfer zu ſprechen.

Katharine.

Was? Vertrauen! — Er kann mit ſeinem Vertrauen zum Henker gehen! — Ich will ſterben, wenn ich weiß, wer er iſt. — Er melde Seinen Herrn bey dem Fräulein an.

Unterdeſſen geht Abgrund unvermerkt ab.

Schlangendorf.

Du wirſt ihn nicht recht verſtehen; er wird ihn bey mir melden. Hört doch, macht meinen ergebenſten Empfehl.... Wo iſt denn der Kerl hin?

Ka-

Katharine.

Iſt er verſchwunden? War das ein Geſpenſt? — Jetzt iſt er!

Sechſter Auftritt.

Schlangendorf, Katharine.

Schlangendorf.

Aber was war das für eine Erſcheinung, Katharine?

Katharine.

Entweder der Kerl iſt nicht klug, oder ſein Herr nicht, oder auch alle beyde nicht.

Schlangendorf.

Wenn iſt meine Tochter geſtern vom Balle nach Hauſe gekommen?

Katharine.

Geſtern iſt ſie nicht nach Hauſe gekommen.

Schlangendorf.

Wie? Du träumſt, Katharine.

Katharine.

Wollen Sie verlangen, daß ein Frauenzimmer an demſelbigen Tage wieder von einem Balle zurück kommen ſoll, da ſie darauf geht. Sie iſt heute früh um zwey Uhr nach Hauſe gekommen.

Schlangendorf.

Biſt du da geweſen, und haſt recht ernſtlich auf das Achtung gegeben, was ich dir befohlen habe?

Katharine.

So ernſtlich, als ob ſie meine eigene Tochter wäre.

Schlangendorf.

Und haſt befunden?

Ka-

Kathrine.

Ich habe wohl einige kleine Funken bemerket.

Schlangendorf.

Kleine Funken? Das ist mehr, als ich will.

Kathrine.

Solche kleine Funken, die sie vielleicht selber noch nicht innen geworden ist.

Schlangendorf.

Das ist nichts! Die Funken mußt du auslöschen, Kathrine.

Kathrine.

Ey warum denn? das wäre ja Schade!

Schlangendorf.

Ich habe dir gesagt, daß es Zeit ist, meiner Tochter einen Mann zu geben.

Kathrine.

Freylich ist es Zeit, und zwar sehr hohe Zeit. Denn Sie haben mir versprochen, daß ich hernach auch einen haben soll. Aber was ist das für eine neue Staatsmaxime; weil Sie ihr einen Mann geben wollen, so soll sie ja niemand liebgewinnen?

Schlangendorf.

Das macht, weil ich ihr einen wählen will.

Kathrine.

So wollen Sie auch der Väter ihren Schlendrian mitmachen? Wenn Sie nur einen Schwiegersohn haben, so fragen Sie viel darnach, ob die Tochter auch einen Mann hat. Aber ich schwöre es Ihnen als ein ehrliches Mägdchen: Muß sie den Einen Mann für ihren Herrn Vater nehmen, so will ich ihr gewiß noch einen andern für sich selber dazu geben.

Schlan-

Schlangendorf.

Katherine, ich habe mich allezeit auf dich verlaſſen können.

Katherine.

Ach ja! Ich bin eine rechte Grundſäule des ganzen Hauſes.

Schlangendorf.

Ich muß nothwendig einen Schwiegerſohn haben, mit dem was anzufangen iſt, deſſen Glück ich machen kann, und der mir mit der Zeit wieder Dienſte thun kann.

Katherine.

Das wäre wohl gut. Aber wenn das Fräulein meynet, daß ein anderer beſſer für ſie ſeyn würde?

Schlangendorf.

Das ſollſt du eben verhindern.

Katherine.

Ich, verhindern! Sie ſind ſo ein alter Staatsmann, und wiſſen nicht ſo viel, daß der Teufel ſelber das nicht verhindern kann.

Schlangendorf.

Meine Tochter muß nicht einmal wiſſen, daß ich ihr einen Mann nach meinem Sinne gebe.

Katherine.

So hätten wir beyde ſie nicht ſo klug erziehen ſollen.

Schlangendorf.

Sie muß mich noch dazu um den Mann bitten, den ich ihr aufhaben werde, und ſich einbilden, daß ſie ihn ſelber gewählt hat.

Katherine.

Das iſt luſtig genug. Aber ſo wählen Sie bald, ehe ſie ſelber wählet!

Schlangendorf.

Die Wahl iſt aber ſchwer. Denn mein Schwiegerſohn ſoll nicht allein Feuer und Lebhaftigkeit und gute Manieren haben, ſondern auch einen recht feinen Verſtand, und ſo viel Vernunft, als man fodern kann.

Kathrine.

Denken Sie den hier zu finden? Oder wollen Sie ihn aus Frankreich verſchreiben?

Schlangendorf.

Es iſt wahr. Es wird mir ſchwer, und ich bin noch nicht mit mir einig, wen ich ihr geben will.

Kathrine.

Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Augen auf den Menſchen gerichtet haben, der uns alle Tage bald taub ſchreyt? Der will ja ein rechter Hofmann ſeyn!

Schlangendorf.

Glocken meyneſt du? die lebendige Zeitung!

Kathrine.

Oder auf den, der allemal nach dem Spieltiſche ruft?

Schlangendorf.

Den habe ich noch niemals einen klugen Einfall ſagen hören, außer Mediateur und Sans prendre.

Kathrine.

Oder auf den, der immer ſo liſtig ausſieht, wenn er mit den Leuten redet?

Schlangendorf.

Das iſt eine elende Klugheit, die nicht einmal ſich ſelber zu verbergen weis.

Ka-

Kathrine.

O, ich weis einen Menſchen, der Ihre Sache ſeyn würde! Das iſt ein artiger, manierlicher, höflicher Menſch, der dabey die Vorſichtigkeit ſelber iſt, der alle Schritte mit Furcht und Ueberlegung thut, der ſo behutſam iſt, daß er ſich vor einer Wand hütet.

Schlangendorf.

Wer iſt das?

Kathrine.

Es iſt Schade, daß ich es nicht weis.

Schlangendorf.

Wie ſieht er aus?

Kathrine.

Ich habe ihn noch nicht anders, als mit der Maske vor dem Geſichte geſehen.

Schlangendorf.

Wenn du nicht weißt, wer er iſt, wie kannſt du ihn ſo vernünftig beſchreiben?

Kathrine.

Ob er vernünftig iſt, weis ich noch nicht. Ich weis nur, daß er ſehr vorſichtig iſt. Und die Fünkchen, von denen ich vorhin ſagte....

Schlangendorf.

Was? Gegen einen Menſchen, den man nicht kennt?

Kathrine.

Ja! Bekannt, oder unbekannt; wenn man gefällt!

Schlangendorf.

Und meine Tochter, die ſonſt ſo vernünftig iſt?

Kathrine.

Sie iſt ganz unſchuldig. Wenn ſie ihn liebet, ſo weis ſie gewiß ſelber noch nichts davon.

Schlangendorf.

Höre, Kathrine, sey ja klug! Du mußt ihr einen solchen Menschen aus dem Kopfe bringen.

Kathrine.

Ja aus dem Kopfe! Wenn er nur auch aus dem Herzen heraus zu bringen ist!

Schlangendorf.

Es geht gewiß an. Sey nur verschwiegen, laß dich nicht merken, daß ich es weis.

Kathrine.

Ey! was meine Verschwiegenheit betrifft; die dächte ich, sollten Sie kennen.

Schlangendorf.

Hüte dich nur, daß du von dem Menschen weder gutes redest, noch zu eifrig übels sprichst. Man redet zuweilen für die Leute, wenn man zu viel wider sie redet. Aber du kannst ihr in seinem Bezeigen Unhöflichkeiten, Unverstand, Mangel an Ehrerbiethigkeit oder dergleichen entdecken helfen; doch gar nicht, als wenn du ihm zuwider wärest. Du kannst ihn unvermerkt lächerlich machen, so viel möglich ist.

Kathrine.

Die Mühe wird er wohl selber über sich nehmen.

Schlangendorf.

Und ich will ihm die Gelegenheit vielleicht auch geben, sich lächerlich oder verhaßt zu machen. Kommt er nicht zu mir?

Kathrine.

Das weis ich nicht. Denn Sie haben seinen Diener vorhin verscheucht, der ihn melden sollte.

Schlan-

Schlangendorf.

Spiele deine Perſon gut! Du weißt, mir iſt daran gelegen, und meiner Tochter eben ſo viel. Sieh, daß du erfahrſt, wer er iſt! Ich erwarte von allem Nachricht von dir.

Schlangendorf geht ab.

Kathrine.

Es ſoll alles geſchehen, ſo viel es ſich nämlich thun läßt, und meinem Fräulein unerſchadet. Wer einem Menſchen zu Gefallen es mit dem andern verderbt, der wird immer von beyden ſchlecht belohnt.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Johann, Kathrine.

Kathrine.

Ich dachte gleich, daß es mit deinem Collegen nicht richtig zugienge. — Du kannst deinem Herrn nur sagen, daß wir nichts mit ihm zu thun haben wollen. Er spielt Streiche an, die wider alle menschliche Vernunft sind. Erst kommt er, sich selber anzumelden, als ob er dir nicht sagen dürfte, daß er ein Fräulein besuchen wollte. Er hat gar nicht nöthig, so geheim zu thun. Es wird hier nicht viel für ihn setzen, das der Mühe werth ist zu verschweigen. — Hernach läuft er davon, da er gefragt wird, wer er ist. Endlich kommt er mit einer neuen Verwandlung, in einem Mantel mit einem Pack Kaufmannswaaren unterm Arme, auf einer andern Treppe wieder herauf. Der Henker weis, was er wollte! Aber ohne dem Fräulein ein Wort zu sagen, habe ich ihn so abgeführet, daß ich gewiß weis; Von allen seinen Geheimnissen ist das wichtigste, und was er keinem Menschen sagen wird, wie schlecht seine heutige Masterade abgelaufen ist.

Johann.

Nun aber wird er in seiner eigentlichen Gestalt kommen, und die wird alles wieder gut machen.

Kathrine.

Wir wollen ihn weder in seiner eigentlichen, noch in seiner uneigentlichen Gestalt sehen.

Jo-

Johann.

Er wird nicht fragen, ob man ihn ſehen will, ſondern ſich in aller Stille ſelber zeigen.

Kathrine.

Das haſt du ihm gewiß gerathen?

Johann.

Nach vielen Umſtänden, und nachdem ich ihm mit zehn Schwüren Verſchwiegenheit angeloben müſſen, habe ich ihn endlich ſelbſt ſo weit gebracht, daß ich ihn hieher begleiten dürfen. Denn er wollte durchaus ohne Bedienung gehen, und ich ſollte nicht wiſſen, wohin er gienge.

Kathrine.

Du ſollſt mir aber wahrhaftig erſt ſagen, wer er iſt.

Johann.

Ich habe weitläuftig darüber mit ihm geſprochen, und nach einer langen Unterredung habe ich endlich dieſes von ihm erfahren....

Kathrine.

Ey, du biſt doch noch ein Menſch, auf den man ſich verlaſſen kann!

Johann.

Mein Herr iſt aus einer vornehmen Familie geboren, und aus ſeiner Vaterſtadt hieher gekommen, ſein Glück zu machen.

Kathrine.

Und wie heißt denn die vornehme Familie?

Johann.

Damit wollte ich dir gern dienen. Weil aber ſeines Großvaters Bruder vor zehn Jahren das große Verbrechen begangen hat, auf ſeinen Gütern zu ſterben: ſo darf er es niemanden anvertrauen. Darum hat er mir befohlen, den neugierigen Leuten, die nach ſeinem Namen fragen wür-

den, zu ſagen, daß er der Herr von Abgrund hieße. Das will ich dir hiermit geſagt haben.

Kathrine.

Und das will ich dir hiermit für deine Nachricht gegeben haben. Sie giebt ihm eine Maulſchelle.

Johann.

Nun, Kathrine! Ich ſehe wohl, ich kriege bey dir eben den Lohn, wenn ich meine Nachrichten bringe, den ich bey meinem Herrn kriege, wenn ich ſie zu erhalten ſuche.

Kathrine.

Hat dich dein Herr geſchlagen? Das iſt mir lieb; denn von mir haſt du noch nicht genug.

Johann.

Ich traf ihn eben an, daß er einen Brief ſchreiben wollte. Und da ich die Naſe ſo nahe hinbrachte, indem er ihn zudrücken wollte, ſo bekam ich etwas für meine Neugierigkeit.

Kathrine.

Und du haſt nichts geleſen? — So haſt du doppelt ſo viel verdient.

Johann.

Ich habe wohl etwas geſehen. Der Brief fieng ſich mit Hoch an. Ich weis aber nicht, ob es Hochgeborener oder Hochedler war.

Kathrine.

Das iſt eine unvergleichliche Zeitung! Das iſt bald ein Unterſchied, wie General und Corporal.

Johann.

Es muß aber wohl Hochgeborener geweſen ſeyn, denn ich glaube es ſtund Graf dabey.

Kathrine.

Und was biſt du damit geehret? Wenn er gleich an einen Grafen ſchreibt, deswegen kann er wohl ein ſchlechter Kerl ſeyn.

Jo-

Johann.

Nein! Denn es ſtund dabey, Hochgeehrteſter Herr Vater.

Kathrine.

Das iſt etwas. Und was weiter?

Johann.

Heute bin ich in Straßburg angekommen.

Kathrine.

Was zum Teufel! Sucht er Straßburg hier?

Johann.

Er muß eine verzweifelt falſche Landkarte haben. Still, da kömmt er!

Zweyter Auftritt.

Abgrund, Johann, Kathrine.

Kathrine.

Iſt dieſes der Herr von Abgrund? Unterthänige Dienerinn, mein Herr von Abgrund. Es iſt eine groſſe Ehre für mein Fräulein, daß ſie das Vergnügen haben ſoll, den Herrn von Abgrund kennen zu lernen.

Abgrund.

Wer iſt das, Johann?

Kathrine.

Ich bin die gewiſſe Kammerjungfer, der Ihr Diener verhin mehr Vertraulichkeit Schuld gab, als ihr gelegen war.

Abgrund.

Haſt du ihr was gethan, Johann?

Kathrine.

Nein, Nein! Ich meyne den andern Diener.

Johann.

Mein Herr hat ja sonst keinen Diener, Kathrine.

Abgrund.

Was hast du darauf zu antworten? — Wirst du gefragt? — Sie hat wohl recht. Ich habe allerdings noch einen Diener.

Kathrine.

Er ist sonst ein wohlgemachter hübscher Kerl. Ich muß Ihnen sagen, er richtet Ihre Sachen mit recht viel Eifer und Vorsichtigkeit aus. Es gefällt mir nur nicht, daß er so gar behutsam ist. Es steht mir auch nicht an, daß er Ihre Gebärden und Ihr ganzes Wesen so genau nachahmet, daß man schwören sollte, Sie wären es selbst.

Abgrund.

Es ist mir leid ..... Mein Kind ..... Es ist mir lieb ..... daß er Ihr so wohl ... so schlecht ..... Die Bedienten haben den Fehler; sie sind meistentheils die Affen ihrer Herren. — Aber höre Sie doch, ich habe Ihr etwas nothwendiges zu sagen. Ich wollte gern die Ehre haben, Ihrem Fräulein aufzuwarten.

Kathrine.

Belieben Sie hinein zu gehen!

Abgrund.

Aber ist auch etwan sonst jemand bey ihr?

Kathrine.

Was hat das zu sagen? Spatzieren Sie nur hinein!

Abgrund.

Ich wollte sie doch nicht gern stören, wenn sie mit jemand anders zu sprechen hätte.

Kathrine.

Sie können ſie nicht ſtören. Mein Fräulein hat keine Geheimniſſe.

Abgrund.

Ich komme doch den Leuten nicht gern über den Hals, wenn ſie mit andern zu reden haben. O, will Sie nicht ſo gut ſeyn, mein Kind, und erſt ſehen, ob jemand bey ihr iſt?

Kathrine.

So viel ich weis, iſt niemand bey ihr.

Abgrund.

Es könnte doch unterdeſſen jemand zu ihr gekommen ſeyn. Sey Sie doch ſo gütig! Sehe Sie, ob Sie allein iſt.

Er drückt ihr ganz unvermerkt etwas in die Hand.

Kathrine.

Ich nehme ....

Abgrund.

Et!

Kathrine.

Nein! ich nehme ...

Abgrund.

Et!

Kathrine.

Ich ſehe es wohl, Sie finden das Frauenzimmer gern allein.

Dritter Auftritt.

Abgrund, Johann.

Abgrund.

Johann, das Mägdchen kann ich nicht leiden.

Johann.

Mit Ihrer Erlaubniß, das iſt mir eben nicht unangenehm!

Abgrund.

Sie plaudert ſo viel.

Johann.

Ja! ſie hat ein leichtfertiges Mäulchen.

Abgrund.

Sie will ſo viel wiſſen.

Johann.

Ich habe immer gehört; der Menſch hat eine natürliche Begierde zu wiſſen.

Abgrund.

Und ſie ſpottet über die Leute.

Johann.

Ganz recht, ſie hat Verſtand.

Abgrund.

Kurz, es iſt gar nichts gutes an ihr.

Johann.

Sie hat eine allerliebſte Flatterhaftigkeit.

Abgrund.

Ich ſage dir, daß ich ſie nicht leiden kann, und du ſollſt nichts mit ihr zu thun haben.

Johann.

Der Bediente wird doch wohl nehmen dürfen, was der Herr nicht haben will.

Abgrund.

Sie ſpionirt dich aber aus!

Johann.

So will ich gleiches mit gleichem vergelten.

Abgrund.

Das könnteſt du wohl thun. Höre doch, Johann, frage ſie doch... Doch nein, es iſt ſchon gut!

Jo-

Johann.

Soll ich ſie etwan fragen, wie dem Fräulein der Lacky gefallen hat, den Sie vorhin an ſie geſchickt haben?

Abgrund.

Was ſageſt du, Kerl? Was habe ich für einen Lacky an ſie geſchickt? Ich wette, daß der Böſewicht mich ſchon verrathen hat.

Johann.

Wetten Sie ja nicht. Denn ich will meinen Hals verlieren, wenn ich weis, wie ich es anfangen ſollte, Sie zu verrathen.

Abgrund.

Sieh mich an! Sage mir; was haſt du mit ihr geſprochen! Leugne mir nichts!

Johann.

Ich... habe mit ihr nichts geſprochen .... als .... als .... was Sie mir befohlen haben.

Abgrund.

Wie der Kerl zittert! Da ſiehſt du, du haſt kein gutes Gewiſſen, du biſt ein Spitzbube, ein Spion, ein Verräther! Ihr ſprachet ja von mir, da ich kam.

Johann.

Ja, ich ſagte, da kämen Sie.

Abgrund.

Da haben wirs! Ich bin verrathen, ich kann keinem Menſchen trauen. Du haſt ihr geſagt, wer ich bin.

Johann.

So müßte ich mehr geſagt haben, als ich ſelber weis.

Abgrund.

Du ſollſt nichts wiſſen, durchaus nichts! — Wie haſt du ihr denn ſagen können, daß ich kame, wenn du ihr nich

nicht gesagt hätteſt, wer ich bin? — Es iſt ganz richtig, ich bin verrathen.

Johann.

Ich kann Sie doch versichern, daß ich nichts anders gesagt habe, als daß der Herr von Abgrund käme. Ich weis ja sonſt nicht, wer Sie ſind.

Abgrund.

Iſt es gewiß, daß du es nicht weißt?

Johann.

Ich weis es nicht ſo gewiß, als ich nicht weis, wer mein Großvater geweſen iſt.

Abgrund.

Höre, Johann; ſo frage doch dieſes Mägdchen, ob das Fräulein nicht von mir ... Nein, das laß nur ſeyn! Frage ſie doch, ob nicht geſtern ein Tänzer in einen Türken verkleidet auf dem Balle geweſen, der dem Fräulein einigermaßen gefallen hätte? Der Tänzer iſt einer von meinen guten Freunden, und ich mochte doch wiſſen, ob das Fraulein ihn leiden könnte.

Johann.

Ja, ich glaube wohl, daß der Türk von ihren guten Freunden iſt. Mich dünkt, daß ich ihn bey Ihnen geſehen habe.

Abgrund.

Haſt du ihn geſehen?

Johann.

Nur von ferne.

Abgrund.

Und haſt ihn gekannt?

Johann

Nicht doch! Er hatte ja eine Maſke vor dem Geſichte.

Abgrund.

Frage doch bey Gelegenheit, was man von ihm ſpricht.

Jo-

Johann.

Ich glaube, das Kraut'rin hat ungefähr geſagt: Er hätte was klügers thun können, als ohne Noth ſo viel Aufſehen zu machen; Er würde durch ſeine Unvorſichtigkeit zu vielerley wunderlichen Gedanken Anlaß gegeben haben.

Abgrund.

Unvorſichtigkeit! Du biſt ein Narr! — Mein guter Freund iſt wohl fähig, Unvorſichtigkeiten zu begehen. Geh, packe dich fort! Du redeſt, wie ein dummer Kerl.

Johann.

Das glaube ich wohl. Es iſt keine geringe Dummheit, die Wahrheit zu ſagen.

Vierter Auftritt.

Glocke, Abgrund.

Glocke.

Es erfreut mich von Herzen, mein Herr, daß ich unſern geſtrigen Türken hier antreffe.

Abgrund.

Sie werden ſich in der Perſon irren, mein Herr! Denn ich bin ein guter Chriſt.

Glocke.

Das glaube ich, mein Herr. Aber geſtern waren Sie doch ein Türk, und zwar ein Türk, der alle unſre Frauenzimmer ſo türkiſch gemacht hat, daß ſie uns Chriſten nur über die Achſel anſahen. Sie wiſſen doch das Geheimniß, mein Herr....

Abgrund.

Ich weis kein Geheimniß, mein Herr..

Glocke.

Sie wiſſen das Geheimniß, ſage ich...

Abgrund.

Ich ſage ja, daß ich kein Geheimniß weis.

Glocke.

Ja doch! Ich ſage nur, daß Sie das Geheimniß wiſſen, ſich ſo gleich bey Ihrer Ankunft als einen artigen Menſchen bekannt zu machen.

Abgrund.

Ich habe mich noch nicht hier bekannt gemacht, und bin nicht ſonderlich willens, es zu thun.

Glocke.

Man wird Ihnen nicht glauben, mein Herr. Und ich kann mich rühmen, man hat es mir zu danken, daß man Sie kennet.

Abgrund.

Sie haben mich entdeckt?

Glocke.

Glauben Sie wohl, daß Sie vor uns verborgen ſeyn wollen? Betriegen Sie nur uns Hofleute! Ich habe Ihnen nachfolgen laſſen.

Abgrund.

Ich kann Sie aber verſichern, daß ich noch nirgends geweſen bin.

Glocke.

Aber bekennen Sie nur unter uns, daß das Fräulein von dieſem Hauſe Sie ganz eingenommen hatte. Hol mich der Teufel! Sie waren ſo verliebt, als ich kaum ſelbſt ſeyn kann.

Abgrund.

So wohnet ein Fräulein in dieſem Hauſe?

Glocke.

Wahrhaftig! man ſollte denken, Sie wären ſo unſchuldig, als ein Kind. Aber ich habe es Ihnen ſchon

geſagt, Sie müſſen früh aufſtehen, wenn Sie mich betrie-gen wollen. Ich kenne meine Leute, das verſichere ich Sie. —Sie wollen doch das Fräulein Amalia beſuchen?

Abgrund.

Ich weis niemand, als den Herrn von Schlangendorf, dem ich meine Aufwartung machen wollte.

Glocke.

Sie haben ihn wohl irgend anderswo kennen lernen? — Um Vergebung, aus welchem Lande kommen Sie?

Abgrund.

Ich komme aus... aus Deutſchland.

Glocke.

Sie antworten ſo weitläuftig, daß ich bald denken ſollte, Sie hätten hier was anders zu thun, als auf den Bällen zu tanzen.

Abgrund.

Ich bitte Sie darum, mein Herr! Sie machen lauter irrige Muthmaßungen.

Glocke.

Sie erſchrecken ſchon? Ja, ſehen Sie! Sie haben uns wohl nicht für ſo fein gehalten, als wir ſind?

Abgrund.

Ich kenne die Welt allzuwohl, wie liſtig ſie iſt.

Glocke.

Seyn Sie verſichert, es kömmt kein Fremder hieher, von dem ich nicht zum voraus weis, was er zu ſuchen hat.

Abgrund.

Ich habe hier nichts zu ſuchen.

Glocke.

Umſonſt würden Sie nicht hier ſeyn!

Abgrund.

Ich habe doch hier nichts verloren.

Glocke.

Es würde Ihnen auch vielleicht nicht lieb seyn, wenn die Sache jemals verloren gegangen wäre, die Sie hier suchen.

Abgrund.

Sie drücken sich so besonders aus, daß ich fast muthmaßen sollte, Sie redeten von einer....

Glocke.

Von einer Sache, die nur einmal verloren werden kann.

Abgrund.

Von einer....

Glocke.

Von einer Sache, die nicht eher brauchbar ist, als indem sie verloren wird. Kurz, mein Herr, gestehen Sie es nur, Sie suchen hier eine Vermählung zu stiften.

Abgrund.

Das ist entsetzlich! daß ich doch.. Ich kann Sie aber versichern, mein Herr, daß Sie sich irren.

Glocke.

Wenn Sie nicht reth geworden wären! — Beichten Sie nur weiter, beichten Sie nur! Oder ich erzähle Ihnen Ihr ganzes Geheimniß.

Abgrund.

Ich bitte Sie, mein Herr, glauben Sie doch nicht, daß es mir jemals in den Sinn gekommen ist, mich zu verheurathen.

Glocke.

Die Ausflucht gefällt mir!

Abgrund.

Ich liebe die Freyheit, mein Herr, und ich habe gar keine Luſt, dieſe jemals gegen eine Frau zu vertauſchen.

Glocke.

Sie ſpielen die Rolle ganz unvergleichlich. Sie ſtellen ſich, als ob Sie nicht ein Wort verſtünden.

Abgrund.

Ich verſtehe das Wort Vermählung wohl: aber weiter begreife ich nicht das geringſte. Was ſollte dieſes für eine Vermählung ſeyn?

Glocke.

Doch wohl von unſerer Prinzeßinn!

Abgrund.

Sie ſpotten noch darzu. Aber ich kann Sie verſichern, daß ich an nichts weniger, als an das Heurathen denke.

Glocke.

Das glaube ich Ihnen von Herzen. Wenigſtens werden Sie keine Prinzeßinn heurathen?

Abgrund.

Sie wollen ſich nur heraus reden. Aber ich bitte Sie, laſſen Sie im Vertrauen mit ſich ſprechen! Entdecken Sie doch, wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich mich verheurathen wollte?

Glocke.

Das hat ja kein Menſch geſagt. Ich rede ja nicht von Ihnen.

Abgrund.

Von wem denn?

Glocke.

Von der Vermählung, die Sie zwiſchen dem Prätendenten und unſerer Prinzeßinn ſtiften wollen.

Abgrund.

Eine proteſtantiſche Prinzeßinn für den Prätendenten?

Glocke.

Was ſchadet dieſes? So könnte er deſto leichter König in England werden.

Abgrund.

Sie ſcherzen, mein Herr. Aber Sie ſollen mir damit nicht entgehen. Ich werde Sie nicht verrathen. Wollen Sie mir nicht ſagen, wer Ihnen hinterbracht hat, als ob ich mich zu verheurathen ſuchte?

Glocke.

Sie ſelbſt.

Abgrund.

Ich?

Glocke.

Ihr Eifer, mein Herr, überzeuget mich, daß ich unwiſſend die Wahrheit getroffen habe.

Abgrund.

Es iſt eine bloße Unwahrheit, die ich Ihnen ausreden will.

Glocke.

Ich werde mir ſie aber nicht ausreden laſſen.

Fünfter Auftritt.

Schlangendorf, Glocke, Abgrund.

Schlangendorf.

Ich habe nicht gewußt, meine Herren, daß ich die Ehre Ihres Beſuches haben ſollte.

Glocke.

Die Wahrheit zu ſagen, iſt auch dieſer Beſuch eigentlich von beyden Seiten Ihrer Fräulein Tochter zugedacht.

Abgrund.

Wenn Sie für mich mir reden, mein Herr, ſo ſind Sie übel berichtet. Ich hatte keine andere Abſicht, als dem Herrn von Schlangendorf meine Aufwartung zu machen.

Glocke.

Ich habe die Ehre, Ihnen in der Perſon dieſes Herrn einen unvergleichlichen Tanzer zu zeigen, der uns geſtern ſehr neugierig gemacht hat.

Abgrund.

Sie verkennen mich. Ich verſichere, daß ich gar nicht tanzen kann.

Glocke.

Sie können mir glauben, mein Herr von Schlangendorf, es iſt auf dem ganzen Balle kein Frauenzimmer geweſen, das ihm ſo wohl gefallen hat, als das Fräulein Amalia.

Abgrund.

Ganz und gar nicht!

Glocke.

Ganz und gar nicht! — Das will ich ihr wieder ſagen.

Schlangendorf.

Sie ſind unfehlbar hier noch fremde?

Abgrund.

Ich bin auf Reiſen.

Schlangendorf.

Iſt es ſchon lange, daß Sie gereiſet ſind?

Abgrund.

Ja! .. Nein! ich bin erſt ſeit vierzehn Tagen ausgereiſet.

Schlangendorf.

Sie werden ſich doch wenigſtens einige Tage an dem nächſten Hofe aufgehalten haben?

Abgrund.

Ja, einige Tage, Herr von Schlangendorf! nur einige Tage.

Schlangendorf.

Ohne Zweifel haben Sie den Herrn Grafen von Bähsenfeld kennen lernen?

Abgrund.

Wie so? warum dieſes? Nein, ich erinnere mich nicht, daß ich von ihm gehört hätte.

Schlangendorf.

Gehört? Sie werden ſich nicht beſinnen. Es iſt eines von den erſten Häuſern, die man beſucht.

Abgrund.

Ganz recht! Nun erinnere ich mich. Ich habe davon gehört. Aber ... ich wollte die Ehre haben ... ihm aufzuwarten .... aber ... aber ... er war unpäßlich ... ſehr krank.

Schlangendorf.

Das iſt mir leid zu hören. Wo werden Sie weiter hinreiſen.

Abgrund.

Nach Paris.

Glocke.

Iſt dieſes der Weg nach Paris?

Schlangendorf.

Sie thun überaus wohl, daß Sie erſt die Höfe von Deutſchland beſehen.

Abgrund.

Das iſt eben meine Abſicht. Ich reiſe, die Welt zu ſehen; alſo kömmt es mir auf einen kleinen Umweg nicht an.

Schlan-

Schlangendorf.

Die Reiſenden nehmen zuweilen einen kleinen Umweg. Ich habe unlängſt einen Menſchen geſehen, der aus Lübeck über Danzig nach Wien reiſen wollte.

Glocke.

Glauben Sie es nicht, Herr von Schlangendorf! Der Herr von Abgrund hat ganz andere Abſichten.

Abgrund.

Iſt es möglich? Sie wiſſen meinen Namen?

Glocke.

Ich bitte um Vergebung, daß ich ihn verrathe. Ich habe ihn im Thorzettel gefunden.

Schlangendorf.

Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals einen Abgrund hätte nennen hören.

Glocke.

Ich glaube auch, dieſer Herr wird der erſte ſeines Geſchlechtes ſeyn, der den Namen angenommen hat.

Abgrund.

Darf ich mir die Freyheit nehmen, Herr von Schlangendorf, einige Worte insbeſondere mit Ihnen zu ſprechen? Ich darf Sie itzo nicht aufhalten. Sie werden vielleicht mit dieſem Herrn zu reden haben. Meine Ehrerbiethigkeit gegen Ihre Verdienſte wird mich veranlaſſen, Ihnen meine Gedanken von Zeit zu Zeit näher zu eröffnen, und mir Ihren Zutritt, und Ihre Freundſchaft auszubitten. Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihr Vertrauen und Ihre Verſchwiegenheit in keiner Sache misbrauchen werde.

Schlangendorf.

Sie dürfen nur die Gütigkeit haben, ſich deutlicher zu erklären.

Abgrund.

Unterdessen bis auf weitere Gelegenheit habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Glocke.

Aber ich werde die itzige Gelegenheit mitnehmen, und das Fräulein Amalia besuchen.

Sechster Auftritt.

Glocke, Amalia, Kathrine.

Glocke.

Sie kommen selber, mein schönes Fräulein, da man Sie besuchen will. Bekennen Sie nur, daß Sie ganz einen andern hier zu finden glaubten! — Vergeben Sie mir, daß ich Sie um einen Besuch gebracht habe; ich will ihn durch den meinigen ersetzen.

Amalia.

Der Trost ist sehr groß, den Sie mir geben; nur möchte ich wissen, ob der Verlust, den Sie mir verursachen, eben so groß wäre.

Glocke.

Seyn Sie versichert, daß der Verlust sehr groß ist. Denn ich habe Ihnen eine Gelegenheit zu lachen geraubet.

Kathrine.

So will ich nicht hoffen, daß Sie diese Gelegenheit durch Ihre eigene Person ersetzen wollen?

Glocke.

Warum das nicht? Meine Person soll Ihnen eine Beschreibung von einer Person machen, an der Sie zu lachen genug finden werden; von einer Person, die sich anstellet, als ob sie alle Staatsangelegenheiten der ganzen Welt in Verwahrung hätte, und die sich in ihren Reden so in Acht

nimmt,

nimmt, als ob alle Thüren und Wände Ohren hätten. — Wiſſen Sie, wer es iſt? ſonſt will ich es Ihnen ſagen.

Katrine.

Ey! ſind Sie der glückliche Menſch, der das weis?

Glocke.

Ja, Kathrinchen! Meyneſt du, daß jmand in der ganzen Stadt vor mir verborgen ſeyn kann? Dieſer Menſch iſt ſonſt ein ſchlechter Kerl, der ſein Glück ſuchet. Er iſt mit einem Staatsprojecte hieher gekommen, unſere Prinzeßinn an den Prätendenten zu verheurathen. Er ſelber aber möchte gern bey gleicher Gelegenheit ſeinen Schnur machen, und ſieht unſere Fräuleins für ſo einfältig an, daß ihm eine auf ſein ehrliches Geſicht für einen Menſchen vom Stande nehmen, und ſich in ihn verlieben ſoll.

Amalia.

Was ſagen Sie? Von wem reden Sie?

Glocke.

Von dem Türken auf dem geſtrigen Balle; von einem Menſchen, der Ihnen nicht unbekannt ſeyn kann, von dem Herrn von Abgrund.

Amalia.

Sie kennen ihn alſo ganz genau?

Glocke.

Warum ſollte ich ihn nicht kennen? Ich habe ja mit ihm geredet.

Katrine.

Und dieſer Menſch, der ſich fürchtet, daß Thüren und Wände Ohren haben, hat Ihnen alles das vertrauet?

Glocke.

Rede doch nicht ſo unſchuldig, du kleine Närrinn! Ich habe ihn ausgeforſchet. Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich einen Menſchen nur einmal zu ſehen brauche, um alles zu wiſſen, was er denkt.

Katrine.

Sind Sie davon völlig versichert?

Glocke.

Der Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist.

Amalia.

Und wie können Sie alle solche Sachen erfahren?

Glocke.

Ich habe meine Leute, die mir alles sagen, was vorgeht. Sie können sich nicht irren; denn es ist kein Weinkeller, wo sie nicht alles wüßten, was geredet wird. Und ich frage hernach die Leute selbst so lange, bis sie mir alles sagen, was ich wissen will; sie mögen es sagen wollen, oder nicht. Aber sagen Sie mir nur; wie gefiel Ihnen gestern die Maske, die sich so sehr zu Ihnen hielt?

Amalia.

Das kann ich nicht sagen. Denn ich habe diesen Menschen nur einmal gesprochen.

Glocke.

Ich habe Ihnen aber gesagt, was an ihm ist. Ich kenne ihn, gnädiges Fräulein. Er ist ein Betrüger. — Wollen Sie mich nicht lieben, mein schönstes Fräulein?

Amalia.

Wie kommen Sie so geschwind zu der Frage?

Glocke.

Weil ich sehe, daß ich mich am allerbesten für Sie schicke. Ich kenne Sie. Sie haben viel Ehrgeiz, und wenn man den hat, so muß man niemand, als einen Menschen von Einsicht, lieben. Ich bin recht dazu geboren, mein Glück bey Hofe zu machen. Versuchen Sie es nur.

Sie

Sie ſollen ſehen, daß ich Sie von einem Range zum andern befördern will.

Kathrine.

Sie gehören alſo nicht unter diejenigen, die durch ihre Frauen ſich empor zu heben ſuchen.

Glocke.

Nein! ich will ſelbſt das Vergnügen haben, das Glück einer Frau zu machen. — Was antworten Sie darauf, mein gnädiges Fräulein?

Amalia.

Sie ſind ſo geſchickt, gleich bey dem erſten Anblicke die Gedanken der Leute zu errathen, daß ich für unnöthig halte, Ihnen die meinigen zu ſagen.

Glocke.

Ich weis ſie auch ſchon. — Wenn nur der verzweifelte Abgrund nicht wäre! Aber der Teufel hole mich, ich will ihn ſtürzen. Ich will Ihnen deutlich beweiſen, daß er ein nichtswürdiger Menſch iſt.

Siebenter Auftritt.

Kathrine, Amalia.

Amalia.

Habet Ihr es gehört, Kathrine? Sollte es wohl möglich ſeyn, daß er recht hätte?

Kathrine.

Gar zu gewiß will ich es nicht behaupten, denn er ſchwur dazu. Es iſt aber doch kein Menſch, der nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben wahr reden ſollte.

Ama-

Amalia.

Ihr ſagtet ja, daß mich Abgrund ſprechen wollte. Ich wollte ihn doch fragen, was er zu dem allen ſagen würde.

Kathrine.

Ich fange wirklich an, zu glauben, daß er ſich unſichtbar machen kann. Warten Sie nur, ich will ſuchen, wo er ſteckt.

Amalia.

Was macht Ihr mit dem Stocke? warum ſchlaget Ihr an die Tapeten?

Kathrine.

Der Teufel mag ſonſt wiſſen, wo er ſteckt. Er verſchwindet gar zu leicht. Mit den Augen allein kann man ihn nicht finden. Man muß das Gehör zu Hülfe nehmen.

Amalia.

Aber Ihr könntet ihn treffen, das wäre ja eine Unhöflichkeit.

Kathrine.

Iſt das nicht auch eine Unhöflichkeit, daß er weg iſt, da Sie ihn ſprechen wollen? — Er war doch da, das iſt gewiß; denn ich habe ihn geſehen. Und er kann nicht weggegangen ſeyn; denn er bezeigte ſo viel Eifer, mit Ihnen zu ſprechen. Wenn ich ihn gleich rufen wollte, ſo macht es ſo viel Lärmen. — Herr von Abgrund! Herr von Abgrund! Wenn Sie der Teufel nicht geholt hat, ſo kommen Sie doch. Ich ſehe wohl, den Menſchen muß man wie einen Geiſt anſehen. Ich werde ihn beſchwören müſſen, damit er erſcheint. Da, Fräulein, treten Sie in den Zirkel!

Amalia.

Es iſt mir heute eben nicht gelegen, daß Ihr ſolche Narrenspoſſen machet.

Ka-

Kathrine.

Du flüchtiger, verborgener und unſichtbarer Geiſt, der du dich Abgrund nennſt, Durchkriecher der Welt, Tauſendkünſtler der Verwandlungen, Liebhaber der Larven, lebendiges Begräbniß der Geheimniſſe! ich befehle dir, vor meinem Fräulein zu erſcheinen, und uns zu offenbaren, ob du ein guter oder böſer Geiſt, ehrlich oder ein Betruger ſeyſt, uns deinen Namen und Stand zu entdecken, und unſere Neugierigkeit nicht länger aufzuhalten! — Noch hilft es nichts.

Amalia.

Ach, was ſehe ich?

Kathrine.

Sehen Sie, was ich kann? Da ſteht er.

Achter Auftritt.

Abgrund, Amalia, Kathrine.

Abgrund.

Warum entſetzen Sie ſich ſo vor mir, gnädiges Fräulein?

Kathrine.

Wir entſetzen uns vor Ihnen, weil wir nicht wiſſen, wer Sie ſind, weil wir nicht einen Augenblick von Ihrer Ehrlichkeit geſichert ſeyn können, und weil es Leute giebt, die Sie für was anders halten, als was Sie ſeyn wollen.

Abgrund.

Faſſen Sie doch keinen falſchen Verdacht wider mich, gnädiges Fräulein! Glauben Sie, daß ich gerechte Urſachen habe, zu verbergen, wer ich bin.

Amalia.

Eben vor dieſen gerechten Urſachen fürchte ich mich.

Ab-

Abgrund.

Es sind Ursachen, die mir nicht zum Nachtheile gereichen.

Amalia.

Deſtoweniger sollten Sie nöthig haben, sie zu verschweigen.

Abgrund.

Aber wenn Sie mich gleich nicht kennen, was verlieren Sie denn dabey? Ich habe Beweiſe genug in Händen, die Sie mit der Zeit hierüber zufrieden ſtellen können. Unterdeſſen gönnen Sie mir doch das Vergnügen, gnädiges Fräulein, zu glauben, daß dieß meine Perſon von Ihnen hochgeſchätzet werde.

Amalia.

Wie kann ich Sie denn hochſchätzen, ehe ich Sie kenne?

Abgrund.

Wenn Sie mich nicht kennen, ſo kennen Sie doch meinen Eifer, Ihnen zu gefallen, und meine Hochachtung gegen Sie. Iſt denn dieſes nicht geſchickt, Vertrauen bey Ihnen zu erwecken?

Amalia.

Ein ſolches Vertrauen kann leichtlich fehl ſchlagen.

Abgrund.

Soll ich denn Ihnen ein Geheimniß offenbaren, deſſen Entdeckung vielleicht das Glück hindern kann, das ich ſuche, nämlich die Gnade, Sie lieben zu dürfen? Soll ich denn mein ganzes Glück in Ihre Hände legen, ehe ich weiß, ob Sie mich würdigen werden, daran Theil zu nehmen und mein Geheimniß zu verſchweigen?

Amalia.

Sie wollen Vertrauen bey mir erwecken, und haben ſelbſt keines zu mir. Aber ich will es Ihnen vergeben. —

Sa-

Sagen Sie nur meinem Vater, wer Sie ſind, der wird es vielleicht beſſer verſchweigen können, als ich. Denn man ſagt es doch, daß man einem Frauenzimmer kein Geheimniß anvertrauen dürfe, und Sie ſcheinen eben der Meynung zu ſeyn.

Abgrund.

Ich werde Ihrem Herrn Vater alles offenbaren, anädigtes Fräulein. Laſſen Sie nur nur Zeit dazu. In einigen Monaten....

Amalia.

So werden wir einander auch erſt in einigen Monaten wiederum ſprechen können. Denn ich kann meine Ehre durch Ihre verborgenen Beſuche nicht in Gefahr ſetzen.

Abgrund.

Ich kenne ja Ihren Herrn Vater noch nicht. Er könnte mir abgeneigt ſeyn, er könnte mir ſchaden! — Wem darf man ſich in der Welt vertrauen? Ach ich höre, daß jemand kömmt! Ich kann mich unmöglich bey Ihnen ſehen laſſen. Erlauben Sie, daß ich mich verſtecke.

Amalia.

Was wollen Sie thun? Bleiben Sie doch.

Katherine.

Reiſet Sie denn der Teufel? Bey einem Frauenzimmer ſich zu verſtecken!

Abgrund.

Was ſoll ich aber thun? Was ſoll ich verwenden? Es iſt Ihr Herr Vater.

Neunter Auftritt.

Schlangendorf, Abgrund, Amalia, Kathrine.

Abgrund.

Nachdem ich die Ehre hatte, Herr von Schlangendorf, von Ihnen Abſchied zu nehmen.... ſo beſann ich mich.... ſo kehrte ich um.

Schlangendorf.

Sie haben ganz Recht, mein Herr. Meine Tochter würde es Ihnen nicht vergeben haben, wenn Sie mich beſuchet hätten, ohne ihr zugleich die Ehre zu thun und ſich nach ihr zu erkundigen.

Abgrund.

Ich wollte nur die Ehre haben, ihr ein kurzes Compliment zu machen, und ich war eben im Begriffe, mich wieder zu beurlauben.

Schlangendorf.

Nach Ihrem Gefallen, Herr von Abgrund!

Zehnter Auftritt.

Schlangendorf, Amalia, Kathrine.

Schlangendorf.

Ich kam nur, dir zu ſagen, Amalia, daß diesen Mittag ein fremder guter Freund bey mir abtreten wird. Du magſt dafür ſorgen, daß wir wohl bewirthet werden.

Amalia.

Sie wiſſen, Herr Vater, daß ich mein möglichſtes thue, ſo bald Sie mir befehlen.

Eilfter Auftritt.

Amalia, Katharine.

Amalia.

Wie kam Euch mein Vater vor? Schien er nicht verdrießlich zu ſeyn?

Katharine.

Er ſagte nichts. Aber Ihr wißen, wie er iſt. Der Himmel weis, was er gehabt hat.

Amalia.

Ich ſehe es eben, Katharine, ich darf den Unbekannten weiter nicht ſehen; es möchte meinen Vater beleidigen.

Katharine.

Ich wollte, daß er mit ſeinen Geheimniſſen und mit ſeiner Verſchwiegenheit wäre, wo der Pfeffer wächſt.

Amalia.

Warum aber das? Ihr ſeyd zu weit, Katharine. Ich finde es eben nicht häßlich an einem Menſchen, daß er verſchwiegen und verſchwiegen iſt.

Katharine.

Ey, es iſt keine größere Plauderey, als eine allzugroße Verſchwiegenheit.

Amalia.

Dieſe allzugroße Furchtſamkeit iſt nur ein Kennzeichen ſeiner Unerfahrenheit.

Katharine.

Die Unerfahrenheit iſt freylich eben nichts haßenswürdiges an einem Menſchen, der uns liebet.

Amalia.

Vor mir mag er haßenswürdig ſeyn, oder nicht, ſo lange ich ihn nicht näher kenne. Aber, Katharine, kennet ihr mir denn gar nichts weiter von ihm ſagen?

Katharine.

Nicht das geringſte. Und das erfreut mich recht. Ich wollte nur, daß Sie von Neugierigkeit krank wären. Es iſt mir doch lieb, daß Sie auch einmal Ihrem Geſchlechte ein Recht widerfahren laſſen.....

Amalia.

Sagt mir, was ſoll das heißen, daß ich meinem Geſchlechte ein Recht widerfahren laſſe?

Katharine.

Wie ſo, gnädiges Fräulein? Was kann es heißen? Unſer Geſchlecht wird für neugierig gehalten. Alſo ein Frauenzimmer, das neugierig iſt, läßt ſeinem Geſchlechte ein Recht widerfahren.

Amalia.

Ich will Euch auch nicht rathen, daß Ihr was anders [illegible] verſteht.

Katharine.

Mich dünkt, gnädiges Fräulein, Sie ſind heute nicht aufgeräumt.

Amalia.

Nein!

Katharine.

Und der Kerl hat Ihnen weh?

Amalia.

Ich weis ſelbſt nicht.

Katharine.

Oder das Herz? Haben Sie Herzdrücken?

Amalia.

Gehet, Katharine. Laßt die Zimmer für den fremden Herrn parathe machen, der ankommen ſoll. Ich muß zu meinem Vater gehen und ſehen, daß ich ihm die Gedanken aus dem Kopfe bringe, die er vielleicht von mir gefaßt hat.

Drit-

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Abgrund,

als ein Perückenmacher.

Schlangenderf läßt mich zu Gaſte bitten! Nein, dahinter muß was ſtecken! Das muß ich ausſpähen. — Aber, wenn nur Katrine auf den Brief antwortet, den ich ihr überreichen will! — Wo nicht, ſo muß ich mich zu erkennen geben. — Aber ſo wird ſie mich einer Unvorſichtigkeit beſchuldigen. — Iſt es möglich? Da ich alles auf das verborgenſte anſtelle, bin ich noch unvorſichtig. — Nein! kein Menſch ſoll mich dergeſtalt erkennen. — Sachte! ich ſpreche zu laut. Wer verſtändigen Leute thun ſonſt alles heimlich und können nicht einmal heimlich denken. — Zum Teufel! kann ich es denn nicht laſſen? Ich rede ja wieder laut. — Still! hier kommt ſie. — Wenn ſie mich nun gehört hätte!

Zweyter Auftritt.

Abgrund, Katrine.

Abgrund.

Schöne Jungfer, hören Sie doch....

Katrine.

Ah! ....

Abgrund.

Still! Schrey Sie doch nicht! Man möchte uns hören.

Katharine.

Nun! Ich denke, was Er vorhat. Was will Er mir denn ſo nahe am Leibe?

Abgrund.

Ich wollte mit Ihr reden.

Katharine.

Kann Er nicht von ferne reden? Ich bin ja nicht taub.

Abgrund.

Aber ich wollte heimlich mit Ihr reden.

Katharine.

Zum Henker! ich weis doch nicht, daß ein Verboth wider das Lautreden ausgegangen wäre. Alles redet itzo ſo leiſe, als ob es in einem Schlafzimmer wäre.

Abgrund.

Ich bin ein Perückenmacher und Haarfriſirer.

Katharine.

Das kann man auf ſeinem Aermel leſen; denn der iſt voll Puder.

Abgrund.

Der ſeine Sachen ſo gut verſteht, als jemand. — Hier iſt ein Billet von einer guten Freundinn, die mich an Ihr Fräulein beſtens empfiehlt.

Katharine.

Die Empfehlung wird nicht viel gelten. Es wird niemand hier gebraucht, als wer meinen Beyfall hat; und den ſoll niemand haben, als wer mir eine Perücke macht.

Abgrund.

Eine Perücke für eine Frauensperſon?

Kathrine.

Er kann nur wieder gehn. Ich höre es ſchon, Er verſteht nichts.

Abgrund.

Sie ſoll eine Perücke haben, wie Sie ſelbſt will, Sie mag eine Alongenperucke oder eine Beutelperücke oder einen Muliton verlangen.

Kathrine.

Man ſollte bald meynen, er wäre kein rechter Perückenmacher. Nein, das iſt nicht möglich! — Einen Muliton für ein Frauenzimmer! — Einen Haarkopf will ich haben. Verſteht er das?

Abgrund.

Ergebner Diener! Er iſt zu Ihrem Befehle.

Kathrine.

Er, ergebne Dienerinn! Ein Bißchen weniger Höflichkeit und mehr Wiſſenſchaft.

Abgrund.

Aber übergebe Sie nur das Briefchen.

Kathrine.

Das iſt nicht nöthig. Er iſt ſchon ſo gut, als angenommen.

Abgrund.

Die Perſon, die es geſchrieben hat, bittet ſich aber Antwort aus.

Kathrine.

Und wer iſt denn die Perſon?

Abgrund.

Der Name wird wohl im Briefe ſtehen.

Kathrine.

Was das für Geheimniſſe und für Umſtände ſind! Antwortet mir denn heute alles durch Räthſel? — Gebe Er den Brief nur her.

Dritter Auftritt.

Glocke, Abgrund.

Glocke.

Guten Tag, mein Freund. Was macht Ihr gutes hier?

Abgrund.

Weder gutes noch böses, mein Herr; denn ich thue nichts.

Glocke.

Frisirt Ihr sonst das Fräulein? Für heute kann ich Euch sagen, daß Ihr zu spät kommt. Sie ist schon angekleidet.

Abgrund.

So?

Glocke.

Wisset Ihr nichts neues?

Abgrund.

Ja! ich weis alle Moden, so bald sie aus Frankreich kommen.

Glocke.

Das ist etwas. Aber Ihr werdet doch viel Frauenzimmer frisiren? — Wisset Ihr mir nichts zu erzählen? Ein verliebtes Histörchen, oder eine Staatsneuigkeit?

Abgrund.

Ich kann nicht sagen, daß ich etwas wüßte.

Glocke.

So müsset Ihr Eure Ohren verpachtet haben. Denn ich wette doch, daß kein Frauenzimmer in der Stadt ist, das nicht bey ihrem Nachttische die ganze Welt nach ihrem Kopfe einrichtet.

Abgrund.

Das kann ſeyn, aber ich habe nur ihre Haare und nicht ihr Gehirn unter meiner Aufſicht.

Glocke.

O Ihr habet gar Einfalle! Ich merke es wohl, Ihr ſeyd ein ſchlauer Kopf, Ihr werdet wohl bey der Gelegenheit von Friſiren auch zugleich ein geheimer Briefträger ſeyn?

Abgrund.

Ich? Ein Briefträger? Ein Briefträger? — Aber ich bitte Sie. Wie kann Ihnen das einfallen? Ich neyme niemals Papier in die Hände, als Papilloten daraus zu machen.

Glocke.

Aber ſaget mir doch ....

Abgrund.

Man mag von den Gelehrten ſagen, was man will; das Papier iſt doch eine ſchöne Erfindung. Und wenn nicht ſo viel nützliche Sachen geſchrieben würden, ſo wüßte ich nicht, wo man Papilloten hernehmen ſollte.

Glocke.

Ich will Euch einen Gulden geben, ſaget mir doch ....

Abgrund.

Ich habe eine Zeitlang einen jungen Herrn friſirt, der immer ſehr gelehrt ſprach, und bey dem ich doch den ganzen Cicero entzwey gekämmt habe.

Glocke.

Was zum Henker? Der Herr Perückenmacher ſpricht vom Cicero?

Abgrund.

Cicero! Habe ich den Cicero genennt, ſo muß ich mich verſprochen haben. Beyſeite.
Was mache ich doch? ich werde mich noch verrathen.

Glocke.

Aber ſaget mir nur....

Abgrund.

Ach mein Herr! kennen Sie etwa den Herrn Cicero; ſo ſagen Sie es ihm ja nicht wieder, daß ich ſein Buch entzwey geſchnitten habe. Die gelehrten Leute ſind rachgierig, und können nichts weniger vertragen, als wenn man ihre Schriften verachtet.

Glocke.

Ihr verfluchter Kerl! redet Ihr denn beſtändig, und höret nicht, was ich euch ſage? Ich ſage, ich will Euch einen Gulden geben, Ihr ſollt mir erzählen....

Abgrund.

Ich erzähle Ihnen ja alles, was ich weis. Ich habe einmal ein Fräulein friſirt, welches kein anderes Papier in ihrer ganzen Haushaltung brauchte, als die Verſe ihrer Liebhaber.

Glocke.

Wer iſt dieſes Fräulein?

Abgrund.

Ich nenne nicht gern die Leute.

Glocke.

Wollet Ihr mir die Wahrheit ſagen, wenn ich ſie errathe?

Abgrund.

Sie können rathen, ſo viel Sie wollen.

Glocke.

Iſt es nicht das Fräulein Leonora?

Abgrund.

Nein! mein Herr, ich kenne ſie nicht.

Glocke.

Ihr haltet Euer Wort nicht! Ich wette, daß ich ſie errathen habe. — Saget mir, wer macht denn alle die Verſe auf ſie?

Ab-

Abgrund.

Sie irren ſich, wenn Sie auf ein Fräulein in dieſer Stadt rathen. Ich habe ſie damals gekannt, da ich auf meine Profeßion reiſte.

Glocke.

Wie ſich der Kerl dumm anſtellt! Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn er nicht in allen Häuſern in der Stadt bekannt iſt. Was gehen mich Eure Reiſen an? Ich will etwas neues aus der Stadt wiſſen.

Abgrund.

Ich kenne niemand in der Stadt. Ich bediene nur die Fremden, die hier ſind. Und die reiſen in einigen Tagen wieder weg.

Glocke.

Die Fremden? Gut! Da ſeyd Ihr eben mein Mann! Da habet Ihr zween Gulden, und ich will Euch alle Monate eben ſo viel geben, mit der Bedingung, daß Ihr alle Morgen zu mir kommt.

Abgrund.

Ich ſehe aus Ihren Haaren, mein Herr, daß Sie ſchon mit einem Kritzer verſorgt ſind, und ich will niemand gern von ſeinem Brode verdringen.

Glocke.

Das thut nichts. Ich bin gern von mehr Leuten bedienet, als ich brauche. Ihr ſeyd unſehlbar im grünen Pferde bekannt?

Abgrund.

Nein, mein Herr, ich habe niemals ein grünes Pferd mit Augen geſehen.

Glocke.

Ihr verzweifelter Lügner! Ihr ſaget ja, daß Ihr die Fremden bedienet; wiſſe Ihr denn die vornehmſten Wirthshäuſer nicht?

Abgrund.

Ach ja, im grünen Roſſe! Ich beſinne mich. Da wohne ich....

Glocke.

Da wohnet Ihr?

Abgrund.

Ganz in der Nähe.

Glocke.

Da wohnt ein gewiſſer Herr von Abgrund. Kennet Ihr den?

Abgrund.

Ich, ich? Wie ſollte ich den kennen?

Glocke.

Was kennet Ihr denn ſonſt für Fremde? Redet nur nicht! Ihr kennet ihn, oder Ihr ſeyd der nicht, für den Ihr Euch ausgebet.

Abgrund.

Mein Herr, warum ſollte ich nicht der ſeyn, für den ich mich ausgebe? Ich kenne ihn nicht.

Glocke.

Ihr ſollet mir gewiß ſagen, wer er iſt. Denn ich kenne Euch ſchon....

Abgrund.

Iſt es möglich, mein Herr, Sie kennen mich?

Glocke.

Ja! ich kenne Euch. Man muß Euch recht ausfragen, ehe Ihr mit der Wahrheit heraus rücket.

Abgrund.

Sie können verſichert ſeyn, daß ich nichts von ihm weis.

Glocke.

Kerl, rede oder ich erwürge dich!

Abgrund.

Mein Herr, vergreifen Sie ſich nicht an mir, oder Sie ſollen ſehen, was ich thun werde!

Glocke.

Du? Was willſt du mir thun?

Ab-

Abgrund.

Alle Ihre Haare will ich in Unordnung bringen.

Glocke.

Ich bitte dich, ſage mir im Guten, was du weißt, und verſprich, daß du ihn ausſpionieren willſt.

Abgrund.

Ausſpionieren? Glauben Sie mir, fangen Sie es nicht an. Ich verſichre Sie, daß Sie nichts erfahren werden.

Glocke.

Ich muß es wiſſen, es mag koſten, was es will. Könnt Ihr nicht ſeine Briefſtaſche heimlich wegnehmen?

Abgrund.

Was ſagen Sie? Ich will nicht hoffen, daß Sie mich zu ſolchen Dingen verführen wollen.

Glocke.

Nun, du Narr! Ich will nichts davon behalten. Wenn ich die Briefe geleſen habe, ſoll er ſeine Briefſtaſche unverletzt wieder bekommen.

Abgrund.

Es iſt unmöglich. Denn ſie iſt unter zehn Schloſſern verwahret und in einem ſehr ſtarken Koffer.

Glocke.

Ich will ſie aber haben.

Abgrund.

Das verſuchen Sie nicht. Denn des Tages kömmt niemand in ſein Zimmer, auſſer wenn er ſelbſt darinnen iſt, und des Nachts ſchlaft er halbwachend über ſeinen Papieren, und hat vier Paar geladene Piſtolen und einen bloßen Degen bey ſich.

Glocke.

Zum Henker! So darf kein Frauenzimmer an ſein Bette kommen, das ſich vor dem Gewehre fürchtet.

Abgrund.

Ich verſichre Sie, mein Herr, auch keine Mannsperſon.

Glocke.

Glocke.

Kannſt du mir nicht ſeinen Kerl beſtechen helfen, daß wir Briefe habhaft werden, die er auf die Poſt ſchicket oder daher bekommt?

Abgrund.

Ich erſchrecke. Wollen Sie Briefe aufbrechen?

Glocke.

Was bedeutet es, wenn man nur nicht vergißt, ſie wieder zuzuſiegeln?

Abgrund.

Er würde ſeinen Diener fortjagen, wenn er nur wüßte, daß er leſen und ſchreiben könnte; noch vielmehr wenn er merkte, daß ein einziger Menſch mit ihm ingeheim redete.

Glocke.

Bedenke, daß du dem Hofe einen Dienſt erweiſeſt, und daß es dem Glück ſeyn kann, wenn du etwas heraus bringſt. Denn es iſt ein gefährlicher Menſch. Gieb dir nur Mühe! Ich will dir Geld über Geld geben. Denn er will das Fräulein hier verführen, und unter uns geſagt, er will es mir aus den Händen reißen.

Abgrund.

Wie wollte er dieſes vorhaben? Glauben Sie es nicht.

Glocke.

Ich weis es aber. Denn ich laſſe auf alle ſeine Tritte Achtung geben.

Abgrund.

Machen Sie ſich keine Sorge! Ich habe gehört, daß er verheurathet iſt.

Glocke.

Wie? Kannſt du mir Beweis davon ſchaffen? Du ſollſt alles von mir haben, was du verlangſt.

Vierter Auftritt.

Amalia, Kathrine, Glocke, Abgrund.

Glocke.

Hier, gnädiges Fräulein, hier können Sie hören wer der Herr von Abgrund iſt.

Amalia.

Wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich es zu wiſſen verlange?

Kathrine.

Wir ſind ſo neugierig nicht. Wir fragen niemals nach Sachen, die man uns von ſelbſt ſagen will.

Glocke.

Mein Freund, ſaget doch dem gnädigen Fräulein, daß Abgrund ein Betrüger und ein gefährlicher Menſch iſt.

Abgrund.

Ich? Wie ſollte ich das ſagen können?

Glocke.

Habet Ihr mir es nicht geſagt, daß er ſeinen Diener wegjagen würde, wenn er leſen und ſchreiben könnte, daß er wie ein Drache über ſeinen Briefſchaften liegt, daß er nur halbwachend ſchlaft, und daß er lauter Gewehr um ſich herum hat?

Kathrine.

Das iſt etwas. Hat er das alles geſehen?

Abgrund.

Ich habe nichts geſehen. Denn ich komme nicht zu ihm, als wenn ich ihn friſire.

Amalia.

Aber wiſſet Ihr das?

Abgrund.

Ich ſagte nur, daß ich es glaubte.

Glocke.

Wollen Sie noch mehr Beweis haben, daß er ein Betrüger und ein gefährlicher Menſch iſt?

Abgrund.

Das geht zu weit, mein Herr! Kann man nicht ſehr wichtige Geheimniſſe haben, ohne ein gefährlicher Menſch und ein Betrüger zu ſeyn?

Glocke.

Ey! wenn man erlaubte Sachen vorhat, ſo braucht man ſie nicht zu verbergen.

Abgrund.

Es geht mich zwar nichts an, und ich will mich nicht zu ſeinem Advocaten aufwerfen. Denn Sie können verſichert ſeyn, daß er mir von ſeinen Angelegenheiten nicht das geringſte geſagt hat. Aber wenn er nun auf Reiſen iſt; ſollte er nicht incognito reiſen dürfen?

Rathrine.

Ey! er kann vor uns durch die ganze Welt incognito reiſen. Er würde vielleicht nicht beſſer incognito reiſen können, als unter ſeinem eigenen Namen.

Glocke.

Viel Leute, die kaum ihr eigener Vater kennet, reiſen incognito, und geben ſich für Grafen und Barons aus.

Abgrund.

Aber woher ſchließen Sie denn, daß er unter ſolche Leute gehört?

Glocke.

Ich ſchließe es, ich ſchließe es daher, weil er ſeinen Stand verbirgt. Ich darf von meinem Geſchlechte reden, ſo viel ich will.

Katharine.

Das iſt wahr. Denn Sie haben mir ſehr oft Ihren ganzen Stammbaum auswendig hergeſagt.

Glocke.

Das mag er mir nachthun, wenn er kann. Aber Leute vom Stande laſſen ſich zu ſolchen Geſchäfften nicht brauchen, wie er auf ſich hat.

Abgrund.

Was für Geſchäffte meynen Sie denn, die er auf ſich hätte?

Amalia.

Freylich hat er unrecht, wenn er aus allen ſeinen Angelegenheiten allen Menſchen ein Geheimniß macht. Man muß eben ſo viel Vertrauen gegen die Leute haben, die einem dienen können, als Mistrauen gegen die, die den Willen haben möchten, einem zu ſchaden. Wenn er aber Angelegenheiten verbirgt, die der Mühe werth ſind: ſo thut er es vielleicht darum, damit die neugierigen Leute ihm nicht hinderlich ſeyn können, die nur alles wiſſen wollen, um von allem zu reden, die eine Freude daran haben, einem ehrlichen Menſchen etwas in den Weg zu legen, und die es noch dazu für ein Verbrechen anſehen, wenn man ſie nicht zu ſeinen Vertrauten machet.

Glocke.

Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie ſollten ſich nicht übel in ſeine Schule ſchicken. Und du, Beſtie, biſt gewiß einer von ſeinen Spionen.

Abgrund.

Ich, mein Herr?

Glocke.

Du nimmſt ja ſeine Partey, als ob du darauf geſchworen hätteſt!

Ab-

Abgrund.

Ich habe ja gesagt, daß ich ihn nicht kenne, daß ich ihm gar nicht das Wort rede, daß ich nur meine Gedanken sage, daß ich.... daß ich wollte, daß er zum Teufel wäre.

Glocke.

Aber so rede doch! Hast du mir nicht gesagt, daß er verheurathet ist?

Amalia.

Verheurathet?

Kathrine.

Verheurathet?

Abgrund.

Verheurathet!

Amalia.

Sagen Sie mir doch, was mich das angeht? — Ich verlange ja nichts von ihm zu wissen. — Horet doch, ist es wahr, daß er verheurathet ist?

Abgrund.

Ich sagte nur .... beyseite Die verfluchte Verkleidung!

Glocke.

Habet Ihr es mir nicht gesagt? Könnt Ihr es leugnen?

Abgrund.

Ich glaubte nur .... beyseite. Muß ich mich denn in meinen Ausflüchten fangen?

Glocke.

Werdet Ihr nicht bald mit der Sprache herauskommen?

Abgrund.

Ich dachte nur .... Sehen Sie! Wenn ich jemand sehe, der nicht allemal aufgeräumt ist, der selten lacht, der zuweilen in tiefen Gedanken sitzt, der oft mit sich selber

redet,

redet, der wenig Trinkgeld giebt, der allemal mit der Ausflucht fertig iſt, wenn man ihm eine Luſtbarkeit vorſchlägt, der ſich mit dem Eſſen und Trinken ſehr in Acht nimmt, der ſich fein warm um den Leib hält, ſo denke ich allemal, daß dieſer Mann gewiß verheurathet iſt. Es iſt eben nicht untrüglich. Es iſt aber doch eine Anmerkung, die ich bey meinem Haarfriſiren mit gemacht habe.

Glocke.

Daß dich doch der Teufel mit deinen Perückenmacheranmerkungen holte!

Kathrine.

Nun, nun! Die Anmerkung laßt ſich noch hören.

Abgrund.

Ich kann alſo nicht ſo genau wiſſen, ob er verheurathet iſt. Denn mir wird er es nicht ſagen.

Glocke.

Warte, du verzweifelter Lügner, du ſollſt mir nicht umſonſt die Wahrheit verſchweigen! Was ſagen Sie dazu, gnädiges Fräulein?

Amalia.

Daß es mich gar nichts angeht.

Glocke.

Gut! ſo wird Sie doch dieſes angehen, daß Ihr Unbekannter heute einen verkleideten Menſchen in Ihr Haus geſchickt hat? Und der Himmel weis, ob er es nicht ſelber geweſen iſt.

Abgrund. Beyſeite.

Ach! ich bin verrathen. Laut. Haben Sie ihn geſehen, mein Herr?

Glocke.

Das iſt gleich viel; es konnte wohl ſeyn.

Abgrund.

Sollten Sie ihn wohl kennen, wenn Sie ihn verkleidet ſähen?

Glocke.

Wenn ich ihn kennte, ſo würde es deſto ſchlimmer für ihn ſeyn.

Kathrine.

Mein Herr, alles das werden Sie wohl des Nachts im Traume geſehen haben. Denn bey Tage kann es nicht geſchehen ſeyn.

Glocke.

Ich habe es aber ganz wachend von einem Menſchen gehöret, der mir ſeine Livere, und alle Umſtände beſchrieben hat.

Abgrund.

Kennen Sie ſchon ſeine Livere?

Glocke.

Wie ſollte ich die nicht kennen? Das iſt ein wichtiges Stück von den Hofwiſſenſchaften.

Kathrine.

Sie haben viel Herz, daß Sie dem Fräulein ſolche Hiſtorien verreden, die Sie hernach auf ihre Rechnung in der Stadt ſagen. Mir ſollten Sie damit nicht kommen.

Glocke.

Glauben Sie, gnädiges Fräulein! Kathrine iſt gewiß ſchon von ihm beſtochen.

Kathrine.

Mein Herr, Sie wiſſen ſchon, wie leicht ich zu beſtechen bin!

Glocke.

Ich muß mich Ihrer Ehre annehmen; denn ſie läuft Gefahr dabey.

Amalia.

Sie können ſich meiner Ehre nicht beſſer annehmen, als wenn Sie ſich gar nicht um mich bekümmern. Die Ehre einer Perſon iſt nirgends ſchlechter aufgehoben, als entweder bey Leuten, die ſehr viel ſprechen, oder bey ſolchen, die ſehr viel verſchweigen. Und ich werde mich vor beyden Arten Leuten in Acht zu nehmen wiſſen.

Glocke.

Ich werde mich aber wider Ihren Willen um Sie bekümmern, und hoffe, Ihnen bald noch viel andere nützliche Nachrichten zu ſagen, wenn ich mit meinem Schneider geſprochen habe.

Fünfter Auftritt.

Amalia, Abgrund, Kathrine.

Amalia.

Kathrine, wo iſt die Antwort auf das Billet, das ich euch gegeben habe?

Kathrine.

Hier, mein Freund, hat Er ...

Amalia.

Gebet mir ſie her!

Kathrine.

Haben Sie ſich anders beſonnen? — O Sie zerreißen es! Wollen Sie das Billet, das er überbracht hat, auch dazu haben?

Amalia.

Gebet her! Wo iſt es?

Kathrine.

Hier iſt es. Aber es iſt nichts nütze, daß die Stücken davon hier liegen bleiben. Ich werde ſie doch aufheben dürfen.

Abgrund.

Nein! gebe Sie mir dieſe Stücken! Ich kann nicht zulaſſen, daß ſie in fremde Hände kommen.

Kathrine.

Ich will ſie nicht leſen. Ich werde ſie aber doch behalten.

Abgrund.

Nein! ſie gehören mir.

Kathrine. Sie ſteckt ſie in den Buſen.

Gebe Er ſich keine Mühe. Sie ſind ſchon in Sicherheit.

Amalia.

Ihr könnet der Perſon, die Euch dieſen Brief gegeben hat, nur ſagen, mein Freund, daß ich ihn nicht verſtehe, und alſo für unnöthig halte, darauf zu antworten.

Abgrund.

Und was hat denn dieſe Perſon für eine Unvorſichtigkeit begangen, die ſo beſtraft werden ſoll?

Amalia.

Ihr habet den Brief überbracht. Ihr brauchet nichts weiter, als meine Antwort zu ſagen.

Abgrund.

Ach gnädiges Fräulein! Darf ich mir zur Gnade ausbitten, daß ich ein einziges Wort ohne Zeugen mit Ihnen reden kann.

Amalia.

Dieſer Zeuge kann wohl dabey ſeyn.

Kathrine.

Ohne Zeugen? Auf die letzt wird ein Barbirer oder Friſirer auch wohl noch verſchwiegner ſeyn wollen, als die allerverſchwiegenſten unter den Frauenzimmern. Und ich bin doch gewiß verſichert, es giebt Sachen, worinnen die

die Mannsleute ſehr plauderhaft, und die Frauensperſonen ſehr verſchwiegen ſind.

Abgrund.

So werde ich wenigſtens nur ein Wort heimlich mit Ihnen reden dürfen. Diejenige Perſon, die Ihnen das Billet geſchrieben hat, iſt gar nicht .... Ach gnadiges Fräulein, dieſes Mägdchen bethöret mich!

Amalia.

Bleibet nur zurück, Kathrine.

Kathrine.

Ich verlange nichts zu hören. Ich ſah nur hier noch ein Stück von dem Briefe liegen.

Abgrund.

Dieſe Perſon, ſage ich, iſt gar nicht diejenige, wofür ſie gleich itzt ausgegeben ward.

Amalia.

Dieſes hättet Ihr nicht nur laut, ſondern auch vor tauſend Zeugen ſagen können. Denn ich verſtehe es nicht.

Abgrund.

Ich ſage, die vorgegebene Verbindung iſt ganz falſch und erdichtet, um ein Blendwerk zu machen.

Amalia.

Das verſtehe ich noch weniger, und wollte gern mit dergleichen Blendwerke verſchonet ſeyn.

Abgrund.

Ich bin in Verzweiflung, daß ich mich nicht deutlicher erklären darf, da Sie mir das Glück nicht gönnen wollen, Sie allein zu ſprechen.

Kathrine.

Es iſt gut. Wenn die Leute allein ſeyn wollen, ſo muß man ihnen nicht beſchwerlich fallen.

Abgrund.

O Himmel, ſie geht vielleicht mich zu verrathen!

Amalia.

So redet doch; was wollt Ihr denn?

Abgrund.

Glocke iſt ein boshafter Menſch, der dem Abgrund zu ſchaden ſuchet, und ſich einbildet, daß er Sie ſchon beſitze.

Amalia.

Ich habe von ihm eben ſo wenig Nachricht verlangt, als von dem von Abgrund.

Abgrund.

Und um ſeiner Fragen los zu ſeyn, und ihm ein Blendwerk zu machen, bin ich genöthiget geweſen, ihn zu bereden, als ob Abgrund verheurathet wäre.

Amalia.

So iſt er nicht verheurathet?

Abgrund.

Nein! Die Nachricht iſt ganz falſch, die Sie ſo erzürnet hat.

Amalia.

Sie hat mich nicht erzürnet. Im geringſten nicht. Sie iſt mir ganz gleichgültig. Aber woher kommet Ihr ſie wiſſen?

Abgrund.

Davon kann ich Ihnen gewiſſe Verſicherung geben.

Amalia.

Ihr könnt mir eben ſowohl, als jenem, ein Blendwerk machen wollen. Man wird öfters von Leuten hintergangen, die man viele Jahre gekannt hat; wie ſollte man mit Unbekannten ſicher ſeyn können?

Ab-

Abgrund.

Können Sie wohl ſo grauſam ſeyn, und glauben, daß ich Sie hintergehen könnte?

Amalia.

Ach, das iſt er ſelber! — Mein Gott! was ſind Sie verwegen?

Kathrine.

Nun! was geht vor, gnadiges Fräulein?

Abgrund.

Ich bin verloren. Sie hat uns zugehört.

Kathrine.

Iſt das das gröſte Unglück? Ich kann doch nicht ſagen, daß mir meine Mühe belohnet worden wäre.

Amalia.

Gehen Sie fort! Ich kann in dieſem Kleide nicht ein Wort von Ihnen anhören.

Abgrund.

Ich würde mich mit der gröſten Gefahr in tauſend Geſtalten verwandeln, wenn ich nur das Glück hoffen dürfte, alsdann insgeheim mit Ihnen zu reden, und Ihnen mein ganzes Herz zu vertrauen.

Kathrine.

Zu dem Vertrauen iſt doch der Anfang noch zur Zeit ſchlecht gemacht.

Amalia.

Ich bitte Sie! Gehen Sie! — Was würde die Welt ſagen?

Abgrund.

Eben damit ſie nichts ſagen kann, ſo ſoll ſie nichts erfahren.

Amalia.

Wollen Sie noch nicht gehen?

Abgrund.

Kann denn meine Vorſichtigkeit Sie beleidigen?

Amalia.

Gehen Sie, ſage ich, oder Sie ſollen mich niemals wieder ſehen.

Abgrund.

Wie unglücklich gelingt mir doch alle meine Behutſamkeit! Meine Verkleidung hat mich nur tauſendfacher Ar ſt, und tauſend Nachforſchungen ausgeſetzet, und ſie ſoll mir noch ihren Zorn zuziehen?

Sechſter Auftritt.

Amalia, Kathrine.

Amalia.

Sage mir, Kathrine, habe ich ihn auch deutlich genug abgewieſen?

Kathrine.

Wenn es nicht deutlich genug geweſen iſt; ſo mag er kommen, und um Erklärung fragen.

Amalia.

Ich fürchte nur, daß ich zu wenig, oder zuviel geſagt habe.

Kathrine.

Und das letztere fürchten Sie mehr, als das erſtere.

Amalia.

Eins ſo ſehr, als das andere. Es iſt nichts nütze, ohne Noth über Dinge Lärmen zu machen, die man in aller Höflichkeit abthun kann. Hört, Kathrine, ſagt meinem Vater nichts von dieſer Verkleidung. Denn ich finde ohne dieß, daß er nicht mit mir zufrieden iſt.

Kathrine.

Ey! glauben Sie denn, daß ich so plauderhaft bin?

Amalia.

Wenn ich aber nur errathen könnte, was Abgrund mit seiner Verkleidung gewollt hat.

Kathrine.

Weis man denn, was man will, wenn man verliebt ist?

Amalia.

Ich habe nicht ein Wort von seinem Briefe verstanden.

Kathrine.

Und Sie hatten gleichwohl eine Antwort aufgesetzt?

Amalia.

Es ist gut, daß sie zerrissen ist, Denn ich weis selbst nicht, was ich geschrieben habe. Aber ich möchte doch gern seinen Brief noch einmal lesen, nur um zu sehen, ob ich errathen konnte, was er gewollt hat.

Kathrine.

Sehn Sie! Ist es nicht gut, daß ich die Stücken aufgehoben habe? Ich weis wohl, es giebt gewisse Dinge, die man gern wieder aufhebt, nachdem man sie erst weggeworfen hat.

Sie leget die Stücken auf der Erde zusammen und liest:

„Die Gütigkeit Ihres Herrn Vaters setzet mich in eben so „große Unruhe, als sein voriger Ueberfall. So sehr ich mich „auf das Vergnügen freue, mit Ihnen bey der Tafel durch mei„ne Blicke reden zu können: so bin ich in Angst, daß mir die„ses Netz geleget seyn möchte, mich darinnen selbst zu fangen. „Wenn Sie meine Liebe nur einigermaßen Ihrer würdig hal„ten, gnädiges Fräulein, so lösen Sie mir dieses Räthsel auf, „ob ich unter dieser scheinbaren Gnade Ihres Herrn Vaters

„nicht etwas zu befürchten habe. Ich verehre ihn, aber mich „ihm zur Zeit zu offenbaren, dazu habe ich nicht die Ehre, ihn „genug zu kennen, und ich erwarte vorher noch einige Umstände, um mich ihm desto würdiger zeigen zu können. Mehr „kann ich dem Papiere nicht anvertrauen, und ich bitte Sie, „unartiges Fräulein, verbrennen Sie auch dieses, wenn Sie „fähig sind, einige Hochachtung für denjenigen zu haben, der „Sie in dem Innersten seines Herzens verehrt.

Keine Unterschrift!

Amalia.

Aber bin ich nicht thöricht gewesen? Ich weis nicht einmal, ob der Brief von ihm ist, und der Kopf schwindelt mir, wenn ich ihn anhöre.

Kathrine.

Sie hören es ja, daß er Ihnen ein Räthsel schreibt, und Sie bittet, es zu erklären.

Amalia.

Schreibt er nicht, er würde mit mir reisen? Wenn ich dieses wüßte, so wollte ich nicht zu Tische kommen.

Kathrine.

Warum wollen Sie sich den Zwang anthun, in Ihrem eigenen Hause unsichtbar zu seyn?

Amalia.

Ja, Kathrine! Abgrund soll mich nicht mehr sehen. Ich merke, daß sein Umgang mir nichts als Unruhe machen wird. Seine beständige Aengstlichkeit wird mich mit ängstigen, und er wird durch seine Verschwiegenheit machen, daß alle Welt von mir redet. Es scheint ohne dieß, daß er meinem Vater misfällt, und er misfällt mir auch. Ich sehe es wohl, Kathrine, es sind wenig Leute, die werth sind, daß man sie mehr als einmal sieht. Die wenigsten behaupten nur einige Tage die Hochachtung, die man geneigt ist, gegen sie zu fassen.

Ka-

Kathrine.

Hier kömmt Ihr Herr Vater.

Amalia.

Ich bin nicht im Stande, mit ihm zu reden. Reiſſt mich doch aus der Angſt, Kathrine, und macht, daß ich erfahre, ob er auch zufrieden mit mir iſt.

Siebenter Auftritt.

Schlangendorf, Kathrine.

Schlangendorf.

Wo gieng Amalia hin, Kathrine? Iſt ſie böſe auf mich?

Kathrine.

Das weis ich nicht. Aber unter uns geſagt, ſie fürchtet, daß Sie übel auf ſie zu ſprechen ſind.

Schlangendorf.

Das iſt mir ganz lieb.

Kathrine.

Aber was hat Ihnen denn das arme Kind gethan?

Schlangendorf.

Sie hat nichts gethan. Aber dieſe Furcht ſchicket ſich zu meinen Abſichten. Ich habe es ihr wohl angemerkt. Sie kam zu mir und wollte Gelegenheit ſuchen, ſich wegen des Beſuchs ihres Unbekannten bey mir zu entſchuldigen, und ſie hätte verzweifeln mögen, daß ich ihr dieſe Gelegenheit nicht geben wollte.

Kathrine.

Und das erfreut Sie ſo?

Schlan-

Schlangendorf.

Es iſt nicht allemal übel, Kathrine, wenn man eine Perſon durch Stillſchweigen zu martern weis, und man kömmt damit öfters eher zum Zwecke, als durch Zureden.

Kathrine.

Ich werde aber barmherziger ſeyn, und ihr ihre Furcht benehmen.

Schlangendorf.

Das kannſt du bleiben laſſen.

Kathrine.

So ſoll ich ſie darinnen beſtärken?

Schlangendorf.

Auch das nicht. Laß ſie nur gehen. Aber was ſaget ſie von ihrem Liebhaber?

Kathrine.

Nicht viel Gutes. Sie iſt böſe auf ihn; und doch nicht recht.

Schlangendorf.

Das iſt ein ſchlechtes Kennzeichen.

Kathrine.

Sie will ihn gar nicht mehr ſehen.

Schlangendorf.

Das iſt noch ſchlimmer. So iſt er ihr nicht mehr gleichgültig.

Kathrine.

Die Wahrheit zu ſagen, iſt er ihr freylich nicht gleichgültig, und Wecke hat ſie ganz wahnſinnig gemacht, weil er behaupten will, daß er ein Betrüger und ein gefährlicher Menſch iſt.

Schlangendorf.

Woher weis er dieſes?

Katrine.

Es iſt eine Nachricht, die ſeinen übrigen Zeitungen gleich iſt. Denn ich weis ganz ſicher, daß Abgrunds Vater ein Graf iſt.

Schlangendorf.

So! Das wirſt du ihr aber doch nicht geſagt haben?

Katrine.

Bey Leibe nicht! Aber haben Sie ihn dieſen Mittag zur Tafel gebethen?

Schlangendorf.

Ja! als einen Fremden, der mich beſucht hat.

Katrine.

Und er ſuchet ein groſſes Geheimniß darunter.

Schlangendorf.

Die Eigenliebe der Leute, die nichts beſſers zu thun haben, vergnügt ſich immer mit den Gedanken, als ob andere Leute ſehr aufmerkſam auf ſie wären. Sie glauben, daß man viel Klugheit bey ihnen zu brauchen nöthig habe, und daher kömmt es, daß ſie in gleichgültigen Dingen verborgene Abſichten ſuchen, und alles ihr Vorhaben verſtecken, als ob die ganze Welt anders nichts zu thun hätte, als ſie darinnen zu ſtören.

Katrine.

Aber Herr von Schlangendorf, nehmen Sie mir es nicht übel! Die Höflichkeit hätten Sie erſparen können. Es iſt gar nichts nütze, daß das Fräulein ihn zu ſehen kriegt.

Schlangendorf.

Warum nicht? Wenn man lächerlich iſt, ſo gewinnt man nichts dabey, wenn man oft geſehen wird. Und ich will ihm ſchon die Gelegenheit geben, lächerlich zu ſeyn. Klocke ſoll, ohne es zu wiſſen, mir genug dazu helfen.

Ka-

Kathrine.

Nun, nun! Auf Ihre Gefahr! Aber für wen haben Sie denn endlich Ihre Tochter bestimmet? Denn wahrhaftig, es geht nicht gut, wenn Sie ihrem Herzen nicht sonst was zu thun geben, und ich stehe für nichts.

Schlangendorf.

Ich wollte, daß der Graf Bährenfeld seinen Sohn mitbrachte. Das kann kein unrechter Mensch geworden seyn, und seine Familie hat noch viel Freunde hier. Ich wollte bey dieser Gelegenheit gern sehen, was an ihm zu thun wäre.

Kathrine.

Wenn er aber nicht mit kömmt? So müssen Sie ihn wahrhaftig mit Extrapost verschreiben. Ich kann meinen Posten nicht länger verwahren, und ich versichre Sie, ich lege noch heute meine Commendantschaft nieder.

Schlangendorf.

Ich höre einen Wagen.

Kathrine.

Es ist der Graf Bährenfeld.

Schlangendorf.

Ich will ihn annehmen. Geh, sage es meiner Tochter.

Kathrine.

Ja, ja! Es lebe die Politik im Corsette! Man weis manchmal nicht, wer der Staatsleute ihre geheimen Räthe sind.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Abgrund, Johann.

Johann.

Wann ſoll ich Sie nach Liebe wieder abholen?

Abgrund.

Du brauchſt nicht wiederzukommen. Hier haſt du deine Bezahlung, und auch zugleich deinen Abſchied.

Johann.

Nun?

Abgrund.

Du kannſt nun gehen, und dienen, wo du willſt.

Johann.

Warum denn?

Abgrund.

Ich brauche dich nicht weiter.

Johann.

Wie? Sie brauchen keinen Bedienten?

Abgrund.

Nein! es ſind die allerentbehrlichſten Leute von der Welt. Sie ſind zu nichts nütze, als daß ſie uns auspaſſen, daß ſie alle unſre Schritte beobachten, daß ſie unſre Worte auffangen, und daß ſie ihren Cameraden öffentlich erzählen, was wir im Vertrauen mit andern ſprechen oder thun. Kurz, Verräther ſind es, und unter dem Scheine,

daß

daß ſie zu unſrer Bequemlichkeit dienen, machen ſie uns lauter Verdruß und Ungemach.

Johann.

Wenn Sie keinen Bedienten brauchen, ſo brauche ich doch einen Herrn.

Abgrund.

So ſuche dir einen, der lieber von andern an- und ausgekleidet ſeyn, als ruhig leben will. Glücklich iſt der Menſch, der keinen Bedienten nöthig hat. Er kann allein frey ein- und ausgehen, wo er will; Er darf ſich vor niemand hüten; Er brauchet nichts von fremder Nachläßigkeit und Bosheit zu ertragen; Er hat ſich bloß auf ſich ſelbſt zu verlaſſen. Es iſt ſonſt niemand, der ſeine Freyheit hat, als wer ſich nicht einkommen läßt, daß er über Bediente zu befehlen haben will.

Johann.

So wollen Sie künftig Ihr eigener Bedienter ſeyn?

Abgrund.

Ja! ich will mich ſelbſt bedienen.

Johann.

Gut! und ich will mein eigener Herr ſeyn. Glücklich iſt der Menſch, der keinen Herrn braucht. Er muß ſich nicht ſchelten laſſen, wenn er recht thut; Er muß nicht wachen, wenn er ſchlafen will; Er muß nicht ſeine eigene Vernunft verläugnen, um nach anderer Leute ihren wunderlichen Einfällen zu handeln. Aber dem ungeachtet thäten wir doch beede beſſer; daß Sie den Leuten, die keine Diener brauchen, und ich den Müßiggängern, die keine Herren haben, ihre Glückſeligkeit für ſich allein ließen.

Abgrund.

Du kannſt gehen, das habe ich dir geſagt.

Johann.

Ein Menſch, wie Sie, der nicht einen Augenblick ſeyn kann, ohne zu klingeln oder zu pfeifen; der beſtändig unruhig iſt, und in einem Augenblicke tauſend Dinge verlanget, und fürchtet, und ausgerichtet haben will; der oft nicht geſehen ſeyn will, und doch auf genaueſte fraget, wer ihn geſucht, und was er geſprochen hat; der ganze Tage eingeſchloſſen iſt, und wollte, daß kein Menſch wüßte, wo er wohnet; der ſollte ohne Bedienten leben können?

Abgrund.

Das werde ich können.

Johann.

Das verſuchen Sie einmal. Der ſollte keinen Mitgehülfen haben, der ihn manchmal warnet, und ihm hinterbringt, was die Leute von ihm ſagen?

Abgrund.

Das ſollſt du ſehen!

Johann.

Das möchte ich gern ſehen. Und bey meiner Treu, ich will Ihnen gegen über wohnen, damit ich ſehe, wie es ablauft.

Abgrund.

Ich will noch heute aus meinem Quartiere ausziehen, und kein Menſch ſoll erfahren, wo ich wohne.

Johann.

Es ſoll mich recht erfreuen, wenn Sie in die allerſchlimmſten Hände kommen.

Abgrund.

Ich kann in keine ſchlimmere gerathen.

Johann.

Wenn Sie verrathen und verkauft werden.

Abgrund.

Das hast du schon gethan.

Johann.

Ich wollte es nun gewiß thun. Es hat aber noch niemand so gut seyn wollen, mir Geld dafür zu bieten.

Abgrund.

Verstelle dich nur nicht! Ich weis zu wohl, wer dich bestochen hat.

Johann.

Wer denn?

Abgrund.

Das werde ich dir nicht sagen. Genug, ich weis es. Schäme dich!

Johann.

Sie haben recht, daß Sie mir es nicht sagen. Ich möchte sonst mich verantworten können.

Abgrund.

Hat es mir nicht erst vor einer Stunde derjenige selbst gesagt, der....

Johann.

Gut! So werde ich vielleicht noch bestochen werden. Wenn man mir nur recht viel anbietet. Denn ich merke, ich würde sonst alles auch umsonst sagen.

Abgrund.

Du kannst reden, was du willst; das beste ist, daß du nichts weißt.

Johann.

Ich wüßte nichts?

Abgrund.

Nicht das geringste weißt du, und alles, was du sagen kannst, ist erdichtet.

Jo-

Johann.

Weis ich nicht, auf welchem Wege Sie hieher gereiset sind? Weis ich nicht, daß Sie gestern Türkenkleider anhatten? Weis ich nicht, daß Sie heute in Lakeyenkleidern waren? Weis ich nicht, daß Sie in das Fräulein verliebt sind? Weis ich nicht, daß Sie in Straßburg seyn sollten, daß Ihr Herr Vater ein Graf ist? Weis ich nicht .... weis ich nicht.... Was ich alles weis, sollen Sie schon von den Leuten hören, denen ich es erzählen werde.

Abgrund.

Es sind alles Unwahrheiten. Aber ich will dir doch rathen, Johann, mache keinen Lärmen daraus. Ich will mich bewegen lassen, dich in meinen Diensten zu behalten, wenn du mich versichern willst, mit keinem Menschen zu sprechen.

Johann.

Nicht sprechen? Nein! und wenn ich keinen Herrn jemals haben sollte, ich will und muß sprechen. Zum Henker! sollte ich eine stumme Person auf der Welt seyn?

Abgrund.

Nicht allein eine stumme Person, sondern eine Statüe, die auch nicht einmal ein Zeichen von sich giebt.

Johann.

Ey! es ist unbillig, daß Sie kein beßres Vertrauen auf einen Menschen setzen, der Ihnen noch keine Ursache zum Mistrauen gegeben hat.

Abgrund.

Soll ich erst warten, bis ich betrogen bin?

Johann.

Genug: Johann, Ihr Bedienter, wird Sie niemals betriegen, aber Johann ohne Herrn wird nicht einen Augenblick schweigen.

Abgrund.

Ist das nicht ein Elend? Wenn solche Leute das gewonnt sein, muß man ihnen gute Worte geben. — Hore, Johann, du sollst bey mir bleiben. Ich gebe dir mein ganzes Vertrauen wieder. Kennst du einen Edelmann, der Glocke heißt?

Johann.

Wie sollte ich den nicht kennen?

Abgrund.

Ich fürchte, du läßt dich von ihm erkaufen. Ich glaube, daß man dich um zween Gulden erkaufen kann.

Johann.

Ich bitte es schon. Sie geben mir Ihr ganzes Vertrauen wieder.

Abgrund.

Hier hast du zween Gulden, versprich mir, mir allezeit treu zu seyn.

Johann.

Das habe ich Ihnen schon versprochen.

Abgrund.

Siehst du, Verräther, wie leicht du zu erkaufen bist?

Johann.

Erkaufen! Ich beweise, daß Sie mich mit allem Ihrem Gelde bezahlen konnten, wenn Sie mich erkaufen wollen. Wenn Sie dieses denken, hier haben Sie Ihr Geld wieder.

Abgrund.

Behalt es. Und hier hast du noch zween Gulden. Die gieb dem Herrn von Glocke. Aber ehe etwas von mir zu sagen, weich, der Perückenmacher hätte sie dir gegeben, mit dem er heute geredet hatte, und er hätte dir gesagt,

sagt, die Sache, die er heute von ihm verlanget hätte, konnte er nicht thun.

Johann.

Aber welcher Perückenmacher denn?

Abgrund.

Daran liegt dir nichts. Richte es nur aus. Er wird dich sonst vielerlei fragen; so sage ihm im Vertrauen, aber ja nicht von mir: Die Anstalt wäre gemacht, daß ich diese Nacht wegreisen würde.

Johann.

Gut! Ich verstehe es schon. Sie sollen sehen, daß ich alles gut ausrichte.

Zweyter Auftritt.

Abgrund.

Nun wird doch Glocke aufhören, mich zu verfolgen, wenn er glaubet, daß ich ihm so bald aus dem Wege gehen werde. Unterdessen will ich mich dem Schlangendorf offenbaren. Ich bin gezwungen, es zu thun, weil ich sehe, daß ich sonst allezeit verlieren werde. — Wenn ich nur versichert seyn könnte, daß er mein Vertrauen nicht misbrauchte! Die Menschen alle sind falsch, und die ehrlichsten sind nur in manchen Stücken ehrlich. — Warum kann man doch nicht alles ohne anderer Hülfe thun? — Schlangendorf kömmt. Er sieht so freundlich aus. Ich fürchte, ich fürchte. . . .

Dritter Auftritt.

Abgrund, Schlangendorf.

Abgrund.

Die sonderbare Gütigkeit, die Sie für mich haben, Herr von Schlangendorf, setzet mich destomehr in Verwunderung, da ich nicht begreifen kann, wodurch ich mir sie zugezogen habe.

Schlangendorf.

Als einem Fremden, habe ich Ihnen einigen Zeitvertreib, und einige Bekanntschaft machen wollen.

Abgrund.

Bekanntschaft? Ich bin eben nicht für weitläuftige Bekanntschaft, und die Ihrige ist mir so kostbar, daß ich die andern entbehren wollte.

Schlangendorf.

So würden Sie den Absichten, die ein Reisender hat, nicht Genüge thun.

Abgrund.

Ich bin versichert, ich würde die Zeit auf meinen Reisen nicht nützlicher gebrauchen können.

Schlangendorf.

Wenn ich Ihnen nützlich sein könnte, so sollte es mir ein Vergnügen sein.

Abgrund.

Wie glücklich wäre ich, wenn Sie diesen nicht so ganz ohne Absicht gesagt hätten!

Schlangendorf.

Ich bin gewohnt, natürlich zu reden.

Abgrund.

Und wenn Sie mir dadurch hätten unter den Fuß geben wollen, mich weiter heraus zu locken.

Schlangendorf.

Ich habe zwar nicht wissen können, daß Sie mir etwas zu sagen haben; unterdessen bin ich zu Ihren Diensten.

Abgrund.

Aber Sie werden sich vielleicht hernach andere Gedanken von mir machen, als ich wünschte.

Schlan-

Schlangendorf.

Wie ſo?

Abgrund.

Sie werden denken, was für Recht ich als ein Unbekannter zu Ihrem Vertrauen habe.

Schlangendorf.

Das Vertrauen, das Sie gegen mich bezeugen, giebt Ihnen Rechte genug dazu.

Abgrund.

Sie werden vielleicht anmerken, daß Sie zu allem gar nichts ſagen können, weil Sie mich nicht kennen.

Schlangendorf.

Aber wenn Sie ſich weiter heraus laſſen, ſo fällt dieſes von ſich ſelbſt hinweg.

Abgrund.

Ich wollte mich wohl in etwas heraus laſſen.

Schlangendorf.

Wie Sie wollen. Ohnmaßgeblich dünkt mich, wenn man von einer Sache im Vertrauen ſprechen will, ſo muß man entweder alle Umſtände davon ſagen, oder ſie ganz verſchweigen.

Abgrund.

So meynen Sie, ich ſoll mich entweder ganz, oder gar nicht eröffnen?

Schlangendorf.

Ein guter Freund hat Befehle, einem ſchlechten Rath in einer Sache zu geben, die ihm nur halb geſagt wird.

Abgrund.

Aber ich kann mich nicht ganz erklären.

Schlangendorf.

Dieſes ſteht in Ihrem Gefallen.

Abgrund.

Alſo werde ich gar nichts ſagen dürfen.

Schlangendorf.

Sie werden recht wohl thun.

Abgrund.

Sie werden es doch nicht übel nehmen?

Schlangendorf.

Ganz und gar nicht!

Abgrund.

Ich bitte auch nur um Rath.

Schlangendorf.

Ich maße mich nicht an, Ihnen Rath zu geben.

Abgrund.

Ich werde es verſchweigen, bis ich mich ganz erklären kann. Sie können verſichert ſeyn, daß ich meine Urſachen habe, die Sie billigen werden, wenn Sie ſie wüßten.

Schlangendorf.

Ich billige ſie auch, ohne ſie zu wiſſen.

Abgrund.

Ich höre, daß jemand kommt, und ich wollte nicht gern wiſſen laſſen, daß ich heimlich mit Ihnen geſprochen hätte.

Schlangendorf.

Das würde den Leuten etwas neu machen wollen. Wollen Sie vielleicht unterdeſſen zu meiner Tochter gehen?

Abgrund.

Sie befehlen es; ſo kann ich es beſſe eher thun.

Vierter Auftritt.

Schlangendorf, Bährenfeld.

Schlangendorf.

Nun, Herr Graf, haben Sie den Menſchen ausgefunden, den Sie hier aufſuchen?

Bäh-

Wahrenfeld.

Man hat mir hinterbracht, daß er einige Zeit unſichtbar geweſen iſt. Aber jenen Bedienten hat man noch heute gehenkt, und ich hoffe, in kurzem wird man mir genaue Nachricht von ihm bringen.

Schlangendorf.

Wenn es ſo iſt, ſo ſoll er dem blauen Thurme* nicht entlaufen.

Wahrenfeld.

Der Spitzbube hat eben an andern Höfen dergleichen Streiche geſpielt, und das wunderſte, was er thut, iſt, daß er ſich allemal dafür ausgiebt, als ob er von großen Herren abgeſchicket wäre. Er fängt unter dieſem Vorwande zuweilen Händel an, von denen man nicht weis, wo ſie hinaus laufen können.

Schlangendorf.

Es wird alles von ſich ſelbſt gehen. Unterdeſſen wollen wir einmal als alte Bekannte ſprechen. Wie leben Sie, Herr Graf?

Wahrenfeld.

Gut genug. Ich wehre mich wider das Alter, ſo gut ich kann.

Schlangendorf.

Das iſt mir lieb, und Sie müſſen ſich nicht überwunden geben.

Wahrenfeld.

Eben ſo wenig, als Sie. Des Mittags mache ich mich durch ein Glas Wein wieder jung, und des Abends durch die Geſellſchaft von Damen.

Schlangendorf.

Ich merke wohl, Sie ſind noch eben ſo galant, wie vor dieſem.

* Der Name des bekannteſten Gefängniſſes in Kopenhagen.

Bährenfeld.

Der Wille iſt noch eben der. Aber das müſſen wir einander nicht bereden, daß wir noch eben die Leute ſind, die wir vor dreyßig Jahren in Paris waren.

Schlangendorf.

Was hülfe es, wenn wir uns das bereden könnten? Das Frauenzimmer wird es uns nicht glauben.

Bährenfeld.

Die jungen Damen ſehen mich ſchon allmählich für ein Stück von ihrem Hofmeiſter an, und die bey Jahren ſind, wollen durch unſern Anblick nicht erinnert ſeyn, daß wir ſie vor zwanzig Jahren im Wochenbette beſucht haben.

Schlangendorf.

Dem ungeachtet ſollten Sie ſich noch eine Frau ins Wochenbette bringen können. Unter ihrer blonden Perücke könnten Sie wohl noch eine junge Frau betriegen, daß ſie Sie heurathete.

Bährenfeld.

Heurathete! Der Betrug würde für mich am ſchlimmſten ablaufen. Hatten Sie wohl noch das Herz dazu?

Schlangendorf.

Seit dem mich das Frauenzimmer nicht mehr verlangt, habe ich mich ganz von ihm geſchieden.

Bährenfeld.

Was das Heurathen betrifft, glauben Sie mir, die Thorheit wollen wir unſern Kindern überlaſſen.

Schlangendorf.

Sie haben ja einen Sohn, der vielleicht dieſe Thorheit bald begehen ſoll?

Bäh-

Bärenfeld.

Sie haben ja eine Tochter, die ſich bald auf dieſe Thorheit gefaßt macht?

Schlangendorf.

Thorheit, wie es will! Dieſe Thorheit war uns doch ſonſt angenehm. Und es iſt meine gröſte Sorge, meiner Tochter dieſe Thorheit mit ſo vieler Klugheit, als möglich iſt, begehen zu helfen.

Bärenfeld.

Warum habe ich Ihr Fräulein noch nicht geſehen?

Schlangendorf.

Warum haben Sie Ihren Herrn Sohn nicht mitgebracht?

Bärenfeld.

Ich habe ihn in die Welt geſchickt, daß er ein wenig raſen ſoll.

Schlangendorf.

Das wird er mit vieler Artigkeit thun, wenn er ſeines Herrn Vaters Fußtapfen findet.

Bärenfeld.

So wird er allemal die Ihrigen nicht weit davon finden. Es iſt ihm ſehr nöthig. Denn für einen jungen Menſchen will er allzu klug ſeyn.

Schlangendorf.

Sie haben recht. Dumme Leute muß man in die Welt ſchicken, um klug zu werden, und die Klugen, ihre überflüßige und unbequeme Klugheit zu verlernen, und zu ſehen, daß es eben nichts Außerordentliches iſt, wenn man Verſtand hat.

Bär-

Bährenfeld.

Ich rechne, daß er nun in Straßburg seyn kann.

Schlangendorf.

Aber warum haben Sie ihn nicht erst hieher geschickt?

Bährenfeld.

Ich habe hier allzu viel gute Freunde; die würden ihn nur verderbt haben.

Schlangendorf.

Eben weil Sie hier viel Freunde haben, hoffte ich vielleicht, Gutes für ihn auszurichten.

Bährenfeld.

Behalten Sie nur die Gütigkeit für ihn bis zu seiner Wiederkunft; so wird nichts versäumt seyn.

Schlangendorf.

Etwas könnte er doch versäumen.

Bährenfeld.

Wie so?

Schlangendorf.

Ich wollte ihn meiner Tochter weisen.

Bährenfeld.

Gut. Aber weil er nicht da ist, so kann sie mich für ihn sehen, und aus dem Vater schließen, wie ihr der Sohn gefallen wird.

Schlangendorf.

Schließen? Sie wissen selbst, Herr Graf, daß Sehen besser ist, als Schließen.

Bährenfeld.

Wenn er wiederkömmt, kann sie ihn sehen, so viel sie will.

Schlangendorf.

Ich muß meine Schwachheit geſtehen. Ich wollte doch nicht gern meiner Tochter ſagen: Ich habe dir einen Mann ausgeſucht; du haſt ihn noch nicht geſehen, aber auf mein Wort! Er verdienet es; du mußt ihn lieb haben.

Bärenfeld.

Da haben Sie recht. Das wäre der Weg, alles zu verderben. Wir kennen uns ſelbſt. Oft weigert man ſich aus Eigenſinne, etwas zu thun, was man gewiß über gewollt haben würde, wenn es uns auf beſire Manier wäre vorgeſtellt worden.

Schlangendorf.

Es geht, wie mit den Pferden. Das beſte wirft uns am erſten ab, wenn wir es den Zügel zu ſehr fühlen laſſen.

Bärenfeld.

Unterdeſſen bleibt die Sache unter uns verabredet.

Schlangendorf.

Sehr gut! Aber ich habe viel Urſachen. Laſſen Sie Ihren Sohn unter andern Vorwande ſo bald möglich zurückkommen. Er kann ſeine Reiſen hernach thun.

Bärenfeld.

Weil Sie es für gut befinden, ſo ſoll er da ſeyn, ehe Sie es vermuthen. Es fällt mir noch etwas wegen meiner Geſchäfte ein. Wollen Sie nicht Anſtalt machen, daß wir allemal die Wache ſo gleich haben können, wenn ich den Landläufer gefunden habe, der ich ſuche?

Schlangendorf.

Mein Wagen wird noch nicht ausgeſpannet ſeyn. Ich will gleich zum Commendanten fahren. Hier kömmt ein ſehr neugieriger Menſch. Mit dem müſſen Sie ſprechen. Herr von Glocke, wollen Sie ſo gütig ſeyn, und den Herrn Grafen bis zu meiner Wiederkunft unterhalten?

Fünfter Auftritt.

Bährenfeld, Glocke.

Glocke.

Unfehlbar werden der Herr Graf ſich einige Tage hier aufhalten?

Bährenfeld.

Nicht ſonderlich lange. Es iſt nur ein Beſuch von wenig Tagen, den ich dem Herrn von Schlangendorf gebe.

Glocke.

Es iſt doch gewiß, daß Ihre Ankunft nicht ſo durchgängig für einen Beſuch gehalten wird. Ich wollte Ihnen Leute nennen, die, wie ich nun erſt begreife, deswegen ſehr beſorgt ſind.

Bährenfeld.

Man ſaget ſonſt, daß die Leute, die keine Sorge haben, ſich ſelbſt welche machen.

Glocke.

Es iſt wahr. Aber dieſe Leute haben doch vielleicht Urſache dazu.

Bährenfeld.

Nicht ſo ſehr.

Glocke.

Sie wiſſen wohl, daß Leute, die offene Augen haben, bey Hofe alles wiſſen müſſen, was vorgeht.

Bährenfeld.

Man iſt glücklich, wenn man es ſo weit gebracht hat.

Glocke.

Ich ſchmeichle mir, daß mirs niemand hierinnen zuvor thun ſoll; und wenn ich Ihnen in etwas behülflich ſeyn kann, werde ich mir eine Ehre daraus machen, Ihnen zu dienen.

Bährenfeld.

Ich bin Ihnen für die groſſe Gütigkeit verbunden. So bald ich Angelegenheiten habe, werde ich nicht ermangeln, mir ſie zu Nutze zu machen.

Glocke.

Aber ſollte Ihnen denn nicht ein Menſch bekannt ſeyn, der ſich Abgrund nennet?

Bährenfeld.

Ich habe den Namen niemals gehört.

Glocke.

Die Perſon werden Sie unfehlbar geſehen haben. Denn er hat doch geſtanden, daß er an Ihrem Hofe geweſen iſt. Zwar Leute von ſeiner Art betrachtet man nicht ſo genau. Man ſieht ſie wohl zwanzigmal, ohne ſie geſehen zu haben. Es geht mir ſelber ſo. Man beſchweret ſich über mich, daß ich dann und wann gewiſſe überflüſſige Geſichter nicht zu kennen ſcheine, die ich faſt täglich ſehe. Aber wer kann aller Leute ihre Naſen und Augen im Gedächtniſſe führen?

Bährenfeld.

Es iſt alſo ein geringer Menſch, von dem Sie ſprechen?

Glocke.

Er will es freylich nicht ſeyn. Er macht viel Aufſehen; und ich muß geſtehen, wir wären ihm gern hier los. Denn mit dergleichen neu ausſehenden Anſchlägen, dazu er uns bereden will, iſt uns nicht gedient. Es iſt ein lächerlicher Menſch, ſehr behutſam im Ausgehen, voll Ränke, und in dieſem Hauſe hält er beſtändig ſeine Spione. Ich begreife aus Ihrer Ankunft, daß Sie die Urſache ſind, warum er beſonders aus dieſem Hauſe Nachricht zu haben ſucht.

Bährenfeld.

Ihre Beſchreibung macht mich ganz neugierig, dieſen Menſchen zu ſehen.

Glocke.

Darzu werden Sie kommen können. Denn unter andern narrischen Einfällen hat er auch diesen gehabt, sich in Fraulein Amalia zu verlieben.

Bährenfeld.

Ist sie schön?

Glocke.

Das ist sie so sehr, als er dumm ist, daß er sich einbildet, Leuten von Verdiensten vorgezogen zu werden, die hier bekannt sind, die alle Sicherheit haben, ein ansehnliches Glück zu machen, und die alles auf der Welt gethan haben, sich in ihrem Herzen fest zu setzen.

Bährenfeld.

Er müßte geschickt seyn, wenn er es dahin bringen könnte!

Glocke.

Wenn ich einmal Gesetze zu geben habe, so werde ich vorzubauen suchen, daß die schönen Personen wie die reichen Erbschaften nicht in die Hände fremder Leute fallen, und aus dem Lande gezogen werden.

Bährenfeld.

Wenigstens werden Sie ein Abzugsrecht darauf legen.

Sechster Auftritt.

Bährenfeld, Glocke, Johann.

Glocke.

Dieses Abzugsrecht sollte seyn .....

Johann zupfet ihn.

Es ist gut, daß Sie hier sind. Ich habe Sie in der ganzen Stadt gesuchet.

Glocke.

Nun! Was Neues?

Johann.

Ich bin in ganz geheimer Verrichtung abgeſchickt.

Glocke.

So?

Bärenfeld.

Dieſes Geſicht ſoll ich geſehen haben.

Johann

Ihr ganz unterthäniger Knecht, gnädiger Herr Graf!

Bärenfeld.

Es ſcheint, daß Ihr mich kennet, mein Freund.

Johann.

Ach ja, gnädiger Herr! Ich kenne Sie von der guten und boſen Seite.

Bärenfeld.

Wie ſo?

Johann.

Sie haben mir einmal ein Trinkgeld in die Hand, und ein andermal eines auf den Rücken geben laſſen.

Bärenfeld.

So? Nun beſinne ich mich.

Johann.

Hören Sie mich doch bald, Herr von Glocke. Ich fürchte mich vor des Herrn Grafen ſeiner böſen Seite.

Bärenfeld, auf der andern Seite des Theaters.

Es iſt ſein Diener!

Johann, zu Glocke an der andern Seite des Theaters.

Der Perückenmacher, mit dem Sie heute geſprochen haben, hat mich gebethen, Ihnen ſeinen gehorſamſten Reſpect zu ver-

melden; und damit Sie ſehen, daß er ehrlich iſt, ſo ſchicket er Ihnen die zween Gulden zurück. Denn er könnte es dafür nicht thun.

Glocke.

Er könnte es dafür nicht thun? Dafür? Was denn dafür?

Johann.

Das werden Sie wohl ſelber wiſſen.

Bährenfeld, für ſich.

Ich darf ihn nichts fragen. Sein Herr möchte ſonſt Argwohn ſchöpfen.

Glocke, zu Johann.

Wie heißt denn der Perückenmacher?

Johann.

Wie er heißt? beyſeite. Wenn mein Herr ſeinen Mund aufgethan hätte. zu Glocke. Sein Name iſt — Sein Name iſt — mir entfallen.

Glocke.

Wo wohnet er?

Johann.

Wo er wohnet, weis ich nicht.

Glocke.

Wenn er mit Euch geſprochen hat, müſſet Ihr ihn doch kennen.

Johann.

Kennen? O ja! ſo gut als mich ſelber!

Glocke.

Was iſt er für ein Kerl?

Johann.

Er iſt ein — ein närriſcher Kerl.

Glocke.

Er war mehr als zu klug.

Johann.

Ganz recht, ein auf eine narriſche Art kluger Kerl.

Glocke.

Ich will wiſſen, ob man ſich auf ihn verlaſſen kann.

Johann.

Ja! wenn Sie es wagen wollen!

Glocke.

Iſt er ein Windmacher?

Johann.

Der Herr Graf wird es Ihnen übel nehmen, daß Sie ihn allein laſſen, und mit mir reden.

Glocke.

Es hat nichts zu bedeuten. Wir Leute von großer Geburt nehmen es mit der Höflichkeit nicht allemal ſo genau. läuft zum Grafen. Nehmen Sie es nicht ungütig, Herr Graf. Ich muß dieſen Menſchen ein wenig ausfragen. läuft zu Johann. Höret, mein Freund, werden wir lange das Vergnügen haben, Euern Herrn hier zu behalten?

Johann.

Nicht gar zu lange. Denn .... ich weis nicht, ob ich es ſagen darf.

Glocke läuft zum Grafen.

Es iſt der Diener des Menſchen, von dem ich Ihnen geſagt habe. zu Johann. Ich hätte bald etwas vergeſſen; hier habet Ihr die zween Gulden, die Ihr mir wiedergebracht habt. Es iſt nicht billig, daß Ihr Eure Mühe umſonſt haben ſollt.

Johann.

Ich wollte ſie wohl nehmen, wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht beſtechen wollten.

Glocke zum Grafen.

Sein Herr hat ihm verbothen, daß er sich nicht beſtechen laſſen ſoll; dahinter ſtecket etwas. zu Johann. Ich will Euch nicht beſtechen. Ich verlange nichts von Euch dafür. — Wenn will Euer Herr fortreiſen?

Johann.

Wollen Sie es niemanden wiederſagen?

Glocke.

Keiner lebendigen Seele.

Johann.

Er wird in dieſer Nacht fortreiſen.

Glocke zum Grafen.

Er wird kommende Nacht wegreiſen; das iſt wegen Ihrer Ankunft. zu Johann. Wo wird er hinreiſen?

Johann.

Das weis ich nicht. Aber es ſind ſchon auf allen Stationen friſche Pferde beſtellt.

Glocke zum Grafen.

Man wird ihm auflauren müſſen, Herr Graf; denn ich habe lange gemerkt, daß er ein gefährlicher Menſch iſt.

Johann beyſeite.

Was höre ich? Auflauren! — Ich muß ihn zu fürchten machen.

Glocke zu Johann.

Um welch Uhr wird Euer Herr wegreiſen?

Johann.

Die bewaffneten Leute, die ihn begleiten ſollen, ſind alle um Mitternacht gleich an dem Thore beſtellt.

Glocke zum Grafen.

Er läßt ſich von bewaffneten Leuten begleiten. Das zeiget ſchon, daß er etwas übels beſorget. zu Johann. Wird er allein reiſen, oder wird jemand mitgehen?

Jo-

Johann.

Es wird jemand mitgehen.

Glocke zum Grafen.

Ich will nimmermehr hoffen, daß er das Fräulein Amalia zugleich mit entführen will. Denn ſie ſind ſehr gute Freunde. zu Johann. Wiſſet Ihr nicht, wer die Perſon iſt, die mitgehen ſoll?

Johann.

Ja! das werde ich ſeyn.

Glocke zum Grafen.

Der Kerl merket, daß er zu viel geredet hat, und wollte gern ſeine Worte wieder zurück haben. zu Johann. Wie viel Leute ſind denn beſtellt, Euern Herrn zu begleiten, und wird keine maſkirte Perſon dabey ſeyn?

Johann.

Ich kann nicht mehr antworten. Fragen Sie meinen Herrn ſelbſt.

Glocke.

Wo iſt er denn?

Johann.

Er iſt hier im Hauſe.

Glocke.

So iſt er ganz gewiß bey dem Fräulein. — Wollen Sie nicht mitkommen, Herr Graf, und ihn ſehen?

Johann.

Ich glaube, meinem Herrn koſtet jedes Wort einen Dukaten, daß er mir nicht deutlicher geſagt hat, was ich ausrichten ſollte. Der Angſtſchweiß iſt mir über den Fragen ausgebrochen, und der Henker weis, ob ich recht geantwortet habe.

Siebenter Auftritt.

Abgrund, Johann.

Abgrund.

Komm, Johann, wir müssen fort von hier, wir müssen gleich abreisen.

Johann.

Herr von Abgrund, ich habe jetzt meine Sachen aufs beste ausgerichtet.

Abgrund.

Wir müssen fort, sage ich, ich habe nicht einen Augenblick zu verlieren. Du sollst meine Kleider anziehen, und ich deine Livery.

Johann.

Dabey ist wohl Gefahr?

Abgrund.

Was, Gefahr? Es ist Eil dabey.

Johann.

Sie wollten mich vorhin abdanken. Mich dünket, nun wäre eben die rechte Zeit dazu.

Abgrund.

Mache fort! sage ich. Gieb mir deine Livery.

Johann.

Gut! da haben Sie sie. Ich will nichts weiter damit zu thun haben. Ich habe von solchen Streichen schon die traurige Erfahrung.

Abgrund.

Mein lieber Johann, willst du mich itzt verlassen?

Johann.

Wenn ich nur wüßte, warum ich ſo ein guter Narr wäre. Ich weis ſchon, daß es mich in Ungelegenheit bringen wird, und ich thue es doch.

Abgrund.

Nun ſo zieh doch an. Geſchwind.

Johann.

Das beſte iſt, ich habe Glocken beredet, wir reiſten mit ſo ſtarker Begleitung, daß ihm die Luſt vergehen wird, uns nachzuſetzen.

Abgrund.

Was? Du Böſewicht! Du haſt ihm ſagen ſollen; ich ſetzte meine Reiſe in aller Stille fort. Ich habe ihm den Verdacht benehmen wollen, und du haſt ihm erſt noch mehr beygebracht.

Johann.

Warum haben Sie mir die Abſicht nicht geſagt? Ueber dem Perückenmacher bin ich auch in Todesangſt geweſen. Ich ſollte ſagen, was es für ein Menſch wäre, und ich hatte ihn nicht einmal geſehen.

Abgrund.

Mache nur fort! Ich höre ſchon jemand kommen. Geſchwind! daß uns niemand antrifft.

Achter Auftritt.

Bährenfeld, Glocke, Kathrine.

Bährenfeld.

Sie ſind ſchon weg. Der Diener iſt von demſelben Herrn, den ich aufſuche. Und ich hätte was darum geben wollen, wenn ich den Herrn auch hätte ſehen können.

Kathrine.

Er war doch den Augenblick aus des Fräuleins ihrem Zimmer hinausgegangen, da Sie hineintraten, und wenn er Ihnen nicht begegnet iſt, ſo muß er ſich unterdeſſen hinter etwas verſtecket haben.

Glocke.

Es iſt ganz richtig, Herr Graf. Weil er vor Ihnen flieht, ſo müſſen Sie nicht ſäumen, ihn feſt zu machen.

Bährenfeld.

Ich geſtehe es: ich wollte mich nicht gern in der Perſon irren.

Glocke.

Auf meine Gefahr, Herr Graf, ich will in allen Thoren beſtellen laſſen, daß man ihn nicht hinaus läßt. Und in der Stadt ſoll er mir nicht entgehen.

Bährenfeld.

Ich dächte, wir ſähen uns um, ob er ſich nicht im Hauſe verſteckt hat.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Amalia, Kathrine.

Amalia.

Es iſt nicht möglich, Kathrine. Man irret ſich.

Kathrine.

Wollen Sie es beſſer wiſſen, als die Leute, die ihn kennen?

Amalia.

Nein! Abgrund iſt gewiß der Menſch nicht, zu dem man ihn machen will. Er kann ſeine Fehler haben....

Kathrine.

Sagen Sie lieber Thorheiten.

Amalia.

Nun ja, Thorheiten. Jeder Menſch hat die ſeinigen.

Kathrine.

Oder am beſten Narrheiten.

Amalia.

Er kann ſeine Fehler haben, ſage ich. Aber daß er ein boshafter Menſch, ein Verräther, ein Betrüger ſeyn ſollte, darinnen will ich allen Leuten ſicher widerſprechen.

Kathrine.

Wer iſt Ihnen denn Bürge dafür?

Amalia.

Mein Herz.

Kathrine.

Ach das arme Herz! Sagen Sie ihm nur, daß ich keinen gutherzigern, aber auch keinen schwächern Bürgen kenne, als das ist, und daß es bey der Bürgschaft sehr zu kurz kommen dürfte.

Amalia.

Mein Herz kann sich in tausend andern Dingen irren; aber darinnen nicht.

Kathrine.

Allemal in denjenigen Dingen am ersten, wovon es am gewissesten zu seyn glaubet.

Amalia.

Ich weis aber, was er mir gesagt hat.

Kathrine.

Wollen Sie glauben, was er gesagt hat?

Amalia.

Er hat mich in dem Augenblicke vor der betrübten Veränderung auf das theuerste versichert, daß er weder seinem Stande, noch seinem Glücke, noch seinem Gemüthe nach, meiner Liebe unwürdig wäre, daß er nicht verlangte, daß ich ihn vollkommen lieben sollte, bis er mir allen Beweis davon gegeben hätte.

Kathrine.

Und wo bleibt denn der Beweis?

Amalia.

Er würde mir ohne Zweifel in demselben Augenblicke alles gesagt haben, was man nur zu wissen verlangen kann, wenn ihm nicht zum Unglücke eingefallen wäre, daß er sich zu lange bey mir aufhielte, und daß er dadurch andern Leuten den Verdacht geben möchte, als ob er mich liebte.

Kathrine.

Und so gieng er, ohne daß Sie ihn aufhielten?

Ama-

Amalia.

Sollte ich ihn aufhalten? Dadurch würde ich ihm zuviel entdecket haben.

Kathrine.

Sie ſind doch nicht im geringſten neugierig. Es laſſe mich nur jemand merken, daß er mich liebe; ſo bin ich ſicher, daß er nichts vor mir verbergen ſoll. Alles muß heraus! Er mag unterdeſſen immer aus meinen Schmeicheleyen ſchließen, daß ich ihn liebe. Aus dem Irrthume will ich ihm ſchon helfen, wenn ich erfahren habe, was ich will.

Amalia.

Ich liebe ihn nicht, Kathrine. Aber das kann ich geſtehen, daß ich ihn zu hochgeſchätzt habe, als ihm etwas abzuzwingen, das er ohne mich nicht geſagt haben würde.

Kathrine.

Sie wollten alſo nichts wiſſen? Sie wollten mit Fleiß betrogen ſeyn? Glauben Sie mir! Es iſt ein Glück für Sie, daß er entflohen oder gefangen iſt.

Amalia.

Ich wünſchte, daß er entflohen wäre. Denn man kann auch unſchuldig leiden, wenn man einmal das Unglück hat, beſchuldiget zu werden. Ihr wiſſet es ſelbſt, Kathrine, er hatte gar nicht das Weſen eines Betrügers. Man mag ſich verſtellen, wie man will. Die Ehrlichkeit läßt ſich niemals vollkommen nachahmen. Die Kunſt ſcheint allezeit hervor; und wenn man nur Achtung geben will, ſo kann man den Menſchen aus dem Geſichte leſen, ob ihre Aufrichtigkeit wahrhaftig oder angenommen iſt.

Kathrine.

Es muß mit ſehr zweydeutigen Buchſtaben in das Geſicht geſchrieben ſeyn, oder die Verliebten müſſen die Schrift allein leſen können. Denn es ſind hierinnen Leute betrogen worden, die liſtiger ſind, als Sie.

Ama-

Amalia.

Wollten Ihr nur für ihn reden, Kathrine? Ich getraue mich nicht, ein Wort seinetwegen zu sprechen. Ich würde mich aber nicht zufrieden geben können, wenn der Mensch unglücklich wäre. Denn wenn er es ist, so geschieht es gewiß meinetwegen. Glocke verleumdet ihn aus Neid; und das ist alles, was wider ihn ist. Ich will ihn gern nicht mehr sehen. Aber dazu bin ich zu mitleidig, ihn unglücklich zu machen, da er zumal keine Freunde und keinen Schutz hier hat.

Kathrine.

Die für ihn Bürgen seyn wollen, die mögen auch für ihn reden! Ich getraue mich nicht, für Einen Menschen Bürge zu seyn, geschweige denn für einen solchen, den ich gestern zum erstenmale gesehen habe.

Zweyter Auftritt.

Amalia, Kathrine, Schlangendorf.

Schlangendorf.

Nun, Amalia, ist der Graf Bährenfeld nicht bey dir?

Amalia.

Nein, Herr Vater.

Schlangendorf.

Hat er dich noch nicht gesehen?

Amalia.

Ja.

Schlangendorf.

Wie gefällt er dir?

Amalia.

Sehr wohl.

Schlan-

Schlangendorf.

Iſt er nicht überaus galant?

Amalia.

Das kann wohl ſeyn.

Schlangendorf.

Iſt es nicht Schade, daß er nicht ein Menſch von fünf und zwanzig Jahren iſt?

Amalia.

Ich glaube es.

Kathrine.

Was ihm an Jugend fehlet, das wird ſein Sohn wohl haben.

Schlangendorf.

Sein Umgang aber iſt ſo angenehm, daß er dem artigſten jungen Menſchen noch den Vorzug ſtreitig machen kann.

Kathrine.

Von ſeinem Umgange hat das Fräulein noch nicht viel genoſſen.

Schlangendorf.

Wie ſo? Du hatteſt ihn unterhalten ſollen.

Kathrine.

Ey! warum hat er uns ſeinen Sohn nicht mitgebracht? Wir wollen mit dem alten Manne nichts zu thun haben.

Schlangendorf.

Seinen Sohn? Wollteſt du ihn gern ſehen, Amalia?

Kathrine.

Wenigſtens wollte ich ihn ſehen.

Schlangendorf.

Er iſt auf Reiſen, und vielleicht führet ihn ſein Weg hieher.

Katharine.

Das iſt ſchön. Denn ich ſehe gern junge Leute, auch die für mich nicht gewachſen ſind.

Schlangendorf.

Ich kann es dem Vater nicht vergeben, daß er mir meine Tochter verachtet, und noch ſo wenig mit ihr geſprochen hat. Ich werde ihn deswegen zur Rede ſetzen. Habe ich nicht recht, Amalia?

Amalia.

Ach nein! Herr Vater, laſſen Sie ihm nur ſeinen Willen. Ich werde ihn Zeit genug ſprechen.

Katharine.

Er hat auch ſehr viel zu verrichten gehabt. Sie wiſſen noch nicht, was unterdeſſen, da Sie ausgeweſen ſind, im Hauſe vorgegangen iſt. Es hat wenig gefehlt, daß ich nicht Serjeantenſtelle vertreten, und jemand hier in Arreſt genommen hatte. Wenn uns der Kerl nur nicht unter den Händen davon gelaufen wäre. Kurz, der fremde Menſch, den ſie auf heute Mittag zur Tafel gebeten haben, iſt gerade der Vogel, den der Graf Bährenfeld zu fangen ſuchet.

Schlangendorf.

So? Das hätte ich faſt nicht geglaubt.

Amalia.

Ich kann es nimmermehr glauben, Herr Vater.

Schlangendorf.

Es kann aber wohl ſeyn.

Amalia.

Es kann gewiß nicht ſeyn.

Schlangendorf.

Wenn du von ſeiner Unſchuld ſo verſichert biſt, ſo wirſt du wohl thun, wenn du den Grafen davon benachrichtigeſt.

Ama-

Amalia.

Ich, Herr Vater? Ich ſage nur, daß ich ihn für unſchuldig halte.

Schlangendorf.

Der Graf iſt viel zu artig, daß er einer Bitte von einem Frauenzimmer nicht Platz geben ſollte.

Amalia.

Ich nehme mich ja ſeiner nicht an.

Schlangendorf.

Weil aber eine Höflichkeit die andere verdienet, ſo wirſt du ihm wohl verſprechen müſſen, ihm dafür wieder gefällig zu ſeyn.

Amalia.

Nein, nein! ich bitte ja nicht für ihn.

Schlangendorf.

Ein Menſch, dem man ſo viel Dinge Schuld giebt, iſt doch wohl einer Fürbitte werth. Ich werde dem Grafen ſagen, daß du mit ihm zu ſprechen haſt.

Amalia.

Nicht doch, Herr Vater! Laſſen Sie ihn doch von mir. Ich kann nichts mit ihm ſprechen.

Dritter Auftritt.

Amalia, Kathrine.

Amalia.

Iſt mein Vater nicht recht hart und unempfindlich, Kathrine?

Kathrine.

Nun, nun! Es geht wohl an.

Amalia.

Er ſpottet über mich, daß ich für einen unglücklichen Menſchen rede.

Kathrine.

Ey! laſſen Sie ihn unglücklich ſeyn. Sind wir doch glücklich.

Amalia.

Ich bin nicht ſo glücklich, als Ihr denket.

Kathrine.

Nun! was fehlet Ihnen denn?

Amalia.

Nichts, Kathrine! Aber ich bin ganz unruhig über den armen Abgrund.

Kathrine.

Es iſt nicht allemal gut, wenn man gar zu mitleidig iſt. Ich bin es vor dieſem auch geweſen. Aber ich weis, was es mich gekoſtet hat, und ich habe die Thorheit abgelegt.

Amalia.

Ihr habet gar keine Menſchlichkeit.

Kathrine.

Menſchlichkeit, ſo viel als nöthig iſt. Ich kann ſo viel weinen, als eine andere. Aber hernach iſt es auch vorüber, und ich denke nicht mehr daran.

Amalia.

Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, Kathrine.

Kathrine.

Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ſo wollte ich gar nicht thun, als wenn ich ihn jemals geſehen hätte.

Ama-

Amalia.

Ich wollte, daß ich ihn niemals geſehen hätte. Aber da ich ihn einmal geſehen habe..... Ach! ich habe ihn nur zu kurze Zeit geſehen.

Kathrine.

Sie weinen, gnädiges Fräulein! Ach! Sie weinet mit.

Amalia.

Er gehörte gar nicht unter die flatterhaften eingebildeten Leute, die ſich ſelber alles zutrauen, und die ſchon ſicher ſind, daß ſie gefallen müſſen. Er war beſcheiden, er war ehrerbiethig; und man mag ſagen, was man will! er war gewiß vernünftig und gelehrt.

Kathrine.

Er hatte Augen, ſo feurig als ſechs Paar andere; ganz allerliebſte breite Schultern, und kleine Hände, man hätte ſie küſſen mögen.

Amalia.

Ich war verſichert, daß er mich aufrichtig liebte.

Kathrine.

Und ich wollte meine Ehre zum Pfande ſetzen, daß Sie ſeine erſte Liebe geweſen wären. — Sie höret auf zu weinen. Aber ſind wir nicht wunderlich, daß wir weinen, und uns mit ſeinem Andenken plagen, da wir ihn vielleicht niemals wieder zu ſehen bekommen werden? — Er wird lange zur Stadt hinaus ſeyn.

Amalia.

Ach! wenn er nur weg wäre! Ich würde es nicht ſagen, wenn ich ihn wieder zu ſehen hoffte. Aber nun, Kathrine, kann ich es wohl ſagen. Ich hätte gewünſcht, daß ich ihn hätte wieder lieben können.

Kathrine.

Machen Sie fort, Fräulein, weinen Sie aus, damit Sie fertig werden, ehe der Graf kömmt. Denn Ihr Herr Vater möchte ſein Wort halten, und ihn herbringen.

Amalia.

Mein Vater?

Kathrine.

Sie kennen ihn. Ihnen eine Verwirrung zu verurſachen, daraus macht er ſich eben kein Gewiſſen.

Amalia.

Ach! er mag es thun, aber nur itzt nicht.

Kathrine.

Machen Sie ſich auf etwas gefaßt, das Sie dem Grafen ſagen können.

Amalia.

Ich kann nicht.

Kathrine.

Hier kömmt er. Sie mögen ſehen, wie Sie ſich helfen.

Vierter Auftritt.

Bährenfeld, Amalia, Kathrine.

Bährenfeld.

Man hat mir geſagt, mein ſchönſtes Fräulein, daß Sie mich zu ſprechen verlangen.

Amalia.

Ich?

Bährenfeld.

Sie thun mir damit viel Gnade. Und Sie haben über mich alles zu befehlen, was Ihnen gefällt.

Amalia.

Es iſt gut, daß ich nichts zu bitten habe, Herr Graf, ſonſt wollte ich Sie bey Ihrem Worte halten.

Bährenfeld.

Sie können ſich ſicher darauf verlaſſen. Sie dürfen beſorgen.

Amalia.

Ich war nur ein wenig empfindlich, daß ich die Ehre noch nicht gehabt hatte, den Herrn Grafen zu ſprechen. Man hat mir gerühmt, daß Sie ſehr galant wären, und ich kann nicht leugnen, daß mich dieſes ein wenig demüthiget.

Bährenfeld.

Ich bin ſehr böſe auf meine Angelegenheiten geweſen, daß ſie mich abgehalten haben, Ihnen meine Schuldigkeit zu bezeugen. Aber nunmehro weis ich es meinen Geſchäften Dank, daß ſie mir einen ſo angenehmen Verweis zuziehen.

Amalia.

Ich habe nicht gewußt, daß Ihnen die Verweiſe ſo angenehm wären, ich würde ſonſt den meinigen geſpart haben.

Bährenfeld.

Ich wünſchte nur, jünger zu ſeyn, damit ich Eitelkeit genug haben dürfte, zu glauben, daß dieſer Beweis aus einer Aufmerkſamkeit gegen mich herrührte.

Amalia.

Dieſen Wunſch thun Sie ſehr frühzeitig, und nach etlichen und zwanzig Jahren würde er ſich beſſer für Sie ſchicken.

Bährenfeld.

Ich verſtehe dieſes, wie ich ſoll, gnädiges Fräulein. Das Frauenzimmer fängt nicht eher an, uns Schmeicheleyen zu ſagen, als bis ſie glauben, daß es nichts mehr mit uns zu bedeuten habe.

Amalia.

So bitte ich Sie, ja nichts für eine Schmeicheley anzunehmen, was ich Ihnen ſage.

Bährenfeld.

Was ſind Sie artig!

Amalia.

Ich aber darf wohl für Schmeicheleyen halten, was Sie mir ſagen.

Bährenfeld.

Mein Sohn wird eheſtens hieher kommen, ſich hier am Hofe umzuſehen, und ich werde ihn vor Ihnen warnen, mein ſchönes Fräulein.

Amalia.

Bin ich ſo gefährlich?

Bährenfeld.

Wenigſtens hüten Sie ſich, daß Sie ihm ja nichts dergleichen ſagen, was Sie mir geſagt haben.

Amalia.

Warum? Ich habe doch nichts geſagt, das Sie wünſchen könnten, für ſich allein zu hören.

Bährenfeld.

Nein! aber er würde es vielleicht auf einen viel ernſthaftern Fuß nehmen.

Amalia.

Man hat mir geſagt, daß junge Mannsperſonen niemals ernſthaft ſeyn dürfen.

Bährenfeld.

Wenn ich ihn recht kenne, ſo iſt er ein Menſch, der, wenn er ein Wort erhalten hat, immer noch mehr verlangt. Sagen Sie ihm ja nichts angenehmes! Sagen Sie ihm nichts als ſeine Fehler!

Amalia.

Ich werde nicht Verſtand genug beſitzen, ſie zu finden, und noch weniger, ſie mit einer gewiſſen Art zu ſagen.

Bäh-

Wahrenfeld.

Ich bin verſichert, er wird ſie niemals mit gröſſerm Eifer verbeſſern, als wenn er ſie aus Ihrem Munde erfährt.

Amalia.

Da er ein ſo gutes Muſter hat, ſo zweifle ich, daß er Fehler an ſich haben wird.

Wahrenfeld.

Es iſt eine Großmuth von einem Frauenzimmer, wenn es ſich die Mühe giebt, eine junge Mannsperſon zu ziehen.

Amalia.

Vielleicht eben ſo viel Eigenliebe, als Großmuth.

Wahrenfeld.

Wenn wir Mannsperſonen allemal erkenntlich zu ſeyn wüßten; ſo würden wir bekennen, daß wir dem Frauenzimmer alles ſchuldig ſind, daß wir ihm unſere Artigkeit, unſere Munterkeit, unſere Gefälligkeit, und manchmal auch unſere Ehrlichkeit zu danken haben, und daß ſehr oft alle unſere Tugenden aus der Begierde, ihm zu gefallen, ihren Urſprung nehmen.

Amalia.

Sie ſagen etwas, Herr Graf, das Sie bey dem übrigen Frauenzimmer nicht leichtlich werden verantworten können.

Wahrenfeld.

Wollen Sie mir verſprechen, ihm ja nichts zu ſchenken, wenn er ſich gleich alle Mühe von der Welt gabe, Sie für ſich einzunehmen?

Amalia.

Er wird ſich dieſe Mühe nicht geben.

Wahrenfeld.

Ich kenne ihn beſſer, und ich ſchlieſſe nach meinen Augen, was die ſeinigen an Ihnen ſehen werden.

Amalia.

Schlafen Sie nicht, Herr Graf! Die Augen sind verschwollen.

Bährenfeld.

Was würden Sie aber antworten, wenn er Ihnen sagte, daß er Sie vollkommen fände?

Amalia.

Daß er mir schmeichelte.

Bährenfeld.

Wenn er versicherte, daß er noch nichts gesehen hätte, das so viel Hochachtung verdiente, als Sie?

Amalia.

Ich würde ihm sagen, daß er scherzte, oder daß er [illegible], was er bisher noch nicht gesehen hat, inkünftige ganz gewiß bey andern sehen würde.

Bährenfeld.

Wenn er aber fortführe, und Ihnen sagte, daß er der unempfindlichste Mensch von der Welt seyn müßte, wofern er Sie nicht liebte?

Amalia.

So würde ich ihm sagen, daß man die Galanterie zu weit treiben könnte, und daß diese vielleicht der einzige Fehler wäre, den er von Ihnen lernen könnten.

Bährenfeld.

Er würde Ihnen aber vielleicht beweisen, daß es nichts weniger als Galanterie wäre.

Amalia.

Ich sehe es wohl, Herr Graf, Sie lassen mich die Freyheit bezahlen, die ich mir genommen habe, Sie von ihren Geschäfften abzuhalten.

Bäh-

Wachtenfeld.

Meine Verrichtungen ſind ihnen meiſtens gethan, und ich warte nur auf den Gefangenen, den man mir angemeldet hat.

Amalia.

Wie ſagen Sie?

Wachtenfeld.

Auf den ſo genannten Abgrund.

Amalia.

Himmel! hat man ihn gefunden?

Wachtenfeld.

Was fehlet Ihnen, gnädiges Fräulein?

Amalia.

Es fehlet mir nichts. Aber was hat er denn endlich begangen?

Wachtenfeld.

Wenn ich Ihnen alles erzählen ſollte, ſo würden Sie ſich verwundern.

Amalia.

Seinem Anſehen nach ſollte es mich verwundern, wenn er nicht unſchuldig wäre, und ich bedaure ihn.

Wachtenfeld.

Sie ſind allzugütig! Ich kenne ſchon das Frauenzimmer. Man braucht nur unglücklich zu ſeyn, um ihr Mitleiden zu verdienen.

Kathrine.

Mein Fräulein iſt beſonders mitleidig.

Wachtenfeld.

Es iſt kein großes Mitleiden nöthig. Man wird ihm nichts anders thun, als ihn an einen Ort bringen, wo er dergleichen Streiche nicht mehr ſpielen kann.

Amalia.

Ich Katharine!

Katharine.

Und den Diener?

Bährenfeld.

Nachdem er ſchuldig befunden wird, könnte er vielleicht mit der Landesverweiſung davon kommen.

Katharine.

Ach gnädiges Fräulein!

Bährenfeld.

Ich höre lärmen. Man bringt unfehlbar den Gefangenen.

Fünfter Auftritt.

Johann, in ſeinen Herrn Kleidern, von einer Wache geführt. Bährenfeld, Amalia, Katharine.

Amalia hält das Schnupftuch vor das Geſicht.

Johann.

Ihr Wächter! Braucht mehr Ehrerbietigkeit gegen einen Staatsgefangenen! Herr Graf, ich ergebe mich an niemand, als an Sie. Aber ich muß erſt wiſſen, wie man mich tractiren wird. Giebt man den Staatsgefangenen gut zu eſſen?

Bährenfeld.

Ja!

Johann.

Giebt man ihnen Wein zu trinken?

Bäh-

Wälvenfeld.

Warum nicht?

Johann.

Hier haben Sie meinen Degen. Ich bitte, Ihrem Herrn mich unterthänigſt zu empfehlen, und ihn zu erſuchen, daß er mir bis an mein Ende dieſe Ungnade gnädigſt angedeihen laſſen wolle.

Katharine.

Zum Henker! das Kleid iſt es. Aber er ...

Johann.

Er! Weißt du nicht, daß das Kleid den Mann macht? Du Plaudermaul! Du konnteſt mich um mein Glück bringen.

Wälvenfeld.

Mein Herr, Sie ſind derjenige nicht, den ich ſuche.

Johann.

Ja, Herr Graf, ich will es von ganzem Herzen gern ſeyn, und Sie dürfen mir nur ſagen, was ich begangen habe. Ich will alles willig zugeſtehen.

Amalia.

Iſts möglich, Betrüger? Können Sie ſo vielerträchtige Verbrechen begangen haben? Ach! was ſehe ich! Das iſt er nicht!

Johann.

Zu dienen! Ja! Ich will es aber ſeyn.

Katharine.

Das iſt ....

Johann.

Schweig doch!

Wälvenfeld.

Mich dünkt, das Geſicht iſt mir bekannt.

Johann.

Gnädiger iſt es Ihnen bekannt. Weil Sie mich aufgefucht haben, ſo hoffe ich, Sie werden mich auch kennen.

Kathrine.

Es iſt ſein Diener.

Johann.

Daß dich....

Bährenfeld.

Ja, ja, er iſt es. Sage mir ſo gleich, wer Euer Herr iſt!

Johann.

Ich habe keinen Herrn. Ich habe aber einen Diener, der Ihnen von meinen Verbrechen wird Nachricht geben können. Denn bey meiner Treu, mir ſind ſie unbekannt.

Bährenfeld.

Du Schurke, ich kenne dich zu wohl, und Herr oder Diener, ich will dir Schläge geben laſſen, wenn du nicht antworteſt.

Johann.

Wenn ich, als Herr, Schläge bekommen ſoll, ſo will ich eben ſo gern wieder Diener ſeyn. Sie belieben nur zu fragen. Ich habe ein edles Gemüth, daß ſich lieber Schläge drehen, als geben läßt. Ich werde alles ſagen, was ich weis.

Bährenfeld.

Sage mir, wo iſt dein Herr?

Johann.

In meiner Livree.

Bährenfeld.

Gut! aber an welchem Orte?

Johann.

Er hat mir niemals geſagt, wohin er gieng; denn er ſprach nicht gern mit ſeinen Leuten.

Bährenfeld.

Was hat er hier vorgenommen?

Jo-

Johann.

Er hat sich verkleidet, und wieder anders verkleidet, ist hin und her geschlichen, hat sich eingeschlossen, hat Briefe geschrieben, und hat gezittert, so oft sich etwas regte.

Bährenfeld.

An wen hat er Briefe geschrieben?

Johann.

Ich weis es so eigentlich nicht. Mich dünkt aber, es war an eine ganze Menagerie; an Löwen, Adler, Füchse, Eulen, und ich glaube auch an einen Bär. Das werden Sie wohl seyn.

Bährenfeld.

Welche Häuser hat er besucht, seit er hier ist?

Johann.

Gestern, das Haus, wo getanzt ward, und heute dieses Haus. Vor allen andern Häusern hat er sich gehütet, als ob die Pest darinnen wäre.

Bährenfeld.

Aber was hat er in der vorhergehenden Zeit für Leute besucht?

Johann.

Die Wirthshäuser auf einem verfluchten krummen Wege, den ich nicht mehr auswendig weis.

Bährenfeld.

Ich begreife nicht ein Wort von allem, was mir der Kerl sagt.

Johann.

Ich begreife es aber wohl. Wir sind kaum zween Tage hier. Ihr Hof muß verzweifelt hitzig seyn, daß er uns schon nachschicket und Nachricht haben will, was wir hier gethan haben.

Bäh-

Bährenfeld.

Weist du wohl, daß man dich fest setzen und dich mit Brod und Wasser speisen wird, wenn du nicht reden willst.

Johann.

Ich habe alles gesagt, Herr Graf, was ich weis. Ach Katharine! bitte doch für deinen armen Johann, daß er nicht Wasser trinken muß. Bedenke nur, du wirst in acht Tagen keine Backen mehr an mir finden, die du kneipen kannst, und ich werde nicht einen Schatten von Waden behalten.

Sechster Auftritt.

Schlangendorf, Bährenfeld, Amalia, Katharine, Johann.

Schlangendorf.

Haben Sie aus dem Schelme etwas herausgebracht, Herr Graf?

Johann.

Ach gnädiger Herr! ich habe schon alle die Wahrheiten gesagt, die ich weis, und wenn man so barbarisch mit mir verfährt, und mir die Wasserkur anlegen, so werde ich auch noch klügen müssen.

Katharine.

Ich bin doch gewiß versichert, daß der arme Teufel nichts weis.

Johann.

Und ich bin von einem Temperamente, daß man die Wahrheit viel leichter durch den Wein bey mir heraus bringt, als durch das Wasser.

Schlangendorf.

Aber wie kannst du behaupten, Katharine, daß er nichts weis?

Kathrine.

Weil er mir nichts geſagt hat, und ich glaube, die Wahrheit auszupreſſen. Das verſtehe ich beſſer, als das Waſſer oder der Wein.

Bährenfeld.

Kathrine redet als ein geſchicktes Mädchen. Aber ſollte man niemand finden, der eben dergleichen Mittel bey dem Herrn gebraucht hätte, wie ſie bey dem Diener?

Schlangendorf.

Sie werden ihn gleich [illegible] kommen. Denn man hat mir eben gemeldet, daß man [illegible] gebracht habe.

Amalia.

O Himmel!

Siebenter Auftritt.

Abgrund, der den Hut vor das Geſicht hält, von zween Soldaten geführet. Glocke, Schlangendorf, Bährenfeld, Amalia, Kathrine, Johann.

Glocke.

Sie ſind mir verbunden, Herr Graf. Ohne mich hätte er ſich den Augenblick davon gemacht, und alle ſeine Briefſchaften mitgenommen.

Bährenfeld.

Mein Herr, Sie halten den Hut vor das Geſicht. Es würde nun zu ſpät ſeyn, daß Sie ſich verſtecken wollen. Wollen Sie uns nicht Ihr Geſicht ſehen laſſen?

Abgrund.

Ich gebe zu, daß ich ſtrafbar bin. Aber ich habe doch nichts begangen, deſſentwegen man mich in Arreſt nehmen ſollte.

Bäh-

Bährenfeld.

Darauf will ich antworten, wenn ich Sie geſehen habe.

Abgrund.

Ich geſtehe, es iſt ein Ungehorſam; aber ein Ungehorſam, den man verzeihen kann.

Bährenfeld.

Was iſt das für eine Stimme? Ich weis nicht, wie ich daran bin. Mich dünkt, ich kenne Sie. Aber ich muß erſt das Geſicht ſehen.

Abgrund.

In dieſem Zuſtande bitte ich nur, daß ich nicht vor aller Welt erkannt werden dürfe.

Bährenfeld.

Man nehme ihm den Hut vom Geſichte weg! Iſt es möglich? Das iſt...

Abgrund *fällt vor ihm nieder.*

Ich bitte, verrathen Sie mich nicht!

Bährenfeld.

Verlangſt du, daß ich dich nicht für meinen Sohn erkennen ſoll?

Johann.

Seinen Sohn?

Katbrine.

Holt er ſeinen Sohn mit der Wache?

Amalia.

Iſts möglich, das iſt ſein Sohn?

Schlangendorf.

Das iſt luſtig.

Abgrund.

Ach, Herr Vater! Können Sie mich ſo beſchämen? Ich bitte auf das gehorſamſte um Verzeihung.

Bährenfeld.

Wenn ich erſt dein Verbrechen weis. Sage, wie kömmt es, daß ich dich ſo unvermuthet hier finde, da ich einen Verräther ſuche? Du ſollteſt ja jetzt in Straßburg ſeyn?

Abgrund.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Urſachen davon verbergen darf.

Bährenfeld.

Ich habe beſſres Vertrauen zu dir, als daß du etwas gethan haben ſollteſt, das du ſorgfältig verbergen müßteſt.

Johann.

Herr Graf, wenn Sie mich von Brod und Waſſer erlaſſen wollen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Mein Herr iſt hier, um ſein Glück zu machen.

Bährenfeld.

Dein Glück zu machen! Unter einem falſchen Namen! Haſt du mich nicht ſelbſt um die Erlaubniß gebethen, nach Frankreich zu gehen?

Abgrund.

Ja, gnädiger Herr Vater! weil Sie doch einmal mein Vorhaben wiſſen. Meine Reiſe nach Frankreich iſt nichts als ein Vorwand geweſen, weil ich fürchte, Sie möchten meine Abſicht lächerlich finden, daß ich mein Glück meinen eignen Bemühungen ſchuldig ſeyn wollte.

Bährenfeld.

Ich will es dir verzeihen, weil du dich gerade zu einer Zeit hier befindeſt, da ich dich hier verlangte. zu Johann.

Und

Und wie bist du zu diesem Herrn gekommen? Ich habe dich vorher bey einem andern gesehen.

Johann.

Hätten Sie mir gesagt, Herr Graf, daß Sie meinen vorigen Herrn suchten, so hätte ich Ihnen bald aus dem Traume helfen wollen. Er ist seit vierzehn Tagen nicht mehr hier. Ich weis den Weg, den er genommen hat. Und wenn Sie mir auftragen wollen, ihn zu suchen; sollen Sie in kurzem Nachricht von ihm haben.

Bährenfeld.

Des Herrn von Glocke sein Eifer und seine Versicherungen haben mich in diesen Irrthum verführet. Aber ich sehe, daß denen Leuten, die am meisten wissen, am wenigsten zu glauben ist.

Kathrine.

Herr Graf, Ihr Herr Sohn hat noch ein Geheimniß auf dem Herzen. Und wenn ich ihn recht kenne, so wird er es ziemlich lange da verwahren, ehe es an den Tag kömmt.

Bährenfeld.

Kann man es nicht wissen?

Abgrund.

Ach, Herr Vater!

Kathrine.

Ich will ihm nur helfen, damit es desto eher ans Licht der Welt tritt. Er ist in...

Abgrund.

Ich weis doch nicht, daß ich ihr jemals etwas vertraut hätte.

Kathrine.

Aber dem Fräulein haben Sie es vertraut. Glauben Sie, Herr Graf, er ist...

Glocke.

Liebes Kathrinchen, ſchweig doch, bring mich nicht um mein Fräulein. Ich will dir alles geben, was du haben willſt.

Kathrine.

Ihr Herr Sohn iſt in das Fräulein Amalia verliebt.

Bärenfeld.

Kann ich mich darauf verlaſſen? Du ſchweigſt!

Glocke.

Ich wollte, daß ich ihn zu allen Teufeln hätte laufen laſſen?

Bärenfeld.

Nun, gnädiges Fräulein, iſt es Zeit, die Antwort zu geben, die Sie mir vorhin abſchlugen.

Amalia.

Ich wünſche Ihnen Glück zu einem ſo artigen Sohne. Die übrige Antwort wird Ihnen mein Herr Vater geben können.

Schlangendorf.

Der Herr Graf weis ſchon, daß es eine Freude für mich ſeyn wird.

Abgrund.

Ich darf alſo hoffen, gnädiges Fräulein.

Amalia.

Da Ihr Herr Vater und der meinige es für gut befinden: ſo kann ich Ihnen die Hoffnung nicht verſagen.

Abgrund.

Darf ich mir aber zur Gnade ausbitten, daß diese Verbindung verschwiegen gehalten werde, bis es nöthig ist, sie zu eröffnen?

Kathrine.

O noch immer Verschwiegenheit?

Bährenfeld.

Nein! sie soll zu deiner Strafe gleich aller Welt bekannt gemacht werden.

Kathrine.

Herr von Glocke, Sie nehmen es wohl über sich, die Strafe zu vollstrecken?

Der Triumph
der
Guten Frauen,

ein Luſtſpiel
in fünf Aufzügen.

Personen.

Agenor, Julianens Mann.

Nikander, sein Freund.

Philinte, ein Frauenzimmer in Mannskleidern, und zwar **Nikanders** Frau, mit dem wahren Namen **Hilaria**.

Heinrich, [illegible]anders Bedienter.

Juliane, Agenors Frau.

Kathrine, ihr Kammermägdchen.

Agathe, eine alte Aufseherinn.

Der Schauplatz ist in Agenors Hause.

Vorbericht.

Dieſes Luſtſpiel iſt zuerſt in der kleinen Sammlung erſchienen, die unter dem Titel: Beyträge zum Däniſchen Theater 1748 gedruckt worden. In einem Briefe vom 9ten Dec. 1747 gedenkt der Verfaſſer einer proſaiſchen Komödie, die er neulich unter dem Titel der Ehemann nach der Mode gemacht, welche er ins Däniſche überſetzen und in keiner andern Sprache drucken laſſen werde. Der Zeit nach, kann keine andre Komödie damit gemeynet ſeyn, als die gegenwärtige, deren neuer Titel um ein groſſes deutlicher und richtiger iſt. Aus dem Vorhaben, ſie ins

Dänische überſetzen zu laſſen, ſieht man, daß er ſie eigentlich für das neuerrichtete kopenhagenſche Theater beſtimmt gehabt habe. Aber es iſt nicht die geringſte Spur von einer ſolchen Ueberſetzung, die vermuthlich nie zu Stande gekommen, zu finden geweſen.

Eben izt kömmt mir ein Nachdruck dieſer Komödie zu Geſichte, da man unter dem Titel Schauſpiele, Breslau 1762, den Triumph der guten Frauen, ohne den Verfaſſer davon zu nennen, mit einem aus dem Rußiſchen überſetzten Trauerſpiele Semira, und einem Luſtſpiele, der Zweifler, zuſammengebracht hat.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kathrine, Philinte.

Kathrine.

Ich glaube doch bald, gnädige Frau, wir Frauenzimmer würden es nicht anders machen, als die Mannsperſonen, wenn wir an ihrer Stelle wären. Die Begierde zu verführen muß doch gleich in den Mannskleidern ſtecken. Wie würden Sie ſonſt auf den Einfall gerathen, ſich für Julianens Liebhaber zu erklären?

Philinte.

Ich finde es aber nöthig, und ich ſehe tauſend Gelegenheiten voraus . . .

Kathrine.

Freylich tauſend Gelegenheiten, aber keine andere, als Julianen Verdruß zu machen, und ihr Schickſal noch zu verſchlimmern.

Philinte.

Ihr Schickſal dauert mich, aber es wird dadurch nicht ſchlimmer werden. Vielleicht kann ich eben dadurch einen

Weg finden, ihrem Manne, dem herrschsüchtigen Geschöpfe, zu zeigen, wie übel er mit ihr umgeht.

Kathrine.

Fangen Sie es an; so mögen Sie hernach auch sehen, wie Sie sich heraushelfen.

Philinte.

Ich darf Julianen sicher von Liebe vorsagen, ohne zu fürchten, daß Sie mich bey meinen Worten halten möchte. Sie ist zwar aufgeweckt und frey; aber glaube mir, Kathrine, eine freymüthige Munterkeit ist das sicherste Kennzeichen der Tugend. Und diejenigen lieben nicht allemal die Ehrbarkeit am meisten, die sich durch jeden Scherz beleidigt halten.

Kathrine.

Wie soll Ihnen aber das alles endlich helfen, Ihres Mannes Herz wieder zu bekommen?

Philinte.

Das sieht mehr, als zu sehr, wie verliebt Nikander in Julianen ist. Und wie? ich sollte meinem Manne in seiner Liebe nicht hindern? Juliane hat zu viel Verdienste. Wenn er sich nur die geringste Hoffnung machen könnte, so wäre er für mich noch auf lange Zeit verloren.

Kathrine.

Wie zornig würde er seyn, wenn er merkte, daß sein gefährlichster Rival, der ihn überall in seinen Liebesanschlägen hindert, niemand anders ist, als seine Frau.

Philinte.

O! davor bin ich sicher. Sollte mein Mann selber wohl meynen, daß ich ihm zehn Jahre, nachdem er mich verlassen hat, noch nachfolgen sollte?

Kathrine.

Wahr ists. Das kann er nicht verlangen. Er wird selber wissen, daß er so viel nicht werth ist.

Philinte.

O! was das betrifft; man kann nicht allemal wiſſen, wie hoch die Leute ſich ſelber ſchätzen. Aber er hat mich in allem kaum drey Monäte gekannt. Ich bin ſeitdem noch größer geworden, ich habe zugenommen. Ich trug damals ſchwarzes Haar, und itzt bin ich gepudert. Ich zweifle ſo gar, daß er mich in meinen eignen Kleidern wieder kennen ſollte.

Kathrine.

Er müßte auch ein gutes Gedächtniß haben, wenn er alle die Perſonen wieder kennen ſollte, in die er einige Wochen verliebt geweſen iſt. Ich geſtehe, Nikander iſt ein beſonderer Menſch. Eine Frau, wie Sie ſind, ſo bald nach der Hochzeit zu verlaſſen!

Philinte.

Was thut nicht, bey der Jugend, die Begierde herum zu ſchwärmen?

Kathrine.

Am allerwunderbarſten aber iſt es, daß er Ihnen Ihr ganzes Vermögen zurück gelaſſen, und nur das ſeinige mit genommen hat.

Philinte.

Eben daraus kann ich ſehen, daß er mich nicht aus Vorſatze, ſondern aus Leichtſinnigkeit, beleidiget hat. Ich weis nicht, ob mich meine Liebe betriegt, oder ob es die Vernunft iſt, die mirs vorher ſaget, daß Nikander ſeine Hilaria von neuem wieder lieben wird.

Kathrine.

Wenigſtens ſollten Sie ſich ihm nicht eher zu erkennen geben, bis Sie ſeiner Freundſchaft recht verſichert ſind.

Philinte.

Beobachte nur unterdeſſen dasjenige, meine liebe Kathrine, warum ich dich in dieſes Haus gebracht habe. Hilf mich ja in Julianens Gunſt ſetzen. Sonſt wird Nikander

durch Hülfe ihres eigenen Mannes mich bald von hier vertreiben. Gleichwohl bin ich hier nöthig. Ich fürchte nichts so sehr für den Nikander, als Julianens Reizungen. Und eben darum will ich mich an diesen Posten selber stellen, und ihn vertheidigen.

Kathrine.

Hier kömmt Herr Nikander. Still! hören Sie auf, Hilaria zu seyn, und werden Sie wieder Philinte. Warten Sie hier, Herr Philinte. Ich werde Sie gleich bey meiner Frau anmelden.

Zweyter Auftritt.

Nikander, Philinte.

Nikander.

Sie sind schon hier, Philinte?

Philinte.

Ja? warum fragst du? [illegible] uns gesagt, weißt du wohl, daß ich hier so gut als zu Hause bin?

Nikander.

Wenn du hier zu Hause bist, so rathe ich dir, daß du dich zum Ausziehen bereit hältst.

Philinte.

Wie so? Ich habe noch nicht Lust dazu.

Nikander.

Höre, Philinte, sage mir, warum ich dich überall in meinem Wege finde?

Philinte.

Sage mir vielmehr, warum du mich auf allen Schritten verfolgest?

Nikander.

Laß einmal aufrichtig mit dir reden. Wir sind beyde von einerley Profeßion.

Phi-

Philinte.

Was iſt denn deine Profeßion?

Nikander.

Alles Frauenzimmer, das artig iſt, zu überwinden.

Philinte.

Das iſt gerade mein Handwerk auch.

Nikander.

Wir ſind beyde ein Paar Alexander. Sage mir, haſt du jemals eine unüberwindliche Frau gefunden?

Philinte.

Ich habe auf allen meinen Reiſen nicht mehr, als eine einzige einfältige Frau gekannt. Sie hieß Hilaria. Ihr Mann ...

Nikander.

Hilaria! wie? Hilaria? iſts lange, daß du ſie gekannt haſt?

Philinte.

Nicht allzu lange.

Nikander.

War ſie noch ſchön?

Philinte.

Artig genug.

Nikander.

Reich?

Philinte.

Mittelmäßig.

Nikander.

Und du haſt ſie nicht bezwingen können?

Philinte.

Nein! Sie war ſo lächerlich tugendhaft ..

Nikander.

Iſt es auch gewiß? Sageſt du mir die Wahrheit?

Phi-

Philinte.

Wie so? Was liegt denn dir daran, ob es wahr ist, oder nicht?

Nikander.

Nichts! Ich sinne nur nach, wie es möglich ist, daß eine Frau sich nicht überwinden ließe.

Philinte.

Ich kann dich doch versichern. Ich muß es am besten wissen.

Nikander.

Wir wollen davon aufhören.

Philinte.

Ich weis nicht, ob ich den Mann oder die Frau mehr bedauren soll. Ich bin fast versichert, daß der erstere am meisten dabey verloren hat.

Nikander.

Höre nur, Philinte. Wenn es keine unüberwindliche Frauen giebt, so werden wir beyde sie dazu machen. Wir stören einer den andern in seinen Absichten. In den vierzehn Tagen, da wir einander beobachten, haben wir wenigstens einem halben Dutzend Frauen ihre Ehre gerettet. Das ist ein schöner Ruhm für uns.

Philinte.

Das ist wahr; und das beste ist, daß du überall wegbleibst, wo ich bin. Du siehst, daß es dir nirgends glücket, wo du mich zum Rival hast. Also suche dein Glück weiter, und weiche deinem Ueberwinder.

Nikander.

Willst du mir die Juliane nicht abtreten?

Philinte.

Nimm sie, wenn du sie bezwingen kannst!

Nikander.

Das ist nicht genug. Du mußt aus diesem Hause wegbleiben.

Philinte.

Würde ich darum aus ihrem Herzen wegbleiben?

Nikander.

Du ſollſt mir mit Gewalt überlaſſen, was du mir in Güte nicht geben willſt.

Philinte.

Seht doch! der Menſch will fechten. Ich wette darauf, daß er nicht viel zu verlieren hat, weil er ſo ein Wagehals iſt. Aber nimm dich in Acht. Ich könnte mich auf eine Art wehren, die du nicht vermuthet hätteſt.

Nikander.

So weiſ' es! Zieh vom Leder.

Er zieht den Degen.

Philinte.

Das könnte ich wohl thun, aber ich will nicht.

Nikander.

Nicht? Alſo willſt du mir ſie abtreten?

Philinte.

Das eben auch nicht. Kurz! ſteck deinen Degen ein! Sonſt wirſt du machen, daß ich in Ohnmacht falle. Denn ungeachtet ich ſonſt ſehr viel Herz habe, ſo habe ich doch von Natur den Fehler, daß ich keinen bloßen Degen ſehen kann.

Nikander.

Pfuy! Du biſt ein feiger Kerl.

Philinte.

Ich habe mehr Muth, als du. Du willſt mich mit dem Degen in der Fauſt vertreiben. Das iſt ein Kennzeichen, daß du nicht Herz genug haſt, durch deine Verdienſte zu ſiegen.

Nikander.

Ich weis nicht, was für ein innerlicher Trieb mich abhält, daß ich mich nicht an ihm vergreife.

Philinte.

Es kommt jemand. Steck den Degen ein. Man möchte sonst denken, wir schlügen uns darum, damit man uns voneinander reißen sollte.

Nikander.

Gut! weil du kein Herz hast, so würde es mir keine Ehre machen, dich zu beschimpfen. Aber ich weis Mittel, dich von hier wegzubringen. Agenor soll es an meiner Stelle thun.

Dritter Auftritt.

Juliane, Philinte, Nikander, Kathrine.

Nikander.

O wie schön sind Sie heute, gnädige Frau!

Philinte.

Was? Sie sind schon völlig angekleidet, und ich kom. [illegible] aufzuwarten? Sie [illegible] es doch wissen, daß [illegible] nicht entbehren können.

Juliane.

Nun? warum? Was haben Sie darwider einzuwenden?

Philinte.

Schämst du dich nicht, Kathrine, daß du deine Frau so altfränkisch ankleidest? Du verdientest, daß sie sich nicht wieder von dir anrühren ließe.

Juliane.

Lassen Sie es seyn. Ich habe es so haben wollen.

Philinte.

Ich will es aber anders haben. Einen Stuhl, Kathrine. Wollen Sie die Gnade haben, und sich setzen.

Ich

Ich will Ihnen weiſen, wie man ſich kleiden muß. Weg mit dieſer Blume! Dieſe Schleife ſoll anders ſitzen, Kathrine.

Kathrine verändert etwas an Julianens Putze.

Juliane.

Das iſt genug. Ich weis nicht, was Ihnen fehlet, Philinte, und wer Ihnen die Erlaubniß giebt, ſo mit mir umzugehen. Sie werden mich böſe machen.

Philinte.

Sie ſollten mir es noch Dank wiſſen.

Nikander, für ſich.

Ich wundere mich nun nicht mehr, daß dieſer junge Menſch mir ſo viel Eintrag thut. Er iſt noch zehnmal unverſchämter, als ich.

Juliane.

Sie werden mich verſtellet haben, Philinte. Aber es ſchadet nicht. Ich wollte, daß ich heute ausſähe, wie ein Ungeheuer.

Philinte, bringt einen Spiegel.

Ja, mein artiges Ungeheuer! Sehen Sie, läßt es nun nicht anders? Nun ſind Sie auf heute vollkommen. Denn Ihre Schönheit iſt mein Werk.

Nikander.

Ich rathe Ihnen, gnädige Frau, Kathrinen abzuſchaffen, und den Philinte dafür in Dienſte zu nehmen, weil er ein ſo gutes Kammermägdchen iſt.

Philinte.

Aber warum wollen Sie heute wie ein Ungeheuer ausſehen? Sind Sie nicht aufgeräumt? Ich will Ihnen was erzählen, um Sie aufzumuntern. Ich habe dieſen Mittag mit Ihrem Herrn Gemahl geſpeiſt, und ...

Nikan-

Nikander.

Das [illegible] Mittel, um eine Frau aufzuerwecken, wenn man ihr von ihrem Manne vorredet.

Juliane.

Nachdem der Mann ist. Ihr Name, Nikander, würde gewiß nicht geschickt seyn, Ihre Frau aufzumuntern, wenn Sie verheurathet wären.

Nikander.

Das kann man so gewiß nicht sagen. Ich sehe wohl, daß eine Frau ihren Mann zuweilen aus Eigensinne liebet, wenn er gleich noch so wunderlich, herrschsüchtig . . . .

Juliane.

Wollen Sie nicht so gütig seyn, und die Männer aus Ihren Gesprächen heraus lassen?

Nikander.

[illegible] Bey einer artigen Frau muß [illegible]

Juliane.

Gehet, Kathrine! sehet, ob mein Mann wieder zu Hause ist.

Vierter Auftritt.

Nikander, Juliane, Philinte.

Nikander.

Das ist wider unsern Vergleich, gnädige Frau. Sie verlangten ja selber, daß Ihr Mann unter uns nicht erwähnt werden sollte.

Juliane.

Das Gesetz ist nur für Sie, Nikander. Denn Sie nennen meinen Mann, nur um darüber zu spotten.

Phi-

Philinte.

Das darf ich aber doch von Ihrem Herrn Gemahl ſagen, daß er der aufgeweckteſte Mann von der Welt iſt.

Alkander.

Und zwar ſo aufgeweckt bey ſeinen Freunden, daß niemand, als ſeine Frau, wiſſen kann, daß er eigenſinnig iſt.

Philinte.

Er iſt gefällig. Man kann mit ihm anfangen, was man will. Er verderbt keine Geſellſchaft; und wenn ich Ihnen ſagen ſollte, was er uns dieſen Mittag für Hiſtorchen erzählt hat!

Juliane.

O erzählen Sie mir; was für Hiſtörchen?

Alkander.

Wiſſen Sie das noch nicht, auf weſſen Unkoſten die Mannsperſonen ſich luſtig machen, wenn kein Frauenzimmer dabey iſt?

Philinte.

Dieſesmal haben wir uns über die Männer luſtig gemacht, und zwar über diejenigen, die das ſind, was ich wollte, daß er wäre.

Juliane.

Das ſage ich Ihnen beyderſeits, daß der erſte, der von meinem Manne weiter ein Wort übels reden wird, nicht wieder über meine Schwelle kommen ſoll.

Alkander.

Wahrhaftig! das Geboth verdienet, der Neuigkeit wegen, wenigſtens Eine Stunde beobachtet zu werden. Sie werden aufs höchſte die dritte Frau ſeyn, die es verbiethet.

Philinte.

Ich erweiſe ja Ihrem Herrn Gemahle Gerechtigkeit.

Nikander.

[illegible] erweisen wir ihm Gerechtigkeit.

Philinte.

Ich sage, daß er Verstand besitzt, daß er Verdienste [illegible] er gut zu leben weis, daß er überaus aufgeräumt und höflich ist.

Nikander.

Er würde allzuvollkommen seyn, wenn er das letztere auch gegen seine Frau wäre.

Juliane.

Ich versichere Sie, daß er es ist.

Fünfter Auftritt.

Kathrine, Juliane, Nikander, Philinte.

Kathrine.

[illegible] eben itzo kam Herr Agmer nach Hause, und er ist in seinem Zimmer.

Juliane.

Wie? und er kömmt nicht zu mir?

Philinte.

Wie so? Kömmt Ihnen das so wunderlich vor?

Nikander.

Lassen Sie ihn auf seinem Zimmer allein seyn; sind wir doch bey Ihnen.

Juliane.

Sein erster Schritt ist doch sonst allemal nach meinem Zimmer, so bald er nach Hause kömmt. Das beunruhiget mich. Ich weis nicht . . .

Kathrine.

Er war sehr verwundert, daß Sie ihm nicht entgegen kamen.

Nikan-

Nikander.

Hören Sie! das gehöret zur Eheſtands Etiquette.

Juliane.

Konntet Ihr mir das nicht heimlich ſagen, Katherine?

Nikander.

Sie ſaget es nur darum laut, um uns den Beweis von der Höflichkeit Ihres Herrn Gemahls zu geben, von der wir eben itzo redeten.

Juliane.

Erlauben Sie, daß ich Sie einen Augenblick verlaſſe.

Nikander.

Wollen Sie nicht einmal aufhören, gnädige Frau, ſo altväteriſch zu ſeyn? Er iſt kaum nach Hauſe, ſo wallet Ihnen das Herz recht, daß Sie ihn ſehen wollen. Sie werden einander noch oft genug, und mehr als zu viel, ſehen.

Juliane.

Ich will ihn nur in Ihre Geſellſchaft bringen.

Nikander.

Nein! ich werde es nicht zulaſſen, daß Sie ihm entgegen laufen. Er muß ſeine Schuldigkeit beſſer lernen. Sie ſollen nicht zu ihm gehen, ich will ihn zu Ihnen bringen.

Juliane.

Laſſen Sie mich doch, Nikander!

Nikander.

Ich bitte Sie, gnädige Frau. Erlauben Sie mir, allein zu ihm zu gehen. Ich habe ohnedieß ſonſt ſehr nöthig mit ihm zu ſprechen.

Juliane.

Wenn Sie nöthig mit ihm zu ſprechen haben, ſo muß ich wohl warten, um Sie nicht zu hindern.

Nikander.

Halten Sie sie auf, Philinte! Es wäre höchst unrecht, daß eine so artige Frau dem Eigensinne ihres Mannes nachgeben sollte.

Sechster Auftritt.

Juliane Philinte.

Philinte.

Sie bleiben doch hier, gnädige Frau. Das ist mir lieb. Unterdessen, daß Nikander etwas mit Ihrem Herrn Gemahle zu sprechen hat, und zwar ohne Zweifel von Ihnen; so habe ich etwas sehr nöthiges mit Ihnen zu reden.

Juliane.

Und ich, Philinte, habe auch was sehr nöthiges mit Ihnen zu reden. Ich habe Sie sonst für vernünftig, oder wenigstens für erträglich gehalten. Heute aber helfen Sie mir aus dem Irrthume, und ich sehe, daß Sie es nicht sind.

Philinte.

Und die Ursache?

Juliane.

Können Sie noch fragen? — Haben Sie sich jemals unterstanden, sich gegen mich so zu bezeugen, wie Sie itzt gethan haben?

Philinte.

Es ist wahr, gnädige Frau. Ich bin sehr unverschämt, und sehr närrisch. Aber mit Ihrer Erlaubniß; es läßt sich nicht anders thun.

Juliane.

Und die Ursache?

Philinte.

Man iſt allemal deſto narriſcher, je mehr man verliebt iſt; und ich liebe Sie ganz außerordentlich.

Juliane.

Hören Sie nur, Philinte; das iſt ein ſehr abgenutzter Scherz, und dergleichen kränket mich niemals.

Philinte.

Es iſt aber eine Sache, die ſehr ſelten im Ernſte geſagt wird. Und eben, weil es bey mir im Ernſte geſprochen iſt; ſo ſollte Sie es rühren, wenigſtens um der Seltenheit willen.

Juliane.

Im Ernſte? Sagen Sies! — Gehen Sie! Es iſt gewiß nicht Ihr Ernſt.

Philinte.

Ich ſage Ihnen aber, es iſt mein Ernſt.

Juliane.

Kann man ſich auf Ihr Wort verlaſſen?

Philinte.

Wenigſtens ſo gewiß, als man ſich jemals auf das Wort eines Frauenzimmers verlaſſen kann.

Juliane.

So nehmen Sie Abſchied, Philinte!

Philinte.

Wie ſo? Von wem?

Juliane.

Von mir! Denn ich habe beſchloſſen, niemand um mich zu leiden, von dem ich weis, daß er mich liebet.

Philinte.

So vergeſſen Sie es lieber itzo wieder, daß ich Sie liebe. Leiden Sie mich noch länger. Denn ich bin verſichert, daß Sie mich noch mit der Zeit wieder lieben werden.

Juliane.

Ich? Sie wieder lieben? Das ist eine neue Unverschämtheit.

Philinte.

Ja! ich wette darauf. Sie werden mich wieder lieben, und zwar öffentlich. Sie werden mir es vor Ihres Mannes Augen sagen.

Juliane.

Haben Sie den Verstand verloren, Philinte?

Philinte.

Ihr Mann wird es anhören. Ich versichere es Sie.

Juliane.

Hören Sie auf! Ich habe Sie bisher für einen Menschen gehalten, der Hochachtung für mich hat, und mit dem ich umgehen könnte. Aber ich sehe wohl; ich muß mich entschließen, Sie zu meiden.

Philinte.

Um des Himmels willen, entschließen Sie sich nicht so geschwind! — Gut! ich sehe wohl, ich darf Ihnen kein Wort mehr von Liebe sagen. — Aber wenn ich Sie zuweilen ansehe, wenn ich seufze . . .

Juliane.

Nichts, nichts! das müssen Sie nicht thun. Sie müssen nicht einmal betrübt aussehen. Seyn Sie versichert, daß ich Sie gar nicht leiden werde, so bald Sie ernsthaft aussehen.

Philinte.

Also können Sie mich doch leiden, wenn ich lustig aussehe?

Ju-

Juliane.

Weil Sie aufgeweckt ſind, weil Sie mir manchen Verdruß vertreiben; eben darum ſind Sie mir erleidlich. — Hüten Sie ſich, nehmen Sie ja keine andere Rolle zu ſpielen vor!

Philinte.

Ha, ha! ſo können Sie mich doch leiden! — laſſen Sie mich Ihre Hand dafür küſſen. — Ich bin Ihnen erleidlich, ſagen Sie?

Juliane.

Müſſen Sie mir denn alle Worte auffangen? Weis man denn allemal ſelbſt, was man redet?

Philinte.

Seit welcher Zeit wiſſen Sie nicht allemal, was Sie reden?

Juliane.

Seit kurzem.

Philinte.

Alſo ſeitdem Sie verheurathet ſind. Die Krankheit iſt ſehr vortheilhaft für mich. Wenn Sie noch ein wenig gewähret hat, ſo werden Sie auch nicht allemal wiſſen, was Sie thun. Und ſo habe ich gewonnen.

Juliane.

Da kömmt mein Mann.

Siebenter Auftritt.

Juliane, Agenor, Philinte.

Philinte.

Du kömmſt zu rechter Zeit, Agenor. Wir hatten einen Streit unter uns, und den ſollſt du entſcheiden.

Agenor.

Ich muß Ihnen was ſagen, Juliane, heimlich. Wird er bald weggehen?

Philinte.

Höre nur! Ich behaupte, daß das Frauenzimmer, wie andere Geschöpfe, nur der Mannspersonen wegen auf der Welt ist, daß ein Mann seine Frau nur seines eigenen Nutzens wegen heurathet; und deine Frau ist so unerfahren, daß sie mir nicht Recht geben will.

Agenor, heimlich zur Juliane.

Sie wissen doch, daß ich ihn gar nicht leiden kann?

Philinte.

Willst du mir nicht antworten, Agenor?

Agenor.

Nun ja doch! Meine Frau hat Recht.

Philinte.

Pfui! Du redest noch immer, wie die neuverheurathenden Männer, die sich nicht getrauen, alles zu sagen, was sie denken. Ich wollte mich schämen, wenn ich eine Frau drey Monate gehabt, und ihr die Freiheiten des Ehestandes nicht besser beygebracht hätte.

Agenor, zur Juliane heimlich.

Warum müssen Sie aber lauter Narren um sich haben?

Philinte.

Ich wollte wahrhaftig eine Frau nicht Eine Nacht gehabt haben; so sollte sie wissen, wie sie daran wäre. Und ich wollte ihr gleich nach der Trauung das Compliment machen: Madam, nun sind Sie mein erster Unterthan.

Agenor, heimlich zu Julianen.

Sie sind so beshaft, daß Sie mir ihn mit Fleiß nicht vom Halse schaffen.

Juliane, heimlich zum Agenor.

Wie soll ich es denn machen?

Agenor, zur Juliane heimlich.

Fahren Sie nur fort! Thun Sie alles, um mich zu beleidigen!

Phi-

Philinte.

Was für schöne Sachen müssen Sie sich nicht zu sagen haben!

Agenor, heimlich zur Juliane.

Heißen Sie Einen von uns beyden gehen, mich oder ihn.

Philinte, sieht nach der Uhr.

Ich mache mir sonst zwar ein großes Vergnügen daraus, [illegible] mit einander im Vertrauen reden zu sehen; aber dasmal muß ich doch weggehen.

Agenor.

Wie? Sie wollen schon weggehen, Philinte? Seyn Sie so gut, bleiben Sie hier!

Juliane.

Sie haben unfehlbar noch viel Besuche zu geben?

Philinte.

Ja! ich habe noch an ein halbes Dutzend Orte zu gehen, wo mich überall die Männer lieber weggehen, als kommen sehen.

Agenor.

Sie können kommen, wenn Sie wollen. Sie sind mir allemal angenehm.

Achter Auftritt.

Juliane, Agenor.

Agenor.

So war das die Ursache, warum ich die Ehre nicht hatte, Sie bey mir zu sehen, weil nämlich Philinte bey Ihnen war?

Juliane.

Nein! sondern Nikander sagte, daß er vieles mit Ihnen zu sprechen hätte, und er gab mir zu verstehen, daß er gern allein mit Ihnen seyn wollte.

Agenor.

Geſtehen Sie es nur! Sie wollten weiter nichts von demjenigen hören, was ich dieſen Morgen angefangen hatte, mit Ihnen zu reden, und weswegen Sie ſo geſchwind aus meinem Zimmer flohen.

Juliane.

Ich floh gar nicht vor Ihnen, ſondern vor Ihrem Kammerdiener, der uns zuhörte.

Agenor.

Genug! Hier iſt niemand, der uns zuhöret. Ich habe alſo einmal Gelegenheit, Sie zu erinnern, daß die Flitternionate unſerer Heurath nun vorbey ſind. Ich habe bisher vielerley überſehen, darwider ich mit Recht hätte ſprechen können. Von heute an verlange ich eine ganz andere Einrichtung.

Juliane.

Wie ſo, Agenor? Was habe ich Ihnen zuwider gethan? Was ſoll ich denn ändern?

Agenor.

Alles.

Juliane.

Was hat Ihnen denn bisher an mir misfallen können?

Agenor.

Alles.

Juliane.

Iſts möglich? meine Ergebenheit? meine Zärtlichkeit?

Agenor.

Schmeicheleyen machen es nicht aus. Wenn man Zärtlichkeit für eine Perſon hat, ſo hat man Aufmerkſamkeit; und wenn man die hat, ſo thut man, was ſie haben will.

Juliane.

Aber müſſen Sie nicht auch das zugeben, mein lieber Agenor? Wenn man Zärtlichkeit für eine Perſon hat, ſo

iſt

iſt man beſcheiden in dem, was man von ihr verlanget. Man beſchweret ſie nicht beſtändig mit Federungen und Vorwürfen, und man hütet ſich, ihr merken zu laſſen, als ob man ſeinen Willen zu ihrer Richtſchnur machen wollte.

Agenor.

Sie ſind ſehr ſinnreich, Madame, ſich von Ihren Schuldigkeiten loszumachen. Sie thaten beſſer, wenn Sie denſelben Verſtand anwendeten, mir zu gefallen. Die gröſte Vernunft, die eine redlichaffene Frau ſehen laſſen kann, iſt, daß ſie ſich der Einſicht und der Anführung ihres Mannes überlaßt.

Juliane.

Aber Sie ſagen es eſt ſelbſt, mein lieber Agenor, ich habe eben nicht die Eitelkeit, viel Vernunft ſehen zu laſſen.

Agenor.

Scherzen Sie nicht, Madame, wenn ich Ihnen gute Lehren gebe. Die erſte Aenderung, die Sie zu machen haben, iſt, daß Sie geſetzter werden. Sie haben gewiſſe Lebhaftigkeiten an ſich, die mir unerträglich ſind.

Juliane.

Sie haben mir doch verdem geſagt, daß eben dieſe Lebhaftigkeiten an mir Sie recht einnahmen.

Agenor.

Warum haben Sie ſich heute ſo geputzt?

Juliane.

Fürs erſte Ihnen, hernach mir ſelbſt, und endlich der ganzen Welt zu gefallen. Denn Sie wiſſen, daß wir heute auf den Ball gebethen ſind.

Agenor.

Auf den Ball? Und Sie ſind Willens, dahin zu gehen?

Ju-

Juliane.

Wissen Sie nicht mehr, daß Sie es gestern selber in öffentlicher Gesellschaft versprochen haben?

Agenor.

Ich versprach es, weil ich glaubte, daß Sie so vernünftig seyn würden, es abzuschlagen. Ich gebe Ihnen den Rath, daß Sie sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen.

Juliane.

Ich bin aber nicht gewohnt, so jählings krank zu werden, ohne zu wissen, warum.

Agenor.

Warum? warum? weil es sich nicht schicket, zu tanzen. Wissen Sie nicht, was ich Ihnen oft für einen lateinischen Sittenspruch vorgesagt habe: Kein Mensch tanzet, wenn er nicht entweder trunken oder toll ist.

Juliane.

Mich dünkt doch, ein solches Gehirn muß nicht allzufest verwahret seyn, das befürchten muß, vom Tanzen zerrüttet zu werden.

Agenor.

Mit Einem Worte, Madame, thun Sie mir den Gefallen, und bleiben Sie davon. Ich habe Ihnen gesagt, es ist Zeit, daß ich daran denke, Sie von heute an auf einen vernünftigen Fuß zu setzen. Sie können sicher in den meisten Stücken das Gegentheil von dem thun, was Sie bisher gethan haben, wenn Sie mir gefallen wollen. Ueberlegen Sie, was ich Ihnen sage. Eine Stunde Ueberlegung wird Ihnen keinen Schaden thun. Leben Sie wohl. Ich werde Ihre Antwort erwarten, und ich werde meine Anstalten nach den Ihrigen machen.

Neunter Auftritt.

Juliane.

Wohin, Agener? — Er geht! Eine Stunde Ueberlegung! — Was habe ich denn zu überlegen? — Vielleicht was ein Mann für eine eigenſinnige und verdrießliche Creatur iſt. Das hatte ich vor einem Monden überlegen ſollen. — Ich ſoll mich ändern, mich ändern! Alles ſoll ich ändern. Ich wollte doch ſehen, wie wir die Zeit zubringen würden, wenn ich ſauertöpfiſch würde, wie er iſt. — Aber er kommt nicht wieder! Er läßt mich allein! Er will meine Antwort erwarten. Er will ſeine Anſtalten nach den meinigen machen. — Wer weis, was er unterdeſſen noch für Grillen ausſinnt. — Soll ich ihm nachgehen? — Aber das läßt ſo demüthig. Ich bin erſt verheurathet, und ſoll ſchon gute Worte geben. — Es hilft nichts. Wahrhaftig, ich werde ihm doch nachgehen müſſen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane, Kathrine.

Juliane.

Hier, Kathrine, nehmet meinen Fächer weg, und laßt meinem Kutſcher ſagen, daß er nicht anſpannen ſoll.

Kathrine.

Wie, gnädige Frau? ſo gehen Sie nicht auf den Ball?

Juliane.

Nein! ich bin nicht wohl, Kathrine.

Kathrine.

Nicht wohl! das konnte ſeyn. Aber wenigſtens ſind Sie doch nicht krank.

Juliane.

Ich bin ſo verdrüßlich, Kathrine. — Was nehme ich vor, das mich nur ein wenig aufmuntern könnte?

Kathrine.

Was verlangen Sie denn?

Juliane.

Ich weis es nicht. Fraget mich nicht.

Kathrine.

Wollen Sie eine kleine Arbeit vornehmen?

Juliane.

Nun ja! gebet mir nur was.

Kathrine.

Ich weis noch nicht, was für kleine Arbeiten Sie lieben. Es iſt ein ſo wildes wüſtes Leben, wenn man erſt verheurathet iſt. Man thut nichts, als ſich liebkoſen, und es iſt, als ob man ſich einmal für allemal auf ſeine ganze Lebenszeit liebkoſen wollte.

Juliane.

Gebet mir, was Ihr wollt. Es iſt alles gleich viel.

Kathrine.

Oder wollen Sie was leſen?

Juliane.

Gebet mir nur was angenehmes.

Kathrine.

Ich fürchte, daß wir kein Buch haben werden. Ich muß Eines bey Ihrem Herrn holen.

Juliane.

Nein! geht nicht weg von mir.

Kathrine.

Ja! ſo werden Sie aus Noth die Verſe leſen müſſen, die man auf Ihre Hochzeit gemacht hat, ſo viel ihrer noch nicht zu Papilotten verbraucht ſind.

Juliane.

Nein! darinnen ſind ſo viel Prophezeyungen, ſo viel thörichte Prophezeyungen von Glückſeligkeiten, die man vergebens hoffet.

Kathrine.

Wollen Sie Thee trinken?

Juliane.

Ich weis nicht, was ich will. Ja! gebet nur her.

Kathrine.

Das wußte ich wohl. Der Thee hat bey dem Frauenzimmer eine gewiſſe Kraft, die Grillen zu vertreiben, wie

bey

bey den Mannsleuten der Wein. Sie ſollen gleich Zeitvertreib haben.

Juliane.

Nein! bleibt hier, Kathrine. Ich bin ſo melancholiſch, wenn ich allein bin.

Kathrine.

Darf ich mich wohl unterſtehen, gnädige Frau, zu fragen, was Ihnen fehlet?

Juliane.

Ihr könnet mir doch nicht helfen.

Kathrine.

Es wird Ihnen ſchon ein wenig helfen, wenn Sie es nur heraus ſagen.

Juliane.

Es iſt betrübt, wenn man ſo gar ohne Umgang iſt, daß man keine eigene Gedanken zu Vertrauten haben muß. Aber ich wollte meine Noth doch nicht verbergen können. Derjenige, der ſie mir verurſachet, ſchonet mich ſo wenig, daß bald alle Welt Zeuge davon ſeyn wird.

Kathrine.

Und derjenige, der Ihnen die Noth verurſachet, iſt...

Juliane.

Ach! warum ſoll ich ihn nennen? Ihr werdet es längſt gemerkt haben.

Kathrine.

Es iſt wahr! meine Frage war unnöthig. Wenn jemand klaget, daß er Noth hat, ſo verräth ſichs meiſtentheils von ſelbſt, daß es von ſeinem lieben Ehegenoſſen herrühret.

Juliane.

Dieſen Augenblick, Kathrine, hat er mir eine ganz neue Einrichtung angekündigt. Ich werde nicht anders als von aller Welt abgeſondert, und gänzlich unter ſeinem Beſchluſſe leben müſſen.

Katharine.

Wie? eine neue Einrichtung! Was will er damit? Wie ſind ſie denn eingerichtet?

Juliane.

Ich zittere, wenn ich denke, wie unſer künftiger Umgang beſchaffen ſeyn wird, da meine Liebe ſo bald aufhören kennen. Er hat mir hundertmal wiederholt, daß ihm weder mein Weſen, noch meine Art zu denken, noch meine Aufführung, noch das geringſte an mir gefiele.

Katharine.

Das iſt ein verzweifelt Compliment. Er muß einen ſehr verdorbenen Geſchmack haben.

Juliane.

Daß ich mich ganz umkehren müßte, wenn er mich nicht haſſen ſollte.

Katharine.

Haſſen! das iſt ſtark! Aber das werden Sie nicht hindern können, wenn Sie ſich auch anderten.

Juliane.

Warum?

Katharine.

Gewiſſe Leute haſſen alles, was nach dem Eheſtande ſchmecket.

Juliane.

Gleichwohl, Katharine, will ich mich nach ihm richten. Wäre es auch nur, ihn zu überzeugen, daß er Unrecht hat.

Katharine.

Wie wollen Sie davon einen Menſchen überzeugen, der ſich einbildet, daß eine Frau niemals Recht haben kann, weil ſie eine Frau iſt?

Juliane.

Saget mir doch, Kathrine; Ihr habet mehr Frauen gedient: Iſt denn mein Bezeigen ſo unrecht? Findet Ihr was an mir, das wider meine Pflichten iſt, weil er mir doch immer von Pflichten vorredet?

Kathrine.

Das ſollte man mit der ganzen Welt Brillen nicht finden können. Sie ſind aufgeräumt; das ſollte ihn vergnügen.

Juliane.

Das nennet er leichtſinnig; und das wird bald von ſich ſelbſt aufhören.

Kathrine.

Wenn er Sie nicht mehr leichtſinnig nennen kann, ſo wird er Sie eigenſinnig nennen.

Juliane.

Sollte ich ihm aber nicht entdecken, daß Nikander und Philinte mir von Liebe vorreden?

Kathrine.

Um des Himmels willen, ſagen Sie ihm nichts; ſonſt haben Sie eine Qual mehr. Alles, was man ſolchen Leuten ſaget, das wird zur Marter für uns ſelber.

Juliane.

So werde ich doch den Leuten keinen Zutritt mehr bey mir verſtatten müſſen?

Kathrine.

Ach, der arme Philinte! Er iſt doch der einzige Menſch, der uns manchmal aufgeweckt macht.

Juliane.

Ich ſchäme mich noch dazu, daß ich ihn vermeiden ſoll; denn ich bin ihm Verbindlichkeit ſchuldig.

Kathrine.

Wenn es nichts mehr iſt; das iſt ſonſt allemal die gültigſte Urſache, einen Menſchen zu vermeiden.

Ju-

Juliane.

Ihr müßt ſehen, daß Ihr eine bequeme Stunde treffet, meinen Mann um etwas von den Geldern zu bitten, die er mir verſprochen hat.

Kathrine.

Das iſt eine ſchwere Sache. Die Leute haben immer ihre Zeit ſo eingetheilt, daß ſie keine bequeme Stunde zum Geldgeben übrig haben.

Juliane.

Ihr müßt ſie ſuchen. Philinte hat mir bey einer Gelegenheit, die meinem Manne ſelber Ehre machte, meinen Geldmangel vor einer Perſon verbergen helfen, die nichts für eine gröſsre Schande hält, als kein Geld zu haben. Ja was für verdrüßliche und kitzliche Umſtände iſt man nicht geſetzt, wenn man gezwungen iſt, mit ſeinem eigenen Manne behutſamer und fremder zu verfahren, als mit Leuten, die uns gar nichts angehen! Ich kann eher nicht von meinem bisherigen Umgange mit Ehren Abſchied nehmen, bis ich ihm wenigſtens keine Verbindlichkeit mehr habe. Hätte ich wohl geglaubt, daß ich ſo jung allen Luſtbarkeiten, allem Scherze, allen Vertraulichkeiten gute Nacht geben ſollte! Meine Jugend, meine Freude, alles muß ich aufopfern, um nur noch einige Ruhe in meinem Hauſe zu erhalten. Und ich will mich noch glücklich ſchätzen, wenn ich damit nur einen Theil ſeines Herzens wieder erkaufen kann. Sie weint.

Zweyter Auftritt.

Juliane, Agener, Kathrine.

Agenor.

Madame, Sie konnten ſich vielleicht in dem Verſprechen übereilt haben, das Sie mir verhin thaten. Es könnte Sie ſauer ankommen, es zu halten. Und ich komme alſo, Ihnen zu ſagen, daß Sie die Freyheit haben, alles

zu thun, was Sie wollen. — Wollen Sie noch auf den Ball gehen? Sie werden vermißt werden, wenn Sie nicht kommen.

Juliane.

Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, und will es auch halten.

Agenor.

Wenn Sie es aber nicht mit Vergnügen thun, so wollte ich lieber, daß Sie es nicht thäten.

Juliane.

Ja! ich thue es mit Vergnügen.

Kathrine.

Wischen Sie die Thränen ab, gnädige Frau, ehe Sie so was sagen. Sonst klingt es nicht wahrscheinlich.

Juliane.

Ein vergnügter Umgang mit Ihnen ist vermögend, auch das Vergnügen der ganzen Welt vergessen zu machen.

Agenor.

Nun reden Sie einmal, wie eine vernünftige Frau reden soll.

Kathrine.

Könnte man das soll nicht weglassen?

Agenor.

Hören Sie! auch sogar Kathrine hält sich über Sie auf!

Kathrine.

Wenn ich ein Mann wäre, so wollte ich alles aus freyem Willen erwarten. Meine Frau würde niemals ein soll von mir hören.

Agenor.

Das ist billig. Eine rechtschaffne Frau muß sich an nichts erinnern lassen. Sie muß mehr thun, als sie soll.

Kathrine.

Sie soll mehr, als sie soll. Da mag der Henker eine Frau seyn!

Agenor.

Agenor.

Aber was ſehe ich? Mich dünkt ja, Sie haben geweinet. Warum das?

Juliane.

Ach fragen Sie nicht. Es iſt nichts.

Agenor.

Es iſt nichts, das glaube ich. Die Frauen ſind gewohnt, um nichts zu weinen. Aber ich will das nichts doch wiſſen.

Juliane.

Fragen Sie nicht, ich bitte. Es iſt ja vorüber.

Agenor.

Kathrine, ich verlange, es zu wiſſen: Was iſt die Urſache ihrer Betrübniß?

Kathrine.

Das kann ich Ihnen leichtlich ſagen. Das ſind Sie.

Agenor.

Ich? Madame! Sie ſchweigen ſtill dazu. So muß es wohl wahr ſeyn. Ich danke Ihnen, daß Sie mich würdigen wollen, Ihre Augen meinetwegen zu verderben. Wollen Sie mir nur mein Verbrechen ſagen, ich will Sie um Verzeihung bitten.

Juliane.

Laſſen Sie es genug ſeyn?

Agenor.

Ich merke es wohl. Sie wollen von allen den Kleinigkeiten, die Sie nicht mir, ſondern Ihrer eignen Vernunft aufopfern ſollten, mit Thränen Abſchied nehmen.

Kathrine.

Wer wollte nicht von der Welt mit Thränen Abſchied nehmen! Die Welt iſt ja ſo ſchön. ſie weint. Und es ſcheint nicht, Herr Agenor, daß Sie Luſt haben, mit uns zu reiſen, wenn wir die Welt verlaſſen.

Agenor.

Aber finden Sie nicht, Juliane, daß ich viel Zärtlichkeit für Sie habe?

Kathrine.

Wenn man die Frage nun mit Ja beantwortete, so dächten Sie, man wollte Sie auslachen.

Agenor.

Wo gehen Sie hin, Juliane?

Juliane.

Meine Betrübniß beleidigt Sie. Also will ich sie wenigstens vor Ihnen verbergen.

Dritter Auftritt.

Agenor, Kathrine.

Kathrine.

Wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollen; ich habe eine kleine Bitte an Sie.

Agenor.

Das ist mir lieb, Kathrine. Denn ich habe auch eine Bitte an dich, und so können wir desto leichter einig werden.

Kathrine.

Ich will es kurz sagen, die gnädige Frau brauchet Stecknadeln. Also wollte ich bitten, ob Sie den kleinen Rest von ihren Geldern abtragen wollten, der von ihrem Hochzeittage an bis itzo rückständig ist.

Agenor.

Wenn meine Frau was von mir zu bitten hat, so kann sie mir es selber sagen.

Kathrine.

Pfuy! Sie wissen besser, was sich schickt. Große Leute müssen sich nicht selber um ihre Geldsachen bekümmern.

Agenor.

Ich kann nicht begreifen, wozu eine Frau Geld brauchet.

Kathrine.

Ich habe gehört, Sie wollen eine neue Einrichtung mit uns machen, und zu einer neuen Einrichtung braucht man alle-

allemal Geld. Wir werden uns Bücher, Strickzeug, allerley Hülfsmittel wider die Langeweile, und beſonders einen groſſen Vorrath von Geduld einkaufen müſſen.

Agenor.

Sie wird eher nichts von mir bekommen, bis ich ſehe, wie ſie ſich inskünftige gegen mich bezeiget.

Kathrine.

Sie ſollten doch bedenken, Herr Agenor, daß Sie es ihr in eben dem Contracte versprochen haben, darinnen meine Frau Ihnen eine beſtändige Treue angelobet hat.

Agenor.

Ich habe die Thorheit begehen müſſen, es zu verſprechen, weil es eine ungereimte Gewohnheit iſt. Aber die andere Thorheit wäre, es zu halten.

Kathrine.

Es iſt gleichwohl gefährlich, den geringſten Artikel von einem Ehecontracte umzuſtoſſen.

Agenor.

Laß uns davon aufhören. Aber bey Gelegenheit der neuen Einrichtung, ich habe dir dabey ein kleines Amt zugedacht. Könnte ich nicht eben ſo hoch in deine Gnade kommen, wie meine Frau itzo darinnen ſteht?

Kathrine.

Ich weis nicht, was Sie ſagen wollen. Ich nehme mich meiner Herrſchaft redlich an.

Agenor.

Du muſt ſagen, meiner Frau. Du beſtärkeſt ſie in allen ihren Einfällen. Du wirſt wohl deinen Antheil an ihren Stecknadelgeldern haben, weil du ſie ſo eifrig verlangeſt. Ich will nicht haben, daß du darunter Schaden leideſt. Und damit du wiſſeſt, was es für ein Unterſchied iſt, auf der Frau, oder auf des Herrn Seite zu ſeyn! Hier haſt du mehr, als dir meine Frau geben kann.

Kathrine.

Ich danke sehr von wegen der gnädigen Frau. Ich will gleich laufen, und es ihr überbringen.

Agenor.

Bist du närrisch? Es ist für dich. Ich gebe dir es, daß du künftig meine Partey besser nehmen sollst.

Kathrine.

Ach nein! Sie scherzen. Ihre Partey ist durch Sie allein stark genug.

Agenor

Daß du künftig auf meine Frau ein wenig Achtung giebst, und mir dann und wann Nachricht von ihr sagest.

Kathrine.

Das würde sich ja nicht schicken.

Agenor.

O! mir zu gefallen kannst du schon einmal eine Ausnahme wider den Wohlstand machen. Er will sie küssen.

Kathrine.

Ach, ach, mein Herr! was machen Sie? Lassen Sie mich gehen.

Agenor.

Was schreyst du? Meine Frau wird hier daneben seyn.

Kathrine.

Ich wollte, daß sie hier im Zimmer wäre. Und ich werde gehen, und es ihr sagen.

Agenor.

Bleib hier. Ich befehle dirs. Es ist mir lieb, daß ich dich so ehrenfest finde. Ich wollte dich nur probiren.

Kathrine.

Ja, ja, probiren! Ich kenne die Proben schon.

Agenor.

Wie so? bist du wohl eher probiret worden?

Ka-

Kathrine.

Das wäre eine ſchlechte Tugend, die noch niemals probiret worden wäre.

Agenor.

Mit allem dem verbiethe ich dir, meiner Frau das geringſte davon zu ſagen. Merke ich, daß du von allem, was ich dir geſagt habe, nur den Mund aufthuſt: ſo ſollſt du nicht wiſſen, wie du aus dem Hauſe kommſt.

Kathrine.

Sie haben zu befehlen.

Agenor.

Ich muß hier weggehen. Meine Frau möchte dich haben ſchreyen hören. Ein andermal, wenn du ſchreyen willſt, kannſt du nach Herzensluſt ſchreyen. Verſtehſt du das?

Er will ſie küſſen.

Kathrine.

Ey! nicht doch, mein Herr! wenn ich nicht wüßte, daß Sie mich nur probiren wollten.

Agenor.

Suche doch von meiner Frau zu erforſchen, was ſie von mir denkt; ich muthmaße wohl, es wird ihr nicht gefallen, daß ich ſie in ihrem Vergnügen ſo einſchränke. In einigen Augenblicken komm in mein Zimmer, und bring mir Nachricht. Ich werde mir Fleiß allein ſeyn. Hörſt du es. Verſäume nicht zu kommen, du kleine Närrinn!

Er will ſie küſſen.

Kathrine.

Keine Probe mehr! Das bitte ich.

Vierter Auftritt.

Kathrine.

Gut! Geld habe ich, das iſt das beſte. Sollte ich es behalten, und meine Frau es entbehren? — Dazu bin ich zu großmüthig. — Aber ſoll ich ihr ſagen, auf welche Be-

Lügen, ich es gekriegt habe? — Das würde alles noch ärger machen, und meine Frau würde es alsdann nicht nehmen. Nein! weil denn die Wahrheit nichts nütze ist, so hilfe die Lügen!

Fünfter Auftritt.

Heinrich, Kathrine.

Heinrich.

Gehorsamer Diener, mein schönes Kind.

Kathrine.

Gehorsame Dienerinn.

Heinrich.

Wollen Sie mir nicht erlauben, Ihre schöne Hand zu küssen?

Kathrine.

Hier ist sie zu Ihren Diensten, Monsieur Heinrich! Sie sind sehr galant.

Heinrich.

Das glaube ich, Jungfer Kathrine; ich bin auch kein Anfänger in der Galanterie. Der Herr Nikander und ich, wir haben die Sache aus dem Grunde studiret.

Kathrine.

Und ich habe gehöret, je mehr man diese Galanterie studiret, je mehr verlernet man sie.

Heinrich.

Da ist Sie in grossem Irrthum. Sie weis nicht, was für eine vortreffliche Sache die Erfahrung ist.

Kathrine.

Darf ich wohl fragen, auf wie viel Stufen Seine Erfahrung zu einem so hohen Gipfel gestiegen ist?

Hein-

Heinrich.

Auf neun und neunzig, und ich komme eben, Sie zu bitten, ob Sie die hunderte dazu ſeyn will.

Kathrine.

Es wäre ſonſt Schade, daß die Zahl nicht voll würde.

Heinrich.

Und mein Herr iſt ſchon auf volle zwey hundert gekommen, und wünſchet mit ernſtem Verlangen, daß durch Ihre Beyhülfe Ihre Frau die zweyhundert und erſte Beſitzerinn ſeines Herzens werden möchte.

Kathrine.

Ich muß geſtehen, die Erfahrung macht die Leute nicht allein galant, ſondern auch verzweifelt unverſchämt. Monſieur Heinrich, iſt unter den neun und neunzig Schönheiten noch keine geweſen, die Ihn ein wenig derb auf die Backen geklopft hätte?

Heinrich.

Mein ſchönes Kind, ich rühme mich niemals der Gunſtbezeugungen, die ich genoſſen habe.

Kathrine.

Dieſe Gunſtbezeugung iſt vielleicht für die hunderte aufbehalten?

Heinrich.

Darf man zum Anfange unſerer Freundſchaft nicht einige Fragen an Sie thun?

Sechſter Auftritt.

Rikander, Heinrich, Kathrine.

Heinrich.

Was wollen Sie denn, mein Herr? Sie kommen mir ganz zur ungelegenen Zeit.

Rikan-

Nikander, zu Heinrichen.

Ich habe mich anders besonnen. Du bist ein dummer Teufel, und möchtest alles verderben. Ich will selber mit ihr sprechen.

Heinrich.

Das Amt gehöret aber für mich.

Nikander, zu Heinrichen.

Geh! laß mich allein mit ihr.

Heinrich.

Wollen Sie mir nun auch die Kammermägdchen vor dem Munde wegnehmen? Die gehören erst für mich, und dann für Sie. Kathrinen ins Ohr. Lasse Sie sich nicht von meinem Herrn verführen, sondern lieber von mir.

Nikander, zu Heinrichen.

Willst du noch nicht gehen?

Heinrich.

Herr, Sie theilen mit mir, daß es eine Schande ist!

Siebenter Auftritt.

Nikander, Kathrine.

Kathrine.

Sie wollen mit der gnädigen Frau sprechen, mein Herr? Aber ich glaube nicht, daß sie zu Hause ist.

Nikander.

Nein! ich will mit Kathrinen sprechen. Ists möglich, da Sie so viel Verstand hat, daß Sie die Ursachen nicht begreifen kann, warum ich so oft hieher ins Haus komme?

Kathrine.

Die kann ich ohne Verweis begreifen.

Nikander.

Sie meynet vielleicht, es geſchieht Ihrer Frau zu gefallen?

Kathrine.

Ungefähr ſo.

Nikander.

Was das für eine unſchuldige Einfalt iſt! Meine liebe Kathrine, es geſchieht bloß Ihretwegen.

Kathrine.

Meinetwegen?

Nikander.

Ganz gewiß, Ihretwegen. Freylich muß ich mich ſtellen, als ob ich Ihre Frau liebte. Eine Frau, die artig genug iſt, nimmt es allemal übel, wenn man ihr nichts von Liebe vorredet. Damit ich aber mein Spiel recht wohl verberge, ſo wird Sie ſo gut ſeyn, und mich recht feſt in Ihrer Frau ihre Gunſt ſetzen helfen. — Höre doch, Kathrine! Steht deine Frau heute nicht ein wenig übel mit ihrem Manne? Könnte man die Uneinigkeit nicht noch immer vermehren helfen, damit ich deſto eher zu meinem Zwecke kame?

Kathrine.

Und das bloß meinetwegen, mein Herr! Ich ſehe nicht, wie das zuſammen hangt.

Nikander.

Kurz! ich liebe dich, Kathrine, und liebe deine Frau auch. Das ſtreitet nicht mit einander.

Kathrine.

Mein Herr, weil es Ihnen alſo nicht darauf ankömmt, eine Perſon mehr zu lieben; wir haben noch ſonſt ein

recht

recht hübsches Küchenmägdchen, wollen Sie die nicht auch mit lieben?

Nikander.

Wie sieht sie aus? Es ist Schade, daß ich sie noch nicht gesehen habe. Doch weiter zu sprechen, du könntest, nicht wahr? deine Frau bereden, als ob du von ihrem Manne sehr verfolget würdest. Wenn man bey einer Frau einmal die Eifersucht erwecken kann, so folget die Rache bald nach. Und ich wollte ihrem Manne in den Kopf setzen, daß sie dem Philinte nicht ganz abgeneigt wäre. So würde er toll werden, so würde sie ungeduldig seyn, und so hätte ich gewonnen.

Kathrine.

Darf ich wohl fragen, mein Herr, ob Sie ein Gewissen haben? Ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie es meinem Herrn eben so machen wollen, wie es andern Männern geht. Das ist man einmal durch die lange Gewohnheit recht geworden. Aber Frau und Mann in Uneinigkeit zu setzen, das ist unchristlich.

Nikander.

Du kleiner Prediger! du bist nur darum so gewissenhaft, weil Philinte dich und deine Frau eingenommen hat. Ich weis doch nicht, was ihr mit ihm machen wollet. Und das beste wäre, Kathrinchen, du schaffest den Philinte ganz und gar aus dem Hause, mit seinem Jungferngesichte.

Achter Auftritt.

Philinte, Nikander, Kathrine.

Philinte.

Guten Tag, Kathrine! Ich höre, Nikander, du recommendirst mich bey diesem Mägdchen.

Nik-

Nikander.

Ja! ſie ſpottete über dein Jungferngeſicht, und ich antwortete ihr, daß das Geſicht zuweilen betriegt, und daß du mit deinem jüngferlichen Geſichte gleichwohl ſo viel Dreiſtigkeit haſt, als ob du zehen Feldzüge gethan hätteſt.

Kathrine.

Dreiſtigkeit! Sie ſind allzubeſcheiden. Sie wiſſen beyderſeits, meine Herren, daß zu einer vollkommenen Mannsperſon nicht allein Dreiſtigkeit, ſondern auch Unverſchämtheit gehört. Und Sie ſind beyde ſehr vollkommene Mannsperſonen.

Philinte.

Aber, Kathrine, was ſtehſt du da? Warum meldeſt du mich nicht bey deiner Frau?

Nikander.

Du biſt nicht ſehr höflich. Deine Schuldigkeit wäre, erſt ein wenig mit Kathrinen zu ſchwatzen.

Philinte.

Ich bin noch viel höflicher. Ich will ihr einen Kuß geben, ohne viel zu ſchwatzen.

Nikander.

Wenn du ſie küſſeſt, ſo werde ich mit dabey ſeyn.

Philinte.

Ja! denn du ſollſt das Zuſehen haben.

Nikander.

Ich verlange gleichwohl den Vortritt vor dir zu haben.

Kathrine.

Und ich werde unterdeſſen davon laufen. Meine Herren! Sie ſollen beyde das Nachſehen haben.

Neunter Auftritt.

Nikander, Philinte.

Nikander.

Wenn ich dir rathen soll, mein guter Philinte, so geh wieder.

Philinte.

Warum? vielleicht willst du mich wieder mit dem bloßen Degen verjagen?

Nikander.

Nein, das habe ich nicht nöthig. Aber glaube doch, Philinte, ich bedaure dich.

Philinte.

Ich will von dir am wenigsten bedauert seyn.

Nikander.

Ich bedaure dich. Man wird dir deinen Abschied geben.

Philinte.

Hier?

Nikander.

Ja, hier! Ich habe ihn selber ausgefertiget, und Agener hat ihn unterſiegelt.

Philinte.

Aber Juliane hat ihn noch nicht unterschrieben. Also hat er seine Richtigkeit noch nicht.

Nikander.

Er hat seine Richtigkeit. Ich versichere es dich. Kathrine wird dir ihn gleich überbringen. Ich rathe dir, bloß weil ich deine Ehre liebe; stelle dich großmüthig! Mache dich davon, ehe du ihn bekömmst.

Phi-

Philinte.

Ich will vielmehr ſo großmüthig ſeyn, und ihn abwarten.

Alkander.

Du willſt alſo durchaus meinen Triumph vollkommen machen? Du willſt es mit anſehen, daß man mich hinaus ruft, indem du abgewieſen wirſt?

Philinte.

Ich will alles mit anſehen. Hier kömmt Kathrine.

Alkander.

Nun wirſt du es hören, mein guter Philinte. Ich will nur gleich nach der Thüre gehen.

Zehnter Auftritt.

Kathrine, Alkander, Philinte.

Kathrine.

Meine Herren, meine Frau läßt Ihnen ſagen, daß ſie nicht zu Hauſe iſt.

Alkander.

Uns läßt ſie das ſagen? Uns beyden? Mir auch?

Kathrine.

Sie können beyde verſichert ſeyn, daß es wahr iſt. Sie hat es mir den Augenblick ſelber geſagt.

Philinte.

Was iſt das für eine Aufführung? Sie hat nicht eher auf den Ball gehen ſollen, bis ich ſie abholte.

Kathrine.

Sie wird nicht dahin kommen, und einige Monate auf dem Lande ſeyn.

Nikander.

Auf dem Lande? In dieser Jahreszeit?

Kathrine.

Es wird für Sie wenigstens eben so gut seyn, als ob sie auf dem Lande wäre.

Philinte.

Siehst du es, Nikander? Es ist wahr, ich habe meinen Abschied. Aber du hast ihn auch; und das erfreut mich.

Nikander.

Ey! was frage ich nach einem solchen Abschiede. Heimlich zu Kathrinen. Ich weis wohl, es ist, weil Philinte gegenwärtig ist, daß deine Frau mich nicht vor sich läßt. Ich werde allein wieder zurück kommen, wenn ich ihn los bin.

Kathrine.

Nein, mein Herr, es ist nicht nöthig. Das würde Ihnen zuviel Mühe machen.

Philinte.

Ich lasse mir niemals meinen Abschied geben, sondern so bald man mir ihn geben will, nehme ich ihn selber. Heimlich zu Kathrinen. Mache, daß du ihn los wirst. Ich will in deiner Kammer auf dich warten. Denn ich bin in Angst, wie es Julianen geht. Laut. Lebe wohl, Kathrine.

Nikander.

Lebe wohl, Kathrine! Ich will mich bald nicht durch dich, sondern durch den Mann, anmelden lassen; so wird deine Frau gewiß zu Hause seyn.

Kathrine.

Ja, ja, meine Herren! Wir haben unsern Entschluß gefaßt, fassen Sie nun den Ihrigen. Leben Sie wohl.

Eilfter

Eilfter Auftritt.

Kathrine.

Die verzweifelten Liebesangelegenheiten haben mir einen Haufen Zeit weggenommen. Erſt mein Herr, dann Heinrich, dann Mikander. Ich habe eine Menge Liebhaber. Das iſt von ſchlechter Vorbedeutung. Ein Mägdchen, das viel Liebhaber hat, lauft Gefahr, ihr Leben lang Jungfer zu heißen. Aber ich muß eilen. Meine Frau brauchet Geld; mein Herr will Nachrichten von mir haben, und ich habe noch vieles zu erſinnen.

Zwölfter Auftritt.

Juliane, Kathrine.

Juliane.

Nun! ſind ſie weggegangen?

Kathrine.

Ja! und zwar mit vieler Verwunderung.

Juliane.

Machet ja, daß ich ſie nicht wiederſehe! Mikandern, weil ich ihn haſſe, und Philinten, weil ihn mein Mann haſſet. Aber ſaget mir doch, Kathrine, was ſaget mein Mann? Ich fürchte, daß ich ihm vorhin zu trotzig begegnet bin.

Kathrine.

Zu trotzig! Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich das geringſte davon gemerkt habe. Geben Sie ſich zufrieden. Er giebt Ihnen zwar Ihre verlangten Gelder nicht. Aber hier überſchicket er Ihnen ein Geſchenk.

Juliane.

Ein Geſchenk?

Kathrine.

Ja! und er verbiethet Ihnen durchaus, ihm dafür zu danken.

Juliane.

Mit allem dem, mein Mann hat doch vielleicht ein beſſres Herz, als es ſcheint. Wo iſt er? Ich will ſehen, daß ich ihn vollends beſänftige.

Kathrine.

Um des Himmels willen! ſagen Sie ihm nichts von dem Geſchenke. Wenn Sie ſich mit einer Sylbe was merken laſſen, ſo bin ich verloren.

Juliane.

Warum?

Kathrine.

Warum? Sie wiſſen ja den Eigenſinn und die Eitelkeit vieler Leute. Sie bilden ſich ein, man werde niemals mehr von ihrer Großmuth reden, als wenn ſie ſelber nichts davon wiſſen wollen. Er will gar nichts davon hören.

Juliane.

Das iſt ja aber recht wunderlich.

Kathrine.

Soll es nicht wunderlich ſeyn? Es kömmt ja von ihm.

Juliane.

Wenn Ihr nur nicht macht, daß ich einen Fehler begehe!

Kathrine.

Folgen Sie mir nur, ſo werden Sie keinen begehen.

Julia-

Juliane.

Behaltet das Geld bey Euch, Kathrine, und bezahlet dem Philinte meine Schuld. Ich bin dadurch einer recht groſſen Sorge los. Ich will doch wenigſtens zu meinem Manne gehen, und ohne ihm mündlich zu danken, mich ſo vergnügt bezeigen, als ich kann. Vielleicht läßt er ſich noch bewegen, meine Gefangenſchaft aufzuheben; vielleicht reuen ihn die wunderlichen Geſetze, die er mir vorſchreibt, wenn er ſieht, daß mich die allerkleinſte Gütigkeit von ihm rühret, und daß aller Verdruß, den er mir anthut, meine Zärtlichkeit gegen ihn nicht unterdrücken kann.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Agenor, Juliane.

Agenor.

Ich darf also nicht wissen, woher das unvermuthete Vergnügen kommt, das Sie mich sehen lassen?

Juliane.

Warum müssen Sie denn die Ursache von meinem Vergnügen anderswo suchen, als in sich?

Agenor.

Glauben Sie nicht, daß ich mich mit einer solchen Antwort abspeisen lasse. Sie waren vor einem Augenblicke betrübt und niedergeschlagen. Es schien, als ob Sie aus der Welt scheiden sollten. Und einen Augenblick darauf kommen Sie ganz munter und aufgeweckt zu mir.

Juliane.

Gut! können Sie das nicht zusammen reimen? Sie kennen ja die Frauen. In einem Augenblicke sind sie betrübt; in einem andern sind sie lustig. Ihre Thränen gehen so geschwind vorüber, als sie kommen. Sie thun alles aus Eigensinn, und es läßt sich davon nicht mehr Ursache angeben, als vom Wetter. Da haben Sie also den Grund, warum ich itzo aufgeräumter bin, als vorhin.

Age-

Agenor.

Ja, ja! die Anmerkung wäre ſehr gut, wenn ſie nicht in Ihrem Munde wäre.

Juliane.

Es iſt Schade, daß die Sachen bloß in meinem Munde verderben, die in eines andern Munde gut ſeyn würden.

Agenor.

Sie würden es aber ja nicht ſagen, wenn es die Wahrheit wäre!

Juliane.

So iſt eine Sache darum unglaublich, weil ich ſie ſage?

Agenor.

Kurz! ich will wiſſen, was die Urſache zu Ihrem Vergnügen iſt. Denn ich beſſe nicht, daß es eine ſolche Urſache ſeyn wird, die Ihr Mann nicht wiſſen dürfte.

Juliane.

Sie wollen mich nur verſuchen, ob ich Gewalt genug über mich habe, von einer Sache zu ſchweigen, von der Sie ſelber nicht geredet haben wollen.

Agenor.

Ich? ich wollte, daß Sie mir was verſchweigen ſollten? Ein Mann muß alles wiſſen. Ich habe Recht, es zu wiſſen, und ich habe große Urſache, es zu verlangen. Eine Frau, die außerordentlich freundlich gegen uns iſt, hat uns entweder ſchon betrogen, oder will uns noch betrügen.

Juliane.

Das ſaget man ſonſt von ſeinem Feinde. Sie werden Ihre Frau doch nicht unter Ihre Feinde zählen.

Agenor.

Sie kommen mit allen Ihren ſcherzhaften Antworten dießmal nicht los. Je mehr Sie mich aufhalten, deſto

mehr wird Ihre Freude verdächtig. Ich frage Sie itzo auf Ihr Gewissen, was sie verursachet.

Juliane.

Warum fragen Sie denn? Sie wissen es selber. Es ist Ihre Gütigkeit?

Agenor.

Meine Gütigkeit! Was für Gütigkeit?

Juliane.

Für die Sie nicht gedanket haben wollen.

Agenor.

Was sind das für Räthsel?

Juliane.

Mitten in der Zeit, da ich aus Ihrem Bezeigen schloß, daß Sie mich mit Fleiß quälen wollten, haben Sie mir zu erkennen gegeben, daß Sie noch Zärtlichkeit für mich hätten; und das hat mich getröstet, das giebt mir noch Hoffnung, daß . . . .

Agenor.

Sie reden, wie Sie reden sollten. Aber das ist so vernünftig geredet, daß ich es nicht für Ihren Ernst annehmen kann.

Juliane.

Kann ich es für Ihren Ernst annehmen, wenn Sie gütig sind; so können Sie es auch wohl für meinen Ernst halten, wenn ich vernünftig rede.

Agenor.

Ich will sterben, wenn ich von der Gütigkeit, davon Sie so viel Rühmens machen, das geringste weis.

Juliane.

Gut! Sie scherzen. Sie werden es schon vergessen haben, weil Sie es aber ausdrücklich verlangen, so muß

ich

ich Sie daran erinnern. Das Geſchenk, das Sie mir erſt vorhin zugeſchickt haben.

Agenor.

Ein Geſchenk! Durch wen?

Juliane.

Durch mein Kammermägdchen.

Agenor.

Wie? Was ſagen Sie? iſt es möglich? Und die verrätheriſche Schlange hat Ihnen ein Geſchenk in meinem Namen überbracht?

Juliane.

Ja! Warum ſind Sie böſe auf ſie! Sie bath mich, Ihnen nicht dafür zu danken. Sie wollten es nicht wiſſen, daß Sie mir es überſchickt hätten. — Aber Sie fragen mich ja ſo lange, bis ich es Ihnen endlich ſagen muß.

Agenor.

Das iſt eine grauſame Verwegenheit.

Juliane.

Verſtellen Sie ſich nicht mehr, Agenor. Ich danke Ihnen dafür.

Agenor.

O! danken Sie demjenigen, der es Ihnen zugeſchickt hat. Ich wundere mich über Sie, Juliane. Sehen Sie nicht, daß hinter dem Geſchenke was anders verborgen ſeyn muß? Sie ſind ſo klug. Es iſt unmöglich, daß Sie es nicht merken ſollten. Aber Sie wollen mit Fleiß ein Auge zudrücken.

Juliane.

Was ſollte ich merken?

Agenor.

Sage ich es nicht? Man ist niemals mehr blind, als wenn man nicht sehen will. Sehen Sie denn nicht, daß Kathrine Ihnen unvermerkt ein Geschenk von einem Ihrer Liebhaber, daran Sie, Madame, es sich nicht fehlen lassen, beybringen will?

Juliane.

Was sagen sie? Sollte man mich so betriegen? Nein, das muß ich untersuchen.

Agenor.

Bleiben Sie hier, Juliane. Sagen Sie Kathrinen nicht ein Wort darüber.

Juliane.

Wie? Sollte ich den Schimpf . . .

Agenor.

Ich befehle es Ihnen. Lassen Sie sich nichts davon gegen sie merken. Ich habe meine Ursachen dazu.

Juliane.

Hier kömmt Nikander. Ich muß Sie verlassen, Agenor.

Agenor.

Ich rathe Ihnen nochmals, lassen Sie Kathrinen nichts merken, wenn ich nicht glauben soll, daß Sie sich mit ihr verstehen.

Zweyter Auftritt.

Nikander, Agenor.

Nikander.

Nun, Agenor! Ich freue mich, daß man Ihrer neuen Einrichtung so wohl folget. Sie werden mit Ihrer Frau alles machen können. Sie beobachtet so gar den gering-

sten

ſten Wink von Ihnen. Philinte, und alle ſeines gleichen, werden nun aus Ihrem Hauſe wegbleiben. Juliane thut noch mehr, als Sie verlangen. Ich wollte ihr vorhin meine Aufwartung machen, und ſie ließ mir ſagen, daß ſie nicht zu Hauſe ware.

Agenor.

Wie? Sie hat Ihren Beſuch nicht angenommen? Ich wette, das hat ſie gethan, weil Sie mein beſter Freund ſind. Das muß ich ihr augenblicklich verweiſen.

Nikander.

O, bleiben Sie hier, Agenor! Laſſen Sie es daben, daß ſie gar niemand ſieht. So ſind Sie deſto ſicherer. Wenn ſie es nun auch aus Haß gegen mich gethan hätte; ſie hat Urſache, mich zu haſſen.

Agenor.

Wie ſo? wer könnte wohl dazu Urſache haben?

Nikander.

Faſt alles Frauenzimmer. Wenn ich dem Scheine nach bey einigen gelitten bin, ſo iſt es bloß aus Furcht, weil ſie wiſſen, daß ich ihre Thorheiten kenne. Sie ſchmeicheln mir, wie einem Menſchen, der wichtige Geheimniſſe von ihnen wüßte. Ich habe es Ihnen tauſendmal geſagt, Agenor, ich kenne das Frauenzimmer genug, um es zu haſſen.

Agenor.

Sie haben es weit gebracht. Wie ſind Sie glücklich!

Nikander.

Mein ganzer Umgang mit ihnen beſteht darinnen, daß ich ihre Schwachheiten kennen will, um andern Leuten die Augen darüber zu eröffnen.

Agenor.

Leider! man kennt ihre Schwachheiten; aber liebet man ſie darum weniger?

Nikan-

Nikander.

Ich bin ein geſchworner Feind der Gefälligkeiten und der Schmeicheleyen, die ihnen das männliche Geſchlecht ſchuldig zu ſeyn glaubet. Sie werden dadurch verderbt; ſie halten wirklich dafür, daß ſie ohne Fehler ſind, weil man es für unhöflich hält, ihnen zu entdecken, daß ſie welche haben. Was mich betrifft; ſo bald ich allein mit ihnen bin, ſo ſage ich ihnen alles gerade ins Geſicht, was ich von ihnen denke. Ich mache ihre Thorheiten mit Fleiß noch größer, damit ſie davor erſchrecken, und ſich deſto eher ändern.

Agenor.

O laß dich umarmen! Ich danke dir, Nikander, im Namen aller Männer.

Nikander.

Du darfſt mir nicht danken, mein lieber Agenor! Ich thue es meiner eigenen Zufriedenheit wegen. Ich haſſe die Frauen, aber ich haſſe ſie ſo, wie ein vernünftiger Mann die Thoren haſſet. Ich wollte ſie gern klüger machen.

Agenor.

Ein jeder Mann ſollte dich auf den Händen zu ſeiner Frau tragen, und dich ganze Tage bey ihr allein laſſen.

Nikander.

Deine Frau, zum Exempel . . .

Agenor.

Meine Frau! o erzähle mir, was ſageſt du ihr?

Nikander.

Nein! ich wollte dir nicht gern ein Regiſter von ihren Fehlern machen. Du möchteſt ſie hernach weniger lieben.

Agenor.

Ich verſichere dich, ich weis ihre Fehler, und ſuche täglich, noch mehr an ihr zu finden.

Nikander.

Madam, ſage ich zum Exempel: Glauben Sie es ja nicht, wenn Ihnen etwa Philinte ſaget, daß Sie viel Verſtand haben. Er ſaget es Ihnen, halb, weil er Ihnen ſchmeichelt, halb, weil er ſelber nicht mehr Verſtand hat, als Sie.

Agenor.

Sageſt du ihr das? Haſt du das Herz, ſo gut zu reden?

Nikander.

Hat ſie dir es noch niemals geklagt?

Agenor.

Nein! davor hütet ſie ſich wohl.

Nikander.

Sie haben ſo etwas, fahre ich fort, das einem Verſtande ähnlich ſieht, etwas, das die Dinge nur von außen betrachtet, und eben deswegen allemal falſch urtheilet, weil es das innre Weſen der Sachen nicht einſehen kann. Eine ſichre Probe, daß Sie nicht Verſtand genug beſitzen, iſt, weil Ihr Mann ſelten von einerley Meynung mit Ihnen ſeyn wird.

Agenor.

O ſage ihr das! ſage ihr das ja!

Nikander.

Ich habe es ihr ſchon oft geſaget.

Agenor.

Wiederhole es ihr! Sage es ihr alle Tage. Ich will ſie zurück holen. Ich will ihr verbiethen, dich zu ſtechen.

Nikander.

Du weißt ja, ich nehme es dem Frauenzimmer nicht übel,

übel, wenn ſie mich fliehen. Laß ſie mich fliehen; ich fliehe ſie wieder.

Agenor.

Du wirſt es aber mir zu Liebe thun.

Nikander.

Ich werde ihr dadurch nur beſchwerlich fallen.

Agenor.

Nein, nein! laß dich erbitten. Du ſollſt mit ihr ſprechen. Ich will ihr ausdrücklich befehlen, daß ſie dich allemal vor ſich laſſen ſoll; es mag ſeyn, wenn es will. Du ſollſt allemal unangemeldet in ihr Zimmer gehen. Warte hier! ſey ſo gut! ſie wird gleich hier ſeyn.

Nikander für ſich.

Wie dumm ſind doch die klügſten Leute, wenn man ſie nur bey ihrer ſchwachen Seite faſſet!

Dritter Auftritt.

Nikander, Heinrich.

Heinrich.

Herr Nikander, der Kaufmann, dem Sie zuletzt einen Wechſel gaben, ſuchet Sie.

Nikander.

Warum?

Heinrich.

Der Wechſel iſt mit Proteſt zurück gekommen. Ihr Correſpondent hat vorgewandt, daß Sie nichts mehr bey ihm ſtehen hätten.

Nikander.

Halt, ich muß mich doch beſinnen. Fünfhundert und dreyhundert machen achthundert. Hernach hundert und achtzig.

Ja

Ja! mein Correſpondent iſt ein ehrlicher Mann. Er hat Recht. Aller mein Geld iſt verlohren.

Heinrich.

Wie? Ihr ganzes Vermögen!

Tikander.

Nun! was erſchrickſt du, Narr? Ich habe gewußt, daß es nicht ewig währen würde. Ich habe es redlich genoſſen.

Heinrich.

Und der Kaufmann?

Tikander.

Er muß warten, bis ich im Spiele gewinne, oder ſonſt ein gutes Glück habe.

Heinrich.

Er wird aber nicht warten.

Tikander.

Gut! wenn er nicht warten will, ſo muß man ihn aufhalten. Ich will ihm einen andern Wechſel an einen andern Correſpondenten geben.

Heinrich.

Der ebenfalls mit Proteſt zurück kommen wird.

Tikander.

Ja vielleicht.

Heinrich.

Aber mein Herr, Sie ſind bisher doch immer ehrlich mit den Leuten umgegangen.

Tikander.

Das werde ich auch noch thun. Was liegt ihm daran, zu warten, bis ich ihm den Wechſel und die Unkoſten mit einander bezahle?

Heinrich.

Soll ich ihm das ſagen?

Ti-

Nikander.

Sage ihm, daß ich gleich zu ihm kommen will. Nun! Heinrich! Heinrich! du laufst fort, ohne mir Antwort zu sagen.

Heinrich.

Wovon?

Nikander.

Wovon? Hast du es vergessen?

Heinrich.

Von dem kleinen artigen Mägdchen, das Sie gestern sahen?

Nikander.

Ja! will sie heute Abend bey mir speisen?

Heinrich.

Das übrige wäre wohl richtig. Aber das Unglück ist, es stößt sich nur an eine Sache, die Ihnen eben zu ungelegener Zeit kommen wird.

Nikander.

Nun! was ist das für eine Sache?

Heinrich.

Warum soll ich es sagen? Es läßt sich itzo nicht thun. Wenn der verfluchte Correspondent noch Geld hätte.

Nikander.

Wie viel brauchst du?

Heinrich.

Ach! es ist recht jüdisch. Funfzehn Ducaten für so ein kleines Mägdchen.

Nikander.

Nichts mehr? Hier sind sie.

Heinrich.

Und noch fünf für die Mutter, die über den Antrag erst Feuer speyen wollte, und so grimmig ward, wie ein Drache!

Ni-

Rikander.

Hier ſind ſie. Und hier noch fünf. Dafür ſollſt du uns das beſte Abendeſſen beſtellen, das nur ſeyn kann.

Knecht.

Mein Herr, damit könnten Sie wenigſtens einen Theil von Ihrer Wechſelſchuld bezahlen.

Rikander.

Geh, rede nicht, und thu, was ich dir ſage. Mein letztes Geld ſoll eben den Weg gehen, den das andere gegangen iſt.

Vierter Auftritt.

Juliane, Rikander.

Rikander.

Sehen Sie, meine gnädige Frau, wie ſinnreich die Liebe iſt? Sie wollen mich nicht ſehen, und ich habe das Mittel gefunden, mir durch Ihren Mann ſelbſt ein Glück zu verſchaffen, ohne das ich nicht leben kann.

Juliane.

Mein Herr, man muß Ihre Augen haben, um es für etwas ſinnreiches anzuſehen, daß Sie meinen Mann wider mich verhetzen.

Rikander.

Verhetzen? wie, Madame?

Juliane.

Ich habe alle die beleidigenden Reden, die Sie bisher gegen mich geführet haben, allzugeduldig ertragen. Ich habe mich des Rechtes nicht bedienet, das ich gehabt hätte, meinem Manne Nachricht zu geben, wie Ihre Freundſchaft gegen ihn beſchaffen iſt, und was für gute Dienſte

Sie ihm bey mir zu leiſten ſuchen. Und unterdeſſen gehen Sie hin und bewegen ihn, nicht allein mir allen Umgang zu unterſagen, Sie ſetzen ihm in den Kopf, daß er mich auf einen ganz andern Fuß einrichten will, und bringen mir noch dazu die heftigſten Verweiſe zuwege, daß ich nur eben ſeine Freunde nicht leiden kann, daß ich Narren und Schmeichler gern um mich ſehe.

Nikander.

Und daß Sie die Leute fliehen, die Ihnen dann und wann eine bittre Wahrheit ſagen. War es nicht ſo?

Juliane.

Wenn haben Sie jemals an mir gemerkt, daß ich die Wahrheit nicht hören wollte?

Nikander.

Wenn Sie nicht hören wollen, daß ich Sie liebe.

Juliane.

Wenn haben Sie mir jemals ein Wort geſagt, das nicht meinen Mann noch mehr als mich beleidigen muß?

Nikander.

Nicht ſo heftig, Madame! Wir wollen lieber ein wenig über meine Erfindung lachen. . . . . Bedenken Sie es nur. Sie wollen mich nicht ſehen. Ich bringe Ihren Mann ſo weit, daß er Ihnen ſelber befiehlt, allein mit mir zu ſeyn, da er Sie ſonſt aller Welt mißgönnet. Iſt das nicht luſtig?

Juliane.

Ich finde es ſo luſtig, daß ich nicht zweifle, er wird mitlachen, wenn ich ihm Ihre ſinnreiche Erfindung erzähle.

Nikander.

Sie können nicht glauben, wie viel verdrüßliche Sachen er mir aufgetragen hat, Ihnen zu ſagen. Aber weil

es

es nun einmal mein Amt iſt, Ihnen was verdrüßliches zu ſagen; ſo werde ich von meiner Liebe reden.

Juliane.

Aber im Ernſte zu reden, ich werde Sie nicht anhören. Ich will hoffen, daß mein Mann nicht ſo verblendet ſeyn wird, Ihnen weiter zu trauen, wenn ich ihm Nachricht davon gebe; und Sie ſollen ihn nicht ſo mannigfaltig hintergehen.

Tikander.

O bleiben Sie hier! geben Sie ſich die Mühe nicht. Er wird Ihnen nicht glauben, bleiben Sie hier? — Wiſſen Sie nicht, daß Sie Befehle haben, mich anzuhören? Wiſſen Sie, daß ich Sie zu allen Stunden beſuchen kann, daß ich unangemeldet in Ihr Zimmer gehen darf. Ich werde Sie ſtrafen, wenn Sie mich nicht gern hören. Ich werde Sie deſto öfter beſuchen, weil es Ihnen eine Laſt iſt, mich zu ſehen. Ich werde Ihnen nachfolgen, wohin Sie vor mir fliehen. Wollen Sie aber gelaſſen mit ſich reden laſſen, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich mein Recht nicht misbrauchen will.

Juliane.

Was werden Sie nicht mißbrauchen, da Sie ſo gar meines Mannes Freundſchaft mißbrauchen?

Tikander.

Ich werde ſie niemals anders gebrauchen, als Ihnen zu dienen. Ich ſcheine nur darum ſein Freund, um deſto ſicherer der Ihrige zu ſeyn. Befehlen Sie, was ſoll ich Ihnen von ihm auswirken? Wenn es auch die allerausſchweifendſte Sache von der Welt wäre.

Juliane.

Ich verlange nichts ausſchweifendes, und ich will Ihnen für nichts verbunden ſeyn. Wenn Sie nur die geringſte Hochachtung für mich weiſen wollen, ſo verhindern

Sie das Unrecht, das mir mein Mann anthut, anſtatt es zu befördern. Stellen Sie ihm vor, wie unbillig die Lebensart iſt, die er von mir verlangt; überführen Sie Ihn, daß eine Frau keine Sklavinn und keine Gefangene iſt, und lehren Sie ihn, meine Liebe beſſer zu erkennen.

Nikander.

Alles das, Madame, könnte ſich mit der Zeit geben. Ich will noch mehr thun; ich will Ihnen ſelber das Mittel ſagen, wie Sie alles von ihm erhalten, wie Sie von ihm angebethet werden, wie Sie alles unter Ihre Herrſchaft zwingen können.

Juliane.

Wie will ich ſo viel erhalten, da ich durch alle meine Zärtlichkeit nicht den geringſten Theil davon habe erlangen können?

Nikander.

Sie dürfen ihn nur betriegen.

Juliane.

Betriegen?

Nikander.

Ja, betriegen! ſo werden Sie alles mit ihm machen können.

Juliane.

Iſts möglich? und Sie ...

Nikander.

Ja! ich, ich, ich rede mit Ihnen, als ein guter Freund. Ein Mann iſt nun einmal ein Geſchöpf, das betrogen ſeyn will. Die wahre Zärtlichkeit einer Frau ſcheint in ſeinen Augen viel zu matt und zu kaltſinnig. Er glaubet, einen recht außerordentlichen Eifer zu verdienen. Man muß alle Wahrſcheinlichkeit überſchreiten, wenn er glauben ſoll, daß er genug geliebet wird. Eine Frau, die nicht ihre eigenen kleinen Abſichten hat, giebt ſich die Mühe nicht, eine ſo

große

groſſe Leidenſchaft anzunehmen. Sie glaubet, ihr Mann ſoll mit der wahren Geſtalt ihres Herzens zufrieden ſeyn. Eine kluge Frau aber darf ſich nur recht blind und eifrig anſtellen, ſo kann ſie übrigens thun, was ſie will. Er wird mit ſehenden Augen blind ſeyn. Alſo glauben Sie mir, Madame, betriegen Sie Ihren Mann, ſtellen Sie ſich ganz unglaublich zärtlich an. Wenn wir allein ſind, ſo wollen wir ihn dafür auslachen. Sie ſind nicht die erſte Frau, der ich den Rath gegeben habe, und Sie werden auch nicht die erſte ſeyn, die ſich dabey wohl befunden hat.

Juliane.

Ich bitte Sie, mein Herr, behalten Sie den Rath für andere Frauen, die ihn beſſer als ich gebrauchen wollen, und brechen Sie Ihren Beſuch ab.

Alexander.

Nein! ich kann Sie nicht verlaſſen, ſchönſte Juliane, bis Sie verſprechen, mich weiter zu hören. Lieber will ich zu Ihren Füßen ſterben. Er kniet nieder.

Juliane.

Mein Mann ſoll Ihnen die Leichenrede halten. Stehen Sie auf! augenblicklich!

Alexander.

Sie werden böſe, gnädige Frau.

Juliane.

Weil Sie unerträglich werden. Sie klingelt. Kathrine.

Alexander.

Rufen Sie nur! rufen Sie nur! Ich bin ſo in Verzweiflung, daß ich nichts darnach frage, wenn mich alle Welt vor Ihren Knien liegen ſähe. Ich ſchwöre es Ihnen, ich will nicht aufſtehen.

Juliane klingelt noch einmal.

Kathrine.

Nikander.

Halt! ich höre jemand. Ich muß aufstehen, das ist eine verzweifelte Frau. Im Weggehen fachte. Ich will nun meinen Kaufmann suchen. Der verfluchte Kerl konnte mir einen Streich machen, der alle meine Liebeshändel unterbräche.

Fünfter Auftritt.

Juliane.

Nein! ich kann nicht länger schweigen. Soll Nikander meinen Mann ungestraft gegen mich verhetzen können, und ich, ich soll seine Absichten noch verbergen helfen? — Ich muß meinem Manne endlich die Augen eröffnen. Er wird mir glauben müssen; denn wenn habe ich ihm Ursache gegeben, zu denken, daß ich Unwahrheiten rede? Horch! mein Mann redet sehr heftig. Ist das nicht mit Kathrinen? Mich dünket sie läuft nach diesem Zimmer. Ich will mich wegmachen. — Ich muß Sie doch anhören.

Sechster Auftritt.

Kathrine, Agenor.

Kathrine.

Sie werden mich zwingen, daß ich der gnädigen Frau alles entdecke.

Agenor.

Undankbare Verrätherinn! hast du ihr nicht schon genug gesagt?

Kathrine.

Ich habe ihr noch nichts gesagt. Ich habe ihr das Geld gegeben, das Sie mir schenkten, weil ich mehr

Mensch-

Menſchlichkeit, als Sie, habe, und weil es mich verdroß, daß Sie nur gegen Ihre Frau ſparſam, und gegen andere verſchwendriſch ſind. Aber ich habe es ihr als ein Geſchenk von Ihnen überbracht, und ihr nur geſagt, daß Sie ihr verbothen, dafür zu danken.

Agenor.

Und das glaubet meine Frau?

Kathrine.

Wie ſollte ſie es nicht glauben? Sie iſt ſchon gewohnt, ſo bald ſie nur ihren Mann nennen höret, gar nicht weiter zu vernünfteln, und alles zu glauben.

Agenor lachet.

Hätte ich doch kaum gehoffet, daß ich das überkluge Mägdchen, die Juliane, zu einer ſo guten und einfältigen Frau machen könnte! Aber ganz recht, Madame, ehe ich Sie heurathete, haben Sie mich regieret, ich hätte närriſch werden mögen. Nun iſt die Reihe an mir; und mein Regiment wird länger währen, als das Ihrige gewährt hat.

Kathrine.

Sie ſollten ſich doch ſchamen, daß Sie eine ſo gutherzige Frau noch dazu ſpotten!

Agenor.

Kathrine, weil du mich nicht verrathen haſt: ſo ſehe ich doch, daß du eine ehrliche Haut biſt. Ich vergebe dir den Streich, der Erfindung wegen. Komm her! laß dich umarmen.

Kathrine.

Nein, Herr Agenor! die Ehre iſt zu groß für mich.

Agenor.

Du mußt die närriſche Liebe ablegen, die du zu meiner Frau haſt. Ich weis nicht, warum du ſie beklageſt. Was

fehlet ihr denn? was thue ich ihr denn zuwider? Sie ist allezeit misvergnügt, bloß weil ich es billiger finde, daß sie sich nach meinem Eigensinne richten soll, als mich nach ihrem zu richten. Du mußt die närrische Liebe ablegen, die du zu meiner Frau hast, und in eine andere verwandeln; du mußt mich lieben!

Kathrine.

Ach mein Herr! ich habe nun einmal den Fehler; wen ich lieb gewinne, den kann ich nicht wieder aufhören zu lieben.

Agenor.

Das ist ein liebenswürdiger Fehler. Liebe nur mich; so soll dir der Fehler zu großen Verdiensten gereichen. Ich muß einmal für allemal jemanden um meine Frau haben, der auf sie Achtung giebt, und der mir von allen ihren Reden und Handlungen Nachricht geben kann. Eine Frau verstellet sich allemal gegen ihren Mann. Sie trauet ihm nicht, und sie läßt ihm also selten ihre wahren Gedanken wissen. Die muß man zu erforschen suchen. Man muß auf sie Achtung geben lassen. Sie ist jung, sie kann sich leichtlich vergehen. Sie muß sich nicht rühren, sie muß nichts sagen, ja sie muß nichts denken, ohne daß ich es weis. Siehst du Kathrine, zu einer so wichtigen Sache habe ich dich bestimmt. Ich kann dir aber nicht anders glauben, ich müßte denn versichert seyn, daß du mich liebtest.

Kathrine.

Ich habe aber einmal Ihre Frau Gemahlinn lieb gewonnen; und es ist gleichwohl bey der heutigen verderbten Welt nicht möglich, zugleich des Mannes und der Frau ihr guter Freund zu seyn.

Agenor.

Laß dir rathen, Kathrine. Du kennst mich nunmehr allzuweit. Du kannst leichtlich begreifen, daß kein Mittel

für

für dich iſt; entweder du mußt mir wirkliche Proben geben, daß du meine Partey ergreifſt, oder du mußt dich entſchließen, von meiner Frau, die du ſo lieb haſt, Abſchied zu nehmen. Du haſt nur dieſen Augenblick zu wählen. Willſt du mich lieben, oder nicht?

Kathrine.

Sie werden mich entſchuldigen. Ich habe mehr als hundert wichtige Urſachen, Nein zu ſagen.

Agenor.

Nicht?

Kathrine.

Nein! Gewiß nicht.

Agenor.

Haſt du es wohl überlegt.

Kathrine.

So wohl, als jemals eine Frauensperſon was überlegen kann.

Agenor.

Lebet wohl! Saget meiner Frau, daß ich nach ihr gefragt habe.

Siebenter Auftritt.

Kathrine, Juliane.

Kathrine.

Was fehlet Ihnen, gnädige Frau?

Juliane.

Nichts, Kathrine.

Kathrine.

Sie ſehen ſo beſtürzt aus.

Juliane.

Warum sollte ich bestürzt seyn? Nun kann mir nichts unvermuthetes mehr begegnen.

Kathrine.

Ich wollte bald wetten, daß Sie zugehöret hätten, itzo da Ihr Herr mit mir redete.

Juliane.

Nein! ich habe nichts gehört. Kathrine, wenn man Euch nöthigen wollte, mich zu verlassen, wolltet Ihr es wohl thun?

Kathrine.

O, ich sehe schon, Sie haben nichts gehört!

Achter Auftritt.

Philinte, Juliane, Kathrine.

Philinte.

Glauben Sie nicht etwa, gnädige Frau, daß ich zu Ihnen komme. Ich suche meinen Rival, den Nikander, hier.

Juliane.

Ich bitte Sie, Philinte, stören Sie mich nicht mehr. Ich kann Sie nicht mehr sehen.

Philinte.

Weil ich aber einmal gegenwärtig bin, so geben Sie mir wenigstens einen förmlichen Abschied. Ist das nicht grausam, mich durch ein Kammermägdchen abweisen zu lassen? Wenn Sie noch die Höflichkeit gehabt hätten, mir mit Ihrem eigenen Munde zu sagen: Mein Herr, ich kann Sie nicht leiden, gehen Sie zum Teufel! oder so was dergleichen; so wäre es doch ein Trost für mich gewesen. Ich hätte mich zuletzt noch recht satt an Ihnen gesehen. Ich hätte noch einen kleinen Kuß von Ihrer Hand mit auf den Weg genommen. Er küßt ihre Hand.

Ju-

Juliane.

Himmel! in welcher Zeit kommen Sie, mich zu beunruhigen?

Philinte.

In welcher Zeit? Es iſt in der Zeit, da Sie auf dem Balle ſeyn ſollten.

Kathrine.

Mein Herr, Sie führen ſich gerade auf, wie ein Medicus, der luſtige Schwänke vorbringt, wenn ſeine Patienten mit dem Tode ringen.

Philinte.

Wie ein Medicus? Was iſt denn die Krankheit? Ihren Puls!

Kathrine.

Die Krankheit liegt nicht im Pulſe, ſondern im Herzen.

Philinte.

Was iſt denn Ihrem Herzen begegnet?

Kathrine.

Eine Kleinigkeit. Sie hat dem Herrn Agener und mir zugehört, da er Luſt bezeugte, ihr untreu zu ſeyn.

Philinte.

Ueber eine Untreu werden Sie böſe, gnädige Frau? Wenn es noch die Untreu eines Liebhabers wäre! Aber die Untreu eines Mannes iſt gar nichts. Denn wo keine Liebe iſt, da iſt auch keine Untreu.

Juliane.

Ach! Philinte, Sie reden mehr als zu wahr.

Philinte.

Eine Untreu von einem Manne iſt nichts anders, als ein kleiner Scherz. Ueber einen Scherz muß man niemals

mals böſe werden, ſondern ihn allemal auf gleiche Art beantworten. Was meynen Sie, wenn wir ihn mit einander beantworteten?

Juliane.

Böſewicht! Sie würden mich noch zu lachen machen, wenn es mir nicht ſo nahe gienge.

Philinte.

Nichts, als eine Untreu! Ich kann nicht begreifen, wie das einer erbaren Frau nahe gehen kann. Pfuy! das läßt ſo eigennützig!

Juliane.

Seine Untreu iſt das wenigſte, was mich kränket, aber meine Zartlichkeit, als eine Einfalt auszulachen, und doch gleichwohl Mistrauen in mich zu ſetzen; ſich zu freuen, daß er mich ſo biegſam und willig gemacht hat; ſelber zu geſtehen, daß er mich aus Verſehen findet, und mich noch dazu der Aufſicht meiner Bedienten unterwerfen zu wollen; iſt das nicht ſchmerzlich und fürchterlich genug für mich?

Philinte.

Ich glaube, Sie wiſſen, Madame, daß mein Herz an dem Theil nimmt, was Sie angeht. Das iſt ſchmerzlich genug, aber vielleicht iſt es ſo fürchterlich nicht, als es ausſieht.

Juliane.

Er will alles wiſſen, was ich thue, was ich rede, ſogar was ich denke, nur um mir ein Verbrechen daraus zu machen. Was ſagen Sie dazu?

Philinte.

Wollen Sie wiſſen, was der Liebhaber, oder was der Freund dazu ſaget?

Juliane.

Um des Himmels willen! kommt denn ſchon wieder der Liebhaber zum Vorſchein? Laſſen Sie den Freund reden; denn der Liebhaber hat ſchon ſeinen Abſchied.

Philinte.

O! Sie ſcherzen nur, Sie werden ruhig! Sehen Sie, das kann ich.

Juliane.

Nun! was ſaget der Freund?

Philinte.

Als ein guter Freund muß ich Ihnen ſagen, daß es Leute giebt, die eben ſo mit der Tugend prahlen, die ſie nicht haben, wie andere mit guten Eigenſchaften. Sie wollten gern für ſo herzhaft angeſehen ſeyn, daß ſie den Leuten mit Vorſatze Uebels thun könnten. Sie zwingen ſich dazu, ſie zu quälen, wenn es ihnen gleich ſehr leid thut, und ſie ſuchen mit aller Gewalt die Ehre, grauſam zu ſeyn. Wenn Sie gleich gehört haben, Madame, daß ſich Ihr Mann etwas darauf zu gute thut, Sie zu beleidigen, ſo glauben Sie es nicht. Er pralet nur. Laſſen Sie ſich ſeine Prahlereyen nicht niederſchlagen. Ich möchte noch den Menſchen ſehen, der eine Perſon, wie Sie, mit Vergnügen kränken könnte!

Juliane.

Meynen Sie das ſo?

Philinte.

Nein! Madame, ich meyne es nicht ſo.

Juliane.

Nun! warum ſagen Sie es denn?

Phi-

Philinte.

Um als ein Freund zu reden. Was ich meyne, gnädige Frau, iſt, daß Sie ſich rächen ſollen. Sie ſind Ihrem Geſchlechte ſchuldig, wenigſtens die Gleichheit, wo nicht die Herrſchaft der Frauen zu behaupten. Ihr Mann hat Sie beleidiget; Sie müſſen ihn wieder beleidigen.

Juliane.

Hören Sie auf! Ich will davon nichts hören.

Philinte.

Wie? Sie ſind eine Frau, und wollen nichts von der Rache hören?

Juliane.

Denken Sie ſo ſchlecht von mir, als ob ich mich jemals rächen konnte?

Philinte.

Verſprechen Sie mir wenigſtens, wenn Sie den Einfall jemals bekommen, daß Sie niemand als mich zum Werkzeuge Ihrer Rache machen wollen.

Kathrine.

Ein tüchtiges Werkzeug!

Juliane.

Ich habe gar kein Werkzeug zur Rache nöthig.

Philinte.

Deſto leichter können Sie mir es ja verſprechen.

Juliane.

Was wollen Sie aber mit dem Verſprechen machen? Nehmen Sie Abſchied. Wiſſen Sie, daß Sie mich nicht wieder ſehen ſollen?

Philinte.

Ich Sie nicht wiederſehen! Darf Rikander Sie wiederſehen?

Julia-

Juliane.

Ja, er darf, leider!

Philinte.

So will ich Sie gewiß auch wiederſehen.

Juliane.

Mein Mann beſchützet ihn.

Philinte.

Gut! ſo beſchützen Sie mich!

Juliane.

Ich kann Sie nicht beſchützen. Leben Sie wohl!

Philinte.

Leben Sie wohl; aufs Wiederſehen!

Juliane.

Nein! auf ewig leben Sie wohl. Ich muß zu meinem Manne gehen. Er verlanget mich zu ſehen. Himmel! was werde ich ihm ſagen?

Neunter Auftritt.

Kathrine, Philinte.

Kathrine.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, mein Herr Hilaria, daß Sie eine recht wunderliche Rolle ſpielen. Ich weis nur nicht, wie es kommt, daß Sie mit Ihrer poſſierlichen Liebe noch gelitten werden.

Philinte.

Eben das Poſſierliche iſt die Würze der Liebe. Und unter uns geſagt, bey vielem von uns Frauenzimmer wird man eben darum wohl gelitten, weil man poſſierlich iſt.

Und

Und die tugendhafteſte Frau, die bey einem ernſthaften Antrage in Zorn gerathen würde, erſchrickt nicht ſo leicht, wenn die Liebe in einen bloßen Scherz eingekleidet iſt. Aber Kathrine, weißt du nicht, wo mein Mann iſt?

Kathrine.

Das weis ich nicht. Das aber weis ich, daß ich bald nicht mehr hier ſeyn werde, und daß er bald allein hier ſeyn wird, wenn wir nicht geſchwind Anſtalten machen.

Philinte.

Wir wollen uns hernach ſprechen. Die Sache hat Eil. Ein Kaufmann ſuchet Nikandern, und will ihn wegen eines Wechſels in Verhaft nehmen.

Kathrine.

Ja! ſo gehen Sie, helfen Sie ihm! Ich werde mir ſelber helfen müſſen, oder der Himmel mag mir helfen.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Philinte, Nikander.

Nikander.

Was? Du eben, der du mein Feind ſeyn ſollteſt, biſt mein Schutzengel! Ohne dich hätte der verzweifelte Kaufmann mich um einer ſolchen Kleinigkeit willen wahrhaftig in Arreſt ſetzen laſſen; und der Henker mag wiſſen, wie ich aus ſeinen Klauen heraus gekommen wäre. Laß dich doch umarmen, mein liebſter Philinte. Könnte ich mich die nur dankbar erweiſen! Sage mir, was hat dich bewogen, mir beyzuſpringen?

Philinte.

Nichts als die Freundſchaft.

Nikander.

Die Freundſchaft! ſage mir, wie ſoll ich die verdienen? Ich weis, du liebeſt Julianen. Ich habe bisher ihren Mann, den Grübelkopf, wider dich aufgehetzt. Ich will dich ſelber wieder in ſeine Gunſt ſetzen. Ich will ſie dir gänzlich abtreten.

Philinte.

Ich erweiſe eine Freundſchaft, nicht um belohnet zu werden. Oder meyneſt du, daß ich ein Herz ſonſt nicht erobern könnte, wenn ich es dir nicht abkaufte?

Nikander.

Ich glaube dir gern. Aber ich will dir an Großmuth nichts nachgeben. Du ſollſt ſehen, daß die Freund-

ſchaft bey mir weit über die Liebe geht. Ich wollte dich auf meinen Schultern zur Juliane tragen. Wähle unter allen meinen Gebietherinnen; welche ſoll ich dir abtreten? Hier haſt du meine Hand darauf, ich will es mit Vergnügen thun.

Philinte.

Wenn ich wählen ſoll, ſo muß ich ſie kennen.

Nikander.

Die kann ich dir leichtlich ſagen. Aber wenn ich dir ſelber rathen ſoll, ſo wähle dir Julianen; ſie iſt das Kleinod von allen.

Philinte.

Die kannſt du mir aber nicht geben; denn ſie iſt nicht in deiner Gewalt. Aber was ſageſt du von der Leonore?

Nikander.

Nicht viel. Sie iſt ein einfältig Ding. Man kann unmöglich länger, als eine halbe Stunde, bey ihr ausdauern.

Philinte.

Willſt du mir die Charlotte geben?

Nikander.

Mit Vergnügen. Aber geh behutſam! Sie iſt eine Betrügerinn. Sie verſpricht viel, wenn ſie Geſchenke fodert, und hält nichts, wenn ſie ſie bekommen hat.

Philinte.

Die Lucinde?

Nikander.

Nimm ſie! nimm ſie! ihre Kleider ſind ſechsmal mehr werth, als ſie ſelber.

Philinte.

Die Iſabelle?

Nikander.

O Dank dazu, wenn du ſie nehmen willſt. Aber, wenn ich dir als ein Bruder rathen ſoll, nimm ſie ja nicht.

Phi-

Philinte.

Warum? Wer wird ſich vor einer Frau fürchten?

Nikander.

Du kennſt ſie nicht. Sie iſt . . .

Philinte.

Nun! was iſt ſie?

Nikander.

Der Teufel ſelber. Sie hat alle Tage zehnerley Eigenſinn. Sie keift, ſo bald du in ihr Zimmer trittſt. Sie ſaget ihre Schmeicheleyen in eben demſelben Tone, wie man Schimpfwörter ſaget. Sie ſtößt Flüche ſtatt der Seufzer aus, und ſie wird nicht eher freundlich, als bis du weggehſt, damit du ein andermal wiederkommen, und dich von neuem quälen laſſen ſollſt.

Philinte.

Sind ſie das alle?

Nikander.

Alle bis auf ein kleines artiges Mägdchen, das dieſen Abend mit mir ſpeiſen ſoll. Nun! wen wählſt du?

Philinte.

Keine! Ich bedaure dich, Nikander. Ich habe geglaubt, Wunder was du für ein Held wäreſt Aber ich finde deine Göttinnen gar nicht anbethenswürdig.

Nikander.

Ich nehme die Leute, wie ſie ſind. Es iſt nicht allemal unangenehm, eine lächerliche Perſon zu lieben. Wenn das Herz dabey gleich nicht viel zu thun hat, ſo hat doch der Verſtand keine Langeweile dabey; denn man beluſtigt ſich auf ihre Unkoſten. Wirſt du mich aber was beſſers kennen lehren, ſo wirſt du mich verbinden.

Philinte.

Wenn du mich bäthеſt!

Nikander.

Ich will dich nicht allein bitten, ich will dich dafür anbethen.

Philinte.

Gut, ich will dich mit meiner Schweſter bekannt machen.

Nikander.

Dir die Wahrheit zu geſtehen, Philinte; ich liebe dich zu ſehr, als daß ich dich oder deine Schweſter betriegen wollte.

Philinte.

Betriegen? ich will dich nur mit ihr bekannt machen.

Nikander.

Nein! ich bitte dich, laß mich ſie nicht ſehen. Ich muß dir es ſagen. Ich bin ſonſt ein ehrlicher Kerl, bis auf einen Punkt. Ich darf ein Frauenzimmer kaum ſehen, ſo bin ich in ſie verliebt. Und wenn die Liebe mich einmal eingenommen hat, ſo bin ich der größte Böſewicht von der Welt. Ich verhetze die Frau gegen den Mann, den Mann gegen die Frau, die Schweſter gegen den Bruder. Ich verderbe die Gemüther der Frauenzimmer auf beſtändig. Ich mache ſie hochmüthig, eigennützig, wunderlich, boshaft, wenn ich nur dadurch zu meinem Zwecke kommen kann.

Philinte.

Genug! ich will dich mit ihr bekannt machen. Sie wird noch dieſen Abend bey Julianen einen Beſuch ablegen. Was geht mich meine Schweſter an? Es iſt ihre Sache, wenn ſie ſich betriegen läßt.

Nikander.

Du meyneſt vielleicht, ich bin im Stande, ſie zu heurathen. Ich muß dir aber zwey Dinge vertrauen, die hier an dieſem Orte noch unbekannt ſind und bleiben ſollen.

Das

Das erſte iſt, ich habe binnen zehn Jahren ein großes Vermögen ganz und gar durchgebracht, und habe nicht einen Schilling mehr. Das andere iſt noch ärger; ich bin verheurathet.

Philinte.

Verheurathet! Du! und ſchwärmeſt ſo in der Welt herum? Wer iſt denn deine Frau?

Nikander.

Die Hilaria, von der du mir vorhin ſagteſt.

Philinte.

Die iſt deine Frau?

Nikander.

Ja! die iſt es.

Philinte.

Aber warum haſt du ſie denn verlaſſen? Weil du mir einmal alles vertraueſt, ſo entdecke mir doch: was hatte ſie dir gethan?

Nikander.

Nichts in der Welt. Ich hatte ſie nur einen Tag zu früh geheurathet. Denn den Tag darauf beſann ich mich, daß es beſſer wäre, wenn ich meine Freyheit behalten hätte. Ich nahm alſo bey der erſten Gelegenheit meine Freyheit wieder.

Philinte.

Und du kehreſt dich nicht daran, daß ſie ſich darüber grämet?

Nikander.

Das iſt mir nicht einmal eingefallen. Unter uns geſagt; ich thue mir ſelber Gerechtigkeit: worüber ſollte ſich eben eine Frau grämen, die mich verliert? Sie behielt genug zu leben. Denn ich fragte damals den Henker nach ihrem Gelde. Sie ward durch meine Flucht zu einer Art

von Witwe, und wenn ich jemals ein Frauenzimmer seyn wollte, so wollte ich es unter keiner andern Bedingung seyn, als immer Witwe zu seyn.

Philinte.

Alle Frauen denken aber nicht so, und die deinige . . .

Nikander.

Höre nur, mein lieber Philinte. Ich will dir diesen Abend meine ganze Historie erzählen. Willst du diesen Abend mit meinem hübschen Mägdchen mit mir speisen? Ich will itzo zum Agenor gehen, und dein Bestes reden.

Philinte.

Daran liegt mir nichts. Ich bitte dich nur, Julianen ihr Bestes zu reden. Ich will keine Unordnung in den Ehen stiften. Ich will die Männer nur in aller Stille . . .

Nikander.

Also lebe wohl, bis auf den Abend!

Zweyter Auftritt.

Philinte, Kathrine.

Philinte.

Ja, ja! auf den Abend! Es ist gut, daß ich nicht eifersüchtig bin. O, wenn manche Frau sich so verkleiden könnte, was würde sie nicht zu hören kriegen! Du kömmst gleich zu rechter Zeit, meine liebe Kathrine. Ich habe dir tausend schöne Neuigkeiten zu sagen.

Kathrine.

Und ich habe Ihnen tausend schreckliche Dinge zu erzählen.

Philinte.

Nun habe ich Hoffnung, daß ich mit meinem Manne noch glücklich ſeyn werde.

Kathrine.

Nun hat Juliane alle Hoffnung verloren, jemals eine glückliche Frau zu ſeyn; und ich habe die Hoffnung, zur Treppe hinunter geworfen zu werden.

Philinte.

Ich habe itzt Gelegenheit gehabt, meines Mannes innerſte Gedanken zu erforſchen.

Kathrine.

Ich habe meinen Herrn und meine Frau eben itzt belorcht.

Philinte.

Er iſt ſo verderbt nicht, als ich gedacht hätte.

Kathrine.

Mein Herr iſt eigenſinniger, als ſich jemand eingebildet hätte. Meine Frau verliert endlich alle Geduld, und ſie ſtreiten ſchon eine halbe Stunde, ohne ausgemacht zu haben, wer nachgeben ſoll.

Philinte.

Du haſt ja meine Frauenskleider in deiner Kammer. Komm dahin, und hilf mich anziehen. Ich will mich ihm in meiner eigenen Kleidung zeigen. Vielleicht fängt er von neuem an, mich zu lieben, ohne zu wiſſen, daß ich ſeine Frau bin. Vielleicht habe ich alsdann Gelegenheit, ihm zu zeigen, daß es kein ſchweres Joch iſt, eine Frau zu lieben. Der gröſte Grund der Liebe iſt die Uebereinſtimmung der Gedanken. Wenn er findet, daß ich recht nach ſeinem Sinne denke, wenn er Hochachtung genug für mich gefaßt hat: alsdann will ich es erſt wagen, und mich ihm zu erkennen geben. Komm! ich will mich gleich umkleiden.

Kathrine.

Gut! da werde ich Zeit haben, Ihnen meiner armen Frau ihr Schickſal weitlauftiger zu ſagen.

Philinte.

Ach, Kathrine! Ich bin ſo vergnügt über mein eigenes, daß ich faſt nichts gehört habe, was du mir geſagt haſt. Komm! wir wollen nachſinnen, wie ich meinen Mann, und Juliane den ihren wieder bekommen kann.

Kathrine.

Halt, Agenor kömmt. Gehen Sie, ich muß ihn hier aufhalten, damit er nicht etwan uns nachgehe.

Dritter Auftritt.

Agenor, Kathrine.

Agenor.

Wo iſt ſie? wo iſt ſie? die boshafte Creatur. Die Verrätherinn, wo iſt ſie?

Kathrine.

Ich höre ſchon aus den Ehrentiteln, daß die Rede von mir iſt. Hier bin ich.

Agenor.

Aus meinem Hauſe, du Undankbare, aus meinem Hauſe! Du ſollſt nicht einen Augenblick mehr hier ſeyn. Meine Frau ſoll nicht ein Wort mehr von deiner verfluchten Natterzunge hören. Trage deine Bosheit anderwärts. Suche anderswo Frauen, die du ihren Männern aufſätzig machen kannſt. Aus meinem Hauſe, fort!

Kathrine.

Wir ſind itzo hier allein. Sie werden doch nicht meinen, daß ich ſchon vergeſſen habe, was Sie mir vorhin ſagten;

ſagten; und da uns niemand höret, ſo weis ich nicht, warum Sie ſich die Mühe nehmen, unter uns beyden ſo viel Unwahrheiten zu ſagen. Sie dürften nur gerade heraus reden: Kathrine, du willſt mir nichts zu gefallen thun, du biſt eine unnütze Sache in meinem Hauſe; alſo geh!

Agenor.

Aus meinem Hauſe! ſage ich, oder du wirſt nicht auf den Füßen über die Schwelle kommen. Meine Frau muß ſehen, was es ihr hilft, Leute gegen mich in Schutz zu nehmen.

Vierter Auftritt.

Agenor, Kathrine, Rikander.

Rikander.

Um des Himmels willen, Agenor, laſſen Sie ſich nur die Zeit, zu ſich ſelber zu kommen! Wozu iſt denn das grauſame Lärmen nöthig? Sind Sie nicht Herr? Dürfen Sie nicht bloß reden?

Kathrine.

Kommen Sie meinem Herrn nur nicht zu Hülfe! Er iſt arg genug, ohne Sie.

Agenor.

Sie glaubens nicht, Rikander, was dieſe Creatur für Gift in ſich hat.

Kathrine.

Wenn Sie wüßten, Herr Rikander, was mein Herr für Eigenſinn, für Liſt und Bosheit in ſeinem Kopfe hat; Sie würden ſich darüber verwundern; wenn Sie gleich nicht viel beſſer ſind, als er.

Agenor.

Unterſtehſt du dich, Unverſchämte...

Nikander.

Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich.

Agenor.

Hören Sie nur an. Das unſchuldige Mägdchen...

Kathrine.

Wie unſchuldig ich bin, das kann niemand beſſer wiſſen, als Sie.

Agenor.

Biſt du, verfluchter Kettenhund, noch hier, und bellſt noch immer?

Kathrine.

Ey! ſchämen Sie ſich doch, Herr Agenor. Was doch der Zorn den allerwohlerzogenſten und ſcheinehrbarſten Leuten für niederträchtige Reden eingiebt, zumal wenn ſie wiſſen, daß ſie unrecht haben!

Nikander.

Kathrine! geh nur in deine Kammer, geh!

Kathrine.

Wollen Sie ihn aufhalten, mein Herr, daß er mir nicht nachkömmt!

Agenor.

Das unverſchämte Menſch!

Kathrine.

Halten Sie ihn auf, Herr Nikander, daß er nicht in meine Kammer kömmt! Sonſt könnte ein entſetzliches Unglück vergehen.

Nikander.

Was denn für eins.

Kathrine.

Ach! Sie wiſſen nicht, in wie vielerley Gefahr ich vor ihm bin.

Age-

Agenor.

Ich will wetten, wenn ich den Rücken aus dem Hauſe wende, ſo führet Sie den Philinte herein.

Katharine.

Das könnte ich auch wohl mit gutem Gewiſſen thun, wenn Sie zu Hauſe ſind.

Agenor.

Was ſageſt du?

Katharine.

Halten Sie ihn auf! Um des Himmels willen, halten Sie ihn auf!

Fünfter Auftritt.

Agenor, Nikander.

Nikander.

Aber im Ernſte, hat ſie ſo viel böſes gethan?

Agenor.

Es iſt freylich ſo arg nicht. Aber man muß bey Kleinigkeiten Lärmen machen, ſo fürchtet ſich meine Frau, was großes zu thun. Und kurz . . .

Nikander.

So laß es nun gut ſeyn! Du haſt nun Lärmen genug gemacht.

Agenor.

Soll ich es gut ſeyn laſſen? Sie iſt meiner Frau ſo ergeben.

Nikander.

Gieb ihr ein Paar Dukaten, ſo wird ſie dir ergeben ſeyn.

Agenor.

Nein, nein! das verdrießt mich eben daß die gottloſe Beſtie nicht eigennutzig iſt. Sie ſchaffet noch dazu mei-

ner

ner Frau Geld, und ich will nicht, daß meine Frau Geld haben soll.

Nikander.

Kein Geld? Du hast Unrecht. Ein Mann, der einer Frau ihre kleinen Ausgaben entzieht, setzet ihre Tugend auf einen sehr geringen Preis.

Agenor.

Und ich sollte das Mägdchen nicht aus dem Hause jagen! Nein! Eben weil meine Frau sie behalten will, so liegt meiner Ehre daran. Ich? ich sollte Unrecht haben?

Nikander.

Du kannst ein andermal dafür Recht behalten.

Agenor.

Nein! ich will allemal Recht behalten. Da kömmt sie. Nun sollst du sehen, wie ich meine Rechte zu behaupten weis.

Sechster Auftritt.

Agenor, Juliane, Nikander.

Agenor.

Madame, weil Sie Ihre Schuldigkeit nicht wissen wollen, so habe ich sie für Sie verrichtet, und Kathrinen aus dem Hause gehen heißen.

Juliane.

Wie, Agenor? in Nikanders Gegenwart! Ich bitte Sie.

Agenor.

Ja, ja, in seiner Gegenwart! und ich wollte es in Gegenwart der ganzen Welt sagen. Alle Welt würde finden, daß ich Recht habe.

Juliane.

Thun Sie, was Sie wollen, Agenor; aber ſagen Sie nur vor ihm nichts!

Agenor.

Eben vor ihm will ich es ſagen. Er ſoll urtheilen, wie gut Sie mit mir umgehen. Urtheilen Sie einmal, Nikander.

Nikander.

Mit vielem Vergnügen. Ich urtheile von nichts lieber, als von Eheſachen. Man ſollte dergleichen Sachen niemals in der Stille abthun. Es dienet zum Nutzen und zum Vergnügen der ganzen Welt, ſie zu wiſſen.

Agenor.

Verantworten Sie ſich doch, Madame. Verantworten Sie ſich! Ich will es Ihnen erlauben. Ich will von meinen Rechten ſo viel nachgeben. Reden Sie! Sehen Sie, Nikander; nicht ein Wort weis ſie zu antworten.

Juliane.

Was ſollte ich antworten? Bey allem Lärmen, das Sie ſchon ſeit einer Stunde machen, weis ich noch nicht, weſſen Sie mich beſchuldigen.

Agenor.

Sie wollten gern unſchuldig ſeyn, darum wollen Sie nichts wiſſen. Da ich Ihnen ſagte: Kathrine bringt Ihnen gewiß Geſchenke von Ihren Liebhabern unter meinem Namen, hätten Sie ſo ruhig ſeyn, und die Sache nicht weiter unterſuchen ſollen?

Juliane.

Aber da ich es unterſuchen wollte, haben Sie es ja verbothen.

Agenor.

Verbothen! Es iſt wahr, ich verboth Ihnen, die Sache zu unterſuchen. Aber ich verboth Ihnen nicht, Kathrinen ohne Unterſuchung den Abſchied zu geben. — Wozu

war

war die Unterſuchung auch nöthig? Ich ſagte es. — Sollten Sie es nicht auf mein Wort für wahr halten? Was antworten Sie darauf?

Juliane.

Nichts.

Agenor.

Sie können nichts antworten. Nikander, habe ich nicht Recht?

Juliane.

Ich könnte Ihnen antworten. Aber ich will Sie nicht beſchämen.

Agenor.

O! beſchämen Sie mich. Ein Mann, wie ich, iſt ſo leicht nicht zu beſchämen. Beſchämen Sie mich, wenn Sie können!

Juliane.

Ich bitte Sie, zwingen Sie mich nicht, etwas zu ſagen, das ich lieber gern nicht wiſſen wollte.

Nikander.

Vielleicht die Untreu eines Mannes?

Juliane.

Am wenigſten aber hätte ich gern wiſſen wollen, was für eine Freude Sie darüber haben, mich Ihre Herrſchaft recht fühlen zu laſſen, und wie Sie . . .

Agenor.

Was wollen Sie damit ſagen? Was hat Ihnen Kathrine für Mährchen erzählt? — Und ich ſollte Sie einen Augenblick länger leiden!

Nikander.

Bleiben Sie doch hier, Agenor.

Juliane.

Bleiben Sie hier! Man möchte ſonſt glauben, Sie wollten meine Verantwortung nicht hören.

Agenor.

Nein! laſſen Sie mich, Nikander.

Juliane.

Wenn Sie ſich an der Perſon rächen wollen, die mir das geſagt hat, ſo müſſen Sie ſie ganz anderswo ſuchen.

Agenor.

Es mag ſeyn, wer es will. Die Perſon iſt ein Lügner, ein Verräther, ein Friedensſtörer. Wer iſt es? ſagen Sie es! Ich wäre fähig, denjenigen zu ermorden ...

Juliane.

Sie ſind es ſelbſt.

Agenor

Ich?

Juliane.

Erinnern Sie ſich noch, was Sie vorhin in dieſem Zimmer geſagt haben. Ich habe alles gehöret.

Agenor.

So, Madame! So nehmen Sie ſich die Mühe, mich zu behorchen?

Juliane.

Das Geſchenk, das mir Kathrine von meinen Liebhabern überbracht haben ſollte ...

Agenor.

Ich bitte Sie, ſchweigen Sie ſtill.

Juliane.

Ich ſollte mich ja verantworten! Die Urſache, warum Sie Kathrinen aus dem Hauſe jagen wollen ..

Agenor.

Wollen Sie unſere nichtswürdigen Streitigkeiten vor andern Leuten erzählen?

Juliane.

Sie wollen Sie ja vor der ganzen Welt hören laſſen. Die Aufſicht, der Sie mich untergeben wollen ...

Agenor.

Ich will von der ganzen Sache nicht weiter geſprochen haben.

Nikander.

Du weißt ja, ich bin dein Freund. Vor mir kann sie alles sagen.

Agenor.

Dir die Sache kurz zu sagen: Meine Frau hat mich mit ihrem Kammermägdchen in Verdacht; deswegen macht sie so viel Beschrey.

Juliane.

So? Sie kleiden die Sache anders ein; und ich werde noch die Schuld haben müssen.

Agenor.

Und damit Sie sehn, wie sehr ich den Frieden liebe, und wie gern ich ihr die geringste Ursache zu klagen benehme; so ist es am besten, Kathrinen fortzuschaffen. Findest du das nicht billig, Nikander?

Juliane.

Ich habe mein Kammermägdchen gar nicht in Verdacht, und ich bitte Sie ...

Agenor.

Ich bitte Sie, machen Sie mir darüber kein Compliment. Wenn Sie sie auch behalten wollten, so soll sie nicht da bleiben. Nein! sie soll Ihnen keinen Verdruß weiter verursachen. Nikander findet es billig. Geben Sie sich zufrieden. Ich will selber gehen, und Ihnen eine Person suchen, die ich kenne, und die Ihnen gewiß nicht die geringste Ursache zur Eifersucht geben soll.

Juliane.

Nein! lassen Sie mir doch ...

Agenor.

Bleib unterdessen bey ihr, Nikander. Stelle sie zufrieden, ins Ohr, und gieb Achtung, daß sie nicht unterdessen neue Anschläge mit Kathrinen und Philinten machet.

Ich

Nikander.

Warten Sie doch, Agenor, und laſſen Sie ſich Zeit zur Ueberlegung.

Agenor.

Es iſt ſchon überlegt; denn es iſt ſchon beſchloſſen. Ich kenne eine Perſon, die ſich in allen Stücken für ſie ſchicket, und die ſo klug iſt, daß ſie ihr guten Rath geben kann.

Juliane.

An einer Bedienten iſt das eine gute Eigenſchaft zuviel, die ich gar nicht verlange.

Agenor.

Ich habe genug geſagt. Leben Sie wohl.

Nikander.

Bleiben Sie doch, Agenor; Sie haben gewiß Unrecht.

Agenor.

Ich habe Unrecht? Ja, ich habe Unrecht! Aber ich will es ſo haben.

Nikander.

Ich ſollte ja von der Sache urtheilen.

Agenor.

Wenn dein Urtheil nicht beſſer iſt, ſo kannſt du es bey dir behalten.

Nikander.

Du ſollſt wahrhaftig nicht ſo weggehen.

Agenor.

Ich weis nicht, wie du dich ſo verändert haſt. Du muſt deinen Verſtand verpachtet haben, weil du mir nicht Beyfall giebſt. Mache, wenn du mein Freund biſt, daß mir Juliane gehorchet.

Siebenter Auftritt.

Juliane, Nikander.

Juliane.

Nein! sagen Sie mir nur nichts! Ich habe genug gehört, wie schlecht alle meine Zärtlichkeit angewandt ist. Es ist gut, weil sie nicht erkannt wird, so will ich mich davon los machen. Ich will Eigensinn mit Eigensinne vertreiben. Mein Mann soll finden, daß ich auch einen Willen habe.

Nikander.

Warum sagten Sie ihm das nicht itzo, Madame? Befehlen Sie, daß ich ihn wieder zurück rufe?

Juliane.

Weil man sieht, daß Kathrine mir getreu ist, daß ich Vertrauen zu ihr habe; so will man mir sie nehmen. Ich soll ganz verlassen seyn, damit man mich recht quälen könne. Aber ich will sehen, wer mich zwingen soll. Ich will sie meinem Manne zum Trotze behalten.

Nikander.

Sie haben recht. Aber warum redeten Sie vorhin so verzagt?

Juliane.

Verzagt? Verzagt? Ich wollte nur abwarten, wie weit seine Tyrannen gehen würde. Ist das nicht grausam? Indem ich ihn überführe, daß er ungetreu ist, daß er mich beleidigt hat, daß er aus Vorsatz übel mit mir umgeht; so kehret er das alles selber um, und misbrauchet es, um dadurch zu seinem Zwecke zu kommen.

Nikander.

Das ist gewiß das allerunanständigste ..

Ju-

Juliane.

Sagen Sie nichts. Ich kenne Sie zu wohl. Ich weis, wie gern Sie meinen Mann und mich verhetzet ſähen; Aber Sie kennen ſicher ihm alles erzählen, was ich ſage. Sie können mit gutem Gewiſſen noch mehr dazu ſetzen. Denn Sie können nicht zuviel ſagen, wie erbittert ich gegen ſein unanſtändiges Bezeigen bin.

Nikander.

Glauben Sie doch, Madame. Ich bin gar nicht mehr derjenige, für den Sie mich halten. Es iſt wahr, vor einer Stunde hätte ich allen möglichen Vortheil aus dieſer Zwiſtigkeit zu ziehen geſucht. Aber nun . . .

Achter Auftritt.

Kathrine, Juliane, Nikander.

Juliane.

Seyd Ihr noch hier, Kathrine?

Nikander.

Kathrine, deine Frau will dich in Schutz nehmen. Sie will dich ihrem Manne zum Trotze behalten.

Juliane.

Ach nein! was werde ich ihm können? Er wird alles nur ärger machen.

Nikander.

Haben Sie die edlen Entſchließungen ſchon vergeſſen, die Sie den Augenblick faßten?

Juliane.

Wenn Agenor durch meine Zärtlichkeit nicht zu erweichen iſt, ſo wird mein Trotz ihn noch mehr verhärten.

Nikander

Alſo ergeben Sie ſich nur in Ihr Schickſal! Ihr Mann wird Sie ſchon wieder mit einer Perſon verſöhnen,

die Ihnen noch dazu manchen guten Rath geben wird. Denken Sie, was für eine weise Aufseherinn er Ihnen zugedacht hat, und ob es der Mühe werth ist, Kathrinen dafür zu behalten?

Juliane.

Ich bitte Euch, Kathrine, sehet, wie Ihr es macht, daß Ihr mich nicht verlassen dürfet.

Nikander.

Wenn ja Ihr Mann von seinem Vorsatze nicht ablassen will; könnte man Ihnen nicht ein andres Mägdchen geben, das Kathrinen an Treue nichts nachgäbe? Wollen Sie mir erlauben, mich mit Kathrinen darüber zu berathschlagen?

Juliane.

Thun Sie, was Sie wollen, ich bin zu nichts geschickt.

Nikander.

Komm hieher, Kathrine. Könnte man nicht deinen guten Freund, Philinte, in eine Frauensperson verkleiden, und zu Ihrem Kammermägdchen machen? Er hat ein so hübsches Gesichtchen, daß ich glaubte, der größte Kenner sollte ihn unter dem Frauenzimmer verlieren.

Kathrine.

Was? was? was? — Sind Sie närrisch? — Ach wenn Sie gehört hätten, gnädige Frau, was der gottlose Mensch für Anschläge giebt! Pfuy! gehen Sie mit Ihrem guten Rathe.

Nikander.

Nun! nun! verstelle dich nur nicht, Kathrine. Ich merke bald, daß ich es getroffen habe, weil du dich so ungebärdig stellest.

Kathrine.

Vor allen Dingen, Herr Nikander! Darf ich Sie bitten, das Bißchen Aufrichtigkeit, das Sie etwa noch in Ihrem ganzen Leibe haben, zuſammen zu nehmen, und mir zu ſagen, ob Sie von unſern Freunden, oder meines Herrn ſein Spion ſind?

Nikander.

Ich kann verſichern, ich bin ſo ſehr Philintens ſein Freund, daß ich für ihn, für deine Frau, für dich, und für alles, was er liebet, ins Feuer gehen wollte.

Kathrine.

Können Sie das wohl ... Ja ſo, Leute, wie Sie, machen ſich nichts aus dem Schwören. Wie ſoll ich es nun anfangen, daß ich Ihnen trauen kann?

Nikander.

Du ſollſt mir auf mein Wort glauben.

Kathrine.

Ich bitte Sie, nur uns weiter keinen Schaden zu thun. Hülfe wird man von Ihnen nicht erwarten können. — Sorgen Sie nichts, gnädige Frau. Machen Sie ſich meinetwegen gar keine Ungelegenheit. Sagen Sie lieber, daß Ihnen nichts an mir liegt. Ich will ſehen, ob ich meiner wenigen Perſon allein durchhelfen kann. Und wenn ich zu einem Fenſter hinausgeworfen werde, ſo giebt es zur Noth ein anderes, durch das ich wieder herein kommen kann.

Nikander.

Das heißt ein Mägdchen, das Herz hat!

Kathrine.

Bey einem Haare hätte ich es vergeſſen, daß hier ein fremdes Frauenzimmer iſt, das Ihnen einen Beſuch ge-

ben will. Sie iſt Philintens ſeine Schweſter, und erſt angekommen.

Juliane.

Wie ſoll ich itzo Beſuch annehmen?

Nikander.

Augenblicklich ſind Sie dazu nicht im Stande, gnädige Frau. Befehlen Sie, daß ich ſie unterdeſſen unterhalte?

Kathrine.

Thun Sie es nur! Thun Sie es! Sie iſt im Zimmer hier darneben. Ich will es Ihnen ſagen, wenn Sie ſie hereinführen ſollen. Kommen Sie, gnädige Frau. Suchen Sie ſich unterdeſſen zu erholen, ſo gut Sie können.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nikander, Philute in Frauenzimmerkleidern, oder **Hilaria**, die ſich für Philutens Schweſter ausgiebt.

Nikander.

Bedenken Sie, Madame, wie gefährlich es für mich iſt, daß Sie bey ſo vieler Schönheit und bey ſo vielem Verſtande auch noch ſo viele Uebereinſtimmung in unſern Meynungen ſehen laſſen.

Hilaria.

Es iſt eine Probe, daß meine Meynungen richtig ſind, weil ſie mit den Ihrigen übercin treffen.

Nikander.

So iſt es möglich, Madame? Sind Sie das einzige Frauenzimmer, das da glaubet, man müſſe die Liebe mit der Freyheit verbinden?

Hilaria.

Ich glaube, daß keine andere Liebe ſeyn ſollte, und daß wenigſtens keine andere glückliche Liebe ſeyn kann, als die ohne Zwang iſt.

Nikander.

Aber eine Perſon, die einmal angefangen hat, Sie zu lieben . . .

Hilaria.

Sie hat die Freyheit, wieder aufzuhören, wenn ich aufhöre, ihr zu gefallen.

Nikander.

Sie dürfen zwar das nicht fürchten. Aber geſetzt, ein Menſch wäre von ſo übelm Geſchmacke, daß er aufhören könnte, Sie zu lieben: Sollte nicht ſeine Schuldigkeit . . .

Hilaria.

Was für Schuldigkeit? Die Liebe kann niemals eine Schuldigkeit ſeyn. Man kann nichts lieben, als was man angenehm findet. Wie kann man einer Perſon die Schuldigkeit auflegen, etwas angenehm zu finden? Kann man denn jemanden befehlen, etwas weiß oder ſüße zu finden, wenn es auch die Wahrheit wäre? Wer den Gebrauch ſeiner Sinnen hat, der wird ſchon ſehen oder ſchmecken, was weiß oder ſüße iſt: Und wer den verloren hat, dem kann keine Schuldigkeit und kein Befehl ſeine Sinnen wiedergeben.

Nikander.

Wie ſchön reden Sie, Madame! Aber geſetzt, daß Sie einen Mann hätten, und . . .

Hilaria.

Ich habe einen gehabt, und alles, was ich beklage, iſt, daß ich ihn eher verloren habe, ehe ich ihm meine Gedanken recht habe entdecken können.

Nikander.

Und Sie hätten ihm das alles ſagen wollen, ohne zu fürchten, daß er es misbrauchte?

Hilaria.

Ich hätte gar nicht von ihm verlangt, mich zu lieben. Hätte ich ihm zeigen können, daß ich es verdiente, ſo würde er mich auch wider ſeinen eigenen Vorſatz haben lieben müſſen.

Nikander.

Aber wenn er das gleichwohl nicht gethan hätte?

Hilaria.

Warum hätte ich ihn dazu zwingen ſollen? Ich hätte ihn beklagt, daß er zu einem beſtändigen Umgange mit einer Perſon verbunden wäre, für die er nicht gemacht zu ſeyn glaubte. Er hätte in allem ſeine Freyheit haben ſollen. Ich hätte ihn ſo wenig als möglich fühlen laſſen, daß er verheurathet wäre.

Nikander.

Wie edel und großmüthig iſt das gedacht! Ach warum iſt es mir doch nicht erlaubt, Sie zu lieben!

Hilaria.

Das iſt Ihnen erlaubt, wenn Sie nur nicht verlangen, daß ich Sie wieder lieben ſoll.

Nikander.

Ich verſpreche aber, Sie ewig zu lieben.

Hilaria.

Das verſprechen Sie mir! Wo iſt nun alle Ihre Klugheit? Können Sie denn was verſprechen, das nicht in Ihrer Gewalt ſteht? Können Sie mir verſprechen, daß ich immer angenehm und liebenswürdig ſeyn ſoll? Können Sie ſich denn verſprechen, mich immer mit denſelben Augen anzuſehen? Wie? wenn Sie nun nach einiger Zeit klüger würden, und Unvollkommenheiten an mir ſähen, die Sie itzo nicht ſehen, und die gleichwohl ſtark genug wären, Ihre Liebe zu hindern?

Nikander.

Aber ich hoffe, Sie ewig zu lieben.

Hilaria.

Das iſt was anders. Man kann verſprechen, einer Perſon das Leben ſo leicht, als möglich, zu machen, ihr alle Gefälligkeit zu erweiſen, und ihr mit aller äußerlichen Hochachtung zu begegnen. Aber eine Perſon ewig zu lie-

ben, das kann man mit allen Schwüren von der Welt nicht versprechen.

Nikander.

Fangen Sie wenigstens nur an, mich zu lieben, Madame!

Hilaria.

Ey? ich rede nur überhaupt, und gar nicht von Ihnen; und Sie fangen gleich an, von mir persönlich zu sprechen.

Nikander.

Ja persönlich, Madame! und zwar so persönlich, daß ich noch mit keiner Person in der Welt mit der Empfindung geredet habe, wie ich mit Ihnen rede.

Hilaria.

Wie wollen Sie aber verlangen, daß ich Sie wieder lieben soll? Sie wissen ja noch nicht, ob ich Sie lieben kann? und ich weis es selber noch nicht.

Nikander.

Sie wissen es nicht? O Madame! Sie zweifeln; ich bin glücklich!

Hilaria.

Stille! stille! Sie sind noch nicht glücklich. Denn ich zweifle, ob Sie mich so lange lieben werden, daß es die Mühe verlohnet, Sie wieder zu lieben.

Nikander.

Versuchen Sie es nur. Sie können ja Ihre Liebe wieder zurück nehmen, wenn ich Sie nicht verdiene. Geben Sie mir nur Gelegenheit, sie zu verdienen! Erlauben Sie mir wenigstens, Sie noch heute wieder zu sehen.

Hilaria.

Das ist auch alles, was ich Ihnen versprechen kann.

Nikan-

Tikander.

Aber wie ſoll ich das Glück haben, Sie wieder zu finden? Zumahl wird man bald erſcheinen, und ſo wird die glücklichſte Unterredung unterbrochen ſeyn, die ich in meinem Leben jemals gehabt habe.

Hilaria.

Holen Sie mich in einer halben Stunde hier ab. Darf ich Sie unterdeſſen bitten, meinen Bruder aufzuſuchen?

Tikander.

Wie? Sie wollen ſich nicht mir allein anvertrauen?

Hilaria.

Ich habe ihm was nöthiges zu ſagen.

Tikander.

Haben Sie was zu befehlen, ſo bin ich der nächſte dazu, dem Sie es auftragen können. Es wird niemand Ihre Befehle mit größerm Vergnügen verrichten.

Hilaria.

Nun gut! Sie möchten meinen Bruder nicht finden; Sie möchten es übel nehmen, daß ich Ihnen ſo wenig Vertrauen bezeuge. Wollen Sie bey dem Kaufmanne, der hier am nächſten wohnet, einige verſiegelte Briefſchaften abholen, die ich nicht gern in unſichere Hände kommen ließe? Zeigen Sie ihm nur das Petſchaft.

Tikander.

Ich eile, Ihren Befehl zu erfüllen. Leben Sie wohl, und denken Sie unterdeſſen darauf, mich zu lieben. Er geht ab.

Hilaria.

Ja, er liebet mich wieder! Ich will es wagen. Es iſt mir unmöglich, mich länger zu verſtellen. Meine Briefſchaften ſollen ihm entdecken, wer ich bin. — Aber wie

wird

wird es ablaufen? — Wird ſeine Liebe auch wohl wieder aufhören, wenn er merket, daß er ſie gegen ſeine eigene Frau gewendet hat? Mein Herz zittert ſchon zum voraus. Juliane kömmt. Ach wenn ſie doch ihrem Glücke eben ſo nahe wäre, als ich!

Zweyter Auftritt.

Hilaria, Juliane.

Juliane.

Wie, Madame? Philinte hat eine Schweſter, und hat mir es niemals geſagt!

Hilaria.

Er ſaget es Ihnen aber itzo, Madame.

Juliane.

Wie ſo?

Hilaria.

Ich ſehe es ſchon, Madame, Sie gehören zu den gutherzigen Seelen, die mit vieler Zärtlichkeit von einer Perſon auf ewig Abſchied nehmen, und in einer halben Stunde ſie ſchon vergeſſen haben.

Juliane.

Von einer Perſon, die ich niemals zuvor geſehen habe . . .

Hilaria.

Mich niemals zuvor geſehen! Erkennen Sie denn Ihren Philinte nicht?

Juliane.

Philinte! o Himmel! Philinte! Was fangen Sie an? Wer hatte Sie ſo nicht verkennen ſollen? Aber was wollen Sie? Was ſoll dieſe Verkleidung?

Hila-

Hilaria.

Sie verbiethen mir den Zutritt, Madame, und ich ſollte nicht Mittel finden, allen neugierigen Augen zu Troße, und wider Ihren eigenen Willen bis zu Ihnen zu kommen!

Juliane.

Was ſuchen Sie denn bey mir? Ich kann Sie nicht lieben, das wiſſen Sie.

Hilaria.

Aber ich kann Sie nicht meiden, das wiſſen Sie auch. Ich muß Sie ſehen, und wenn es mein Leben koſten ſollte. Ich kann nicht ruhig ſeyn, bis ich Ihnen wider einen hochmüthigen Mann Hülfe geſchafft habe, und ſollte es mein eigenes Verderben ſeyn.

Juliane.

Machen Sie nur nicht durch Ihren ohnmächtigen Beyſtand mich noch unglücklicher. Muß es ſeyn, daß Sie mich ſehen; kommen Sie lieber in Ihrer eigenen Kleidung! Ich will mich lieber den Verweiſen eines Mannes ausſetzen, als mir ſelber etwas vorzuwerfen haben. Bedenken Sie, wenn jemand erführe, daß eine Mannsperſon in Frauenskleidern . . . Himmel! was fange ich an? Ich höre meinen Mann kommen. Da ſehen Sie, was Sie geſtiftet haben.

Hilaria.

Faſſen Sie Muth! Werden Sie nur nicht ſchüchtern. Ich will meine Verkleidung ſchon bis zu Ende ausführen.

Dritter Auftritt.

Hilaria, Agenor, Juliane.

Hilaria.

Bemühen Sie ſich nicht, Madame. Ich bitte, bemühen Sie ſich nicht! Sie ſollen mich gewiß nicht begleiten. Sie ſind nicht wohl. Sie ſollen meinetwegen nicht einmal vom Stuhle aufſtehen.

Julia-

Juliane.

Erlauben Sie . . .

Hilaria.

Nein! ich kann es nicht erlauben, lieber will ich nicht von der Stelle gehen.

Juliane.

Hier iſt mein Mann. Er wird Ihnen die Hand geben.

Hilaria.

Iſt das Ihr Herr Gemahl. Der Himmel behüte ihn. Es erfreuet mich, daß ich die Ehre habe, ihn zu ſehen. Die ganze Stadt ſaget ſo viel Gutes von ihm; der Himmel behüte ihn! daß ich wünſchen will, daß nur die Hälfte wahr ſeyn mag.

Agenor.

Ihre Hand, Madame!

Hilaria.

Meine Hand! Behüte der Himmel! was wollen Sie mit meiner Hand machen?

Agenor.

Ich will die Ehre haben, Sie die Treppe hinunter zu führen.

Hilaria.

Behüte der Himmel! ich brauche keinen Führer. Ich bin groß genug. Ich kann allein gehen.

Agenor.

Aber . . .

Hilaria.

Aber es wird nicht geſchehen. Ich laſſe mich nicht anrühren. Ich habe meine Hand noch keiner Mannsperſon gegeben. Wer wollte das thun?

Age-

Agenor.

Weil Sie ſo befehlen: ſo werden Sie mich entſchuldigen. Aber meine Frau . . .

Helena.

Wenn ja eins ſeyn muß: ſo will ich viel lieber, daß Ihre Frau Gemahlinn mich begleiten ſoll.

Agenor.

Nun! gut denn! ſo begleiten Sie ſie! für ſich. je eher je lieber.

Vierter Auftritt.

Kathrine, Agenor.

Kathrine, ſtecket den Kopf hervor.

Herr! darf ich . . .

Agenor.

Was willſt du?

Kathrine.

Ach, Herr Agenor! darf ich nicht näher kommen?

Agenor.

Biſt du, Schlange, noch in meinem Hauſe?

Kathrine.

Ja, wie Sie ſehen.

Agenor.

Und unterſtehſt dich noch, vor meine Augen zu kommen?

Kathrine.

Das macht, weil ich Ihre Augen ſo gern ſehe.

Agenor.

Ich glaube, du haſt mich noch zum beſten.

Kathrine.

Nein, Herr Agenor, ich weis gar zu wohl, daß mit Ihnen nicht zu spaßen ist. Lassen Sie sich doch einen Fußfall thun. Ich bekenne, daß ich eine Narrinn, eine Rasende, kurz, daß ich alles bin, was Sie mich vorhin nennten, bloß weil ich mein Glück nicht eher bedacht habe. Aber erlauben Sie mir nur, Abschied von Ihnen zu nehmen, und Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich gar zu ehrlich gewesen bin; ich will es nicht mehr thun.

Agenor.

Wenn du vorhin deine Hartnäckigkeit ersparet hättest, so könntest du nun auch dein Bitten ersparen.

Kathrine.

Was soll man aber machen, Herr Agenor? Sie wissen ja selber wohl, daß ein ehrlich Mägdchen mit dem Wohlstande geplagt ist, und sich erstlich eine Weile wehren muß. Ach wie übel sind doch wir armen Mägdchen daran! Wenn man augenblicklich Ja saget, so macht man sich verächtlich; und wenn man sich zu lange weigert, so giebt es Leute, die uns unrecht verstehen, und nicht warten wollen, bis wir uns ausgeweigert haben. Ich weis doch am besten, Herr Agenor, ob ich es meiner Tugend oder Ihrer Ungeduld zu danken habe, daß ich so über Hals und Kopf ins Elend wandern muß.

Agenor.

Wenn ich dir auch glauben wollte, Kathrine, so ist es nun zu spät. Es ist geschehen. Ich kann nichts weiter für dich thun.

Kathrine.

Ich verlange auch nichts weiter, als die Erlaubniß, nur noch den Abend hier zu bleiben, und Ihnen einen recht guten Dienst zu thun. Ich kann Sie unmöglich unversöhnt zurück lassen. Ich will Ihnen erst eine Probe geben,

daß

daß ich gar nicht auf Ihrer Frau Gemahlinn Seite bin. Hernach können Sie mich gern wegjagen. Vielleicht wird Sie hernach mein Abſchied dauern; und wenn ich Ihnen zu gefallen eine Schelmerey begangen habe, ſo ſollen Sie mir noch nachſagen: Katherine war ein ehrlich Mägdchen.

Agenor.

Nun gut! ich will es erwarten. Steh auf, meine Frau kommt.

Fünfter Auftritt.

Agenor, Juliane, Katherine, Agathe.

Agenor.

Kommt herein, Frau Agathe! Hier, meine Frau, will ich Ihnen eine Perſon zeigen, auf die ich ſehr viel Vertrauen ſetze.

Juliane.

Sie ſind Herr über Ihr Vertrauen, wenn Sie nur nicht verlangen, daß das meinige allemal mit dem Ihrigen zugleich gehen ſoll.

Agenor.

Das kann ich doch mit vielem Rechte verlangen. Denn das iſt eine Perſon, die ich ausgeſucht habe, Ihnen inskünftige Geſellſchaft zu leiſten.

Juliane.

Ich bin lieber in meiner eigenen, als in unangenehmer Leute Geſellſchaft.

Agenor.

Es iſt die Frau Agathe, eine Frau, die ich vollkommen kenne, zwar von geringem Stande, aber von ſehr großer Erfahrung.

Kathrine.

Wie? ist das Madame Agathe? So habe ich die Ehre, Sie vor meinem Ende noch kennen zu lernen! Erlauben Sie, Madame Agathe, daß ich Ihnen die Hand küsse, bloß aus Hochachtung für Ihre so sauer erworbene Erfahrung. — Das ist also, gnädige Frau, die berühmte Madame Agathe, von der Sie oft gehöret haben werden.

Agathe.

Was hat man denn von mir gehöret, meine Tochter?

Kathrine.

Das können Sie leichtlich schließen, Madame, wenn Sie bedenken, daß die Tugend allezeit gelästert wird.

Agenor.

In der That, Madame, ich kann Bürge seyn, daß sie eine überaus kluge Frau ist. Eine gute Rathgeberinn ist ein großer Schatz für eine junge Frau, wie Sie, die die Welt nicht kennet. Und Madame Agathe kennet die Welt.

Kathrine.

Mehr als zu sehr!

Agenor.

Kurz, Sie werden meinen Absichten gemäß handeln, wenn Sie ihrem Rathe in allen Stücken folgen, und ihre Gesellschaft liebgewinnen.

Agathe.

Ja, gnädige Frau! ich bin die erste Frau in der Welt, um Gesellschaft zu leisten. Ich bin ganz unermüdet im Gesellschaftleisten, und ich getraue mich zu sagen, daß ich statt aller Gesellschaft dienen kann.

Kathrine.

Wenn man der Madame Agathe ihre Erfahrung nicht kennte, so sähe man sie daraus, weil sie alles so fein zu

sagen

ſagen weis. Madame Agathe hat Verſtand wie ein Engel.

Agenor.

Kathrine redet nicht unrecht. Sie werden es finden, Madame, wenn Sie ſie weiter ſprechen, und ich verlaſſe Sie, damit Sie ſich mit groſſer Freyheit beſprechen können.

Sechſter Auftritt.

Juliane, Agathe, Kathrine.

Juliane.

Ach! ach!

Agathe.

Darf ich fragen, gnädige Frau, nach wem Ihre Seufzer gehen?

Juliane.

Wer giebt Euch das Recht, mich anzureden, und mir ſo unverſchamte Fragen zu thun?

Agathe.

Sie werden ohne Zweifel die Perſon kennen, die mir das Recht gegeben hat.

Juliane.

Ich ſage Euch, daß ich Euch nicht ſehen will.

Agathe.

Sie werden es noch nicht wiſſen, Madame, und man kann es Ihnen nicht zumuthen; Sie haben ſich in der Welt die Zeit noch nicht gelaſſen, darauf Achtung zu geben. Man pflegt ſonſt in jenem Hauſe ſich nicht eher niederzuſetzen, bis man andere ehrbare Leute zum Sitzen genöthiget hat. Sie ſetzet ſich nieder.

Kathrine.

O! diese Frau weis zu leben! Ich wollte mich gern auch setzen. Es verdrießt mich nur, daß hier kein Canapee ist.

Agathe.

Höret, meine Tochter, wer giebt Euch die Freyheit, zu reden? Ihr dürfet darüber gar nicht spotten, daß ich über meine Ehre halte.

Kathrine.

Da hat Sie Recht. Die Leute müssen am meisten über ihre Ehre halten, die am wenigsten davon zu verlieren übrig haben.

Agathe.

Gnädige Frau, es verräth eine Herrschaft von schlechtem Verstande, wenn die Bedienten die Freyheit haben, mitzusprechen.

Juliane.

Laßt sie nur sprechen. Sie ist geschickter, Euch Gesellschaft zu leisten, als ich bin.

Agathe.

Ich frage Sie im Namen Ihres Herrn Gemahls, ob Sie ihr nicht ein Stillschweigen auflegen wollen?

Juliane.

Kathrine, schaffet mir sie vom Halse!

Agathe.

Bemühen Sie sich nicht, Madame! ich werde hier bleiben.

Kathrine.

Meine gute Frau, Sie ist hier im Hause noch nicht bekannt. — Will Sie mit mir kommen? Ich will es

Ihr

Ihr zeigen. Sie wird insonderheit die Treppe und die Hausthüre merkwürdig finden.

Agathe.

Zu Ihrer Strafe, gnädige Frau, verdienten Sie, daß ich Sie verließe.

Kathrine.

O! seyn Sie so gütig, Frau Agathe, bestrafen Sie uns!

Agathe.

Gut! ich gehorche Ihnen, Madame. Ich gehe gerade aus Ihrem Hause. Glauben Sie nicht, daß ich mich bey Ihrem Herrn Gemahl beklagen werde. Aber wundern Sie sich nicht, wenn Sie sich seinen Unwillen zuziehen. Vielleicht wird man mich hier bald wieder im Triumphe einholen.

Siebenter Auftritt.

Juliane, Kathrine.

Juliane.

Nein! das übersteigt meine Geduld. Ist das alles, was man davon trägt, eine Person zu lieben? Ein Mensch stellet sich von uns eingenommen, er suchet, sich gefällig zu machen, er seufzt, er bittet; man glaubet ihm endlich, man liebet ihn, man ergiebt sich ihm, man heurathet ihn; und wenn man die Früchte seiner Liebe zu sehen hoffet, so ist dieses die Erfüllung seiner Versprechungen! Ich habe meinen Mann aus Liebe geheurathet, und ich fühle, daß ich ihn noch liebe. Ohne Liebe wäre mir das unmöglich auszustehen. Und ich weis nicht, was eine Frau thun würde, die ohne Liebe geheurathet hätte, und alles das ausstehen sollte.

Kathrine.

Wenn Philinte hier wäre, so könnte er Ihnen vielleicht sagen, was eine solche Frau thun würde.

Juliane.

Redet mir nicht für ihn! Er redet schon allzusehr für sich selber. — Was sage ich? O! wenn mein Mann einen Theil von seinem Gemüthe hätte! — Ach! es ist wahr! Es ist eine Pflicht, einen Ehemann zu lieben. — Aber haben die Männer denn keine Pflichten? Haben sie denn bloß ihren Willen, und wir allein unsere Schuldigkeit zum Gesetze? Himmel! da ist Philinte!

Kathrine.

Ja! wenn man von der Versuchung redet, so ist immer der Teufel nicht weit. Das ist gut . . . zu Philinten. Man kommt es darauf an, ob meiner Frau zu trauen ist, oder nicht.

Philinte, Kathrinen ins Ohr.

Nun wollen wir unser Vorhaben ausführen. Thu nun, Kathrine, was wir verabredet haben; führe ihren Mann her.

Achter Auftritt.

Philinte, in Mannskleidern, Juliane.

Philinte.

Was für eine Furie war es, Madame, die mir auf der Treppe begegnete.

Juliane.

Es war eine Furie, die mein Mann recht ausgesucht hatte, mich zu quälen. Ich habe es zugelassen, daß Kathrine

ehrine ſie aus meinem Zimmer geſchafft hat, und ich zittre, wenn ich denke, wie mein Mann wüthen wird, wenn er es erfährt.

Philinte.

Um des Himmels willen, Madame, machen Sie ſich nicht länger zum Opfer ſeiner Grauſamkeit!

Juliane.

Verfolgen Sie mich nicht mehr mit Ihren Vorſtellungen. Ich habe ſie ſchon beantwortet. Was für Vergnügen haben Sie denn davon, eine Frau zu quälen, die ihre Martern faſt aller Vernunft berauben?

Philinte.

Ich liebe Sie, nicht um meines Vergnügens, ſondern um Ihrer eigenen Ruhe willen.

Juliane.

Was für Ruhe? Was für Ruhe können Sie mir ſchaffen? Hören Sie auf. Ihre Liebe bringt meine Unruhe vollends aufs äuſſerſte. So wenig ich mir vorzuwerfen habe, ſo bin ich in Angſt, daß man ſie entdecken mochte. Wie würde mich nicht mein Mann bloß darüber verfolgen, weil Sie mich lieben!

Philinte.

Können Sie denn durch meine Liebe unglücklicher werden, als Sie ſind? Sie haben ſich nichts vorzuwerfen, und müſſen doch zittern; und ich zittre an Ihrer Statt, ſo lange Sie in der Gewalt Ihres Mannes ſind, und ſo lange ich Sie in Gefahr vor allen den Unmenſchlichkeiten ſehe, die ein Tyrann in ſeinem Hauſe begehen kann.

Juliane.

Malen Sie mir das nur nicht vor Augen. Ich weis es ſchon ohne das. Wer weis, was mir noch dieſen

Abend begegnen kann, da ich die ſchändliche Aufſeherinn vertrieben habe, die er mir aufdringen wollte.

Philinte.

Und Sie wollen das alles erwarten?

Juliane.

Was muß ich nicht erwarten? ach! was kann ich anfangen?

Philinte.

Ich kann nicht von Ihnen gehen, bis Sie in Sicherheit ſind.

Juliane.

Wie ſoll ich die finden?

Philinte.

Vertrauen Sie ſich mir. Ich will Sie in Sicherheit bringen.

Juliane.

Dürfen Sie mir einen ſolchen Vorſchlag thun? Ich hätte geglaubt, daß Ihnen meine Ehre lieber wäre.

Philinte.

Dafür habe ich ſchon geſorgt. Ich habe eine Freundinn, zu der ich Sie bringen will.

Juliane.

Wie? Sie lieben mich? und ich ſollte mich Ihrer Anführung nur einen Augenblick anvertrauen? Schweigen Sie! Was mir auch begegnet; ſo habe ich nicht ſo viel Gefahr in meines Mannes Händen zu befürchten, als in den Ihrigen. Er iſt ein Feind meiner Ruhe; und Sie ſind ein Feind meiner Tugend.

Phi-

Philinte.

Glauben Sie denn, daß die Ehrerbiethigkeit gegen Sie mich nicht im Zaume halten werde?

Juliane.

Das ſollte ſie ſchon itzt thun. Aber mein Unglück, meine Verzweiflung geben Ihnen ſchon itzt ſo viel Muth, und würden Ihnen hernach noch mehr geben.

Philinte.

Ich will mir weder Ihr Unglück noch Ihre Verzweifelung zu Nutze machen. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht ein Wort von meiner Liebe ſprechen will, ehe Sie in Sicherheit und wieder beruhiget ſind. Mein Bezeigen, meine Aufmerkſamkeit, meine Aengſtlichkeit ſollen Ihnen allein ſagen, wie heftig ich Sie liebe. Sie ſollen ſehen, was für ein Unterſchied zwiſchen einem Menſchen iſt, der durch Tyranney ſich Gehorſam und Liebe erzwingen will, und zwiſchen einem ſolchen, der die Liebe durch Zärtlichkeit zu verdienen ſuchet. Sie ſollen mich endlich aus Erkenntlichkeit lieben, wenn Sie es aus Zuneigung nicht thun können. Schönſte Juliane, folgen Sie mir doch! Ich bitte Sie auf den Knien (kniend) darum. Ich werde vor Unruhe ſterben, wenn Sie länger in den Händen eines tyranniſchen Mannes bleiben.

Juliane.

Schweigen Sie doch, Philinte. Wenn ich glauben ſoll, daß Sie mein Freund ſind, ſo tröſten Sie mich, anſtatt mich zu verfolgen. Stehen Sie auf, ſonſt muß ich nicht vor meinem Manne, ſondern vor Ihnen fliehen. Um des Himmels willen! ſtehen Sie auf!

Philinte.

Nein! ich kann nicht aufſtehen, bis Sie mir verſprechen, daß Sie für Ihre Sicherheit ſorgen wollen.

Neunter Auftritt.

Philinte, Juliane. Agenor mit dem bloßen Degen, hinter ihm Kathrine, die ihn bey dem Arme ergreift.

Agenor.

Ich kann nicht länger zuhören. Ungewissenhafter Verführer, ich will deinen verrätherischen Anschlägen ein Ende machen.

Juliane.

Himmel!

Kathrine.

Halten Sie doch! warten Sie! Haben Sie mir nicht versprochen, sich nicht zu erzürnen?

Agenor.

Laßt mich! laßt mich!

Juliane, fällt ihm in die Arme.

Fassen Sie sich doch, Agenor!

Agenor.

Weg, Juliane! wollen Sie den Verräther vertheidigen?

Juliane.

Sollen so wenig Reden den Tod verdienen?

Agenor.

Weg, oder sonst soll der Degen durch Ihr Herz bis in seines gehen!

Philinte.

Lassen Sie ihn nur los. Erstechen Sie mich nur, Agenor. Erstechen Sie mich, wenn es Ihnen Ehre macht, ein Frauenzimmer zu erstechen.

Kathrine.

Ein Frauenzimmer! Ein Frauenzimmer!

Agenor.

Was, ein Frauenzimmer?

Zehnter Auftritt.

Nikander, Philinte, Agenor, Juliane, Kathrine.

Nikander.

Was giebt es? was iſt das hier für Lärmen?

Philinte.

Hier kömmt gleich jemand, der am beſten wiſſen kann, von was für einem Geſchlechte ich bin. Kommen Sie, Nikander, ſagen Sie dieſen Leuten, ob es nicht wahr iſt, daß ich ein Frauenzimmer bin.

Nikander.

Ein Frauenzimmer! Ja, ich weis es am beſten. Ein Frauenzimmer, das alle Frauenzimmer in der ganzen Stadt für ſich allein haben will.

Agenor.

Willſt du, Verräther, mich durch einen ſo läppiſchen Vorwand hintergehen?

Nikander.

Halt, Agenor.

Philinte.

Nur Geduld! der Beweis iſt leicht. Nikander, haben Sie die Briefſchaften, die ich Sie bath, von meinem Kaufmanne abzuholen?

Nikan-

Nikander.

Sie! Wie? Sie hätten mich darum gebethen? Sie wollen sagen, Ihre Schwester.

Philinte.

Ich oder meine Schwester, das ist gleich viel. Ich bin selber meine Schwester.

Nikander.

Ists möglich?

Philinte.

Haben Sie die Briefschaften?

Nikander.

Hier sind sie.

Philinte.

Wollen Sie sie eröffnen, so werden Sie daraus ersehen, und sagen können, wer ich bin.

Kathrine.

Nun! warum stecken sie die Hände in die Tasche? Wollen Sie nicht todtstechen, Herr Agener? Geben Sie mir Ihren Degen. Sie muß sterben, nur darum, weil sie ein Frauenzimmer ist. — Wie? ein Frauenzimmer will meinen Herrn . . . Wenn es noch eine Mannsperson wäre. Ein Frauenzimmer soll sich unterstehen, meiner Frau von Liebe vorzusagen? Wenn die arme [illegible] nun hätte bereden lassen, wie grausam wäre sie nicht betrogen worden! Nein! das schreyt um Rache! Weg, weg! aus dem Wege! sie muß sterben.

Philinte.

Nun! hör auf mit deinen Possen, Kathrine. Sehen Sie nun bald aus diesen Papieren, wer ich bin, Nikander? Wird man mich bald für ein Frauenzimmer erkennen?

Nikan-

Nikander.

Hilaria, Himmel! Hilaria! — Iſts möglich? — Sind Sie es, die mir heute ſo viel Freundſchaft erwieſen haben? — Sie haben meine Beleidigungen mit ſo viel Gütigkeit belohnt! Sie haben ſich meinetwegen ſo viel Mühe gegeben! Sie können einen Mann, der Sie verlaſſen hat, nach zehen Jahren noch lieben! — So viel habe ich nicht verdient!

Philinte.

Sagen Sie das nicht. Ich habe Gelegenheit gehabt, unter dieſer Verkleidung Ihr Herz zu kennen. Ich urtheile nicht ſo parteyiſch, daß ich Sie darum nicht liebenswürdig finde, weil Sie mich nicht lieben.

Nikander.

Ja, ich liebe Sie, Hilaria. Und ich bedaure die Zeit, da ich Sie nicht geliebet habe. Alles, was ich Ihnen hin geſagt habe, da ich Sie nicht kannte, habe ich Ihnen n Herzen geſagt. auf den Knien. Aber können Sie mir meine Ausſchweifungen verzeihen?

Philinte.

Hundert Liebesausſchweifungen verdienen eher Verzeihung, als eine einzige Thränen.

Agenor.

Wie ſoll ich das begreifen?

Nikander.

Das iſt meine Frau, Agenor.

Agenor.

Das iſt eine außerordentliche Verwandlung.

Philinte.

Wiſſen Sie, Herr Agenor, daß Sie mir viel Dank ſchuldig ſind? Ohne mich würde Ihr übles Bezeigen und

mei-

meines Mannes Liebe gegen Julianen Ihnen leichtlich einen Streich gespielet haben, den man mit dem Degen in der Faust zwar rächen, aber nicht wieder gut machen kann. Nehmen Sie sich künftig besser in Acht! Ihr hartes Verfahren ist für Sie selber sehr gefährlich. Eine Tugend mag so fest seyn, als sie will, sie muß endlich weichen, wenn sie zugleich von Liebe und von Kummer bestritten wird. Diejenige Person, der sie weichen könnte, möchte nicht allezeit als ein Frauenzimmer befunden werden, und ihren Sieg besser gebrauchen, als ich.

Nikander.

Ich habe meine Frau um Verzeihung gebethen. Willst du meinem Exempel nicht folgen? Du hast doch sehr unrecht!— Ich kann dich versichern, deine Frau verdienet sehr viel Hochachtung, und es hat an mir nicht gelegen, daß sie nicht etwas weniger verdiente.

Agenor.

Ich erkenne es selber, Juliane! — und Ihre Unterredung mit Ihrem vermeynten Liebhaber, Ihre Klagen und auch Ihre Zärtlichkeit gegen mich, haben mich überzeugt, daß ich bisher nicht den rechten Weg gegangen bin, um vergnügt mit Ihnen zu leben. Ich bitte um Verzeihung.

Juliane.

Ihr Geständniß verdienet mehr, als meine Verzeihung.

Agenor.

Vergessen Sie, daß ich nicht mehr Vertrauen in Sie gehabt habe! Ich schaffe die Aufseherinn ab, die ich Ihnen habe geben wollen.

Kathrine.

Und ich habe sie schon abgeschafft; und sie soll lange warten, bis man sie wiederholet.

Agenor.

Behalten Sie Kathrinen zum Zeugen bey ſich, daß ich Ihre Treue und Ihre Zärtlichkeit inskünftige beſſer verehren will.

Kathrine.

Ich will nicht hoffen, daß Sie immer Zeugen dazu gebrauchen werden.

Agenor.

Hier, Kathrine, haſt du eine Belohnung, daß du meiner Frau mit deinem eigenen Schaden gedienet haſt.

Kathrine.

Ich danke ſehr. Ich will es auf Vorrath legen, wenn es wieder nöthig ſeyn möchte.

Agenor.

Nein, Juliane! es ſteht Ihnen inskünftige alles zu Dienſten, was Sie zu Ihrem Vergnügen verlangen können.

Kathrine.

Wir werden Sie zu gehöriger Zeit daran erinnern.

Agenor.

Sie können Ihre Geſellſchaft, Ihre Ausgaben, alles nach Ihrem eigenen Gefallen einrichten. Sie können über alles, über mich ſelbſt gebiethen.

Juliane.

Nicht zu viel, Agenor, nicht zu viel!

Kathrine.

Die geſchwindeſten Bekehrungen ſind ſonſt nicht allemal die aufrichtigſten.

Agenor.

Die meinige iſt aufrichtig.

Ka-

Kathrine.

Das ſchlimmſte iſt, daß man bey dergleichen Sachen ſich auf das bloße Verſprechen verlaſſen muß.

Agenor.

Nikander und Hilaria ſollen Zeugen davon ſeyn. Ich bitte Sie, bleiben Sie hier.

Nikander.

Mit Vergnügen.

Philinte.

Sie werden mich entſchuldigen! — Nikander, Sie haben ein kurzes Gedächtniß. Haben Sie mich nicht dieſen Abend auf ein hübſches Mägdchen zu Gaſte gebethen?

Nikander.

Ich denke an kein hübſches Magdchen mehr, nachdem ich Sie wiedergefunden habe.

Kathrine.

O das klingt galant! Nun glaube ich es bald ſelber. Ihr Herren Ehemänner, ihr mögt ſo wild oder ſo ausſchweifend ſeyn, als ihr wollt. Eine gute Frau findet ſchon Mittel, euch wieder zurechte zu bringen.

Der
gute Rath,
ein Luſtſpiel
in einem Aufzuge.

Personen.

Raadfaſt, ein Kaufmann.

Verhoved, ein Kaufmann.

Leonore, Verhoveds Braut und Raadfaſtes Schweſter.

Madame Huſvild, die Frau eines kleinen Handelsmannes.

Pernille, Raadfaſtes Mägdchen.

Vorbericht.

Diese kleine Komödie, die alle fürs Theater erforderliche Eigenschaften hat, ist im 31 und 32 Stücke des Fremden mehr unter der Gestalt eines Gesprächs erschienen. Die Einkleidung, in der sie daselbst angebracht ist, kann zugleich die Stelle eines Vorberichts vertreten.

Ich weis nicht, ob es eigentlich ein Gespräch oder eine Komödie in Miniatur ist, was ich meinen Lesern diesmal mittheile. Folgender Brief wird einen genauern Begriff davon geben:

Herr Fremder,

„Ich will mich sonst eben nicht rühmen, daß ich eine andere Pamela bin. Diese Aehnlichkeit aber habe ich mit ihr, daß ich sehr gern schreibe, und es in der Orthographie zur Noth mit manchen jungen Herrn aufnehmen könnte. Von meinen eigenen wenigen Begebenheiten habe ich nicht Lust, etwas aufzuschreiben. Ich merke mir also die Reden, die ich des Tages höre und schreibe sie des Abends auf. Mein Herr, der mein ganz guter Freund ist, hat einige mal selbst darüber lachen müssen, wenn ich ihm vorgelesen habe, was er den Tag über gesagt hatte. Also hoffe ich, daß er es nicht übel nehmen wird, wenn ich einmal etwas

davon drucken lasse. Es ist Schade, daß ich nicht studirt habe. Wie viel hätte ich nicht den Buchdruckern zu thun geben wollen! Machen Sie mir also die Freude, und befördern Sie meine beyliegende Arbeit zum Drucke, welche mich nicht viel Nachsinnen gekostet, indem ich alles von Wort zu Wort aufgeschrieben, wie ich es gehört hatte„.

Ihre schuldige Dienerinn
Pernille.

Ein grosser Theil der Menschen, fährt der Fremde fort, sind, so zu sagen, ihre eigene Satyre. Man kann sie nicht lächerlicher machen, als durch Anführung ihrer eigenen Reden; und wenn man ihnen bey gelassenem Muthe wieder erzählet, was sie zu den Zeiten gesaget haben, da ihr Gemüth in Bewegung gebracht und bey seiner Schwäche gefaßt war, so glaube ich, es muß ihnen vorkommen, als ob sie damals ihre eigenen Reden nicht gehört hätten; denn sonst würden sie ohne Zweifel über sich selbst haben lachen müssen. Es wäre daher nicht unrecht, und ich glaube, es könnte den Mangel der Komödien und öffentlichen Schauspiele ersetzen, wenn es hin und wieder solche Pernillen gäbe, wie meine Correspondentinn. Wenn diese fleißig aufschrieben, was sie reden hörten, so sollte, nach meinen Gedanken, das Vorlesen der Gespräche verschiedner Leute kein unebenes Mittel seyn, sich die langen Abende zu vertreiben.

* *
*

Die Namen der Personen sind aus der dänischen Sprache genommen. Raadfast und Vorbored zielen auf die Charakter der Personen. Der erste Name bedeutet einen, der im Rathgeben eine feste Entschlossenheit hat, und der andere einen Wachskopf. Madam Husvild aber hat ihren Namen von ihren mißlichen häuslichen Umständen bekommen.

Erster

Erſter Auftritt.

Raadſaſt, Verhoved.

Raadſaſt.

Sie verſtehen Ihre Sachen ſelber ſo gut, als jemand, Herr Verhoved. Wenn ich guten Rath brauchte, wollte ich Sie darum fragen.

Verhoved.

Ich bin gleichwohl ſo zweifelhaft, daß ich gern Ihre Meynung wiſſen möchte. — Erneure ich den Wechſel, wie mich der Mann ſo ſehr bittet; ſo geſtehe ich, daß ich doch lieber mein Geld haben wollte. Und dringe ich zu ſehr auf die Bezahlung, ſo weis ich nicht, wie es ablaufen wird.

Raadſaſt.

Weil Sie mein künftiger Herr Schwager ſind, ſo darf ich mir wohl die Freyheit nehmen, ein Wort mehr als ſonſt zu reden. Es verſteht ſich aber, daß ich Ihnen dadurch gar nicht vorſchreiben will. Man ſaget guten Freunden ſeine Gedanken, und überläßt es hernach ihrer eigenen Ueberlegung, zu thun, was ſie für gut befinden.

Vorhoved.

Sie wiſſen Husvilds Umſtände beſſer, als ich.

Raadfaſt.

Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ſo müßte er bezahlen.

Vorhoved.

Ich merke aber ganz deutlich, daß er itzo nicht im Stande iſt.

Raadfaſt.

Er hat wohl nichts überley. Sein ganzer Handel wird wohl nicht über zwertauſend Thaler werth ſeyn. Aber ich weis es ſchon; er will nur das Geld behalten, weil er es itzo beſſer zu brauchen denkt.

Vorhoved.

Ja! Wenn das auch gewiß iſt?

Raadfaſt.

Ich würde Ihnen nicht ſo rathen, wenn ich ihn nicht beſſer kennte. Ich habe eben ſo viel bey ihm ſtehen.

Vorhoved.

Das weis ich wohl. Und wenn ich ihn dringe, bis er davon läuft, ſo bin ich bezahlt, und Sie auch.

Raadfaſt.

Wenn ich nach meinem Kopfe handeln will, Herr Vorhoved, ſo bemühe ich nicht erſt andere ehrliche Leute, daß ſie mir Rath geben ſollen.

Vorhoved.

Wenn ich nur erſt Husvilds Hausumſtände recht genau wüßte!

Raadfaſt.

Mich geht es nichts an. Ich will nichts mehr davon hören. Ich will meinen guten Rath für andere Leute aufheben, die

ihm

ihm beſſer folgen; und ich will vielleicht jemanden einen Rath geben, der Ihnen nicht lieb ſeyn möchte.

Vorhoved.

Nun, ich will es wagen! Es ſind ja nur fünfhundert Thaler. — Leben Sie wohl, Herr Raadfaſt. Wir ſehen uns bald wieder.

Raadfaſt.

Ey, was wiederſehen? Mit ſolchen Menſchen muß man nichts zu thun haben, die gar nicht hören wollen, was ihnen andere kluge Leute ſagen. — Es ſind ja nur fünfhundert Thaler! — Da hört mans. Er will lieber ſein Geld verlieren, als ſich rathen laſſen.

Zweyter Auftritt.

Raadfaſt, Leonore.

Leonore.

Nun, Herr Bruder? So allein? Ich dachte, Herr Vorhoved wäre hier.

Raadfaſt.

Warum? Haſt du was mit ihm zu ſprechen?

Leonore.

Das könnte wohl ſeyn. Wenn man einander bald heurathen will, hat man immer einige Kleinigkeiten mit einander zu ſprechen.

Raadfaſt.

Ich wollte dir wohl einen guten Rath geben, meine liebe Schweſter, wenn du mich darum bäteſt.

Leonore.

Ich will Seinen guten Rath nicht haben, wenn Er mir ihn gleich freywillig gäbe; geſchweige denn, wenn ich darum bitten ſollte.

Raadsast.

Es ist aber kein Mensch, der für sich selber klug genug wäre.

Leonore.

Sage Er das nicht, Herr Bruder! Man möchte sonst denken, Er hielte sich nicht für einen Menschen.

Raadsast.

Man muß sich nicht auf seine eigene Einsicht verlassen; man muß hören, was andere Leute von den Sachen urtheilen.

Leonore.

Die stehen mir aber nicht für den Schaden, wenn sie sich in ihren Urtheilen verrechnen.

Raadsast.

Derwegen muß man eben ihre Ursachen anhören, und hernach kann man überlegen, was man zu thun hat.

Leonore.

Aber Er wird haben wollen, daß ich Seinem Rathe folgen soll?

Raadsast.

Würde ich, dir ihn wohl geben, wenn ich das nicht wollte?

Leonore.

So will ich ihn nicht haben. Denn wenn ich ihm folgen soll, so darf ich ihn ja nicht überlegen.

Raadsast.

Du sollst ihn überlegen. Ohne Ueberlegung muß man nichts thun.

Leonore.

Wenn ich ihn aber nicht für gut finde?

Raadsast.

Ich verlange aber, daß du ihn für gut finden sollst.

Leono-

Leonore.

So iſt meine Ueberlegung nichts nütze.

Raadſaſt.

Sie iſt dazu nütze, daß du meinen Rath für gut finden mußt. Und weil du ihn für gut finden mußt, ſo mußt du ihm folgen.

Leonore.

Das wollen wir ſehen.

Raadſaſt.

Ich rathe dir nämlich, mit deinem geweſenen Bräutigam, dem Herrn Verſpeed, dich nicht weiter zu vermengen.

Leonore.

Wie ſo? Warum das?

Raadſaſt.

Ich habe meine Urſachen darzu.

Leonore.

Kann man die Urſachen nicht wiſſen?

Raadſaſt.

Es iſt genug, daß ich ſie habe. Außerdem würde ich dirs nicht rathen.

Leonore.

Wenn ich die Urſachen nicht weis, kann ich ſie nicht überlegen. — Alſo, Herr Bruder, bin ich Ihm für Seinen guten Rath ſehr verbunden. Es thut mir aber leid, daß ich ihm für diesmal nicht folgen kann.

Raadſaſt.

Was? — Du folgeſt nicht? — Es iſt doch der beſte Rath von der Welt.

Leonore.

Das mag der Himmel wiſſen, ob er gut iſt, oder nicht.

Ich kann nicht davon urtheilen, weil ich seine Ursachen nicht weiß.

Raadsast.

Willst du einen so hartnäckigen Menschen heurathen?

Leonore.

Nun! Ist Verhoved auch hartnäckig geworden?

Raadsast.

Er ist ein Mensch, der sich gar nicht einreden läßt, der auf seinen fünf Sinnen bleibt, der gar keine Vernunft annimmt. — Das sind nun meine Ursachen. Was hast du darwider einzuwenden?

Leonore.

Weiter nichts, als daß der Herr Bruder ihm vielleicht einen guten Rath gegeben hat.

Raadsast.

Ja! Meynest du, daß ich ihm einen bösen geben kann?

Leonore.

Und darnach hat er sich nicht richten wollen?

Raadsast.

Er will lieber fünfhundert Thaler verlieren, als folgen.

Leonore.

Nun habe ich den guten Rath schon überlegt, Herr Bruder, den Er mir giebt.

Raadsast.

Gut! Du bist doch jemand, der sich sagen läßt.

Leonore.

Ich lasse mir sehr gern sagen; aber am liebsten von meiner Vernunft. Die saget für diesesmal . . .

Raadsast.

Ja! Die wird was rechts sagen.

Leono-

Leonore.

Sie ſaget, daß Sein guter Rath von Seinem Verdruſſe herrühre ....

Raadſaſt.

Nun! Was ſchadet das? Kann er darum nicht gut ſeyn?

Leonore.

Und daß Er ſich alſo wohl irren möchte.

Raadſaſt.

Was? Ich ſollte mich irren? Leonore, denke, was du redeſt!

Leonore.

Das iſt eine Sache, die mehr ehrlichen Leuten begegnet iſt.

Raadſaſt.

Du wirſt alſo nicht folgen?

Leonore.

Er wird es nicht übel nehmen, Herr Bruder, daß ich noch zur Zeit keine Urſache finde, Sein Wort und meines wieder um zu ſtoßen.

Raadſaſt.

Das iſt Bosheit, das iſt Hartnäckigkeit! Du willſt recht mir zum Trotze einen Mann nehmen, der allen guten Rath ausſchlägt. — Nein, das geht zu weit! — Perille!

Leonore.

Ich muß doch gehen und ſehen, wie ich erfahre, worinn der ausnehmende Rath beſteht, der ihm ſo böſe auf Verhoved gemacht hat. Denn von ihm werde ich es wohl nicht heraus bringen, weil er unſichtbar ſeine gewiſſen Urſachen haben wird, es nicht zu ſagen.

Sie geht ab.

Dritter

Dritter Auftritt.

Raadsast, Pernille.

Pernille.

Sie riefen mich ja, Herr Raadsast. Warum sehen Sie denn so erhitzt aus? Was ist Ihnen wiederfahren?

Raadsast.

Geh, Pernille, rufe mir jemanden, den ich um Rath fragen kann.

Pernille.

Um Rath fragen! Wie fällt Ihnen das ein, jemanden um Rath zu fragen? Ich glaube, nun werden Sie bald Ihr Testament machen.

Raadsast.

Ja, das will ich auch machen.

Pernille.

Nein, im Ernste! Wollen Sie jemanden um Rath fragen?

Raadsast.

Nun! Was ist dabey zu lachen? — Geh, hole mir einen Procurator, der mir ein Testament aufsetzet, darinn weder meine Schwester, noch ihr zukünftiger Mann, noch alle ihre künftigen Kinder und Kindeskinder einen Dreyling von meinem Vermögen haben sollen.

Pernille.

Was haben denn die guten Leute, und alle ihre künftigen Kinder und Kinderkinder begangen?

Raadsast.

Das sind hartnäckige, eigensinnige, und wunderliche Leute, mit denen gar nicht zu leben ist, die gar keinen Rath annehmen wollen; ich mag ihnen sagen, was ich will.

Per-

Pernille.

Da haben Sie auch gewiß unrecht. Das können Sie vor aller Welt und vor ſich ſelbſt nimmermehr verantworten. Eine ſo koſtliche Sache nicht anzunehmen, als ein guter Rath iſt! — Mir lacht allezeit das Herz im Leibe, wenn ich einen guten Rath höre. Und wenn lieber Herr giebt doch aller Welt guten Rath, es mag verlangt werden, oder nicht! So wird er den überklugen Leuten auch gut genug rathen können.

Raadſaſt.

Das iſt wahr, Pernille. Was ich den Leuten ſage, iſt allemal gut. Aber deswegen verdrießt es mich auch, wenn man mir nicht folgen will. — Die guten Leute! Ich will ſie ſchon lehren, mehr Ehrerbiethigkeit gegen einen guten Rath zu haben. — Habe ich nicht Recht dazu, Pernille.

Pernille.

Freylich! — Aber Sie werden ſich doch ſchämen, Ihres Teſtamentes wegen einen Procurator um Rath zu fragen.

Raadſaſt.

Warum? Es iſt niemand ſo klug, daß er nicht zuweilen Rath brauchte.

Pernille.

Ey nicht doch! Ein Mann, der das Recht hat, böſe zu werden, wenn andere Leute ſeinem Rathe nicht folgen, muß ſo klug ſeyn, daß er gar keinen Rath mehr braucht.

Raadſaſt.

Wie ſoll ich aber das Teſtament einrichten?

Pernille.

Ey, reden Sie nicht ſo wunderlich! Ein ſo kluger Mann weis das lange. Weis ich es doch ſo gar.

Raadſaſt.

Nun, wenn dus weißt, ſo ſage mirs.

Per-

Pernille.

Gut! Hier ist Feder und Dinte. Gleich will ich Ihr Testament aufsetzen.

„Weil ich Endesunterschriebener nicht leiden kann, daß „jemand meinen guten und wohlgemeynten Rath in den „Wind schlagt; und gleichwohl meine Schwester und ihr „zukünftiger Mann sich darinnen gröblich wider mich ver„gangen haben, daß sie geglaubet, es sehe sich mit eigenen „Augen besser, als mit fremden, und weil sie an meinen gu„ten Anschlägen hie und da etwas auszusetzen gefunden: So „schließe ich hiermit meine Schwester von meiner Erbschaft „gänzlich aus, und vermache, kraft dieses, mein Vermö„gen allen denenjenigen zu gleichen Theilen, die erweisen „können, daß sie aus Ehrerbiethigkeit für meinen guten „Rath sich in Schaden gebracht, oder eine Thorheit be„gangen haben.„

Das Testament muß nun abgeschrieben, besiegelt und vom Könige bekräftigt werden. Die angeführten Umstände sind so wichtig, daß die Bestätigung gar keine Hindernisse finden kann.

Raadfast.

Du bist nicht gescheid, Pernille. Ich will die Ursachen nicht im Testamente haben; ich verlange auch keine solche Narren zu meinen Erben.

Pernille.

Das sind ja aber Ihre wahrhaften Ursachen. Warum sollen sie denn nicht im Testamente stehen?

Raadfast.

Kann ich nicht thun, was ich will?

Pernille.

Ey, wenn ich jemanden einen guten Rath gebe, so weis ich, daß er gut ist. Aber deswegen verdrießt mich's auch, wenn die Leute so eigensinnig sind und nicht folgen wollen.

Raad-

Raadſaſt.

Ich glaube wahrhaftig, Pernille, du wirſt gar böſe?

Pernille.

Werden Sie nicht auch böſe, wenn man Ihnen nicht folget? Wenn ich nur viel Geld hätte, ſo ſollten Sie ſehen, ob ich Sie nicht den Augenblick enterben wollte, weil Sie meinen Rath ſo verachten.

Raadſaſt.

Sage mir doch, wer dirs erlaubt, mir einen Rath zu geben? Iſt das nicht unverſchämt! Mir einen Rath zu geben! Haſt du nicht den Augenblick geſaget, daß ich keinen Rath brauchte?

Pernille.

Das iſt wahr. Aber ich bin an meine Worte nicht mehr gebunden, als Sie an Ihre.

Raadſaſt.

Nun? Und wenn habe ich mich nicht an meine Worte gebunden?

Pernille.

Was ſagten Sie neulich, da Sie einen guten Rath bekamen? „Man muß den Leuten verbunden ſeyn, wenn „ſie einem was gutes ſagen; aber man muß nichts blind„lings annehmen.

Raadſaſt.

Ganz wohl!

Pernille.

Ferner: „Jeder Menſch hat ſeine eigene Vernunft, da„rum daß er nach ſeiner eigenen Vernunft handeln ſoll. „Deswegen muß ſichs niemand verdrießen laſſen, wenn man „ſeinen Rath nicht für gut hält„.

Raadſaſt.

Ueberaus wohl! — Das merke dir, Pernille, weil ich deinem närriſchen Anſchlage nicht folgen will.

Pernille.

Aber Sie ſind ja erbittert, weil Vorhoved und Leonore Ihnen nicht gehorchen?

Raadfaſt.

Ja! und das von Rechtswegen.

Pernille.

Alſo wollen Sie an Ihre Worte nicht gebunden ſeyn; und ich an meine auch nicht.

Raadfaſt.

Ich ſage dir Ein für allemal: Geh! und komme mir nicht vor die Augen, bis du einen Procurator geholt haſt. Es klopfet jemand. Laß ihn hereinkommen.

Vierter Auftritt.

Raadfaſt, Madam Husvild.

Madam Husvild.

Ihre Dienerinn, Herr Raadfaſt! Schönen Dank für neulich!

Raadfaſt.

Ihr Diener! Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie neulich geſehen habe.

Madam Husvild.

Ja gewiß. Habe ich Ihnen nicht vor einem Vierteljahre meines Mannes ſeinen Wechſel gebracht?

Raadfaſt.

O ganz recht! — Ihr Diener! Schönen Dank für neulich! Womit kann ich Ihnen dienen, Madam Husvild?

Madam Husvild.

Ach! Ich wollte Ihnen nur meine Noth klagen.

Raad-

Raadſaſt.

Nun! Wenn ich Ihr mit meinem Gehöre dienen kann. — Ich will Ihr auch wohl einen guten Rath dabey geben, wenn Sie mir folgen will.

Madam Husvild.

Ach ja! Das glaube ich wohl. Sie ſind ein rechter vernunftiger Mann. Alle Welt holet Rath bey Ihnen.— Ach, wenn Herr Berhoved Sie um Rath gefragt hätte; es würde anders mit mir ausſehen. — Sie kennen ihn ja?

Raadſaſt.

Mehr als zu wohl!

Madam Husvild.

Ach, der ſoll ja Ihre Jungfer Schweſter haben?

Raadſaſt.

Nun, nun! Das iſt noch nicht ausgemacht.

Madam Husvild.

Ach nehmen Sie ſich vor ihm in Acht! Mit dem Manne iſt nicht gut zu thun zu haben. Ach! . . .

Raadſaſt.

Das iſt wohl wahr.

Madam Husvild.

Ach, das iſt ein eigenſinniger wunderlicher Kopf

Raadſaſt.

Sie hat recht.

Madam Husvild.

Ein Menſch, der ſich gar nicht zureden läßt.

Raadſaſt.

Das habe ich erfahren, Madam Husvild.

Madam' Husvild.

Ach, denken Sie nur! Er hat einen Wechsel von meinem Manne. Der ist heute verfallen; und ach, mein Mann hat ihn fast auf den Knien gebethen, daß er ihn erneuern sollte. Aber ach, der unerbittliche Mann! Er bestund auf der Bezahlung. — Endlich sagte mein Mann; er wollte ins Contor gehen und das Geld holen. Und ach...

Raadfast.

Pernille!

Fünfter Auftritt.

Raadfast, Madam Husvild, Pernille.

Pernille.

Ja, Herr! — Aber darf ich mich wohl sehen lassen? Ich bin noch nicht beym Procurator gewesen.

Raadfast.

Laß den Procurator nur bleiben, wo er ist, und bitte den Herrn Vorhoved zu mir zum Mittagessen.

Pernille.

Ey, wollen Sie einen Mann zum Essen bitten, der Ihnen nicht folget?

Raadfast.

Nein, nein! Ich bin mit ihm zufrieden. Ich sehe doch, daß er ein Mann ist, der vernünftiger Leute ihren Rath höret.

Pernille geht ab.

Madam Husvild.

Ey, das mag ihm ein Narr gerathen haben und kein vernünftiger Mensch, daß er meinen Mann zum Bankerottirer gemacht hat.

Raadfast.

Was? Zum Bankerottirer? Sie sagte ja, er wäre ins Contor gegangen und hätte Geld geholt.

Mas

Madam Lusvild.

Ja, er holte auch alles Geld, was er hatte, und ſchlich ſich damit zum Thore hinaus.

Raadſaſt.

Das iſt ein verzweifelter Streich! — und meine fünfhundert Thaler?

Madam Lusvild.

Die ſind fort. — Iſt das nun ein vernünftiger Mann geweſen, der dem Vorgoved ſo einen Rath gegeben hat?

Raadſaſt.

Ja, ja! es iſt einer geweſen. Denn das bin ich, der es ihm gerathen hat.

Madam Lusvild.

Ey pfuy! Wollen Sie der kluge Mann ſeyn?

Raadſaſt.

Das ſoll Sie ſehen, daß ich für Sie noch viel zu klug bin. Ich will Ihrem Manne nachſetzen, und ihn in Arreſt nehmen laſſen.

Madam Lusvild.

Damit können Sie ihm einen Gefallen thun.

Raadſaſt.

Ich will gern noch fünfhundert Thaler darzu geben, um ihn zu lehren, was das heißt, mir zum Poſſen davon zu laufen, da ich dachte, daß er bezahlen konnte.

Madam Lusvild.

Wenn mein Mann Sie niemals um Rath gefragt hätte, ſo wäre er vielleicht noch in der Stadt.

Raadſaſt.

Wenn Ihr Mann mir immer gefolgt hätte, ſo könnte er mehr als zehntauſend Thaler reich ſeyn.

Madam Lusvild.

Das will ich in der ganzen Stadt ſagen, daß Sie ſolchen Rath geben.

Raadſaſt.

Ja, ja, geh Sie nur, Madam Lusvild. Die Leute wiſſen doch wohl, was Sie an mir haben.

Madam Lusvild geht ab.

Sechſter Auftritt.

Raadfaſt, Pernille, Vorhoved, Leonore.

Pernille.

Es iſt doch gut, wenn man weis, wo man die Leute ſuchen ſoll; das erſparet einem manchen Weg. Hier iſt Herr Vorhoved, und die Jungfer Leonore darzu.

Vorhoved.

Weil ich ſah, daß Sie über meine Einwendung böſe wurden, Herr Raadfaſt, ſo habe ich Ihnen gefolgt; und habe lieber mein Geld, als Ihre Freundſchaft, verlieren wollen.

Raadfaſt.

Es iſt mir leid um Ihre fünfhundert Thaler, und um meine auch. Es iſt mir aber doch lieb, zu ſehen, daß Sie mir folgen.

Pernille.

Wenn Jungfer Leonore nur nicht auch Ihrem Rathe folgen ſoll.

Raadfaſt.

Nein. Dasmal will ich ſie losſprechen.

Leonore.

Es iſt gefährlich, meines Bruders ſeinen Rath nicht anzunehmen. Es folget gleich die Enterbung darauf.

Pernille.

Es kömmt endlich auf Eins hinaus. Wenn mein Herr alle Jahr etliche ſolche Rathſchläge giebt, die ihn fünfhundert Thaler koſten: ſo kann die Enterbung ohne Teſtament geſchehen.

Raadfaſt.

Nein, nein! Keine Enterbung! Es iſt alles vergeſſen. Schweig nur, Pernille! Es iſt ja kein Menſch, der nicht zuweilen falſch riethe.

Leonore.

Eben deswegen, Herr Bruder, weil man irren kann, muß man auf ſeine Urtheile nicht ſo viel Vertrauen ſetzen, daß man ſich erzürnen ſollte, wenn ihnen andre nicht folgen.

Die stumme Schönheit,

ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vorbericht.

Die stumme Schönheit ward für das neuerrichtete Kopenhagensche Theater geschrieben, um auf demselben in einer dänischen Uebersetzung aufgeführt zu werden. Die Uebersetzung ist meines Wissens nie zu Stande gekommen, und daher ist auch die erste Bestimmung dieses kleinen Lustspiels weggefallen. Es ist 1747 gedruckt, und in eine Sammlung mit dem **Triumphe der guten Frauen** und der **Langenweile** gebracht worden.

Personen.

Richard, ein alter reicher Mann vom Lande.
Jungwitz, ein junger wohlhabender Mensch vom Lande.
Jakob, Jungwitzens Bedienter.
Lakonius, ein Philosoph.
Frau Praatgern, eine Bürgerswitwe.
Charlotte, Richards vorgegebene Tochter.
Leonore, der Frau Praatgern vorgegebene Tochter.
Kathrine, die Bediente der Frau Praatgern.

Der Schauplatz ist in der Frau Praatgern Hause.

Erſter Auftritt.

Kathrine, Jakob.

Jakob.

Nun! Iſt denn hier kein Menſch zu hören noch zu ſehen?
Wie lange ſollen denn die Herren draußen ſtehen?
Es regt und rührt ſich nichts. Bediente, Mägdchen! He!

Kathrine, hinter der Scene.

Nun, nun! wer iſt denn da? Geduld! wir trinken Thee.

Jakob.

Hier iſt Beſuch.

Kathrine, hinter der Scene

Es wird kein Menſch hier angenommen.
Wer uns beſuchen will, mag den Neujahrstag kommen.
Soll meine Frau denn ſtets geputzt im Hauſe gehn?
Und im Alltagshabit läßt man ſich doch nicht ſehn.
Sie kömmt heraus.
Mein Freund, es iſt ſchon gut. — Wem dient Ihr? Darf ich fragen?
Die Frau iſt nicht recht wohl, ich will es ihr ſchon ſagen.

Jakob.

So hoff ich, daß man doch die Jungfer ſehen kann?

Kathrine.

Wie? Junafern! Nehmen die auch Mannsperſonen an?
Nein, Gott bewahr uns!

Jakob.

Nun! Iſt das ein ſolch Verbrechen?
Sie darf doch wenigſtens den eignen Vater ſprechen?

Kathrine.

Was? Iſt Herr Richard hier, der Jungfer ihr Papa?

Jakob.

Ja! Und es iſt mit ihm noch jemand anders da,
Vor dem die Jungfern ſonſt nicht, Gott bewahr uns, ſagen.

Kathrine.

Nun ſagt doch, wer denn?

Jakob.

Wie? Iſt da noch viel zu fragen?

Kathrine.

Die Herren ſeyn ſo gut, und treten nur herein.
Denn meine Frau iſt wohl, und wird nicht lange ſeyn.

Zweyter Auftritt.

Richard, Jungwitz.

Richard.

Es ſind nun zwanzig Jahr, da bracht ich von dem Lande,
Hier meine Tochter her in meinem Witwerſtande.
Denn dieſe Bürgersfrau hab ich vorher gekannt;
Sie hat auch allen Fleiß auf ihre Zucht gewandt.

Nun werd ich ſie doch ſehn. Man hat es mir geſchrieben;
Das iſt ein engliſch Kind, das Mädchen muß man lieben.
Mein Herz klopft ſchon in mir vor lauter Luſt, Herr Sohn!

Jungwitz.

Und meins vor Ungeduld! Mich dünkt, ich liebe ſchon.

Richard.

Sie hat ein ſchön Geſicht und Augen, die recht brennen.

Jungwitz.

Vom Vater wird ſie die nicht anders haben können.

Richard.

Er ſchmeichelt, doch im Ernſt: man ſagt, ſie ſieht, wie ich.

Jungwitz.

Wenn ſie noch beſſer ſieht, iſt es nicht ſchlimm für mich.

Richard.

Sonſt iſt ſie Meiſterinn in allen Wirthſchaftsſachen.
Herr Jungwitz, ſie wird Ihm recht gute Süppchen machen.

Jungwitz.

So viel verlang ich nicht von ihrer eignen Hand.

Richard.

Hat, was ſie ſchreibet, gleich nicht allemal Verſtand:
Wenn ſie mir Briefe ſchreibt, ſo ſind es lauter Sprüche.
Und in der Rechenkunſt verſteht ſie gar die Brüche.

Jungwitz.

So hat ſie viel gelernt?

Richard.

Gelernt? Mehr als genug!
Jetzund erzieht man faſt die Mägdchen gar zu klug.

Sie

Sie müſſen ſich den Kopf mit tauſend Zeug zerbrechen.
Das dacht Er nicht einmal; drey Sprachen kann ſie ſprechen.

Jungwitz.

Doch iſt ſie auch belebt, und ſpricht mit jedermann?

Richard.

Ey das verſteht ſich wohl, wenn ſie drey Sprachen kann.

Jungwitz.

Und ſpricht ſie mit Verſtand?

Richard.

Das weis ich nicht ſo eben.
Doch ſagt man, ſie verſteht, recht nach der Welt zu leben.
Sie ſpielt, ſie putzt ſich gut, ſie trägt ſich mit Manier,
Und klimpert über das recht ſchön auf dem Clavier.

Jungwitz.

Ach wie bin ich vergnügt! Ich ſchließ aus allen Sachen,
Sie iſt nach meinem Wunſch, und wird mich glücklich machen.
Das Hauptwerk einer Frau iſt nicht der Fleiß allein.
Zum Umgang nehm ich ſie, nicht um bedient zu ſeyn.
Zwar viele freyen ſo, wie man Geſinde miethet,
Und wählen eine Frau, die nur das Haus wohl hütet,
Die man zur Rechenſchaft für alle Sachen zieht,
Und die, ſobald man winkt, uns nach den Augen ſieht.
Doch ich . . . .

Richard.

Ihr junges Volk ſprächt gern, wie kluge Leute;
Und wißt doch alles nur ſeit geſtern oder heute.
Wenn Er nur eine Frau, die Ihn hübſch pfleget, hat;
Der Umgang dient zu nichts, davon wird man nicht ſatt.
Laß Er dem großen Volk den Wind von Complimenten;
Da thun oft Mann und Frau, als ob ſie ſich nicht kennten.

Das

Das ſchickt ſich nicht für uns, wenns ihnen gleich gefällt.
Sie haben ihren Stand, wir haben unſer Geld.
Wir thun uns was zu gut. — Was macht man, auf dem Lande,
Mit einer klugen Frau, mit Umgang und Verſtande?

Jungwitz.

Bin ich kein großer Herr; ſo bild ich mir doch ein,
Der Umgang wird auch mit für mich erfunden ſeyn;
Und es wird wohl kein Rang der Freyheit Gränzen ſetzen,
Wer ſich mit einer Frau, die Witz hat, darf ergötzen.
Ein jeder fühlt in ſich wohl heimlichen Verdruß,
Wenn er ſein halbes Herz ſelbſt mit belachen muß;
Wenn ihn das gute Weib, das er nur ungern zieht,
Beſchämet, wenn ſie ſpricht, und ärgert, wenn ſie ſchweiget;
Wenn er bey ihr allein ſtets küſſet oder gähnt,
Und ſucht er Zeitvertreib, ſich aus dem Hauſe ſehnt;
Und wenn er glaubt ſie ja, ihn einmal aufzuräumen,
Erzählen hören muß, was ihre Mägdchen träumen.

Richard.

Ja, red Er, red Er nur! Ich wollen ſehn, Herr Sohn.
Da muß ich klüger ſeyn! Doch gut, das giebt ſich ſchon.

Dritter Auftritt.

Jungwitz, Richard, Charlotte, die ſich beſtändig neigt.

Richard.

Wer kömmt hier?

Jungwitz.

Sie iſt ſchön; Herr Richard, dürft ich küſſen?

Richard,

bückt ſich tief gegen Charlotten

Still!

Jung-

Jungwitz.

Iſt ſies? . . . Iſt ſies nicht?

Richard.

Ey, wie kann ich das wiſſen?

Jungwitz.

Ja! ſie ſieht Ihnen gleich.

Richard.

Sie neigt ſich gar zu ſehr.
Sie redte mich wohl an, wenns meine Tochter wär.

Jungwitz.

Sie werden mir verzeihn. Darf ich mich unterſtehen,
Zu fragen; können wir, Herrn Richards, Tochter ſehen?

Richard.

Wird die Frau Praatgern denn bald zu uns kommen?

Charlotte, neiget ſich.

Ja!

Richard.

Wird meine Tochter auch bald bey uns ſeyn?

Charlotte.

Papa!

Richard.

Ich glaube bald, ſie iſts. Biſt dus, Charlotte? — Rede!
Sie kennet uns noch nicht, Herr Sohn; drum iſt ſie blöde.

Jungwitz, zum Richard beyſeite.

Sie ſagten ja vorhin, daß ſie drey Sprachen ſpricht,
Die, die wir reden, iſt vielleicht die rechte nicht.

Richard.

Du kannſt doch deutſch, mein Kind! — Bin ich dir denn willkommen?
Ich habe hier für dich Geſellſchaft mitgenommen,

Mit

Mit der du ſprechen mußt. Nun, faß ein wenig Muth!
Ich ſteh dafür, daß er dir nichts zuwider thut.

Vierter Auftritt.

Jungwitz, Richard, Charlotte, Frau Praatgern.

Praatgern.

Ich hoff, Ihr liebes Kind wird Ihnen doch gefallen.
Ich ſeh, ſie ſchwatzt ſchon hübſch. Die Kunſt kann ſie vor allen.

Richard.

So? Alſo iſt ja das Charlotte?

Praatgern.

Ja, gewiß!

Richard.

Sie hat mirs nicht geſagt.

Praatgern.

Ja! freylich iſt ſie dieß.
Wie kommen Sie darauf, Herr Richard, ſo zu fragen.
Wenn ſie nicht Ihre war, ſo würd ich es nicht ſagen.
Charlottchen küßt Sie denn nicht dem Papa die Hand? —
Sie glaubens nicht, das Kind hat engliſchen Verſtand.

Richard.

Das hab ich nicht gemerkt.

Praatgern.

Mehr manchmal, als ich wollte.
Ich weis wohl, daß ich ſie ſo laut nicht loben ſollte.
Die Jungfern bilden ſich ſonſt leichtlich was drauf ein,
Die Wahrheit aber will doch auch geſaget ſeyn.

Ich ſelber wundre mich manchmal, bey meiner Ehre,
Wie altklug ich ſie oft im Hauſe reden höre.

Richard.

Im Hauſe nur?

Praatgern.

Wo ſonſt? Wir kommen nicht viel aus.
Es kömmt auch nicht gar oft ein Fremder in mein Haus.
Wir leben ſtill für uns. — Was würde man ſonſt denken?
Man pfleget obnedas den Witwen nichts zu ſchenken.

Richard.

Frau Praatgern! Greifet Sie ſogar die Bosheit an;
So glaub ich, daß die Welt nicht lange ſtehen kann.

Praatgern.

Sie wiſſens nicht, mein Herr. So gehts in großen Städten.
Man kann in Frieden nicht aus ſeiner Thüre treten.
Da iſt ſo vieles Volk, das hat ſonſt nichts zu thun;
Die ſpotten alle Welt, und laſſen niemand ruhn.
Ich will mich überdas nicht viel in Umgang ſetzen,
Denn da vergeht die Zeit mit vielerley Geſchwätzen,
Und die ſind nicht mein Werk. Da lernt inſonderheit
Die Jugend weiter nichts, als lauter Eitelkeit.
Vor dieſem war ich auch gern unter vielen Leuten;
Da war ich noch ganz jung und konnte was bedeuten.
Die gröſte Dame blieb oft ganz verlaſſen ſtehn;
Denn alles lief zu mir, ließ ich mich nur wo ſehn.

Jungwitz.

Das glaub ich.

Praatgern.

Eben drum muß ich den Umgang meiden,
Denn ich verlang es nicht, daß andre mich beneiden.

Richard.

Nun, igo wird Sie doch davon geſchwatzt ſeyn!

Praat-

Praatgern.

Ich leb auch lange ſchon ganz ſittſam und allein.
Um Ihre Tochter ja in gar nichts zu verſäumen,
Hat meine Tochter ſelbſt mein Haus ganz mir'n räumen.
Das arme Mägdchen iſt in meiner Schweſter Haus,
Da ſieht ſie nicht viel Gutes, drum wird auch nicht viel draus.
Warum ich ſie nicht gern beyſammen bleiben laſſe,
Das iſt unſenderben, weil ich das Plaudern haſſe.
Zwey Mägdchen reden nur, wie man ſich putzen ſoll,
Und ſchwatzen ſich den Kopf von Eitelkeiten voll.

Die Herren waden es uns doch nicht übel nehmen.
Ich muß mich heute faſt, mich ſehn zu laſſen, ſchamen.
Sie ſehen, daß wir nicht recht angezogen ſind.
Wir waren nicht recht wohl, ich und das arme Kind.

Richard.

Nicht angezogen! Wie? Sechs Blumen in den Haaren,
Und Röcke, wie ein Zelt für ſieben Janitſcharen?
Iſt das noch nichts?

Praatgern.

Das iſt ſo, wie ich täglich ſeh.
Ich putze mich nicht viel, weil ich doch niemand ſeh.
Selbſt meine Schweſter ſpricht: Laß dich, pflegt ſie zu ſagen,
In die Komédie, und zum Concerte tragen.
Doch mit der Eitelkeit laß ich mich gar nicht ein.
Denn man geht doch dahin, nur um geſehn zu ſeyn.

Jungfer.

Doch denken; wär ich da ſo wird auf mich geſehen:
Frau Praatgern, kann wohl das ohn Eitelkeit geſchehen?

Praatgern.

Nein! Bleiben Sie mir nur, dahin zu gehn, nicht an'
Ich werd es niemals thun, und hab es nie gethan.

Charlotte fraget auch nicht viel nach ſolchen Sachen,
Sie denkt nicht einmal dran, ſich eine Luſt zu machen.
Sie war auch ſchon ganz klein ein recht verſtändig Kind.
Aus wem was werden ſoll, das zeigt ſich gar geſchwind.
Sie war ſo fromm, ſo ſtill. Sie hat mich nie geſtöret,
Ich habe manchen Tag nicht einen Laut gehöret.

Richard.

Frau Praatgern, hör Sie an! Komm Sie allein mit mir!
Herr Jungwitz, red Er hübſch mit meiner Tochter hier.
Die Mädchen wollen oft ihr Mundwerk erſt nicht zeigen,
Hernachmals bäthe man ſie gerne, ſtill zu ſchweigen.

Fünfter Auftritt.

Charlotte, Jungwitz.

Jungwitz.

So ſeh ich, kann man auch in Städten einſam ſeyn?

Charlotte.

O ja!

Jungwitz.

Wird Ihnen denn die Zeit nicht lang?

Charlotte.

Ach nein!

Jungwitz.

Vielleicht vertreiben Sie ſie ſich mit Bücherleſen?

Charlotte.

Ach nein!

Jungwitz.

Das Wetter iſt bisher ſehr ſchlecht geweſen.

Char-

Charlotte.

Ich weis nicht.

Jungwitz.

Zwar für Sie iſt es wohl niemals ſchlecht.
Sie kommen nicht viel aus.

Charlotte.

Da haben Sie ganz recht.

Jungwitz.

Doch Ihr Papa und ich, wir hatten zu der Reiſe
Sehr ſchlechte Wege.

Charlotte.

So?

Jungwitz.

Der Belt gieng noch mit Eiſe.

Charlotte.

So?

Jungwitz.

Aber die Begier Sie deſto ehr zu ſehn,
Ließ uns darum nicht ruhn; wir mußten übergehn.

Charlotte.

So?

Jungwitz.

Und Sie ſehnten ſich doch, den Papa zu kennen?

Charlotte.

Warum nicht?

Jungwitz.

Er ward auch nicht müde, Sie zu nennen.
Die ganze Reiſe durch fiel ſonſt kein ander Wort,
Als nur von Ihnen vor

Charlotte.

Wenn gehn Sie wieder fort?

Jungwitz.

Wie kömmt es, daß Sie ſchon nach unſerm Abſchied fragen?
Die Frage ſcheinet mir nichts guts vorher zu ſagen.

Charlotte.

Warum?

Jungwitz.

Wir haben erſt verſchiednes hier zu thun,
Und unſre Rückkehr wird auf Ihnen mit beruhn.

Charlotte.

Wie ſo denn?

Jungwitz.

Ganz gewiß! Die Zeit wird es ſchon weiſen.
Wir wünſchen, ohne Sie von hier nicht wegzureiſen.

Charlotte.

Ja! Wenn ich reiſen ſoll, und die Frau Praatgern will.

Jungwitz.

Sie gehn doch gern aufs Land?

Charlotte.

Nein! da iſt es ſo ſtill.

Jungwitz.

Das lieben Sie ja wohl, weil Sie ſo einſam leben?

Charlotte.

Ja! Es iſt in der Stadt doch beſſer.

Jungwitz.

Sie vergeben!
Ich halt es mit der Stadt, wenn man Geſellſchaft liebt;
Doch um allein zu ſeyn, da iſt die Stadt betrübt.

Charlotte.

So? Meynen Sie?

Jungwitz.

Man hört zwar in der Stadt viel Sachen,
Die manchmal luſtig ſind und was zu reden machen.

Char-

Charlotte.

Sehr wenig.

Jungwitz.

Das war viel! Geſchieht nichts neues hier?

Charlotte.

Letzt war hier eine Frau, mich dünkt, die ſagte mir,
Der Caffee würde theur, und ware wenig nütze,
Und auch der Thee.

Jungwitz,
wiſcht ſich den Schweiß ab.

Mich dünkt, hier iſt ſehr groſſe Hitze.

Charlotte.

Ach nein!

Jungwitz.

Mir iſt gleichwohl ſo heiß - - - ſo wunderlich.
Die Angſt - - vergeben Sie - - Ach! - ich empfehle mich!

Charlotte.

Sie gehn ſchon. Wollen Sie nicht erſt Quadrille ſpielen?

Jungwitz.

Verzeihn Sie, daß ich geh, mich etwas abzukühlen.

Sechſter Auftritt.

Charlotte, ſetzet ſich auf einen Stuhl und ſpielet mit dem Fächer. **Jakob, Kathrine.**

Jakob.

Zum Henker, es iſt hier, nicht wie in der Provinz!
Hier wird ein Diener ja gehalten, wie ein Prinz.
Ihr Mägdchen gebt hier Thee und Caffee, wie die Damen,
Und ſetzet allezeit, Monſieur, zu unſerm Namen.
In einer groſſen Stadt, da gilt doch ein Lackey,
Da iſt das Paradies der edlen Livorey.

Kathrine.

Seht doch! Gefällt Ihm das, mein Herr Lackey vom Lande?

Jakob.

Ja! heute bin ich doch vergnügt mit meinem Stande.
Doch, ſoll ich einmal recht mein Glück vollkommen ſehn,
So muß Kathrinchen nun mit mir ſpatzieren gehn.

Kathrine.

Das geht nicht an, Monſieur.

Jakob.

Ach ja! ich will Sie führen.

Kathrine.

Ey pfuy! wer würde gehn? Ich fahre nur ſpatzieren.

Jakob.

Was? ich ſoll fahren? ich? Gut, wenn Kathrinchen will:
Darauf kommt mirs nicht an. — Doch koſtet es auch viel?

Kathrine.

Pfuy, Knicker!

Jakob.

Was iſt auch ein Jahr von meinem Lohne?
Sie bildet ſich wohl ein, daß ich die Koſten ſchone?
Wir fahren. — Gut, was ſchadts? Zieht Sie nur mit aufs Land,
So werden wir vielleicht ein wenig mehr bekannt.

Kathrine.

Es fragt ſich erſt, ob ich mich ſo will niederlaſſen.
Hier kennt mich kein Lackey, als von den erſten Claſſen.
Wer keinem Ritter dient, darf ſich zu mir kaum nahn;
Und, Monſieur Jakob, Ihn ſeh ich mit Mitleid an.

Jakob.

Et, Et! Wer ſitzt denn hier und hat uns zugehöret?

Ka-

Kathrine.

O! kehr Er ſich nicht dran und ſprech Er ungeſtöret.
Es iſt die Jungfer nur!

Jakob.

Jungwitzens künftge Frau?

Kathrine.

Ganz richtig!

Jakob.

Und ich ſeh, ihr kennt euch ſo genau?

Kathrine.

Warum nicht? O wir ſind Ein Herz und Eine Seele!
Was kriegt ich, wenn ich Ihn ihr beſtens anbefähle?

Jakob.

Sie iſt wohl Ihre Zucht?

Kathrine.

Ja! und das iſt ein Glück.

Jakob.

Ich geh.

Kathrine.

Ey, wart Er doch noch einen Augenblick!

Jakob.

Mein Herr kömmt wohl.

Kathrine.

Ey, was? Das hat nichts zu bedeuten.

Jakob.

Nein, nein! Er würde mich hier ſchön hinaus begleiten.

Siebenter Auftritt.

Kathrine, Charlotte.

Kathrine.

Der dumme Teufel läuft, als würd er weggejagt.
Ich hätt ihn doch ſo gern ein wenig ausgefragt.
Nun, Jungfer! Sitzen Sie hier, ohne ſich zu regen?
Sie werden doch nicht gar was wichtigs überlegen?

Charlotte.

Ach nein! Du weißt es ja, ich ſitze gern in Ruh,
Und mach ein Bißchen nur den Fächer auf und zu.

Kathrine.

Das wollt ich ſelber wohl; bloß mit dem Fächer ſpielen,
Nichts denken und nichts thun, und kaum ſich ſelber fühlen.
Es wäre wohl nicht ſchlimm, ein ſteinern Bild zu ſeyn,
Das ſich nicht rühren darf, und ſagt nicht ja, noch nein.
Doch iſt Ihr Freyer weg? Und wie gefallt er Ihnen?

Charlotte.

Mir hat der gute Menſch noch recht genug geſchienen.
Er ſpräche gerne viel, doch es will nicht recht fort.

Kathrine.

Antworten Sie ihm denn?

Charlotte.

Ja, dann und wann ein Wort.

Kathrine.

Nicht mehr?

Charlotte.

Wie ſo? Kann er denn nicht alleine ſprechen?
Verlangt er denn, ich ſoll ihn immer unterbrechen?

Kathrine.

Ja, ja! Doch ein Geſpräch kannſt auch den Teufel nicht.
Wo einer ſtets nur hört, der andre ſtets nur ſpricht.
Und ſeinen ganzen Witz dabey nicht auszuleeren,
Dazu gehört ein Narr, der nichts als ſich will hören.

Charlotte.

So! Und was meynſt du denn, das ich ihm ſagen kann?

Kathrine.

Das, was Sie denken.

Charlotte.

Nein, das geht gewiß nicht an!

Kathrine.

Warum?

Charlotte.

Es ſchickt ſich nicht.

Kathrine.

Was iſts denn, das Sie denken?

Charlotte.

Ich denke, was er mir als Bräutigam ſoll ſchenken.

Kathrine.

Sie kriegen unverhofft wohl einen ganzen Kram.
Die Gräfinn, wo ich war, eh ich zu Ihnen kam,
Die ward recht ſchön beſchenkt.

Charlotte.

Ich will ſie noch beſchämen.
Wer mich nicht recht beſchenkt, den will ich auch nicht nehmen.

Kathrine.

Erſt kam ein großer Korb voll Blumen und voll Band.

Charlotte.

Auch Spitzen?

Kathrine.

Freylich ja!

Charlotte.

So breit, als meine Hand!

Kathrine.

Das wäre ſonſt nicht ſchmal.

Charlotte.

So breit will ich ſie haben.

Kathrine.

Recht ſchön! Darunter lag der ſchönſte Schmuck vergraben.

Charlotte.

Und den verlang ich auch.

Kathrine.

Nebſt einer Uhr dabey.

Auch Doſen.

Charlotte.

Kein Etui?

Kathrine.

Nein!

Charlotte.

Ich will ihrer zwey.

Kathrine.

Hernach ließ ſich ein Steiß mit bunten Blumen ſehen.

Charlotte.

Auf meinem Steiſſe ſoll ein ganzer Garten ſtehen.

Kathrine.

Ein Nachttiſch kam zuletzt von Silber.

Char-

Charlotte.

Nein, wie Sie!

Nicht anders ſoll er ſeyn. Ich hatte wohl gewollt,
Daß mein Herr Bräutigam das hübſch in Ordnung wäre.
Wenn ichs ihm aber nur nicht ſelber ſagen müßte.

Katharine.

Dazu iſt Rath. Ich will zu ſeinem Diener gehn.

Charlotte.

Gut, geh! und gieb's ihm ja recht deutlich zu verſtehn.

Achter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte.

Praatgern.

Da hab ich nun den Dank für alle meine Mühe.
Man denkt, ich wiſſe nicht, wie man ein Kind erziehe.
Dem Landphiloſophus, dem jungen Gaukler,
Dem Jungwitz, hör ich wohl, biſt du nicht gut genug.
Weißt du, was er von dir zu deinem Vater ſagte?
Er kam von dir heraus, ich weis nicht, was ihn plagte;
Er kriegte voll Verdruß Herrn Richard bey der Hand,
Und ſagt ihm in das Ohr: Ach, hört ſie nur Verſtand!
Was fehlt dem Narren denn, daß er dich ſo verachtet?
Er meynt wohl, den Verſtand hat er allein gepachtet.
Was haſt du denn gemacht? Was haſt du ihm geſagt?

Charlotte.

Nichts.

Praatgern.

Etwas muß doch ſeyn, warum er ſich beklagt.
Charlotte!

Charlotte.

Wahrlich nichts.

Praatgern.

Du darfſt es nur geſtehen.
Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehen!
Nun! — Dreh dich um! — Das iſt ja gut, und ſitzt galant.
Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehlte der Verſtand?
Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf nicht ſo zurücke!
Wer ſagt: hat ſie Verſtand? der ſeh nur ihre Blicke!
Geh doch einmal herum. — Gut! hierher! — Neige dich! —
Da haben wirs, das fehlt. Nein, ſieh! So neigt man ſich.
Ich finde gleichwohl nichts. Herr Jungwitz iſt ein Thore.
Sie hat Verſtand genug.

Neunter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlette, Leonore.

Praatgern.

Was bringſt du, Leonore?
Was willſt du?

Leonore.

Was ich will? Nichts will ich, als das Glück
Um Sie zu ſeyn.

Praatgern.

Du kömmſt ja jeden Augenblick?

Leonore.

Zwar Ihnen ſcheint es oft, mir aber ſcheint es ſelten.
Und kam ich jeden Tag, war ich darum zu ſchelten?

Praatgern.

Ja! Denn die Zeit vergeht durch ſolch Spatzierengehn.

Leonore.

Doch wenn ich Sie nur ſah, vergeht die Zeit recht ſchön.

Praat-

Praatgern.

Ja, ja! — Wenn ich Sie sah! Kämst du um meinetwillen!
Ich kenn dich schon, du willst nur deine Neugier stillen,
Weil du erfahren hast, es sey Gesellschaft da.

Leonore.

Frau Mutter, glauben Sie . . .

Praatgern.

Frau Mutter!

Leonore.

Nun! — Mama!

Praatgern.

Das weißt du wohl noch nicht? — Du giebst mir wenig Ehre.

Leonore.

Ich wußte nicht, daß das ein Ehrentitel wäre.

Praatgern.

Ich wundre mich, wie schlecht dich meine Schwester zieht.
Kein Mägdchen wird doch gut, das so viel Leute sieht.
Nein, das geht nicht mehr an! Ich muß ihr Nachricht geben,
Sie soll nicht so mit dir in Kameradschaft leben.
Sieh an, wie du dich stellst! — Das alles ist zu frey.
Du wirst nicht etwa roth und bist vor Leuten scheu.
Du sprichst mit jedermann; die Jungfern müssen schweigen.
Du willst nur jeden Tag dich in Gesellschaft zeigen.
Kömmst du nicht itzt hierher, nur um gesehn zu seyn?
Für Jungfern steht das sonst nicht ehrbar und nicht fein.

Leonore.

Ich kann ja wieder gehn. Sie dürfen nur befehlen.
Ich will ein andermal bequemre Stunden wählen.

Praatgern.

Du bist vortrefflich klug, und sag ich dir ein Wort,
Das dir nicht recht gefällt, so eilst du wieder fort.
Weil du doch alles weißt, und andre kannst verspotten,
So sage doch einmal, was fehlt denn hier Charlotten?

Du weiſt ja ſonſt die Kunſt, wie man gefallen kann.
Es iſt hier ein Phantaſt, dem ſiehet ſie nicht an.
Ihr Vater bringt ihn her. Der Narr iſt nur vom Lande,
Und ſpricht als wüßt ers recht, es fehlt ihr an Verſtande.
Laß deine Klugheit ſehn, und gieb mir Unterricht.
Nun ſag doch, was ihr fehlt. Siehſt dus? — Ich ſeh es nicht.

Leonore.

Ich auch nicht.

Praxagern.

Doch du ſollſt.

Leonore.

Es möchte Sie verdrieſſen.

Praxagern.

Nein, ſag es!

Leonore.

Nein, Mama!

Praxagern.

Kurz, Madmeſell, Sie müſſen.

Leonore.

Sie redet wohl nicht viel?

Praxagern.

Wenn nur ihr Mädchen ſprecht,
So denkt ihr, es iſt gut. Sie redt nicht, das iſt recht.
Da weiß ſie, daß ſie mehr Verſtand, als du, beſitze.
Denn für die Jungfern iſt das Reden gar nichts nütze.

Leonore.

Die Regel wäre gut, wär ſie nur allgemein.
Doch manche Mannsperſon wird ſehr dawider ſeyn.

Praxagern.

Wie? Manche Mannsperſon? — Wer hätt es denken ſollen?
Die Mannsperſonen! Ach! — Und du weißt, was ſie wollen?
Das iſt die Frucht, wenn man ſtets redet, ſcherzt und lacht. —
Der Mannsperſonen? — Wer hat dich ſo klug gemacht?

Leono-

Leonore.

Nun, nun! Das können wir wohl ohne Schande wiſſen,
Daß wir, wenn ſie uns ſehn, mit ihnen reden müſſen.

Praxagora.

Bald glaub ich ſelbſt, daß es ein eigner Narren giebt,
Der mehr ein Plaudermaul, als ein Mädchen liebt.
Hör an! Du ſollſt mir gleich Charletten ſprechen lehren.

Leonore.

Kann ich . . .

Praxagora.

Du kannſt! Ich will von keiner Ausflucht hören.
Sag ihr es vor, was ſie zum Jungen ſagen ſoll.
Ich geh, und ſchelt indeß die Haut ihm ſelber voll.
Und wenn ſie reden kann, ſo kannſt du wieder gehen.
Ich ſag dirs, laß dich nicht hier vor den Fremden ſehen.

Zehnter Auftritt.

Charlotte, Leonore.

Leonore.

Nein! Ich kann nicht verſtehn, was meine Mutter ſpricht.

Charlotte.

Nun, gehn Sie doch nur fort! Von Ihnen lern ich nicht.

Leonore.

Ich maße mich nicht an, Charlotte, Sie zu lehren.
Es lehrt Sie die Natur. Sie können mich entbehren.
Man brauchet in der Welt, kann man ſprechen kann,
Nur Zutraun zu ſich ſelbſt; ſo iſt es bald getan.

Charlotte.

Ach nein!

Leonore.

Sie brauchen ſich den Kopf nicht zu zerbrechen.
Ein Mund, wie Ihrer iſt, darf, wie es glücket, ſprechen.

Nicht

Nicht jede, die gefällt, wird darum hochgeacht,
Wenn sie nichts anders sagt, als was sie wohl bedacht.
Die Kühnheit, ohne Scheu was thörichtes zu sagen,
Gilt öfters für Verstand; die Kunst ist, es zu wagen.
Versuchen Sie's darauf! Sie sind ja schön und jung,
Und manche, die so spricht, erlangt Bewunderung.

Charlotte.

Ich seh, Sie spotten mich. Ich will Sie schon verklagen.

Leonore.

Nein! Wär es nicht mein Ernst, so würd ich es nicht sagen.

Charlotte.

Schon gut!

Leonore.

Um auf einmal sogleich beredt zu seyn,
Weis ich kein Mittel sonst, als diesen Weg allein.
Denn daß man mit Vernunft bejahet und verneinet,
Bey Kleinigkeiten selbst doch was zu sagen scheinet,
Zu rechten Zeiten scherzt, und allezeit mit Fleiß
Von dem mit jedem spricht, was er zu sprechen weiß,
Und, wie man selber will, der andern Reden lenket,
Das fodert Umgang, Zeit, und daß man etwas denket.

Charlotte.

Schon gut!

Leonore.

Wie? Meinen Sie?

Charlotte.

Sie spotten über mich,
Und geben mir sonst nichts, als Stichelreden.

Leonore.

Ich?
So legen Sie das aus, was ich aus Freundschaft rede?
Mein Rath ist, sprechen Sie, und seyn Sie nur nicht blöde.
Zum Anfang ist das viel.

Charlotte.

Ach! da kömmt mein Papa!

Sie wollen beyde hinweg gehen. Charlotte läuft fort, da aber Leonore sieht, daß man sie gesehen, kehret sie um

Eilfter

Eilfter Auftritt.

Richard, Jungwitz, Leonore.

Richard.

Ihr Leutchen, lauft doch nicht. Charlotte, bleib doch da!
Charlotte, nun! wohin? Charlotte, willſt du hören,
Wenn dich dein Vater ruft.

Leonore.

Sie fürchtet, Sie zu ſtören.

Richard.

Sie hat ſie wohl ſehr lieb, weil Sie ſo für ſie ſpricht?

Leonore.

Als Tochter hier vom Hauſ', iſt dieſes meine Pflicht.
Erlauben Sie, ich geh und will ſie wiederholen.

Richard.

Nein!

Leonore.

Ich empfehle mich.

Richard.

Nein, nein! nicht gleich empfehlen!

Leonore.

Die Jungfer Tochter

Richard.

Ey, ich ſeh ſie Zeit genug.

Leonore.

Doch ihr gilt das nicht gleich.

Richard.

Das Mädchen ſpricht ganz klug.

Jungwitz.

Sie zeigen ſich ja kaum, da Sie ſich ſchon entfernen.

Leonore.

Ich bitte . . .

Richard.

Soll man Sie denn gar nicht kennen lernen?

Leonore.

Dabey verlier ich nur, wenn man mich kennen lernt.

Richard.

Und wir verlieren viel, wenn Sie ſich gleich entfernt.

Leonore.

Sehr gut! ich werde Sie in dieſem Irrthum laſſen.

Richard.

Als Kind vom Hauſe hier muß ich Sie doch umfaſſen.

Leonore.

Ich weis, die Ehre kömmt nur Ihrer Tochter zu.

Richard.

Nun, nun! Was läufſt du denn! du kleine Närrinn, du!

Zwölfter Auftritt.

Richard, Jungwitz, Charlotte, mit Karten in der Hand.

Richard.

Charlotte, kömmſt du nun? Du wollteſt ja nicht warten,
Da ich dich vorhin rief. Was bringſt du itzo? — Karten? —
Was ſoll ich damit thun?

Char-

Charlotte.

Quadrille.

Richard.

Biſt du toll?
Meynſt du, daß ich die Zeit mit dir verſpielen ſoll?
Was hätteſt du davon, wenn ich dein Geld gewönne?

Charlotte.

Nein! ich gewinne Geld zu einer Andrienne.

Richard.

Hier haſt du Geld, und geh.

Charlotte.

Zu einem Palatin.

Richard.

Hier.

Charlotte.

Einen Reifenrock, nur täglich anzuziehn.

Richard.

Ey! trag die Karten fort! Das heißt zu weit gegangen.
Ich ſeh, du brauchſt den Mann, nur Kleider zu verlangen.

Charlotte.

Ach ſpielen Sie doch nur.

Richard.

Geh fort! ich ſag dirs, geh!

Dreyzehnter Auftritt.

Richard, Jungwitz.

Richard.

Was für ein Unterſchied, wenn ich die andre ſeh!
Wenn meine Tochter doch nur bald ſo artig war.!

Jungwitz.

Gewiß, ich wünſchte das!

Richard.

Ich auch, bey meiner Ehre.
Wenn ich ein Mägdchen ſeh, das hübſch natürlich iſt,
Nicht ſo von Kleidern ſtrotzt, und nicht die Schritte mißt;
So lacht mir, meiner Treu! das Herz in meinem Leibe,
Und es hält hart genug, daß ich ein Witwer bleibe.

Jungwitz.

Mein Herr, es iſt mir lieb, Sie ſo geſinnt zu ſehn.

Richard.

Warum?

Jungwitz.

Charlotte zwar iſt ſchön, ich wills geſtehn.

Richard.

Ja, ja.

Jungwitz.

Etwas Verſtand wird Sie zum Engel machen.

Richard.

Verſtand, Verſtand! — Ey was? Verſtand! — ich muß recht lachen.
Wär ſie nur nicht ein Ding, das wie im Drathe geht,
Nur Complimente macht, und ihren Reifrock dreht,
Das lauter Kleider iſt, nichts wünſcht, als ſchöne Kleider,
Und ihren Vater kaum ſo gern ſieht, als den Schneider;
Das kaum vor lauter Zucht die Lippen öffnen kann,
Und denkt, mit Ja und Nein iſt alles abgethan,
Und weis ſie nur im Spiel die Karten zuzugeben,
Sich einbildt, ſie verſteht die ganze Kunſt zu leben;
Wär ſie hübſch ohne Zwang und hätte Munterkeit,
Und ſpräche, doch nicht ſtets, und auch nicht zu geſcheid,
Und wüßte was ſich ſchickt, und wär im Hauſe nütze; —
So fragt ich viel darnach, ob ſie Verſtand beſitze.

Jung-

Jungwitz.

Mein Herr, ſo ſind wir eins, ſo hätte ſie Verſtand.

Richard.

Verſtand! Mein guter Herr, den hab ich eh gekannt!
Lehr Er mich den Verſtand der Frauen nur nicht kennen.
Wer ihn erfahren hat, hört ihn nicht gerne nennen.
Wenn ein herrſchſüchtig Weib den Mann zum Kinde macht,
Und denkt er nicht, wie ſie, ihm ins Geſichte lacht,
Ihn ſtraft, ſo oft er was ohn ihren Rath geſaget,
Ihn vor den Leuten ehrt, und ingeheim ihn plaget,
Und will er nicht, wie ſie, mit ewigem Verdruß
Sich krank macht, weint und raſt, bis er ihr folgen muß; —
So heißt ſie das Verſtand. Wenn ich ſo eine hatte;
Ich will ein Schurke ſeyn, gieng ich mit ihr zu Bette.

Jungwitz.

So ſind ich zwiſchen uns vollkommen Einigkeit.

Richard.

Nun! wenn wir einig ſind, was braucht es denn für Streit?

Jungwitz.

Doch ſollt ein einzig Wort wohl ihre Freundſchaft mindern?

Richard.

Ey! ſo ein Lumpenſtreit, wie ſollte der ſie hindern?

Jungwitz.

Ich meyne das, was ich noch erſtlich ſagen will.

Richard.

So ſag Ers!

Jungwitz.

Doch ich weis . .

Richard.

Nun denn, ſo ſchweig Er ſtill!

Jungwitz.

Es muß einmal heraus. Am beſten iſts, ich rede.

Richard.

Nun ja, ſo red Er doch! Was thut Er denn ſo blöde?

Jungwitz.

Ich gieng zwar den Vergleich mit viel Vergnügen ein,
Und freute mich darauf Ihr Tochtermann zu ſeyn;
Doch die Bedingung war, daß ſie mir auch gefiele.

Richard.

Ja, ja, nun merk ichs wohl, nun kömmt Er bald zum Ziele.

Jungwitz.

Vielleicht reizt ihr Geſicht noch tauſend Augen an.
Wer weis, wer ſie noch ſieht, dem ſie gefallen kann?
Sie kann noch auf ihr Geld und ihre Schönheit pochen.

Richard.

Herr Jungwitz, aber Er!

Jungwitz.

Ich habe ſie geſprochen.

Richard.

Nun hab ich ſchon genug! Gut, ich verſteh ihn ſchon.
Er hat ſo unrecht nicht, Herr Sohn.

Jungwitz.

Nicht mehr Herr Sohn!

Richard.

Nun, nun! Den böſen Brauch will ich ſchon endlich laſſen.
Nicht mehr Herr Sohn, ganz gut! — Doch Er muß mich umfaſſen.
Wir bleiben Freunde drum.

Jungwitz.

Das bitt ich.

Ri-

Richard.

Deſto mehr!

Wenn man verſchwägert iſt, liebt man ſich ſelten ſehr.
Doch die verfluchte Frau, die mich ſo ſehr betrogen,
Und denkt, ſie hat mir gar ein Wunder auferzogen,
Die wollt ich . . .

Vierzehnter Auftritt.

Jungwitz, Richard, Frau Praatgern.

Praatgern.

Nun! was denn? Was wollten Sie mir thun?
Hier bin ich.

Jungwitz.

Ey! man ſpricht ja nicht von Ihnen.

Praatgern.

Nun!

Die wollt ich . . .

Jungwitz.

Rüſten Sie ſich doch nicht gleich zum Streiten;
Wer Ihnen was will thun, den muß der Teufel reiten.

Praatgern.

Herr Richard, aber Sie ſind wahrlich auch ein Mann,
Den jeder, was er will, getreſt bereden kann.
Was fehlt Charlotten denn? Ich muß wohl beſſer wiſſen,
Wie Jungfern in der Stadt erzogen werden müſſen.
Ich bin es auch nicht längſt geweſen.

Richard.

Ey! Und ich,

Ich weis auch was ſich ſchickt.

Praatgern.

Die Moden ändern ſich,
Und Ihre Tochter iſt recht nach der neuſten Mode.

Richard.

Das wird Chineſiſch ſeyn: ſie ſitzt, wie ein Pagode.

Praatgern.

So ſagen Sie mir doch, was ſie ſonſt machen ſoll.

Richard.

Sie ſoll geſprächig ſeyn.

Praatgern.

Geſprächig! das iſt toll.
Die Jungfern, hört nur an, will er geſprächig machen.
Ey! wollen Sie nicht auch, ſie ſollen gar mit lachen?

Richard.

Warum nicht?

Praatgern.

Pfuy!

Richard.

Warum? He!

Praatgern.

Weil ſie Jungfern ſind.
Wird man hernach zur Frau, ſo giebt ſich das geſchwind.

Jungwitz.

Dann redt man deſto mehr.

Praatgern.

Mich dünkt ja, daß ich rede.

Jungwitz.

Dann kriegt man auch Verſtand.

Praatgern.

Itzt bin ich gar nicht blöde.
Als Jungfer ſprach ich nichts.

Richard.

Weis ſie das noch genau?

Jungwitz.

Ey wurden Sie vielleicht um deſto lieber Frau?

Praatgern.

Nein! Sollten wir ſo jung die Töchter reden lehren;
Wer würde denn hernach gern auf uns Frauen hören?

Jungwitz.

Ey, ſo? Iſt das der Grund?

Praat-

Praatgern.

Kurz! Hören Sie nur an.
Zu zeigen, daß gleichwohl Charlotte reden kann!
So ſoll Herr Jungwitz nur noch Einmal mit ihr ſprechen,
Und hat ſie nicht Verſtand; gut! dann ſo kann er brechen!

Richard.

Was ſagen Sie dazu?

Jungwitz.

Das geh ich endlich ein.

Praatgern.

Ich wette, ſie ſoll bald ein recht Orakel ſeyn.

Richard.

Indeß laß ich ihn hier. Herr Jungwitz, ich muß gehen,
Mit meiner Tochter mich ein wenig zu verſtehen.

Funfzehnter Auftritt.

Jungwitz, Jakob.

Jakob.

Nun find ich endlich doch auch einen Augenblick,
Da ich Sie ſprechen kann, und zwar zu Ihrem Glück.

Jungwitz.

Nun!

Jakob.

Weil Sie, wie ich weis, um Richards Tochter freyen;
Hat man mir was geſteckt, das wird Sie nicht gereuen.

Jungwitz.

Das iſt?

Jakob.

Ein klein Geſchenk nimmt gleich die Herzen ein.
Es iſt die Mode ſo, es muß geſchenket ſeyn.

Mit Uhren und Etui, und ſolchen Kleinigkeiten,
Wollt ich manch gutes Kind verteufelt weit verleiten.
Ich dachte . . . Wollten Sie wohl was dergleichen ſehn?
Als zum Exempel das?

Jungwitz ſchlägt ihn.

Fort, Schurke, willſt du gehn!

Jakob.

Iſt das für meinen Rath? Wie ſo? — Was fehlt denn Ihnen? —
Bey einem Bräutigam mag auch der Henker dienen.
Die Leute haben ſtets den Kopf von Grillen voll.
Man weis nicht, was man thun, und was man laſſen ſoll.

Sechszehnter Auftritt.

Jungwitz, Jakob, Kathrine.

Jakob.

Da kömmt Kathrine her. Mein Herr giebt itzt Präſente.
Wenn ich Ihr doch nur auch zu was verhelfen könnte!
Hör Sie, im Fall er Sie nicht ebenfalls bedenkt,
So theil ich das mit Ihr, was er mir hat geſchenkt.

Kathrine.

Ja, gut! . . . Hier iſt ein Mann. Ich glaub, er will zu Ihnen.

Jungwitz.

Weis Sie das nicht gewiß?

Kathrine.

Nein.

Jungwitz zu Jakob.

Frag ihn doch!

Jakob.

Zu dienen!

Ka-

Kathrine.

Ich hab ihn ſchon gefragt, und weis doch nichts.

Jungwitz.

Warum?

Kathrine.

Er ſagte nichts darauf.

Jungwitz.

Wie ſo denn?

Kathrine.

Er iſt ſtumm.
Er gab mir nur ſo viel durch Zeichen zu verſtehen,
Er wollte grade zu herein ins Zimmer gehen.

Jakob.

Hier haben Sie ihn ſelbſt, ich weis nicht, was er meynt.

Siebzehnter Auftritt.

Jungwitz, Lakonius.

Jungwitz.

Biſt dus, Lakonius, mein alter guter Freund?
Du alter Philoſoph, willkommen! — ſetz dich nieder. —
Du biſt doch noch geſund? — Und denkſt an mich noch wieder?
So haſt du mich noch lieb? — Ich danke dir dafür. —
Was macht die Algebra? — Es geht doch gut mit dir? —
Wer baare Gelder hat, kann gut philoſophiren. —
Bey mir vertreibet itzt die Wirthſchaft das Studiren.

Lakonius.

Ich höre ja, du willſt heurathen? Thu es nicht!

Jungwitz.

Es iſt auch noch zu früh, wenn man davon ſchon ſpricht.
Herr Richard wollte mir hier ſeine Tochter weiſen.
Und das beweg mich zwar, mit ihm hieher zu reiſen.

Der

Der Vater ſieht mir an, die Tochter aber nicht;
Sie redet nicht ein Wort.

Lakonius.

Nimm ſie, weil ſie nicht ſpricht.

Jungwitz.

Das wäre was für dich. Du willſt nicht plaudern hören.
Sie würde dich nicht ſehr in deinem Denken ſtören.
Hör an, was giebſt du mir? ſo frey ich dir ſie zu. —
Das Mägdchen ſieht gut aus. — Was meynſt du? — Lacheſt du? —
Du hätteſt wohl das Herz, noch eine Frau zu nehmen,
Wenn eine wär, die ſich zum Schweigen will bequemen. —
Hör doch! Wie alt biſt du? wohl ſechzig? — Noch nicht? — Wie?
Doch funfzig?

Lakonius.

Vierzig.

Jungwitz.

Ey, was die Philoſophie
Für Runzeln machen kann! Man ſeh einmal den Alten!
Zum Henker für ſo jung hätt ich dich nicht gehalten.

Achtzehnter Auftritt.

Jungwitz, Lakonius, Kathrine.

Kathrine.

Herr Richard wünſchte ſehr, Herr Jungwitz, Sie zu ſehn.

Jungwitz.

Verzeih, mein alter Freund, ſo muß ich von dir gehn.

Neunzehnter Auftritt.

Lakonius, Kathrine.

Kathrine beyſeite.

Er geht. Wie werd ich nun den alten Kerl vertreiben?
laut. Mein Herr, gedenken Sie den Abend hier zu bleiben?
Sie wollen wohl vielleicht die andern Zimmer ſehn? —
Sie winken? — Ey! ich kann die Sprache nicht verſtehn.

Lakonius giebt ihr Geld.

leiſe. Was iſt das? zwey! drey! vier! — Träum ich? bey meiner Ehre!
Der Mann iſt ſo beredt, als ebs ein Engel wäre.
Daß er etwas begehrt, das hör ich ganz genau.
laut. Doch was begehren Sie? Von wem? — von meiner Frau? —
Von meiner Jungfer? — Nicht? — Von mir denn? — Darf ich fragen?
Vielleicht verſteh ich Sie, wenn Sies noch einmal ſagen.
Was wollen Sie, mein Herr? — Nun!

Lakonius.

Richards Tochter ſehn;
Doch daß Sie mich nicht ſieht.

Kathrine.

Das läßt ſich kaum verſtehn.
Die erſte Sprache war viel deutlicher, als dieſe.
Wie? ſollt ſie Sie nicht ſehn, wenn ich ſie Ihnen wieſe?
Was heißt das? Wollten Sie ſie wohl im Finſtern ſehn?
Was ſonſt?

Lakonius.

Verſteck mich!

Kathrine.

So? und was ſoll dann geſchehn?

Lako-

Lakonius.

Ich will ſie hören.

Kathrine.

Wie? als wär ſie ein Profeſſor!
Sie iſt nicht fürs Gehör geſchaffen.

Lakonius.

Deſto beſſer!

Kathrine.

Ich' hör, es kömmt jemand. Das wird die Jungfer ſeyn. Geſchwinde, gehn Sie hier ins Cabinet herein.

Zwanzigſter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlette, Kathrine.

Praatgern.

Wer iſt im Cabinet?

Kathrine für ſich.

Wie? Ward ſie ihn wohl innen?
laut. Sie wollen doch hinein?

Praatgern.

Nein!

Kathrine.

Es iſt niemand drinnen.

Praatgern.

Laß uns allein?

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte.

Praatgern.

Komm her, Charlotte! Küſſe mich,
Und hiermit wiſſe, du biſt meine Tochter.

Charlotte.

Ich?

Praatgern.

Ja du, mein liebſtes Kind, ich habe dich geboren.
Aus Liebe gegen dich vertauſcht ich Leoneren.
Herr Richard gab mir sie, da ſie noch nicht ein Jahr,
Und dir an Alter gleich, und gleich an Größe war.
Sonſt niemand weis den Tauſch, den ich getroffen habe,
Als eine Wärterinn, doch die liegt ſchon im Grabe.
Herr Richard, welcher mir ſein Kind vertrauet hat,
Kriegt meine Tochter, dich, an ſeiner Tochter Statt.
Er glaubet, du biſt ſein, und wenn er einſt wird ſterben,
Wird ſeine Tochter nichts, und du den Reichthum erben.
So glücklich hab ich dich durch meine Liſt gemacht!

Charlotte.

So?

Praatgern.

Aber nimm nun auch den Vortheil wohl in Acht!
Du mußt dich nur einmal, wie Richard will, gebärden;
So kannſt du eine Frau von großen Mitteln werden,
Den andern recht zum Troß in ſchönen Kleidern gehn,
Und nach und nach im Rang, wo du verlangeſt, ſtehn.
Ich bitte dich, laß ja das Glück nicht aus den Händen.
Biſt du Jungwitzens Frau, ſo mag das Blatt ſich wenden!
Doch eher rub ich nicht, bis du verſorget biſt.
Denn Richard iſt nicht dumm, er merkt vielleicht die Liſt.

Ein einziger Verdacht reißt alles gleich darnieder.
Weis ers, ſo kennt er leicht die rechte Tochter wieder.
Sie hat an ihrem Arm ein Maal zur Welt gebracht.
Kennt er dieß Maal zuver, dann: alles gute Nacht!
Drum gieb dir alle Müh, den Jungwitz wegzukriegen!
Ich habe ſchon gedacht, wie man ihn kann betriegen.
Er klagt, du denkeſt nichts, und ſchweigſt beſtändig ſtill.
So machs dem Narren denn, wie er es haben will!
Selbſt Leonore ſoll, ohn wer ſie iſt, zu wiſſen,
Was ihr beſtimmet wär, dir mit verſchaffen müſſen.
ſie klingelt.
Sag du nur niemand was; es liegt dir ſelber dran.
Kathrine tritt herein.
Ruf Leonoren her! Kathrine geht ab. Es iſt um mich gethan,
Wenn es ein Menſch erfährt. Sey klug und lerne ſchweigen!
Wie du es machen ſollſt, will ich dir itzt gleich zeigen.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte, Leonore.

Praatgern.

Komm! Leonore, komm! hilf mir zu einer Liſt,
Dabey ich ſehen will, ob du gehorſam biſt.
Bedenk, ich habe dich mit Schmerz zur Welt geboren.
Laß ſehn, iſt dieſer Schmerz an dir nicht ganz verloren?

Leonore.

Befehlen Sie, Mama, was fodern Sie von mir?

Praatgern.

Man lacht Charlotten aus, und tadelt mich in ihr.
Wahr iſt es zwar, ich darf mich meiner Zucht nicht ſchämen:
Doch nach dem Mannsvolk muß ein Mägdchen ſich bequemen.
In ihren Meynungen ſind ſie nicht einerley.
Dem iſt man allzuſtill, dem andern allzufrey.

Wär ich ein junger Mann, ich hielt es mit den blöden.
Doch Jungwitz will, ſie ſoll wie ein Orakel reden.
Dem dummen Schöps gefallt ein artiges Geſicht,
Das wenig Worte macht, und doch viel wünſchet, nicht.
Er war ſchon im Begriff, den Handel abzubrechen.
Mit Müh bereet ich ihn, ſie noch einmal zu ſprechen.
Und ſpricht ſie dießmal nicht ſo ſchön, wie ein Roman,
So iſt es alles aus, und um ihr Glück gethan.
Hier ſoll ſie ſitzen. Sieh! du ſollſt dahinten ſtecken.
Hier wird dich niemand ſehn. Ihr Rock wird dich bedecken.
Hilf, was ſie ſagen ſoll, von Wort zu Wort ihr ein.
Er hält ſich für ſo klug, er muß betrogen ſeyn.

Leonore.

Was ſagen Sie, Mama? Iſt das im Ernſt gemeynet?

Praatgern.

Im Ernſt! Der Sache fehlt dein Beyfall, wie es ſcheinet?

Leonore.

Geſetzt auch, der Betrug gelingt, was für Verdruß...

Praatgern.

Lehr du mich nur, wie man Heurathen ſtiften muß.

Leonore.

Und glauben Sie, daß er das nicht gleich merken könne?

Praatgern.

Ey! dünkt das Ey doch ſiets ich kluger, als die Henne!

Leonore.

Und wenn dann Sie und ich dadurch in Schande ſind...

Praatgern.

Thu es, ich halte dich ſonſt nicht mehr für mein Kind!
Der Anſchlag iſt ſo fein. Du wirſt michs beſſer lehren.
Ich will Gehorſam ſehn, und deinen Rath nicht hören.
Charlotte, ſetze dich. — Du ſteck dich hinter ihr! —
Was ſchleichſt du ſo? mach fort! Ich glaub, er iſt ſchon hier.
So!... Hilf ihr kurze Zeit, nur ohne dich zu rühren!
Ich will ſchon bald zu euch den alten Richard führen.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Jungwitz, Charlotte, Leonore, verſteckt.

Jungwitz.

Sie nehmen mich ſehr kalt und ſehr verächtlich an.
Mich dünkt, Sie ſind erzürnt.

Charlotte.

So ſind Sie Schuld daran.

Jungwitz.

Ich wünſche nur zu ſehn, daß ich gefehlet habe.

Charlotte.

Die Gabe — das — zu ſehn — iſt eine — ſeltne Gabe.

Jungwitz.

Recht artig! Doch verzeihn da ſprachen Sie ſo nicht.
Wo war damals Ihr Geiſt? ich ſah nur Ihr Geſicht.

Charlotte.

Was ſollte man — ſonſt mehr — den jungen Herren — zeigen?
Sie reden — gern — allein — drum braucht man nur — Eclatanten. *)

Jungwitz.

Wie? Eclatanten! Was?

Charlotte.

Man findet oft — Verſtand
In Leuten — die man erſt — gar nicht — dafür — erkannt.

Jungwitz.

Es klang, als hätt ich itzt zwo Stimmen ſprechen hören.
Hier muß ein Echo ſeyn.

Char-

*) Eine Art von glänzenden Blumen.

Charlotte.

Es wird Sie nur — bethören.

Jungwitz.

Das Echo....

Charlotte.

Gehn Sie doch! — Sie kommen mir zu nah!

Jungwitz.

Das Echo iſt ganz neu, es ſpricht voran. Ha, ha!
Wer ſteckt hier? — Kommen Sie! — Das iſt nicht zu ver-
zeihen.

Leonore tritt hervor.

Sie haben viel Verſtand; er iſt gar zu verleihen.
Zu Charlotten.
Und Sie, ach ſchämen Sie ſich nicht, mein ſchönes Kind?
Ich muß geſtehn, daß Sie ein artig Sprachrohr ſind.

Charlotte.

Ey nicht doch!

Leonore.

Ja, mein Herr! Sie haben Recht zu ſpotten.
Wie ſchlecht entſchuldigt mich die Freundſchaft für Charlotten!

Jungwitz.

Wer hat die Liſt erdacht? Gewiß, ſie war recht fein!

Leonore.

Weil ſie nicht feiner iſt, drum iſt ſie zu verzeihn;
Da ſie nicht Schaden thut, und doch Sie überführet,
Daß man ſo einen Mann, wie Sie, nicht gern verlieret.

Jungwitz.

Ich ſeh zum wenigſten ſo viel aus dieſer Liſt,
Daß die Betrügerey Ihr Handwerk gar nicht iſt.
Sie laſſen, wie mich dünkt, ſich viel geſchickter ſehen,
Sich zu entſchuldigen, als mich zu hintergehen.

Leonore.

Wer ſelbſt ſein Unrecht ſieht, entſchuldigt ſich nur ſchlecht.

Jungwitz.

Ihr Unrecht? ſagen Sie. Sie haben allzurecht.
Sie konnten für ſich ſelbſt nichts vortheilhafters finden,
Und ſpielten dieſen Streich bloß um mich zu entzünden.

Leonore.

Gewiß! Sie trauen mir ſehr viel Erfindung zu.
Ich ziele nicht ſo weit in allem, was ich thu.

Jungwitz.

So geht die Wirkung doch viel weiter, als Sie zielen.

Leonore.

Mein Herr, die Roll iſt aus, die ich hier ſollte ſpielen.
Sie wiſſen, ich war nur, um einzuhelfen, hier.
Hier iſt die Hauptperſon, drum ſprechen Sie mit ihr.

Jungwitz.

Ich bitte, bleiben Sie. Mit Ihnen muß ich ſprechen.
Sie halfen zum Betrug, nun helfen Sie mich rächen!
Nein, man ſoll mich gewiß umſonſt nicht hintergehn.
Sie ſollen für den Streich, auf den Sie dachten, ſtehn.
Um den Verſtand, den man mich hoffen ließ, zu finden:
So muß ich mich mit der, die ihn beſitzt, verbinden.

Leonore.

Sie glauben, hab ich Sie zu hintergehn gedacht;
So iſt daſſelbe Recht, nun auch für Sie gemacht.
Doch Ihre Schmeicheleyn wird dießmal mich nicht fangen.
Dem traut man nicht ſo leicht, wen man erſt hintergangen.

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Richard, Frau Praatgern, Charlotte, Leonore, Jungwitz.

Richard.

Wie ſteht's?

Praat-

Praatgern.

Ey was iſt das? Ich weis nicht, ob ich trau....

Jungwitz.

Nun! die Frau Praatgern hält mehr Wort, als keine Frau.
Sie haben mich recht ſehr durch dieß Geſpräch verbunden.
Dießmal hab ich Verſtand und Witz genug gefunden.
Ich hab ein Kind gehört, das wie ein Engel ſpricht,
Herr Richard; doch dieß Kind iſt Ihre Tochter nicht.

Praatgern.

Wie? ſeine Tochter nicht! wie ſoll ich das erklären?

Jungwitz.

Ja! Ihre Tochter iſts.

Praatgern.

Nein, nein, ich wills beſchwören!

Jungwitz.

Ja! Ihre Tochter nur, Frau Praatgern, beth ich an.
Kaum hatt ich ſie gehört, da ich ſie liebgewann.
Die Schönheit kann ein Herz wohl rühren, nicht durchdringen:
Nur der Verſtand allein kann den Verſtand bezwingen.
Was iſt die reichſte Frau mit wenigem Verſtand?
Wie unnütz iſt das Geld in einer Thörinn Hand?
Es weiſt ihr Mittel zu, durch tauſend tolle Sachen,
Mit deſto leichterer Müh ſich lächerlich zu machen.
Herr Richard, glauben Sie . . .

Richard.

Ey! was geht mich das an?

Jungwitz.

Frau Praatgern!

Praatgern.

Nein! Sie ſind Herr Richards Tochtermann.

Was dächten Sie, wenn ich ſo ſchändlich handeln wollte,
Daß ich Charlotten gar den Bräutgam nehmen ſollte?

Jungwitz.

Mir ſteht ja frey. . . .

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen, Lakonius.

Lakonius.

Hier, das iſt Richards Tochter.

Praatgern.

Wie?
Das redt ein Schelm! Wer hat denn das geſaget?

Lakonius.

Sie.

Jungwitz.

Der Mann ſpricht ſonſten wahr.

Richard.

So hat man mich belogen?

Lakonius.

Sie hats geſagt, ſo iſts!

Leonore.

So wär ich ſelbſt betrogen?

Richard, zu Charlotten.

Komm! weis mir deinen Arm. Laß mich doch ſehn.

Charlotte.

Mama!

Richard.

Richard.

Nein, Sie iſts nicht. Und du, biſt dus? — Ich ſeh es, ja!

Praatgern.

Gut! nehmen Sie ſie hin, wenn Sie es beſſer wiſſen.

Richard.

Für den Tauſch wollt ich gern mein halb Vermögen miſſen.

Praatgern.

So weis ich nichts davon, wenn ſie vertauſchet ſind.

Jungwitz.

Wie leicht ergreift man auch ein Kind fürs andre Kind!

Praatgern.

Ey freylich!

Richard.

Für den Tauſch bin ich Ihr recht gewogen,
Sonſt hätte Sie mein Kind wohl ſelber auferzogen.
Mein Kind, kaum ſah ich dich, ſo liebt ich dich auch ſchon.
Herr Jungwitz, und wie nun? Nun heißt Er doch Herr Sohn?

Jungwitz.

Will Leonore nur, daß ich ſo heiße, leiden.
Ich bins, Herr Vater, ja! und bin es nun mit Freuden.

Leonore.

Charlotte dauert mich. Was fangt man mit ihr an?

Richard.

Nichts.

Lakonius.

Gebt ſie mir zur Frau, weil ſie nicht reden kann.

Jungwitz.

Er denkt, daß wer nicht ſpricht, auch wenig Unruh mache;
Und eine ſtumme Frau, das wäre ſeine Sache!

Richard.

Ja, ja, ſie ſchweigen drum nicht ſo beſtändig ſtill.
Die ſtillſte redet oft, wenn mans nicht haben will.

Jungwitz.

Das Paar ſchickt ſich recht wohl. Nur Hand in Hand geſchränket!
Er ſpricht nichts, weil er denkt; und ſie, weil ſie nicht denket.

Richard.

Wer aber lehrt hernach die Kinder reden?

Praxegern.

Ich!

Richard.

Die Heurath iſt gemacht. Nur luſtig!

Lakonius.

Willſt du mich?

Charlotte neiget ſich.

Die
Langeweile,
ein Vorſpiel
bey Eröffnung
des däniſchen Theaters.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht.

Der Titel giebt die Veranlaſſung und Abſicht dieſes Vorſpiels gnugſam zu erkennen. Es hat die Freude und die Dankbarkeit ausdrucken helfen, welche die glücklichen Unterthanen **Friedrich des Fünften** bey Seinem Krönungsfeſte im Jahre 1747 bezeugten, und es iſt in einer daniſchen Ueberſetzung aufgeführt worden, als Kopenhagen bey dieſer Feyerlichkeit wieder ein Theater bekam. Dieſe Ueberſetzung iſt, unter dem Titel: Riedſommelighed, ohne Benennung des Verfaſſers und Ueberſetzers bey C. G. Glaſing in Kopenhagen gedruckt, aber dem ungeacht ſo wenig bekannt geworden, daß ich erſt vor kurzem ihr Daſeyn erfahren, und nach vieler vergeblichen Nachfrage ſie endlich ſelbſt in die Hände bekommen habe.

Etwas glücklicher iſt dieſe Ueberſetzung gerathen, als die vom Canut. Doch, daß der Verfaſſer immer noch Urſache gehabt habe, mehr zu verlangen, mag der Anfang zeigen:

Gläde.

I Konſter, ſom formaaer, Fornövelſe at give,
I veed, jeg Gläde er, ſom kommer at oplive
Hver ärlig Underdan. I nu behöves her
At muntre hvert Gemyt; thi Fridrich Kronen bär.

Kom

Kom frem, **Musik**, og lad din liflig Tone höre!
Oa du, **Komödie**, fornöy vort Sind og Øre!
Lee kun fornuftig, og Forlyſtelſe os giv.
Kom og behändig **Dands**, bring frem din Tidsfordriv!
Behagelige **Skiemt**, lad dine Klyster höre!
Den allermindſte Ting du angenem maa giöre.
Giör hvert et Aaſyn glad, bring Fryd i hver Mands Sind,
At paa Belevenhed enhver maa legge Vind!
Ui hvert **Compagnie** indfind dig alle Städer,
See til, at du enhver i diſſe Riger gläder.
Ekaf Leeg og Lyſt i hver vor Konges Land og Stad!
Bör et lyksaligt Folk ey väre hiertеglad?

Der Verſetzungen nicht zu gedenken, worzu ſich der Ueberſetzer die Freyheit genommen hat, als da z. E. die Komödie und der Scherz, die das Original mit Fleiß auf einander folgen läßt, in dieſer Anrede getrennt werden, iſt nicht eine unter den angeführten Zeilen anzutreffen, die nicht in der Ueberſetzung verändert und geſchwächt worden wäre. Der nachdenkliche Ausdruck z. E.

Helft meine Regungen vermehren, und entdecken!

iſt hier weggelaſſen, und dafür eine Beſtimmung hingeſetzt: **Bey jedem ehrlichen Unterthan**, die hier ihre rechte Stelle nicht hat, und etwas zu gemein klingt. Der Tanz ſoll im Däniſchen ſeinen Zeitvertreib hervorbringen, anſtatt auf Zeichen freyer Luſt zu ſinnen, und der Scherz ſoll zuwegebringen, daß ein jeder ſich auf Munterkeit befleißigt, und er ſoll ſich allerwärts in jeder Companie einfinden.

Zur Probe von mehrern dergleichen Unrichtigkeiten und von der Weitſchweifigkeit in dieſer Ueberſetzung mögen noch folgende Zeilen dienen:

Scherz.

Hört die Komödie! Was ſagſt du, kluges Kind?
Du biſt ja noch ſo klein, und ſprichſt ſchon für uns alle?

Nein,

* * *

Nev, hör engang, brad den Komödie es siger!
Du lille Barn er jo endnu saa ung og spee.
Men kloge Glut, da du de Gamle ikke viger,
Da sig, hvormed du vil os komme til at lee.

Ich theile dieſe Zeilen mit, theils weil die Ueberſetzung an ſich vielen Liebhabern däniſcher Schriften nicht bekannt ſeyn wird, theils auch weil die Mängel der bisherigen Ueberſetzungen, unter den geſchickten Kopien, die ſich itzt in der däniſchen Poeſie hervorthun, irgend einen bewegen könnten, diejenigen Werke, welche mein ſeliger Bruder eigentlich für das kopenhagenſche Theater geſchrieben hatte, auf eine vortheilhaftere Art in der däniſchen Sprache bekannt zu machen.

Perſonen.

Die Freude, ein Frauenzimmer in einem leichten Kleide, mit Roſen gekrönet, und einen Thyrſus mit Roſen umwunden in der Hand.

Die Komödie, ein noch unerwachſenes Frauenzimmer, mit einem Spiegel, auf deſſen Rückſeite eine Maske zu ſehen iſt.

Der Scherz, ein junger Satyr mit Blumen und Bändern geſchmückt.

Die Langeweile, in einem dunkeln Kleide, mit einem Auf ſatze nach Art einer Fledermaus auf dem Kopfe, und auf der Hand eine Nachteule tragend.

Der Verſtand, gekleidet wie Apollo, mit einer Sonne auf der Bruſt und einer Lyra in der Hand, mit einem Gefolge von Künſten und Tugenden.

Der Menſchenhaß, in einem Mantel eingehüllet und den Hut ins Geſicht gedrückt.

Der Unverſtand, mit einem langen Barte, einer groſſen Perücke, in einem Pantalonsmantel, mit den Unterkleidern eines Harlekins.

Die Muſik. Der Tanz.

Erſter Auftritt.

Die Freude, die Komödie, die Muſik, der Tanz, der Scherz, die Langeweile in einem Winkel des Theaters auf einem Stuhle ſitzend.

Freude.

Kommt! ich, die Freude, bins! Ich ruf euch, folget mir!
Ihr Künſte, die ihr dient, Vergnügen zu erwecken,
Helft meine Neigungen vermehren und entdecken!
Es ſey hier alles froh, denn Friedrich herrſchet hier!
Laß du, Muſik, die reinſten Töne ſchallen!
Sinn du, o muntrer Tanz, auf Zeichen freyer Luſt!
Komm du, Komödie, durchdring hier jede Bruſt
Mit Lachen voll Vernunft und ſanftem Wohlgefallen!
Und du komm auch, beliebter Scherz,
Verklär jede Stirn, ermuntre jedes Herz!
Brauch deine Kunſt, die kleinſten Sachen
Belebt und angenehm zu machen!
Wo man zuſammenkömmt, da miſche du dich ein!
Vereinigt euch allſammt, macht Zeitvertreib und Lachen
In dieſen Reichen allgemein.
Ein Volk, das glücklich iſt, das muß auch fröhlich ſeyn.

Da Friedrich die ererbte Krone
Auf ſein gefaltetes Haupt geſetzt
Und neben Ihm die Huld auf Seinem Throne
Die Völker, die Er liebt, in froher Ruh ergetzt;
Wie ſollten da der Bürger treue Blicke
Halbſchlafrig und verzagt zur Erde niederſehn?
Wie ſollte, mitten in dem Glücke,
Langweilig mit Verdruß die träge Zeit vergehn?
Ihr Völker! nehmt aus Friedrichs Blicken
Das Beyſpiel und den Grund zu eurer Munterkeit!
Sein freudig Auge zeigt, Er ſieht euch zu beglücken;
Das eure zeigt Ihm an, daß ihr Ihm dankbar ſeyd!
Sehr, wie Sein Geiſt, durch nichts gebunden,
Stets munter von der Luſt zu den Geſchäften eilt;
Und lernt von Ihm, wie man die Stunden
In Arbeit und Vergnügen theilt.

Komödie.

Durch Spiel und Zeitvertreib uns hier beliebt zu machen,
Wird uns die Müh nicht ſauer ſeyn.
Du, Freude, nimmſt ſchon hier der Völker Herzen ein:
Und Herzen, die du füllſt, bewegt man leicht zum Lachen.

Scherz.

Hört die Komödie! Was ſagſt du, kluges Kind?
Du biſt ja noch ſo klein, und ſprichſt ſchon für uns alle?

Komödie.

Viel Dinge ſind erſt klein, eh ſie vollkommen ſind.
Mein lieber Scherz, wenn ich dir nur gefalle;
Ein Frauenzimmer wächſt geſchwind.

Scherz.

Ob du gefallen wirſt, das kann man noch nicht ſagen.
Was größer wächſt, wird drum nicht alles ſchön.
Du haſt noch erſt viel Proben auszuſtehn.
Wenn die vorüber ſind, dann kannſt du wieder fragen.

Komödie.

Ich danke, daß du mich ſo hübſch die Demuth lehrſt.
Ich hätte nicht gedacht, daß du ſo ernſthaft wärſt.

Scherz.

Was jedem nützlich iſt, gar freundlich vorzutragen,
Das iſt des Scherzes erſte Pflicht.
Doch wenn du hören willſt, wie man recht ernſthaft ſpricht;
So frag im Winkel dort das traurige Geſicht.

Komödie.

Sie ſchläft; komm fort, man muß ſie wecken.

Scherz.

Muthwillig Ding, nimm dich in Acht!
Wenn du ſie böſe machſt, wirſt du vor ihr erſchrecken.

Komödie.

Sie gähnt! Ich glaube gar, ſie wacht.

Scherz.

Das Gähnen iſt bey ihr das wahre Zeichen,
Das allen Unterſchied von Schlaf und Wachen macht.
Der Schluß iſt gut: Wer gähnt, der wacht.

Komödie.

Steh auf! Was ſchläfſt du hier? Schlaf lieber in der Nacht.
Steh auf! Wir wollen dir dazu die Hände reichen.

Langeweile.

Was wollt ihr?

Komödie.

Komm! du ſollſt hier mit uns fröhlich ſeyn.

Langeweile.

Ey, packt euch fort! ich will nicht. Nein!

Komödie.

Wir gehn drum nicht ſogleich. Ich muß dich doch beſehn.

Langeweile.

Ihr ſollt mich nicht ſehn. Ihr könnt zum Henker gehen.

Komödie.

Ey, ſey nicht ſo erzürnt! Hör doch, wie heißeſt du?

Langeweile.

Ich heiße . . . Laſſet mich in Ruh!

Komödie.

Der Name klingt ſo neu, daß ich ihn gar nicht kenne.

Langeweile.

Was geht es dich denn an, wie ich mich nenne?

Scherz.

Du ſiehſt, ſie iſt ein Kind, das ſtets nach allem fragt.

Langeweile.

So hörſt du denn: Ich bin die Langeweile.

Komödie.

So! Und was machſt du denn mit dieſer Eule?

Langeweile.

Nun geh! Ich habe dir ja ſchon genug geſagt.

Komödie.

Die Langeweile! — So? Was ſagſt du, muntre Freude?
Du willſt doch nicht, daß ich ſie bey uns leide?

Freude.

Dir überlaß ich ſie; und wie geſchickt du biſt,
Kannſt du an ihr die Probe machen.
Geselle dich mit dem Scherz, und wenn es möglich iſt,
Bewegt ſie, mit euch zu lachen.
Ich gehe meinen Weg nun fort,
In dieſen Landern mich durchgängig auszubreiten,
Und Glück und Ueberfluß in jeden kleinſten Ort,
Wo Friedrich herrſchet, zu begleiten.

So

So weit als Friedrich herrſcht, wird man mir Tempel baun;
Und ſchützt der Himmel nur Sein Leben,
Durch mich beſeelt, voll Hoffnung, voll Vertraun,
Das Glück, das Er den Völkern giebt, erheben.

Zweyter Auftritt.

Die Komödie, der Scherz, die Langeweile.

Komödie.

Du ſchläfſt ſchon wieder halb. Was ſitzeſt du denn hier?

Langeweile.

Die Zeit wird mir hier lang.

Scherz.

Nun, ſo vertreib ſie dir!

Langeweile.

Womit denn?

Scherz.

Komm mit uns.

Komödie.

Ich will ſie dir vertreiben.

Langeweile.

Ach nein! der liebe Stuhl! Ich will hier ſitzen bleiben.

Scherz.

Der liebe Stuhl! Was biſt du denn drauf?

Komödie.

Was machſt du hier denn?

Langeweile.

Nichts.

Komödie.

Dabey wirſt du nicht ſchwitzen.

Scherz.

O ja! Die Müh iſt groß, beſtändig ſtill zu ſitzen.

Langeweile.

Ich ſitze gern; und läufſt du gern, ſo lauf!

Komödie.

Willſt du den Winkel nicht ein einzigmal verlaſſen?

Langeweile.

Der Winkel iſt ſehr gut. Es iſt hier wenig Licht.

Scherz.

Das Licht verdient es auch, man muß es billig haſſen.

Langeweile.

Die Eule hier und ich, wir liebens beyde nicht.

Scherz.

Du ſollteſt dich zum wenigſten bewegen;
Denn das verdünnt das ſchwere Blut.

Langeweile.

Nein! Es wird mir zu ſchwer, nur einen Fuß zu regen.
Ihr wißt auch nicht, was mir die Luft für Schaden thut.

Scherz.

Wenn du nicht gehen willſt, muß man dich tragen.

Langeweile.

Gut!
Wenn man mich tragen will, das kann ich endlich leiden.
Wer ſoll es aber thun?

Scherz.

Wir beyden.
Nur friſch, Komödie! Hübſch munter angefaßt!
Das dienet, ihr die Grillen zu verjagen.

Sie rücken ſie mit ihrem Stuhle aus dem Winkel hervor auf die Mitte des Schauplatzes.

Komödie.

Zum Henker, das iſt eine Laſt!
Ich glaube, daß du Blei im ganzen Leibe haſt.

Langeweile.

Das könnte ſeyn: denn kaum kann ich mich ſelbſt ertragen.
Was ſoll ich aber hier?

Komödie.

Du ſollſt hier Menſchen ſehn.

Langeweile.

Das eben will ich nicht. Laßt mich nur wieder gehn!
Sie will aufſtehen, und fällt wieder auf den Stuhl.
Ach, würd es mir nur nicht ſo ſauer aufzuſtehn!

Komödie.

Wir wollen dir hier ein Vergnügen machen.

Langeweile.

So bringt es mir nur her. Was ſoll es aber ſeyn?
Mein ganz Vergnügen iſt; ich bin ſo gern allein.

Komödie.

Erwart es nur, du wirſt noch mit uns lachen!

Langeweile.

Wie? lachen! pfuy! Ach, nehmt euch ja in Acht,
Ich bitt euch drum, daß ihr mich nicht zu lachen macht!

Komödie.

So haſt du denn noch nie gelacht?

Langeweile.

Gelachet! ich! Wie könnt ihr das verlangen?
Das ſchickt ſich nicht für mich; das ſtörte meine Ruh,
Das zög mir Herzensangſt und Lungenſchmerzen zu.
Nein! Niemals hab ich noch zu lächeln angefangen.

Scherz.

So haſt du dich vielleicht im Spiegel nie beſehn?

Langeweile.

Zuweilen, ja! Die Zeit muß doch mit was vergehn.

Komödie.

Nun gut! Ich will dir einen Spiegel leihen;
Betrachte dich in dem, das wird dich nicht gereuen.

Langeweile.

Ein wenig Neubegier kann man sich doch verzeihen.

Komödie.

Sieh nur hinein!

Scherz.

Ey warum lachest du?
Pfuy lache nicht! Du ziehst dir Lungenschmerzen zu.

Langeweile.

Verfluchtes Glas! ich trete dich mit Füssen.

Komödie.

Zerbrich das arme Glas doch nicht. Was thut es dir?
Ich brauch es mehr. Vielleicht erscheint noch mancher hier,
Der, berget er nur hübsch mein Spiegelglas von mir,
Sich selber wird belachen müssen.

Langeweile.

Du naſenweises falsches Kind!
Die Luſt soll man dir bald verwehren.

Scherz.

Seht! Nun sie böse wird, nun wird sie auch geschwind.

Langeweile.

Du sollst mir meine Ruh nicht ungestraft stören.

Dritter Auftritt.

Der Scherz, die Komödie.

Scherz.

Wie nun, Komödie? Ist das dein Probestück?
Du übst dich in der Kunst, die Leute zu verjagen!

Komödie.

Nein, nein! Sie bleibt nicht weg; ihr Stuhl iſt noch zurück.

Scherz.

Und du willſt ihren Zorn hier aufzuhalten wagen?
Wenn ſie zurücke kömmt, ſo kömmt ſie nicht allein.
Dann wird vielleicht an dir die Reih zu wandern ſeyn.

Komödie.

Und wenn ich wandern muß, wirſt du mich doch beklagen?

Scherz.

Am beſten iſts, wenn man kein Mitleid nöthig hat.
Wir wollen mit Gewalt drum niemand munter machen.
Wer mit uns lachen will, wird ungebeten lachen.
Wer gähnen will, der gähne ſich nur ſatt!
Lern nur, dich hübſch behutſam aufzuführen.
Ich liebe dich zu ſehr, dich gerne zu verlieren.

Komödie, luſtig.

Du liebſt mich! — Iſt es wahr?

Scherz.

Ja freylich, ſchönſtes Kind!
Und du, liebſt du mich auch?

Komödie.

Das kannſt du doch wohl denken.

Scherz.

Ich ſeh, daß wir bald eins ſind.
Es wird dir gar nicht ſchwer, dein Herze zu verſchenken.

Komödie, zärtlich.

Ich ſchenk es ja an dich, drum wird es mir nicht ſchwer
Wer ſollte dich wohl ſehn, und dich nicht lieben können?

Scherz.

Ey das iſt ſchön! das ligelt das Gehör!

Komödie.

Geliebter Scherz, an dir iſt alles ſchön zu nennen!
Dein Lächeln, deine Stirn, dein Reden.

Scherz.

Sonſt nichts mehr?

Komödie.

Du öffneſt nur den Mund, ſo muß man ſchon entbrennen.

Scherz.

Zum Henker! iſt das Ernſt? Liebſt du mich denn ſo ſehr?

Komödie, ſpröde.

Wenn du es haben willſt, ich kann mich ſpröde ſtellen.

Scherz.

Erſt luſtig, dann verliebt, zuletzt in ſprödem Ton?
Nun merk ich es, du übſt itzt deine Künſte ſchon.
Du ſchickeſt dich recht ſchön zu allen Fällen.
Ich ſeh, daß du doch was von deiner Kunſt verſtehſt.

Komödie, böſe

Geh fort! ich ſchlage dich gewiß, wenn du nicht gehſt.

Scherz.

So pflegeſt du zuweilen auch zu ſchlagen?

Komödie, holt aus.

Frag noch einmal; ſo will ich dir es ſagen!

Scherz.

Leb wohl!

Komödie, gebietheriſch.

Nun, nun, bleib hier! Wo willſt du hin?

Scherz.

Leb wohl!

Komödie, lachend.

Was fehlt dir denn, du kleiner Eigenſinn?
Du ſiehſt, es iſt mein Spaß. Kannſt du den nicht vertragen?

Scherz.

Scherz.

Hör an, das merke dir; ich liebe den Verſtand,
Den man im Kopfe trägt, und nicht den in der Hand.

Komödie, ſchmeichelnd.

Ey, bleib doch hier! Du mußt nicht alles übel nehmen.
Mein lieber Scherz, mit dir verlang ich keinen Streit.

Scherz.

Verſprich vor deiner Hand mir erſtlich Sicherheit.
Ey kann ich mich zu nichts bequemen.

Komödie.

Gut, ich geſteh dirs zu. Ich gieng dießmal zu weit.

Scherz.

Hör an, Komödie! Darf ich dich wohl was fragen?
Du liebſt mich, ſageſt du. Doch liebſt du mich allein?

Komödie.

Weil du dran zweifeln kannſt, ſo ſagt ich billig, Nein!

Scherz.

Und damit könnteſt du vielleicht die Wahrheit ſagen.
Verſtehſt du mich, mein Kind? Sey hübſch auf deiner Hut,
Daß mir nicht jemand Eintrag thut,
Der dir und mir ſonſt wenig Ehre machet.
Der Jemand, welcher oft ſehr laut, ſehr bäuriſch lachet,
Der, um zu — ſchmeicheln, ſchimpft, und ſchön zu reden, flucht;
Die Kunſt beliebt zu ſeyn, in tollen Streichen ſucht,
Und der, damit ſich nur ein laut Geſchrey erhebet,
Mit Händ und Füßen ſich beſtrebet,
Sich ſtößt, ſich balgt, ſich wälzt, ſich auf den Boden ſtreckt,
Kurz, deſſen ganzer Witz nach Bier und Brandwein ſchmeckt.
Er nennt ſich ſo wie ich: Doch die ihn beſſer kennen,
Die pflegen ihn den Bauerſcherz zu nennen.

Komödie.

Den Bauerſcherz?

Scherz.

Ja! Sieh mir nur recht ins Geſicht,
Und ſag einmal; kennſt du ihn nicht?

Komödie unſchuldig.

Ach nein, ich kenn ihn nicht! Wie kannſt du mich ſo plagen?

Scherz.

Seht doch die Unſchuld an, wie ſie ſich fremde ſtellt!
Ich weis doch, daß er dir zuweilen wohlgefällt.

Komödie weinend.

Schäm dich! Du ſollteſt mich ſo unrecht nicht verklagen.

Scherz.

Der Henker mag dir traun. — Was fehlt dir? — Weinſt du gar?
Nun halt ich es bald ſelbſt für wahr;
Denn die, die weint, hat es ſchon halb geſtanden.

Komödie.

Du ſagſt, daß du mich liebſt; und machſt mich ſo zu Schanden?

Scherz.

Nun weine nicht, ſey wieder gut!
Ich werd es wohl, wie mancher machen müſſen;
Der, wenn er erſt mit Grund ein wenig böſe thut,
Hernach noch glücklich iſt, darf er die Hand nur küſſen.

Komödie.

Da küß die Hand! Dießmal iſt dirs geſchenkt!
Ein Schelm, der weiter Uebels denkt.

Scherz.

Du lachſt ſchon wieder, wie es ſcheinet.
Wo ſind denn deine Thränen hin?

Komödie.

Du bildeſt dir wohl ein, ich hab im Ernſt geweinet?

Scherz.

Ey, Ey, du Tauſendkünſtlerinn!
Du ſtellſt dich, wie du willſt, du zürnſt, du lachſt, du weineſt,
Biſt trotzig, biſt verliebt, ohn daß du es ſo meyneſt.

Komödie.

Das macht, ich bin geſchickt.

Scherz.

Ganz gut, das geh ich ein.
Doch das kann ich dir nicht verzeihn:
Du richteſt dich faſt gar zu ſehr nach allen.

Komödie.

Das macht, ich ſuche zu gefallen.

Scherz.

Da laß dir dieß zur Lehre ſeyn:
Der Weg, bey aller Welt Bewunderung zu finden,
Iſt, dich allein an mich zu binden.

Komödie.

Ach ſiehſt du nicht? Wer kömmt denn dort? —
Hilf mir, mein lieber Scherz, mir zittern alle Glieder.

Scherz.

Ha, ha! da kömmt die Langeweile wieder!
Der Zug geht ziemlich langſam fort.

Hab ich dirs nicht gesagt? — Sie hat an ihren Seiten,
Zur Rechten Unverstand, zur Linken Menschenhaß,
Nimm dich in Acht, mit ihnen nicht zu streiten!
Denn sie verstehen keinen Spaß.

Vierter Auftritt.

Der Scherz, die Komödie, die Langeweile, der Unverstand, der Menschenhaß.

Unverstand.

Brauch Ehrerbietigkeit mit uns ernsthaften Leuten!
Brodlose Kunst, entweich von hier!
Und auch mit dir, Herr Scherz, will es nicht viel bedeuten.
Du bist ein Narr; drum geh mit ihr!

Scherz.

Die Langeweile kann vor uns ja sicher schlafen,
Wir geben dir auch deine Klugheit zu.
Drum überlaß es nur, die Welt und uns zu strafen,
Den Leuten, welche nicht so weise sind, als du.

Menschenhaß.

Du, Närrinn, rufst nur die Menge Volks zusammen;
Und gleichwohl ist der Mensch nicht werth, daß man ihn sieht.
Ein jeder schließe sich hübsch ein, und sey bemüht,
In Selbstzufriedenheit, die allen Umgang flieht,
Des andern Narrheit zu verdammen!

Unverstand.

Komm, Langeweile, komm! Nimm deinen Stuhl hier ein!
Wer dich verliert, der soll von uns bestrafet seyn.

Menſchenhaß.

Gieb deinen Spiegel her; Wir wollen ihn zerſchmeißen,
Komödie!

Komödie.

Nein, den ſoll niemand mir entreißen!

Unverſtand.

Er kehret alles um; du machſt dadurch mit Fleiß,
Das weiße ſchwarz, das ſchwarze weiß.

Scherz.

Ja wohl! Ich glaube gar: beſahſt du dich darinnen,
Du würdeſt die Geſtalt des Unverſtandes innen.

Unverſtand.

Und gleichwohl bin ich doch leibhaftig der Verſtand;
Das iſt der ganzen Welt bekannt.

Scherz.

So? Bald hätt ich gefehlt, und dich nicht recht genennet.
Wie man doch manchesmal die Leute leicht verkennet!
Doch, wie wird der, der itzt erſcheint, genannt?

Unverſtand.

Ich glaub, er nennt ſich gleichfalls den Verſtand.

Scherz.

Ich glaub, er iſt es auch. Drum hoff ich, wirſt du leiden,
Daß man der Freyheit ſich bedient,
Und dich den Unverſtand zu nennen, ſich erkühnt,
Bloß um den Misverſtand zu meiden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, der Verſtand, mit einem Gefolge von Künſten und Tugenden.

Verſtand.

Ihr Feinde der erlaubten Freuden,
Erſpart euch die verlorne Müh!
Was ſtört ihr dieſe Kunſt? Wißt, ich beſchütze ſie!
Meynt ihr, daß ich der Welt den Zeitvertreib nicht gönne,
Und faule Schläfrigkeit für Tugend halten könne?
Ein Geiſt, der zu der Luſt ſich unempfindlich weiſt,
Iſt auch zu ſeiner Pflicht gewiß ein träger Geiſt.

Unverſtand.

Iſts möglich? Kannſt du ſie beſchützen?
Machſt du die Welt denn ſelber toll?

Menſchenhaß.

Mich ärgert, daß ich nicht dieß Haus verwüſten ſoll.

Langeweile.

Wo werd ich nun in Ruh auf meinem Stuhle ſitzen?

Scherz.

Das giebt ſich wohl. Die Welt iſt weit.
Begieb dich allenfalls nach Grönland auf die Reiſe.
Da ſind die Nächte lang, da iſt es güldne Zeit;
Da traumt und gähnet man in ſüßer Einſamkeit;
Da findeſt du, nach deiner Weiſe,
Ein Ländchen der Zufriedenheit.

Verſtand.

Nein, nein! Ihr könnt, wo euchs beliebet, bleiben.
Man braucht euch nicht ins Elend zu vertreiben;

Ihr ſeyd ſchon elend, wo ihr ſeyd.
Geht! Wählt euch, wie ihr wollt, die Trägheit zum Ergötzen,
Macht eure Grillen nur nicht andern zu Geſetzen!
Und du, Komödie, vermahl ich mit dem Scherz.

Scherz.

Hier! Gieb mir deine Hand!

Komödie.

Hier haſt du auch mein Herz.

Verſtand.

Macht euch des Schutzes werth, den ich euch hier vergönne,
Daß ſelbſt die Fadelſucht an euch, zu ihrem Schmerz,
Nichts ſtrafbares entdecken könne.

Scherz.

Nun, das iſt ſonſt ein ſeltnes Glück!

Verſtand.

Verſucht es nur. Indeß eil ich zu dem zurück,
Der dem erfreuten Volk, durch ſein getreues Wachen,
Das Glück verſchafft, ſo ſorglos hier zu lachen.
Von ihm entfern ich mich nicht einen Augenblick.
Verwundert euch nicht mehr, wer Friedrichs Geiſte
So viel geoffenbart, ſo manche Hülfe leiſte;
Mich den Verſtand, mich fraget Er um Rath.
Mich werdet ihr aus allen Werken,
Die man bisher von Ihm geſehen hat,
Und die man noch erwartet, merken.
Ich bin bey jedem Schluß, ich bin bey jeder That.

Komödie.

Komödie.

Beglückte Völker, deren Krone,
Unwandelbar auf Friedrichs Haupte ſteht!
So weit als jemals nur ein menſchlich Alter geht,
So lange ſeh man Ihn auf dem geweihten Throne,
Auf den der Himmel Ihn, zu euerm Wohl, erhöht!
Zween Wünſche, welche mir am treuen Herzen liegen,
Will ich im Ernſte ſtets zu meinen Scherzen fügen;
Den erſten, Friedrichs Wohl; den andern, eur Vergnügen!

Unvollendeter Entwurf
der
Gothrika,
eines Trauerſpiels
in drey Aufzügen.

Perſonen.

Gothrika, eine verwitwete Königinn in Cimbrien.

Runhilde, eine Prieſterinn.

Hothar.

Erich.

Odin.

Die Großen des Reichs.

Vorbericht.

Dieſer ausführliche Entwurf, der eine von den allerletzten Beſchäfftigungen meines ſeligen Bruders geweſen, hat ſich ſo, wie er hier mitgetheilet wird, unter ſeinen Papieren gefunden, ohne daß es möglich geweſen, irgend einige nähere Nachricht davon aufzutreiben. Er iſt mitten im dritten Aufzuge abgebrochen, aber ein allgemeines Verzeichniß der Scenen, welches voran ſtand, läßt mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit vermuthen, wenn man zumal die geringe Anzahl der Perſonen und die Beſchaffenheit der Verwickelung hinzunimmt, daß dieſe Tragödie nicht mehr als drey Aufzüge hat haben ſollen. In dieſem Falle läßt ſich aus dieſem Verzeichniſſe durch die Ordnung der Perſonen in den drey letzten Scenen die Entwickelung mit ziemlicher Zuverläßigkeit errathen. Es erhellet daraus, daß Rumhilde einen Verſuch wagt, ihren rachgierigen Anſchlag auszuführen, der nicht von ſtatten geht. Allem Anſehn nach wird ſie vom Odin daran gehindert, der ver-

muthlich eben der iſt, deſſen Flotte man in den Haven einlaufen geſehen, und vielleicht auch als derjenige befunden wird, den Erich ſich aufzuſuchen bemüht. Der letzte Auftritt ſcheint darzu beſtimmt zu ſeyn, daß Hothbrika den Odin für ſeine Errettung belohne, und ihn für ihren Gemahl und den König von Cimbrien erkläre.

Noch iſt zu erinnern, daß der Name des Königs, deſſen Enkel das wunderbar erhaltne Kind geweſen, wovon Erich redet, in der Handſchrift nicht ausgedrückt, ſondern daß ein leerer Platz darzu gelaſſen ſey.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gothrika, Erich.

Erich.

Ja, Cimbrien, dieſes Vaterland der Helden, das erſt neulich ein unzähliges Heer aus ſeinem Schooße ausgeſchickt, welches die Welt durchzogen und Italien in Furcht geſetzt hat, verlanget, daß du dir einen Gemahl wählen ſollſt. Große Haufen deiner Unterthanen ſind ſchon hier um deinen Pallaſt verſammelt. Es fehlet wenig, daß man ihr wüſtes Gemurmel nicht hier hören könne. Sie erwarten von deiner Hand, o Königinn, nachdem du ſo oft verwittwet biſt, einen neuen König, der ein Führer ihrer tapfern Unternehmungen, und ein Zeuge und Vergelter ihrer Siege ſeyn könne.

Gothrika.

Ich weis, was ich dem Wohle des Volkes ſchuldig bin. Schon dreymal habet ihr mich in kurzer Zeit verwittwet, und in der Nothwendigkeit geſehen, euch einen neuen Regenten zu wählen. Der Himmel, der Vergnügen an

meinem Schmerze zu tragen scheint, hat mir jedesmal den Gemahl wieder entrissen, den ich ausgesucht hatte. Aber allemal habet ihr mich für euer Bestes allein wählen sehen. Ihr fodert wiederum eine neue Wahl von mir. Ich bin darzu bereit. Aber, gerechter Himmel! Ist denn die Wahl so leicht, die ich zu treffen habe? Wen werde ich aussuchen, der sich wisse, eure Liebe und euern Gehorsam zu erwerben?

Erich.

Ist denn der Helden so wenig in dieser Zeit? Hast du nicht überall um dich herum Thaten gesehen, die die Welt in Erstaunen gesetzt haben?

Gothrika.

Desto schwerer ist es, jemanden zu finden, der Leuten von solchen Verdiensten befehlen könne. Es ist nicht die Tapferkeit, und die Gewalt, und der Streit, welche Reiche glücklich machen. Ich werde nicht zufrieden seyn, euch einen Feldherrn zu geben. Ich liebe euch zu sehr, und ich muß besorgt seyn, euch größere Vortheile zu verschaffen.

Erich.

Aber nach so vielen Siegen, die wir erfochten haben; nach so vielem Ruhme, der unsern Namen in der ganzen Welt ausgebreitet; was kann uns noch weiter fehlen?

Gothrika.

Die Eintracht und die Ruhe. Eure Landesleute sind ganz Europa durchzogen, um einen andern Sitz zu suchen. Dieser schien ihnen zu enge; nicht weil er wirklich so enge Gränzen hatte, sondern weil sie ihn nicht zu gebrauchen wußten. Was geht man nach entlegenen Gegenden, andere Völker um dasjenige zu beunruhigen, was ihr aus euerm eignen Boden nehmen könnet? Der Himmel hat eure Gegenden nicht weniger gesegnet, als die fremden. Suchet nur bey euch selbst die Schätze und den Ueberfluß,

die

die ihr, von andern zu rauben, für Tapferkeit hieltet. Ich hoffe noch endlich die Zeit zu ſehen, da die Tapferkeit bey euch in ihre wahren Pflichten eingeſchloſſen bleibt; da ſie nicht eine Räuberinn, nicht eine Störerinn der öffentlichen Ruhe, ſondern eine Wächterinn und Beſchützerinn des Friedens ſeyn wird; da der Pflug eure unbebauten Gegenden durchackern und einen Segen daraus hervorbringen wird, der dieſe Völker ſelbſt ernähren hilft, deren Wohnungen ihr itzt beneidet; die Zeit, da Eintracht und Weisheit in eurem Staate mehr als Gewalt und Eigennutz herrſchen werden, da alles in der ſchönſten Ordnung auf einen einzigen Zweck geht, und da diejenigen, die regieret werden, von der Weisheit und von der Güte derer, die ihnen befehlen, überzeugt, ſich ſelbſt nichts beſſers zu wünſchen wiſſen, als zu gehorchen.

Erich.

Aber wen erwähleſt du endlich, um uns dieſe Zeiten zu verſchaffen, die du ſo ſchön beſchreibſt?

Gothrika.

Ich wünſchte, daß der Himmel ſelbſt mir dieſen zeigen wollte. Warum iſt doch der Stamm eurer Könige ſo weit untergegangen? Der Himmel wählet unter dem Namen der Erbfolge meiſtentheils die Regenten beſſer für ein Land, als es ſelbſt ſie wählen könnte. Mein Geiſt iſt ganz ungewiß. Geh unterdeſſen und berufe, ehe ich mich zu dieſem großen Werke entſchließe, die vornehmſten der Cimbern in meinen Pallaſt, damit ich mich mit ihnen berathſchlagen könne.

Zweyter Auftritt.

Gothrika, Hothar.

Hothar.

Ich komme, dich zu fragen, o Königinn; biſt du entſchloſſen?

Gothrika.

Ob ich entschlossen sey und zu was ich entschlossen sey, wird die Zeit lehren.

Hothar.

Hast du auch bedacht, was ich dir oft gesagt habe, wie viel bey deiner Wahl zu erwägen sey; und daß ich dich liebe, daß ich die Wohlfahrt des Volkes liebe?

Gothrika.

Himmel! Führest du noch beständig diese Sprache? Du liebest mich, sagest du: du liebest die Wohlfahrt des Volkes? Wer mich lieben will, muß nur nicht Gesetze geben. Wer die Wohlfahrt des Volkes liebet, muß nicht sich selbst ihm verziehen. — Wirst du niemals diesen Stolz ablegen?

Hothar.

Wenn ich stolz bin, so habe ich Recht darzu. Es sind meine Thaten, die mich andern verziehen.

Gothrika.

Aber nicht, denen du gehorchen solltest.

Hothar.

Gehorchen ist einem edlen Geiste schwer, welcher fühlet, daß er selbst geschickt ist, zu befehlen. Die Gewalt ist es, welche die Herrschaft auf dem Erdboden bestimmt. Wie sollte derjenige gehorchen, der Gewalt in den Händen hat?

Gothrika.

Warum foderst du denn einen König, wenn du nicht gehorchen willst?

Hothar.

Weil ich dich liebe, Königinn. Glaube nur nicht, daß du dem Hothar einen andern Gebiether geben könnest, als ihn selbst. Wenn du einen Gemahl suchest, der die Kunst wisse, sich Gehorsam zu verschaffen, so wirst du keinen andern finden, als diesen, den du hier siehst.

Go-

Gothrika.

Genug Hothar! Ich kenne deine Meynung: ich habe ſie oft gehört. Du ſuchteſt Mittel, Cimbrien glücklich zu machen, und dich als einen Retter Cimbriens mit ihm. Du hinderſt meine Abſichten. Rede nur nicht mehr von mir. Mein Entſchluß iſt genommen.

Dritter Auftritt.

Gothrika, Hothar, Erich, Runhilde, andre Große des Reichs.

Erich.

Jedermann erfreut ſich, Königinn, daß du dem Verlangen der Völker Gnüge thun willſt. Wir kommen, zu hören, was du uns vorzutragen haſt.

Gothrika.

Ich verlangte euch, nicht um meinen Entſchluß zu ſagen, ſondern ihn mit euch zu faſſen, und mit euch zu rathſchlagen. Aber ich habe keinen Rath mehr nöthig. Mein Schluß iſt gefaßt.

Hothar beyſeite.

Ich bin glücklich. Meine Reden haben ihren Eindruck gehabt. laut. Entdecke uns denn, Königinn, dieſe glückliche Entſchließung.

Gothrika.

Ich habe mich entſchloſſen, vom Throne zu ſteigen.

Erich.

Iſts möglich? Welche Entſchließung! Haſt du uns ſo hintergehen können? Du gabſt uns Hoffnung, zu regieren, nur damit uns dein Entſchluß in Verzweiflung ſetzen möchte.

Gothrika.

Es iſt gleichwohl nöthig. Es iſt edler, den Zepter niederzulegen, als ihn in ſchwachen Händen zu behalten, wenn man ihm kein Anſehen zu verſchaffen weis. — Ja, ich verlaſſe

laſſe euch, und ich gehe, meine Entſchließung dem Volke ſelbſt zu entdecken

Runhilde.

Iſts möglich, Königinn, daß du diejenigen dem Unglücke und der Zwietracht überlaſſen kannſt, die du glücklich zu machen geboren biſt? Soll der Bund unter den Völkern, denen du deine Herrſchaft misgönnſt, aufgelöſt, ſollen ſie ſelbſt zerſtreuet werden?

Erich.

Nein, Königinn! Erlaube, daß ich dir zu Füßen falle, und dich im Namen aller Bürger Cimbriens um dein Regiment anflehe.

Gothrika.

Laſſet mich nur bey meinem Vorſatze. Er iſt gerecht; er kann euch nicht anders als angenehm ſeyn. Hothar wird euch die Urſachen davon ſagen. Sie geht ab.

Vierter Auftritt.

Hothar, Erich, Runhilde.

Erich.

Welche plötzliche Veränderung! — Habe ich recht gehört? — Vor einem Augenblicke, ich ſchwöre es bey den Göttern, ſagte ſie mir: Sie habe das Glück des Volkes wohl überlegt; Sie ſey nicht zufrieden, daß es tapfer und berühmt ſey, ſie wolle für ſeine Glückſeligkeit und Ruhe ſorgen. — Wie hat dieſer Augenblick ſie denn ſo umgekehrt? Was iſt die Urſache, Hothar, die wir von dir erfahren ſollen? Was hat ihre Liebe gegen uns in Haß verwandelt? Was bewegt ſie zu dem Entſchluſſe?

Hothar.

Wie leicht iſt der Sinn eines Menſchen verändert! Wir ſind nicht zu allen Zeiten gleich heldenmüthig. Derjenige,

der

der Muth genug hat, edle Anſchläge zu faſſen, hat nicht allezeit Herzhaftigkeit und Kräfte genug, ſie auszuführen.

Erich.

Mich dünkt, dieſe Entſchlieſſung rühret dich nur wenig. Du weiſt vielleicht allzuſehr, was ſie darzu bewegt. — Ihr Freunde, wollen wir uns nicht bemühen, dieſe Drohung abzuwenden? Soll dieſes ganze Reich in Trümmern zerſcheitern? Sollen dieſe Völker, die bisher nur ein ſchwaches Band vereinigt hielt, völlig zerſtreuet werden? — Wir wollen uns Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Können wir uns noch einen Staat nennen, da uns die Zwietracht in unzählige Partenen vertheilt; da ein jeder kein ander Geſetz, keine Schuldigkeit, keinen Gott kennen will, als ſeine Kräfte? — Wir verlangen, Könige zu haben; aber wo iſt die Ehrerbietigkeit gegen ſie? Wir verlangen, regiert zu ſeyn; aber wie gehorchen wir? Schon hundert Jahre lang hat der Himmel im Zorne unſern Königen die Erben verſagt, und ſetzet uns durch den Tod derſelben allemal in die Nothwendigkeit, andere zu ſuchen. Kaum können wir noch ein Reis finden, das vom königlichen Stamme übrig iſt. — Wollen wir aus uns ſelbſt Regenten wählen? Hat jemand unter uns Luſt zu herrſchen? — Wie darf er hoffen, daß diejenigen einem ihres gleichen gehorchen werden, die denen widerſtunden, welche zur Herrſchaft geboren waren? — Laſſet uns dieſen Fall abwenden! Laſſet uns die Königinn bitten, daß ſie uns in dieſen Umſtänden nicht verlaſſen wolle!

Rumhylde.

Aber kömmt es ihr zu, uns zu verlaſſen? Iſt dieß die Sorge für die Wohlfahrt der Völker, die ſie übernommen hat?

Lothar.

Was iſt uns zu unſerer Wohlfahrt daran gelegen, ob wir Eine Geſellſchaft und Einen Staat ausmachen, oder nicht?

nicht? Haben wir nicht Arme und Waffen, um uns unser Glück selbst zu erwerben? Wohlan denn! Es sey die Gewalt das Gesetz unter uns! Wer Kraft und Muth hat, verdienet zu befehlen; und wer zu schwach ist, sich zu vertheidigen, ist schon durchs Schicksal von seiner Geburt an verdammt, unterdrückt zu werden. — Aber wenn wir glauben, daß unsre Wohlfahrt an dem Zepter der Gothrika liegt; warum zwingen wir sie nicht, ihn zu behalten? Lasset uns gehen und ihr sagen, es sey unser Wille, daß sie uns regieren soll, und daß sie die Krone, die wir ihr aufgesetzt, nicht eher niederlegen solle, bis wir es verlangen.

Kunhilde.

Und wenn sie sich dadurch nicht bewegen läßt, will ich ihr den Zorn der Götter ankündigen.

Erich.

Ist es also, daß ihr mit eurer Königinn reden wollet? Wo ist das Andenken der Wohlthaten, die sie euch erwiesen, und durch welche ihr eben so groß und stolz geworden seyd? Suchet sie vielmehr zu erbitten.

Hothar.

Du kannst auf deine Weise mit ihr reden. Wir wollen auf die unsrige sprechen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gothrika, Hothar.

Gothrika.

Welche Gewalt und welche Grauſamkeit! Man zwinge mich ſogar, daß ich gebiethen ſoll, bloß damit ich den Verdruß und den Schimpf haben möge, zu ſehen, wie man meine Befehle verachtet.

Hothar.

Ja, Königinn! Wir lieben die Ehre zu ſehr, als daß wir die Verſpottung erdulden könnten, daß man uns unſern Zepter wiedergeben will, wenn man müde iſt, ihn zu tragen. Es iſt eine Würde, die dir anvertraut iſt. Du haſt ſie übernommen, und wir werden nicht zugeben, daß du ſie anders, als mit deinem Leben, ablegeſt.

Gothrika.

Aber du ſelbſt, reißeſt du mir nicht dieſen Zepter aus der Hand, indem du mir nicht geſtatteſt, ihn zu gebrauchen? Du verlangeſt, ich ſoll gebiethen, damit du das Vergnügen haben könneſt, nicht zu gehorchen. — Grauſamer, ſo nimm mir denn das Leben, ohne deſſen Verluſt ich meine Krone nicht verlieren kann! Weil du begehrſt zu herrſchen, ſo ſetze dir die Krone ſelbſt auf. Iſt es denn eine Nothwendigkeit, daß ich dir ſie übergebe! Und glaubteſt du, dieſelbe nicht durch Verbrechen genug erworben zu haben, wenn du mich nicht auch zwingſt, dir verrätheriſcher Weiſe den Zepter zu überlaſſen, den du zum Schaden des Volkes und zur Unterdrückung deiner Bürger brauchen wirſt? — Tödte mich, ſage ich! wenn es kein ander Mittel giebt, des Zepters los zu werden; oder ich werde ihn wider deinen Willen und wider deine Abſichten gebrauchen.

Hothar.

Gothar.

Nein, Gothrika! Du wirst mich nicht bewegen, daß ich mein Schwerdt gegen dich zücke. Es ist ein größeres Kennzeichen des Muthes und der Gewalt, seinen Feind leben zu lassen, als ihn auf einmal aus dem Wege zu räumen. — Wohlan denn! Ich verlange nicht so wohl, den Zepter zu tragen, als zu thun, was ich will. Mein Ehrgeiz ist nicht, König zu seyn, sondern zu gebiethen. — Wähle nur! wähle nur, wen du selbst willst! Gieb dir einen Gemahl und uns einen König nach deinem Sinne! — Aber was für Belohnungen giebst du mir, wenn ich dich in deinen Absichten nicht hindere?

Gothrika.

Belohnungen! Soll man von dir erkaufen, was du zu thun schuldig bist? Ist es nicht deine Pflicht, deinem Volke zu dienen? Seine Wohlfahrt nicht zu hindern, aber zu befördern? — Aber auch dieses ist dir noch mit freywilligen Geschenken oft genug belohnt worden. Was hast du, das du nicht eine Belohnung oder vielmehr ein Geschenk deiner Könige nennen könntest? — Aber es ist dir nicht genug, ihre Güte zu erwarten; du willst ihre Gnade nicht als etwas freywilliges, sondern als ein Recht, als eine Bedingung haben. — Ich weis nicht mehr als eine Belohnung, die du als ein Recht dafür erwarten kannst, wenn du deine Schuldigkeit thust; nämlich das Vergnügen, recht gethan zu haben. Eine andere Belohnung wirst du vergeblich von mir fodern. Ich habe dirs gesagt; vergebens denkst du, mich zu zwingen. Verräther, deine Drohungen sind umsonst! Ich werde meine Würde entweder in ihrem Glanze zu erhalten, oder abzulegen wissen! — Wohlan denn! Wenn du so willst, ich behalte den Zepter. Ich will ihn nicht eher ablegen, als mit meinem Tode; aber man soll mir auch die Rechte desselben nicht eher, als mit meinem Tode, entreißen.

Jurey-

Zweyter Auftritt.

Gothrika, Hothar, Runhilde.

Hothar.

Komm mir zu Hülfe, Runhilde! Die Königinn iſt unbeweglich. Sie giebt uns die Wahl, entweder, daß ſie dieſen Thron verlaſſen, oder daß ſie uns tyranniſch beherrſchen will. Ich ſelbſt, der ich ihr die Wohlfahrt der Völker und meine Dienſte vorſtelle, werde ein Verräther geheißen und mit Undanke belohnt. Ja, ein Verräther werde ich geheißen? Himmel! dieſer Arm, den ich ſo oft für den Dienſt des Vaterlandes gebraucht, muß ruhig geſtatten, daß ich der Verrätherey beſchuldigt werde! Iſt es nicht genug, daß man meinen Rath und meine Vorſtellungen abweiſt? Muß man auch noch meinen Namen beflecken?

Runhilde.

Im Namen der Götter, vor deren Angeſichte du die Krone des Reichs übernommen haſt; erwäge doch, o Königinn, was du den Bürgern ſchuldig biſt! Iſt es nicht genug, daß unter dir das Vaterland in ſolche Verwirrung gerathen iſt? Daß die Kräfte und die Schwerdter der Bürger wider einander gekehret ſind? Daß die Geſetze nicht mehr gelten? — Soll nach allen ſolchen Verwirrungen das Land auch noch ohne Haupt gelaſſen werden? Sollen diejenigen verachtet, zurückgeſtoßen und beſchimpft werden, die ſich des allgemeinen Beſten annehmen?

Gothrika.

Was höre ich? Was für Blindheit, oder was für Verſtockung! Ich bin beleidigt, und werde beſchuldigt; mich ſchmähet man, und man klaget noch über mich. — Wer iſt es, der Verwirrungen und Empörungen geſtiftet hat? Wer tritt die Geſetze mit Füßen? Wer verachtet und beſchimpfet diejenigen, die ſich des allgemeinen Beſten annehmen? — Seyd ihr es, oder ich?

Runhilde.

Wie? Und ſo antwortet man mir, da ich im Namen der Götter ſpreche?

Gothrika.

Misbrauche ihren Namen nicht! Erinnere dich nicht allein, dan du eine Prieſterinn biſt, ſondern auch, daß du mit einer Königinn redeſt.

Runhilde.

Die Würde der Könige iſt nichts gegen die Gewalt der Götter, die durch mich ſprechen.

Gothrika.

Geh, zu den Füßen der Altäre, dieſe Götter zu verſöhnen, die du erzürneſt! Und wenn du deinen Mund zum Lehren brauchen willſt, ſo lehre die Völker, daß ſie das Anſehen der Fürſten verehren, und zeige ihnen nicht durch dein Beyſpiel, die Macht derer mit Füßen zu treten, deren Unterthan du ſo, wie ſie, biſt.

Runhilde.

Ich bin der Götter Unterthan, und nicht der Menſchen. Ich verlange, den Königen gleich zu ſeyn, und nicht ihnen zu dienen. Sie haben oft vor den Prieſtern erzittert, und an ſtatt ihnen zu gebiethen, ihren Willen zum Geſetze machen müſſen.

Gothrika.

Ich ſehe wohl; man kommt bis in meinen Pallaſt, mich zu verſpotten, und ich bin diejenige, die euch weichen muß. Verräther! Fürchtet .... Doch nein! Als meine Feinde ſollte ich euch haſſen; als meine Bürger liebe ich euch. Möchten doch die Götter, die ihr misbrauchet, an ſtatt euch zu ſtrafen, euch einen Herrſcher ſchenken, der die verachteten Geſetze und die beleidigte Ehrerbiethigkeit ohne Blutvergießen wieder herſtellen könnte!

Dritter Auftritt.

Rumhilde, Hothar.

Hothar.

Du ſiehſt, mit welcher Verachtung unſre Bitten und unſre Rathſchläge verworfen werden. — Nein! Der edle Stolz der Cimbern kann nicht vertragen, eine Fehlbitte zu thun. Die Arme, die Europa in Schrecken geſetzt haben, laſſen ſich durch die Befehle eines Weibes nicht feſtbinden. Ich habe Rath gegeben; und man hat ihn nicht gehört. Ich habe Belohnungen verlangt, deren ich werth zu ſeyn glaubte; und ſie ſind mir abgeſchlagen. Du haſt dem Anſehen zeigen wollen: und die Königinn hat dir das ihrige entgegen geſetzt. Du glaubteſt, gefürchtet zu ſeyn; du redeſt, und man erſchrickt nicht. — Wie? Will man denn, daß wir nach Art gemeiner Unterthanen gehorchen ſollen? Rechnet man uns denn unter dieſe ſchlechten Bürger, welche ſchweigen müſſen, wenn man ihnen befiehlt, und welche nichts zu thun vermögen, als was die Geſetze erlauben? — Ich ſehe ſchon an deinem Geſichte, daß du meinen Schimpf fühleſt, und ich fühle den deinigen. Wohlan denn! Wer wird uns widerſtehen, wenn wir uns rächen wollen?

Rumhilde.

Was ſagſt du? Mich rächen! — Aber die Götter....

Hothar.

Die Götter würden ihre Ehre nur in thörichte Hände empfohlen haben, wenn du durch ihren Namen nicht auch zugleich dich ſelbſt erheben wollteſt. Bedenke, wie ſchön es iſt, den Königen ſelbſt Geſetze zu geben. Es gehe der Staat unter, ehe wir dieſen theuren Vorzug aus den Händen laſſen wollen! Laß uns nur ſtets vereinigt beyſammen halten; ſo ſoll Gothrika uns nicht vergeblich verachtet haben. Ich will dir den Weg zur Rache weiſen. Du ſollſt ſelbſt mit mir die Völker Cimbriens beherrſchen.

Runhilde.

Aber welcher Weg wird mich zur Rache und zur Herrſchaft führen? Bedenkeſt du auch, daß eine Prieſterinn der Götter zur erſten Pflicht hat, ſogar den Schein des Haſſes und des Ehrgeizes zu meiden? Wie ſollte ich etwas unternehmen können, geſetzt, daß ich die That ſelbſt nicht ſcheute; daß nicht alle Welt an mir dieſe Laſter erkennen und beſtrafen ſollte?

Hothar.

Der Name der Götter wird alles dieſes verkleiden. Thue nur das, was dir gezieret; ich will das meine thun. Dir iſt die Heucheley ein würdiger Schmuck, mir Stolz und Muth. Ich will hingehen, die meinigen zu verſammeln, du aber ſollſt deine Unternehmungen mit einem heiligen Eifer ſchmücken. Dieſer wird am beſten die Königinn erniedrigen und ſtürzen. Wenn du ſo weiſe biſt, wie du ſcheinſt; ſo brauche ich dir nur die Hälfte zu ſagen, und du ſelbſt wirſt mehr thun, als ich dir geſagt habe.

Vierter Auftritt.

Runhilde.

Wie? — Rache und Ehrbegier, ihr ſollt vergnügt ſeyn? Ich ſoll den Stolz rächen, daß man mich nicht gehört hat? Ich ſoll diejenige unterdrücken, die mir ſagt, es ſey meine Schuldigkeit, ihr zu gehorchen? Ich ſoll ſelbſt herrſchen? — O ſüße Hoffnungen! — Und ich könnte zweifeln, ob ich zu dieſem Vorhaben einſtimmen wollte? — Doch wo iſt die Beleidigung, die man mir gethan hat? Die Königinn antwortete mir auf meine Erinnerungen. — Aber was hatte ich für Recht, ſie zu thun, was für Bewegungsgründe? — Hat nicht ihr Eifer mehr für die Wohlfahrt des Volks, als für die ihrige geſorgt? Was war es, das ich wider ſie zu ſagen hatte? Habe ich auch unterſucht, was Hothar wider ſie einwendete? — Aber

ſie

ſie wollte mich nicht hören. Iſt dieß nicht ſchon Beleidigung genug? Sagte ſie mir nicht, daß ich nur gehen und für meine Opfer ſorgen könnte; daß ich dem Volke Gehorſam predigen und ihn ſelbſt leiſten ſollte? — O Schimpf! Ich ſollte, in den Tempeln eingeſchloſſen, meinen Geiſt mit nichts, als mit der Zubereitung eines Opfers, beſchäfftigen? Ich ſollte nicht auch Heldenthaten verrichten können? O Schimpf! Dieſes, dieſes verdienet Rache! — Ja, ich werde Heldenthaten verrichten, und die erſte, die ich thue, werde ich wider dich ausüben. — Aber werden es auch die Götter billigen? — Iſt meine Sache denn nicht auch der Götter Sache? Ehrt man nicht die Götter, wenn man mich ehrt? Und wie konnte man die Götter ehren, wenn man mich verunehrt?

Fünfter Auftritt.

Runhilde, Erich.

Erich.

Haſt du die Königinn geſehen, Runhilde? Bleibt ſie noch immer auf dem betrübten Entſchluſſe, daß ſie ſich uns entziehen und dieſes verwirrte Königreich ſich ſelbſt überlaſſen will?

Runhilde.

Sie iſt hier im Pallaſte. Sage ihr, daß die Götter erzürnet ſind, die ſie in ihrer Prieſterinn beleidigt hat. Ich gehe hin, dem Volke anzukündigen, daß ſie unter dem Zorne der Götter iſt, und daß die Strafen des Himmels über diejenigen auszubrechen drohen, die ihr beyſtehen.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Runhilde, Hothar.

Runhilde.

Ich habe mich bewaffnet, wie du ſiehſt, um das groſſe Werk zu vollführen. Das Schlachtopfer für meine Rache und für die beleidigten Götter iſt ſchon beſtimmt. Denn zuweilen wollen die Götter nicht anders, als mit Menſchenblute, verſöhnt ſeyn. Ich habe ſchon allem Volke den Rathſchluß Thors verkündiget. Ich habe ihnen geſagt, daß ich von den Göttern ſelbſt geleitet werde; daß ſie ſich auf ein groſſes Wunderwerk gefaßt halten ſollen, und daß der Himmel auf eine außerordentliche Art ſich zu erkennen geben werde. In der That fühle ich in mir einen innerlichen Trieb der Wuth, einen Eifer, der mich entzündet, und den nach Blute verlangt. Und in dieſer Verwirrung kann ich nicht ſagen, ob es Rachbegier oder die Götter ſind, die mich begeiſtern. Die Königinn wird ihre Beleidigung büſſen, und ich ſchwöre, mit dieſer Hand den Göttern nicht eher Opfer zu bringen, bis ſie durch ein trauriges Exempel die Könige gezwungen habe, zu bekennen, daß die Tempel und ihre Diener irdiſcher Gewalt nicht unterworfen ſind, daß ſie vielmehr ſelbſt ſchuldig ſind, unſern Willen zu verehren.

Hothar.

Thu, was du nur willſt. Vollführe deine Rache! Wenn du Blut zur Verſöhnung verlangſt, ſo iſt itzt die Zeit, da du es ungeſtraft vergießen kannſt. Ich hoffe, die fremden Völker, die ich zur Hülfe verlangt habe, wer-

den

den eben itzt in den Haven einlaufen. Ich habe ſie von fern erblickt, und bey den bunten Fahnen, die überall auf ihren Schiffen flattern, und dem frohen Klange der Inſtrumente pflegen ſie als im Triumphe einherzuziehen. Dieß iſts, wodurch du deine Herrſchaft befeſtigen kannſt, und ich die meinige, und wodurch wir unſer Vaterland zwingen können, uns zu belohnen, wenn wir alles gethan haben, es zu unterdrücken. Es iſt nicht das Wohlleben der Könige, noch ihre Macht, die ich verlange, ſondern die Freyheit, alles ungeſtraft zu thun. Sie mögen ihren Namen und ihre Krone behalten, wenn ich nur Vermögen genug habe, ſie trutzen zu können.

Kunhilde.

So geh alſo, dieſe fremden Völker zu empfangen! indeſſen, daß ich hier meine Zeit erwarte, als ein Würgengel der Götter die Königinn zu überfallen. Ich werde dann erſtlich mich vergnügen, ſie es fühlen zu laſſen, daß ſie dieſe Strafe der Götter leidet, weil ſie mich beleidigt hat, und es würde mich verdrießen, wenn ſie ſtürbe, ohne erſt zu empfinden, wie thöricht ſie that, daß ſie mich zum Zorne reizte. Meine Rachgier wird ſich an ihrer Qual und an ihrer Todesangſt weiden.

Hier kömmt ſie mit ihrem Anhänger, dem Erich. Geh nur; ich will mich verbergen.

Hothar geht ab, und Kunhilde verbirgt ſich.

Zweyter Auftritt.

Gethrika, Erich.

Erich.

Königinn, was für Verwirrungen ſammeln ſich heute auf einen Tag zuſammen? Hothar verhetzt alles Volk wider dich, indem er ſagt, daß du die Wohlfahrt des Landes deinem Ehrgeize nachſetzeſt, daß du niemand hören und jedermann unterdrücken willſt, um nur zu zeigen, daß du

thun könnest, was dir gefällt; daß die Verdienste nicht belohnt, sondern unterdrückt und beschimpft werden. Runhilde nimmt die Götter zum Vorwande ihrer Bosheit; sie klagt dich als eine Verrätherinn der Götter an, und sie verkündigt einem jeden den Zorn des Himmels, der sich erkühnt, dir Gehorsam oder Beystand zu leisten. Unterdessen eilt eine starke Flotte mit lautem Freudengeschrey und Triumphe dem Haven zu. Man weis nicht, ob sie in friedlichen oder feindseligen Absichten kömmt. Aber was hat man nicht zu besorgen? — Ich fürchte, Hothar, der herrschsüchtige Hothar, welcher glaubt, er habe keine andere Gelegenheiten, Ruhm zu erwerben, als die Unruhe, habe diese Fremden aus der Ferne zu seiner Hülfe gerufen. — Willst du denn nicht einmal dich entschließen? Denkst du noch an das Versprechen, das du mir gethan hast, diese Völker glücklich zu machen? Nenne doch, itzt ist es Zeit, nenne denjenigen, durch den du dieses auszuführen denkest, damit die tapfern Herzen, die ihre Ehre in der Beobachtung ihrer Pflicht setzen, wieder ermuntert werden. Cimbrien ist in Verwirrung; aber, dem Himmel sey gedankt! es sind noch Herzen genug, die es für etwas edles schätzen, den Gesetzen und dem Gesetzgeber zu gehorchen, und die ihr Leben für dich aufzuopfern suchen werden.

Gothrika.

Himmel! Aber wen soll ich nennen, der sich dieses verfallenen Reichs annehmen werde? Meynst du denn, daß es eine Lust sey, sich Gefahren auszusetzen, um ein Volk zu seiner Wohlfahrt zu bringen, das derselben widerstrebet?

Erich.

Ja, es ist eine Lust; denn es ist Großmuth. Und es ist nichts, davon man mehr Vergnügen zu gewarten habe, als wenn man sich bewußt ist, daß man großmüthig handelt.

Gothrika.

Aber für wen ſoll ich mich in dieſer dringenden Noth erklären? Die Zeit iſt kurz, und man braucht einen Arm, der gegenwärtig iſt; und uns beyſtehen könne.

Erich! du haſt allezeit den Staat geliebt; du haſt dich deine Gewalt und deinen Stand nicht verführen laſſen, das Anſehen derer zu trutzen, die du verehren ſollteſt. So viele Tugenden haben dich der Krone würdig gemacht. Nicht durch Ehrgeiz, noch durch Gewaltthätigkeit, noch durch Blutdurſt verdienet man zu herrſchen. Weichheit, Menſchenliebe, Sorge für die Wohlfahrt des Staates, und Standhaftigkeit in Gefahren ſind die Verdienſte, die allein auf den Thron erheben ſollen. Entſchließe dich, nimm den Zepter, der aus meinen Händen zu fallen droht! Werde König! Werde mein Gemahl!

Erich.

Davor behüten mich die Götter, Königinn! Dieſe Menſchenliebe, dieſe Sorge für die Wohlfahrt des Staates verhindern mich, dein Anerbiethen anzunehmen, und verpflichten mich, in den Schranken der Unterwürfigkeit zu bleiben, die ich niemals zu übertreten denke. Wie? Würden diejenigen, die eſt nur mit Unwillen denen gehorchen, deren Ahnen lange Zeit den Zepter getragen haben, nun ihres gleichen gehorchen wollen? Ich würde den Staat dadurch nicht erhalten, ſondern verwirren. Die Meuterey würde dadurch Urſache bekommen, ihre blutgierigen Hände noch mehr zu beflecken. Suche vielmehr, Gothrika, noch den letzten Zweig des königlichen Stammes. Der Himmel hat denſelben noch nicht völlig ausgerottet. Ich weis, es lebt noch jemand aus dieſem Stamme, und ich glaube, ſichere Zeichen zu haben, ihn zu entdecken. Du weißt; dieſes Kind, das ſo wunderbar vom Schickſale erhalten worden, und welches man in einem Schiffe ſchlafend wiederfand, ward als ein Tochterſohn unſers Königs • • erkannt. Er iſt hernach weggegangen, und hat

ſich in entfernte Gegenden begeben. Laß uns dem Volke bekannt machen, daß noch ein Zweig des königlichen Stammes lebt, und wiederkehren wird; daß er es iſt, den du mit Recht zu deinem Gemahle und ihrem Könige ernennest. Ich ſelbſt will ihn alsdann aufſuchen und dir zuführen.

Gothrika.

Aber dieſe itzige Noth?

Erich.

Die Wohlgeſinnten werden erwachen und dir beyſtehen, wenn ſie hören, daß du deinen Schluß faſſeſt.

Gothrika.

Thu dann, was dich gut dünkt! — Himmel! Wenn werde ich die Zeit erleben, daß Cimbrien ohne Verwirrung glücklich ſey, und einer ſanften Ruhe genieße?

Dritter Auftritt.

Gothrika, Runhilde *mit einem Dolche.*

Vierter Auftritt.

Gothrika, Runhilde, Odin.

Fünfter Auftritt.

Gothrika, Odin.

Die

Braut in Trauer,

Fragment
eines Trauerſpiels

aus dem Engliſchen des Congreve

nachgeahmet.

Perſonen.

Manuel, König von Granada.

Gonſalez, ſein Günſtling.

Garcias, Sohn des Gonſalez.

Perez, Hauptmann über des Königs Leibwache.

Alfonſo, Prinz von Valentia, der unter dem Namen **Oſmyn** für einen vornehmen Mohren angeſehen wird.

Almeria, Manuels Tochter.

Zara, eine Königinn der Mohren in Afrika, von Manuel gefangen.

Leonora, Vertraute der Almeria.

Die Scene iſt **Granada**.

Vorbericht.

Dieſes Fragment einer freyen, oder wenn ich es ſo nennen darf, einer auslaſſenden Ueberſetzung fand ſich unter den Papieren meines Bruders ſo wie es hier geliefert wird, nur bis in die Mitte des zweyten Aufzugs ausgeführet; und dabey ſo voll Correcturen, daß halbe und ganze Seiten darinn ausgeſtrichen und umgearbeitet ſind; ſo daß er dieſer Arbeit, der letztern ſeines Lebens von dieſer Art, einen beſondern Fleiß gewidmet zu haben ſcheint.

Der engliſche Verfaſſer **Wilhelm Congreve**, von deſſen Leben und Schriften ein gewiſſer **Carl Wilſon Esqv.** zu London 1730 ein beſonderes aber in allen Betrachtungen ſehr mangelhaftes Werk herausgegeben hat, ſchrieb dieſe ſeine einzige Tragödie 1697 im 25 Jahre ſeines Alters, da er ſchon vorher dem engliſchen Theater die drey Komödien, **der alte Junggeſelle**, **der Falſche**, (Double-dealer) und **Liebe für Liebe**, geliefert hatte.

Noch im Jahre 1697 hat der Leibarzt des Königs Wilhelm, **Richard Blackmore**, der ſelbſt als ein lehrreicher Dichter im Zuſchauer gerühmet wird, in der Vorrede zu ſeinem Heldengedichte **Prinz Arthur** folgendes Urtheil von dieſer Tragödie gefällt:

„Sie

„Sie hat, und meinen Gedanken nach, mit gröſſem Rech-
„te, allgemeinen Beyfall erhalten, und wird als die vollkom-
„mentie Tragödie betrachtet, die unſere Zeiten hervorgebracht
„haben. Die Fabel iſt, ſo viel ich nach einer erſten Vor-
„ſtellung urtheilen kann, von einer kunſtreichen und meiſter-
„haften Erfindung, die Charaktere ſind wohl gewählet und
„wohl gezeichnet, und der Witz ihrer iſt unvergleichlich.
„Die Leidenſchaften ſind gut nachgebildet und mit Geſchick-
„lichkeit in Bewegung gebracht. Der Ausdruck iſt eigen,
„rein, ſchön, edel, und nach der Verſchiedenheit des Inn-
„halts anmuthig abgeändert. Das Laſter wird, wie es ſeyn
„ſoll, geſtraft, und die unterdrückte Unſchuld zuletzt belohn-
„net. Die Natur zeiget ſich glücklich nachgeahmt, und das
„im ganzen Stücke, eine oder zwo zweifelhafte Stellen aus-
„genommen. Es giebt darinn keine unbeſcheidene Bilder
„und Ausdrücke, keinen wilden unnatürlichen Schwulſt,
„ſondern alles iſt (doch mögen einige Ausnahmen Statt
„finden) tugendhaft, richtig und anſtändig.„

Congreve ſelbſt iſt ſich ſo reiner Abſichten bewuſt, und ſaget in der Zueignungsſchrift an die Prinzeſſinn, nachmalige Königinn, Anna: „Da dieſes Gedicht ſich auf eine
„Moral gründet, welche Tugend empfehlen und ausbrei-
„ten ſoll, ſo hat es einen rechtmäſſigen Anſpruch auf den
„Schutz Euer Königlichen Hoheit. — — Durch das
„Beyſpiel der Prinzen wird Tugend zu einer Mode unter
„den Menſchen; denn ſelbſt diejenigen, die den Lehren ab-
„geneigt ſind, werden die Nachahmung lieben.„

Kaum war aber dieſes Stück zugleich mit den drey vorhergehenden Komödien im Drucke erſchienen, als ſie von einem gewiſſen Geiſtlichen **Collier** einen ſehr heftigen Angriff erlitten, der 1698 einen Anblick des **Unmoraliſchen und des Gottloſen, das auf dem engliſchen Theater herrſchete,** herausgab. Congreve hat ſich dargegen in acht Briefen an ſeinen Freund **Walter Moyle** witzig und gröſtentheils gründlich, obgleich mit einer Bitterkeit vertheidi-

get,

get, die ſolten einer gerechten Sache anſteht. Dieſe Briefe machen ungefähr ein Drittel von der oben erwähnten Sammlung des Wilſon aus, und ſo viel man daraus von den Einwürfen urtheilen kann, welche wider die **Braut in Trauer** gemacht werden, ſo ſind dieſelben von keiner Erheblichkeit. Doch ſcheint auch der Gegner nach ſeiner Schreibart in den vom Congreve angeführten Stellen der Mann nicht geweſen zu ſeyn, dem es zukam, andern Vorwürfe über ihren unmoraliſchen Witz zu machen. Wenn ich nach der Wirkung urtheilen darf, welche die Leſung dieſes Trauerſpiels bey mir gemacht hat, ehe ich noch das geringſte von dieſem Streite wußte, ſo ziehet er Stellen darinn, die nicht allein wegen eines gezwungenen Schwulſtes und eines überflüſſigen Witzes tadelhaft ſind, ſondern die auch unmoraliſch, oder wenigſtens nicht da, wo ſie es ſeyn ſollten und könnten, moraliſch genannt zu werden verdienen. Vieles iſt den Zeiten zuzuſchreiben, da Congreve dieſe Tragödie verfertigte, und deswegen kann **Blackmore** immer noch in ſeinem Urtheile Recht haben, daß ſie auch in dieſer Betrachtung unter die vollkommenſten Stücke gehöre, welche ſeine Zeiten hervorgebracht haben, ob man gleich bey allem ſeinen Lobe ihm anmerken kann, daß auch er verwerfliche Stellen darinn gefunden habe. Herr **Leſſing** theilet in ſeiner theatraliſchen Bibliothek die Geſchichte der engliſchen Schaubühne in drey Perioden, und den dritten, in welchem ſich ihre Dichter mehr als vorhin um Regelmäßigkeit und Anſtand bemühet, fängt er erſt ganz gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an. Congreve gehöret, zumal in Abſicht auf ſeine Tragödie, mehr in den zweyten als in den dritten Perioden. Ein **Steele** und **Addiſon**, die ihre lehrreichen Wochenblätter erſt 1709 zu ſchreiben anfingen, und die auch zuweilen einen Congreve zum Mitarbeiter hatten, ſcheinen nicht wenig beygetragen zu haben, auch die Schaubühne moraliſcher zu machen. Und die Nacheiferung der größten Genies, ihre Gaben auch in den Werken des Witzes mit Ernſt zum Dienſte der Tugend und der Reli-

gion

gion anzuwenden, ist, glaube ich, ein vorzüglicher Ruhm des itzigen Jahrhunderts.

Mein Bruder ist so sehr der Meynung gewesen, daß des **Congreve Braut in Trauer** in vielen einzelnen Stellen fehlerhaft, obgleich im Ganzen und in der Hauptmoral schön und nützlich sey, daß er eben deswegen die Arbeit unternommen hat, anstatt einer eigentlichen Uebersetzung, die gewiß weit leichter gewesen seyn würde, eine verkürzende oder auslassende zu machen. Und eben wegen dieser Idee, die sich in manchen ähnlichen Fällen mit Nutzen anwenden ließe, habe ich diesen unvollendeten Versuch nicht unterdrücken wollen. Es ist aber in seiner Uebersetzung nicht allein die Anzahl der Personen, und welches daraus folget, der Scenen ihre, vermindert worden, sondern es sind auch fast alle beybehaltene Scenen und die Theile in denselben verkürzet, und mit gleicher Freyheit bald die allzulangen Reden einer Person getrennet, bald mehrere Absätze der Unterredung zusammengezogen. Die weggelassenen Personen sind aufs wenigste, und so viel sich mit diesem Anfange schließen läßt, ein Paar Vertraute, nämlich **Alonzo**, des **Gonsalez** seiner, der selbst schon ein Vertrauter seines Königs **Manuel** ist, und **Heli**, ein Freund und Mitgefangner des Prinzen **Alfonso**, der im ersten Aufzuge unter dem Namen **Osmyn** vorkommt.

Damit man von der Beschaffenheit der gemachten Veränderungen desto leichter urtheilen könne, will ich ein Beyspiel aus der ersten Scene hersetzen. Wo **Almeria** fast in der Mitte derselben in der hier folgenden Uebersetzung anfängt:

> Alfonso, ach Alfonso! Du bist auch
> Zur Ruh! — —

heißt es im Englischen weiter:

Du bist lange in der Ruhe gewesen! Beyde, beyde, Vater und Sohn sind nicht mehr. Und warum bin denn ich? O wann soll ich Ruhe haben! Warum lebe ich, um zu sa-

gen,

gen, daß ihr nicht mehr ſeyd? Warum ſind alle dieſe Dinge ſo? — Muß es ſo ſeyn? Iſt es unvermeidlich, daß ich elend ſeyn ſoll? War es denn eine wichtige Angelegenheit für die Ruhe des Himmels, daß ich ſolche Qualen leiden ſollte? Und war es nicht ſo; warum iſt es denn ſo eingerichtet? Warum ſind von einer unſichtbaren Hand die Dinge ſo geordnet, daß ſie mir, als durch unentgehliche Folgen, Flüche, Gram, das äußerſte Elend des Lebens und gewiſſe Verzweiflung bringen müſſen?

Leonora. Ach du ſuchſt zu weit, du denkeſt zu tief.

Almeria. Warum ward ich doch an Anſelmos Hof gebracht? Oder warum gieng man da ſo liebreich mit mir um? Warum ward mir nicht als einem Feinde begegnet? Denn ſo würde mein Vater mit ſeinem Kinde umgegangen ſeyn. O Alfonſo, Alfonſo, verſchlingende Seen haben dich von meinem Blicke weggeſpühlet, aber keine Zeit tilget dich aus meinem Gedächtniſſe. Nein; ich will leben, um dein Denkmaal zu ſeyn. Der grauſame Ocean iſt nicht mehr dein Grab, ſondern in meinem Herzen biſt du begraben. Da, da iſt dein werthes Bild auf ewig feſt, o du Geliebter, mein Herr, und obgleich umgekommen, immer noch mein Gemahl!

Leonora. Gemahl! ꝛc.

Da man eine natürliche Begierde hat, wenn man einmal in einer Tragödie bis in den zweyten Aufzug hineingekommen iſt, den Ausgang zu wiſſen, iſt es gehörig, hier einen kurzen Begriff von dem Inhalte des unvollendeten zweyten Aufzuges und der drey folgenden zu geben.

Indem ſich Almeria mit ihren wiedergefundenen Alfonſo in einer Kirche und mitten unter den darinn befindlichen Gräbern unterredet, kömmt Zara hinzu, um dieſen Prinzen aufzuſuchen, den ſie unter dem Namen Demyn aufs äußerſte liebet. Sie machet ihm Vorwürfe über ſeine vorſätzliche Entfernung, und da Demyn ſie nicht nach ihrem Wunſche beantwortet, ſaget ſie ihm, er ſey wohl ſo furchtſam,

ſam, weil er nicht die Kühnheit habe, zu wünſchen; es ſchrecke ihn, einen König zum Nebenbuhler zu haben. Eben als ſie dieſe Worte ſaget, kömmt der König Manuel, der auch ſeine geliebte Zara allenthalben ängſtlich ſuchet. Er fraget, was die Worte bedeuten können, die er eben gehöret, und Zara, über den Kaltſinn des Osmyn ergrimmt, zeiget denſelben dem Könige als einen Sclaven, der ſich unterfange, die Augen bis zu ihr zu erheben. Er wird in ein Gefängniß zu künftigen ausgeſuchten Martern geſchleppet.

Dritter Aufzug. Osmyn iſt in eben dem Gefängniſſe, da kurz vorher ſein Vater, der König Anſelmo, geſtorben iſt. Da findet er noch eine Schrift von ihm, die ein Gebeth enthält, daß ſein Sohn ein glücklicher Schickſal haben möge, als er. Er bricht faſt in Schmähungen gegen die Vorſicht aus, weil ſo wenig Anſchein zur Erfüllung des Gebeths eines ſo frommen Mannes da iſt. Mitten unter dieſen Zweifeln bekommt er einen Strahl von Hoffnung. Denn Almeria findet Mittel, ſeinen Freund Halt zu ihm ins Gefängniß zu ſchicken, und ihm ſelbſt einen Beſuch zu verſprechen. Aber erſt beſuchet ihn Zara, welche ihre Uebereilung gereut, und die auf einen kleinen Anſchein, daß er noch ſo lieben werde, froh und mit dem Vorſatze weggeht, ihn zu befreyen. Drauf kommt auch Almeria, und ihre Scene mit dem Osmyn iſt voll von den allerbeweglichſten verliebten Klagen. Als ſie noch bey ihm iſt, kommt ſchon Zara zurück, mit dem Befehle, den ſie bey dem Könige Manuel ausgewirket hat, den Osmyn in Freyheit zu ſetzen. Aber ihr bisheriges Mitleiden verwandelt ſich in Wuth, da ſie ſein Verſtändniß mit der Almeria entdecket, und ſie geht mit dem Befehle weg, ihn als den ärgſten Miſſethäter zu bewachen.

Vierter Aufzug. Zara verändert wieder ihren Sinn, und arbeitet an der Erhaltung des Osmyn. Der König aber iſt um ſo viel ſchwerer zu erweichen, weil eben ein Aufruhr wider ihn ausgebrochen iſt, an welchem Osmyn Theil zu haben ſcheint. Indeſſen brauchet ſie die Liſt, daß ſie es

als gefährlich vorstellet, den Osmyn durch andere umbringen zu lassen, als durch gewisse stumme Sklaven, die sie in ihrem Gefolge mitgebracht hat, und der König willigt darein. Aber Gonsalez, sein Günstling, bringt ihn auf Argwohn sowohl gegen die Zara selbst, als auch gegen seine Tochter Almeria. Diese gesteht, als man sie befraget, mehr als man verlanget, und als man erwarten konnte, daß nämlich Osmyn kein anderer sey, als der persönliche Feind ihres Vaters und zugleich ihr Gemahl, Alfonso.

Fünfter Aufzug. Zara schickt einen von ihren Stummen mit einem Briefe an den Osmyn, der aber von einem Bedienten des Königs weggenommen wird. Dieser faßt auf die Entdeckungen, die er aus diesem Briefe macht, den seltsamen Anschlag, sich als Osmyn zu verkleiden, und ins Gefängniß hinzulegen, um die Zara, wenn sie kommen und ihn als Osmyn anreden würde, recht zu beschämen. Zu eben der Zeit hat auch Gonsalez den Entschluß gefaßt, sich als einen von den Stummen der Zara zu verkleiden, um unter dieser Gestalt den Osmyn oder Alfonso mit eigner Hand zu tödten, weil, wenn er lebend bliebe, der König leicht sein Versprechen zurücknehmen, und die Prinzessinn Almeria dem jungen Garcias entziehen könnte. Da beyde diese verschiedenen Verkleidungen annehmen, so wird der König unwissend durch seinen eigenen Günstling, den Gonsalez, erwürget, dessen Leichname man nach der Erkennung den Kopf abhaut, um ihn unkenntlich zu machen. Zara sieht ihn, da sie den Osmyn zu besuchen kommt, für diesen ihren Geliebten an, und sie trinkt aus Betrübniß einen Giftbecher, nachdem sie zuvor noch aus Unmuth ihrem vertrauten Diener, dem Selim, einen Dolch in die Brust gestoßen hat. Almeria kommt hinzu, wie Zara heraus gestoßen ist, und sieht schon im Begriffe, aus gleicher Ursache noch einen Giftbecher, den die Stummen bey sich haben, auszuleeren, als ihr Alfonso siegreich neben ihr steht. Dieser ist durch Hülfe gewisser Verräther aus seinem Gefängnisse entkommen, und hat sich zu

den Aufrührern, worunter auch ſeine ehemaligen Unterthanen die Einwohner von Valencia ſind, geſchlagen. Mit ihnen hat er die Stadt Granada erobert, den Gonſalez getödtet, und deſſen Sohn und ſeinen Nebenbuhler, den Garcias, dem er dabey ſehr freundlich begegnet, gefangen genommen. Das Stück ſchließt ſich mit folgenden Worten des Alfonſo, die der Verfaſſer ſelbſt als die Hauptmoral angiebt:

Laſſet uns, die wir durch unſere Unſchuld übergeblieben ſind, ſtets auf dem Pfade der Ehre verharren, und nicht wegen vergangener oder gegenwärtiger Uebel verzweifeln. Denn der Segen begleitet immer tugendhafte Thaten, und es erfolget, obgleich ſpät, eine ſichere Belohnung. Der Name dieſer Tragödie, die Braut in Trauer, bezieht ſich auf die Almeria, welche die Trauer angeleget hat, weil ſie ihren Verlobten, den Alfonſo, für todt hält. Doch iſt Almeria nicht mit mehrerem Rechte die Hauptperſon, als ihr Alfonſo, oder als Zara und Manuel.

Es würde übrigens eine vergebliche Mühe ſeyn, den Stoff von dieſer Tragödie in der Geſchichte aufzuſuchen, da es auch nicht einmal chriſtliche Könige, dergleichen hier vorgeſtellet werden, weder in Granada noch in Valencia gegeben hat.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Almeria, leget eine Laute weg.

Wo iſt denn nun der Saiten Zauberkraft?
Man ſagt, Muſik rühre auch die wildſten Herzen,
Mache Eichen beugſam und die Felſen weich,
Und wirke Gefühl in Dingen, die nicht fühlen.
Was bin denn ich? Bin ich denn tauber noch,
Als Holz und Stein, daß mein zu mächtig Leid
Kein ſüßer Klang in Schlummer wiegen kann?

Leonora.

Kann denn dein Schmerz nicht eine Stunde ſchweigen?
Da im Triumph dein Vater wiederkommt,
Da hinter ihm die Königinn der Mohren
Gefeſſelt folgt, da alles ſich erfreut?

Almeria.

Was iſt um mich, das mich nicht weinen hieße?
Iſt nicht dieß Schloß ein Kerker? Dieß Gemach,
Wo ich der Sieger ſtolzen Zug erwarte,
Und meines Vaters Knie umfaſſen ſoll;

Stößt du es nicht an das betrübte Zimmer,
In dem Anſelme ſeinen tapfern Arm,
Der ſonſt ein Zepter trug, in Ketten ſchmiegte,
Und ſeiner Ehrfurcht ſtets gequalt, und oft
Vor meines Vaters Angeſicht verſpottet,
Sein Leben mehr vor Gram als Alter ſchloß?

Leonora.

Sein Tod entreißt ihn ja den härteſten Banden;
Was klagſt du denn? Anſelme ſchlaft in Ruh.
Den ehrenvollen Greis, den beſten König
Verſchließt ſeit letzter Nacht das ſtille Grab.
Im kalten, aber ſichern Schooß der Erde
Sind ſeine Sorgen nun mit ihm verſcharrt.

Almeria.

Ach war ich auch in Ruh!

Leonora.

Getroſt, Prinzeßinn!
Still, oder mäßige dein Leid! — Warum....

Almeria.

Warum? Schweig, ſchweig! Den Grund zu meinen Klagen
Den fühlſt du nicht. Drum frageſt du: warum?

Leonora.

Nein! glaub, Anſelme hat mich ſtets gekränket;
Zu grauſam war dein Vater gegen ihn.
Es war ſein Feind, doch war es ſtets ein König.
Oft in der Nacht entriß ich mich der Ruh,
Und wachte hier, bis ſeine Wachter ſchliefen,
Da ich mich dann zum Fenſter ſchlich, und ihn
Mit leiſem Ton um ſeinen Zuſtand fragte.

Almeria.

Ach Leonora! hätteſt du ihn gekannt:
Wie würde nicht dein Herz geblutet haben!

Leonora.

Ich weiß es ja; als ihm des Krieges Glück
Erſt über uns den ſchönſten Sieg vergönnte,
Als unſers Lagers reicher Ueberfluß
Nebſt dir, dem Schmuck und koſtbarſten von allen,
In ſeiner Hand zur Beute hinterließ,
Ließ er ſich Haß und Rachgier nicht beherrſchen.
Er hielt dich nicht, wie man Gefangne hält,
Nicht wie hernach dein Vater ihn gehalten.
Du ſchienſt ſein Kind und nicht ſein Feind zu ſeyn.
Du warſt beglückt und herrſchteſt in den Banden.
Sein holder Eifer ſuchte deine Gunſt
Durch tauſend ſanfte großmuthsvolle Wege.
Er ſelbſt ſchlug Mittel vor, den bittern Groll
Der langſt entzweyten Kronen beyzulegen,
Und lebend noch ſein Reich Valenza
Mit ſeinem Sohn Alfonſo dir zu ſchenken.

Almeria.

Alfonſo! ach Alfonſo! Du biſt auch
Zur Ruh.... Schon langſt biſt du zur Ruh! Ach beyde,
Ja beyde, Sohn und Vater, ſind nicht mehr!
Nur ich bin noch, und muß nur darum leben,
Um zu beſeufzen, daß ihr nicht mehr ſeyd.
Zwar du biſt todt, Alfonſo, ach Alfonſo!
Die wilde Fluth verbirgt dich meinem Blick:
Doch nichts entreißt dich meinem Angedenken;
Nein, ich will ſtets dein lebend Denkmaal ſeyn.
Dein Grab iſt nicht das Meer, das dich verſchlungen.
In meiner Bruſt, da iſt dein Grab, da, da
Bleibt dein geliebtes Bild ſtets eingedrücket,
Auch todt biſt du mein liebſtes, mein Gemahl.

Leonora.

Gemahl!

Almeria.

O Himmel! was hab ich geſprochen!

Mein Schmerz reißt mich, wohin ich nicht gedacht.
Ich wollte dieß Geheimniß dir verbergen;
Hat deine Treu gleich mein Vertraun verdient.
Dieß iſt die Nahrung der gequälten Herzen,
Sie heben ſich ein innres Leiden auf,
Ein unverdachtes und geliebtes Leiden,
Dem ſie für ſich geheime Thränen weihn,
Und das ſie unbemerkt in ſich verſchlingen.

Leonora.

Nein, dieſes wußt ich nicht.

Almeria.

Ach wüßteſt du
Mein ganzes Leid, ſprich, würdſt du mich beklagen? —
Ich weis, du würdeſt, ja!

Leonora.

Nimm zum Beweis
Mein Weinen an.

Almeria.

Ich dank dir, Leonora;
Denn unglückvoll, und unbeklagt zu ſeyn,
Iſt ſonſt der arme Verzug unſrer Größe.
So höre denn (wenn mir der Kummer nicht
Die Stimme raubt) den Lauf von meinen Plagen.
Indem ich noch vergnügt gefangen war,
Schlug ſich das Glück auf meines Vaters Seite.
Ein ſiegreich Heer drang in Anſelmes Schloß,
Und Wuth und Rachgier ſetzte dieß in Feuer.
Der gute König ſieh der Flammen Wuth,
Und warf ſich ſelbſt in meines Vaters Hände,
Er ſuchte Schutz in der Gefangenſchaft,
Wo er den Tod nur langſamer gefunden. —
Warum ward ich doch nicht der Flammen Raub!
Doch ach! das Schickſal wollt es nicht! — Alfonſo

Sah meines Vaters Grauſamkeit zuvor.
Ein ſegelfertig Schiff verbarg in Zeiten
Die Königinn und mich. Alfonſo ſelbſt
Begleitet uns, als nichts mehr helfen konnte.
Doch unſre Flucht ward durch Verrath entdeckt.
Man folgt uns nach, und hatt' uns faſt ergriffen,
Da ſchnell ein Sturm uns gegen Afrika,
Und mit uns die, die uns verfolgten, jagte.
Mit Macht ſtieß unſer Schiff hier an den Strand,
Ein Fels zerſchmettert es in tauſend Trümmern.
Doch ich nur war zu größrer Qual verſpart.
Der Himmel führte die, die uns verfolgten,
Bey allem Schreyn der Sinkenden vorbey:
Nur mich den Wellen zu entziehn, in denen
Alfonſo, mein Alfonſo unterging.

Leonora.

Doch wenn war dir Alfonſo denn vermählet?

Almeria.

Denſelben Tag! Den unglücksvollen Tag,
Als unſerm Schiff ſchon die Verfolger nahten,
Beſchwur er mich bey unſrer Zärtlichkeit,
Noch meine Hand in ſeine Hand zu ſchließen;
Damit, es folgte nun Tod oder Sieg,
Er mich, zum Trutz des Schickſals, doch beſäße.
Die Königinn bath auch. Ich gab es zu.
Ein Tag ſah mich vermählet und verwitwet.

Leonora.

Wie trauervoll iſt dieß!

Almeria.

Ja trauervoll!
Ich traure drum, und will es ſtets betrauern.
Nie leg ich dieß betrübte Kleid von mir.
Nie will ich die geſchwollnen Augen trocknen,

Nie Fried und Troſt in meinem Herzen ſehn,
Weil ich noch leb und an Alfonſo denke.

Leonora.

Die Zeit wird dir . . .

Almeria.

Sie mehrt nur meine Qual.

Leonora.

Hör, hör! Der Knall entfernter Freudenſchüſſe
Verkündigt uns den König im Triumph.

Zweyter Auftritt.

Gonſalez, Almeria, Leonora.

Gonſalez.

Ein jeder Tag von deinem langen Leben
Sey dieſem Tag an Glanz und Freude gleich!
Dein großer Vater naht ſich itzt, Prinzeßinn!
Von Beute reich, von edeln Lorbeern ſtolz,
In kriegeriſcher Pracht zu dieſem Schloſſe.
Maulthiere, die von Koſtbarkeiten ſchwer
Der Mohren Reichthum ſeufzend kaum ertragen:
Die Kriegeswagen, die von Edelſtein
Und Gelde blitzen, hundert edle Roſſe,
Die wiehernd, ſtampfend und voll Ungeduld
Mit Unmuth den Triumph zu ſchmücken ſcheinen,
Verherrlichen des Einzugs Siegespracht.
In goldnen Feſſeln ſchwitzt an ſeinem Wagen
Der beſte Kern der Helden Afrikens.
Sie murren noch vor Zorn, und freſſen knirſchend
Den Staub in ſich, den ſein Triumph erregt.
Des Königs treues Volk füllt alle Mauern
Und klettert mit Gefahr auf jede Höh;

Den Sieg, und auch den Sieger, zu bewundern,
Und ſtutzet bey der Pracht, die es erblickt.
Du fehlſt allein zu der gemeinen Freude,
Und dieſem Tag entziehſt du deinen Glanz.
Denk, wie viel man mit deinem Blick vermiſſet!

Almeria.

Der äußern Ehrenzeichen eitler Pomp
Hat nie die Kraft, mein Auge zu vergnügen.
Mein Ohr verlangt auch nicht ein klingend Lob,
Den ſtolzen Prunk geſchmückter Redensarten.
Doch daß mein Vater glücklich wiederkehrt,
Dieß dankt mein Herz dem Himmel in der Stille.

Gonſalez.

Obgleich dein Ohr kein klingend Lob verlangt,
Iſt man es dir darum denn minder ſchuldig?
Doch deinen Werth, Prinzeßinn! zu erhöhn,
Das iſt kein Werk für mein erſterbend Alter.
Und Garcias, mein Sohn, der deinem Reiz
Zum Sklaven ſich geweiht, den in den Schlachten
Das Bild von dir, das er im Herzen trägt,
Mit Muth und Stärke füllt, zeigt durch die Thaten
Viel beſſer, was dein Blick für Wunder thut.

Almeria.

Ich zweifle nicht an deines Sohnes Thaten.
Er würde tapfer ſeyn, wär ich gleich nicht.

Gonſalez.

Der Pauken Schall bewillkommt ſchon den König.
Erlaube, daß ich ihm entgegen geh.

Dritter Auftritt.

Almeria, Leonora.

Leonora.

Ach hemme doch, hemm, um des Himmels willen,
Den Strom von deinem Schmerz! Ich fürchte sonst,
Er wird mit Zorn dein Auge thränend sehen,
Da nichts als Luſt aus andern Augen lacht.

Almeria.

Und nichts als Luſt bringt er den andern Herzen,
Dem meinen doppelt, doppelt ſch veres Weh.
Es kömmt mit ihm der Garcias, für welchen
Man mich zum Opfer weiht, dem man die Treue,
Die ich doch dir, Alfenſo, ſchwur, beſtimmt.
Nun! ob ich die verrathriſch brechen will,
Eh will ich ſterben, zehnmal will ich ſterben.
O ſieh herab, Alfenſo! ſieh herab!
Hör dieſen theuern Schwur, geliebter Schatten!
Wirf nur einmal aus jener Herrlichkeit
Dein ſelig Aug auf mich zur Erde nieder,
Und nimm von mir noch dieß Gelübde hin:
Laßt je mein Herz durch Martern ſich erſchrecken,
Und willigt es in einen andern Bund;
So ſtürz auf mich mit unerhörten Plagen
Der Himmel ſeinen Fluch, und laſſe mich,
Wenns möglich iſt, noch größre Martern fühlen,
Als ſchon bisher ſein Zorn auf mich gehäuft!
Und du, Anſelmo! wenn in jenen Höhen
Dein edler Geiſt ſchon angekommen iſt,
Sey meines Schwurs und meiner Liebe Zeuge!
Nur eins noch, Leonora, bitt ich dich.

Leonora.

Du haſt mein Herz, mein Leben, meinen Willen
In deiner Macht.

Almeria.

Wenn alles ſonſt
Sich in der Luſt beſchäfftigt und verwickelt,
Reiß dich mit mir von dieſem Lärmen los,
Anſelmos Grab verſtohlen zu beſuchen.

Leonora.

Was iſt dein Zweck? Ich zittre . . .

Almeria.

Fürchte nichts!
Mein Zweck iſt nur; ich will mein Herz erleichtern,
Ich will den Schwur, den ich itzt hier gethan,
Dort bey Anſelmos Aſche wiederholen.
Sonſt nichts, gewiß ſonſt nichts!

Leonora.

Der König kömmt.

Vierter Auftritt.

Almeria, Leonora, Manuel, Gonſalez, Garcias, ein Gefolge des triumphirenden Königs.

Gonſalez.

Dich glücklich und als einen Gott verherrlicht,
Den Feind gebunden, und dein Reich befreyt
Zu ſehn; Herr, dieſer Anblick füllte mein Auge
Mit mehr Ergötzen, als es faſſen kann.

Manuel.

Gonſalez! Thränen! — wie?

Gonſalez.

Ja Freudenthränen!

Manuel.

Manuel.

Sie rühren mich. Ich weis, du bist mein Freund.

Almeria.

Herr! daß der Himmel deinen Arm gestärket . . .

Manuel.

Wer ist dieß, den der schwarze Flor umhüllt?
Wer grämt sich hier an meinen Freudentagen? —
Ist dieß Almeria? Setzt sie der Pracht,
Die mich umkränzt, ihr Trauerkleid entgegen?

Almeria.

Vergieb! du kennst dieß Kleid der Dankbarkeit.
Dem Himmel, der mich aus der Fluth errettet,
Hab ich dieß ganze Jahr, das itzt noch währt,
In Leid und Weh zu büßen längst geschworen.

Manuel.

Ich tadle nicht, daß du dem Himmel dankst.
Du bist ihm viel, doch mir auch etwas, schuldig.
Ich gab das Leben dir, das er erhielt.
Er hätte dir wohl Einen Tag erlassen,
Um ihn der Kindespflicht zu weihn, und froh
Mit mir dieß Glück, das er mir schenkt, zu feyern.
Du hast zur Freude mehr als Einen Grund.
Folgt dieser Tag nicht dem beglückten Abend,
Der dem Anselmo, dessen Ketten du
Getragen hast, ins tiefe Grab verschlossen?
Du trauerst, da er stirbt? — Wie unbedacht
Ist das Gelübde, das du dir ersonnen?
Hat nicht der Augenblick, in dem die Fluth
Dein Leben schonte, meinen Feind Alfonso
Im Meer versenkt? Giebst du dieß Trauerjahr
Mehr deinem Leben oder seinem Tode?
Was seh ich? Was für Thränen? — Wie? Du weinst!
O Schimpf! Du weinst bey meines Feindes Namen?

Gonsa-

Gonſalez.

Entſchuldige den ſchwachen Fehler doch.
Sie weint ja nur, Herr, weil ſie dich beleidigt.

Manuel.

Wo iſt ein Sklave, der in ſeiner Qual
Nicht heute ſeines Königs Ruhm empfindet,
In Feſſeln hüpft, und mit den Ketten klingt?
Wer freut ſich nicht? Nur meine Tochter trauert.

Gonſalez.

Ihr Fehler ſtammt aus guter Abſicht her.
Er iſt nichts als der Schein von einem Fehler.

Manuel.

Der bloße Schein iſt hier ein groß Vergehn.
Auch der erzürnt mich, der zu trauern ſcheinet.
Geh hin! wirf dieß verhaßte Schwarz von dir!
Ich nehm auf mich die Schuld. Brich dein Gelübde,
Ich wills, und dich entſchuldigt mein Gebeth.
Doch erſt verzieh!

Almeria, ſeufzend.

Ich ſoll verziehn, o Himmel! —

laut. Herr, was iſt dein Befehl?

Manuel.

Gieb mir die Hand!

Almeria.

Mein klopfend Herz!

Manuel.

Du, Garcias, tritt näher!
Auch deine Hand! — Hiermit, Almeria,
Empfang von mir den, den ich werth gefunden,
Hinfort mein Sohn und dein Gemahl zu ſeyn.

Gar-

Garcias.

Auf meinem Knie will ich dieß Glück empfangen —
Doch was empfangen? — meiner Herrscherinn
Auf ewig mich zum Sklaven übergeben.

Gonsalez.

Erlaube, Herr, daß mich die Dankbegier
Erstaunt und stumm zu deinen Füßen werfe.

Manuel.

Genug, steh auf! Mein längstgezeichnet Werk,
Des Sohns geprüfter Muth, des Vaters Dienste
Verbinden mich. Wir feyern, Garcias,
Heut den Triumph, und morgen die Vermählung.

Almeria.

O! . . .

Garcias.

Helft ihr, sie wird blaß, sie sinkt!

Gonsalez.

Es geht vorbey.

Manuel.

Es war ein zärtlich Schrecken,
Ein Ueberfall mit Zucht vermischter Furcht. —
Wie ists, Almeria?

Almeria.

Ein jähes Schauern
Hemmt meine Sinnen. Herr, erlaube mir,
Von hier zu gehn.

Manuel.

Begleite die Prinzessinn
Nach ihren Zimmern, Garcias! — Wie schwach
Ist nicht ein Herz, das Aberglaube führet! —
Daß thörichte Gelübd ist mir verhaßt.

Gonsalez.

Herr, Zara kömmt.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Manuel, Gonſalez, Garcias, Zara, Osmyn, Perez nebſt einem anſehnlichen Gefolge der Königinn.

Manuel.

Mit was für Ehrenzeichen
Empfang ich dich, geliebte Königinn!
Zwar ich bin Sieger, ja mit Recht ein Sieger,
Nachdem ich dich erſiegt: Doch im Triumph
Durft ich dich nicht bey meinem Wagen führen;
Aus Furcht, es möchte mein verſammelt Volk,
Durch deiner Blicke Majeſtät verleitet,
Nicht ohne Grund, in dir die Siegerinn,
In ſeinem König deinen Sklaven finden.

Zara.

Wenn jemals man mit Luſt gefangen ſeyn,
Wenn großmuthsvoller Sieger Höflichkeiten
In gleichen Werth mit unumſchränkter Macht
Und unerborgter Freyheit treten könnten;
So wär mein Herz zufrieden, da du mir
Vom äußern Glanz der Hoheit nichts entzogen.
Doch weil mein Arm noch dieſe Bande fühlt,
Betracht ich ſtets mich ſelber mit Verachtung.
Der Ehrenzeichen Schein und falſche Pracht
Kann meine Sklaverey mir nicht verbergen.

Manuel.

Wie? Dieſe Bande! Perez, hab ich nicht
Sie dieſer Bande zu befreyen befohlen?

Perez.

Herr, du befahlſt nur, daß ſie ſo verehrt
In dieſer Pracht, von ihrem Hof begleitet,

Von dem Triumph, in dem du zogst, entfernt,
In diese Stadt den Einzug halten sollte.

Manuel.

Befreyt sie! — Halt! nur meine Hand allein
Kann dieß Versehn verbessern. Weg! Die Bande!
Er löst die Bande auf.
Du bist befreyt, und ich nur bin in Ketten.

Zara.

Der Großmuth, Herr, die auf kein Bitten wartet,
Und selbst Gelegenheit zum Wohlthun sucht,
Der kann kein edles Herz den Dank versagen.
Zwar haß ich das, was mich zum Danken bringt,
Doch noch vielmehr muß ich den Undank hassen.

Manuel.

Zu herrschen, nicht zu danken, ziemet dir;
Wohlthaten zu erweisen, nicht zu bitten,
Und was man dir erzeigt, ist Schuldigkeit. —
Man mache die, die ihr zur Hofstatt dienen,
Von Banden los; denn ihren stolzen Blick
Beleidigt auch der Knechtschaft kleinster Schatten.
Doch wer ist der, der mit so ernster Stirn,
Um Ketten oder Freyheit unbekümmert,
Die finstern Augen stets zur Erde senkt?

Perez.

Herr, es ist Osmyn, der der Mohren Pferde
In letzter Schlacht so tapfer angeführt.
Sein stolzer Geist verschmäht der Sieger Güte.
Er scheint gemacht zum Thun, und nicht zum Reden.
So wenig redet er, als schämt er sich,
Zu sprechen, wo sein Mund nicht darf befehlen.

Zara.

Darf ich zu dir um seine Freyheit flehn?

Manuel.

Nicht flehn, nein, bloß durch einen Wink gebiethen!

Wie

Wie kömmt es, tapfrer Oſmyn, daß ein Mann,
Der in der Schlacht ſo muthig ſich gewieſen,
In Ketten ſich ſo ungeduldig weiſt?

Oſmyn.

Weil dieſe Ketten meine Rache hindern.

Manuel.

Ich kann dich nicht verſtehn.

Oſmyn.

Du ſollſt auch nicht.

Zara.

Der edle Mohr verlor im letzten Treffen
Den Freund, der ihm mehr als ſein Leben war.
Sein Herz iſt drum voll Kummer und Verzweiflung,
Weils den Verluſt zu rächen nicht vermag.

Manuel.

Wie? So beſorgt für ihn? .... Was ſoll ich denken?

Gonſalez.

Daß dieſer Freund vielleicht ſie ſelber iſt.

Manuel.

Es lebt vielleicht ſein Freund, und iſt gefangen.
Wie heißt er?

Zara.

Heli.

Manuel.

Eilt, und ſucht ihn auf.
Gebt ihm den Freund, nach dem er ſeufzet, wieder.
Ich will es, denn es wills die Königinn.
Dieß ſagt ihr Blick; ihr Blick hat zu gebieten.
Ich bin nicht Sieger mehr, und mein Triumph
Iſt aus; Du Zara feyerſt nun den deinen.
Nimm nun dieß Schloß als Ueberwinder ein.
Ich habe nur dein Heer, du mich bezwungen;
Und was noch meine Lorbeern mehr beſchämt,
Mein Sieg war kurz, der deine bleibt beſtändig.

Zweyter Aufzug.

Im Hintertheile der Scene zeigen ſich verſchiedene Grabmäler, und voran unter denſelben ein gröſſeres, als die übrigen.

Erſter Auftritt.

Almeria, Leonora.

Almeria.

Was ſiehſt du denn? Es war ein leeres Schrecken.

Leonora.

Es war der Schall von eines Menſchen Ruf.

Almeria.

Es war nur deine Furcht; vielleicht ein Sauſen
Des Windes, der durch hole Klüfte ſtreicht,
Vielleicht der Wiederſchall von unſern Worten.

Leonora.

Mein Auge hats geſehn, mein Ohr gehört;
Das ehrne Thor des Grabes ſtund eröffnet,
Und eine Stimme rief in Finſterniß,
Mit vielem Ach, Anſelmos theuren Namen.

Almeria.

So komm, und führ mich nach der Gruft zurück!
Sie öffnet ſich vielleicht, mich zu empfangen.
Vielleicht iſt dieſer Ruf, den du gehört,
Alfonſos Ruf, des Todes freundlich Locken.

Wahr

Wahr iſts, mein Herz beſiel ein jäher Froſt.
Das alte Moos zerbrochner Ehrenmaler,
Der wüſte Platz voll traurig ſteifer Pracht,
Der kalten Höhlen ſchreckenvolle Stille,
Der Wiederſchall, der aus den Gruften klingt,
Die fürchterlichen Haufen weißer Knochen
Empörten in mir die Natur; Doch kaum
Erſchrecket uns des Todes erſter Anblick;
Der andre ſtellt ihn ſchon erwünſchter vor.

Leonora.

Was ſuchſt du bey den Gräbern neues Schrecken?
Ihr Anblick mehrt nur deine Traurigkeit.

Almeria.

Er kann mir Furcht erwecken, doch kein Trauren.
Mein Leib muß zitternd, doch mein Geiſt vergnügt
Die ſichre Zuflucht meiner Pein betrachten.
Ja! ich will gehn! Ich habe Muth gefaßt.
Komm, führ mich über Schutt und mürbe Knochen,
Und todte Körper. Lieber will ich mich,
In einem Sarg mit ihnen eingeſchloſſen,
Dem Schutz der finſtern Erde anvertraun,
Als Garcias verhaßtes Bett betreten.
Dieß Brautbett iſt, was mich am meiſten ſchreckt,
Bey dem iſt mir ſonſt alle Furcht geringe.
Komm nur zur Gruft, da ſoll Alfonſos Geiſt
Mich meinen Eid noch mehr beſtärken hören.

Leonora.

Den haſt du hier ſchon ſtark genug gethan.
Was treibt dich für ein Trieb ſtets zu den Grüften?

Almeria.

Die Stimme, die du da gehöret haſt.
Ja zweifle nicht, es iſt Alfonſos Stimme.

Sein Schatten ruft aus ſeines Vaters Grab,
Und ſtreckt mir ſchon vielleicht die Arm entgegen.
Wer wär es ſonſt, der dort Anſelmo ruft?
Vielleicht ſetzt er zu ſeines Vaters Namen
Zuweilen auch den Ruf: Almeria!
Und wartet nur, ſich mit mir zu verbinden.
In jener Gruft, ja ja, in jener Gruft
Bereitet man mein wahres Ehebette;
Wo ich, mit ihm in Ewigkeit vereint,
Vor meines Vaters Tyranney geſichert,
Vom Garcias, der meine Häßlichkeit
Dann fliehen wird, verabſcheut und geſchieden,
Dich, edler Geiſt, vergnügt umarmen will.
Alfonſo! dich, ja dich will ich umarmen.
Komm mir entgegen, reich mir deine Hand!
Alfonſo, hör! ich ruf dich, komm, Alfonſo!

Zweyter Auftritt.

Oëmyn, Almeria, Leonora.

Oëmyn, indem er aus dem Grabe hervorſteigt.

Wer ruft hier das unglückliche Geſchöpf,
Das ſonſt Alfonſo war?

Almeria.

Was ſeh ich, Himmel!
Welch Schattenbild, das dem Alfonſo gleicht!
In welcher fremden Tracht! wie blaß, wie traurig!
Sprich, Leonora, ſprich doch! — Seh ich recht?
Ja, ich ſeh recht, es iſt Alfonſes Schatten —
Er naht ſich! — Hilf, verbirg mich, halt mich auf!
Ich ſinke, Leonora!

Oemyn.

Wie? Iſts möglich?
Iſt ſies? Der Flor verhüllt mir ihr Geſicht.
Doch ja, der Flor giebt mir ſie zu erkennen.
Wer kann hier trauern, als Almeria?
Ich laſt mich doch ihr Angeſicht betrachten.
Sie iſts! O Glück! ſie iſts' mein halber Theil,
Mein Ehgemahl! Almeria' o Freude!
Erquicke mich doch nur durch einen Blick,
Sieh auf! Sieh doch auf mich, mein Glück, mein Leben!
Willſt du mich denn nicht ſehn? Bin ich denn nicht
Noch dein Gemahl? Was ſchlieſſeſt du die Augen?
Erwache doch! Alfonſo kniet vor dir.
Wie? Du erſtirbſt, da dein Alfonſo lebt?

Almeria.

Bleib, werther Geiſt, in deiner Ruh zurück.
Ich bin ja dein, ich habe dirs geſchworen.
Mein Vater ſchreckt mich nicht, und nimmermehr
Soll Garcias dein Ehgemahl heiſſen.
Nein, rühr mich nicht mit deiner kalten Hand.
Ich folge dir. Erwart mich nur im Grabe.

Oemyn.

Betracht mich, rühr mich an, ich bin kein Geiſt.
Iſt denn mein Tod ſo feſt in deinem Herzen,
Daß ich ihn ſelbſt nicht widerlegen kann?
Kennſt du mich nicht? Haſt du mich denn vergeſſen? —
Haſt du noch dein Geſicht, und kennſt mich nicht?
Reich mir die Hand, ich leb, ich bin Alfonſo.

Almeria.

Ah! ſie iſt warm, er iſt kein Geiſt, er lebt.
Er iſts, ich kenn ihn, es iſt ſeine Stimme,
Sein Weſen, ſein Geſicht. — Umfaſſe mich,

Geliebteſter Gemahl! Durch welches Wunder
Erſcheinſt du mir? Sprich doch, wo kömmſt du her?

Osmyn.

Aus meines Vaters Gruft.

Almeria.

Warſt dus, Alfonſo,
Vor deſſen Stimm ich ſteh? — Ach deinen Ruf
Nahm ich ſchon für den Ruf zu meinem Tode.
Ich glaubte nicht, daß du zum Leben riefſt.
Ja, du riefſt aus der Gruft, und riefſt zum Leben!

Osmyn.

Mich trieb die Pflicht in meines Vaters Grab.

Die drey Philoſophen,

Fragment von einem Luſtſpiele in Verſen.

Personen.

Dionys, König zu Syrakus.
Arete, Gemahlinn des Dionys.
Cleene, seine Gebietherinn.
Phryne, Verwante der Cleene.
Plato.
Aristipp.
Diogenes, die drey Philosophen.

Vorbericht.

Von diesem Lustspiele, welches, wie die Anzeige der Scenen zu erkennen giebt, aus fünf Aufzügen bestehen sollen, bin ich nicht im Stande, einige weitere Nachricht zu geben. Vermuthlich werden die drey noch nicht genug bearbeiteten, und nicht einmal zu Ende gebrachten Scenen des ersten Aufzuge den Wunsch erregen, daß dieses nicht gemeine Subject ganz ausgeführet seyn möchte.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp.

Diogenes.

Biſt du es, Ariſtipp? Dich ſind ich recht gelegen.

Ariſtipp.

Mich ſuchſt du?

Diogenes.

Eben dich; obgleich nicht deinetwegen.
Ich will zum Dionys: und den entdeckſt du mir.
Er kann nicht ferne ſeyn: ſein Schatten iſt ja hier.

Ariſtipp.

Sein Schatten? Ich?

Diogenes.

Ja du! der geht, wo jener gehet;
Der ſitzt, wo jener ſitzt; der ſteht, wo jener ſtehet;
Der tanzt, wo jener tanzt; und was Erſtaunen bringt,
Ein Schatten, der mit ihm ißt, jauchzet, ſauft und ſingt.

Aristipp.

O, das ist artig!

Diogenes.

Nein! Es ist nur wahr gesprochen.
Die Wahrheit kömmt zwar oft hier unrecht angestochen.
Doch was bekümmer' ich mich um dich und um den Hof?
Ich rede, was ich will, und bin ein Philosoph.

Aristipp.

Das bin ich auch.

Diogenes.

Du auch? — Du wirst die Sittenlehren
Durch einen neuen Theil vom Schmeicheln bald vermehren;
Und zeigen, wie man spricht, daß man es gerne hört,
Die Weiber nicht erzürnt, die Großen nicht beschwert;
Wie man die Speisen lobt, wie man die Weine preiset,
Sich bey den Spielern klug, bey Säufern froh erweiset;
Ein thöricht Weib erhebt, wenn ihr ein Wort entfällt,
Das oft mehr Raserey, als Klugheit, in sich hält;
Wie man die Haare salbt, sich mit den Jüngern putzet,
Und in der neusten Tracht der Sybariten stutzet;
Wenn noch der Gönner schläft, in Vorgemächern wacht,
Durch Achselklopfen oft die Diener freundlich macht,
Und wenn man lange Zeit nach Ehr und Glück geschnappet,
Ein Amt, die Dienstbarkeit und seine Schmach ertappet.

Aristipp.

Ja wohl, Diogenes! dieß ist des Hofes Art.
Es lebe doch dein Stab, dein Mantel und dein Bart!
Du brauchst nicht so viel Müh, die schlechten Bürgertischen
Ein kräftiges Gericht mit Zwiebeln zu erwischen.
Es braucht nicht, daß man da die klugen Worte wiegt;
Denn was man denkt, ist gut, und jeder Scherz vergnügt.
Du selbst gerade zu, dein Herr wird nicht bewachet;
Du redest, eh er fragt, du lachest, eh er lachet.

Dein

Dein Mantel ist dein Schmuck, dein Bett, und auch dein Kleid;
Und über deinen Putz verderbst du keine Zeit.
So glücklich muß ich selbst die Kunst der Weisen nennen,
Die, an der Großen Statt, dem Pöbel schmeicheln können.
Geh nur zum Dionys, wie du dir vorgesetzt.
Sag ihm, was dich für Glück in deinem Faß ergötzt:
Ich wette, Dionys, samt mir und samt Cleonen,
Wird ehstens, dir zum Ruhm, wie du, im Fasse wohnen.
Nur Schade, daß du selbst dich an den Hof begiebst!
Warum verläßt du doch die Freyheit, die du liebst?
Warum begiebst du dich hieher?

Diogenes.

Euch zu bekehren:
Wo nicht, euch wenigstens, wie toll ihr seyd, zu lehren.
Ich geh zum Dionys, und sag ihm ins Gesicht;
Ich gäbe für sein Glück ihm meinen Mantel nicht.
Ich sag ihm, daß ich hier nur Grillen, eitles Hoffen,
Nur Pralen, Wind, und Stolz, und Narren angetroffen;
Daß sein Palast und Hof ein Haus der Sklaverey,
Und er darinnen Sklav und Kerkermeister sey.

Aristipp.

Wo gehst du hin? Halt ein! du mußt ihn hier erwarten.

Diogenes.

Schläft er? — Ich weck ihn auf.

Aristipp.

Die Zimmer hier am Garten
Sind jedermann versperrt. Hier bleibt er stets allein.

Diogenes.

Nun merk ichs: es wird wohl Cleone drinnen seyn.
Ja! Er ist ganz gewiß in ihrem Schlafgemache:
Und du, Herr Philosoph, du siehst hier außen Wache.

Aristipp.

Ariſtipp.

Ob unſre Weisheit gleich ſich ſehr zuwider ſcheint,
So hör, Diogenes; ich bleibe doch dein Freund,
Darf ich auf deine Treu, wie du auf meine, bauen;
So will ich dir gewiß was artiges vertrauen.
Die reizende Perſien, der dieß Gemach gehört,
Die wird vom Dionys recht, als ein Gott, verehrt.
Er ſehnt ſich ſtets nach ihr, und lebt in ihren Blicken,
Beſucht ſie jeden Tag, und ſieht ſie mit Entzücken,
Erwäget heute noch, was dieſe geſtern ſprach,
Und wenn ſie was geſagt, ſagt er es zehnmal nach.

Diogenes.

Das iſt Cleene.

Ariſtipp.

Nein! — Er ſeufzt; ſie ſoll ihn lieben,
Und ihre Sprödigkeit iſt genug, ihn zu betrüben.
Er bittet, klagt, und droht: und dann gereut es ihn.
Er fängt von neuem an, ſo bald ſie ihm verziehn.
Er mißgönnt ihren Blick dem menſchlichen Geſchlechte,
Er wünſcht, daß ſie nur ihn, ſonſt keinen, ſprechen möchte.
Er iſt voll Eiferſucht, voll Unruh, voller Pein.
Er iſt in ſie verliebt.

Diogenes.

Das muß Cleene ſeyn.

Ariſtipp.

Sie aber weis ihn ſtets nur ſtärker zu entbrennen.
Sie kennet ihre Macht, und ſcheint ſie nicht zu kennen;
Zeigt ſtets ein ernſthaft, doch freundliches Geſicht;
Erhält, was ſie verlangt, und fodert es doch nicht;
Iſt immer ehrfurchtsvoll und ſittſam in Gebärden,
Und ſpricht: die Tugend blos ſey werth, geliebt zu werden.
Und wenn ihn alles dieß dann nicht betrügen kann,
Nennt ſie ihn Wütherich, Verräther und Tyrann!

Dio-

Diogenes.

Das iſt Cleone nicht.

Ariſtipp.

Errath es; du wirſt lachen.

Diogenes.

Die kann die Kunſt recht gut, die Herzen heiß zu machen.

Ariſtipp.

Rath, wer?

Diogenes.

Ein luſtig Weib.

Ariſtipp.

Nein!

Diogenes.

Wer denn?

Ariſtipp.

Plato

Diogenes.

Wer?

Die beſte Republik, wohnt hier?

Ariſtipp.

Ja, er!

Diogenes.

Nun wunderts mich nicht mehr, daß ihm ſo viele Grillen
Sein philoſophiſch Haupt mit ſchönen Träumen füllen.
Denn Garten, Statuen, ein prächtig Marmorhaus,
Die brüten leicht in ihm dergleichen Wunder aus.
Drum redet er von nichts, als von Vollkommenheiten.
Er will die Menſchen ſo, wie Steine, zubereiten,
Und denkt, ein braver Mann, der in dem Amte ſteht,
Muß eine Säule ſeyn, die nicht vom Flecke geht.
Doch ich bin andern Sinns, und lern in meinem Faſſe:
Der beſte Staat ſey der, den man ſo kellern laſſe.

Ariſtipp.

Ariſtipp.

Doch glaube: Plato iſt deswegen ganz geſcheid.
Er redet, wenn er ſoll, und ſchweigt zu ſeiner Zeit.
Er prale bey Hofe nicht mit dunkelm Schulgeſchwätze.
Er kennt der Bürger Wohl, er kennt des Landes Schätze.
Er weis, wie man die Furcht mit Liebe ſtets vereint;
Wie man die Liſt gebraucht, und doch es redlich meynt.
Doch merke dir von ihm noch eins; es iſt zum Lachen:
Er will den Dionys zum wahren Fürſten machen.

Diogenes.

Ey, das iſt ärgerlich! das muß getadelt ſeyn.
Zum Henker, laß mich nur in den Palaſt hinein!
Gleich vor dem Dionys will ich dem Plato ſagen,
Daß er ſehr närriſch thut, unmöglich Zeug zu wagen.

Ariſtipp.

So bleib doch!

Diogenes.

Ich muß gehn.

Ariſtipp.

Der Fürſt verbiethets ja!

Diogenes.

Ey, ſprich du nur zu ihm: Diogenes iſt da.

Ariſtipp.

Hier kömmt ein ſchönes Kind. Mit dieſer mußt du ſprechen.
Wer ihr nicht ſchmeicheln kann, begehet ein Verbrechen.

Diogenes.

Herr Philoſoph, der nur den Großen ſchmeicheln kann!
So, ſeh ich, bethelſt du auch Kammermagdchen an?

Ariſtipp.

Die kleinen Götter ſind die Stufen zu den großen.
Wer dieſe ſucht, der muß bey jenen nicht verſtoßen.

Zweyter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp, Phryne.

Ariſtipp.

Je, Phryne! Guten Tag! Wie haſt du denn geruhet?

Phryne.

Sieht man mir das nicht an?

Ariſtipp.

Unfehlbar heißt das gut.

Phryne.

Ja, ich kanns glauben!

Ariſtipp.

Nicht? So muß ich dir denn ſagen:
Die Schönheit kann bey dir die ſchlimmſte Nacht vertragen.
Sie nimmt vom Wachen zu, und nährt ſich vom Verdruß.
Ja glaub, daß deine Frau dich heut beneiden muß!
Iſts möglich, ſchönes Kind, du haſt nicht wohl geſchlafen?
Doch ſiehſt du göttlich ſchön; der Himmel ſoll mich ſtrafen!

Diogenes.

Du ſchwöreſt, Ariſtipp! — Horch! Schweig ein wenig ſtill,
Ob es auf friſcher That nicht etwa donnern will?

Phryne.

Was ſagt er?

Ariſtipp.

Nichts! Er fragt, warum du hergekommen,
Und über wen du heut zu ſiegen unternommen. —
Wer weis, ob es nicht gar uns Philoſophen gilt?
Sieh an! Hier iſt ein Mann, der iſt verzweifelt wild.
Es iſt Diogenes, ein Wunder auf der Erden!
Wenn du den Mann beſiegſt, kannſt du unſterblich werden.

Phryne.

Phryne.

Ey, ich bedanke mich für die Unſterblichkeit.
Ihr Herren! Kurz und gut! Ich habe wenig Zeit;
Sagt mir, wo haltet ihr den Dionys verborgen?
Dem Himmel ſeys geklagt! Es iſt der dritte Morgen,
Und folglich, wie ich weis, auch ſchon die dritte Nacht,
Die meine Frau ohn ihn ſehr ängſtlich hingebracht.
Die arme gute Frau wird auf einmal vergeſſen;
Und hat doch ſchon den Ihren ſechs Monat lang beſeſſen.

Ariſtipp.

Sie hat auch Recht darzu, Areten vorzugehn;
Klug war Arete zwar, doch iſt Cleone ſchön.

Phryne.

Darum auch gab er ihr der ſtärkſten Liebe Zeichen.
Cleone ward erhöht, ihr mußt' Arete weichen.
Nun untergräbt man ſie. Doch wer ſichs unterſteht,
Der wiſſe, daß es ihm gewiß recht übel geht.
Ihr Philoſophen! Fort! Laßt mich nicht lange warten!
Schafft mir den Dionys! — Er iſt ja hier im Garten.

Diogenes.

Man kann nicht zu ihm.

Phryne.

Was? — Der Henker hole den,
Der mich zurücke weiſt! Macht fort! Laßt mich ihn ſehn!
Hier gilt kein einzig Wort! Ich will nicht diſputiren.
Wißt; meine Frau und ich, wir wollen; wir regieren.

Diogenes.

Was kann denn ich dafür, wenn er ſich ſonſt verliebt?

Phryne.

Du ſiehſt, als wüßteſt du, was es bey Hofe giebt.

Ariſtipp.

Er iſt, wo nicht verliebt, zum wenigſten verſchloſſen.

Diogenes

Diogenes.

Das Ding verdrießt dich wohl? Das hat auch mich verdroſſen.

Phryne.

Nun merk ichs. Iſt vielleicht der kluge Plato hier?
Der Weisheitsprediger! das weiſe Wanderthier!
Der unſern ganzen Hof zur Dunkelſchule machet.
Wo alles ernſthaft geht, und ſchon kein Menſch mehr lachet.
Zum Henker, Ariſtipp! du biſt darzu ſtill
Daß man den Dionys zum Schalksnarr machen will?
Der Fürſt Siciliens ſitzt unter den Pedanten,
Und ſieht ſtets ſo geſetzt, als hört er Abgeſandten.
Und fragt man, was er thut, ſo iſt es ein Geſchrey
Vom Glück, vom höchſten Gut, was recht, was unrecht ſey.
Dergleichen Kleinigkeit verlohnt wohl die Mühe,
Daß man drey Tage lang ihn meiner Frau entziehe;
Da ihr, zum Ariſtipp, (dich nehm ich aus) doch alle gar nichts
wißt;
Denn Plato hat mir nicht einmal die Hand geküßt.

Diogenes

Ich auch nicht.

Ariſtipp.

Aber ich. Er küßt ihr die Hand.
Doch, ſchönſtes Kind, erlaube,
Daß ich auch einen Kuß von deinen Lippen raube.

Phryne.

Für dießmal nicht!

Diogenes.

Zwar daß ich ſonſt die Händeley:
Doch von den Lippen! Gut! da wär ich noch dabey.

Ariſtipp.

Da ſiehſt du! Wiederum ein Philoſoph gefangen!

Phryne.

Mein Herr Diogenes, das heißt ſehr viel verlangen.

Aus deinem Munde kann zwar ſonſt viel Schönes gehn;
Doch deine Küſſe, pfuy! Die, deucht mich, ſind nicht ſchön.

Diogenes.

Das Mägdchen ſpricht doch frey. — Du haſt mir unter allen,
So närriſch als du biſt, am beſten noch gefallen.

Phryne.

Gefälle man dir ſowohl, wenn man die Wahrheit ſpricht?
So närriſch als du biſt, gefällſt du mir doch nicht.

Ariſtipp.

Hier kannſt du deine Noth dem Plato ſelber klagen.
Hier kömmt er.

Phryne.

Ich will ihm die Meynung deutlich ſagen.

Dritter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp, Phryne, Plato.

Phryne.

Hat deine Schule denn heut einmal aufgehört?
Nun, Plato! Iſt denn auch dein Schüler bald gelehrt?
Wenn er ſein fleißig lernt, erlaub ihm doch zuweilen,
Von ſeiner Weisheit was Cleonen mitzutheilen.
Es liegt der jungen Frau wahrhaftig viel daran,
Zu wiſſen, ob er bald den ganzen Plunder kann;
Um dich mit deiner Kunſt bald wieder heim zu ſchicken.
Denn er thut itzt kein Gut, und laßt ſich gar nicht blicken.
Du ſperreſt ihn bey dir, wie im Gefängniß, ein.
Er lebt nicht mehr für uns, er lebt für dich allein.

Plato.

Es iſt mir leid, daß du ſo irrig von mir denkeſt,
Und mehr des Dionys, als meine, Ehre kränkeſt.

Er iſt mein Schüler nicht; ich bin ſein Unterthan.
Er nimmt zwar Rath von mir, doch keine Lehren an.
Mein Zweck geht nicht dahin, für mich ihn zu beſitzen.
Er lebet nicht für mich; er lebt, der Welt zu nützen;
Und widmet ſeine Zeit nicht mir, nein, ſeiner Stadt,
Die auch ein Recht auf ihn mehr, als Cleone hat.
Glaubt dieſe jetzt nicht mehr ſo viel, als jenſt, zu gelten;
So tröſte ſie damit; das Schickſal iſt nicht ſelten.
Denn eine Leidenſchaft, die bloß aus Schönheit ſtammt,
Verlöſchet ſo geſchwind, als ſie ſich angeflammt.

Dieſer Auftritt iſt allem Anſehen nach noch unvollendet.

Vierter Auftritt.

Diogenes, Phryne, Ariſtipp.

Fünfter Auftritt.

Diogenes, Plato.

Sechſter Auftritt.

Phryne, Ariſtipp.

Phryne bringt die abſchlägliche Antwort des Dionys.

Siebenter Auftritt.

Phryne, Ariſtipp, Cleone.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dionys, ohne Wache, der aus dem Garten kömmt.
Ariſtipp.

Zweyter Auftritt.

Dionys, allein.

Dritter Auftritt.

Dionys, Diogenes, in Hofkleidern, mit Stab und Bart.

Vierter Auftritt.

Plato, Diogenes, Dionys.

Dionys geht ab, die Arete zu bitten, daß ſie wieder in das Schloß kommen ſoll.

Fünfter Auftritt.

Plato, Diogenes.

Sechſter Auftritt.

Plato, Diogenes, Ariſtipp.

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Plato, Diogenes, Ariſtipp, Cleone, Phryne.

Achter Auftritt.

Ariſtipp, Cleone, Phryne.

Neunter Auftritt.

Ariſtipp, Cleone, Phryne, Diogenes, wieder in ſeinen ordentlichen Kleidern.

Zehenter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Arete, Dionys.

Arete bewilliget, den Dionys wieder für ihren Gemahl zu erkennen, unter der Bedingung, daß er die Cleone von ſich verbannen ſoll.

Dionys läßt zu Anfange der Scene den Plato rufen.

Zweyter Auftritt.

Plato, Arete, Dionys.

Dritter Auftritt.

Plato, Arete.

Vierter Auftritt.

Ariſtipp, Arete, Plato.

Fünfter Auftritt.

Ariſtipp, Arete.

Sechſter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp, Arete.

Siebenter Auftritt.

Cleone, Arete, Phryne.

Achter Auftritt.

Cleone, Phryne.

Neunter Auftritt.

Diogenes, Cleone, Phryne.

Diogenes kündiget der Cleone auf Befehl des Dionys an, daß ſie ſich aus dem Schloſſe hinwegbegeben ſoll.

Zehenter Auftritt.

Diogenes, Phryne.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dionys, Ariſtipp.

Beyde ſind luſtig.
Ariſtipp geht, die Cleone zu tröſten.

Zweyter Auftritt.

Dionys allein

Dritter Auftritt.

Dionys, Diogenes.

Diogenes erſtattet Bericht von dem, was er Cleonen geſaget.
Dionys erzürnet ſich darüber, und heißt ihn aus ſeinen Augen gehen.

Vierter Auftritt.

Cleone, Dionys.

Dionys nimmt Cleonen wieder zu Gnaden an.

Fünfter Auftritt.

Arete, Cleone, Dionys.

Sechſter Auftritt.

Arete, Dionys.

Siebenter Auftritt.

Dionys, Arete, Plato.

Achter Auftritt.

Dionys, Plato.

Plato wird aus den Zimmern des Gartens hinweggenommen, und der Garde anvertrauet.

Neunter Auftritt.

Ariſtipp, Dionys.

Dionys befiehlt, daß ihn die Garde beſtändig wieder bewachen ſoll. Er befiehlt gleichfalls, Anſtalten zur Wolluſt und zu Ueppigkeiten zu machen.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleone, Phryne.

Zweyter Auftritt.

Cleone, Ariſtipp.

Dritter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp.

Ariſtipp verſpricht dem Diogenes, der des Hofes ſchon müde iſt, daß er ihn bey dem Dionys wieder in Gunſt ſetzen wolle.

Vierter Auftritt.

Diogenes, Ariſtipp, Phryne.

Fünfter Auftritt.

Diogenes, Phryne.*

* Wie der Verfaſſer den erſten und zweyten Auftritt auf ſeinem Anſtande erſt nachher hinzugefügt hat; ſo hat er dagegen den vierten und fünften Auftritt mit einem Striche bezeichnet; vielleicht weil er ungewiß geweſen, ob er ſie nicht herauswerfen wollen.

Sechster Auftritt.

Diogenes, Dionys, Cleone, Aristipp.

Dionys, und die andern Personen, die mit ihm kommen, sind mit einer Schaar von der Wache umgeben. Ein Hauptmann von der Wache visitirt den Diogenes, ob er Gewehr bey sich habe. Diogenes bittet um seinen Abschied, erwähnet dabey des Plato, und beruft sich auf die Art, wie Dionys mit seinen Günstlingen umgehe.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Arete.

Arete dringt zum Dionys ein, und bittet um des Plato Leben, weil sie gehöret, daß er dasselbe verlieren soll. Dionys erschrickt darüber, und will den Plato sehen, und schickt nach ihm.

Achter Auftritt.

Cleone, die Vorigen.

Cleone, die dem Plato sagen lassen, daß er das Leben einbüßen soll, daß sie aber für ihn bitten will, wenn er verspricht, sich sodann auf einem Schiffe nach Athen zu begeben, kömmt in Ungnade.

Neunter Auftritt.

Plato, die Vorigen.

Cleone entweicht.
Diogenes begiebt sich nach seinem Fasse.

Die entführte Doſe und der Gärtnerkönig.

Die entführte Dose, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, iſt noch vor dem geſchäftigen Müßiggänger verfertiget, und gleich darauf in Leipzig mit größerem Beyfalle aufgeführet worden, als ſie verdienet, worüber niemand ſich wundern kann, der an den ehemaligen Zuſtand des deutſchen Theaters zurückdenkt. Es fehlet dieſem Stücke nicht ganz an guten Zügen, und an einer gewiſſen Munterkeit, die oft das einzige Verdienſt der Nachkomödie zu ſeyn pflegt. Und wenn man ſich entſchließen könnte, das, was nur verzleichungsweiſe gut genannt werden darf, in dieſer Sammlung aufzubehalten, ſo würde auch die entführte Doſe hier ihren Platz gefunden haben. Denn gewiß nicht viele deutſche Nachkomödien werden ihr den Vorrang ſtreitig machen. Aber der Verfaſſer ſelbſt hat in reifern Jahren ein ſtrenges Urtheil darüber ausgeſprochen, und als einige Freunde, die es vielleicht nicht für unmöglich hielten, Verbeſſerungen darinnen zu machen, mit ihm davon redeten, hat er ſich

auf

auf keine nähere Unterſuchung eingelaſſen, ſondern nur geantwortet, er wiſſe wohl, daß es ein ſchlechtes Stück ſey, das nächſte nach den Auſtern. Wenn es indeſſen in einiger Betrachtung des Andenkens würdig iſt, ſo iſt es wegen der hierzu gewählten Versart, die ſich am beſten aus einer Probe wird beurtheilen laſſen. Ich ſetze daher ein Paar Scenen hieher, und muß, um ſie verſtändlicher und zuſammenhängend zu machen, auch etwas vom Inhalte des Stücks erwähnen. Die Perſonen ſind Charlotte und Chriſtine, zwo Schweſtern von ungleichen Jahren; denn nur Charlotte hat ihre Liebhaber, Foppendorf und Dramnam, deren Characters ſich ungefähr aus den Namen, oder doch gleich aus dem Anfange abnehmen laſſen. Noch in der erſten Scene kömmt noch ein geſchwätziger Vertrauter Foppendorfs, ein Glocke, vor.

Erſter Auftritt.

Foppendorf, Glocke.

Foppendorf.

Triumph, Herr Bruder! Rufe doch; Triumph, Triumph!

Glocke.

Von Herzen gerne. Tauſend, tauſendmal Triumph!
Triumph, mein werther, allerliebſter Foppendorf!
Triumph noch einmal! — aber nun ſey auch ſo gut,
Und laß mich wiſſen, warum ich Triumph geſchrien?

Foppen-

Foppendorf.

Ach, liebſter Glocke! Wenn du ſie nur ſelber ſähſt!
Sie möchte berſten. Sakrad hab ich ſie gemacht.

Glocke.

Je wen denn?

Foppendorf.

Wen denn! Da wird noch zu fragen ſeyn.

Glocke.

Wen denn, zum Henker?

Foppendorf.

Sie!

Glocke.

Wer aber iſt denn ſie?

Foppendorf.

Das iſt Charlottchen. Dummer Teufel, weißt du nicht,
Daß, wenn man ſie ſpricht, jeder ſeine Liebſte meynt?
Wie der Poete, der vor ſeine Verſe ſetzt:
Als er ſie küßte. Als ſie aufſtand. Als ſie ſchlief.

Glocke.

Geduld, Herr Bruder! Andre Leute können's thun.
Doch wer will allzeit raiben, welche Sie du meynſt?
In allen Gaſſen haſt du eine ſolche Sie.

Foppendorf.

Das folgt vortrefflich! Ein Poete hat gewiß
Nur Eine Liebſte? — Kurz und gut, du weißt, bey mir
Heißt Sie Charlottchen, und Charlottchen heiß ich Sie.

Glocke.

Und die iſt grimmig! Und du rufſt Triumph darzu?
Du biſt ein Sieger, glaub ich, welcher vor ſich her
Poſtillionen, ganze Dutzend, blaſen läßt,
Wenn er vom Feinde gute derbe Schläge kriegt.

Foppen-

Foppendorf.

Nicht doch, Herr Bruder! Denn ich rufe ja, Triumph,
Nicht weil ſie böſe iſt, ſondern weil ich was von ihr
Erobert habe, das ſie grimmig böſe macht.

Glocke.

Erobert! Was denn?

Foppendorf.

Ach ein recht unſchätzbar Gut!
Ein rechtes Kleinod! Eine Perl, ein Heiligthum!
Von den Geſchenken, die man mit Gewalt entführt.

Glocke.

Das iſt was Neues! Ein Geſchenke, das man ſtiehlt.
Was iſt es aber?

Foppendorf.

Eine Doſe! Denke doch!
Ach liebſter Bruder! Eine Doſe, die ſo oft
Den ſchönen Händen tauſend Zeitvertreib gemacht;
Aus der ſie ſchnupfte, wenn ihr was zuwider war;
Mit der ſie ſpielte, wenn ſie in Gedanken ſaß;
Die kleine Doſe! die kein Silber und kein Gold,
Und keine Bänder zu bezahlen fähig ſind;
So viel ich immer bey den Mädchen lange Zeit
Geraubt, erbeutet, aus den Winkeln verſucht.
Von nun an rühr ich keine Doſe weiter an.
Nur die iſt würdig, daß ſie mich zu nieſen macht.

Glocke.

Wenn dich Charlottchen nur nicht auch zu weinen macht!

Foppendorf.

Ach Poſſen, Bruder! Immer mag ſie böſe thun.
Das Bißchen Sturmen dauret ſo gar lange nicht.

Her-

Hernach wirds wieder, wenn ſie einmal ausgeſtürmt,
In ihren Augen rechtes Frühlingswetter ſeyn.
Das muß ich wiſſen, wie mans mit den Mädchen macht.
Du magſt mirs glauben, oder nicht: ſo ſag ich dirs!
Sie ſehn mich gerne! — Dennoch bin ich ihre Qual
Mit meinem Scherze. Nähzeug, Nadeln, Bänder, Put,
Nichts bleibt geſichert, daß es nicht verwüſtet wird.
Doch ich mag tändeln, necken, ſtören, wie ich will;
Sie keifen, lärmen, holen aus, und ſind mir gut.

Glocke.

Iſts möglich, Bruder? Du biſt ja recht aufgeweckt,
Recht frey, recht artig.

Foppendorf.

Brüderchen, da ſchnupf einmal!

Glocke.

Iſt das die Doſe? — Geht doch kaum der Schnupftaback
Durch ſo ein Löchelchen. Schnupfe du, ſo viel du willſt!
Ich danke, Bruder. Meine Finger fürchten ſich
Vor ſolchen Doſen.

Foppendorf.

Deine Finger ſind zu plump
Sieh mich nur nehmen. Wenn es gleich ein Bißchen quetſcht,
So bring ich dennoch den Tobak recht gut heraus.
Ah Bruder, das ſchmeckt!

Glocke.

Aber wenn es Dratmann hört;
Was wird er ſagen?

Foppendorf.

Das wird eine Freude ſeyn!
Ich ſeh im Geiſte, wie er ſeinen ſchönen Kopf
Vor Zorne ſchüttelt, daß der Puder um ihn ſtaubt.

Ach, sags ihm, Bruder! Sags ihm doch; ich bitte dich!
Und machs noch ärger, daß er ja recht tolle wird.
Sprich, daß Charlottchen mir sie aufgenöthigt hat.

Glocke.

Fey! Ich will machen, daß er ganz des Henkers wird.
Ich weis schon weiter, wer ihn alles schrauben soll.
Ich gehe, Bruder. Du sollst deine Freude sehn.
Das weis ich so wohl, daß zu deinem Ruhme dir
Bey deinen Thaten ein Vertrauter nöthig ist,
Der zwanzig andre wieder zu Vertrauten hat.

Er geht ab.

In der zweyten Scene kömmt Charlotte heraus, und schmält auf Joppendorfen wegen der entführten Dose, welcher in einem Tone antwortet, der sich schon aus der ersten Scene schließen läßt. Er geht fort, und freut sich noch darzu, daß er das Glück gehabt hat, seine Schöne zu erzürnen. Sein Lärmen hat die ernsthafte Christine herbeygelocket, welche ihre Schwester die Gefahren abmahlt, denen sie bey Liebhabern von seiner Art ausgesetzt ist. Sie sinkt fast in Ohnmacht, da sie erfährt, daß er die Kühnheit gehabt, sogar Charlottens Dose wegzunehmen, die wenig bekümmert über die Folgen dieses Raubs, über die Urtheile der Leute, wenn man ihre Dose, in der zum Unglücke ihr Name auf dem Boden steht, in Joppendorfs Händen sähe, das bedauret, daß sie itzt den Schnupftaback entbehren soll. Ueber diese Gleichgültigkeit, welche Christine höchst strafbar findet, gerathen die Schwestern heftig an einander. Christine rühmet sich, daß sie eben so gut, als eine andre, schmeichelnde junge Herren um sich haben

ben könnte, wenn ſie nur wollte; denn was fehlte ihr wohl? Charlette meynet, nichts als zehn Jahr zurück. Dratmann kömmt darzu, dem es bey Foppendorfs Praleyen nicht lange hat unbekannt bleiben können, daß die Doſe, die Charlette von ihm geſchenkt bekommen, in fremden Händen iſt. Um ſeine Klagen darüber anbringen zu können, fodert er eine Priſe von Charletten, die aber ſich nicht mit ihm einlaſſen und ihn kaum einer Antwort würdigen will. Noch indem Dratmann wegen ihrer Sprödigkeit niedergeſchlagen iſt, kömmt Foppendorf, ihn mehr zu quälen, und zeiget ihm ſeine Doſe mit einer triumphirenden Mine. Chriſtine redet mit Dratmann allein, und befiehlt ihm ſehr gebietheriſch, er ſolle die Doſe wieder herſchaffen, und ſie Foppendorfen nehmen, es geſchehe wie es wolle. Dieſen Befehl in aller Unterwürfigkeit auszuführen findet ſich Dratmann bey Foppendorfen, und dieß macht folgende zwo letzte Scenen aus:

Achter Auftritt.

Foppendorf, Dratmann.

Foppendorf.

Ach Freude, Freude! Hören Sie; Charlottchen weint.
Nun! ſo weit warlich hab ich es noch nicht gebracht.
Nur fort, Herr Dratmann! tröſten Sie das arme Kind!

Dratmann.

Ach um Vergebung, wertheſter Herr Foppendorf!
Ich muß Sie küſſen. Warlich, Sie ſind mir recht lieb.

Foppendorf.

Ey, mein Herr Dratmann! Komm ich doch so unverdient
Zu der Umarmung, wie der Jungfer ihre Maad
Zum Ausgescholtnen, wenn der Liebste spröde thut!

Dratmann.

Sie sind mein Herzblatt. Ich hab eine Bitt an Sie,
Und eine Bitte, die nicht wenig sagen will.

Foppendorf.

Das will ich hören; und die Antwort wird vielleicht
So viel nicht sagen, als die Bitte sagen will.

Dratmann.

Das wird sich geben. Aber das versprechen Sie
Nicht abzuschlagen, was ich itzo fodern will!

Foppendorf.

Nicht abzuschlagen? Glauben Sie, mein lieber Mann,
So unentschlossen werd ich gegen Sie nicht seyn,
Was abzuschlagen.

Dratmann.

Nun, das war doch noch ein Wort!
Ich kann nicht sagen, wie ich Ihnen danken muß.
Sie sind Zeitlebens künftighin mein bester Freund.

Foppendorf.

Je nun! Die Wohlthat ist ja so gewaltig nicht!

Dratmann.

Es ist die größte, die ich jemals bitten kann.
Und daß Sies wissen, welche Wohlthat Sie mir thun;

Charlottchens Doſe liefern Sie mir wieder aus! —
Sie werden ſtutzig? Denken Sie doch an Ihr Wort.

Foppendorf.

Ganz wohl, Herr Dratmann! Hab ich Ihnen doch zur Zeit
Nichts abgeſchlagen.

Dratmann.

Alſo krieg ich ſie gewiß?

Foppendorf.

Hab ichs verſprochen?

Dratmann.

Freylich, allerliebſter Herr!

Foppendorf.

Ey, das wär artig!

Dratmann.

Wollen Sie Ihr Wort vielleicht?
Zurücke nehmen?

Foppendorf.

Dafür ſehn Sie mich nicht an.

Dratmann.

So ſind wir richtig.

Foppendorf.

Richtig? Ich hab Ihnen noch
Nichts abgeſchlagen, aber auch nichts zugeſagt.

Dratmann.

Was iſt das aber?

Foppendorf.

So ein wohlgezogner Menſch
Wird mich nicht fragen, was das zu bedeuten hat.
Das iſt die Mode, wie man mit den Leuten lebt.

Dratmann.

Ach nein! Sie ſcherzen. Wiſſen Sie, Ein Wort, Ein Mann?

Foppendorf.

Das Wort iſt edel.

Dratmann.

Alſo thun Sie auch darnach!

Foppendorf.

Was ich verſpreche, halt ich Ihnen ganz gewiß.

Dratmann.

Ich will noch einmal bitten, liebſter Foppendorf!
Charlottchens Doſe!

Foppendorf.

Einmal hab ich zugeſagt
Nichts abzuſchlagen. Aber auf das andre mal
Kann ich ſchon ſicher ſagen: lieber Dratmann, nein!

Dratmann.

Eh Sie das ſagen, überlegen Sie es recht.

Foppendorf.

Es iſt ſchon alles reiflich bey mir überlegt.

Dratmann.

Ich rath es Ihnen; übereilen Sie ſich nicht.

Foppendorf.

Ich wills recht langſam ſagen: Lieber Dratmann, nein!

Dratmann.

Nun iſts geſchehen. Schieben Sie die Schuld auf ſich,
Wenn von uns beyden Einer nun ein Unglück nimmt.
Das kann ich ſchwören, wahrlich, mir iſts herzlich leid,
Daß ich mit Ihnen ſolche Wege nehmen muß.
Nun, wenn Sie wollen! Itzund iſts die höchſte Zeit.
Ich muß im Böſen, wenn es nicht im Guten geht.

Foppendorf.

Wie ſo? Im Böſen? Ey, das will ich eben ſehn!
Nun, gut! im Böſen. Fort, Herr Dratmann! Machen Sie!
Im Böſen! hurtig!

Dratmann.

Wiſſen Sie auch, was ich will?
Damit Sies hören, glauben Sie, Herr Foppendorf,
In allem Ernſte müſſen Sie (verſtehns Sie wohl?)
Sich mit mir ſchlagen.

Foppendorf.

Endlich kam das Schreckenswort:
Sich mit mir ſchlagen! Doch aufs Leben, anders nicht,
Und auf der Stelle.

Drat-

Dratmann.

Auf der Stelle gieng es an.
Doch nein! aufs Leben; einer Dose wegen nicht.

Foppendorf.

Von Herzen gerne, wenn es nicht aufs Leben geht.

Dratmann.

Nur nach dem Arme.

Foppendorf.

Deſto ſchöner! Hab ich doch
Das Verlaſſen ohnedieß noch ausgeſetzt.
Nun brauch ich nicht mehr immer zweifelhaft zu ſeyn,
Ob ich am Arme oder Fuße laſſen ſoll.
Gut! nach dem Arme! denn ich ſchreibe ſo nicht viel.
Von allen Gliedern könnt ich noch den rechten Arm
Am erſten miſſen; denn den linken brauch ich noch,
Ein Pferd zu lenken. Aber was der rechte thut,
Sind Kleinigkeiten.

Dratmann

Nun, wohlan, Herr Foppendorf!
Ich zieh den Degen. Aber warlich, ich muß erſt
Das Band raus binden. Sonſten wird mirs zu beſchmutzt.

Foppendorf.

Das iſt vortrefflich. Unterdeſſen laß ich mir
An meinem Degen noch geſchwind in aller Eil
Ein Stichblatt machen.

Dramann.

Bleiben Sie, Herr Foppendorf.
Ich bin ſchon fertig, und das Band iſt ſchon heraus.

Foppendorf.

Mein Stichblatt aber, das iſt noch nicht dran gemacht.

Dramann.

Was hats zu ſagen? Ich will nach der Hand nicht gehn.

Foppendorf.

Sie ſind doch jemand, der Naſen im Leibe hat.
Nun gut, da bin ich!

Dramann.

Aber krieg ich denn hernach
Charlottchens Doſe, wenn der Herr verwundet ſind?

Foppendorf.

Denkt doch, wie luſtig! Spitzen Sie ſich nicht darauf.
Wenn Sie mich ſtechen; ſo mag ich geſtochen ſeyn,
Und meine Doſe hab ich ſtatt des Schmerzengelds.

Dramann.

Das iſt nicht billig. Warum ſchlug ich mich denn erſt?

Foppendorf.

Wenn Sies nicht wiſſen; nun ſo weis ichs gleichfalls nicht.
Sie wollen etwan einen kleinen Ehrenſtich,

Damit Charlottchen nur ihr Blut betrachten kann,
Ob's gut und ehrlich, oder schwarz und untreu iſt.

Dratmann.

Ich will die Dose. Sonſten ſchlag ich mich um nichts,
Und meinen Degen ſteck ich augenblicklich ein.

Foppendorf.

Ey nein, Herr Dratmann! Das iſt einmal nun gerett.
Ich muß mich ſchlagen, weil es nicht aufs Leben geht.
Wer weis, wenn ſonſten wieder ſo ein Zufall kömmt,
Da man ſein Herze zeigen kann, und doch nichts wagt?
Es mags denn hingehn. Meine Doſe ſetz ich darauf,
Wenn Sie mich ſtechen.

Dratmann.

Aber wenn Sie in den Arm
Geſtochen werden; können Sie vielleicht hernach
Nicht in die Taſche greifen, und ſo krieg ich nichts?

Foppendorf.

Nun gut! da ſteht ſie. — Wer den andern ſtechen wird,
Der ſoll ſie nehmen. Raus, Herr Dratmann! hurtig raus!

Neunter Auftritt.

Charlottchen, Chriſtinchen, Foppendorf, Dratmann.

Charlottchen.

Wer ſchreyt? Was giebts denn? Iſt denn gar der Henker los?
Ums Himmels willen! Hülfe! Hülfe!

Chriſtin-

Chriſtinchen.

Was iſt das
Denn für ein Treffen? Je, da iſt die Doſe ja!
Du machſt das alles, du verwünſchte Doſe du!
Du, du mußt hinein. — Da, ihr Herren, ſchlaget euch
Nun um die Stücken.

Koppendorf.

Dratmann, unſer Streit iſt aus.

Chriſtinchen.

Weg mit dem Degen!

Koppendorf.

Ach ſo hab ich armer Schelm
Umſonſt geflehlen!

Dratmann.

Und ich hab umſonſt geſchenkt!

Dieſe Proben werden mehr als hinlänglich ſeyn, um ſich von dem Stücke ſelbſt und von ſeiner Versart einen Begriff zu machen. Da der Verfaſſer, ob er gleich ſeine meiſten Stücke in Proſa geſchrieben, ſich doch mehr für die Komödie in Verſen erklärt hat, ſo hat er einſt noch einen Verſuch gemacht, dieſes Sylbenmaaß in einer kleinen Tragikomödie anzuwenden, worinn nämlich bey einer an ſich heroiſchen Handlung, die Hauptperſon von niedrigem Stande ſeyn, und ihrem Stande gemäß reden ſollte. Dieſe Perſon war der bekannte Gärtnerkönig zu Sidon

Abdolonimus. Hier ist die ganze Probe. Vermuthlich wird man wünschen, daß eine so artige Idee weiter ausgeführet wäre:

Hephästion

Hier, Alexander, zeig ich dir den Helden an,
Den zu erwählen mir dein Wink befohlen hat.
Das reiche Sidon, das um einen König fleht,
Wünscht diese Hände, die das Grabscheid hart gemacht,
Durch seinen Zepter würdiger gebraucht zu sehn.
In seinen Adern fließt noch altes Königsblut,
Das selbst die Armuth nicht beflecket noch erstickt.
Und seine Tugend hat die Ehrfurcht ihm verschafft,
Die man dem Glücke nur sonst zu bezeigen pflegt.
Der Sitten Einfalt und der Worte Niedrigkeit,
Die er als Gärtner stets nach seinem Stande mißt,
Umhüllt vergebens die vortrefflichste Vernunft.
Des Geistes Adel glänzt verkleidet noch hervor.
Durch Gärtnerlippen redet eines Helden Herz.

Abdolonim.

Ey, mach solch Wesen von so wenig Tugend nicht!
Ists solch ein Wunder um Zufriedenheit und Treu,
Daß man so jauchzet, wenn man sie zu sehen kriegt?

Man sieht, daß diese Verse sich vornehmlich durch die Cäsur von andern reimlosen Alexandrinern unterscheiden. Sie ist hier um eine Sylbe vorwärts, oder in die fünfte Sylbe gesetzt. Dadurch wird der Ausgang der Cäsur weiblich, oder so, daß er den Accent immer in der vorletzten Sylbe hat. Der Ausgang des Verses ist hingegen

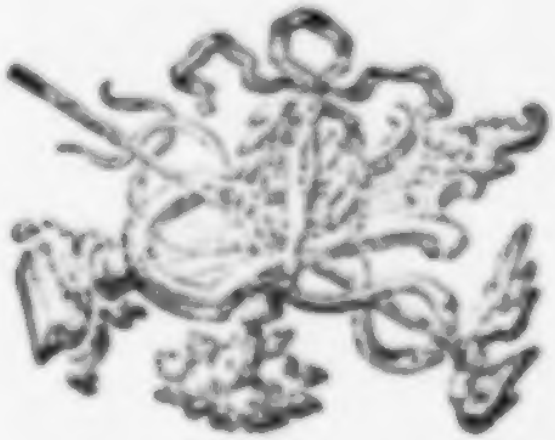
stets

ſtets männlich gemacht werden, und dadurch unterſcheidet ſich beſtändig die zweite gröſſere Hälfte des Verſes von der erſtern. Doch eben dieſer ſcheint mir ſchon zu viel Monotonie zu haben, und es würde, wo ich nicht irre, eine völlige Freyheit beſſer gewirkt ſeyn, weil eine ſo regelmäſſige in jeden Verſe wiederkommende Abwechslung den Werth der Mannigfaltigkeit verliert. Doch wird dieſe Versart immer, auch ſo wie ſie hier iſt, weit geſchickter zur dramatiſchen Poeſie ſeyn, als reimloſe alexandriniſche Verſe von der gewöhnlichen Art, die, wenn man ſie als Verſe ausſpricht, allzu monotoniſch klingen, oder wenn man dieſes vermeiden will, ſich kaum von der Proſa unterſcheiden laſſen.

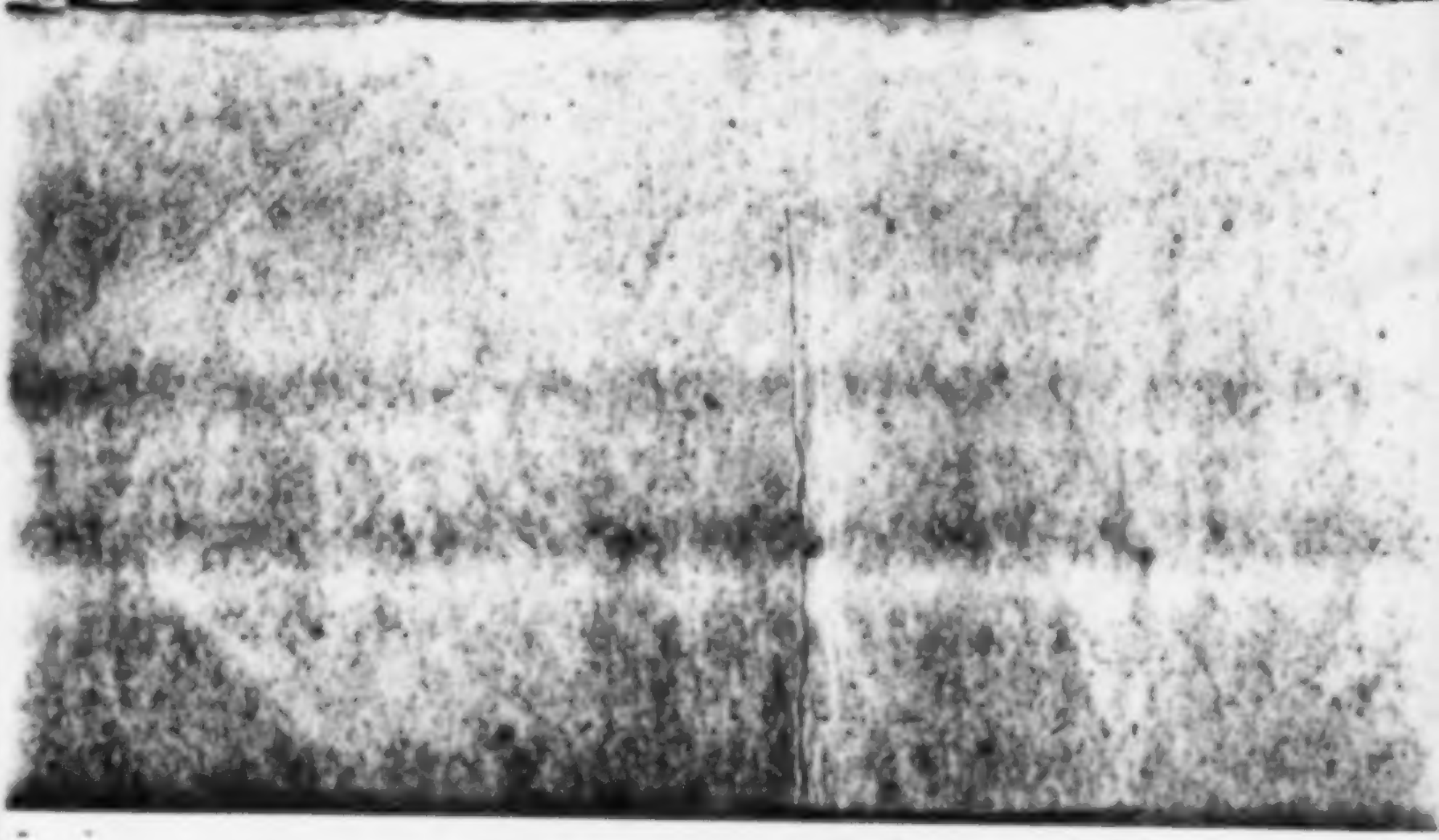
Man hat bisher noch auf andre Weiſe den alexandriniſchen Vers abzuändern geſucht. Herr Ramler that zum Gebrauche der Tragödie den Vorſchlag, ſich an gar keine gewiſſe Cäſur zu binden, und übrigens den Anapäſt an denjenigen Stellen einzumiſchen, wo die Alten in ihren ſechsfüſſigen Jamben den Spondeus zu ſetzen pflegten. Herr Duſch hingegen hat alles gewöhnliche in dieſer Versart beybehalten, und nur in verſchiednen ſeiner Gedichte dem Abſchnitte entweder allezeit oder wechſelsweiſe eine weibliche Endung gegeben, und alſo dieſe Verſe dreyzehn- oder vierzehnſylbicht gemacht.

Doch glaube ich immer, daß nicht leicht eine geſchicktere Versart fürs deutſche Theater, beſonders in der Tragödie, erſun-

erfunden werden kann, als die fünffüßigen reimfreyen Jamben, welche auch mein Bruder in der Braut in Trauer gebraucht hat. Fünffüßige Jamben sind auch verlängst unter dem Namen versus communes in den meisten neuern Sprachen sehr bekannt, und gebräuchlicher gewesen, als selbst die alexandrinischen, und eben daher werden sie auch noch von den Italiänern und Engländern vorzüglich beybehalten.



Leipzig,
aus der Breitkopfischen Buchdruckerey.



Joh. Elias Schlegels

Werke.

Dritter Theil

herausgegeben

von

Johann Heinrich Schlegeln

Professor der Philosophie bey der Universität Kopenhagen, und Secretair der Königlich Dänischen Kanzley.

Kopenhagen und Leipzig,

im Verlage der Mummischen Buchhandlung.

1764.

Ad Bibl. Acad. Land.

Univ. Bibl. München

Vorrede.

Die Vorberichte, oder Erinnerungen, die ich jedem einzelnen Stücke in diesem Bande vorgesetzt, überheben mich der Mühe, hier weitläufig zu seyn. Der gegenwärtige Band enthält gröſtentheils kritische und moralische Schriften. Die kritischen hat man, ohne sonderlich auf die Zeit zu sehen, in welcher sie verfertigt worden, in eine solche Ordnung gesetzt, wie es in Absicht der abgehandelten Materien am bequemsten zu seyn schien. Unter die moralischen Schriften können auch der junge Herr, und die übersetzte Erzählung Zartkinda und Typhon in mehr als einer Betrachtung gerechnet werden.

Vorrede.

Wenn man gleich in diesem Bande bald die männlichen, und bald auch die jugendlichen Jahre des Verfassers erkennen wird, so habe ich mich doch sorgfältig gehütet, etwas der Welt vor Augen zu legen, das des Druckes unwürdig wäre. Gewisse schwache Stellen, die sich hin und wieder finden möchten, lassen sich sehr wohl durch die Umstände entschuldigen, in denen sie geschrieben sind; und sie werden, wie ich glaube, noch besser durch die ungleich größere Anzahl der guten und lehrreichen entschuldigt.

Ich verbessere hier wiederum einige Druckfehler, die ich bey meiner weiten Entfernung von dem Orte des Drucks in dem vorhergehenden Bande nicht gänzlich vermeiden können:

Pag.	6	lin. ult.	für pavidae lies pavida.
	307	— 21	Beweis — Verweis.
	341	— 13	Im Ernste? Sagen Sies! lies: Im Ernste, sagen Sie?
	558	— 23	Bedingung lies Belohnung.
	576	— 21	noch so lieben — noch sie lieben.
	579	— 9	Leid — Leiden.
	605	— 19	wohnt hier — die wohnet hier.

Inhalt.

Inhalt.

I.

Beurtheilung über Klaus Herodes der Kindermörder : : : Seite 1

II.

Vergleichung Shakespears und Gryphs. : 27

III.

Demokrit, ein Todtengespräch. : : 65

Inhalt.

IV.

Schreiben über die Komödie in Versen.
Seite 95

V.

Abhandlung von der Nachahmung. 163

VI.

Von der Unähnlichkeit im Nachahmen. 177

VII.

Auszug eines Briefes, welcher einige kritische Anmerkungen über die Trauerspiele der Alten und Neuern enthält. 203

VIII.

Von der Würde und Majestät des Ausdrucks im Trauerspiele. 213

IX.

Inhalt.

IX.

Gedanken über das Theater, und ins beſondere das Däniſche. Seite 241

X.

Reden von den Vortheilen der Beredſamkeit. 299

XI.

Moraliſche Reden. 321

XII.

Zweyerley Geſtalten in Einer Perſon. 357

XIII.

Der junge Herr. 371

XIV.

Schreiben von den ſinnlichen Ergötzlichkeiten, beſonders vom Tanzen. 421

XV.

Inhalt.

XV.

Moraliſche Aufſätze. = = Seite 449

XVI.

Zartkinda und Typhon, eine Erzählung. 475

XVII.

Die Pracht zu Landheim, ein Luſtſpiel. 523

Nachricht und Beurtheilung

von

Herodes dem Kindermörder

einem Trauerſpiele

Johann Klajs.

Vorbericht.

Diese kritische Abhandlung ist 1741 im VII Bande der Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit gedruckt.

Der Johann Klaj, der hier beurtheilet wird, ist mit einem ältern Poeten gleiches Namens nicht zu verwechseln, der zu Herzberg in Sachsen geboren, Pfarrer zu Bendeleben im Amte Weissensee in Thüringen gewesen, und 1592 gestorben ist. Derselbe ist der Verfasser einer deutschen Sprachlehre, die Friedrich Andersen Klyne aus dem lateinischen übersetzet und abgekürzet in Kopenhagen 1696 auf Dänisch herausgegeben hat.

Derjenige Johann Klaj oder Clajus, welcher Herodes den Kindermörder geschrieben, nennet sich der Gottesgelahrheit Beflissenen und gekrönten Poeten. Er hat seine poetischen Arbeiten zu Nürnberg herausgegeben, ist daselbst in den Pegnitzer Schäferorden aufgenommen worden, und als Pfarrer zu Kitzingen gestorben.

In Professor Gottscheds Vorrathe zur deutschen dramatischen Dichtkunst werden verschiedene Schau-

ſpiele von ihm bey dem Jahre 1645 angeführet, nämlich auſſer Herodes dem Kindermörder, der leidende Chriſtus, und der Engel- und Drachenſtreit; wie auch bey dem Jahre 1651 ein Freudengedicht oder Singeſpiel auf die Geburt Jeſu. Andere poetiſche Arbeiten von ihm benennet der Herr Erdmann Neumeiſter in ſeiner Diſſert. hiſtorico-critica de poetis Germanicis hujus ſeculi praecipuis, 1706.

Auch in ſeinen übrigen Schauſpielen findet man das Seltſame, was hier vom Herodes dem Kindermörder angemerket wird; als daß hin und wieder mitten unter den Perſonen der Poet ſelbſt redet, und ſeinen Leſern oder Zuſchauern zumuthet, bey dem, was er die handelnden Perſonen ſagen läße, noch allerley hinzuzudenken; wie auch, daß er in der Abwechſelung der Versarten, oder der Reimarten, wie er ſie nennet, einen beſondern Vortheil gefunden zu haben glaubt, und in den Gedanken ſteht, daß in einem Schauſpiele kurze oder lange, jambiſche, trochäiſche oder daktyliſche Verſe gewiſſen Rollen oder gewiſſen Affecten beſonders zukommen ſollen.

Daß übrigens mein Bruder ſich die Mühe gegeben, zu einer Zeit, da überhaupt wenig gute deutſche Schauſpiele gefunden worden, ein ſolches zu beurtheilen, das in manchen Betrachtungen unter der Kritik iſt, entſchuldigt er ſelbſt am Ende dieſer Abhandlung. Außer den daſelbſt angeführten Urſachen wird, wie ich glaube, ſein Vorhaben auch durch die gemeinnützigen Anmerkungen über das Trauerſpiel gerechtfertiget werden, die er in dieſe Beurtheilung eingeſtreuet hat.

Es iſt nichts neues, daß ein theatraliſches Stück ans Licht tritt, wo ein anderer dem Verfaſſer in der Vorrede das Zeugniß giebt, daß er die Regeln der Schaubühne wiſſe, und in Acht genommen habe, und daß er ſich die gröſten Dichter zu Muſtern vorgeſtellet; wenn man gleich im Stücke ſelbſt vieles von den Regeln der Schaubühne, und die groſſen Muſter, die in der Vorrede benennet ſind, zu vermiſſen pfleget. Gegenwärtiges Trauerſpiel **Herodes der Kindermörder, iſt ſehr alt**, und **Harsdörfer** hat in ſeinem Schreiben an den Verfaſſer, welches beygedrucket iſt, demſelben Glück gewünſchet: **daß dieſes Kunſt- und Meiſterſtück der Poeterey**, das Trauerſpiel nämlich, **in unſerer Sprache einen ſo beliebten Anfang erlangt.** Hierauf machet eben dieſer Harsdörfer einen kurzen Auszug aus Ariſtotels Regeln, wobey er aber wohlbedächtig diejenigen ausläßt und verſchweigt, welche ſich auf das Stück, das er lobt, nicht ſchicken möchten. Er ſaget, daß die **Endurſache in den Trauerſpielen der Nutzen und das Beluſten ſey.** Er giebt als den **Nutzen, die Bewegungen des Gemüthes** an, und bringt aus den Geſchichten **ein Regiſter von den Thränen bey, die durch daſſelbe ausgepreſſet worden.** Er zeigt an, wie, nach ſeiner Mundart zu reden, das **Beluſten**, entſtehe, und was der Inhalt der Trauerſpiele ſeyn ſolle. Er vergißt auch nicht,

daß Aristoteles die Abwechselung der Reimarten, welche gegenwärtiges Trauerspiel besonders angenehm machen, erfodere, wiewohl er ohne Zweifel das Wort Reimarten, für Arten der Verse brauchen wird, und führet seine eigene Seelewig dabey zum Exempel an. Ja, diese Abwechselung der Reimarten hält er für so nöthig, daß er saget: Die Vernunft lehret mich, das Prächtige mit prächtigen, das Geringe mit geringen Worten auszureden, die Kunst weiset, das Klägliche mit trochäischen, das Fröhliche mit daktylischen, und die Erzählung mit jambischen Reimarten zu verfassen; wenn man anders nicht will die Sonne mit Kohlen malen, wie jener gesaget. Und wenn er nun endlich seine Meynung von des Herrn Verfassers Arbeit frey heraus sagen soll, wie er begehret: so bedünket ihn, daß er alles kunstartig gefüget, die schönen Gedanken und seine Wortzier aus freyen Poeten schicklich angebracht, und das ganze Gedichte mit einer tapfern Stimme begeistert.

Es ist gewiß, wenn es keine andere Regeln der Schaubühne giebt, als die Harsdörfer oben angeführet: daß nämlich der Endzweck der Nutzen und das Belustigen sey; daß der Nutzen durch die Gemüthsbewegungen erreichet werden soll; daß der Inhalt grosser Herren unglücklichen Zustand betreffe, und daß die Reimarten abgewechselt sind: so ist dieses Trauerspiel vollkommen. Den Nutzen davon zeiget Klaj in der Zueignungsschrift an einige Schulherren, in vier schönen Lehren; das Belustigen werden wir finden, so bald wir nur einige Zeilen aus dem Stücke hören werden; das übrige aber werden wir ebenfalls mit leichter Mühe sehen können. Harsdörfer hat aber auch alsdann gewiß ein Recht, zu sagen: daß er unter den alten deutschen Gedichten kein Trauerspiel, als Melchior Pfinzings Theuerdank gefunden, und daß dieser auch ein Trauerspiel sey; welches heute zu Tage wohl keinem Kunstrichter in den Sinn kommen dürfte.

Und

Und dieſe großen Regeln zu finden, weiſet uns Haredörfer auf den Ariſtoteles, Vida, Scaliger, Heinſius und abſonderlich den Ludewig Caſtelvetro und Julius von Menardiere.

Wie mich dünket, giebt es zweyerley Regeln der Schaubühne. Einige fließen aus dem Begriffe einer menſchlichen Handlung; und ob gleich oft in der Anwendung derſelben verſtoßen wird, ſo wird es doch nicht leicht jemanden geben, der dieſelben nicht wiſſen ſollte. Es wird z. E. niemand ſeyn, der nicht wüßte daß eine Perſon nach ihrer Gemüthsbeſchaffenheit redend eingeführet werden müſſe. Andere fließen aus dem Endzwecke, warum ich dieſe Handlung nachahme, und gehen darauf, wie ich eine Handlung am beſten und bequemſten nachahmen, und zu dem Endzwecke am leichteſten gelangen ſoll. Dieſe letztern Regeln haben etwas willkührliches, doch ſo, daß ſie zugleich auf die Klugheit gegründet ſind, unter den möglichen Arten, wie man dieſes oder jenes einrichten könnte, die beſte, nach Beſchaffenheit der Zeiten, der Sitten des Landes, der Sprache und dergleichen auszuleſen. Daher kömmt es auch, daß wir in dieſen letztern Regeln in einigen Stücken von den Römern und Griechen abgewichen ſind. Dieſelben Regeln ſind nicht zu verachten, da ſie zumal durch einen vielfältigen Gebrauch und durch die Erfahrung bewähret ſind, wenn auch nicht alle Leute die Beweiſe davon einſähen. Sie kommen mir eben ſo vor, wie die bürgerlichen Geſetze eines Landes, welche zwar auch willkührlich ſind, aber doch nach der Einrichtung dieſes oder jenes Reichs, von dem Fürſten mit vieler Klugheit gegeben worden, und deswegen nicht gebrochen werden dürfen, weil dieſer oder jener, der ſie noch nicht fleißig genug überleget, es nicht einſieht, warum ſie ſo und nicht anders ſind. Man darf alſo noch nicht glauben, daß man ein Stück nach den Regeln ausgearbeitet hat, wenn man die Charaktere in Acht genommen zu haben glaubt, wenn man eine menſchliche Handlung geſprächsweiſe ausgeführet, und Affecten angebracht hat.

Was unſern Tragödienſchreiber anlangt, ſo hat er, wie man aus ſeinem Werke ſieht, von der letzten Art dieſer Regeln nichts gewußt; und die erſtere in Acht zu nehmen, hat ihn zuweilen der Geſchmack ſeiner Zeiten, zuweilen der Mangel der Exempel in deutſcher Sprache, und eine gewiſſe Niederträchtigkeit des Ausdruckes, in die er hin und wieder fällt, verhindert. Dennoch hat Harsdörfer gezeiget, daß man es mit demſelben machen kann, wie Rappolt, der, nachdem er die Regeln des Ariſtoteles ausgeleget, oder vielmehr abgeſchrieben hat, die Anwendung davon, um zu zeigen, wie wohl er ſie verſtanden, auf des Hugo Grotius leidenden Chriſtum machet; und in einem Stücke, welches faſt wider alle dieſe Regeln verſtoßen hat, alle dieſe Regeln ſorgfältig in Acht genommen befindet.

Wir haben eine Regel, daß man gleich zu Anfange eines Stückes den Schauplatz, die Perſon, die da redet, und die Umſtände, worinnen ſie ſich befindet, ſo viel möglich iſt, entdecken ſoll. Der Verfaſſer hat etwas noch viel künſtlicheres gethan; er hat dargegen in der erſten Rede zu erkennen gegeben, wer der Verfaſſer ſey. Die Weiſen aus Morgenlande ſagen:

Wir haben den Knaben mit Freuden erblicket,
Zu löſen die Böſen vom Höchſten geſchicket.
Es flimmert und ſchimmert das flammende Heer;
Es tanzen die Schanzen, die Berge, das Meer.

Wer wollte aus dieſen Zeilen nicht ſogleich ſchließen, daß das Stück Nürnberger-Arbeit ſeyn müſſe? Dieſes Kennzeichen iſt weit ſicherer, als wenn auf einer Uhr mit großen Buchſtaben London ſteht, um zu zeigen, daß es eine engliſche Uhr ſey. Dargegen hat der Verfaſſer ſich ſelber vorbehalten, in ungebundener Rede zu entdecken, wer da redet, und was er damit haben will.

So meyne ich, hebt er an, haben die Weiſen aus Morgen das jüdiſche Land geſegnet und ſich wieder

wieder rückwärts zu den Ihrigen gewendet. Wobey man ſich einbilden muß, daß er entweder ganz allein ſein Stück ſelbſt vorgeſtellet, wie man bald durch den Titel des Werks überredet werden ſollte; oder daß er, wie ein Guckkaſtenmann, bey ſeiner Schaubühne geſtanden, und ſo oft er ſeinen Zuſchauern ein Fach davon aufgezogen, mit einer ſingenden Stimme ausgerufen, was es vorſtellen ſolle. Mich ſetzen dieſe Förmelchen in den Stand, dem Leſer ohne eine andere Mühe, als daß ich dieſelben in einer Folge nach einander abſchreibe, einen Begriff von dem Inhalte des ganzen Trauerſpieles zu geben.

Herodes als derſelbe vergewiſſert worden, wie ein neuer Stern erſchienen, und von den Weiſen erlernet, wie der neugebohrne König der Juden ſich eingeſtellet, iſt ſonder Zweifel in zornige Worte ber ausgebrochen.

Mittlerweile nähern ſich Herodes Geſandten, die er abgefertiget, um ſich zu erkundigen, wie es mit dem Kind und morgenländiſchen Völkern bewandt, welche ihm vermuthlich dieſes angemeldet, daß ſie nämlich nichts erfahren hätten, und daß die Weiſen heimgezogen.

Als dieſe Botſchafter mit der Sprache nicht recht herausgewollt, wird Herodes über ihrer Nachläßigkeit launiſch, und giebt ihnen einen Verweis.

Hierauf ſagen es die Abgeſandten gerade zu, und erzählen ihm den ganzen Handel.

Herodes läuft auf der Abgeſandten Anbringen die Galle über, donnert und fluchet.

Die Abgeſandten wollen ihn wieder beſänftigen, laſſen eine unterthänigſte Vermahnung an ihn abgehen.

Worauf Herodes Himmel und Erden zu Zeugen anrufet, wegen der unmenſchlichen That, deren er ſich unterwinden muß, raſet wütend alſo ꝛc.

Indem der Blutbund mit dergleichen verzweifelten Gedanken umgeht, kömmt Mariamne, ſeine hingerichtete Gemahlinn, begleitet von den abgeleibten Geiſtern ſeiner Kinder, aus dem Abgrunde der Höllen.

Nun wachet Herodes böſes Gewiſſen auf, welches ihn unbarmherziger Weiſe martert. Im Schlafe kommen ihm vor die unſchuldiggewürgten Freunde, Gemahlinn und Kinder.

Herodes winſelt hierauf und jammerlechzet, weil ihm immer ein Geiſt nach dem andern im Traume vorkömmt, und ihn mit ſcheuſslichen Gebärden und blutrünſtigem Geſichte erſchrecket. Er ſaget Worte, die er aus verrücktem Verſtande hervorgebracht, gleich einem, der an einem peſtilenziſchen hitzigen Fieber lieget ꝛc.

Der Bluthund kann ſich der Gewiſſensangſt noch nicht entſchlagen.

Als Herodes nun wieder von ſeinem Höllenſchlafe erwachet, wird er nichts deſto frömmer, ſondern ertheilet Befehl, alle zweyjährige Knäblein im Bethlehemitiſchen Gebiethe hinzurichten.

Die Trabanten Herodes bedauern den Unfall der jungen Kinder nicht ſonder Mitleiden.

Herodes tadelt ihren Ungehorſam zwar kürzlich, doch ernſtlich.

Hierauf nun kömmt ein Bothe und erzählet dem Könige Herodes nach der Länge, wie es mit den bethlehemitiſchen Müttern und Kindern ſey hergegangen.

Herodes kann gleichſam ſeine Ankunft nicht erwarten, reiſet ihm entgegen und fraget, wie es abgelaufen ſey. (Hier iſt zu merken, daß keine Rede des Herodes hier ſteht; und der Comödiant, der ihn vorſtellet, muß extemporiren.) Worauf ihm eine etwas weitläuftige Antwort wird.

Herodes gefällt der Verlauf ausbündig wohl, und er frohlocket über das Blutbad, und über die grauſame Mordthat. Darauf ihm der Bothe antwortet: der, den der König treffen will, ſey in dem Lande, wo der Nil nach ſieben ſtarken Strömen ſteuſt.

Herodes als er vernommen, daß ihm ſein Anſchlag zurück gegangen, will in Aegypten, dem Kinde Jeſu das Leben zu nehmen. Weil aber niemand mehr vom jüdiſchen Geblüte vorhanden, läßt er ſeine eigene noch lebende zwey Kinder grauſam hinrichten.

Die bethlehemitiſchen Weiber verfluchen den Herodes.

Nach dieſen Flüchen wendet ſich der Verfaſſer an die Zuſchauer.

Ich weiſſe nicht, werthe Zuhörer, daß ihr über die erſchreckliche zuvor unerhörte Blutmordthat Herodes erſtaunet, den Tyrannen in eurem Herzen verfluchet und vor ihm greuet. Aber ſehet euch ein wenig mit mir um. Hauſet nicht eben eine ſolche wütende Kriegsgurgel in unſerm Vaterlande.

Gott

Gott ſey es geſagt,
Und geklagt.
Es blinken die Degen entriſſen der Scheiden,
Gerichtet, gefeget, geſchärfet zu ſchneiden.

Daher bricht Deutſchland ihr mütterliches Herz, daß ſie uns ihr gebranntes Herzeleid wehmüthig alſo entwirft.

Hier führt er Deutſchland in Perſon auf, welches bey ſeinem Trauerſpiele in einer langen Versart gleichſam die Abdankung an die Zuſchauer hält. Er ſelber beſchließt mit einem Wunſche an die Stadt Nürnberg.

Das ganze Trauergedichte iſt mit einer beweglichen Muſik angefangen, geſondert und geendet worden.

Es könnten einem bey dieſem Stücke wegen der Einrichtung allerley Zweifel einfallen. Es wäre zu fragen; wo denn der Schauplatz wäre? Die Antwort iſt darauf: Ueberall oder nirgends; welches in dieſem Falle einerley iſt. Wir finden keine Spuren in dem Stücke, ob er zu Bethlehem oder zu Jeruſalem ſey, ob er auf der Gaſſe, in einem Garten, auf einem Felde, in einem Walde, oder dergleichen ſeyn ſolle? Ich glaube, daß ich hierbey Gelegenheit habe, einen Vorſchlag zu thun. Es wäre eine bequeme Sache zur Vorſtellung, wenn man entweder alle Stücke ins künftige ſo einrichtete, daß die Comödianten nur einerley gemalte Scenen vonnöthen hätten, wenn z. E. alle deutſche Stücke, die ins künftige gemacht würden, ein Zimmer zum Schauplatze hätten; oder wenn man alle, was den Ort betrifft, ſo zweifelhaft ließe, daß ſie ſich zu einem jeden Schauplatze ſchicken, den die Comödianten gebrauchen wollten; wie es denn nicht an Stücken von dieſer Art bey unſern Nachbarn den Franzoſen mangelt. Es könnte dieſes dem Poeten nicht ſchwer werden; denn er dürfte nur gar an den Ort nicht denken, wo die Handlung vorgienge. Uebrigens aber würde dieſe Erfindung wenigſtens noch etwas beſſer ins Werk zu richten ſeyn, als die Erfindung

der französischen Comödianten, nur zweyerley Trachten zu haben; eine zu den Trauerspielen und eine zu den Comödien. Denn die Baukunst der Alten und Neuen wird doch bloß von Kennern unterschieden werden, und ist fast einerley. Es giebt auch mehr Völker, welche darinnen übereinstimmen, als es Völker giebt, die einerley Kleider tragen. Man hat also bey meinem Vorschlage, so wunderlich er auch scheint, nicht einmal den Uebelstand, der bey der französischen Gewohnheit ist, zu besorgen. Und es schadet nichts, wenn der Comödiant den Poeten gleich ein wenig in der Sklaverey hält.

Eins will ich noch erinnern. Es könnte das Ansehen haben, als ob der Schauplatz von Bethlehem nach Jerusalem reiste; weil erstlich die Weisen aus Morgenlande erscheinen, die doch nicht wieder zum Herodes gegangen sind, nachdem sie Christum gesehen, und weil hernach gleichwohl Herodes auftritt. Aber eben dieses ist der Kunstgriff. Wenn man einen Schauplatz nicht füglich an einen einzigen Ort bringen kann, so gedenket man gar nicht daran, damit der Zuschauer auch nicht daran denken möge; ob es gleich in der Malerey ziemlich wunderlich aussehen möchte, wenn man einen Menschen im Schweben malte, und keinen Ort dazu zeichnete, wo er sich befände. Unterdessen kann ich doch meinen Klaj vertheidigen, daß er die Einheit des Orts erhalten hat.

Einmal ist es gewiß, daß die Weisen an einem Orte seyn müssen, wo sie den Stern sehen können. Herodes aber, weil er zu schlafen hat, muß doch wohl in einem Zimmer, oder wenigstens in einem Garten seyn. In einen Garten läßt sich der Schauplatz nicht bringen, weil die Weisen doch nicht erst spazieren gehen werden, ehe sie wegreisen. Die Weisen kommen also jetzo gleich aus dem Hause, wo sie Christum gesehen haben, in die Wohnung zurück, die sie sich auf die Zeit ihres Aufenthalts in Bethlehem gemiethet haben. Daselbst bezeugen sie unter einander ihre Freude über das, was sie gesehen. Indessen geht einer von ungefähr an das Fenster, sieht hinaus, und erblicket den Stern, und fängt an:

Was

Was Wunder! der Stern
Stra'lt wieder von fern,
Der Reiſegefehrte!
Wie lacht er uns an!
Der Freude vermehrte,
Und zeigte die Bahn.

Hierauf ſind ſogleich alleſammt entſchloſſen,

Wir reiſen ohn Sorgen
Nun wieder in Morgen.

Nunmehr ziehn ſie fort, weil ſie nichts einzupacken haben; und damit ſie dem Herodes nicht in der Hausthüre begegnen, ſo muß hier durch die bewegliche Muſik das Trauergedichte, nach der Redensart des Verfaſſers, abgeſondert werden. Herodes, welcher voll Unruhe iſt, zu wiſſen, wie es mit dem neugebohrnen Könige der Juden ſtehe, und dem die Weiſen zu lange ausbleiben, ehe ſie wieder nach Jeruſalem kommen, reiſet ſelbſt nach Bethlehem, wie er hernach nach Memphis reiſen will, da er hört, daß das neugebohrne Kind dahin entflohen ſey; kömmt in eben dieſe Herberge, die die Weiſen erſt jetzo verlaſſen haben, und weil er erſt in Bethlehem ankömmt, ſo iſt es ganz wahrſcheinlich, warum er jetzo und zu keiner andern Zeit dieſe Gedanken hat, die er ſonſt vor vierzehn Tagen eben ſo wohl hätte ſagen können.

Nun erwachſen neue Sorgen.

Träume ſinds; ein neuer Stern iſt erſchienen in dem Morgen,
Und was ſonſt des Fabelwerkes, damit man ſich jetzo ſchlägt,
Das, ich weis nicht, welcher König, bey dem Pöbel hat erregt.
Sie ſind deſſen überdrüßig, daß ein Fremder ſoll regieren,
Gaffen auf ein kleines Kind, das ſie fort für fort ſoll führen,
Deſſen Reich und Herrſchaft gehet gar bis an den Angelſtern,
Ja ſo weit die Sonne malet dieſes Runde weit und fern.
Eine feige Memme ſitzet immer ſtolz in Fried und Ruh.
Wenn das Reich iſt angelegen, bringet wohl kein Auge zu.
Hätt er gleich der Wiegen Zier nächſt dem neuen Stern verſtecket,

Da-

Da, wo jüngst der Vogelfürst, seine Jungen ausgehecket;
Will ich doch dieß Nest zerstören. Sohn und Mutter, jung und alt,
Müssen auf der Stelle sterben, augenblicklich werden kalt.

Und so treffen ihn die Gesandten an, die er nach Bethlehem etwas voraus geschicket, und die von der Abreise der Weisen schon Nachricht hatten. Nunmehro findet keine Verwunderung mehr statt, wie, nachdem Herodes zu Ermordung der Kinder Befehl ertheilet, sogleich ein Bote da seyn könne, der ihm von dem Verlaufe Nachricht giebt.

Es dürfen diese zwo Reden nur durch die bewegliche Musik abgesondert werden, und mittlerweile kann Herodes in dem Zimmer auf und ab spazieren, oder wie auf unserm Schauplatze nicht ungewöhnlich ist, ohne Ursache abgehen, und hernach aus der Ursache wiederkommen, sich den Verlauf der Sache von den Zuschauern, und sonst nirgends anders, erzählen zu lassen. Die bethlehemitischen Weiber dürfen sich auch nicht nach Jerusalem bemühen, den Herodes zu schelten, und über ihn zu fluchen. Und so habe ich gezeiget, daß unser Klaj die Einheit des Orts erhalten, wenn es gleich nicht bey dem ersten Anblicke des Stückes in die Augen fallen sollte.

Eine andre Frage ist, wie man denn die Aufzüge abzeichnen müsse, weil es doch unerhört ist, ein Trauerspiel von einem einzigen Aufzuge zu machen. Durch die Chöre unterscheiden sie sich nicht; denn das Stück hat keine eigentlichen Chöre. Daß es aber Aufzüge habe, ist gewiß, weil der Verfasser sagt, daß es durch eine bewegliche Musik abgesondert worden. Und daß es deren fünf habe, ist deswegen gewiß, weil in der Vorrede versichert wird, daß es ein regelmäßiges Stück sey. Die allerleichteste Art, ein Stück von gegebner Größe in fünf Aufzüge zu theilen, ist, wie man eine Linie in fünf Theile schneidet. Das Stück wird erst gemachet, als wenn es einen einzigen Aufzug haben sollte, und die Personen des vorhergehenden Auftritts sehen allezeit die Personen des folgenden kommen. Hierauf zählet man die Verse, und nimmt in jeglichen Aufzug ungefähr so viel, als in den andern,

dern, nur daß der Aufzug ſich nicht mitten im Auftritte anfängt. Hernach ſchreibt man zweyte, dritte, vierte Handlung, oder zweyter, dritter, vierter Aufzug dazu. Und dieſe Art, ein Stück in Aufzüge zu theilen, iſt nicht ohne Exempel. Der Abt von Aubignac ſelbſt hat dieſelbe ſchon gerühmet, wiewohl ein wenig verändert.

Wir wollen es aber noch künſtlicher machen. Weil doch keine Muſik ſtatt hat, als zwiſchen den Aufzügen; ſo wollen wir ſehen, wo der Verfaſſer ſeine bewegliche Muſik nöthig hat, damit einige Zeit vergehe; und an den vier Orten, wo dieſes am nöthigſten iſt, ſollen die Aufzüge ſchließen.

Der erſte Aufzug wird alſo 22 Verſe haben Denn da gehen die Weiſen ab, und aus der Urſache, die wir oben angeführet haben, braucht der Verfaſſer Muſik. Der andere ſoll ſich mit dem 172ſten Verſe ſchließen, ehe Mariamne auftritt. Denn allem Anſehen nach, hat Herodes da nöthig einzuſchlafen. Und ob man gleich im Nothfalle auf dem Theater geſchwind einſchlafen kann; ſo iſt es doch beſſer, einem Menſchen voll Unruh und Sorgen, wie Herodes iſt, Zeit dazu zu laſſen. Der dritte Aufzug ſoll aufhören, da Herodes von ſeinem Höllenſchlafe erwachet. Denn weil er nach einer langen Wut ſo gleich gelaſſen redet, ſo braucht er Zeit und Muſik, ſich wieder zu erholen. Dieſer Aufzug iſt ſehr merkwürdig. Mariamne, welche man für fromm und unſchuldig gehalten hat, kommt aus der Hölle, wohin ſie von unſerm Verfaſſer verwieſen worden; wiewohl ich noch nicht errathen kann, ob er die heydniſche oder chriſtliche Hölle meynet. Sie ſagt:

Der Höllenſchlund iſt aufgethan.
Ich Mariamne komm heran.
Mein Antlitz iſt mit Blut beſpritzet.
Styx, der mit Stank und Schwefel hitzet,
Styx, der mit Feuerſtrömen raucht,
Auch Acheron, der dampft und ſchmaucht,
Vermerkt mit allem Hollgewürme
Herodes Himmelmachtgeſtürme.

Der

Der Verfaſſer harniſcht ſich ſchon zum voraus in einer Anmerkung mit den Worten des Salmaſius, die dieſer wider den Heinſius gebraucht. Stygem et tartarum et orcum pro inferis licet, quales credit Chriſtianus, vſurpare. Ich glaube aber doch nimmermehr, daß er dieſe in dem Geſetze Gottes geübte, vorſichtige, ſinnreiche, weiſe Fürſinn, dieſe keuſche Suſanna, dieſe goldgeſtralte Morgenröthe, wie er ſie in ſeinen Anmerkungen nennet, zu dem Styx, der mit Stank und Schwefel hitzet, und der mit Feuerſtrömen rauchet, und zu dem Acheron, der dampft und ſchmaucht, auch in chriſtlichem Verſtande genommen, verbannet haben wird; zumal da es ſcheint, als ob ſie mit den Furien in Freundſchaft und Bündniß ſtände. Denn ſie ſagt zu ihnen:

Fort, fort, ihr Schweſtern, ſäumt euch nicht!
Werft ihm die Funken ins Geſicht;
Laßt euer Haar verwirret hangen,
Auf, foltert ihn mit Feuerzangen.

Mit einem ſolchen Aufzuge und mit ſolchen Reden kömmt wohl eine Seele, die in chriſtlichem Verſtande ſelig iſt, nicht wieder, wenn man auch gleich dichten wollte, daß ſie noch im Fegfeuer wäre. Ich weis meinen Klaj alſo nicht anders zu retten, als ſolchergeſtalt: Herodes träumt. Weil er aber ſelber ein bloßer Heyde geweſen, wie der Verfaſſer aus dem Heinſius anführet; ſo kann er ſich die todte Mariamne nicht anders im Traume vorſtellen, als wenn ſie aus der heydniſchen Hölle käme. Und damit die Zuſchauer wiſſen, was dem Herodes träumt, und ſich dieſes recht lebhaft vorſtellen können; ſo müſſen ſie, wie wir in unſern Opern zuweilen geſehen haben, auch mit dem Helden zugleich träumen. Es iſt alſo nicht der wahre Geiſt der Mariamne, der da redet, ſondern das Bild von ihr, das dem Herodes im Traume erſcheinet.

Da Mariamne ausgeredet, ſo ſagt der Verfaſſer: Nun wachet Herodes böſes Gewiſſen auf, welches ihn unbarms

unbarmherziger Weiſe martert. Im Schlafe kommen ihm vor die unſchuldig gewürgten Kinder, wobey die Plagegeiſter ſich dieſes vernehmen laſſen ... Hier ſieht man augenſcheinlich, was es für Nutzen bringen würde, wenn der Verfaſſer des Trauerſpieles ſelber in einen Winkel des Theaters treten, und zuweilen reden wollte. Wie viel Monologen, und wie viel Beyſeite würde er erſparen, die er ſeinen Perſonen in den Mund zu legen pflegt, und an denen ſich die Kunſtrichter ſo unmenſchlich reiben. Anſtatt, daß ein Held käme, in einer langen Rede ſich ſelber ſeine Noth zu klagen, damit nur die Zuſchauer wiſſen, was er in den Gedanken hat; ſo dürfte allezeit der Verfaſſer ſagen: **Nun martert die Liebe meinen Helden mit grauſamen Gedanken, nun weis er nicht, was er thun ſoll.** An ſtatt daß der Held jetzo zuweilen etwas anders zu der Perſon, mit der er redet, etwas anders aber beyſeite ſagt; ſo würde der Verfaſſer nur ſagen dürfen: **Meine lieben Zuhörer! Er denkt anders, als er ſagt, er denkt ſo und ſo.** Ich weis nicht, ob Herodes auch im Schlafe oder wachend raſet. Der Verfaſſer nennt es einen Höllenſchlaf, Herodes nenne es eben ſo. Er ſagt:

Welcher Höllenſchlaf hat mir Haut und Bein durchkrochen?
Haupt und Herze pochen.
Salem ſtehet auf dem Kopfe, zwiefach iſt der Wall.
Es ſind zwey Sonnen an dem Sternenſaal,
Eine ſtralt vom Morgen her, die andre gehet nieder.
Ach, mein Ehgemahl kömmt wieder.
Du Wagenherr der Erden,
Wo bleibſt du mit den Pferden?
Ihr Plutonimmen,
Ihr Unholdinnen,
Warum ſchlagt ihr mir die Fackeln ins Geſichte?
Leb ich, oder nicht? ſoll ich vor Gerichte?

Ich will es unentſchieden laſſen, ob der Höllenſchlaf zum Schlafe oder zum Wachen gehöret.

Der vierte Aufzug geht bis dahin, da Herodes befohlen, die Kinder zu tödten. Herodes kann, bis der Bote kömmt und ihm Nachricht giebt, ſich die Zeit vertreiben, wo es ihm gefällt. Der Bote aber und die Weiber, die dem Herodes fluchen, machen den fünften Aufzug.

Haredörfer, welcher doch ſeinen Freund, um das Lob das er ihm giebt, deſto glaublicher zu machen, in etwas tadeln will, ſaget: Es wäre ſchade, daß der Tod Heros dis nicht hinzugethan worden, damit das Laſter auch ſeine Strafe haben möchte. Aber er entſchuldigt ihn ſelbſt, das Gedichte wäre ſonſt zu lang worden, und man könnte die Flüche der herhlehemitiſchen Weiber für ſeine Strafe nehmen. Es iſt wahr; wenn jemand mit Flüchen und Schimpfen geſtrafet werden kann, ja iſt Herodes geſtraft genug. Denn dieſe Weiber treiben es mit Schimpfen aufs höchſte:

Du ſtets verfluchtes Ungeheur,
Du Baſilisk und Abentheur,
Kein Menſchenkind hat dich erzeugt,
Ein Tygerthier hat dich geſaugt.
Ein Pardel, der die Lämmer quält,
Hat mit dem Tiger ſich vermählt.
Von ihm haſt du den wilden Muth,
Von ihr das nimmerſatte Blut.
Dein Herz iſt hart, wie Stein und Bein,
Durchädert mit dem Marmorſtein,
Von Demant, den kein Hammer zwängt,
Von Felſen, den kein Eßig ſprengt.

Dir

Die wohnet im Gerichte bey
Vermaledeyte Tyranney,
Neid, Dräuwort, Schmerzen, Untergang,
Erſtaunen, Zittern, Angſt und bang.
Daß dir der Mund doch nicht vereißt!
Daß dich der Donner nicht erſchmeißt!
Ach! daß der Boden nicht zerſpringt,
Dich lebendig in ſich verſchlinge!
Dein Trank ſey gelbes Drachenblut,
Die Speiſe Kohlen von der Glut!
Der Geier müſſe dir zernagen
Die Leber und den Wolfesmagen!
Die wachſen Würmer aus der Lunge,
Und Kröten auf der Schmeichelzunge!
Dir kriechen Schlangen aus dem Mund,
Du Raubthier! du falſcher Hund!
Du biſt nicht werth, du Kinderfeind,
Daß dich das Sonnenlicht beſcheint,
Es iſt kein gutes Haar an dir,
An dir, du loſes Erdgeſchwür!
In Sack mit dir, du Galgenhuhn!
Das nichts nicht kann, als Böſes thun.
Du Dieb, du haſt uns ja beſtohlen,
Ach! daß dich nicht die Teufel holen!
Ich wills gewißlich noch erleben,
Der Henker wird dirs Trinkgeld geben
Es werden dich die Läuſe freſſen,
Du Mörder! Gott hat dein vergeſſen.
Du ſchlimmer Fuchs, du feiger Haas,
Dein Leib ſtinkt, wie ein faules Aas.

Du Schelm du Dieb, du Mauſekopf,
Der Teufel mahn dich bey dem Schopf!
Kein ärgrer Schelm iſt in der Welt,
Du Kirchendieb! haſt du kein Geld?
Beſtiehl des Davids ſein Gebein,
Es wird mehr Feuer drinnen ſeyn.
Du Prieſtermörder, niemands Freund,
Du Landverderber, Weiberfeind.
Ich wollte lieber ſeyn dein Schwein,
Als einer deiner Söhne ſeyn.
Du Dieb, du Schelm, du Teufelsbrut!
Du Nichtsnutzenähe, Thunichtgut!
Du haſt uns unſer Haus beſtohlen,
Ach! daß dich nicht die Teufel holen!

Der Verfaſſer ſagt in ſeinen Anmerkungen, daß er **dieſe Versart, wie er ſie angebracht, deſſentwegen gebraucht, weil ſie in den lateiniſchen, griechiſchen, franzöſiſchen und welſchen Poeten ihre beſondre Zierrath habe, und er verſuchen wollte, ob ſie auch im Deutſchen angenehm ſeyn möchte.** Die Franzoſen und Lateiner, ſagt er, nennen ſie diras, die Welſchen carmen deſperatum. Ich weis nicht, ob er die edle Art ſich auszudrücken meynt, womit er die Weiber dem Könige Böſes wünſchen läßt. Wenn dieſes wäre; ſo könnte er ſich ganz und gar für den Erfinder deſſelben ausgeben, und Sarbievius würde ihm gern den Theil abtreten, den er aus ihm genommen zu haben vorgiebt. Wenn er aber das Sylbenmaß der Verſe meynet, ſo iſt es gar nicht von demjenigen unterſchieden, welches man zu den lächerlichſten Dingen brauchet, in welchem Scarron ſeine Gedichte geſchrieben, und welches bey uns Deutſchen ebenfalls das ordentliche Sylbenmaß der Knittelverſe iſt.

Wenn

Wenn ſich gleich Harodörfer auf den Ariſtoteles beruſet, da er die Verſchiedenheit der Reimarten lobet; ſo glaube ich doch ſchwerlich, daß Ariſtoteles eben dieſelbe zu unſern Zeiten loben würde. Der Abt von Aubignac, welchen man in den Regeln der Schaubühne auch für einen Ariſtoteles gelten laſſen muß, urtheilet anders davon. Bey den Alten iſt es noch nicht erwieſen, ob nicht eine Tragödie ganz, oder doch zum Theil geſungen worden. Und es war alſo nöthig, daß zuweilen eine Abwechſelung kam, damit die Melodien mehr Mannichfaltigkeit bekommen mochten. Dennoch ſind die Alten noch nicht ſo weit gegangen, daß nicht die meiſten Verſe ihrer Trauerſpiele jambiſch geweſen wären, und man findet nicht, daß ſie, außer den Chören, von der ordentlichen Versart abgegangen ſind; ausgenommen in den letzten Auftritten, wenn die Leidenſchaften erhitzet waren; bey dem Auftritte des Chores, welcher mit für einen Geſang gelten kann, wie die übrigen Chöre; und wenn ſie zuweilen einige Anapäſten, doch mehrentheils auch im Affecte, vorbrachten. Daß ſie aber in dem ganzen Gedichte, faſt mit der Rede jeglicher Perſon, die Versart abgewechſelt hätten, findet man niemals. In dem gegenwärtigen Stücke redet Herodes, deſſen Rolle den größten Theil davon einnimmt, meiſtens in trochäiſchen Verſen. Es iſt gar nicht ausgemacht, daß eine Versart ſich für dieſen oder jenen Affect beſſer ſchicke, als die andre. Wir ſehen auf unſerm Schauplatze die höchſten Leidenſchaften, alle in jambiſchen Verſen ſehr lebhaft ausgedrückt, und der Comödiant ſpricht ſie ohne Mühe mit ſehr groſſer Heftigkeit aus. Man kann ſo gut daktyliſch fluchen, als daktyliſch jauchzen; trochäiſch klagen, als trochäiſch frohlocken. Und wir finden ſelbſt bey unſerm Poeten Exempel, die bezeugen, daß einerley Versart zu entgegen geſetzten Leidenſchaften geſchickt ſey, und welche alſo wider die Abwechſelung der Reimarten ſtreiten. Wenn die Abwechſelung der Leidenſchaften eine Abwechſelung der Versarten erfodert, warum pflegen wir denn in keinem andern Gedichte, da die Leidenſchaften auch abwechſeln, die Versar-

ten zu ändern? Virgilius hat in eben derjenigen Versart die Dido dem Aeneas fluchen lassen, in der sie ihn zuvor mit den freundlichsten Worten aufnahm; und wir finden nicht, daß uns das eine in dieser Art von Versen besser klänge, als das andere *. Ein Gedichte aber, wo das Sylbenmaß so oft abgewechselt ist, liest sich überaus verdrießlich. Der Leser ist immer furchtsam, daß er falsch liest, und wenn er auf die Gedanken Achtung geben will, so stört ihn die Abwechselung des Sylbenmaßes von neuem in seiner Aufmerksamkeit. Zu geschweigen, daß es allezeit einen Uebelklang macht, wo zwo Versarten von ganz widriger Natur an einander stoßen.

Nunmehro komme ich auf die Charaktere. Insonderheit fallen mir dabey die barmherzigen Trabanten in die Augen. Da ihnen Herodes befiehlt, die Kinder umzubringen, bezeugen sie nicht allein einen Abscheu davor, sondern sie sagen:

> Ich fall in Ohnmacht hin, das Blut beflecket mir,
> Das Leben lebet kaum, und ich vergehe schier.

Gewiß! das heißt die Abscheulichkeit einer That recht vor Augen stellen, wenn man sie so beschreibt, daß eine Schaar Trabanten, welche doch wohl Herodes nicht zum erstenmale zu seinen Grausamkeiten gebrauchet, darüber in Ohnmacht fällt. Wer sollte denken, daß diese zärtlichen Leute das Herz fassen würden, die That so grausam auszuführen, als sie hernach von ihnen vollbracht wird?

Als

* Es ist hiergegen zu erinnern, daß der Herameter vieler Abwechselungen fähig ist, und daß Virgil sich in der Wahl unter denselben allerdings nach der Beschaffenheit des Inhalts gerichtet hat. Doch bleibt es immer gewiß, daß ein Affect nicht an eine gewisse Versart gebunden ist, und daß die Abwechselung der Versarten in der Tragödie ihre Bedenklichkeiten haben würde. Anm. des Herausgebers.

Was den Herodes betrifft; ſo gehört groſſe Sanftmuth dazu, wenn man von ihm urtheilen ſoll, daß er ein ſolcher Held ſey, wie er ſich zur Tragödie ſchicket, nämlich, der weder vollkommen tugendhaft noch vollkommen laſterhaft iſt. Nachdem er ſelber ſaget:

Ihr vergüldten Zornesſchweſtern mit verſtallnem Angeſicht!
Deren Töchter, als ich neulich Weib und Kinder hingericht.
Ihr ſollt meine Zeugen ſeyn, was für Laſter ich verübet,
Langſamgehen iſt verhaßt, Zaudern hat mir nie beliebet.
Was unmenſchlich, nicht zu ſagen, das gebieret meine Bruſt,
Meid ich was mir wohlgefällt? Ungern! nur daran mit Luſt!
Bethlehem, das Rattennest, will ich ganz zu Grunde ſchleifen,
Ich will euch, ihr Schäfer, lernen einen neuen König pfeifen.
Ich, nur einer, will daß einer plötzlich werde hingericht,
Morden, würgen, metzgern, tödten, weil ein Degen haut und ſticht.
Sollte mir der Götter Schluß mein Verhängniß hinterhauen?
Wohl! es gilt mir alles gleich, auf Gott oder Catan bauen.
Die Verfaſſung iſt gemachet, alle Teufel, Höllenpein,
Werden darthun, daß der Himmel, Sterne, Menſchen, Lügner ſeyn.

Dieſes iſt zugleich ein Exempel der tapfern Stimme, womit der Verfaſſer ſein Trauerſpiel begleitet hat. Es iſt ohne Zweifel diejenige Stimme ſehr tapfer, welche ſo beſchaffen iſt, wie die Leute reden, die von andern für tapfer angeſehen ſeyn wollen. Herodes redet an vielen Orten Worte, die ſeine Trabanten mit mehrer Wahrſcheinlichkeit geredet haben würden, als:

Pfuy dich an! ein Fürſtenblut,
Dem der Idumeer dienet, hegt einen Weibermuth.

Er will dem neuen Könige

Das Handwerk bald und den kleinen Großmuth legen.
Eine feige Mämme sitzet ꝛc.
Er will sein Gebein umstreuen auf den Schinderanger hin.

Er sagt:

Die Faust gehört dazu. Ich will gewiß den kleinen!

Und, wie man leicht vermuthen kann, berufet sich der Verfasser hier auf das Quos ego! beym Virgil.

Doch die bald folgende Stelle verbessert es wieder:

Kommt alle Teufel, kommt, zerreißet meine Seel.
Zerzerret, zerstücket,
Zerfleischet, zerknicket ꝛc.

Er sagt weiter:

Her, ihr Reuter, Bogenschützen! würget dieses Rabenkind!

Man findet auch einige sinnreiche Einfälle in der Erzählung von dem Kindermorde; z. E.

Man reißt die Wiegen auf; die Mutter läßt das Kind,
Das Kind, an welchem man nicht Ort zur Wunde findet,

welches gewiß ein sehr kleines Kind seyn muß.

Die Erzählung beschließt sich mit einer Beschreibung, woraus man einen Begriff von der Schreibart der ganzen Tragödie bekommen kann; indem überall einige schöne Gedanken von mehrern unsinnigen ganz umhüllt und verdecket werden.

Die Kinder haben auch den Henker angelachet,
Als wenn er Vater wär; aus Unlust Lust gemachet.
Es kam auch gar dahin, daß ihm das Schwerdt gefiel,
Und haben gleich gemeynt, es wär ein Dockenspiel.
Die Mutter springt vor Leid in einen tiefen Brunnen,
Die zwängt die Geister ein, und bratet an der Sonnen.

Die

Die giebt ihr selber Gift, die stürzt sich Felsen ab,
Das Gift, der Strick, der Dolch gräbt Gräber ohne Grab.

Endlich erhebt Herodes noch einmal seine tapfre Stimme:

Ich brenne ganz von Zorn, das Herze wallt und wudelt
Vor bitterbösem Grimm, es brudelt auf und strudelt.
O Zeter Mordio!
So wahr ich König bin, er muß sein Leben enden;
Trüg auch der Götter Gott selb selbsten auf den Händen
Das Lumpen Lumpenkind.

Noch Eines kann ich nicht vergessen, daß Herodes die Geographie so wohl studiret hat, daß er auch von der Elbe weis.

Eh wird der müde Kreis abwerfen sein Gewölbe,
Der groß und kleine Bär sich senken nach der Elbe. . . .

Die niederträchtigen Redensarten des Klaj sind das einzige, was ihn von dem Heinsius, der ein lateinisches Trauerspiel unter diesem Titel gemachet hat, unterscheidet. Fast alle Verse sind aus dem Heinsius übersetzet, doch so, daß viel Auftritte ausgelassen sind. Heinsius hat die Regeln des Theaters eben nicht besser in Acht genommen, so brauchbar auch sein Buch von der Einrichtung der Trauerspiele ist.

Wofern es übrigens jemals Personen von hohem Stande giebt, die sich solcher niederträchtigen Redensarten bedienen; so wird es allezeit lächerlich seyn, sie in dem Trauerspiele nachzuahmen. Auch wenn man wider eine Person des Trauerspieles den Haß der Zuschauer erregen will, so muß es ein solcher Haß seyn, der noch mit einer Hochachtung verknüpfet ist; oder ein solcher Charakter wird, an statt der Belustigung, in den Herzen der Zuschauer Ekel erwecken.

Wir haben noch den Vorwurf abzulehnen, warum wir uns die Mühe gegeben haben, ein Stück, welches so gar lächerlich ist, durchzugehen, und unsern Lesern vorzulegen. Aber es ist nicht unnöthig, auch von den gröbsten Fehlern Exempel zu geben, da zumal dieses Stück eines von den ersten nach Opitzen ist, welches man sich nach den Regeln zu machen eingebildet hat, und dessen Kenntniß also mit zur Geschichte des Schauplatzes gehöret. Man wird zu gleicher Zeit sehen, daß es für einen theatralischen Poeten nicht genug ist, natürliche Geschicklichkeit zum Trauerspiele zu haben; denn es hat Klajen nicht daran gemangelt, und sie bricht unter den lächerlichsten Dingen in seinem Kindermörder hervor.

Vergleis

Vergleichung
Shakeſpears und Andreas Gryphs

bey Gelegenheit einer Ueberſetzung

von

Shakeſpears Julius Cäſar.

Berlin 1741.

Vorbericht.

Zu einer Zeit, da es für die deutſche Schaubühne am meiſten auf eine richtige Beurtheilung von dem Werthe der Regeln, und von den Vorzügen der berühmteſten engliſchen und franzöſiſchen Dichter ankam, erſchien eine Ueberſetzung vom Julius Cäſar des Shakeſpear, die einen Geheimden Rath von York zum Verfaſſer hatte. War es an ſich ein lobenswürdiges Unternehmen, die Deutſchen auf einen Shakeſpear aufmerkſam zu machen, ſo war hingegen die Ausführung deſſelben geſchickter, den größten Theil der Leſer von der Bekanntſchaft mit Shakeſpearen abzuſchrecken. Dieſes bewegte den Recenſenten zu einer etwas genauen Beurtheilung, worinn gleichwohl der Ueberſetzer, ſo viel es ſich immer thun ließ, geſchonet ward.

Bey dieſer Gelegenheit wollte der Verfaſſer der Beurtheilung auch ein Beyſpiel zu geben ſuchen, wie man fremde Poeten gegen einheimiſche abmeſſen ſolle. Man weis, wie oft zu höchſtunrichtigen Abmeſſungen von dieſer Art, ein übelverſtandener patriotiſcher Eifer verleitet. Man weis aber auch, daß diejenigen am allerſicherſten auf immer unter den berühmten Ausländern bleiben werden, die bloß, den Ausländern zum Trotze, das Einheimiſche zu erheben ſuchen. Andreas Gryph wird mit einer gewiſſen Hochachtung unter den Vätern der deutſchen Schaubühne genennet. Er iſt freylich kein Shakeſpear, aber er hat gewiſſe Mängel und Tugenden mit ihm gemein, und er iſt nicht unwürdig, mit ihm verglichen zu werden. Ob gleich die gegenwärtige Vergleichung zum Vortheile des Engländers ausfällt, ſo möchten doch diejenigen, die dieſen ſchöpferiſchen Dichter kennen, nicht ganz damit zufrieden ſeyn, daß ſie Gryphen nicht in eine größere Entfernung von ihm geſetzet ſehen. Man muß aber bedenken, daß dieſe Vergleichung eingewurzelte Vorurtheile zu beſtreiten hatte, und daß damals, als ſie gemacht ward, die meiſten Liebhaber der deutſchen Poeſie Gryphen nicht ſonderlich geehrt fanden, wenn man ihn nicht über einen ſo unregelmäßigen und ſeltſamen Schriftſteller erhöhete, als ihnen Shakeſpear abgemalet ward.

Gryph iſt 1616 in eben dem Jahre gebohren, da Shakeſpear ſtarb. Er hat ungefähr von 1650 an verſchiedene Trauerſpiele herausgegeben, als außer dem Leo Armenius, Cardenio und Celinde, Katharina von Georgien, die beſtändige Mutter, Papinian, Carl Stuart. Unter ſeinen Luſtſpielen findet ſich eines, welches aus dem Italieniſchen überſetzet iſt, die Säugamme, und eines, das er offenbar aus dem Shakeſpear nachgeahmet hat, nämlich Absurda comica, oder Herr Peter Squenz, ein Schimpfſpiel. Doch erhellet aus der Vorrede dieſes Stückes, daß Gryph nur der Verbeſſerer, und ein bekannter nürnbergiſcher Mathematikus, Daniel Schwenter, der eigentliche deutſche Verfaſſer deſſelben ſey. Peter Squenz iſt in der ganzen Einrichtung, im Gebrauche der Fabel von Pyramus und Thisbe, und ſelbſt zum Theil in der Erfindung und den Namen der Perſonen aus dem Shakeſpear entlehnet. Deſſelben Stück von dieſer Art iſt das erſte unter ſeinen Werken, wie ſie Herr Wieland zu überſetzen angefangen, und führet den Titel: Ein St. Johannis-Nachts-Traum.

Shakeſpear iſt jetzt, auch in Deutſchland, bekannter als vorhin. Ich darf daher nur einige Worte aus Popens Vorrede zu ſeinen Werken hieher ſetzen: „Man muß geſte„hen, daß unter allen engländiſchen Dichtern Shakeſpear „der ſchönſte und vollſtändigſte Gegenſtand für die Kritik

„ſey

„ser, und die meisten so wohl als die deutlichsten Beyspiele,
„beydes von Schönheiten und Fehlern aller Arten darbiete.
„ — — Daß er bey allen diesen großen Vorzügen unstrei-
„tig eben so große Fehler hat, und daß, so wie er ganz ge-
„wiß besser, er vielleicht auch schlimmer geschrieben, als ir-
„gend ein anderer.„

Seinen Julius Cäsar hat der Herzog von Bukingham nach einem regelmäßigern Plane umgearbeitet.

Die gegenwärtige Abhandlung ist im VII Bande der kritischen Beyträge 1741 gedruckt. Hier habe ich den Text des Shakespear nach der neuesten Ausgabe beygefüget, weil man ihn selbst, und nicht bloß einen verstümmelnden Uebersetzer lesen muß, wenn es auf seine Beurtheilung und Vergleichung ankommt. Ich habe auch Gryphen in der Ausgabe von 1663 nachgeschlagen, und in verschiedenen vorhin unrichtig gedruckten Zeilen die rechten Lesarten hergestellet.

Wenn

Wenn ein Buch einmal ſchon ans Licht getreten iſt, ſo iſt alles, was man dabey thun kann, daß man es ſich, ſo gut als möglich iſt, zu Nutze macht. Es iſt alsdann bey einer Ueberſetzung faſt zu ſpät, zu ſagen, ob der Herr Verfaſſer recht gethan habe, daß er ſich dieſes zu überſetzen vorgenommen. Und wenn man ſagen will, daß er nicht wohl überſetzet hat, ſo iſt es zwar eine Gerechtigkeit von denenjenigen, die ſich einmal vorgenommen haben, ihr Urtheil von gewiſſen Büchern zu ſagen; aber eine Gerechtigkeit, welche ihren Nutzen mehr an den Büchern, die noch kommen ſollen, bezeiget, als an demjenigen Buche, daran ſie verübet wird, und welche in dieſem Falle eine große Aehnlichkeit mit den Todesſtrafen im gemeinen Weſen hat. Die Fehler dieſer Ueberſetzung würden wir ganz und gar übergehen, und den Fleiß des Verfaſſers bloß zu nutzen geſucht haben, wenn nicht theils eben dieſe Gerechtigkeit, auch theils das Verlangen des Verfaſſers, ein anders erfoderte. Daß die Ueberſetzung des Verfaſſers etwas haben müſſe, das in dem Originale nicht iſt, kann daraus leichtlich geſchloſſen werden, weil das Original von einer geſitteten Nation, ſeiner großen Fehler ungeachtet, ſchon lange wegen ſeiner großen Schönheiten bewundert worden; die Ueberſetzung aber bey ſo vielen Leuten, als wir ihrer davon erforſchet, einen ganz widrigen Eindruck gemacht. Wir haben uns die Mühe gegeben, die Urſachen dieſes Unterſchieds aufzuſuchen. Und der Herr Ueberſetzer

hat uns selbst ermuntert, sie ihm zu sagen, zumal da wir den Vorsatz haben, sie ihm vernünftig zu sagen, welches eben sein Wunsch ist.

Rauhe Verse, ein übelbeobachteter Abschnitt, eine verworfene Ordnung der Wörter, können freylich schon viel thun, eine Uebersetzung bey vielen Ohren unangenehm zu machen. Aber wir werden diese Dinge übergehen, weil sie in einem so großen Werke sehr langweilig anzuzeigen sind, und weil wir glauben, daß der Verfasser diese Dinge selbst wissen, und nur dem Zwange der Uebersetzung zu sehr nachgegeben haben wird.

Vor allen Dingen aber muß man sich über die große Anzahl niedriger Wörter beschweren, welche der Uebersetzer den Großen, die er abbilden soll, in den Mund leget. Es ist nicht selten, daß sie das Wort, Bärenhäuter, welches der Verfasser Bärnheuter mit einer sehr rauhen Verkürzung schreibt, im Munde führen. Der Uebersetzer hat das Wort Coward, welches in diesen Stellen sich im Englischen befindet, S. 67. durch feilz gegeben,

Daß ich feig oder falsch anjetzo mit euch spreche.

Und ich sehe nicht, warum er es nicht allezeit gethan. Er nennet die gemeinen Leute ziemlich oft Schlingel.

S. 115. ihr Schlingels, kommt, erwachet.

S. 57. fort Schlingel! aus dem Wege!

S. 60. Schier dich weg!

Er saget S. 124.

Schau, schau, Titinius! schau, wie die Schurken fluchen!

Der Verfasser hat dieses zu ersetzen gesucht, und sie an andern Orten einander ihr Gnaden, gnädiger Herr, und dergleichen heißen lassen; wodurch er ebenfalls seinem Originale einen Zusatz gegeben, dafür ihm Shakespear nicht danken

ken wird. Eine andere Art niedriger Wörter ſind die ganz unerhörten S. 21. Der Löwe gluderte mich an, S. 23. die Beiſter, S. 46. der ſeltſame Reim, der den Leuten den Irrthum benehmen ſoll, daß man auf Menſchen nichts reimen könne, nämlich Pferde-Wrenſchen.

Hierzu kömmt, daß der Verfaſſer die Bindewörter misbraucht. Faſt durchgehends ſetzet er was, für das, oder für welches. Ich zweifle, ob er einen einzigen guten Schriftſteller wird anführen können, der es jemals ſo gebraucht habe. Das Wörtchen als für wie, z. E. als ich glaube, hängt ihm aus dem Engliſchen an.

Man muß dieſes dem Verfaſſer zum Lobe nachſagen, daß man aus der Zuſammenhaltung des Engliſchen und ſeiner Ueberſetzung überzeugt worden, daß er des Engliſchen mächtig iſt, und man wünſchte, daß er des Deutſchen eben ſo mächtig wäre. Unterdeſſen will man dieſe Stelle anführen, wo ihn entweder der Vers, oder die Eilfertigkeit verführet hat, den Verſtand zu verdrehen.

S. 24. Caſca fraget.

Wer iſt es, Caßius? Iſts Cäſar, den ihr meynet?

Caßius antwortet:

Er mag ſeyn, wer er will: ſo lang in unſrer Stadt
Man Arm und Sehnen noch, gleich unſern Aeltern, hat,
Doch unſrer Väter Muth iſt, weh uns! abgeſtorben *.

Ich glaube ſchwerlich, daß man in dieſen Worten wird einen rechten Verſtand finden können. Im Engliſchen aber heißt die Antwort: „Es mag ſeyn, wer da will. Denn die „Römer haben jetzo nur noch Arme und Sehnen, wie ihre „Vorfahren; aber ach! der Muth unſerer Väter iſt erſtorben.„

* Let it be who it is: for Romans now
Have thewes and limbs like to their anceſtors;
But, woe the while! our fathers minds are dead.

S. 59. Genieße nur den Thau vom honigsüßen Schlummer.

an statt: den vom Himmel thauenden Honig des Schlummers. Ob gleich auch dieses schwülstig ist, so ist es doch noch ein Unterschied, ob ich den Schlummer mit dem Honige, wegen seiner Süßigkeit, vergleiche; oder ob ich ihn mit dem Thaue vergleiche, mit welchem er weiter keine Verbindung hat, als durch die Aehnlichkeit mit dem Honig; weil der Honig auch von den Alten vom Himmel thauend genennet wird.

S. 70. saget der Uebersetzer: Cäsars Wunden foderten seinen Liebesdienst zur Stimme und Sprache; an statt zu sagen, daß sie seine Stimme und Sprache zum Liebesdienste foderten.

Einige von den Zusätzen des deutschen Uebersetzers kann ich nicht vergessen.

Auf der 44 S. saget Ligarius:

So wahr die Götter sind, wobey die Römer schwören,
Werf ich die Krankheit ab.

Und der Uebersetzer setzet hinzu:

Schau her, da liegt sie schon!

S. 131. Calpurnia steht blaß, und Cicero verdrehet
Sein Auge, wie der Luchs; wie wir ihn oft gesehn,
Wenn ihm im Capitol die Rathsherrn widerstehn *.

an statt: Cicero zeiget verdrießliche und hitzige Blicke, wie wir ihn oft gesehn. — —

S. 72. hat er die Worte eines aus dem Pöbel: Brutus steht auf der Bühne. Schweiget still! so erweitert.

Laß

* And Cicero
Looks with such ferret and such fiery eyes,
As we have seen him in the Capitol,
Being crost in conf'rence by some Senators.

Laßt keinen unter uns den edlen Brutus stören!
Er steht schon auf der Bühn, um den Bericht zu thun.
Macht keinen Lerm, steht still, und gebet Achtung nun,
Weswegen Cäsars Mord geschehn, was es bedeute.

Verschiedenes hat der Uebersetzer schwülstig gemacht, welches bey dem Verfasser schön, oder doch erträglich ist, z. E. S. 4.

Wenn man die Federnbrut aus Cäsars Flügeln pflückt,
So wird sein hoher Flug den andern gleich gebückt *.

an statt:

Die Federn muß man jung aus Cäsars Flügeln reißen,
Dieß wird ihn höher nicht, als andre, fliegen heißen.

Das meiste aber schaden darinnen Redensarten, die undeutsch sind, und in welchen man die Uebersetzung erst aus dem Originale erklären muß, ehe man wissen kann, was das Deutsche sagen will.

S. 3. O Niederträchtigkeit, die sich getroffen findet,
Und schaut! mit lahmer Zung in ihrer Schuld verschwindet.

auf Deutsch:

Sieh, wie ihr schlechtes Herz sich schon getroffen findet,
Sieh, wie sich alles schämt, verstummet und verschwindet! **

S. 7. Ihr drucket euren Freund mit fremd und schwerer Hand.

An statt: mit ungewohnter ꝛc. ꝛc.

S. 9. Betrifft der Römer Heil und allgemeinen Flor
So stellet Ehr und Tod in beyden Augen vor.

Deutsch: So stelle meinem einen Auge die Ehre vor, und dem andern den Tod ***.

* These growling feathers, pluckt from Cæsar's wing,
Will may him fly an ordinary pitch.

** See, whe're their baseſt metal be not mov'd,
The vaniſh tongue-ty'd in ther guiltineſs.

*** If it be aught toward the general good,
Set Honour in one eye, and Death i'th'other.

Die öftere Wiederholung der meisten von diesen Fehlern macht das Durchlesen dieser Uebersetzung ziemlich verdrießlich. Ich will eine Probe hersetzen, welche zwar auch in dem Originale nicht ganz von Fehlern frey, in der Uebersetzung aber über alle Maaßen erniedriget ist *.

Brutus.

Ich sag, euch Cassius
Ihr selber seyd der Mann, den man verdammen muß;
Daß euch die Hand so juckt, daß ihr nach Golde laufet
Und eure Kriegesdienst um schnödes Geld verkaufet,
An schlechter Lumpenkerle.

Caßius.

Was? Mord! die Hand juckt mir?
Wißt, daß ihr Brutus seyd, (und darauf trotzet ihr)
Der dieses sagt. Denn sonst, so wahr die Götter leben,
Dieß wär ein letztes Wort ꝛc. ꝛc.

Brutus.

So geht, zur Hölle gehet!
Ihr seyd nicht Caßius ꝛc. ꝛc.

Damit ich auch dem Herrn Uebersetzer nicht unrecht thue, so will ich eine seiner besten Stellen ebenfalls anführen:

Anton,

* Im IV Aufzuge:

Brutus.
Yet let me tell you, Cassius, you your self
Are much condemn'd to have an itching palm;
To sell and mart your offices for gold
To undeservers.

Cass.
I an itching palm?
You know, that you are Brutus, that speak this;
Or, by the Gods, this speech were else your last.

Brutus.
The name of Cassius honours this corruption
And chastisement doth therefore hide its head.

Anton, welcher ſich mit dem Brutus zum Scheine verſöhnet hat, redet allein bey der Leiche Cäſars *:

Vergieb mir! ach, vergieb, du blutend Stückchen Erde,
Daß ich ſo mild und ſanft mit deinen Mördern werde.
Du biſt der Ueberreſt vom allergrößten Held,
Vom allerwürdigſten und edelſten der Welt,
Der je gelebt, ſo lang der Zeiten Strom geflossen.
Weh ihnen, welche hier dein theures Blut vergossen!
Ich will auf deiner Leich und Wunden prophezeihn,
So Lippen ohne Zung und ſtumme Mäuler ſeyn,
Die voller Rachbegier mit Grimm und Eifer lodern,
Und meinen Liebesdienſt zur Stimm und Sprache fodern.
Ein Fluch ſoll hier entſtehn, der auf die Römer blitzt,
Und ſie zur Mörderwuth und Bürgerkrieg erhitzt.
Das öde Welſchland ſoll in ſeinem Blut erſaufen.
Mord und Zerſtörung ſoll in freyem Schwange laufen.
Die Gräuel ſollen ganz gebräuchlich und gemein;
Erbarmen ſoll erſtickt in Schandgewohnheit ſeyn.
Und Mutter ſollen ſehn mit lächelnden Geberden,
Wie Kinder durch die Hand des Kriegs geviertheilt werden.
Ja, Cäſars Rachgeiſt, mit Teufeln ** an der Hand,
Kömmt aus der Höllen Glut ganz raſend heiß gerannt;
Und wird auf dieſes Land und unſre Mäſereyen,
Mit der Monarchen Stimm, Angſt und Verderben ſchreyen.
Er hetzt die Kriegeshund auf unſre Grenzen an,
Bis niemand übrig bleibt, der uns beweinen kann;
Bis dieſer Meuchelmord der Erden Antlitz füllet,
Mit ſtinkend Menſchenaas, was nach Begräbniß brüllet.

Wir wagen es, dieſe Stelle theils etwas genauer, theils etwas deutſcher zu überſetzen:

Du blutig Bißchen Staub! vergieb mir, daß ich heuchle,
Daß ich ſo freundlich thu, und deinen Mördern ſchmeichle,

* Im dritten Aufzuge.

** Hier hat der Ueberſetzer aus der Göttinn Ate, die Shakeſpear nennet, unverantwortlicher weiſe Teufel gemacht.

Zerstörter Ueberrest des größten Manns der Welt,
Den je der Zeiten Fluth ans Tagelicht gestellt!
Weh denen, deren Arm dein köstlich Blut vergossen!
Bey diesen Wunden hier, aus welchen es geflossen,
Die als ein stummer Mund aus rothen Lippen schreyn;
Ich solle Zung und Wort zu ihrem Dienste leihn!
Bey diesen Wunden hier, hier will ich prophezeyen:
Von hier wird sich ein Fluch durchs ganze Land zerstreuen,
Daß bürgerliche Wuth, und innerlicher Zwist
Italien zertheilt, und dessen Glieder frißt.
Vernichtung, Mord und Brand soll ein Gebrauch auf Erden,
Und was Entsetzen macht, soll so gewöhnlich werden,
Daß eine Mutter noch aus muntern Augen blickt,
Wenn ihr des Krieges Arm den letzten Sohn erstickt.
Der wilden Thaten Zahl wird das Erbarmen dämpfen,
Und Cäsar wird entbrannt nach Blut und Rache kämpfen.
Sein Geist voll Zorn und Grimm wird aus der Hölle gehn.
Und das Verderben wird zu seiner Seite stehn.
Er kömmt, noch als Monarch, Verheerung zu gebieten,
Und Krieg und Furien heißt er entfesselt wüten;
Die diesen freche Mord, so weit die Erde geht,
In Menschenmuse stinkt, das um Begräbniß flehe *.

Nun-

Englisch:

* O pardon me, thou bleeding piece of earth,
That I am meek and gentle with these butchers!
Thou art the ruins of the noblest man,
That ever lived in the tide of times.
Woe to the hand, that shed this costly blood!
Over thy wounds now do I prophesy,
(Which like dumb mouths, do ope their ruby lips,
To beg the voice and utterance of my tongue)
A curse shall light upon the limbs of men
Domestick fury, and fierce civil strife,
Shall cumber all the parts of Italy;
Blood and destruction shall be so in use,
And dreadful objects so familiar,
That mothers shall but smile, when they behold

Their

Nunmehr kommen wir auf eine Unterſuchung, die unſere Poeten gegen fremde abmeſſen lehret, und uns dadurch richtige Begriffe von einem Geiſte machet, welcher bey uns nicht mit Unrecht hochgeachtet wird. Die Engländer haben ſchon viele Jahre hindurch den **Shakeſpear** für einen groſſen Geiſt gehalten, und die ſcharfſichtigſten unter ihnen, worunter ſich auch der **Zuſchauer** befindet, haben ihm dieſen Ruhm zugeſtehen müſſen. Die Deutſchen haben ebenfalls **Gryphen** nicht geringe Hochachtung gegönnet. Ob wir ihn gleich, wegen ſeiner rauhen Schreibart, und wegen ſeiner Art, die Wörter zu verbinden, welche ſich in den Verſtand ſeiner Verſe nicht ſogleich eindringen laſſen, bey uns nicht öffentlich aufführen; ob er auch gleich ſo viel Unregelmäßigkeit, und an einigen Orten ſo viel Schwulſt hat, daß man ihn nicht wohl mit dem Corneille und Racine vergleichen kann: ſo behält man doch Hochachtung genug gegen ihn, daß man ihn für einen großen Dichter gelten läßt, und daß man glaubt, ein dramatiſcher Poet könne viel aus ſeinen Schriften lernen, wenn er das Gute, das darinnen iſt, von demjenigen, was nicht nachzuahmen iſt, zu unterſcheiden weis. **Wir wollen alſo den Shakeſpear und den Gryph mit einander vergleichen, und ſowohl das Gute, als die Fehler derſelben gegen einander halten. Und dieſes ſoll geſchehen, indem wir den Cäſar des erſten, und den Leo Armenius des andern unterſuchen.**

Das erſte, das man bey einem Schauſpiele zu beobachten hat, iſt die Einrichtung deſſelben. Aber eben dieſes

Their infants quarter'd with the hands of war.
All pity choak'd with cuſtom of fell deeds!
And Cæſars ſpirit, ranging for revenge,
With *Até* by his ſide come hot from hell.
Shall in theſe confines, with a Monarch's voice
Cry havock, and let ſlip the dogs of war;
That this foul deed ſhall ſmell above the earth
With carrion men, groaning for burial.

pfleget bey den Engländern insgemein das letzte zu seyn. Wenn ich nach demjenigen urtheilen soll, was ich in der englischen Schaubühne gelesen habe; so sind ihre Schauspiele mehr Nachahmungen der Personen, als Nachahmungen einer gewissen Handlung. Man sucht eine Anzahl von Personen aus, die in ihrem Leben eine Verbindung mit einander gehabt haben. Wenn man sie nun von ihren wichtigsten Begebenheiten so viel reden gelassen hat, als genug ist, eine Anzahl Zuschauer einige Stunden lang zu unterhalten; und wenn man zu einem merkwürdigen Punkte, oder zu dem Ausgange ihres Lebens gekommen ist; so höret man auf. Hier denket man so genau nicht an eine Verwirrung, welche am Ende am größten wird, und die Zuschauer alsdann in die höchsten Leidenschaften stürzt; sondern man sieht dieses mehr als eine Nebensache an, und bemühet sich nur, Personen wohl vorzustellen; wiewohl die Einrichtung der Fabel deswegen eben nicht bey allen Trauerspielen hintangesetzet ist. Wenn man dieses voraussetzet, so ist es nichts seltsames, daß die Engländer ein Trauerspiel bewundern, dessen Einrichtung nicht besser ist, als ungefähr unsere Banise; wo Casca als ein anderer Scandor erscheinet; wo die Eröffnung durch einen Haufen Pobel und mit einigen gemeinen und niedrigen Scherzreden geschieht; wo die Zeit der Handlung nicht nach Stunden, auch nicht nach Tagen, sondern nach Monaten und Jahren gemessen werden muß, und wo der Anfang zu Rom, und das Ende zu Philippis ist. Gryph hat, was die Einrichtung betrifft, zwar nicht allen Regeln genug gethan; aber er läßt doch nur die Scene in der Stadt herumwandern; dagegen bleibt er allezeit bey seinem Zwecke, und schaltet nicht eine Scene ein, die nicht denselben befördern sollte.

Shakespear läßt das Volk erst auf den Gassen an dem lupercalischen Feste voller Freude herum laufen. Die Tribunen zerstreuen es. Cäsar kömmt mit großer Pracht zu den Ritterspielen, und vergißt nicht zu erinnern, daß Anton

Calpur-

Calpurnien, mitten im Wettlaufe, im Vorbeyrennen berühren solle, weil dieses fruchtbar mache. Unterdessen aber, daß Cäsar die Krone, die ihm aufgesetzet wird, mit großer Freude des Volks wieder vom Kopfe nimmt, unterredet sich Cassius mit dem Brutus, und suchet in ihm die Funken zur Verrätherey zu erwecken. Cäsar wird bey der Zurückkunft den Cassius inne, und redet von ihm, als einem gefährlichen Menschen, ohne daß Cassius sich darum bekümmert. Casca erzählet die Aufführung Cäsars mit vielen Schwänken, und so geht man nicht etwa bis zum Tode Cäsars, denn dieser erfolgt im dritten Aufzuge, sondern bis zum Tode des Cassius, des Brutus, und noch anderer. Jeglicher Auftritt ist ein besonderes Gespräch, wovon einige nicht viel Aufmerksamkeit, die meisten aber in der That einige Bewunderung verdienen.

Bey dem Gryph hingegen sind die Anschläge zur Verrätherey der Anfang, und das Ende der Verrätherey, das Ende des Stückes. Alle Auftritte desselben sind mit dem Michael, dem Haupte der Verräther, und mit dem Leo ihrem Schlachtopfer beschäfftiget. Leo dichtet allezeit auf den Tod Michaels, und Michael auf den Tod des Leo, und hier hat nicht einmal eine französische Zwischenfabel, oder die Liebesgeschichte eines Frauenzimmers Statt, welche etwa mit der Geschichte der Verrätherey künstlich zusammen geflochten wäre.

Beyde, sowohl Shakespear als Gryph, haben in diesen Stücken bewiesen, daß man schöne Auftritte verfertigen könne, ohne von der Liebe zu reden, und daß die unglücklichen Zufälle der Großen, und die Schicksale des Staats einnehmend genug sind, die Leidenschaften zu erregen.

Da man also bey beyden die Regelmäßigkeit nicht suchen darf, ob sie gleich bey dem Gryph in weit höherm Grade ist, als bey dem Shakespear; so will ich auf die Charaktere ihrer vornehmsten Personen gehen, worinnen die Stärke des Engländers vor andern besteht.

Der

Der ungenannte Vorredner des Julius Cäsar sagt in einer sehr lebhaften Vergleichung Johnsons und Shakespears: Der Himmel habe Johnsons Helden gemacht, Shakespear aber seine eignen. Dieses läßt sich in eben dem Maße sagen, wenn man den Gryph an Johnsons Stelle setzet.

Wie sorgfältig Shakespear gewesen sey, seine Charaktere zu bilden, sieht man daraus, daß er meistens ihre ganzen Charaktere einem andern in den Mund legt, und sie so beschreiben läßt, daß fast nichts hinzuzusetzen übrig bleibt. Seine vornehmsten Charaktere sind Brutus, Cassius, Anton und Cäsar. Den Charakter des Cassius machet Cäsar selbst S. 13. *

. . . . so wüßt ich etwas nicht,
An diesen Cassius, dieß magere Gesicht,
Das mehr zu fürchten war. Er thut sonst nichts als lesen;
Er merket alles auf. Er sieht das Thun und Wesen
Der Menschen durch und durch. Er liebt kein Spiel, wie du,
Anton; er hört nicht der Musik Gesang zu.
Gar selten lachet er, und lacht mit solcher Miene,
Als wenn er auf sich selbst erzürnt und höhnisch schiene,
Und seinen Geist bestraft. Er sieht es schimpflich an,
Daß ihn ein einzig Ding zum Lachen bringen kann.
Der Leute Herze kann niemalen ruhig liegen,
So lang sie jemand sehn, der über sie gestiegen.
Deswegen sind Gefahr aus ihrem Busen wehe. **

Den

* Diese, und alle folgende Stellen des Shakespear sind nach der Uebersetzung angeführet, welche die gegenwärtige Abhandlung veranlaßt hat.

** I do not know the man I should avoid
So soon as that spare Cassius. He reads much,
He is a great observer, and he looks
Quite through the deeds of men. He loves no plays,
As thou dost, Antony; he hears no musick.
Seldom he smiles, and smiles in such a sort,

Den Charakter des Brutus machet Anton am Ende des Stücks:

Dieß war der Edelſte gewiß von ihnen allen,
Der, als ein Römer ſoll, geſtanden und gefallen.
All andre thaten nur aus Neid, was ſie gethan,
Weil ſie mit Misgunſt ſtets den großen Cäſar ſahn.
Er, einzig und allein aus redlichem Bedenken,
Aus Furcht, man möchte Rom in ſeiner Freyheit kränken,
Und fürs gemeine Wohl, hat als ein braver Held,
Zu der Verräther Schaar mit Unſchuld ſich geſellt.
Sein Leben war ſo mild und liebreich ſeine Gaben,
Die ſeine Feinde ſelbſt an ihm geprieſen haben,
So groß, daß die Natur, die ſelbſt ihn lieb gewann,
Zur ganzen Welt ſich kehrt und ſpricht: Dieß war ein Mann! *

Was den Cäſar betrifft, ſo ſcheint es, als ob er ſich nicht getrauet hätte, ihn auf einmal zu ſchildern, und als ob er darum ſein Bild zertheilet hätte.

Cäſar entdeckt ſich theils ſelbſt:

Ich würde leicht bewegt, wär ich geſinnt, als ihr.
Könnt ich beweglich flehn; würd ich durch Flehen hier
Auch zu bewegen ſeyn. Allein ich bin beſtändig,
Als wie der Nordſtern iſt, der ewig unabwendig

Nach

As if he mock'd himſelf, and ſcorn'd his ſpirit,
That could be mov'd to ſmile at any thing.
Such men, as he, be never at heart's eaſe,
Whilſt they behold a greater than themſelves,
And therefore are they very dangerous.

* This was the nobleſt Roman of them all,
All the Conſpirators, ſave only he,
Did that they did in envy of great Cæſar,
He only, in a general honeſt thought,
And common Good to all, made one of them.
His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that Nature might ſtand up,
And ſay to all the world: This was a Man.

Nach seiner Eigenschaft nicht von der Stelle weicht,
Und dem kein anderer am Firmamente gleicht.
Mit Menschen ist die Welt
Ziemlich angefüllt. Sie haben Blut und Glieder,
Sie fühlen Sorg und Furcht, sie wanken hin und wieder.
Und in der ganzen Zahl weis ich nur einen Mann,
Den die Bewegung selbst niemals erschüttern kann,
Und den kein Zufall kann verändern oder beugen.
Daß ich derselbe bin, soll eben dieß bezeugen. *

Dann macht ein anderer ein Stück seines Charakters.

Er mag sehr gerne hören,
Daß durch gefällte Bäum ein Einhorn insgemein,
Ein Löwe durch ein Garn, ein Bär durch Spiegelschein,
Ein großer Elephant durch Gruben in der Erde
Und durch ein Schmeichelmaul der Mensch verrathen werde:
Und sag ich ihm dabey, daß er die Schmeichler haßt:
So saget er; Er thuts, wenn er am meisten fast
Geschmeichelt wird. **

Und hierzu muß man noch die Erzählung des Cassius nehmen:

Auf einen rauhen Tag der scheußlich anzusehn,
An dem der Tiberstrom in seinen Ufern flüchte,

Sprach

* Im III Aufzuge.
I could be well mov'd, if I were as you.
If I could pray to move, prayers would move me.
But I am constant as the northern star,
Of whose true, fixt and resting quality
There is no fellow in the firmament. - - -
So in the world, 'tis furnish'd well with men,
And men are flesh and blood and apprehensive.
Yet, in the number, I do know but one,
That unassailable holds on his rank,
Unshak'd of motion; and that I am he.

** Decius im II Aufzuge.
For he loves to hear,
That unicorns may be betray'd with trees,

Lions

Sprach Cäſar einſt zu mir, da ſich das Waſſer thürmte:
Wo du dich wagen darfſt: ſo komme Caſſius
Und ſpringe jetzt mit mir in den erzürnten Fluß
Und ſchwimm an jenes Mahl . . . .
— — — — — —
Allein noch weit vom Ziel rief Cäſar jämmerlich:
O hilf mir Caſſius, ich ſinke, rette mich!
— — — — — —
Und nun iſt dieſer Mann allmächtig und ein Gott;
Hingegen Caſſius ein ſchlechter Tropf, ein Spott;
Muß ſeinen Rücken jetzt bis zu der Erde ſchmiegen.
Wenn Cäſarn kaum beliebt nach ihm den Kopf zu biegen.
Er lag in Spanien am kalten Fieber krank,
Und wenn der Schauer ihm durch ſeine Glieder drang,
So zitterte ſein Leib. Ja glaubt mir, auf mein Leben,
Ich ſahe dieſen Gott, ſo wahr ich lebe, beben.
An dem verzagten Maul ward keine Farb erblickt,
Sein Auge ſelbſt, wovor die bange Welt erſchrickt,
Verlor den Glanz. Ich hört ihn winſeln, ſeufzen, ſtöhnen.
Die Zunge, will ſie gleich den Römern angetönen,
Fein aufmerkſam zu ſeyn, damit man, was ſie ſagt,
In Bücher ſchreiben ſoll, hat Ach! und Weh! geklagt.
— — — — — —
Ihr Götter! mich verwirrets, daß ein ſo ſchwacher Mann
Die majeſtätſche Welt in ſeine Macht gewann. *

Von

Lions with toils, and men with flatteries
But when I tell him, he hates flatterers,
He ſays, he does; being then moſt flattered.

* Im I Aufzuge.
For once, upon a raw and guſty day,
The troubled Tyber chafing with his ſhore
Cæſar ſays to me: dareſt thou, Caſſius, now
Leap in with me into this angry flood,
And ſwim to yonder point? Upon the word
Accoutred as I was, I plunged in,
And bid him follow: ſo indeed he did. — —
But ere we could arrive the point propoſ'd
Cæſar cry'd: Help me, Caſſius, or I ſink — —

And

Von dem einzigen Anton hat Shakespear keinen längern Character gemacht, als diesen:

Er liebet gar zu sehr Gesellschaft, Spiel und Wein.

Aber er hat ihn desto schöner in seinen Handlungen gezeiget, welche einen listigen Schmeichler, der dennoch voller Herrschsucht steckt, auf das deutlichste abbilden. Man sieht, daß diese Charaktere alle eine ziemlich große Aehnlichkeit mit den historischen Charaktern haben; ob gleich Shakespear, nach dem Urtheile der Engländer, seine Menschen selber gemacht hat. Dieses ist eine große Regel für diejenigen, welche ein gleiches wagen wollen. Man kann den Charakter einer Person, die in der Historie bekannt ist, zwar in etwas ändern, und entweder höher treiben, oder etwas weniger von seinen Tugenden und Lastern in ihm abbilden, als die Geschichte ihm zuschreibt. Aber wenn man weiter gehen wollte, so würde man mit seiner Menschenmacherey mehr zum Romanenschreiber, als zum Dichter, werden, und es würde lächerlich seyn, so oft einem ein Fehler vorgeworfen wird, den man [illegible] hat, sich damit zu entschuldigen, daß man seine Menschen selber macht. Man wird mir erlauben, daß ich, um den Werth dieser großen Tugend des Shake-

And this man
Is now become a God; and Cassius is
A wretched creature, and must bend his body,
If Cæsar carelessly but nod on him.
He had a fever, when he was in Spain
And when the fit was on him, I did mark,
How he did shake; 'tis true, this God did shake,
His coward lips did from their colour fly,
And that same eye, whose Bend doth awe the world
Did lose its lustre, I did hear him groan.
Ay, and that tongue of his, that bade the Romans
Mark him, and write his speeches in their books,
Alas! it cry'd, give me some drink, Titinius!
As a sick girl. Ye gods, it doth amaze me,
A man of such a feeble temper should
So get the start of the majestick world.

Shakeſpear recht ins Licht zu ſetzen, eine Ausſchweifung auf andre Nationen mache, welche ſich zuweilen nicht undeutlich zu rühmen ſcheinen, daß ihre theatraliſchen Perſonen zwar die Namen der hiſtoriſchen Perſonen führen, aber von denſelben ganz unterſchieden ſind. Denn ſind es Namen, die in der Hiſtorie bekannt ſind; ſo wird einem Zuſchauer, der nicht ungeiehrt iſt, indem er dieſen Namen hört, auch dieſer Charakter beyfallen. Und an ſtatt, daß er ein Vergnügen über die Aehnlichkeit, die der nachgeahmte Held mit dem wahren hat, empfinden ſollte; ſo wird er ein Misvergnügen über die Unähnlichkeit empfinden. Dieſes wird nicht ſo leicht geſchehen, wenn der Charakter in den Hauptumſtänden ähnlich, und nur in Nebenumſtänden verändert wird. Man pflegt, auch von den größten Helden, nur ihre Haupttugenden und ihre Hauptlaſter im Gedächtniſſe zu behalten. Unähnlichkeiten, die nicht merklich ſind, ſind in Abſicht auf unſre Empfindung keine Unähnlichkeiten. Dennoch iſt es nicht zu läugnen, daß ein Charakter, welcher auch die kleinſten Züge des hiſtoriſchen nachmalet, deswegen hoch zu ſchätzen ſey, weil er auch die genaueſten Kenner der Geſchichte, welche die Aehnlichkeit am beſten beurtheilen können, befriedigen wird. Hingegen wird ein ſelbſtgemachter Held den größten Vortheil darinnen haben, daß die Züge deſſelben viel verwegner ſcheinen. Aber je künſtlicher die Bildung ſeines Charakters iſt, deſto gefährlicher wird ſie auch ſeyn; weil man leicht Dinge, die nicht ſeyn können, malen wird, wenn man Dinge malt, die nicht ſind. Man findet die Gemüthsbewegungen viel heftiger und ausgedrückter in den Geſichtern abgebildet, die der Maler ſelbſt gedichtet hat. Ein Contreſey, welches nach einem Menſchen gemacht iſt, zeiget hingegen mehrentheils Gelaſſenheit, oder doch nur gelinde Gemüthsbewegungen. Es iſt alſo eine erlaubte Kühnheit, ſeine Helden ſelbſt zu machen, wenn ſie nur die Geſchichte nicht offenbar Lügen ſtrafen. Es iſt keine Kunſt, ſeiner Einbildung den Zügel ſchießen zu laſſen, und ſein Hirngeſpinſt alsdann unter dem erſten Namen zu verkaufen, der einem in den Mund kömmt. Und es iſt eine lobens-

würdige Mühsamkeit, die innersten Winkel der Geschichte zu durchstöhren, und den alten Helden wieder lebendig zu machen. Wer das erste thut, der wird leicht unwahrscheinlich; wer das andre thut, ist es schon; und wer den dritten Weg erwählet, der ist sicher, es nicht leicht zu werden.

Unser Geyph ist diese letztere Bahn gegangen, und sein Gedicht ist der Wahrheit auf dem Fuße nachgefolgt. Ich muß es gestehen, ich finde nirgends, daß er seinen Helden so vollständige Bilder von einander in den Mund legt. Aber ihre Gemüthsbeschaffenheit entdecket sich in ihren Thaten, und man sieht mit leichter Mühe, daß er die Charaktere, die er nicht vorgeschrieben, in den Gedanken behalten hat.

Den Kaiser Leo begleitet überall das furchtsame Wesen eines Tyrannen, welcher vor demjenigen zittert, der ihn auf den Thron gesetzet hat, und ihn wieder herunter werfen will. Alle seine Handlungen sind so weichlich und unentschlossen, als der Anfang seiner Regierung gewesen war, da er sich nicht hatte entschliessen können, Kaiser zu werden; bis ihm dieser Michael, der ihn jetzt vom Throne stoßen will, den Degen auf die Brust gesetzet, und ihn dazu gezwungen hatte; und bis die gestickten Schuhe, die ihm der vorhergehende Kaiser zuschickte, ihn überzeugten, daß jener sich noch mehr vor ihm fürchtete, als er sich vor jenem. Die Wollust macht ihn furchtsam, die Furcht macht, daß er den Tod seiner Feinde wünscht, und verhindert ihn doch, seinem Wunsche eine Genüge zu thun. Die erste Nachricht von Michaels Verrätherey erwecket bey ihm die Vorstellung von allem, was bey der Regierung nur vorkommen kann, das der Wollust wehe thut; und mehr Klagen, als Zorn.

Was ist ein Prinz doch mehr, als ein gekrönter Knecht?
Den jeden Augenblick, was hoch, was tief, was schlecht,
Was mächtig, trotzt und höhnt; den stets von beyden Seiten,
Neid, Untreu, Argwohn, Haß, Schmerz, Angst und Furcht bestreiten.

Wem traut er ſeinen Leib? weil er die lange Nacht
In lauter Sorgen theilt und für die Länder wacht,
Die mehr auf ſeinen Schmuck, als rauhen Kummer, ſehen,
Und, (weil ihn mehr nicht frey,) was Ruhm verdienet, ſchmähen.
Wen nimmt er an den Hof? Den, der ſein Leben wagt,
Bald für, bald wider ihn; und ihn vom Hofe jagt,
Wenn ſich das Spiel verkehrt. *

Und in dieſen Klagen verräth er ſeine ganze Politik, wie ſie von einem Furchtſamen zu vermuthen iſt.

Man muß den Todfeind ehren,
Mit blinden Augen ſehn, mit tauben Ohren hören.
Man muß, wie ſehr das Herz von Zorn und Eifer brennt,
In Worten ſittſam ſeyn, und den, der Regiment
Und Kron mit Füßen tritt, zu Ehrenämtern heben.

Er ſtellet ſich hierauf alle Möglichkeiten faſt als gegenwärtig vor, die nur erfolgen könnten, wenn er ſich an dem Michael vergriffe. Und endlich läßt er ſich den Schluß recht abdringen, daß man den Michael gefangen ſetzen ſolle, wenn er auf ſeinem Vorſatze beharrete. Endlich verſammlet er Richter, und verklagt den Michael, und giebt der Sache allen möglichen Schein. Er will ihn auch nicht öffentlich hinrichten laſſen. Unterdeſſen hat er keine gewiſſe Beweiſe, als ſeine Furcht, und die unbedachtſamen und ſtolzen Reden Michaels. Da das Urtheil abgefaſſet iſt, ſo vergnügt er ſich ſelber über ſeinen Schluß.

So donnert, wenn man euch nach Kron und Zepter ſteht,
Ihr, die ihr unter Gott, doch über Menſchen, geht!
Hier ſpiegelt euch, die ihr zu dienen ſeyd gebohren!

Sogleich aber befällt ihn ſeine Furcht wieder.

Jedoch was reden wir?
Wem traut man? wandeln wir als frey von Angſt allhier?

* In der 2 Scene des I Aufzugs.

Weil er noch Othem schöpft, durch dessen Tod wir leben?
Nachdrücklich; daß wir selbst genauer Achtung geben,
Wie diese Pest vergeht. Uns hat die Zeit gelehrt,
Wie schnell es der versteht, der nicht mehr sieht, als hört. *

Seine Gemahlinn bittet, den Tod Michaels aufzuschieben, und er hat bey aller seiner Angst nicht die Beständigkeit, es ihr zu versagen, sondern gewährt ihr es noch mit den Worten:

Dein Wünschen werd erfüllt,
Mein Leben! Aber ach, daß hier kein Warnen gilt!
Du wirst die Stunde noch, du wirst die Gunst verfluchen,
Und schelten, was wir thun, auf dein so hoch Ersuchen. **

Er verschiebt also den Tod seines Feindes, und verlängert seine Qual. Da er einschläft, sieht er einen Geist, und da er wieder erwacht, läuft er nach dem Gefängnisse. Hier macht ihm der ruhige Schlaf des Michaels, und seine Pracht, neue Unruhe; kurz, das Leben und die Gemüthsart eines wollüstigen Tyrannen ist in allem sehr genau geschildert,

Der nur auf seiner Wonne bey seinen Mächten denket,
Den unser Tod ergötzt, den unser Leben kränket,
Der aus dem Kaiser sich zum Kerkermeister macht,
Und ärger denn ein Sklav, um meine Fessel wacht. ***

Michael, der Verräther des Kaisers, ist durchgehends als ein Mann abgebildet, welcher fühlet, daß man ihn fürchtet, welcher ein recht blindes Vertrauen auf seine Verdienste hat, und welcher glaubt, daß es ihm gar nicht fehlschlagen dürfe. Er ist eines so schwachen Kaisers, als ihm Leo zu seyn scheint, überdrüßig, zumal da er ihn für ein Werk seiner Hände ansieht. Es dünkt ihn, als ob man nicht genug aus ihm machte. Und dieß ist schon genug, ihm das Schwerdt in die Hände zu geben.

Aber

* In der 4 Scene des II Aufzugs.
** In der 6 Scene des II Aufzugs.
*** Sind Michaels Worte in der 5 Scene des III Aufzugs.

Wer ſind wir? ſind wir die,
Vor den der Barbar oft voll Zittern auf die Knie
Geſunken? vor den ſich ſo Parth, als der entſetzet,
Der, wenn er fleucht, vielmehr, als wenn er ſteht, verletzet.
Wer ſind wir? ſind wir die, die oft in Staub und Noth
Voll Blut, voll Muth und Geiſt gepocht den grimmen Tod?
Die mit der Feinde Fleiſch das große Land bedecket?
Und Sidas umgekehrt, und in den Brand geſtecket,
Was uns die Waffen bot? Und ſchlafen jetzund ein,
Nun jeder über uns ſchier will Tyranne ſeyn? —
Ihr Helden, wacht doch auf! kann eure Fauſt geſtehen,
Daß Reich und Land und Stadt ſo will zu Grunde gehen;
Weil Leo ſich im Blut der Unterthanen wäſcht,
Und ſeinen Geldduꝛſt ſtets mit unſern Gütern löſcht?
Was iſt der Hof nunmehr, als eine Mördergruben,
Als ein Verrätherplatz, ein Wohnhaus ſchlimmer Buben?
Wer artig Pflaumen ſtreicht, und angiebt, wen er kann,
Den zeucht man Fürſten vor. Ein unverzagter Mann,
Der ein gerüſtet Heer oft in die Flucht geſchlagen,
Steht unerkannt und ſchmacht. *

Und faſt eben, wie er gegen ſeine Mitverſchwornen redet, redet er auch mit dem Vertrauten des Kaiſers, welcher ſich etwas misvergnügt ſtellet. Vor dem Gerichte redet er von ſeinen großen Thaten, und leugnet ſein Vorhaben ſo kühn, als er es vorher kühn zu erkennen gegeben. Er läſtert bis auf den Höchſten. Und da ſein Urtheil aufgeſchoben wird, läßt er ſeine Gedanken noch im Gefängniſſe blicken. Unterdeſſen kann er auch wieder niedrig bitten, und alles, was heilig iſt, gilt ihm gleich, es zu ſeinem Abſehen zu misbrauchen.

Theodoſia hat die gewöhnliche Barmherzigkeit und Andacht ihres Geſchlechts, da ſie ſich ein Gewiſſen macht, einem Verurtheilten am Weyhnachtsabende ſein Recht thun zu laſſen; da ſie durch ihre grauſame Barmherzigkeit ſich ſelbſt

* In der erſten Scene dieſes Trauerſpiels.

und ihrem Gemahl ohne ihren Willen schadet; und da sie sich durch die Priester regieren läßt, als ob alles, was auch in weltlichen Dingen aus ihrem Munde geht, heilige Wahrheiten wären.

Will man nun sagen, daß Gryph mit Wissen und Willen seine Charaktere so genau beobachtet hat; so sieht man an ihm einen Mann, der nicht minder, als Shakespear, hoch zu achten ist, ob er gleich seine Kunst mehr als jener versteket hat. Saget man aber, daß er unvermerkt so natürlich geworden, indem er der Geschichte folget; so sieht man, was es für ein Vortheil ist, sein Vorbild recht aufmerksam vor Augen zu haben.

Dieses kann ich unterdessen nicht leugnen, der Engländer hat einen großen Vorzug in den verwegnen Zügen, dadurch er seine Charaktere andeutet; welcher Vorzug eine Folge der Kühnheit ist, daß er sich unterstanden, seine Menschen selbst zu bilden, und welchen wenigstens ein anderer so leicht nicht erlangen wird. Denn theils, wir sehen einen Charakter, den wir selbst machen, allezeit vollkommner ein, als einen solchen, den wir aus der Geschichte nehmen; theils aber ist derjenige, welcher aus Behutsamkeit auf der eingeschränkten Bahn gehet, die ihm von der Geschichte gelassen worden, selten kühn genug, etwas dergleichen zu wagen. Ein solcher kühner Zug findet sich im Shakespear bey dem Cassius, welchen der Verlust seiner Freyheit in eine Verzweiflung setzet, die seinem hitzigen Charakter gemäß ist. Er erzählet in der Nacht, die voller Ungewitter vor dem Tode Cäsars vorhergehet, dem Casca:

Ich wandle lange schon die Gassen auf und ab,
Weil ich mich der Gefahr der Nacht mit Fleiß ergab.
Schaut, Casca, ganz getrost, ganz bloß und unbedecket,
Hab ich dem Donnerkeil den Busen hingestrecket.
Ja, wenn der blaue Blitz in dicker Finsterniß
Vor meinem Angesicht des Himmels Brust zerriß,

Wenn ich den Wetterſtral herunter fahren ſahe,
Hab ich mich hingeſtellt, wohin der Schlag geſchahe.

Ein anderer würde ſchon viel gewagt haben, wenn er ihm nur den Wunſch in den Mund gelegt hätte, daß ihn in dieſer Nacht ein Donnerſtral hätte treffen mögen, ohne daß er deſſentwegen den Caßius ſelbſt etwas weiter hätte thun, und ſich recht Mühe geben laſſen, daß ihn derſelbe treffen möchte*.

Die ſtrenge Tugend des **Brutus**, und die Redlichkeit ſeiner Abſichten läßt ſich nicht beſſer in das Licht ſetzen, als dadurch, daß er keinen Schwur bey ihrer Verbindung für nöthig achtet; weil er glaubt, daß ſie alle mit ſolchem Eifer das gemeine Wohl ſuchen, als er ſelber.

Wollt ihr ein römiſch Herz, das Leiden unſrer Seelen,
Den Misbrauch dieſer Zeit für ſchwache Gründe zählen;
So brecht bey Zeiten ab: ſo lauf ein jeder gleich
Ins faule Bett zurück; laßt des Tyrannen Reich
In hochgeſetzter Pracht nur toben, raſen, wettern,
Und jeden unter uns, nach ſeinem Loos, zerſchmettern.
— — — — — —
Was für ein andrer Eyd? was für Verbindungspflicht,
Als daß ſich Ehrlichkeit mit Ehrlichkeit verſpricht? **

* Im I Aufzuge:
For my part, I have walk'd about the ſtreets
Submitting me unto the perilous night;
And thus unbraced, Caſca, as you ſee,
Have bar'd my boſom to the thunder-ſtone.
And when the croſs blue lightning ſeem'd to open
The breaſt of heav'n, I did preſent my ſelf
Ev'n in the aim and very flaſh of it.

** Im II Aufzuge.
No, not an oath: if that the face of men,
The ſufferance of our ſouls, the time's abuſe, —
If theſe be motives weak, break off betimes;
And ev'ry man hence to his idle bed:

Desgleichen, als man den Anton auch umbringen will:

Schlägt man die Scheitel ab, und hackt die Glieder klein;
So scheint es Zorn im Tod, und Mißgunst nach dem Leben.
Anton ist für ein Glied von Cäsarn ausgegeben.
Laßt uns doch Opferer, und keine Fleischer seyn!
Wir all empören uns auf Cäsars Geist allein.
— — — — — —
O wäre Cäsars Geist allein doch beyzukommen,
Daß er gezüchtiget und nicht zergliedert sey *.

Diesen Kunstgriff hat Shakespear bey dem Charakter Cäsars angebracht. Dieser will nicht in den Rath gehen, und gleichwohl dem Rathe keine andere Ursache sagen lassen, als daß er nicht will.

Zur Ursach ist mein Will. Ich will und mag nicht kommen.
Das ist dem Rath genug, wenn er nur das vernommen **.

Wiewohl auch dieses an dem Shakespear nicht zu loben ist, daß er den Charakter Cäsars allzuprahlerhaft vorstellet. Denn außer der Stelle, die ich oben von ihm angeführet habe, will ich nur diese noch anführen.

Gefahr,

So let high-sighted tyranny range on,
Till each man drop by lottery. — —
And what other oath,
Than honesty to honesty engag'd!

* In eben der Scene.
Our course will seem too bloody, Caius Cassius,
To cut the head off, and then hack the limbs;
Like wrath in death, and envy afterwards:
For Antony is but a limb of Cæsar.
Let us be sacrificers, but not butchers, Caius;
We all stand up against the spirit of Cæsar. — —
O, that we then could come by Cæsar's spirit,
And not dismember Cæsar.

** Im II Aufzuge.
The cause is in my will, I will not come;
T' is enough to satisfy the Senate.

Gefahr, du mußt bekennen,
Daß ich gefährlicher, als wie du selbst, zu nennen,
Weil uns ein Tag zugleich, gleich einem Löwenpaar,
Doch mich zum ärgsten und schrecklichsten, gebahr *.

Es muß ein unsinniger und nicht bloß ein verwegener und eingebildeter Mensch seyn, welcher glaubt, daß die Gefahr sich vor ihm fürchte; oder was endlich Cäsar unter diesen Worten, welche gar keinen vernünftigen Verstand haben, sagen will. Wir hatten uns vorgenommen, den Charakter Antons noch insbesondere durchzugehen. Aber wir wollen unsern Leser hierinnen auf das Stück selbst verweisen. Wenn der Leser seinen Ohren einen kleinen Zwang anthun, und sich bey einer etwas gezwungenen Uebersetzung ein weit lebhafteres und natürlichers Original vorstellen will: so wird er gewiß, wenn er die Untersuchung der Charaktere liebt, dem Uebersetzer seine Mühe Dank wissen.

Ungeachtet wir bekennen, daß diese kühnen und doch sehr nachdrücklichen und lebhaften Züge eines Charakters bey Gryphen nicht so häufig sind; so findet man dieselben bey ihm doch auch. Und hierunter gehöret die Aufführung des Michael Balbus, daß er mitten im Gefängnisse sich als zukünftigen Kaiser verehren läßt. Leo drücket dieses also aus:

Was schauten wir nicht an? Er schlief in stolzer Ruh,
Ganz sicher, sonder Angst. Wir traten näher zu.
Und stießen auf sein Haupt. Doch blieb er unbeweget,
Und schnarchte mehr, denn vor . . .

Nicander. Als der, der sich entfreyt von Angst und Ketten hält.
Dieß wies die Ruhstatt aus, an welcher nichts zu finden.
Als Purpur und Scarlat, Vorhang, Tapet, und Binden ꝛc.
— — — — — —

* Danger knows full well,
That Cæsar is more dangerous, than he.
We were two lions litter'd in one day,
And I the elder and more terrible.

. . Sein Kerker ist mehr, denn ein fürstlich Zimmer;
Und dünkts euch fremde, daß sich unser Geist bekümmer?
— — — — — —
Der Papias, dem wir den Mörder anbefohlen,
Spielt auf dem Trauerplatz auch, und stehet unverholen
Dem Erzverräther bey. Er schlief vor seinem Fuß,
Weil ja der neue Prinz auch Kämmrer haben muß.

Wie schön schicket sich nicht diese Aufführung zu einem verwegenen Kopfe, der auf seine Macht trotzet, und glaubt, daß er alles thun kann! Wir reden von diesen Umständen ohne Absicht, ob sie aus den Geschichten genommen sind oder nicht. Denn, wenn sie daraus genommen sind, so ist es künstlich, sie mit demjenigen, was man selbst erfindet, zusammenzusetzen; und wenn sie nicht daraus genommen sind, so ist es künstlich, solche Dinge zu erfinden, die sich zu demjenigen, was man aus den Geschichten erzählet, genau schicken.

Wir sollten nunmehr die Gemüthsbewegungen, die beyde ausgedrücket haben, gegen einander halten, und wir würden hier die schönste Gelegenheit haben, zu zeigen, daß in der Sprache der Leidenschaften ihre größte Aehnlichkeit bestünde. Wir wollen uns aber begnügen, ein einiges Exempel davon anzuführen, und derjenigen Stelle, die wir oben von dem Anton, der bey Cäsars Leiche redet, eingerücket haben, eine andere entgegen setzen, wo Michael bey seinem Holzstoß redet, und eben so bey demselben seinen Feinden Unglück wünschet, als Anton es bey Cäsars Leiche prophezeyet.

Ihr Geister, die die Rach ihr hat zu Dienst erkiest!
Wofern durch letzten Wunsch was zu erhalten ist;
Wo einer, der jetzt stirbt, sofern euch kann bewegen;
Wofern ihr mächtig, Angst und Schrecken zu erregen:
So tag ich euch hervor aus eurer Marterhöl,
Wo nichts, denn Brand und Ach. Gönnt der betrübten Seel,
Was nicht zu weigern ist. Es müsse meine Schmerzen
Betrauren, der sie schafft, und mit erschrecktem Herzen
Den suchen, den er brennt. Es müsse meine Glut
Entzünden seine Burg, es muß aus meinem Blut

Aus

Aus dieser Gliederasch, aus den verbrannten Beinen
Ein Rächer auferstehn, und eine Seel erscheinen,
Die voll von meinem Muth, bewehrt mit meiner Hand,
Gestärkt mit meiner Kraft, in den noch lichten Brand,
Der mich verzehren muß, mit steifen Backen blase;
Die mit der Flamme tob, und mit den Funken rase:
Nicht anders, als dafern die schwefellichte Macht
Durch Wolk und Schlösser bricht, der schwere Donner kracht;
Die mir mit Fürstenblut so eine Grabschrift setze,
Die auch die Ewigkeit inkünftig nicht verletze.

Beyde, sowohl Shakespear als Gryph, sind in ihren Gemüthsbewegungen edel, verwegen, und noch etwas über das gewöhnliche Maaß der Höhe erhaben. Beyde sind auch zuweilen schwülstig, und verfallen auf weit ausgeführte und weithergeholte Gleichnisse, wovon wir hernach weiter reden wollen. Der Unterschied zwischen beyden ist in ihren Gemüthsbewegungen bloß dieser; daß Shakespear zwischen jeglicher Gemüthsbewegung einigen Raum läßt, Gryph aber alles zu Gemüthsbewegungen machen will, und dadurch, wenn die Materie dazu zu schwach ist, in das Uebertriebene und Lächerliche fällt. Zum Exempel können vor andern die beyden gezwungenen Verse dienen, wo Leo und Theodosia zärtliche Namen mit einander wechseln:

Theod. Mein Licht! Leo. Mein Trost! Theod. Mein Fürst!
Leo. Mein Engel! Theod. Meine Sonn! Leo. Mein Leben!
Theod. Meine Lust! Leo. Mein Aufenthalt und Wonn!
Wie so betrübt, mein Herz?

Welche Tändeleyen, die auf einem Schauplatze, ohne lächerlich zu werden, nicht ausgesprochen werden können, weit unter der schönen Zärtlichkeit der Portia und des Brutus im Shakespear sind.

Wir

Wir könnten ebenfalls eine nicht unangenehme Vergleichung zwischen den Sittensprüchen dieser beyden Dichter machen, welche bey beyden patheusch sind. Bey dem Shakespear aber scheinet überall eine noch tiefere Kenntniß der Menschen hervorzuleuchten, als bey dem Gryph; obgleich die Sittensprüche auch bey diesem letztern deswegen nicht gemein sind.

Aber wir müssen unsern Leser nicht zu lange aufhalten, und demnach auch etwas von beyder ihren Fehlern erwähnen; damit wir nicht Dinge über die Maßen zu loben scheinen, welche doch auch aus vielen Gründen getadelt zu werden verdienen.

Einen Fehler hat Shakespear vor Gryphen, außer denjenigen, die die Einrichtung und die drey Einheiten eines Trauerspiels betreffen, gemein voraus; daß er nämlich die edlen Regungen, die er erwecket, durch niedrigere Bilder immer wieder einreißet, und daß er einem nicht zuläßt, ihn lange ungestört zu bewundern. Der erste Auftritt ist gleich ein Zeuge davon, und der, wo Casca erzählet, was dem Cäsar bey den Lupercalien begegnet, ist nicht besser. Es kann seyn, daß verschiedenes darinn ganz natürlich ist, aber ein Poet, der Trauerspiele schreibt, thut es, um in seinen Zuschauern die Regungen und Leidenschaften, vermittelst der Nachahmung, zu erwecken; und alles, was dieses hindert, ist ein Fehler, es mag so gut nachgeahmet seyn, als es will. Eben deswegen verbannet man daraus alle gemeine Reden großer Herren, auch so gar alle bons mots derselben, die etwas an sich haben, das zum Lachen beweget. Die Natur dient nicht zur Entschuldigung, wenn man großen Herren schlechte Redensarten und Schimpfwörter in den Mund leget. Zu diesem Fehler kommen auch viele kalte Scenen bey dem Shakespear. Hieher gehöret, wenn Brutus den Lucius eine Lampe in seine Studierstube setzen, und hernach ihn in den Kalender sehen heißt; wenn er seinen Schlafpelz fodert; wenn Cinna, der Poet, unter den Pöbel fällt, wenn ein Poet zu

den

den uneinigen Feldherren ins Zelt bringet; wenn man auf dem Schauplatze ſich auf gute Freundſchaft zutrinkt, und was dergleichen mehr iſt; ſonderlich aber, wenn man einander vielfältig fraget: was die Glocke geſchlagen; gerade, als ob es in Rom Schlaguhren gegeben hätte.

Ein Fehler, den beyde mit einander gemein haben, iſt das Schwülſtige, in welches ſie zuweilen verfallen, welches inſonderheit in hochgetriebenen Gleichniſſen beſtehe. Ein ganz außerordentliches Exempel davon iſt im Shakeſpear:

Du braver edler Hirſch! hier wurdeſt du gefället,
Die Jäger ſehen hier, die deinen Leib zerfleht,
Mit deinem Schweiß genetzt, in deinem Blut gefärbt.
O Welt, du warſt der Wald, wo dieſer Hirſch geſtanden!
In dieſem Helden war, o Welt, dein Herz vorhanden!
Hier liegt er, als ein Wild von Fürſten umgebracht *.

Zumal da ſich dieſer unvergleichliche Einfall wahrſcheinlicher weiſe, und wie es der Ueberſetzer angenommen, auf das Wortſpiel zwiſchen Hart der Hirſch, und Heart das Herz gründet.

Ich will vieler andern Stellen nicht gedenken. Inſonderheit iſt S. 29. die Rede des Brutus ein Meiſterſtück in dieſer Art, welches wohl die Zuſchauer auf die Gedanken brin-

* Worte des Antonius im III Aufzuge.

Here wast thou bay'd, brave hart:
Here didst thou fall, and here thy hunters stand,
Sign'd in thy spoil, and crimson'd in thy death.
O world! thou wast the forest to this hart,
And this, indeed, o world, the heart of ther.
How, like a deer, stricken by many Princes
Dost thou here lie?

gen sollte, daß Brutus in seiner Tiefsinnigkeit vollends wahnwitzig geworden wäre.

Gryph hat nicht wenig Gleichnisse, deren aber keines, wie mich dünket, schwülstiger ist, als dieses im Anfange der zweyten Abhandlung:

Michael:

Wer neben uns um Lob mußt in den Felten liegen,
Und suchen, was uns ward, verkleinerte die Schlacht,
Die Palm und Lorberkränz auf dieses Haupt gebracht.
So wird die erste Flamm, eh'r sie sich kann erheben,
Mit dunkelvollem Dunst und schwarzem Rauch umgeben:
Bis sie sich selbst erhitzt, und in die Bäume macht,
Daß der noch grüne Wald in lichtem Feur erkracht.
Doch wie der scharfe Nord die Glut mit tollem Rasen,
Indem er dämpfen will, pflegt stärker aufzublasen:
Wie ein großmüthig Pferd, wenn es den Streich empfindt,
Durch Sand und Schranken rennt: so hat der strenge Wind
Der Mißgunst uns so fern, (trotz dem es leid!) getrieben,
Bis unter diesem Fuß sind Feind und Freunde blieben.

Gryph ist etwas öfter schwülstig, als Shakespear, und Shakespear ist es in höherm Grade, wenn man nur dasjenige, was in Gryphen undeutsch ist, absondert, und die Gedanken sodann in ihrem Lichte betrachtet. Denn es geschieht sehr oft, daß man Gedanken, wo einem viel Bilder vorkommen, und wo einem die Verbindung derselben unter einer dunkeln Wortfügung verstecket wird, für schwülstig hält, welche sogleich ihren Schwulst verlieren, so bald sie nur in eine deutliche Periode gesetzet werden; weil man dasjenige schwülstig nennet, wo hohe Bilder ohne gnugsame Verbindung zusammen gebracht werden, und es eben so leicht geschehen kann, daß man die Verbindung nicht sieht, als daß keine da ist.

Endlich

Endlich ſind auch beyde in Affecten bisweilen zu gekünſtelt. Sie bringen Gleichniſſe an, wo niemand leicht mit Gleichniſſen reden wird; und wenn ſie auch dieſelben am rechten Orte anbrächten, ſo bringen ſie ſie öfter und weitläuftiger an, als die Natur zuläßt. Inſonderheit iſt Gryph in dieſen Fehler noch öfter als Shakeſpear gefallen.

Ueberdieſes ſpielen ſie beyde zuweilen mit weitgeſuchten Gedanken. Z. E. Shakeſpear gleich im erſten Auftritte.

Lauft, gute Landsleut, eilt! weint einen Zähren-fluß
Für dieß Verbrechen aus. Hebt eure Augenlieder,
Führt ſie zur Tyber hin, gießt bittre Thränenwellen
An allerleichteſten Ort in dieſen Strom hinein,
Bis er ein Ufer küßt, wo ſie zum höchſten ſteigt.

Gryph iſt noch nicht ſo arg, doch zu tadeln, wenn Theodoſia ſagt:

Du ſchwefellichte Vermiſt der donnerharten Flammen,
Schlag los! ſchlag über ſie, ſchlag über uns zuſammen!
Reich, Abgrund, reich entzwey, und ſchlucke, kann es ſeyn,
Du Kluft der Ewigkeit, uns und die Mörder ein.
Wir irren. Nein! nicht ſie! nur uns, nur uns alleine.
Sie auch. Doch fern von uns.

Dieſe ganze Seite iſt mit ſolchen unnatürlichen Ausdrückungen eines groſſen Schmerzens vermiſchet.

Ich

Florizel.

Go, go, good countrymen, and for this fault
Aſſemble all the poor men of your ſort:
Draw them to Tyber's bank, and weep your tears
Into the channel, till the loweſt ſtream
Do kiſs the moſt exalted ſhores of all.

Ich glaube nunmehr, daß ich dem Shakespear sein völliges Recht habe wiederfahren lassen; und daß diejenigen, die alle Poeten lieben, wo mehr ein selbstwachsender Geist als Regeln herrschen, und die sich nicht abschrecken lassen, etwas rauhes zu lesen, und die Tugenden eines Poeten zu bewundern wissen, ohne seine Fehler hochzuachten, eine genauere Vergleichung mit vielem Vergnügen machen werden. Ich habe weder Platz noch Lust gehabt, ihnen alle Schönheiten dieser großen Leute zu zeigen: und noch weniger haben wir diesen Platz anfüllen wollen, mehr Fehler von ihnen anzuführen; woran mehr ihre Zeiten, als sie selber, Schuld haben.

Schrei-

Schreiben

über die

Komödie in Verſen.

Vorbericht.

Ohne ſich zu nennen, hatte Herr Gottlob Benjamin Straube, ein akademiſcher Freund meines ſeligen Bruders, und Mitarbeiter an den kritiſchen Beyträgen und den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, einen ſehr lebhaften Angriff auf die Komödie in Verſen gethan. Sein Verſuch eines Beweiſes, daß eine gereimte Komödie nicht gut ſeyn könne, ſteht im 23 Stücke der kritiſchen Beyträge, welches 1740 gedruckt iſt. Ein ganz gerechter Unwille über die ſklaviſche Nachahmungsſucht, die ſo lange in Deutſchland geherrſchet, und über die elenden gereimten Ueberſetzungen, die damals zur Plage gelehrter und ungelehrter Zuſchauer auf ſo leipziger Theater gebracht wurden, ſcheint ſeine Feder geführt zu haben. Aber die Ausdehnung, die er ſeinem Satze giebt, und die Gründe, aus

welchen er ihn behauptet, sind tadelnswerth. Sie zeugen mehr von einem patriotischen Eifer, als von einem geläuterten Geschmacke. Sie beruhen auf einem ganz falschen Begriffe von der Nachahmung, diesem, wo nicht einzigen und höchsten, doch fruchtbarsten Erkenntnißgrunde aller schönen Künste. Scheingründe, die aus einem verfälschten Begriffe hergeleitet, und auf eine lebhafte und zuversichtliche Art vorgetragen werden, führen einen noch schwankenden Geschmack sehr leicht auf Irrwege. Ohne den in Deutschland aufkommenden Geschmack zu verderben, konnte man zwar vielleicht der prosaischen Komödie vor der gebundenen einen Vorzug einräumen, ja auch wohl aus Ursachen, die der deutschen Sprache eigenthümlich seyn konnten, die Komödie in gereimten Versen gänzlich widerrathen; aber die poetische Komödie deswegen verwerfen, weil es unnatürlich sey, daß die Personen, die darinn nachgeahmet werden, in ihren Unterredungen auf den Ausdruck aufmerksam seyn, und den Wohlklang des Sylbenmaßes oder Reims in Acht nehmen könnten, das heißt, (den Satz in seinen Folgen betrachtet,) nichts anders, als die dramatische Poesie, ja die Poesie überhaupt, ihrer ganzen Würde berauben, und sie zur sklavischen Nachahmerinn des Alltäglichen und Pöbelhaften machen. Ich will nur eine Stelle von Herr Strauben anführen, die seine Meynung deutlich zeigt, ob sie gleich gelinder ist, als verschiedene andere: „Sein Ausdruck soll der Natur so nahe „seyn, als es möglich ist; dieses ist ein Gesetz für den Ko„mödienschreiber. Kann aber etwas der Natur näher kom„men, als die Person, welche selbst die Natur ist? Und „muß der beständige Gleichlaut des Reimes nicht wider die „Natur

„Natur ſchreyen, wenn gleich alles übrige ſeine Richtig„keit hat? „

Es iſt alſo der Streit, in welchen ſich mein Bruder durch die Widerlegung dieſes vermeyntlichen Beweiſes eingelaſſen, wichtiger, als er der Aufſchrift nach zu ſeyn ſcheint. Sein Schreiben über die Komödie in Verſen iſt noch in eben dem Jahre 1740, im 24 Stücke der kritiſchen Beyträge gedruckt worden. Die folgenden Abhandlungen von der Nachahmung ſind nichts als eine Ausführung der hier gegen den Herrn Straube behaupteten Grundſätze; es wird auch noch in der erſten von dieſen Abhandlungen, im zehnten Paragraphen, dieſer Streitigkeit gedacht. Denn Herr Straube hat ſich nicht für überwunden gehalten, und vielmehr ſeine Meynung aufs neue im 28 Stücke der kritiſchen Beyträge in den Urſachen, warum ein Trauerſpiel nothwendig in Verſen geſchrieben ſeyn müſſe, vorgetragen.

In der Abhandlung von der Nachahmung überhaupt, und in der folgenden von der Unähnlichkeit im Nachahmen, wird ſowohl, als in dem gegenwärtigen Schreiben, hauptſächlich der Grundſatz eingeſchärfet, und wider vielfältige Vorurtheile gerettet, daß die Aehnlichkeit in den Nachahmungen der ſchönen Künſte verſchiedene Geſichtspunkte und Stufen zulaſſe und erfodere, und daß ſie die völlige Gleichheit ſcheue.

Was die beſondere Streitfrage von der Komödie in Verſen betrifft, ſo könnte vielleicht auch auf ſeiner Seite ihr Vertheidiger, ſo wie ihr Widerſacher, zu weit gegangen ſeyn.

Wenigstens kann ich ihm darinn nicht beyfallen, wenn er die Engländer unter andern, aus der Betrachtung, einer geringen Aufmerksamkeit auf ihr eigen Theater beschuldiget, weil sie ihren Lustspielen eine mögliche Vollkommenheit mehr, nämlich das Sylbenmaß, zu geben verabsäumet. Es sind allerdings auf der ältern und mittlern englischen Schaubühne die metrischen, und selbst die gereimten Komödien die gebräuchlichsten gewesen, und das jetzige Jahrhundert hat erst die ungebundene Schreibart in denselben allgemein gemacht. Wer ferner die englische Nation kennet, wird ihr überhaupt den Vorzug nicht absprechen, daß sie so viele Aufmerksamkeit auf ihr Theater wendet, als irgend ein Volk in der Welt. Daraus fließt freylich noch nicht, daß dasselbe ein Inbegriff aller Vollkommenheiten sey, weil oft Vorurtheile den Einsichten und der Begierde zu bessern, die Wage halten. Aber in der Berechnung der Vollkommenheiten hat man Ursache, nicht allein auf die Anzahl derselben zu sehen, sondern auch auf die Verminderung der wichtigern, die der Zusatz einer Nebenvollkommenheit bisweilen unvermeidlich mit sich führet. Das Sylbenmaß ist an sich eine Vollkommenheit in der Komödie, aber das Dialogische ist eine größere. Der Reichthum, die Biegsamkeit einer Sprache, die Aussprache, auch wohl die Sitten einer Nation, sind die Gründe, nach denen man vielleicht entscheiden könnte, ob in einer gewissen Sprache insbesondere die gebundene oder die ungebundene Schreibart für die Komödie vorzüglich zu wählen sey.

Die deutsche Sprache hat Proben aufzuweisen, daß auch das gereimte alexandrinische Sylbenmaß in der Komö-

die

die geglücket iſt, faſt ohne dem Dialogiſchen Gewalt anzuthun. Aber es iſt ſchwer. Die ſechsfüßigen Verſe mit der gewöhnlichen Cäſur, und ohne Reime, hat man aus mehr als einem Grunde mit Recht verworfen, ſowohl als die langen ſchleppenden achtfüßigen Jamben oder Trochäen. Die fünffüßigen reimfreyen Jamben, von denen ich an andern Stellen gehandelt, ſind vielleicht für die Komödie allzuharmoniſch. Aber die Veränderung, die am Ende dieſes Schreibens in den alexandriniſchen reimloſen Verſen vorgeſchlagen wird, nämlich die Cäſur darinn vorwärts in die fünfte Sylbe zu verlegen, nach dem Beyſpiele der meiſten wohlklingenden Hexameter, ſcheint artig und thulich. Es iſt dieſes eben die Versart, die mein Bruder in der entführten Doſe angewendet hat. Wer der gelehrte Profeſſor in Leipzig ſey, der ihn zuerſt auf dieſe Gedanken gebracht, iſt mir unbekannt. Ich vermuthe faſt, daß er den ſeligen Johann Friedrich Chriſt damit meynet, der mit ſeiner groſſen Stärke in der Kenntniß der Alten, auch Einſichten in die deutſche Literatur vereinigte.

Man findet in den deutſchen kritiſchen Schriften, die bald nach der gegenwärtigen Abhandlung herausgekommen, noch ein Paar Aufſätze über die Komödie in Verſen. Der eine iſt vom Rector zu Annaberg, Richter, und ſteht im 3i Stücke der kritiſchen Beyträge unter dem Titel: Zufällige Gedanken vom Verſe und Reime des Trauerſpiels, worinn man die Verbannung derſelben aus dem Luſtſpiele, gleichſam als ausgemacht vorausſetzet. Der andere von noch geringerm Werthe, von den Reimen und dem

dem Sylbenmaße im Schauspiele, der einen gewissen C. M. zum Verfasser hat, steht im vierten Stücke der hällischen Bemühungen zur Beförderung der Kritik. Beyde sind nur darum merkwürdig, weil sie zum Zeugnisse dienen, wie seicht und hartnäckig Leute seyn können, die an Empfindungen leer, und nur von ihren Schulbüchern und Kunstwörtern voll, sich in die Kritik wagen, und wie nöthig es gewesen ist, die groben Begriffe zu läutern, die sich dergleichen unächte Kunstrichter von der Nachahmung machten.

Mein Herr,

Sie haben nunmehro Ihre Meynung, daß eine Komödie in ungebundener Rede verfertiget seyn soll, in Ordnung gebracht, und einer Gesellschaft öffentlich zu erkennen gegeben, deren Oberhaupt durch seinen Beyfall demjenigen, was Sie behaupten, noch mehr Ansehen giebt. Ungeachtet man vermuthen kann, daß Sie zu einem Urtheile, welches Sie so lange mit sich herumgetragen und überleget haben, sehr wichtige Gründe gefunden haben müssen; so glaube ich doch, daß ich unrecht thun würde, wenn ich, ohne das Gegentheil zu erweisen, Sie allein widerlegen wollte. Denn theils ist die Sache der Komödie in Versen so schlimm nicht, daß sie sich nur, die Beschuldigungen, die man ihr aufbürdet, abzulehnen, befriedigen müßte, und nicht ihren Vorzug vor dem prosaischen Lustspiele beweisen könnte; theils würde man allezeit zweifeln, ob Sie auch die rechten Gründe wider dieselbe getroffen hätten; und die Komödie in Versen würde dadurch nicht wider allen Angriff, sondern nur wider den Ihrigen, und zwar bloß wider den, den Sie jetzo gewaget haben, bedecket seyn. Unterdessen kann ich mich nicht entbrechen, einen Einwurf zu heben, welcher ein so wichtiger Beweis zu seyn scheint, daß er nicht allein von Ihnen, sondern von allen, die wider dieselbe etwas einzuwenden haben, vorgebracht wird. Hernach werde ich zeigen, daß eine Komödie in Versen einer prosaischen vorzuziehen ist. Endlich, da es zwo unterschiedene Fragen sind,

ob eine Komödie in Versen seyn solle, und ob wir Deutschen eine geschickte Art der Verse dazu gebrauchen; so werde ich bemüht seyn, Sie zu überführen, daß unsere gereimten Verse eben so bequem zu den Komödien sind, als sie sich zu andern Arten der Gedichte schicken.

Das vornehmste, was man wider die Komödie in Versen vorzubringen hat, ist dieses, daß man saget: Daß Leute, welche das Ansehen haben sollen, als ob sie unbedacht redeten, dennoch in Versen reden; ja daß es nicht allein unwahrscheinlich, sondern auch unmöglich sey.

Alle diejenigen Künste, welche sich vorsetzen, die Natur nachzuahmen, erwählen sich eine gewisse Materie, darinnen sie dieselbe nachahmen wollen. So setzet sich zum Exempel ein Bildhauer vor, daß er in Stein oder Holz die Natur nachahmen will. Die Maler wählen sich eine ebene Tafel, worauf sie die Dinge, die uns in die Augen fallen, in der Ordnung und auf die Art, wie wir sie sehen, vorstellen. Selbst unter diesen setzen sich einige vor, die Bilder mit eben den Farben darzustellen, darinnen man die Sachen erblicket; andere begnügen sich nur, Licht und Schatten zu bezeichnen; und man kann darum nicht sagen, daß einer von ihnen unrecht handle. Die Musik und Poesie endlich sind bemüht, in harmonischen Tönen, jegliche auf ihre Art, die Natur abzubilden. Niemand ist schuldig, was er nachahmet, in allen Dingen nachzuahmen, und dem Bilde alle mögliche Aehnlichkeiten mit dem Originale zu geben; weil man solchergestalt von einem jeglichen Dinge, nur Eine wahre Nachahmung haben könnte, und weil die Nachahmung alsdann nicht nur dem Vorbilde ähnlich, sondern ganz und gar einerley mit demselben seyn würde. Wollten Sie behaupten, daß ein Bild alle Aehnlichkeit, die nur möglich ist, mit demjenigen, was es vorstellen soll, haben müßte, so würden Sie es nicht dabey bewenden lassen können, daß Sie die Verse aus der Komödie verbannten; sondern Sie würden mir auf eben diese Art zugeben müssen, daß es sehr unwahrscheinlich sey,

daß

daß Leute, z. E. Mägde in der Komödie, welche gewiß keine Sprachlehrer gehabt, die Sprache ſo rein und ſo richtig redeten, als ob ſie bey Ihnen in die Schule gegangen wären: da es doch gewiß iſt, daß ein Poet ſeine Perſonen nicht ohne kenntliche Urſachen Schnitzer wider die Sprache begehen laſſen ſoll. Doch Sie könnten mir hier die Schweizer des Moliere entgegenſetzen.

Ich will Ihnen alſo noch mehrere Dinge anführen, welche in der Komödie unwahrſcheinlich ſind, und dem ungeachtet, von den Regeln derſelben erfodert werden. Iſt es nicht eben ſo unwahrſcheinlich, daß eine einzige Handlung, ohne durch andere Handlungen, welche im gemeinen Leben ſo oft unſere Geſchäffte unterbrechen, geſtört zu werden, an einem einzigen Orte geſchieht? daß alle Perſonen zu eben der Zeit und nach eben den Worten, da wir ſie haben wollen, auftreten, welches alles, wenn wir von der äußerlichen Möglichkeit reden wollen, ganz und gar unmöglich iſt. Sie müſſen mir alſo zugeben, daß man bey allen Nachahmungen der Natur beſtimmen kann, auf welche Art, und wie weit man ſie nachahmen will. Und geſetzt, daß ein Poet die Natur darinnen aus den Augen ſetzet, daß er die Leute, die er aufführet, in Verſen reden läßt, ſo iſt er deswegen nicht mehr zu tadeln, als man einem Maler, der ſich vornimmt, eine Abbildung einer Sache mit Tuſche zu machen, vorwerfen kann, daß er ihr nicht diejenigen Farben giebt, die die Sache natürlicher Weiſe hat; oder als man einem Bildhauer zumuthen kann, daß er ſein Bild, welches er ſich vorſetzet, in Stein zu hauen, und weiß zu laſſen, mit Farben anſtreichen, oder ein Thier, das er abgebildet hat, mit Fellen überziehen ſoll, damit es Haare bekomme.

Wenn ich hier weiter gehen will, ſo kann ich ſagen, daß das Sylbenmaß eigentlich diejenige Materie ſey, worinnen ein Poet ſich vornimmt, die Natur nachzuahmen und abzuſchildern, und daß, ungeachtet der, ſo in ungebundener Rede die Natur auf eben die Art nachahmet, wie ſich die Poeten

ſie

ſie nachzuahmen angemaßet haben, viele Stücke mit einem Poeten gemein hat, ihm dennoch der Name eines Poeten in eigentlichem Verſtande nicht gehöre, weil ihm noch ein weſentliches Stück der Poeſie, nämlich der harmoniſche Klang des Sylbenmaßes, fehlet. Aber um mich nicht in andere Streitigkeiten einzulaſſen, ſo iſt es genug, daß ich erwieſen habe, daß es erlaubt ſey, wenn man die Natur nachahmet, die Art und Materie zu beſtimmen, wie man ſie nachahmen will; und daß derjenige ſie deswegen nicht übel nachahmet, der ſie in einige Stücken abzuſchildern unterläßt.

Alſo könnte es wenigſtens der Komödie für keinen Fehler angerechnet werden, wenn ſie in Verſen iſt, ob ſie gleich noch die Wahl hätte, entweder in gebundener oder in ungebundener Schreibart zu vergnügen. Ungeachtet die Poeſie ſeit langer Zeit im Beſitze iſt, und ſich gleich anfangs die Komödien angemaßet hat; ſo getraue ich mich zu behaupten, daß, wenn man ſeit ſo langer Zeit nichts als proſaiſche Komödien gemacht hätte, man jetzo anfangen ſollte, dieſelbe in Verſen zu machen. Aber da wir die Komödie aus Griechenland und Rom in Verſen bekommen haben, ſo habe ich weiter nichts nöthig, als die Empfindung dieſer Völker, welche in ſolchen Dingen ſo zärtlich geweſen iſt, zu rechtfertigen, und zu zeigen: daß nicht der Eigenſinn, ſondern die Vernunft, oder das größere Vergnügen, welches man dabey empfunden, die Komödien der Poeſie zugetheilet habe.

Da das Vergnügen, welches man aus der Nachahmung empfindet, der Endzweck iſt, warum wir die Natur nachahmen, ſo verfehlt die Nachahmung ihres Zweckes, ſo bald dieſes Vergnügen aufhöret. Alles ſinnliche Vergnügen entſteht aus der Ordnung. Wenn alſo die Nachahmung vergnüget, ſo vergnüget ſie ebenfalls durch die Ordnung. Dinge, welche auch an ſich ſelbſt keine Aehnlichkeit der Verbindung haben, können dadurch Vergnügen erwecken, wenn ſie nachgeahmet werden. Und zwar entſtehet dieſes, meinem Begriffe nach, alſo. Die Nachahmung beſtehet in der Aehnlichkeit,

lichkeit, die das Bild mit ſeinem Originale hat. Die Aehnlichkeit aber liegt darinnen, daß die Theile des einen eben die Proportion unter ſich haben, die unter den Theilen des andern zu befinden iſt. Ich glaube, daß ich die Freyheit haben werde, mit Ihnen mathematiſch zu reden. Es ſeyn die Theile des Originals A B C, und damit wir die Ordnung, die aus der Aehnlichkeit des Originals und des Bildes entſteht, nicht mit der Ordnung, die die Theile des einen unter einander ſelbſt haben können, vermiſchen mögen, ſo will ich ſetzen, daß die Theile des Originals A B C kein ähnliches Verhältniß unter einander haben. Die Theile des Bildes ſollen D E F ſeyn, ſo daß der Theil des Bildes D, mit dem Theile des Originals A, und E mit B correſpondiret. Das Bild wird alſo dem Originale ähnlich ſeyn, wenn D zu E ſich verhält, wie A zu B und F zu C. Auf dieſe Weiſe werden A zu D, B zu E und C zu F ähnliche Verhältniſſe haben. Und ungeachtet die Theile des Originals gar kein ähnliches Verhältniß haben; ſo wird durch die bloße Nachahmung, indem ich das Bild und Original gegen einander halte, ſehr viele Aehnlichkeit der Verhältniſſe, und durch dieſes Mittel ſehr viel Vergnügen entſtehen. Sie werden aber ſehen, daß dieſes Vergnügen ſogleich wegfällt, ſo bald man das Original aus den Augen ſetzet, und das Bild ganz allein betrachtet. Denn wenn A B C keine ähnliche Verhältniß unter einander haben, ſo werden ebenfalls auch D E F dieſelbe nicht haben, wenn ich ſie für ſich und ohne Abſehen auf die Theile des Vorbildes betrachte. Eben dieſes wird geſchehen, wenn zwiſchen den Theilen des Bildes nicht mehr ähnliche, ſondern ganz gleiche Verhältniſſe ſind. Wenn nämlich A = D, ingleichen B = E und C = F iſt. Denn auf dieſe Art wird das Bild nicht nur dem Originale ähnlich, ſondern auch einerley mit demſelben ſeyn, folglich werden unſere Gedanken dieſelben mit einander verwechſeln, und da ſie durch nichts, welches in dem Bilde ſelbſt iſt, erinnert worden, daß ſie nicht das Original, ſondern ein Bild deſſelben vor ſich haben, ſo wird alles Vergnügen, welches aus der Nachahmung geſchöpft

schöpft wird, wegfallen. Wenn Sie zum Exempel in einen Wald geführet würden, der durch die Kunst einem Walde, den die Natur hervorgebracht hatte, so ähnlich gesetzt worden, daß man ihn gar nicht von einem natürlichen Walde unterscheiden könnte; so würden Sie ganz und gar kein Vergnügen daraus empfinden, als das, was Sie auch aus einem natürlichen Walde schöpfen könnten, weil Sie ihn dafür ansehen würden. Wenn man Ihnen endlich sagte, daß dieser Wald durch Kunst zuwege gebracht wäre; so würden Sie sich zwar über die Geschicklichkeit dessen verwundern, der es gethan hätte: aber sie würden bald den natürlichen Wald mit dem nachgeahmten wiederum verwechseln, und Sie würden lange nicht das Vergnügen empfinden, das Sie von einem andern Dinge hätten, wo die Kunst gleichsam hinter dieser Aehnlichkeit, die die nachgeahmte Sache mit der natürlichen hat, hervorschimmert, und macht, daß Sie das Original, welches nachgeahmet ist, beständig mit dem Bilde zusammenhalten, niemals aber verwechseln können.

Es ist also eine beständige Regel in allen denenjenigen Dingen, welche man nachahmet, daß man sie niemals ihrem Muster so vollkommen ähnlich machen soll, daß sie sich durch nichts merkliches unterschieden. Und daß diese Regel in der Erfahrung gegründet ist, kann ich mit so vielen Exempeln beweisen, als es Künste giebt, die etwas nachzuahmen wissen. Nur eines und das andere anzuführen, so pfleget man eine Grotte so zu machen, daß sie den Hölen ähnlich sieht, worinnen, wie einige gesagt haben, vor alten Zeiten sich die Menschen aufgehalten, ehe sie Häuser und Städte bauen gelernet. Aber läßt man sie deswegen ohne alle Merkmaale der Kunst, und braucht man nichts dazu, als unordentliche Felsenstücke? Würde man wohl mit so vielem Vergnügen eine an einem Hofe vorgestellte Bauerwirthschaft ansehen, wenn die Damen sich in grobe Leinwand verkleideten, und in dem äußerlichen Ansehen keinen Unterschied zwischen sich, und wirklichen Bauerweibern übrig ließen? Alles Vergnügen, welches man

bey

bey dieſer Vorſtellung empfindet, entſtehet daher, daß ſie einer Bauerwirthſchaft zwar ähnlich, aber ſchöner iſt.

So wenig darf ſich Ihre proſaiſche Komödie auf den Lobſpruch einbilden, daß ſie nicht nur natürlich, ſondern die Natur ſelber ſey. Was haben Sie aber, außer den Verſen, an einer Komödie, das beſtändig mit derſelben und mit allen Theilen derſelben verknüpft wäre, und ſie überall von einer wahrhaften Unterredung der Perſonen unterſchiede, ohne die Aehnlichkeit derſelben ganz und gar zu ſtören? Denn wenn Sie ſagen wollen, daß man ohnedieß wiſſe, daß man eine Komödie und nicht eine wahrhafte Handlung anſehe; ſo iſt dieſes ein Merkmaal, welches außerhalb der Komödie iſt. Wenn man ſtatt der Scenen auf dem Schauplatze wirkliche Häuſer bauen wollte; ſo würde es lange nicht dieſe Vollkommenheit der Nachahmung ſeyn, welche man durch das bloße Gemählde der Scenen erhält: und wo ich mich recht erinnere, ſo ſagt der engliſche Zuſchauer *, da er von den Opernvögeln redet, unterſchiedenes, was zu dieſer Sache gehöret.

Aber geſetzt, daß man etwas anders finden könnte, als die Verſe, welches mit allen Theilen der Komödie verknüpft wäre, und überall in derſelben die Nachahmung kenntlich machte; ſo wollte ich ſagen, daß man wenigſtens dazu nichts beſſers finden könnte.

Oftmals wenn wir das Bild von dem Vorbilde unterſcheiden wollen, ſo werden wir von der Aehnlichkeit etwas weglaſſen, wie z. E. in der weißen Bildhauerarbeit, und hinwieder etwas von dem Originale, als hier die Figur, abſondern, und in das Bild bringen. Die Komödie aber weis vermittelſt der Verſe, einen Unterſchied zwiſchen demjenigen, was ſie abbildet, und der Abbildung zu machen, ohne etwas von der Nachahmung auszulaſſen. Sie ahmet die Handlungen der Menſchen im gemeinen Leben in allen Stücken nach,

* Im I Theile, im 5 Blatte.

nach, und bey dieser Verstattung können Handlungen, Sitten, Worte, Kleidung, Gebärden und Stimme völlig mit einer wahrhaften Handlung übereinstimmen, da indessen der einige harmonische Klang und das übereinstimmende Verhältniß der Sylben gegen einander, sie von einer wahrhaften Handlung unterscheidet. Denn das Sylbenmaß verhindert gar nicht, weil es nur etwas zufälliges von den Worten ist, daß nicht die Worte mit den wahrscheinlichen Gedanken derjenigen, der sie vorbringet, die genaueste Uebereinstimmung haben könnten: und alle Worte in der Komödie können die größte Wahrscheinlichkeit haben, indem dieselbe nicht in ihrem Verhältnisse unter einander selbst, sondern in ihrer Uebereinstimmung mit den Gedanken, und in der Wahrscheinlichkeit der Dinge, die sie ausdrücken sollen, zu suchen ist.

Die Komödie in Versen unterscheidet sich also von einer wahrhaften Handlung dadurch, daß sie mit der größten Aehnlichkeit, die sie mit derselben haben kann, noch eine neue Art der Ordnung, nämlich die Harmonie der Sylben, verbindet. Nun müssen Sie mir einräumen, daß eine Sache desto vollkommener ist, je mehr sie Vollkommenheiten, welche einander nicht widersprechen, verknüpfet. Da aber die Verse an sich selbst die Aehnlichkeit der nachgeahmten Handlung mit einer wahrhaften nicht hindern, und nichts von der Uebereinstimmung, die sie mit derselben hat, unterdrücken; so ist eine Komödie in Versen auch deswegen einer prosaischen vorzuziehen, weil sie, nebst den übrigen Vollkommenheiten, eine Vollkommenheit mehr besitzt, als diese. Alle Einfälle bekommen, wenn mit der natürlichen Artigkeit derselben noch die Harmonie des Sylbenmaßes verknüpft ist, einen bessern Nachdruck, und eine viel empfindlichere Annehmlichkeit. Und sie vermehren nicht nur dem Zuschauer sein Vergnügen, sondern indem sie sich desto mehr, sowohl durch ihre Annehmlichkeit, als durch die Leichtigkeit sie zu behalten, ins Gedächtniß einprägen: so dehnen sie uns das Vergnügen einer einzigen Vorstellung in viele Tage aus. Man findet, daß die

Alten

Alten nichts lieber als Verſe angeführet haben, inſonderheit aber diejenigen, welche aus den Schauſpielen genommen waren; und man hat eine nicht geringe Anzahl von Stellen aus Menanders Komödien, bloß aus den Schriftſtellern, die ihn angeführet, zuſammen leſen können. Aber dieſes iſt nicht die einzige Vollkommenheit, welche die Komodie in Verſen mehr hat, als die proſaiſche.

Es gereichet zu unſerm nicht geringen Vergnügen, wenn wir, nebſt der Aehnlichkeit zwiſchen dem Bilde und Originale, auch durch das Bild ſelbſt beſtändig auf die Kunſt dererjenigen geführet werden, die daſſelbe verfertiget haben. Denn auf dieſe Weiſe verknüpfet ſich mit dem Vergnügen, welches uns die Sache ſelbſt giebt, noch der Begriff von der Vollkommenheit dererjenigen Perſonen, welche uns dieſes Vergnügen machen. Aber eben dieſes thut eine Komödie in Verſen weit beſſer, als eine proſaiſche. Der Verfertiger einer proſaiſchen Komödie ſcheint uns, nur ein Geſchichtſchreiber zu ſeyn, und wir werden zwiſchen den Scenen deſſelben und einer wahrhaften Unterredung einiger Perſonen keinen Unterſchied finden. Aber ſchon jede Zeile einer Komödie in Verſen, wenn ſie wohlgerathen iſt, giebt uns, nebſt der Aehnlichkeit der Komödie mit einer wahrhaften Handlung, die Kunſt des Poeten zu verſtehen. Alle Worte in derſelben haben eben die natürliche Verbindung unter einander, die ſie auch ohne Sylbenmaß haben würden; und ſie fließen aus dem Munde der redenden Perſon ohne Zwang, ſo daß man glauben ſollte, daß dieſe Leute natürlicher Weiſe nicht anders reden könnten. Unterdeſſen haben alle Sylben eine Harmonie unter einander. Und wenn uns die Worte an ſich ſelbſt verführen, zu glauben, daß wir die Perſonen reden hören; ſo erinnert der Wohlklang der Worte unſre Ohren, daß er ein Werk der Kunſt ſey, und ſtellet uns auf einmal die wahrhafte Handlung, die Nachahmung derſelben, und die Kunſt deſſen, der dieſelbe gemacht hat, zu größerm Vergnügen vor.

In der That, wenn ich auf die einzelnen Reden der Personen in der Komödie, und nicht auf die Einrichtung des ganzen Stückes sehe, so sollte ich meynen, wenn einmal das Gebäude, oder besser zu sagen, das Gerippe einer Komödie zu Stande ist, daß es alsdann wenig Kunst erfodere, eine Komödie ohne Verse zu machen. Personen von Charakteren, die ich täglich vor Augen sehe, und reden höre, die gehörigen Worte in den Mund zu legen, erfodert so viel Nachsinnen nicht, und brauchet nicht viel mehr, wenn die Charaktere einmal festgesetzt sind, als die Redensarten aus dem Gedächtnisse hinzuschreiben, wie man sie von dergleichen Leuten gehöret hat. In der That lehret uns die Erfahrung, daß die Komödianten selbst und zwar auch diejenigen, welche wenig Wissenschaft und Kenntniß besitzen, dazu geschickt sind. Wenn ihnen der Stoff zu der Komödie gegeben worden, und wenn sie wissen, in welcher Ordnung die Auftritte auf einander folgen sollen, so werden sie bald Reden dazu erfinden. Und bey denenjenigen Charaktern, welche im gemeinen Leben vorkommen, haben wir uns, wie mich deucht, eben nicht zu beschweren, daß sie nicht die rechten Redensarten gebrauchten. Ja sie finden die Reden oft natürlicher, als wir es der Ehrbarkeit wegen verlangten. Wenn man aber Worte wählen soll, welche sich in ein gewisses Sylbenmaß schicken, ohne die natürliche Verbindung derselben zu ändern, oder sich im geringsten von der Natur derjenigen Person, die man vorstellen will, zu entfernen; so leget der Poet alsdann erstlich in jeglichem Worte seine Kunst und Geschicklichkeit an den Tag.

Aber nächst der Kunst des Poeten geben auch die Stücke in Versen der Kunst des Komödianten, der sie vorstellet, ein viel größeres Licht. Ich will nicht läugnen, daß es eine Kunst sey, auch prosaischen Worten den Ton zu geben, welchen ihnen eine Person von dieser oder jener Gemüthsart geben würde. Aber man wird mir auch hinwiederum zugestehen, daß es eine weit größere Kunst sey, dieses bey Versen zu thun. Da aber ein nicht geringer Beweggrund ist,

warum

warum wir in die Komödie gehen, die Kunſt zu ſehen, womit ſie vorgeſtellet wird, indem wir ſonſt die Komödien auch zu Hauſe leſen können; ſo haben wir in der That auch deswegen Urſache, die Komödien in Verſen zu lieben, weil ſie einen ſo großen Unterſchied in der Vorſtellungskunſt machen, und einen mittelmäßigen und vortrefflichen Acteur ſo weit auseinander ſetzen.

Dieſes waren diejenigen Beweiſe, durch welche ich aus den Begriffen von der Natur des Vergnügens und der Vollkommenheit überzeugt worden bin, und auch Sie zu überzeugen nicht geringe Hoffnung habe, daß eine Komödie in Verſen nicht nur nichts Widerſprechendes, ſondern auch einer proſaiſchen Komödie weit vorzuziehen ſey. Hierzu will ich noch dieſes fügen.

Dasjenige, was wir von der Natur unſers Vergnügens ſagen können, haben wir aus der Erfahrung ſchließen müſſen, indem wir Acht gegeben haben, was uns eigentlich dieſe oder jene angenehme oder unangenehme Empfindung verurſachet. Wir können alſo eben ſo ſicher von der Schönheit einer Sache aus dem Vergnügen urtheilen, das ſie den meiſten Leuten zuwegebringt, die entweder ihrem Verſtande den Lauf gelaſſen, und ihn durch keine unnatürliche Denkungsart verkünſtelt haben, oder denen, die ihn auf geziemende Weiſe verbeſſert, als wir dieſe Schönheit aus den Regeln erkennen; zumal wenn noch dieſes dazukömmt, daß ſich der Beyfall, den ſich eine Sache erworben hat, bey verſchiedenen wohlgeſitteten Völkern durch lange Zeiten erhält. Wir beobachten aber, daß die Komödien gleich anfangs bey den Griechen in Verſen gemachet worden, zu den Römern ebenfalls, in Verſe eingekleidet, übergegangen; bey den Franzoſen, da vorher die Unwiſſenheit der Komödianten, ſo lange der ſchlechte Zuſtand und das barbariſche Alter der Komödien gedauert hatte, proſaiſche Komödien eingeführet, die Verſe nach und nach wiederum in ihr altes Recht geſetzet worden, und wie Voltaire in der Vorrede vor ſeinem Brutus verſichert, ſelbſt die Luſt-

spiele des Moliere, welche er in ungebundener Rede gemacht hatte, noch nach seinem Tode in Verse gesetzt werden müssen. Bey den Italienern ist es kein Wunder, wenn bey dem schlechten Zustande ihrer Komödie, wie sie meistentheils beschaffen ist, sich die Verse noch nicht ganz eingeführet haben. Denn da die Komödianten auf den Schauplatz treten, ohne die Worte zu wissen, die sie sagen wollen, und da sie zu sagen pflegen, was ihnen in den Mund kömmt; so sieht man leicht, warum sie in ihren Komödien meistentheils keine Verse haben, ob sie ihnen gleich auch nicht ganz fehlen. Die Engländer aber können hierinnen ebenfalls nichts gültiges beyzeigen, weil ihre Komödien auch noch nicht in dem Stande sind, daß man sie eigentlich Komödien nennen könnte. Denn sie sind gröstentheils mehr eine Vermischung von vielen besondern Handlungen und eine Zusammenhängung von einer Anzahl Charaktere, als Stücke, die einen einzigen Hauptzweck haben. Also sieht man wohl, daß die Engländer noch nicht Aufmerksamkeit genug auf die Komödie gehabt haben, sie zu verbessern und in Stand zu setzen; und also kann auch dieses ihrer Aufmerksamkeit leicht entwischt seyn.

Zwar Sie, mein Herr, haben dieses zum voraus beantworten wollen, und, um sich aus der Sache zu winden, sind Sie auf den unerhörten Einfall gerathen, zu sagen: Man behaupte, daß eine Komödie in Versen seyn müsse, um dem Gedächtnisse der Komödianten zu Hülfe zu kommen. Würde aber wohl heute zu Tage jemand, um dem Komödianten eine Mühe zu ersparen, welche ihm aufs höchste einen Tag mehr kosten kann, so viele Monate länger arbeiten, als er sonst nöthig hätte? Und zwar etwas zu verfertigen, wovon er Ihren Gedanken nach wüßte, daß es an sich selbst besser seyn würde, wenn er sich diese Mühe nicht gäbe? Hernach müssen die Komödianten vielleicht anderwärts eine andere Art des Gedächtnisses gehabt haben, als ein großer Theil der unsrigen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Reim unsere Verse weit leichter auswendig zu lernen macht, als die Verse der Alten waren.

waren. Unterdeſſen, wie viele Acteurs ſind nicht, deren gröſter Bewegungsgrund, die Komödie in Verſen nicht zu ſpielen, dieſer iſt: weil ſie ſelbige nicht lernen können! Endlich wiſſen Sie, daß die erſten theatraliſchen Poeten ihre Komödien ſelbſt vorgeſtellet haben; und zwar bey der erſten Einfalt der Stücke, da die Komödien beynahe nur als Reden müſſen geſchienen haben, und da es hernach ſchon eine groſe Verbeſſerung derſelben hieß, daß zwo Perſonen mit einander redeten, ſo ſagte meiſtentheils der Poet ſeine ganze Komödie ſelbſt her. Wenn er ſie alſo bloß deswegen in Perſon machte, damit er ſie auswendig lernen könnte: warum iſt es denn dem Demoſthenes, oder einem andern Redner, welcher gleichfalls ſehr vieles, und ebenfalls aus dem Gedächtniſſe herzuſagen hatte, nicht auch in den Sinn gekommen, ſeine Rede in Verſen zu machen, um ſich eine Mühe im Auswendiglernen zu erſparen? zumal wenn man, nach Ihrer Meynung, die jambiſchen Verſe nicht gehört hat, und es alſo dem Volke nichts verſchlagen hätte, ob es eine Rede in Proſa oder in jambiſchen Verſen gehört hätte.

Aber, werden Sie ſagen, man würde doch unrecht thun, wenn man die Deutſchen in dieſen Dingen nicht auch für Leute rechnen wollte, deren Urtheile von einiger Folge wären. Gleichwohl empfinden viele, theils groſe Leute, inſonderheit welche ſich in der Kritik umgeſehen haben, bey Vorſtellung unſerer Komödien in Verſen dieſes Vergnügen nicht, und befinden es viel natürlicher, wenn eine Komödie in ungebundener Rede aufgeführet wird. Was dieſes anbelangt, ſo halte ich dafür, daß der meiſte Theil dieſer Perſonen nicht aus ihrer Empfindung, ſondern aus unterſchiedenen ziemlich ſcheinbaren Gründen, dieſe Meynung geſchöpfet, und daß es ihnen hernachmals bey Aufführung ſolcher Stücke ergangen iſt, wie denjenigen, welche einen Lehrſatz, den ſie glauben, zu den Verſuchen bringen, die man in der Natur zu machen pflegt. Denn gleichwie dieſe ſich alsdann leicht überreden, daß ſie in dem Verſuche dasjenige wahrgenommen haben,

was ſie ſchon vorhin behaupteten; ſo ſcheinen mir jene auch, da ſie einmal wider die Verſe in dieſen Umſtänden eingenommen geweſen, nicht ſowohl nach ihrer Empfindung, als nach einer voraus angenommenen Regel geurtheilet zu haben. Von Ihnen ſelbſt bin ich dieſes größtentheils verſichert, da Sie mir geſtanden haben, wie ich mich ganz wohl erinnere, daß Sie wünſchten, daß es wohlgethan ſeyn möchte, eine Komödie in Verſen zu machen, weil Sie Vergnügen daran empfänden, und nur fürchteten, daß dieſes Vergnügen etwa von Ihrer großen Liebe, die Sie ſonſt zu den Verſen hätten, herſtammte. So lange ſich aber dieſe Empfindung bey Ihnen findet, kann ich alle Gründe, die Sie wider die Komödie in Verſen vorgebracht haben, für nichts anders, als für kritiſche Gewiſſensſcrupel anſehen. Was mich betrifft, ſo kann ich mich hierinn auf meine eigene Empfindung berufen. Ich habe noch keine andere Komödie in Verſen vorſtellen geſehen, als die Ueberſetzung von des Voltaire verſchwenderiſchem Sohne. So oft nun bey einer Zeile eine ſonderbar lebhafte Stellung oder ein Ton, welcher die Natur vor andern wohl ausdrückte, vorkam, wie denn dieſes nicht ſelten war; ſo habe ich gewiß noch einmal ſo viel Vergnügen empfunden, als wenn ich ein proſaiſches Stück geſehen, das mit gleicher Stärke vorgeſtellet worden.

Wir haben uns bisher noch nicht überwinden können, Verſe ohne Reime auf unſerem Schauplatze zu hören. Und ungeachtet diejenigen, die ſolche Verſe gewaget haben, von allen Deutſchen deswegen Dank verdienen, daß ſie ſich alle Mühe gegeben haben, der deutſchen Dichtkunſt den Vortheil zu verſchaffen, den die Griechen und Römer vor Zeiten gehabt haben; zumal, da ſie uns dadurch belehren, nicht ſowohl auf das Aeußerliche der Verſe, als auf die wahrhafte Schönheit derſelben, welche in den Gedanken beſteht, aufmerkſam zu ſeyn: ſo ſind doch bisher die Deutſchen ſo eigenſinnig geweſen, daß ſie lieber den Poeten zugemuthet haben, ſich nach der Gewohnheit ihrer Ohren zu richten, als daß ſie

ihre

ihre Ohren hätten an dieſe neue Art von Verſen gewöhnen wollen. Wir haben alſo angefangen, die ſechsfüßigen Jamben mit Reimen in unſern Komödien zu brauchen. Und daß dieſe ſich nicht unrecht zur Komödie ſchicken, das iſt das letzte, was ich Ihnen darzuthun verſprochen habe.

Erſtlich brauche ich Ihnen nicht darauf zu antworten, daß Sie es für unwahrſcheinlich ausgeben, daß ein Menſch auf des andern ſeine Reden reime; ja daß oftmals der eine erſt dazu komme, wenn das Reimwort des vorhergehenden Verſes ſchon geſaget iſt, und dennoch auf einen Vers reimet, den er nicht gehöret hat. Ich darf nur wiederholen, was ich ſchon geſaget habe, daß man gar nicht nöthig hat, die Wahrſcheinlichkeit in dem Klange der Verſe zu ſuchen, ſondern in der Materie, worinnen ſich der Poet vorgeſetzet hat, die Natur nachzuahmen. Die Wahrſcheinlichkeit der Worte beſteht in ihrer Uebereinſtimmung mit den Gedanken; nicht aber im äußerlichen Verhältniſſe des Klanges der Worte.

Saget man aber, daß der Reim dadurch, daß er Worte von gewiſſem Klange erfodert, uns zwingt, Worte vorzubringen, welche nicht alle eine Uebereinſtimmung mit unſern Gedanken haben; ſo geſtehe ichs, daß die Sache einen groſſen Schein hat. Er ſchreibt mir die Buchſtaben vor, die das Wort, das an dieſe Stelle kömmt, haben ſoll. Wie kann ich aber allezeit Worte finden, die die verlangten Buchſtaben, und hiernächſt auch den verlangten Begriff haben? Wenn dieſes wahr iſt: ſo iſt es ein Fehler von unſerer ganzen deutſchen Poeſie, nicht aber von der komiſchen allein. Unterdeſſen, wenn ich gleich zugeben wollte, daß unſere Poeſie darinnen einen Hauptfehler hätte, daß ſie uns zwänge, Worte zu ſagen, und alsdann erſt einen Verſtand dazu zu ſuchen; ſo ſteht mir die Erfahrung und daß Exempel ſo vieler groſſen Leute, welche in unſerer Sprache gedichtet haben, im Wege. Ich will nicht hoffen, daß Sie ſagen werden, daß dieſe Leute durch den Reim gezwungen worden wären, zu ſagen, was

ſie nicht gedacht hätten. Der gute Zuſammenhang ihrer Gedanken zeiget, daß wir dem Reime zu viel Unrecht anthun. Der Reim hat bey unſerer heutigen Poeſie den Vortheil, daß er unſere Versarten etwas ſchwer macht, welches, bey der großen Leichtigkeit unſers Sylbenmaßes an ſich ſelbſt, mir deswegen etwas gutes ſcheint, weil er Anlaß giebt, daß wir bey jedem Verſe eine Zeitlang ſtehen bleiben müſſen, und unſern Ausdruck bey dieſer Gelegenheit deſto beſſer ausſuchen, und die Worte, deren wir uns bedienen, wohl überlegen. Hierdurch werden unſere Gedanken ausgeputzter, und unſer Ausdruck, wo es erfodert wird, zierlicher und lebhafter. Wenn wir aber dem ungeachtet die Reime für ein Ueberbleibſel der Barden anſehen wollen: ſo ſollte ich faſt meynen, daß es gleich im Anfange bey der Einrichtung unſerer Poeſie verſehen wäre, und daß uns bey der jetzt gebräuchlichen Art des Abſchnittes in den ſechsfüßigen Jamben allezeit der Reim unentbehrlich ſeyn würde. So bald wir die Reime in denſelben weglaſſen, ſo ſcheinen wir jeglichem Vers wiederum in zween kleinere abzutheilen. Der Abſchnitt hat alsdann nichts, wodurch er ſich von dem Ende des Verſes unterſcheidet, und indem ein Theil des Verſes eben ſo viel Füße hat, als der andere Theil, ſo ſcheint es mir allezeit, als ob ich lauter dreyfüßige Jamben hörte. Wollte man gleich, dieſes zu vermeiden, an alle Verſe weibliche Endungen machen: ſo iſt es uns ſogar in gereimten Verſen unerträglich, lauter weibliche Endungen zu hören. Ja wir können nicht einmal zwo bey einander wohl vertragen, auſſer wenn ſie ſich auf einander reimen.

Sowohl die Italiener als Engländer haben zu ihren reimloſen Verſen fünffüßige Jamben gebraucht, und zwar jene mit lauter weiblichen, dieſe mit lauter männlichen Endungen. Aber zu dieſen ſind unſere Ohren jetzo zu zärtlich, und zu jenen iſt unſere Ausſprache nicht fließend genug. Ja es ſcheint, als ob wir nicht einmal ein langes Gedicht in dieſer Versart ertragen könnten. Ein gelehrter Profeſſor hieſi-

ger Akademie steht in den Gedanken, daß es besser gewesen wäre, wenn diejenigen, die unsere Verse am ersten in Stand gebracht, den Abschnitt derselben mitten in den dritten Fuß, nach Art der Griechen und Lateiner, gelegt hätten. Daß die Lateiner, sowohl als die Griechen, einen Abschnitt in ihren jambischen Versen, auch in der Komödie gehabt, das ist nicht zu läugnen. Wiewohl man bey den lateinischen Komödienschreibern, insonderheit bey dem Plautus, da die Römer noch nicht eine solche Zärtlichkeit der Ohren hatten, als hernach zu den Zeiten Augusts, ihn nicht so genau, als bey den Griechen, beobachtet findet. Doch auch bey dem Plautus fällt der Abschnitt meistens in die Augen. Man betrachte gleich seinen ersten Vers:

Ut vos in vostris | voltis mercimonis.

Wie aber die Lateiner sich bey ihren heroischen Versen die Freyheit genommen haben, den Abschnitt in den vierten Fuß zu legen: so hat es Plautus auch oft in den jambischen gethan. In dem Aristophanes findet man den Abschnitt der Jamben sehr genau:

Ὡς ἀργαλέον πρᾶγμ' | ἐστὶν, ὦ Ζεῦ καὶ θεοί!

Und bis auf den zwölften Vers seines Plutus werden Sie nicht einen einzigen finden, welcher nur den Abschnitt in dem vierten Fuße hätte.

Ich will Ihnen eine Probe im Deutschen geben, wie nach dem Sinne des obengedachten Gelehrten der Abschnitt hätte gelegt werden sollen; wiewohl ich nicht weis, was seine Meynung wegen der Reime ist. Ich wähle den Anfang des Plutus vom Aristophanes:

Ihr lieben Götter! haben wir nicht tausend Noth,
Wenn unsre Herren unverständge Narren sind!
Denn giebt man ihnen tausendmal den besten Rath;
Wenn sie sich einmal anders was in Kopf gesetzt,
So büßt der Diener seiner Herren Thorheit mit.

Wenn ich meinen Ohren trauen darf, so würde auf diese Art wenigstens der Klang der reimlosen Verse dadurch gelinder gemacht werden, daß der Vers mehr Veränderung bekäme. Die Endungen würden in dem Abschnitte allezeit weiblich, und am Ende allezeit männlich seyn. Der hinterste Theil des Verses aber bekäme einen ganz andern Klang, als der vorderste. Endlich würden wir unsern Jamben eine Menge Bindewörter wiedergeben, welche wir bisher entweder ganz aus denselben lassen müssen, oder nur mit dem größten Zwange hinein bringen können. Indessen zweifle ich, ob unsere Ohren, die sich einmal zu dem Reim gewöhnet haben, nunmehro anders gewöhnet werden können.

Ich sehe ganz wohl, daß ich mich ein wenig bey dieser Gelegenheit von meinem Endzwecke entfernet habe: unterdessen, da diese Dinge mit demjenigen, wovon ich handelte, eine sehr genaue Verknüpfung haben, so werden Sie mir diese Ausschweifung verzeihen. Und ich will nunmehro wiederum zu meinem Zwecke kommen.

Wenn es die Frage ist, was man für eine Art von Sylbenmaße in Komödien, oder überhaupt in theatralischen Stücken brauchen soll: so gebe ichs zu, daß man nicht ein solches wählen solle, das entweder den Ton wider unsern Willen pathetisch mache, oder das durch einen allzuharmonischen und fast singenden Klang verhindert, die Worte auf eine so nachläßige Art zu sagen, als es die Aehnlichkeit der Reden in der Komödie, mit dem Reden im gemeinem Leben erfodert. Dieses ist es, meines Erachtens, was man meynet, wenn man saget, daß das Sylbenmaß der Komödie etwas, das der Prose gleich ist, haben wolle; und warum Aristoteles saget, daß man deswegen zu den Komödien und Tragödien jambische Verse erwählet, weil sie uns zuweilen, und öfter, als andere Verse, ohne daß wir daran gedacht, zu entfahren pflegen. Dieses ist nämlich ein ziemlich sicheres Kennzeichen, daß dergleichen Verse sich sehr wohl mit einer nachläßigen Aussprache vertragen, weil wir im gemeinem

Leben

leben nicht zu declamiren pflegen, und ſolchen Verſen alſo nichts Declamatoriſches eigen iſt.

Von den griechiſchen und lateiniſchen Verſen der Komödie haben Sie ſolches zugeſtanden, und ich habe zu erweiſen, daß es von unſern deutſchen gereimten Jamben nicht weniger geſaget werden könne. Uebrigens haben Sie ſich etwas darauf zu gute gethan, einen lateiniſchen Vers mit ſechs Eliſionen anzuführen *, um dadurch darzuthun, daß es unmöglich ſey, daß man die Verſe in den Komödien der Lateiner gehört haben könne. Wenn ein Grillenfänger, und nicht der Wohlklang, den Leuten die Geſetze des Sylbenmaßes eingegeben hätte, ſo wollte ich Ihnen glauben, daß es einmal eine Zeit gegeben, da man Verſe gemacht, die keine Verſe wären. Einen ſo leeren Einfall aber können wir keinem Volke zuſchreiben. Die Eliſionen, die Sie anführen, beweiſen es auch gar nicht. Es iſt unmöglich, ſagen Sie, daß alle dieſe Sylben haben verbiſſen werden können, wenn man hat verſtehen ſollen, was in denſelben geſaget iſt. Sind ſie aber nicht verbiſſen worden, ſo hat man nicht gehört, daß es ein Vers iſt. Ich frage Sie, ob Sie den Italienern Verſe zugeſtehen, und zwar ſolche, von denen man höret, daß es Verſe ſind? Ich will nicht hoffen, daß Sie einer Nation, die ihres zärtlichen Gehörs wegen im Rufe iſt, dieſes abſprechen werden. Dem ungeachtet pflegen dieſe, in Verſen, welche nicht etwa dazu gemacht ſind, daß man ſie nicht hören ſolle, ſondern worinn ſie die Freyheit haben, den Wohlklang aufs höchſte zu treiben, ſich gar kein Bedenken zu machen, in einem jeglichen Verſe ſehr oft, nicht nur eben die ſelbſtlautenden Buchſtaben zu eliſiren, die die Lateiner verſchlungen haben: ſondern ſie ziehen ſogar, welches die Lateiner nicht thaten, ſo viel ſelbſtlautende Buchſtaben, als neben einander zu ſtehen kommen, in eine Sylbe. Ja es giebt

* Ubi ego illum ſcelerosum miſero atque impium invendam, aut ubi
Quaeram? Terent. Eun. A.

giebt Fälle, da drey Sylben in eine einzige zusammen gezogen werden, wenn nämlich ein Vocal ein ganzes Wort ausmacht, und dasselbe zwischen zween andern Vocalen zu stehen kömmt. Ich will Ihnen aus Sonnetten, einer Art von Gedichten, welche gewiß keine Verse erfodert, die man, nach Ihrer Regel, nicht hören sollte, ein Exempel anführen, welches fünffüßige Jamben sind:

Che le in fiumi converso alte, arenose
Cagne inalza, e superbo urta e minaccia
Muratori nella Poesia perfetta nello Lib. IV. p. 226.

Hier haben Sie in dem ersten Verse drey und in dem andern vier Elisionen. Und wenn Sie mir zugeben müssen, daß vier Elisionen einen Vers von fünf Füßen noch nicht unkenntlich machen,

Gli orecchi ho in Cielo e gli occhi in paradiso.
Muratori p. 190.

so werden auch deren sechs einen Vers von sechs Füßen nicht zu einem Unvers machen. Wenn Sie das Exempel haben:

Piangi, o Rosa! e tu sospiri,
O Giacinto! Ahi Duolo! Ahi morte! p. 452.

Sollte es Ihnen wohl sogleich in die Ohren fallen, daß der andere Vers ein vierfüßiger trochäischer ist? Sie sehen also, daß es Verse giebt, welche diejenigen zwar vielleicht nicht hören, die die rechte Aussprache nicht haben; diejenigen aber, die in der Sprache gebohren sind, ganz wohl als Verse hören können. Denn die Italiener, so viel ich aus ihrem Singen gehöret habe, verbeißen diese Sylben deswegen nicht.

Ich gestehe, daß das jambische Sylbenmaaß der Lateiner, wie es in den Komödien gebraucht wurde, weniger Harmonie hatte, als das heroische, wie es in den Heldengedichten gebraucht wurde. Doch war nicht sowohl das jambische Sylbenmaß selbst, als die Freyheit, die man sich darinn herausnahm,

ausnahm, die Urſache davon. Horaz hat es in den Oden gebraucht; welches er nicht gethan haben würde, wenn man in den Jamben eigentlich den Vers nicht gehöret hätte. Unterdeſſen darf man nur ein wenig des alten Sylbenmaßes gewohnet ſeyn, um auch in den Komödien, ſowohl in den lateiniſchen, als beſonders in den griechiſchen, den Wohlklang der Verſe zu hören. Aber wenn dieſe Verſe vielweniger Harmonie hatten, als die heroiſchen; ſo folget daraus nicht, daß unſere Verſe harmoniſcher ſind, als die Jamben der Alten. Wir treffen in unſern Schriften gewiß oft jambiſche Verſe an, die wir ohne unſern Willen gemacht haben, als die Lateiner in den ihrigen. Ja, es gehöret ein gewiſſer Grad von Aufmerkſamkeit darzu, ſie in der deutſchen Sprache zu vermeiden.

Wenn unſere jambiſchen Verſe in den hohen Gedichten einen Ton bekommen, der gleichſam von ſich ſelbſt die Stimme erhebt und pathetiſch macht; ſo iſt es, nachdem der Abſchnitt merklich iſt, nachdem die Worte mit Bedeutern verſehen werden, und nachdem die Perioden in denſelben fallen. Wir haben überhaupt das Pathetiſche in unſern Verſen, nicht dem Sylbenmaße zu verdanken, ſondern den Worten und dem Tone, den wir denſelben geben. Die Reime aber können ganz und gar nichts dazu beytragen, daß der Komödiant den Ton anders leget, als er ihn gelegt haben würde, wenn er etwas proſaiſches herſagte. Wenn der Acteur unpathetiſch iſt, und die Verſe ſingt: ſo iſt es weder dem Reime, noch dem Sylbenmaße, ſondern entweder einer üblen Gewohnheit, oder einem falſchen Begriffe vom Wohlklange zuzuſchreiben. Ueberhaupt wird man finden, daß es für Leute, die ſich nicht dazu gewöhnet, oder die ſich vielmehr verwöhnet haben, ſchwer iſt, ſie mögen etwas in Verſen, oder in ungebundener Schreibart, leſen oder auswendig herſagen, es in einem eben ſo natürlichen Tone zu thun, als ſie ſprechen würden, wenn ſie ihre eigenen Gedanken ausdrücken. So wenig aber die Proſa Urſache iſt, daß

sie von vielen Rednern unnatürlich hergesaget wird, so wenig ist es auch der Vers. Wenn zween gereimte Verse hergesaget werden können, ohne daß jeglicher für sich den Komödianten zwingt, seinen Ton von der Natur zu entfernen: so können sie auch beyde zusammen so hergesaget werden. Denn wenn nichts in dem ersten ist, welches dieses verursachet, und nichts in dem andern: so sehe ich nicht, wie das Verhältniß derselben gegen einander dieses wirken sollte. Stellen Sie sich einmal beyde Verse von einander abgesondert vor; so werden Sie folglich keine Reime mehr haben. Nun lassen Sie den einen völlig natürlich aussprechen, und den andern ebenfalls, eine Weile hernach. Wenn sie, beyde besonders, natürlich ausgesprochen werden können, so können sie es auch vereiniget. Ich bedaure, daß wir noch keine gedruckte Komödie in Versen haben, die ich als ein Beyspiel anführen könnte *.

* Ich glaube hier mit Fug diese Abhandlung abbrechen zu können, die sich mit einer kurzen Wiederholung der ausgeführten Sätze schließt. Der Mangel, der hier bedauret wird, ist seit der Zeit zur Genüge ersetzet worden, da man nun deutsche Lustspiele in mehr als Einer Versart aufzuweisen hat. Statt eines Stückes aus einer Komödie hatte hier der Verfasser, um ein Beyspiel der komischen Declamation zu geben, einige Verse aus den Schriften der deutschen Gesellschaft angeführet, die nicht die schönsten sind.

Von

Von der
Nachahmung.

Vorbericht.

Die Lehre von der Nachahmung, als dem höchſten Grundſatze der ſchönen Künſte, welche Batteux 1746 auf eine Art vorgetragen, als ob er wenigſtens unter den Neuern, und insbeſondere unter ſeinen Landsleuten keine Vorgänger gehabt hätte, iſt von meinem Bruder in verſchiedenen Schriften in den Jahren 1745 bis 44 ausführlich abgehandelt worden. Auch er iſt keinesweges für den Urheber eines Lehrſatzes anzuſehen, auf welchen ſich Ariſtoteles in den erſten Zeilen ſeiner Poetik beruft, worüber unter andern Dreitinger in ſeiner Dichtkunſt viel nützliches angemerket, und ohne deſſen Kenntniß ſchwerlich etwas gründliches über die ſchönen Künſte geſagt werden kann. Aber die richtige Beſtimmung und Anwendung dieſer Lehre iſt nichts weniger als allgemein. Ihre falſche Auslegung, oder ihr Mißbrauch, dienet bisweilen dem plumpen Schilderdichter, dem ſogenannten natürlichen

Tragödienschreiber, und einem jeden mässerichten Vermacher zur Entschuldigung. Denn es kann nicht schwer fallen, in der Menschheit Personen anzutreffen, die eben so denken und reden, als er schreibt. Auch für den Kunstrichter ist der Satz, daß die schönen Künste die Natur nachahmen, unbrauchbar, so lange er ihn unbestimmt läßt, und schwankende Bestimmungen führen ihn auf Abwege.

Batteux hat seine Bestimmungen dieses Satzes durch die beyden Worte erkläret, die schöne Natur gut, oder in einem gewissen Grade von Vegetierung, nachzuahmen; Worte, die aufs neue von vielen Zweydeutigkeiten gerettet werden müssen.

Um auch die Lehre von der Nachahmung, wie sie in den folgenden Abhandlungen vorgetragen wird, in der Kürze zusammen zu fassen, so scheint es mir so geschehen zu können: Der Künstler ahme die Natur so nach, aus dem Gesichtspunkte, und in dem Grade, wie es seine Absicht, seine Leser, Zuschauer, Zuhörer zu vergnügen erfodert; und wenn er seinem Bilde große Aehnlichkeiten mit dem Vorbilde geben kann, so hüte er sich doch immer vor der völligen Gleichheit.

Mein Bruder scheint, wie Batteux, die Nachahmung für einen so allgemeinen Grundsatz angenommen, daß er glaubt, die schönen Künste überhaupt, und insbesondere die ganze Poesie auf ihn zurückbringen zu können. Verschiedene Schriftsteller haben andere Grundsätze von der Poesie angenommen. Der von der Sinnlichkeit, auf welchen der berühmte Baumgarten seine Aesthetik gebauet, und welchen auch mein Bruder, Johann Adolf Schlegel, in einer

einer Abhandlung bey ſeinem Batteux angenommen, ſcheint die Oberhand zu behalten. Indeſſen führet dieſer Grundbegriff unmittelbar auf den Lehrſatz von der Nachahmung der Natur, und man muß ihn, wenigſtens nach jenem, für den allgemeinſten und fruchtbarſten in der Poeſie anſehen. Vielleicht könnte man auch behaupten, daß ſich nicht alle Gattungen der Poeſie, und alle Regeln derſelben mit gleicher Deutlichkeit aus einem einigen Grundſatze erklären laſſen. Man verwickelt ſich in Schwierigkeiten, wenn man, aus Liebe zur Einheit, da einen allgemeinen Grundſatz Ausſchließungsweiſe herrſchen laſſen will, wo doch mehrere Betrachtungen zuſammen kommen. Was in unſern Zeiten in Abſicht auf die Dichtkunſt geſchehen iſt, geſchah vor ungefähr einem halben Jahrhundert in den Schriften über das Recht der Natur.

In der folgenden Abhandlung wird beſonders an einer Stelle, im 16 §. die Nachahmung in einem ſo weitläuftigen Verſtande genommen, daß ſie ſich, außer dem Umfange der ſchönen Künſte, auch auf die Geſchichte erſtrecket, und wenn man folgern will, mit eben dem Rechte, auf eine jede Erzählung und allerley andere Geſpräche im gemeinen Leben gezogen werden kann. Es wird nämlich geſaget, daß man ſich der Nachahmung, außer dem Vergnügen, dem Endzwecke der ſchönen Künſte, noch zu zween Abſichten bediene, zum Unterrichten, wie in der Geſchichte, und zum Betrügen, wie in allerley, und ſelbſt in lügenhaften, Erdichtungen, da man das Bild ſtatt der nachgeahmten Sache unterſchieben will. Der Geſchichtſchreiber bediene ſich der Worte, als der allerdeutlichſten Zeichen des Geſchehenen, das er nachahme,

und errege vermittelst derselben Bilder davon in der Einbildungskraft seiner Leser. Mit eben dem Rechte, mit dem man hier die Nachahmung der Natur dem Geschichtschreiber zueignet, könnte man sie zum alltäglichen Geschäfte aller Menschen machen. Denn wer nur im Gespräche eine Person, ein Haus, einen Garten nennet, die ein anderer gesehen, und in ihm durch die Erinnerungskraft ein Bild der genannten Dinge erregt, der würde alsdann schon für einen Nachahmer gelten können, ohne daß es ihm einmal die Mühe einer Beschreibung kostete. Und in diesem Falle würde die Ehre, ein Nachahmer der Natur zu heißen, nicht sowohl von dem malerischen Ausdrucke im Reden oder Schreiben, als von dem Glücke abhangen, einen Leser oder Zuhörer mit einer lebhaften Vorstellungskraft anzutreffen.

Eine so weitläuftige Bedeutung, die dem Sprachgebrauche nicht gemäß ist, macht zwar die Lehre von der Nachahmung sehr allgemein, aber auch eben deswegen unfruchtbarer. Der Endzweck zu vergnügen, unterscheidet alsdann die Nachahmung der Natur, die in den schönen Künsten Statt findet, von den übrigen Gattungen. Dieß ist der Gegenstand des zweyten Abschnittes von dieser Abhandlung. Noch folgende Sätze scheinen einer Erläuterung zu bedürfen.

Im 17 § wird gelehret: „Alles Vergnügen, das aus „dem Wesen einer Sache fließe, habe die Vermuthung „vor sich, daß es der Endzweck derselben sey, und es habe „vor allen andern Dingen ein Recht, als die Absicht betrachtet zu werden, warum die Sache, die ihrem Wesen nach „vergnügt, in der Welt ist.„ Wenn von den schönen Künsten

ſten die Rede iſt, daß das Vergnügen ihr Hauptzweck, und der Nutzen demſelben untergeordnet ſey, ſo ſind alte und neue Kunſtrichter hierinn einſtimmig, und auch die Erfahrung zeigt es, wie in dem angeführten Paragraphen gewieſen wird, daß immer die Poeten nach dem Vergnügen, das ſie verurſachen, geſchätzet worden ſind. Betrachtet man aber dieſen Satz ſo allgemein, als er hier vorausgeſetzet iſt, ſo könnte er leicht anſtößig ſcheinen. Es iſt mit mancherley menſchlichen Handlungen ein unzertrennliches Vergnügen verbunden, welches deswegen doch nicht als der Endzweck, ſondern nur als ein Erleichterungsmittel derſelben angeſehen werden darf. Der Kitzel des Geſchmackes bey dem Gebrauche der Nahrungsmittel, die Zufriedenheit, bey der Ueberzeugung, ſeine Pflicht gethan zu haben, das Vergnügen, welches ächte Beredſamkeit, auch wenn ſie bloß zum Nutzen angewendet wird, bey dem Redner und den Zuhörern wirken muß, gehören hieher. Ein jeder ſieht, daß dieſe Arten von Vergnügen nur Ermunterungen ſind, die uns antreiben, einen wichtigern Endzweck zu erreichen, und Belohnungen für angewandte Mühe. Man kann ſie **weſentlich** nennen, da ſie unzertrennlich gewiſſe Handlungen begleiten, und doch ſind ſie nicht der Zweck derſelben. Aber in der angeführten Stelle iſt auch nicht der Ausdruck gebraucht: Vergnügen, **das weſentlich mit einer Sache verbunden iſt**, ſondern **das aus dem Weſen einer Sache fließt**. Man könnte, wie es mir ſcheint, hier füglich die ſcholaſtiſche Unterſcheidung des conſtitutive und conſecutive **weſentlichen** anwenden. Das Vergnügen in den ſchönen Künſten fließt aus dem innern Weſen derſelben, indem es ihr durchgängig erkannter Haupt-

zweck ist. Dasjenige Vergnügen aber, welches, als ein Erleichterungsmittel nützlicher Endzwecke, thierischen und sittlichen Handlungen zugesellet worden, ist nur, als ein unzertrennlicher Begleiter, wesentlich damit verbunden.

Die im 16 § vorgetragene Meynung, „daß es, genau zu reden, gar keinen angenehmen Betrug gebe„ ist von den Meynungen des Batteux und anderer berühmter Kunstrichter sehr unterschieden, die eben aus diesem Betruge das Vergnügen erklären, welches Leidenschaften, die in der Natur unangenehm sind, auf dem Theater verursachen. Statt des angenehmen Betruges wird hier die Gefahr zu irren, und das Vergnügen, den Irrthum vermieden zu haben, angenommen. Es scheint nicht zu läugnen, daß auch dieß bisweilen eine Quelle des Vergnügens in den schönen Künsten sey, aber den angenehmen Betrug bestätiget gleichfalls die Erfahrung. Es ist ein Vergnügen für das Herz, das nicht immer wirkliche Leidenschaften ertragen kann, von eingebildeten Affecten bewegt zu werden, sich dieselben bisweilen so weit hinreißen zu lassen, daß sie in wirkliche ausarten, und von dieser Bewegung wieder zurück zu kommen. Es ist keine unangenehme Beschäfftigung für den Verstand, auf kurze Zeit betrogen zu seyn, und bald darauf selbst den Betrug zu entdecken.

Im 24 § wird, um die Lehre von der poetischen Beschreibung zu erläutern, der schöne Vers aus Hallers Alpen angeführet:

Bald, wenn der trübe Herbst die falben Blätter pflücket.

Das über diesen Vers mit Bescheidenheit gefällte Urtheil hat den Verfasser einem ziemlich heftigen Angriffe des ehemaligen Conrectors zu Berlin Pyra ausgesetzet. Derselbe war nicht ohne Grund über die Kritik aufgebracht, womit sich die hälischen Bemühungen an Hallers Gedicht vom Ursprunge des Uebels gewagt hatten. Er schrieb 1743 einen

Entwurf,

Erweis, daß die G*rtsch*d*anische Secte den Geschmack verderbe, und zog darinn mit großer Heftigkeit die Bemühet zur Verantwortung für ihre Kühnheit. Anhangsweise ist folgende Erinnerung beygefüget, die meinen Bruder angeht:

„In den kritischen Beyträgen von der Nachahmung der Natur tadelt man den Vers:

„Bald, wenn der trübe Herbst die falben Blätter pflücket.

„Nichts ist nachdrücklicher und natürlicher, als das pflücket. „Die Aehnlichkeit ist offenbar. Pflücken heißt eines nach „dem andern abtrennen, es geschehe stark oder sanft. Thut „das nicht der Herbst? Fallen nicht die Blätter nach und „nach, einzeln, wie abgepflücket, und bald auch durch den „Wind abgerissen? Dieser Vers ist zugleich poetisch wegen „der Verwandelung des Herbstes in eine Person, und male„risch, weil es uns dieß so gedenken läßt, als wenn wir es „sähen. Aber der Ausdruck ist im Deutschen unerhört! „Das ist allemal der Grund von dem Tadel der Gottsche„dianer. Aber eben dadurch reißen sie den ganzen Grund der „Dichtkunst ein.„

Auf diesen harten und unverdienten Vorwurf, (denn der Ausdruck unerhört wird in der getadelten Stelle gar nicht gebraucht,) bezieht sich eine Stelle am Schlusse dieser Abhandlung: wo gezeigt wird, daß zwar das Unrichtige, aber nicht das Unerhörte, wenn es so viel als das Neue bedeutet, der Kritik unterworfen seyn könne.

Es ist auch eine besondere Vertheidigung wider diesen Angriff des sel. Pyra in das IX Stück der Hällischen Bemühungen eingerücket worden. Man will darinn nichts von dem Titel eines Gottschedianers sagen, den der Verfasser der Abhandlung von der Nachahmung wohl nicht verschuldet hatte. Der Vorwurf wegen des Unerhört falle

von selbst weg, also kömmt die ganze Streitigkeit auf den Gebrauch des Gleichnißwortes pflücken an.

„Pflücken, saget der Herr Conrector, heißt eines nach „dem andern abtrennen, es geschehe stark oder sanft. Doch „eben hier bin ich mit ihm uneins. Man darf nur prüfen, „ob man sagen könne: etwas sanft abpflücken. So hat auch „Herr Schlegel gesagt, daß man bey den Blättern ein „sanftes Ablösen bemerke, welches man niemals Pflücken „nennen kann; weil ein Blatt nicht auf einmal, sondern nach „und nach von dem Zweige getrennet wird, und die Ursache „des Abfallens nicht von außen, sondern von dem von innen „entgehenden Safte herrühret. Daß die Blätter, wie abgepflückt, herunterfallen, gebe ich ihm zu; und dieses kann „auch Hallern auf diesen Ausdruck gebracht haben. Aber „die Rede ist nicht davon, wie sie herunterfallen, sondern „wie sie abgetrennet werden. Daß vom Winde viele Blätter abgetrennet werden, ist ebenfalls wahr. Aber dieses ist „wieder kein Pflücken, sondern ein Schütteln. Und da „Pflücken für das erstere, so bloß von sich selbst und ohne „Hülfe des Windes geschieht, zu viel gesaget ist; so ist es „von dem Winde zu wenig. Daß der Vers sowohl poetisch „als malerisch sey, ist wahr. Aber deswegen ist er nicht getadelt worden, sondern weil er eine Malerey in sich begreift, „die dem Vorbilde nicht ganz ähnlich ist.

„Dieser Vers des Herrn Hallers kömmt mir eben so „vor, wie folgender vom Horaz:

„Juppiter hibernus cana nive conspuit Alpes.

„Der Himmel, wie man an diesem Orte Jupiter erkläret, „bespuckt die Alpen mit grauem Schnee.

„Der Herr Conrector wird diesen Vers des Horaz also vertheidigen: Nichts ist nachdrücklicher und natürlicher, „als das Spucken. Dieß heißt, aneinanderhangende „Feuch-

„Feuchtigkeit Flockenweiſe aus dem Munde werfen; es ge„ſchehe häufig, oder einzeln. Thut nicht dieſes der Himmel? „Fällt nicht der Schnee Flockenweiſe, wie ausgeſpuckt, und „bald häufig, bald einzeln, herunter? Dieſer Vers iſt zugleich „poetiſch, wegen der Verwandelung des Himmels in eine „Perſon, weil ihm dadurch ein Mund zugeſchrieben wird; „und maleriſch, weil es uns dieß ſo gedenken läßt, als wenn „wir es ſähen.

„Ich glaube, daß wenn Herr Schlegel den Ausdruck „**Pflücken** in dieſem Verſe, an einem andern Orte getadelt „hätte, als an der angeführten Stelle, wo es ihm nur um „Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes zu thun „geweſen, er vielleicht eben dieſes Wort noch aus deutlichern „Gründen getadelt haben würde. Da der Herbſt einmal „zu einer Perſon gemacht wird, ſo iſt dieſer Zeitvertreib, „Blätter zu pflücken, für ihn ziemlich gering, und ſchwächt „noch überdieß den Begriff, den es vom Herbſte machen ſoll; „weil das Pflücken der Blätter die Bäume nicht ſo bloß und „kahl in unſerer Einbildung vorſtellet, als der Herbſt uns „dieſelben zeigt.„

So viele Scharfſinnigkeit ich auch in dieſer Vertheidigung wahrnehme, ſo glaube ich doch, daß es eine noch beſſere Vertheidigung geweſen ſeyn würde, zuzugeben, daß der beſtrittene Vers ſchön und richtig ſey. Das Beywort des Herbſtes trüb iſt bequem, weil eben von dem trüben Herbſtwetter das Abfallen des Laubes herrühret. Und wenn auch das Wort **Pflücken** etwas gewaltſames in ſich hat, ſo ſcheint es nicht unrecht zu ſeyn, dadurch die Schnelligkeit und den Ungeſtüm in den Wirkungen des Herbſtes zu malen. Es iſt nicht die Frage, ob die Blätter wirklich abgepflücket werden, ſondern es iſt für den Poeten genug, daß ſie als abgepflücket herabfallen, wie die Vertheidigung zugeſteht. Zu niedrig finde ich dieſe Beſchäfftigung auch nicht, für den in eine Perſon verwandelten Herbſt. Es iſt ſein Amt, und überdieß

wird er dadurch zu einer Perſon, die mehr pflückt, als hundertauſend ſterbliche Hände.

Ich muß noch dieſes erinnern, daß die folgende Abhandlung die äußerliche Geſtalt einer Lehrart hat, die vermuthlich in ſpätern Jahren mein Bruder für dieſe Materie nicht gewählet haben würde. Er ſchrieb ſie im Jahre 1742, und der erſte Abſchnitt, und der Anfang des zweyten, iſt in den kritiſchen Beyträgen, im 29 und 31 St. ſo wie der Beſchluß im I Bande des Gottſchediſchen neuen Büchersaals gedruckt worden. Man weis, daß auch die Methoden ihre Zeiten haben, daß man damals die demonſtrirende Lehrart überall einzuführen trachtete, und daß man bisweilen Dinge, die ſonſt Gefahr liefen, nicht geachtet zu werden, dadurch empfehlen muß, daß man ſie dem herrſchenden Geſchmacke gemäß vorträgt. Irre ich nicht, ſo iſt dieſe Abhandlung von dem Trocknen und Seichten, das man in andern Demonſtrationen aus dieſen Zeiten wahrnimmt, befreyet geblieben.

Erſter Abſchnitt.

Von der

Nachahmung überhaupt.

Eine genauere Unterſuchung des Begriffes von der Nachahmung habe ich ſeit langer Zeit für eine Sache gehalten, welche unentbehrlich iſt, wenn man in der Dichtkunſt mehr mit Gründen behaupten, als nach eigenem Gutdünken und nach einem geübten Gefühle entſcheiden will. Man kann nicht eher überzeugend wiſſen, ob man etwas mit Recht natürlich oder unnatürlich nenne; ja mich dünket, man kann die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit nicht eher gewiß beſtimmen, als bis man erſt dieſen Begriff auf das genaueſte beſtimmet hat. Ich werde dieſe Unterſuchung unternehmen, und mich bemühen, alles zu erweiſen, ohne dahin zu ſehen, daß ich meinen Vortrag entweder trocken oder zierlich mache. Ich berufe mich aber auch darinnen auf die Freyheit dieſer Zeitart, daß ich nicht anführen oder widerlegen darf, was andere von dieſem oder jenem Satze geglaubt haben, und daß man mir erlaube, meinen eigenen Weg zu gehen, ohne mich um diejenigen zu bekümmern, die mir auf dieſer Straße begegnen möchten, oder deren Fußſtapfen ich hin und wieder antreffen werde.

Unge-

Ungeachtet die Nachahmung eigentlich der Grund von vielen Künsten ist, auf welchem die sichersten Regeln der Malerey und Musik beruhen, so werde ich doch die Anwendung der Regeln fast bloß auf die Dichtkunst machen. Doch werde ich auch die beyden andern Künste anzuführen nöthig haben, um dasjenige zugleich durch die Erfahrung zu bekräftigen, was schon erwiesen ist. Wenn ich mich aber zuweilen der Wörter auf eine ungewöhnliche Art bedienen sollte, so ist dieses eine Freyheit, welche man sich leicht gefallen lassen wird; da es die Lehrart erfodert, die Begriffe fest zu stellen, und da dieses in einer Lehre, welche noch nicht auf eine solche Art ausführlich abgehandelt worden, ohne einige Freyheit im Gebrauche der Wörter nicht angehen will. Ich werde aber diese Abhandlung in zween Abschnitte theilen. Im ersten werde ich die Nachahmung ohne einige Absicht auf ihren Endzweck betrachten. Im andern aber werde ich sie in so weit ansehen, als der Endzweck derselben auf das Vergnügen geht. Denn mit andern Absichten werde ich mich nicht beschäfftigen, weil dieses der Hauptendzweck ist, den die Nachahmung durch die Künste suchet.

§ 1. Man pfleget sonst sowohl die Handlung, da man etwas nachahmet, als die Sache, welche einer andern ähnlich gemachet wird, mit dem Namen der Nachahmung zu belegen. Das erste thut man, indem man die Dichtkunst eine Nachahmung der Natur nennet; das andre geschieht, wenn eine Ausarbeitung, darinnen man eines andern Art zu denken auf dem Fuße nachgefolget ist, den Namen der Nachahmung bekömmt. Ich aber sehe mich genöthiget, damit ich keine Zweydeutigkeit verursache, die letztere Bedeutung dieses Wortes und alle andere, die man sonst finden möchte, zu verwerfen, und mich zu erklären, daß ich unter der Nachahmung nichts anders verstehen werde, als eine Handlung, da man die Absicht hat, etwas einer andern Sache ähnliches hervorzubringen. Man wird hiebey durch die Erfahrung finden, daß es keine eigentliche Nachahmung gebe, womit

nicht

nicht die Absicht, etwas ähnliches hervorzubringen, verbunden wäre.

Es ist nicht alles nachgeahmet, was einer Sache ähnlich ist. Ein deutliches Exempel ist, daß man niemals mit Grunde sagen kann, daß ein Dichter eine Stelle eines andern nachgeahmet, wenn man versichert ist, daß er zu der Zeit, da er die seinige schrieb, jene nicht vor Augen gehabt. Weil ich aber auch öfters nöthig haben werde, diejenige Sache zu nennen, die in der Absicht hervorgebracht wird, daß sie einer andern ähnlich seyn soll, und mich hierzu des Namens der Nachahmung nicht bedienen darf; so werde ich dieselbe ein **Bild** heißen, und dasjenige, dem dieses Bild ähnlich gemacht wird, ein **Vorbild** nennen.

§ 2. Wir müssen diejenigen Begriffe, die in der Erklärung der **Nachahmung** vorkommen, nothwendig weiter erklären; damit der Begriff der Nachahmung hernach desto fruchtbarer sey, Regeln hervorzubringen, darnach man dieselbe einrichten könne. Insonderheit ist es nöthig, den Begriff der **Aehnlichkeit** auf eine solche Art zu erklären, daß man theils deutlich sehen könne, wie das Vergnügen, so aus der Nahmung kömmt, entspringe; theils desto leichter merke, wie es anzufangen sey, wenn man Dinge nachahmen will. Hierzu scheint mir derjenige Begriff am bequemsten, welchen die Lehrer der Meßkunst angenommen haben: und wir wollen denselben nur so viel erweitern, daß er sich auf andere Dinge, als auf die Größen und die Verhältniß derselben, beziehe. Dasjenige nämlich ist einer Sache ähnlich, dessen Theile eben das Verhältniß unter sich haben, welche unter den Theilen des andern ist. Was aber **Verhältniß** ist, wird man aus der Schule der Weltweisen wissen, wenn nämlich in dem einen eine Beschaffenheit ist, woraus sich eine Beschaffenheit in dem andern erklären läßt; oder wie man sonst dasjenige beschreiben will, was die Lateiner mit einem allgemeinen Worte relatio nennen; darunter sich alle Arten, ein Ding in Absehen auf ein anders zu betrachten, bringen lassen. Wir

sind

sind bey der Lehre von der Nachahmung nur mit Dingen beschäfftiget, die die Einbildungskraft angehen; wir können also sicher Theile derjenigen Sache annehmen, die wir nachahmen. Ja, es ist unmöglich, Sachen nachzuahmen, ohne daß man sich Theile an denselben vorstellet. Wenn man auch nach dem Begriffe derer jenigen, die von der Metaphysik geschrieben, sagen will: dasjenige ist dem andern ähnlich, was mit dem andern einerley Beschaffenheit hat; so muß man ebenfalls die Beschaffenheiten von der Sache selbst in den Gedanken absondern, und folglich Theile derer jenigen Sachen gedenken, von denen die Frage ist, ob sie einander ähnlich sind. Wir werden aber auch zugeben müssen, wenn die Aehnlichkeit auch nur einigen Eindruck machen soll, daß dazu unter den Theilen des einen eben das Verhältniß erfodert werde, das in den Theilen des andern ist. Denn außer dem würden in beyden nicht mehr, genau zu reden, eben die Beschaffenheiten, sondern andere seyn, wenn sie ein anderes Verhältniß unter einander haben sollten. Man mag also wählen, welche Erklärung man will, so wird eine Erklärung so viel sagen, als die andere. Diejenige aber, die wir den Lehrern der Meßkunst abborgen, wird den Vorzug haben, daß sie etwas mehr für die Einbildungskraft hat, und daß man durch die Folge sehen wird, wie leicht sich das Vergnügen, das aus der Aehnlichkeit entsteht, daraus herleiten lasse. Ich will zur Erläuterung dieser Begriffe ein Exempel aus eben derjenigen Quelle herholen, woraus ich die Erklärungen selbst genommen habe. Ich will annehmen, daß das Vorbild zwey Theile hätte A und B; so würde in dem Theile des Bildes a eben die Beschaffenheit seyn müssen, die in A ist, und daraus sich etwas in B erklären läßt. Und in dem Theile des Bildes b müßte eben die Beschaffenheit seyn, die in B ist, und sich aus A erklären läßt. Ueber dieses müssen die beyden Beschaffenheiten in a und b sich auf eben die Art aus einander erklären lassen, wie die in A und B. Dieses geht eben so zu, wie, wenn ich zwey Verhältnisse in der Mathematik habe, die gleich sind, z. E. 3:9 = 6:18. Hier

hat

hat die 3 mit der 6 eine Beſchaffenheit gemein, nämlich daß ſie beyde die Zahl, gegen die ſie gehalten werden, dreymal meſſen; und 9 und 18 haben ebenfalls die Beſchaffenheit mit einander gemein, daß ſie von der Zahl, gegen die man ſie hält, dreymal gemeſſen werden. Und hierzu wird noch dieſes erfodert, daß ſie auf einerley Art gegen einander gehalten werden. Denn ich würde nicht ſagen können $3:9 = 6 \times 18$.

Dieſes heißt einerley Verhältniß haben, und zeiget zugleich, was dazu erfodert wird; nämlich einerley Beſchaffenheiten der übereintreffenden Theile, die ſich auf einerley Art aus einander erklären laſſen. Man wird ſich dieſes ſehr leicht bey der Malerey und Bildhauerkunſt, wie auch bey der Muſik vorſtellen können; weil man daſelbſt das Bild außer ſich hat, und die Verhältniſſe der Theile von dem Bilde in die Sinne fallen, die Verhältniſſe der Theile des Vorbildes aber ſich unſrer Einbildungskraft wiederum vorſtellen, wie wir ſie vorher bemerket haben. Bey der Dichtkunſt aber dünkt mich, daß dieſes einiger Erläuterung bedarf.

Die Nachahmung der Dichtkunſt iſt entweder dramatiſch, das iſt, ſie beſteht in nachgeahmten Reden, oder hiſtoriſch, das iſt, ſie erzählt oder beſchreibt. In der dramatiſchen Nachahmung iſt das Bild ebenfalls außer uns und beſteht in den Worten ſelbſt, die wir hören. Unſer Verſtand hält alsdann die Gedanken der poetiſchen Rede, und ihre Verbindung, gegen die Gedanken in der ordentlichen Rede eines Menſchen, von demjenigen Charakter und der Gemüthsbewegung, die die poetiſche Rede nachahmet. Hieher gehören auch die Gedichte, wo der Poet ſo gar ſeinen eignen Affect ausdrücket; alſo auch die meiſten Oden. In der hiſtoriſchen Nachahmung hingegen iſt das Bild nicht außer uns, ſondern es wird nur in uns von den Worten, die wir hören, erwecket; und wir unterſuchen ſodann das Verhältniß der Theile des Bildes, das dieſe Worte in unſrer Einbildungskraft erregen, gegen die Sache ſelbſt, die beſchrieben

oder erzählet wird; oder vielmehr gegen die Vorstellung, die wir von jener in unserm Verstande haben. Ich werde weiter unten dieses weitläufiger erklären. Weil aber hier bloß von der Aehnlichkeit die Rede ist, so glaube ich, es wird genug seyn, wenn ich ein Gleichniß aus einem Poeten zum Exempel anführe; zu zeigen, daß man die Verhältnisse, und ob sie einerley sind, auch bey andern Dingen bemerken könne, als bey solchen, die sich messen lassen.

Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Heitre strale,
Des Auges Urtheil täuscht, und sich in allem male;
So thut das Vorurtheil: Es zeigt uns alle Sachen,
Nicht wie sie an sich sind, nein, wie es sie will machen.

Haller.

Wer siehe nicht hier, daß sich ein gefärbtes Glas zum Auge verhält, wie ein Vorurtheil zum Verstande? Denn beyde betrügen, und zeigen die Sachen, anders als sie sind. Jenes theilt den Stralen seine Farbe mit, und dieses giebt allem, was in unsre Seele dringt, einen solchen Anstrich, der mit diesem Vorurtheile übereinstimmet. Wie sich die Stralen zum Auge verhalten, so verhalten sich die Sachen, die sich in uns vorstellen, zum Verstande. Und wie sich die Stralen zum gefärbten Glase verhalten, so verhalten sich diese Sachen zum Vorurtheile; denn sie werden von ihm verfälscht. Wir sehen überall nichts, als einerley Verhältniß, und können noch mehr Uebereinstimmung finden, als ich angegeben habe, wenn wir weiter schließen wollen.

§ 3. Dinge, die einander ähnlich seyn sollen, müssen unter ihren Theilen einerley Verhältniß haben. Also müssen die Theile eines Bildes einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes haben; und ein Bild ist dem Vorbilde unähnlich, und folglich fehlerhaft, dessen Theile nicht einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes haben.

Diese Aehnlichkeit noch weiter zu erläutern, will ich Exempel von körperlichen sowohl, als unkörperlichen Dingen geben.

geben. Es iſt gewiß, daß ein ſolches Bild keinem Menſchen recht ähnlich ſeyn wird, wo die Beine zum Kopfe nicht eben die Verhältniß haben werden, wie bey einem ordentlichen Menſchen, ſie mögen zu klein oder zu groß ſeyn; daß ein Arm, welcher von einer Statue abgebrochen geweſen, und wiederum falſch angeſetzet worden, die ganze Bildſäule einem wahren Menſchen unähnlich machen wird, u. ſ. w. Unterdeſſen iſt es dennoch gewiß, daß auch bey körperlichen Dingen in Gedichten oft darwider verſtoßen wird. Wenn zum Exempel Gryph ſagt:

Wie, wenn das ſchnelle Blut aus vollen Adern dringet,
Und ſchäumend durch die Luft aus offnen Röhren ſpringet.

(Beſtändige Mutter, V. 51.)

So hat er zwar alles beobachtet, was man dabey zu ſehen pflegt, wenn das Blut aus einer geöffneten Ader ſpringt: offne Adern, das Hervorſpringen des Blutes, die Schnelligkeit deſſelben, die Gewalt deſſelben, daß es hoch geht, und den Schaum deſſelben. Dieſes ſind alles Theile, die man dabey in Acht nehmen und in Gedanken von einander absondern kann. Dennoch hat er den Fehler begangen, daß der Schaum des Blutes mit den übrigen Stücken falſch verbunden iſt, und alſo nicht eben das Verhältniß hat, das man in der Natur zu beobachten pfleget. Denn, wie mich dünkt, wird der Schaum des Blutes nicht in der Luft, ſondern auf dem Boden ſeyn, wo das Blut aufſpritzet. Man ſieht alſo, daß man bloß dadurch Unähnlichkeit verurſachen kann, wenn man die Theile des Ganzen nicht eben ſo verbindet, als es in der Natur geſchieht. Eben ſo geht es bey unkörperlichen Dingen. Man behalte alle Gedanken, die einem Menſchen in einer Gemüthsbewegung beyfallen; und verändre nur die Ordnung und Folge derſelben. Dann ſehe man, ob es eben dieſe Gemüthsbewegung ſeyn wird. Die Gemüthsbewegungen ſind von einer gelaßnen Betrachtung der Dinge beynahe ſo oft, bloß durch die Verbindung, als durch die Gedanken, unterſchieden. Die Stärke und Schwäche der Gemüthsbe-

wegungen, auch der Unterſchied derſelben, ſtammt oft nur aus einer andern Verbindung und Ordnung der Gedanken her. Andromacha z. E. redet in den Trojanerinnen nach Opitzens Ueberſetzung bloß bittweiſe, und in einer demüthigen Erniedrigung, wenn ſie, um ihren Sohn vom Tode zu erretten, ſaget:

Schau ihn doch nur recht an!
Soll er den Schutt der Stadt zu räumen ſich getrauen?
Soll dieſer Hände Kraft ein Troja wieder bauen?
Hat Troja ſonſt auf nichts zu hoffen, als auf ihn;
So iſt ihr Hoffen ſchlecht.

Hingegen wird ſie weit muthiger und treſtiger reden, wenn ſie die Gedanken umgekehrt ordnet:

Wenn Troja ſonſt auf nichts, als dieſen, hoffen kann,
So iſt ihr Hoffen ſchlecht. Schau ihn doch nur recht an!
Soll dieſer Hände Kraft ein Troja wieder bauen?
Soll er den Schutt der Stadt zu räumen ſich getrauen?

Man wird bey den meiſten Gemüthsbewegungen finden, daß man, wenn die letzten Gedanken zuerſt geſetzt, und die Reden ſolcher Leute rückwerts geleſen würden, aus einer mittelmäßigen Gemüthsbewegung eine ſehr heftige herausbringt, welche, der Natur gemäß, nach eben denſelben Stufen ſinkt und ſchwächer wird, nach welchen jene geſtiegen. Aus dieſem allen erſcheint deſto deutlicher, daß ich nicht mit Unrecht diejenige Erklärung der Aehnlichkeit vor andern erwählet, worinnen von einerley Verhältniß der Theile geredet wird; damit man nicht etwa, wenn ich nur verlangt hätte, daß zwey ähnliche Dinge einerley Beſchaffenheit haben ſollten, glauben möchte, daß es nur von dem Weſentlichen einer jeden Beſchaffenheit, und nicht von ihren äußerlichen Verhältniſſen zu verſtehen ſey.

§ 4. Wo ſich alſo zwiſchen zwey Dingen einerley Verhältniß ihrer Theile befindet, da iſt Aehnlichkeit vorhanden. Hieraus folget von ſelbſt, daß dieſe Aehnlichkeit auch vorhan-

den

lich sey, wenn gleich nicht alle Verhältnisse aller möglichen Theile bey zwey Dingen einerley sind.

Denn man betrachtet so wohl die Theile der Sache selbst, als die Verhältnisse, die dieselben unter einander haben, nur im Absehen auf eine einzige Beschaffenheit des Ganzen. Ein Körper hat zum Exempel andre Theile in Absehen auf seine äußerliche Figur; denn da werde ich nur auf seine Linien und auf seine Winkel sehen; andre im Absehen auf seinen eignen innerlichen Bau; andre in Absehen auf die Materie, woraus er besteht; und andre in Ansehung der Farbe, die einem in die Augen fällt. Da man also die Theile und Verhältnisse derselben nur im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit betrachtet, so ist es kein Wunder, wenn man sie auch nur im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit nachahmet. Und wenn alles dasjenige dem andern ähnlich ist, wo sich einerley Verhältniß der Theile mit einander verbindet; so muß alles dasjenige eine Nachahmung seyn, wo man nur in Einem Stücke, und im Absehen auf Eine Beschaffenheit einerley Verhältniß der Theile wiederum hervorbringt, und sich um alle andre Verhältnisse derselben unbekümmert läßt. Wenn man einen Kopf in Stein hauet, so ahmet man weder seine harten noch weichen Theile, noch seine Farbe nach, sondern bloß die Figur desselben. Eben daher kommt es, daß auch in der Dichtkunst, Beschreibungen einer einzigen Sache ganz verschieden, und dennoch vollständig seyn können; weil nämlich ein jeder die Theile derselben in Absicht auf eine andre Beschaffenheit betrachtet. Der Romanenschreiber betrachtet die Glieder eines schönen Frauenzimmers, nur in so weit sie eine schöne Farbe und eine Große haben, die sich zu den übrigen Gliedern wohl schicket. Derjenige aber, der ernsthafter denket, hält die Bildung und die Gebärden derselben gegen einander, in so weit sie von ihrer Gemüthsart zeigen, und in so weit ihre Seele durch ihre Glieder redet. Es ist wahr, man könnte vielleicht einwenden, daß die Nachahmung Einer Sache, die ihre Absicht nur

auf Eine Beſchaffenheit derſelben richtet, nicht eine Nachahmung der Sache ſelbſt, ſondern nur dieſer ihrer Beſchaffenheit ſey. Man würde aber ſodann unter der Aehnlichkeit dasjenige verſtehen, was wir weiter unten als den höchſten Grad der Aehnlichkeit beſchreiben werden. Man würde über dieſes ſich anders ausdrücken, als ordentlicher Weiſe geſchieht; und dadurch Anlaß geben, daß die Regeln anders im gemeinen Leben angenommen würden, als ſie zu verſtehen wären. Und überdieß würde man auch noch in vielen Dingen große Schwierigkeit haben, ſich auszudrücken.

§ 5. Ob aber gleich nicht alle Verhältniſſe aller möglichen Theile, die wir an einer Sache finden können, in zwey Dingen einerley ſeyn müſſen, wenn ſie einander ähnlich ſeyn ſollen: ſo iſt es doch wiederum eine andere Frage, ob die Gleichheit des Verhältniſſes aller Theile des Vorbildes und Bildes, die ſie im Abſehen auf eine gewiſſe Beſchaffenheit haben, zur Aehnlichkeit gehöre? Und hierauf folget aus dem Begriffe der Aehnlichkeit ſelbſt, wenn man ſie genauer betrachtet, dieſes zur Antwort: Da einerley Verhältniß der Theile des Bildes, mit den Theilen, die das Vorbild im Abſehen auf eine gewiſſe Beſchaffenheit hat, die Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes ausmachet; ſo muß die Unähnlichkeit nothwendig darinnen beſtehen, wenn dieſes Verhältniß nicht einerley iſt. Wenn es alſo Theile in dem Bilde gäbe, die in Abſicht auf diejenige Beſchaffenheit, darauf die Nachahmung gerichtet iſt, nicht einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes hätten; ſo würde es Unähnlichkeit ſeyn. Eine Unähnlichkeit aber in denenjenigen Stücken, worinnen man gleichwohl den Endzweck hätte, eine Sache nachzuahmen, würde wider die Abſicht der Nachahmung ſtreiten. Eine viereckichte Figur, welche zwo Seiten von dem Verhältniſſe, und einen gleichen Winkel mit einer andern hat, iſt derſelben deswegen noch nicht ähnlich. Ich kann nicht ſagen, daß ein Maler ein Geſicht gemalet habe, das dem Geſichte einer andern Perſon ähnlich iſt, wenn er nur die Naſe getroffen

ſen hat. Wenn aber gleich nicht alle Theile des Vorbildes in dem Bilde ausgedrückt, und nur keine neuen Verhältniſſe in das Bild gebracht worden ſind; ſo können wir nicht ſagen, daß es eine Unähnlichkeit ſey; wenn nämlich dadurch das Bild in ſeinen Theilen keinen andern Zuſammenhang bekömmt, als das Vorbild. Denn widrigenfalls kommen allerdings andre Verhältniſſe hinein, als in dem Vorbilde geweſen ſind. Der Nachahmende kann bloß ein Stück des Vorbildes nachahmen wollen. Wir entrüſten uns z. E. niemals über ein Bruſtbild, wenn gleich die übrigen Theile eines Menſchen nicht mit ausgedrücket ſind, und ob es gleich ſcheint, als wenn es von dem Rumpfe getrennet worden; denn wir wiſſen, daß der Bildhauer oder Maler nur dieſes Stück eines Menſchen nachahmen wollen. Wenn aber der Maler an dieſes Bruſtbild unmittelbar die Füße anmalete, und die übrigen Theile des Leibes ausließe, ſo würden wir die Unähnlichkeit ſo gleich gewahr werden. Oder es ſind auch nur diejenigen Theile des Vorbildes ausgedrückt, daraus die übrigen Theile ſich ſchließen laſſen, und aus denen man die Sache genugſam erkennen kann. Dann hat er das Ganze allerdings vollkommen nachgeahmet. Denn diejenigen Theile, welche nicht ausgedrückt ſind, ſtecken ſodann in denenjenigen, die man vorgeſtellet hat; und die Einbildungskraft deſſen, der das Bild betrachtet, kömmt dem Nachahmenden zu Hülfe, und ſtellet ſich dennoch das Bild als ganz vor. Dieſes kömmt ſehr wohl mit Wolfs Erklärung überein, welcher ſagt, daß die Aehnlichkeit eine Uebereinſtimmung derjenigen Stücke ſey, welche die Kennzeichen zweyer Dinge ausmachen. Es muß uns dieſes vorkommen, wie eine Schilderey; da ein Körper nur auf ſeiner vornehmſten Seite vorgeſtellet iſt, und daraus wir die andre, die uns verborgen wird, leicht ſchließen können. Dieſer fünfte und der vorhergehende vierte Satz wird durch folgendes Exempel ſeinen Nutzen bezeigen, und zugleich deutlicher werden. Günther giebt nicht mehr als einen einzigen Umſtand an, wenn er von Ungarn redet. Er ſagt:

Dort, wo der Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert.

Nach seinem Endzwecke, und in Betrachtung derjenigen Beschaffenheit, wornach er Ungarn vorstellen will, indem ihm in der Entzückung die alten römischen Helden erscheinen; hat Ungarn keine Theile, als diejenigen, welche Ueberbleibsel des Alterthums sind. Hier hat es weder Weinberge, noch Pferde, noch sonst etwas, dessen es sich rühmen kann. Diese Theile, welche Ungarn in der Absicht zugehören, wenn man es als ein gesegnetes und nutzbares Land betrachtet, haben nichts mit den Helden des Alterthums zu schaffen; sondern er muß es nur als ein Land vorstellen, wohin die tapfern Römer schon vorhin ihre Siege ausgebreitet. Doch hätte hier Ungarn eigentlich mehr Theile, als die Brücke des Trajans. Er konnte es von den Armeen, die daselbst gestanden, beschreiben; er konnte die Feldherren derselben, und ihre Thaten erzählen. Aber die Brücke Trajans ist genug, zu bezeugen, daß er von einem Lande redet, das die Römer vor Zeiten völlig besiegt hatten. Denn sonsten würden sie nicht die Mühe übernommen haben, einen solchen Bau daselbst auszuführen. Es zeigt auch zugleich das Alter an, von dem er redet. Indem es ein solches Alter ist, darinnen die bloße Zeit einen so festen Bau zertrümmern kann. Kurz, Günther weiset hier alles, was wir in diesem und dem vorhergehenden Absatze gesagt haben, nämlich daß eine Beschreibung, ohne alle Verhältnisse aller Theile nachzuahmen, bestehen könne, und daß auch im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit einer Sache genug sey, nur diejenigen Verhältnisse anzugeben, welche die übrigen zugleich enthalten.

§ 6. Einerley Verhältniß unter seinen Theilen mit den Theilen des Vorbildes haben; ist etwas, welches nicht für sich selbst bestehen kann, und welches ein Subject oder ein Hauptding voraussetzet, das für sich besteht, und dem dieses, als etwas Zufälliges und als eine Nebensache anhänge. Wenn ich also ein Bild nenne; so verstehe ich, nebst dergleichen

chen Verhältniſſe ſeiner Theile mit dem Vorbilde, noch eine Sache darunter, welche dieſe Theile hat, und in welcher dieſes gleiche Verhältniß Statt finden kann.

Ein jeder alſo, der etwas nachahmen will, muß vor allen Dingen ſich ein ſolches Subject ſuchen, darinnen er etwas nachahmen könne. So ſuchet ſich der Bildhauer einen Stein aus, aus dem er ſein Bild hauen kann, der Maler ſuchet ſich eine Tafel. Und wie es zuweilen Dinge giebt, welche in Anſehung anderer als Hauptdinge betrachtet werden, ohne welche dieſelben nicht beſtehen können, und die dennoch ſelbſt noch ein Subject nöthig haben, womit ſie verbunden ſeyn müſſen, wenn ſie etwas ſeyn ſollen: ſo giebt es auch ſolche Subjecte des Bildes, welche wiederum Subjecte nöthig haben. Eben wie eine Kraft, nach den Lehren der Weltweiſen, nicht für ſich beſteht, ſondern etwas braucht, darinnen ſie iſt: und dennoch in Anſehung der verſchiedenen Veränderungen, die ſie leidet, das Subject dieſer Veränderungen iſt; ſo geht es auch bey der Muſik und Dichtkunſt, mit den harmoniſchen Tönen, und mit den abgemeſſenen Wörtern. Ein Ton beſteht nicht für ſich ſelbſt, und hat eine fließende Materie nöthig, die gewiſſe Figuren anzunehmen, und gewiſſe Wellen an das Ohr zu werfen fähig iſt. Dennoch iſt er, in Anſehung der verſchiedenen Dinge, die dadurch bezeichnet werden, ein Subject.

§ 7. Wenn ein Subject zur Nachahmung geſchickt ſeyn ſoll, ſo muß in demſelben eben die Beſchaffenheit ſeyn, in deren Betrachtung man das Vorbild nachahmen will; und überdieß muß es fähig ſeyn, in ſeinen Theilen eben die Verhältniſſe anzunehmen, die die Theile des Vorbildes gegen einander haben. Was alſo nicht eben diejenigen Beſchaffenheiten hat, die in dem Vorbilde ſind, in ſo weit man es nachahmen will, und was nicht eben derſelben Verhältniſſe in Abſehen auf dieſe Beſchaffenheiten fähig iſt, das kann kein Bild des andern werden. Ein recht handgreifliches Exempel davon iſt, daß man einen Ton nicht malen, und daß man

etwas, das bloß durch das Gesicht in die Augen fällt, durch keinen Ton nachahmen kann. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gäbe, welche sich in den Sinn kommen ließen, dieses möglich zu machen. Unterdessen geschieht es, daß man zuweilen, aus allzugroßer Begierde zur Nachahmung, darwider verstößt. Man findet, daß Künstler zuweilen in der Musik die Figur der Meereswellen durch aufsteigende oder abfallende Noten, und den gordischen Knoten durch verwirrte Töne ausdrücken wollen. Selbst die Höhe und Tiefe, die man in der Musik durch die Höhe und Tiefe der Töne nachgeahmet findet, ist von dieser Art. Denn die Höhe und Tiefe ist eine Beschaffenheit, die nicht den Tönen an sich, sondern bloß den Zeichen derselben auf dem Papiere zusteht, und die von den Tönen selbst nur in uneigentlichem Verstande gesagt wird. Es ist ganz etwas anders, daß man in der Aussprache und in der Musik, was widrig und verdrießlich oder angenehm und lieblich ist, durch eine besondre Art des Tones ausdrücket. Denn ob man gleich nicht alles Widrige und Angenehme hören kann; so ist doch das Widrige und Angenehme eben so wohl und eben so eigentlich in den Tönen, als in andern Dingen, zu finden; daß also die Töne hierinnen mit andern Dingen einerley Beschaffenheit haben. Man kann auch hieher nicht ziehen, daß man süß, sauer, herbe, bitter, wenn man sich dasselbe recht lebhaft vorstellet, mit einer besondern Art des Tones ausspricht. Denn alsdann ahmet die Zunge nicht das süße, oder saure, oder herbe, oder bittere nach; sondern die lebhafte Empfindung des Redenden setzet die Zunge in eine eben solche mechanische Verfassung, in der sie zu der Zeit stehet, wenn sie etwas dergleichen schmecket. Sie redet daher, wie sie zu einer solchen Zeit zu reden gezwungen wird; und formet also Töne, welche nicht den Geschmack selbst, sondern die Rede derjenigen, der dergleichen schmeckt, nachahmen.

§ 8. Das Subject des Bildes ist in so weit nicht geschickt, die Nachahmung anzunehmen, als die Bestimmung der Verhältnisse seiner Theile zum Wesen des Subjects gehö-

gehöret. Oder kurz zu ſagen; die Nachahmung kann ſich niemals auf weſentliche Stücke des Subjects von einem Bilde erſtrecken. Denn die weſentlichen Stücke deſſelben ſind unveränderlich, und folglich iſt das Bild nicht fähig, in denſelben eben die Verhältniſſe anzunehmen, die die Theile des Vorbildes unter einander haben. Es iſt zwar zuweilen möglich, daß das Subject, darinnen man nachahmet, eben das Verhältniß ſeiner weſentlichen Theile hat, als das Subject des Vorbildes. Aber dieſes iſt deswegen keine Nachahmung. Denn in ſo weit bringt nicht der Nachahmende, ſondern die Natur ſelbſt die Aehnlichkeit hervor. Wir haben aber vorhin gewieſen, daß keine Nachahmung Statt hat, wo nicht die Abſicht iſt, etwas dem andern Aehnliches hervorzubringen. Es macht kein Verdienſt für den Nachahmenden, wenn er ein güldenes Gefäß wieder in Golde nachahmet. Und eben ſo wenig iſt es, dünket mich, ein Verdienſt, wenn man ein Geſpräch, das in ungebundener Rede gehalten wird, in ungebundener Rede nachahmet. Es folget auch daraus, daß man niemanden tadeln kann, als ob er unrecht nachgeahmet, wenn er etwas nicht weiter nachahmet, als das Weſen ſeines Subjects zuläßt; wenn er z. E. in Verſen die Rede der Menſchen nachahmet, welche doch nicht in Verſen natürlicher Weiſe zu ſprechen pflegen. Denn Verſe ſind das Subject der Nachahmung bey einem Poeten.

§. 9. Da zu einer Aehnlichkeit nicht mehr erfodert wird, als daß die Theile des Bildes und das Verhältniß derſelben nur in Abſicht auf eine gewiſſe Beſchaffenheit mit den Theilen des Vorbildes und dem Verhältniſſe derſelben einerley ſeyn müſſen; da überdieß die weſentlichen Verhältniſſe der Theile in dem Subjecte des Bildes keine Nachahmung leiden: ſo können in dem Subjecte des Bildes vielerley Beſchaffenheiten ſeyn, in deren Abſicht die Theile des Bildes nicht einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes haben. Und das Bild kann dennoch dabey ſeine Aehnlichkeit mit dem Vorbilde haben. Denn einerley Verhältniß in

Absicht auf eine gewisse Beschaffenheit, schließt die Ungleichheit in Absicht auf die übrigen nicht aus. Da der Maler nur die Figuren und Farben der Körper nachahmen will, wie sie sich dem Auge vorstellen, so braucht es nicht, daß die Bilder der Körper dabey auch die Dichtigkeit derselben haben, und sich eben so anfühlen lassen, wie die Vorbilder. Der Maler braucht nur eine Fläche dazu. Ein weicher und ein harter Körper thun in seinem Gemälde gleichen Widerstand, nämlich denjenigen, den die Tafel thut, darauf sie gemalt sind. Es ist also nicht allzugegründet, wenn man ein Bild deswegen verdammet, weil es Beschaffenheiten an sich hat, die in dem Vorbilde nicht sind. Ich habe schon im vorigen Paragraphen das Exempel von der Komödie in Versen gegeben. Ich will nur noch dazu setzen, daß derjenige, der aus diesem Grunde die Verse oder die Reime in der Komödie mißbilliget, sie nichtsdestoweniger in einem andern Gedichte für gut halten kann. Denn derjenige, den man in einem Heldengedichte nachahmet, redet eben so wenig natürlicher Weise in Versen, als ein Komödienheld. Und es ist also dort eben sowohl, als hier, etwas in dem Bilde, das in dem Vorbilde nicht ist.

Ich habe es für nöthig erachtet, dieses anzuführen, weil der Bestreiter der gereimten Komödie, dessen Meynung und die darüber gewechselten Schriften, weder ihn, noch mich, an unserer persönlichen Freundschaft gehindert haben, seine Gründe wiederholet, und hernach seinen Triumph vollkommen zu machen, in andern Schriften seinen Satz schon für ausgemacht angenommen hat.

§. 10. Eine Sache hat so viele besondere Arten des Verhältnisses ihrer Theile, als sie Beschaffenheiten an sich hat. Denn wir haben schon oben bemerket, daß die Theile einer Sache, und die Verhältnisse derselben, sich allezeit auf eine gewisse Beschaffenheit beziehen, und daß man, in Absicht auf jede Beschaffenheit einer Sache, allezeit andere Theile und andere Verhältnisse findet.

Das

Das Subject des Bildes kann ebenfalls viele von diesen Beschaffenheiten an sich haben, in deren Absicht seine Theile derjenigen Bestimmungen fähig sind, die das Vorbild an sich hat. Weil es schon Eine Aehnlichkeit mit dem Vorbilde ist, wenn die Theile zweyer Dinge im Absehen auf Eine Beschaffenheit einerley Verhältniß mit einander haben; so müssen es ohne Zweifel viele Aehnlichkeiten seyn, wenn die Theile dieser Dinge in Absicht auf viele Beschaffenheiten einerley Verhältniß unter sich bekommen. Ein Bild kann also viele Aehnlichkeiten mit seinem Vorbilde haben, weil es in einem Subjecte seyn kann, dessen Theile in Absicht auf viele Beschaffenheiten in einerley Verhältnisse mit den Theilen des Vorbildes fähig sind. Und es kann entweder mehr oder weniger Aehnlichkeiten haben, weil aus einer Aehnlichkeit, die das Bild hat, die andere nicht nothwendig folget, und es also zufällig ist, ob deren mehr oder weniger zusammen kommen. Die Vielheit der Aehnlichkeiten machet die Stufe, oder den Grad der Aehnlichkeiten aus. Da es also in einem Bilde mehr oder weniger Aehnlichkeiten geben kann; so hat die Aehnlichkeit in den Bildern ihre Grade. Ich brauche hiezu kein anderes Exempel, als die Malerey. Ich kann die Sache bloß in Absicht auf die Figur entwerfen, die sie dem Auge vorstellet; dieses ist Eine Aehnlichkeit. Ich kann hernach noch Licht und Schatten hinzu thun; dieses ist die andere Aehnlichkeit. Endlich kann ich mit diesen zwo Aehnlichkeiten auch die Aehnlichkeit der Farben verknüpfen. Hier habe ich also drey verschiedene Stufen der Aehnlichkeit. Noch mehr dergleichen kann man von einander unterscheiden, wenn ein theatralisches Stück aufgeführet wird. Indem man nämlich die Sitten der Menschen nachahmet, so kann man dieses bloß durch die Worte, dadurch sich dieselben zu erkennen geben, ins Werk richten; oder man kann hierzu noch den Nachdruck der Aussprache setzen, welches geschieht, wenn ein Gedicht gelesen wird; oder man kann noch über dieses die Gebärden, die Kleidungen und den Ort, wo etwas geschieht, nachahmen.

§. 11.

§. 11. Wo keine Absicht ist, etwas Aehnliches hervorzubringen, da ist auch keine Nachahmung. Eine Sache ist also nur in so weit nachgeahmet, als man die Absicht gehabt hat, sie der andern ähnlich zu machen; und die Nachahmung muß bloß nach der Absicht beurtheilet werden, wenn man wissen will, ob wohl nachgeahmet worden. Also ist es auch willkührlich, den Grad sowohl, als das Subject der Nachahmung, und das Vorbild selbst zu wählen. Man darf deswegen nicht besorgen, daß Stümper sich dieses zunutze machen, und wo sie übel nachgeahmet, ihre Absicht nachzuahmen, verläugnen werden. Denn es giebt Mittel, diese Absichten zu entdecken, und überdieß kömmt derjenige, der sich dieses Vortheils bedienen wollte, deswegen nicht von aller Anklage los; sondern man kann ihn noch allezeit zur Rede setzen: warum er sich nicht eine vollkommnere Absicht vorgestellet? und an statt, daß er erst seine Nachahmung hätte entschuldigen sollen, so muß er nun seine Absichten vertheidigen. Man kann die Absicht eines Nachahmenden desto leichter beurtheilen; da die Aehnlichkeit selbst nicht der letzte Endzweck der Nachahmung seyn kann, sondern nur als ein Mittel, zu einem andern Endzwecke zu gelangen, hervorgebracht werden muß. Wenn man also Einmal diesen fernern Endzweck weis, so darf man nur urtheilen, ob der Nachahmende dasjenige Vorbild und denjenigen Grad der Nachahmung erwählet hat, welche diesem Zwecke Genüge thun. Und gleichwie dasjenige Mittel vollkommen wohl gewählet ist, welches weder mehr noch weniger thut, als der Endzweck erfodert, so ist auch diejenige Nachahmung vollkommen, welche ihren Endzweck weder überschreitet, noch auch zu demselben unzureichend ist. Diesen Endzweck zu errathen, scheint etwas schwerer zu seyn. Aber man bedarf hierzu weiter nichts, als die Regeln, welche die Klugheit an die Hand giebt. Man sieht auch die Möglichkeit, daß diese Dinge, nämlich das Subject, das Vorbild, der Grad der Nachahmung, ob sie gleich willkührlich sind, bey gewissen Gelegenheiten schon vorgegeben seyn können. Und zwar sind

sie

ſe entweder alle ſchon vorgegeben, oder Eines, oder etliche. Bey einem Künſtler iſt nämlich das vorgegebene Subject der Nachahmung allezeit dasjenige, welches mit ſeiner Kunſt übereinkommt. Einem Poeten kann nicht zugemuthet werden, daß die Muſik das Subject ſeines Bildes ſeyn ſoll, und einem Componiſten kann man nicht aufbürden, daß er in ungebundenen Tönen, und ohne Harmonie nachahmen ſoll, oder daß die Helden, die er nachahmet, nur reden und nicht ſingen ſollen.

§. 12. **Der höchſte Grad der Aehnlichkeit** zwiſchen zwey Dingen iſt, wenn alle Verhältniſſe aller Theile in dem einen, mit allen Verhältniſſen aller Theile in dem andern einerley ſind. Der gröſte Grad der Aehnlichkeit iſt alſo, wenn ein Bild mit dem Vorbilde einerley wird. Dieſer gröſte Grad der Aehnlichkeit iſt an ſich ſelbſt unmöglich, weil zwey Dinge nicht einerley ſeyn können. Wir brauchen aber dennoch dieſen Satz, der Folgen wegen. Wir wollen jetzo nur ſo viel hieraus ſchlieſſen, daß zum höchſten Grade der Aehnlichkeit auch nothwendig gehöre, daß das Subject des Bildes eben ſo beſchaffen ſey, und eben die Beſtimmungen in ſeinem Weſen habe, als das Subject des Vorbildes. Oben aber iſt bewieſen worden, daß die Nachahmung ſich auf das Weſen des Subjects nicht erſtrecke, weil daſſelbe entweder dem Vorbilde gar nicht ähnlich werden kann, oder demſelben von Natur ſchon ähnlich ſey. Daraus folget, daß der **höchſte Grad der Nachahmung** von dem höchſten Grade der Aehnlichkeit unterſchieden ſey. Der höchſte Grad der Nachahmung iſt nämlich, wenn alle Verhältniſſe in denenjenigen Theilen des Bildes, die der Nachahmung fähig ſind, mit dem Vorbilde übereinſtimmen. Der höchſte Grad der Nachahmung iſt z. E. in der Malerey, wenn Zeichnung, Schatten und Farbe mit dem Vorbilde übereinſtimmen; denn weiter kann von einem Körper nichts auf eine Fläche getragen werden. Wenn alſo zweyerley Subjecte ſind, die beyde nicht gleich fähig ſind, einerley Anzahl der

Aehn-

Aehnlichkeit durch die Nachahmung anzunehmen; so kann in beyden das Vorbild im höchsten Grade nachgeahmet, und dennoch der Grad der Nachahmung, nach der Zahl der Aehnlichkeiten, in beyden verschieden seyn.

§. 13. Wer sich vorsetzet, etwas nachzuahmen, der will machen, daß die Theile des Bildes mit den Theilen des Vorbildes einerley Verhältniß haben. Er muß also die Theile des Vorbildes, von einander unterscheiden können, das ist: er muß deutliche Begriffe von dem Vorbilde haben. Dieses zeigt einen sonderbaren Nutzen der Dichtkunst, daß sie nämlich der Philosophie behülflich ist, und ihre Liebhaber geübet macht, sich deutliche Begriffe von den Dingen zu bilden, und an den Sachen dasjenige zu beobachten, was sie vor andern kennbar machet. Ein anderer Mensch nennet viele Dinge in der Natur, ohne sich jemals um ihre Theile bekümmert zu haben. Aber ein Poet kann sie niemals nachahmen, oder wie man es insgemein nennet, poetisch beschreiben, wenn er nicht die Eigenschaften derselben von einander unterscheidet, und wenn er nicht mehr von einer Sache weis, als daß es eine Blume, ein Thier, oder dergleichen ist. Alles dasjenige, was man einen poetischen Schwung, oder die poetische Schreibart zu nennen pfleget, beruhet darauf, daß man die Sache nicht schlechthin mit den bloßen Worten, die sie selbst unmittelbar bezeichnen, sondern mit ihren Kennzeichen angiebt, wie man leicht aus den bekannten Zeilen sehen kann, darinn Boileau von sich selbst redet. Es ist keine Nachahmung, kein Bild des Alters, wenn ich sage: Ich bin acht und sechzig Jahre alt. Aber denn ist es nachgeahmet, wenn ich sage, wie er:

Mais aujourd' hui qu' enfin la vieillesse venue,
Sous mes faux cheveux blonds deja toute chenüe,
A jetté sur ma tête, avec ses doigts pesans,
Onze lustres complets surchargés de trois ans *.

Der

* Epitre X à mon vers.

Der Herr Prof. Gottſched legt alſo der Dichtkunſt zu ihrem Lobe mit Rechte dieſes in den Mund, daß ſie den Menſchen auf die Natur Acht haben lehret; und er zeigt, daß er dieſes zugleich ſelbſt verrichtet, wenn er die Dichtkunſt ſo den Menſchen anreden läßt:

Schaue, wie ſich Haupt und Glied,
Fleiſch und Bein ſo künſtlich fügen;
Wie ſich Flächs und Sähne ziehn,
Wie die vollen Muskeln liegen.
Sieh auf deiner Adern Menge,
Und des Blutes Kreislauf Acht,
Den das Herz mit reger Macht,
Durch ſein ſpritzendes Gedränge,
In die kleinſten Zäſern treibt,
Daß kein Pünktchen ſaftlos bleibt.

Wenn Haller ſagen will: Hier ſteht ein hoher Berg, von welchem ein Strom herabſtürzet, und einen Waſſerfall machet; ſo iſt ſeine poetiſche Beſchreibung fähig, die deutlichſten Begriffe davon zu geben:

Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen.
Ein Waldſtrom eilt dadurch, und ſtürzet Fall auf Fall.
Der dickbeſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen,
Und ſchießt mit zäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau.
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.

Inſonderheit lehret auch die Dichtkunſt in den Bildern, die ſie darſtellet, die Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen deutlich kennen. Des Herrn von Hagedorn Beſchreibungen der Agneſe und Laurette ſind ein deutliches Exempel, daß auch diejenigen poetiſchen Beſchreibungen in der Sittenlehre zu brauchen ſind, die andern bloß gemacht zu ſeyn ſcheinen, einen Affect zu erregen, welcher ohnedieß das menſchliche Gemüth oft genug beſtürmet.

§. 14.

§. 14. Wo zwischen zwey Dingen einerley Verhältniß ist, da ist nothwendig Ordnung. Denn die Ordnung ist eben die Uebereinstimmung in den Verhältnissen der Dinge. Die Nachahmung bringt also nothwendig Ordnung zuwege, weil sie eine Uebereinstimmung in den Verhältnissen der Theile des Bildes, gegen die Theile des Vorbildes hervorbringt. Und diese Ordnung entsteht auch, wenn das Vorbild keine Ordnung in sich selber hat. Man nehme ein Vorbild an, wo nicht die geringste Uebereinstimmung der Theile und ihrer Verbindungen herrschet, und heiße diese Theile A, B, C, D. Man ahme es in dem Bilde durch die Theile a, b, c, d. nach; so wird A : a = B : b = C : c = D : d seyn, und man wird also eine sattsame Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, oder wie man die Ordnung nur erklären will, wahrnehmen. Auf diesen Schluß läßt sich alle Beobachtung der Aehnlichkeit bringen. So gar Aristoteles hat dasjenige, was ich hier von der Nachahmung sage, schon von den verblümten Redensarten gesaget. Wenn ich das Alter den Abend des Lebens nenne, so läßt sich die Aehnlichkeit, die zwischen dem Alter und dem Abende ist, in den Schluß auflösen: Das Alter verhält sich zum Leben, wie der Abend zu dem Tage. Und damit man sehe, daß alles, was dem mathematischen Verhältnisse zukommt, sich auf andere Dinge erweitern läßt, so kann ich auch so schließen: Wie sich das Alter zum Abende verhält, so verhält sich das Leben zu dem Tage. Diese Schlüsse machen wir auch bey einer jeden Beschreibung, die uns in den Gedichten vorkömmt, wenn wir darauf Acht haben; ob wir gleich diese Schlüsse so deutlich nicht aus einander setzen. Ich will dieses mit einer poetischen Beschreibung erläutern, in welcher ich sowohl Aehnlichkeiten als Unähnlichkeiten finde, und ich will dieselbe von Hallern entlehnen. Wenn ich den Herbst nennen höre, so stellet sich ein Begriff in meiner Einbildungskraft vor, der zwar undeutlich ist, aber worinnen doch die Theile desselben, oder was an ihm sich unterscheiden läßt, enthalten sind.

Dieser

Dieſer Begriff wird zum Vorbilde, ſo bald ich weiter eine Beſchreibung des Herbſtes höre:

Bald, wenn der trübe Herbſt die fallen Blätter pflücket.

Ich ſtelle mir das Bild, welches mir dieſe Zeile erwecket, von dem Begriffe des Herbſtes abgeſondert vor, und halte es gegen denſelben. Und ich finde, daß ſich die Eigenſchaft des Wetters im Herbſte, und die Eigenſchaft der Blätter, eben ſo in dem Begriffe des Herbſtes gegen den Herbſt ſelbſt, und gegen einander verhält, als die Eindrücke, welche die Wörter trübe und fall in mir erwecket haben, ſich gegen das Wetter und gegen die Blätter in dem Bilde verhalten. Ich finde ferner, daß das Abfallen der Blätter, in dem Vorbilde ſich zu den Blättern nicht eben ſo verhalte, wie der Eindruck, den das Wort pflücken, in dem es von dem Herbſte geſaget wird, ſich zu den Blättern in dem Bilde verhält; indem ich dort ein ſanftes Ablöſen, hier aber eine Gewalt bemerke. Und dieſes macht, daß ich in der Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes ſtutze. Ich finde ferner, daß die Trübigkeit des Herbſtes gar keine Verhältniß zu dem Abpflücken der Blätter hat. Indem in derſelben nichts iſt, daraus ſich etwas bey dem Abfallen der Blätter erklären ließe. Man ſieht alſo, daß hier eine Uebereinſtimmung der Verhältniſſe mangele, die in dem Bilde angegeben iſt, in dem Vorbilde aber ſich nicht befindet. Wenn ich ferner höre:

Und ſich die kühle Luft in graue Nebel kleide.

ſo bemerke ich, daß ſich das Kühle zur Luft im Bilde eben ſo verhält, wie die Eigenſchaft der Luft im Vorbilde, und daß es mit dem grauen Nebel gleiche Bewandniß hat. Ich ſtocke aber wieder, wenn ſich die kühle Luft, zu dem grauen Nebel anders in dem Vorbilde verhält, als mir das Bild, das durch das Wort kleiden erreget worden, vorſtellet; denn in dem Bilde geht der Nebel um die Luft herum, in dem Vorbilde aber miſchet er ſich mit derſelben. Wer zweifeln will, ob ein Menſch alle dieſe Schlüſſe mache, und alle dieſe Verhältniſſe unterſuche; der prüfe ſich nur, ob er nicht zween Begriffe in ſich hat, wenn er eine Beſchreibung lieſt, und er

bemerke hingegen, ob er nicht ganz eine andere Empfindung hat, wenn er höret: Es wird Herbst. Es ist auch dieses nichts neues, indem wir sogar bey Untersuchung der Wahrheit derjenige, was von einer Sache gesagt wird, eben auf diese Art gegen dieselbe halten.

Wir können noch merklicher gemacht werden, daß wir ohnfehlbar solche Schlüsse machen müssen, dafern wir uns unterstehen wollen, wenn wir ein Räthsel hören. Denn ein Räthsel stellet mir zwar gleich das Bild in den Gedanken vor, aber das Vorbild nicht. Ich bemühe mich daher, ein Vorbild unter den Begriffen, die ich vorhin hatte, zu suchen, und halte allepit alle Theile des Räthsels dagegen, bis ich ein Vorbild gefunden habe, welches in allen seinen Theilen mit demselben übereinstimmet. Ein Räthsel aber ist nichts anders, als eine Nachahmung einer Sache, die ich den andern errathen lasse.

Wo wollen wir endlich bemerken, ob etwas falsch gesagt wäre, (welches wir doch augenscheinlich bemerken,) wenn wir nicht diese Schlüsse, ob gleich oft ohne deutliches Bewußtseyn, machen?

§. 15. Wenn ich Ordnung bemerke, so empfinde ich ein Vergnügen; wenn ich also die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Vorbilde bemerke, so empfinde ich ein Vergnügen. Dieses ist dasjenige Vergnügen, welches aus dem Wesen der Nachahmung entstehet. Ich läugne dadurch nicht, daß es nicht auch vielerley anderes Vergnügen geben könne, bey die Nachahmung erwecket. Ich will aber jetzo nur von demjenigen Vergnügen reden, welches sich auf das deutlichste aus der Nachahmung erweisen läßt, welches nothwendig erfolget, so bald die Nachahmung wahrgenommen wird, und welches nicht von zufälligen Dingen bey derselben herkommt; ja welches so weit geht, daß wir uns nicht einmal auf die Natur des Menschen berufen dürfen, sondern daß es aus der Natur eines denkenden Wesens überhaupt herfließt. Hier ist auch nur daran gelegen, zu beweisen, daß aus der Nachahmung ein Vergnügen entstehe.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Von den Eigenſchaften und Regeln der Nachahmung, in ſo weit ihr Endzweck das Vergnügen iſt.

Das letzte, was ich im verhergehenden Abſchnitte erwieſen habe, iſt dieſes, daß die Nachahmung Vergnügen bringe. Ich geſtehe, daß es viele gegeben, die ſich gewundert haben, warum ich dieſes erweiſen wollen, und warum ich es noch dazu auf eine ſo weitläuftige Art gethan, daß ich faſt den ganzen erſten Abſchnitt mit den Vorbereitungen dieſes Beweiſes erfüllet, und durch die umſtändliche Erklärung, wie dieſes Vergnügen entſtehe, derſelben einigermaßen tiefſinnig und verdrießlich gemacht habe. Aber ich wundere mich vielmehr, wie es Leute giebt, die ſich bemühen, dieſes Vergnügen hervorzubringen, und dennoch ſo ſorglos ſind, nicht zu wiſſen, wie es entſpringt; da ihnen doch dieſe Wiſſenſchaft den Weg dazu leichter und ſicherer machen könnte. Wenn man zeigt, wie eine Wirkung mit ihrer Urſache zuſammen hängt, ſo zeigt man eben dadurch die Mittel, zu dieſer Wirkung zu gelangen. Sollte aber wohl jemand verdrießlich ſeyn, wenn man ihm die Mittel zeigte, zu ſeinem Endzwecke zu gelangen? Nun iſt das Vergnügen zwar nicht überhaupt der Endzweck aller Nachahmungen. Es iſt aber das wahre Ziel derjenigen Nachahmung, von der ich beſonders handele, und welche der Grund verſchiedener Künſte iſt. Man kann alſo den Quellen dieſes Vergnügens nicht genugſam nachſpüren. Wer mir aber verwirft, daß ich auf eine Art, welche nicht gar zu ſehr vergnüget, von dem Urſprunge dieſes Vergnügens gehandelt habe, der muß auch denen, die von der Tonkunſt ſchreiben, verwerfen, daß ihre Abhandlun-

gen seinen so angenehmen Klang in den Ohren haben, als die Harmonie der Töne, von der sie handeln. Ich fahre also weiter fort in dem Vorhaben, die Regeln und Mittel zu zeigen, wie man zu diesem Vergnügen gelangen könne. Und vielleicht bin ich in diesem Abschnitte etwas glücklicher, denn leser auf eine angenehmere Art den Weg zu weisen, wie er andere durch die Nachahmung vergnügen soll; da der Eingang dazu, welcher, wie der Eingang eines Opernhauses, etwas unansehnliches und finsteres an sich hat, mit dem ersten Abschnitte zurück gelegt ist.

§. 16. Da die Nachahmung eine Ursache des Vergnügens, und das Vergnügen eine Wirkung der Nachahmung ist; so ist kein Zweifel, daß man sich das Vergnügen zum Endzwecke der Nachahmung vorstellen könne. Und ohne Zweifel ist das Vergnügen einer der natürlichsten Endzwecke der Nachahmung, da diese leztere ein vollkommnes Mittel ist, das erste zu erhalten, und da sie es nicht gefälliger Weise, sondern ihrer Natur nach, und allezeit nothwendig hervorbringt. Man pflegt sich sonst der Nachahmung noch besonders zu zwo andern Absichten zu bedienen: nämlich entweder jemanden zu unterrichten, damit er sich nach dem Bilde einen so vollkommnen Begriff von dem Vorbilde mache, als es möglich ist; oder einen zu betriegen, so, daß er das Bild für die wahrhafte Sache, die es nachahmet, annehmen und halten solle. Das erste ist die Absicht der Geschichte, und das andere der Lügen. Solche verschiedene und von einander entfernte Dinge bringt die Nachahmung hervor, daß man sie brauchen kann, die Wahrheit zu lehren, und auch zu unterdrücken. Ein Geschichtschreiber will seinen leser unterrichten, und ihm Begriffe von einer geschehenen Sache geben. Er wählet die Worte, die die allerdeutlichsten Zeichen derjenigen sind, was geschehen ist. Diese Worte erregen in seinem leser Bilder der Sachen, die sie bezeichnen. Der Geschichtschreiber würde sich mit diesen Bildern der Sache nicht begnügen, sondern seinem leser die Sache

selbst

ſelbſt zeigen, wenn es möglich wäre. Der Dichter will den Leſer durch Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes vergnügen. Er wählet alles, was machen kann, daß die Aehnlichkeit von ſeinem Bilde deutlich in die Augen falle; er iſt ſo entfernt, daß er dem Leſer die Sache ſelbſt ſtatt des Bildes zeigen wollte, daß er dadurch vielmehr ſeines Endzweckes verfehlen würde. So können zween einerley Sache nachahmen, und dennoch kann einem etwas zum Fehler gerechnet werden, welches dem andern zum Lobe gereichet. Der Geſchichtſchreiber und der Poet kann die pharſaliſche Schlacht, oder Heinrich des Großen Thaten nachahmen. Der Unterſchied ihres Endzweckes machet nur, daß ſie einerley Mittel, jeglicher andere, anwenden. Von dieſer Art der Nachahmung, deren Hauptendzweck der Unterricht iſt, reden diejenigen, welche überhaupt alle Arten zu ſchreiben für eine Nachahmung rechnen, und jeglichen Schriftſteller für einen gelehrten Maler anſehen. Unterdeſſen wollen wir dieſe beyden Nachahmungen von einander unterſcheiden, weil ihre Pflichten durch ihren Endzweck verändert werden, und ein Schriftſteller, welcher nachahmet, um zu unterrichten, ſich diejenigen Regeln nicht ſtillſchweigend annehmen kann, welche abzielen, das Vergnügen der Menſchen zu befördern. Was den Betrug anlanget: ſo haben viele ihn für ſo vergnügend angeſehen, daß es wenig gefehlet, daß ſie erſt daraus das Vergnügen haben herleiten wollen, das aus der Nachahmung entſtehet. Und ſie haben nicht ſowohl geglaubt, daß alle Mahlerey, oder alle Nachahmung, die reizende Empfindung, die ſie hervorbringt, durch die Ordnung, die ſie empfinden läßt, und durch die Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes wirke; als daß ſie durch einen angenehmen Betrug, und durch die Verwechſelung des Bildes und Vorbildes in den Gedanken des Menſchen, alles dieſes hervorbringe. Es iſt nicht zu läugnen, daß dasjenige, was ſie Betrug nennen, und was ſie vielmehr, nach ihrer Meynung zu reden, die Entdeckung deſſelben nennen ſollten, zuweilen mit einem Vergnügen verbunden iſt; aber mit einem

so gefälligen Vergnügen, daß es demjenigen, welches aus der Uebereinstimmung der Theile herkömmt, weit nachgeht, und daß es doch nur dadurch geschieht, weil die Entdeckung dieses Betruges die genaue Uebereinstimmung der Theile des Bildes mit den Theilen des Vorbildes merklich machen hilft. Ein Mensch, sagen wir zum Exempel, siehet einem theatralischen Spiele zu. Die Kunst der spielenden Personen entzücket ihn so sehr, daß er die verkleideten Personen für wahrhafte Helden, und ihr leiden für ein wahres leiden ansieht. Im Augenblicke darauf besinnt er sich auf seinen Irrthum, und ist verwundert, daß er auf eine so angenehme Art betrogen worden. Meine Gedanken sind in der That hierbey, daß es, genau zu reden, gar keinen angenehmen Betrug gebe. Ein Betrug aber ein Irrthum ist allezeit ein Zeuge der Unbrauchbarkeit unsers Verstandes, welcher, er mag verzückert seyn, wie er will, uns mehr beschämen, als belustigen kann. Die Entdeckung unsers Betrugs ist zwar eine Sache, die unsere Wißbegierde vergnügen könnte; die aber dennoch mit bey wenigen leichten den Verdruß des Irrthums, mit dem sie so genau verbunden ist, durch das Vergnügen, etwas zu lernen, überwiege. Kurz, diese Entdeckung des Irrthums, welche man einen angenehmen und entzückenden Betrug genennet hat, wirket ihrem Wesen nach ein viel zu bitteres Vergnügen, als daß man hieraus dasjenige Vergnügen erklären könnte, welches aus der Nachahmung, wenn wir handeln, entspringt. Alles, was diesen Betrug bey seiner Entdeckung angenehm machen könnte, ist, daß es ein unwidersprechliches Zeichen der großen Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und Vorbilde wäre, und daß wir die Ordnung und Vollkommenheit, die daraus entspringt, desto deutlicher wahrnähmen, wenn wir Bild und Vorbild mit einander verwechselten. Dieses wäre es noch, womit man diesen angenehmen Betrug auf seiner schönen Seite zeigen könnte. Aber in der That finde ich, meinem Gefühle nach, bey der allergenauesten Nachahmung etwas, welches vielmehr eine Gefahr zu irren, als ein Irrthum ist, so lange nämlich das Bild bey

dieser

dieſer genauen Nachahmung noch vergnügt. Ein Kind, welches man in die Komödie bringt, ſieht das Lieschen des Moliere erſt keinen. Da dieſes Schläge bekömmt, ſo weint es mit, und fühlet eine wahre und nicht eine angenehme Traurigkeit. Man ſaget ihm hierauf, daß dieſes Lieschen nicht im Ernſte weine, und daß es auch nicht im Ernſte Schläge bekomme. Dieſes iſt zwar zureichend, die Thränen des Kindes, welches man in die Komödie genommen, zu ſtillen, aber nicht, es zu vergnügen. Ein Menſch ſieht in der Ferne einen gemalten Kopf für einen in Stein gehauenen an; er geht hinzu, und merket, daß er ſich geirret hat; ſeine übereilte Geſchäfftigkeit iſt nicht weit davon. Er ſaget ihr aber kein Wort von ſeinem Irrthum, und ſchämt ſich, daß er ſich betrogen hat. Hier ſehe man die Wirkung eines wahrhaften Betruges, und halte ſie gegen die Empfindung desjenigen, was die Kunſtrichter einen angenehmen Betrug nennen, ich aber vielmehr für eine blöde Geſchicklichkeit halten wollte, welche mit dem Vergnügen verbunden iſt, daß man dieſen Irrthum vermeiden.

§. 17. Was ich bis hieher geſaget habe, iſt derwegen geſchehen, damit man nicht allein die Möglichkeit einſehen könne, zu dieſem Endzwecke der Nachahmung, nämlich zum Vergnügen, zu gelangen, das aus der Empfindung der Aehnlichkeit unmittelbar entſtehe; ſondern auch denjenigen Endzweck der Nachahmung, in deſſen Anſehung ich ſie betrachte, von andern Endzwecken derſelben unterſcheiden möge. Nunmehro habe ich eine Sache zu beweiſen, die ſich nicht ſchlechterdings aus der Natur der Nachahmung herleiten läßt, ſondern wo man die Erfahrung zu Hülfe nehmen muß, nämlich, daß dieſes Vergnügen der wirkliche Endzweck derjenigen Nachahmung ſey, die wir in den Künſten antreffen.

Alles Vergnügen gehöret zu den Sachen, die man um ihrer ſelbſt willen ſuchet. Denn da unſere Glückſeligkeit in der Zuſammenkunft alles möglichen Vergnügens beſteht, ſo

hat ingleichen Vergnügen einen unmittelbaren Einfluß in die Liebe; und es ist ungereimt, wenn uns etwas vergnüget, noch weiter zu fragen, warum man dieses Vergnügen suche? Ein Vergnügen also, das aus dem Wesen einer Sache fließt, hat die Vermuthung vor sich, daß es der Endzweck derselben Sache sey; und es hat vor allen andern Dingen ein Recht, als die Absicht betrachtet zu werden, warum die Sache, die ihrem Wesen nach vergnügt, in der Welt ist. Diese Vermuthung ist so kräftig, daß man jemanden nicht glauben würde, der uns bereden wollte, daß der vornehmste Endzweck einer süßen Sache etwas anders, als das Vergnügen sey, wenn nicht die deutlichsten Proben vor Augen liegen, daß der Urheber und Schöpfer derselben etwas anders, als dieses, gewollt habe. Man giebt sonst zum Endzwecke der Dichtkunst zwey Dinge zugleich an, nämlich Vergnügen und Unterrichten. Dieses geschieht auch nicht ohne Grund, wie wir weiter unten berühren wollen. Wenn wir aber fragen, welches von beyden der Hauptzweck sey; so mögen die strengen Sittenlehrer sauer sehen, wie sie wollen, ich muß gestehen: daß das Vergnügen dem Unterrichten vorgehe, und daß ein Dichter, der vergnügt und nicht unterrichtet, in so fern er als ein Dichter betrachtet wird, höher zu schätzen sey, als derjenige, der unterrichtet und nicht vergnügt. Wir brauchen hierbey keine Gewissensfragen anzustellen, ob derjenige, der ein Gedicht verfertiget, und derjenige, der es liest, beyde etwas stärkers suchen oder begehren, als der erste, zu vergnügen, und der andere, vergnügt zu werden? Wir können aus den Handlungen selbst deutlich genug sehen, daß dieses nicht allein der eigentliche Wunsch der Dichter sey; sondern daß auch von Alters her diese Absicht ohne alle Verstellung von den Lesern und Zuhörern bekennet worden. Anakreon ist, unter den Poeten, von alten Zeiten her größer, als Theognis, und die güldnen Gedichte des Pythagoras machen gegen die geistigen Gedichte des Ovidius eine schlechte Figur. Ich habe noch niemanden gehöret, der den Cato mit seinen Sittensprüchen für einen bessern Poeten gehalten hätte, als den

Catuls

Catullus mit ſeinem leichtfertigen Einfällen. Dieſes zeigt, wie weit der Endzweck zu unterrichten, in der Dichtkunſt dem Endzwecke zu vergnügen nachgehe. Will man ſagen, daß die Menſchen die beſten Sachen oft verkehrt gebrauchen, und den Nebenzweck zum Hauptzwecke machen; ſo iſt dieſes zwar wahr. Aber niemand, der eine Sache zum unrechten Zwecke misbrauchet, wird deswegen dieſen unrechten Zweck bekennen; ſondern er wird ſeine ungleichen Abſichten vielmehr durch den guten Schein eines ganz andern Vorhabens, als ihm in der That in den Gedanken liegt, beſchönigen. Man führet wohl zum Exempel Ehrenämter, um ſich zu bereichern; aber man ſaget doch wenigſtens, daß die Hauptabſicht dabey ſey, die Wohlfahrt des gemeinen Weſens zu befördern. Sollten denn die Dichter allein ſo wenig Verſchlagenheit beſitzen, daß ſie, wenn der Hauptzweck der Dichtkunſt das Unterrichten ſeyn ſollte, dieſes nicht öffentlich und einſtimmig vor den Leuten ſageten? Geſetzt aber, daß es Dichter giebt, die den Unterricht ihrer Leſer zu ihrem Hauptzwecke machen, oder wenigſtens, um etwas vor dem übrigen Volke der Dichter voraus zu haben, ſich dieſe Abſicht vor der Welt zuſchreiben: iſt deswegen der Hauptzweck der ganzen Dichtkunſt, ich will nicht ſagen, der Nachahmung, das Unterrichten, weil es der Endzweck verſchiedener Dichter iſt? Maler ſchildern zuweilen Schlachten, und Bildhauer bilden Helden ab, um das Andenken derſelben bey der Nachwelt zu erhalten. Deswegen ſchließt man nicht, daß die Geſchichte der Endzweck der Malerey ſey, oder, daß die Bildhauerkunſt erdacht worden, damit man nach einigen Jahren ſich eine Vorſtellung machen könnte, wie Lyſander, oder ein anderer griechiſcher Feldherr, ausgeſehen. Die Endzwecke des Künſtlers und der Kunſt ſind öfters ſehr von einander unterſchieden. Der Endzweck der Kunſt pflegt eine nothwendige Wirkung derſelben zu ſeyn; der Endzweck des Künſtlers aber kann oftmals in einer Sache beſtehen, die der Kunſt ganz zufällig iſt, und die von dem Künſtler mit derſelben verbunden wird.

§. 18. Diese Nachahmung, deren Absicht es ist, zu vergnügen, erhält ihren Endzweck dadurch, wenn die Aehnlichkeit und also auch die Ordnung, die sie hervorbringt, wahrgenommen wird. Es ist also hiezu nicht allein nöthig, nachzuahmen, sondern so nachzuahmen, daß die Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes wahrgenommen wird, und zwar daß sie von denenjenigen wahrgenommen wird, die wir vergnügen wollen. Eine Ordnung, die wir nicht wahrnehmen, ist für uns keine Ordnung. Daraus folget, daß wir alles anwenden müssen, was denenjenigen, für die wir nachahmen, Bild und Vorbild deutlich vor die Augen stellet, und daß wir unsre Nachahmungen nicht dunkel und undeutlich machen müssen. Diese Regel kann von Bildhauern, Malern, Musikverständigen und Dichtern, von jeglichem auf eine besondre Art, nach Beschaffenheit einer jeden Kunst in Acht genommen oder verabsäumet werden. Wenn man Bilder weit über die Augen der Zuschauer setzet, wenn man Schilderenen in der Höhe so klein und schwach malt, daß nur wenig davon gesehen werden kann; oder wenn man die Sachen in einer solchen Stellung zeichnet, daß man nicht genugsam erkennen kann, was sie eigentlich vorstellen, ob sie gleich mit der Natur übereinkommen; so ist es augenscheinlich, daß der Endzweck der Malerey dadurch nicht erhalten wird. Das Schnitzbild, welches Phidias sehr groß und grob gehauen, damit es aus der Höhe desto besser in die Augen fallen möchte, zeigt, wie weit die Regel der Deutlichkeit andern Regeln der Kunst gebieten könne. Wenn ich die Natur in der Musik, sowohl als in der Poesie, unter eine allzugroße Menge von Zierrathen und Figuren verstecke, so wird diese Deutlichkeit ebenfalls beleidiget. Und ein Dichter besonders findet noch viele andre Wege, undeutlich zu werden, und das Vergnügen zu hemmen, welches die Schönheit seiner Bilder sonst in dem Verstande seiner Leser nothwendig erwecken müßte. Denn alles, was die Aufmerksamkeit des Lesers ermüdet, oder sie von der Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes abwendet, oder verursachet, daß dieselben keinen so starken Eindruck machen, als zu Beobach-

achtung ihrer Schönheit gehörte, iſt aus dieſem Grunde verwerflich, und mit dem Namen einer Undeutlichkeit zu belegen. Die Deutlichkeit eines Poeten erſtrecket ſich alſo noch viel weiter, als auf eine ſorgſame und leichte Zuſammenfügung der Wörter; obgleich dieſe beſonders ſehr nöthig iſt. Denn ein Gedicht wird niemals geleſen, daß man ſeinen Verſtand üben will, indem man verworrne Wörter in Ordnung bringt, ſondern daß man Begriffe gegen Begriffe halten will; zumal da uns zugleich die Schwierigkeit der Wortfügung öfters in Irrthum bringt, daß wir eine Weile dem unrechten Verſtande der Worte nachhängen, ehe wir uns auf den rechten beſinnen können. Dieſer Irrthum aber iſt allem Vergnügen zuwider; indem er uns nicht allein in den Bildern ſtatt der Ordnung Unordnung entdecket, ſondern auch, wenn wir unſers Irrthums gewahr werden, uns ein Misvergnügen machet, welches von der Ueberzeugung, daß wir geiret haben, unzertrennlich iſt. Eben ſo ſehr, und nach meiner Meynung noch mehr, ſind der Deutlichkeit zwey andre Dinge zuwider, die nicht ſowohl in einer verworrenen Ordnung der Worte, als in einem Mangel oder Misbrauche derſelben beſtehen, und daher deſto fehlerhafter ſind, weil ſie mehr Einfluß in die Sachen ſelbſt haben. Es ſind dieſes die **Zweydeutigkeit** und der **ungewiſſe Ausdruck**. Die erſte verführet den Leſer, daß er oft die wahrhaften Züge des Bildes verfehlet, und ſich ganz andre vorſtellt, und der andre läßt ihn dieſe Züge entweder ganz verlieren, oder lange Zeit vergebens ſuchen. So wie eine verwirrte Ordnung der Worte insgemein der Fehler rauher Poeten iſt, welche aus einer gezwungenen Sorgfalt, nur die Gedanken und Bilder zu ſuchen, ſich um die Wörter wenig zu bekümmern ſcheinen: ſo finden ſich dieſe letztern beyden Fehler mehr bey **fließenden Poeten**; und diejenigen, von denen man ſagt, daß ſie am leichteſten ſchreiben, kommen mir zuweilen undeutlicher, als die ſchwerſten, vor. Denn eine Schreibart, welche mit aller Gewalt fließend ſeyn ſoll, findet zuweilen die Worte eher, als die Gedanken; ſo daß dieſe der Leſer ſelbſt dem Dichter leihen

hen muß: Oder sie nimmt Worte, die einen bessern Klang haben, lieber, als diejenigen, die die Sache besser ausdrücken. Hierdurch scheint mir besonders Günther in der That viel öfter undeutlich, als andre Dichter, die man, ihrer rauhen Schreibart wegen, der Undeutlichkeit beschuldiget. Die Stelle aus der Ode auf den Eugen:

Und gleichwohl will das deutsche Blut
Den alten Kirchhof feiger Wut
An neuen Lorbeern fruchtbar machen;
Und gleichwohl hört der dicke Fluß
Des Sieges feurigen Entschluß
Aus Mörsern und Carthaunen krachen.

ist schon von jemanden vor mir bemerket worden, und es scheint, als ob in zweydeutigen und ungewissen Ausdrücken die Schönheit dieser Zeilen bestehen sollte. Ich will auch den Flemming nicht allemal von diesen Fehlern loesprechen, besonders in seinen heroischen Gedichten. Unsern Herren Nachbarn, den Franzosen, würden diese Fehler unerträglich seyn, da sie durch den Fleiß, den sie auf ihre Sprache gewendet, es so weit gebracht haben, daß man nicht bey ihnen auf eine so unbestimmte Art reden darf. Unterdessen ist dieses noch nicht alle Undeutlichkeit, die man zu vermeiden hat.

Wenn man diejenigen Wörter, welche die Einbildungskraft rühren sollen, unter einer Menge andrer unnützen Wörter versteckt; wenn man zur Unzeit zu weitläuftig oder zu kurz ist; wenn man seine Bilder überhäuft, und dem Leser nicht Zeit läßt, jeglichen Zug besonders zu betrachten: so sind dieses alles Fehler wider die Deutlichkeit eines Dichters. Die größte Undeutlichkeit aber ist die Mattigkeit in einem Gedichte. Denn die Mattigkeit ist nichts anders, als ein Mangel derjenigen Dinge, welche die Bilder in der Einbildungskraft lebhaft machen. Wenn aber die Bilder nicht lebhaft sind, wie können sie deutlich seyn? Wie kann eine Malerey deutlich seyn, wo die Züge derselben verlöscht und schwach, und wo die Farben verschossen sind? Ich würde nicht fertig

werden,

werden, wenn ich alles angeben wollte, was in jeglicher Kunſt die Deutlichkeit hindert oder befördert. Da aber jegliche ihre eigne Mittel dazu hat, ſo gehören dieſe Regeln mehr für diejenigen, welche die Wege und Handgriffe jeder Kunſt insbeſondre weiſen.

§ 19. Wenn wir die Mittel völlig kennen wollen, ein ſehr lebhaftes Vergnügen zu erwecken, und die Ordnung, die in der Nachahmung liegt, in ihrer ganzen Stärke wahrnehmen zu laſſen; ſo gehört auch dieſes dazu, daß wir wiſſen, für wen wir nachahmen; damit wir uns die Beſchaffenheit dererjenigen, die wir vergnügen wollen, zu Nutze machen und ſie gleichſam auf ihrer empfindlichſten Seite rühren können. Die Sachen, die man nachahmen kann, ſind ſo vielfältig, und nicht alle für alle Leute; die Begriffe der Menſchen ſind oft einander ſo entgegen geſetzt, daß man nicht genau beſtimmen kann, für wen man eigentlich nachahmen ſoll, und daß man, den einen Theil zu vergnügen, öfters den andern aus der Acht laſſen muß. Das Vorbild ſelbſt wird einem Künſtler zuweilen vorſchreiben, wen das Bild zu vergnügen geſchickt iſt. Ein Conterfey einer Privatperſon iſt nicht für alle Menſchen, ſondern für diejenigen eigentlich gemacht, die ihn kennen. Zuweilen beſtimmt die beſondre Abſicht eines Künſtlers die Perſon, die er vergnügen will, ohne ſich von der Kunſt darinnen vorſchreiben zu laſſen. Denn wofern er nur die Hauptabſicht derſelben erfüllet, ſo iſt der Kunſt nicht daran gelegen, an wen ſie angewandt wird. Es läßt ſich alſo die Regel der Nachahmung nicht näher beſtimmen, als ſo: Suche ſo viel Vergnügen zu erwecken, als dein Vorbild und die Art der Nachahmung, und diejenigen, für die du nachahmeſt, zulaſſen. Wenn aber derjenige, der etwas nachahmen will, noch ohne alle gewiſſe Abſichten wegen der Perſonen, für die er nachahmen wollte, wäre; ſo wird folgendes beſtimmen können, wen er zu vergnügen ſuchen ſoll. Es iſt leicht, einzuſehen, daß, wenn einmal das Vergnügen andrer

drer unſer Endzweck iſt, und wir gegen alle Menſchen eine gleiche Liebe haben, wir gern ſo viele, als möglich iſt, vergnügen werden. Ob wir gleich zuweilen Dichter leſen, die ſich nur wenige Liebhaber wünſchen, ſo geſchieht dieſes nicht, als ob ſie in der That lieber wenige als viele vergnügen wollten: ſondern ſie haben es nur gethan, wenn der größte Haufe ſo thöricht geweſen, daß es unmöglich geſchienen, zugleich kluge und viele zu ergötzen. Nun iſt es wahr, daß das Vergnügen eines Klugen und Kenners weit höher zu ſchätzen iſt, als die Beluſtigung eines Thoren. Aber man ſetze zu dieſen Klugen noch eine Anzahl andrer Leute von wenigerm Verſtande; ſo werden wir noch weit zufriedner ſeyn, wenn wir nicht allein Verſtändige, ſondern auch die Unvernünftigſten gezwungen haben, an unſern Arbeiten ein Vergnügen zu finden. Dieſes iſt allerdings ein deutliches Kennzeichen, daß das Vergnügen, welches in viele wirket, vollkommner ſey, als dasjenige, welches nur wenige ergötzet. Es widerſpricht ſich auch nicht, zugleich für die meiſten und für Kluge zu arbeiten. Denn wenn auch die meiſten in der Welt Thoren ſind, ſo iſt doch ſchwerlich eine ſo große Anzahl Thoren von einerley Meynung, als es kluge Leute giebt, die Einer Meynung folgen. Derjenige, der für eine gewiſſe Art Thoren arbeitete, würde die andern Thoren alle wider ſich haben, weil es der thörichten Meynungen vielerley giebt. Hingegen wenn er für Kluge arbeitet, ſo wird er alle Klugen auf ſeiner Seite haben. Auch iſt derjenige, der ſo arbeitet, daß er einem jeglichen Verſtande, der in dieſen Sachen keine Vorurtheile hat, gefallen muß, ſicher, noch von der Nachwelt geliebt zu werden. Horaz, welcher ſagte, daß ihm wenige Leſer genug wären, hat mit ſeinen Gedichten ſo viele Jahrhunderte hindurch weit mehrere Menſchen vergnügt, als die Dichter ſeiner Zeiten, die auf den Beyfall des ganzen Volkes trotzten.

Man muß noch hierbey unterſcheiden, daß die Dichter, welche ſich nur wenige Leſer gewünſchet, von dem Beyfalle

der

der Kenner, und nicht von dem Vergnügen, das sie bey klugen Leuten erweckten, geredet haben. Dieser Beyfall ist sehr davon unterschieden; er ist aber deswegen nur von wenigen Kennern zu verlangen, weil es nur wenige Kenner giebt; und weil der Beyfall dieser wenigen Kenner uns Bürge dafür ist, daß es an uns nicht liegt, wenn wir nicht eine unzählige Menge Menschen vergnügen. Wie unterschieden es ist, den Beyfall vieler Menschen, oder das Vergnügen vieler Menschen zu wünschen, sehen wir daraus: ein jeglicher Dichter wird sich eine große Ehre daraus machen, das schöne Geschlecht zu vergnügen. Aber auf Beyfall (von ihnen überhaupt, und nicht von etlichen einzelnen Personen darunter, zu reden,) wird er nicht viel Staat machen; weil viele unter ihnen nicht wissen können, was eigentlich vermögend ist, ein wahres und beständiges Vergnügen zu wirken. Aus allem diesem erhellet deutlich, daß derjenige, der etwas nachahmet, wenn er nicht seine besondre Absichten hat, das Vergnügen so vieler Menschen, als möglich ist, suchen soll. Weil es aber unmöglich ist, alle zu vergnügen, indem viele darunter von Vorurtheilen eingenommen sind; so wird der sicherste Weg seyn, die meisten zu vergnügen, wenn er die Klugen zu ergötzen suchet. Und das Vergnügen, das er dadurch zuwegebringt, wird noch schätzbarer werden, weil es ein Kluger eher, als ein Thor, verdienet. Ein Kluger aber, in Absicht auf eine Kunst, ist jeglicher, der von keinen Vorurtheilen, was diese Kunst betrifft, eingenommen ist, und der eine genugsame Zärtlichkeit des Gefühls hat, daß die Werke dieser Kunst einen Eindruck in ihm machen. Der ungelehrte Kluge gilt hier, so viel als der gelehrte; derjenige, der die Kunst nicht versteht, ist sowohl werth, vergnüget zu werden, als der, welcher sie versteht; und es giebt hierbey keinen andern Unterschied der Menschen zu beobachten, als den die Lebhaftigkeit einer nicht verderbten Einbildungskraft macht. Es folgt also, daß in der Nachahmung das Bild und Vorbild, wenn der Nachahmende keine schon bestimmte Absichten dabey hat, so beschaffen seyn solle, daß es einen allgemeinen Eindruck

auf alle Menschen machen könne, und daß es weder für Leute von geübtem Verstande zu schlecht, noch für diejenigen, die wenige Uebung des Verstandes gehabt, zu hoch sey, sondern für beyde auf einmal dienen könne.

§ 20. Eine Ordnung, die man nicht wahrnimmt, kann nicht vergnügen. Man wird aber die Ordnung und Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und Vorbilde nicht wahrnehmen, wenn derjenige, den das Bild vergnügen soll, von dem Bilde oder Vorbilde eine andre Vorstellung in seiner Einbildungskraft hat, als derjenige, der nachahmet. Also wird das gesuchte Vergnügen sodann bey demselben nicht erfolgen. Dieses sehen wir deutlich an dem Exempel der alten griechischen Gedichte. Diejenigen, welche nicht Bekanntschaft genug mit den Alterthümern gemacht haben, können gar keinen Gefallen daran haben. Denn sie haben entweder eine andre Vorstellung von den Helden und von den Sitten der alten Zeiten, als die griechischen Dichter hatten, oder sie bekommen die Abschilderung derselben nicht in ihrer rechten Stärke, sondern nur in Uebersetzungen zu sehen, welche die Züge derselben matt machen oder verstellen. Wir haben uns in unsern Zeiten einen neuen Achill, einen neuen Hippolyt, kurz ganz neue Helden gemacht, welche vieles von dem Wesen der Großen unsrer Zeit haben, und nur in alte Namen gekleidet sind. Wer es verlangt, daß die Gedichte der Alten diesen unsern Begriffen gleich seyn sollen, der verlanget, daß das Bild eher seyn soll, als das Vorbild; indem jenes schon vor vielen tausend Jahren fertig gewesen, dieses aber erst in unsern Jahrhunderten entstanden ist. Hieraus entsteht diese Folgerung: Derjenige, welcher nachahmet, muß sich nach den Vorstellungen derer richten, die das Bild vergnügen soll. Das ist, wenn sie eine andre Vorstellung von dem Vorbilde haben, als es in der That beschaffen ist; muß er nicht mehr die Sache selbst, die er nachahmet, sondern die Begriffe derer, denen zu gefallen er sein Bild verfertiget, zu seinem Vorbilde nehmen, und sein Bild muß der Sache unähnlich werden.

werden, damit es deſto eher mit den Begriffen derſelben übereinkomme. Man möchte den Einwurf machen, daß dieſes ein falſches Vergnügen wäre, weil es auf keiner wahren, ſondern auf einer ſcheinbaren Aehnlichkeit beruhet. Aber dieſer Einwurf iſt leicht aus folgender Betrachtung zu heben. Weil die Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes in der Einbildungskraft geſchieht, ſo iſt nicht die Sache ſelbſt, ſondern der Begriff und die Vorſtellung von der Sache, das Vorbild. Denn da das Bild öfters nur eine Vorſtellung iſt, ſo wäre es, zwey ganz unähnliche Dinge mit einander vergleichen, wenn ich eine Vorſtellung, und eine wirkliche Sache gegen einander halten ſollte. Wenn alſo das Bild nur mit der Vorſtellung des Vorbildes in dem Verſtande derer, denen zu gefallen man nachahmet, übereinſtimmet; ſo kann es niemals ein falſches Vergnügen hervorbringen. Denn geſetzt, daß derjenige, der ein ſolches Vergnügen empfunden hat, hernach ſeine Begriffe von dem Vorbilde ändert, ſo iſt er ſich doch noch allezeit bewußt, daß der Nachahmende damals ſeinem Vorurtheile nachgegeben hat, und daß jener richtig nachgeahmet, er aber ſelbſt vorher unrichtig gedacht hat. Ob wir gleich jetzt ganz andre Vorſtellungen von dem Weltgebäude haben, als diejenigen, die man ſich zu Virgils und Ovids Zeiten machte, ſo vergnügen wir uns doch noch immer an ihren Beſchreibungen. Wir ergötzen uns noch immer an ihren Gemälden von einer Allmacht ſolcher Götter, die wir nicht mehr glauben, weil wir wiſſen, daß ſie die Begriffe ihrer Zeiten vollkommen wohl nachahmen. Aber wenn ein Poet neuerer Zeiten eben dieſe Bilder brauchen wollte, ſo würde er die angeführte Regel eben ſo ſchlecht beobachten, als jene ſie wohl in Acht genommen haben; es wäre denn, daß die Sachen, die er erzählte, aus einer ſolchen Zeit hergeholet würden, daß wir unvermerkt, indem wir an die Zeiten des Alterthums gedächten, auch zugleich die Begriffe deſſelben annähmen, und glaubten, daß wir mit einem Scribenten derſelben Zeiten zu thun hätten. Wenn alſo der Nachahmende ſich nach den Begriffen ſeiner Richter, oder

Leſer, oder Zuſchauer bequemen ſoll, oder wie wir die Perſonen nennen, für die er ſeine Bilder ausarbeitet: ſo werden dadurch viel ungerechte und übereilte Urtheile wegfallen, dadurch der Nachahmende zuweilen der Unnatürlichkeit beſchuldiget wird. Wer hat z. E. jemals einen großen Herrn beſtändig auf die Art reden hören, wie ein König oder Held in dem Trauerſpiele ſpricht? Wollte man deswegen ſagen, daß Racine unnatürlich wäre, wenn er keine Periode ſagt, darinn nicht ein ſchöner Gedanke ſtecket? Iſt eine jede gute Tragödie unnatürlich, weil aus ihr eine Menge überflüßiger Wörter und Reden verbannet wird, die im gemeinen Leben, auch wenn große Herren ſprechen, nie ſich einzuſchleichen unterlaſſen? weil kein unedles Wort darinnen vorkommen darf, ob man auch gleich aus der Hiſtorie beweiſen könnte, daß ein großer Herr es wirklich geſprochen hätte?

Das Trauerſpiel ahmet die Begriffe nach, welche der größte Theil der Leute, auch derer, die geübten Verſtandes ſind, von großen Herren, beſonders aber von verſtorbenen Helden hat. Der Tod und die Vergeſſenheit haben ihnen meiſtentheils dasjenige abgenommen, was ſie mit andern Leuten ähnliches hatten, und es iſt nichts von ihnen übrig geblieben, als lauter ſolche Züge, daran wir erkennen, daß ſie über andre Menſchen erhaben waren. Alſo machet ſich jeglicher von Jugend auf größere Begriffe von ihrer Art zu denken und zu reden, als die Sache ſelbſt erfoderte. So gar die noch lebenden Helden laſſen ſich nicht ſo weit in den Umgang der Menſchen ein, daß man ſie ſehr von einer andern Seite kennen ſollte, als in ſo weit ſie von wichtigen Dingen und edel ſprechen. Das Trauerſpiel ahmet dieſe Begriffe nach, und kann folglich nichts anders, als einen Zuſammenhang edler Gedanken und Verrichtungen hervorbringen. Es iſt darinnen zu loben, weil es auf ſolche Art nicht allein unſern Begriffen genug thut, ſondern auch die Ehrerbietigkeit, die wir den Königen ſchuldig ſind, unterhält. Hiermit dünkt mich alſo, daß ich eine Sache bewieſen und erläutert habe,

welche

welche dem ersten Ansehen nach, ganz falsch scheinen möchte; nämlich, daß man zuweilen, um wohl nachzuahmen, der Sache, die man nachahmet, unähnlich werden muß.

§. 21. Dinge, die an sich selbst einander nicht ähnlich sind, kann man sich ähnlich vorstellen; wenn man nämlich von dem einen oder dem andern eine andre Vorstellung hat, als es in der That beschaffen ist. In dem vorhergehenden Paragraphen haben wir diesen Fall in so weit berühret, als man von dem Vorbilde eine Vorstellung hat, die der Sache nicht ganz gleich ist. Es geht aber dieses ebenfalls an, wenn das Bild nicht nur der Sache, sondern auch dem Begriffe, den man von der Sache zu haben pflegt, ganz ungleich ist. Denn ein solches Bild kann dennoch gut seyn, wenn es nur unter gewissen Umständen einen Eindruck in unsre Einbildungskraft macht, der dem Vorbilde gleich kömmt.

Die erste Art davon sind die optischen Blendwerke, und alles dasjenige, was ein künstlicher Betrug der Sinnen genennet werden kann. Kurz, es sind Dinge, die nicht ihrem Wesen nach, sondern zufälliger Weise, das ist, wenn sie in einer gewissen Lage, und von einer gewissen Stelle, oder in einer gewissen Entfernung betrachtet werden, in unsrer Einbildungskraft eine Vorstellung machen, die der Vorstellung eines gewissen Vorbildes ähnlich ist. Eine Tafel, worauf man an schmalen schieferhöheten Flächen lauter unkenntliche Punkte angemalet sieht, die dennoch von einer gewissen Seite, und aus einer bestimmten Stelle betrachtet, zu einer vollkommnen Schilderey werden, oder wie man es zu nennen pflegt, eine tabula ſtrigata, ist eine gute und richtige Nachahmung; ob sie gleich der Sache, die sie nachahmen soll, wenn sie ihrer eigentlichen Beschaffenheit nach betrachtet wird, im geringsten nicht ähnlich sieht. Eben hieher gehört ein theatralischer Stich, wenn der Degen durch die Brust zu fahren scheint, und doch nur zwischen den Armen hindurch geht. Doch diese Arten der Nachahmung lassen sich nur in denjenigen Dingen anbringen, wo das Bild wirklich außer uns ist, und

uns durch die Sinne vorgestellet wird. Hingegen fallen sie ganz hinweg, wenn das Bild unmittelbar in der Einbildungskraft entsteht, wie bey der epischen Dichtkunst; und wenn also das Bild, und die Vorstellung bey dem Bilde, in unsern Gedanken eins und dasselbe sind.

Hingegen kann sowohl bey diesen letztern, als bey allen andern Bildern, sich eine andre unstrafbare Unähnlichkeit des Bildes und Vorbildes ereignen, nämlich eine solche Unähnlichkeit, welche nicht allzumerklich ist, und nicht anders als durch die allergenaueste Aufmerksamkeit entdeckt wird. Es ist oft weder möglich noch gut, eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen den Sachen zu treffen. Aber das Vergnügen, Aehnlichkeiten zu entdecken, verhehlet demjenigen, der sie betrachtet, vielerley Unähnlichkeiten, wenn sie wohl verdecket sind; und zwey Dinge stellen sich uns als vollkommen ähnlich vor, wenn gleich viele Umstände daran nicht mit einander übereinkommen. Denn in Vorstellungen, die den Verstand des Menschen gleichsam überhäufen, kann nicht alles in die Augen fallen. Man sieht aber wohl, daß diese Unähnlichkeit, weil sie sich auf die Unachtsamkeit andrer Leute gründet, nicht weiter erlaubt seyn kann, als in so weit sie auch bey den alleraufmerksamsten Leuten zu vermuthen ist. Sie ist auch noch allemal eine Abweichung von der Regel, und also nicht eher erlaubt, bis eine andre Regel sie gebietet; damit diejenigen, die etwa dieses Bild genauer untersuchen, nicht eine solche Unähnlichkeit wahrnehmen, ohne sogleich eine Ursache zu ihrer Rechtfertigung zu finden. Daß diese unmerkliche Unähnlichkeit uns nicht hindre, Sachen für ähnlich zu befinden, auch wenn sie es nicht sind, können wir aus folgenden Erfahrungen erkennen. Eine Schilderey wird immer noch ähnlich befunden, wenn sie auch nicht aus ihrem rechten Augenpunkte betrachtet wird. Ein Theater wird nur auf Einen Augenpunkt gebauet, und muß dennoch vielen hundert Menschen auf einmal in die Augen fallen. Und wer findet in der Poesie zwo Schilderenen von Einer Person, die nicht einander in

etwas unähnlich ſind, und dennoch beyde dem bekannten Charaktere derſelben ähnlich ſcheinen? Die Elektra des Sophokles, des Euripides, des Aeſchylus, und unter den neuern des Crebillon ſeine, ſind ganz verſchiedene Abbildungen. Dennoch kann man von keinem ſagen, daß er den Charakter nicht beobachtet. Der Achilles des Racine, iſt ein andrer, als der Achilles des Euripides; vieler andern Exempel zu geſchweigen.

§. 22. Bey dem Vergnügen, das aus der Nachahmung entſtehen ſoll, wird nothwendig vorausgeſetzt, daß in der Einbildungskraft dererjenigen, bey denen die Nachahmung einen Eindruck machen ſoll, das Bild und Vorbild gegen einander gehalten werde. Folglich werden in dieſer Einbildungskraft zwo Vorſtellungen erfodert, nämlich eine von dem Vorbilde und die andre von dem Bilde; und die ganze Wirkung der Nachahmung fällt hinweg, ſobald Eine von dieſen beyden Vorſtellungen mangelt. Dieſer Mangel kann erſtlich ſich finden:

Wenn ſich das Bild dem Vorbilde in allem ſo gleich vorſtellet, daß der Verſtand das Wirkliche von dem Nachgeahmten nicht mehr unterſcheidet, ſondern beyde für eins hält. Ich habe davon in dem Schreiben zur Vertheidigung der gereimten Komödie weitläufiger gehandelt. Doch noch Einen Einwurf habe ich nach einiger verſtändigen Freunde Meynung zu heben: Ob eine ſolche Gleichheit des Bildes und Vorbildes möglich ſey? Der philoſophiſche Satz, daß zwo Sachen einander nicht vollkommen gleich ſeyn können, hat hier keinen Einfluß. Denn ſie können ſich dem ungeacht einander vollkommen gleich vorſtellen. Der Verſtand giebt in Gegeneinanderhaltung der Dinge nicht auf kleine und unmerkliche Unterſchiede Achtung, die nicht anders, als durch eine gröſſre Aufmerkſamkeit entdecket werden. Ueberdieß ſind die Vorſtellungen von dem Vorbilde in vielen Dingen unbeſtimmt, weil ſie gröſtentheils in allgemeinen Begriffen beſtehen. Und ſobald der Verſtand etwas gewahr wird, das ihm

gänzlich unter diesen allgemeinen Begriff zu gehören scheint, so nimmt er es nicht mehr für ein Bild an, sondern für die wirkliche Sache, davon er den Begriff in seinen Gedanken hat. Er unterläßt also, die Aehnlichkeiten der nachgeahmten Sache mit einer wirklichen zu untersuchen: weil es kein Vergnügen giebt, zu entdecken, daß eine Sache sich selber ähnlich sey; eben so wenig, als man darüber ein Vergnügen empfindet, wenn man sieht, daß ein Ey dem andern ähnlich ist, oder daß ein Baum die wirklichen Eigenschaften eines Baumes hat. Wir haben ein Exempel einer so natürlichen Nachahmung in den Gebärden, da man den Unterschied des Wirklichen und Nachgeahmten zum großen Verdrusse der Zuschauer nicht unterscheiden konnte. Ein Mimus sollte die Person eines Rasenden vorstellen, und anstatt in den gesetzten Schranken einer nachgeahmten Raserey zu bleiben, und mit Verstande zu rasen, gab er alle Kennzeichen eines wirklich unsinnigen Menschen von sich. Er befriedigte sich nicht allein damit, auf dem Theater über die Maße zu wüten; sondern er lief auch unter die Zuschauer, und übte daselbst verschiedne Ausschweifungen aus, daß man auf die Gedanken gerieth, er wäre wirklich rasend geworden. Und niemand von allen Zuschauern wußte ihm diesen Betrug Dank.

Der zweyte Fall, wo der Endzweck der Nachahmung durch den Mangel eines nothwendigen Begriffes in der Einbildungskraft unsrer Zuhörer, oder Zuschauer, oder Leser verlohren gehen kann, ist, wenn dieselben keinen Begriff von dem Vorbilde haben. Ein Conterfey verliert seine größte Schönheit bey allen denenjenigen, die das Original nicht kennen, und es bleibt nicht weiter schön, als in soweit es einem Menschen überhaupt ähnlich ist. Ein Dichter muß also die Begriffe seiner Leser kennen, wenn er nicht vergebens und gleichsam für eine andre Nation nachahmen will. Die Exempel und Gleichnisse, die man vor einigen Zeiten von indianischen Gewächsen und Thieren, und von allem, was nur fremde Namen hatte, aus den Reisebeschreibungen hernahm,

sind

ſind alſo Dinge, die ſich zur Nachahmung ſehr wenig ſchikken. Die Beſchreibung einer Henne, eines weiblichen Thieres,

Das von dem leichten Volk, ſo ſich in Federn kleidet,
Des Kammes krenengleiche Zier
Die Wachſamkeit, (die Phyllis nie beneidet)
Und treue Dummheit unterſcheidet;
Das blinden Aberwitz von guten Männern borgt,
Und Junge fremder Art, als ſeine Zucht, verſorgt.

iſt hundertmal mehr werth, als die Schilderey von einem Phönir, wenn gleich eine Henne gegen einen Phönix gerechnet, nur unter den Pöbel des Federviehes zu gehören ſcheint. Eben dieſes iſt auch von gelehrten Beſchreibungen in denenjenigen Gedichten zu ſagen, welche nach der Abſicht des Verfaſſers, nicht zum Vergnügen der Gelehrten, ſondern zur Ergötzung aller Arten von Leuten gemacht ſeyn ſollen. Das Vorbild mangelt in dem Verſtande der Leſer, dieſe Bilder ſind alſo ohne Kraft, und machen den Leſer nur verdrießlich. Die natürlichſte Beſchreibung eines heidniſchen Gottes kann jetzo die Wirkung nicht mehr haben, die ſie zu Virgils Zeiten hatte, und ſie ſcheint nur für Liebhaber des Alterthums gemacht zu ſeyn. Die Beſchreibung:

Wenn holdes Weigern, ſanftes Zwingen,
Verliebter Diebſtahl, reizend Ringen,
Mit Wolluſt beyder Herz berauſcht;
Wenn der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug voll feichter Thränen
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht.

wird einer ungelehrten Perſon viel reizender ſeyn, als der Gürtel der Venus, und die Beſchreibung, die Homer davon macht. Hieraus folget darum noch nicht, daß diejenigen Dinge nicht nachzuahmen ſind, die unſere Leſer nicht wirklich geſehen haben. Denn wenn ihnen nur die Theile des Vorbildes bekannt ſind, ſo können ſie daraus ſelbſt das Vorbild

in ihren Gedanken zusammen setzen. Es folget auch nicht, daß wir keine Schilderenen von einer neuen und zuvor noch nie bekannten Gattung der Dinge machen dürfen. Es vermehret vielmehr das Vergnügen des Lesers unendlich, wenn wir bey dem Bilde, das wir ihm vorstellen, ihn zugleich ein neues Wesen in der Natur, oder im Reiche der Möglichkeiten kennen lehren, und dadurch seine Wissenschaft ausbreiten; zumal wenn diese fremden und unbekannten Dinge etwas wunderbares und einnehmendes an sich haben. Nur so viel folget daraus, daß wir entweder Dinge zur Nachahmung wählen sollen, von welchen diejenigen, zu deren Vergnügen wir arbeiten, schon Begriffe haben; oder daß wir in denen Fällen, wo wir Ursache haben, unbekannte Dinge nachzuahmen, Mittel und Wege suchen sollen, mit dem Bilde zugleich einen Begriff vom Vorbilde zu geben. Von diesen Mitteln fallen mir vorjetzo dreyerley ein, die besonders in der Dichtkunst dienen: womit ich doch nicht leugnen will, daß es deren mehrere geben kann. Ein solches Mittel ist fürs erste, wenn man zur Schilderey einer Sache, sogleich eine solche Beschreibung setzet, die einen deutlichen Begriff von der Sache geben kann. Dieses geschieht z. E. wenn man zum voraus den Charakter einer Person macht, deren Handlungen man nachahmet. Wenn man dichterische Beschreibungen untersuchet, so wird man oft an dem Namen der beschriebenen Sache einen kleinen Anhang finden, der die Sache in etwas kenntlich macht. Es ist wahr, daß dieser Anhang, der oft in einem Beyworte, oder einer kleinen Umschreibung bestehet, zuweilen ein Glied der Schilderey ist; zuweilen aber hat er auch zur Absicht, dem Leser eine Vorstellung von einer unbekannten Sache zu machen, damit ihn hernach das folgende Gemälde desto besser vergnügen könte. Ein anderes dergleichen Mittel, eine Vorstellung von dem Vorbilde einer unbekannten Sache zu machen, ist, wenn man die Beschreibung so gliedweise vorträgt, daß bey einem jeglichen Gliede derselben derjenige, der auf die Beschreibung Achtung giebt, zugleich auf einen Theil des Vorbildes geführet wird,

und

und daß er die ihm unbekannte Sache aus ſchon bekannten Theilen zuſammen ſetzen lernet. So wird jemand, der niemals eine Vorſtellung vom Sphynx gehabt, dennoch Vergnügen genug an einer Beſchreibung haben, worinn alle ſeine erborgte Gliedmaßen bezeichnet und abgeſchildert ſind. Endlich das dritte Mittel, einen Begriff von einem unbekannten Vorbilde zu geben, iſt das Gleichniß. Dieſes vertritt, ſo oft es zum Unterrichten gebraucht wird, die Stelle des Vorbildes, und iſt deſto angenehmer, weil es zugleich ein Bild einer ganz andern Sache, und ein Vorbild der Sache, davon geredet wird, abgiebt; ſo daß dabey doppelt ſo viel Ordnung, und alſo ein doppeltes Vergnügen wahrgenommen wird, weil doppelte Bilder zugegen ſind.

Man ſollte es nicht meynen, daß ein Nachahmender auch vergeſſen könnte, in ſeinem Leſer eine Vorſtellung des Bildes zu erwecken. Aber dennoch geſchieht es in allen magern Gedichten, wo man anſtatt der Beſchreibungen nichts als die Namen der Dinge findet, und dieſes iſt der dritte Fall, in welchem die Wirkung der Nachahmung verloren geht. Die Namen geben dem Leſer bloß das Vorbild; und wenn er nunmehro glaubt, daß er das Bild zu ſehen bekommen ſoll, ſo hat er nichts. Wenn ich ſage: Ein Froſch quäckt; ſo ahme ich den Froſch noch nicht nach. Dennoch wird man Gedichte finden, in welchen alles, was geſaget wird, darauf hinaus kömmt, und wo man nicht mehr Bilder ſieht, als in den jetztangeführten Worten. Dieſer Mangel an Bildern kann niemals vorfallen, wenn man dasjenige ins Werk zu richten ſuchet, was ich oben in der erſten Abtheilung geſaget habe; da ich mich zu zeigen bemühet, wie es mit der poetiſchen Nachahmung zugehe.

§. 23. Daß eine ſtärkere Empfindung eine ſchwächere unterdrücket, iſt ein Satz, welcher in der Lehre von der Seele behauptet, und ſonſt überall für bekannt angenommen wird. Es folget alſo, daß auch die Ordnung, die aus der Nachahmung entſteht, nicht empfunden werden kann,

wenn etwas iſt, das die Einbildungskraft dererjenigen, für die man nachahmet, ſtärker einnimmt, als das Vergnügen an der Nachahmung. Für diejenigen Empfindungen, die ganz und gar nicht aus der Nachahmung und dem Bilde, welches vergnügen ſoll, herkommen, und die den Geiſt von der Betrachtung des Bildes ablenken, kann der Nachahmende nicht ſtehen; und er muß ſolche als Zufälle des Glückes betrachten, welche, ohne daß er ſie voraus ſehen oder ändern können, ſeinen Endzweck zerſtören. Wer in Beſtürzung und Traurigkeit durch eine Gallerie voll ſchöner Schildereyen geht, über den wundert man ſich nicht, wenn er dieſelben nicht einmal gewahr wird, geſchweige denn das Natürliche davon betrachtet. Aber ein jeglicher, der nachahmet, würde wider ſeinen Endzweck handeln, wenn er durch ſeine Bilder ſelbſt zu ſo heftigen Empfindungen Anlaß gäbe, daß das Gefühl von der Schönheit der Nachahmung dadurch entweder geſchwächet oder ganz unterdrücket würde. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen: daß es nicht möglich wäre, durch die Nachahmung eine Empfindung zuwege zu bringen, welche das Vergnügen davon unterdrücken könnte. Etwas, das ſich einem Blicke in der Einbildungskraft vorſtellet, hat niemals ſo ſtarken Eindruck, als was man wirklich wahrnimmt. Diejenigen Empfindungen aber, welche von einem Bilde außer dem Vergnügen, das es zuwege bringt, erwecket werden, ſind nicht wirkliche Empfindungen einer Traurigkeit, eines Schreckens, eines Ekels oder dergleichen; ſondern es ſind nur Vorſtellungen derſelben, welche folglich niemals ſo ſtark ſeyn können, als dieſe Leidenſchaft ſelbſt. Folglich, könnte man ſagen, werden ſie auch nicht ſo kräftig ſeyn, daß ſie eine wirkliche Empfindung des Vergnügens, ſo ein Bild erwecket, erſticken könnten. Aber ungeachtet es wahr iſt, daß das Vergnügen, welches die Aehnlichkeit wirket, meiſtentheils die einzige wirkliche Empfindung iſt, die aus einem Bilde entſteht, und daß beynahe alle andere Empfindungen, die dadurch hervorgebracht werden, nichts anders, als höchſt lebhafte

ſtärkſte Einbildungen ſind: ſo kann dennoch die lebhafteſte Einbildung die Empfindung einer nicht ſo gewaltſam einnehmenden Sache überwiegen. Das Unglück eines andern rühret uns nicht ſo ſehr, als unſer eigenes. Dem ungeacht wird ein großes Unglück eines andern uns ſtärker bewegen können, als ein kleiner Verluſt, den wir ſelbſt erleiden. Unterdeſſen iſt auch bey vielen Bildern, wenn ſie der Einbildungskraft durch einen Eindruck der Sinne mitgetheilet werden, außer dem Vergnügen, das aus der Nachahmung herſtammet, etwas, welches wirkliche Leidenſchaften, und nicht bloße Einbildungen in dem Verſtande der Menſchen erwecket. Die Furien des Aeſchylus, die ſich auf dem Theater zeigeten, machten eben dadurch ein ſo großes Schrecken, weil ſie in die Sinne fielen, und dieſelben wirklich rührten. Es giebt auch Empfindungen, bey welchen es in der That ſo ausgemacht nicht iſt, daß eine Vorſtellung in der Einbildungskraft nicht eben ſo ſtark wäre, als eine Vorſtellung in den Sinnen von derſelben Sache. Denn die Vorſtellung in der Einbildungskraft verleitet uns bisweilen, eine Sache genau zu betrachten und zu zergliedern, von welcher man die Augen abwenden würde, wenn man ſie von außen ſähe. Der Ekel dünket mich von dieſer Art zu ſeyn. Er wird lange nicht ſo ſehr durch den Anblick einer ekelhaften Sache, als durch eine vollſtändige Erzählung erwecket. Und ich bekenne, daß ich viel lieber ein recht häßliches altes Weib ſehen, als eine recht ausführliche Schilderey davon leſen will. Dieſen Fehler alſo zu vermeiden, und bey denenjenigen, für die man nachahmet, nicht ſchlechten Dank zu verdienen, wenn wir ihnen anſtatt vergnügter Empfindungen verdrießliche verurſachten; muß man überlegen, wie ſtarken Eindruck eine jegliche Art der Nachahmung, ſowohl in Abſicht auf ihre Aehnlichkeit, als in Abſicht auf die Empfindungen, die ſie ſonſt zuwege bringt, verurſache, und ſie ſo einrichten, daß die Empfindung der Aehnlichkeit allezeit einen Vorzug vor allen übrigen Empfindungen behalte. Jegliche Art der Nachahmung hat hierinnen ihre eigenen Wirkungen. Einem Maler iſt es erlaubet,

ekler Sachen zu schildern, als einem Poeten; weil eine gemeine Erzählung einer ekeln Sache viel unangenehmer ist, als ein geschwächter Anblick derselben. Auf epische Art ist es erlaubet, schrecklicher nachzuahmen, als durch theatralische Vorstellungen. Und wenn man alles dieses untersuchet hat, und findet, daß eine gewisse Sache Eigenschaften hat, die einen verdrießlichen, und einen stärkern Eindruck machen würden, als den die Beobachtung der Aehnlichkeit macht, so hat man nur zwey Mittel, diesem Fehler auszuweichen. Entweder man läßt eine solche Sache gar fahren; oder wenn sie mit so vielen Schönheiten verbunden ist, daß es Schade wäre, die Nachahmung zu unterlassen; so verbirgt man dasjenige, was diese ungleichen Empfindungen machen könnte. Man schwächet bey der Nachahmung die Kraft desselben, und schildert eine Sache lieber weniger lebhaft und weniger natürlich ab, ehe man die ganze Frucht seiner Nachahmung durch eine allzuhochgetriebene Natürlichkeit verlieren sollte. Es würde den Zuschauern, als etwas, das den Wohlstand beleidiget, einen verdrießlichen Eindruck machen, wenn wir die Venus, oder die Amerikaner nackend, oder nur in so einer Kleidung, die dem Nackenden gleich sähe, auf das Theater bringen wollten. Ehe wir aber deswegen alles dasjenige entbehren, was die Charaktere Schönes in unserm Verstande wirken können; so ist es besser, ihnen eine Kleidung zu geben, die von ihrer eigentlichen Art sich zu tragen, so wenig als möglich, abgeht. Es ist besser, uns an ihnen zu vergnügen, wenn sie mehr die Natur gekleidet sind, als uns an ihnen zu ärgern, wenn sie, der Natur nach, ungekleidet erschienen. Wenn man das Zucken eines Sterbenden, und das Schäumen eines Rasenden auf dem Theater in einem etwas hohen Grade zu sehen bekäme, so würde es Entsetzen verursachen. Es ist also besser, aus diesen beyden Dingen, was sie leidliches haben, zu wählen, und einen Tod ohne Entsetzen, und eine Raserey, die nichts Abscheuliches hat, vorzustellen; als entweder sich diesem Abscheu auszusetzen, oder sich des Vergnü-

gens

gens zu berauben, das man aus guten Bildern dieſer Sachen ſchöpfet.

§. 24. Wenn die Ordnung, die durch die Nachahmung gewirket wird, und aus der Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes entſteht, noch mit anderer Vollkommenheit in dem Bilde verknüpfet iſt, ohne daß die Aehnlichkeit des Bildes dadurch undeutlicher wird; ſo entſteht daraus noch mehr Vergnügen, als die Aehnlichkeit allein und an ſich ſelbſt erwecket. Da aber das Vergnügen der Hauptzweck unſerer Nachahmung iſt, ſo iſt es wohl gethan, wenn man derſelben Zweck, außer dem Hauptmittel, auch durch Nebenmittel zu befördern ſuchet, und das abgezielte Vergnügen durch allerley Wege, die nur etwas dazu beytragen können, vermehret. Unterdeſſen ſind dieſe letztern Ordnungen nicht etwas nothwendiges bey der Nachahmung; ſondern ſie ſind etwas willkührliches, welches aber in den meiſten Künſten aus weiſer Ueberlegung mit der Nachahmung verbunden worden iſt. Dieſe Nebenmittel, das Vergnügen zu befördern, ſind entweder in dem Vorbilde und in den Eigenſchaften deſſelben, oder ſie ſind in dem Subjecte des Bildes. Wenn die Beſchaffenheiten eines Vorbildes viel Annehmlichkeit und Ordnung an ſich ſelbſt haben, ſo wird alle dieſe Ordnung zugleich mit in das Vorbild hinüber getragen. Man kann leicht denken, daß es viel angenehmer ſey, wenn ein prächtiger Pallaſt den Augen abgezeichnet vorgeſtellet wird, als wenn ein bloßer viereckiger Tiſch abgemalet iſt. Dieſe Ordnung, die in dem Vorbilde iſt, hat die Eigenſchaft, daß ſie die Schönheit der Nachahmung niemals verdunkeln kann, ſondern allezeit erheben muß, weil bey einer Sache, die ordentlich iſt, das Ebenmaß der Theile beſſer in die Augen fällt, und je mehr ſich dieſes zeiget, deſto beſſer kann man auch die ähnlichen Verhältniſſe zwiſchen Bild und Vorbild wahrnehmen. Man kann ſich in der Aehnlichkeit einer wilden Gegend, worinnen kein Stück mit dem andern ein geſchicktes Verhältniß hat, bey der Vergleichung mit einem Bilde derſelben weit

leichter

leichter seyen, als in der Aehnlichkeit eines Pallastes, worann alle Theile abgemessen sind. Ich sage dieses nicht, als ob nicht eine wilde Gegend andere Schönheiten hätte, derentwegen sie verdiente, nachgeahmet zu werden; sondern nur, diese besondere Vollkommenheit eines Vorbildes zu erläutern. Kurz, je mehr Ordnung an dem Vorbilde selbst ist, je mehr Vollkommenheiten es besitzt; desto schöner ist es zur Nachahmung, wenn alles übrige dabey zusammenstimmet; nämlich, wenn das Subject geschickt ist, die Aehnlichkeit eines solchen Vorbildes anzunehmen, und wenn der Nachahmende einer solchen Nachahmung gewachsen ist. Eine der größten Vollkommenheiten eines solchen Vorbildes ist, zu unterrichten, wenn zumal das Vorbild mehr in den Verstand, als in die Sinne, fällt. Es vergnüget den Verstand des Menschen nichts so sehr, als was ihn lehret, zumal wenn es ihn nicht zu lehren scheint. Denn auch diejenigen, die das Ansehen haben, als ob sie sich allem Unterrichte widersetzeten, widerstreben nicht dem Unterrichte selbst, und dem Glücke, etwas zu lernen, sondern nur dem Scheine, daß sie etwas nicht gewußt hätten, und es von andern lernen sollten; da sie hingegen ein großes Vergnügen haben, wenn sie unter einem andern Scheine ihre Wissenschaft vermehren können. Folglich sind diejenigen Vorbilder die angenehmsten, welche die lehrreichsten sind. Außer diesem hat man allezeit die Vorstellung von einer lehrreichen Sache, als welche am ersten der Mühe werth ist, gemerket zu werden, viel deutlicher in seinem Verstande, als die Vorstellung von Kleinigkeiten. Folglich kann man auch die Aehnlichkeit von dem Bilde einer solchen Sache viel deutlicher einsehen. Endlich ist es allezeit eine Sache, welche die Klugheit rathen wird, mit einem so angenehmen Hauptzwecke eine so edle Nebenabsicht zu verbinden; da man sie beyde zugleich erhalten kann, und da eines das andere befördert. Es ist deswegen nicht zu befürchten, daß man allezeit auf einerley Vorbild fallen würde, wenn man allezeit das vollkommenste wählen sollte. Es ist sehr selten, in zween verschiedenen Fällen, einerley Vorbild das vollkommenste;

manſte; weil bey einer jeglichen Nachahmung andere Nebenabſichten zuſammen kommen, welche immer einem andern Vorbilde den Vorzug vor den übrigen zuwege bringen. Wenn ich alle Regeln von der Wahl des Vorbildes hier zuſammen bringen wollte; ſo würde ich nicht allein einen beſondern Abſchnitt hierzu nöthig haben, ſondern ich würde auch aus einer allgemeinen Abhandlung ausſchweifen, und mich in die Unterſuchung der Vorbilder bey einer jeden Kunſt beſonders einlaſſen müſſen. Endlich würde ich auch in der Dichtkunſt etwas überflüßiges thun, nachdem man von der Wahl der Materie, und von der Kunſt, derſelben ein neues Anſehen und mehrern Glanz zu geben, von dem Wunderbaren, das ſich in dem Inhalte eines Gedichtes befindet, und von dergleichen Dingen ſchon Abhandlungen hat, welche ſattſam ausgeführet ſind. Dergleichen willkührliche Ordnung und Vollkommenheit, womit man die nothwendige Ordnung, die aus der Nachahmung entſteht, verknüpfet, kann auch in dem Subjecte der Nachahmung ſeyn. Und auch dieſe kann zuweilen etwas beytragen, die Ordnung, die aus der Aehnlichkeit entſteht, deutlicher zu machen; zuweilen kann ſie gegen dieſelbe gleichgültig ſeyn. Von der erſtern Art iſt in der Dichtkunſt derjenige, was man poetiſche Schreibart nennet. Es iſt möglich, eine Schilderey von einer Sache zu machen, ohne ſich deswegen ſolcher Worte zu bedienen, die von andern Sachen entlehnet, und bey dieſer Gelegenheit nur gleichnißweiſe geſaget ſind. Die Strophe des Herrn Prof. Gottſched, die ich ſchon angeführet habe:

Schaue, wie ſich Haupt und Glied,
Fleiſch und Bein ſo künſtlich fügen,
Wie ſich Fläch's und Sehne zieh'n,
Wie die vollen Muskeln liegen.
Sieh auf deiner Adern Menge,
Und des Blutes Kreislauf Acht,

Den

Den das Herz mit regter Macht
Durch sein spritzendes Gedränge,
In die kleinsten Zäsern treibt,
Daß kein Pünktchen saftlos bleibt.

ist, wie mich dünket, von dieser Art. Wenn das Vorbild seine sehr große Vollkommenheit hat, so hat es des Hülfsmittels einer gebäumten Schreibart am wenigsten nöthig. Aber wenn man eine Schilderey, die entweder länger, als diese, oder nicht von so vollkommnen Dingen hergenommen wäre, mit lauter eigenen Worten machen wollte: so würde dieselbe matt und kraftlos werden. Ich darf ebenfalls nicht weiter ausführen, was eine solche Schreibart der Nachahmung für Dienste thut, da es schon von vielen Alten und Neuen sattsam ausgeführet ist; und da dieses Hülfsmittel der Poesie öfters für das wahre Wesen derselben angesehen worden. Alles, was man von Figuren saget, was von Gleichnissen geredet wird, gehöret; in so weit es zu einer epischen Beschreibung gebraucht wird, zu diesen Zierathen der poetischen Nachahmung. Nur dieses will ich anführen. Wie die willkührlichen Zierathen der Nachahmung, wenn sie mit Maße gebraucht werden, die Bilder lebhafter machen: also verdunkeln verschiedene derselben die Bilder, wenn diese Schönheiten allzuhäufig angebracht werden; sie machen, daß man das Bild und die Aehnlichkeit desselben in währender Betrachtung dieser Nebenschönheiten aus den Gedanken verliert, und sich von dem Hauptzwecke verirret, indem man auf angenehmscheinende Nebenwege geführet wird.

Dieses sind in einem ganz kurzen Begriffe meine Gedanken von der poetischen Schreibart, welche in einer Abhandlung von der Nachahmung nicht ausgeführet werden können, sondern eine eigene Abhandlung erfordern; welche ich aber nicht nöthig habe, vorzunehmen, indem dieselbe unter allen Materien der Dichtkunst diejenige ist, die man am

meisten

meiſten und beſten ausgeführet findet. Man wird gleichwohl in allem dem, was ich jemals geſaget habe, nichts finden, welches zu der Beſchuldigung, die man mir gemacht, Anlaß geben können; daß ich nämlich jemals einen Dichter aus dem Grunde getadelt hätte, weil ſein Ausdruck unerhört wäre. Meines Erachtens ſollte man niemals von einem Ausdrucke das Urtheil fällen, daß er zu verwegen oder unerhört ſey; weil weder die Verwegenheit, noch die Neuigkeit, ſondern nichts als die Unrichtigkeit eines Ausdruckes ſtrafbar ſeyn kann, wenn derſelbe entweder an ſich ſelbſt, oder in Abſicht auf den Charakter der Perſon, die ihn vorbringt, übel geſaget iſt. Und an ſtatt, daß man zu den dunkeln Worten verwegen und unerhört ſeine Zuflucht nimmt, ſo ſollte man lieber die Gründe dieſer Unrichtigkeiten ſuchen, welche die Sache allemal gewiſſer entſcheiden könnten. Uebrigens iſt das Wort unerhört einer ſehr groſſen Zweydeutigkeit unterworfen. In dem gemeinen Leben ſaget man: das iſt unerhört! wenn man ſagen will: das iſt ausſchweifend, das iſt ſo wunderlich, daß man niemals vermuthet hätte, etwas dergleichen zu hören. In einer edlern Schreibart aber wird dieſes Wort öfter für etwas, welches noch nicht gehöret worden, und neu und wunderbar iſt, gebraucht. Ich führe dieſes darum an, weil ich wünſchte, daß dieſes Wort behutſamer gebraucht würde; damit man in den Streitigkeiten, die über das Unerhörte in der poetiſchen Schreibart entſtanden ſind, wenigſtens den Misverſtand vermeiden möchte.

Das Sylbenmaaß in der Dichtkunſt iſt ebenfalls eine ſolche Vollkommenheit, welche, das Vergnügen zu befördern, mit der Nachahmung verbunden iſt. Und die erſten Erfinder der Dichtkunſt haben dieſe willkührliche Sache ſo genau mit derſelben verknüpfet, daß man von dem Weſen derſelben abgeht, und eine neue Art der Nachahmung erfindet, wenn man der Dichtkunſt das Sylbenmaaß benehmen will.

Dieſes iſt, was ich von der Nachahmung überhaupt zu ſagen gefunden. Ich zweifle nicht, daß ein anderer noch ein mehrers finden wird, wenn er eine Wiſſenſchaft in der Muſik, in der Malerey, in der theatraliſchen Vorſtellungskunſt und in andern Künſten, die Natur nachzuahmen, beſitzt, von denen ich mich keiner beſondern Kenntniß rühmen kann. Ich habe aber wenigſtens dasjenige, was ich über dieſe Sache gedacht, andern mittheilen, und denſelben überlaſſen wollen, was ich abgehandelt, entweder zu verbeſſern, oder zu gebrauchen.

Abhandlung
von der
Unähnlichkeit
in der
Nachahmung.

Vorbericht.

Dieſe Abhandlung iſt ſchon 1741 in der Geſtalt einer Rede ausgearbeitet, und den 2 December in der Gottſchediſchen Rednergeſellſchaft gehalten worden. Sie iſt zugleich mit verſchiedenen andern Reden meines Bruders über kritiſche Materien zur Ausgabe in den Uebungsſtunden dieſer Geſellſchaft, beſtimmt geweſen, die Johann Chriſtoph Löſchenkohl 1743 beſorget. Sie iſt aber unterblieben, vermuthlich, weil dieſe kritiſchen Reden den damals herrſchenden Grundſätzen allzuoffenbar widerſtritten. Bey die-

ser Gelegenheit sind die übergebenen Handschriften sämmtlich verloren gegangen, und nur diese einige durch einen Zufall erhalten worden. Man hat hernach 1745 im fünften Stücke des ersten Bandes der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes davon Gebrauch gemacht, doch so, daß diese Rede darinn die Gestalt einer Abhandlung angenommen hat.

Wenn

Wenn ich jetzt überall den Namen der Nachahmung der Natur höre; wenn hier ein ungelehrter, dort ein schöner Mund die Fehler der Dichter ins Licht zu setzen weis; wenn ich öfters einen Menschen, von dem ich kaum vermuthete, daß er das Wort Komödie richtig schreiben könnte, etwas verlachen sehe, womit vor einigen Jahren auch eingebildete Kunstrichter zufrieden gewesen seyn würden: so tröstet mich dieses über das Händeklatschen des Pöbels, welches ich bessern und edlern Stellen vorgespart wissen wollte, als diejenigen sind, welche es am öftersten erregen. Ich hoffe noch immer in Deutschland ein Athen oder wenigstens ein Paris, wo der Geschmack in der Dichtkunst den Geschmack im Umgange reiniget, und wo man schöner sprechen, gesitteter scherzen, und von ernsthaften Dingen lebhafter reden lernet. Meine Hoffnung hat keinen blossen patriotischen Wunsch zum Grunde. Man ist es ja gewohnt, in einer Sache, die den Verstand schärfet, wo sie auch den Willen nicht verbessert, sein Vergnügen zu suchen, wenn man sie nur einigermaßen kennen gelernet. Unterdessen ist der wahre und vollständige Begriff der Nachahmung so ausgebreitet nicht, als der Name derselben. Ein Wort, welches der Quell so vieler schönen Wissenschaften ist, welches die Werke der Baumeister schmücken, welches dem Pinsel des Malers Gesetze geben, welches den Bildhauer Menschen aus Steinen machen lehren, und welches die Reime des Dichters mit reizenden Bildern beseelen soll, ist in aller Menschen Munde, ohne daß die Kraft eines solchen Wortes in

dem Verstande derselben erkannt wird. Ich würde vermessen seyn, wenn ich in den engen Schranken einer Abhandlung einen Begriff deutlich machen wollte, dessen Weitläuftigkeit nicht einmal der Raum eines Buches zu fassen scheint, und welcher, wofern irgend eine Sache in den schönen Wissenschaften weitläuftig abgehandelt zu werden verdienet, das erste Recht hat, in einem besonderen Buche ausgeführet zu werden. Ja, daß ich es aufrichtig gestehe, so habe ich nicht einmal die Zuversicht zu mir selbst, daß ich die zureichende Geschicklichkeit besitze, wenn mir auch der Raum nicht fehlete. Gleichwohl reizet mich meine Neigung zur Dichtkunst, mit Verachtung der Gefahr, die ich dabey laufe, meine Kräfte daran zu versuchen, und mich wenigstens an den Beweis einer Regel der Nachahmung zu wagen, welche von vielen bisher mehr unvermerkt beobachtet, als deutlich erkannt worden ist. Man soll nämlich zuweilen die Nachahmung der Sache, der man nachahmet, unähnlich machen.

Ich verlange von meinen Lesern jetzt allein, daß sie mich nicht eher verdammen sollen, als bis ich diesen bewiesen habe. Denn daß sie mir eher glauben sollten, als bis ich meinen Beweis geführet habe, darf ich nicht leicht vermuthen.

Ich unterstehe mich also, zu behaupten, daß man zuweilen die Nachahmung der Sache, der man nachahmet, unähnlich machen soll. Ist es denn also möglich, daß in einer Sache Aehnlichkeit und Unähnlichkeit beysammen seyn sollen? Ist die Nachahmung nicht ein Werk, welches man blos darum unternimmt, daß man ein Bild hervorbringen möge, welches seinem Vorbilde ähnlich ist? nicht ein Werk, welches desto vollkommener ist, je mehr Eigenschaften die nachgeahmte Sache von der wahrhaften an sich nimmt; welches desto mehr vergnügt, je näher es ihr kömmt, und welches desto weniger gefällt, je mehr es sich von ihr entfernet, ja, welches uns sogar Mißvergnügen machet, wenn wir Unähnlichkeiten daran wahrnehmen? Ich gestehe dieses alles

für,

zu, und wenn man noch etwas von mir verlangt, welches aus ihm diesen Gründen fließt, so will ich auch das zugestehen.

Wohin werde ich also flüchten? Und womit werde ich mich von dem Vorwurfe retten, daß ich mir selbst widerspreche? Vielleicht habe ich mir schon vorher dadurch eine Ausflucht aufbehalten, daß ich sage, man solle das Nachbild dem Vorbilde unähnlich machen. Ich werde mich vielleicht deutlicher erklären. Ich werde nur sagen wollen, daß man es ihm zuweilen nicht ganz ähnlich machen solle; daß man manchmal genöthiget sey, einige Eigenschaften seines Vorbildes zu unterdrücken; daß man das Ekele eines alten Weibes nicht mit abmalen solle, wenn man das Häßliche * daran beschreiben will; daß es der Leser dem Dichter wenig Dank wissen werde, wenn er, nach dem Exempel einiger von unsern Poeten, die Haare ihres Bartes mit unreinen Schäden der Haut vermischet, und seinem Leser alle Wollust verderbt, die ihm sonst das wohlgetroffene Gemälde erwecken würde.

Ich will mit meinen Lesern aufrichtig umgehen. Ich will mir alle Ausflüchte verschließen, welche hernach meinem Satze einen andern Verstand geben könnten, als es anfangs geschienen hat. Dieses ist nicht das einzige, was ich verlange, sondern ich bin überzeugt, daß man die Umstände seines Vorbildes zuweilen anders vorstellen muß, als sie wirklich sind; daß man öfters nur wenige Züge von derjenigen Sache, die man abschildert, behalten darf; kurz, daß man oft, wenn man nachahmet, die ganze Sache, der man nachahmet, so zu sagen, verwandeln muß. Denn aus welchen Ursachen ahmet man nach? Thut man es, damit man bloß nachgeahmet haben möge? oder unternimmt man eine so künstliche Sache nicht um ihrer selbst, sondern vielmehr um eines ein-

* Es wird hiermit auf eine sehr [illegible]hafte Beschreibung eines alten Weibes gezielet, welche Broken gemacht, und Breitinger im I Theile seiner Dichtkunst p. [illegible] angeführet.

fremdem Endzwecke willen? Ist das erstere die wahre Ursache; so ist derjenige im Nachahmen der allervollkommenste, welcher sein Vorbild nicht abschildert, sondern von neuem erfindet: welcher, wenn er einen Garten zum Gegenstande seiner Nachahmung wählen soll, denen, die er dadurch ergötzen will, nicht ein Bild eines Gartens giebt, sondern einen wirklichen Garten hinbauet; und welcher nicht durch einen verführerischen Betrug, sondern durch die Wahrheit selbst, die andern überredet, daß sie diejenige Sache finden, welche nachgeahmet worden ist. So hoch ich auch die Nachahmung schätze, so kann ich sie doch nicht unter die hohen und würdigen Dinge rechnen, die man, wie die Tugend, bloß um ihrer selbst willen, unternehmen muß.

Ich will von meinen Lesern zuerst nur wenig fodern. Man wird mir wenigstens so viel zugeben, daß man die Nachahmung deswegen unternimmt, damit andere die Aehnlichkeit derselben wahrnehmen mögen. Dieses ist der letzte Endzweck des Nachahmens noch nicht. Aber er ist derjenige, durch welchen die übrigen erhalten werden. Eine Nachahmung ist todt, welche von niemanden beobachtet wird, und beleidiget demjenigen seine Mühe schlecht, dem sie ihren Ursprung zu danken hat. Ist es aber wahr, daß wir nachahmen, damit andere die Aehnlichkeit unserer Bilder mit ihren Vorbildern bemerken; so müssen wir so nachahmen, daß unser Bild mit dem Begriffe, welchen andere von dem Vorbilde haben, übereinkömmt. Denn nach ihren Begriffen werden sie uns richten, und unsere Bilder entweder als ähnlich loben, oder als unähnlich tadeln und verachten. Woher hat man aber Begriffe, die mit der Sache selbst genau übereinkommen? Zur Noth von demjenigen, was zu unsern Zeiten geschieht, und auch von diesem nicht allezeit.

Ahmet man aber nicht dem am meisten nach, was zu unsern Zeiten geschieht? Wo bleiben denn die Helden des Alterthumes, die man auf unsern Schaubühnen lebendig machet? Kann sich unter uns, die wir uns der Gelehrsamkeit widmen,

nehmen, ich will nicht ſagen, unter dem Volke, jemand rühmen, daß er den wahren Agamemnon, den wahren Achilles, den wahren Brutus kennet? Die Zeit, die den Ruhm der Menſchen, wenn er gering iſt, noch mehr verringert, wenn er aber groß iſt, vermehret und höher hebt, hat dieſe Helden in unſern Gedanken weit über ihr gewöhnliches Maaß vergrößert. Ihr Menſchliches iſt an ihnen geſtorben, und ihr Göttliches lebet allein noch in unſerem Angedenken, und es lebet nicht nur, ſondern es hat auch von der Zeit, die ſonſt nichts unverzehrt läßt, einen Zuſatz erhalten. Entfernte Dinge verkleinern ſich vor unſern Augen, aber entfernte Helden ſehen in unſern Gedanken allezeit größer aus. Ja, wie wollen wir ſagen, daß wir nicht falſche Begriffe von den Helden der vergangenen Zeiten haben; da wir überhaupt von den gekrönten Häuptern ſelten richtig denken? Es iſt billig, daß uns die Ehrfurcht hindert, an den Göttern dieſer Welt den Menſchen wahrzunehmen. Die Pflicht billiget ſogar die falſchen Begriffe von unſern Beherrſchern, weil ſie unſern Gehorſam befördern; und unſere Vorurtheile von den Großen der Welt ſind glücklich; weil wir uns unglücklicher achten würden, wenn wir diejenigen, die über uns ſind, uns gleich ſchätzeten. Kurz, wir haben von einem großen Theile der Dinge, denen wir nachahmen, falſche Begriffe. Saget man, daß nur der Pöbel ſich durch den Schein blenden laſſe, und die Helden ſich größer vorſtelle, als ſie es verdienen; ſo werden ſehr wenige ſeyn, die in dieſem Falle nicht zum Pöbel gehören. Geſetzt, man beſtreitet ſeine Vorurtheile, und findet ein Mittel, die Großen zu betrachten, ohne von ihrem Glanze geblendet zu werden; wie lange können wir wohl dieſes Glas, welches ihnen die Stralen benimmt, vor den Augen behalten? Unſer Verſtand dringt auf einige Minuten in ihre Cabinette. Er ſieht darinn eben ſowohl, als in den Zimmern der Niedrigen, hier einen Tartüffe, dort einen George Dandin, dort einen Sganarell. Aber kaum wird unſere Einbildungskraft rege gemacht; ſo meſſen wir dem Rufe wieder Glauben bey, den wir vorher lügen geſtraft,

gestraft, und wir können die Bilder nicht verlöschen, die wir uns aus der allgemeinen Meynung der Leute gemacht haben.

Ich brauche die Großen und die Helden in der Welt, zum Exempel, nicht aus einem Mangel der Ehrfurcht gegen sie, sondern, weil sie die vornehmsten Gegenstände der Nachahmung sind. Ich will an ihnen zeigen, wie falsch die Bilder sind, welche unsre Einbildungskraft von den Dingen hat, die wir insgemein nachahmen. Wenn wir die Beschaffenheit der Begriffe der Menschen untersuchen, so werden wir sie in noch mehrern Dingen falsch befinden. Auch sogar da, wo wir mit dem Verstande zur Wahrheit durchgedrungen sind, wird unsere Einbildungskraft unserm Verstande noch widersprechen. Wir werden anders urtheilen, wenn wir die wahre Beschaffenheit der Sache untersuchen; und anders, wenn wir Vorbild und Bild in unsern Gedanken gegen einander halten. Wir wissen, wie oft es Große gegeben, die sich von der gewöhnlichen Pracht ihres Standes losgerissen. Wer kann sich aber enthalten, daß er sich einen Helden nicht insgemein mit einer ganzen Last von Kostbarkeiten, mit Gold und Edelsteinen bedeckt, vorstellet? Wenn also unsere Begriffe öfters falsch sind, und wenn wir dennoch die Bilder, die wir durch die Nachahmung hervorbringen, den Begriffen der Menschen ähnlich machen müssen; so folgt nothwendig, daß diese Bilder der Sache, die wir nachahmen, nicht nur zuweilen, sondern so oft unähnlich seyn müssen, als die Begriffe, nach denen die Menschen unsere Bilder beurtheilen werden, den Sachen selbst unähnlich sind.

Warum will man aber, daß andre Leute die Aehnlichkeit unserer Nachahmung bemerken? Ich glaube darum, damit sie sich daran vergnügen. Je mehr Vergnügen unsere Nachahmung erweckt, desto schöner ist sie. Also ist es nicht ein Fehler, sondern ein Kunststück, Unähnlichkeit in die Nachahmung zu bringen, wenn mehreres Vergnügen dadurch erhalten wird, wofern nur derjenige, dem zu gefallen wir nachahmen,

ähnen, noch immer Aehnlichkeit zu bemerken glaubt, und das Mittel ſeines Vergnügens, durch unſere Begierde zu vergnügen, nicht ungeſtoſſen wird. So oft wir einen Geizigen, einen Heuchler, eine Widerſprecherinn abſchildern; ſo oft pflegen wir gleichſam einen Herkules zu bilden, in welchen wir, wie die Griechen dieſem die Thaten aller Herkulen beylegten, die Thaten aller Geizigen, aller Heuchler, aller Widerſprecherinnen zuſammenbringen, und auf den wir alles, was nur jemals lächerliches auf ſolche Perſonen gefallen iſt, zuſammenhäufen. Denn niemals hat die Natur weder die Fehler noch die Tugenden der Menſchen ſo vollkommen hervorgebracht, als die Nachahmung; niemals iſt eine ſo ſchöne Venus geweſen, als der Stein des Bildhauers, der die Schönheiten der Frauenzimmer einer ganzen Stadt in ein einziges Bild zuſammen brachte. Aber, ſo wird man mir vielleicht einwerfen, wie kann man ſagen, daß etwas einer Sache ähnlich iſt, deſſen Vorbild nirgends gefunden wird, niemals geweſen iſt, und zu keinen Zeiten ſeyn wird? Wie kann man aber, antworte ich, dieſe Unähnlichkeit tadeln, welche darum von wenigen wahrgenommen wird, weil ſich alle ſolche Thaten zum mindeſten an ſich ſelbſt als möglich, einbilden können, obgleich die Menge und Zuſammenhäufung derſelben allzuvielerley Urſachen vorausſetzt, als daß wir ſie jemals in dem ganzen Zuſammenhange der Welt für möglich halten ſollten? Wie kann man dieſe Unähnlichkeit tadeln; da ſie allein fähig iſt, uns die Neugierigkeit zu belohnen, derentwegen wir eine Satire leſen, oder den Schauplatz beſuchen, da wir, wenn entweder die Komödie dem gemeinen Leben, oder das gemeine Leben der Komödie vollkommen ähnlich ſeyn ſollte, entweder in der Komödie einſchlafen, oder im gemeinen Leben uns beſtändig aus dem Athem lachen müßten; kurz, da wir das Vergnügen, das wir daraus ſchöpfen, nicht genießen könnten, wenn der Komödienſchreiber von dem Wahren nicht ein wenig abgewichen wäre?

Ist es aber wohlgethan, Unähnlichkeiten in die Nachahmung zu bringen, wenn man dadurch ein größeres Vergnügen erhalten kann; so ist man schuldig, es zu thun, wenn das Vergnügen, das wir suchen, wieder durch die Aehnlichkeit unterbrochen würde. Obgleich alle Empfindung der Aehnlichkeit Vergnügen erwecken muß, so kann doch dieses Vergnügen nicht bey allen Dingen kräftig und lebendig in uns werden. Der Abscheu vor der Sache, die uns vorgestellt wird, tödtet öfters die Lust, die wir aus der Aehnlichkeit derselben empfinden wollen, und gebiert statt derselben in uns Widerwillen und Ekel. Sollten uns Raserey, Ohnmacht, und Tod so schrecklich abgebildet vor Augen stehen, als sie in der That sind; so würde öfters das Vergnügen, das uns die Nachahmung derselben gewähren sollte, in Entsetzen verkehrt werden. Das Röcheln und Zücken eines Sterbenden würde die Beherztesten aus ihrem Vergnügen reißen, und die Erinnerung, daß es nur ein Betrug sey, würde zu schwach seyn, unser Gemüth, welches einmal von traurigen Empfindungen voll wäre, wieder aufzuheitern. Soll man diese Vorstellungen aber gar unterdrücken? Wenn man sie, ohne Misvergnügen zu erwecken, nicht völlig nachahmen kann; so kann man sie auch nicht hinweglassen, ohne den Menschen die lebhaftesten Vorstellungen zu rauben. Es ist kein andres Mittel übrig, als daß wir diese Bilder den Vorbildern unähnlich machen. Ich verlange nicht, daß man unter dem Weinen und Geschreye der Umstehenden, wenn alle seufzen und ausrufen: Ach er wird blaß! ach er erstarrt! ach er stirbt! einen armen Sterbenden, welcher jetzt die Augen zuthun sollte, mit seinen schwachen Füßen bemühen und vom Schauplatze abtreten lassen solle, damit er nicht vor den Augen der Zuschauer sterbe. Aber man wird wenigstens dasjenige, was bey dem schrecklichen Augenblicke des Todes noch sanftes und süßes wahrgenommen werden kann; ganz gelinde Bewegungen; ein Hauptneigen, welches mehr einen schläfrigen Menschen, als einen, der mit dem Tode kämpft, anzuzeigen scheint; eine

Stim-

Stimme, welche zwar unterbrochen wird, aber nicht röchelt, zu der Vorstellung des Todes brauchen können; kurz, man wird selber eine Art des Todes schaffen müssen, die sich jedermann wünschen möchte, und keiner erhält.

Wer sollte wohl glauben, daß eben diejenige Gewalt, in den Gemüthern Widerwillen und Abscheu zu wirken, welche die Raserey, die Ohnmacht und der Tod haben, auch der Beleidigung des Wohlstandes zustünde? Und zwar thut dieses nicht allein die Beleidigung desjenigen Wohlstandes, dessen Gesetzgeberinn die Tugend ist; denn so wollte ich mich nicht verwundern, sondern freuen, daß die Tugend eine so mächtige Herrschaft über die Herzen behauptete. Auch die Furcht vor der Beleidigung eines solchen Wohlstandes, dessen bester Grund öfters die Bequemlichkeit der Menschen ist, den öfters der Eigensinn eingeführt, und Gewohnheit bestätigt hat, befiehlt uns, unserm Bilde Züge zu geben, welche dem Vorbilde widersprechen. Man wird sagen: Ist es denn nicht erlaubt, Umstände, die der Wohlstand auszudrücken verbietet, vielmehr durch ein künstliches Stillschweigen zu bedecken, als durch die Unähnlichkeit zu verändern? Es ist wahr, daß es zuweilen erlaubt, öfters aber unmöglich ist. Wie wollen wir es denn bey derjenigen Art der Nachahmung anfangen, wo wir alles auf das genaueste bestimmen müssen; wo wir die Dinge nicht der Einbildungskraft durch die Beschreibung, sondern den Augen durch die Vorstellung zeigen müssen; wo wir zum Exempel, den Amerikaner, wofern wir seine Handlungen nachahmen wollen, auch aufführen müssen, und wo uns doch der Wohlstand verbietet, ihn nackend aufzuführen?

Nunmehr verlange ich erst, daß mir meine Leser glauben sollen, wenn ich sage, daß es Fälle giebt, in welchen uns die Regel der Nachahmung gebeut, nachzuahmen, und dennoch das Bild der Sache, die man abbildet, unähnlich zu machen. Und ich glaube, ich habe zugleich gezeigt, wo es diese Regel erfodert. Ich habe dargethan, daß es recht sey, Unähnlichkeiten in die Nachahmung zu bringen, wenn

die

die Begriffe der Menſchen von der Wahrheit abweichen; daß es nützlich ſey, wenn das Vergnügen dadurch befördert wird; daß es eine Schuldigkeit ſey, wenn man den Menſchen dadurch Vorſtellungen voll Ekel und Abſcheu entzieht, oder wenn der Wohlſtand einer vollkommnen Aehnlichkeit zuwider iſt.

Aber habe ich etwa dadurch der Unähnlichkeit zu einer zügelloſen Herrſchaft verholfen? Habe ich dadurch vielleicht ein Feld geöffnet, wo man ohne Regel herumirren, und ſeine Hirngeſpinſte für Nachahmungen verkaufen wird? Nichts weniger, als dieſes. Das Verbrechen derjenigen, die ohne Urſache ihren Nachahmungen Unähnlichkeiten einmiſchen, würde deſto wichtiger ſeyn, da man ſo wichtige Urſachen haben muß, zu dergleichen Unähnlichkeiten berechtigt zu ſeyn. Deſto eifriger muß man ſich bemühen, ſeinem Vorbilde nahe zu kommen, wo es die Regel nicht verbietet, damit man durch die übrigen Aehnlichkeiten die regelmäßige Unähnlichkeit des Bildes überdecken und verbergen möge. Denn es macht allezeit Misvergnügen, wenn man die Unähnlichkeit bemerket. Man entſchuldiget dieſelbe, wo ſie der Zwang verurſacht, und wo ſie einem wichtigern Misvergnügen abhilft. Aber man lobt ſie alsdann erſt, wenn man ſie nicht wahrnimmt, und wenn die Unähnlichkeit ſelbſt Aehnlichkeit zu ſeyn ſcheint. Kurz, es iſt kein Verbrechen, die Aehnlichkeit zu übertreten; aber es iſt ſchon ein Fehler, ſich merken zu laſſen, daß man ſie übertreten hat, und die Unähnlichkeit in ſeinen Nachahmungen den Sinnen ſeiner Richter empfindlich zu machen.

Demokrit.

Ein

Todtengeſpräch.

Vorbericht.

Eine Ueberſetzung von Regnards Demokrit, die man auf dem Leipziger Theater aufführte, war die Veranlaſſung zu dieſem kritiſchen Geſpräche. Wenn auf der einen Seite gewiſſe Unähnlichkeiten in der Nachahmung gerechtfertigt und ſelbſt empfohlen werden, ſo hat man auf der andern, Dichtern und Künſtlern eine ſorgfältige Achtſamkeit auf das **Uebliche** oder das **Coſtume** anzupreiſen. Wenn ein berühmter Charakter, eine bekannte Begebenheit nachgeahmt werden ſoll, ſo gehören zur Ausbildung derſelben Sitten und Nebenumſtände. Ein großer Theil der Aehnlichkeit verliert ſich, wenn dieſe aus fremden Zeiten entlehnt ſind, wenn man die Apoſtel, wie Pilgrimme aus den mittlern Jahrhunderten, mit Roſenkränzen malt.

Die franzöſiſchen Dichter ſind überhaupt die ſorgfältigſten nicht in dieſem Theile der poetiſchen Malerey. Kaum aber wird man irgendswo eine offenbarere Verachtung des Ueblichen antreffen, als im Demokrit des ſehr witzigen und komiſchen Regnard. Die Beſchuldigungen, die ihm Demokrit ſelbſt, und Ariſtophanes im Reiche der Todten machen, leiden gar keine Verantwortung. Was ihm helfen

thun, ist nichts, als ein aufrichtiges Geständniß, daß er an das Costume nicht einmal gedacht, und daß er die Ehre, einen wahren Demokrit und ein wahres Athen zu schildern, der Begierde, seinen Parissern zu gefallen, und die Sitten seiner Zeiten anzubringen, aufgeopfert hat. Denn man würde den Regnard allzuhart beschuldigen, wenn man diesen Fehler einer Unwissenheit beymessen wollte. Es ist offenbar, daß er unter griechischen Namen nur an Franzosen gedacht hat. Strabo sagt bey ihm, um ein Frauenzimmer seiner Redlichkeit in den Liebeserklärungen zu versichern:

J'ai près du sexe enfin l'air de la *vieille cour*.

Ein Ausdruck, womit man zu Regnards Zeiten die Beständigkeit in den Angelegenheiten des Herzens bezeichnete, die noch unter Ludwig XIII oder im Anfange von Ludwig XIV Regierung Mode gewesen war.

Aber ist Regnard hiermit gerechtfertiget? — Bey einem tragischen Dichter würde dieser Fehler strafbarer seyn, als bey einem komischen; und auch im Komischen ist eine so grobe Verletzung des Wahrscheinlichen gewiß nicht für eine Schönheit zu achten. Man lobt indessen das übrige Gute an einem solchen Gedichte, so wie bey einer Bildsäule, die etwa einen römischen Helden in französischer Kleidung vorstellet, noch immer die Kunst des Meisters gerühmt werden kann.

Dieses Todtengespräch ist 1741 im ersten Bande der Belustigungen des Verstandes und Witzes gedruckt.

Regnard. Demokrit. Ariſtophanes.

Regnard.

Mit Eurer Erlaubniß, mein Herr! Saget mir doch, ob Ihr Demokrit ſeyd? Man will mir es bereden, und ich habe es noch immer nicht glauben wollen.

Demokrit. Ob ich Demokritus bin? Weil du es nicht glauben willſt, ſo muß ich dir wohl ſagen, daß ich es nicht bin. Denn dieſes wirſt du auf ſolche Art wohl glauben wollen.

Regnard. Nehmet mir es nicht ungütig. Ich habe einige Urſache gehabt, es nicht zu glauben. Denn ich ſehe Euch ganz anders, als ich Euch in meiner Komödie aufgeführet habe. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von Euch gemacht.

Demokrit. Ich werde mich alſo, dir zu gefallen, genöthigt ſehen, nicht mehr Demokritus zu ſeyn, damit das Bild, das du dir von dem Demokritus gemacht haſt, wahr ſeyn könne. Du kannſt alſo nur den Demokritus an einem andern Orte ſuchen, ihn mit deinen artigen Complimenten zu beläſtigen.

Regnard. Mein Herr Demokrit! Wofern Ihr anders Demokrit ſeyd, ſo misgönnet mir doch eine Ehre nicht, die ich ſo lange gewünſcht habe. Ich habe Euch ſo lange im

Reiche der Todten gesucht, Euch meine Hochachtung zu bezeigen.

Demokrit. So hast du so viel Eifer angewandt, eine unnütze Sache zu thun? Ich muß wohl deinen Eifer belohnen, und dafür anhören, was du dir für ein Bild von mir gemacht hast.

Regnard. Ich will Euch sagen, wie ich Euer äußerliches Wesen in meiner Komödie beschrieben habe.

Er hat was, wie man sagt, vom Menschen und vom Bär;
Er redet nur manchmal, doch immer lachet er.

Demokrit. Du hast in der That eine lebhafte Einbildungskraft. Sage mir doch, was du glaubtest, das ich von einem Bäre an mir hätte? Sollte ich denn reden wie ein Bär, oder lachen wie ein Bär?

Regnard. Ihr müsset es mit den Worten nicht so scharf nehmen, und so billig seyn und glauben, daß ich in dem ersten Verse von Eurer Gestalt, und in dem andern von Euren Gebärden reden wollte, ob es Euch gleich vorkömmt, als hätte ich einen durch den andern erklären wollen.

Demokrit. Wie war denn also meine Gestalt? Du wirst mich doch in keine Bärenhaut, oder in ander Pelzwerk gekleidet haben, wie einen Russen oder Grönländer aus deinen Zeiten?

Regnard. Konnte ich denn nicht auf Euren Bart mein Absehen haben?

Demokrit. Ich glaube, Hippokrates hat meinen Bart in seinem Briefe von mir verewigt. Aber der Bart macht eine schlechte Aehnlichkeit mit einem Bäre; vollends zu meinen Zeiten. Die Bärte waren ja in Athen so selten nicht. Und wer alte bärtige Leute hätte für Bäre ansehen wollen, der hätte bey Zeiten aus Athen geflüchtet. Denn es waren Philosophen genug da. Unterdessen sind dir die Leute verbunden, mein guter Franzose! Ich habe in meinem Leben

über

über die Narren gelacht. Es ist Zeit, daß sie sich rächen, und über mich lachen.

Regnard. Ihr dürfet dieses so sehr nicht besorgen, mein Herr. Es ist eben meine Absicht nicht gewesen, Euch lächerlich zu machen. Es werden wenige Stellen seyn, daraus man dieses argwohnen könnte. Wenigstens, wenn Ihr meine Komödie hören wolltet, würdet Ihr sehen, daß ich Euch in vielen Stücken zu Eurem Vortheile vorgestellet habe.

Demokrit. So hast du mich loben wollen? — Ich weis dir es wenig Dank; zumal, da du dir so ein schönes Bild von mir gemacht hast.

Regnard. Das eben auch nicht. Lasset Euch nur die ganze Einrichtung meines Stücks sagen, mein Herr Demokrit; so werdet ihr besser sehen, was meine Absicht gewesen ist.

Demokrit. Ich sehe schon, daß ich dich nicht los werde, und daß du mir mit aller Gewalt deine Hochachtung bezeigen willst. Also sage mir nur die Einrichtung davon.

Regnard. Demokrit hatte sich in eine Wüste begeben, die Menschen zu fliehen, und der Untersuchung der Natur besser nachzugehen. Strabo, ein Mann, welchen der Verdruß über seine Frau vor zwanzig Jahren von ihr getrieben hatte, war seit zwey Jahren bey ihm, theils als Schüler, theils als Bedienter, wiewohl er mit der Wüste sehr übel zufrieden war. Ein Bauer, Thaler, der sie beyde mit ganz sparsamen Essen versorgete, erzog ein junges Mägdchen, Chryseis genannt, als seine Tochter, welche dem Demokrit gefiel, und in welche er sich, kurz zu sagen, verliebte, ob er es gleich nicht merken lassen wollte. Demokrit, Chryseis und Strabo befanden sich beysammen, als der König von Athen, der auf der Jagd war, sich an eben diesen Ort begab, daselbst auszuruhen. Chryseis gefiel ihm auf den ersten Anblick, und er empfand sogleich einige Bewegungen der Liebe. Er nö-

thigte den Demokrit, den Esel, den Thaler und die Chrysseis, mit ihm an den Hof zu kommen. Demokrit gehorchte, und die andern folgten ihm gern; insonderheit Strabo, welchem die magern Mahlzeiten in der Wüste nicht geschmeckt hatten. Er nahm von den Tigern, Bären, Hirschen, Gemsen, Schweinen und Wölfen mit Freuden Abschied.

Demokrit. Ich bitte dich, halt ein wenig inne, und schone meinen Athem! Ich muß sonst zu viel lachen. So hatte ich mich also in eine Wüste bey Athen begeben, wo Bäre und Tiger waren? Du beschreibst mich als einen vergnügten Menschen. — Aber hatte ich denn diese Tiger und Bäre ausdrücklich in die Wüste kommen lassen, damit sie bey mir wohnen möchten? Denn man war zu Athen von Tigern eben nicht geplagt. Sage mir doch; sind denn in Frankreich Tiger?

Regnard. Nein!

Demokrit. Sonst hätte ich geglaubt, das Athen, das du beschreibst, müßte eben in Paris liegen. Es ist ein König daselbst, wie in Paris. Ich bin ein guter Narr, der sich auf sein Wort mit an den Hof schleppen läßt. Wir verlieben uns beyde, der König und ich, auf gut parisisch. Sage mir doch, was redte denn dein König, als er die Chrysseis sah?

Regnard. Er sagte ungefähr: Lasset uns näher treten. — Himmel! welche liebenswürdige Person! Wie kann es seyn, daß die dürftern Wälder ein so artiges und reizendes Kind in sich schließen? Lasset zu, daß man an diesem Orte Euren Reizungen die Unterthänigkeit bezeiget, die man ihnen schuldig ist.

Demokrit. Gewiß! der Komödiant thut nicht unrecht, der uns alle Parisisch kleidet, weil du uns so Parisisch gebildet hast.

Regnard. Man sieht wohl, daß Ihr von dem Theater gar wenig Licht habet. Was geht es mich an, ob alle die

die Dinge, die Ihr tadelt, so geschehen sind? Habe ich doch die Freyheit, sie so zu dichten.

Demokrit. Es ist dir also vergönnet, zu dichten, daß Athen nicht Athen sey. Du krönest selber einen König in deinem Gehirne, zu der Zeit, da alle Welt weis, daß es eine freye Stadt war. Du bringst Tiger und Bäre dahin, und der Himmel weis, wie du mich abgeschildert hast, da du Athen so wohl zu treffen gewußt.

Regnard. Ich glaube, daß ich mein Meisterstück gemacht habe, Euch abzuschildern. Ich habe Euch doch als jemanden vorgestellet, der über die Menschen lachet. Ich habe Euch als einen vorgestellet, der sich, diese lächerlichen Leute zu fliehen, in den Wald begeben hat.

Demokrit. Das will ich dir erlauben. Das lächerliche Wesen der Menschen machte wenigstens, daß ich mich desto leichter ihres Umganges entschlagen konnte, die Natur zu untersuchen. Aber sage mir doch, wenn ich in die Wüste gegangen war, die Menschen zu fliehen; weswegen verließ ich denn den Wald, diese lächerlichen Thiere wieder zu suchen?

Regnard. Der König befahl es.

Demokrit. Aber wenn ich auch einen König hatte, so hatte er doch die Macht nicht, mich zu zwingen, an den Hof zu gehen. Und da ich merkte, daß er sich in die Chrysels verliebte, so that ich nicht wohl, wenn ich dahin gieng, und sie mitnahm.

Regnard. Ihr fandet aber Eure Rechnung dabey, und dieser Zwang, an den Hof zu gehen, schien Euch angenehm zu seyn, weil Ihr daselbst Gelegenheit zu lachen hattet.

Demokrit. Wenn mir die Gelegenheit zu lachen lieb war; warum war ich denn in die Wüste gegangen?

Regnard. Ihr nahmet aber den Strabo mit. Dieser konnte Euch in der Wüste zu lachen genug geben.

Demokrit. So floh ich denn vor den lächerlichen Menschen, und nahm gleichwohl einen lächerlichen Menschen mit. Dieses kömmt mir vor, als wenn Strabo von seiner Frau gelaufen wäre, und sie mit sich genommen hätte.

Regnard. Ihr konntet aber nicht ohne alle Menschen seyn. Ihr hattet viele Dinge nöthig. Und überdieß müßt Ihr wissen, daß es nicht Gebrauch bey uns ist, einen Herrn aufzuführen, der keinen Diener hätte; weil uns allzuviel Gelegenheit aus den Händen gienge, lustige Dinge zu sagen.

Demokrit. Wahrhaftig! Du hast mich zu einem vernünftigen Manne deiner Zeiten gemacht. Denn du stellest mich als jemanden vor, der sich einen Narren auf seinen eigenen Leib hält. Sage mir doch genauer: Wer war denn dieser Strabo?

Regnard. Er war ein Lakey der Philosophie.

Demokrit. Ein Lakey der Philosophie? Ich glaube, du hast angefangen, auch der Philosophie eine Hofstatt zu geben. Und sie wird wohl auch Sänftenträger und Kutschen annehmen?

Regnard. Wirklich, Ihr seyd unerträglich mit Lachen. Und mein Demokrit ist viel gesetzter, als Ihr. Er lächet gar nicht so sehr.

Demokrit. Das wird unfehlbar machen, weil er über die Liebe zu seufzen hat.

Regnard. Er ist ein recheer Hofmann. Er läßt seine Liebe gar nicht merken. Er widerspricht dem Könige nicht, da ihn derselbe zum Kuppler macht. Er räth der Chrysis, ihn zu lieben. Aber er stiftet heimlich den Vater an, daß er sie vom Hofe schaffen soll. Ich biete Euch Trotz, daß

daß Ihr bey Eurem beſtändigen Lachen Euer ſo mächtig ſeyd, Euch zu verſtellen.

Demokrit. Ich danke dir für die mir unbekannten Tugenden, die du mir beygelegt haſt. Ich brauchte nicht viel mehr ſolche Tugenden; ſo würde ich würdig ſeyn, von allen Menſchen nicht belacht, ſondern beweint zu werden.

Regnard. Saget mir aber dieſes: Ein ſo lebhafter Kopf, wie Ihr ſeyd, kann nicht einſehen, was ein Lakey der Philoſophie ſagen will? Er war Euer Bedienter und Zuhörer, und weil er Euch mit denen Sachen zur Hand gieng, die Ihr zur Philoſophie brauchtet, ſo nenne ich ihn einen Lakeyen der Philoſophie.

Demokrit. Du wirſt alſo denjenigen, der mir einige Bücher von der Sittenlehre zutrüge, und einmal hineinſähe, einen Lakeyen der Sittenlehre heiſſen? — — Mache doch das Bild fertig, das du von mir entworfen haſt! Denn es kömmt mir eine Luſt an, über eine Perſon zu lachen, die meinen Namen angenommen hat.

Regnard. Ich habe Euch weiter gebildet, wie man alle Hauptperſonen der Komödie bilden ſoll.

Demokrit. Nämlich, vielleicht lächerlich? Ich glaube dir es. Wenn du es nicht hätteſt thun wollen, ſo würdeſt du es auch wider deinen Willen gethan haben.

Regnard. Das iſt das vornehmſte nicht, ſondern nur eine Nebenſache. Ich habe Euch verliebt gebildet.

Demokrit. Ich verſtehe dich. Du haſt mich nicht verliebt gemacht, weil du mich lächerlich machen wollteſt, ſondern du haſt mich lächerlich gemacht, weil du mich verliebt machteſt. Du hätteſt ſonſt wohl andere Mittel gehabt, mich lächerlich zu machen. Du hätteſt nicht ſo grauſam lügen dürfen. Aber ſiehe doch; kenneſt du dieſen, der auf uns zugegangen kömmt?

Regnard. Es ist ein Komödienschreiber.

Demokrit. Ja, es ist Aristophanes.

Aristophanes. Demokritus, ich muß dir doch Nachricht davon geben. Man wird dich bitten, einer Versammlung von Komödienschreibern beyzuwohnen; denn sie glauben, daß du zu ihrer Gesellschaft gehöreſt, weil du über die Menschen gespottet haſt, und sie ebenfalls darüber spotten.

Demokrit. Ich glaube, daß Ihr auch nach dem Tode nicht ruhen könnet, und daß auch sogar Eure Schatten noch satyrisch sind.

Aristophanes. Es ist ihnen allerseits auf Veranlassung der neuen Komödienschreiber in den Kopf gekommen, sich zu berathschlagen; ob man kein Mittel ausfinden könne, über die Leute zu spotten, ohne sie bey dieser Gelegenheit zu verheurathen.

Demokrit. Du siehest hier einen Mann bey mir, welcher an dieser Berathschlagung großen Antheil hat. Er hat mich verliebt vorgestellet. Ich weis noch nicht, wie die Sache abgelaufen ist. Aber ich fürchte sehr, er wird mich wohl auch verheurathet haben.

Aristophanes. Ey! ich kenne ihn; ist es nicht Regnard, dessen Buchführer versichert, daß seine Werke sehr nahe an des Moliere seine kämen? Moliere hat mir seinen Spieler und seinen Träumer gelobt. Er hat mir vom Demokrit auch verschiedenes gesaget.

Demokrit. Dieses ist gewiß, Aristophanes. Wenn ich bey der Aufführung des Stückes gegenwärtig gewesen wäre, so hätte er mir die Mühe ersparet, die du dem Sokrates machteſt; und ich hätte nicht auf das Theater treten und den Zuschauern sagen dürfen, daß sie diesen Demokritus mit dem wahren zusammenhalten sollten. Denn aus dem wenigen, das er mir gesaget, sehe ich schon, daß die Leute mich in seiner Abschilderung verkannt haben würden.

Regnard. Ich bin erfreuet, Aristophan, daß Ihr hieher gekommen seyd. Ich hoffe, daß Ihr das Theater verstehet, und also besser von mir urtheilen werdet.

Demokrit. Erzähle uns nur weiter den Inhalt deines Stückes. Denn ich möchte doch deine Absicht wissen, warum du mich auf das Theater gebracht hattest.

Regnard. Nachdem der König zurückgegangen war, Demokritus, Chrysis und Strabo aber, nebst dem Thaler, sich nunmehr nach Hofe begeben hatten; so merkte Ismene, eine Prinzessinn, welcher der athenienſische Thron zugehörete, und mit der der König denselben erheurathen sollte, sogleich eine Kaltsinnigkeit an dem Könige, welche ihr Verdruß verursachte. Sie offenbarte ihre Sorgen der Cleanthis, einem Frauenzimmer, welcher der Mann vor zwanzig Jahren entlaufen war, die aber doch noch viele Leute für unverheurathet und liebenswürdig hielten. Strabo war indessen wohl, und als ein Marquis, angekleidet worden.

Demokrit. Als ein Marquis? Ist dieses eines von den fremden Thieren, die du im Walde bey Athen mir zur Gesellschaft versammlet hast?

Regnard. Was befremdet Euch denn? Es ist eine bekannte Art Edelleute in Frankreich zu meinen Zeiten.

Demokrit. Und diese sind etliche tausend Jahre zurück nach Athen gereiset?

Regnard. Müßt ihr mich denn allezeit unterbrechen? Strabo kam, und Thaler traf ihn an, welcher ebenfalls über sein Bauerkleid eine kostbare Kleidung anhatte. Das Frauenzimmer hat seinen Scherz mit ihm, und er drohet noch bey dem Auftreten, daß er sie mit der Faust in das Gesicht schmeißen wollte. Strabo unterhält sich mit ihm von ihrem Wohlleben bey Hofe. Demokrit aber kömmt mit vielen Bedienten aufgezogen. Zween derselben loben einander öffentlich, und verleumden einander heimlich. Demokrit

schicket

schicket sie allesammt hinweg. In seine Unterredungen aber mit dem Strabo, mischet sich allezeit etwas von seiner Eifersucht wegen der Chryseis. Er sehnet sich deswegen wieder vom Hofe, wo hingegen Strabo zu bleiben wünschet. Strabo wird die Cleanthis gewahr. Sie sehen einander an, und verlieben sich in einander. Bey dem Agelaus, dem Könige von Athen, ist unterdessen die Liebe aufs höchste gestiegen, und Agenor, ein Prinz, welcher Jsmenen liebt, unterhält seine Liebe. Zu gleicher Zeit vermißt Thaler ein Armband, welches in seinen Bauerkleidern gestecket, und ihm mit denselben genommen worden war.

Aristophanes. Du vergissest dich. Ich hörte vorhin von dir, er hatte die Kleider, die er vom Könige bekommen, über seine Bauerkleider gezogen.

Regnard. Es kann seyn. Es hat im Hauptwerke nichts zu sagen. Daß man ihm die Bauerkleider ausgezogen, steht im Texte; daß er sie aber anbehalten, steht in einer Anmerkung.

Aristophanes. Also hat er sie ausgezogen. Denn der Text muß doch der Anmerkung vorgehen.

Regnard. Der König vertröstet ihn, daß er sein Armband wieder haben sollte. Der Chryseis aber locket er durch verschiedene Fragen das Bekenntniß ab, daß ihr der König am besten gefiele. Demokrit bittet den König, daß er sie allesammt vom Hofe lassen solle. Chryseis aber hat keine Lust dazu. Der König bittet also den Demokrit, anstatt ihm seinen Abzug zu erlauben, daß er ihm in seiner Liebe behülflich seyn solle. Dieser thut es wirklich. Ungeachtet er aber dadurch so weit gebracht ist, daß er wieder zu sich selbst zu kommen scheint; so räth er doch dem Thaler, seine Tochter vom Hofe zu nehmen, weil der König sie schimpfen wollte. Und kaum hat er es gethan, so ist er wieder auf sich selbst erzürnt. Da ihm aber die Prinzessinn verweisen läßt, daß er dem Könige in seiner Liebe zur Chryseis diente;

so

so entschuldiget er sich, daß er sie dem Könige widerrathen hätte, wobey man annehmen muß, daß es hinter dem Theater geschehen ist. Cleanthis und Strabo halten eine verliebte Unterredung mit einander. Da sie aber einander um ihre Umstände befragen, so befindet sichs, daß Strabo der Cleanthis Mann ist, der vor zwanzig Jahren von ihr gegangen; und nunmehr hassen sie einander so sehr, als sie einander zuvor liebten. Es stößt sich nur daran, wer von beyden den Hof meiden soll, weil sie beyde sich sehr wohl daselbst befinden. Thaler sieht die Cleanthis und erkennet, daß es eben die Frauensperson ist, die ihm vor funfzehn Jahren eine Tochter gebracht, und solche für ihr Kind ausgegeben hat. Strabo wird hierüber sehr eifersüchtig. Unterdessen kömmt das Kleinod zum Vorscheine, welches Cleanthis dem Thaler mit dem Kinde zugleich gegeben hatte, und dadurch kömmt an den Tag, daß der Jsmene Mutter ihre Tochter, die sie aus der andern Ehe gehabt hatte, in den Wald geschickt, um der Jsmene die Krone von Athen zuzuwenden. Chryseis ist also die rechtmäßige Erbinn des athenienſischen Scepters, und der König, der schon vorher beschlossen, sie zu heurathen, bekömmt mit ihr den Thron. Jsmene aber tröstet sich, über den Verlust ihrer Krone, mit dem Prinzen Agenor. Demokrit begiebt sich, nachdem er dem Könige seine vorigen Triebe, die er nun gänzlich fahren läßt, zu erkennen gegeben, wieder in den Wald; und Strabo vergleicht sich mit seiner Frau.

Demokrit. Ich bewundere dich, Regnard. Du bist sehr lobenswerth.

Regnard. Ihr tadeltet mich aber vorhin.

Demokrit. Gewiß, du bist lobenswerth! Dieses wäre für einen andern Materie zu drey schlechten Komödien gewesen, und du hast nur eine daraus gemacht. Ich lobe die Leute, die nur eine schlechte Sache machen, wo sie ihrer viele machen könnten.

Regnard. Vertheidiget mich doch, mein Aristophan! Ihr verstehet das Theater, und seyd vielleicht bey diesem Manne in größerm Ansehen, als ich.

Aristoph. Ich will dich vertheidigen. Sage mir nur erst, von wem erzählest du alles das, was du uns erzählest? Vom Demokritus, oder vom Agelaus, oder von der Cleanthis, oder von der Chryseis, oder von dem Strabo, oder von der Ismene, oder vom Agenor, oder vom Thaler?

Regnard. Warum fragest du darnach? Ich erzähle es von allen.

Aristoph. So hättest du dein Stück nicht vom Demokritus benennen sollen. Warum hast du nicht lieber alle diese Namen auf den Titel des Stückes gesetzt? Denn so hat einer so viel Recht darzu, als der andere.

Regnard. Nun verstehe ich Euch. Ihr fraget, wer die Hauptperson, oder der Held meines Stückes sey? Dieses ist der Herr Demokrit.

Aristophanes. Was wolltest du denn mit ihm machen, daß du ihn zum Helden machtest?

Demokrit. Gestehe es nur! Ich glaube, daß ich es errathe. Die Leute wußten, daß ich ein Mann gewesen war, der über die Welt gelacht hatte. Du wolltest also eine Komödie unter diesem Namen haben, weil er den Leuten zu lachen versprach, und du machtest sie, es mochte daraus werden, was da wollte.

Regnard. Nunmehro will ich es sagen, Demokrit, was meine Absicht war. Ich wollte Euch lächerlich machen: und ich würde dieses noch thun, wenn ich es nicht schon gethan hätte; so viel Ursache gebet ihr mir, auf Euch böse zu seyn.

Demokrit. Dem Himmel sey gedankt, daß du es schon gethan hast! Du würdest sonsten vielleicht durch ein

gutes Stück dich noch dreymal lächerlicher machen, als du durch ein schlechtes gethan hast, wenn du mich aus Rachgier lächerlich machtest. Es ist in der That etwas artiges, daß ihr Satirenschreiber oft eurer eigenen Thorheit unter dem Vorwande Genüge thut, daß ihr anderer ihre Thorheit tadelt. Jemand hat euch nicht gelobt, oder euch nicht Ehre genug erzeiget; sogleich suchet ihr eine Thorheit an ihm, die ihr lächerlich machen könnet. Ihr ruft, daß ihr der Thorheit Feind, und des Menschen Freund seyd. Und öfters würdet ihr mit der Thorheit wohl in Frieden leben, wenn ihr nicht den Menschen bekriegen wolltet, der sie an sich hat.

Aristophan. Aber sage mir, Regnard, womit wolltest du ihn lächerlich machen?

Regnard. Damit, daß er verliebt war.

Aristoph. Du wolltest vielleicht zeigen, daß derjenige, der über die Leidenschaften der Menschen lachte, öfters selber davon eingenommen wäre?

Regnard. Nichts anders. Ihr habet es errathen. Ihr verstehet doch das Theater!

Aristoph. Aber, lieber Regnard! glaubten denn deine Zeiten, daß Demokritus wirklich verliebt gewesen sey?

Regnard. Vor mir hat es niemand gesaget. Ich weis nicht, ob mir es jemand geglaubt hat.

Aristoph. Was half es also, daß du ihn verliebt dichtetest? Du machtest ja ein Hirngespinnst lächerlich, und nicht den Demokritus. Wenn du zeigen wolltest, daß ein Mann, der über die Leidenschaften lachet, öfters selbst von ihnen gequält würde; so stießest du ja deinen Endzweck selbst um, wenn man wußte, daß es falsch war, und daß Demokritus diese Leidenschaft nicht gehabt hatte.

Regnard. Du bist ein Dichter, Aristophan, und ich sehe doch, daß du mir alle Freyheit zu dichten nimmst.

Aristophan. Aber wenn du etwas von jemanden dichtest, der in den Geschichten bekannt ist, und du behältst nicht dessen Hauptumstände unverändert; so nimmst du nicht die Person selbst, sondern nur den Namen aus der Geschichte. Wer den Apollo als den Gott der Schmiede vorstellte, der würde nicht von demjenigen Apollo reden, den wir zu unsern Zeiten auf der Erde verehret haben. Wenn du durch ein Exempel aus den Geschichten eine gewisse Sittenlehre vor Augen stellen willst; so muß die wahrhafte Geschichte nicht ein Exempel der entgegengesetzten Wahrheit seyn, oder man wird dich für einen Betrüger halten. Du hättest also zu deinem Endzwecke einen andern Philosophen entweder suchen oder dichten sollen.

Demokrit. Aristophanes, laß ihm doch seinen Willen. Ich muß ein gleiches Glück mit Athen ertragen. Er hat diese arme Stadt eben so, wie mein Herz, ohne ihr Verschulden, um die Freyheit gebracht.

Aristophan. Wohlan denn! weil dir Demokritus dieses schenken will, so will ich dich weiter vertheidigen. Darinnen gieb mir nur einiges Licht: Wenn du dieses zeigen wolltest, was ich gesagt habe, und was du jetzt für deine Absicht ausgiebst; wozu brauchtest du denn die Geschichte von Cleanthis und Strabo? Warum mußte sich denn der König in die Chryseis verlieben? Warum mußte denn vorher Ismene dem Könige versprochen seyn, und warum mußte sie sich endlich dem Agenor in den Arm werfen?

Demokrit. Er hat mir vielleicht wollen Gelegenheit zu lachen verschaffen, indem er so viel Leidenschaften vor meinen Augen auf das Theater gebracht hat.

Regnard. Ihr wußtet von allen diesen Dingen nichts, und Ihr bekümmertet Euch auch nicht darum. Ihr lachtet nicht einmal sonderlich über des Königs Leidenschaft, die Ihr doch wußtet.

Ariſtophan. Du ſiehſt, Regnard, daß dich Demokritus ſelber vertheidigen wollte, wenn nur einige Vertheidigung ſtatt hätte.

Regnard. Ihr zweifelt noch, ob einige Vertheidigung ſtatt hat? Weil alle dieſe Geſchichte mir angenehm ſchienen, ſo brachte ich ſie auf das Theater, damit mein Stück lang genug würde.

Demokrit. Schäme dich! Da du einmal ſolche Dinge von mir gedichtet haſt, ſo haſt du nicht das Herz gehabt, mir eine ganze Komödie voll Thorheiten anzulügen. Und haſt noch nöthig gehabt, das übrige auf anderer Hirngeſpinnſte ihre Rechnung voll zu machen.

Ariſtophan. Regnard, ich werde dich ſchwerlich vertheidigen können. Wenn du eine gewiſſe Abſicht in einem Stücke haſt, und mengeſt andere Erzählungen und Geſchichte darunter, ſo zerſtreueſt du dadurch das Gemüth des Zuſchauers. Und wenn gleich alle deine Erfindungen lehrreich wären; ſo macheſt du, daß man auf keine deiner Lehren Achtung giebt, weil du ihrer ſo viel geben willſt. Wer wird wohl auf deinen Endzweck Achtung geben können, da er unter einer ſolchen Menge von Geſchichten verſtecket liegt?

Regnard. Aber was hätte ich denn machen ſollen?

Ariſtophan. So viele Komödien, als du Fabeln hatteſt, wenn du ja deine Erfindung vom verliebten Demokritus und vom Könige zu Athen für ſchön hielteſt. Denn daß die vom Strabo und der Cleanthis in einer beſondern Komödie nicht ganz wohl gefallen ſollte, will ich dir nicht abſprechen.

Regnard. So hätte ich nicht mehr, als eine Heurath in eine Komödie bringen ſollen? Dieſes habe ich mir ſelten nachſagen laſſen. Wo es nicht anders angegangen iſt, habe ich wenigſtens eine Heurath zwiſchen dem Herrn und

der Jungfer, und eine zwischen dem Diener und der Bedienten gestiftet.

Demokrit. Du bist für das menschliche Geschlecht sehr besorgt. Es ist wahr, in deinem Stücke ist nicht mehr, als eine Person, nicht verliebt, und nicht mehr als zwo bleiben unverheurathet. Ich danke dir, daß ich unter dieser letzten Zahl bin.

Regnard. Ihr thut mir unrecht, Demokrit! Euer Haushofmeister und Euer Oberaufseher sind nicht verliebt, und werden auch nicht verheurathet. Das stumme Gefolge, das Euch der König gegeben hat, redet auch kein Wort von der Liebe, oder vom Heurathen.

Aristophan. Die Heurathen werden an die, bey der Versammlung, die man anstellen wird, einen großen Schuß haben.

Regnard. Die Liebe ist auch wirklich eine nützliche Sache auf dem Theater. Sie machet, daß es dem Poeten ohne großes Nachsinnen niemals an Materie fehlet, seine Auftritte auszufüllen.

Demokrit. Noch mehr! Die Heurathen, die ihr Komödienschreiber auf dem Theater stiftet, sind eurem Endzwecke sehr gemäß. Ihr wollet die Leute lächerlich machen; und damit es desto größern Eindruck hat, so lasset ihr sie allezeit die größte Thorheit zuletzt begehen. Denn alle Heurathen würden Thorheiten seyn, wenn sie alle so geschlossen würden, als wie ihr die meisten auf dem Theater schließt.

Regnard. O, wie viel schöne Auftritte machet nicht bloß die Liebe! Glaubet mir, mein Herr Demokrit, und mein Herr Aristophan! Es sind nur wenig zärtliche Stellen in meinem Stücke. Aber dieß muß ich Euch überhaupt davon sagen; Ihr möget die Einrichtung tadeln, wie Ihr wollet; wenn man mein Stück höret, so vergißt man alle diese Feh-

ler,

ler, deren ihr mich beſchuldiget, und giebt nur auf die ſchönen Stellen Achtung.

Demokrit. Ich habe ein großes Vertrauen zu der Thorheit der Leute. Aber ich geſtehe dir, du haſt noch ein größeres dazu.

Ariſtophan. Moliere hat mir viel aus derſelben geſagt. Sage mir doch, welches deine ſchönen Scenen ſind?

Regnard. Ich kann Euch verſichern, daß faſt keine einzige iſt, die nicht ihre Schönheit hätte.

Demokrit. So haſt du, wenn dieſes wahr iſt, das unförmlichſte Haus, das nur zu finden iſt, vom Marmor gebauet.

Ariſtophan. Es iſt endlich nichts bewundernswürdiges, wenn jegliche Scene etwas Schönes hat. Aber haſt du denn deren viel, worinnen nicht ganz neue Gewohnheiten und Sitten in die alten Zeiten geſetzet worden? Oder wo nicht eine Perſon iſt, die nicht weis, warum ſie herkömmt, an welchem Orte ſie iſt, und wo ſie hingehe? Denn du haſt das Theater nicht nur einmal, wie du vorgiebſt, ſondern ſehr oft verwandelt, und man weis oft nicht, ob der Ort zu denen Perſonen, die auf dem Theater erſcheinen, oder die Perſonen zu dem Orte gehen, oder ob der Ort und die Perſonen einander entgegen kommen.

Regnard. Ich glaube, Ariſtophan, Ihr wollet mein Ankläger werden, an ſtatt mein Vertheidiger zu ſeyn. Aber es iſt mir leicht, die ſchönen Scenen zu zeigen. Ich darf Euch nur gleich die erſte ſagen. **Strabo** redet allein:

Verflucht ſey doch der Tag, da mich der Henker plagte,
Daß ich mich als Lakey in Dienſt der Weisheit wagte.
Zwey Jahre leb ich ſchon in dieſem Aufenthalt,
Geh ſchlecht und ſchlafe hart, trink warm, und eſſe kalt.

Muß mit dem Demokrit mich in der Wüsten scheren,
Und geh mit niemand um, als manchmal mit den Bären,
Die sind für unsers eins, für ein so witzig Haupt,
Ein ungezognes Volk, das keinen Spaß erlaubt.
Ja, so tief mußt ich mich vor meiner Frau vergraben.
Ach das verwünschte Weib! Gott wird sie selig haben.
Ich glaub, auf meinen Wunsch hat sie der Schlag gerühret.
Der Teufel hätte sie sonst lange hergeführet.

Demokrit. Du mußt glauben, daß ich Offenbarungen gehabt hatte, weil ich meinen Schülern vom Teufel vorreden konnte.

Aristophan. Thue dir nichts darauf zu gute; Thales wußte auch davon.

Regnard. Er wußte so viel, als unsere Bauern wissen. Strabo saget von dem Demokrit:

Nein! die Philosophie hat ihn ganz eingenommen.

Und er antwortete:

Was hilft das? Es darf nur ein hübsches Mägdchen kommen;
Der Teufel hat sein Spiel, und scherzt zuweilen zu.

Und was schadet es? Gab es doch dazumal schon Teufel.

Aristophan. Was gab es aber dazumal für eine Gottheit oder für Heilige, der zu gefallen ein Thaler Dame! ausruft?

Demokrit. Das ist wirklich fast nichts anders, als was uns Boileau neulich von einer Furie erzählte, welche auf dem Theater Kreuze gemacht.

Aristophan. Aber wenn es dazumal schon Teufel gab, Regnard; gab es denn auch Frauenzimmer mit Fontangen und hohen Schuhen, wie du sie beschreibst? Gab es denn Parforce-Jagden? und gab es denn Glockenthürme?

Regnard. Wenn Euch der Glockenthurm nicht gefällt, ſo iſt doch die Beſchreibung ſchön, in der er ſteht. Strabo ſaget vom Demokrit:

Er wirft mit feſten Gründen
Den Menſchen allerſeits, daß ſie dumm, thöricht, blind,
Ausſchweifend, lächerlich, vollkommne Narren ſind.
Den Tag verkriecht er ſich in ſeiner Kluft vor ihnen:
Und wenn der Mond des Nachts mit der Latern erſchienen,
So klettr ich auf den Aetis, wie ein gekrümmter Wurm,
Wohl hundertmal ſo hoch, als auf den Glockenthurm.
Die Sterne ſehn wir da, als Nachbarn und Bekannten,
Wir ſehn den Jupiter und Jupiters Trabanten.

Demokrit. Jupiters Trabanten? Was für ein ſcharfes Auge muß ich doch gehabt haben! Denn damals konnte man die Kunſt noch nicht, ſeinem Auge durch Gläſer die fernſten Dinge deutlich zu machen, und nach einigen Jahren, zum Vortheile dafür, die nächſten Dinge undeutlich zu ſehen. Aber dennoch habe ich mit meinen Augen ſo viel ſehen können, daß das Mondenlicht aus keiner Laterne kömmt, wie du mir Schuld giebſt, daß ich es den Strabo gelehrt hätte. Du haſt mich in ungefähr ſechs Zeilen, zugleich ſehr ſcharfſichtig, und ſehr blind gemacht.

Ariſtophan. Iſt dieſes nicht eben der Auftritt, wo Strabo dem Thaler auf franzöſiſche Art ſein Amt verkaufen will, wo Thaler meynet, daß er ſich eine Kutſche ſchaffen könnte, und wo Strabo ihm Schuld giebt, daß er eine Kutſche beſtohlen hätte?

Demokrit. Haſt du mir etwa zu lachen ſchaffen wollen, daß du ſo viel thörichte Sitten deiner Zeiten in Athen verſammlet haſt? O nein! Ich habe zu meinen Zeiten zu lachen genug gefunden. Und wenn ich noch lebte, und die Sitten hätten ſich noch nicht geändert, ſo würde ich ſie noch nicht alle genug belachet haben.

Regnard. Aber der dritte Auftritt wird wenigstens ohne Fehler seyn. Ich kann die Verse davon nicht auswendig, aber Demokrit saget ungefähr so. „Nach der Meynung „und den Schriften der Alten, ist der Mensch, seiner Natur „nach, ein Thier, das da lachet. Das sieht man endlich oft „genug eintreffen. Aber was mich anlangt, so will ich mir „kein Gewissen machen, ihn zu beschreiben, daß er ein lächer„liches Thier ist.„

Aristophan. Warum redest du denn von den Schriften der Alten, Demokritus? Ich weis ja nicht, daß zu deinen Zeiten viel alte Schriften gewesen wären; und du bekümmertest dich ja wohl so sehr nicht darum?

Demokrit. Dieses alles gehöret mit zu so einem Schulfuchser, wie er mich vorstellet, der, ohne daß ihn jemand fraget, aufgezogen kömmt, und zu lachen anfängt, und nicht einmal Achtung giebt, ob jemand da ist, oder nicht, und nicht weiß, warum er kömmt.

Regnard. Höret Euch nur weiter reden. Ich glaube, Ihr werdet Euch noch selber gefallen.

Demokrit. Etwa, wenn ich die verliebte Sprache rede?

Regnard. „Der Mensch ist alle Augenblicke ein „Spiel seiner selbst, und seines Unbestandes. Er liebt, er „hasset. Er fürchtet, er hoffet. Er beschließt, und verwirft „seine Schlüsse, und billiget sie wieder. Er lachet, er ist „unruhig. Er ist verdrießlich, er giebt sich zufrieden. Er „flieht, er suchet. Er will, es gereut ihn. Er bauet auf, er „reißt ein. Er ist leichter, als der Wind, unbeständiger, als „das Wasser, und glaubet doch, daß er das klügste Geschöpf „von der Welt sey. Er ist thöricht, stolz, unwissend, sich „selbst unähnlich. Ich glaube, daß ich Recht habe, über ein „solches Thier zu lachen.„

Aristophan. Mit dieser Stelle, Demokritus, kannst du meines Erachtens zufrieden seyn. Du sagtest fast ein gleiches zu dem Hippokrates, da er sehen sollte, ob du närrisch wärest.

Demokrit. Du hast recht, ich erinnere mich. Aber damals hättest du mich in die Komödie bringen können, Regnard, da mich alle Leute für unsinnig hielten, und den Arzt zu mir beriefen; und da der Arzt sagte, daß sie selbst unsinnig wären, und eines Arztes nöthig hätten.

Aristophan. Ich glaube, dieses würde sich thun lassen, Demokritus. Es ist nicht unbillig, den Leuten zu zeigen, daß sie oft über Menschen lachen, die nicht lächerlich sind; da sie doch andere bewundern, die so lächerlich sind, als sie selbst.

Demokrit. Aber laß mich doch weiter reden. Ich muß noch viel solche Reden hören, ehe ich dir alle Thorheiten verzeihen soll, die du mir angedichtet hast.

Regnard. Strabo zeigt dem Demokrit die Mahlzeit, die der Bauer gebracht hat. Demokrit antwortet: „Willst du allezeit essen und trinken, du fleischfräßiges „Thier? Du thust wohl; folge nur deiner viehischen Neigung! Soll dich der Leib, dieses Gewichte, unter dem die „Seele zu ihrer Schmach unterdrücket wird, künftig allezeit „in deinem Leben beschäfftigen?„

Demokrit. Wahrhaftig! Du hast mich aus einem Spötter zum Zänker gemacht. So sehr keife ich, ohne die geringste Ursache!

Regnard. Strabo entschuldiget sich. Ihr heißt ihn eine grobe und dicke Seele.

Demokrit. So keife ich ja noch weiter!

Regnard. „Weh, saget Ihr, fliehe vor mir, und „verlaß mich, du unwürdiger Schuler! Dein Herz ist voll

„niederträchtiger Meynungen. Es wird heute, ohne dich, „geben, die mir hieher nachfolgen. Ich wollte dich von den„ unseligen Irrthümern heilen, dich bey der Hand in die „himmlischen Gegenden führen, und deinen Geist von der „Herrschaft der Sinne befreyen. Du verdienest die Mühe „nicht, die ich mir nehme, du sinnliches Thier, das nicht das „Herz hat, mir zu folgen!

Demokrit. Ich befürchte, daß ich entweder weinen, oder dem Strabo Schläge geben werde.

Regnard. Strabo antwortet: Wenigstens wird man nicht sagen, daß ich verliebt bin. Ihr fraget ihn: Was willst du damit sagen? Strabo will sich nicht erklären. Ihr aber redet immer beyseite von Eurer Furcht, daß er Eure Liebe merken möchte, und unterhaltet Euch selbst heimlich von Eurer Liebe.

Demokrit. Gewiß, in allen diesen Zügen sehe ich einen Demokritus, der einen neuen Demokritus nöthig hat, ihn zu belachen.

Regnard. Ihr habt es schon genug gethan, und Ihr sollet nicht weiter lachen.

Aristophanes zum Demokritus. Er geht ganz gerne hinweg. Wenn er uns Gelegenheit geben wollte, alle Fehler seines Stückes zu bemerken, so würde er spät gehen. In der That, mein Demokritus, dauren mich so viele gute und lebhafte Einfälle, die er angebracht hat, daß sie in einem so fehlerhaften Stücke stehen. Chrysis insonderheit spielet eine ganz wohl ausgedachte Person. Aber unsere Komödienschreiber werden sich bald versammlen. Laß uns gehen! Wir wollen hören, wie diese Heurathstifter die Sache der Heurathen auf dieser Versammlung vertreten werden.

Auszug eines Briefs,

welcher einige

kritiſche Anmerkungen

über die

Trauerſpiele der Alten und Neuern

enthält.

Vorerinnerung.

Es iſt dieſer Brief eine Frucht von dem frühzeitigen Nachdenken des Verfaſſers über die Regeln des Trauerſpiels, und von ſeiner Liebe gegen einen ſeiner Brüder. Die nützlichen Lehren, die aus der Vergleichung des griechiſchen und franzöſiſchen Trauerſpiels fließen, ſchienen ihn des Druckes würdig zu machen.

Wegen einiger ſchönen franzöſiſchen Stücke werde ich mir Mühe geben, und ſo bald mir dergleichen zu Geſichte kommen, werde ich nicht unterlaſſen, Dir ſie zu überſchicken. Aber wenn Du mir glauben willſt, ſo wirſt Du es bey den franzöſiſchen Stücken nicht bewenden laſſen. Es iſt heut zu Tage nichts gewöhnlicher, als franzöſiſche Poeten zu leſen

und

und nachzuahmen; dieſes iſt der Schlendrian aller ſchlechten Poeten. Ihre Weisheit iſt der Günther, und andere ſolche franzöſiſche Tragödie und Komödie.

Wenn Du Dir die Mühe geben willſt, den Sophokles oder den Euripides, ſonderlich den erſtern nachzuleſen, ſo wirſt Du darinnen eine ganz andre Geſtalt der Tragödie finden. Ich leſe jetzt den Racine und den Sophokles, beyde zugleich, und habe alſo Gelegenheit, beyde gegeneinander zu halten. Racine ſelbſt hat die Größe der Griechen bewundert, aber ſich nicht getraut, ſie ganz nachzuahmen.

Ich habe den Philoktetes mit unbeſchreiblichem Vergnügen geleſen, und überſetze die Elektra in ungebundener Schreibart mit gleichem Vergnügen. Wenn Du inſonderheit den Philoktetes lieſeſt; ſo wirſt Du etwas ganz Sonderbares darinnen finden. Du mußt aber die Alten nicht nach Art des Perrault, und anderer Leute beurtheilen, deren Geſchmack ſich nicht weiter erſtreckt, als daß ſie die Sitten ihres Volks für die ſchönſten, die jemals ſeyn können, oder wohl gar allein für ſchön achten. Dahin rechne ich die Anreden, in welchen meiſtentheils die Charaktere der Väter von denen, die angeredet werden, enthalten ſind; daß z. E. im Philoktetes Ulyſſes den Neoptolemus einen Sohn des tapferſten unter den Griechen, des Achilles, nennt. Ferner waren die Griechen ſo ekel nicht, daß ſie nicht hätten ſollen von dem Geruche der Wunde des Philoktetes können reden hören.

Aber erſtlich findeſt Du in dem Sophokles die Auferung des Theaters ganz ungemein. Es iſt mit groſſer Sorgfalt beſchrieben; ſo daß es beym leſen faſt eben die Wirkung hat, welche die Vorſtellung derſelben bey den Zuſchau-

Zuſchauern gehabt haben muß; und über dieſes geſchieht die Entdeckung deſſelben auf eine überaus natürliche Art. In dem Philoktetes ſagt Ulyſſes dem Neoptolemus, daß er auf der Inſel Lemnus ſey, und darinnen iſt ſein Charakter auf eine unvergleichliche Art in Akt genommen. Ich bemerke dieſes mit Fleiß, weil wir der Einfalt der alten Erzählungen durch einen Schwall prächtiger Ausdrücke entwöhnt worden ſind. Ulyſſes war ein Mann, der in ſeinen Unternehmungen überaus verſteckt war; er kannte das Feuer des jungen Neoptolemus, und eben deswegen hatte er alles vor ihm geheim gehalten, bis ſie auf der Inſel ankamen, da er ihm denn erſtlich entdeckt, wo ſie hingekommen, wen ſie ſuchen, und was er zu thun habe. In dem Oedipus zu Kolonenm iſt der Schauplatz ein Hayn, welcher den Furien heilig iſt: und es ſind darinnen faſt alle Steine beſchrieben. In der Perſpectiv zeigt ſich die Stadt Athen, welches eine überaus prächtige Vorſtellung macht: ſtatt daß wir jetzo in unſern Tragödien uns begnügen laſſen, etwan ein Gemach vorzuſtellen, wenn das Glück noch gut iſt. Denn die meiſten, auch die franzöſiſchen, ſind ſo eingerichtet, daß ſie eben ſowohl in einer Scheune, als in einem Gemache, könnten vorgegangen ſeyn; ſo wenig iſt darinnen des Theaters gedacht.

Der ſchönſte Anfang eines Stücks bey dem Racine, ſo weit ich ihn geleſen habe, findet ſich in der Berenice; denn in den übrigen iſt des Schauplatzes faſt gar nicht erwähnt, wenigſtens im Anfange nicht. Antiochus, der ſich, welches wohl zu merken iſt, ſchon einige Jahre zu Rom aufgehalten, und die Berenice unzählige mal geſprochen hatte, ſagt zu dem Arſaces.

Arrêtons un moment! La pompe des ces lieux,
Je le vois bien, Arsace, est nouvelle à tes yeux.
Souvent ce Cabinet, superbe et solitaire,
Des secrets de Titus est le dépositaire.
C'est ici quelque fois, qu'il se cache à sa Cour,
Lorsqu'il vient à la Reine expliquer son amour.
De son apartement cette porte est prochaine,
Et cette autre conduit dans celui de la Reine.

War es von dem Arsaces, diesem Vertrauten des Antiochus, wohl wahrscheinlich, daß er zum erstenmale in dieses Zimmer kam? Denn wenn niemand, als nur die größten Herren, hineingelassen wurden; wie war er denn jetzo hineingekommen? Wurden aber auch andre Leute hineingelassen, so mußte er schon darinnen gewesen seyn. Uebrigens ist es ganz unschicklich, daß der Minister eines Königs, bey Verrichtung wichtiger Geschäffte, sich aufhält, die Pracht eines Gemachs zu bewundern, oder daß Antiochus sich die Mühe nimmt, ihm dieselben zu zeigen.

Nun halte den Anfang der Elektra dagegen:

„Sohn des Agamemnons! Hier siehst du endlich vor dir, „was du lange gewünscht hast. Dieses ist das alte Argos, „wohin du dich gesehnet. Hier ist der Harn der rasenden „Jo; hier der lyceische Platz, welcher dem Apollo heilig ist. „Hier zur linken ist der berühmte Tempel der Juno. Wir „müssen sagen, daß wir hier das reiche Mycen sehen. Und „dieses, Orest, ist das unglückselige Schloß der Pelopiden, „woraus ich dich, bey der Ermordung deines Vaters, von „den Armen deiner leiblichen Schwester genommen, dich ge„rettet, und bis in dieses Alter erzogen habe, da du den Tod

deines

„deines Vaters rächen kannſt. Nun, mein Oreſt, und du, „geliebteſter Freund, Pylades, müſſen wir uns geſchwind ent„ſchließen, was zu thun iſt. Der helle Glanz der Sonne „wecket ſchon die Vögel zu einem lauten Morgengeſange auf, „und die düſtre Macht hat den Himmel verlaſſen. Jetzo, ehe „noch jemand aus ſeinem Hauſe geht, beredet euch mit ein„ander! u. ſ. w.

Aber dieſes iſt bey den Alten das wenigſte. Der gröſte Vorzug derſelben beſteht in der Einrichtung der Fabel. Die franzöſiſchen Romanenverwirrungen herrſchen auch in ihren Tragödien, und dieſe letztern ſcheinen ein Zuſammenhang von lauter Liebeserklärungen zu ſeyn, welches die Zuflucht einer ziemlich nüchternen Einbildungskraft iſt. Denn nichts iſt leichter, als eine Schöne vom Anfange bis zum Ende grauſam ſeyn zu laſſen, oder den zärtlichen Herzen ſonſt ein Hinderniß in den Weg zu legen. Hierüber wird der Charakter ganz vergeſſen, und die Helden haben faſt keinen andern, als dieſen, daß ſie verliebt ſind, und eine Scene um die andere den Zuſchauern etwas vorwinſeln. Auf dem franzöſiſchen Theater iſt dieß nunmehr zur Nothwendigkeit geworden. Aber wir thun den Deutſchen einen ſchlechten Dienſt, wenn wir ſie zu Weibern machen, und ihnen Leute als Muſter der Helden vorſtellen wollen, deren Leben an dem Blicke ihrer Geliebten als an einem Faden hängt.

Der Philoktetes hat, ohne im geringſten die Liebe zu Hülfe zu nehmen, die ſchönſte Verwirrung von der Welt. Alle Zufälle fließen aus den Charakteren der Perſonen; und wenn wir uns die Mühe geben wollen, dieſe recht feſt zu ſehen, ſo wird es uns alsdann ſehr leicht werden, eine Verwirrung gehörig anzulegen und auszuführen, ohne daß wir uns

zu der allgemeinen Zuflucht, ich meyne, zu den Liebesverwirrungen, wenden dürfen.

Wenn du des Rollins Abhandlung, wie man den Homer lesen soll, mit Bedacht lieſest, insonderheit, was er bey dieſer Gelegenheit von den Charakteren saget; so wirſt du solches bey dem Sophokles mit vielem Nutzen brauchen können. Desgleichen halte ich dafür, daß man dieſelben beſſer aus einer wohlgeſchriebenen Hiſtorie lernet, als aus den Trauerſpielen der Neuern. Es iſt die Natur der Menſchen, daß ſie nach ihren Charakteren handeln. Diejenigen alſo, die uns die Urſachen der Handlungen entdecken wollen, wie ſolches die Pflicht eines Geſchichtſchreibers iſt, müſſen uns nothwendig die Charaktere derer entdecken, welche Theil daran gehabt haben. Weil ſie aber wahre Handlungen erzählen, ſo werden wir ihren Charakteren deſto ſicherer trauen und dieſelben nachmachen können, als wenn wir Tragödien leſen, wo die Charaktere nur erdichtet ſind, und wo uns meiſtentheils der Poet nichts, als ſeine eigene Gemüthsbeſchaffenheit, abgebildet hat.

Die Charaktere, die Sophokles in ſeinem Philoktetes gebildet hat, ſind ſo unterſchieden, als die Perſonen ſelbſt. Des Ulyſſes Charakter iſt bekannt; aber dennoch hat er auch bey dieſem viel Kunſt gezeigt. Es iſt nicht genug, daß ich von jemanden ſage, er ſey liſtig. Ich muß auch wiſſen, was für Eigenſchaften damit verknüpft ſind, wofern der Charakter ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll. Ulyſſes hat das Herz nicht, ſelbſt das Geringſte zu thun; ſondern er ſtiftet nur alles an, bis er glaubt, daß er ſelbſt ohne Gefahr erſcheinen kann. Er will gleich anfangs den Neoptolemus bereden, ſich ebenfalls der Liſt zu bedienen, und dieſes thut er, indem er ihn auf ſeiner ſchwachen Seite faßt, und ihn durch

die

die Ehre zu reizen ſucht. Er ſtellet andere an, welche ſagen müſſen, daß er weit hinweg ſey, aber daß er, den Philoktetes aufzuſuchen, ſich ausgemacht habe, um ihn dadurch deſto eher ins Netz zu locken. Da er ſieht, daß Neoptolemus faſt alles verderbt, ſo wendet er ſeine Beredſamkeit an; wie denn dieſe liſtigen Leuten nothwendig iſt. Hingegen iſt er verzagt, da ihm Neoptolemus nur den Degen weiſt, ob er gleich den Augenblick vorher ſich herzhaft geſtellet, um zu verſuchen, ob ſich Neoptolemus von ihm in die Enge werde treiben laſſen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles ſagen wollte, was zum Beweiſe dienet, wie künſtlich die Verſchlagenheit des Ulyſſes mit den andern Eigenſchaften, die bey der Liſt ſich zu finden pflegen, von dem Dichter verknüpft worden ſey. Eines aber kann ich nicht unbemerkt laſſen. Da Philoktetes einen Pfeil auflegt, nach ihm zu ſchießen; ſo iſt er von dem Theater hinweg, ohne daß gemeldet wird, wie er davon weggekommen; wodurch der Poet zu erkennen giebt, wie heimlich er ſich weggeſtohlen haben müſſe. Philoktetes iſt ein eigenſinniſcher mürriſcher Mann, wie kranke Leute ordentlich zu ſeyn pflegen. Neoptolemus aber zeiget alle Herzhaftigkeit, die nur von einem jungen Menſchen erwartet werden kann.

Inſonderheit zeigt ſich in den Charakteren der Helden, wie die Alten ſie geſchildert, ein großer Abſcheu vor den Lügen, und vor Intriguen. Der einzige Ulyſſes wird liſtig vorgeſtellt; aber er wird auch deswegen von allen gehaßt, und muß die härteſten Verweiſe darüber von allen Seiten aushalten. In unſern neuern Stücken aber findet man oft nichts, als Intriguen wider einander angeſponnen; und das darum, weil wir glauben, daß es die Staatsklugheit großer Herren alſo erfordere. In der That iſt unſere Schaubühne noch zur Zeit eine ſchlechte Schule guter Sitten, wie ſie

doch eigentlich ſeyn ſoll. Denn das iſt nicht genug, daß Unflätereyen daraus verbannt ſind; Liebesverwirrungen, Intriguen der Helden, und die Sprüche der Opernmoral, womit auch die Tragödien voll ſind, ſind eben ſo gefährlich.

Noch einen Vorzug haben die Alten, der aber zu unſern Zeiten nicht nachzuahmen ſteht. Die Griechen waren ein freyes Volk. Sie hatten die hohen Gedanken von den Königen nicht, die wir haben. Es iſt uns heut zu Tage unerträglich, einen Helden reden zu hören, wie andere Leute reden. Er muß außerordentlich reden und erzählen. Daher haben wir dieſe Einfalt im Erzählen nicht beybehalten; ſondern wir laſſen unſere Helden faſt nicht, wie Menſchen, reden, weil wir unſere Könige ſelten ſehen, und alſo nichts von ihnen denken, als was außerordentlich iſt.

Von der

Würde und Majeſtät

des

Ausdrucks

im

Trauerſpiele.

Vorbericht.

Dieſe Abhandlung macht den gröſsten Theil der Vorrede aus, welche der Verfaſſer im Jahre 1747 denjenigen Stücken vorſetzte, die er damals zu Kopenhagen unter dem Namen ſeiner theatraliſchen Werke herausgab. Da man bereits diejenigen Erinnerungen in der gedachten Vorrede, welche die damaligen Arbeiten des Verfaſſers betreffen, in

der gegenwärtigen Ausgabe an ihre gehörigen Stellen gebracht hat, so verdienten die allgemeinen Anmerkungen über die Würde des Trauerspiels eine vorzügliche Stelle unter den kritischen Abhandlungen. Sie betreffen die allerwichtigsten Regeln eines dramatischen Dichters, und solche, denen am meisten den Misdeutungen unächter Kunstrichter unterworfen sind.

Die

Die Würde und Majeſtät des Ausdruckes in dem Trauerſpiele iſt eine ſo wichtige und nothwendige Eigenſchaft deſſelben, daß ich mich nicht enthalten kann, darüber einige Anmerkungen zu eröffnen, die ich theils mit meinem, theils mit anderer Poeten Schaden, gemacht habe.

Die Regeln, wornach ſich der Ausdruck der Reden in einem Trauerſpiele richten ſoll, gründen ſich theils auf die Begriffe, die wir von den Helden haben, ſo uns darinnen vorgeſtellet werden, theils auf die Wichtigkeit der Handlungen, die man darinnen abbildet, theils auf den Endzweck, den man dadurch zu erhalten ſuchet, nämlich auf die Erweckung und Verbeſſerung der menſchlichen Leidenſchaften.

Wenn wir in unſerm Umgange uns die Mühe geben, den Unterſchied eines Menſchen, der nebſt einem guten natürlichen Verſtande eine anſtändige und edle Erziehung und viel Umgang mit der Welt gehabt, von denenjenigen, die man auf eine ganz gemeine Art aufwachſen laſſen, zu beobachten, ſo werden wir finden, daß ſie beſonders in der Art, mit der ſie ſprechen, und in der Wahl ihrer Ausdrücke, von einander abgehen. Der wohlerzogenſte und verſtändigſte Menſch hat nicht allemal Gelegenheit, andere Sachen zu ſagen, als die auch der gröbſte bey eben dergleichen Umſtänden ſagen würde. Aber die Worte ſind bey dem erſtern beſſer gewählt, als bey dem letztern. Der erſtere vermeidet alle Begriffe,

welche andere auf die Gedanken bringen könnten, als ob es nicht immer mit den edelsten Sachen umgienge. Er hütet sich, seine Worte von verächtlichen Dingen zu entlehnen. Er hängt nicht an den gemeinen Redensarten, welche deswegen fast ohne Bedeutung sind, weil sie von so vielen Leuten bloß aus dem Gedächtnisse gesaget werden, ohne zu wissen, was man darunter versteht. Und wenn er auch gewöhnliche Redensarten saget, so geschieht es in einem solchen Zusammenhange, daß man sieht, daß er etwas dabey gedacht habe. Auch ganz einfältigen Reden weis er einen gewissen Schwung zu geben, der sie so angenehm machet, daß man es annimmt, als ob er auch damit etwas Merkwürdiges gesagt hätte. In allem, was er vorbringt, zeigen sich, ohne Zwang und ohne daß er es selbst merket, Kennzeichen, daß er die Sachen mit mehrerer Aufmerksamkeit und Scharfsinnigkeit zu betrachten weis, als andere. Er nimmt nur als im Vorbeygehen tausend Einfälle mit, welche zeigen, daß sein geschäfftiger Geist in der größten Geschwindigkeit Dinge gegen einander halte, und auf alle Seiten drehe, und weil es ihm nichts außerordentliches scheint, Verstand zu haben, so sagt er diese Gedanken, ohne daß man merket, daß er sie suche, und ohne daß er ein Wort bloß darum verliert, um etwas Schönes anzubringen. Den Pedanten hingegen, den Petits-Maitres oder überhaupt Leuten, die einen so mittelmäßigen Verstand haben, daß sie sich etwas darauf zu gute thun, überläßt er, Ausschweifungen zu machen, und zehn Dinge zu sagen, die zur Sache nicht gehören, um nur endlich einmal die Gelegenheit herzuziehen, daß sie einen sinnreichen Einfall vorbringen können. Unterdessen darf man nicht von ihm vermuthen, daß er Kleinigkeiten, die nichts merkwürdiges an sich haben, auf eine besondere Art sagen, und wie Moliere spricht, nicht anders als mit einem spitzfindigen Einfalle zu trinken fodern solle. Sein Verstand hält sich bey Dingen nicht auf, die weiter keine Betrachtung verdienen, als daß man nöthig hat, sie zu sagen, und aus eben dieser Ursache sagt er sie so kurz, als es möglich ist.

Redet ein ſolcher Menſch nicht beſtändig ſo, ſo wird er es doch alsdann allemal thun, wenn er auf ſich ſelbſt Achtung giebt, wenn er mit Leuten redet, für die er Achtung haben ſoll, und wenn er in wichtigen Dingen begriffen iſt. Stellet man ihn noch über dieſes in wichtige Umſtände, an denen ſein Herz Antheil nimmt, ſo wird ſeine edle Art, ſich auszudrücken, dadurch nicht abnehmen. Die Gemüthsbewegungen lehren den Menſchen kennen: ein wohlerzogenes Gemüth läßt ſich nirgend edler finden, als in den Leidenſchaften, ſo wie eine pöbelhafte Seele ſich nirgend niederträchtiger ſehen läßt. Alle Eigenſchaften, die ich jetzo von den Reden eines wohlerzogenen Menſchen angegeben habe, erſcheinen alsdann in noch ſtärkerm Grade. Er fühlet zwar eben die Leidenſchaften, welche gemeine Herzen empfinden; aber wenn die letztern bey den geringſten Kleinigkeiten nichts als o! und ach! auszurufen wiſſen, oder im Fall ſie erzürnet ſind, die Sprache mit neuen Schimpfwörtern bereichern: ſo zeiget ſich bey ihm die Größe ſeiner Leidenſchaften aus den Betrachtungen, die er über die Urſache derſelben machet. Er hat, wie von allen Sachen, alſo auch von dem, was er ſelbſt fühlet, viel deutlichere Begriffe, als andere. Und indem er die Gründe deſſen anführet, was er fühlet, ſo rührt er alle diejenigen, die ihn anhören; an ſtatt daß andere entweder nicht rühren, oder zu lachen machen, je mehr ſie ſich ungeberdig ſtellen. Nur in dem allerheftigſten Erſtaunen, wenn der Verſtand betäubet und als vom Donner gerührt iſt, drückt ſich ſein Zuſtand durch eine Ausrufung und durch ein beredtes Schweigen aus, bis er, mit ſeinen Gedanken, auch die Sprache wiederbekömmt.

Dieſes iſt der wahre Begriff, den uns die Erfahrung von den Reden eines Menſchen an die Hand giebt, der nebſt einem natürlich lebhaften Verſtande, vor andern eine edle Erziehung gehabt, und dieſelbe durch den Umgang mit der geſitteten Welt vollkommen gemacht hat. Wer daran zweifelt, darf nur prüfen, warum manche Leute das Glück haben,

durch-

durchgehends angesehen zu seyn; und warum man so aufmerksam und voll Vergnügen ist, wenn man ihnen zuhöret; unterdessen, daß ein anderer, der nichts als einen groben gesunden Menschenverstand hat, zwar viel gute Sachen sagt, aber mit einer Art, daß diese Sachen unter der Plumpheit seiner Ausdrücke verächtlich werden.

Der Begriff eines solchen edelgesitteten Menschen, der viel Verstand hat, ist der gewöhnliche Begriff, den man von Leuten von Stande überhaupt hat, und haben soll. Die Dummheit und die Plumpheit schicken sich so wenig zu dem Begriffe eines Menschen von Stande, daß sie ihn vielmehr stillschweigend seiner Würde entsetzen, ihm nichts als die Titel davon übrig lassen, und hingegen der Hochachtung der Welt, als des wahren Vorzugs erhabner Personen, berauben. Ich bin also schuldig, Menschen von Stande, die ich ihrem Stande gemäß vorstellen will, so reden zu lassen, wie man dafür hält, daß Leute von besonderm Verstande und von edeln Sitten reden sollen, und wie sie wirklich reden, wenn sie sich als solche zeigen wollen. Je höher der Stand ist, den ich vorstelle, in desto größerer Vollkommenheit muß ich ihnen die obengemeldeten Eigenschaften der Rede beylegen. Denn es kömmt noch dazu, daß sehr wenig Menschen Gelegenheit haben, Leute von sehr hohem Stande täglich und bey vielerley Umständen sprechen zu hören. Ein etwas grösserer Theil höret sie nur ernsthaft und kurz, und zwar allemal von Angelegenheiten und mit Ansehen reden, der größte Theil endlich hat gar nichts mit ihnen zu thun. Und eben dieses vermehret die ehrerbiethigen Begriffe, die man sich von ihrem Verstande, von ihrem edeln Wesen, und also von ihrer anständigen Art zu reden machet.

Diese Begriffe werden noch mehr erhöhet, wenn wir unter den erhabnen Menschen diejenigen herausnehmen, die sich durch ihre kühnen oder großmüthigen Thaten, und kurz, durch ihre edle Art zu denken, vor andern ihres Standes hervorthun, und die wir Helden nennen; und eben diese Begriffe

griffe bekommen noch einen neuen Zuſatz, wenn zu dieſer Ehrerbiethung gegen die Helden auch noch diejenige kömmt, die wir gegen das Alterthum tragen. Wenn man von einem berühmten Manne hört, ſo iſt das gewöhnlichſte, daß man wünſchet, ihn zu ſehen und ihn zu hören; und wenn man ſich unterſuchet, warum man dieſes wünſche, ſo wird man finden, daß es aus der einmal gemachten Einbildung herrühret, weil man glaubt, daß ein Mann, der ſo viel Ruhm erlangt, unfehlbar ein viel anſtändigeres Weſen an ſich haben, und viel edler und beſſer reden müſſe, als diejenigen, die dieſen Ruhm nicht erlanget haben. Eben ſo, wie man aus Ehrerbiethigkeit geneigt iſt, zu glauben, daß die Menſchen, die vordem gelebt, größer an Geſtalt geweſen ſeyn müſſen, als wir: ſo kann man auch den Begriff nicht ablegen, daß die Helden des Alterthums größer am Geiſte, als die jetzigen, geweſen ſeyn müſſen, und man wird hierinnen beſtärkt, weil die Geſchichte uns nichts als merkwürdige Dinge und merkwürdige Reden von ihnen aufbehalten, und alles dasjenige unterdrücket hat, was ſie in unſern Augen erniedrigen und gewöhnlichen Menſchen gleich machen könnte. Ich geſtehe es zu, alle dieſe Einbildungen ſind großen Theils ein Irrthum, aber ein ſo eingewurzelter Irrthum, daß dieſe Begriffe immer wieder kommen, wenn wir auch von dem Gegentheile überzeugt ſind; ſie ſind ein allgemeiner Irrthum, nach welchem alſo ein Poet ſich richten muß; und noch dazu ein Irrthum, der zum Zwecke des Poeten dienet, weil er ohne denſelben die Erregung der Gemüthsbewegungen, die er durch das Trauerſpiel zu erwecken ſucht, weit ſchwerer, und lange nicht in demſelben Grade erhalten würde.

Wir nehmen nur an den Empfindungen derjenigen Theil, die wir hochſchätzen, und wir haben hingegen ganz entgegengeſetzte Empfindungen bey den Leidenſchaften derer jenigen Leute, die wir verachten. Ihre Thränen machen uns zu lachen, ihre Verzweiflung macht uns Freude, und ihr Vergnügen hingegen macht uns unwillig. Wollen wir alſo Leidenſchaf-

denſchaften und beſonderes Mitleiden erregen, ſo müſſen wir Hochachtung gegen diejenigen Perſonen erwecken, durch die wir dieſe Leidenſchaften erregen wollen. Nun ſind es lange nicht ſo ſehr diejenigen Sachen, die ein Menſch ſagt, als vielmehr die Art, womit er ſie ſagt, woraus man ſeine Gedanken über einen Menſchen faſſet. Denn es braucht nicht viel Kunſt, Sachen zu ſagen, die man nicht denket, aber in der Art ſich auszudrücken, verräth ſich die Denkungsart eines Menſchen wider ſeinen Willen, und es iſt viel künſtlicher, dieſe zu verſtellen, als ſeine Gedanken ſelbſt. Aus der Art des Ausdruckes machen wir die allermeiſten Schlüſſe, einen Menſchen entweder hochzuſchätzen oder zu verachten. Und ein Menſch, der die allerniederträchtigſten Gedanken und Empfindungen auf eine edle Art einzukleiden und vorzuſtellen weis, hat das Glück, unſere Hochachtung zu erſchleichen, die ein anderer nicht erhalten kann, der auf eine plumpe Art ſpricht, ob er gleich dabey noch ſo aufrichtig und redlich, das iſt, wahrhaftig edel denkt. Wollen wir alſo unſern Endzweck ſeyn laſſen, Leidenſchaften zu erwecken, ſo iſt ein weſentliches Mittel dazu, daß der Ausdruck unſerer Helden ausnehmend würdig und anſtändig ſey, das iſt, daß er in dem höchſten Grade die Eigenſchaften habe, dazu wir eben jetzo die erſten Gründe und Begriffe geſehen, und die ich noch etwas deutlicher ausführen, und zur Ausübung brauchbarer machen will.

Um nicht alle Augenblicke neue Exempel zu meinen Anmerkungen machen zu dürfen, habe ich hierzu eine Stelle aus dem Racine, und zwar eine ſolche gewählet, dergleichen man auf allen Seiten findet, und die gegen andere gehalten, nur ganz wenig Zierrathen hat, damit man mir nicht vorwerfen dürfe, daß ich in dem Ausdrucke der Trauerſpiele etwas allzu gekünſteltes verlange, welcher Vorwurf dem Racine niemals mit Recht gemacht werden können. Sie iſt aus dem erſten Auftritte des zweyten Aufzuges des Trauerſpiels Bajazet genommen.

BAJA-

BAJAZET.

Oui, je tiens tout de vous, & j'avois lieu de croire,
Que c'étoit pour vous même une aſſez grande gloire,
En voyant dévant moi tout l'Empire à genoux,
De m'entendre avouer, que je tiens tout de vous.
Je ne m'en defens point, ma bouche le confeſſe,
Et mon reſpect ſaura le confirmer ſans ceſſe.
Je vous dois tout mon ſang. Ma vie eſt votre bien,
Mais enfin voulez vous. . . .

ROXANE.

Non, je ne veux plus rien.
Ne m'importune plus de tes raiſons forcées.
Je vois combien tes vœux ſont loin de mes penſées,
Je ne te preſſe plus, ingrat, d'y conſentir.
Rentre dans le néant, dont je t'ai fait ſortir.
Car enfin qui m'arrête? Et quelle autre aſſurance
Demanderois-je encor de ſon indifference?
L'ingrat eſt-il touché de mes empreſſemens?
L'amour même entre-t-il dans ſes raiſonnemens?
Ah! je vois tes deſſeins. Tu crois, quoique je faſſe,
Que mes propres perils t'aſſurent de ta grace,
Qu'engagée avec toi par de ſi forts liens,
Je ne puis ſeparer tes interéts des miens.
Mais je m'aſſure encore aux bontés de ton frere.
Il m'aime, tu le ſais; & malgré ſa colere,
Dans ton perfide ſang je puis tout expier,
Et ta mort ſuffira pour me juſtifier.
N'en doute point, j'y cours, & dès ce moment même. . .
Bajazet, écoutez, je ſens, que je vous aime.
Vous vous perdez. Gardez, de me laiſſer ſortir.
Le chemin eſt encore ouvert au repentir.
Ne deſeſperez point une amante en furie,
S'il m'échapoit un mot, c'eſt fait de vôtre vie!

Ich will dieſes erſtlich ſo überſetzen, wie ich dafür halte, daß die Majeſtät des Ausdruckes, die ſich in dem Originale befindet, auch im Deutſchen beybehalten ſey.

Bajazet.

Ja! alles dank ich dir. Doch hätt' ich Grund zu meynen,
Du würdeſt durch den Ruhm dir ſelbſt belohnet ſcheinen,
Wenn du, kniet dieſes Reich mit Ehrfurcht einſt vor mir,
Mich ſelbſt bekennen hörſt, dieß alles dank ich dir.
Mein Mund geſteht es gern, und wird es nie verſchweigen.
Die That ſoll es dir ſtets in meiner Ehrfurcht zeigen.
Ich leb aus deiner Gunſt. Mein ganzes Blut iſt dein.
Doch, ſage, willſt du wohl. . . .

Roxane.

Ich will nichts weiter. Nein!
Erzürne mich nicht mehr mit ſo erzwungnen Gründen.
Ich ſeh, dein Wunſch iſt nicht mit meinem zu verbinden.
Ich zwing, Undankbarer, dich nicht zu deinem Glück.
Ich zog dich aus dem Nichts; fall in dein Nichts zurück!
Denn wer hält mich noch auf? Was fodr' ich andre Zeichen,
Uns wie verſchmäht ich ſey, Gewißheit zu erreichen?
Wo ſcheint von meiner Huld ſein Herz gerührt zu ſeyn?
Wo miſcht die Liebe ſich in ſeine Reden ein?
Nun ſeh ich es, du glaubſt, daß, was ich auch beſchließe,
Die Noth, in der ich bin, dein Wohl verſichern müſſe.
Die Bande zwiſchen uns hältſt du für allzu feſt,
Daß ſich von deinem Glück mein Glück nicht trennen läßt.
Doch deines Bruders Herz ſteht mir noch immer offen.
Er liebt mich, wie du weiſt. Ich kann Vergebung hoffen.
Dein ungetreues Blut iſt, was mich retten ſoll.
Dein Tod iſt mir genug, ſo bin ich unſchuldsvoll.
Ich eile, — hoffe nicht, daß ich ihn noch verſchiebe, —
Gleich jetzt! — Hör, Bajazet! ich fühl, daß ich dich liebe.

Du

Du ſtürzeſt dich. Gieb Acht! laß mich nicht von dir gehn.
Du ſiehſt den Weg zur Reu dir jetzt noch offen ſtehn.
Befürcht, ein liebend Herz zur letzten Wut zu zwingen,
Ein Wort, das mir entfährt, wird dich ums Leben bringen.

Und ich will noch eine andere Ueberſetzung liefern, welche eben dieſe Gedanken auf eine Art einkleidet, die der Majeſtät des Trauerſpiels zuwider iſt.

Bajazet.

Ach ja! ich habe zwar dieß alles bloß von dir,
Dieß hab ich längſt erkannt, doch dacht ich auch darneben,
Es würde dir dafür nicht wenig Ehre geben,
Wenn ich, wird dieſes Reich mir künftig unterthan,
Wie viel mir deine Huld verehrt, bekennen kann.
Ich lehn es gar nicht ab. Mein Mund muß es geſtehen.
Du ſollſts auch jederzeit aus meiner Ehrfurcht ſehen.
Nur deiner werthen Hand dank ich mein ganzes Blut.
Ja ſelbſt mein Leben iſt ein dir ganz eignes Gut.
Doch wollteſt du gleichwohl? Vergieb, daß ich dich frage!

Roxane.

Nein! ich will weiter nichts, daß ich dirs deutlich ſage.
Fall' mir nur nicht forthin mit deinen Gründen ſchwer.
Du ziehſt ſie ohne das nur mit Gewalt hieher.
Dein Wünſchen will ſich nicht zu meinem Zweck bequemen.
Und alſo müßt ich mich dich mehr zu bitten ſchämen.
Nein! willige nur nicht, Undankbarer, darein!
Du ſollſt bald wiederum, was du geweſen, ſeyn.
Bedenkeſt du, daß ich dich aus dem Staub erhoben?
Was hält mich noch zurück, was will ich noch für Proben,
Daß du nur gegen mich voll lauter Kaltſinn ſeyſt.
So viel mein zartes Herz ihm heißen Eifer weiſt;
Wird der Undankbare durch ſolchen wohl gerühret?
Wird wo ein Fünkchen Glut in ſeinem Thun geſpüret?

Doch halt! ich merk es schon, was du im Schilde trägst.
Du bildest dir wohl ein, so nah du mir es legst;
So müßt ich, um nur selbst dem Unglück zu entgehen,
Mit Gnad und Huld für dich doch nimmer fertig stehen.
Ich ließ mich allzu weit mit dir, Betrüger, ein.
Drum denkst du, könn ich mich nicht mehr von dir befreyn,
Und unser Vortheil sey nun gar nicht mehr zu trennen,
Doch glaub, ich werde noch den Bruder beugen können.
Dein Bruder hat mich lieb. Dieß weist du selber wohl.
Ich weis schon, wie ich ihm den Zorn vertreiben soll.
Du bist das Opferthier, und ich darf dich nur schlachten;
So wird er mich für rein und für entschuldigt achten.
Dein Tod ist schon genug, den ich befehlen kann.
Ich mache warlich Ernst. Du sollst und mußt daran.
Jetzt rennt mein Fuß dahin, in diesem Augenblicke.

Doch ach! ich fühle noch zu sehr der Liebe Stricke.
Eh ich dich tödten sollt, wollt ich wer weis was thun,
Ich meyn es gar mit dir. Drum höre mich auch nun!
Fürwahr, du wirst dich selbst in dein Verderben ziehen.
Nein! mache nicht, daß ich mich muß hinaus bemühen.
Kurz um! jetzt hast du noch zur Reue kurze Frist,
Weil die noch Thür und Thor dazu geöffnet ist.
Drum äffe mich nicht mehr. Und suche nicht mein Rasen,
Wenn ich verzweifeln muß, noch stärker anzublasen.
Es kostet mich nicht mehr, als nur ein einzig Wort,
So holet man dich gleich zum nahen Tode fort.

Die erste Eigenschaft also, die man von dem Ausdrucke eines Trauerspiels mit Rechte fodern kann, ist die Vermeidung aller Redensarten, welche auf gemeine und niedrige Begriffe führen können. Es ist niemand sorgfältiger in Beobachtung dieser Regel, als die Franzosen, und man muß zugestehen, daß so gar die allerschlechtesten unter ihren Poeten darwider entweder sehr selten, oder gar nicht verstoßen haben. Man wird nur etwas gemeines und geringes thun,

wenn

wenn man ſich bey der Ausarbeitung eines Trauerſpiels an dieſe Regel alsdann erſt erinnern will, wenn einen entweder der Klang des Verſes und die Begierde, ihn geſchwind fertig zu machen, auf die Verſuchung führen ſollten: einen Menſchen, den man haſſet, einen Hund, oder ſtatt eines Ungeheuers ein ungeheures Thier, oder ein ſchändlich Aas ſterthier zu nennen, an ſtatt eines Schlachtopfers einen Menſchen ein Opferthier zu heißen, ſo lange es wider die guten Sitten iſt, einen Menſchen ein Thier zu nennen; einer Frevelthat den Namen eines Bubenſtückes beyzulegen; eine Frauensperſon mit dem Worte Weib, oder o Weib anzureden; und von den Freyern einer Prinzeſſinn zu ſprechen. Von Redensarten, welche kein Menſch in einem geſiteten Umgange, zumal von vornehmen Perſonen, brauchet, verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie in dem Trauerſpiele keinen Platz haben. Es iſt hierbey auch noch ganz wenig gethan, wenn ich die Sprüchwörter vermeide, und z. E. von einer Sache, die erzwungen iſt, nicht ſage, daß ſie bey den Haaren herbeygezogen ſey. Auch die eigenthümlichen Redensarten einer jeden Sprache, die den Sprüchwörtern allzunahe kommen, oder die auf ein niedriges Gleichniß gegründet ſind, thun in einem Trauerſpiele eine üble Wirkung, und erwecken öfters Lachen, wo man Mitleiden zu erwecken ſuchet, theils weil ſie ſo oft gebraucht ſind, daß die meiſten Menſchen ſie ſagen und anhören, ohne zu wiſſen, was ſie darunter verſtehen, theils weil ſie durch den Mund des gemeinen Mannes ſo oft entehret worden, daß ſie zu einem ſo hohen Grade des Edlen nicht mehr zu brauchen ſind. Zu ſagen, du haſt mir es ſehr nahe geleget, ſich mit einem allzuweit einlaſſen, einen hinter das Licht führen, ſind alles vielleicht gute Redensarten, wenn ſie auſſer dem Trauerſpiele gebraucht werden, wo es ſich ſchickt, zu reden, als ob man in ſeiner Gelaſſenheit wäre, und kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Auch die wohlgezogenſten Leute brauchen dergleichen dann und wann, aber nicht bey allen Gelegenheiten, und am allerwenigſten in Umſtänden, welche Ach-

tung auf sich selbst und auf andere erfodern. Für Helden also, welchen man, was edel im Reden ist, in noch höherem Grade beylegen, schicken sie sich noch weniger. Einzelne Gleichnißwörter von niedrigen Sachen, oder die sonst allzuabgetragen sind, sind der Hoheit des Trauerspiels eben so wenig gemäß. Wenn ich sage, daß mich jemand äffet, heiße ich mich selbst einen Affen, und wenn ich von einem andern sage, daß er etwas nachäfft, so wird es ebenfalls ein wenig unhöflich herauskommen. Ich wollte nicht gern, daß man zu einem Mörder sagte, daß unschuldiges Blut an seinen Händen klebte, und von einem Betrüger, daß er eine List ausgeheckt hätte, oder daß ein Unglücklicher klagte, daß ihm die Freude versalzen sey. Einige Ausrufungen, welche von schlechten Personen sehr oft bey Kleinigkeiten gebrauchet werden, als zum Exempel, daß es Gott erbarme! Und einige kleine Verbindungswörter, als: Kurz um, für kurz; Ach ja! für ja; imgleichen Ey, was? warlich! fürwahr! gehören aus diesem Grunde ebenfalls unter die verworfenen Redensarten. Die Worte Nebenbuhler, wofür ich gleichwohl kein anderes weiß, Maul, Weib, sind in einigen Provinzen Deutschlands so unedel, als sie in andern leidlich sind, und aus diesem Grunde zum Trauerspiele ziemlich unbequem, oder wenigstens sehr behutsam zu brauchen. Man kann sehr oft Worte durch den Zusammenhang unedler machen, als sie sind, und andere wiederum durch eben dieses Mittel heben, die sonst nicht zu erleiden stünden. Ich will z. E. das Wort schlachten nicht ganz verwerfen. Wenn ich einen Menschen der Grausamkeit beschuldige, und ihm sage: Sprich, Mörder! hat dein Schwerdt noch nicht Menschen genug geschlachtet? So glaube ich, wird man darwider nichts einwenden können. Wenn ich aber sage:

Du bist das Opferthier, und ich darf dich nur schlachten;
So wird er mich für rein und für entschuldigt achten.

So

So wird es ein Ohr, das nur edle Begriffe hören will, beleidigen. Dieſe Regel erſtreckt ſich noch viel weiter, als man denkt. Die Erfahrung wird uns viele Fälle lehren, wo alle Zuſchauer eine Redensart unedel finden, und wo ſie ſelbſt wider ihren Willen zum Lachen beweget werden, da man gar nicht geglaubt hätte, daß dieſe Redensart etwas lächerliches an ſich haben ſollte. Man hat viel Behutſamkeit nöthig, in einem Trauerſpiele alle dieſe Redensarten zu vermeiden; und wenn man ſich dieſes angelegen ſeyn laſſen will, ſo fürchte ich, man werde aufhören, ſich zu rühmen, daß man in vier bis ſechs Wochen, oder auf das höchſte in zweenen Monaten, vermögend ſey, ein Muſter eines Trauerſpiels an das Licht zu bringen.

Gleichwohl kann ein Trauerſpiel, welches alle dergleichen Redensarten vermeidet, noch immer ganz platt, und der Helden, die es vorſtellen ſoll, ganz unwürdig ſeyn, wenn nicht noch beſonders eine Haupteigenſchaft dazu kömmt, welche beynahe alles das übrige in ſich ſchließt; nämlich ein gewiſſer Schwung, eine Art, oder wie es die Franzoſen nennen, ein Tour, den man der Rede giebt, und durch welchen ſich auch im Umgange ein feiner Verſtand von einem groben unterſcheidet. Eine Rede kann in ganz niedrigen und einfältigen Worten beſtehen, aber eben dieſer Schwung machet die Niedrigkeit und Einfalt edel, und unterſcheidet ſie von einer kriechenden und matten Niedrigkeit, welche nichts an ſich hat, das gehört oder geleſen zu werden verdiente.

Es iſt hier meine Abſicht nicht, mich in eine weitläuftige Unterſuchung aller Kunſtgriffe einzulaſſen, wodurch man dem Ausdrucke dieſen Schwung und dieſe feine Art geben kann. Ich muß unterdeſſen doch einige davon anmerken, damit, wenn es ja ſo fühlloſe Geiſter geben ſollte, welche den Unterſchied zwiſchen einem feinen Ausdrucke und einer ungeſchickten und unmanierlichen Rede nicht begreifen wollen, ſie mir wenigſtens nicht einwerfen können, es ſey dieſes eine bloße Einbildung und ein Hirngeſpinnſte. Die Wahl desje-

nigen Umstandes von einer jeden Sache, der sich vor andern am besten zum Endzwecke schicket; die Kunst, ganz gewöhnlichen Gedanken das Ansehen der Neuigkeit zu geben; die Geschicklichkeit, überall im Vorbeygehen Gedanken und Einfälle anzubringen, ohne daß es scheint, daß man sich darum Mühe geben, und etwas besonders sagen wolle; sind die größten Kunstgriffe, welche dem Ausdrucke diese Eigenschaft zuwege bringen. Voltaire führet in der Vorrede seiner Mariamne zwey Exempel an, eines aus der Phädra des Racine, und eines aus der Phädra des Pradon, welche beyde fast durch nichts andere, als durch den Ausdruck, unterschieden sind, und zwar dadurch, daß dem Pradon dieser Schwung und diese feine Art des Vortrages fehlen, die hingegen im Racine in der größten Vollkommenheit zu finden sind. Ich kann mich auf keine größere Erfahrung berufen, als eben auf die Phädra des Racine; und wer ein feiner Kenner der Trauerspiele werden will, dem weis ich kein besseres Mittel an die Hand zu geben, als eben diese beyden Arbeiten eines guten und eines mittelmäßigen Poeten gegen einander zu halten. Ich will zwar nicht mit dem Voltaire behaupten, daß fast der ganze Unterschied beyder Stücken in dem Ausdrucke bestehe. Die Helden des Pradon stellen sich in allen seinen Stücken hin und wieder ungeberdig, wenn sie nicht nöthig hätten, in außerordentliche Bewegung zu gerathen; hingegen sind sie ganz gelassen, wenn man denken sollte, daß sie voller Entsetzen, und in den größten Leidenschaften seyn würden. Gewiß ist es aber, daß ein großer Unterschied von beyden eben in der Feinigkeit dieses Schwunges der Rede bestehe. Racine ist darinnen besonders vor allen tragischen Poeten ein Meister, und seine Kunst hierinnen hat bey jedem neuen Stücke, das er ausgearbeitet, zugenommen. So ungekünstelt und niedrig die Rede des Bajazet ist, die ich oben angeführet habe, und so niedrig sie seyn soll; da nichts weniger der Hoheit der Gedanken fähig ist, als die Ehrerbiethigkeit und Unterwürfigkeit: so sehr unterscheidet sie sich durch diese Feinigkeit, und daß ich mich des französischen Wortes bedie-

bediene, durch die Delicateſſe des Vortrages. Er wiederholet das:

Je tiens tout de vous!
Alles dank ich dir!

Um der Prinzeſſinn die Ehre, die ihr dieſes Bekenntniß des Prinzen machet, recht ſchmecken zu laſſen. Und da er ihr vorſtellet, daß er dieſes auf dem Throne ſelbſt noch geſtehen würde, ſo zeigt er ſich zugleich auf der größten Stufe ſeiner Herrlichkeit, und in der größten Ehrerbiethigkeit für ſie:

En voyant devant moi cet empire à genoux.
Wenn du, kniet dieſes Reich mit Ehrfurcht einſt vor mir,
Mich ſelbſt bekennen hörſt; dieß alles dank ich dir.

Man bedenke, wie matt dieſe Begriffe werden, wenn ich eben dieſen Gedanken mit den Worten ausdrücke:

Wenn ich, wird dieſes Reich mir künftig unterthan,
Daß du dieß alles mir geſchenkt, bekennen kann.

In den ganzen oben angeführten Reden iſt alles auf eine eben ſo feine Art geſaget: Und die Gegeneinanderhaltung beyder Ueberſetzungen kann zeigen, was eben dieſelben Gedanken ohne dieſe feine Art des Ausdruckes ſeyn würden. Dieſer Schwung iſt beſonders nöthig, um Sachen mit einer Anſtändigkeit zu ſagen, welche an ſich ſelbſt nicht allein nichts majeſtätiſches, ſondern auch etwas niedriges an ſich haben. Wie wenig majeſtätiſch würde es klingen, in einem Trauerſpiele zu erzählen:

Weil ſie in Ohnmacht fiel, hat man ſie aufgeſchnürt.
Da fand man dieſen Brief, den ſie bey ſich geführt.

Und hingegen wie fein iſt der Schwung, den Racine dieſem Umſtande ebenfalls in ſeinem Bajazet zu geben weis:

Toujours evanouïe,
Madame, elle ne marque aucun reſte de vie,
Que par de longs ſoupirs & des gemiſſemens,
Qu'il ſemble que ſon cœur va ſuivre à tous momens.

Vos femmes, dont le ſein à l'envi la ſoulage,
Qui découvert ſon ſein, pour leur donner paſſage.
Moi-même avec ardeur ſecondant ce deſſein
J'ai trouvé ce billet enfermé dans ſon ſein.

Es würde unterdeſſen ein unnatürlicher Zwang ſeyn, und der Majeſtät des Trauerſpiels zuwider laufen, wenn man ſich bemühen wollte, Sachen mit einer ausgeſuchten Art vorzutragen, welche nicht verdienen, daß ein erhabener Verſtand ſich dabey aufhalte, und die man nur deswegen ſagt, weil es nöthig iſt, ſie zu wiſſen. Sachen, bey denen es nichts zu denken giebt, kann man niemals zu kurz ſagen. Es iſt genug, daß ich ſage, ich gehe oder er kömme; und zu ſagen, daß man ſeine Schritte wohin lenke, oder daß einen der geſchwinde Fuß weg trage, ſind Blümchen der Rede, welche für die Precieuſes ridicules, oder für einen Pedanten wohl ſtehen. Ein Held wird in einem Trauerſpiele, wenn es die Umſtände erfodern, einem andern ſagen können: Setze dich. Kaum wird es ſich ſchicken, zu ſagen: Laß dich nieder; und noch weniger: beliebe es dir, dich zu ſetzen? Am allerwenigſten aber wird es mit ſeiner Ernſthaftigkeit übereinkommen, wenn er ſpräche: Erſpare deinen Füßen die Laſt, deinen Körper zu tragen. Je mehr ein Menſch Verſtand hat, und je geſitteter er durch den Umgang geworden iſt; deſto mehr iſt er überhaupt davon entfernet, dergleichen weitläuftige Umſtände zu machen, in welchen kleine Geiſter und halbgeſittete Leute ſich einbilden, daß die artige Lebensart beſtehe. Alles alſo, was das Anſehen eines bloßen Complimentes hat, iſt der Majeſtät des Trauerſpieles nachtheilig, und auch ſodann, wenn eine Dankſagung oder etwas dergleichen vorkömmt, hat man nöthig, diejenigen Worte zu vermeiden, welche den gewöhnlichen und alltäglichen Complimenten nahe kommen. Wir haben oben das Exempel an der Dankſagung, die Racine dem Bajazet in den Mund legt. So natürlich es wäre, im gemeinen Leben eine Dankſagung mit den Worten zu machen: Ich danke das

für,

für, oder ich bin dir dafür verbunden; ſo lächerlich würde es in einem Trauerſpiele ſeyn.

Der Nachdruck iſt ebenfalls eines von den vornehmſten Hülfsmitteln, die Majeſtät des Ausdruckes zu befördern. Eine Deutlichkeit, welche diejenigen Begriffe, die vor andern das Hauptwerk eines Gedanken ausmachen, zu heben und in ihr Licht zu ſetzen weis, welche die Zweydeutigkeiten vermeidet, und welche den Verſtand niemals in Zweifel ſtehen läßt, worauf ſich dasjenige beziehe, was ich ſage, iſt das erſte Stück dieſes Nachdrucks; und in theatraliſchen Werken deſto nöthiger, da die hergeſagten Worte ſo gleich verſchwinden, und der Zuſchauer nicht inne halten kann, um eine Sache, die er nicht recht begriffen hat, noch einmal zu betrachten. Man muß aber nicht glauben, daß dieſe Deutlichkeit durch ein weit ausgedehntes Geſchwätz befördert werde, wo man die Gedanken erſt von einer Menge Verbindungswörter ſäubern muß, ehe man ihre Stärke erkennen kann; wo die Nebenbegriffe, die man zur unrechten Zeit, und mit vielen Worten anbringt, den Hauptbegriffen das Licht benehmen; und wo man ſich in Acht nimmt, einen andern als alltäglichen Einfall zu ſagen, aus Furcht, daß er nicht verſtanden werden möchte. Dergleichen Sorgfalt iſt nicht allein dem Nachdrucke gänzlich zuwider, ſondern ſie benimmt auch dem Acteur alle Gelegenheit, den Gedanken durch den Nachdruck ſeiner Stimme zu helfen, und wenn er ſich lange an den weitläuftigen Verbindungswörtern athemlos geſprochen und ſich gemartert, eine matte Periode lebhaft zu machen, muß er mit aller ſeiner Kunſt zuletzt einen Haufen nur halbgerührter Zuſchauer zurück laſſen, die ganz kaltſinnig geblieben ſeyn würden, wenn er ſeine Kunſt nicht beſſer verſtünde, als der Poet, und wenn er nicht deſſelben ohnmächtige Worte beynahe durch ein Wunderwerk beſeelte. Ob gleich faſt keine Zeile in der obenangeführten Rede der Rorane iſt, die nicht ein Exempel von Nachdrucke ſeyn könnte: ſo will ich doch nur den Vers anführen:

Rentre dans le neant, dont je t'ai fait ſortir!

Ich zog dich aus dem Nichts; fall in dein Nichts zurück,

Ungeachtet es eben dieſer Gedanke iſt, wenn ich ſage:

Du ſollſt bald wiederum, was du geweſen ſeyn,
Bedenkeſt du, daß ich dich aus dem Staub erhoben?

Und ungeachtet: fall in dein Nichts zurück, mit nicht ſo gewöhnlichen Worten, als das letztere, geſagt iſt; ſo behaupte ich doch, daß es viel deutlicher iſt, weil es dasjenige, was es ſagen ſoll, ohne Umſchweif und in ſeinem völligen Lichte vor Augen ſtellet. Der Verſtand des Zuſchauers oder Leſers weis niemals weniger, was man ſagen will, und hat niemals undeutlichere Begriffe von dem, was ihm vorgeſtellet wird, als wenn er nach langen Umſchweifen zwar viel Worte, aber nichts, das Aufmerkſamkeit verdiente, gehöret hat.

Dieſer Nachdruck wird meiſtentheils durch die Kunſt, demjenigen, was man ſagen will, eine gute Art zu geben, befördert, zuweilen aber kann er auch dadurch gehindert werden; und die Urtheilskraft des Poeten muß hierinnen die Gelegenheiten unterſcheiden, wo es beſſer und nachdrücklicher iſt, eine Sache mit ganz eigenen und natürlichen Worten zu ſagen, oder ſie zu umſchreiben. Die Parodie der Alzire tadelt nicht mit Unrecht den Ausdruck des Voltaire, da er von den Waffen der Americaner redet, und ſie

Des habitans des eaux depouilles inutiles.

nennet, um nicht arêtes des poiſſons, Fiſchgräden, zu ſagen. Denn dieſe Worte ſind ſo zweydeutig und ſo unbeſtimmt, daß man aus dieſer Umſchreibung nicht ſo gleich ſchließen kann, was er ſagen will. Und Herr Voltaire hätte eine genauere und deutlichere Umſchreibung ſuchen ſollen. Der Vers des Racine:

Ecoutez, Bajazet! je ſens que je vous aime.

Hör, Bajazet, ich fühl, daß ich dich liebe.

kann durch die allerwohlausgeſonnenſte Redensart nicht erſetzet werden; wenn man gleich die Stricke, die Ketten, die

Kerzen

Kerzen und die Flammen der Liebe auf einen Haufen zuſammen brächte, um dieſes auf eine recht neue Art auszudrücken.

Sowohl der Schwung des Ausdruckes, als der Nachdruck deſſelben, kann eben ſo wenig ohne die Schönheit der Gedanken beſtehen, als ſich die Glätte und der Glanz einer Marmorſäule ohne den Marmor denken läßt, der geglättet iſt. Der Menſch hat nichts edlers an ſich, als daß er denkt; und je geſchwinder und richtiger er denkt, deſto edler iſt er. Ein Held, der die größten Handlungen von der Welt thut, hat kein Verdienſt davon, wenn dieſe Handlungen nicht aus Ueberlegungen herrühren, deren der meiſte Theil der Menſchen nicht fähig iſt. Es kann alſo nicht fehlen, daß ein Trauerſpiel, welches der Helden würdig ſeyn ſoll, die es vorſtellet, voll ſchöner Gedanken ſeyn muß. Denn es iſt nichts widerſprechenders, als ein Held, von dem man lauter ehrerbiethige Begriffe hat, und dem es gleichwohl am Verſtande fehlt, oder der nicht mehr Verſtand hat, als der gemeine Haufe der Menſchen. Ich rede nicht von Wortſpielen, von Gedanken, die keine Wahrheit in ſich haben, und nur ein glänzendes Spielwerk ſind, auch nicht von ſolchen, die zur Sache nicht gehören, und die nur angebracht werden, damit man etwas ſchönes zu ſagen ſcheine. Ich habe ſchon oben mich auf die Erfahrung berufen, daß der wahre Charakter der Reden eines Menſchen, der Erziehung und Verſtand hat, darinnen beſteht, von den Sachen mit Scharfſinnigkeit zu ſprechen, ohne daß es ſcheint, daß er ſich Mühe gebe, etwas ſchönes zu ſagen. Diejenigen irren ſich, welche glauben, daß der Verſtand des Menſchen nicht ſcharfſinnig ſey, wenn das Gemüth beweget iſt. Es iſt wahr, er iſt blind gegen alles, was mit der gegenwärtigen Gemüthsbewegung nichts zu thun hat, oder was ſie hindern will: aber er iſt es nur darum, weil ſein ganzer Verſtand mit demjenigen Begriffe beſchäfftiget iſt, der dieſe Gemüthsbewegung bey ihm erwecket; und was dieſen Begriff betrifft, iſt er deſto ſcharfſinniger, ſich ihn auf tauſend Arten vorzuſtellen. Die Atalide des Racine ruft bey dem

Tode

Tode des Bajazet, da ſie im Begriffe iſt, ſich ſelbſt zu ermorden, nach vielerley andern ſchönen Gedanken aus:

Ah! n'ai-je eu de l'amour que pour t'aſſaſſiner!

Und eine ſolche Ausrufung iſt viel kräftiger, als wenn man nichts, als ein ewiges o! und ach! ihr Götter! o Himmel! wie! was! ach ich Elende! und daß Gott erbarm dazu, vorzubringen weis. Ausrufungen, welche weiter keine Bedeutung haben, und nichts zu denken geben, gehören nur in die äußerſten Fälle, wenn der Verſtand des Menſchen betäubet zu ſeyn ſcheint, für einen Oedipus, der in der gröſten Verzweiflung iſt, und nicht weis, an welches von ſeinen Verbrechen er zuerſt denken ſoll; für eine Elektra, die vom Klagen müde iſt, und nach einer langen Betrachtung ihres Unglücks gleichſam aufhöret, zu denken; für eine Perſon, die durch ein jählinges Unglück in Entſetzen geräth. Und wenn die Ausrufungen nicht wieder durch Gedanken unterbrochen werden, drücken ſie nicht die Gemüthsbewegungen eines Helden, ſondern eines gemeinen Menſchen aus, der dann und wann ein groſſes Geſchrey über eine Kleinigkeit machet, und ſelbſt nicht weis, was ihm fehlet.

Ich glaube, ich habe mich ſo deutlich erkläret, daß ich kaum einen Einwurf beantworten darf, den manche vorbringen möchten, die die Gewohnheit haben, daß ſie, um den einen Fehler zu rechtfertigen, ſo gleich das andere ihm entgegen geſetzte Aeuſſerſte angreifen. Soll dann, werden ſie ſagen, ein Trauerſpiel aus lauter Orakeln beſtehen? Wenn man ſo viel körnichte Gedanken haben will, ſo darf man ja nur einen Haufen Sinngedichte ſammlen, und hernach die Namen der redenden Perſonen nach eigenem Gefallen darüber ſetzen. Es iſt nicht dieſes, was ich ſage. Gedanken, die mit ihrem gehörigen Nachdrucke vorgetragen ſind, ſind keine Orakel, und an einander hängende Reden, welche einen Verſtand verrathen, der lebhafte Vorſtellungen von den Dingen hat, ſind

keine

keine Sinngedichte *. Es geht nirgends leichter an, die Namen der redenden Perſonen hinzuſetzen, wohin man will, als in denenjenigen Trauerſpielen, wo die Helden nichts, als gleichgültige Erzählungen, und mit gezwungenen Ausrufungen vermiſchte gemeine Dinge vorbringen. Dieſe ſchicken ſich für einen Charakter ſo gut, als für den andern. Hingegen da ein jeder Menſch eine Sache auf eine andere Art betrachtet, ſo kann es nur ſehr ſelten und faſt niemals gleichgültig ſeyn, wem ich eine Rede, die voll Gedanken iſt, in den Mund legen will.

Gleichwohl will ich, um allen Mieverſtand zu vermeiden, noch nachfolgende zwo Anmerkungen hinzuſetzen.

Es iſt nicht genug, ſchöne Gedanken zu ſagen. Ein Gedanke mag ſo ſchön ſeyn, als er will; ſo iſt er wider die Majeſtät des Trauerſpieles, ſo bald er an einem Orte ſteht, wo er denjenigen Endzweck, auf welchen es jetzt ankömmt, nicht befördern hilft. Denn er verwandelt den Helden bald in einen Pedanten, bald in einen Petit-Maitre; indem man ihn etwas bloß in der Abſicht ſagen läßt, um etwas ſchönes geſagt zu haben, und ſich ſelbſt reden zu hören. Hingegen ein jeder Gedanke, welcher zum Endzwecke der redenden Perſon dienet, kann nicht zu ſcharfſinnig ſeyn; wenn er keine falſche, ſondern eine auf wahrhafte Begriffe gegründete Scharfſinnigkeit iſt. Denn je einen größern Begriff der Held von ſeinem Verſtande giebt, deſto mehr nimmt er den Zuſchauer für ſich ein.

Die andere Anmerkung iſt dieſe, daß nicht alle Gemüthsbewegungen oder Umſtände eines tragiſchen Helden einerley Menge von Gedanken ertragen können. Der Verſtand des Menſchen iſt gleichſam gefangen, wenn er von Schüchternheit,

* In dieſer Stelle hat der Verfaſſer ſein Abſehen auf des Herrn Prof. Gottſcheds Vorrede zum fünften Theile ſeiner Schaubühne gerichtet, worinn derſelbe eine Vergleichung der Dido mit dem Herrmann unternommen.

heit, oder von Ehrerbietigkeit und Demuth eingenommen ist. Er machet mehr angenehme oder betrübte Abschilderungen, als Schlüsse, wenn er zärtlich ist, oder wenn er von einer Traurigkeit eingenommen wird, wo es mehr darauf ankömmt, sich zu beklagen, als Mittel wider seine Noth zu finden. Hingegen denkt er sehr geschwind in der Noth, und läßt sodann viele Gedanken vorbey, die er sonst für nöthig halten würde, zu sagen. Er ist sehr geschäftig im Zorne und in der Verzweiflung, und es ist sodann kein Umstand, den er nicht hervorzusuchen sinnreich wäre, um seine Gemüthsbewegung zu vergrößern, wenn er dieselbe nicht so gleich zur Thätlichkeit bringen kann. Niemals aber thut er sich mehr hervor, als wenn er mit einer Zuversicht zu sich selber redet, die sich auf Muth und Ehrgeiz stützet. Alsdann ist er reich an Lehrsprüchen, und an sinnreichen Gegensätzen; und weil ihn nichts in Verwirrung setzt, weil nichts seine Freyheit unterdrücket, so läßt er sich dann vollkommen den Lauf, und zeiget sich in seiner ganzen Größe. Merket man auf die Natur dieser Gemüthsbewegungen, und auf die Erfahrung, daß eben dieselben Leute, bey verschiedenen Umständen, nicht mehr dieselbe Art zu denken, und denselben Verstand haben, und wie ihr Verstand bald fruchtbarer, bald eingeschränkter zu seyn scheinet; so wird man mir dieses zugestehen müssen. Aus eben diesem Unterschiede kömmt es, daß die Helden des Corneille weit gedankenreicher sind, als die Helden des Racine, weil der erstere mehr Muth und der andere mehr Zärtlichkeit in seinen Stücken aufführet. Wenn aber Racine die Gelegenheit findet, solche Gemüthsbewegungen vorzustellen, die am meisten in den Trauerspielen des Corneille herrschen, so ist er auch fast eben so gedankenreich, und eben so erhaben. Doch die natürliche Neigung hat den einen getrieben, mehr zärtliche, und den andern, mehr mit Muth und Ehrgeiz angefüllte Geschichte, zum Grunde ihrer Werke zu legen. Es ist kein nöthigerer Kunstgriff in der Schreibart, als dieser, den Ausdruck nach der Materie einzurichten. Ein guter Maler wird ein Bild, worinnen er Entsetzen ausdrücken will, nicht mit eben

so

ſo zarten Zügen entwerfen, als die Liebe Jupiters und der Danae, ſondern es wird in ſeinen kleinſten Pinſelſtrichen etwas ſo rauhes ſeyn, wie es der Zweck ſeines Bildes erfodert. Es giebt alſo keine ungeſchicktern Vergleichungen, als wenn ich verlange, daß ein Stück, wo der Kriegesgeiſt und die Ehrbegierde herrſchen, in eben der Schreibart abgefaßt ſeyn ſoll, wie ein anderes, worinnen durchgehends von Liebe geredet wird.

Ich verlange nicht, daß man die Begriffe von dem Majeſtätiſchen des Ausdrucks in den Trauerſpielen für neu halten ſolle. Sie kommen mit dem Longin und den Regeln aller guten Kunſtrichter völlig überein. Auch die flüchtigen Gedanken des Fenelon ſagen nichts anders, wenn man ſie genau betrachtet, und aus den dabey angeführten Exempeln erkläret. Sie werden durch die Exempel der Alten und der beſten neuern tragiſchen Dichter, ſowohl in Frankreich, als in England und Italien, beſtätiget. Wenn man die Trauerſpiele des Euripides und Sophokles nicht in den lateiniſchen Ueberſetzungen lieſt, als in welchen letztern ihnen die Anſtändigkeit ihrer Schreibart durchgängig ausgezogen iſt, und wo die Helden ſo zu ſagen, in Bettlerekleidern vorgeſtellet ſind, ſo wird man finden, daß ich wahr rede. Was die Wahl der Worte betrifft, ſo ſind die Griechen noch weiter darinnen gegangen, als irgend eine Nation heute zu Tage geht; indem ſie in den Trauerſpielen, wie in andern Gedichten, die meiſten Dinge, die im gemeinen Leben allzu oft vorkommen, mit ganz andern Namen benennen, als womit ſie gewöhnlich beleget zu werden pflegen. Es iſt bekannt, daß die alten Tragödienſchreiber ſehr viel auf lange und die Ohren füllende Wörter hielten. Was den Schwung der Redensarten angeht, ſo fehlet es nirgends an der Feinigkeit derſelben, und er iſt, beſonders in Erzählungen und Beſchreibungen, oft prächtiger, als wir ihn heute zu Tage wagen dürfen. Sie hüten ſich auch nicht ſo ſehr vor ſcharfſinnigen Gedanken, als viele vorgeben, welche gern die Alten zu Exempeln ihrer matten und kraftloſen Schreibart machen wollten. Nur ſind wegen der Liebe,

die

die die Griechen und besonders die Athenienser zu den öffentlichen Reden hatten, meistentheils längere Reden darinnen, als man sich jetzt getrauen darf, auf dem Theater hören zu lassen. Es sind methodische und ordentlich ausgearbeitete Reden, welches man nicht anders von ihnen erwarten kann; da dieselben Zuschauer, denen zu Gefallen diese Trauerspiele geschrieben worden, dergleichen Reden täglich von den größten Leuten ihres Vaterlandes halten hörten.

Um auch hierinnen nichts ohne Beweis zu sagen, will ich einige Zeilen anführen, die aus Antworten und Gegenantworten bestehen, und worinnen fast jede Zeile etwas scharfsinniges enthält. Dergleichen kann man in allen Trauerspielen der Alten, und dann und wann dreyßig und mehr Zeilen nach einander finden. Sie sind aus des Euripides Iphigenia in Aulis aus dem zweyten Aufzuge genommen:

ΜΕ. Αἴ, αἴ, φίλων ὅρ' ἐχὶ κοινόμην τάλας;
ΑΓ. Ἐν τοῖς φίλοιγε μὴ θέλοις ἀπολλύναι.
ΜΕ. Δείξεις δὲ τοῦ μου πατρὸς ἐκ ταυτοῦ γεγώς;
ΑΓ. Συνσωφρονεῖν σοι βούλομ', ἀλλ' ἐ συνεσιεῖν.
ΜΕ. Ἐς κοινὸν ἀλγεῖν τοῖς φίλοισι χρὴ φίλος.
ΑΓ. Εὖ ὁρῶν, παρακάλει μ', ἀλλὰ μὴ λυπῶν ἐμέ.

Menelaus.

Ach, bin ich Aermster denn von Freunden ganz entblößt?

Agamemnon.

Nein! wenn du nur sie selbst nicht ins Verderben stößt.

Menelaus.

Wo zeigest du, daß wir von Einem Vater stammen?

Agamemnon.

Zum Guten, nicht zur Wut, stimm ich mit dir zusammen.

Menelaus.

Gemeinschaft, auch im Schmerz, ist wahrer Freunde Pflicht.

Agamemnon.

Die fodre, wohlzuthun, doch mir zu schaden nicht!

Gedan-

Gedanken über das Theater

und

insonderheit

das däniſche.

Vorbericht.

Die beyden folgenden Aufsätze haben sich unter den Handschriften meines seligen Bruders gefunden, und scheinen nicht sowohl zum Drucke bestimmt gewesen zu seyn, als in einer bloßen Abschrift einigen Beförderern und Liebhabern der dänischen Schaubühne mitgetheilt zu werden. Er hatte in Kopenhagen viele Freunde und Bekannte, auch unter den Vornehmsten, die seinen Geschmack und seine Einsichten zu schätzen wußten. Und es ist also kein Wunder, daß man bey Einrichtungen von dieser Art, die theils noch in der Möglichkeit, theils schon im Werke waren, seine Meynung zu wissen begehret hat. Der erste Plan, der fast bloß die Möglichkeit eines Theaters in Kopenhagen zeigen soll, und vermuthlich gegen Ende des Jahrs 1746 gemacht ist, hat in manchen Stücken wenig Uebereinstimmung mit der Ausführung, die wir hier gesehen haben, und gründet sich auch zum Theil auf einige unrichtige Voraussetzungen. So volkreich auch Kopenhagen ist, so kann man doch nicht annehmen, daß es darinn sechzig oder auch nur funfzig tausend Menschen giebt, welche die Komödie besuchen. Es geschehen auch jetzt nicht in einem Jahre 165 Vorstellungen der dänischen Komödie, sondern, so viel man es ungefähr

berechnen kann, nicht leicht mehr als sechzig; vierzig bis funfzig Vorstellungen der Oper, die auf demselbigen Theater gehalten, nicht darunter begriffen. Es ist hingegen die Furcht, daß Kopenhagen nicht ein dänisches Theater unterhalten könne, so gänzlich verschwunden, daß das Einbringen einer jeden Vorstellung in den jetzigen Zeiten wohl sechs mal höher geht, als es in dem hier bekannt gemachten Entwurfe angenommen ist. Und das Theatergebäude, das man anfänglich vielleicht für mehr als zu geräumig hielt, ist jetzo stets so angefüllt, daß die Liebhaber sich lange in voraus im Parterre einfinden, um ihrer Plätze gewiß zu seyn, und daß insgemein nicht wenige, die sich verspäten, zurückgehen müssen. Aber mit den Einnahmen haben sich auch die Ausgaben vergrößert, und sie sind jetzt zum Theil von einer ganz andern Beschaffenheit, als die, welche man in diesem Anschlage Rechnung gemacht hat. Die äußerliche Pracht des Theaters wird hier so weit getrieben, als irgendwo, und die Musik, die anjetzt sehr schön ist, macht einen weit beträchtlichern Posten aus, als wofür sie hier angerechnet wird. Und endlich spielt man jetzt niemals dänische Komödien, so wenig als Opern, ohne dabey Ballette, gemeiniglich zwey auf einmal, aufzuführen. Daher werden jetzt wenigstens eben so viele Tänzer und Tänzerinnen, als Acteurs und Actricen erfodert, und der Balletmeister, wozu man bisher Leute von großer Geschicklichkeit ausgesucht hat, muß mit einem ansehnlichen Gehalte versehen werden.

Dem ungeachtet enthält der gegenwärtige Plan nützliche und wahrhaft patriotische Gedanken. Der Vorschlag, die Acteurs durch besondere Preise zu ermuntern, da sie nur allzuleicht, wenn in den Belohnungen und im allgemeinen Beyfalle zu wenig Unterschied statt findet, gleichgültig gegen ihre Kunst und schläfrig werden; sowohl als der Vorschlag, die Schaubühne gleichsam zu einem Kampfplatze für junge dramatische Dichter zu machen, ist gemeinnützig, und verdiente hier und anderwärts Aufmerksamkeit.

Die

Die Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters sind im Jahre 1747 geschrieben, da dasselbe bey der Krönung des jetzigen glorwürdigsten Königs seinen neuen Anfang genommen hatte. Die Gelegenheit war für den Verfasser zu schön, um ihn nicht anzureizen, seine Gedanken vom Theater überhaupt zu entwickeln. Sie sind für ein jedes Theater nützlich, und besonders werden manche Vorurtheile lebhaft darinn angegriffen, die bald auf Seiten der Verfasser, bald auf Seiten der Acteurs oder der Zuschauer, nur allzulange die deutsche Schaubühne entehret haben.

Damit die Stellen in beyden Abhandlungen, die sich auf das dänische Theater beziehen, deutschen Lesern desto deutlicher werden, will ich hier etwas von dem Aufkommen und Fortgange desselben in neuern Zeiten erinnern, da man zumal meines Wissens noch nirgends einige Nachricht davon antrifft. Eine Nachricht von einigen alten dänischen Komödien habe ich bereits 1757 in meiner Geschichte K. Christian IV, im Anhange zum ersten Buche mitgetheilt.

Nachdem unter der Regierung K. Friedrich IV, eine geraume Zeit französische Komödien auf dem Schlosse, und deutsche in einem Privathause aufgeführt worden waren, fieng man im Jahre 1722 an, auch dänische Komödien vorzustellen. Der vornehmste Beförderer dieser Einrichtung ist der General Arnold gewesen, der meinen Nachrichten nach, auch ein besondres Haus darzu bauen lassen. Derjenige aber, welcher die Ehre gehabt hat, die ersten dänischen Acteurs abzurichten, war ein französischer Acteur in Kopenhagen, Namens Montaigü. Der selige Baron Holberg hat die ersten fünf Bände seiner Komödien, zusammen 25 Stück, für dieses Theater geschrieben. Besonders zwo unter denselben, nämlich Ulysses von Ithaka, und die Hexerey oder der blinde Lärmen, stichen auf die deutschen Komödien, die damals, als man diese dänischen spielte, von einem gewissen von Qvoten in Kopenhagen aufgeführt wurden. Holberg hatte in der dänischen Komödie einen Rival an dem nachmaligen

Kammerrath **Pauli**, von welchem 1723 und 24 die **Weyhnachtsſtäbe** und **Maſkerade**, der ſehende **Blinde** und der **ungegoßne Kannengießer** gedruckt worden, Stücke, welche wenig mehr geleſen werden. Man hat in dieſen Zeiten auch viele Ueberſetzungen von Tragödien und Luſtſpielen aufgeführt, beſonders aus dem Franzöſiſchen. Die **Andromache** des Racine, und des Moliere **Tartüffe**, **Amphytrion**, Etourdi und Depit amoureux gehören darunter. Bey einem großen Zulaufe hatte die **Komödie** nicht Mangel an Feinden, zu deren Beſchämung ein **Prologus** im Jahre 1724 oder 25 eingerichtet iſt, den man dem Baron Holberg zueignet. Endlich ſchien ſie 1727 Schulden oder anderer ſolchen Widerwärtigkeiten halben, gar zu Grunde zu gehen. Bey dieſer Gelegenheit hat Holberg das **Leichenbegängniß der Komödie** geſchrieben, ein Stück, das ſich nicht in der Sammlung ſeiner Komödien befindet, welches aber beſonders zu haben iſt. Im Jahre 1728 ward der Komödie in dem ausgebeſſerten und erweiterten königlichen Schloſſe ein Platz angewieſen, und ſie erhub ſich von neuem auf kurze Zeit. Der Prologus iſt gedruckt, mit welchem das däniſche Theater den 16 Apr. 1728, am Geburtstage der Königinn Anne Sophie, auf dem Schloſſe erneuert worden. Die Perſonen in dieſem Prologus ſind ein däniſcher und ein norwegiſcher Unterthan, welche durch die Acteurs **Pilloé** und **Schumacher** vorgeſtellt worden. Außer ihnen erſcheint **Heinrich**, denn ſo heißt gemeiniglich der luſtige Diener in den Holbergiſchen Komödien, und ſeine Rolle ſpielte **Ulſöe**, ein Acteur, der ſtudiert hatte. Thalia und Melpomene treten gleichfalls auf und werden durch die Mademoiſell und Madam **Montaigü** vorgeſtellt. So ſpricht Melpomene darinn zur Thalia:

„Meine Schweſter hat recht. Es wäre verlorne Mü„he, die Komödie von neuem anzufangen. Es würde nicht „lange währen, bis die Unbeſtändigkeit der Leute Euch nö„thigte, ſie wieder aufzugeben. Ich erinnere mich noch wohl „des allgemeinen Beyfalls, den das däniſche Schauſpiel in

„ſeinem

„seinem ersten Anfang erhielt. — — — Aber mit der „Zeit verfiel diese Lust. „

Der dänische Unterthan führt als eine Ursache des Aufhörens der Schauspiele, die Abwesenheit des Königs und seiner Hofstatt an:

„Die Gnadensonne dieses Reichs war uns unsichtbar „geworden, da Er seine Residenz aufs neue in Stand setzen „ließ. Nun aber strait diese Sonne von neuem für uns, und „erscheint mildthätig jeden Tag an unserm Horizonte. „

Und der norwegische Unterthan sagt darauf vom Könige: „Er hat, damit ihr künftighin wohl und geruhig lebt, „auf seinem eigenen Schlosse euch eine Wohnung zubereitet. „Er hat euch freygebig Lohn und Brod zugetheilt, so daß das „dänische Schauspiel ewig bestehen könne. „

Aus diesen Zeilen wird man noch einige Umstände von dem damaligen dänischen Theater schließen können. Diese neue Freude war von weniger Dauer. Die große Feuersbrunst, die noch in eben dem Jahre den 23 Nov. Kopenhagen verwüstete, zog die Gedanken der Regierung und der Einwohner auf mehr dringende Gegenstände. Der höchstselige König Christian VI bestieg zwey Jahre hernach den Thron, und während seiner Regierung hat Kopenhagen kein Theater gehabt. Es ist auch allen Ausländern, die das Volk mit irgend einer Art von Vorstellungen belustigen wollten, verbothen gewesen, sich im Reiche einzufinden.

Die freudenvolle Regierung des jetzigen glorwürdigsten Königs hat den theatralischen Vorstellungen ihre Freyheit wiedergegeben. Thilo, ein Musikverständiger von Profession, und der in den letztvergangenen Jahren nicht wenige Wochenblätter, Romanen und Komödien in dänischer Sprache ans Licht treten lassen, war der erste, der ein Privilegium erhielt, dänische Komödien spielen zu lassen. Und Pilloé, ein Weinhändler, der in der ehemaligen dänischen Komödie Acteur gewesen war, übernahm aus alter Liebe zu seiner Kunst

die Sorge, die Veranstaltungen für das Theater zu machen, und die neuen Acteurs zu unterrichten. Der selige Baron Holberg hatte also noch einige Jahre vor seinem Ende das Vergnügen, seine Komödien, die in so langer Zeit den Beyfall der Nation davon getragen hatten, wieder öffentlich vorstellen zu sehen, und er machte in diesen Zeiten noch einige neue Stücke bekannt, die sich im sechsten und siebenten Theile seines dänischen Schauplatzes befinden.

Aus verschiedenen Ursachen ward es bald nach dieser Erneuerung der Komödie rathsam gefunden, die Aufsicht darüber gewissen angesehenen Personen zu überlassen. Der Herr Thilo, dessen Tochter eine der berühmtesten dänischen Actricen gewesen ist, begab sich seines Privilegiums, und empfieng dargegen von der Direction einen jährlichen Gehalt. Diese ersten Directeurs waren der Etatsrath Warberg; der Agent Biörn, ein sehr angesehener Handelsmann, und nebst ihnen auch der Rathsherr Jörgensen. Unter ihrer Aufsicht erwiesen Seine Königliche Majestät dem angehenden dänischen Theater die Gnade, ihm einen großen und wohlbelegenen Platz zu schenken, wo bis dahin ein Magazin gestanden hatte. Es ward daselbst ein ansehnliches steinernes Gebäude aufgeführt, welches man den 18 Dec. 1748 am Geburtstage der hochseligen Königinn Louise einweihete. Und so bekam das dänische Schauspiel einen gewissen und anständigen Sitz, den es vorher noch nicht gehabt hatte. Die Liebe zu den Schauspielen ward in Kopenhagen so groß, daß diese Stadt, einen oder zween Winter hindurch, drey Theater auf einmal gehabt hat: nämlich außer der dänischen Komödie, eine französische Komödie und eine Oper, die theils auf dem Schlosse Charlottenburg, theils in einem Privathause gespielt wurden; einer deutschen Komödie nicht zu gedenken, die auch auf eine kurze Zeit wieder auflebte, und welche der obgedachte von Qvoten besorgte. Doch hat immer die dänische Komödie einen sehr merklichen Vorzug vor allen übrigen behalten.

In den folgenden Zeiten iſt die Aufſicht über die Komödie dem Präſidenten der Stadt Kopenhagen und andern vornehmen Standesperſonen als Oberdirecteurs, und gewiſſen von Zeit zu Zeit abwechſelnden Mitgliedern des Magiſtrats als Directeurs aufgetragen worden, unter welche anjetzt auch die Aufſicht über die Oper gehört. Man hat außer den Holbergiſchen Komödien verſchiedene andere Originalſtücke, und eine große Menge Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Deutſchen und Engliſchen aufgeführt. Tragödien ſind ſelten gewählt worden. Doch hat man verſchiedene mal Voltairens Zaire, durch den Herrn Lodde überſetzt, und Gottſcheds Cato auf dem däniſchen Theater geſehen; und ein gleiches wird nächſtens mit des Corneille Polyeuct geſchehen, davon der Herr Kriegsrath Bernemann eine Ueberſetzung herausgegeben hat. Zwo andere berühmte franzöſiſche Tragödien werden nächſtens in däniſchen Verſen zu leſen ſeyn. Die Merope des Voltaire iſt bereits gedruckt, und die Alzire von eben demſelben poetiſchen Ueberſetzer, dem Herrn Schiermann, iſt ſchon dem Drucke beſtimmt.

Aus dem Franzöſiſchen hat man die meiſten Komödien des Moliere, des Regnard, des Destouches und Voltaire, wie auch verſchiedene vom Marivaux, vom Saint Foix, und aus dem Italiäniſchen Theater überſetzt. Aus dem Italiäniſchen viele Stücke des Goldoni, aus dem Engliſchen unter andern the conſcious lovers, aus dem Deutſchen nebſt des Herrn Leſſings Miſogyne alle Luſtſpiele des Herrn Profeſſor Gellert; da überhaupt die Schriften deſſelben in Dänemark mit nicht geringerer Begierde geleſen werden, als in Deutſchland.

Um dergleichen Ueberſetzungen haben ſich außer dem obgedachten Herrn Lodde, und verſchiedenen andern zum Theil angeſehenen Perſonen, auch einige Frauenzimmer verdient gemacht; als die Frau Niehl, welche, doch ohne Vorſetzung ihres Namens, gleichfalls eine Ueberſetzung der Zaire

in den Druck gegeben, und die Jungfer Pihl, die verſchiedene Stücke des Destouches überſetzt, und vor kurzem auch den Solimann des Herrn Favard im Däniſchen bekannt gemacht hat. Von der verſtorbenen Frau von Paſſov, die vorhin Actrice geweſen, hat man einige däniſche Originalſtücke.

Noch Eine Merkwürdigkeit bey dem däniſchen Theater kann ich nicht unberührt laſſen. Man hat nämlich auf eine Zeitlang däniſche Opern oder muſikaliſche Schauſpiele aufgeführt. Herr Bredal, jetziger Burgemeiſter in Drontheim, machte 1756 den Anfang mit Gram und Signe, einem Stücke von drey Aufzügen, welches aus der älteſten däniſchen Geſchichte entlehnt iſt. Daſſelbe iſt anfänglich in einem Privathauſe, und nicht von ordentlichen Acteurs, ſondern von gewiſſen Freunden des Verfaſſers aufgeführt worden. Der Beyfall, den er damit fand, ermunterte ihn zu mehrern ähnlichen Arbeiten, und brachte dieſelben auch auf das öffentliche Theater. Dieſe Art von Vorſtellungen aber iſt mit der Zeit der italiäniſchen Oper gewichen.

Schreiben

von Errichtung eines Theaters in Kopenhagen.

Ich bin ein Ausländer, das ist, einer von denen, die oft den Vorwurf hören müssen, daß sie mehr zum Verkleinern als zum Vergrößern geneigt seyn; und doch erkühne ich mich, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie von dem Flore dieser Stadt, und von der Lebensart der Einwohner viel zu kleine Begriffe haben. Sie behaupteten neulich, daß die Stadt Kopenhagen, worinnen der Kern von Dänemark versammelt ist, und wo man einen zahlreichen Hof, die höchsten Landesregierungen, eine Besatzung von zehntausend Mann, eine starke Flotte, eine beträchtliche Anzahl Kaufleute, und eine Universität, beysammen findet, nicht eine genugsame Menge von Leuten hätte, um eine Komödie Jahr aus Jahr ein zu erhalten.

Darinn sind wir einig, mein Herr, daß eine beständige Komödie für diese Stadt sehr angenehm und auch nützlich seyn würde; damit Leute, die Verstand und Zeit haben, einige Stunden vergnügt zubringen, und sich an den Abschilderungen der menschlichen Thorheiten und Gemüthsbewegungen ergetzen; damit andere eine Gelegenheit haben, den Man-

gel

gel ihrer Beleſenheit zu erſetzen, und den Verſtand zu ſchärfen, den ſie ſonſt ganz unausgearbeitet laſſen würden; damit noch andere, die ſich freuen, wenn ſie nur viele Menſchen beyſammen ſehen, der Geſellſchaft wegen ſich einfinden; und damit junge Leute, die noch unausgebildet ſind, ſich einige Regeln nehmen könnten, Thorheiten zu entgehen, die ſie in ihrem lächerlichen erblicket. Das erlaubte und nützliche Vergnügen, das die Komödie verſchafft, braucht man heut zu Tage niemanden zu beweiſen, außer denen, die ſo eigenſinnig ſind, daß ſie es nicht erwieſen haben wollen.

Nur darinn ſind wir uneins, mein Herr, daß Sie es für eine vergebliche Mühe anſehen, Entwürfe für ein Kopenhagenſches Theater zu machen, weil dieſe Stadt es in der Länge der Zeit nicht unterhalten könne. Sie berufen ſich auf die bisherige Erfahrung, ich aber glaube eben in den vergangenen Zeiten gewiſſe Umſtände zu bemerken, die mir groſſe Hoffnungen für das Künftige geben, wenn man nur andere Maßregeln nimmt, als man vorhin genommen zu haben ſcheint. Ich habe daher einen Verſuch gewagt, Ihnen die Möglichkeit darzuthun, daß Kopenhagen im Stande ſey, ein beſtändiges Theater zu unterhalten. Hier iſt mein Aufſatz. Urtheilen Sie, in wie fern er mir gelungen iſt. Ich bin ꝛc.

* * *

Die Urſache, daß noch kein hieſiges Theater von Beſtand geweſen iſt, ſcheint dieſe zu ſeyn, daß man vorhin den Komödianten ſelbſt die Sorge überlaſſen hat, für ihren Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten. Entweder wird in dieſem Falle alles durch den Neid verderbt, der leicht in eine ſolche Geſellſchaft einſchleichen kann; oder ſie verzehren auf einmal die Einkünfte der fetten Zeiten, und in den magern machen ſie Schulden. Sie müſſen alſo unter einer gewiſſen Aufſicht ſtehen, und nach feſtgeſetzten Regeln arbeiten. Ich halte es für ganz möglich, ſolche Einrichtungen zu machen,

daß

daß bey einer hinlänglichen Besoldung der Komödianten, und nach Bestreitung aller übrigen Unkosten, noch ein Ueberschuß für die Armen bleiben könne, und daß dabey das Theater nicht wenig zur Beförderung der Poesie und des guten Geschmackes überhaupt beytrage.

Die Leute, die man hier antrifft, verstehen meistentheils sowohl Deutsch als Dänisch. Ein geringerer Theil von ihnen redet und versteht nichts als Dänisch, und eine kleine Anzahl nichts anders als Deutsch. Um sich nach diesen allen zu richten, würde es am besten seyn, mit eben denselben Acteurs wechselsweise dänische und deutsche Komödie zu spielen. Es ist dieses sehr leicht möglich, wenn man lauter Dänen, und entweder keinen Deutschen, oder nur zum Anfange einen einzigen dazu nimmt. Denn die Dänen sprechen sehr gutes Deutsch, wenn sie sich Mühe geben wollen; und es ist kein Zweifel, daß sie nicht in beyden Sprachen ihre Rollen gut vorstellen sollten, da man hier vorhin Komödianten gehabt, die es im Französischen und Dänischen gethan haben. Hierdurch würde der Einwurf wegfallen, welchen man als die Ursache anführt, daß die Komödien eine Zeitlang verbothen gewesen; nämlich, daß die Komödianten fremde Leute wären, die in dem Reiche herumzögen, und das Geld ausschleppten.

Ich setze voraus, daß Se. Kön. Maj. zum Vergnügen der Einwohner ihrer Residenz, eines von den Privathäusern, so Sie in der Stadt besitzen, der Komödie schenken, oder einen andern bequemen Ort darzu einrichten lassen wollen, und vielleicht auch selbst ein Wohlgefallen finden möchten, dann und wann einen Zuschauer abzugeben. Das erste also, was hierbey auszumachen wäre, ist die Unterhaltung der Komödianten.

Zu den meisten Komödien werden sechs bis neun Acteurs erfodert, die stärksten Stücke lassen sich mit zwölfen bestreiten: ja diejenigen sind fast alle nicht viel werth, zu de-

ren

ren Aufführung mehrere nöthig sind. Man hat also für die welsche und deutsche Komödie zusammen mehr nicht als zwölf Acteurs zu unterhalten; und unter denselben fünf Actricen und sieben Mannspersonen. Hiervon bekämen

die erste Actrice, und die zween ersten Acteurs, jede Person 400 Rthlr. thut jährlich —	1200 Rthlr.
die zweyte Actrice, und die folgenden zween Acteurs, zu 300 Rthl. thut — —	900
die dritte Actrice und zween Acteurs zu 250 Rthl. thut — — —	750
zwo Actricen und ein Acteur zu 200 Rthlr. thut — —	600
ein Aufwärter bey dem Theater	70
zwey Kinder, welche man zu Acteurs aufziehen, und bey ihnen in die Kost thun könnte, zu 80 Rthlr. jedes, thut —	160
Zusammen	3680 Rthlr.

Man sieht, daß diese Besoldungen hinreichend seyn können, sie nach dem Verhältnisse ihrer Geschicklichkeiten anständig zu unterhalten.

Die Aufsicht über die ganze Komödie und alle dabey zu machende Anstalten, müßte nicht einem Komödianten überlassen seyn; sondern, wie es bey Opern und Komödien zu geschehen pflegt, die an Höfen gespielt werden, einem Manne von einigem Ansehen, der Geschicklichkeit und Wissenschaft genug hätte, gute Stücken auszusuchen, und den schlechten und groben Witz von feinen und artigen Einfällen zu unterscheiden. Ohne einen solchen Mann wäre allemal zu besorgen, daß man schlechte Stücken wählen, schlechte Anstalten machen, und das neuentstandene Theater durch Eifersucht und üble Haushaltung zu Grunde richten würde. Damit derselbe desto wachsamer für das Aufnehmen des Theaters wäre, müßte man ihm zur festen Besoldung nicht mehr geben, als die 320 Rthlr., die, mit den obigen zusammen, 4000 Rthlr.

Rthlr. voll machen. Hingegen erhielte er von dem Gelde, welches die Schauspiele einbrächten, ungefähr den zehnten Theil; so daß ihm allemal daran gelegen wäre, viel Zuschauer in der Komödie zu haben. Er sollte aber auch gehalten seyn, auf eigene Kosten Leute zu Einsammlung des Geldes und zu Besorgung der Anstalten zu halten, wie auch die Abschreibung der Parthien zu bestreiten.

Zu den Unkosten, welche die Aufführung eines neuen Stücks erfodert, wäre allemal die Einnahme der ersten Vorstellung bestimmt. Und diese würde, eins ins andere gerechnet, hinreichen; indem zu vielen neuen Stücken keine, und zu andern nur wenige Unkosten aufgehen, und also eines das andere übertrüge.

Die dritte Vorstellung eines jeden Stückes geschähe den Acteurs zum Besten; und zwar so, daß Preise daraus gemacht würden, die man unter sie nach dem Verhältnisse vertheilte, wie sich ein jeder bey Aufführung desselben Stückes hervorgethan. Doch müßte keiner leer ausgehen; auch diejenigen nicht, die, weil nicht so viele Rollen gewesen, nicht mitspielen können. Dieser Vorschlag ist nur von großen Stücken, und nicht von Nachspielen zu verstehen.

Die fünfte Vorstellung eines neuen Stücks wäre zum Vortheile des Verfassers. Bestünde es aber nur in einer Uebersetzung, oder in einem Nachspiele, so bekäme er bloß die Hälfte; und die andere Hälfte würde, wenn es nöthig ist, mit darzu genommen, die Unkosten der Kleider und Scenen zu bezahlen, die von der ersten Vorstellung nicht bestritten werden können.

Es wären keine Unkosten weiter übrig, als was zur täglichen Vorstellung gehört, nämlich die Musik, die Lichte und andere Kleinigkeiten. Diese würden ohne Ausnahme jedesmal von dem Einbringen einer jeglichen Vorstellung abgezogen.

Nun wäre auszurechnen, ob in Kopenhagen, Jahr aus Jahr ein, so viel Zuschauer seyn würden, daß man über die obengemeldete Summe von viertausend Thalern noch einige tausend zu den jetztangeführten Unkosten, und einigen Ueberschuß zum Besten der Armen herausbringen könnte.

Ich kann die Anzahl der Einwohner von Kopenhagen nicht bestimmen. Ich glaube aber, daß ich beynahe die Hälfte zu wenig angebe, wenn ich auf 60000 rechne, die Garnison und die Matrosen nicht darunter begriffen. Und diese darf man nicht einmal ganz abrechnen, da die Officiers vom Land- und See-Etat nicht die unfleißigsten seyn werden, die Komödie zu besuchen. Dennoch will ich nicht mehr als 50000 setzen. Man kann sicher annehmen, als ob von diesen 50000 jeder des Jahres einmal in die Komödie gienge. Denn wenn auch die Hälfte davon gar nicht hineingeht, so werden von der andern Hälfte viele seyn, die wenigstens achtmal des Jahres hineinkommen; und wieder sehr viele, die für zwo, drey oder vier Personen gerechnet werden, weil sie an bequemern und bessern Plätzen stehen wollen, als der gemeine Mann, und also mehr bezahlen. Das geringste also, was man jährlich an Einkünften für die Komödie rechnen kann, sind 50000 Mark Dänisch, oder 8333 Rthlr., wovon nach Abzug der obenangerechneten 4000 Rthlr. an Besoldungen, und des zehnten Theils für den Aufseher, noch mehr als 3000 Rthlr. übrig bleiben. Wenn hiervon die drey Vorstellungen, die zu dem angeführten Gebrauche von jedem neuen Stücke abgehen, und die übrigen kleinern Ausgaben abgezogen werden, so müßten mehr als 1000 Rthlr. für die Armen übrig bleiben; und die Vorsteher der Armensachen könnten dem Aufseher des Theaters seine Rechnungen abnehmen. Ich habe mit Fleiß alles auf das leichteste angesetzet. Denn es wird gewiß ein ansehnliches mehr betragen, wenn man auch nur an die Fremden denkt, die am 11 Junius in der Stadt zusammen kommen, und an die Menge derer, die

die mehr als ein Mark Dänisch für ihren Platz werden geben wollen.

Ich will meine Ausrechnung noch auf eine andere Weise machen. Wenn bey einer jeden Komödie 15 Personen zugegen sind, die einen Reichsthaler bezahlen, 30 Personen, die einen halben Thaler, und 120, die ein Mark dänisch geben; welches man sehr füglich annehmen kann, selbst in denenjenigen Zeiten, da Kopenhagen am wenigsten volkreich ist; so beträgt eine jede Vorstellung 50 Rthlr. Die täglichen Unkosten zur Musik und zu Lichtern, können etwa 5 oder aufs höchste 6 Rthlr. seyn. Es bleiben also 44 Rthlr. übrig. In den sieben Monaten, vom October bis zum April; imgleichen im Junius, da jedermann in der Stadt ist, kann in jeder Woche fünfmal gespielt werden. Und weil in diese Zeiten zuweilen Festtage einfallen, so will ich die übrigen vier Monate, darinnen die Woche zweymal gespielt werden kann, gar nicht mitrechnen. Man kann also wenigstens 165 Vorstellungen annehmen, die 8250 Rthlr. einbringen. Die Unkosten der einzelnen Vorstellungen abgerechnet, jede zu 6 Rthlr., bleiben noch 7260 Rthlr. übrig. Nimmt man hiervon für sechs neue Stücke in jedem Jahre noch 18 Vorstellungen ab, und zwar jede zu 80 Rthlr. gerechnet, weil der Zulauf bey neuen Stücken gröſser ist, als sonst: so beträgt dieser Abzug 1440 Rthlr. Man hat alsdann noch genug im Behalt, um 4000 Rthlr. auf die angeführte Weise zu Unterhaltung der Acteurs auszusetzen, dem Aufseher seine Besoldung und den Genuſs des Zehnten zu lassen, und noch mehr als 1000 Rthlr. für die Armen zu erübrigen.

Man hat diesen Anschlag so eingerichtet, als ob man annähme, daſs Se. Kön. Maj. die ganze Komödie ihrem eigenen Schicksale überlassen würden. Andere Höfe verwenden groſse Summen zu Unterhaltung der Schauplätze in ihren Residenzen. Wenn hier die hohen Herrschaften nur eine mäſsige Summe zum Besten des Schauplatzes für ihre darinn habenden Logen bestimmen wollten, so würde der Vor-

theil für die Armen deſto gröſſer ſeyn, und man könnte auch etwas mehr auf die Pracht der Kleidungen und des Theaters verwenden.

Es iſt wahr, das Theater zu Kopenhagen, wenn man es nach dieſem oder einem ähnlichen Entwurfe errichtete, würde ſo prächtig nicht ſeyn, wie die zu Paris und London: aber es würde auch die Theater an manchen deutſchen Höfen übertreffen. Die wahre Annehmlichkeit einer Schaubühne beſteht nicht in der äußerlichen Pracht derſelben, ſondern in der Schönheit der Stücke, die man aufführt, und in der Geſchicklichkeit der Acteurs. Man hat Urſache, in beyden Betrachtungen, ſich einen baldigen und großen Fortgang in Kopenhagen zu verſprechen.

Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters.

Bey vielen Nationen iſt es das Schickſal des Theaters geweſen, ſeine erſte Bildung aus den Händen nichtswürdiger Landſtreicher zu empfangen; und meiſtentheils auf die unanſtändigſte Weiſe gemishandelt zu werden, ehe es nach und nach zu einiger Schönheit gelanget iſt. Das däniſche Theater genießt den Vorzug, daß es entweder nie in einer ſo niederträchtigen Geſtalt erſchienen, oder daß wenigſtens das Andenken davon erloſchen iſt; da es hingegen noch immer deutſche Komödiantenbanden giebt, welche mit den unförmlichſten und unanſtändigſten Vorſtellungen herumziehen. Die gute natürliche Geſchicklichkeit der neuen däniſchen Acteurs, da ſie zumal ſtudierte Leute ſind, erweckt in mir die Hoffnung, daß durch dieſelben das Kopenhagenſche Theater ſich nicht allein in Hochachtung erhalten, ſondern auch immer mehr hervorthun werde.

Da ich bemerke, daß faſt jeder, der einige Einſicht in witzige Werke zu haben glaubt, ſich Mühe giebt, dieſen neuen Acteurs Erinnerungen mitzutheilen, und daß ein jeder ſie gern nach ſeinen Begriffen eingerichtet ſehen wollte; ſo verleitet mich meine Liebe zu den dramatiſchen Gedichten, und der Fleiß, welchen ich nunmehr zwölf Jahre lang, faſt in allen meinen Nebenſtunden, auf die Regeln des Theaters und auf Schauſpiele verwendet, einige von meinen Gedanken zu eröffnen. Ich will hierbey nicht dasjenige ſagen, was mich

ſelbſt am meiſten vergnügen würde; ſondern ich will mich an die Stelle der Nation ſetzen, und Betrachtungen anſtellen, wie dieſelbe am beſten beluſtiget, und wie zugleich das neue Theater ihr am nutzbarſten gemacht werden könnte.

Ich wünſchte, daß es den Acteurs bey ihrem Anfange, da ſie ſtets mit Erlernung neuer Stücke beſchäfftiget ſind, nicht an Zeit fehlen möchte, des Abts Hedelin von Aubignac Pratique du theatre, des Brümois Theatre des Grecs, die Erklärungen über des Ariſtoteles Dichtkunſt, die Anmerkungen, die Corneille über ſeine eigenen Stücke gemacht hat, die Kritiken, die in Frankreich von Zeit zu Zeit über theatraliſche Werke erſchienen ſind, des Riccoboni Remarques ſur tous les theatres d'Europe, deſſelben Reformation du theatre, (worinn man doch aufmerkſam ſeyn muß, ſeine ungegründeten Einfälle von nützlichen Erinnerungen zu unterſcheiden;) ferner i paragoni di teatro, die Vorreden, Prologen und Epilogen zu den engliſchen Theaterſtücken, wie auch einige deutſche Schriften über die Schaubühne zu leſen. Dieſe Beleſenheit würde ihnen ſtatt der Erfahrung dienen; und ſie würden, ohne ſich ſklaviſch nach dieſen Abhandlungen zu richten, daraus viel Anleitung nehmen können, was ſie auf ihrem Theater verſuchen ſollten.

Ich ſage mit Fleiß, ohne ſich ſklaviſch darnach zu richten. Denn eine jede Nation ſchreibt einem Theater, das ihr gefallen ſoll, durch ihre verſchiedenen Sitten auch verſchiedene Regeln vor, und ein Stück, das für die eine Nation gemacht iſt, wird ſelten den andern ganz gefallen. Wir können uns hiervon beſonders durch den groſſen Unterſchied des franzöſiſchen und des engliſchen Theaters überzeugen. Beyde ſind in ihrer Art ſehr ſchön; und doch wird nicht leicht ein engliſches Stück auf dem franzöſiſchen, noch ein franzöſiſches auf dem engliſchen Theater vollkommenen Beyfall erwarten dürfen. Die Engländer lieben eine viel zuſammengeſetztere Verwirrung, die ſich aber nicht ſo deutlich entwickelt, wie auf dem franzöſiſchen Theater, ſondern nur die intereſſanteſten

Puncte

Puncte der Handlung bemerkt. Die Franzoſen hingegen gehen Schritt vor Schritt in der Handlung fort; ſie hüten ſich, den geringſten Sprung zu thun; ſie dulden keine Unterbrechung durch Nebenwerke, wenn gleich dieſe Nebenwerke zuletzt zur Vollkommenheit der Haupthandlung mit einſtimmen ſollten; ſie wollen alles erklärt, und alles umſtändlich erzählt haben, damit ſie nichts rathen und ſchließen dürfen, ſondern bloß das Vergnügen haben, zu hören und zu empfinden. Das erſtere kömmt von der Geſchwindigkeit, Ungeduld im Denken her, die den Engländern eigen iſt, und das andere von dem zärtlichen Gemüthe der Franzoſen, welches bey einer Erzählung ſogleich ſich für eine gewiſſe Perſon einnehmen läßt, auf dieſelbe allein ſeine Aufmerkſamkeit wendet, nichts hören will, was nicht dieſelbe unmittelbar angeht, und ſich auch mit Kleinigkeiten beſchäfftigen kann, ſo bald ſie nur dieſe Perſon, an der ſie Antheil nehmen, betreffen. Aus dieſem verſchiedenen Charakter beyder Nationen rührt es ferner her, daß der Engländer in den Theaterſtücken viel Unterredungen leidet, die nur von ferne zur Sache gehören, wenn ſie ihm nur zu denken geben; und daß der Franzos hingegen bloß mit der Vorſtellung der nächſten Umſtände ſeiner Handlung beſchäfftiget iſt. Der Engländer erwuchert dadurch viele kleine Anmerkungen über das menſchliche Leben, kleine Scherze, kleine Abſchilderungen der Natur, welche der Franzos nicht leichtlich auf ſein Theater bringen kann; weil ſie nicht geſchickt ſind, eine wichtige Folge in einer Handlung nach ſich zu ziehen, und nur von weitem, und durch Folgen der Folgen damit verknüpfet werden können. Der Franzos ſieht die Liebe in ſeinen Schauſpielen, ſo wie in ſeinem Leben, für die einzige Hauptbeſchäfftigung eines Herzens an, das einmal verliebt iſt; er opfert ihr alle ſeine Gedanken auf; und er geht darinn mit Seufzen, mit Bitten, mit Ehrfurcht und mit einer Zärtlichkeit zu Werke, deren Vorſtellung vielen andern Nationen, die nicht mit ſolchem Eifer verliebt zu ſeyn pflegen, langweilig, verdrießlich und unwahrſcheinlich vorkömmt. Der Engländer läßt zwar auch bisweilen dieſe

Leidenschaft eine groſſe Heftigkeit erreichen, doch nur ſtufenweiſe; und eben darum raſet ſie bey ihm nicht beſtändig, ſondern ſie läßt ihm Freyheit genug, auch an andere Dinge, die ihn von andern Seiten angehen, zu gedenken.

Es giebt bey der engliſchen Nation mehr außerordentliche und hochgetriebene Charaktere, als bey der franzöſiſchen. Aus dieſem Grunde findet man ſie auch häufiger und wunderlicher in ihren Schauſpielen, als andern Nationen wahrſcheinlich vorkommen würde. Die Menge von Gedanken, die der Engländer ſuche, macht, daß ihre Poeten keine Perſonen in ihren Schauſpielen uncharakteriſirt laſſen, ſondern einem jeden etwas ſeltenes geben, welches die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers insbeſondere auf ſich zieht. Die Franzoſen hingegen begnügen ſich, nur die Hauptperſonen genau auszubilden, die andern aber nur leichthin, und ohne beſondere Beſtimmung oder Wahl ihres Charakters, reden zu laſſen; wiewohl einige Franzoſen darinnen weiter gehen, als die andern. Ferner findet man bey den Franzoſen, die ſich auch in den geringſten Kleinigkeiten eine ſehr ernſthafte Beſchäfftigung aus dem Wohlſtande zu machen pflegen, eine gewiſſe ängſtliche Höflichkeit, auch ſogar in denen Stellen, wo Leute in Vertraulichkeit mit einander ſind. Bey den Engländern hingegen höret man die greulichen Flüche und die herzhaften Schimpfwörter, welche die freye und rohe Jugend an ſich hat; man höret eine Hure, einen Hurenjäger und dergleichen alles bey ſeinem Namen nennen, weil man es daſelbſt auch in Geſellſchaften nicht zu etwas ungeſitteten macht, ſolche Dinge zu nennen. Der Franzos beluſtiget ſich an dem Geſchwätze eines Kammermägdchens und eines Lackeyen, welche in manchen ſeiner Stücke die klügſten Perſonen ſind. Der Engländer läßt ſich nur ſelten zu dieſen Kleinigkeiten herunter, und er ſieht die Thorheiten der vorgeſtellten Perſonen ein, ohne daß er die Gloſſen der Bedienten darzu nöthig hat.

Von dem Unterſchiede, der ſich zwiſchen beyden Nationen in einigen äuſſerlichen Umſtänden der Schauſpiele findet, der-

gleichen die Einheit des Ortes iſt, werde ich weiter unten zu reden Gelegenheit haben. Ich mache dieſe Anmerkungen, bloß um zu beweiſen, daß ein Theater, welches gefallen ſoll, nach den beſondern Sitten, und nach der Gemüthsbeſchaffenheit einer Nation eingerichtet ſeyn muß, und daß Schauſpiele von franzöſiſchem Geſchmacke in England, und von engliſchem in Frankreich gleich übel angebracht ſeyn würden. Wenn ich dieſes in Deutſchland ſchriebe, ſo würde ich es zugleich in der Abſicht ſagen, einige eben ſo verwegene als unwiſſende Kunſtrichter von ihren verkehrten Begriffen zu überführen, da ſie ein Theater, welches eine ſo vernünftige und ſcharfſinnige Nation mit ſo vielem Vergnügen beſucht, worauf ſie ſo viele Aufmerkſamkeit wendet, woran Steele und andere große Männer gearbeitet haben, und wo man ſo ſchöne Abſchilderungen der Natur, und ſo bündige Gedanken hört, nämlich das engliſche Theater, deswegen für ſchlecht, verwirrt und barbariſch ausgeben, weil es nicht nach dem Muſter des franzöſiſchen eingerichtet iſt, und weil die Poeten in England, wie ein ſinnreicher Poet, und wo ich nicht irre, Steele ſelbſt ſagt, ihre Stücke nicht nach Recepten machen, wie das Frauenzimmer ſeine Puddings.

Bey Einrichtung eines neuen Theaters muß man alſo die Sitten und den beſondern Charakter ſeiner Nation in Betrachtung ziehen, und zugleich den edelſten Endzweck vor Augen haben, der durch Schauſpiele überhaupt, und der inſonderheit bey unſerer Nation erhalten werden kann.

Von dem Charakter einer Nation, in ſo weit er ihren Geſchmack in den Schauſpielen betrifft, iſt es ſchwer, zuverläßig zu urtheilen, ehe man durch die Erfahrung allerley geprüft hat, um das dienlichſte zu behalten. Es folgt nicht; weil dieſe oder jene Gattung der Schauſpiele gefallen hat, ſo werden die übrigen nicht gefallen. Ich rathe alſo den däniſchen Acteurs, nebſt den Schauſpielen, die ſie ſchon haben, noch allerley Arten zu verſuchen, und ſo viel nur möglich iſt, ihrer Nation das Vergnügen der Mannichfaltigkeit zu ver-

schaffen. Was den gemeinen Mann außerordentlich ergetzet, findet selten unter dem Mittelstande und bey Hofe grossen Beyfall; zumal wenn durch die Gewohnheit, Komödien zu sehen, der Geschmack nach und nach feiner und edler wird. Der gemeine Mann kann die Feinigkeit von Molierens Misanthropen, von Destouches Ruhmredigen, und von andern solchen Stücken nicht empfinden; da dieselbigen hingegen ein sonderbares Vergnügen für den Hof sind, weil ein jeder darinnen hier und da das Bild eines seiner Bekannten zu sehen vermeynt, und zuweilen sein eigenes sieht. Da man Zeit genug hat, bald diese, bald eine andere Art von Schauspielen vorzustellen, und also alle Classen der Zuschauer zu vergnügen, so würde man unrecht thun, wenn man etwas ausversucht ließe, das zur Belustigung eines ansehnlichen Theils derselben dienen könnte.

Etwas kann man indessen voraus wissen. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß man hier im Witze so weit noch nicht gekommen ist, daß die Sätze des Theaters, und andere zum Unterrichte und Zeitvertreibe verfertigte Werke des Witzes oft, wie in Paris, die allgemeinen Unterredungen der Gesellschaften ausmachten. Dargegen habe ich bey meinem langen Aufenthalte in dieser Stadt aus keinen Kennzeichen schließen können, daß der Geschmack verderbt wäre. So viel Gefallen auch die Dänen an dem Ruhme finden, daß sie fremde Sprachen wohl reden, so verachten sie doch ihre Muttersprache nicht; sie haben Liebe für dieselbe. Und daß sie gleichfalls eine Liebe zu witzigen und angenehmen Stücken haben, sehe ich nicht allein aus dem verdienten Beyfalle, den sie Holbergs Komödien gegeben haben, sondern noch mehr schließe ich es aus der Aufmerksamkeit, womit man einige aus dem Deutschen übersetzte Stücke angehört hat, die nichts enthielten, das vorzüglich belustigen oder einnehmen konnte. Leute, die keine Empfindungen vom Witze haben, können durch nichts, als entweder durch recht grobe Possenspiele, oder durch außerordentlich schöne und einnehmende Dinge zur Aufmerksamkeit

samkeit gebracht werden. Hingegen zeigt es ein Verlangen an, sich an den Werken des Witzes zu vergnügen, wenn man auch bey dem Mittelmäßigen, das doch sonst seiner Natur nach einschläfert, noch aufmerksam bleibt. Ich schließe aus dieser Aufmerksamkeit, daß die Erregung der Leidenschaften hier ihre Wirkung thun wird; wenn man nämlich versucht, auch Trauerspiele auf das Theater zu bringen, die hier denenjenigen, die nicht ausländische Schriften lesen, beynahe noch ganz unbekannt sind.

In den nordlichen Ländern, Deutschland mit eingerechnet, wird die Liebe auf dem Theater schwerlich den starken Eindruck in die Herzen der Zuschauer machen, den sie bey den Franzosen macht; und ich weis kaum, ob ich dieses für einen Nachtheil oder für einen Vorzug achten soll. Gleichwohl ist gewiß, daß eine Liebe, die nicht aufs Aeußerste getrieben wird, allemal für die Zuschauer angenehm seyn muß, wenn ihr an edeln Gesinnungen und Empfindungen zuwächst, was sie an der Heftigkeit verliert, weil doch die meisten Menschen auf solche Art geliebt zu seyn wünschen. Die Abschilderungen der Betrübniß, der Freundschaft, des Zornes, des Ehrgeizes, der Rachbegierde, werden gleichfalls überall bey den Zuschauern Herzen finden, die an diesen Empfindungen Theil nehmen. Einer meiner Freunde, ein gebohrner Däne, äußerte einmal die Meynung gegen mich, daß die Trauerspiele deswegen bey seiner Nation nicht gefallen würden, weil sie selbst zur Traurigkeit geneigt wäre. Aber gesetzt auch, man fühlte bey dem ersten Trauerspiele so viel, daß man selbst die erregte Leidenschaft unangenehm fände; so würde es damit, wie mit den besten Speisen gehen, die der Zunge anfangs nicht angenehm sind, weil sie dieselbe zu stark angreifen, und die doch hernach desto besser schmecken. Es ist niemand, der an den Gemälden der verschiedenen Leidenschaften mehr Vergnügen findet, als derjenige, der selbst vorzüglich zu denselben geneigt ist. Daher vergnügen sich die Engländer in ihren Trauerspielen am meisten an Abbildungen der Verzweiflung,

zweifluns des Entschlusses zum Selbstmorde, und an den heftigsten Leidenschaften; die Franzosen hingegen am meisten an den Abbildungen der Liebe.

Nach den Urtheilen gebohrner Dänen findet sich in dem Charakter ihrer Nation etwas gesetztes und gelassenes. Wenn man daraus schließen wollte, daß ausschweifend lustige Einfälle und wahre Lustigmacher-Schwänke nöthig wären, dergleichen Leute aus ihrer Gleichgültigkeit zu bringen, und zum Lachen zu bewegen, so würde man übel schließen. Man wird dadurch zwar mehr Lachen, aber in der That weniger wirkliches Vergnügen erwecken, als durch einen gesitteten Scherz. Denn man muß bedenken, daß auch wohl der allergesetzteste Mensch sich oft nicht wird enthalten können, über ungereimte und grobe Dinge zu lachen, ja laut zu lachen, wofern sie sehr possierlich sind; aber daß auch er der erste seyn wird, der sich schämt, gelacht zu haben, und daß sein Vergnügen nicht groß seyn kann, da er wider seinen Willen gelacht hat. Ein Scherz hingegen, der Wahrheit und Feinigkeit in sich hält, ist gerade derjenige, welcher gesetzten Leuten das meiste Vergnügen erwecket; denn er kitzelt, so lange und so oft, als man daran denkt. Solche Leute können am leichtesten bey den Abschilderungen der Thorheiten von gutem Herzen lachen, weil sie durch ihre Gelassenheit mehr als andere im Stande sind, die Ausschweifungen einzusehen, die oft aus einer allzugroßen Lebhaftigkeit herrühren, und weil sie nicht sich selbst zu dergleichen Thorheiten geneigt finden. Die Italiäner, welche nichts weniger als gleichgültig und gelassen sind, treiben die Buffonnerie aufs höchste, und die ernsthaften Engländer brauchen nur ein feines Salz, um Lachen zu erwecken. Die Maskerade, und die honnette Ambition, haben bisher unter allen Stücken, die ich hier aufführen gesehen, den meisten Beyfall erhalten *.

Diesen

* Von den 28 Schauspielen, welche der sel. Baron Holberg in dänischer Sprache hinterlassen, gründen sich sehr viele auf Charaktere und Vorfälle der untersten Classe des Bürgerstandes,

Dieſen Anmerkungen muß ich noch eine beyfügen; daß ich nämlich hier weniger als an andern Orten finde, daß Leute darum angenehm und wohlgeſitten werden könnten, weil ſie viel haſeliren, und daß das Frauenzimmer, welches doch keinen geringen Theil des Schauplatzes ausmacht, hier mehr, als irgendwo, einen Widerwillen vor plumpen Redensarten hat.

Der hier entworfene Charakter ſchicket ſich beſonders auf den Mittelſtand, von welchem man meynt, daß er das hieſige Theater vor allen andern unterſtützen und in die Länge hinaus unterhalten werde. Er entfernet ſich auch nicht gar weit von dem Charakter des hieſigen Adels, aus welchem zwar verſchiedene, die ausländiſche Schauſpiele geſehen haben, den gegenwärtigen Anfang verachten, die aber wohl bald anders Sinnes werden dürften.

Der Pöbel iſt an allen Orten darinnen einerley, daß dasjenige, was eine feine Artigkeit in ſich hat, für ihn nicht gemacht iſt, und daß er etwas haben muß, das mit ſeiner groben Einbildungskraft übereinſtimmt. Diejenigen, die von ihrer Studierſtube aus Regeln vorſchreiben, halten dafür, daß man den Pöbel gar nicht achten, und nichts aus Gefälligkeit für ihn thun ſoll; wie denn Boileau dieſer Gefälligkeit wegen den Moliere tadelt. Diejenigen aber ſind nicht ſo ſtrenge, die fürs erſte aus der Erfahrung urtheilen, daß ein Stück, welches ſich hin und wieder nach dem Pöbel bequemt, eben den Mann unterhalten helfen muß, der den Miſanthropen, oder den Britannicus würdig vorſtellen ſoll; und die hierbey auch dem Pöbel ein Vergnügen nicht misgönnen, welches doch für ihn kein Vergnügen ſeyn würde, wenn es nicht nach ſeinen Begriffen eingerichtet wäre. Dieſe erlauben, daß man gewiſſe Luſtſpiele für den Pöbel inſonderheit beſtimme,

gerſtandes, und ſchildern die darinn vorkommenden Scenen ſehr lebhaft und getreu. Einige ſchwingen ſich zu edlern Scenen und ſeltenern Charakteren. Unter dieſelben gehören, nebſt der Tragikomödie Melampe, vorzüglich die beyden hier genannten Stücke.

bestimme, die man alsdann aufführen mag, wenn er feyert, und Zeit hat, den Schauplatz zu besuchen. Es ist alsdann ein Verdienst für einen klugen Kopf, wenn er auch in solchen Lustspielen das rechte Maaß zu treffen, und sie mit nützlichen Sittenlehren zu vermischen weis; und wenn er die Kunst versteht, indem er den Pöbel nach seiner Art belehret und ergetzt, andern, die nicht Pöbel seyn wollen, zu zeigen, wie schlecht pöbelhafte Sitten stehen.

Ehe ich aber diese Anmerkungen über den Charakter der Zuschauer anwende, die Einrichtung des dänischen Theaters zu bestimmen, muß ich etwas von dem Endzwecke der theatralischen Gedichte sagen. Denn wie kann man wohl die vortheilhafteste Einrichtung einer Sache bestimmen, ohne ihren Endzweck zu erwägen?

Das Theater würde seine Natur verändern, und nicht mehr unter die Ergetzlichkeiten gehören, wenn man nicht festsetzte, daß der Hauptzweck desselben in demjenigen Vergnügen beruht, welches die Nachahmung der menschlichen Handlungen erwecket. Dieses Vergnügen ist um desto edler, weil es ein Vergnügen für den Verstand, und nicht allein für die Sinnen ist. Ein Stück, bey welchem noch so viel Kunst verschwendet, aber die Kunst zu ergetzen, vergessen worden ist, gehört in die Studierstube, und nicht auf den Schauplatz. Ein Stück hingegen, das nur diesem Hauptzwecke Genüge thut, hat ein Recht, auch den vernünftigsten Leuten bloß aus dieser Ursache zu gefallen; wo nämlich nichts wider die guten Sitten darinn enthalten ist. Was aber wider die guten Sitten streitet, kann für einen vernünftigen Menschen kein Ergetzen seyn. Denn es hat in Ansehung unsers Verstandes eben die Wirkung, die das Unflätige in Ansehung unserer Sinnen hat. Wohlerzogenen und feinen Leuten erweckt es Ekel. Groben und ungeschliffenen Menschen aber kann auch der Koth zum Gelächter dienen.

Obgleich das Vergnügen der Hauptzweck des Theaters ist, so ist es doch nicht der einige Zweck desselben. Ein wi-

-tziger

ſiger Kopf braucht die kleinſten Gelegenheiten, zu ſo wichtigen Dingen, als er kann; und der Hauptzweck einer Sache beſteht oft in einer Kleinigkeit, da indeſſen dieſelbe Sache noch außerdem, und gleichſam ohne Abſicht, ſehr wichtige Dinge befördern hilft. Lehren iſt ohne Zweifel eine viel wichtigere Sache, als Ergetzen. Gleichwohl iſt das Theater, das ſeinem Weſen nach bloß zum Ergetzen gemacht iſt, zum Lehren ſehr geſchickt. Es giebt Leute, die ſelbſt die Wahrheit auf eine ungereimte Art beweiſen. Und mich dünkt, es geht denen ſo, welche auf den Nutzen oder das Lehrreiche der Schauſpiele am meiſten trotzen. Sie ſuchen das größte Lehrreiche der Schauſpiele, und der Fabeln überhaupt, darinnen, daß ſie mit Mühe aus einem großen Werke eine einzige Sittenlehre ziehen, die dann und wann ziemlich gemein iſt, und die man ganz leicht von ſelbſt hätte wiſſen können; und eine ſolche Sittenlehre geben ſie für den Hauptzweck eines ganzen Gedichtes an. Aus der Fabel vom Oedipus, der, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheurathet hatte, ziehen ſie z. E. die Sittenlehre; daß man oft Unrecht thue, ohne es zu wiſſen, und doch dafür geſtraft werde. Solche Kunſtrichter wollten gern einen großen Theil ſchöner Schauſpiele, in welchen die Sitten und Leidenſchaften vortrefflich abgemalt ſind, bloß darum verwerfen oder umgoſſen haben, weil ſich nach ihrem Kopfe nicht eine gewiſſe Hauptlehre aus denſelben ziehen läßt; gleich als ob man große Theaterſtücke mit vieler Kunſt deswegen verfertigte, um eine einzige, bekannte, ſeichte, und oft ſehr unbeſtimmte Sittenlehre zu ſagen, die man aus der Komödie eines Seiltänzers ebenfalls herleiten kann. Ein ſo wunderlicher Beweis giebt andern Anlaß, über das ſo ſehr gerühmte Lehrreiche des Theaters zu ſpotten, und die Sittenlehren deſſelben für ſeicht und nichtswürdig auszurufen.

In der That hat das Theater nicht nöthig, eine andere Abſicht vorzugeben, als die edle Abſicht, den Verſtand des Menſchen auf eine vernünftige Art zu ergetzen. Wenn es

lehrt,

lehrt, so thut es solches nicht wie ein Pedant, welcher es allemal voraus verkündiget, daß er etwas Kluges sagen will; sondern wie ein Mensch, der durch seinen Umgang unterrichtet, und der sich hütet, jemals zu erkennen zu geben, daß dieses seine Absicht sey. Es ist genug, wenn der Poet weis, daß er in seinem Werke Gelegenheit hat, der Sittenlehre Dienste zu thun. Und der dramatische Poet hat diese Gelegenheit, besonders durch eine genaue und feine Abschilderung der Gemüther und Leidenschaften. Die Kenntniß des Menschen macht einen sehr wichtigen Theil der Sittenlehre aus. Diese Kenntniß besteht größtentheils in der Kenntniß der Charaktere und Leidenschaften. Das Theater ist ein Bild von beyden; und je genauer es die Natur nachahmet, das heißt, je schöner es ist, und je mehr es vergnügt; desto lehrhafter malt es uns die Gemüther. Es ist wie eine Schilderey, oder ein Riß, der manchmal uns Begriffe von Dingen macht, die wir nicht gesehen haben, und manchmal uns die Dinge in größerer Deutlichkeit zeigt, als wir sie in der Natur erblicken können. Eine solche Schilderey sondert eine Sache von den Nebenumständen ab, mit denen das Original vermischt ist. Die Natur zeigt uns den Heuchler, den Eifersüchtigen, den Spieler, den Menschenfeind nicht in demselben Lichte, wie das Theater. Denn auf diesem ist ihr Charakter ganz einfach, ohne Vermischung anderer Tugenden und Laster. In der Natur ist er allemal mit vielen andern Dingen vermengt; und ihn unter den fremden Umständen herauszusuchen, kostet hier allemal erst dasjenige Nachdenken, welches in einem Schauspiele der Verfasser schon für uns übernommen hat.

Wer unter tausend guten Stücken, die man in allerley Sprachen aufweisen kann, nur etliche gelesen hat, kann nicht leugnen, daß das Theater wirklich der Sittenlehre gute Dienste thut, was die Gemälde der Sitten betrifft, und daß es vorzüglich hierzu fähig ist, wenn es unter gute Hände kömmt. Aus dieser Ursache haben die allerbesten Sittenlehrer das Theater einer besondern Aufmerksamkeit gewürdiget.

Ein

Ein neues Exempel davon iſt, daß eben diejenigen groſſen Männer, denen wir den engliſchen Zuſchauer verdanken, ein Steele und ein Addiſon, auch für das Theater gearbeitet haben.

Daß hiernächſt auch die einzelnen Sittenlehren, die in dramatiſchen Gedichten vorkommen, nicht zu verachten ſind; kann man daraus abnehmen, daß Hugo Grotius faſt alle Sätze des Rechts der Natur mit den übereinſtimmenden Lehrſprüchen der alten theatraliſchen Dichter beſtätigt hat. Ich will mich eben nicht anheiſchig machen, aus den meiſten neuen theatraliſchen Dichtern das Recht der Natur, oder ſonſt einen praktiſchen Theil der Philoſophie zu erläutern. Ein Freund von mir hatte ſich vorgeſetzt, eine Sammlung von Lehrſprüchen aus den Originalſtücken einer benachbarten Nation zu machen. Aber außer einigen Zeilen, als! *

Der Ausgang jeder Schlacht ſteht in des Schickſals Hand.

Und wiederum:

Jedoch der Ausgang ſteht doch in des Schickſals Hand.

Ferner:

— Da des Himmels Arm die Tugend nicht verläßt.

Und wiederum:

— — — Er iſt ein Sohn der Tugend,
Und dieſe ſchützet ſtets des Himmels hoher Arm.

beſtand ſeine Sammlung noch meiſtentheils aus lauter weiſſem Papiere. Hingegen glaube ich wohl, daß man aus den Luſtſpielen des Moliere, und einigen andern, ein ganz gründliches Buch von der Artigkeit der Sitten zuſammenſetzen könnte. Und Racine, Corneille, Voltaire und die engliſchen Tragödienſchreiber haben dann und wann Sachen geſagt, welche deſto nützlicher ſind, da man ſie vergebens in einem

* Aus der deutſchen Schaubühne, im V Theile S. 3. 13. 17. 20.

einem moraliſchen Syſteme ſuchen würde, wo man die Tugenden und Leidenſchaften nur obenhin zu betrachten pflegt.

Ein anderer und nicht zu verachtender Endzweck der Schauſpiele iſt die Auszierung und Verbeſſerung des Verſtandes bey einem ganzen Volke. Ich weis nicht, warum die Lobredner der Schauſpiele dieſen Vortheil faſt übergehen, da er doch gewiß ſo wichtig iſt, als der vorhergehende. Ein gutes Theater thut einem ganzen Volke eben die Dienſte, die der Spiegel einem Frauenzimmer leiſtet, das ſich putzen will. Es zeigt ihm, beſonders in dem Aeußerlichen des Umgangs, was übel ſteht, und was lächerlich iſt. Es giebt ihm Exempel von Geſprächen, von feinen Scherzen, von einer guten Art zu denken. Es bereichert den Witz der Zuſchauer nach und nach mit guten und muntern Einfällen. Es ertheilt einem jungen Menſchen Anleitung, wie er die Welt kennen lernen, und die Denkungsart der Menſchen aus ihren Reden auf eben die Weiſe entwickeln ſoll, wie auf der Schaubühne die Eigenſchaften und Schwachheiten der vorgeſtellten Perſonen aus ihren Worten und Handlungen erkannt werden. Es verbreitet den Geſchmack an Künſten und Wiſſenſchaften; es lehrt auch den geringſten Bürger Vernunftſchlüſſe machen, und höflicher werden. Und eben ſein größter Vortheil iſt, daß es alle dieſe Kenntniſſe und Einſichten auf eine unvermerkte Weiſe, auch ſo gar in den Kopf und in den Umgang derer zu bringen weis, welche mit Fleiß ihren Beruf in der Unwiſſenheit und im Müßiggange ſuchen, und nichts anders thun wollen, als ſich die Zeit vertreiben. Ihr Geiſt bildet ſich, ohne daß ſie ſich deſſen ſelbſt bewußt ſind, nach der Art zu denken und zu reden, die ſie hören; und ſie werden witzig und artig, oder wenigſtens erträglich im Umgange, ehe ſie daran gedacht haben, es zu werden. Die guten und artigen Sitten der Athenienſer wuchſen in dem Maaße, wie der gute Geſchmack ihres Theaters zunahm. Die Römer fiengen zu gleicher Zeit an, höflich zu werden, und ein Theater nach dem Muſter der Griechen zu haben. Die heutigen

Völker

Völker werden nach demselben Maaße für gesitteter gehalten, in welchem ihr Theater feiner und vollkommener ist. Und wenn die übrige Aufpolierung ihrer Sitten etwas darzu beygetragen hat, ihr Theater zu verbessern; so kann man wiederum mit Grunde behaupten, daß die Verbesserung und Aufnahme ihres Theaters zur Verbesserung ihrer Sitten etwas beygetragen hat *. Genug, man kann sagen, daß die Feinigkeit ihres Theaters und die Feinigkeit ihrer Sitten meistentheils in einem gewissen Verhältnisse mit einander gestanden haben, und daß es damit, wie mit zweenen Steinen zugegangen, welche beyde einander glatt schleifen.

Nach diesen festgesetzten Begriffen wollen wir nun untersuchen, was für Eigenschaften zu den neuen Stücken erfodert werden, die man inskünftige hier aufführen wollte; wie man zu solchen Schauspielen, welche die erfoderlichen Eigenschaften haben, am leichtesten gelangen könne; und was etwa bey der Aufführung derselben zu beobachten wäre. Denn wenn sich das hiesige Theater auf einem beständigen Fuße erhalten soll, so muß man durch die Neuheit und durch die Reinigkeit der Stücke, die man auf dasselbe bringt, nach und nach bey den Zuschauern Geschmack an Schauspielen und Liebe zum Theater zu erwecken suchen. Dieß ist das einzige Mittel, zu verhindern, daß das Theater eines Orts nicht alsbald verfalle und untergehe; sondern sich, je länger es dauert, immer mehr Zuschauer und Liebhaber erwerbe.

* Ich bin zwar nicht durch mich selbst im Stande, zu urtheilen, ob in den Sitten in Kopenhagen, seit dem diese Stadt wieder ein eigenes Theater bekommen, eine merkliche Veränderung vorgegangen, und ob diese Veränderung eben dem Theater zuzuschreiben sey. Das aber kann man sagen, daß die Misbräuche und Vorurtheile des gemeinen Bürgers, die in der Wochenstube, der Weihnachtsstube und andern Holbergischen Komödien lächerlich gemacht sind, wenig mehr hier angetroffen werden, und es scheint, daß man dieses Lächerliche als eine mitwirkende Ursache der Verbesserung anzusehen habe.

So vielerley Arten von sittlichen Handlungen es giebt, welche eine Reihe von Absichten, Mitteln und Folgen in sich enthalten; und so vielerley die Personen sind, von denen solche Handlungen vorgenommen werden; so vielerley Arten theatralischer Stücke giebt es. Wenn ich also die Handlungen in so weit betrachte, als sie entweder das Lachen, oder ernsthafte Leidenschaften erregen; und wenn ich die Personen, ihrem Stande nach, in hohe und niedrige eintheile; so werde ich folgende Arten von Schauspielen herausbringen: Erstlich, Handlungen hoher Personen, welche die Leidenschaften erregen; zweytens, Handlungen hoher Personen, welche das Lachen erregen; drittens, Handlungen niedriger Personen, welche die Leidenschaften erwecken; viertens, Handlungen niedriger Personen, welche das Lachen erwecken; fünftens, Handlungen hoher oder niedriger, oder vermischter Personen, welche theils die Leidenschaften, theils das Lachen erregen. Die erste Art von diesen Handlungen ist der Grund zu denjenigen Schauspielen, die man Tragödien nennt, und aus den andern insgesamt entstehen Komödien, worunter auch die Schäferspiele gehören.

Wir würden der Natur Unrecht thun, und die Zuschauer eines Vergnügens berauben, wenn wir eine von diesen Arten der Handlungen vom Theater ausschließen wollten; und wir haben wirklich Exempel aller dieser Arten bey den gesittesten Völkern. Von der zweyten Art ist die Komödie Amphitruo; von der dritten die Schäferspiele, die Gouvernante des de la Chaussée; von der vierten der größte Theil der Komödien; von der fünften der Cyklop des Euripides, der Ehrgeizige und die Unbedachtsame des Destouches *.

Ueber-

* Mein Bruder, der das Werk des Batteux von der Einschränkung der Künste auf Einen Grundsatz herausgegeben, hat in seiner sechsten Abhandlung diese Eintheilung der Schauspiele angenommen. Doch in Absicht auf die dritte Classe ist er, wie es mir scheint, mit Grunde von anderer

Ueberhaupt wird weiter unten von ſelbſt erhellen, daß die Erregung der Leidenſchaften, ſo bald ſie zum Hauptzwecke wird, das Lächerliche ausſchließe; wenn aber die Erregung des Lachens der Hauptzweck iſt, die Erweckung der Leidenſchaften dadurch nicht gänzlich ausgeſchloſſen werde, ſondern viel-

anderer Meynung, als mein ſeliger Bruder. Derſelbe rechnet die Schäferſpiele zu den Handlungen niedriger Perſonen, welche Leidenſchaften erregen. Gründet ſich nicht dieſer Begriff auf den ſo oft übel ausgedeuteten Namen Schäfer? Schäfer ſind eben ſolche Leute, bey denen weder Niedrigkeit noch Hoheit des Standes gedacht werden ſoll. Hier denkt man nur die menſchliche Natur, den unſchuldigſten und anmuthigſten Empfindungen ganz überlaſſen, von den äußerlichen Nebenumſtänden abgeſondert, die ſie im gemeinen Leben ſo oft unkenntlich machen. Man ſetzt ſie freylich in Fluren und in Wälder: aber nicht weil ſie zu gering für Palaſte ſind, ſondern weil handelnde Perſonen irgend eine Scene haben müſſen, und weil dieſe Scene ſich am beſten für ihre Empfindungen ſchickt. Man läßt ſie Heerden treiben, aber nicht als ſolche, die aus Armuth und im Schweiße ihres Angeſichts arbeiten, ſondern weil Empfindungen gern mit unmühſamen Beſchäfftigungen abwechſeln, und weil dieſe oft Gelegenheiten zu Handlungen geben, wobey ſich die Empfindungen ausdrucken.

Die dritte Claſſe der dramatiſchen Gedichte ſchränkt ſich alſo mit Ausſchließung der Schäferſpiele, die eine eigene Claſſe ausmachen, auf die Handlungen niedriger Perſonen ein, welche Leidenſchaften erwecken. Dieſe theilt mein Bruder in der Abhandlung über den Batteux wiederum in zwo Gattungen, in die bürgerliche Tragödie, und die rührende Komödie, davon jene heftige, und dieſe ſanfte Leidenſchaften erregen will. Den angeführten fünf Claſſen und den Schäferſpielen fügt er noch eine ſiebente, ja in gewiſſer Maße eine achte Claſſe bey, wenn man entweder mit dem Sainfoir Feen und andere erdichtete Weſen auftreten läßt, oder auch Perſonen aus der Geſchichte oder dem bürgerlichen Leben wählt, deren Stand alſo zwar beſtimmt iſt, aber wenig oder gar nicht in Betrachtung gezogen wird, weil ſie nur die Sprache der Empfindung reden.

mehr ein gewisses Maaß davon in den mehresten Fällen zuträglich, ja fast nothwendig sey.

Von den niedrigen Personen bis zu den hohen giebt es sehr viele Grade. Und nach diesen Graden wird wiederum die Komödie von sehr verschiedener Art; und jede dieser Arten hat ihre eigenen Verdienste, wofern sie nur die Natur nachahmt, deren Aehnlichkeit die große Hauptregel des Theaters, wie überhaupt aller Poesie ist.

Ich habe es desto nöthiger gefunden, die große Mannichfaltigkeit der Natur, und also auch den reichen Ueberfluß, der dem Theater durch diese Mannichfaltigkeit zuwächst, deutlich aus einander zu setzen; weil es viele giebt, die nur von einer einzigen Art der Komödie einen Begriff haben, und die alles, was nicht nach derselben Art ist, als schlecht und unregelmäßig verwerfen, wenn gleich der Poet darinnen der Natur auf dem Fuße gefolgt wäre. Derjenige, der sich seinen Begriff von der Komödie nach des Moliere Misanthropen, und dem Ruhmredigen des Destouches gemacht hat, hält die natürlichsten Schilderenen von den Sitten des gemeinen Mannes für lüderliche Farcen, für plumpe Possenspiele, die keines gesitteten Zuschauers würdig sind. Und derjenige, welcher diese letztere Art der Komödie nur darum angenehm findet, weil ihn die groben Reden, die bey dem gemeinen Manne mit unterlaufen, in seinem Innersten ergetzen; und welcher den Mund ganze Viertheilstunden lang vor Lachen aufbehält, wenn er einen Schlingel nennen hört, oder wenn er die Nase mit den Fingern ausschnauben sieht; hält eine Komödie für schläfrig oder hochtrabend, welche die Sitten der Hofleute auf eine feine Art durchzieht.

Der Anfang des dänischen Theaters ist damit gemacht, daß man die Handlungen des niedrigsten Standes darauf vorstellet. Und in der That sind es diese, wobey man den Anfang auf einem neuerrichteten Theater machen soll; weil in demselben Stande die Thorheiten sich offner und ohne Schmin-

Schminke zeigen, und alſo begreiflicher ſind. Zuſchauer, die noch nicht gewohnt ſind, das Theater mit einer rechten Begierde und Aufmerkſamkeit zu betrachten, können daher durch Vorſtellungen, die ſie am leichteſten faſſen, zur Beſuchung des Theaters angelockt, und nach und nach vorbereitet werden, auch die Abſchilderungen eines höhern Standes zu verſtehen, und Geſchmack daran zu finden. Wenn man aber allein bey dieſen Vorſtellungen des niedrigen Standes ſtehen bliebe, ſo würde man die große Mannichfaltigkeit, deren das Theater fähig iſt, verlieren, und dem Vergnügen des Zuſchauers nicht wenig entziehen. Der Zuſchauer würde dabey der Einfälle und Redensarten des gemeinen Mannes durch die Wiederholung überdrüßig werden. In Anſehung der Sittenlehre würde uns vieles entgehen; denn man würde die Thorheiten vornehmer Leute, die Künſte, womit ſie dieſelben verſtecken, die Vermiſchungen der Leidenſchaften, und noch weit mehr eben ſo wichtige Wahrnehmungen der Sittenlehre unberührt laſſen. Man würde die edeln Empfindungen des Herzens, die in die höhern Komödien einfließen, und die ein weſentliches Stück der Trauerſpiele ausmachen, ganz und gar entbehren müſſen. Es würden auch die Vornehmen, das iſt, faſt jedermann (denn wer will gern zum gemeinen Manne gehören?) in den Gedanken ſtehen, daß alle die Thorheiten, die in ſolchen Komödien vorgeſtellt ſind, ſie gar nicht angiengen. Wenn man hingegen auch ihre Thorheiten in den Komödien von einer höhern Gattung erkennt, ſo findet der gemeine Mann deſto weniger Entſchuldigung für ſich, da er ſieht, daß dieſelben Fehler, die er an ſich hat, auch an Höhern lächerlich ſind. Was endlich die Auspolierung des Verſtandes betrifft, ſo wäre zu beſorgen, daß dieſelbe gänzlich unterbliebe, wenn man das Theater allein auf die niedrigſte Gattung von Schauſpielen einſchränkt. Der Verſtand, der die Gegenſtände, die ihn vergnügen, am leichteſten faßt, möchte ſich vielmehr alsdann das Plumpe und das Ungeſittete des Pöbels eindrücken, und unvermerkt nachahmen lernen, das ihm doch auf dem Theater aus einem ganz andern

Endzwecke gezeigt worden. Wenn er hingegen auch Handlungen von anderer Art zu sehen bekömmt, so wird er aus der Vergleichung urtheilen, daß ihm die Grobheiten des Pöbels nur darum vorgestellt werden, damit er desto kenntlicher ihren Uebelstand bemerke. Komödien, worinnen Personen von seiner Erziehung vorgestellt werden, und die so beschaffen sind, wie unter andern der Misanthrop, und die Beschwerlichen des Moliere, tragen zur Verbesserung des Verstandes und der Aufführung junger Leute ungemein viel bey.

Mein Rath ist also, mit Beybehaltung der Komödien aus dem niedrigen Stande, die man schon hat, in denen Stükken, die man neu auf das Theater bringt, immer höher zu steigen; aus dem niedrigern Stande in den Mittelstand, aus dem Mittelstande an den Hof, und endlich bis zu den Tragödien zu kommen. Auf diese Weise wird man sich versprechen dürfen, allen Ständen durchgängig zu gefallen; der Verstand der Zuschauer wird immer geübter werden, auch die feinsten Einfälle mit Vergnügen und Aufmerksamkeit zu hören; und man wird eines beständigen Beyfalls versichert seyn, weil man für alle Arten der Zuschauer arbeitet, und weil unter so vielen Abänderungen ein jeder einige nach seinem Geschmacke finden wird.

Da es in allen Gattungen der Schauspiele gute und schlechte Stücke giebt, so sieht man, in der Auswahl derer, die am geschicktesten sind, zugleich zu gefallen und zu bessern, theils auf ihre innere Einrichtung, theils auf die Einkleidung und äußerliche Ausführung des Plans.

Handlungen, die sich zur Schaubühne schicken, sind solche, die aus Absichten, aus Mitteln, diese Absicht zu erlangen, und aus den Folgen dieser Mittel zusammengewebt sind. Die Kunstrichter nennen die Absicht und ihre Mittel, die Verwirrung; und diejenige endliche Folge, welche entweder die Absicht nebst ihren Mitteln erfüllet, oder sie dergestalt niederreißt, daß ihre Erlangung den handelnden Personen unmög-

lich

sich gemacht wird, nennen sie die Auflösung. Man verlangt nur Eine Handlung in einem theatralischen Stücke; das ist, daß nichts darinnen vorkomme, welches nicht entweder zur Beförderung, oder zur Hinderniß, derjenigen letzten und endlichen Folge gereicht, durch welche die Auflösung geschieht. Dieses ist sehr natürlich. Denn wenn man es auch nur in einer Erzählung wagt, Umstände einzumischen, die zur Sache nicht gehören, so schläfert man ein; und wenigstens hat es allezeit die üble Wirkung, daß man die Aufmerksamkeit des Zuhörers theilt, und also schwächt. Wie aber ein Knoten aus mehr oder weniger Enden, die im Anfange gar nicht an einander hängen, zusammengeknüpft seyn kann; wie eine einzige Begebenheit eine Folge von vielerley ganz verschiedenen Absichten und Mitteln seyn kann, die anfangs gar nichts mit einander gemein hatten, und die dennoch alle zu gleicher Zeit, und durch dieselbe Begebenheit, theils erfüllt, theils umgestoßen und vernichtet werden: so kann ein Theaterstück im Anfange aus ganz verschiedenen Handlungen zu bestehen scheinen, welche doch zuletzt in einen Punct oder in einen Knoten zusammenlaufen, und also eine einzige Handlung ausmachen. Ein anderes Theaterstück hingegen kann vom Anfange an nur mit einer einzigen Absicht sich beschäftigen, und sich beständig bey ihren Hindernissen und Mitteln aufhalten. Von der ersten Art sind die guten Schauspiele der Engländer, von der andern der Franzosen ihre. Zum Beyspiele der ersten Gattung dient das beständige Ehepaar, (the constant couple,) wo eine große Menge von Verwirrungen durch die Erkenntniß eines Ringes aufgelöst wird; und als Beyspiele der andern Gattung kann man den Tartüffe des Moliere, oder fast alle Holbergische Stükke anführen. Wenn die Frage ist, bey welcher Art der Verwirrung das dänische Theater sich am besten befinden werde, so ist es ohne Zweifel bey dieser letztern, welche die Aufmerksamkeit des Zuschauers mehr beysammen erhält, und keine so große Tiefsinnigkeit erfodert, als bloß den Engländern angenehm ist. Diese Art nimmt weit mehr ein, und ist durch

den Beyfall, den die Holbergiſchen Stücke erhalten haben, bey uns ſchon hinlänglich geprüft; indem dieſer Beyfall gewiß großentheils der Einfachheit der Handlungen zuzuſchreiben iſt, durch welche die Gedanken des Zuſchauers immer auf einen Punct gerichtet bleiben. Wie die Holbergiſchen Komödien auf der einen Seite die überhäuften Abſichten und Verwirrungen vermeiden, ſo vermeiden ſie auf der andern die Unthätigkeit, da immer eine Scene nach der andern verplaudert, immer von denſelben Dingen geredet, und gleichwohl nie etwas gethan wird; welchen Fehler inſonderheit die meiſten neuen deutſchen Originalſtücke haben. Eine wohleingerichtete Handlung ſoll in jeder Scene von einiger Erheblichkeit einen Schritt weiter gehen; entweder einen neuen Umſtand erzählen, oder ein neues Hinderniß in den Weg legen; eine neue That, oder wenigſtens einen neuen Entſchluß etwas zu thun veranlaſſen oder vorſtellen. Wenn man dieſes beobachtet, ſo wird man von ſelbſt, und faſt ohne es zu wiſſen, alle die Kunſtgriffe anwenden, die Ariſtoteles und Hedelin an die Hand geben, wenn ſie die Einrichtung und Verwirrung einer Handlung erklären.

So bald man dieſe Hauptregel in Acht nimmt, daß die Handlung beſtändig fortgehen ſoll, und daß man die Abſichten und Mittel mit ihren Folgen, und die Folgen wiederum mit ihren neuen Folgen zu verbinden hat; ſo wird eine Handlung mit leichter Mühe wahrſcheinlich werden. Denn eine Begebenheit iſt alsdann wahrſcheinlich, wenn ſie ihre zureichende Urſache hat. Durch jeden Sprung hingegen, den ich begehe, wenn ich etwas ohne Urſache geſchehen laſſe, verurſache ich eine Unwahrſcheinlichkeit.

Nichts iſt geſchickter, die Zuſchauer in der Aufmerkſamkeit zu erhalten, nichts thut hierinnen eine ſo ungemeine Wirkung, als wenn man in die Handlung eine Perſon von einem ſolchen Charakter einflicht, daß der Zuſchauer ſie lieb gewinnt, daß er für ſie leidet und wünſchet. Dieſe Perſon muß an der Handlung einen Antheil haben, und in eine ſolche La-

ge

ge gebracht werden, daß man bis zum Ausgange ungewiß bleibt, ob derselbe sie entweder glücklich machen, oder doch vor einem gedrohten Unglücke in Sicherheit setzen, oder ob er sie auch vollkommen unglücklich machen werde. Denn nie kann man zuverläßiger von der Aufmerksamkeit des Zuschauers versichert seyn, als wenn sein Herz an der Handlung Antheil nimmt. Eine solche Person braucht nicht allemal die Hauptperson, dem Charakter nach, zu seyn. Im Geizigen des Moliere ist der Geizige die Hauptperson; die Personen hingegen, für die der Zuschauer wünschet und leidet, sind sein Sohn und seine Tochter. Eine solche Person kann aber auch die Hauptperson seyn, wie sie es z. E. im Misanthropen ist; wenn nämlich die Fehler der Hauptperson so beschaffen sind, daß sie die Hochachtung des Zuschauers nicht ausschließen. Sind zwo Personen in einem Schauspiele, welche die Hochachtung des Zuschauers gleich stark verdienen, und ihr Glück und Wohl ist einander entgegen gesetzt; so muß man sich in Acht nehmen, daß der Zuschauer nicht in eine Unentschlossenheit gerathe, für wen er sich erklären will; denn dieß würde ihn beynahe zur Gleichgültigkeit verleiten können. Die allerfeinste Erfindung der Fabel, und die allerschönste Ausführung der Charaktere ist vergeblich, wenn dadurch nur der Verstand, und nicht zugleich das Herz eingenommen wird. Der Dichter wird eine schöne Arbeit verfertigt haben, an der niemanden gelegen ist.

Hieraus folgt von selbst, daß eine Komödie, so sehr es ihre Absicht und Bestimmung ist, Lachen zu erwecken, doch allezeit mit Erregung einiger Leidenschaften vermischt seyn muß. Keine Handlung, an der etwas gelegen seyn soll, kann so beschaffen seyn, daß diejenigen, die sie betrifft, sie ganz gleichgültig und ohne alle Leidenschaft ansähen; und wenn die Zuschauer mit den aufgeführten Personen wünschen und leiden sollen, so kann dieses nicht anders geschehen, als durch Erregung der Leidenschaften. Eine Handlung ohne Leidenschaften ist keine Handlung; denn sie müßte alsdann keine Absichten

sichten und keine Mittel zu denselben enthalten. Zuweilen ist das Lächerliche mit den Leidenschaften so sehr vermischt, daß beydes zugleich erregt wird. Eine Probe hiervon hat man an dem Geizigen des Moliere, da ihm sein Geldkasten genommen worden. Der arme Schelm erwecket sodann Mitleiden und Lachen zugleich. Moliere hat überhaupt diese Kunst unvergleichlich verstanden; und Arnolf in der Schule des Frauenzimmers, da er auf die letzt rasend verliebt wird, ist gleichfalls ein Beyspiel davon. Ein gewisses Stück im italiänischen Theater, die beyden Harlekine, ist, was die Einrichtung der Fabel betrifft, eines der vollkommensten, das ich noch gefunden habe.

Ein Stück, darinnen die Handlung sehr wohl eingerichtet und verwirret ist, kann gleichwohl noch ein elendes Stück seyn, wenn die Wahl und Ausarbeitung der Charaktere, und die darinnen angebrachten Gedanken schwach, sich selbst widersprechend, oder gemein sind. Die Franzosen theilen die theatralischen Gedichte in Stücke, wo die Verwirrung die Oberhand hat, und in solche, wo der Charakter der Personen das vornehmste ist. Dieses will nicht sagen, als ob ein Schauspiel, darinnen auf die Verwirrung vorzüglich gesehen worden, ohne Charaktere gut seyn könnte; denn das würde eben so viel sagen, als ob der erste Entwurf zu der Erfindung eines Malers, wo weder Zeichnung noch Schattierung beobachtet ist, und wo er nur seine Gedanken geordnet hat, ein schönes Gemälde wäre. Eine Piece d'intrigue ist diejenige, wo ich zuerst eine außerordentliche und sonderbare Begebenheit ausstudiere, und hernach die Charaktere der Personen so darzu erwähle, wie ich sie zur Ausführung dieser Begebenheit nöthig habe. Ein Stück ohne Charaktere ist ein Stück ohne alle Wahrscheinlichkeit, weil die Ursache, warum ein Mensch so oder so handelt, eben in seinem Charakter liegt. Wo demnach dieser nicht festgesetzet ist, geschehen die Handlungen ohne Ursache, und sind also nicht wahrscheinlich. Bey den Pieces de caractere hingegen wähle ich zuerst den Charakter,

den

den ich ausführen will, und ich ſinne hernach auf eine Reihe von Begebenheiten, die dieſen Charakter mehr ins Licht ſetzen. Weil ich alsdann in der Wahl derſelben eingeſchränkter bin, ſo iſt es in dieſem Falle nicht allezeit möglich, ſo ſonderbare Begebenheiten auszuſinnen, als in dem erſten Falle. Dieſer Abgang aber wird durch die genaue Abſchilderung der Denkungsart deſſen, den ich vorſtelle, reichlich erſetzet, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch in einem Charakterſtücke die Verwirrung die obenangezeigten Eigenſchaften haben ſoll. Unter den Holbergiſchen Komödien ſind die Maskerade, Heinrich und Pernille, und mehrere, Stücken, darinnen die Verwirrung herrſchet, und die honnete Ambition iſt ein Stück von Charakter. Des Addiſon Geſpenſt mit der Trommel, des Destouches unverſehenes Hinderniß, ſind Stücken der Intrigue, wobey gleichwohl die Charaktere ſehr gut beobachtet ſind. Eben dieſe Eintheilung läßt ſich auch bey den Trauerſpielen machen. Oedipus und Iphigenia ſind Stücken, welche die Verwirrung zur Hauptabſicht haben; der Britannicus iſt ein Charakterſtück, worinn Nero die Hauptrolle ſpielt, und Britannicus diejenige Perſon iſt, die das Herz des Zuſchauers für ſich hat; welches mit meiner obengemachten Anmerkung übereinſtimmt, daß dieſes nicht allezeit ſich für die Hauptperſon erklären müſſe *.

In der Wahl der Charaktere hat man am meiſten nöthig, ſich nach den Sitten einer jeden Nation zu richten; ſo wie man auch auf der andern Seite eben darinnen die meiſte

* Ohne an ſeinen Canut gedacht zu haben, giebt hier der Verfaſſer die beſte Rechtfertigung für denſelben gegen eine ſcheinbare Kritik an die Hand. Es iſt wahr, Ulfo kann mit mehrerm Rechte die Hauptperſon in dieſem Trauerſpiele heißen, als Canut. Aber Canut iſt die Perſon, die das Herz des Zuſchauers einnimmt, für deren Erhaltung er beſorgt iſt. Und warum ſollte es dem Dichter verwehrt ſeyn, ſein Stück von einer ſolchen Perſon zu benennen, wenn er zumal erhebliche Nebenurſachen darzu hat?

ſie Geſchicklichkeit beweiſen kann. Um einer Nation zu gefallen, muß man ihr ſolche Charaktere vorſtellen, deren Originale leichtlich bey ihr angetroffen werden, oder die ſich doch ſehr leicht auf ihre Sitten anwenden laſſen. Man findet ein ſchlechtes Vergnügen an Vorſtellungen, deren Originale man nicht kennt, oder die man wohl gar für unmöglich hält. Ein franzöſiſcher Financier; der Dottore der italiäniſchen Komödie; ein engliſcher Landjunker, der ſein Haus mit einer Zugbrücke verſehen hat, ſeine Tochter als einen Schatz eingeſchloſſen hält, und ſo bald ſich jemand nähert, unter den Waffen erſcheint; das Modevorurtheil, welches in Frankreich eine ſchöne und nach den jetzigen Sitten eingerichtete Komödie iſt; dieß alles würde auf dem däniſchen Schauplatze eine ſchlechte Wirkung thun. Die Sklavinnen der Griechen und Lateiner, welche man ſich zu Maitreſſen kauft, würden eben ſo wenig jetzo gefallen, wenn ſie nicht etwa unter dem Schutze anderer deſto bekanntern Charaktere, mit denen ſie zugleich vorgeſtellet werden, Beyfall finden. Stücke von ſo fremden Sitten werden nicht allein nicht ſonderlich gefallen, ſondern ſie ſind auch ſowohl in Abſicht auf den Verſtand als auf das Herz von wenig Nutzen.

Deswegen aber behaupte ich nicht, daß man keine Geſchichte fremder Völker auf das Theater bringen konne. Ich glaube vielmehr ſelbſt, daß es ſehr oft nöthig iſt, den Schauplatz an einen ganz fremden Ort zu verlegen, damit man Gelegenheit gewinne, Charaktere, bey denen man ſonſt zu eingeſchränkt ſeyn würde, mit deſto größerer Freyheit auszubilden. Und alsdann iſt es auch nöthig, die äußerlichen Sitten und alle Umſtände ſo einzurichten, wie ſie wirklich dem fremden Volke zukommen. Doch können in ſolchen Stücken die Charaktere ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ſich auf die Denkungsart der Nation, wo man ſie vorſtellet, anwenden laſſen. Die Sklaveninſel * z. E. leidet ſehr wohl ihre Anwendung nicht allein

* In dem Theater des Herrn von Marivaux.

lein auf die französischen Sitten, sondern auch fast auf die Sitten aller Länder; ungeachtet sie ein erdichtetes Land vorstellt. In der Tragödie ist es sogar oft unvermeidlich, zu fremden Ländern seine Zuflucht zu nehmen. Wenn man eine Fabel nach seiner eigenen Freyheit ausschmücken will, so ist es nicht gut, sich an der wahren Historie, besonders der neuern, zu vergreifen. Und sich bloß an die Geschichte zu halten, ist gleichfalls nicht rathsam, weil dieß eine gewisse Trockenheit verursacht. Der Geschichtschreiber erzählt die Dinge nur mit denjenigen Ursachen, die er gewußt hat. Er kann sie aber nicht alle wissen, und er läßt also oft diejenigen weg, die auf dem Theater das meiste Vergnügen machen würden. Der Poet soll die Handlung mit ihren zureichenden Ursachen vorstellen. In denjenigen neuern Geschichten, an deren Wahrheit uns gelegen ist, darf er keine Ursachen erdichten; sonst würde er in dem Gedächtnisse der Zuschauer die äußerste Verwirrung zwischen den wahren und den erdichteten Umständen anrichten. Er kann auch keine hohen Personen erdichten, zumal an demjenigen Orte, wo man lebt; denn man kann die Helden leichter überzählen, als den gemeinen Mann. Die alte und fabelhafte Historie eines einzigen Landes ist nicht hinreichend, allerley Veränderungen der Umstände und Charaktere hervorzubringen. Also wird es am besten seyn, daß man die Historie aller fremden Länder zu Hülfe nimmt. Hierzu kömmt noch, daß die Bewunderung vieles beyträgt, die Erregung der Leidenschaften zu erleichtern, und die Bewunderung bezieht sich fast immer auf das Fremde. Doch wollte ich rathen, in dem Fremden nicht so weit zu gehen, daß das Volk, dem man zu gefallen sucht, nicht mit einer gewissen Leichtigkeit sich Begriffe davon machen könnte. Wenn der Zuschauer zu viel von fremden Sitten erlernen muß, ehe er den Zusammenhang der Verwirrung einsieht, so verliert er die Geduld, und das schönste Stück misfällt. Man glaube ja nicht, daß ich die Vorstellung fremder Sitten überhaupt verwerfe. Es würde vielmehr ein großes Vergnügen für den Verstand seyn, die Verschiedenheit der

Cha-

Charaktere aller Nationen aus der Vorstellung fremder Sitten zu erkennen; wofern es nur geschieht, ohne die Gemüther der Zuschauer durch eine weitläuftige Erzählung verwickelter Umstände, die man voraussetzet, zu ermüden. Solche fremde Sitten, die sich von selbst erklären, können daher in der Tragödie wohl Statt finden. Hingegen wenn man lachen soll, so lachet man bey weitem nicht so gern über Thorheiten, die man niemals gesehen hat, als über solche, die man täglich sieht.

Sowohl in der Wahl, Verschiedenheit und Feinigkeit, als auch der genauen Bestimmung der Charaktere, zeiget sich besonders die Große des Meisters. Ein kleiner Geist wird sich begnügen, wenn er nur überhaupt beobachtet, daß er denjenigen, den er erst viel Zaghaftigkeit bezeigen lassen, nicht hernach muthig vorstelle, und daß er den, der sich erst außerordentlich grausam erwiesen, nicht auf einmal außerordentlich barmherzig werden läßt. Ein anderer, der etwas feiner seyn will, wird beständig mit den vier Temperamenten zu thun haben, oder es so machen, wie das gemeine italiänische Theater. Dieß hat den Fehler, daß man immer denselben Charakter des alten Mannes, denselben Charakter des Liebhabers, dieselbe Liebhaberinn, kurz dieselben Personen wieder kommen sieht; und ich kann nicht begreifen, wie die Zuschauer solche Wiederholungen ohne Ekel ansehen können. Diese Einförmigkeit benimmt der Komödie alles Lehrreiche, für das Herz sowohl als für den Verstand, und läßt ihr nichts, als das unvollkommene Vergnügen, übrig, das aus der Verwirrung der Fabel entsteht; ein Vergnügen, welches ihr mit allen elenden Romanen gemein ist, und welches auch noch dadurch gemäßiget wird, daß die Verwirrung meistentheils auf die List einiger Bedienten ankömmt, und nicht auf die Folgen von den Charakteren der Personen. Dichter von feinerem Geschmacke suchen Charaktere, die durch ihre Neuheit gefallen, die sich zu ihrer Fabel schicken, und die Handlung von selbst fortgehen lassen. Es ist dem Destouches nicht

genug,

genug, den Charakter des Ruhmredigen oder Stolzen obenhin zu ſchildern. Er giebt ihm eine Liebſte, deren Herz erſt durch allerhand kleine Bemühungen erobert ſeyn will; einen Schwiegervater, der ſich mit allen Leuten du heißt, und ohne Ceremonie ſeyn will; einen Rival, der ein großer Complimentenmacher iſt, und ſich dadurch bey der Mutter ſeiner Geliebten einſchleicht; einen Vater, der beſcheiden iſt, der im Elende lebt, und in ſo dürftigen Umſtänden erſcheint, daß der bloße Anblick deſſelben ſeinen Stolz beſchämt. Dieſes würde zur Abſicht des Dichters ſchon hingereicht haben; aber er ſetzet noch den Valer, den Bruder ſeiner Geliebten, der ein vernünftiger Mann iſt, ein Kammermägdchen, welches als die Schweſter des ſtolzen Grafen erkannt wird, eine Liebe des alten Mannes in dieſes Kammermägdchen, und eine Liebe des Valer gegen eben dieſelbe hinzu; welche er vielleicht weggelaſſen haben würde, wenn er mehr dem Moliere, als dem Geſchmacke der Engländer hätte folgen wollen.

Man muß auch bekennen, daß in dieſer Wahl und Beſtimmung der Charaktere die größte Stärke der engliſchen Komödie beſteht; deren gute Poeten auch ſogar die Grade derſelben zu beſtimmen wiſſen. Ich will zum Exempel davon nur des Steele Funeral, oder Leichenbegängniß, und des Congreve Double-dealer oder die Doppelzunge anführen; wiewohl ein jedes Stück vom Steele, Cibber und Congreve zum Exempel dienen könnte. Je größer der Meiſter iſt, deſto mehr wird man den Charakter der Perſon, die er vorſtellt, faſt aus jedem Worte erkennen. In ihren Leidenſchaften, in ihren Entſchlüſſen, in ihren vernünftigſten Reden, und ſo gar in ihren Complimenten wird ſie ihre ſchwache Seite verrathen.

Man iſt ſehr bald damit fertig, einen Poeten zu beſchuldigen, daß ſeine Charaktere übertrieben ſind, wenn er ſich bemühet hat, ſie deutlich und angenehm zu machen. Es geſchieht dieſes oft mit Rechte, aber auch dann und wann mit

Unrechte. Ein Poet in Paris hatte vor einiger Zeit eine Komödie geschrieben. Man fieng an, zu pfeifen, und rief: „Das ist zu weit getrieben! Das überschreitet alle Wahr„scheinlichkeit!„ Er ward hierüber böse, kam heraus auf das Theater, und sagte: „Meine Herren, wie wollen Sie „sagen, daß es unwahrscheinlich ist? Meine Frau, und mei„ne Töchter haben das, und noch mehr gethan.„ In der That kann man ein ziemliches Zutrauen zu der Größe der menschlichen Thorheit haben. Es kann manchen Zuschauer dünken, daß ein Mensch nicht so viel Thorheit in so kurzer Zeit begehen könne, als auf dem Theater geschieht. Aber wenn sich dieses nicht oft in der Welt zuträgt, so kömmt es daher, weil im gemeinen Leben die Gelegenheiten zu Thorheiten nicht so dicht beysammen stehen, als in der Komödie, wo eine ununterbrochene Handlung, an der ihm gelegen ist, ihm ein weites Feld giebt, sich von mehrern Seiten und in seiner wahren Beschaffenheit zu zeigen. Auch im gemeinen Leben würde man zur Gnüge sehen, worzu Leute von gewissen Charakteren fähig sind, wenn man sich die boshafte Bemühung machen wollte, sie ausdrücklich in solche Umstände zu bringen, die ihre Thorheiten ins Licht setzen. Der Grad der Thorheit, der aus einer Rede oder Handlung hervorleuchtet, kann zuweilen tadelhaft seyn, wenn er bis in die Gränzen der Narrheit und Raserey übergeht. Diese Gränzen lassen sich vielleicht durch folgende Regel bestimmen. Ein Mensch, der noch weis, was er thut, und der also nur thöricht und nicht närrisch ist, wird niemals etwas unternehmen, wodurch er sich selbst als ein Narr vorkommen muß. Er macht sich vielmehr in seinem Verstande gewisse Grundsätze, die seiner Thorheit gemäß sind, und durch welche er sie so beschönigt, daß er sich noch klug dünken kann. So lange seine Handlungen unter diese Grundsätze gebracht werden, und dadurch einige Beschönigung und Farbe bekommen können; so lange ist der Charakter noch nicht zu weit getrieben. Wenn er hingegen etwas thut oder redet, das er nicht einmal nach seinen eigenen Grundsätzen für vernünftig ansehen kann, so wäre es eben

so

ſo viel, als ob er ſich ſelbſt für einen Narren hielte; und dieß wird mit Rechte getadelt.

Nachdem ich von den Charakteren geredet habe, ſo brauche ich faſt nichts von der Ausarbeitung und dem Ausdrucke eines Schauſpiels zu ſagen. So bald ein Poet ſich bemüht, ſeine Charaktere vom Anfange bis zu Ende wohl auszudrücken, ſo wird auch ſein Ausdruck ſchön ſeyn. Und der geringſte Fehler im Ausdrucke wird auch ein Fehler im Charakter ſeyn. Nur dieß iſt hierbey zu erinnern; der Poet ſey beſorgt, die Worte ſo zu wählen und zu ordnen, daß ſie dem Acteur gleichſam von ſelbſt den Nachdruck der Ausſprache in den Mund legen. Die Gedanken erſticken unter der Menge von Worten, und bleiben in den langen Perioden zugleich mit dem Othem des Acteurs außen; ſo daß der Zuſchauer den größten Theil davon verliert. Dieſen Nachdruck befördert nichts ſo ſehr, als das Sylbenmaß; und daher iſt von den erſten Zeiten der Komödie an, die gebundene Schreibart darzu erwählet worden. Man hat viel eher Komödien in Verſen, als in Proſe, gehabt, und dieſe letztern ſind eine ganz neue Erfindung. Nur ſind der Komödie die guten Verſe ſehr ſchwer; und es iſt gleichwohl beſſer, eine Komödie in guter Proſe, als in ſchlechten Verſen, anzuhören; denn ſchlechte Verſe verderben den Nachdruck der Gedanken, anſtatt ihn zu erheben *. Auch davor muß ich warnen, daß man nicht die Begierde, zu lachen zu machen, und bons mots vorzubringen, ſich verleiten laſſe, etwas wider die Charaktere der Perſonen zu ſagen. Uebelangebrachte Einfälle haben eben das Schickſal auf dem Theater, das ſie in der Geſell-

* Dieſe wenigen Worte ſcheinen am beſten den Streit über die Komödie in Verſen zu entſcheiden, wovon in den vorhergehenden Abhandlungen vieles geſagt worden iſt. Wenn man ſich mit der Proſe begnügt, ſo geſchieht es, um die geringere Vollkommenheit einer größern aufzuopfern. Die Schwierigkeit, gute komiſche Verſe zu machen, iſt in allen Sprachen nicht gleich groß.

schaft haben. Sie werden nur deswegen belacht, weil sie ungereimt sind.

Endlich gehört auch dieses zu den nothwendigen Kennzeichen eines guten Stücks, daß der Verfasser beständig darinnen an die Zuschauer gedacht habe, daß er aufmerksam gewesen sey, alles, was zur Handlung gehört, ihnen auf das deutlichste und ordentlichste zu erzählen; ihnen zu berichten, was für Personen sie vor sich sehen, und an welchem Orte dieselben erscheinen; und daß er gleichwohl sich nicht merken lasse, als ob er wisse, daß Zuschauer zugegen sind. Ein Acteur, der mitten in einer Komödie vom Theater aus die Zuschauer anredet, und also die Person, die er vorstellt, auf einen Augenblick ablegt, um seine eigene zu spielen, thut in der That nichts anders, als ob er mit dem Löwen im Peter Squenz sagen wollte: „Ihr lieben Herren, laßt euch nicht leid seyn; „ich bin kein rechter Löwe, sondern ich soll es nur bedeuten.„

Dieses sind im kurzen die innerlichen Regeln des Theaters, welche aus den Begriffen einer Handlung und der Nachahmung entstehen, wenn dieselben mit dem Endzwecke des Schauspiels, nämlich zu gefallen, zu lehren; und den Verstand aufzuheitern, zusammengehalten werden.

Die äußerliche Form eines guten Schauspiels haben die Kunstrichter in zwo Regeln gefaßt, worzu sie durch die Umstände des Theaters und der Zuschauer, und durch die Begierde, das Vollkommene vor dem Unvollkommenen zu wählen, veranlaßt worden sind. Sie haben darzu ihren guten Grund gehabt: sie sind aber von ihren Nachfolgern übel verstanden worden. Denn schon oft hat man das Wesen des Schauspiels daraus gemacht, und geglaubt, daß man ein schönes Stück verfertigt habe, wenn man nur diese Regeln wohl in Acht genommen, ob man gleich die Schönheit der Handlung und der Charaktere gänzlich aus den Augen gesetzt hatte. Diese Regeln heißen, kurz gesagt; die **Einheit der Zeit** und die **Einheit des Ortes.**

Wer

Wer eine ausführliche Erklärung derſelben verlangt, kann ſie nirgends vollkommener und mit mehrerm Verſtande abgehandelt finden, als in Hedelins theatraliſcher Dichtkunſt, einem ſehr guten Buche, welches zu einer gründlichen Kenntniß des Theaters vorzügliche Dienſte leiſtet.

Einige Kunſtrichter beweiſen dieſe beyden Regeln ſehr körperlich; weil nämlich der Zuſchauer beſtändig auf der Bank ſitzen bleibe, ſo ſolle auch alles an Einem Orte vorgehen, und die Zeit, welche die Handlung erfodert, nicht über vier und zwanzig Stunden ausgedehnt werden. Ungeachtet nun der Geiſt des Zuſchauers gleich bey Eröffnung des Schauplatzes bereit ſeyn muß, ſich in dieſelbe Zeit und an denſelben Ort zu verſetzen, wo nach der Anzeige des Poeten die Handlung vorgeht; und ungeachtet eben dieſer Geiſt, (denn mit ihm hat man zu thun, und nicht mit dem Körper, der auf den Bänken ſitzt,) ſo ſtarke Flügel hat, daß er dem Poeten auch noch weiter von einer Zeit zur andern, und von einem Orte zum andern folgen könnte, wofern er gehörig davon benachrichtigt würde; ſo findet man es doch zu Vermeidung vieler Unbequemlichkeiten am dienlichſten, nur Einmal dem Zuſchauer dieſe Mühe zu machen. Damit eine Handlung in beſtändiger Bewegung ſey, damit ſtets Folgen aus Folgen entſtehen, und nichts durch einen Sprung geſchehe; erachtet man für nöthig, die Zeit ſo ſehr einzuſchließen, als es möglich iſt. Denn ſonſt würde dieſelbe durch allerley Zwiſchenfälle unterbrochen werden müſſen; ſonſt würden die Perſonen, die an der Handlung Theil haben, lange nicht in derjenigen Stärke der Beſchäfftigung und in dem Grade der Leidenſchaft ſeyn, welche die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer an ſich ziehen. Ferner ſetzet die Veränderung des Orts und der Zeit, theils den Poeten in die Nothwendigkeit, auf neue Mittel zu denken, wie er ſeinem Zuſchauer dieſes andeute; theils auch den Zuſchauer, ſich zu beſinnen, welcher Ort und welche Zeit unter den vielen, die der Poet angegeben, zu der gegenwärtigen Scene gehöre. Ueberdieß kömmt der Zu-

schauer jedesmal, da er sich weiter versetzen muß, von seiner ersten Entzückung zurück, und er erinnert sich, daß er auf dem Schauplatze ist; da er hingegen, wenn die Einheit des Ortes und der Zeit beobachtet ist, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Handlung, auf die Charaktere, und auf die Leidenschaften verwenden, und immer in derselben Entzückung bis ans Ende bleiben kann. Aber alsdann sind auch schon vier und zwanzig Stunden zu viel. Es ist wahr, das Maß der Zeit sind die Begebenheiten, die darinn vorgehen; und der Zuschauer sollte wohl, so lange er in der Entzückung ist, durch die Menge von Begebenheiten, die er sieht, durch das viele Ausgesuchte und Nachdenkliche, das er hört, sich bereden lassen, daß er mehr als die drittehalb Stunden, die währenden Schauspiels verlaufen, dabey zugebracht habe. Unterdessen weiß ich doch nicht, ob es gerade vier und zwanzig Stunden sind. Vielmehr kann sich der Zuschauer, der eine beständige Folge von Handlungen vor sich gesehen hat, keine Nacht vorstellen, darinnen man inzwischen ausgeruhet hätte. Und da die geschehenen Begebenheiten ihm das Maß der Zeit an die Hand geben; so muß diese Zeit auch in einem gewissen Verhältnisse, und nicht bald geschwind, bald langsam verlaufen. Doch alles dieß macht keine nothwendigen Regeln; denn sie fließen nur aus dem Vorzuge des Bessern vor dem weniger Guten.

Die Wahrheit zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Ortes rühmen, dieselbe großentheils nicht besser, als die Franzosen, die sich damit viel wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles so genau beobachten. Darauf kömmt gerade am allerwenigsten an, daß das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn keine Ursache vorhanden ist, warum die auftretenden Personen sich an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen gröstlichen sind, wo sie vorhin waren; wenn eine Person sich als Herr und Bewohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine andere, als ob sie ebenfalls Herr vom Hause

wäre, in aller Gelaſſenheit mit ſich ſelbſt, oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß dieſer Umſtand auf eine wahrſcheinliche Art entſchuldigt wird; kurz, wenn die Perſonen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten: ſo würde der Verfaſſer des Schauſpiels am beſten gethan haben, an Statt der Worte: **Der Schauplatz iſt ein Saal in Climenens Hauſe**, unter das Verzeichniß ſeiner Perſonen zu ſetzen: **Der Schauplatz iſt auf dem Theater.** Oder im Ernſte zu reden, es würde weit beſſer geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer, nach dem Gebrauche der Engländer, die Scene aus dem Hauſe des einen in das Haus eines andern verlegt, und alſo den Zuſchauer ſeinem Helden nachgeführt hätte; als daß er ſeinem Helden die Mühe macht, den Zuſchauern zu gefallen, an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat.

Ich will hierdurch die Gewohnheit, die Einheit der Zeit und des Ortes zu beobachten, keinesweges in Verachtung bringen; ſondern ich ſage es bloß, um einer jeden Regel ihren rechten Werth zu beſtimmen, damit man nicht fortfahre, wie viele thun, nach der äußerlichen Form der Schauſpiele, ihre innerliche Schönheit zu ſchätzen. Ich weis vielmehr aus eigener Erfahrung in theatraliſchen Werken, daß nichts leichter iſt, als die Einheit der Zeit und des Ortes zu beobachten, wenn man ſich nur bemüht, ſeine Handlung beſtändig in Bewegung zu erhalten, und wenn man keine Perſon in andern Abſichten auftreten oder abgehen läßt, als um die Handlung zu befördern und zu ihrem Ende zu gelangen. Ja, eben dieſe Einheiten helfen zur Einheit der Handlung, das iſt, zum beſtändigen Fortgange der Handlung, wenn man ſie gehörig zu beobachten, und beydes die Zeit und den Ort wohl zu wählen weis.

Eine ſtrenge Beobachtung der Einheit des Ortes iſt auch für die Schauſpieler bequemer, weil ſie alsdann nicht ſo viele Gemälde der abgeänderten Scenen, und keinen ſo koſtbaren

Maschinenbau nöthig haben, und weil sie dieselben Unkosten auf eine anständigere Kleidung und andere mehr wesentliche Stücke des Theaters wenden können.

Nachdem ich in dieser Abhandlung nicht allein einen kurzen Begriff von demjenigen gegeben habe, was zu einem guten theatralischen Stücke erfodert wird, sondern auch von dem, was besonders in Dänemark Beyfall finden könnte, so ist die vornehmste Frage: wo das neue dänische Theater dergleichen Stücke herbekommen soll? Die Deutschen haben den Fehler begangen, daß sie ohne Unterschied allerley Komödien aus dem Französischen übersetzet haben, ohne vorher zu überlegen, ob die Charaktere derselben auch auf ihre Sitten sich schickten. Sie haben also aus ihrem Theater nichts anders, als ein französisches in deutscher Sprache gemacht. Es ist wahr, dieses Theater ist darum nicht ohne alle Annehmlichkeit geblieben. Denn es giebt in den Thorheiten etwas, das allgemein ist, worinnen alle Nationen übereinstimmen, und dessen Vorstellung folglich allen gefallen muß. Aber ein Theater, das nur durchs Allgemeine gefällt, ist so einnehmend nicht, als es seyn könnte; und ich schreibe dieser Ursache die Kaltsinnigkeit zu, womit die Komödien in Deutschland besucht werden. Die Liebe zu denselben würde weit größer seyn, wenn einestheils die Nation die Schönheiten, die sie in den vorgestellten Stücken wahrnimmt, auf die Rechnung ihres eigenen Witzes schreiben könnte; und wenn anderntheils in den abgeschilderten Sitten ein jeder die ihm bekannten Sitten seines Landes erkennte, und sich kitzelte, so oft sich etwas fände, das sich auf einen seiner Bekannten anwenden ließe. Denn dieses wird, wofern man nur die Natur nachahmt, und für ein Theater in seinem Vaterlande schreibt, fast in allen Zeiten geschehen, ohne daß man darum auf jemanden insbesondere zu denken nöthig hätte. Die deutschen Komödianten haben am meisten hierbey verloren. Denn ungeachtet sie anfangs nicht so vollkommene Stücke gehabt haben

würden,

würden, als sie aus dem Französischen übersetzen lassen konnten; so würden doch Stücke, in denen sich nur Geist und Munterkeit gewiesen, bey allen ihren Mängeln, weit mehr Aufsehen erregt und mehr Geld eingebracht haben. Die jungen Anfänger, die dergleichen Stücke verfertigt, würden aufgemuntert und bald vollkommener geworden seyn; und hieraus wäre ein allgemeiner Eifer für ein gutes Theater entstanden. Es wäre mir leicht, dieses mit dem Beyfalle zu beweisen, den etliche deutsche Stücke erhalten haben, in denen wenig Feuer und gar nichts einnehmendes ist, die aber deutsche Sitten zeigen.

Ich kann noch hinzusetzen, daß es überhaupt ein großer Schade für den Witz einer Nation ist, wenn man sich immer mit Uebersetzungen fremder Werke behilft, und die Ermunterung der guten Köpfe in seinem Vaterlande verabsäumt. Das Theater ist allemal das vornehmste Feld und die bequemste Gelegenheit, wo die witzigen Köpfe einer Nation sich üben können; man muß es also nicht so dicht mit ausländischen Arbeiten besetzen, daß den einheimischen der Platz benommen wird.

Ich rathe also, aus allen Gattungen der theatralischen Stücke nur einige Werke der Franzosen aufzusuchen, die zu den hiesigen Sitten sich am besten schicken, und in denjenigen Arten, die man in Dänemark noch nicht hat; und die guten Köpfe, deren es hier unter den jungen Leuten viele giebt, dadurch zu ermuntern. Es ist zum Anfange des hiesigen Theaters nicht möglich, sie wie in Frankreich zu belohnen. Aber es würden gewiß gute Proben erscheinen, wenn man das Einkommen der fünften Vorstellung, oder auch nur einen Theil desselben, statt einer Erkenntlichkeit, denen Verfassern überließe, deren Arbeiten die fünfte Vorstellung erreichen.

Wenn diejenigen Patrioten, die vor einigen Jahren Preise auf gute dänische Poesien sezten, nun auf dasjenige theatralische Werk, das in jedem Jahre den gröſten Beyfall erhielte, einen auch nur mäſsigen Preis sezen wollten, so wäre dieſes eine neue Beyhülfe. Was endlich den Druck betrifft, so ist es für den Verfasser und für die Komödianten gleich nützlich, wenn ein neuverfertigtes Stück nicht eher, als ein Jahr nach der ersten Vorstellung, bekannt gemacht wird. Aber es würde dem Witze der ganzen Nation, und den Komödianten selbst, schädlich seyn, wenn es gar nicht gedruckt werden sollte. Gedruckte Stücke veranlassen Anmerkungen und Kritiken; und diese machen den Witz und die Regeln bey den Verfassern und bey den Zuschauern bekannter. Je mehr der Zuschauer davon weis, desto öfter besucht er die Schauspiele; und bey den Kritiken derselben gewinnen die Komödianten, wie die Buchhändler bey den Streitigkeiten der Gelehrten.

Reden

von den

Vortheilen der Beredſamkeit.

Vorbericht.

Beyde folgende Reden erſcheinen hier zum erſten male im Drucke. Die erſte iſt in der vormittägigen Rednergeſellſchaft des Herrn Prof. Gottſched, und alſo in den akademiſchen Jahren des Verfaſſers, gehalten worden. Mit der zweyten hat er ſelbſt eine Geſellſchaft eröffnet, die er als Profeſſor in Soröe, und alſo in dem letzten Jahre ſeines Lebens, zu Uebungen in den ſchönen Wiſſenſchaften errichtete. Er hatte damals mit den jungen däniſchen und deutſchen Standesperſonen zu thun, die ſich auf dieſer Akademie gleich bey ihrer Stiftung einfanden. Er wollte als ein rechtſchaffener Lehrer den Unterricht und die Uebungen nach den wahrhaften Vortheilen der Lernenden abmeſſen, und bey ſeinem Vortrage der ſchönen Wiſſenſchaften ſah er beſtändig auf ihre Anwendung

im

im gemeinen Leben, und in öffentlichen und in Privatgeschäfften. Er nahm sich also vor, diesen Einfluß in einer besondern Rede zu zeigen.

Unter seinen Handschriften hat sich auch der Plan zu dieser Sorbischen Gesellschaft gefunden. Dieselbe sollte aus zwölf bis sechzehn Mitgliedern bestehen, und sich wöchentlich zwo Stunden versammeln. In jeder Stunde sollten immer zwey Mitglieder irgend etwas vorlesen, das unter die Werke des Witzes oder in das Fach der schönen Wissenschaften gerechnet werden konnte. Sie hatten in Absicht auf die Sprache, in der sie schreiben wollten, eine freye Wahl, und sie konnten solchen eigenen Arbeiten und Uebersetzungen abwechseln. Die Mitglieder sollten selbst die Gelegenheit haben, sich im Kritisiren und in Beantwortung der Kritiken zu üben, und der Präses, dem die Aufsätze den vorhergehenden Tag zugestellt werden mußten, behielt sich vor, sein Urtheil erst alsdann zu fällen, wenn er die Gedanken der Mitglieder angehört hatte.

Den Unordnungen, die bey solchen Uebungsgesellschaften nicht auszubleiben pflegen, sollte durch mäßige Geldstrafen abgeholfen werden.

Daß

Daß die Beredſamkeit ſelbſt einen geſchickten Stoff zur Beredſamkeit giebt.

Eine Beantwortungsrede.

Hochzuehrender Herr,

Die Beredſamkeit hat einen ſolchen Ueberfluß an Mitteln, uns auf das angenehmſte zu unterhalten, daß ſie ohne Zweifel, wenn ſie, nach vieler Menſchen Art, ſtets von ſich ſelbſt reden wollte, nicht ſo bald, als dieſe, genöthigt ſeyn würde, mit ihrem Lobe von vorne anzufangen, und immer das Geſagte zu wiederholen.

Es wird beynahe niemand unter Ihnen geweſen ſeyn, meine Herren, der nicht Einmal oder öfter eine Rede von der Beredſamkeit gehalten hätte. Dennoch werden Sie allezeit

in

in dem Inhalte Ihrer Reden einen groſsen Unterſchied finden; und wenn Sie ſo viele andere Redner darzu rechnen, die es gleichen gethan haben, ſo werden Sie ſelbſt einſehen, was für ein Reichthum an Materie zum Reden in der Beredſamkeit ſelbſt verborgen liege.

Es wäre zwar in der That nicht wohl gehandelt, wenn die Beredſamkeit gar nicht aus ihren eigenen Gränzen gienge, wenn ſie vergäſse, daſs ſie gebohren iſt, ihren Mund bald der Gottesgelahrtheit, bald der Staatskunſt, bald der Sittenlehre, bald andern Künſten und Wiſſenſchaften zu leihen; und wenn ſie, an ſtatt von andern Dingen ihre ſtärkſte Nahrung herzunehmen, ſie allein in ſich ſelbſt ſuchen wollte. Aber es iſt doch ein Vortheil für die Beredſamkeit, wenn ſie an ſich ſelbſt ſich üben kann, wenn ſie noch Mittel findet, ſich zu beſchäfftigen; ob ſie gleich aus der Verbindung mit allen übrigen Künſten verſtoſsen werden ſollte; und wenn ſie auf eine gewiſſe Art ihren Reichthum allezeit bey ſich trägt.

Die Beredſamkeit ſcheint mir in dieſem Falle viel Aehnlichkeit mit einem weiſen Manne zu haben. Dieſem kann es niemals weder an Gelegenheit, ſich zu beſchäfftigen, noch an Geſellſchaft, noch an Büchern fehlen. Denn wenn er vom Hofe, wenn er aus der Stadt, wenn er auch aus der Welt verbannt wäre; ſo kann er allezeit noch in ſich ſelbſt gehen, und da ſeine Geſellſchaft, ſeine Beſchäfftigung, und dasjenige, worinnen er am meiſten zu lernen findet, nämlich ſein Herz ſuchen.

Dieſer Vortheil, deſſen ſich nicht leicht eine andere Kunſt rühmen kann, als zugleich mit der Beredſamkeit die Dichtkunſt, ſtellt ſie in gewiſſer Maſse in Sicherheit vor dem Verfalle, dem bey gewiſſen Veränderungen unter den Menſchen alle Künſte unterworfen ſind. Zu denenjenigen Zeiten, da ſie verachtet werden, da man ſie in der Welt nicht zu brauchen ſcheint, können dieſe beyden Künſte am kräftigſten ihre

Vor-

Vortheile zeigen. Sie können ſich ſelbſt anpreiſen, und ſich wenigſtens bey Kennern im Anſehen erhalten. Und es iſt ihnen deſto leichter, ſich Kenner zu verſchaffen, weil ſie alsdann demjenigen, der ihre Werke lieſt, zugleich die Regeln zu leſen geben, nach denen er ſie beurtheilen ſoll. Ein Anfänger in dieſen beyden Künſten überläßt ſich nicht ſo leicht einer wilden Natur und einem ſelbſt aufgewachſenen Weſen. Denn indem er Muſter ſucht, mit denen er ſeine Werke vergleichen will, ſo findet er Lehren, die ſeine Begriffe von der Kunſt verbeſſern, und nach denen er ſich ſonſt nicht umgeſehen haben würde.

Ein Mann kann alſo zum Dichter und Redner werden, wenn er auch von nichts als von der Dichtkunſt und Redekunſt ſchreibt. Man nehme dem Boileau diejenigen Gedanken, worzu die Dichtkunſt ihm den Inhalt gegeben hat, und man ſehe, wie ſchwach und arm er ſeyn wird. Ich glaube faſt, daß ihn weder Sittenlehren, noch Kenntniß des Menſchen, weder ſeine Schilderungen der Charaktere, noch ſeine Betrachtungen, die oft nur einen Schein des Lächerlichen zum Grunde haben, verewigt haben würden, wenn er nicht über die ſchlechten Dichter geſpottet hätte. Von der Dichtkunſt allein wird er gründlich reden, und wenn man nicht eher von einer Sache dichten kann, als bis man ſie wohl inne hat, ſo iſt er auch in der That von der Dichtkunſt allein zu dichten geſchickt geweſen.

Man hat es daher für ein ſehr gutes Zeichen anzunehmen, daß man ſo oft Reden von der Beredſamkeit hört; und die Mannichfaltigkeit dieſer Reden ſcheint mir ein Zeugniß zu ſeyn, daß man jetzt Mühe anwendet, ſich auf dieſem Felde einigermaßen umzuſehen. Man zeigt, daß man ſich etwas mehr um die Kunſt, darinnen man ſich übt, bekümmert habe, als gewiſſe Verfechter und Stützen der ſchönen Wiſſenſchaften, die, um die ſchläfrige Zierlichkeit ihres erborgten, kraftloſen und todten Lateins zu zeigen, den Inhalt

ihrer Reden von der allgemeinen Zuflucht aller ihrer Vorfahren, nämlich von dem Nutzen und der Vortrefflichkeit der ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt, das iſt, des Lateins, herzunehmen pflegen, und Männern und Lehrern dasjenige wiederholen, was ſie ihrer Claſſe ſo oft vorgeſagt haben, wenn dieſelbe verdrießlich geworden, die Redensarten des Cicero auswendig zu lernen.

Sie haben uns alſo ein neues Vergnügen gemacht, hochgeehrter Herr, da Sie uns in Ihrer Antrittsrede ſo wohl Ihre Kenntniß in den Regeln, als Ihre Uebung in der Beredſamkeit an den Tag geleget. Beydes läßt uns hoffen, daß wir künftig oft aus Ihren Reden Vergnügen und Nutzen ſchöpfen werden, und daß Sie, wie Sie den Anfang gemacht haben, von der Beredſamkeit zu reden, alſo auch von andern Dingen uns auf eine überzeugende und rührende Art überreden werden.

Rede von dem Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und in Geschäfften.

Meine Herren,

Daß ich Sie zu solchen Uebungen versammelt sehe, zu denen ich meine natürliche Neigung niemals verleugnen werde; daß ich Gelegenheit finde, mit Ihnen mich in denenjenigen Wissenschaften zu vergnügen, deren Annehmlichkeiten man nicht anders als lieben kann, so bald man sie einmal geschmeckt hat; daß ich die Ehre habe, den freyen Künsten Liebhaber zuzuführen, an welchen dieselben mit der Zeit Gönner und Beförderer zu erlangen hoffen: dieses ist zwar ein Vergnügen für mich, aber lange nicht dasjenige, welches mich bey Eröffnung dieser Gesellschaft am meisten rühret.

Seitdem mir die Pflicht aufgetragen worden, das Meinige zum Unterrichte derer beyzutragen, auf welche ein Theil der zukünftigen Hoffnung des Vaterlandes gerichtet ist; seitdem halte ich mich für verbunden, an den Wissenschaften nicht mehr dasjenige zu betrachten, was mich selbst vergnügt, sondern bloß, was Ihnen, meine Herren, nützen kann. Ich würde zu vergessen suchen, daß ich eine Wissenschaft liebte, so bald ich gewahr würde, daß sie zu dem edeln Endzwecke, den Sie sich vorgesetzt, nichts beytragen könnte. Ich würde mich durch die Spöttereyen warnen lassen, denen sich diejenigen unterwerfen, welche das Gründliche in den Wissenschaften, das Wesentliche der Gelehrsamkeit, das Nutzbare im menschlichen Leben allein in dasjenige setzen, was sie selbst gelernet haben;

welche andern anrathen, nur das zu erforschen, was sie selbst hochschätzen, welche alles verachten, was ihnen unbekannt geblieben ist, und welche die Wichtigkeit der Künste und der menschlichen Erfindungen nach den Gränzen ihres eigenen Verstandes einschränken. Ich würde meinem vormaligen geliebten Zeitvertreibe entsagen; oder wenn ich nicht so viel über mich selbst erhalten könnte, würde ich demselben nur insgeheim einige Stunden widmen. Ja, ich würde mich selbst zwingen, Ihnen öffentlich zu sagen, daß es unnöthig sey, seine Zeit in Dingen zu verschwenden, welche man aufs höchste reizende Kleinigkeiten nennen könnte; daß es Dinge gebe, worinn man berechtigt sey, unwissend zu seyn; daß man Künste habe, worinn man sich schämen müsse, zu weit gekommen zu seyn; daß nur dasjenige, was uns der Welt angenehm und zur Gesellschaft tüchtig macht, was unsern Verstand schärft, was uns unsere zukünftige Verrichtungen erleichtert, was uns zu Ehren bringt, unserer Aufmerksamkeit würdig sey.

Es ist wahr, meine Herren, in den kostbaren und kurzen Tagen, da Sie sich zum Dienste ihres Vaterlands geschickt machen sollen, muß Ihre Aufmerksamkeit von dem Endzwecke Ihres Studierens durch nichts abgewendet werden. Sollte sich etwas finden, das, ohne nützlich zu seyn, dennoch so angenehm wäre, daß es Ihre Neugier an sich zöge, so würde man solches auf bequemere Zeiten aussetzen müssen, wo Ihnen mehr Muße vergönnet seyn wird. Es giebt allerdings Kenntnisse, in denen es eine Schande ist, zu viel zu wissen; und einer jeden Wissenschaft können wir uns zu schämen haben, so bald wir uns in derselben auf eine solche Art vertiefen, daß wir darüber andere Einsichten, die uns eben so nöthig sind, oder auch die wichtige Kunst zu leben verabsäumen. Aber eben darum erfreuet mich der Eifer, womit ich Sie den Anfang zu diesen Uebungen machen sehe, weil ich mir daraus verspreche, daß in Ihren künftigen ernsthaften Verrichtungen Sie selbst, und die Welt, dereinst die Früchte davon erfahren werden.

Es iſt nichts neues, meine Herren, von dem Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften reden zu hören. Oft haben auch wohl diejenigen den ſonderbaren Nutzen und die ausnehmende Vortrefflichkeit derſelben in langen Reden bis zum Ekel gerühmt, die doch bemühet ſcheinen, ſelbſt dieſe Wiſſenſchaften ihres ganzen Nutzens zu berauben, und die ausnehmende Vortrefflichkeit derſelben in unverſtändliche Lehrſätze zu verſtecken, an todte Worte zu binden, in die Hörſäle und Katheder zu verſperren, und ihren Glanz unter dem Schulſtaube zu verdunkeln. Aber darf ich mir wohl Ihre Geduld bey einer Materie ausbitten, wobey dieſelbe vielleicht ſchon vorhin ermüdet worden iſt? Darf ich Ihrer Aufmerkſamkeit verſichert ſeyn, wenn ich dieſesmal die Neuigkeit des Inhaltes hintanſetze, um dasjenige zu ſagen, was unſerm Vorhaben gemäß iſt; wenn ich Ihnen und mir ſelbſt unſern Endzweck bey dieſen Uebungen deutlicher vor Augen ſtelle und zergliedere; wenn ich, Ihren Eifer zu ermuntern, die Früchte der ſchönen Wiſſenſchaften nicht bloß in der Gelehrſamkeit, ſondern in der Welt, entdecke; wenn ich Ihnen zeige, daß die ſchönen Wiſſenſchaften, oder die Beredſamkeit, oder der gute Geſchmack, oder wie wir es endlich nennen wollen, wo ſie auf die rechte Art erlernet werden, uns in Geſellſchaften angenehm, und in Unterredungen beliebt machen, uns in unſern zukünftigen Verrichtungen Beyſtand leiſten, und uns alſo den Weg zum Glücke und zur Ehre erleichtern?

Ich würde zu viel ſagen, meine Herren, wenn ich Ihnen dieſes in unſern Zeiten von einer Beredſamkeit verſpräche, die zu ihrer Abſicht erwählet hat, ſich öffentlich hören zu laſſen, oder durch gedruckte Werke des Witzes Ruhm zu erwerben; wenn ich dieſes von einer ſolchen Dichtkunſt rühmte, welche, indem ſie ſich die Unſterblichkeit des Dichters zu ihrem einzigen Endzwecke ſetzt, ein geringers, aber leichters und nähers Mittel in der menſchlichen Geſellſchaft zu wirken verabſäumt; wenn ich endlich einen ſolchen Gebrauch der ſchönen Wiſſenſchaften anpreiſen wollte, da man einen jeden andern

Vortheil derſelben aus den Augen zu laſſen und zu verachten ſcheint, damit man nur das Vergnügen, das ſie durch ſich ſelbſt geben, oder vielmehr das eitle Glück, ſeine eigene Fähigkeiten zu bewundern, in ſeiner Studierſtube deſto ruhiger ſchmecken möge. Die glücklichſten Zeiten für die öffentliche Wohlredenheit ſind in den meiſten Theilen von Europa zugleich mit den unglücklichen und gefährlichen Zeiten für den Staat verſchwunden, da die Wohlfahrt eines ganzen Volkes an der Stimme eines Menſchen hieng; da der Pöbel überredet und bewegt ſeyn mußte, weil man genöthigt war, nichts ohne deſſen Einwilligung vorzunehmen; und da er eben ſo oft durch falſche Vorſtellungen, die mit Beredſamkeit vorgetragen waren, zu ſeinem Schaden erhitzt, als durch richtige Gründe zum Guten geführet ward. Der Gebrauch öffentlicher Reden iſt nun in Zimmer eingeſchloſſen, und diejenigen Gelegenheiten, welche Leute von weltlichem Stande bekommen, eine kleine Anzahl von Zuhörern über eine ziemlich gleichgültige Materie zu unterhalten, ſind mehr eine Uebung in der Beredſamkeit zu nennen, als für einen Gebrauch derſelben zu achten.

Es ſind bedauernswürdige Leute, welche die Wiſſenſchaften anwenden, ſich ſelbſt der Welt dadurch unbrauchbar zu machen. Die Erwerbung eines unſterblichen Namens ſollte nicht ſo wohl der Endzweck unſerer Wiſſenſchaften und unſerer gelehrten Unternehmungen ſeyn, als vielmehr eine Folge derſelben, die auch ohne unſer Zuthun kommen würde, wenn das allgemeine Beſte unſere wahrhafte Abſicht iſt. Viele haben wirklich zu leben verſäumt, dadurch, daß ſie ſich vorgeſetzt, nach ihrem Tode auf einigen beſchriebenen Blättern zu leben. Es mögen andere, deren Neigung und Lebensart es mit ſich bringt; andere, die ſich nicht die Welt und den Geſchäfften, ſondern lediglich den Wiſſenſchaften ergeben haben, bey ihrer Anbauung ſtehen bleiben; ſie mögen ihr ganzes Glück und ihre ganze Ehre darein ſetzen, Werke zu hinterlaſſen, die dauerhafter als Erz und Marmor ſind. Geſetzt,

ſie

ſie verſäumten hierbey, dieſe Wiſſenſchaften in der menſchlichen Geſellſchaft, im Umgange mit ihren Freunden, in Amtsverrichtungen, oder auch in ihren eigenen Angelegenheiten anzuwenden; ſo ſind wir ihnen dennoch Dank ſchuldig, daß ſie mit ihrem Schweiße uns das Vergnügen, etwas Gutes zu leſen, und Muſter verſchafft haben, nach denen wir unſere Uebungen einrichten können.

Sie aber, meine Herren, die ſich einen höhern Endzweck vorgeſetzt haben, erwarten die Vortheile dieſer Uebungen nicht aus den Uebungen an ſich, ſondern aus der Anwendung, die Sie dereinſt davon zu machen beſtimmt ſind. Wir reden, wir ſchreiben, wir dichten, wir beurtheilen einander; nicht um immer künftighin, bey ſo kleinen Veranlaſſungen, Reden, Schriften und Gedichte auszuarbeiten; ſondern um eine Fertigkeit zu erlangen, damit bey künftigen Geſchäfften, und den wichtigſten Vorfällen des Lebens alle unſere Gedanken, alle unſere Worte ſich gleichſam ſelbſt, und ohne unſere Bemühung in Ordnung ſtellen, und Annehmlichkeit, Richtigkeit, Nachdruck an ſich haben, wenn wir am allerwenigſten daran denken, etwas Neues, Schönes, Scharfſinniges oder Rührendes zu ſagen; damit andere unſere Stärke hierinn fühlen, ohne daß ſie wiſſen, wodurch wir ſie erlangt haben, und ſo, daß wir es kaum ſelbſt inne werden, daß wir ſie gebrauchen. So lernen wir auf dem Tanzboden, unſere Füße nach dem Takte und dem Klange der Inſtrumente zu bewegen; auf der Reitbahne verſuchen wir alle Künſte der Schule; auf dem Fechtboden werden wir geübt, unſern Leib gegen Feinde zu vertheidigen, die wir nicht haben; nicht bloß damit wir tanzen, reiten und fechten lernen, ſondern damit wir eine Fertigkeit erlangen, in allen vorkommenden Fällen unſere Glieder mit Leichtigkeit und Anſtande zu gebrauchen. — Daß wir die Kraft eines jeden Wortes kennen, und die geſchickteſte Einkleidung eines jeden Gedanken zu finden wiſſen; daß wir einen jeden Einfall zur rechten Zeit vorbringen, und das Neue und Scharfſinnige darinn ohne Zwang in ſein Licht ſetzen;

daß wir einer verwirrten Sache Ordnung, einer dunkeln Deutlichkeit, einer trocknen Annehmlichkeit geben; daß wir die Kunst besitzen, eine Begebenheit lebhaft abzubilden, und sie als gegenwärtig darzustellen; daß wir das Wahrscheinliche in einer zweifelhaften Sache sogleich bemerken, und die Beweise dafür ordnen und beleben; daß wir unsere Gemüthsbewegungen zu einem starken und doch anständigen Ausdrucke gewöhnen; daß wir das Vermögen erlangen, andere zu überreden und zu rühren, ihnen ins Herz zu dringen, und sie, obgleich widerstrebend, nach unserm Vorsatze zu lenken; dieß sind die Fertigkeiten, die wir aus unsern Uebungen erwerben können. Und auf wie vielerley Weise uns dieselben im gemeinen Leben und in Verrichtungen nöthig sind, zeiget uns der erste Anblick.

Um mit derselben Betrachtung anzufangen, die in allen Zeiten, in allen Umständen des Lebens statt hat; was ist es wohl, was dem einen mehr, dem andern weniger die Aufmerksamkeit der Gesellschaften zuwege bringt, in welchen er sich befindet? Was verursacht wohl, daß man die Worte des Einen mit Vergnügen anhört, daß man sie bewundert und nachsagt; da indessen ein anderer, der jenen an Stande und Range, ja auch an Einsicht und Verdiensten übertrifft, kaum Gehör findet, selbst wenn er sich anzustrengen scheint, etwas Vortreffliches vorzubringen? Ist es die äußerliche Gestalt, die Geschicklichkeit der Gliedmaßen, oder die gute Wahl der Kleidung, welche einem Menschen diese Art der Herrschaft im Umgange verleiht? Es ist wahr, diese äußerlichen Zierrathen des Körpers werden bey den meisten sehr hoch gehalten; sie nehmen ein, sie werden so gar bewundert. Die Thorheit der Menschen hat ihnen einen Werth beygelegt, der größer ist, als sie verdienen. Aber so weit haben sie es noch nicht gebracht, daß der äußerliche Anblick allein einer ganzen Gesellschaft zur stummen Unterhaltung dienen könnte, und daß derjenige auf lange Zeit eine allgemeine Hochachtung behauptet, welcher das Angenehme seines Aeußerlichen nicht

durch

durch die Reizungen ſeines Umgangs unterſtützt. — So iſt es vielleicht der Verſtand eines Menſchen, die Gründlichkeit ſeiner Begriffe und Urtheile, oder ſeine Gelehrſamkeit, die ihm die Ohren einer jeden Geſellſchaft öffnet, in welcher er ſich einfindet? Die Menſchen ſind vielleicht nur gegen denjenigen aufmerkſam, von dem ſie etwas zu lernen hoffen? — Es wäre zu wünſchen, daß der Verſtand nicht anders, als nach dem Grade ſeiner Gründlichkeit, hochgeſchätzt würde. Aber ſehen wir nicht faſt allezeit diejenigen, die ihren Verſtand am meiſten in den Wiſſenſchaften vertieft haben, in den täglichen Geſellſchaften verſtummen? Die klügſten darinnen, weil ſie ſelbſt fühlen, daß ſie nichts vorbringen können, das den Umſtänden der Uebrigen gemäß iſt; und andere, weil ſie keine Zuhörer finden.

Nur die Kunſt, allemal dasjenige zu ſagen, was den Begriffen der Anweſenden gemäß, und ihren Ohren angenehm iſt; die Fertigkeit, etwas Unerwartetes und Sinnreiches zu denken, das gleichwohl aus der Gelegenheit ſelbſt zu flieſſen ſcheint, die Fertigkeit, auch den gemeinſten Dingen ein Anſehen der Neuheit zu geben; dieſe iſt es, welche bey Unbekannten Bewunderung und bey Bekannten Liebe erwirbt, und welche gewiſſe Menſchen in Geſellſchaften nothwendig machen kann. Denn ein jeder wünſcht, denjenigen täglich zu ſehen und zu ſprechen, in deſſen Umgange er ſo viel Angenehmes gehört hat, und in deſſen Unterredungen er ſich ſelbſt witziger als ſonſt geſchienen. Vergeblich würde man einwenden, daß es eine zwiefache Beredſamkeit gebe, die eine in einer öffentlichen Verſammlung, und eine andere in einer Geſellſchaft von wenigen zu reden; es ſey eine andere Kunſt, etwas zu ſagen oder zu ſchreiben, darauf man ſich zuvor beſinnen kann, und eine andere, etwas unbereitet vorzubringen *. Iſt denn ein Gedanke auf eine andere Art neu, oder

* Der angeführten Gründe ungeachtet kann man wohl nicht gänzlich den Unterſchied zwiſchen der geſellſchaftlichen und der

sinnreich, oder rührend, oder natürlich, wenn er vor einigen wenigen gesagt wird; als wenn ihn eine große Versammlung hören, oder die ganze Welt lesen kann? Finden wir nicht allemal eben denselben Verstand, eben dieselbe Einbildungskraft, eben dieselben Leidenschaften der Menschen vor uns? Hat es nicht sogar Leute gegeben, welche die Güte eines Einfalls dadurch prüfen wollen, daß sie ihn erst im täglichen Umgange vorgebracht, und welche ihn nur alsdann werth geschätzet, der Welt vorgelegt zu werden, wenn er seine Wirkung in einer kleinen Gesellschaft verständiger Leute gethan hatte?

Ich leugne nicht, meine Herren, daß in manchen Gesellschaften die Plauderey die Stelle der Beredsamkeit vertritt, und daß die Dreistigkeit, etwas Abgeschmacktes zu sagen, oft größern Beyfall findet, als die Furchtsamkeit desjenigen, der, weil ihm nichts besonders einfällt, sich gänzlich zum Schweigen entschließt. Aber darum darf man nicht argwohnen, als ob es wirklich im Umgange nicht auf die Kunst ankäme, seine Gedanken wohl zu wählen, und wohl auf-

der feyerlichen Beredsamkeit verwerfen. Wahr ist es, daß der witzige Schriftsteller, wenn er sich darauf übt, sich mehrentheils den gesellschaftlichen Witz wird eigen machen können. Aber es ist nicht so leicht, sich höher aufzuschwingen, als sich tiefer herabzulassen. Wer den gesellschaftlichen Witz hat, wird darum noch nicht zum witzigen Schriftsteller taugen. Ein Einfall kann in Gesellschaft recht schön seyn, und doch zum Drucke nicht tauglich, zu geringhaltig, zu sehr von den Umständen abhängig seyn. Ein gedruckter Einfall, der im Lesen trefflich ist, kann für die Gesellschaft zu schwerfällig, zu ausgearbeitet, zu gedrängt, und gleichsam zu vollwichtig seyn. Was im Drucke sehr natürlich ist, kann im Umgange unnatürlich klingen; und was im Umgange das gefällige Natürliche hat, kann im Drucke zu natürlich seyn. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem schnellen Hören und einem bedächtigen Lesen; zwischen dem flüchtigen Hören bey Erholungen, und dem angestrengten Hören bey feyerlichen Gelegenheiten.

auszudrücken, ſondern bloß auf die Fertigkeit, ſeine Zunge zu bewegen. Man duldet dieſe Plauderer, die ſich allein hören laſſen, nur darum, weil die Gabe, mit Verſtande wohl zu reden, nicht ſo allgemein iſt, als man glaubt; weil man oft in Geſellſchaften ſchweigen würde, wenn man nicht auch mittelmäßige Köpfe reden ließe; und weil auch dieſe unter vielen ſchlechten Dingen bisweilen etwas vorbringen, das wenigſtens einigen neu iſt. Wir wollen, meine Herren, durch eine anhaltende Uebung eine Fertigkeit zu erwerben ſuchen, uns bey allen Gelegenheiten der Natur und den Begriffen der Menſchen gemäß auszudrücken, und ohne Mühe das Sinnreiche und Neue mit dem Natürlichen und Wahren zu verbinden. Und alsdann werden Sie, ich darf es Ihnen verſprechen, auch in allen Geſellſchaften angenehmer ſeyn; alsdann werden, welches ſehr viel geſagt iſt, die Plauderer ſelbſt bey Ihrer Ankunft leiſer reden, und Ihnen Platz laſſen, auch das Ihrige zu Unterhaltung der Geſellſchaft beyzutragen.

Ich wünſche ſehr, meine Herren, daß keinem unter Ihnen dieſer Vortheil geringſchätzig vorkommen möge. Der Umgang und die Geſellſchaft iſt es, wo wir uns zuerſt die Wege zum Glücke [illegible]; wo wir andern die erſten Begriffe von unſerem Verſtande, unſerer Geſchicklichkeit, ja ſogar von unſerer Wiſſenſchaft, ſo wie von unſerer Tugend geben. Hier iſt die vornehmſte Prüfung, die wir auszuſtehen haben. Aus Reden, die wir in Geſellſchaften fallen laſſen, die von keiner Folge zu ſeyn ſcheinen, beurtheilet man uns, und läßt ſich entweder für uns oder wider uns einnehmen. Wie nöthig iſt es alſo nicht, daß wir unſern Witz vorbereitet, und ſchon vorher zu gewiſſen Fertigkeiten gebracht haben, da uns hier keine Zeit gelaſſen iſt, zu bedenken, welchen von unſern Gedanken wir herausſagen, und welchen wir unterdrücken ſollen!

Aber nicht in der Geſellſchaft allein, ſondern überall, wo wir nur in der Welt etwas zu unſerm äußerlichen Glücke unternehmen, fühlen wir, wie nothwendig das Vermögen iſt, unſere Gedanken auf das kräftigſte vorzuſtellen. Denn welche

che Gunst, oder welche Wohlthat können wir jemals in Güte von den Menschen erhalten, worzu sie nicht entweder ihr eigenes Nutzen, oder ihre eigenen Leidenschaften, oder unsere Unterredung bewegen? Den ersten müssen wir ihnen oft vorstellen, die andern müssen wir in ihnen erwecken. Die Ueberredung aber kann durch kein anderes Mittel geschehen, als wenn wir die Dinge so abschildern, wie es unser Endzweck fodert; wenn wir die wahrscheinlichsten und kräftigsten Bewegungsgründe anführen; wenn wir die Einbildungskraft der Menschen rege machen, und uns selbst ihr Herz eröffnen können. Sehen wir nicht oft, daß auch diejenigen, die am wenigsten redliche Absichten haben, durch die Beredsamkeit Dinge möglich machen, welche fast unglaublich scheinen? Haben wir nicht Exempel, wie leicht sie Menschen, ja kluge Menschen, nicht allein zu Thorheiten, sondern selbst zu Raserenen, nicht bloß zu lächerlichen, sondern so gar zu schädlichen Dingen verleiten? — Und wir wollten versäumen, uns diese kräftigen Waffen, zu Unterstützung unserer edeln und rechtschaffenen Absichten, zuwege zu bringen? Es mag immerhin Leute geben, welche so eigensinnig sind, zu glauben, daß Redlichkeit und Tugend keine solche Zierrathen nöthig haben; daß es genug sey, sie zu zeigen, um sein Glück zu machen; oder daß man lieber das Glück verachten, als es durch andere Mittel erwerben müsse. Der schlechte Zustand der meisten von diesen Leuten überzeuget uns von ihrem Irrthume. Die schönsten und edelsten Gedanken, die von dem redlichsten Herzen kommen, verlieren ihre Kraft und ihren Glanz; sie erlangen das Ansehen einer bäurischen Rauhigkeit, wenn sie durch einen Mund gehen, der seine Ausdrücke nicht zu wählen weis. Wie leicht können wir alsdann entweder hochmüthig oder niederträchtig scheinen, wenn wir zu bitten glauben! Wie leicht können wir beleidigen, wenn wir uns bey andern in Gunst zu setzen suchen! Wie leicht können wir selbst lächerlich werden, wenn wir andere loben wollen! So bald nämlich, als wir verabsäumen, die Kraft der Worte, die Wirkung der Ausdrücke, die wir brauchen, abzuwägen, und mit

einer

einer gewiſſen Feinigkeit dasjenige halb zu verbergen und nur halb zu verrathen, was der andere nicht von uns hören, ſondern ſelbſt ſchließen ſoll. Eben die Beredſamkeit lehret uns, eine Sprache zu führen, die der Tugend und der edelſten Regungen des Herzens würdig iſt; ſie zeigt uns, wie man die Leidenſchaften ſo erwecken und ſo ausdrücken ſoll, daß man ſich ihrer nicht ſchämen dürfe. Unter ihren Händen werden die Klagen ſelbſt anſtändig, das Bitten großmüthig, der Zorn edel, die bitterſten Vorwürfe geſittet, und alle Leidenſchaften gereinigt; kurz, die wahre Beredſamkeit iſt nichts anders, als die eigenthümliche Sprache der Tugend.

Kann es uns bey einem ſolchen Hülfsmittel wohl fehlen, daß wir nicht den Willen eines Menſchen nach unſerm Gefallen lenken, ſo oft wir ſeine Gunſt zu erwerben ſuchen; ſo oft wir ihn überzeugen wollen, daß ihm ſelbſt daran gelegen ſey, an unſerer Wohlfahrt zu arbeiten; ſo oft wir entweder Hülfe von ihm, oder ſeinen Vorſpruch verlangen? Denn wird er uns wohl etwas abſchlagen können, wenn wir ihn dahin zu bringen wiſſen, daß er uns liebt? Und wird es ihm möglich ſeyn, uns nicht zu lieben, wenn wir ihm unſer Herz und unſer Innerſtes auf der ſchönſten Seite vorzuſtellen wiſſen?

Aber geſetzt, daß ein bloßer Zufall, als der Glanz unſers Geſchlechtes, der Beyſtand unſerer Verwandten, und was ſonſt einen Menſchen gleichſam ſchlafend erheben kann, uns ohne alle unſere Mühe einen Platz anwieſe, der unſerer Ehrbegierde ſowohl, als unſerm Eifer für das Wohl des Vaterlandes gemäß wäre; wo iſt ein Amt auf der Welt, das nur einigermaßen anſtändig iſt, welches ſich verrichten ließe, ohne daß es nöthig wäre, unſere Gedanken wohl auszudrükken? — Sollen wir Urtheile fällen; ſo werden wir unſere Gründe vortragen müſſen, damit andere die Richtigkeit derſelben einſehen und fühlen. Sollen wir die Bedürfniſſe des Vaterlandes, oder die Bitten einzelner Perſonen vor einen Höhern bringen; wie viel Kunſt wird erfodert, die Gedanken zugleich kräftig und mit Beſcheidenheit auszudrücken, das

Weſent-

Wesentliche einer Sache ins Kurze zu fassen, und den Bewegungsgründen eines jeden, der uns seine Bitte anvertrauet, ihr ganzes Gewicht zu geben? Soll man Rath ertheilen, es sey in bürgerlichen Angelegenheiten, oder in Kriegssachen, oder in Dingen, die die Wohlfahrt des Staats betreffen; wo lernt man wohl, leicht in einer zweifelhaften Sache auszubreiten, Gründe für unsere Meynung zu finden und zu ordnen, Einwürfe zu widerlegen, die Folgen eines jeden Anschlags abzuschildern, und das Herz derer, die handeln sollen, in Bewegung zu setzen, als in eben der Kunst, die uns wohl zu reden lehrt? Und wo ist eine Regel der Beredsamkeit, die bey solchen Gelegenheiten nicht ein weites Feld für sich geöffnet findet, und auf mancherley Arten ausgeübt werden kann? Soll man die Wohlfahrt eines Staates bey fremden Völkern besorgen; wie wird man bey ihnen sein Vaterland gegen falsche Beschuldigungen vertheidigen? Wie wird man erbitterte Gemüther besänftigen, und diejenigen, die von Vorurtheilen eingenommen sind, von ihrem Unrechte überführen? Wie wird man Staaten, die ganz verschiedene Absichten hegen, so zu vereinigen wissen, daß sie die unserigen befördern; und wie wird man Fremde dahin bringen, daß sie unserm Vaterlande Vortheile zugestehen? Wie wird man Bündnisse und Friedensschlüsse machen? — Wie anders, als durch das einzige Mittel, wodurch man freye Gemüther zwingen kann; durch die Kraft der Ueberredung?

Diese ihre Herrschaft wird auch durch die Erfahrung aller Zeiten bestätiget. Die Kunst zu reden, die vormals Athen regiert, und Rom zum Oberhaupte der ganzen Welt gemacht hatte, regiert noch jetzt die Welt. Das, was Demosthenes und Cicero in Reden gethan, die nach der Uhr abgemessen wurden, und vor den versammelten Bürgern ihrer ganzen Republik, das thun noch heute zu Tage viele, durch dieselben Mittel und mit gleicher Kraft; ob gleich in verschlossenen Cabinetten, und mit weniger Ceremonien. Die Beredsamkeit hat fast keine Veränderung erlitten, außer daß

sie

ſie nicht mehr unter freyem Himmel ausgeübt wird. Sie hat von ihrem Glanze nichts verloren, als den Namen der öffentlichen Reden, den Rednerſtuhl, und die Menge ungeſitteter Zuhörer; ja ſie wirket jetzt eben darum deſto kräftiger, weil man ſich weniger vor ihr hütet. Iſt es wohl ein bloßer Zufall, daß eben diejenige Nation, die zu unſern Zeiten ſich den ſchönen Wiſſenſchaften am meiſten gewidmet hat, und die mit Rechte für die beredteſte gehalten wird, den größten Theil von Europa, nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern gleichſam bittweiſe nach ihrem Winke lenkt? Oder würden ihre Reichthümer darzu hinreichen, wenn ſie ſich zu dieſem Endzwecke keiner andern Mittel, als des Geldes, bediente? Ihre natürliche Gabe, oder wenn wir die Wahrheit ſagen wollen, ihre Kunſt, ſich in die menſchlichen Gemüther einzuſchleichen, ihre Vorſchläge durch wahrſcheinliche Gründe zu unterſtützen, allen ihren Entwürfen eine Farbe zu geben, einem jeden Staate das, was ſie ſelbſt wollen, als ſein eigenes Beſtes vorzuſtellen, und durch ſüße Worte diejenigen einzuſchläfern, die ſie fürchten; kurz, die Kunſt zu überreden, iſt es, worauf ſie einen großen Theil ihrer Macht gegründet hat. Die Reden, die ſie von den Angelegenheiten des Staates halten, die Schriften, die ſie darüber der Welt vorlegen, und die faſt eben ſo oft Muſter der Beredſamkeit, als Proben der Staatsklugheit, heißen können, entdecken es genugſam. Die Gabe zu überreden iſt eben der wirkſamſte unter den verborgenen Kunſtgriffen, die ihnen ihre Widerſacher Schuld geben, womit ſie die Welt zu bezaubern ſcheinen, und über deren Erfolg eben diejenigen erſtaunen, die ſich oft ſelbſt unvermerkt durch ſie verleiten laſſen.

Ich darf hier nicht das Beyſpiel eines mächtigen jetztlebenden Königs übergehen, der es bey ſeinen unzähligen Regierungsgeſchäfften nicht zu bereuen ſcheint, daß er die Kunſt, ſeine Gedanken auf das feinſte und edelſte auszudrücken, durch eine lange Uebung auf das höchſte getrieben hat; welcher es oft gezeigt hat, daß er ſeine Unternehmungen eben ſo geſchickt

durch

durch die Feder zu rechtfertigen, als durch den Degen auszuführen wisse, und welcher in seiner Hochachtung gegen einen Voltaire vor der Welt das Bekenntniß abgelegt hat, wie vielen Nutzen er den schönen Wissenschaften selbst auf dem Throne zuschreibe.

Aber mein Endzweck ist nicht sowohl, prächtig von den schönen Wissenschaften zu reden, als Ihnen, meine Herren, den Nutzen derselben nach der Wahrheit vorzustellen. Ich glaube, es wird Ihnen wichtig genug scheinen, sich in einer Kunst zu üben, welche Sie geschickter macht, sich im Umgange hervorzuthun, Ihr Glück zu befördern, und die Pflichten, worzu sie die Vorsehung dereinst bestimmen wird, zu erfüllen. Ich habe nicht nöthig, Sie auf andere Beyspiele zu verweisen, als auf diejenigen, die einem jeden von Ihnen sein eigener Stammbaum vor Augen stellet. Untersuchen Sie nur, was es gewesen ist, das dort den einen in die höchste Gunst seines Königs gesetzet hat; was einem andern ein solches Vertrauen zuwege gebracht hat, daß ihm ein großer Theil von der Regierung des Landes aufgetragen worden; was einen dritten in fremden Ländern so angesehen gemacht, und ihn in den Stand gesetzt hat, seinem Vaterlande den Frieden oder andere wichtige Vortheile zu verschaffen. Ueberall werden Sie finden, meine Herren, daß die Kunst, sich gefällig zu machen, und andere zu überreden, die Kunst, in die Geschäffte, denen man vorsteht, Ordnung, Deutlichkeit und Nachdruck zu bringen, der Ursprung von einem großen Theile desjenigen Ruhmes gewesen ist, der von Ihren Ahnen bis auf Sie fortgepflanzt worden. Diese Exempel, meine Herren, werden Ihnen den rechten Weg, und die rechte Maße entdecken, denen Sie in unsern künftigen Uebungen zu folgen haben. Diese werden Ihnen täglich sagen, daß, nächst der Bemühung, von allen Dingen richtige Begriffe einzusammeln, Sie Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Gaben nicht nützlicher anwenden können, als in einer unermüdeten Uebung, in allen Fällen Ihre Gedanken auf das beste auszudrücken.

Mora-

Moraliſche Reden.

Vorbericht.

Die folgenden drey Reden über moraliſche Materien ſind insgeſamt in der vormittägigen Rednergeſellſchaft, die ehemals der Herr Profeſſor Gottſched gehalten, abgeleſen worden, und ſie ſind in derjenigen Sammlung gedruckt, welche Herr Löſchenkohl von dieſen Uebungsreden beſorgt hat.

Die erſte iſt eine Glückwunſchrede an ein Mitglied dieſer Geſellſchaft, den Herrn Samuel Hofmann, als derſelbe die Univerſität verließ. Ihr Inhalt, der mehr in die Politik, als in die eigentliche Moral, einſchlägt, iſt beträchtlich.

In der zweyten und dritten werden die ſämmtlichen Mitglieder der Geſellſchaft angeredet. Die darinnen abgehandelten Sätze ſind einander verwandt, und ſie dienen wechſelsweiſe einander einzuſchränken, und ſich in ihr wahres Licht zu ſetzen. Die erſte unter ihnen ſcheint mir von vorzüglichem Nutzen zu ſeyn, da ſie die Beſcheidenheit nachdrücklich denenjenigen einſchärft, die am wenigſten Urſache darzu zu haben glauben. Gegen die letzte Rede wäre verſchiedenes zu erinnern; wenn man nicht hoffte, daß Leſer, die hier mit guten Gedanken mangelhafte Stellen untermiſchet finden, ſich an die Jugend des Verfaſſers erinnern würden, und daß derſel-

be mit Billigkeit zu entſchuldigen iſt, wenn er in einer Uebungsrede etwas zu ſehr der Modephiloſophie ſeiner Zeiten folgt; zumal, da er nicht die Gelegenheit gehabt hat, dieſe Reden vor dem Drucke durchzuſehen und zu verbeſſern.

Die Tugend belohnt ſich freylich ſelbſt, und das Bewußtſeyn derſelben iſt ein wahrhaftes und unſchätzbares Vergnügen. Aber iſt es wohl rathſam, ſich ſo auszudrücken, daß das Vergnügen, das wir in uns ſelbſt über unſere Vollkommenheiten empfinden, die allerſicherſte Belohnung derſelben ſey? Die Seligkeit des Schöpfers kann als ein Wohlgefallen an ſeinen Vollkommenheiten beſchrieben werden. Aber das ſterbliche Geſchöpf — hat es ſich wohl ſolcher Vollkommenheiten zu erfreuen, daß die Betrachtung derſelben ihm ein ſehr hohes Glück gewähren könnte? Muß es nicht vielmehr, auch nach der natürlichen Religion, bey guten Handlungen ſeine Zufriedenheit in dem Gedanken ſuchen, daß es nach Vermögen ſeiner Abhängigkeit vom Schöpfer Genüge gethan, und daß es ſeine ſicherſte Belohnung von der unendlichen Güte des Schöpfers zu gewarten hat?

Daß die Belohnung der Verdienſte das wahre Kennzeichen einer löblichen Regierung ſey.

Wohledler und Wohlgelahrter, Hochzuehrender Herr,

Da wir Sie bey Ihrer Trennung von uns, nach Schleſien, das iſt, nach einem Lande wieder zurückkehren ſehen, wo die Sorgfalt Ihres neuen Regenten, durch Gerechtigkeit und Gnade, die Fußtapfen des Krieges zu vertilgen bemühet iſt, und von der Unruhe, die dieſes Land einige Zeit erſchüttert hat, kein anderes Angedenken übrig läßt, als den Ruhm, den er ſich darinnen erworben; ſo können wir Sie nicht anders, als mit einer freudigen Hoffnung und mit einem ſichern Vertrauen auf Ihr zukünftiges Glück, von uns laſſen. Wir wiſſen, daß Ihr Glück niemals in beſ-

ſern Händen iſt, als wenn es in Ihren eigenen ſteht. Es muß aber daſſelbe nothwendig in Ihrer eigenen Macht beruhen, da Sie ein Vaterland haben, deſſen nunmehriger Beherrſcher in dem Eifer, wahre Verdienſte zu belohnen, mit Ihren vorigen Regenten zu ſtreiten ſcheint; in der Einſicht aber, dieſelben zu kennen, ſein größtes Verdienſt und ſeinen herrlichſten Ruhm ſuchet und findet.

Diejenigen, welche die Vollkommenheit ihres äußerlichen Zuſtandes auf die Vollkommenheiten ihres Verſtandes zu bauen gedenken, und welche ſich von ihren Wiſſenſchaften zu ernähren Willens ſind, haben den Schutzgott ihres Glückes auf Erden vor allen andern in ihrem Fürſten zu ſuchen, in deſſen Hand die Bedienungen ſtehen, und von dem ſie ausgetheilet werden. Kurz, in ihrem Fürſten allein verehren ſie die Gottheit, welche die Alten in dem Glücke angebethet haben.

Dieſe Gottheit iſt nur alsdann blind, wenn es den Geſalbten an Einſicht mangelt. Wenn aber dieſelben mit einem durchdringenden Verſtande die Eigenſchaften der Seelen in ihren Unterthanen prüfen und belohnen, verdienet ſie nicht allein ſehend, ſondern auch weiſe genannt zu werden. Alsdann ſcheint ſie eine ganz andere Geſtalt zu haben, als dasjenige Glück, welches wir von den Alten abgeſchildert, und von den Neuen ſo oft nachgemalet ſehen; welches die Verachtung der Weltweiſen und die Schmähungen der Dichter hat erdulden müſſen; und von welchem man ſaget, daß es auch die Nichtswürdigſten öfters erfreuet habe. Alsdann herrſcht dieſe Göttinn nicht nach ihrem Eigenſinne, ſondern nach Geſetzen, die ihren Grund in dem unveränderlichen Werthe der Vollkommenheiten haben, derentwegen ſie die Menſchen belohnet. Sie ſchenket nichts, ſondern ſie bezahlet einem jeglichen das Seinige. Sie erzeiget keine Gunſt, ſondern ſie iſt eine gewiſſenhafte Richterinn. Sie iſt nicht unbeſtändig und flüchtig, ſondern ſo feſt und beſtändig, als die Verdienſte ſind, die ſie nicht allein hoch ſchätzet, ſondern auch aufſucht; nicht allein aufſucht, ſondern auch liebet; nicht allein liebet, ſondern

dern auch ſich mit ihnen vermählet, bey ihnen wohnet, und mit ihnen allein demjenigen, dem ſie zugethan geweſen, entfliehen kann. Der Weg zu einem ſolchen Glücke führt niemals von dem Wege zur Zufriedenheit ab, und macht nicht, wie es ſonſt oftmals zu geſchehen pflegt, daß es zwey entgegengeſetzte Dinge zu ſeyn ſcheinen; ſein Glück ſuchen, und nach ſeiner Glückſeligkeit ſtreben. Nein; unſere innerlichen Vollkommenheiten, aus welchen unſere Glückſeligkeit größtentheils beſteht, ſind ſelbſt der Weg zu dieſem Glücke. Eine ſolche Gottheit des Glückes locket uns an, diejenigen Tugenden und Eigenſchaften wenigſtens als Mittel zu ſuchen, welche würdig wären, daß wir ſie als unſern letzten Endzweck betrachteten.

Niemals werden die Menſchen unterlaſſen, dasjenige zu begehren, was ihre äußerlichen Umſtände verbeſſert, was ihnen bey den Ehrgeizigen Anſehen, bey den Wollüſtigen Gefälligkeit, und bey den Geizigen Glauben und Vertrauen zuwege bringt. Niemals werden die meiſten unter ihnen verſäumen, alle nur mögliche Mittel zu ergreifen, die ihnen Ehre und Vermögen verſchaffen. Wenn man ſie durch Argliſt in die Ehrenämter einſchleichen läßt, ſo wird Argliſt die würdigſte Kunſt auf Erden ſeyn. Wenn die Verleumdung empor hebt, ſo wird die Verleumdung eine Tugend heißen. Ja wenn man durch Gewaltthätigkeit und Mord Ehrenämter erobern könnte; ſo würde man, um das kleinſte obrigkeitliche Amt, eben ſowohl hier einen Zweykampf einzelner Perſonen, und dort Kriege und Flammen benachbarter Häuſer ſehen, als man zuweilen um einen kleinen Flecken Feldzüge großer Völker erblicket hat. Es iſt alſo der leichteſte Weg, alles, was wahre Vollkommenheit bey den Menſchen genannt werden kann, beliebt zu machen; wenn man dieſe Vollkommenheiten zu Mitteln macht, dergleichen Güter zu erhalten, die zwar an ſich weit ſchlechter ſind, als ſie, die aber die Einbildungskraft des menſchlichen Geſchlechtes ſtärker reizen und an ſich ziehen. Wo man daher einen weiſen und löblichen Für-

ſten weis; ſo iſt ſicher zu ſchließen, daß er die Verdienſte, ſo viel möglich iſt, belohnen werde. Und überall, wo man die Verdienſte, ſo viel möglich iſt, belohnet ſieht; da iſt zu ſchlieſſen, daß ein weiſer und löblicher Regent herrſche.

Denn, wofern wir jemals, hochzuehrender Herr, unter allen rühmlichen Thaten eines Fürſten, eine Art von Handlungen ausſuchen ſollen, welche nicht bloß ein Zeichen einer einzelnen Tugend, ſondern ein Merkmaal der ganzen Vollkommenheit eines Regenten, und gleichſam das Maß derſelben heißen könne; ſo behaupte ich dieſes, daß die Belohnung der Verdienſte das wahre Kennzeichen einer löblichen Regierung ſey.

Ich glaube nicht, hochzuehrender Herr, daß ich leicht etwas finden könnte, wovon entweder ich mit größerm Vergnügen handeln, oder Sie mit größerer Zufriedenheit meine Gedanken hören würden, als eben dieſes; daß die Belohnung der Verdienſte das wahre Kennzeichen einer löblichen Regierung ſey. Denn ich werde nichts ſagen können, welches nicht zugleich ein ſtilles Lob, ſowohl desjenigen Fürſten in ſich enthielte, welchem ich die Glückſeligkeit und Ruhe meines Vaterlandes zu danken habe; als desjenigen, den Sie ins künftige als Ihren Landesherrn ehren und lieben werden.

Wofern ich mich alſo wagen darf, einen Blick nach dem Throne der Fürſten zu thun; ſo dünket mich zwar, die Klugheit, welche ich neben ihnen auf demſelben ſitzen ſehe, blicke mit dem einen Geſichte auf die innerliche Glückſeligkeit des Reichs, und mit dem andern auf die äußerliche Sicherheit deſſelben. Dennoch kömmt es mir vor, daß dieſe beyden Augenmerke einer löblichen Regierung dergeſtalt mit einander verknüpfet ſind, daß der äußerliche Glanz eines Staates, die Macht, womit er ſeinen Feinden drohen kann, die Ehrfurcht, womit ihm ſeine Nachbarn begegnen, die ſüße Zufriedenheit, daß er andern Staaten Geſetze vorſchreiben kann, nicht anders für gute und löbliche Dinge angeſehen werden können,

als dafern ſie dieſer innerlichen Glückſeligkeit die Hand biethen. Ein Land, welches, ohne die innerliche Zufriedenheit ſeiner Bürger zu befeſtigen, tauſend Mächten Trutz biethet, durch ſeine Staatskunſt die entlegenſten Landſchaften verwirret, und die Völker, welche unter einem andern Striche des Erdkreiſes frieren oder ſchwitzen, erſchüttert, kömmt mir nicht anders vor, als ein unglückſeliger Menſch, welcher von vielen andern Ehrerbiethung genießt; der die Macht hat, zu ſchaden und zu helfen, wenn er will; der mit einem zahlreichen Gefolge durch die Gaſſen fährt, aber unter einem eiteln und nichtigen Gepränge, in einem hoffärtigen Kleide, eine unzufriedene Seele verſteckt. Der Endzweck, warum eine große Geſellſchaft unter dem Zepter eines einzigen lebt, iſt nicht dieſer, daß nach und nach immer mehr Sklaven unter dieſer Ruthe ſeufzen mögen; nicht, daß wir die Gewalt erlangen, die Glückſeligkeit anderer Völker zu ſtören, die wir nicht kennen, und deren ganzes Verbrechen iſt, in einer andern Geſellſchaft zu wohnen, und einem andern Munde zu gehorchen, als demjenigen, der uns gebeut. Die Abſicht unſers Gehorſams gegen denjenigen, in deſſen Hände wir alle unſere Rechte legen, die wir gegen einander haben, iſt ganz allein, daß wir durch die Gerechtigkeit deſſelben die Vollkommenheit unſers äußerlichen Zuſtandes erhalten mögen, die wir uns ſelber zu verſchaffen nicht vermögend genug ſind. Ich glaube alſo, recht zu thun, wenn ich dieſe Vollkommenheit des äußerlichen Zuſtandes bey den Bürgern eines Staates zum Endzwecke einer löblichen Regierung ſetze, und wenn ich ſage, daß derjenige, der durch ſeine Sorgfalt und Gerechtigkeit einem jeglichen ſeiner Bürger den vollkommenſten Zuſtand verſchaffet, den er ihm geben kann, für den löblichſten Fürſten angeſehen zu werden verdient.

Wir wiſſen alſo, hochzuehrender Herr, was eine löbliche Regierung iſt. Aber ehe wir ein Kennzeichen daraus herleiten, wornach man dieſelbe ſchätzen könne; ſo müſſen wir auch noch dieſes wiſſen, was die Belohnung der Verdienſte ſey.

Die Belohnung der Verdienſte iſt die ſchönſte Aehnlichkeit Gottes und eines Fürſten. Sie iſt das Mittel, dadurch ein Regent dem Himmel noch in etwas würdigerm, als in Blitz und Wetter, gleichen kann. Sie iſt eine Gerechtigkeit, die man den Tugendhaften erweiſt; eine Aufmunterung, dadurch man die Trägen anſpornet; und zugleich eine Strafe, welche dem Laſterhaften am weheſten thut; weil er ſich ſelber deſtomehr dadurch erniedriget ſieht, je mehr der Tugendhafte dadurch erhöhet wird. Wofern aber jemand eine leichtſinnige Verſchwendung der Schätze eines Landes unter die Diener der Wolluſt des Fürſten; eine Freygebigkeit gegen Tugendhafte ſowohl als Laſterhafte, ſo bald ſie nur Gönner unter den Lieblingen des Regenten haben; einen Sold, den man auch zuweilen den Verräthern ihres Vaterlandes, den Schmeichlern ihres Oberherrn, den Unterdrükkern ihrer Mitbürger zu zahlen pflegt; wofern, ſage ich, jemand dieſes alles eine Belohnung der Verdienſte nennen will: ſo wird derſelbe nicht einerley Sprache mit uns reden; ſondern er wird die Sprache dererjenigen führen, welche die Namen der Laſter aus Schmeicheley vergeſſen haben, und jegliche Art des Unrechts mit den Ehrentiteln der Tugend belegen. Auch ſo gar unmäßige Geſchenke, welche kleinen Verdienſten verehret werden, verdienen den edeln Namen der Belohnungen nicht. Bloß diejenige Gerechtigkeit iſt werth, eine Belohnung der Verdienſte, und die würdigſte Beſchäfftigung der Götter dieſer Erde zu heißen; wo man in die eine Wagſchale die Vollkommenheiten eines Menſchen, in die andere aber den Zuſtand ſeines äußerlichen Glückes legt; wo man den Menſchen nach ſeinem wahrhaften Werthe ehret oder bereichert; und wo man den Bürgern unter einander ſolche Stufen des Glücks und der Tugend verordnet, die mit dem Nutzen, oder mit der Ehre übereinkommen, welche ſie dem Vaterlande verſchaffen. Hier kann das Laſter, wofern es nur die Einſicht der Menſchen entdecken kann, nicht in einer glücklichen Geſtalt, und die Tugend nicht in verachteten Kleidern einhergehen. Hier kann niemand voller Ehre und

Hoheit

Hoheit den Himmel, den er öffentlich erzürnt, verlachen. Hier kann niemand ſeufzen, daß die Tugend, die Wiſſenſchaften und Künſte, auf der Welt unnütz und ſchädlich geworden ſind; Argliſt und Bosheit aber ſich der Güter, die jenen gehörten, bemächtiget haben.

Eine ſolche Belohnung der Verdienſte, hochzuehrender Herr, ſcheint zwar faſt die Kräfte des erhabenſten Verſtandes in den Regenten zu überſteigen, wofern ſie alle Verdienſte und alle Tugenden in einem ganzen Lande erfreuen ſoll. Wir geſtehen es gern, daß auch die Einſicht der größten Fürſten, ſowohl als ihre Macht, eingeſchränkt iſt. Aber wenn auch gleich ihre höchſte Stufe nicht zu erreichen iſt; ſo iſt es genug, die Vorzüge eines Regenten darnach zu meſſen, ob er nahe oder fern von dieſer Spitze der Vollkommenheit ſtehen geblieben. Und von dieſer Belohnung glaube ich, daß man aus ihr das bewährteſte Kennzeichen nehmen könne, in wie weit eine Regierung zu loben ſey.

Denn wie können wir gewiſſere und bewährtere Kennzeichen einer löblichen Regierung haben, als diejenigen, welche aus der Glückſeligkeit des Volkes hergenommen ſind? und zwar nicht etwan aus einer ſolchen Glückſeligkeit entſtehen, welche der Fleiß der Unterthanen, oder die Lage und Güte des Landes von ſelbſt hervorbringt; welche, in Anſehung des Landesherrn, gleichſam von ungefähr ſeine Bürger erfreuet; und bey welcher er viel gethan hat, wenn er ſie nur nicht verhindert. Wofern wir ein Kennzeichen der Weisheit eines Fürſten ſuchen; ſo muß es nothwendig ein ſolches ſeyn, welches von keinem andern, als dem Fürſten ſelbſt, herfließen kann. Es muß ein ſolches Glück ſeyn, welches ohne den Fürſten nicht ſeyn würde. Es muß das Weſen derjenigen Glückſeligkeit ſeyn, welche die Unterthanen von ihrem Fürſten zu gewarten haben. Nun geht aber der Zweck der Regierung, wie ich vorhin geſagt, auf die größte Vollkommenheit des äußerlichen Zuſtandes, die ein jeglicher Bürger haben kann. Würden ſie alſo wohl zweifeln können, hochgeehrteſter Herr, ob die Belohnung

nung der Verdienſte das wahre Kennzeichen einer löblichen Regierung wäre; wenn ich deutlich zeigte, daß eben dieſe Belohnung der Verdienſte, die größte Vollkommenheit des Zuſtandes in äußerlichen Gütern ſey, die ein jeglicher Bürger haben kann? Anſehen, Ehre, Reichthum, Bequemlichkeit des Lebens, ſind nebſt der Sicherheit, diejenigen Güter, die der Unterthan von ſeinem Monarchen erwartet. Denn die innerliche Zufriedenheit des Herzens muß der Unterthan ſich ſelbſt geben; und die Geſundheit des Leibes muß er von einem höhern Weſen und von ſeiner eigenen Ordnung erhalten. Unter allen dieſen Gütern aber, die der Bürger von der Hand ſeines Fürſten fodert, iſt die Sicherheit das einzige, welches allen in gleichem Maße gewähret werden muß. Das Anſehen würde kein Anſehen ſeyn, Ehre wäre nicht Ehre, Reichthum wäre nicht ein Ueberfluß des Geldes; wenn dieſe Dinge in gleichen Theilen unter alle Bürger ausgemeſſen wären. Und wenn ein Land ſalomoniſche Zeiten von ſeinem Haupte zu gewarten hätte; ſo würde es, bey der Gleichheit der Reichthümer, ſeine Bürger nicht glücklich machen. Denn indem einer ſo viel, als der andere, beſäße; ſo würden ſich die Güter, ſo zu ſagen, durch einander aufheben laſſen, und keiner würde etwas haben, weil keiner mehr, als der andere, hätte. Selbſt die große Menge der Güter, die in einem reichen Lande aus einer Hand in die andere gehen, kann zwar einem Staate von außen Macht und Neid, den Bürgern aber kein größeres Glück zuwege bringen. Der Ueberfluß des Geldes ſteigert die Preiſe der Dinge; und je häufiger Silber und Gold unter den Menſchen iſt, deſto koſtbarer werden die Dienſte, die man dadurch erhalten kann. Die Bürger in Schweden haben bey ihren kupfernen Münzen, gegen einander ſelbſt zu rechnen, eben ſo viel Reichthum, eben ſo viel Anſehen und Ehre, als wenn man die Unterthanen des reichen Englands unter ſich vergleichen will. Der ſchwediſche Hofmann hat gegen den ſchwediſchen Bauer eben ſo viel Bequemlichkeit des Lebens; als der engliſche gegen den engliſchen. Wenn alſo weder die Gleichheit,

noch

noch die Menge dieſer Güter jedem Bürger die gröſte Vollkommenheit ſeines äuſſerlichen Glücks zu gewähren vermögend iſt; ſo wird nothwendig eine ungleiche, aber nach der Billigkeit eingerichtete, Austheilung dieſer Güter das einzige Mittel ſeyn, einem jeglichen das Seinige zu geben.

Aber was iſt dieſe ungleiche, und nach der Billigkeit eingerichtete, Austheilung der Glücksgüter? Meines Bedünkens, und wie der Augenſchein lehret, iſt es die Belohnung der Verdienſte. Es iſt wahr, hochzuehrender Herr, ein jeglicher, auch der niederträchtigſte Menſch, kann, wenn man ihn allein betrachtet, eine unzählige Menge Goldes, viel Ehre und Anſehen beſitzen. Aber wenn man ihn, als ein Glied eines ganzen Staates, anſieht, in welchem eine beſtimmte Zahl von Glücksgütern ausgetheilet werden ſoll; und wenn man eine billige Austheilung derſelben vorausſetzet; ſo kann er nicht mehr davon beſitzen, als in ſo weit er beſſer iſt, als andere *. Denn mit was für Rechte will er einen andern heiſſen, mit weniger Anſehen, mit weniger Silber, mit weniger Bequemlichkeit des Lebens zufrieden zu ſeyn; wenn die allgemeine Sicherheit den Unterſchied, welchen die Gewaltthätigkeit und die Leibesſtärke unter den Menſchen beſtimmen, aufhebt, und wenn gleichwohl in ſeiner Seele nichts iſt, welches die Hand, die ſolche Güter austheilet, bewegen könnte, ihm einen Vorzug zu laſſen? Was ſoll aber dieſelbe ſonſt bewegen, als wahre Vollkommenheiten, ſolche Eigenſchaften der Seele,

* Dieſer Satz würde dem gemeinen Beſten ſchädlich ſeyn, wenn man ihn von denen Gütern auslegte, worüber der Bürger eines Staats das Eigenthumsrecht ſchon erworben hat; und wenn man dem Regenten anriethe, dergleichen Güter dem einen Bürger zu entziehen, um ſie einem andern, der würdiger ſchiene, zu übergeben. Der Zuſammenhang zeigt, daß hier nur von Gnadenbezeigungen, oder ſolchen Gütern die Rede iſt, die noch dem Fürſten oder dem ganzen Staate zugehören, und die erſt zum allgemeinen Beſten unter die Würdigſten vertheilt werden ſollen.

Seele, welche dieselbe über gemeine Seelen erheben, sie dem Vaterlande nützlich, und vor tausend andern edel machen? Die Belohnung der Verdienste ist also ein wahres Kennzeichen einer löblichen Regierung, weil sie ein wahres Kennzeichen der allervollkommensten Glückseligkeit der Unterthanen ist. Sie ist aber ein unwidersprechliches Kennzeichen dieser Glückseligkeit, weil dieselbe eben darinn besteht, daß ein jedweder so viel Glück hat, als er verdienet.

Ich erinnere noch einmal, hochzuehrender Herr, daß es nichts schadet, daß nimmermehr eine so gleiche Theilung der Glücksgüter unter den Menschen aufkommen, und die Tugend und den Verstand auch in dem Aeußerlichen kenntlich machen und belohnen wird. Man verlangt deswegen von einem Regenten nichts, was ihm nicht möglich ist. Es ist schon genug, wenn derselbe sich nur Mühe giebt, der Tugend, so viel er kann, ihr Recht wiederfahren zu lassen, und den Künsten ihre Vergeltung mitzutheilen, und wenn niemals ein Geschenk oder eine Wohlthat von ihm diesem billigen Gesetze widerspricht, und wenn er durch seine Gnade die Seelen der Unterthanen zu edeln Bemühungen aufmuntert, und sie beweget, ihre innerliche Vollkommenheit zur Beförderung ihrer äußerlichen zu suchen.

Den Vortheil hat dieß Kennzeichen einer löblichen Regierung, daß man daraus abnehmen kann, daß die Weisheit eines Fürsten nicht allein den ordentlichen Endzweck der Regierung erfülle; sondern daß sie auch eine weit größere und vollkommenere Glückseligkeit der Menschen befördere, als man eigentlich von dem Zepter der Fürsten verlangen kann. Denn diese Belohnung der Verdienste ist nicht allein ein Sold der Vollkommenheiten, die wir schon haben, sondern sie ist auch für andere ein Preis, welcher ihnen zur Belohnung vorgestellet wird, und welcher die Menschen zur innerlichen Vollkommenheit treibt, indem er ihnen das äußerliche Wohlergehen verspricht.

Wie eifrig die Bemühungen der Menſchen auf dieſes Wohlergehen gerichtet ſind, und wie die Seele ihre Vollkommenheit bloß darnach zu meſſen ſcheint, ob ſie den Leib ſich vollkommener zu machen geſchickt iſt, das habe ich ſchon erwähnet. Wie verdient machet ſich alſo derjenige nicht um das Geſchlecht der Menſchen, welcher ihnen einen Preis aufſetzet, der ſie aufmuntert, einen Wettlauf nach ihrer eigenen Vollkommenheit anzuſtellen, und nach ſolchen Eigenſchaften zu ringen, welche länger dauern, und ſie länger glückſelig machen, als dieſe Güter ſelbſt, um derentwillen ſie ſolche geſucht haben!

Aber geſetzt, daß dieſe Belohnung der Verdienſte weder das Weſen derjenigen Glückſeligkeit wäre, die ein Regent befördern ſoll, noch auch zu einer weit größern diente; geſetzt, daß es falſch wäre, daß ſie einen Regenten nicht allein zum Fürſten, ſondern auch zum Gotte erhübe, oder wie man denjenigen benennen will, der über die Seelen herrſcht, und ſie vollkommener macht; geſetzt auch, daß einige der Glanz der Eroberungen, der Name eines Großen und Weltbezwingers, oder die Pracht und Schwelgerey, oder die Fähigkeit andern zu ſchaden, oder der Flor der Handlung, oder was man nur an Fürſten zum Ruhme gemacht hat, ſo ſehr blendete, daß ſie den Werth dieſer Handlungen eines Fürſten, die allen Unterthanen ſo erſprießlich ſind, nicht eingeſtehen ſollten: ſo wird die Belohnung der Verdienſte doch immer ein Kennzeichen einer löblichen Regierung bleiben, weil ſie ein ſicheres Kennzeichen ſowohl der Hoheit des Verſtandes, als der Güte des Willens, in einem Fürſten abgeben kann. Es iſt nothwendig, daß derjenige löblich regieret, welcher nicht allein eine große Einſicht, ſondern auch einen edeln Willen hat. Und es iſt auch nothwendig, daß derjenige eine große Einſicht und einen edeln Willen habe, der die Verdienſte belohnt. Kann man wohl die Verdienſte durchgängig in einem Lande belohnen, ohne ſie zu erkennen? Kann man ſie aber erkennen, ohne die Herzen der Menſchen in ihren innerſten Winkeln genau durchſuchet zu haben? O wie leicht nehmen die Menſchen die

Larven

larven der Vollkommenheiten, an ſtatt der Vollkommenheiten ſelbſt an, wenn ſie ein Geſchenk dadurch zu erjagen wiſſen! Sie ſind jener Gattung von Geſchöpfen gleich, welche nur alsdann zu den Vögeln gehören wollte, wenn es auf ihren Nutzen ankam. Wenn die Tugend belohnet werden ſoll; ſo tragen dergleichen Menſchen das Geſicht und den Namen der Tugend. Wenn ſie ſich aber der Arbeit unterwerfen ſoll; ſo ſind ſie vierfüßige und kriechende Thiere, welche ſich nicht von der Erde emporheben wollen. Muß es alſo nicht ein göttlicher Verſtand ſeyn, der die wahren Eigenſchaften der Seelen, unter ſo vielen Verſtellungen hervorſuchen, und mit einer Geſchicklichkeit, die überirdiſch zu ſeyn ſcheint, in die Herzen ſeiner Bürger blicken kann?

Aber vielleicht ſind es die Diener eines Regenten, welche dieſe Belohnungen der Verdienſte unter die Bürger austheilen? Es ſey alſo! Aber wir müſſen wenigſtens dieſes, als ein Kennzeichen der Einſicht und des edeln Willens eines Regenten, verehren, daß er ſich Diener ausgeſucht hat, die durch dieſe Gerechtigkeit gegen die Bürger ſelber würdig wären, Fürſten zu ſeyn.

So groß muß die Einſicht desjenigen ſeyn, der die Verdienſte zu belohnen weis! Und eben ſo groß iſt ſeine Tugend. Denn iſt es wohl möglich, daß er die Tugend belohnen, und ſie doch nicht lieben ſollte? Wofern er aber die Tugend liebt; ſo muß er nothwendig die edelſte Seele von der Welt haben. Ja, wofern es noch nicht folgt, daß ein Regent, der dieſe große Einſicht in die Verdienſte der Menſchen beſitzt, auch zugleich Wiſſenſchaft im Kriege, Wiſſenſchaft von dem Zuſtande benachbarter Völker, Wiſſenſchaft von der Stärke und Schwäche ſeines Staates beſitze; ſo folget wenigſtens, daß er mit dieſem edeln Willen, die Glückſeligkeit der Seinen zu befördern, alle dieſe Wiſſenſchaften geſuchet habe, und daß er mit einem ſo durchdringenden Verſtande, welcher die Verdienſte hat ausſpüren lernen, auch das Innerſte aller dieſer Wiſſenſchaften begriffen haben müſſe.

Dieſes

Dieſes ſind alſo die glückſeligen Merkmaale der Größe eines Geſalbten, welche man, wie die Fußtapfen der Gottheit, aus ihren Wohlthaten herleitet; welche nicht mit Blute angeſchrieben, noch mit Thränen benetzet ſind; welche niemals der Tyranney mit dem Hirtenamte der Fürſten gemein ſeyn können; welche nicht durch ein falſches Blendwerk betriegen, ſondern durch einen deutlichen Schein das Lob der Fürſten erleuchten; und welche endlich deswegen untrüglich ſind, weil die Belohnung der Verdienſte die größte Glückſeligkeit der äußerlichen Umſtände iſt, die ein Unterthan haben kann; weil ſie die Unterthanen anreizet, Vollkommenheiten zu ſuchen, die auch ihre innerliche Zufriedenheit befördern; und weil ſie die Hoheit der Einſicht und die Großmuth des Willens in einem Fürſten auf das deutlichſte vor Augen ſtellet.

Auf dieſe Kennzeichen, hochzuehrender Herr, können Sie Ihre Hoffnung ſetzen. Und auch wir hoffen von eben dieſen Kennzeichen der Größe Ihres Landesherrn, daß Ihnen Ihr Glück nicht fehlen werde, und daß wir ehestens dieſes liebenswürdige Merkmaal der gnädigen Vorſorge Ihres Fürſten auch an Ihnen werden wahrnehmen und preiſen können.

Daß niemand von ſeinen Vollkommenheiten gänzlich verſichert ſeyn könne.

Meine Herren,

Wir haben beſtändig Waffen wider die Eigenliebe vonnöthen. Es iſt eine Art des Verdienſtes um den Menſchen, wenn man ihn in ſeinen eigenen Gedanken und in denen Vorſtellungen, die er von ſich ſelbſt hat, ſtöret, und den Grund niederreißt, worauf er ſich Altäre bauet, die ihn in den Augen anderer Leute kleiner machen und verunehren. Daher leugne ich nicht, es iſt eine löbliche Bemühung, dem Reichthume, und der Wolluſt, und der Ehre ihren flüchtigen Schimmer zu nehmen, und ſie vor der Welt verächtlicher zu machen; aber dieſes iſt nur ein Streit wider den Hochmuth kleiner Seelen, die ihren Werth außer ſich ſuchen, und mit einem Lichte pralen wollen, das von den Gütern des Glücks erborget iſt. Eine weit größere Sache iſt es, die Einbildung, die ein Menſch von ſeinen innern Vollkommenheiten hat, zu vermindern, und zu machen, daß er einiges Mistrauen wegen ſeiner Tugenden bekömmt, und ſeine guten Eigenſchaften der Welt nicht in einem allzuhohen Preiſe anrechnet. Eine ſolche Bemühung arbeitet ſchon an höhern Seelen, als die ſind, die auf ihr Glück trotzen. Sie dämpfet einen Stolz, welcher auch zuweilen in den vortrefflichſten Leuten wohnet. Und ſie verloſchet eine Unvollkommenheit, welche deſto giftiger iſt, da ſie wahrhafte und unleugbare Vollkommen-

kommenheiten zum Grunde zu haben ſcheint. Die Ueberzeugung, die man von ſeiner Größe zu haben glaubet, hat oftmals bey Privatperſonen die Verachtung anderer, Neid, Zank, Läſterungen, Schmähſchriften; bey Größern heimliche Anſchläge verdienter Männer wider andere verdiente Männer, den Fall der Säulen des Vaterlandes und den Misbrauch aller ihrer Geſchicklichkeit; bey Herren der Welt abee Kriege, und entweder blutige Niederlagen, oder blutige und mit Seufzern befleckte Eroberungen zuwege gebracht. Kurz, die eigene Einbildung von unſern Tugenden hat öfters alles gewirkt, was immer bey andern eine große Einbildung von unſern Laſtern wirken kann.

Würde aber wohl jemand ſeiner Einbildung ſo viel Gehör geben, wenn er es wüßte, daß er von ſeinen Vollkommenheiten mehr ſich ſelbſt überredet hätte, als überzeuget wäre, daß derjenige noch ſtets auf ungewiſſe Gründe bauet, der ſich auf Vorſtellungen verläßt, die er ſich von ſich ſelbſt macht; und daß unſer Selbſterkenntniß ſtets mangelhaft bleibt? Und wie bald können wir uns hiervon überzeugen? Es iſt nichts leichter, als uns unſere Lobredner verdächtig zu machen; wir mögen nun unſere eigenen Lobredner ſeyn, oder andere zu Gewährsleuten unſerer Vollkommenheit nehmen. Ich hoffe, Ihnen leicht zu beweiſen, daß niemand von ſeinen Vollkommenheiten zuverläßig verſichert ſeyn könne.

Ich habe mich ſchon erkläret, meine Herren, daß ich die Einbildung der Menſchen, die ſie auf ihre inneren Eigenſchaften gründen, beſtreiten will; und daß ich mich jetzo nicht um jene glänzenden Güter bekümmere, die einen Menſchen zwar glücklicher, aber nicht größer machen, und denjenigen, der ſie als wahrhafte Vollkommenheiten anſieht, in den Augen aller Klugen erniedrigen. Ich ſage, daß wir die Schönheiten unſerer Seele, die Vortrefflichkeiten unſers Verſtandes, die Tugenden unſers Willens niemals genau und deutlich genug erkennen; daß wir uns in unſern Urtheilen von denſelben eben

ſo leicht betriegen, als in dem Urtheile von Dingen, die wir in der Ferne oder bey wenigem Lichte ſehen; daß wir nicht wiſſen können, ob wir geirrt, und worinnen unſer Urtheil gefehlt; daß wir ſelber uns der Gründe unſerer Handlungen nicht genugſam bewußt ſind; kurz, daß unſer Schöpfer uns unſere innere Geſtalt eben ſowohl, als unſer äußerliches Angeſicht verborgen hat, und uns dieſelbe nicht anders als in einem Spiegel zeiget, wo das Licht, die Farbe des Glaſes, oder auch bloß die Farbe des Rahmens unſer ganzes Anſehen verändern, und uns allezeit Zweifel übrig laſſen kann, ob wir unſern Augen trauen dürfen. Denn daß ein Menſch wiſſe, daß er nicht grauſam iſt, wenn er ſich fürchtet, Blut zu ſehen; daß er überzeuget iſt, daß keine Neigung in ihm wohne, nur Geld zu ſammeln, zu zählen und einzuſchließen; wenn er kein Geld über Nacht bey ſich leiden kann; dieſes heißt nicht, von ſeinen Vollkommenheiten gewiß verſichert ſeyn. Sondern der iſt erſt davon überzeugt, der das wahre Maaß ſeiner ganzen Kräfte kennet, der ſich nach ſeiner wahrhaften Größe zu ſchätzen weis, der, wo Tugend und Laſter zweifelhafte Gränzen haben, die geheimſten Bewegungsgründe ſeiner Handlungen ausgeſpüret und ohne Parteylichkeit entſchieden hat, wohin ſeine Handlung zu rechnen iſt; der in der Unterſuchung ſeiner ſelbſt befindet, daß er keinen Satz unbewieſen angenommen, keinen Einwurf, den ſich ſein Herz gemacht, unbeantwortet gelaſſen, und daß er allen Vorurtheilen und Gemüthsbewegungen verbothen hat, ſich in das Richteramt zu miſchen, das er über ſich ſelbſt ausübet. Ein ſocher Menſch iſt erſtlich ſeiner Vollkommenheiten gewiß, wofern er anders irgendwo zu finden iſt.

Wenn wir von einer Sache verſichert ſeyn wollen; ſo müſſen wir entweder unumſtößliche Beweiſe, oder unwiderſprechliche Zeugen herbeybringen. Aber wo ſind Beweiſe, wo ſind Zeugen, die uns für unſere Vollkommenheiten ſtehen, und uns ſicher machen können, daß wir uns nicht zu viel beymeſſen? Wollen wir die Beweiſe und Zeugen davon außer

uns,

uns, oder in uns ſuchen? Wir haben vielleicht außer uns unſere Nachbarſchaft mit den Wirkungen unſerer Vollkommenheiten erfüllet. Unſere Werke, ſie mögen ſich auf den Verſtand oder auf den Willen beziehen, ſind die einzigen Beweiſe außer uns, aus denen wir auf unſere innern Eigenſchaften ſchließen können. Eine Wirkung iſt das ſicherſte Kennzeichen von ihrer Urſache. Wir wollen uns alſo aus unſern eigenen Geſchöpfen kennen lernen, und dieſe mögen uns ſagen, was wir von uns urtheilen ſollen. Dieſer oder jener hat der Welt ein Buch vor Augen gelegt, in welchem er alle ſeine Geſchicklichkeit, neue Dinge zu erfinden, ſie gründlich zu beweiſen, und ſich ſinnreich und ſchön auszudrücken, angewendet hat. So oft er daſſelbe von neuem anſieht, wünſchet er ſich zu allen guten Eigenſchaften Glück, die man nur von einem Schriftſteller erfodern kann. Andere glauben weit weniger von den Geſchicklichkeiten dieſes Mannes, als er. Einer von ihnen merket ſeine Gedanken, und belachet dieſen Thoren, welcher ſich ſelbſt betriegt. Unterdeſſen glaubet dieſer andere eben ſo viel von ſich, und hält ebenfalls dafür, daß ihm in ſeinem Buche die deutlichſten Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit vor Augen liegen. Wie kann er wiſſen, daß es ihm nicht geht, wie dem erſtern, und daß er nicht durch ein Blendwerk ſeiner Einbildungskraft die Wahrheit verkehrt ſieht? Er zeiget auf ſein Buch; er ſagt: Die Beweiſe, mit denen ich meine Meynungen vorgetragen, haben mich überzeugt; alſo ſind ſie gründlich. Dieſes ſagt jener, den er auslachet, auch. Aber iſt denn alles Ueberzeugung, was wir dafür halten? Nehmen nicht Vorurtheile und Irrthümer gleiche Larven an? Verurſachen ſie nicht einerley Empfindung in uns? Wiſſen wir, ob dieſes ſüße Vergnügen, das wir allezeit, bey Durchleſung unſerer Beweiſe, über die Wahrheit derſelben haben, eine Frucht der Ueberzeugung oder der Eigenliebe iſt? Geſetzt, wir haben alle Glieder unſers Beweiſes nach den Regeln der Vernunftlehre geprüfet; ſind wir denn gewiß, daß uns alles beygefallen iſt, was man wider dieſelben einwenden kann? — Wir glauben, daß unſere Schreibart deutlich iſt.

Wir wiſſen zwar dieſes, daß wir uns in Acht genommen, etwas zu ſchreiben, dabey wir nichts gedacht hätten; aber wie können wir wiſſen, ob wir lauter ſolche Ausdrücke gewählet haben, die bey andern eben dieſe, und keine andere Vorſtellungen in ihren Gedanken machen werden, als wir dabey gehabt haben? — Wir glauben, daß unſere Schreibart ſchön iſt. Wer leiſtet uns aber die Gewähr, daß uns die Regeln einer ſchönen Schreibart alle bengefallen ſind, daß wir keine falſch angebracht haben, daß endlich die Lebhaftigkeit, die wir darinnen zu finden glauben, unſerer Schreibart ſelbſt eigen iſt, und daß ſie nicht, wenn wir unſere Schriften überleſen, durch unſere Einbildungskraft, und durch die Erinnerung der Begriffe, die wir damals gehabt, da wir geſchrieben, erſt hinzugeſetzt wird? — Oefters glauben wir, ein ſonderbares Werk der Klugheit gethan zu haben, wenn wir uns Mühe gegeben und Mittel geſucht haben, etwas zu erlangen, und daſſelbe nun endlich erhalten. Wer hat aber die Verbindung der Dinge in der Welt ſo genau inne, und wer kennt alle geheime Wege des Glücks, daß er uns ſagen könne; ob wir, oder der Zufall, uns zu unſerm Zwecke geholfen; und ob nicht die Mittel, die wir gebraucht, nur blendende Maſchinen geweſen, die von außen eine Laſt fortzutreiben geſchienen, die doch von innen durch ganz andere verſteckte Triebwerke beweget worden? Wir ſehen, daß kein einziger kluger Naturkündiger einer Erfahrung traut, die nur Einmal eingetroffen; und wir wollen auf den einzigen Erfolg dieſer Mittel, die wir angewendet haben, den Beweis von unſerer Klugheit bauen. Laßt uns erwarten, bis wir eben dieſe Mittel, unter eben dieſen Umſtänden, noch mehrmal gut befunden, ehe wir uns auf unſere Klugheit verlaſſen können.

Vielweniger aber werden wir aus den Werken des Willens auf die Vollkommenheiten deſſelben ſchließen können. Wir wiſſen ja, daß hier alle Vollkommenheit aus der Abſicht fließt, und daß einerley Handlungen ſowohl Werke eines rechtſchaffenen Mannes, als des nichtswürdigſten Menſchen, ſeyn können.

Außer

Außer uns haben wir alſo keinen untrüglichen Beweis von unſerer innerlichen Vortrefflichkeit, da uns die größten Beweiſe, nämlich die Werke derſelben, verdächtig ſeyn müſſen. Und außer uns haben wir auch keine tüchtige Zeugen, die unſerer Einbildung von uns ſelbſt zum zuverläßigen Grunde dienen, und durch ihr Lob uns von unſerm Werthe überzeugen könnten. Denn wen wollen wir hierinnen zum Zeugen anrufen? Unſere Freunde, oder unſere Feinde? Die Regel, welche die Geſellſchaften friedlich, den Umgang verbindlich, die Unterredungen angenehm machet; daß wir nämlich nichts ſagen ſollen, was andern beſchwerlich fällt, macht zugleich unſere Selbſterkenntniß ſchwer. Wir erfahren unſere Fehler, ſelbſt von unſern beſten Freunden, insgemein nur unter den Namen gewiſſer Vollkommenheiten; und wir nehmen öfters die Zeugniſſe von unſern Schwachheiten, die man uns mit Höflichkeit entdecket, für Zeugniſſe unſerer Tugend an. Unſere Eigenliebe, welche dadurch beleidiget wird, wenn wir unſere Fehler hören, hat vollends alle dieſe Zeugen furchtſam gemachet, daß ſie nichts als zu unſerm Vortheile ausſagen wollen. Ueberdieß, wenn wir auch herzhafte Freunde haben, die uns unſere Eigenſchaften ohne Schmeicheley vorſtellen; ſo wiſſen wir wohl, daß derjenige, dem unſere Perſon gefällt, leicht auch unſere ganze Art zu denken und zu handeln lieben lernet. Ohne daß er es merket, vermiſcht er das Mangelhafte, das an uns iſt, mit unſern guten Eigenſchaften, und lobet beydes mit einander. Kurz, wir können nicht verſichert ſeyn, daß unſere Freunde uns entweder die Wahrheit ſagen wollen, oder daß ſie richtig von uns urtheilen.

Wir wollen uns alſo bloß auf unſere Feinde verlaſſen, und unſern Ruhm auf weiter nichts bauen, als was dieſe an uns loben. Dieſe werden, in ihrem Haſſe gegen uns, nichts zu unſerm Beſten auslegen. Und ſie werden eher zu wenig als zu viel von unſern Vollkommenheiten ſagen. Es iſt gewiß, wir haben kein wahrſcheinlicheres Zeugniß von unſerer Größe, als wenn ein Feind dieſelbe bekennet; und zugleich

kein Zeugniß, welches den Menſchen weniger zum Stolze führen könnte, wenn wir uns nicht höher ſchätzen wollen, als uns meiſtentheils unſere Feinde zugeſtehen. Dennoch aber müſſen wir uns vorſehen, daß wir auch darinn ihren Urtheilen nicht zu viel trauen. Unſer Feind lobet uns nicht ohne Abſichten; und wofern er etwas Gutes von uns ſaget, ſo würde er es allezeit lieber verſchweigen, wenn er es nicht zu ſeinem eigenen Vortheile ſagte. Entweder er erhebt Eigenſchaften an uns, welche den ſeinigen ſehr ähnlich ſind; und wie haben wir uns alſo auf Lobeserhebungen zu verlaſſen, die der Feind nicht uns, ſondern ſich ſelber unter unſerm Namen, geben wollen? Oder er will uns größer machen, um einen größern Feind erleget zu haben. Alsdann wird er uns noch mehr ſchmeicheln, als kaum unſere Freunde und Anhänger thun würden. Er mag aber Abſichten haben, welche er will; ſo leugnen wir ja, daß er ein Richter über uns ſeyn könne, indem wir die Unvollkommenheiten leugnen, die er uns beymißt. Kann denn ein einziger Menſch zugleich der tüchtigſte und untüchtigſte Richter ſeyn? Und ſchmeckt es nicht zu ſehr noch unſerer Eigenliebe, wenn wir unſer Lob oder unſern Tadel zum Merkmaale ſeiner Gerechtigkeit im Urtheilen annehmen wollen? Wenn wir erſt alsdann, wenn er uns tadelt, ihn für ungeſchickt zum Urtheilen halten; ſo bald er aber uns lobt, ihn für einen geſchickten Kenner annehmen? Wollten wir aber diejenigen zu Zeugen unſerer Vortrefflichkeit nehmen, die weder Freunde noch Feinde von uns ſind; wo ſind Leute, die uns kennen, und uns doch weder lieben noch haſſen? Einige wenige Vollkommenheiten machen bey dieſem den ganzen Menſchen, mit ſeinen Fehlern zugleich, beliebt: und einige wenige Fehler machen bey einem andern, den ganzen Menſchen, mit ſeinen Vollkommenheiten zugleich, verhaßt. Geſetzt aber, daß es ſolche Leute genug gäbe, die ohne alle Parteylichkeit von uns urtheilen; finden wir denn nicht, daß nicht nur einzelne Männer, ſondern auch ganze Nationen, öfters in dem Urtheile von gewiſſen Männern geirrt haben? Es werden ihnen Beyſpiele genug von Leuten bekannt ſeyn, die ihre

Zeiten

Zeiten angebethet haben, und welche die Nachwelt verabſcheuet. Ungütig, meine Herren, nehmen Sie es nicht, daß ich mich weder auf einzelne Beyſpiele berufe, noch viele andere Zierrathen der Rede brauche, dasjenige, was ich ſage, zu erläutern! Mein Hauptzweck beſchäfftiget mich allzuſehr, und ich habe allzuviele Schlupfwinkel zu zerſtören, zu welchen unſere Eigenliebe flieht, wenn ſie ihren Stolz rechtfertigen will. Es iſt ſchwer, nicht zu ermatten, wenn man ſo viele verſchiedene Dinge, eines nach dem andern, beſtreiten muß.

Wohlan denn! wenn wir außer uns weder Beweiſe noch Zeugniſſe für unſere Vortrefflichkeiten finden; ſo wollen wir Beweiſe und Zeugniſſe in uns ſelber ſuchen, und den Grund, uns zu ſchätzen, daher nehmen, wo der Werth wohnet, der uns ſchätzbar macht. Unſere Seele ſoll ſich ſelber Beweis und Zeugniß von ihren Vollkommenheiten geben. Wir ſind uns ja unſer ſelbſt bewußt. Alles, was in unſerer Einbildungskraft, in unſerm Verſtande, in unſerm Willen vorgeht; unſere Erfindungen, unſere Schlüſſe, unſere Abſichten ſind uns mehr bekannt, als jemanden. Sollen wir uns denn auf dasjenige, was wir von unſerer Seele ſelbſt empfinden, nicht genugſam verlaſſen können, ihre wahrhafte Größe zu beſtimmen? Ach, wie wenig weis doch unſere Seele von ſich ſelbſt, wenn ſie nicht einmal dieſes weis, daß ſie ſich nicht kennet! Wir merken es an andern Menſchen leicht, die ihr Herz ganz ſehen laſſen; und nur an uns wollen wir es nicht merken, daß die Eigenliebe ſich in alle unſere Urtheile miſcht, die wir über uns ſelbſt fällen. Wir kennen bey weitem die verdeckten Wege nicht, die ſie unſerer Seele weiſt, uns ſelber zu betriegen. Wir treffen ſie an, wenn wir ſie auch noch ſo ſehr entfernen wollen; und wenn wir Richter über uns ſelbſt ſeyn wollen, ſo ſitzt ſie unſichtbar neben uns auf dem Richterſtuhle. Mitten unter einer Menge tugendhafter Abſichten, die uns zum Entſchluſſe in einer gewiſſen Handlung bringen ſollen, erſcheint zuweilen ein einziger Blick von Eigennutz oder andern Leidenſchaften, den wir in uns nicht ſehen; der aber

das ganze Triebwerk unſers Thuns iſt. Wir überreden uns, daß wir alles aus den reinſten Abſichten thun, und ſo viele Urſachen, mit denen wir unſere That rechtfertigen können, beſtärken uns in dieſer Meynung; da wir uns indeſſen den geheimſten Zug verſchweigen, der uns in der That angetrieben hat. Wie wollen wir alſo genau genug von unſerm Innern urtheilen können, da wir unſern Schmeichler in uns haben, der uns allezeit vor unſern Augen auf der beſten Seite vorſtellet? Wie mancher ſchmeichelt ſich, eine recht patriotiſche That zu thun, und ſeinem Vaterlande mit der größten Großmuth zu dienen, der doch erſchrecken würde, wenn man ihm ſagte, was er ſelbſt nicht leugnen kann; daß die Gefälligkeit gegen dieſe oder jene Perſon, das Vorurtheil für gewiſſe Meynungen, oder die Hoffnung zu großen Ehrenſtellen, die heimlichen Sporen geweſen, die ihn angefeuret haben.

So wenigen Grund haben unſere hohen Gedanken, die wir von uns ſelbſt hegen. Sie ſind Muthmaßungen, oder wo es hoch kömmt, Wahrſcheinlichkeiten, welche noch ſehr vielen Zweifeln unterworfen ſind; wozu wir weder feſte Beweiſe, noch glaubwürdige Zeugen haben, und auf welche derjenige am meiſten trauet, der der thörichſte iſt. Wie behutſam und zitternd ſollten wir alſo von uns urtheilen, wenn wir unſern Rang unter den Menſchen feſtſetzen, und uns ja einmal umſehen wollten, wen wir hinter uns gelaſſen hätten, oder, wer uns noch vorgienge!

Ich glaube, meine Herren, daß jetzo keiner unter Ihnen zu finden ſey, der von ſich ſelber allzuſehr eingenommen wäre; ob gleich Sie, nach Ihren Vollkommenheiten zu rechnen, mehr Recht zu einem ſolchen Vorgeben haben, als mancher, der ſeine geringſten Reden und Ausdrücke für Wirkungen und Merkmaale ſeiner ſonderbaren Vollkommenheit hält. Aber es iſt auch alsdann zu ſpät, ein Gegengift zu brauchen, wenn das Gift ſich ſchon in alle unſere Glieder geſchlichen hat. Wir ſind in dem Beſitze unſerer Tugenden nicht ſicher; und wir können deswegen nicht Bürgen für uns ſeyn, daß

wir

wir einen Fehler nicht künftig begehen werden, weil wir ihn noch nicht begangen haben. Alsdann iſt es erſt ſchwer, ſeine Eigenliebe zu bändigen, und ſeine Meynung von ſich ſelbſt zu unterdrücken, wenn wir die Stärke unſerer Flügel fühlen, wenn uns ſchon manches gefährliche Unterfangen gelungen, und wenn die Lobeserhebungen anderer, die Schönheit unſerer Handlung uns vergrößert zeigen, und uns ſo künſtlich ſchmeicheln, daß wir mit einem ſüßen Vergnügen ihre größten Schmeicheleyen gegen uns, für Wahrheiten annehmen müſſen. Alsdann iſt es uns nöthig, zu wiſſen, auf wie leichtem Grunde unſere Ueberzeugung von unſern Vollkommenheiten beruhe, und daß wir niemals von dem Maße unſerer Vortrefflichkeit gewiß ſeyn können.

Doch ferne ſey es von mir, meine Herren, daß ich auf dieſe Art, alle wahre Verdienſte aus der Welt verbannen wollte. Es giebt noch zu allen Zeiten Männer, die, wo nicht in allem, doch in gewiſſen Stücken, ſchätzbar ſind; und deren Vollkommenheiten durch ſo untadeliche Werke, durch ſo untrügliche Zeugen beſtärket werden, daß ſie unleugbar bleiben. Meine Abſicht iſt auch nicht geweſen, den Trieb edler Gemüther niederzuſchlagen; ſondern nur die gar zu einem behutſam zu machen. Das ſind die größten Seelen, die zwar mit aller Mühe an ihrer Vollkommenheit, und an Beförderung des gemeinen Beſten arbeiten, ihr Lob aber mit Geduld erwarten; es ſey nun, daß ſie es bey ihrem Leben ſehen, oder erſt von einer dankbaren Nachwelt hoffen. Geſchieht jenes, ſo ſind ſie die erſten, die ein großes Stück dieſes Lobes abziehen, und es in Gedanken zu ſeiner wahrhaften Größe bringen. Ja weit gefehlt, daß ſie, auf das Urtheil parteyiſcher Zeugen, ſtolz würden; ſie erniedrigen ſich nur um deſto mehr, je mehr man ſie erhoben hat, und entziehen ſich oft in Gedanken auch einen unleugbaren Werth. O edle, o ſchätzbare Seelen! deren vortreffliches Muſter unſer aller Nachahmung verdienet!

Daß die Verſicherung von ſeinen Vollkommenheiten die beſte Belohnung derſelben ſey.

Meine Herren,

Ob ich gleich noch immer glaube, daß der Menſch von ſeinen Vollkommenheiten lange nicht ſo gewiß und augenſcheinlich verſichert ſeyn könne, wie er viele andere Wahrheiten durch unumſtößliche Beweiſe und unverwerfliche Zeugniſſe erkennet und vor Augen ſieht; ſo iſt doch dieſe Ungewißheit und Finſterniß, welche alle Erkenntniß von unſern eigenen Kräften und Tugenden überſchattet, ſo groß nicht, daß wir gar nichts von uns ſehen könnten, und in unſerm eigenen Herzen als Blinde herumtappen müßten, ſo bald wir uns ſelbſt erkennen wollten. Wie uns ein allzufeſtes Vertrauen auf unſere Größe hochmüthig machen würde, alſo würde uns die Unwiſſenheit, ob wir Gutes oder Böſes an uns hätten, wo nicht gegen Tugend und Laſter gleichgültig, doch wenigſtens niedergeſchlagen und elend machen.

Sittenlehrer müſſen ſich hüten, daß ſie den Grund unſers guten Gewiſſens nicht zugleich mit dem Grunde unſers Stolzes ungewiß und wandelbar machen, und daß ſie dem Menſchen nicht zugleich mit ſeinen hohen Einbildungen von ſich ſelbſt, die edle Dreiſtigkeit entreißen, die ſich in ihren Handlungen gerecht weis, und bey allem, was uns vorfällt, auf die rechtſchaffenen Abſichten unſers Herzens, auf die Regeln der Vernunft, auf die geſunden Urtheile, denen wir gefolget ſind, mit innerlicher Zuverſicht trotzen kann. Denn in was für Furcht und Zittern würden wir nicht leben müſſen, wenn wir nicht wüßten, ob unſere Thaten Lob oder Tadel,

del, Lohn oder Strafe verdienten? Wie elend würden wir ſeyn, wenn wir unſere Wege nicht kennten, wenn wir immer durch den Zweifel erſchreckt würden, ob wir unſerm Verderben oder unſerer Zufriedenheit nahe wären? und wenn unſer ganzes Leben eine ſolche Nacht voll Angſt und Ungewißheit bliebe? Wir dürfen den Zeugen in uns nicht lügen ſtrafen, der uns bald lobet, bald tadelt, wie wir es verdienet haben. Wir dürfen die Freude nicht verbannen, die wir empfinden, wenn wir wohl gethan haben. Wir dürfen dieſen Lohn unſerer Tugenden nicht von uns ſtoßen, welcher zugleich der uneigennützigſte Bewegungsgrund unſerer Handlungen iſt. Warum bemühen wir uns, warum verſchwenden wir Unterſuchungen, Sorgfalt und Vorſichtigkeit, wenn wir darum nicht ſicherer auf die Schönheit unſerer Thaten trauen dürfen? Was hoffen wir noch für Glückſeligkeiten durch unſere Tugend zu erwerben? Welches Lohnes würden wir uns getröſten, wenn man denjenigen, welcher in uns ſelbſt entſteht, welcher uns am gewiſſeſten ſeyn ſollte, mitten aus unſerer Seele herausreißen kann?

Daejenige, was ich neulich zu Ihnen geredet habe, meine Herren, daß wir von der Größe unſerer Vollkommenheiten nicht gänzlich verſichert ſeyn könnten, verhindert mich nicht, heute von einer gewiſſen Ueberzeugung zu reden, die wir in unſerer Seele von unſern Eigenſchaften empfinden. Diejenigen Beweiſe, diejenigen Zeugen, welche ich einzeln verdächtig gemacht mache, werden zuſammen kräftig genug ſeyn, uns die Beſchaffenheit unſerer Seele wahrſcheinlich zu machen. Ob wir uns gleich noch immer Zweifel und Einwürfe dabey machen können; ſo werden ſie dennoch deutlich genug uns unſere Vollkommenheiten verſtellen, ſo daß wir ein Vergnügen darüber fühlen, welches der Größe derſelben gemäß iſt. Dieſes Vergnügen, meine Herren, welches eine ſolche Ueberzeugung zum Grunde hat, iſt das ſüßeſte, das uns jemals erfreuen kann. Unſere größte Luſt, dergleichen unſere Sinne nimmermehr in uns erwecken können, ſtammet

aus

aus uns ſelbſt; und was ſie am vortrefflichſten macht, ſie ſteht bey uns allein, und kann uns von keinem, als von uns ſelbſt, entriſſen werden. Das Vergnügen über unſere Vollkommenheiten iſt der allerſicherſte Lohn, den wir für unſere guten Handlungen erhalten können.

Ihnen dieſes deutlicher vor Augen zu ſtellen, meine Herren, halte ich um ſo viel mehr für meine Schuldigkeit, da ich mich neulich unterſtanden habe, gewiſſe Wahrheiten vorzutragen, welche dieſen ſichern Lohn unſerer Thaten zu vernichten ſcheinen, wenn er zu weit ausgedehnet wird; welche aber ganz wohl mit ihm beſtehen können, wenn er in ſeinen gehörigen Schranken angenommen wird; und wenn wir glauben, daß die Wahrheit noch verſchiedenen Zweifeln unterworfen ſey, und doch erkannt werden könne, und daß wir auf einen ſolchen Grund, wie die Ueberzeugung von unſern Vollkommenheiten iſt, zwar ein mäßiges Gebäude ſetzen, aber darum nicht eine groſſe und prächtige Laſt in die Höhe bauen dürfen. Ihre Aufmerkſamkeit, meine Herren, iſt mir deſto nöthiger, da ich mich nicht leichter von den allzuweit ausgedehnten Auslegungen meiner Rede befreyen kann, als wenn Sie mich gütig anhören, da ich den Satz ausführen will, daß das Vergnügen, das wir in uns über unſere Vollkommenheiten empfinden, die allerſicherſte Belohnung derſelben ſey.

Ich ſage Ihnen hiermit nichts anders, meine Herren, als was die alten Weltweiſen gelehret, und die neuern bekräftiget haben, daß nämlich die Tugend ihr eigener Lohn ſey. Dieſe prächtigen Worte, welche von mehr Leuten geredet, als verſtanden werden, über welche der Eigennutz ſpottet; auf welche die verlachte und hochmüthige Thorheit bey ihrer träumenden Selbſtzufriedenheit pochet; mit welchen ſich die Weiſen tröſten, und welche der Pöbel nicht begreifen kann, ſagen nichts anders, als: daß das Vergnügen, welches uns durch das Anſchauen unſerer Vollkommenheiten zuwege gebracht wird, der Lohn derſelben ſey; daß wir alsdann glückſelig ſind,

und

und daß unſere Tugenden ihre genugſame Vergeltung haben, wenn wir überzeuget ſind, daß wir etwas Gutes vollbracht haben, und wenn wir mit einer Zufriedenheit, welche der Zufriedenheit des Schöpfers ähnlich iſt, da er die Welt gebauet hatte, uns über unſere eigenen Werke freuen können. Denn was iſt ein Lohn ſonſt, als ein Vergnügen, welches uns einer guten Handlung wegen gemacht wird? In dieſem Begriffe ſtimmen ſowohl die Großmuth als der Eigennutz überein. Das glänzende Gold, der Bewegungsgrund, welcher die Niederträchtigen treibt, würde nicht von ihnen als die größte Belohnung angeſehen werden, wenn es ihnen nicht ſo vieles Vergnügen machte. Und die Großmuth würde nicht großmüthig ſeyn, wenn ſie nicht alles Gute deswegen thäte, weil ſie ſich daran vergnügte. Das Vergnügen, welches aus unſern guten Handlungen entſteht, iſt alſo ein Lohn derſelben. Denn wir würden nimmermehr zu dieſem Vergnügen gelangen, und unſere Seele würde dieſe Luſt ewig aus uns verbannet ſehen, wenn wir nichts gutes thäten. Nimmermehr würden wir die Wirkung ohne die Urſache derſelben erhalten.

Dieſe reizende Wolluſt der Seele, dieſe ſüße Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, iſt nicht diejenige trunkene Freude über ſich ſelbſt, welche die Thoren aufbläht, welche von der Selbſtliebe gebohren, und von eitlen Träumen unterhalten wird. Denn ſonſt hätte die Thorheit einerley Lohn mit der Tugend, und wäre darum noch glücklicher, weil ſie ſich deſto mehr über ſich ſelbſt freuet, je närriſcher ſie iſt, und weil ſie ſich nach eigenem Gutdünken ihre großſprecheriſchen Träume ausſinnen kann: da hingegen das Gewiſſen des Weiſen ſein Vergnügen nach ſeinen Vollkommenheiten mißt, und niemals ein größeres empfindet, als die Urſachen deſſelben, nämlich die Handlungen des Weiſen ſind. Prüfungen unſer ſelbſt, die Ueberzeugung von den Regeln, darnach wir gehandelt haben, eine wahrhafte Kenntniß des Guten und Böſen, ein Zeugniß in uns ſelbſt, daß uns die Vernunft und nicht die Begierden regieret haben; das müſſen die Urſachen eines gegründeten

Ver-

Vergnügens ſeyn, wenn es der Lohn unſerer Vollkommenheiten ſeyn ſoll. Hier ſind nicht ſüße Einbildungen, nicht ſelbſt erdachte Vollkommenheiten, nicht dunkle Vorſtellungen unſerer Thaten genug; wenn uns der Beſitz unſeres Lohnes gewiß ſeyn ſoll, wenn wir ohne Furcht wiſſen wollen, daß wir uns ewig an der Schönheit derſelben vergnügen werden, und daß unſer Vergnügen ſich nicht in Reue und Scham verwandeln wird. Sichere Urſachen müſſen unſer wahres Vergnügen von der tollen Einbildung anderer, eben ſo, wie die Wahrheit von den Träumen unterſcheiden. Wir wollen den Thoren ſich ſeinen eigenen Ruhm predigen laſſen. Was liegt uns daran, ob er ein ähnliches Vergnügen mit uns beſitzt, welches eine ſpäte Erkenntniß ſeines Selbſtbetruges endlich zerſtören, und welches die Tugend, deren Belohnungen er ſich anmaßet, an ihm rächen wird? Werden wir denn ein irdiſches Gut, welches wir durch unſern Schweiß erworben haben, deswegen weniger für einen Lohn unſerer Arbeit halten, weil ein fauler Erbe ein gleiches oder noch größeres Vermögen von ſeinen Vätern erlanget hat? Wir wollen uns alſo gar nicht bekümmern, ob Thörichte ſich über ihre thörichten Thaten vergnügen, oder nicht; denn wir ſind glücklich, daß wir ihr Vergnügen nicht haben. Der Begriff unſeres Vergnügens lehret uns, daß es ein Lohn unſerer guten Handlungen ſey: und der Begriff deſſelben wird uns lehren, daß dieſer Lohn der allerſicherſte iſt, den wir jemals hoffen und verlangen können. Denn was iſt ſicherer, als was man nothwendig erhalten muß, und niemals verlieren kann?

So lange Wirkungen und Urſachen durch ein unzertrennliches Band verknüpfet ſind; ſo lange eine Urſache allezeit ihre Folge und Wirkung zur gewiſſen Begleiterinn hat; ſo lange wird das Vergnügen über unſere guten Handlungen ein Lohn ſeyn, welchen wir nothwendig erhalten müſſen, wenn wir eine gute That vollbracht haben. Dieſes Vergnügen iſt ein ſolcher Lohn, welcher nicht willkührlich iſt, noch an dem Willen und Entſchluſſe eines Gebers hängt. Es iſt ein

Preis,

Preis, den wir mit unſern eigenen Händen ergreifen dürfen, ſo bald wir das Ziel erreichen, und den uns kein unbilliger oder unbeſtändiger Richter abſprechen kann. Es giebt andere Belohnungen, meine Herren, welche eben ſowohl, wie dieſes Vergnügen, Folgen unſerer guten Handlungen ſind. Unſere Geſundheit iſt eine Folge unſerer ordentlichen Lebensart; die Freundſchaft und Liebe anderer Menſchen iſt eine Folge unſerer Gefälligkeit, unſerer Bemühung, ihnen angenehm zu ſeyn, unſerer Menſchenliebe. Aber alles dieſes ſind Folgen, deren Urſache nur zum Theil in unſern Handlungen liegt, die wir zwar niemals durch das Glück allein erhalten, die uns aber von dem Glücke entriſſen werden können. Kann nicht eine anſteckende Luft, ein verbundendes Eiſen, ein zerquetſchender Stein, uns die Frucht aller dieſer Ordnung entreißen, dadurch wir unſern Körper zu erhalten geſucht haben? Kann nicht eine verleumderiſche Zunge, oder das thörichte Verlangen der Menſchen, daß wir ihrentwegen mehr thun ſollen, als wir können, daß wir unſere Ehre und unſere Redlichkeit unſerer Gefälligkeit aufopfern ſollen, die ganze Wirkung unſerer Menſchenliebe zernichten, und die gehoffte Freundſchaft und Liebe aller Menſchen in Haß gegen uns verwandeln? Alle Folgen unſerer Vollkommenheiten, die außer uns ſind, haben nur etwas von der Eigenſchaft nothwendiger Belohnungen an ſich. Der Grund derſelben aber iſt etwas Willkührliches, welches uns entzogen werden kann, und welches von der Verbindung derer Dinge, die außer uns ſind, und von dem Willen anderer herſtammet. Nur diejenige Belohnung einer That iſt nothwendig, deren ganzer und zureichender Grund in der That ſelbſt liegt, wo gar nichts von außen hinzu kommen darf, und wo das Glück ſich nicht mit unſern Vollkommenheiten gleichſam erſt vermählen muß, unſern Lohn gemeinſchaftlich zu erzeugen. Was iſt aber nothwendiger, als daß aus einer Vollkommenheit, die wir erkennen, Vergnügen entſteht? Weſern wir jemals wiſſen, was ein Vergnügen iſt, ſo können wir nicht leugnen, daß das Vergnügen ſeinen einzigen und ganzen Grund in der Empfin-

dung der Vollkommenheit habe; da alle Empfindung der Vollkommenheit das Vergnügen ſelbſt iſt. Wie können wir aber eine Vollkommenheit an uns haben, ohne daß wir ſie empfinden? Kann wohl eine gute That ohne Ueberlegung der Regeln und Bewegungsgründe derſelben geſchehen? Wahrhaftig, eine gute That würde nicht gut ſeyn können, wenn wir nicht den Willen gehabt hätten, eine gute That zu thun. Können wir aber dieſen Willen haben, und uns deſſen nicht bewußt ſeyn? Dieſes hieße, wollen und nicht wollen. Es iſt alſo nothwendig, daß wir das Gute unſerer Thaten, wofern es anders gut ſeyn ſoll, in uns empfinden; und wenn wir es empfinden, ſo iſt es nothwendig, daß wir uns daran vergnügen. Wie denn aber, wenn in unſerer Seele zugleich mit dieſem Vergnügen ein anderes Misvergnügen wohnte, welches uns unſern Lohn nicht genießen ließe, und welches das Vergnügen unſers Herzens unter tauſend traurigen Vorſtellungen erſtickte? Wäre dieſes ein Misvergnügen, das andere Dinge, als wir ſelbſt, und Unvollkommenheiten, die außer uns ſind, in uns erwecket hätten; ſo leugne ich, daß ein einziges Misvergnügen, das ſeinen Urſprung außer uns hat, ſo groß ſeyn könne, daß es ein Vergnügen, das aus uns ſelbſt kömmt, erſticken ſollte, wenn wir nur wahrhaftig gewiß ſind, daß wir etwas Gutes gethan haben. Alles vergnügt und betrübt uns nur in ſo weit, als es uns angeht; aber nichts geht uns ſo ſehr an, als wir ſelber. Fühlten wir aber zugleich in uns ein Misvergnügen über eine böſe, und ein Vergnügen über eine gute That; ſo müſſen wir unſere Vollkommenheiten deswegen nicht für unbelohnet halten, weil wir noch misvergnügt bleiben. Das Vergnügen, welches alsdann aus unſerer Bruſt entweicht, nimmt gewiß einen gleichen Theil vom Misvergnügen mit ſich hinweg. Sollten wir denn alſo nicht für unſer Gutes belohnet ſeyn, wenn wir an ſtatt einer großen Laſt vom Misvergnügen nur einen Theil ertragen dürfen? Wir empfinden ſo viel Vergnügen, als uns Misvergnügen benommen wird. Und wir ſind bey der Empfindung einer Vollkommenheit ſo viel glücklicher, als

wir

wir unglücklicher ohne die Empfindung derſelben ſeyn würden. Ja auch, wenn unſere Abſichten ihres Zweckes verfehlen, wenn die äußerlichen Umſtände der Dinge unſere Handlungen, ohne unſere Schuld, wider uns oder unſere Freude kehren; ſo wird dieſe Zufriedenheit dadurch nicht außenbleiben, welche unmittelbar aus der Schönheit unſerer Abſichten folget; welche nicht darauf beruhet, was aus unſern Unternehmungen mittelbar herfließt, ſondern welche ſich an der Quelle derſelben ergetzet. Ein Baumeiſter bleibt noch immer in der Ueberzeugung, daß er ein ſchönes Gebäude aufgeführet hat: wenn gleich eine unvermuthete Feuersbrunſt ſein Werk einäſchert, ehe es ganz zu Ende gebracht war, und wenn gleich ſeine Bemühungen und Unkoſten verloren gehen. Und jeder Tugendhafte genießt den Lohn des Guten, das er unternommen hat, wenn gleich Zufälle oder Bosheit den Nutzen deſſelben gehindert, ja ihn ſelbſt durch ſeine eigene That äußerlich unglücklich gemacht hätten.

So ſicher iſt uns alſo dieſer Lohn unſerer Vollkommenheiten, daß wir nimmer fürchten dürfen, ihn zu verfehlen. Unſere Hoffnung von ihm wird niemals betrogen. Ja, wir haben nicht einmal die Hoffnung vonnöthen. Denn dieſer Lohn unſerer Tugend iſt nicht erſt künftig. Er iſt ſo gegenwärtig, als dasjenige, was wir thun. Er fängt mit unſerm Werke an: aber er endigt ſich nicht damit, ſondern er dauert, ſo lange wir nur das Andenken unſerer That in uns erhalten wollen. Und nichts, als wir ſelbſt, kann uns dieſes Vergnügen vermindern. Denn ſo ſicher uns dieſer Lohn in der gegenwärtigen Zeit iſt, weil wir ihn nothwendig erhalten müſſen; ſo ſicher iſt er uns auch für die Zukunft, weil wir ihn nicht verlieren können. Und wie können wir etwas verlieren deſſen Urſache beſtändig fortwähret? Das Gute in unſern Handlungen iſt der Grund unſers Vergnügens; das Gute, das auf unveränderlichen und ewigen Regeln beruhet, die der Himmel ſelbſt, und der denſelben erfüllet, nicht umſtoßen kann. Niemals kann etwas böſe werden, welches einmal gut geweſen iſt. Dieſe Redlichkeit der Abſichten, nach denen wir ge-

handelt haben, bleibt allezeit Redlichkeit. Unter einem Unglücke, welchem wir mit allen Kräften widerstanden haben, dessen Streiche wir schon oft aufgehalten, das uns aber doch endlich getroffen hat, behalten wir noch das Vergnügen, daß wir uns tapfer gewehrt, und uns nicht selbst dem auf uns fallenden Unglücke verrathen haben. Cicero hatte noch immer Rom erhalten, auch da es schon gefallen war. Es schadete nichts, daß es Cäsar unterdrückte. Cicero war noch allezeit dieser treue Vater des Vaterlandes, welcher es den Klauen des Catilina entrissen hatte. Dieses Vergnügen über seine Treue währte noch, da Rom schon seinen andern Tyrannen in die Hände kam; und es erstarb nicht eher, als mit ihm selber; ob gleich der Vortheil, den das Vaterland dadurch erhalten hatte, schon lange vorher erstorben war. Denn hat man einer Tochter deswegen weniger das Leben gegeben, weil sie vor uns gestorben ist? Ja, da unsere Seele, wie uns Vernunft und Offenbarung lehren, eine solche Unsterblichkeit hat, daß sie nach dem Tode nicht allein lebet, sondern auch gedenkt, wer sie vor dem Tode gewesen ist; so muß das Vergnügen über das Gute, das wir hier gethan, noch ein Theil des Lohnes in der Unsterblichkeit, und gewiß nicht der geringste Theil desselben bleiben. Denn wie groß muß das Vergnügen nicht seyn, in seinen Thaten den Quell aller der andern Glückseligkeiten zu sehen, die wir dort hoffen?

Warum wollen wir also nicht diesen Lohn suchen, meine Herren, welcher uns so sicher ist, welchen uns niemand vorenthalten noch entreißen kann, und bey welchen wir doch nicht zu besorgen haben, daß wir eines Eigennutzes beschuldiget werden könnten? Nach diesem Lohne zu jagen, das ist eben die Großmuth, die die rechte Mutter wahrhaftig guter Handlungen ist. Denn etwas ohne Lohn thun, ist eine Thorheit. Einen so edlen Lohn aber zu suchen, als das Vergnügen ist, etwas Vollkommenes gethan zu haben; dieses heißt wahrhaftig seine Größe und seinen Lohn nicht außer sich suchen, sondern sich selber belohnen.

Zweyerley Gestalten
in
Einer Person.

Vorerinnerung.

Dieſer moraliſche Aufſatz iſt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 1742 ohne Namen des Verfaſſers gedruckt. Hier erſcheint er mit einigen nöthigen Veränderungen.

Man wies mir neulich ein abgenommenes Marienbild, welches ſo gemacht war, daß man es auf einer Spille herumdrehen konnte, und welches zwey Geſichter hatte, ein lächelndes und ein trauriges. Dieſes erinnerte mich an einen Einfall des Herrn von Marivaux. Es giebt Männer, ſagt ein Frauenzimmer in einer ſeiner Komödien, welche zwey Geſichter haben. Außer ihrem Hauſe zeigen ſie allezeit ein lächelndes und freundliches, bey ihrer Frau allein ein mürriſches und verdrießliches. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo giebt es mehrere Geſchöpfe mit zweyerley Geſichtern, als die Marienbil-

der und die Männer; und es ist vielleicht eben deswegen nicht viel davon geredet worden, weil es theils unmöglich ist, diese vielfachen Gestalten alle zu nennen, theils auch, weil es schwer fällt, dabey nicht vieles von sich selbst zu sagen. Denn es giebt in der That so vielerley Ursachen, welche einen Menschen zum **Proteus** machen, daß ich glaube, man könne kaum für sich selbst stehen, wenn die Frage ist, ob man nicht in gewissen Absichten ganz verschiedene Gestalten habe. Eine Frau, die das Seltne liebt, darf deswegen auf ihren Mann nicht stolz werden, wenn sie ein doppeltes Gesicht an ihm findet. Und eine solche, welche untröstbar ist, wenn ihr eine Gesellinn ihres Unglücks fehlt, hat Ursache, sich nicht allein zu trösten, sondern auch zu vergnügen, wenn sie die Ungelegenheit, die ihr ein solcher doppelter Mann verursacht, gegen dasjenige hält, was andere zwingt, über dergleichen zweyerley Gestalten Beschwerde zu führen.

Damit ich dem schönen Geschlechte ungestört seinen Rang lasse, und auch dem Frauenzimmer des **Mercvaux** auf ihre Klagen über die Mannspersonen antworte; so muß ich wohl bey dem Frauenzimmer mit meinen Schildereyen den Anfang machen.

Es giebt unter demselben noch mehr Personen mit zween Gestalten, als solche, die sich über ihr natürliches Gesicht ein anderes und schöneres malen. Es giebt solche, die öffentlich sehr ernsthafte Gesichter tragen, und die freundlichen aufheben, bis man ohne Zeugen mit ihnen sprechen kann. Ihre Blicke sind nur in Gesellschaft eingezogen, und ihre Wangen pflegen nur in Gesellschaft zu erröthen. Denn sie erröthen nicht darum, weil man ihnen etwas sagt, sondern weil man es ihnen vor den Leuten sagt. Vor den Leuten sind sie spröde, sie entrüsten sich, sie geben kurze Antworten, und wenden sich weg. Die Einsamkeit aber verändert sie. Sie fangen selbst zu schmeicheln an, sie lachen über das, worüber sie sonst zornig

nig werden; ſie finden kein Ende, ſchöne Dinge zu ſagen, und an ſtatt zu fliehen, laſſen ſie ihre Hände in der Gewalt ihres Beſtreiters. Sie ſind, wie viele Blumen, die eine andere Farbe zu haben ſcheinen, wenn ſie in der Sonne ſtehen, und eine andere, wenn ſie im Schatten verſteckt ſind.

Die **Lauretten** ſind Perſonen, deren zwo Geſtalten ſich nur wenig von der vorhergehenden Art unterſcheiden. Gegen den einen Liebhaber ſind ſie ſtreng und tugendhaft. Sie antworten ihm auf ſeine Liebeserklärungen mit Sittenſprüchen, wo nicht gar mit Verweiſen. Ihn wiſſen ſie zu überreden, daß er an ihnen allein die unüberwindliche Keuſchheit und den Widerſtand angetroffen habe, den er ſo oft geſucht und nicht gefunden. Die ganze Urſache aber, warum ſie ſo tugendhaft bleiben, und die Penelope ſo wohl vorſtellen können, iſt, weil ſie dieſe Larve zuweilen in den Armen eines andern Liebhabers von ſich legen. Der Herr von Gedorn bildet die Lauretten folgender Geſtalt ab:

Sie widerſteht der Schmeicheley,
Und was noch mehr, auch den Geſchenken.
Warum? — Sie ſelbſt iſt nicht mehr frey.
Und kann an Guido nur gedenken;
An Guido nur, der ihr gefällt,
Und jenem ſchon zuvor gekommen.
Drum wird vor Giamund, vor der Welt
Ein Ernſt voll Keuſchheit angenommen;
Ein unerheitertes Geſicht,
Ein Wohlſtand, der in Ehrfurcht ſetzet,
Und Tugend, Ehrbarkeit und Pflicht
Viel höher, als das Leben, ſchätzet.

— Umsonst ist seine Redekunst,
Umsonst sein Flehen und Versprechen.
Nichts, nichts erwirbt ihm ihre Gunst,
Nichts kann den frommen Vorsatz brechen. .....
So züchtig sind zu aller Zeit,
So unerbittlich viele Schönen,
Die doch den Wahn der Grausamkeit
In eines Dritten Arm verhöhnen.

Andere Frauenzimmer machen in Gesellschaft über alles, was geschieht, vergnügte Gesichter; und erst zu Hause kommen die höhnischen Gebärden nach, wodurch sie ihren Unmuth darüber zu verstehen geben. Man sollte meynen, sie wären wie der Schäfer, der von seiner Schäferinn eine Maulschelle bekam, und dieselbe anfangs nicht zu fühlen schien, aber bey der Wiedererinnerung, ein Paar Stunden hernach, die bittersten Thränen weinete.

Insonderheit ist es eine merkwürdige Verwandelung, welche Boileau beschreibt:

Dir wird sie spröden Stolz und ein verdrießlich Schweigen;
Doch andern Anmuth, Huld und scherzhaft Wesen zeigen.
Es ist für andre bloß, daß Gold und Stoff sie ziert,
Daß man das Roth vermalt, die Schminke stark verschmiert;
Daß sich um ihren Kopf geübte Finger rühren,
Ein künstliches Gebäu von Haaren aufzuführen.
Du darfst den ganzen Tag nicht in ihr Zimmer gehn.
Soll ja dein keuscher Schatz dir einst zu Dienste stehn;
Geduld, mein guter Mann, bis sie das Schlafzeug träget,
Und ihre Schönheit erst auf ihren Nachttisch leget;

Bis ihre Lilgenhaut, der Wangen Roſenpracht,
Die nun der Wäſcher holt, vier Tücher ſchwarz gemacht!

Den gröſsten Beyfall wird, glaube ich, dieſe Lehre von den zwoen Geſtalten bey den Verheuratheten finden; denn die meiſten werden durch eigene Erfahrung, nur allzubald nach der Hochzeit, von ihrem Daſeyn überführt. Wenn es darauf ankömmt, ein Herz zu erobern, ſo nimmt ein jeglicher Tugenden an, die ſonſt ſein Lebtage nicht in ſein Haus gekommen ſind. Der Geizige vergiſst ſeine Sparſamkeit, und kauft ſich etliche Galanteriewaaren. Der Verſchwender lernet etliche Regeln von der Häuſhaltung, und der Grobe etliche Complimente auswendig. Er geht hierauf zu ſeiner erwählten Liebſten, ihr ſein Anſuchen vorzubringen. Die hat ſchon unter der Hand Nachricht von ſeinen Abſichten erhalten, und ſtellet ſich an, als ob ſie gerade ſo beſchaffen wäre, wie er ſie haben will. Will er ſie häuſhältig, ſo entſchuldigt ſie ſich, daſs ſie ſich nicht darzu angezogen, einen ſo vornehmen Beſuch anzunehmen. Sie hat heute zu thun, es iſt alles unruhig bey ihr. Sie entfernet ſich ohne Noth von ihm, und geht nach einer einzigen Sache etliche mal. Sie thut geſchwinde Schritte, ruft die Mägde, keift ein wenig zur Probe, und entläuft ihm ſo gar mitten in der Liebeserklärung, um zu ſehen, was in der Küche fiel, und ob nicht etwa ein Topf zerbrochen iſt. — — — Will er eine artige Frau, eine ſolche, die zu leben weis; ſo wird alles weggeworfen, was nach der Küche riecht. Sie ſitzt vier Stunden auf Einer Stelle ohne zu jähnen, ſie entſchuldigt ſich, daſs ihre Köchinn den Caffee nicht ſtark genug gemacht hat. Wenn ſie kaum drey Worte franzöſiſch reden kann, ſo redet ſie das Deutſche ein wenig auf franzöſiſche Art, damit es das Anſehen bekomme, als ob ihr dergleichen Redensarten aus der franzöſiſchen Sprache anhiengen.

Diese Verstellung währet bis nach dem Hochzeittage; und Bräutigam und Braut legen zugleich mit ihrem Kranze ihre Bescheidenheit, ihre Höflichkeit, ihr gelaßnes Wesen, ihre Häuslichkeit wieder ab. Sie sind denenjenigen jungen Eheleuten nicht unähnlich, welche am Hochzeitabende ihre Zähne ausnahmen, die Haare vom Kopfe thaten, das Eine Auge aushuben, das Eine Bein abschnalleten, und alles zusammen, wodurch sie einander schön und liebenswerth geschienen hatten, von sich auf den Tisch legten.

Die Mannspersonen sind nicht ungeschickter, sich zu verwandeln, als das Frauenzimmer. Ein Mann, welcher den ganzen Morgen in den Vorzimmern seiner Patronen mit tiefen Verbeugungen, mit Reden von Ergebenheit, Gehorsam und Unterthänigkeit zugebracht, der immer aus Ehrerbiethigkeit mit einer leisen und furchtsamen Stimme gesprochen; kömmt nunmehro nach Hause, die Besuche anderer Leute anzunehmen. Auf einmal flieht die Gefälligkeit, die Ergebenheit, das einnehmende und schmeichelnde Wesen, das vorher an ihm erschien, aus seinem Angesichte, und macht einer stolzen Ernsthaftigkeit Platz. Seine Stirne, die vorher ganz aufgeklärt und glatt gewesen, altert auf Einmal, und zieht sich in Runzeln. Sein Leib wird steif, und er verlernet die Kunst, sich tief zu bücken. Seine Stimme wird stärker und beherzter, und er redet nunmehro von Dienstwilligkeit und Vorsorge. — Unterdessen ist dieses eine Verwandlung, welche am ersten zu entschuldigen ist. Die Gewohnheit und das Ceremoniel, welche sich auf die verschiedenen Verhältnisse der Menschen gegen einander gründen, machen diese Verkleidung nothwendig. Daher geschieht es oft, daß keine von diesen beyden die wahre Gestalt desjenigen Menschen ist, der sie annimmt; sondern daß er noch eine dritte Gestalt hat, welche er unter guten Freunden zeiget, und die weder so demüthig, wie die erste, noch so stolz, wie die zweyte, in die Augen fällt.

Aber

Aber wenn ein anderer, ohne daß ihn dergleichen Geſetze zwingen, dasjenige aus eigenem Triebe thut, was jener, der Gewohnheit zu gefallen, thun mußte; wenn es ſcheint, als ob er eine ganz andere Sprache mit ſeinen Bedienten redete, als diejenige, worinnen er mit andern Leuten ſpricht; wenn er ſo viel Schimpfwörter gegen die Seinigen ausſtößt, als er den Tag über Höflichkeitsbezeigungen an Fremde gemacht hat; wenn er bey andern Leuten ſich alles gefallen läßt, und ſich niemals entrüſtet, und hingegen, ſo bald er in ſein Haus tritt, ſeine Gemüthsbewegungen wieder aus den Klüften herausläßt, worinnen er ſie angefeſſelt hatte; wenn ihm alsdann niemand mehr etwas recht machen kann, und kurz, wenn er in Geſellſchaft verträglich, und zu Hauſe jachzornig iſt: ſo kömmt mir ein ſolcher Mann einigermaßen als das Wiederſpiel des Girot bey dem Boileau vor. Derſelbe bezeigte ſich ſehr ſtolz, wenn er als ein Schweizer an der Kirchthüre mit der Hellebarte Wache ſtund; und ſo bald er nach Hauſe kam, ſich wieder in den unterthänigen Lakey eines Geiſtlichen verwandelte:

Valet ſouple au logis, fier huiſſier à l'egliſe.

Ein ſolcher Mann aber iſt den ganzen Tag über ein unterthäniger Diener aller Leute; hingegen wenn der Abend kömmt, und er ſich in ſeine vier Pfähle verfügt hat, ſo fehlt ihm zum Schweizer nichts weiter, als der Bart und die Hellebarte, deren Stelle doch zuweilen ein Stock zu vertreten pflegt.

Ein anderer iſt nur außer ſeiner Wohnung beredt; er verſtummet, ſo bald er über die Schwelle tritt, und ſeiner ordentlichen Zimmer und ſeines täglichen Hausrathes anſichtig wird.

Noch andere hören und ſehen nur bey andern Leuten. Zu Hauſe aber ſind ſie taub und blind, und müſſen geſtoßen werden, wenn ſie etwas wahrnehmen ſollen.

Eine

Eine ganz sonderbare Gattung von Leuten ist noch diejenige, welche nur vor den Augen anderer ordentlich ist. Man sollte meynen, wenn man einen solchen Menschen sieht, daß er nicht die geringste Sache an der unrechten Stelle dulden könnte, da kein Haar an ihm am unrechten Orte liegt; daß er nie die geringste Unsauberkeit vertragen könnte, da er kein Fäschen auf seiner Kleidung leidet; und daß er nicht das geringste Geschäffte versäumen, und alles zur gehörigen Zeit thun würde, da er alle seine Schritte abmißt. Indessen ist es oft mehr als zu gewiß, daß er seine ganze Ordnung außer sich trägt, und daß er sie nur öffentlich zeigt. Man bekommt ihn in ganz anderem Lichte zu sehen, wenn man sein Zimmer eröffnet. Man sieht seine Bücher in ganz anderer Ordnung als seine Haare. So reinlich seine Kleidung war, so staubicht ist sein Zimmer, und wenn er seine äußersten Kleider wegiegt, so kommen unter denselben sehr schmutzige und zerrissene hervor. Wer sollte nun wohl entscheiden können, ob ein solcher Stutzer ordentlich oder unordentlich zu nennen ist; zumal da er bey diesen abgemessenen Schritten seine Angelegenheiten in Verfall gerathen läßt, die er durch einen einzigen Gang in gutem Stande erhalten konnte?

Ich übergehe viele dergleichen Schildereyen, damit ich noch Zeit haben möge, die Ursachen zu untersuchen, aus welchen diese Maskerade in ihrer Auffuhrung entsteht. Wenn ich nicht eben die sonderbarsten angeführt habe, so muß man bedenken, daß die bekannteren deswegen einen Vorzug verdienten, weil sich aus ihnen am leichtesten schließen läßt, wie allgemein die Gewohnheit ist, zweyerley Gestalten zu haben.

Ob aber gleich die Verstellung die erste Ursache ist, die einem beyfällt, um diese Gewohnheit zu erklären, so ist es, dünket mich, doch nicht die einzige. Indessen müssen wir sie nicht vergessen, weil die Begierde, anders zu scheinen, als

man ist, sehr oft verursacht, daß der Mensch sich ganz unähnlich wird. Es findet z. E. ein Mensch den Fehler an sich, daß er von Natur mürrisch, und in Gesellschaft unangenehm ist. Durch langen Zwang erhält er endlich so viel über sich selbst, daß er bey Fremden sich gefällig bezeigt, daß er freundlich thun, und so reden lernet, wie es die Gesellschaft gern haben will. So bald er zu Hause ist, kömmt er wieder in seine Gelassenheit. Sein Geist, den der lange Zwang beschwert, wird müde, eine Gefälligkeit nachzuahmen, die ihm nicht natürlich ist. Er hat hundert Frauenzimmer den Tag über angelächelt, er hat ihnen gesagt, daß sie schön sind; nur für seine Frau bleibt ihm nichts zu sagen übrig. An statt daß andere bey vielem Stolze und einer angenommenen Sprödigkeit viele Schmeicheleyen von ihm erhalten, kann seine Frau allein mit ihren größten Liebkosungen nicht ein angenehmes Wort von ihm erpressen. Es wäre zu hart, wenn man die Gewalt, die er sich anthut, wider seine Natur gefällig zu seyn, mit Spöttereyen über seine Selbstbezwingung belohnen wollte. Indessen glaube ich, daß bloß, um die Gleichheit im Ehestande zu erhalten, einem solchen Manne nicht unrecht geschieht, wenn er eine geschmälerte Hausehre hat. Wie er nur für andere Leute, und nicht für seine Gattinn freundlich und angenehm ist; so ist auch sie alsdann nur für andere Leute, und nicht für ihren Mann, schön und reizend. Er kömmt nach Hause, und legt mit seiner Perücke und seinen Staatskleidern seine ganze Höflichkeit und Geselligkeit ab. Sie kömmt vom Besuche zurück, und legt ihre Rosen und Lilien auf den Nachttisch. Er geht mürrisch, und sie häßlich zu Bette. Er küsset mit einem verdrießlichen Munde ihr gelbes Gesicht. Was hat ein so gleiches Paar wohl immer einander vorzuwerfen? Außer, daß vielleicht die Frau sich noch beschweren kann, daß er erst, wenn er ausgeht, vor der Thürschwelle, sein freundliches Gesicht wieder annimmt; da sie doch schon, ehe sie aus ihrem geheimsten Zimmer hervorgeht, ihre Schönheit von neuem anzieht. Ich

will

will hier nicht von derjenigen Verstellung reden, dadurch man nicht sowohl seine Fehler gut zu machen, als andere zu betriegen sucht. Einer solchen Verstellung ist es natürlich, daß sie dem Menschen zweyerley Gesichter giebt. Denn er sucht dasjenige, was an ihm häßlich ist, nicht auf beständig zu bedecken, sondern nur eine Zeitlang zu verbergen; damit er es hernach, wenn es sein Eigennutz zuläßt, desto bequemer wieder annehmen könne.

Eine andere Ursache der Veränderungen an einem Menschen ist seine natürliche Trägheit. Wir fangen an, uns zu vernachläßigen, so bald nichts mehr außer uns ist, das uns sonderlich anspannet, und uns aufmuntert, unsere Gedanken in einem beständigen Gange zu erhalten. Wenn dieses wegfällt, so verlieren wir Freundlichkeit, Artigkeit, Sprache, alles auf Einmal. Es muß gewiß schon eine geschäfftige Seele seyn, die sich selbst in Bewegung erhält. Daß uns aber zu Hause nur fremde Gegenstände zu ermuntern pflegen, kömmt daher, weil wir lauter gewohnte Dinge daselbst sehen, und weil diese, selbst bey vielen Reizungen, uns eben so wenig rühren, als die schönste Aussicht aus einem Fenster, aus dem wir alle Tage seit vielen Jahren gesehen haben. Diese Nachläßigkeit werden wir am meisten bey denenjenigen finden, die einen großen Theil des Tages auswärts, und zwar beständig unter Angelegenheiten, verbringen, welche dem Geiste viel zu thun geben. In diesem Falle ist es kein Wunder, wenn ein Mensch, der den ganzen Tag gesprächig gewesen, still schweigt, so bald er nach Hause kömmt. Er thut nichts anders, als derjenige, der, wenn er den ganzen Tag gegangen oder gestanden, sich auf einen Lehnstuhl setzt, und die Beine über einander legt, ohne daß er leichtlich Lust bekömmt, wieder aufzustehen. Ein solches Stillschweigen, oder

selbst

ſelbſt ein ſolches mürriſches Weſen, iſt nicht dem natürlichen Charakter zuzuſchreiben, es rührt auch nicht eben daher, daß man zu Hauſe verdrießliche Dinge vor ſich hat; ſondern es iſt bloß die Folge von einer Ermüdung der Seele, und verdient alſo eher unterbrochen als getadelt zu werden. Denn ein Menſch, der ſich noch ſo ſehr ermüdet hat, wird dennoch ſeine Glieder in Bewegung bringen, wenn ihn nur etwas antreibt, das deſſen werth iſt. Und ein ſolches verdrießliches Geſicht iſt ebenfalls leicht wieder aufzuklären, wenn es nur einen Antrieb hat, und wenn es bey der Müdigkeit der Seele etwas anders als ſtumme Wände und ſtumme Perſonen zu ſehen bekömmt. Hingegen kann eine Seele, die an ſich ſelbſt munter iſt, unmöglich ſtets in Ruhe bleiben, wenn auch nichts da iſt, das ſie rühren und aufwecken könnte. Wenn alſo ein munterer Menſch ſehr ſelten außer ſeinem Hauſe iſt, und doch in demſelben beſtändig eine verdrießliche Mine und eine ſtumme Zunge behält, ſo müſſen wohl andere Urſachen da ſeyn, als die natürliche Trägheit und die Ermüdung der Seele.

Die wichtigſte davon iſt wohl dieſe. Die Geſichter der Menſchen haben eine Sympathie unter einander, die ſich darinnen von allen andern Sympathien unterſcheidet, daß ſie ſich aus ganz natürlichen Urſachen erklären läßt. Ein Geſicht richtet ſich nach dem andern; und ein einziger Menſch kann, durch eine ausnehmende Freude oder Traurigkeit in ſeinem Geſichte, eine ganze Geſellſchaft traurig oder luſtig machen. Denn wenn die Seele eine traurige oder verdrießliche Geſtalt gewahr wird, ſo hat ſie traurige und verdrießliche Empfindungen; wofern nicht dieſe Geſtalt, ſelbſt durch ihr trauriges und verdrießliches Weſen, etwas zu ihrer Vollkommenheit beyträgt. Es kann alſo geſchehen, daß ein

Mensch, der weder von Natur verdrießlich, noch ermüdet ist, dennoch sein Gesicht zu Hause aus der allerfreundlichsten in eine mürrische Gestalt verwandelt; wenn er nämlich ein mürrisches Gesicht erblicket. Sein Haus ist alsdann eine Höle, in der ein gewisser Dampf aufsteigt, der allen, die hineintreten, eine Todtenfarbe giebt. Diejenigen Personen, die zu einem mürrischen Gesichte Anlaß gegeben, sind alsdann eben so wenig berechtigt, sich darüber zu beschweren, als sie sich über ihren Spiegel beschweren können, wenn er ihnen ein mürrisches Gesicht zeiget. Denn wenn sie ihm kein verdrießliches Antlitz wiesen, so würden sie auch keines zu sehen bekommen.

Der junge Herr.

Vorbericht.

Dieſe ſatyriſche Schrift, welcher der Verfaſſer die Form eines Wochenblattes gegeben, iſt 1741 und 42 in verſchiedenen Theilen der **Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes** gedruckt worden. Den Namen **junger Herr** hat man nicht ungeſchickt befunden, den Begriff des franzöſiſchen Petit-maitre auszudrücken, und er iſt jetzt im Deutſchen üblich. Die Schwachheiten und die brauſenden Thorheiten des jungen Herrn konnten nicht beſſer dargeſtellt werden, als wenn man ihn ſelbſt redend einführte, und ihn bisweilen mit ſeinem Witze die geſunde Vernunft beſtürmen ließ. Doch hat der Verfaſſer auch hierbey einige kritiſche Anmerkungen anzubringen gewußt, beſonders in dem letzten Briefe, welcher die Nachahmung der Natur im Tanzen betrifft.

Dieſer junge Herr hat andern Verfaſſern zu zwey verſchiedenen Schreiben Anlaß gegeben, die ſich gleichfalls in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes befinden. Das eine betrifft eine Hiſtorie der Moden, und das andere entdeckt dem jungen Herrn, im Namen eines Frauenzimmers, was ihm noch fehle, um ein vollkommener junger Herr zu ſeyn.

Weil aber dieſe Briefe nicht einerley Verfaſſer mit der gegenwärtigen Schrift haben, und auch zu ihrer Aufklärung nicht nothwendig ſind, ſo hat man ſie derſelben nicht beyfügen wollen.

Erſtes Stück.

Daß ich ſinnreich bin, daran kann niemand zweifeln, ohne die Höflichkeit und Ehrerbiethigkeit gegen das reizende Geſchlecht, gegen die Schönheit, und gegen alles, was bey Leuten meines gleichen allein für heilig gehalten wird, zu beleidigen. Calliſte, das ſchönſte Frauenzimmer in der ganzen Stadt, welches alſo auch in der ganzen Stadt am wenigſten unrecht haben darf, hat mir unter die Augen geſagt, daß ich ein ſcharfſinniger Kopf wäre; da ich mich ſtellte, als ob ich die Liebesgötter ganz augenſcheinlich auf den Stralen ihrer Augen ſich herab ſenken, und nach meinem Herzen zueilen ſähe. Ein ſchönes Frauenzimmer hat ſo wohl das Recht, ſinnreiche Leute zu creiren, wenn ſie gleich ſelber nicht ſinnreich wäre, als ein Pfalzgraf das Recht hat, Notarien zu machen, wenn er ſelbſt gleich keine Teſtamente und Vergleiche machen könnte. Außerdem aber iſt Calliſte eben deswegen das ſinnreichſte Frauenzimmer, weil es das ſchönſte iſt. Denn wie wollte ein ſchöner Mund etwas anders, als was ſchönes, reden können? Ich wollte noch ſelber daran zweifeln, daß ich ſinnreich wäre, wenn Calliſte es zu einem andern geſagt hätte, als zu mir, mit dem ſie doch unter allen ihren Bekannten am vertrauteſten redet. Wenn ich alſo

also dieses zum voraus setze, daß ich sinnreich bin, so habe ich ein Recht, Unterricht vom Sinnreichen zu geben. Und wem dieses noch nicht genug wäre, der könnte schon daraus, daß ich etwas schreibe, schließen, daß ich es nothwendig auf Befehl eines Frauenzimmers thun muß. Mein Gewissen kann mir seit langer Zeit nicht ein einziges Unternehmen Schuld geben, welches nicht die allergeselligste und vollkommenste Absicht in der Welt zum Grunde gehabt hätte, nämlich dem Frauenzimmer zu gefallen. Ich habe lange Zeit, um niemanden anders, als diesem angenehm zu seyn, gute Bissen gegessen, Wasser und Wein getrunken, mit Gold verbrämte Westen, ein lockichtes Haar und einen zusammengewickelten Hut, und nach Gelegenheit auch rothe Absätze getragen. Die Schönen allein zu verbinden, bin ich durch die Gassen von Hause zu Hause zum Besuche gegangen, habe ihnen schöne Dinge erzählet, und hernach gefragt, welche Zeit es sey; um von ihrem schönen Munde die Minuten ablündigen zu hören, die ihre Uhr anzeigte. Diesen zu gefallen, habe ich endlich geschlafen, geträumet, mich angezogen, und kurz zu sagen, gelebt. Ich bin von mehr, als zehn Schönen, zum Schreiben privilegirt. Uebrigens habe ich auch Erfahrung genug, daß ich Unterricht geben kann, wie man das Sinnreiche anzubringen hat, daß es seine rechte Stärke bekömmt; da ich täglich wohl funfzehn schöne Frauenzimmer besuche, und ihnen nichts, als sinnreiche Einfälle, vorsage. Wenn man aber finden würde, daß ich von den übrigen Leuten, die sich unterfangen haben, etwa Regeln vom Sinnreichen zu geben, abgehe; (wiewohl ich mir die Mühe nicht gegeben habe, einen davon zu lesen,) so möchte folgendes ungefähr die Ursache davon seyn. Jene guten einfältigen Leute haben zum Grunde gesetzt, daß man bey seinen Einfällen die Kunst verstecken müsse; und dieses haben sie ungezwungen genennet. Aber welche Kunst hat wohl sonst diese wunderliche Regel, daß man sie verstecken soll? Warum wollen wir sie denn dieser angenehmen Kunst, sinnreich zu reden, aufbürden, und sie dadurch in die Gefahr setzen, daß Einfältige glauben, sie hätten

unsere

unſere größten und wunderbarſten Einfälle auch hervorbringen können? Iſt es nicht ſelbſt an den Werken der Natur etwas liebenswürdiges, wenn ſie der Kunſt ſo ſehr nahe kommen, daß man ſchwören ſollte, ſie hätten durch die Natur nicht hervorgebracht werden können, und die Kunſt hätte auch ihren Antheil daran? Wollen wir nun das Anſehen der Kunſt an den Werken der Kunſt ſelbſt haſſen, da wir es an den Werken der Natur loben? Ich komme nunmehr zu meinem Zwecke.

Das Sinnreiche fällt uns entweder von ſich ſelbſt ein, oder man ſuchet es. Wenn man fragen will; welches von beyden höher zu achten ſey? So iſt es eben die Frage, als wenn man unterſuchte; ob diejenigen Kräuter höher zu achten ſind, die von ſich ſelbſt wachſen, oder die man ſäet? Was das Sinnreiche betrifft, das einem von ſich ſelbſt einfällt, ſo iſt es zwar ganz gut, und einige, die viel auf etwas Ungezwungenes halten, wollen es gar für die beſte Art davon ausgeben. Aber dieſe Art mag ſo gut geheißen werden, als ſie will; ſo macht ſie wahrſcheinlich einem Menſchen die größte Ehre eben nicht. Das Glück hat allzuviel Antheil daran, und der Menſch faſt gar keinen. Ich würde übel zufrieden ſeyn, wenn meine Haare von Natur ſo kraus und ſchön wären, als ich ſie für acht Thaler des Jahres trage; und wenn ich nicht wenigſtens die Ehre hätte, eine ſchöne Wahl an meinem Perückenmacher getroffen zu haben. Wenn mein Haar auch von Natur noch ſo kraus wäre; ſo könnte es doch ſo ſchön nicht ſeyn, als es durch meinen Befehl und mein Stilleſitzen vor dem Spiegel wird. Wie will alſo ein Einfall, der mir von ungefähr gekommen, ſo ſchön ſeyn, als derjenige, den ich mit allem Vorſatze zugeſchnitten habe? Ich kann von dieſer erſten Art von Einfällen auch nicht viel Regeln geben, wenn man ſie anbringen ſoll; weil man nicht weis, wenn ſie einem beyfallen werden.

Die einzige iſt, daß man ſie ſo oft vorbringen ſoll, als ſie einem einfallen; und daß man gar keinen bey ſich behalte,

und ſich an Zeit und Ort im geringſten nicht kehre. Ein jeder, der eine Scharfſinnigkeit unterdrückt, begeht einen Kindermord, wovon er allen Leuten, welche gerne witzige Einfälle hören, Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt. An ſtatt, daß manche Leute ſich in den Kopf geſetzt haben, daß es gewiſſe Gelegenheiten gäbe, wo die Ernſthaftigkeit der Sache, oder die Betrübniß und die Beſtürzung, darinnen ſich die Geſellſchaft befindet, oder der Stand und das Anſehen der Perſonen, mit denen man redet, einen hindern ſollten, etwas Sinnreiches zu ſagen: ſo muß man ſich es lieb ſeyn laſſen; wenn einem bey ſolchen Gelegenheiten etwas einfällt, welches unſern Eifer für den Witz, unſere Munterkeit, und unſere freye Aufführung ſo deutlich zeigen kann. Unſer aufgeräumtes Weſen leuchtet vielmehr in die Augen, wenn es ſich mitten unter ernſthaften oder niedergeſchlagenen Gemüthern ſehen läßt, und wenn wir die Kühnheit haben, zu ſcherzen, wo niemand einmal das Herz hat, fröhlich und vergnügt zu thun. Bey vielen Schönen kann man ſich recht außerordentlich dadurch in Gunſt ſetzen; und ich nehme es faſt für eine Liebeserklärung an, wenn eine, bey dieſer Gelegenheit, zu mir ſagt: gartiger Menſch! auch in der größten Beſtürzung müſſen ſie mich zu lachen machen.

Damit aber dieſe Einfälle, welche ſonſt zu leicht ſind, deſto größern Eindruck haben, und uns deſto mehr Ehre machen, ſo will ich hiermit die Regel gegeben haben, daß man ſie auf eine Art einkleiden ſoll, daß es ausſieht, als ob wir darauf geſonnen, und einige Mühe gehabt hätten, eine ſo ſchöne Geburt zur Welt zu bringen. Wie man dieſes ausführen ſoll, das will ich ganz deutlich zeigen; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo möchte auch wohl für dießmal meine meiſte Arbeit gethan ſeyn; weil ich wohl ſehe, daß ich mir vorhin ein weiteres Ziel geſteckt habe, als meine Geduld zulaſſen wird. Ich wollte rathen, daß man einen ſolchen Einfall eine Weile verhalten, und ihn erſt alsdann anbringen ſollte, wenn die Geſellſchaft ſchon von andern Dingen redet. Dieſes würde

die

die Anwesenden auf eine angenehme Art an ihr voriges Gespräch erinnern. Sie würden erstlich eine Weile denken müssen, wie uns dieses oder jenes eingefallen, und was wir damit haben wollten; und es würde ihnen ein gröſseres Vergnügen seyn, unsere Scharfsinnigkeit zu entdecken, wenn sie sie erst suchen müßten. Wir aber würden auf unserer Seite die Zufriedenheit haben, daß wir unsertwegen die ganze Gesellschaft von ihrem Gespräche abgebracht hätten; daß wir eine Art der Herrschaft über ihre Unterredungen ausübten, und dieselben lenkten, wie wir wollten. Doch es ist zu schwer, für einen sinnreichen Menschen, einen Einfall so lange zu verschweigen. Ein Einfall, der einmal in uns entstanden ist, muß heraus, ehe wir ihn selber ganz wissen, und der Kopf davon ist öfters schon ans Tagelicht gebracht, ehe die Beine desselben formirt sind. Wie viele schöne Einfälle würde sonst nicht eine einzige Scharfsinnigkeit ersticken, wenn sie nicht sogleich denen, die nach ihr kommen sollen, Platz machen!

Unterdessen leugne ich nicht, daß es nicht manchmal Leute geben sollte, die diese Regel, welche ich, wenn es die übrigen Umstände litten, aus Kühnheit beobachtet wissen wollte, aus Dummheit in Acht nehmen. Es giebt gewisse kleine Geister unter uns witzigen Köpfen, welche so blöde sind, daß sie nicht das Herz haben, einen andern zu unterbrechen, wenn ihnen etwas Schönes einfällt. Hierbey aber sind sie nach dem Ruhme lebhafter, feuriger Köpfe, so begierig, wie wir, so daß sie ihre sinnreichen Gedanken unmöglich ganz und gar unterdrücken können. Sie versparen es also, ihre Scharfsinnigkeit zu entdecken, bis der andere ausgeredet hat, oder bis ihm gar auch noch jemand geantwortet. Dadurch bringen sie dieselbe an eine ganz andere Stelle, wo ihr Einfall nicht mehr von sich selbst zu kommen scheint; und sie machen sich dadurch unschuldigerweise die Ehre, daß es andern vorkommt, als ob sie, so lange die andern geredet, sich unterdessen Zeit genommen, der Gesellschaft zu Gefallen, auf etwas Artiges zu sinnen. Wir andern groſsen Geister unter den

artigen

artigen Leuten, wollen ihnen alſo dieſes kleine Mittel, ſich in Anſehen zu ſetzen, überlaſſen, da es mit unſern übrigen Vollkommenheiten nicht zuſammenſtimmet. Unſere Scharfſinnigkeit, welche uns unſere ſchönen Gedanken eingiebt, lehret uns auch ſchon andere Wege, wie wir dieſelben einkleiden können, daß es nicht ſcheint, als ob ſie einem ſo leicht beyfallen könnten.

Eines der größten Geheimniſſe, welches uns hierinnen Dienſte thut, iſt, daß wir uns heimlich ein wenig bey uns ſelbſt bewundern, und ſo oft uns etwas einfällt, denken: Ey! das iſt ſinnreich! Dieſer Gedanke kann den Strom unſerer Einfälle nicht ſehr aufhalten; denn er iſt uns ziemlich geläufig. Gleichwohl wird er dieſelben auf eine ganz beſondere Art beleben. Er wird unſerm Geſichte und unſerer Stellung eine Munterkeit einflößen, welche allen Leuten zu verſtehen giebt, daß wir Willens geweſen ſind, etwas Schönes zu ſagen, und daß wir es nicht etwa von ungefähr gethan. Und es wird ſcheinen, als ob wir die Kunſt der alten Komödianten beſäßen, von welchen man ſaget, daß ſie einer Rede nicht allein durch einen angenehmen und ganz ſonderbaren Ton, ſondern auch durch eine taktmäßige Bewegung der Arme, und durch etwas Tanzendes, den wahrhaften Nachdruck geben können. Ich getraue mir ſo gar, zu behaupten, daß dieſe heimliche Bewunderung unſer ſelbſt, wenn wir ſie beſtändig im Feuer zu erhalten ſuchen, die Kraft haben wird, auch wenn wir nichts als gemeine Dinge reden, denſelben das Anſehen des Sinnreichen zu geben; weil wir doch durch Hülfe derſelben zu Worten, die an ſich ſelber nichts außerordentliches ſagen wollen, Minen und Stellungen ſinnreicher Leute annehmen. Ja, wir werden dadurch ſinnreich ſeyn können, wenn wir auch gar nicht redeten; weil man doch einen ſcharfſinnigen Einfall alsdann in uns vermuthen müßte.

Will aber dieſes Mittel ja nicht zureichen, unſere Einfälle uns erſt recht eigen zu machen, und dem Glücke denjenigen Antheil, den es ſich daran zueignen könnte, zu entreißen:

ſo weis ich noch ein anderes Mittel, welches nicht weniger Kraft hat, ja welches zugleich die Pauſen, wo unſere Scharfſinnigkeit gleichſam müſſig geht, auf eine unvergleichliche Art ausfüllet. Man iſt nämlich nicht zufrieden, daß man einen Einfall ein einzigeemal ſaget. Die Welt iſt ohnedieß nicht ſelten gegen unſere Scharfſinnigkeit ſo undankbar, daß ſie ſolche nicht wahrnehmen will, und daß ſie nicht gleich lachet, wenn wir es haben wollen. Wir müſſen alſo dieſen fühlloſen Leuten dieſelbe erſt empfindlich machen. Ein jeder Einfall kann daher ſo oft in eben den Umſtänden, und auf eben die Art, in eben der Geſellſchaft, nach einander wiederholet werden, bis ihm ſein Recht wiederfahren, und darüber gelachet worden iſt. Oder wenn wir ja noch was zum Ueberfluſſe thun wollen, ſo dürfen wir nur die Worte: wie geſagt! dazuſetzen. Die Leute können unſere Worte nicht immer ohne Aufmerkſamkeit anhören; und was das einemal nicht in die Augen fällt, das hat bey dem andernmale vielleicht ein beſſeres Schickſal. Ja, ehe ich haben wollte, daß ich etwas Sinnreiches geſagt hätte, darüber niemand lachte, als ich, ehe wollte ich das Lachen von ihnen erzwingen, wenn ſie auch nicht von Herzen lachen ſollten, ſondern es nur deswegen thäten, um mich abzuhalten, meinen Einfall nicht noch öfter zu ſagen.

Die vortheilhafteſte Wiederholung aber von einem einzigen Einfalle iſt diejenige, da man ihn gleichſam zum Sprüchworte machet, und wie eine Clauſel in einer Arie, nach dem Ende jeglicher Strophe, oder wie die Fugen in der Muſik, immer wiederkommen läßt; doch ſo, daß er allezeit auf eine andere Art angewendet wird. Dieſes zeiget nicht allein Fleiß und Begierde, etwas Schönes zu ſagen; ſondern es erfodert auch gewiß nicht wenig Kunſt, wenn man immer bey ſeinem Vorhaben bleiben, und einen einzigen Einfall durch ganze drey Stunden nach Gelegenheit durchführen will. Wie viele Fälle werden einem vorkommen, da ich allen Verfertigern von bouts-rimés Trotz biethen will, ob ſie ihren Witz ſo ſehr auf gewiſſe vorgegebene Wörter einrichten können, als ich.

Ich

Ich will nur ein Exempel geben, als welches unterdessen genug seyn kann. Denn da ich, aus Gnaden und auf Befehl des Frauenzimmers, zum Bücher- oder Blättchenschreiber geworden bin: so werde ich, um bessere und vollständigere Exempel geben zu können, täglich eine Stunde von meinem Romanlesen abbrechen, und meine Gespräche aufschreiben. Vorjetzo aber mag dieses dienen, meine Meynung zu erläutern.

Calliste. Wo haben Sie aber diese schöne Erzählung gehöret? Ohnfehlbar bey der Phyllie.

Der junge Herr. Bey Leonorens Schwester? Nein! das war wohl gezielt, aber nicht getroffen!

Calliste. So haben Sie es bey Julien erfahren?

Der junge Herr. Wieder gezielt und nicht getroffen! Denken Sie denn, daß ich die neuesten Zeitungen von einer Person bey ihren Schwestern erfahren muß?

Calliste. So ist es bey Ihrer Muhme, der Agnes, gewesen?

Der junge Herr. Noch einmal gezielt und nicht getroffen! Je näher Sie zu zielen glauben, desto weniger treffen Sie.

Calliste. So können Sie es unmöglich bey jemanden anders, als ihr selbst, gehöret haben.

Der junge Herr. Dieses heißt doch einmal zielen und treffen.

Calliste. So giebt sich dieser Mann wirklich Mühe um die Phyllis?

Der junge Herr. O ja! er hat schon lange gezielt, aber nur noch nicht getroffen.

Calliste. Er hat doch wohl ihre Jungemagd schon auf der Seite?

Der junge Herr. Auch das noch nicht. Haben Sie es nicht gemerkt? Der gute Mann hat zitternde Hände. Er muß lange zielen, ehe er treffen kann.

Calliste. Aber die Mutter hat er gewonnen?

Der junge Herr. Ach! die iſt ein Ziel, das ſehr leicht zu treffen iſt!

Calliste. Iſt denn einmal nichts als Zielen und Treffen bey Ihnen?

Der junge Herr. Ich wollte wünſchen, daß nichts als Zielen und Treffen bey mir wäre: ſo ſollten Sie längſt verwundet ſeyn.

Calliste. Ich bitte Sie, hören Sie mit Ihrem Zielen und Treffen auf; oder ich werde Sie zu treffen wiſſen.

Der junge Herr. Ey! was dieſes betrifft; ſo weis ich es wohl. Ihre Augen treffen öfters, ohne zu zielen, und zielen niemals, ohne zu treffen.

Man ſtelle ſich nunmehro wenigſtens ein zweyſtündiges Geſpräche voller Zielen und Treffen vor: ſo wird man ſehen, was ich mit meiner letzten Regel meyne.

Ich ſollte nunmehro von den ausgeſonnenen Schalkſinnigkeiten handeln; aber ich bin des verdrießlichen Schreibens müde.

Ich

der junge Herr.

* * *

Einige Tage nachher, als man dieſen Aufſatz erhalten hatte, lief folgendes Schreiben ein, welches man um derowegen allhier mitzutheilen für nöthig erachtet, weil es zur Erläuterung des Vorhergehenden dienet, weil es den Leſer in den Stand ſetzet, ein richtiges Urtheil davon zu fällen, und ihm die falſchen Begriffe benimmt, die er ſich etwa davon machen könnte.

An

An den

Herausgeber der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

Mein Herr,

Ich wollte es gern verſchweigen, aber ich kann es unmöglich bey mir behalten; und ich muß Ihnen eine Nachricht geben, die ich mit gutem Gewiſſen nicht verhelen kann, und die meinen allerbeſten Freund betrifft. Glauben Sie denn, daß derjenige, der ſich den jungen Herrn nennet, der Verfaſſer der Schrift iſt, die er für die ſeinige ausgiebt? Wenn Sie dieſes glauben, ſo ſagen Sie mir doch: Wo hat er die Geduld herbekommen, auch nur ein einziges ſolches Blatt zu ſchreiben? Und woher wird er ſo viel geſetztes Weſen nehmen, als darzu gehöret, die übrigen Blätter, die er noch verſpricht, auszuarbeiten? Ihrentwegen mache ich mir gar keine Sorge, als ob Sie in der Meynung ſtehen würden, daß er ſie ſelbſt abgefaſſet hätte. Denn ich weis, Sie ſind ein viel zu guter Kenner von Perſonen, als daß Sie nicht wiſſen ſollten, daß ein Menſch, wie der junge Herr, ſich gern mit fremden Federn ſchmücket. Aber es iſt mir nur leid, daß ihm andere Leute dieſe unverdiente Ehre zuſchreiben werden. Ich weis wohl, wenn es auf ſeinen Kopf und auf ſeine Geſchicklichkeit ankäme, ſo könnte er noch viel mehr thun. Ich erſtaune zuweilen recht, woher er bey ſeinem Müßiggange doch noch eine ſo ziemliche Wiſſenſchaft bekömmt; und ich ſollte manchmal faſt ſchwören, daß er angebohrne Begriffe mit auf die Welt gebracht hätte, oder daß er im Traume gelehrt würde. Es ſcheint in der That, daß er alles wiſſe, ohne daß er es gelernt hat. Er iſt einmal einigen Freunden von ziemlichem Verſtande unter die Hände gerathen, die ihn auf einige kluge franzöſiſche Bücher gewie-

ſen

ſen haben. Denn von den Sprachmeiſtern, welche ſonſt etwas Großes beytragen können, den Geſchmack junger Leute zu verbeſſern, wenn ſie nur ſelber einen beſäßen, hat er nichts als franzöſiſche Romane in die Hände bekommen, damit er deſto mehr Luſt haben möchte, die Sprache zu lernen; oder ſie haben ihm nichtswürdige Bücher aufgedrungen, damit ſie ſelber ſolche los würden, weil ſie ihnen auch bey ihrem kleinen Büchervorrathe zur Laſt waren. Aus dieſen wenigen franzöſiſchen Büchern hat er gewiß viel gelernet. Die kleine Ehre kann ich ihm auch nicht nehmen, daß er meinem allernächſten Freunde, dem Verfaſſer dieſer Schrift, nicht allein die Materie an die Hand gegeben, ſondern auch an der Einrichtung einigen Antheil hat. Aber ſeine eigene Arbeit iſt es nicht, wie er es dafür ausgiebt. Ich will es Ihnen nur ſagen, mein Herr, wie es damit zugegangen iſt; denn es weis es ſonſt niemand, als der junge Herr, und mein allernächſter Freund. Der junge Herr rühmte ſich in einer zahlreichen Geſellſchaft von Frauenzimmer, daß er Einfälle und Geſchicklichkeit genug hätte, ein Aufſehen unter den Schriftſtellern zu machen, wenn er Luſt dazu hätte; und daß er alle Gelehrten ein- und ausſchreiben wollte, wie er ſagte. Es fehlte ihm aber nur am Willen, und an der Geduld. Einige von dem Frauenzimmer befahlen ihm daher, wirklich zu ſchreiben, um ſeine Vermeſſenheit zu rechtfertigen. Es half hier kein Einwenden, daß er nur ſagen wollen, er könnte es thun, wenn es ihm nicht an Willen und an Geduld fehlte. Kurz, er mußte ſchreiben. Verſchiedene unter dem Frauenzimmer hofften, von ihm die allervollkommenſte Schrift von der Welt zu ſehen, weil ſie ihm in der That viel Verſtand zutraueten: andere aber wollten nur ſeinen Uebermuth demüthigen, und ſeine Reden zu Schanden machen. Der junge Herr, welchem es wirklich an Zeit und Geduld fehlete, machte ſich an ſeinen Hausgenoſſen oder gleichſam Hofmeiſter, der ihm, Ihnen es im Vertrauen zu ſagen, alle ſeine artigen Briefe ſchreibt, durch die er ſich unter dem ſchönen Geſchlechte ſo berühmt gemacht hat. Dieſer Menſch, mein allernächſter Freund, hat ſich

recht in seinen Geschmack und in seine Denkungsart schicken lernen müssen, weil ihm sonst nichts recht seyn würde. Phyllis hat dem jungen Herrn den Inhalt seines ersten Blattes aufgegeben, damit er nichts ausschreiben könnte; und derselbe hat einen ganzen Tag lang seine eigenen Reden untersucht, und ist zugleich vor den Spiegel getreten, um seine Gebärden dabey zu beobachten. Und so hat er die Regeln, die er giebt, herausgebracht. Mein allernächster Freund hat aber hernach für ihn geschrieben. Denn sehen Sie nicht die Spuren davon, mein Herr? Ich muß sie Ihnen nur zeigen, damit das Feinste dieser Schrift nicht verborgen bleibt. Dieser mein allernächster Freund hat ihm zuweilen einen kleinen boshaften Hieb gegeben; und ihn selber hat die Eigenliebe gehindert, es zu bemerken, so leicht er es wahrnimmt, wenn ein anderer angestochen wird. Kurz, mein Herr, ich bitte Sie, vergessen Sie nicht, daß mein allernächster Freund diese Schrift aufgesetzet hat, und daß man ihm also nicht allen Ruhm davon entziehen müsse. Daß ich es deutlich sage; wenn Sie machen könnten, daß man diese Arbeit unter der Hand für die Arbeit meines Freundes ansähe, so gäben Sie ihm seine Schrift wieder, da sonst ein anderer die Ehre davon tragen würde. Ich muß fast roth werden, daß ich eine so ehrgeizige Bitte für meinen Freund thue. Aber, mein Herr, der Ehrgeiz ist edel, wenn man den Ruhm eines witzigen Kopfes haben will; und der junge Herr weis dieses zu wohl, als daß er sich darüber erzürnen sollte. Ich bin

Dero

ergebenster Diener,

Des Verfassers vom jungen Herrn
allernächster Freund,

S.

Zwey-

Zweytes Stück.

Nachdem ich in meiner vorigen Schrift ſchon einige Stralen von mir vorausgeſchicket, ſo iſt es Zeit, daß ich mich nun ganz zeige, und meinem Namen und der Beſchreibung meiner Perſon ein ganzes Stück einräume. Dadurch, daß ich in meinem erſten Stücke zwar nicht ganz allein von mir geredet, aber dennoch mich in alle meine Betrachtungen ſo viel möglich eingemiſchet, und meinen Leſer allezeit von der Hauptſache auf mich geführet, habe ich etwas gethan, welches der Gebrauch aller meiner Mitbrüder in der Bemühung, artig zu ſeyn, und meine etzene bisherige Gewohnheit rechtfertiget. Es gehöret allzuviel Kühnheit dazu, gleich vom Anfange von ſich allein zu reden. Ein Menſch, welcher etwas liſtiger iſt, brauchet im Anfange ſeiner Unterredung immer etwas anders, und wenn es auch Betrachtungen über das Wetter wären, zur Lockſpeiſe, damit er die übrige Geſellſchaft animiret, ſich mit ihm einzulaſſen. Hierunter ſtreuet er einige Reden, welche ſich mit ich anfangen, und welche gleichſam eine Morgenröthe von dem völligen Lichte ſind, das er von ſeiner Perſon, von ſeinen Kleidern, in der Folge ſeiner Unterredung geben wird. Wer wird mich nun tadeln, wenn ich nach einer ſo ſcharfſinnigen Unterſuchung, mit welcher ich gleichwohl nur halb fertig geworden, mich durch Betrachtungen über meine eigenen Vorzüge zu erquicken ſuche, ehe ich mich in den andern Theil der tiefſinnigen Arbeit, die ich im erſten Stücke angefangen habe, verwickele?

Was meinen Namen betrifft, ſo hat niemand nöthig, mehr zu wiſſen, als daß ich der junge Herr heiße. Dieſes iſt mir der liebſte, der ſüßeſte Name, damit man mir ſchmeicheln kann, und damit ich mir ſelber ſchmeichle. Dieſen Namen habe ich zugleich mit dem Degen erhalten. Als man mir dieſen ſchönen Zierrath geehrter Hüften an die Seite hieng,

hieng, und mir nunmehr ſo viel Verſtand zutrauete, daß ich den Schleifen und Wagen auf der Gaſſe, ohne Hülfe eines Führers, aus dem Wege gehen würde, welches ungefähr in meinem ſechszehnten Jahre war: ſo trugen mich meine Füße gleichſam durch einen geheimen Zug von einem Frauenzimmer zu dem andern. Ich ward an allen den Orten, wo es nur ein ſchönes Geſicht gab, ſo bekannt, daß die Jungfermagd oder Vertraute dieſer Schönen glaubte, ſie könnte der Mühe überhoben ſeyn, mich allezeit bey meinem Namen anzumelden, und ſie dürfte ihrer Jungfer nur ſo viel ſagen, daß der junge Herr da wäre. Keine einzige Jungfer achte ſo wenig an mich, daß ſie nicht ſo gleich verſtanden hätte, welcher junge Herr dadurch gemeynet würde; und es ward alſo nach und nach aus dieſen Worten ein Zuname für mich, welcher mir nicht zu geringer Ehre gereichet, und welcher mir ſo viel Vergnügen machet, als es mir nimmermehr machen würde, wenn man ſpräche, der verſtändige Herr, oder der artige Herr, oder der gelehrte Herr iſt da. Denn die gröſten Verdienſte, die man haben kann, iſt jung zu ſeyn. Dieſe ſchließen alle andere Verdienſte in ſich. Wenn ich unterſuche, warum ich eine große Anzahl von Frauenzimmern ſo hoch ſchätze, und warum ich ſo viel Schönes und Liebenswürdiges an ihnen finde, ſo ſehe ich keine andere Urſache dazu, als weil ſie jung ſind. Ihre Jugend machet ſie verſtändig, artig, wohlgekleidet, reizend, kurz, zu allem, was man an ihnen wünſchen kann. Denn würden ſie wohl mit eben dieſem Verſtande, mit eben dieſen Gebärden, verſtändig, artig, wohlgekleidet und reizend ſeyn, wenn ſie alt wären? Ich ſelber, der ich ohnedieß alle alte Leute für närriſch halte, würde ihnen im Alter dasjenige für etwas Närriſches auslegen, was ich ihnen in ihrer Jugend für etwas Kluges anrechne. Die Jugend begreift auch ſogar die Schönheit in ſich. Denn wer nicht ſchön iſt, iſt nicht jung. Eben wie ein Kleid, welches die Motten vor der Zeit gefreſſen, oder welches nach einer alten Mode gemachet iſt, dennoch alt ſeyn wird, wenn es gleich erſt vor kurzem gemacht iſt. Ich muß alſo nothwendig eine

Eigenſchaft an mir hochſchätzen, welche ich an ſo vielen andern Perſonen liebe, und welche ſo viele andere Perſonen wiederum an mir lieben. Denn was würden wohl Tanzen, Singen, Scherzen, Putz und dergleichen Dinge mehr, an mir gelten, wenn ich nicht jung wäre? Gleichwohl ſind dieſes die größten Eigenſchaften eines artigen Menſchen, und die einzigen, worauf ich mir etwas zu gute thue. Denn daß ich als ein Kind, und ehe ich noch der junge Herr hieß, etwas gelernet habe, das iſt nicht meine Schuld, und es iſt ohne meinen Willen geſchehen. Denn ich werde nimmermehr die Thorheit begehen, es für etwas Gutes an mir zu halten. Tanzen und Singen und Lomberſpielen ſind die einzigen Wiſſenſchaften, wofür ich jemanden Dank ſchuldig ſeyn will.

Ein gewiſſer alter Herr, welcher gerade das Gegentheil von mir, und folglich ein ſehr närriſcher Mann iſt, menget ſich zuweilen, als mein naher Anverwandter, ungebethen in das Amt, mir gute Lehren, nach ſeiner Art, zu geben. Er ſtellet mir mit großem Nachdrucke vor, ob ich mich nicht fürchten müßte, alt zu werden, da alle meine Vorzüge in Dingen beſtünden, welche man noch zur Noth der Jugend zu gute hielte, und welche im Alter lächerlich würden. Er fraget mich, was ich alsdann für eine Perſon vorſtellen wollte, wenn meine Beine zum Tanzen zu ſteif geworden wären; wenn ich nicht mehr ſingen könnte, daß nicht der Ton meiner Stimme den Verluſt meiner Zähne verriethe, und wenn ich nicht mehr ſo muthwillig ſcherzen und lachen könnte, ohne den Leuten meine Zahnlücken zu zeigen und die Falten meines Geſichtes noch größer und ungeſtalter zu ziehen? Was ich mir alſo von einer Lebenszeit verſprechen könnte, die mich eben ſo ſehr mit Schande bedecken würde, als ſie andere Leute mit Ehre und Anſehen überhäufet? Er ſaget mir, daß ich nicht einmal ein ſo hohes Alter erwarten dürfte, um lächerlich zu werden. Meine männlichen Jahre würden meine Thorheit ſchon in ihr völliges Licht ſetzen. Und es wäre nichts überläſtiger und verhaßter, als ein Menſch, welcher zu der Zeit,

wenn er andern Leuten schon nützlich seyn sollte, nichts anders, als zur Noth noch angenehm in Gesellschaft wäre. Endlich beschließt dieser gute Mann allezeit mit einer rührenden Ermahnung, daß ich doch bey Zeiten etwas Ernsthaftes und Gesetztes annehmen sollte; welches eben so viel gesagt ist, als daß ich bey Zeiten lächerlich werden sollte, damit ich es hernach bey spätern Jahren nicht erst werden dürfte.

Es ist wahr, daß ich mich bey meinen jetzigen guten Eigenschaften in eben den Umständen befinde, worinnen diejenigen von dem andern Geschlechte sind, die ich hochschätze, und denen ich so gern nachahme. Sie fürchten sich vor dem Anwachse ihrer Jahre. Dieses ist eine Furcht, die mich gleichfalls nicht verschonet, aber der ich nicht abhelfen kann. Was kann ich dafür, wenn ich meine Vollkommenheiten verliere? Ich verlange kein besseres Geschick, als meine Göttinnen. Ich will mit ihnen jung seyn, mich mit ihnen putzen, mit mit ihnen Schminkpflästerchen auflegen, mit ihnen mich bemühen, schön zu seyn und geliebt zu werden, und mein Alter hernach eben so ertragen, wie sie es zu ertragen pflegen. Ein Frauenzimmer, welches andere Vollkommenheiten, als ihre Jugend, zu haben suchet, kömmt vielleicht andern Leuten bey reifern Jahren noch immer liebenswürdig vor. Aber ein jeder hat seinen Geschmack, und ich könnte nicht sagen, wie der Poet:

Laß Farbe, Zahn und Jugend schwinden,
Du bleibst in meinen Augen schön;
Und wirst sie allezeit entzünden,
So lange sie noch offen stehn.

Damit ich es kurz sage, wie ich mich auf das Alter anschicke, so muß man wissen; ich und meine Gespielinnen denken nicht daran, als wenn uns verdrießliche Leute dazu zwingen. Und wenn wir daran denken, so entschließen wir uns, das zu thun, was wir so viele thun sehen, nämlich so lange jung zu seyn, als wir können, und wenn wir uns auch durch Hülfe einer neuern Medea, welche Wässerchen und Pomaden

herum

herum trägt, alle Tage verjüngen ſollten; und wenn wir ja endlich ſo alt werden, daß wir es nicht mehr leugnen können, in einem alten Leibe dennoch eine junge Seele zu behalten. Einer meiner Bekannten hat mir neulich von einem ſolchen alten jungen Herrn aus dem Alterthume geſagt, welcher **Anakreon** geheißen, und Verſe gemacht haben ſoll, die er mir ſo überſetzte:

Luſtig ſcherzen ſchmückt die Alten,
Tanzen ſteht der Jugend ſchön.
Sich im Reihen friſch zu halten,
Muß auch Greiſen lieblich ſtehn.
Denn ſo altert nur das Haar,
Und der Geiſt bleibt, wie er war.

Es iſt alſo gewiß, daß ich Zeitlebens ein junger Herr bleiben werde, und wenn ich auch mit noch ſo krummen Rücken mein Alter tragen müßte. Es iſt wahr, ein alter junger Herr kömmt mir ſelber als ein ſehr lächerliches Geſchöpf vor. Aber man bleibt nicht allezeit von einerley Meynung. Vielleicht werde ich mich alsdann wegen meiner Erfahrung, die ich bey der Wiſſenſchaft, artig zu ſeyn, erlangt habe, noch weit höher ſchätzen, als jetzo, wofern ich noch etwas zu meiner Hochachtung gegen mich ſelber hinzuſetzen kann. Ich werde mich mit Vergnügen meiner jetzigen Siege erinnern, ſie öfters erzählen und andern zum Exempel vorſtellen. Denn eben ſo ſehe ich, daß es diejenigen Frauenzimmer machen, welche vor Zeiten eben ſo beſchaffen geweſen ſind, als ein Theil meiner guten Freundinnen iſt. Sie lehren nunmehr andere, wie ſie auf eine angenehme und reizende Art jung ſeyn ſollen, wenn ſie ſelber aufgehört haben, jung zu ſeyn, und ſie thun ihnen allen Vorſchub, ihrer Jugend zu genießen. Ich vergleiche mich und ſie öfters darinnen mit den alten Veſtalinnen, ob wir gleich ſonſten wenig Aehnlichkeit mit denſelben haben. Jene dienten erſtlich ſelbſt ihrer Göttinn; und wenn ſie aufgehört hatten, dieſes zu thun, ſo unterrichteten ſie andere in dieſer Wiſſenſchaft. Wir aber dienen uns ſelber mit

unserer Schönheit und unsern Reizungen, so lange wir können; und wenn wir aufhören müssen, so unterrichten wir andere in der Kunst, ihren Reizungen zu dienen, und sich derselben zu gebrauchen.

Ich glaube also, daß ich den Leuten nunmehr meine guten Eigenschaften deutlich genug beschrieben habe, indem ich ihnen sage, daß ich jung bin, und weil ich dabey gewiesen habe, wie viel gute Eigenschaften dieses in sich schließt.

Es könnte nun jemand auf den wunderlichen Einfall gerathen, zu fragen, ob ich auch Verstand hätte? Ob es gleich wenig Leute geben wird, die darnach fragen, so muß ich doch auch diesen wenigen mit Behutsamkeit antworten. Es giebt zweyerley Verstand. Der eine Begriff davon befindet sich gemeiniglich in dem Gehirne der Frauenzimmer. Und wenn man nach diesem Begriffe den Verstand als eine Person vorstellen sollte, so würde er aussehen, wie ein ordentlicher wohlgekleideter Herr. Der andere Begriff davon ist in dem Gehirne ernsthafter und verdrießlicher Leute, und dieser siehe aus, wie ein alter aber doch lebhafter Mann, mit einem ziemlichen Barte, und in der Hand mit einem Fernglase. Wenn die Frage von diesem letztern Verstande ist, so verdienen diejenigen, die sie thun, nicht einmal Antwort. Denn was wollte ich mit einem so frostigen Manne in meinem Kopfe machen? Wenn aber die Frage von dem ersten ist, so habe ich schon darauf geantwortet, indem ich gesagt habe, daß ich jung bin. Denn dieser Begriff zeiget auch schon, daß ich mich ordentlich und wohl kleide. Sonst würde ich keine junge, sondern vielmehr eine alte Person vorstellen. Und nach diesem Begriffe getraue ich mich zu sagen, daß ich der Verstand selber bin.

Ich komme nunmehr auf meinen Umgang; weil ich immer gehört habe, daß dieser geschickt wäre, einen großen Theil von der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen zu entdecken.

decken. Aber ich behalte mir vor, davon weitläuftiger zu reden. Die Bilder aller meiner Freundinnen leiden keinen so engen Raum. Freunde habe ich auch sehr viel. Ob ich gleich nicht Zeit gehabt, mit Mannspersonen mich in vielen Umgang einzulassen: so erhalte ich dennoch bey dem Umgange mit Frauenzimmern immer neue Freunde unter den Mannspersonen, die ich daselbst von ungefähr antreffe. Und auch von diesen behalte ich mir vor, etwas zu sagen. Kurz, anstatt daß die Leute mich nach meinem Umgange schätzen wollen; so würde es besser und vortheilhafter für mich, und meine Freundinnen und Freunde seyn, wenn die Leute meinen Umgang nach mir schätzten.

Ich pflege sonst nicht die Gemüthsbeschaffenheit einer Person zu beschreiben, ohne an ihre Fehler zu denken. In der That finde ich bey allen Leuten, die ich noch untersucht habe, fast von nichts, als von Fehlern, zu reden; und ich nehme es für eine Probe meiner Scharfsinnigkeit an, daß ich Fehler sehe, wo andere Leute keine sehen. Von mir selber aber muß ich es aufrichtig sagen, daß ich keine Fehler habe. Mein alter verdrießlicher Vetter, und die naseweisesten unter meinen Schönen, mögen sagen, was sie wollen; so weis ich doch, daß alles, was sie an mir aussetzen, zur Vollkommenheit eines jungen Herrn gehöre. Der Auftritt in dem verheuratheten Philosophen des Destouches hat mir ungemein gefallen, wo Celiante ihre Prüfung anstellt, und sich, ungeachtet aller Vorwürfe des Damons, vollkommen, und ohne Fehler befindet. Er schicket sich recht wohl auf mich, und noch besser, als auf die Celiante selber. Meinem eigensinnigen Vetter zum Trutz, als er mir einst eine rechte Strafpredigt hielt, habe ich diesen Auftritt so nachgeahmt:

So? so bin ich ein Narr und ein verliebter Affe?
Der Abriß ist so schön, daß ich mich drein vergaffe.
Ein Narr? — Das könnte seyn. Was thun die Mägdchen nicht?
Sie machen, daß man schwärmt und tolle Dinge spricht.

Doch gut. Sie sind gemacht, die Leute zu verführen:
So bin ich wohl kein Narr, wenn sie mich auch mit rühren.
Ich soll ein Affe seyn? — Laß doch genauer sehn;
Der Vorwurf ist mir wohl nicht ohne Grund geschehn!
Gesetzt, ich ziere mich: Wer hat was drein zu sprechen?
Ich will den Mägdchen gern recht in die Augen stechen.
Ein junger Herr nimmt stets was Sonderbares an,
Hat ers nicht von Natur, so wird es nachgethan.
Man sagt, daß ich so gern stets was zu tadeln finde.
Zu sagen, was man denkt, ist keine große Sünde.
Ich hab auch Recht dazu. Die Leute brüsten sich,
Und sind doch nicht so klug, und so geputzt, als ich.
Man sagt, ich bin zu stolz. Wer darf darüber schreyen?
Ich kenne meinen Werth, so muß ich mich wohl freuen.
Man sagt, ich klatsche gern. Zur Noth gesteh ichs noch;
Denn ich bin auch kein Klos, und reden muß ich doch.
Man heißt mich flatterhaft. Das macht, ich habe Feuer,
Und nichts ist so verhaßt, als immer eine Leyer.
Herr Vetter, sehn Sie nun! Bedenk ichs lang und breit,
So bin ich ohne Fehl, und Sie sind nicht gescheut!

Drittes Stück.

Es iſt doch eine artige Sache, daß jemand ſo vermeſſen hat ſeyn können, bekannt zu machen, daß ich dieſe Blätter nicht ſelbſt ausarbeitete. Wenn es wahr wäre; ſo thäte ich, was ich eigentlich thun ſollte, wenn ich den Wohlſtand beobachten wollte. Es ſteht einem Menſchen von meinen Verdienſten faſt eben ſo wenig an, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu beſchäfftigen, und ſeine Schriften ſelber zu machen, als es mir anſtehen würde, meine Kleider ſelbſt zu verfertigen. Und wenn ich der Chloris, die ohnedieß vom Witze nicht allzuviel hält, ſagen wollte, daß es einmal einen großen Herrn gegeben hätte, der zu ſeinem Prinzen geſagt: Schämeſt du dich nicht, daß du ſo ſchön ſingſt? — So würde ſie dieſes Wort ohne Zweifel ergreifen, und zu mir ſagen: Schämen Sie ſich nicht, daß Sie ſo ſchön ſchreiben? Wenn ich mir alſo auf eben die Art Schriften machen ließe, wie ich mir meine Kleidung machen laſſe, die doch weit mehr zu meinen Verdienſten beyträgt, als es ein Blatt Papier thun kann: ſo thäte ich nichts, als was tauſend thun, und was großen Leuten anſteht. Aber wie kann es noch eine Frage ſeyn, ob ich etwas ſelbſt geſchrieben habe, da es bey der Phyllis eine ausgemachte Sache iſt? Alle Welt ſollte lieber mit ſchönen Augen ſich betriegen, als mit ihren eigenen die Wahrheit ſehen wollen. Ueberdieß ſind meine Beweisgründe wichtig; und ich habe es ſo klug gemacht, als es nur möglich iſt, daß es jemand machen kann, der die Leute überzeugen will, daß eine Schrift von ihm ſelber iſt, über welche man ihn im Verdachte haben könnte, als ob er ſie ſich machen laſſe. Man ſtelle ſich vor, daß ein Menſch, der ſonſt allezeit mit

dem

dem gegenwärtigſten Geiſte von der Welt in das Zimmer ſeiner Gebietherinn getreten war, deſſen Verſtand mit den Augen deſſelben ein Bündniß gemacht zu haben ſchien, daß er niemals an etwas anders hängen bleiben wollte, als wo dieſelben ſtille ſtehen würden: Man ſtelle ſich vor, ſage ich, daß dieſer Menſch, der ſonſten viel redet, und nicht denket, jetzo einmal viel zu denken ſcheint, und nichts redet; daß er mit einer ungezwungenen Zerſtreuung das Zimmer ſeiner Gebietherinn aufreißt, daß er, ohne zu lächeln, hinein tritt, und daß es ſcheint, als ob er ſeinen Verſtand auf dem Papiere zurückgelaſſen hätte.

Ohne Zweifel werden alle Leute ſo gleich auf die Gedanken gerathen müſſen: Dieſer Menſch ſchreibt Bücher. Eben ſo trat ich zur Phyllis in das Zimmer. Und endlich endigte ich mein langes Stillſchweigen mit den Worten: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet. Ungeachtet ich ſehr oft mit meinen guten Einfällen ſo glücklich geweſen bin, daß die Leute, wenn ich das erſte Wort mit ihnen geredet habe, auf den Argwohn gekommen, ob ich auch wohl ganz richtig im Kopfe ſeyn möchte: ſo habe ich doch niemals mehr Verwunderung, als dieſesmal, erwecket. Ich konnte die Phyllis nicht eher überreden, daß ich nicht mein ganzes Gehirn auf das Papier geſchüttet hätte, und daß ſie ſich noch nicht gereuen laſſen dürfte, daß ſie mich zum Schriftſteller gemacht hätte, als bis ich ihr ſagte, wie ich in dem erſten Stükke meiner Schrift den glücklichen Beweis entdecket hätte, daß ein ausſtudierter Einfall beſſer ſey, als ein natürlicher; weil die Pflanzen, die man ſäet, beſſer ſind, als diejenigen, die von ſich ſelbſt wachſen. Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet, hieß alſo, ich habe die ſchönſten Einfälle von der Welt ausgeſonnen. Hernach führte ich nach der Reihe die gewöhnlichen Reden der Schriftſteller. Ich bin gar nicht aufgeräumt zu ſchreiben! Es will nicht fließen! Oder nach Gelegenheit ſagte ich wiederum bey andern, und dieſes oft an eben dem Tage: Ich bin heute ſchon recht fleißig geweſen,

weſen, meine Feder hat meinen Gedanken kaum nachkommen können! Ein andermal ſagte ich, daß ich ſchon viel gebauet, aber alles wieder eingeriſſen hätte. Aus Geſellſchaften, die mir verdrießlich waren, habe ich mich unter dem Vorwande entfernt, daß ich noch an meiner Schrift viel zu arbeiten hätte. Und in denjenigen, die mir angenehm waren, ließ ich mich deſto mehr nöthigen, da zu bleiben, weil ich eine Entſchuldigung hatte, wegzugehen. Mit einem Worte, das Frauenzimmer, dem ich zu gefallen geſchrieben, iſt überzeugt, daß ich ſelber der Schöpfer meiner Schriften bin. Und Phyllis hat mich noch dazu bewundert, als ich zum Beweiſe deſſelben ſagte: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet!

Dieſes künſtliche: Ich habe die ſchönſten Pflanzen von der Welt geſäet, bringt mich auf den andern Theil meines Unterrichtes von dem **Sinnreichen**, und erinnert mich, daß ich noch Anleitung zu geben habe, wie man das Meiſterſtück der großen Geiſter, das Künſtliche in den Einfällen, mit rechter Geſchicklichkeit anwenden ſolle, damit es niemand mit den natürlichen ſelbſtgewachſenen, und daß ich ſo ſage, wilden und nicht durch die Kunſt hervorgebrachten Einfällen verwechſeln, und uns die Ehre rechter Künſtler im Sinnreichen deſto gewiſſer ſeyn möge. Dieſe Abhandlung kann mit allem Rechte den Titel führen: **Von dem Wunderbaren in der Geſellſchaft**; weil man durch dieſe Kunſt die Gemüther in Erſtaunen ſetzen kann, daß ſie nicht wiſſen, wo ein ſolcher Einfall herkömmt, und daß er ihnen, ſo zu ſagen, vom Himmel gefallen zu ſeyn ſcheint. Es iſt nichts wunderbarer, als ein Wunder. Ich getraue mir aber zu behaupten, daß ein ſolcher wohlausgeſonnener Einfall, in der Reihe der Reden, die in einer Geſellſchaft vorkommen, eben dasjenige iſt, was ein Wunderwerk in der Reihe der Dinge in der Welt iſt. Denn ein Wunderwerk hat keine Verbindung mit denen Begebenheiten, die vorhergegangen ſind; und ein ſolcher wunderbarer Einfall hat keine Verbindung mit denen Reden, die vorher geführet worden. Ich trotze mit dieſem Beweiſe

ſe

se allen denenjenigen, die an das Ende ihrer Beweise W. Z. E. zu setzen pflegen. Und wenn auch meine Neider sagen sollten, daß ich meine Schrift nicht selbst gemacht hätte, so kann ich der Schärfe des Beweises in einer so wichtigen Sache nichts abgehen lassen. Die Hauptregel von dem Wunderbaren in der Unterredung ist also, einen sinnreichen Einfall allezeit so zu sagen, daß er keine Verbindung mit dem Vorhergehenden hat, und nicht aus der Natur derer Sachen, die in der Gesellschaft vorkommen, zu folgen scheint; und ihn so einzurichten, daß niemand errathen kann, wie wir von den ersten Vorstellungen, auf die er gegründet seyn soll, darauf gekommen sind. Kurz, man soll ihn so einrichten, und so anbringen, wie ich mein vortreffliches: Ich habe die schönsten Pflanzen von der Welt gesäet, eingerichtet und angebracht habe.

Bey dieser Regel würde es ein Grillenfänger, der mehr die Regeln, als die Art, sie auszuüben, weis, bewenden lassen. Und es könnte seyn, daß er noch recht darüber triumphirte. Mir kömmt es aber eben so vor, als wenn ich Regeln geben wollte, wie man reich werden sollte, und nichts anders sagte, als daß man mehr einnehmen, als ausgeben müßte. Ich aber will in meinen Regeln viel praktischer seyn. Denn ich weis, daß man hierinnen sehr leicht sowohl Regeln als Exempel von mir hernehmen kann.

Am allerschönsten läßt sich das Wunderbare in der Unterredung gleich bey dem Eintritte in eine Gesellschaft anbringen. Ein Einfall, der nur in etwas studiert ist, wird sodann wunderbar seyn, man mag ihn ansehen, auf welcher Seite man will. Die Ordnung der Natur ist für große Geister nicht gemacht, und die Gewohnheiten und üblichen Sitten sind ein Gesetz für Leute, welche ohne Witz sind. Ein Mensch, der sich daran kehret, daß man von jemanden, der in eine Gesellschaft kömmt, Höflichkeitsbezeigungen erwartet, ist nicht werth, daß man ihm weitere Regeln vom Wun-

der-

derbaren giebt. Denn er ist ungeschickt, wunderbar zu werden. Der schönste Einfall muß die Stelle des Compliments vertreten, welches man der Gesellschaft machet, insonderheit, wenn es das Glück füget, daß sich unbekannte Personen in der Gesellschaft befinden. Bey Bekannten sich von den Gesetzen der Ceremonien loszumachen, ist eine schlechte Kühnheit; auch für die trägsten Seelen. Unter Unbekannten aber den ordentlichen Weg der Höflichkeit zu verlassen, dieses ist wunderbar, weil es neu und unerwartet ist. Und dieses wird einen desto stärkern Eindruck machen, weil man, so oft man uns hernach sieht, an das Wunderbare unserer ersten Worte denken wird. Unsere erste Rede wird überdieß, wie ich von mir erzählet habe, alles auf die Gedanken bringen, daß es wohl gar nicht richtig im Kopfe mit uns seyn mochte. Alsdann werden sie bey jeglichem Worte, das wir hernach reden, und das nur ein wenig Verstand hat, uns bewundern. Sie werden denken: Dieser Mensch hat doch noch mehr Verstand, als ich ihm zugetrauet hätte; welches uns weit rühmlicher ist, als wenn sie ungefähr dächten: Dieser Mensch hat wenig Verstand; ob gleich im Grunde mit dem einen so viel gesagt ist, als mit dem andern.

Gesetzt, das Glück verschaffet uns nicht allezeit unbekannte Personen; wie denn Geister von meiner Art überall bekannt sind; so müssen wir das Glück verbessern; und wenn wir keine unbekannte Gesellschaft finden, doch von unbekannten Sachen auf eine undeutliche Art reden. Wenigstens darf nicht mehr als eine Person in der Gesellschaft seyn, die da weis, wo wir hinaus wollen. Allen übrigen müssen unsere Anspielungen ein Räthsel seyn. Das schönste und beshafteste Exempel davon habe ich einmal selbst gegeben. Calliste war in Gesellschaft mit einer Person, welche allezeit Böses von den Leuten dachte, und mit einer andern, welche allezeit Böses von ihnen redete. Ich sagte Callisten noch auf der Thürschwelle etwas, das keinen Verstand hatte, als den es von einem gewissen Mährchen bekam, das Calliste und ich wußten.

wußten. Man sah uns wechselsweise mit großen Augen an. Calliste ward roth, und ich fieng an zu lachen. Jene schienen schon darauf zu denken, was sie für Auslegungen von meinem scharfsinnigen Einfalle machen wollten, wenn sie von uns weg wären, als Calliste endlich, um uns zu rechtfertigen, ein Mährchen erzählte, welches seine ganze Kostbarkeit daher bekam, weil ich es gewürdigt hatte, mich darauf zu beziehen. Unsere Richterinnen lachten nicht darüber. Aber was für Callisten das schlimmste war, so ließen sie sich merken, daß sie sich damit von ihrer Argdenklichkeit nicht abbringen ließen. Und ich hatte das Vergnügen, daß ich dadurch bey ihnen in die Meynung einer großen Vertraulichkeit mit Callisten kam. So nützlich sind meine Regeln, noch über den Ruf der Scharfsinnigkeit, Leuten von meiner Art das höchste Gut zuwege zu bringen, nämlich den Ruhm für Günstlinge und Schooßkinder des Frauenzimmers angesehen zu werden.

Man hat ein Sprichwort, daß aller Anfang schwer ist. Und der Anfang ist auch bey dem Wunderbaren in der Unterredung das schwerste. Haben wir einmal unsern Eintritt in die Gesellschaft durch einen sonderbaren Stral unsers Witzes merkwürdig gemacht; so können wir hernach ohne Mühe Wunder thun, wie wir wollen. Wir dürfen nur unsere Einfälle in Bereitschaft haben, und hersagen. Unsere Einfälle aber, wenn sie tausendmal ausstudiert sind, kosten uns dennoch wenig Mühe. Sie sind nur deswegen ausstudiert zu nennen, weil ein Mensch, der nicht von unserm Schrote und Korne ist, Mühe haben würde, sie so wunderbar auszudenken. Unsere loci topici sind die vielerley Stände im gemeinen Leben, und die Handlungen einzelner Personen. Wir haben Einen Einfall wider die Arzneyverständigen, Einen wider die Rechtsgelehrten, Einen wider die Weltweisen, und weil wir den Gottesgelehrten am meisten feind sind, so haben wir wider dieselben ungefähr drey Einfälle. Von der Cynthia wissen wir allezeit zu sagen, daß sie ein Schminkpflästerchen zu viel trägt, und so weiter. Denn alles, was

wir

wir denken, ſind ſinnreiche Einfälle, weil ein anderer nicht ſo denken würde. Und ſie ſind allezeit wunderbar, weil wir ſie allezeit zu einer Zeit ſagen, da ſie ein anderer nicht ſagen würde. Ich kenne einen meiner guten Freunde, deſſen gröſte Scharfſinnigkeit darinnen beſteht, daß er von einem Weltweiſen, ſo oft er als ein gelehrter Mann gerühmt wird, ſaget: Er hat krumme Beine! Der gröſte Vortheil dabey iſt, daß wir dieſe Dinge allezeit zu Leuten ſagen, die wir damit beleidigen können. Es würde nicht ſcharfſinnig ſeyn, wenn ich zur Calliſte ſagte: Phyllis zieret ſich. Aber alsdann iſt es erſt ſinnreich, wenn ich es zu ihrem Liebhaber, oder zu ihren Anverwandten, oder zu einer Perſon ſage, die es eben ſo machet.

Dieſe Kunſt wird auf eine leichte Art die Mitte von unſern Unterredungen heben und lebhaft machen. Und nun muß ich für das Ende des Beſuchs ſorgen, wenn ich meines gleichen unter den Menſchen erziehen will. Es iſt nothwendig, mit Nachdrucke aus demſelben zu ſcheiden; zumal, wenn wir unter Perſonen ſind, die wir nicht ſehr kennen. Denn unter Freunden verlohnet ſichs der Mühe nicht. Der letzte Einfall, den wir ſagen, iſt gleichſam die Arie, die ein Operiſt allezeit ſingt, ehe er vom Schauplatze abtritt. Wollen wir alſo bewundert ſeyn, ſo müſſen wir bey unſerm Abſchiede einen rechten Schwanengeſang, einen recht künſtlichen und göttlichen Einfall anſtimmen. Wo man ihn herbekommen ſoll, das habe ich ſchon oben geſagt; denn alle Einfälle kommen beynahe aus einer Quelle. Gewiß iſt, daß man einen Einfall haben muß, um nicht auf die gemeine Art Abſchied zu nehmen.

Nunmehro habe ich meine weitläuftige und ſchöne Abhandlung vom Sinnreichen zu Stande gebracht, und ich

wundere mich, wofern ich nicht ſchon die halbe Jugend in Deutſchland zu großen Geiſtern gemacht habe. So viel Vertrauen habe ich zu meinen Lehren. Man muß ſich nicht beſchweren, wenn ſie verdrießlicher ſind, als ich gewollt habe, und als es meine Lebhaftigkeit mit ſich bringt; denn ich muß geſtehen, ich bin bey dem Aufſchreiben derſelben in der Länge ſo verdrießlich geworden, als ich bey der Ausübung derſelben zufrieden und über mich ſelbſt vergnügt werde. Man kann ohne Zweifel noch viel Wunderbares ſagen, das aus andern Gründen fließt. Aber Leute, die mehr thun, als ich Anleitung gegeben habe, ſind ſchon ſo groß, daß ſie über die Regeln ſind, und keinen Lehrer mehr nöthig haben. Ein jeglicher wunderbarer Einfall eines großen Geiſtes wird gleichſam ſelbſt zu einer neuen Regel im Sinnreichen.

Viertes Stück.

Ein Franzos machte einmal ein langes Gedicht von einem Helden, von welchem die Geſchichte nichts anders wußten, als daß ein unbekannter Geſchichtſchreiber das einzige Wort von ihm ſagte: **Er hat gelebt.** Vielleicht würde auch dieſes einzige Wort nicht einmal von der Iris geſagt werden, wenn es auf die ſtolzen Geſchichtſchreiber ankäme, die in ihren Büchern ſich bloß um die Thaten großer Herren bekümmern, und uns nach dem Kalender ein Regiſter geben, wenn dieſe oder jene Schlacht gewonnen, dieſer oder jener Ort eingenommen, dieſer oder jener Friede geſchloſſen worden; die ſich nicht einmal ſo weit herablaſſen, daß ſie uns, außer Kriegen und Friedensſchlüſſen, von der Perſon und Gemüthsbeſchaffenheit ihrer Helden einige Nachricht geben. Ich aber habe das Herz, ſo gar das Leben der Iris zu beſchreiben, von welcher nicht leicht jemand etwas anders würde zu ſagen wiſſen, als: ſie hat gelebt; und von welcher ich dennoch keinen Roman, kein Heldengedicht, kein Trauerſpiel, auch kein Luſtſpiel, ſondern eine wahre und unverfälſchte Geſchichte ſchreiben will. Ungeachtet ich dieſen Lebenslauf nicht in der Abſicht mache, daß er nach der Leichenpredigt der Iris abgeleſen werden ſoll, indem Iris noch lebet; ſo werde ich mich dennoch von der Schreibart der traurigen Geſchichtſchreiber, die dergleichen Lebensläufe verfertigen, nicht ſo gar weit entfernen. Sie haben gemeiniglich ſo erbauliche Betrachtungen in ſich, daß man Unrecht thun würde, wenn man dergleichen bewegliche, oder zierliche Stellen aus einem einzigen Lebenslaufe verbannen wollte.

Es mögen einige Spötter sagen, was sie wollen; so ist doch gewiß, daß nichts in der Welt von ungefähr geschieht. Es hätte zwar das Ansehen, als ob Iris von ungefähr gebohren würde. Ihr Vater und ihre Mutter, zween junge Leute, welche einander sehr wohl gefielen, sich sehr gern putzten, gern schmausten, und am allerliebsten ohne Sorgen lebten, hatten sich mit einander verheurathet, bloß damit sie sich mit einander verheurathet haben möchten, und gar nicht in der Absicht, einem so schönen Kinde, als Iris war, das Leben zu geben. Und Iris, welche in dieser Ehe erzeugt ward, war gleichsam ein ungebethener Gast, welcher dennoch ihrem Vater und ihrer Mutter deswegen ganz angenehm war, weil sie zu einem sehr schön austapezirten Zimmer, zu einem wohlausgesuchten Wochenbette, zu einem Kindtaufenschmause, und zu vielen Besuchen Anlaß gab, welche niemals ohne vieles Vergnügen über die Fehler anderer Menschen, von denen man redete, geendigt wurden. Aber wer die Mittel zu einer Sache will, der will auch die Sache selbst; und es geschah also, wenn man es genauer untersuchen will, gar nicht von ungefähr, daß Iris zur Welt kam. Ihre Geburt fiel in die merkwürdigsten Zeiten dieses Jahrhundertes, da ein jählinges Schicksal die Nachtzeuger der Schönen erniedrigte, und die langen Haare derselben, welche bisher in ein Nest verwickelt gewesen waren, von ihrem Haupte wegzunehmen, und ihren Nacken mit krausen Locken zu füllen anfieng; da ihre Röcke hingegen, sich mehr und mehr aufbläheten, bis dieselben endlich zu der Größe gelangt sind, daß man nicht mehr zweifeln darf, daß ein Frauenzimmer breiter [illegible], als es lang ist. Wenn man es immer für ein Zeichen einer merkwürdigen Geburt angenommen, wenn jemand zu denen Zeiten, da der Republik ein besonderer Zufall begegnet, gebohren worden: so ist wohl dieses die merkwürdigste Geburt, die jemals geschehen können; weil zu dieser Zeit so viele Veränderungen in dem weiblichen gemeinen Wesen vorgegangen sind. Ihre Taufe ward nicht weniger von den glücklichsten Zeichen begleitet. An demselben Tage sah Glaukope, ihr Pathe,

zum

zum erſten die Pulcheria, welche zu gleichem Amte mit ihm erbethen war. Er ſah ſie an, und ſie antwortete ihm mit eben dieſem Blicke, und mit dieſer lächelnden Gebärde, welche man hernach an der Iris ſelbſt von ihrer Jugend an bewundert hat. Dieſer Tag war ſeinem Glücke faſt zureichend; in der dritten Stunde des Nachmittags, als ſie zum Taufſteine treten wollten, reichte er ihr noch die Hand, mit Zittern, und um die eilfte Stunde, da man bald nach Hauſe gehen wollte, küßte er ſie ſchon auf die Lippen. Aus dieſen Zeichen nun ſchloſſen die Aeltern der Iris, daß ihr Kind eine ſehr liebenswürdige Perſon werden würde. Noch mehr aber hatten ſie Urſache, dieſes daraus zu ſchließen, weil ſie beyde ſelbſt liebenswürdig waren.

Sie verſäumten daher nichts, was nur immer dazu gehöret, ein Kind ſo zu erziehen, daß es dereinſt artig genennet werden kann. Und ſie wurden hiezu deſto leichter angetrieben, weil nach der heutigen Glückſeligkeit unſerer Zeiten, die Artigkeit ohne große Sorgfalt und Mühe der Aeltern erlangt wird, und es mehr Mühe zu koſten ſcheint, zu verhindern, daß eine junge Pflanze in ihrem Wachsthume nicht artig wird, als ſie zu dem artigſten Bäumchen von der Welt zu machen. Anfangs wurden die Sorgen der Auferziehung einer guten Amme übergeben, welche auf Empfehl einer glaubwürdigen Perſon zu dieſem wichtigen Amte berufen ward. Dieſe brachte unſerer jungen Iris die zwey nöthigſten Dinge des menſchlichen Lebens bey, ſo bald das Kind nur dazu geſchickt war, nämlich reden und eſſen. Ehe aber die Glieder deſſelben ſtark genug geworden, dergleichen Lehren genugſam anzunehmen, hielt ſie weislich dafür, daß man ſich dieſes Zwiſchenraumes bedienen müßte, um andere nützliche Dinge zu erlernen. Sie belehrte daher unſere Iris, wie man inſonderheit jungen Mannsperſonen mit einem freundlichen Lächeln begegnen, ihnen Küſſe mit der Hand zuwerfen, oder ſie wirklich küſſen müſſe. So wenig floſſen auch die zarteſten Jahre der Iris mit einem ſchädlichen Müßiggange vorbey. Es war dem-

demnach kein Wunder, wenn Iris in ihrer Sprache bis in ihr zehntes Jahr beständig ein den Kindern sehr wohl anstehendes Lallen behielt, daß man desto mehr Zeitvertreib in der Unterredung mit ihr hatte, weil sie einem das Vergnügen ließ, das meiste, was sie sagte, mehr zu errathen, als deutlich zu hören. Sie faßte auch, nebst der reinen Mundart ihrer Geburtsstadt, (denn es würde gezwungen lassen, sich davon zu entfernen,) die bekanntesten Redensarten im Umgange; außer daß sie noch einige Wörter hinzuthat, die ihrer Amme eigen waren, und sie auf eben die Art aussprechen lernte, wie es jene gethan. Insonderheit wußte sie: Ihre Dies nerinn, sehr wohl zu sprechen. Ja in ihrem vierten Jahre brachte sie zu jedermanns Verwunderung einmal unversehens das scharfsinnige Wort hervor: Zieren Sie sich doch nicht so! Ueberhaupt bemerkten ihre Aeltern und übrigen geehrtesten Anverwandten in ihrem Reden so viel Artiges, daß sie niemals weder ja noch nein sagte, daß dieselben es nicht für ein sonderbares Kennzeichen ihres Verstandes auslegten; wie es denn freylich recht und billig ist. Denn der Verstand und die Reden sind die beyden Dinge, welche uns von den Thieren unterscheiden, und eine so große Kluft zwischen uns und ihnen befestigen, als zwischen Himmel und Erde ist. Es ist also recht gründlich gethan, wenn man das eine für das Kennzeichen des andern annimmt. Denn kein einziges unter den Thieren, außer dem Papagoy und einigen andern Vögeln, welche es doch erst von den Menschen lernen müssen, wird ein so deutliches Ja und Nein aussprechen, als es auch Kinder zu thun vermögen. Iris redete also, weil sie Verstand hatte; und hatte Verstand, weil sie redete. Wie sich denn ihr Verstand unter andern auch daraus schließen läßt, daß sie an Caffee und Karten, nächst dem Putze, von ihren zartesten Jahren ihre Lust und Freude hatte. Sie begehrte in ihrer zarten Kindheit mit dem größten Ungestüme, allezeit den Caffee, so oft sie nur welchen trinken sah, ob sie gleich hernach bey ihren herannahenden Jahren diesen allzuheftigen Eifer fahren ließ, und insonderheit in Gesellschaft ihr Löffelchen

chen sehr zeitig quer über die Tasse legte. Die Karten aber waren ihr ganzes Labsal, und man konnte sie von denselben niemals hinweg bringen, daß sie nicht Thränen vergossen hätte. Sie wußte auch alle Blätter darinnen mit sehr grosser Geschicklichkeit zu nennen, welche Probe ihres guten Kopfs ihre wertheſten Aeltern desto mehr aufmunterte, sie in den schönen Wissenschaften des Frauenzimmers etwas Rechtschaffenes thun zu lassen.

Denn ihr Lehrmeister im Tanzen war Herr Springfuß. Auf dem Claviere unterrichtete sie Herr Schnellfinger. Und das Französische nebst andern guten Lehren brachte ihr Mademoiselle Babil, eine geschickte Französinn, bey. Die zwo wichtigsten Sprachen aber lernte sie von ihrer Frau Mutter selbst, deren unermüdeten Fleiß unsere Iris bey herannahenden Jahren noch immer rühmen muß: Ob sie gleich sich selbst mit Rechte so viele Geschicklichkeit zuschreiben kann, daß sie in diesen letztern das meiste von selbst gelernet, und vieles schon begriffen, ehe sie noch gelehret worden. Diese zwo Sprachen aber waren die Sprache der Augen, und die Sprache des Fächers. Hiernächst hat ihre wertheſte Frau Mutter sie auch im Lomberspiele mit aller gehörigen ja möglichen Sorgfalt unterrichtet. Ueberhaupt brachte es unsere Iris in allen diesen Künsten ziemlich weit. Im Tanzen nahm sie ganz wunderbarer Weise zu; denn sie hatte eine groſse Begierde, mit wohlgewachsenen und artigen Cavalieren nicht allein zu tanzen, sondern auch, wenn sich die Gelegenheit ereignete, allen ihren Gespielinnen den Preis darinnen abzugewinnen. In der Geschicklichkeit, auf dem Claviere zu spielen, würde sie zu einiger Vollkommenheit gelanget seyn, wenn sie nicht in ihrem achtzehnten Jahre einen Mann genommen hätte. Aber die vergnügte Klarheit ihres Jungferstandes ließ nicht zu, daß sie sich in einer weitläuftigen Kunst hätte festsetzen wollen. Was die französische Sprache betrifft, so hat sie sich nicht, nach der verderblichen Art unserer Zeiten, welche alle Frauenzimmer zu Gelehrten

machen wollen, so weit darinnen verstiegen, daß sie die edle Zeit hernach mit dem Lesen verdrießlicher Sittenlehren verschwendet hätte. Sie hätte zwar gewünscht, daß sie der vortrefflichen Romanen wegen französische Bücher hätte lesen können; unterdessen sah sie doch, daß dieses ohne größern Zeitverlust nicht würde geschehen können, und begnügte sich also bloß, diesen edlen Zeitvertreib in deutschen Büchern zu suchen, wo er sich ihr ohne Mühe, und mit weit wenigern Kosten anboth. Was aber das Reden im Französischen betrifft, so hatte sie die Aussprache davon so schön begriffen, daß sie alle Sylben auf das artigste und zärtlichste, und als ob sie in Frankreich selbst gebohren wäre, aussprach. Sprechen aber konnte sie nicht so gut, als aussprechen; indem sie nur etliche wenige auswendig gelernte Formeln vorbringt. Am allerfertigsten aber begriff sie dasjenige, was ihr von ihrer wertheſten Frau Mutter beygebracht ward, theils wegen ihrer natürlichen Lust dazu, theils auch wegen der sonderbaren Geschicklichkeit derselben, so, daß man wohl sah, daß niemand von ihren Lehrmeistern oder Lehrmeisterinnen dieselbe hierinnen übertroffen.

Einige ihrer Nebenstunden hat sie dem Schreiben und Lesen, und andern Dingen, die zur Schule gehören, gewiedmet. Sie hatte den Vorsatz, alles dieses in ordentlichen Stunden täglich zu treiben, sie hatte auch einen Lehrmeister dazu angenommen. Aber die täglichen Besuche, und die unermüdete Bemühung ihrer Aeltern, ihr immer neue Vergnügen zu machen, haben sie abgehalten, diesen Stunden ordentlich beyzuwohnen. Gleichwohl hat sie es so weit gebracht, daß sie einige Briefe von einem jungen Menschen, auf die sie mir eine Antwort zu entwerfen auftrug, hernach nach meinem Entwurfe, mit eigener Hand auf das artigste beantwortete.

Es ist niemals ein Leben, welches ganz ohne Gefahr vollbracht würde. Wenn wir bedenken, wie viel Dinge in der Natur gegen unser Leben, theils öffentliche, theils verbor-

gene

gene und tückiſche Feindſchaften ausüben: ſo muß uns ein jeder Menſch, inſonderheit in der Kindheit, nicht anders vorkommen, als ob ein ſcharfes Schwerdt an einem dünnen Faden über ſeinem Haupte hienge. Bey jeglichem Tritte, den wir thun, iſt es möglich, daß wir ausgleiten und fallen. Die Arme unſerer Wärterinnen ſind keine ſo ſichern und feſtgegründeten Stützen, daß uns nicht ein jäher Zufall einmal aus denſelben herabſtürzen könnte. Alles hat Gefahr für uns, alles drohet uns zu verletzen: Und da wir auf unſerer Hut ſeyn ſollten; ſo fodern wir noch dazu unſere Feinde durch Verwegenheit und Unvorſichtigkeit heraus: und die wilde Jugend, welche doch auf dem ebenſten Wege noch leicht genug fallen kann, waget am erſten Schritte, die auch der feſteſte Fuß kaum ſich zu thun getrauen würde. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn ich von unſerer Iris ebenfalls nicht ſchreiben kann, ohne an eine und andere beſondere Gefahr, die ſie ausgeſtanden hat, zu gedenken. Beſonders iſt ſie zweymal in ihrer Jugend in Lebensgefahr geweſen. Das erſtemal im dritten Jahre ihres Alters, da ſie von Wohlthaten krank ward. Indem die gutthätige Freygebigkeit ihrer Frau Mutter und einiger Freundinnen derſelben, ihr ſo viel Confect zu eſſen, und Wein zu trinken gab, daß der ſchwache Magen dieſes Kindes bey der Gutwilligkeit ſeiner Gönnerinnen nicht zureichte, und davon überfüllet ward, worüber unſere Iris in einen ſo kranken Zuſtand verfiel, daß eben die Hände ihrer Wohlthäterinnen, die ſich vorher ein großes Vergnügen gemacht hatten, ihr dergleichen ſüße Nahrung zu reichen, nunmehro voller Angſt, und mit einer faſt zu ſpäten Reue, ſich zu winden, und in einander zu ſchlagen anfiengen, und kaum geſchäfftig genug ſeyn konnten, wieder zurechte zu bringen, was ſie zuvor verderbt hatten.

Das andere mal verfiel ſie in eine noch weit ſchwerere Krankheit, als der urbillige Eigenſinn ihrer Aufſeherinn, welche doch ſonſt ſehr klug war, und ihr nichts abzuſchlagen pflegte, ihr verſagte, einen Putz anzuziehen, welchen ſie aus

sonderbarer Liebe zu der weiblichen Reinlichkeit und Artigkeit eifrigst begehrte. Es würde auch wohl aus Aergerniß ihr schwaches Lebenslicht verloschen seyn, wenn ihre Frau Mutter nicht, so bald es ihr hinterbracht worden, mit zärtlicher Vorsicht diesen Fehler verbessert, die Aufseherinn ausgescholten, dem Kinde aber seine unschuldige Bitte gewähret hätte.

Dieses waren also die Bemühungen und Umstände ihres zartesten Alters, wobey es nicht zu verwundern ist, daß sie das allerartigste Kind und die Hoffnung der künftigen Zeiten gewesen. Denn sie war überaus gesprächig und plauderte alles, was ihr nur in die Gedanken kam, mit der feinsten Art heraus. Sie fieng auch allmählig schon an, von dieser oder jener Person, die ihr bekannt war, mit einer scharfsinnigen Spitzfindigkeit zu reden, ihre Geberden nachzumachen, ihre Art zu sprechen, auszudrücken, und allerley kleine Geschichte zu erzählen. Sie hörte sehr gern, wenn sie gelobet ward; und ihre Brust streckte sich, bey der geringsten Schmeicheley, die man ihr machte, weit vor ihre Schultern hervor, welche sich alsdann zurückbegeben mußten. Sie zeigte auch so viel Begierde nach Lobe, daß es sie so gar verdroß, wenn sie nicht genug gelobet wurde, und daß ihr zuweilen, wenn das Glück ihren Gespielinnen günstiger war, die Thränen in den Augen stunden. Insonderheit gab sie auf das Lob der Mannspersonen Acht, und sie wußte schon zu dieser Zeit eine Wahl unter ihnen zu treffen, daß ihr immer einer mehr gefiel, als der andere. Ihre Blicke sprachen schon von etwas, das ihr Herz doch in diesem Alter nicht fähig war zu denken. Ja sie küßte schon damals gern, und schon damals lieber allein, als in einer öffentlichen Gesellschaft, wie sie denn einer der damaligen artigsten Herrn deswegen mit diesen Versen beschenkte:

Indegriff der Lieblichkeiten!
Schönes Kind, das mich ergötzt,
Wenn es in die schlanken Seiten
Stolz die steifen Arme setzt;

Küsse,

Küſſe, weil dir noch zu küſſen
Deine Mutter ſelbſt vergönnt:
Eh du wirſt erröthen müſſen,'
Wenn dich jemand reizend nennt,
Eh dein Mund ſo manchen Kuß
Wünſchen, doch verſagen muß!

Kurz, Iris that ſchon in ihren zarteſten Jahren, was man erſt von einem reifern Alter vermuthen konnte.

Da nun die Roſen in ihren Knoſpen ſo ſchön waren; wie ſchön mußten ſie nicht alsdann ſeyn, da ſie aufblüheten! Iris trat nunmehr in ihr zehntes Jahr, und wenigſtens in ihren Gedanken zugleich mit in die Reihe der erwachſenern Frauenzimmer. Sie gieng keine Treppe hinunter, daß ihr nicht eine Mannsperſon, wenn eine zugegen war, die Hand biethen mußte, wo ſie es nicht für eine Beleidigung annehmen ſollte. Sie ließ ſich gern mit einem Lichte ſpiren; ſie betrachtete die Mannsperſonen, und wollte doch nicht das Anſehen haben, als ob ſie ſie betrachtete. Sie unterſuchte ſich ſelbſt vor dem Spiegel. Sie lernte ganze Stunden vor demſelben zubringen. Sie ſpielete mit den Blicken. Sie verlangte Ehrfurcht von dem andern Geſchlechte. Ihr Mund, welcher ſich nunmehr ſchämte, etwas dergleichen zu reden, als ſie in ihren Kinderjahren geredet hatte, und gleichwohl nichts, das beſſer geweſen wäre, zu reden wußte, fieng an, mit ſeinen Worten geiziger zu werden; und, welches ein Kennzeichen iſt, wie ſehr ſie die guten Eigenſchaften ihrer Seele verhüllet, ihr Auge ſagte allen Menſchen, daß ſie Verſtand hatte: aber ſo bald ſie den Mund aufthat, ſo ſchien es, als ob dieſer es leugnen wollte. Nichts aber war erwachſener an ihr, als ihr Herz. Sie befriedigte ſich nicht einmal mit denjenigen Bewegungen, die die gütige Natur von ſelbſten ins Herz geleget hatte; ſondern ſie bemühete ſich auch auf alle Art und Weiſe, dieſelben zu ſtärken und zu vergrößern, indem ſie einen guten Theil der artigſten und verliebteſten Romane las. Dieſe Schule der Zärtlichkeit erweichte ihr

Herz,

Herz, und überwand alle natürliche Härtigkeit deſſelben auf eine ganz außerordentliche Weiſe. In zehnten Jahre wünſchte ſie ſich ſchon Anbether, und machte ſich gefaßt, wie ſie ihnen begegnen wollte, und es ſchien, als ob auch das Glück lieben geiernet hatte, und den Wünſchen einer ſo reizenden Perſon nicht widerſtehen könnte. Denn in ihrem zwölften Jahre hatten ihre Augen ſchon mehr, als einen Sklaven, ſich unterwürfig gemacht. Es geſchah ungefähr in den Zeiten, als man Stoffe zu tragen anfieng, die mit großen Blumenbüſchen gleichſam beſäet waren. Damals zeigte ſich erſt ihr Eifer, von keiner Perſon ihres Geſchlechtes übertroffen zu ſeyn. Denn ſie ließ nicht nach, ihre wertheſten Aeltern mit Bitten und Flehen, ja zuweilen mit Thränen anzugehen, daß ſie ja niemanden ihres Alters in dieſer neuen Göttertracht, in welcher ſie gleichſam als eine Flora auszuſehen hoffte, ihr zuvorkommen laſſen möchten. Ungeachtet ihre beyderſeits geehrteſten Aeltern ſehr viele Zärtlichkeit für ſie hatten; ſo erweckten doch die Natur, und die Klugheit, welche ihnen ſo viel Unkoſten zu machen widerriethe, einen ſehr großen Streit in ihnen, der nicht anders geſtillt werden konnte, als bis die Thränen ihrer geliebteſten Jungfer Tochter, der Liebe ihrer Aeltern zu Hülfe kamen, und die Klugheit überwanden. Dieſes große Kennzeichen der Liebe ihrer Aeltern erweckte in ihrer tugendhaften Tochter eine ſo wunderbare Dankbarkeit, daß ſie nach dieſem dieſelben nicht leicht wiederum um ein Stück ihres Putzes anſprach. Sondern ihre eigene Schönheit war ihr, in den folgenden Jahren, an Aeltern Statt, und brachte ihr ſo vielen prächtigen Putz zuwege, als man an den reichſten Perſonen ihrer Zeiten kaum geſehen hat. Man muß ihr auch dieſes zum größten Ruhme nachſagen, daß ſie niemals ein Geſchenk, wenn ſie es auch von der liebenswürdigſten Mannsperſon erhalten hätte, theurer, als mit einem Blicke, oder mit der Erlaubniß, ihre Hand zu küſſen, bezahlet. Denn obgleich ihr Herz von ſehr weichem Zeuge gemacht war, und gleichſam einen Sieger zu wünſchen und zu erwarten ſchien: ſo wachte doch die Gewiſſenhaftigkeit ihres Geſchlechtes,

ſchlechte, welche nicht gebethen, ſondern gezwungen ſeyn will, über ihre Tugend, und dieſelbe blieb unerobert, weil ſie nur blöde Bekrieger fand. Dieſen Stand der Jungferſchaft trug ſie bis in ihr achtzehntes Jahr, und niemals hat es ihr in dieſer Zeit an Anbethern gefehlet. Ihre reizenden Blicke fanden jeden Tag eine neue Perſon, die ihr Glück aus den Augen derſelben erwartete. Eben ſo geht die Sonne täglich auf und unter, und beſcheint täglich das Feſt eines andern Heiligen, als derjenigen, der am vorhergehenden Tage im Kalender geſtanden hat. So viel ſie aber Anbether gehabt, ſo hat ſie doch niemals geliebet. Denn da ſie ihre Pflichten gegen ſich ſelbſt kannte, und wußte, daß ſie ſelbſt diejenige Perſon wäre, welche am meiſten von ihr geliebt zu werden verdiente, ſo hielt ſie es für unbillig und ungerecht gegen ſich ſelbſt, wenn ſie ſich in ihrem Herzen einen andern an die Seite ſetzen ſollte, der ihre Liebe mit ihr theilete. Ob ſie aber gleich niemals geliebet hat; ſo hat ſie ſich doch verheurathet. Dieſes iſt der kleinſte Umſtand in ihrem Leben, welcher kaum angemerket zu werden verdienet. Denn er hat weder ihre Sitten, noch ihr Herz, noch ihre Schönheit verändert, noch ihren Blicken engere Schranken geſetzt, noch ihre Eroberungen der Herzen vermindert; ſo daß ich hiermit ſicher ſchließen darf, als ob ich ſchon ihren ganzen Lebenslauf, auch denjenigen, den ſie noch nicht vollbracht hat, beſchrieben hätte. Eben ſo hat man aus dem bisherigen Lebenslaufe der Sonne, ihren künftigen ſchon dergeſtalt voraus beſtimmt, daß man ganze hundert Jahre voraus ſagen kann, was derſelben begegnen werde. Und dieſer Lebenslauf, den ich geſchrieben habe, machet, nachdem Iris zu ihrer Vollkommenheit gelanget, gleichſam einen immerwährenden Kalender aus, in welchem der Tod ihres Mannes ein außerordentlicher Feſttag ſeyn wird. Das Ende ihrer Schönheit aber gehöret nicht hinein; weil es ihren Lebenslauf nicht vollſtändiger machen, ſondern nur beſchließen wird.

Letztes

Letztes Stück.

Ich würde noch nicht aufgehöret haben, meine kleinen Schriften fortzusetzen, wenn ich nur ein ordentlicher Schriftsteller wäre. Aber da ich der junge Herr bin; so habe ich mit dem größten Rechte aufgehöret. Die Geschäffte, welche Leute meines gleichen in der Messe zu haben pflegen, gaben mir hierzu die erste Gelegenheit. Es sind zu solcher Zeit so viele schöne Frauenzimmer hier beysammen, daß es mir unmöglich war, eine Zeile zu schreiben, wenn ich nicht den Namen haben wollte, daß ich die Zeit verderbte. Etwas Sinnreiches schreiben, heißt auch so gar nach dem Ausspruche solcher Leute, die mir ganz entgegengesetzt sind, die Zeit verderben. Sie beklagen sich, daß junge Menschen es sich nicht ernstlicher angelegen seyn ließen, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, nämlich sich zu bereichern. Denn dieses heißt nach der jetzigen Sprache, seinem Vaterlande nützlich seyn; und ein Kopf, der sich bemühet, seine Landesleute auf eine lehrreiche Art zu vergnügen, ist ein Müßiggänger. Derjenige hingegen, welcher so gar alles anwendet, das Recht zu verdrehen, und die Leute um einen Theil des Ihrigen zu bringen, ist ein arbeitsamer Mensch, der dem Vaterlande gute Dienste leistet. Was mich betrifft, so bekümmert mich das Vaterland wenig. Hingegen heißt bey mir die Zeit verderben, so viel, als etwas thun, das nicht zur Artigkeit gehöret. Ein Frauenzimmer, welches des Mittags in Gesellschaft gehen wollte, würde den Morgen unfehlbar verderbet haben, wenn sie ihn nicht vor dem Spiegel zugebracht hätte; und sollte sie auch in dem nützlichsten Buche gelesen haben. Und ich würde in jeder Messe die Zeit auf eine unverantwortliche Art verloren haben, wenn ich etwas Schönes zu einer Zeit geschrieben hätte, da ich etwas noch viel Schöners hätte sehen können.

Die

Die Betrachtungen, die ich in dieser Zeit, über die Augen, Nasen, Stirnen, Lippen und Haare, auch zuweilen über den Hals der Personen des schönen Geschlechts angestellet, haben mich das Elend der Schriftsteller recht einsehen lassen; und ich bin darüber so in mich selbst entzückt geworden, daß ich die Feder aus keiner andern Ursache wieder ergreife, als nur der Welt in die Augen zu sagen, daß sie sich auf meine Schriften weiter keine Rechnung zu machen hat, daß aber die Schönen inskünftige auf meine Besuche sich destomehr Hoffnung machen können. Ich habe ohnedieß schon alles gethan, was ein Schriftsteller von meiner Art thun soll; ich habe mich gelobet, ich habe Leute beschrieben, ich habe erzählet, ich habe Briefe erhalten, und alles, was man mir noch zumuthen könnte, ist, daß ich auch noch träumen sollte. Doch ich kann auch dieses leichtlich thun, damit sich niemand rühmen könne, daß er mehr, als ich, gethan habe. Man vermuthe sich aber nicht, daß ich über dem Traume Einer Nacht vielleicht zween Tage mit Nachsinnen und noch zween andere mit Schreiben zubringen will. Man kann mir nicht zumuthen, daß ich von jemand anders, als von einer Schönen, träumen soll. Und von dieser läßt sich es ganz kurz, aber desto angenehmer, träumen, und zugleich weit besser in Versen, als in ungebundener Rede.

Welch Gesichte! welch Entzücken!
Liebe, sprich, was zeigst du mir?
Chloris steht vor meinen Blicken,
Chloris steht bewaffnet hier.

Heere von geschärften Pfeilen,
Deren Spitze tödtlich brennt,
Seh ich sausend auf mich eilen,
Bis sie mir die Brust getrennt.

Aber undurchdringlich Eisen
Hat ihr eignes Herz umhüllt;
Und so bald sich Feinde weisen,
Schwingt die Hand den leichten Schild.

Seht ſie meines Anfalls lachen!
Seht, ſie freut ſich meiner Pein!
Und ſie will zwar Wunden machen,
Aber nicht verwundet ſeyn.

Nunmehr habe ich alles erfüllet, was man nur von mir verlangen kann; und ich gebe noch überdieß den ſchlechten Schriftſtellern den Troſt, daß ſie es nicht allein ſind, die bey dem fünften Blatte aufhören, ja daß ich wohl noch eher aufgehöret habe, als ſie. Die Briefe, die ich erhalte, pflege ich nicht zu beantworten. Denn dieſes haben meine Vorfahren in ſolchen Schriften auch öfters gethan, und ich will noch einen zu guter letzt unbeantwortet einrücken.

* * *

Mein Herr,

Ich weis nicht, zu was für einem eigenſinnigen Menſchen mich geſtern das Unglück geführet hatte. Nichts auf der Welt ſchien ihm gut genug zu ſeyn, und bey allen Sachen, die ich ihm rühmte, hatte er allezeit noch etwas zu ſagen, wie die Sache verbeſſert werden könnte. Er begleitete mich auf einen Ball. Man hatte auf mich gewartet, als ich dahin kam. Denn ich habe in Gewohnheit, die Leute, wo möglich, warten zu laſſen, weil ſie alsdann fühlen, wie nöthig ſie mich haben, und meinen Werth beſſer einſehen lernen. Sogleich kam ich alſo zu einem Tanze, wo ich meine Kunſt in allen Arten von Schritten und in einer großen Menge Capriolen zeigen konnte. Als ich fertig war, und überlegte, wie ich getanzt hätte, ſo hatte ich keinen einzigen Fehler gemacht, den jemand anders, als ich, gemerkt haben konnte. Ich glaubte alſo, über den Eigenſinn meines Begleiters zu triumphiren, und ich fragte ihn, wie ich ihm gefallen hätte, in der Hoffnung, daß er mir den größten Lobſpruch von der Welt machen würde. Statt deſſen fragte er mich: Iſt Ihr Tanz

mit

mit Fleiß ſo eingerichtet, daß Sie unvermuthet, aus den langſamſten und traurigſten Bewegungen, in die allerhurtigſten Sprünge verfallen; oder haben Sie zweene beſondere Tänze gethan? Es iſt ein einziger Tanz, ſagte ich, und er iſt mit Fleiß ſo geſetzt, damit ich in beyden meine Geſchicklichkeit zeigen kann. Haben Sie nicht die Höhen meiner Capriolen bemerket, und haben Sie nicht gezählet, daß ich in der Luft dreymal mit den Beinen zuſammengeſchlagen? Dieſes ſollte ein anderer, der nicht ſo geübt iſt, wohl bleiben laſſen. An Ihrer Geſchicklichkeit, antwortete er, zweifle ich gar nicht. Dieſes ſtellte mich ein wenig zufrieden. Aber, fuhr er fort, mich deucht, das Tanzen iſt eine Nachahmung des Ganges, eben wie das Singen eine Nachahmung der Rede iſt. Und zwar iſt ohne Zweifel der Unterſchied des Ganges, nach der verſchiedenen Gemüthsbeſchaffenheit eines Menſchen, die Materie des Tanzens, wie der unterſchiedene Ton der Rede bey dieſer oder jener Gemüthsbewegung die Materie des Singens iſt. Wenn Sie alſo, in einem einzigen Tanze, anfänglich dem langſamen Gange eines betrübten Menſchen nachahmen, ſogleich aber, ohne daß man im geringſten ſieht, daß Ihnen Urſache dazu gegeben wird, die größten Freudenſprünge zu machen anfangen, ſo kömmt es mir unnatürlich vor. Denn eine ſo jählinge Veränderung in den Gemüthsbewegungen eines Menſchen, ohne die geringſte äuſſerliche Urſache, kann ich nirgends, als in der Einbildungskraft eines Raſenden, ſuchen. Hätten Sie aber, wiewohl ich es nicht vermuthe, einem Raſenden in Ihrem Tanze nachahmen wollen, ſo ſollten dieſe Abwechſelungen des Traurigen, und des luſtigen mehr durcheinander gehen. Dieſes alles waren Dinge, die ich von meinen Tanzmeiſtern noch niemals gehöret hatte, und welche mir lächerlich vorkamen, ja ſie ſchienen mir ſo ungereimt zu ſeyn, daß ich glaubte, ich könnte dieſe Gelegenheit am allerbeſten ergreifen, ihn ſeine wunderlichen Meynungen ſelbſt einmal erkennen zu laſſen. Wer hat Sie beredet, ſagte ich, daß das Tanzen eine Nachahmung des Ganges ſey? Habe ich nicht ſo viel Arten von Schritten im Tanzen, welche

ich für vieles Geld nicht in meinem ordentlichen Gange anbringen wollte, weil man mich für den allerungezogensten Menschen ansehen würde? Bey dieser Gelegenheit machte ich ihm eine Menge solcher Schritte und Sprünge vor, die hiervon ein Exempel abgeben konnten, und welche ihn zwar zum Lachen, aber nicht zum Nachgeben bewegten. Ungeachtet er selber nicht tanzte, und niemanden im Tanzen Unterweisung gegeben; so wollte er mich doch bereden, daß die Tanzmeister darinnen fehlten. Das Tanzen, sagte er, welches wir von den Franzosen erhalten haben, ist zwar sehr geschickt, die Natur nachzuahmen, wenn man die Schritte, die sie uns an die Hand gegeben, in einer solchen Reihe zusammensetzet, und solche Figuren daraus machet, die eine Absicht auf eine gewisse Gemüthsbewegung haben. Aber es scheint etwas Gothisches zu seyn, wenn man die gröste Kunst des Tänzers in dem Außerordentlichen der Bewegungen, die er machet, suchen will. Unterdessen trat ein Frauenzimmer zu mir, welches gesehen hatte, daß ich meinem wunderlichen Gegner Sprünge vormachte. Sie können sich leicht einbilden, mein Herr, daß ich einen Verweis bekam, warum ich meine schönen Schritte so verschwendete, und nicht lieber einen ordentlichen Tanz thäte. Sie both mir hierauf die Hand zu einem Tanze, der la bergere heißt. Da ich fertig war, glaubte ich, daß ich nunmehr wenigstens gelobt werden würde. Aber da sah ich, daß dieser einfältige Mensch, welcher vom Tanzen so vernünftelte, gar nichts davon verstund. Er hatte sich eingebildet, daß dieser Tanz ich weis nicht in was für einem Charakter abgefasset seyn sollte, und er erzählte mir tausend Fehler davon, wovon es demjenigen, der ihn gemacht, nicht in den Sinn gekommen war, einen einzigen zu vermeiden. Er sagte mir, dieser Tanz habe eben so wenig von den Schäfern, als zuweilen unsere Schäfergedichte,

— — — — — —
— — — — — —

Die Bargere heißt Bergere, weil sie Bergere heißt, antwortete ich ihm, und ist so zusammengesetzt, weil sie so zusammen-

gesetzt

geſetzt iſt. Das Schiff, welches die Königinn in Frankreich L'aimable vainqueur hieß, ohne daß jemand war, dem ſie darunter geſchmeichelt, hat eben ſo viel Recht, ſo zu heißen, als der Tanz, den man ſo benennet. Denn es wird kein Menſch behaupten, daß derjenige, der ihn tanzet, einen Ueberwinder vorſtelle. Aber dieſes half alles nichts. Es zeiget von deſto wenigerm Geſchmacke in ſolchen Dingen, ſagte er, wenn man ſich niemals darum bekümmert, Charaktere in Tänzen vorzuſtellen. Dieſes iſt, wenigſtens aller Wahrſcheinlichkeit nach, das Tanzen der Alten geweſen. Die Mimen, welche in etwas neuern Zeiten aufkamen, ſcheinen davon hergeſtammt zu ſeyn, wiewohl ſie dadurch aus den Schranken ſchritten, daß ſie Sachen durch die Gebärden ausdrücken wollten, welche niemals darunter gezogen werden konnten, eben wie wir zu unſern Zeiten die Wellen des Meeres in der Muſik nachgeahmet ſehen. Ich erſchrack, daß die Alten beſſere Tanzmeiſter, als ich, gehabt haben ſollten, und in allem Zorne ſagte ich zu ihm: Mein Herr, weil Sie ſich auf dieſe Art von Tanzen ſo wohl verſtehen; wie würden Sie es denn machen, wenn Sie einen Eigenſinnigen tanzen wollten? Dieſes ſollte ihn in Unordnung bringen, aber er ſagte mit großer Gelaſſenheit: Alle beſondere Gemüthsneigungen laſſen ſich nicht ſo leicht vorſtellen. Aber die Kunſt dabey iſt, eben denjenigen Charakter, den man ausdrücken will, in ſolche Umſtände zu ſetzen, darinnen er ſich durch die äußerlichen Bewegungen zeigen kann. Ich will Ihnen, fuhr er fort, ein ander Exempel geben: Wenn ich einen Unentſchloſſenen vorſtellen wollte, ſo würde ich eine Mannsperſon zwiſchen zwey Frauenzimmern auf den Tanzplatz führen. Denn ich weis nicht, warum es nöthig iſt, daß die Perſonen allezeit, wie die Tauben, paarweiſe beyſammen ſind. Die Mannsperſon, nachdem ſie ſich ein paar Takte zwiſchen beyden herumgedrehet, nähme das eine Frauenzimmer bey der Hand, und ließe die andere gehen. Nach wenigen Schritten verließe er dieſe, und griffe zur andern. Doch auch dieſe würde er bald verlaſſen. Sie folgte ihm nach und jene flohe vor ihm. Endlich ließe ſich

jene bewegen, ſich gegen ihn umzuwenden, und indem er ſie ergriffe, verließe ihn jene, die ihm nachgefolget war. Er eilte hierauf derſelben wieder nach, und würde von dieſer verfolget. Endlich verließen ſie ihn beyde, und er ſelbſt würde, indem er nicht entſchloſſen wäre, welcher er nacheilen ſollte, bald einige Schritte nach dieſer, bald einige nach jener thun, und ſeinen Tanz ſchlangenweiſe beſchließen. Sie können leicht ſehen, redete er weiter, daß ſich dieſes nicht allein auf die Figur des Ganges erſtrecket, ſondern daß man die Art der Schritte und die Bewegungen ſeiner Hände ebenfalls ändern könnte, damit überall ſeine Gemüthsbeſchaffenheit hervorleuchtete.

Ich glaube, daß er ewig Regeln gegeben haben würde: aber ich wurde zu einem engliſchen Tanze aufgezogen. Er hieß Tourbillon. Ich war froh, daß mich mein Begleiter nicht fragte, ob ich einen Wirbelwind vorſtellen würde. Denn nimmermehr glaube ich, daß derjenige, der ihn entworfen, einen Wirbelwind in den Gedanken gehabt hat, da ihm eingefallen, daß man die Hände in einem Rädchen, daß ich ſo ſage, um einander drehen ſollte. Ich hütete mich ſehr, wieder zu meinem verdrießlichen Richter zu kehren, und ich hielt mich zu ſolchen Perſonen, welche den Preis der Tänze, nach der Anzahl des Händegebens und der Küſſe, die darinnen vorkommen, beſſer zu ſchätzen wiſſen. Mein Herr, urtheilen Sie nun, was von dieſem verdrießlichen Menſchen zu halten ſey; und wohin die meiſten Arten unſere Vergnügens gerathen ſollten, wenn die Eigenſinnigen das Recht hätten, ſie zu tadeln. Ich kann Sie verſichern, daß ich vor dieſem Manne einen rechten Abſcheu; gegen Sie aber, denen ich ähnlich zu ſeyn glaube, deſtomehr Zuneigung habe. Ich müßte mich ſelbſt nicht lieben, wenn ich Sie nicht lieben ſollte,

Mein junger Herr,

Ich bin ꝛc.

Schönfuß.

Schreiben

von den

ſinnlichen Ergötzlichkeiten

beſonders

vom Tanzen.

Vorbericht.

Diese ernsthafte Abhandlung betrifft eine Frage, die in verschiedenen Zeiten und Ländern nicht wenig Menschen irre gemacht, die beydes Verstand und Gewissen gehabt haben. Die adiaphoristischen Streitigkeiten sind in der Kirchenhistorie bekannt genug; und in denen Zeiten, da diese Abhandlung aufgesetzt worden, 1745. ist dieselbe Frage nicht selten der Gegenstand der ernsthaftesten Unterredungen in Kopenhagen gewesen. Einige rechtschaffene Männer haben sich bisweilen die Gedanken von dem Misbrauche der sinnlichen Ergötzlichkeiten, und die Stellen der Offenbarung, wo ihre Einschränkung empfohlen wird, bewegen lassen, auch über ihren rechtmäßigen Gebrauch mit einer übertriebenen Schärfe sich auszudrücken, und auch wohl daher den Tanz, das Spiel, und das Theater überhaupt zu misbilligen.

Der witzige Schriftsteller, der bey seiner Absicht zu vergnügen, auch nützen will, und Tugend und Wohlstand nie aus den Augen läßt, scheint vorzüglich befugt zu seyn, seine

Meynung über eine Sache zu eröffnen, die manchen so bedenklich vorkömmt. Sein Beruf ist es, die Natur der menschlichen Vergnügungen zu kennen, und die Beschaffenheit der Herzen zu untersuchen, die sich von den verschiedenen Gattungen derselben einnehmen lassen. Alsdann fällt es dem Theologen desto leichter, zu entscheiden, welche Gattungen und Grade eigentlich die Religion erlaubt, welche sie empfiehlt, und welche sie verbietet.

Hier sind Betrachtungen mit einander vereinigt, die sich beydes auf die Kenntniß der vergnügenden Künste, und auf die Gottesgelahrheit selbst beziehen.

Dieser Aufsatz ist im ersten Theile der Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes gedruckt. Er erscheint aber hier mit ganz beträchtlichen Veränderungen. Die Herausgeber und Verfasser der Beyträge hatten, nach ihrer rühmlichen Gewohnheit, wechselsweise ihre Arbeiten mit der größten Strenge zu kritisiren, aus verschiedenen Gründen nicht wenig in der Handschrift verändert, die ihnen von Kopenhagen aus übersandt war. Mein seliger Bruder aber, der einen Theil dieser Kritiken billigte, war doch nicht gänzlich mit der Gestalt zufrieden, in der er seinen Aufsatz gedruckt sah. Er hat in seinen Briefen an meinen jüngsten Bruder neue Verbesserungen darinn vorgeschlagen, und derselbe hat noch andere nach seinem Verlangen entworfen; und daraus ist die gegenwärtige Gestalt dieser Abhandlung entstanden.

Gnädi-

Gnädiges Fräulein,

Endlich hat doch der heilige Eifer Ihres alten mürrischen Vormunds über Ihre eigene Erfahrung die Oberhand behalten. Sie hatten Bälle, Assemblеen, Schauspiele schon öfters besucht, und kein anderes, als ein anständiges Vergnügen, dabey empfunden; denn Sie hatten sie allezeit mit derjenigen Gleichgültigkeit des Herzens besucht, womit Leute, die diese Dinge nicht bloß aus Beschreibungen kennen, und die eben deswegen ihren eigentlichen Werth zu bestimmen wissen, alle Ergötzlichkeiten des Lebens genießen. Aber Ihr Herr Vormund hat Ihnen über das, was das Gemüth zu erheitern dienet, eine Gewissensangst nach der andern zu erwecken gesucht. Er hat in einem so zuverläßigen Tone darwider geeifert, daß Sie endlich auf den Argwohn gerathen sind, er würde nicht mit solcher Zuversicht reden, wenn nicht wenigstens etwas davon wahr wäre. Und bey Ihnen ist es ihm um so viel leichter gelungen, da er die Kunst verstanden hat, seine Strafreden wider diese Ergötzungen in Ausdrücke einzukleiden, die auf ein jedes Herz, das nicht leichtsinnig ist, einen Eindruck zu machen vermögen. Da Ihre Seele zu vernünftig und zu edel ist, als daß sie an so unbeträchtlichen Dingen hängen sollte, so haben Sie den Entschluß gefaßt, Tanzen, Spiele, Schauspiele, und alle Ergötzungen dieser Art aufzugeben, um Ihre Glückseligkeit, die Sie in der

zukünftigen Welt hoffen, auf keine Weise in Gefahr zu wagen.

Es ist wahr, gnädiges Fräulein, Ihre Seele ist einer ewigen Glückseligkeit so würdig, daß Sie alle diese Kleinigkeiten meiden sollten, so bald es den geringsten Zweifel litte, ob sie mit der Frömmigkeit bestehen könnten. Aber ich bin überzeugt, daß der Begriff, den sich Ihr Herr Vormund von der Frömmigkeit macht, in diesem Falle ganz ungegründet ist. Es ist freylich nichts Ungewöhnliches, daß die Begriffe von Frömmigkeit und von einer traurigen und ungesellschaftlichen Lebensart mit einander vermenget werden; und wenn Leute von schwacher Einsicht beyde für einerley halten, so wundert mich solches auch nicht. Das aber wundert mich, daß nicht selten Leute es thun, die durch ihre Wissenschaft und ihren Verstand die wahre Beschaffenheit der Dinge kennen sollten. Und da es Ihrem Herrn Vormunde nicht an Gelehrsamkeit fehlet, so kann er zum Beweise dienen, daß dann und wann die Vorurtheile der Erziehung durch die Wissenschaften mehr gestärket, als ausgerottet werden.

Zwar glaubet er, wie ich aus seiner theologischen Sprache bemerke, die Herren Gottesgelehrten allesammt, ohne Ausnahme, auf seiner Seite zu haben; und ich hingegen besorge, daß ein großer Theil derselben seine Bemühung, sie in seine Sache zu verwickeln, ihm nicht sonderlich verdanken würde. Ich will nicht in Abrede seyn, daß sich einige derselben, welche die Welt zu wenig gekannt, und dabey sich nicht genug vorgesehen haben, ihre Begriffe in der Sittenlehre genau zu bestimmen, von einem an sich löblichen Eifer zu weit haben führen lassen. Aber diesen ist ihr hartes Urtheil über die sinnlichen Ergötzungen viel leichter zu verzeihen, als Ihrem Herrn Vormunde, der Gelegenheit genug gehabt hätte, dieselben mit eigenen Augen kennen zu lernen, wenn er sie nur gebrauchen wollen. Ich würde daher die ehrwürdige Sprache, deren er sich bey seinem Eifer bedienet, für eine List halten, durch die er alle, die nicht seiner Meynung sind, von

der

der Widerlegung abschrecken, und seine Vorurtheile ehrwürdig machen wollte; wenn ich nicht wüßte, daß er zu den Leuten gehöret, die sich und andern zur Last, an Traurigkeit und Schwermuth ein besonderes Wohlgefallen finden. Seine traurige Natur ist es, gnädiges Fräulein, welche auf alle Dinge, die er beurtheilet, einen falschen Schatten wirft, daß sie sich seinen Augen nicht in ihrer wahren Gestalt darstellen. Diese hat ihn auf dasjenige nicht achten lassen, was mit seiner Neigung nicht übereinkömmt, und seine Aufmerksamkeit bloß auf das gelenket, was ihm zu Bestätigung seiner Meynung dienlich geschienen. Unfehlbar sind ihm alle Stellen genau bekannt, wo die Bücher der Offenbarung vor dem Gifte der Wollust warnen: diejenigen Stellen aber muß er überblättert oder wieder vergessen haben, wo die Schrift den erlaubten Gebrauch der Welt von dem Misbrauche sorgfältig unterscheidet, oder wo sie wider eine pharisäische Gottesfurcht eifert; denn sonst müßte er wissen, wie weit die wahre Verleugnung der Welt von einer vermeyntlichen Geistlichkeit der Engel entfernt sey, und wie wenig dem höchsten Wesen diejenigen gefallen, die durch eine solche selbsterwählte Geistlichkeit einen Schein der Weisheit suchen. Lassen Sie also die Einsichten Ihres Herrn Vormundes, die so zweydeutig sind, nicht allzuviel bey sich gelten. Warum wollten Sie sich durch selbsterdachte Gesetze, die aus einem Vorurtheile ihren Ursprung haben, eine unnütze Last aufbürden lassen?

Mich dünket, der rauhe und widrige Begriff, den so viele sich von der Frömmigkeit machen, wird auf folgende Art erzeugt. Unsere Aeltern und Lehrmeister sehen bey unserer Erziehung öfter auf ihre eigene Bequemlichkeit, als auf dasjenige, was uns gut ist, und sich zu unserm Alter schicket. Sie strafen uns öfter, weil wir ihnen Ungelegenheit machen, als weil wir etwas Böses thun. Sie sind zu verdrießlich, sich in unsere jugendlichen Lustbarkeiten zu schicken, und wollen nicht gern ein Geräusch um sich haben. Daher sehen sie uns

uns sauer an, wenn wir vergnügt sind, und uns eine unschuldige Freude machen, die nicht ohne Lärmen abgeht. Sie schlagen uns, wenn sie nur ein Lachen hören, dadurch sie gestöret werden. Dasjenige Kind heißt gottlos, welches lustig und munter ist; und hingegen dasjenige ist ein frommes Kind, welches träge und schläfrig ist, bloß darum, weil es den ganzen Tag nicht gehört wird; ungeachtet das muntere Kind unstreitig von besserer Art ist, als das andere. Dadurch entsteht bey vielen der verkehrte Begriff, daß sie Dummheit und Leblosigkeit für Frömmigkeit halten, und vorgeben, daß ein munteres und aufgeräumtes Leben der Frömmigkeit zuwider sey. Auf eben die Art, wie sie in ihrer Kindheit für gottlos gescholten worden, wenn sie lustig gewesen sind, schelten sie hernach wieder diejenigen dafür, die sich die Veränderungen im Vergnügen zu Nutze machen, welche uns der Schöpfer einer Welt anbiethet, worinnen so viele tausend verschiedene Schönheiten unsere Sinnen reizen. Denn es ist natürlich, daß man das für etwas Uebels hält, worüber man in seiner Kindheit Schläge bekommen hat; und Vorurtheile, die von Vätern und Lehrmeistern eingebläuet worden, schleichen sich hernach in die Wissenschaften der reifern Jahre ein.

Aber, sagt Ihr Herr Vormund, wir sind in diesem Leben, bloß in der Absicht, um in einem zukünftigen glückselig zu werden. Dieses sind nur unsere Probejahre. Gott will sehen, wie wir uns darinnen verhalten, ehe er uns einer künftigen Glückseligkeit theilhaftig machen will. Dieses ist wahr. Aber wenn die Glückseligkeit des künftigen Lebens mit dem Vergnügen des jetzigen sich nicht vertrüge; warum hat denn Gott diese Welt mit so vielen Dingen bereichert, die uns zum Vergnügen anlocken, und warum hat er es in die Natur unserer Sinne gelegt, daß sie sich zu vergnügen suchen? Hat er uns lauter Netze und Verführungen in den Weg legen wollen? Oder hätte sich nicht alsdann eine traurige Wüste, wo zwischen Felsen einzelne Kräuter zu unserer Nahrung her-

vor-

vorsproßten, besser zu unserer Wohnung geschickt? Da hätten wir unsere Gedanken ganz allein zwischen den Sorgen für die Erhaltung der irdischen Hütte, und der Sehnsucht nach der Ewigkeit theilen, und einander damit trösten können, daß das Elend dieses Lebens eine nothwendige Vorbereitung zu einer künftigen Glückseligkeit sey. Wir würden mit Mühe unsere tägliche Nahrung gefunden, und also nicht Zeit gehabt haben, an unser Vergnügen zu denken. Unsere Gemüther wären durch die viele Noth so niedergeschlagen worden, daß es ihnen nicht einmal eingefallen wäre, daß man sich vergnügen könnte. Daraus, daß unser Auge zum Sehen eingerichtet ist, schließen wir, es sey des Schöpfers Absicht, daß wir sehen sollen; und daraus, daß unsere Sinnen so beschaffen sind, daß sie sich bey angenehmen Empfindungen nothwendig vergnügen, und daß es so viele Dinge in der Welt giebt, die fähig sind, solche Empfindungen zu erregen, daraus wollen wir nicht schließen, daß der Schöpfer dabey unser Vergnügen zur Absicht gehabt habe?

Ich könnte Ihren Herrn Vormund fragen, woher er denn so gewiß weis, daß die Vorbereitung auf unsere künftige Glückseligkeit der einzige Zweck sey, um dessentwillen wir in der Welt sind, und daß diese Hauptabsicht alle Nebenabsichten ganz ausschließe? Ich könnte ihn fragen, warum ich nicht vielmehr von der Gütigkeit unsers Schöpfers vermuthen dürfe, daß er unter andern Nebenabsichten gleichfalls diese gehabt, unsere Seele auch auf der Erde vermittelst der Sinne zu ergötzen, und sie, bis sie zu einem künftigen Leben gelanget, auch hierdurch so viel Vergnügen schmecken zu lassen, als ohne Verlust an derjenigen Zufriedenheit geschehen kann, die aus Erfüllung der Pflichten entsteht? — Ein Wesen, das uns in keiner andern Absicht hervorgebracht hat, als uns glücklich zu machen, wird diese Absicht nirgends aus den Augen gesetzt haben. Es wird uns also kein unschädliches Vergnügen verbothen, noch andere Lasten auferleget haben, als solche, die entweder der Zusammenhang der Dinge in dieser

Welt

Welt mit sich bringt, oder die wir, als Folgen unserer Fehler, tragen müssen.

Wenn ich aber auch zugebe, daß hier keine Nebenabsicht des Schöpfers Statt finde, und daß wir zu gar keinem andern Endzwecke in dieser Welt sind, als uns einer künftigen Glückseligkeit würdig zu bezeigen; so folget ja hieraus, daß wir uns zu dieser glücklichen Zukunft wirklich vorbereiten, wenn wir uns dieser Welt und denen Umständen gemäß aufführen, in die Gott uns hier gesetzt hat. Denn dieses heißt eben, sich durch das gegenwärtige Leben eines bessern würdig machen, in so weit unsere Handlungen hierzu vermögend sind. Ich kann also versichert seyn, daß ich meiner künftigen Glückseligkeit durch meine Handlungen nicht im Wege stehe, wenn ich sie so einrichte, daß ich dadurch weder der menschlichen Gesellschaft, noch meiner Vollkommenheit auf der Welt schade. Alsdann vermuthe ich nicht, daß dergleichen Handlungen durch die Offenbarung verbothen seyn möchten; wo anders dieses Verboth nicht ausdrücklich vorhanden ist.

Nun wird es Ihrem Herrn Vormunde sehr schwer werden, zu erweisen, daß die sinnlichen Ergötzungen der menschlichen Gesellschaft, oder unserer Vollkommenheit auf der Welt schaden, wenn sie in ihrer Ordnung und Maße gebraucht werden. Ein ausdrückliches Verboth kann er auch nicht anführen. Er wird sie also für erlaubt gelten lassen müssen.

Es kömmt hierbey auf die Untersuchung einer jeden solchen Lustbarkeit insbesondere an, und damit ich Ihnen, gnädiges Fräulein, nicht beschwerlich falle, will ich den Versuch nur mit dem Tanzen machen, welches am allermeisten angegriffen wird.

Zwar Ihr Herr Vormund versteht die Kunst, den Beweis, daß das Tanzen verwerflich sey, sich zu erleichtern. Er soll vom Tanzen eine Beschreibung geben; und in diese zieht er listiger Weise zum voraus hinein, was er Uebels darwider

zu

zu sagen gedenkt. Wollte ich die Begriffe, die er sich vom Tanzen gemacht hat, so umständlich, als er, und in seinen eigenen Ausdrücken anführen, so würde ich fürchten müssen, bis zum Ekel weitschweifig zu werden, und in eine allzuplatte Sprache zu fallen. Denn was ist nicht der Eifer auszuschütten vermögend, wenn er in Hitze geräth? Ich will also seine Gedanken kurz fassen, und wenn ich ihnen etwas benehme, so soll es gewiß nicht Stärke und Gründlichkeit seyn. Nur das Unanständige von den Ausdrücken, in denen er wider diese sinnliche Ergötzung eifert, will ich ein wenig zu mildern suchen. Das Tanzen, so beschreibt er es, ist ein taktmäßiges Herumspringen mit einem Frauenzimmer, das zur Ueppigkeit angestellet wird. Es besteht in mancherley wunderlichen Gebärden und Stellungen und Renkungen des Leibes, die ausdrücklich darzu erfunden zu seyn scheinen, die Vernunft zu benebeln, die Erbarkeit zu verbannen, das Gewissen zu betäuben, und dem verderbten Fleische volle Gewalt über uns zu geben. Es ist ihm also ganz offenbar, daß das Tanzen ein schnöder Misbrauch der Gliedmaßen zu Waffen der Ungerechtigkeit sey, der um desto weniger entschuldigt werden kann, da man sie darzu oft mit Fleiß viele Monate lang zurichten läßt und übet. Eben so hart urtheilet er auch von den Ursachen, durch welche man darzu bewogen werde. Nach seiner Meynung sind diese Ursachen nichts anders, als ein eitelgesinntes Gemüth, Weltliebe, bisweilen Leichtfertigkeit, aber fast allezeit Hoffart und eine Begierde, seine Kunst zu zeigen, um von andern Leuten, sonderlich vom Frauenzimmer, bewundert zu werden. — Wie sollte nun nicht gleich aus dieser Beschreibung nothwendig folgen, daß das Tanzen Sünde sey, und selbst dem Gesetze der Natur widerstreite?

Doch was für ungereimte Sachen könnte man nicht beweisen, wenn man Freyheit hätte, Beschreibungen und Schlüsse nach dem Beyspiele Ihres Herrn Vormunds zu machen. Ich darf nur ein Kleid als eine Decke des Leibes beschreiben, die der Mensch aus Hoffart umhängt; so werde

ichs leicht zur Sünde machen können, sich zu kleiden. Alles Bücherschreiben für verwerflich zu erklären, brauche ich weiter nichts, als daß ich zuvor von einem Buche die Beschreibung gebe, es sey ein Denkmaal, welches der Verfasser seiner Eigenliebe aufrichte. Und wenn ich voraussetze, eine öffentliche Rede bestehe darinnen, daß man zierliche Worte in keiner andern Absicht zusammenfüge und hersage, als daß man, um die Wahrheit ganz unbekümmert, die Zuhörer nur etwas berede und darüber bewundert werde; wird es denn wohl Mühe kosten, zu behaupten, daß es wider das Naturgesetz streite, eine öffentliche Rede zu halten?

Ueberhaupt glaube ich, daß es unter allen Menschen denenjenigen am wenigsten zukömmt, von unsern Lustbarkeiten Beschreibungen zu machen, welche keinen Theil daran nehmen, sondern dieselben nur von außen kennen, und von dem, was sie mit so häßlichen Farben abmalen, weder das Innere, noch die Absichten und Wirkungen sattsam eingesehen haben. Wie kann Ihr Herr Vormund Ihnen sagen, daß man der Ueppigkeit wegen tanze, und dadurch zur Wollust gereizt werde, da Sie besser, als er, wissen, was Tanzen sey, und da er die Beschreibung davon sich vielmehr von Ihnen geben lassen, als Ihnen geben sollte? Ich kann nicht begreifen, in welcher ehrbaren Gesellschaft er den Anlaß zu seiner Beschreibung genommen haben kann. Man braucht die Bälle der gesitteten Welt eben nicht oft besucht zu haben, um vollkommen dafür stehen zu können, daß bey dem Tanzen, wie es zu unsern Zeiten eingerichtet ist, für einen wohlerzogenen Menschen nicht die geringste Anreizung zur Ueppigkeit zu finden sey; und wenn ja jemand, wie ich doch kaum glauben kann, dergleichen Gedanken dabey haben sollte, dieser die Gelegenheit von dem Tanzen vielmehr nehme, als bekomme.

Ich will Sie, gnädiges Fräulein, an dasjenige, was auf den Bällen üblich ist, und täglich wahrgenommen werden kann, bloß erinnern, ohne ihm weder eine schöne, noch verhaßte

haßte Farbe zu geben. Die gewöhnliche französische Menuet, welche die größte Beschäfftigung der Bälle ausmacht, ist fast nichts anders, als ein bloßes Gehen, wo ich in einer gewissen Figur dem Frauenzimmer, mit welchem ich tanze, immer wieder begegne. Einige wenige mal nehme ich sie eben so bey der Hand, wie man sie in ein Zimmer oder eine Treppe hinunter führet. Nachdem ich solches kurze Zeit gethan habe, so mache ich ihr ein ehrerbiethiges Compliment, und höre auf. Der Wohlstand gestattet mir nicht, gerade nur dasjenige Frauenzimmer zu wählen, dem ich am günstigsten bin; sondern, nachdem es die Umstände erfodern, tanze ich auch wohl mit einer Person, die meine Mutter seyn könnte, oder die ich oft in ganzen Jahren nicht wieder zu Gesichte bekomme. Die wenigsten sind hierbey bedacht, große Kunst sehen zu lassen; sie bemühen sich bloß, den Takt zu halten, und unter hunderten finden sich kaum zween, von denen man sagen kann, daß sie bewundert seyn wollten. Kurz, man scheint diesen Tanz aus keiner andern Ursache zu brauchen, als, damit die Gesellschaft mit etwas beschäfftigt sey, damit die, welche nicht tanzen, desto ungezwungener sich unterreden können, und damit man diejenigen Unbequemlichkeiten vermeide, welche großen Gesellschaften eigen zu seyn pflegen, wenn gar nichts darinnen vorgenommen wird, nämlich den Zwang und die Langeweile.

Was die künstlichen französischen Tänze anlanget, die doch auf Bällen so gar oft nicht vorkommen, so findet man darinnen eine große Verschiedenheit von Figuren und Schritten; und es scheint, man habe durch ihre Erfindung einen Versuch machen wollen, mit wie vieler Mannichfaltigkeit sich der menschliche Körper bewegen könne, ohne auf anstößige gewaltsame Renkungen und Verdrehungen der Gliedmaßen zu fallen; denn diese werden allezeit für unnatürlich, und folglich für fehlerhaft gehalten. In der That würde man den französischen Tänzen unrecht thun, wenn man sie beschuldigen wollte, daß unanständige Gebärden darinnen vorkommen.

In ihnen beruhet fast alles auf der Kunst, und diese erfodert so viele Aufmerksamkeit, daß ich mit mehrerm Rechte einem Menschen Trutz biethe, den geringsten fremden Gedanken dabey zu haben, so lange er nicht aus dem Tanze herauskommen will, als Ihr Herr Vormund einem Menschen Trutz biethet, ohne wollüstige Gedanken zu tanzen.

Die engllschen Tänze endlich sind mehr ein Werk der Geschwindigkeit, als einer ängstlichen Kunst. Die dabey angebrachten Gebärden sind theils der mehrern Mannichfaltigkeit wegen erfunden, und bestehen etwa darinnen, daß man in die Hände klatschet, oder in andern solchen Kleinigkeiten, welche die Aufmerksamkeit der Tanzenden zu unterhalten dienen; theils aber sind sie Nachahmungen von gewissen Handlungen und Stellungen, die man täglich im menschlichen Leben sieht; nicht etwan allemal in verliebten Handlungen, sondern in allerley Gattungen derselben, die mit Anständigkeit nachgeahmt werden können. Dieß mag es vermuthlich seyn, was Ihr Herr Vormund unter den wunderlichen Gebärden und Stellungen und Renkungen des Leibes meynt. Da es aber nicht in jemandes freyem Willen steht, Gebärden zu machen, wie es ihm beliebt, sondern, da jeder gezwungen ist, sich nach der Regel des Tanzes zu richten: so begreife ich nicht, wie man dadurch seinem verderbten Fleische Gelegenheit und Macht geben könne, über gesunde Vernunft, Ehrbarkeit und Gewissen zu triumphiren.

Sollten aber auch einige Tänze, deren doch gewiß wenig sind, wollüstiger Gebärden beschuldigt werden können: so ist ein Wink eines einzigen Frauenzimmers von Ansehen schon vermögend, diese Tänze aus jeder gesitteten Gesellschaft zu verbannen. Und das Tanzen wird dadurch an sich selbst so wenig zur Sünde, so wenig das Reden dadurch sündlich wird, weil es Leute giebt, die sich nicht schämen, schmutzige Einfälle zu fassen.

Alles dieſes, gnädiges Fräulein, iſt weiter nichts, als eine hiſtoriſche Erzählung, wovon alle diejenigen Zeugen abgeben können, die auf Bällen zugegen geweſen, und zur Beurtheilung derſelben keine vorgefaßten Meynungen mitgebracht haben, ſondern die zu einem jeden gründlichen Urtheile nöthige Unpartheylichkeit. Wo ſind nun hier die fürchterlichen Ungeheuer, welche die Schwermuth Ihres Herrn Vormunds, die er für Frömmigkeit hält, in dem Tanzen erblickt, und die er mit ſo ſchwarzen Farben abzuſchildern weis?

Das Tanzen iſt ein figurirter und taktmäßiger Gang. Der Menſch hat ein Vergnügen, dasjenige zu thun, wozu Geſchicklichkeit und Fertigkeit gehören. Er hat überdieß auch ein Vergnügen an allem demjenigen, was abgemeſſen iſt, und woran ſich folglich Ordnung erkennen läßt. Es iſt alſo kein Wunder, daß man aus dem Tanzen eine Art von Vergnügen gemacht hat; da die abgemeſſenen Schritte deſſelben beyderley Vergnügen, ſo wohl dasjenige, welches aus der Fertigkeit entſteht, als dasjenige, welches auf der Ordnung beruht, mit ſich führen. Dieſe Eigenſchaften ſind ihm mit der Muſik, mit der Poeſie und vielen andern Künſten gemein. Um aber dieſes Vergnügen empfindlicher zu machen, und Fertigkeit und Ordnung deſto beſſer zu bemerken, hat man die Muſik darzu genommen. Und weil die Luſtbarkeiten Eines Geſchlechts allein meiſtentheils etwas Trauriges oder etwas Wildes an ſich haben, welches durch den Umgang beyder Geſchlechter mit einander, aufgeklärt und vertrieben wird: ſo iſt nichts natürlicher, als daß dieſe Uebung von Perſonen beyderley Geſchlechts zuſammen, und Paarweiſe angeſtellet wird. In einer vermiſchten Geſellſchaft macht dieſes Mittel nicht allein das Vergnügen durchgängig gleich, ſondern es wird auch dadurch, nach der Gefälligkeit, die die Natur beyden Geſchlechtern gegen einander eingepflanzt hat, die Annehmlichkeit der Geſellſchaft vermehrt.

Wenn dieſes dasjenige iſt, was Ihr Herr Vormund Ueppigkeit nennet, ſo iſt dieſe Ueppigkeit das Band der Geſell-

schaft, ein starker Trieb zur Tugend und Wohlanständigkeit, kurz, die schönste Sache von der Welt. Es ist bey allen Sittenlehrern, welche sich bemühet haben, ihre Lehren nicht auf der Studierstube nach ihrem Eigensinne einzurichten, sondern aus der Natur des Menschen herzuleiten, eine ausgemachte Sache, daß die Begierde beyder Geschlechter, einander zu gefallen, und der Umgang derselben mit einander, viel Gutes stifte. Man wird anmerken, daß es in allen Gesellschaften ordentlicher und wohlanständiger zugeht, wo beyde Geschlechter vermenget sind, und daß dieser Umgang, anstatt zu Ausschweifungen zu verleiten, vielmehr dieselben verhindert. Anstatt also etwas Ueppiges darinnen zu finden, finde ich vielmehr etwas Wohlanständiges darinnen.

Aber, sagt man, durch die Bewegung wird das Blut in einen feurigern Lauf gebracht und man wird sodann in Gesellschaft des Frauenzimmers viel wollüstiger. Es ist wahr, die Bewegung verstärket den Umlauf des Blutes. Aber die Wirkung dieses schnellern Umlaufes besteht deswegen nicht nothwendig in einer ausschweifenden Wollust. Man wird dadurch munterer, freundlicher und gefälliger, man legt die allzugroße Ernsthaftigkeit ab, und nimmt eine gewisse Freyheit und Ungezwungenheit an, welche aber niemand bis zur Unanständigkeit treiben wird; es müßte denn ein ungezogenes Gemüth seyn, welches nicht durch das Tanzen, sondern durch seine eigene Unart aus den Schranken gebracht wird. Man spricht viel beherzter, weil man sieht, daß jedermann Theil an der Lust nimmt; man scherzet viel artiger, weil der Witz durch die Freude aufgeweckt und lebhaft gemacht wird; man lernet einander kennen, weil das Herz bey der Lust sich am ersten zu verrathen pflegt; man fasset Hochachtung und Freundschaft gegen diejenigen, an welchen man unter allen diesen Lustbarkeiten ein edles und anständiges Wesen bemerket. Ist dieses nicht das Allerschönste und Liebenswürdigste, was man in einer Gesellschaft wünschen kann? Wenn wir, einer um des andern willen, auf der Welt sind; so kann ja nichts besser

seyn,

ſeyn, als die Regungen, die durch dieſes Vergnügen hervorgebracht werden. Und wenn die Schwermüthigen, welche dieſe Luſt für unrecht halten, in ihre Sittenlehre ein wenig mehr Menſchenliebe einfließen ließen, und ſich nicht ein Bild eines frommen Menſchen von Stein oder Holz in ihrem Gehirne machten; ſo würden ſie ſelber ein Vergnügen an dieſer Ergötzung haben.

Aber wie kann man denn ein Frauenzimmer mit ſich an der Hand herumführen, und mit ihr herumſpringen, ohne zur Wolluſt gereizt zu werden? Man möchte vielmehr fragen; wie es möglich ſey, daß jemand durch ſo geringe Dinge zu dergleichen Empfindungen gebracht werden könne? Denn ich bin überzeugt, daß auch die meiſten Leute, die ſonſt wollüſtig ſind, ohne ſolche Gemüthsbewegung tanzen. Die Tugend eines Menſchen ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen, die durch das Anrühren einer Hand umgeſtoßen werden kann. Aber ſie wird vielleicht geſtärkt, wenn ſie dergleichen Dingen entgegen geht, und wenn ſie gewöhnt wird, vor ſo ſchwachen Anfallen ſich nicht zu ſcheuen. Es iſt kein Baum, der die Luft weniger vertragen kann, als derjenige, der beſtändig im Gewächshauſe verwahret worden; und es iſt keine ſchwächere Geſundheit, als diejenige, die ſich vor einem jeden Lüftchen hütet. Und bey der wenigen Erfahrung, die ich habe, finde ich, daß niemand mehr zu wollüſtigen Gedanken geneigt iſt, als die, welche ein Werk aus der Andacht machen, und alle Freude fliehen wollen. Giebt es aber ja Leute, die durch die Freyheit, welche bey den Ergötzlichkeiten herrſchet, üppig werden, ſo geſchieht es mehr, weil ſie es jederzeit ſind, und ſich ſonſt nur verſtellen, als daß ſie dadurch verführt werden; und wir ſind dem Tanzen und andern dergleichen Dingen den Dank ſchuldig, daß wir ſolche Leute kennen lernen.

Wie es mit der Ueppigkeit beſchaffen iſt, die Ihr Sittenrichter aus dem Tanzen erzwingen will, eben ſo iſt es auch mit ſeinen andern Gründen beſchaffen. Er ſagt Ihnen einen lateiniſchen Spruch, der ſo viel heißt: Niemand tanzet,

wenn er nicht entweder betrunken oder närrisch ist. Und hierbey sollen Sie ihm auf sein Ansehen glauben, daß alle vernünftige Heiden das Tanzen für unrecht und thöricht gehalten haben. Dieses letztere ist eine Meynung, die ich mit seiner Gelehrsamkeit nicht zusammenreimen kann. Er wird schwerlich Griechen anführen können, welche dieser Meynung gewesen wären. Plato und Aristoteles waren so vernünftige Heiden, als man verlangen kann. Beyde halten das Tanzen nicht für thöricht, sondern für eine Sache, die nützlich ist, und noch darzu zur Tugend bringt; so daß es Plato in einer wohleingerichteten Republik eingeführt, und nur einige Arten des Tanzens verworfen wissen wollte, die wider den Wohlstand waren; und daß Aristoteles bey Gelegenheit der Dinge, die man der Jugend beybringen soll, sowohl den Nutzen der sinnlichen Lustbarkeiten überhaupt zeigt, als auch das Tanzen für gut hält. Ihr Herr Vormund wird unter den Lateinern sowohl den afrikanischen Scipio, als den Seneca, für vernünftige Leute halten müssen. Gleichwohl erhellet aus einem Urtheile, das dieser von dem erstern fället, daß man sich zu sehr auf seine Belesenheit verlasse, wenn man überhaupt von der Meynung aller vernünftigen Alten spricht, ohne sie vorher darum gefragt zu haben. Seneca sagt: „Scipio bewegte seine kriegerischen und siegreichen Glieder „nach dem Klange der Musik; wie die alten Helden bey „Spiel und Feyertagen männliche Freudentänze zu thun „pflegten, und dabey an ihrer Ehre keinen Abbruch fürchten „durften, wenn ihnen auch der Feind zugesehen hätte.„

Was den lateinischen Spruch Ihres Herrn Vormunds anlangt, so kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein, sagen, daß das Tanzen von sehr verschiedener Art ist. Da es bey den Griechen so beschaffen war, daß ihre Sittenlehrer es billigten, und daß man es für eine Ehre hielt, wohl zu tanzen, wie er aus einem sehr gemeinen Geschichtschreiber hätte wissen können; so war es hingegen bey den Römern nicht allezeit das ehrbarste. Ich darf ihn nur an den Juvenal erinnern,

nern, der einige Beschreibungen von solchen Tänzen macht, die ich aus Ehrerbiethigkeit gegen Sie nicht anführen darf. Dasjenige also, was von dem Tanzen der Römer gesagt werden kann, läßt sich nicht sogleich auf unser Tanzen ziehen; da wir in allen unsern Gebräuchen und Lustbarkeiten den Wohlstand und die Bescheidenheit höher treiben, als man sie damals getrieben hat. Wenn man also die Meynungen von dem Tanzen der alten Römer, in unsern Zeiten noch gelten lassen will; so fället man ein eben so ungegründetes Urtheil vom Tanzen, als der Abt Bellegarde von der Komödie, welcher an ein Frauenzimmer also schrieb: „Es ist gewiß, „Madam, daß die alten Kirchenväter eine ganz andere Art „der Komödien verworfen haben, als die bey uns gebräuch„lich ist. Unterdessen lauten doch ihre Worte, daß man „nicht in die Komödie gehen solle. Also werden Sie am be„sten thun, wenn Sie nicht hineingehen.„ Ich will nicht hoffen, daß die Ausleger der göttlichen Gesetze andere Regeln der Auslegung haben, als diejenigen, welche die menschlichen Gesetze erklären. Diese letztern, weis ich, rechnen es einer Sache nicht zur Sünde, daß der Name derselben vor diesem etwas Böses bedeutet hat; und dulden die Mathematik immer unter den Menschen, obgleich ehemals die Wahrsagerey unter diesem Namen verstanden, und aus der Republik verbannet worden.

Noch ein kräftiger Beweis, womit man Sie von der Tollheit des Tanzens überzeugen will, ist dieser: Man halte die Ohren zu, wenn getanzt wird; so wird es aussehen, als wenn närrische Leute um uns herumliefen! Es ist sonst eine Regel bey allen vernünftigen Leuten, daß man mehr als einen Sinn zu Hülfe nehmen soll, um von einer Sache richtig zu urtheilen. Weil es aber hier darauf ankömmt, unser Vergnügen, welchem Ihr Herr Vormund einen beständigen Krieg angekündigt, zur Thorheit zu machen: so glaubet er aus einem so heiligen Endzwecke auch wohl eine Thorheit begehen, und diese Regel der Vernunft umkehren zu können.

Denn wie kann ich vom Tanzen urtheilen, wenn ich mir das Mittel benehme, das Wesentliche desselben, nämlich den Takt, zu bemerken? Demnach kann ich nicht glauben, daß jemand, wenn er die Ohren zuhält, deswegen die Tanzenden für närrische Leute ansehen sollte. In so weit man närrisch ist, in so weit thut man die Dinge ohne Regel. Wie kann ich nun aus abgemessenen Schritten, aus einer regelmäßigen Figur des Ganzes, und kurz, aus allen, was bey dem Tanzen vorkommt, den Argwohn fassen, daß jemand närrisch sey; da alles dabey nach Regeln abgemessen ist, und da die Regel davon in die Augen fällt? Wenn man von einer Sache urtheilen will, ob sie thöricht oder klug sey, so muß man nicht allein alle Umstände, sondern auch noch überdieß die Absicht derselben zu Hülfe nehmen; wofern man nicht selbst unglaubliche Thorheiten im Urtheilen begehen will. Also sind alle die Urtheile überflüßig und wunderlich, welche man von dem Tanzen sowohl, als von dem Spielen, dadurch erzwingen will, daß man sich vorstellt, was ein Chineser oder ein Amerikaner davon denken würde, wenn er nicht wüßte, was es wäre; und daß er vielleicht die Quadrille für eine Art des Gebethes, und die Kartenblätter für Götzenbilder ansehen würde. Wenn dergleichen Urtheile gelten, so wird man die nichtigsten Dinge eben sowohl, als Spiel und Tanzen, lächerlich machen können; und wenn man die Ohren zuhalten soll, um zu urtheilen, ob etwas klug oder närrisch ist, so wird man wohl andere Dinge, als das Tanzen, für närrisch halten müssen.

Sie wissen, gnädiges Fräulein, ich bin kein Gottesgelehrter: aber mich dünkt, Ihr Herr Vormund verrathe durch seine theologischen Gründe, daß er es eben so wenig ist, als ich. Denn sie sind allesammt so beschaffen, daß es zu ihrer Widerlegung eben keiner theologischen Wissenschaft bedarf. Ich kann es also sicher wagen, auch auf diese Einwürfe mich einzulassen. Das kann er selbst nicht in Abrede seyn, daß man kein ausdrückliches Verboth der heiligen Schrift wider

das

das Tanzen aufweisen könne. Diesem Mangel sucht er auf eine doppelte Art abzuhelfen.

Zuförderst beruft er sich auf den Sinn Christi. (1 Kor. ii, 16.). Aber ich fürchte gar sehr, daß er diesen biblischen Ausdruck mißbrauche, und alle Gottesgelehrten, welche gründlich denken, wider sich haben werde. Ich habe gefunden, daß sehr geübte Ausleger, die zu den angesehensten Lehrern unsrer Kirche gehören, einen ganz andern Verstand damit verbinden. Sie wissen davon nichts, daß der Apostel, der dieses Ausdrucks sich bedienet, die Absicht gehabt haben sollte, den Sinn Christi allen Christen insgemein zuzueignen; sondern sie beziehen ihn bloß auf Paulum und seine Mitapostel, in so fern dieselben die ersten durch Wunderwerke beglaubigte Prediger des Evangelii gewesen. Gleichfalls hat Paulus nach ihrer Meinung nicht etwan eine Regel der Beurtheilung, sondern vielmehr ein ihnen von oben herab ertheilte Weisheit, oder den ganzen Inbegriff der Lehre Christi damit bezeichnen wollen. Diese besondere Benennung aber hat er hier bloß zu dem Ende gewählt, um dadurch sichtbarer zu machen, daß die christliche Religion nicht vom natürlichen Menschen, nicht nach den Grundsätzen einer vermeintlichen Weisheit beurtheilt werden könne, sondern allein bey den Aposteln, als solchen, die den Geist Christi haben, gesucht werden müsse *.

Ich könnte also hier die Beantwortung dieses Einwurfs kurz abbrechen, ohne mich tiefer darein einzulassen. Aber Ihr Herr Vormund möchte glauben, ich suchte mich vor der Stärke dieses Einwurfs, und suchte nur Gründe auszuweichen. Ich will ihm also einräumen, was ich nicht nöthig hätte, und er wird dadurch nichts gewinnen. Er mag denn unter dem Sinne Christi eine Richtschnur des Wandels, eine Regel der Gottesfurcht verstehen, deren sich jeder Christ zur

* Mosheims Erklärung des 1 Briefs an die Corinther p. 172. folg.

Beurtheilung dessen, was er zu thun oder zu lassen habe, bedienen solle. Auf diesen Fall wird der Sinn Christi von dem Gewissen im Wesentlichen nicht verschieden, und etwan als ein Theil des Gewissens zu beschreiben seyn, das durch die Lehren der Offenbarung mehr Stärke und Zuverlässigkeit empfangen, [illegible] zu beurtheilen, was diejenigen geziemt, welche die Religion Christi bekennen, und durch dieselbe zu seiner Nachahmung verpflichtet sind. Es wird das Gefühl eines frommen Herzens von dem seyn, was mit der ewigen Bestimmung einer erlösten Seele übereinkömmt. Es würde auf solche Weise eben das in Absicht auf unsern himmlischen Beruf seyn, was in Ansehung des Irdischen der Geschmack ist, der uns Schönheit und Annehmlichkeit in sinnlichen Dingen fühlen läßt.

Die Sache selbst leidet keinen Zweifel, daß man durch eine sorgfältige Uebung des Geistes sowohl in den Kenntnissen der Religion, als in den Werken der Gottseligkeit ein solches Gefühl erwecken könne, welches in gewisser Betrachtung dem Christen zu einer Regel der Gottesfurcht zu dienen fähig ist. Auch über den ihm beygelegten Namen des Sinnes Christi, will ich mit Ihrem Herrn Vormunde nicht streiten, da einmal die Schrift, wenn sie gleich in der angezeigten Stelle diesen Begriff nicht eigentlich damit verbinden sollte, [illegible] anderwärts (Philip. II, 5.) einen ähnlichen Ausdruck braucht, der sich einigermaßen hieher ziehen läßt. Aber desto behutsamer sollte Ihr Herr Vormund in der Anwendung dieser Regel seyn, je ehrwürdiger der Name ist, den er ihr giebt. Denn wenn sie übel angewandt wird, so ist es allemal eine Entheiligung; und der Nachtheil, der daraus entspringt, ist desto größer.

Von einem richtigen Geschmacke fodert man allezeit, daß er bey einem reifern Nachdenken sich in Gründe auflösen lasse. Gleiches Recht hat man auch, dieß von dem Gefühle des Pflichtmäßigen und Wohlanständigen, von welchem wir hier reden, zu fodern. Urtheilen Sie nun selbst, gnädigs

Ihr-

Fräulein, ob der Gebrauch, den Ihr Herr Vormund davon macht, dieſe Probe aushalten werde.

Zwar er bildet ſich ein, daß er es an Gründlichkeit nicht fehlen laſſe. Er ſieht den Sinn Chriſti vornehmlich auf die Nachahmung des Beiſpieles, und niemand wird ihm leugnen, daß dieſelbe allerdings zu der Chriſten vornehmſtes Augenmerk in ſeinem Wandel ſeyn ſoll. Wer wurde denn etwas Wunderliches einwenden, wenn er weiter nichts darunter verſtünde, als daß man diejenigen Handlungen nachahmen ſoll, die uns von Chriſto aufgezeichnet ſind; in ſo fern ſie überhaupt von uns nachgethan werden können und dürfen, und nicht etwa ganz allein zu ſeinem hohen Amte gehören? Er will aber dieſe Regel auch umkehren, und behaupten, daß man alles das jenige nicht thun ſolle, was Chriſtus nicht gethan hat, oder nicht thun können. — Fragt man, ob etwas recht iſt, das er unrecht hält, ſo antwortet er darauf: Nein! Denn Chriſtus hat es nicht gethan, und hätte es auch nicht thun können. Fragt man ihn, warum er es nicht hätte thun können: ſo antwortet er: Darum, weil es ungereimt iſt, dieſes zu thun. — Allerdings! Dieß kann hier nichts anders heißen, als, weil es nicht recht iſt, oder weil es ſich nicht zu ſeinem hohen Amte ſchickte. Wenn das erſte, das er darunter meinet, ſo ſetzt er ja ganz offenbar dasjenige, als ſchon bewieſen, voraus, was er beweiſen ſoll; und benennt, daß etwas nicht recht iſt, damit, daß es nicht recht iſt. Wenn aber das letztere gelten ſoll, daß nämlich Chriſtus dieſe oder jene Handlung deswegen nicht thun können, weil ſie zu ſeinem hohen Amte ſich nicht geſchickt hätte: ſo iſt ja darum kein Schluß auf uns andere Menſchen zu machen. Heilte Chriſtus, bey der Hoheit ſeiner Perſon und ſeines Amtes, alles gewendet haben, was andern Menſchen, die nichts als Menſchen ſind, unanſtändig iſt? — Wie viel Dinge, die für einen Heiligen ſich nicht ſchicken, und doch an jedem andern rechtſchaffenen Menſchen nicht tadelhaft ſeyn würden! Und ob ich wohl das Tanzen vertheidige, ſo würde ich doch vielleicht ſelbſt der erſte

ſeyn,

seyn, der es an einem Priester mißbilligte; denn ich würde glauben, daß er dadurch den Ernst und die Ehrwürdigkeit seines Amtes beyseite setzte.

Ihr Herr Vormund gedenkt noch einen andern Beweis wider das Tanzen aus der Schrift zu führen. Er behauptet nämlich, daß das Tanzen im sechsten Gebothe und in vielen andern Stellen untersagt sey, wo üppige, das ist, lüderliche und unanständige Dinge verbothen werden. Es geht ihm aber hier eben so, wie es ihm fast bey allen seinen übrigen Gründen geht. Er beweist, daß das Tanzen Sünde sey, damit, weil es nicht erlaubt ist; und daß es nicht erlaubt sey, beweist er damit, weil es Sünde ist.

Ihnen bange zu machen, fraget er Sie; ob Sie über dem Tanzen sterben wollten? — Fragen Sie ihn wieder; ob er wohl bey einem Gastmahle, oder nur über einen Essen in seinem Hause, oder auch auf freyer Gasse zu sterben verlange; und ob überhaupt ein plötzlicher Tod sein Wunsch sey? — Er wird sich gedrungen sehen, solches zu verneinen. Dennoch hält er es für keine Sünde, bey einem Gastmahle sich einzufinden: und was ist an sich unschuldiger, als zu essen, oder auf der Gasse zu gehen? — Gleichfalls fraget er Sie: ob Sie mit einem guten unverletzten Gewissen vom Tanzplatze gehen können? Wenn Sie Ja antworten, wie ich dieses getrost antworten will; so wird er Ihnen sagen, daß Sie ein schlafendes Gewissen haben. Und wenn Sie dargegen fragen: warum Sie ein unruhiges Gewissen dabey haben sollten? so wird er darauf weiter nichts zu sagen wissen, als weil es unrecht sey, zu tanzen, und alsdann wieder seine widerlegten Gründe von neuem vorbringen. Denn er wird doch nicht meynen, daß das Gewissen Dinge für böse halten soll, ohne daß es selbst wüßte, noch auch irgend jemand zu errathen vermöchte; warum? Was hieße das anders, als innerliche Eingebungen des Herzens annehmen, und, statt der natürlichen und göttlichen Gesetze, diese zur Richtschnur der menschlichen Handlungen machen? Das will ich nicht hoffen,

daß

daß Ihr Herr Vormund schon bis auf solche Träumereyen verfallen seyn sollte.

Endlich beschuldiget er auch das Tanzen, daß es ein Zeitverderb sey. Dieses aber wird er so lange nicht beweisen können, so lange er nicht beweist, daß der Mensch die ganze Zeit über, da er nicht schläft oder ißt, arbeiten solle. Leute, die nicht mit den Händen arbeiten, sondern denen Geschäfte von andern Art obliegen, die mehr der Seele als dem Leibe zu thun geben, sind nicht einmal fähig, mit einem anhaltenden Fleiße ganze Tage lang zu arbeiten, und dann Tag für Tag unaufgehalten fortzuführen; wenn sie aber, was sie zu überlegen haben, mit der völligen Stärke ihres Geistes und recht reiflich überlegen sollen. Wenn es denn kein Zeitverderb ist, überhaupt Gesellschaften zu besuchen; so kann es auch für keinen Zeitverderb gerechnet werden, diejenigen Gesellschaften zu besuchen, wo getanzt wird, und wo man also eine zahlreiche Versammlung von Leuten antrifft, in deren Umgange man sich ergötzen kann.

Das ist es nun, was Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu sagen findet. Uebrigens aber fodert er, man solle ihm beweisen, daß er nur eine einzige gute Wirkung habe. Ungeachtet ich [illegible] zu thun schuldig bin, da man schon eine Sache, die man für erlaubt hält, da man genau, rechtfertigt, wenn man [illegible], daß sie nicht verbothen ist: so habe ich dieses [illegible] schon oben gethan, theils kann ich es noch mit wenig Worten thun.

Die Glückseligkeit der Menschen, in so fern sie Einwohner der Welt sind, besteht in einer Sammlung so vielen wahren Vergnügens, als sie, ihren Umständen nach, haben, und ohne Nachtheil einer höhern Glückseligkeit genießen können. Alles unschädliche Vergnügen, so lange es diesen Namen behauptet, und nicht der Genuß oder die Erlangung edlerer Vergnügungen die Aufopferung desselben fodert, ist ein wahres Vergnügen. Ein solches Vergnügen mag nun stark oder schwach seyn, von wichtigen oder geringen Sachen herkommen:

men: Es ist genug, daß es ein unschädliches Vergnügen ist; so ist damit schon bewiesen, daß es gut sey, und daß man es, wenn es anders die übrigen Umstände zulassen, mitzunehmen suchen solle. Nun ist gar kein Zweifel, daß das Tanzen eben so, wie andere Lustbarkeiten, Vergnügen bringt. Dieß ist der Endzweck aller dieser Dinge; und wenn man diesen Endzweck dadurch nicht erhielte, so würde man sie bald von selbst unterlassen. Daß das Tanzen ein unschädliches Vergnügen sey, das habe ich schon erwiesen. Folglich ist es etwas Gutes an sich selbst, das man bey Gelegenheit zu suchen hätte, wenn auch weiter kein Nutzen daraus erfolgte, als Vergnügen. Eben aus diesem Grunde, weil alle unschuldige Ergötzlichkeiten, jede in ihrer Maße und Ordnung, einen unmittelbaren Einfluß in unsere zeitliche Glückseligkeit haben, so können sie auch nicht gegen die Absichten Gottes streiten, als welche allezeit auf unsere Glückseligkeit abzielen; vielmehr sind sie, wenn sie in ihrer Maße und Ordnung gebraucht werden, den göttlichen Absichten gemäß.

Freye und ungezwungene Gebärden des Körpers, und eine von den gesundesten Bewegungen des Leibes, welche man durch das Tanzen erhält, sind übrigens solche Vortheile, die einer Sache, die an sich nicht allein nicht verbothen, sondern auch, wie ich vorhin erwiesen habe, lobenswürdig ist, einen desto größern Werth geben. Ungezwungene Stellungen des Leibes lassen sich nicht bloß dadurch erlangen, daß man den Rücken krümmen und den Fuß ausstreichen lernet, sondern es gehört eine lange und mannichfaltige Uebung darzu. Gleichwohl sind sie so nöthig, daß man dadurch den vortheilhaftesten Eindruck in den Gedanken der Leute zu machen und ihre Zuneigung zu gewinnen fähig ist, welche man durch etwas Gezwungenes leicht von sich abwendig macht.

Was die Bewegung des Leibes betrifft, so ist die Einwendung, daß man sie auf andere Art leichter und besser haben könnte, eben auch nicht allzugegründet. Dieses Mittel, den Gliedern, ohne daß sie in die Luft zu kommen brauchen,

eine

eine mäßige und geſunde Erholung zu verſtatten, ſollte vielmehr angeraten werden; da das Frauenzimmer von Stande ohnedem an Bewegung Mangel hat, und ſich nicht gern in die Luft wagt. Und wer weiß, ob einige darunter nicht einen großen Theil der Verderbung ihrer Geſundheit dem Eigenſinne ſolcher mißgünſtigen Einrichter zu danken haben, die allen Bewegung, das Gehen und das Fahren ausgenommen, abſchneiden, alle Veränderung verbieten, und alle Ergötzlichkeiten wegnehmen.

Dieſe Gründe, mein Freund, ſind deutlich und überzeugend genug. Wenn Sie nun zu ändern, daß Sie ſich nicht ferner unnützige Skrupel machen. Verſuchen Sie es nur, und nehmen Sie die Erinnerung in Acht, die ich Ihnen ſchon vorhin gegeben habe. Sondern Sie das Gute ausjenigen, was Ihnen Ihr Herr Hermund ſagt, von einer Menge unnützer Zuſätze ab, die aus ganz fremden und zu dieſer Sache nicht gehörigen Gründen entſtehet ſind: ſo werden Sie finden, daß er Ihnen nicht Unrecht, ſondern Recht gegeben hat, welche nur deswegen einen Mißbrauch zu haben ſcheinen, weil ſie mit lächerlichen Nebenumſtänden vermengt ſind. Wenn er Ihnen z. E. ſagt: Mein Herr vertreibt ſich doch die Zeit nicht, wenn er ſich einen Vergnügt von der Geſellſchaft macht, der jenen Lüſten ſchmeichelt! Wie viel Anſtalten er wohl machen zu finden, wenn er ſich ſo ſehr ärgern und ſeinem Verderben ſtürzen wolle, wenn Sie nicht wären! So werden Sie ſelbſt wohl ſehen, daß dieſer nicht die Sache beweiſen, ſondern eine Sache, als ſchon bewieſen, vorausſetzen heißt. Wenn es, um einen Tadel zu Recht zu machen, schon genug iſt, daß man nur in lächerlichen Ausdrücken davon redet; ſo iſt nichts in der Welt, ſo gar Ihres Herrn Hermunds Strafpredigten nicht ausgenommen, vor ich nicht zu Spotte machen wollte. Ich könnte ihm in eben ſolchen Redensarten antworten: Wie ſehr betrügt ſich doch der tolle Eigendünkel der Menſchen, wenn man ſich ſeiner

Pflich-

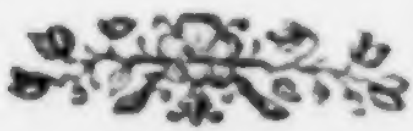
Pflichten erdenkt, um heiliger, als andere, zu scheinen, und sich solche löcherichte Brunnen gräbt! Man leget sich eine Last auf, die man nicht ertragen kann, und unterdessen, daß man Mücken säuget, verschlucket man Kamele.

Nunmehr glaube ich, daß ich mir die Freyheit nehmen darf, gnädiges Fräulein, Sie zu einem Balle zu bitten, den ich morgen zu geben willens bin. Vielleicht würde Ihr Herr Vormund von seiner Strenge etwas nachlassen, wenn er sich überwinden könnte, wieder einmal mit eigenen Augen von Bällen zu urtheilen. Denn es ist so lange her, daß er der Welt entsaget hat, daß es fast eben so viel ist, als ob er sie niemals kennen lernen. Ueberhaupt wollte ich wünschen, daß die strengen Sittenlehrer, sie mögen seyn, von welchem Stande sie wollen, den vernünftigen Vorschlag einer gewissen erlischen Geistlichen annehmen, und Zuschauer bey den Ergötzlichkeiten geistreicher Gesellschaften abgeben wollten. Sie würden dadurch mehr Gutes stiften, als durch ihren unzeitigen Eifer. Sie würden vielleicht mancher einreißenden Unordnung bloß durch ihre Gegenwart vorbauen. Wenigstens würden sie richtigere Begriffe davon haben, und nicht mehr bey andern für Sünde halten, was sie sich selbst vielmals, ich weiß nicht aus was für einem Eigensinne, verwehren, oder doch nur aus besondern Ursachen, welche sie allein angehen, sich zu versagen verbunden sind. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn,

Eurer Gnaden

unterthäniger Diener

Euchart.



Mora:

Moraliſche Aufſätze.

Vorbericht.

Unter diesem Titel habe ich einige kurze Abhandlungen meines seligen Bruders zusammengefaßt, die er in verschiedenen Jahren seines Lebens aufgesetzt hat, und die alle noch ungedruckt sind. Ueber den Charakter Josephs hätte sich vielleicht noch mehr sagen lassen. Ich habe aber diesen Aufsatz, seiner Unvollständigkeit ungeachtet, nicht unterdrücken wollen. Der Inhalt selbst, und viele Gedanken darinnen, sind nicht gemein. Es ist ein wichtiger Endzweck der Geschichte, uns Stoff zu verschaffen, um Charaktere und Handlungen beurtheilen zu lernen. Und eine Geschichte verändert dadurch ihre Natur nicht, daß sie uns in den Büchern der Offenbarung

aufbehalten worden ist. Die folgenden drey Aufsätze sind etwas jünger, als dieser, aber auch in den ersten akademischen Jahren verfertigt. Sie scheinen zu einem Wochenblatte bestimmt gewesen zu seyn; und mein Bruder hat damals eines in Leipzig unter dem Titel der Verwunderer herausgeben wollen. Es soll aber sein Vorhaben deswegen unterblieben seyn, weil um eben die Zeit in Hamburg ein Verwunderer ans Licht getreten ist. Das Gespräch, welches ich diesen Aufsätzen zugefügt, ist in den letzten Jahren seines Lebens in Kopenhagen geschrieben. Er hat sonder Zweifel darinnen sein Absehen auf eine Bekanntinn gerichtet, welche die natürliche und angenehme Lebhaftigkeit besaß, die den beyden Philosophen so wohl gefiel.

Betrachtung

über den

Charakter Josephs in Ansehung seiner Aufrichtigkeit.

Es ist sehr merkwürdig, daß Joseph, der in seiner Jugend durch seine Dienstfertigkeit alle seine Brüder wider sich erbittert hatte, außer dem Hause seines Vaters erst bey einem Heimanne, und hernach bey dem Könige von Aegypten selbst, sich in so große Gnade gesetzt hat, da man doch nicht weiß, daß er seinen Charakter verändert habe. Man kann nicht glauben wollen, daß ein Mensch, dem seine allzugroße Dienstfertigkeit bey denen Seinigen hat, welche sie im höchsten Grade zu verlangen pflegen, sich an solchen Orten würde erheben können, wo man nothwendig Verstellung und List für die größte politische Klugheit hält. Indessen scheint es mir, als ob Joseph seine ganze Lebenszeit hindurch der aufrichtigste Mensch, daß die Dienstfertigkeit seiner ersten Jugend von der Beständigkeit eines reifern Alters auf eben die Art unterschieden war, wie tugendhaft die allzugroße

Munterkeit eines lebhaften Jünglinges durch die wachſende Erfahrung und Erkenntniß der folgenden Jahre gedämpft und in ihr rechtes Maaß eingeſchränkt wird.

Alle Leute werden zwar aufrichtig gebohren, aber doch mit einer Geſchicklichkeit zur Verſtellung, die ihre verſchiedenen Grade hat. Wenn jemand von Jugend auf zur Verſtellung geneigt iſt, ſo muß dieſe Neigung aus einem Mißtrauen gegen ſeine Kräfte entſtehen; und man findet, daß diejenigen, die ſich am häufigſten und am ſtärkſten verſtellen, eines melancholiſchen Temperamentes zu ſeyn pflegen. Andere, die ſich einer großen Fähigkeit bewußt ſind, fühlen auch ein größeres Vertrauen zu ſich ſelbſt, welches gemeiniglich die Schranken überſchreitet. Auf dieſe gründet ſich diejenige jugendliche Offenherzigkeit, die, ehe ſie zu einer Reife gelanget, mehr für eine Unbeſonnenheit und Unbedachtſamkeit, als für eine wahre und zuverläßige Aufrichtigkeit, zu achten iſt.

Joſeph hat in ſeinem ganzen Leben Zeichen einer großen Fähigkeit ſeines Verſtandes gegeben, und daraus zu ſehen zu vermuthen, daß er nicht von Natur zur Melancholie und Verſtellung geneigt geweſen ſey. Allein es mußten doch gewiſſe Umſtände hinzukommen, um ihn länger, als es ſonſt gewöhnlich iſt, bey ſeiner natürlichen Offenherzigkeit zu erhalten. Sein Vater liebte ihn auf das zärtlichſte, und er war ein Kind, da ſeine Brüder ſchon erwachſen waren. Hätte ihn ſein Vater weniger geliebt, und wäre er zugleich mit ſeinen Brüdern auferzogen worden: ſo würde er ohne Zweifel unvermerkt in ihre Händel verwickelt worden ſeyn; und da ſie nicht die beſte Lebensart führten, ſo wäre auch er genöthigt geweſen, allerley Ränke zu erſinnen, um ihre Händel verbergen zu helfen. Ein Menſch, der noch ſo viel natürliche Aufrichtigkeit hat, kann der größte Meiſter in der Verſtellung werden, wenn er ſich ſchämen muß, ſich ganz der Welt zu zeigen. Seine Verſtellung wird denen, mit welchen er umgeht, um ſo viel gefährlicher ſeyn, weil er nicht mit einer

mora-

melancholiſchen Kaltſinnigkeit, ſondern mit der Hitze und Lebhaftigkeit, die er mit einem effektvollen Gemüthe gemein hat, das Gegentheil von dem zu thun ſcheint, womit er wirklich umgeht. Für den Joſeph aber war es ein Glück, daß er ſo jung war, und daß ſein Vater ihm ſeine Liebe und Aufmerkſamkeit zuwandte.

Wie groß ſeine Offenherzigkeit geweſen ſey, erhellet unter andern auch daraus, daß er kein Bedenken trug, ſeinem Vater und ſeinen Brüdern ſeinen Traum zu erzählen, da man doch die Deutung deſſelben ſo leicht einſehen konnte. Damals, da man noch ſo viele Urſache hatte, auf Träume zu achten und zu bauen, weil in ihnen nicht ſelten den Menſchen die Zukunft gezeiget ward, wurde ein anderer, der nicht Joſephs Aufrichtigkeit gehabt, ganz anders verfahren ſeyn. Ein ſolcher hätte entweder dieſe ſchmeichelhaften Ausſichten in die Zukunft ganz bey ſich behalten, oder ſie höchſtens nur einigen wenigen vertraut, um ſich im voraus durch Verſprechung künftiger Wohlthaten ihres Beyſtandes zu verſichern.

Dem ungeachtet ſcheint ſeine Redlichkeit auch damals nicht ganz außer Gefahr geweſen zu ſeyn. Sein ſonſt ſo frommer Vater Jakob, welcher jederzeit von Natur ein wenig furchtſam und mißtrauiſch geweſen, und daher manchmal zu künſtlichen Mitteln ſeine Zuflucht nahm, gebrauchte dieſes Kind, Nachrichten von ſeinen andern Söhnen zu erhalten, weil man vermuthlich ſonſt nicht viel von ihm kommen ließ. Da ſich Joſeph hierbey immer mehr in der Gunſt ſeines Vaters befeſtigte, ſo hätte dieſer Umſtand ihn leicht bewegen können, ſich eine Regel daraus zu machen, und auch bey andern, als ſeinem Vater, ſich eines ſolchen Mittels zu bedienen, Gunſt und Vertrauen zu erwerben. Man kann es daher als ein Glück für den Joſeph anſehen, daß er bey denen Widerwärtigkeiten, die über ihn ergehen, inne ward, daß es eine Thorheit geweſen war, ſich ſeines Traums zu rüh-

men, und daß andere Leute, es sey mit Recht oder Unrecht, anschwärzen, der Weg sey, jedermann wider sich aufzubringen; so unschuldig und nöthig es auch an sich gewesen war, seinem Vater die Bosheit seiner Brüder zu entdecken.

Man findet seine Aufführung bey dem Potiphar ganz anders beschaffen. Aller Lockungen von dem Weibe desselben ungeachtet, entdeckte Joseph seinem Herrn nicht das geringste. Ein Mensch, der die Regeln der Klugheit nur zu seiner eigenen Sicherheit und Vergrößerung anwendet, hätte hier nur zween Wege vor sich gesehen, entweder diesem Weibe Gehör zu geben, oder ihre Anträge sogleich seinem Herrn zu eröffnen. Hätte er mit Potiphars Gemahlinn sich in Vertraulichkeit eingelassen, so würde diese ihn beständig in der Gunst ihres Mannes erhalten haben; oder hätte er sie angegeben, so hätte er sich dadurch in größeres Vertrauen bey seinem Herrn gesetzt, und der Frau hingegen das Vermögen genommen, ihm zu schaden. Josephen aber war seine Aufrichtigkeit lieber, als eine eingebildete Vorsichtigkeit. Er wollte sich weder durch ein Verbrechen, noch durch Stürzung anderer in Gunst erhalten, ob er gleich selbst durch seine Redlichkeit gestürzet wurde.

Noch ein Umstand, der uns von Josephs Aufrichtigkeit deutliche Zeichen giebt, ist selbst die Verstellung, deren er sich gegen seine Brüder bediente. Ich zweifle nicht, daß Joseph in seinen jüngern Jahren, und kurz nachdem er verkauft war, unmöglich geschickt gewesen wäre, diese Verstellung zu unternehmen. Neun Jahre, die er wenigstens am Hofe des Pharao zugebracht, hatten ihn noch nicht gelehret, seine Zärtlichkeit und seine Thränen zu verbergen; welches zeiget, wie ungekünstelt er überhaupt gewesen seyn müsse. Ein Mensch, der sich in der Verstellung üben will, ist vor allen Dingen bemüht, die Zeichen seiner innerlichen Gemüthsbewegungen auf seiner Stirne, in seinen Augen, in seinem

ganzen

[illegible] Gesichte und in allen seinen Gebärden auszulöschen. In dieser Absicht erstickt er so gar die Empfindlichkeit und Zärtlichkeit seines Herzens. Denn es wäre meine sich, daß die Zeichen davon, welche nichts anders als Wirkungen seiner Bewegung sind, wegbleiben sollten, so lange die Ursache noch in seinem Herzen ist. Ein Verstellter muß also sich nach und nach unempfindlich machen. Und wenn seine Redlichkeit nicht dabey zu Grunde geht, so kommt wenigstens an die Stelle der Liebe gegen die Seinigen nur ein kalter Vorsatz, ihnen bey Gelegenheit zu helfen. Aber Joseph mußte auch damals noch offenherzig und ohne Verstellung seyn, weil er nicht allein so viele Zärtlichkeit in seinem Herzen empfand, sondern auch, alles Zwanges ungeachtet, sich nicht enthalten konnte, dieselbe durch Thränen an den Tag zu legen.

Von der Achtung
für die
Urtheile der Welt.

Nec te quaesiveris extra!

Persius.

Die Tugend kömmt mir vor wie eine Person, die in die Acht erklärt ist, und von welcher jedermann weiß, daß sie unschuldig ist, die aber niemand sich aufzunehmen getrauet. Man achtet die Urtheile der Welt gemeiniglich höher, als sie, und man will lieber für vernünftig angesehen seyn, als vernünftig handeln. Von den meisten aber werden diejenigen für vernünftige Leute angesehen, welche sich in ihren Eigensinn, in ihre Thorheiten, ja in ihre Laster zu schicken wissen. So pflegen Trinker denjenigen für vernünftiger anzusehen, der ihnen so lange Bescheid thut, bis er seines Verstandes nicht mehr mächtig ist, als den Sonderling, der nüchtern bleiben will. Denn der eine hat seinen Verstand dem Eigensinne der Leute aufgeopfert, der andere aber den Eigensinn der Leute seinem Verstande. So oft wir etwas vornehmen, reizet uns gleich unsere natürliche Eitelkeit, zu denken, was andere davon sagen werden. Wären die Urtheile der Menschen vernünftig, so würde uns selbst diese Eitelkeit zur Tugend beförderlich seyn; statt daß sie uns unvermerkt davon abzuführen pfleget.

Wenn jemand zweifeln könnte, ob auch die Urtheile der Welt eine fruchtbare Quelle unserer Thorheiten sind, so dürfte er nur die Aufführung der Menschen in den verschiedenen

Stufen

Stufen des Alters prüfen. Er wird befinden, daß ein jedes Alter nur deswegen seine eigenthümlichen Thorheiten hat, weil einem jeden gewisse Begriffe von den Urtheilen der Menschen eigen sind.

Die meisten Vergehungen der Jugend kommen daher, weil dieselben unter der Jugend selbst für Kennzeichen eines aufgeweckten Geistes gehalten werden. Unterweisungen, Ermahnungen und Strafen sind bey einem jungen Menschen so mächtig nicht, als der zusammende Beyfall eines seiner Gespielen, der seine Herzhaftigkeit lobet, der ihn auffrontiert, in einer Aufführung fortzufahren, von der er doch oft selbst einsieht, daß sie ihn über lang oder kurz ins Verderben stürzen werde. Man versuche es, auch bey einem solchen Gemüthe, in dem der Samen zu vielen Tugenden verborgen liegt; man rede ihm zu, man zwinge es durch die überzeugendsten Gründe, zu bekennen, daß dieses oder jenes, worzu es sich durch das Exempel hinreißen lassen, eine Thorheit sey. Der Jüngling wird es zugestehen, er wird es glauben. Aber alle angewandte Bemühungen wird oft ein einziger Blick von einem Bekannten, oder auch nur der Gedanke vereiteln, was dieser oder jener von ihm sagen werde. Was hat man nicht für Mittel angewandt, die barbarische Gewohnheit des Duellirens abzuschaffen! Würden wohl immer noch die Menschen so rasend seyn, ihr Leben muthwillig in Gefahr zu setzen, wenn sie nicht vor dem Gedanken erzitterten, daß man sie für verzagt halten würde, so bald sie eine Beleidigung ertrügen, oder auf eine Ausforderung sich nicht stellen wollten?

Auch im männlichen Alter trägt die Furcht vor den Urtheilen der Menschen vieles zur Verläugnung der Tugend bey, oder wenigstens zu den Unordnungen und Ausschweifungen, deren man sich schuldig macht. Wie viele thörichte Gefälligkeiten erweist man einander nicht! Der unmäßigen Trinkerey habe ich schon erwähnt, welches viele unterlassen würden, wenn sie nicht befürchteten, man möchte glauben, daß sie nicht zu leben wüßten. Mancher scheint sich, eine ehelich-

che Verbindung mit einem Frauenzimmer einzugehen, ungeachtet sie ihm gefällt, ungeachtet sie Verstand hat, und ungeachtet er sich alle Vortheile einer glücklichen Ehe von ihr versprechen kann; bloß weil er glaubet, daß andere Leute sie misbilligen würden. Ein anderer läßt sich in eine übermäßige Pracht ein, und vertieft sich in Schulden, um sie zu unterhalten. Er kann sich nicht entschließen, eine angefangene Lebensart zu verändern. Er will wenigstens noch eine Zeitlang dem Spotte ausweichen, ob er gleich voraussieht, daß er nur desto gewisser in unauslöschliche Schande gerathen werde. Woher kommt es, daß man sich in den meisten Gesellschaften hütet, der Tugend anders als im Vorbeygehen zu gedenken? Auch verständige und wohlgezogene Leute pflegen sich gemeiniglich nur mit unbeträchtlichen Dingen zu unterhalten. Das Gespräch wird oft darüber langweilig, man suchet Kleinigkeiten zusammen, um nur nicht ganz zu schweigen. Und doch getraut sich niemand, seine Zuflucht zu einer moralischen Materie zu nehmen, deren Wichtigkeit und Reichthum am besten dem Gespräche aufhelfen würde. Warum unterläßt man es? — Es läuft wider den hergebrachten Wohlstand, auf eine ernsthafte Weise in Gesellschaften von der Tugend zu reden. Man unterwirft sich einer Gewohnheit, die den Menschen so wenig Ehre bringt, die ihr Ansehen nur erschlichen haben kann; bloß weil man sich fürchtet, einen Eifer für die Tugend zu verrathen, den die Welt lächerlich finden könnte.

Man sollte glauben, daß diese strafbare Furcht vor den Urtheilen anderer im hohen Alter verschwinden würde. Denn wie viele Alte giebt es nicht, die sich vielmehr durch einen übertriebenen Eigensinn lächerlich und unleidlich machen! Dennoch sind sie eben so wenig, als Jüngere, von einer solchen Furcht befreyet, und sie verrathen sie selbst in der heftigen Begierde nach Gelde, die sich mit den Jahren zu vermehren pflegt. Denn das kann ich mich nicht bereden, daß alte Leute stets, je älter sie werden, desto länger zu leben hoffen

sollten.

sollten. Diese Thorheit ist zu groß, um natürlich und allgemein zu seyn. Aber sie scheinen oft deswegen eine so herrschende Begierde zum Sammeln zu haben, weil sie noch nach ihrem Tode die Beschuldigung fürchten, nicht rauchhaft genug gewesen zu seyn. Eine solche Vorstellung schmerzet sie; und ihr zu entgehen, brauchen sie alle Künste der Kurzheit und des Geizes. Ja auch die Eigenthümer, mit dem sie auf ihren Meynungen beharren, beweist eine gewisse Furcht vor den Urtheilen der Welt. Sie fürchten nämlich, die gute Meynung von ihrer Wahrheit und Erfahrenheit, darinnen sie bey andern zu stehen wünschen, auf Einmal zu verlieren, wenn sie zugeben müßten, daß ein jüngerer, als sie, richtiger gedacht hätte.

Hieraus erkennet man, wie gefährlich es wäre, zu behaupten, daß man in Ausübung der Tugend sich nach dem Geschmacke seiner Zeiten richten solle; oder daß eine Tugend, die unsern Vorfahren wohl angestanden, für die jetzige Welt zu strenge sey. Wir scheinen vielmehr die Zeiten, in welchen wir leben, gerade diejenigen zu seyn, auf welche wir am wenigsten zu sehen haben, weil sie am wenigsten geschickt sind, uns Gerechtigkeit zu verfahren zu lassen. An Leuten unserer Zeit [illegible] beneidet; die abscheulichsten Laster [illegible] ihre Bewunderer und Nachfolger. Auch die größten Männer haben in ihrem Leben nicht den verdienten Rechten erhalten, und wie Horaz sagt:*

Romulus, et Liber pater, et cum Castore Pollux,
Post ingentia facta deorum in templa recepti,
Dum terras hominumque colunt genus, aspera bella
Componunt, agros assignant, oppida condunt,
Ploravere, suis non respondere favorem
Speratum meritis. Diram qui contudit hydram,
Notaque fatali portenta labore subegit,
Comperit, invidiam supremo fine domari.

Die

* Epist. II, 1. v. 5.

Die folgenden Zeiten hingegen ſcheinen weit billiger zu ſeyn. Von einem Alexander ſagen wir jetzt frey, daß er ein unbeſonnener Wagehals geweſen iſt. Sokrates hingegen fand nach ſeinem Tode Richter, die gerechter waren, als die, welche ihm ſein Urtheil ſprachen.

Was wollen endlich diejenigen, die überall ſich nach den Meynungen der Leute bequemen, dazu ſagen, daß dieſe Meynungen ſo oft ſich ändern, und daß man diejenigen nun ruhmen höret, die man vorhin verſpottet geſehen? Man rechnet es dem Fabius zum beſondern Ruhme, daß er, ungeachtet ganz Rom wider ihn murrte, ſo ſtandhaft war, nicht mit dem Hannibal zu ſchlagen. Alle Länder hielten ihn für ſchläfrig und furchtſam, Minucius vorzuziehen: er aber blieb unempfindlich, und erhielt einen wahrhaften Ruhm dadurch, daß er den Schein deſſelben verachtete; ſo daß ſeine Spötter ſelbſt ihn für ihren Erhalter erkennen mußten. Man verliert alſo nichts, wenn man die Bewegungsgründe ſeines Betragens in ſich ſelbſt, und in ſeiner Vernunft ſuchet; denn es muß doch eine Zeit erſcheinen, in welcher es an den Tag kommt, daß wir klug gehandelt haben. Wir verlieren hingegen viel, wenn wir bloß von dem Urtheile der Menſchen abhangen. Ein einziger unglücklicher Zufall wird alsdann unſere ganze Klugheit zu Schanden machen, weil die Welt in ihren Urtheilen ſich immer nach dem Erfolge richtet, und weil ſie bey einem verſchiedenen Erfolge gewohnt iſt, an eben denſelben Menſchen einerley Aufführung zu tadeln und zu loben. Boileau hat alſo Recht, wenn er ſagt:

C'eſt là de tous nos maux le fatal fondement:
Des jugemens d'autrui nous dependons tellement;
Et chacun, l'un de l'autre adorant les caprices,
Nous cherchons hors de nous nos vertus et nos vices!

Vom

Vom Beyfalle der Welt,

den ein Schriftſteller hoffet.

Sume ſuperbiam
Quæſitam meritis!

Horat. Od. III, 30.

Mein Herr,

Sie haben gar nicht Urſache, ſich deswegen einer Eitelkeit zu beſchuldigen, weil Sie glauben, daß Ihre Schrift geleſen zu werden verdienet, und weil Sie hoffen, ſich dadurch der Welt auf eine vortheilhafte Art bekannt zu machen. Es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen einem eingebildeten Maler, der ſeine eigenen Arbeiten unmäſſig rühmt, und zwiſchen einem vernünftigen Schriftſteller, der ſeine Kräfte gemeſſen hat, und der ſich einige Vergeltung ſeines Fleiſſes verſpricht. Jener erhebt ſeine Verdienſte blos, und er vergröſſert ſie. Ohne ſeine Arbeiten mit denen ihren zu vergleichen, ſetzet er ſich weit über ſie hinaus; er hält die Schriften anderer mit eben der Leichtſinnigkeit, mit der er die ſeinigen verfertiget. Ein Schriftſteller dieſer Art überleget niemals, was er ſchreibt. Er kennt das Vergnügen allein, welches Einfälle bey ihrem Entſtehen zu bringen pflegen; und weis nichts von der Mühe und Anſtrengung, die es koſtet, Einfälle auszubilden. Alle noch ſo unreife Auswürfe

würfe ſeines Witzes ſind ihm koſtbar, und er glaubet, daß die Welt dabey verlöre, wenn er ihre Mittheilung verzögerte. Daher bringt er ſeine Einfälle zuweilen mit halber Bildung, und oft auch in ihrem Chaos ans Licht, darinnen ſie noch ganz unausgebildet liegen. So oft er ſeine eigenen Arbeiten lieſt, ſetzet er ſich in eben die Gemüthsbewegung, die er bey ihrer Verfertigung hatte; und er erkennt alſo niemals die Fehler, die ihm, wenn er etwas gelaſſener wäre, in die Augen fallen würden.

Ein Schriftſteller hingegen, der die nöthige Klugheit beſitzt, ſich bloß zu beurtheilen, iſt niemals ſo unbeſcheiden. Er ſieht ſich vor, daß er ſich in ſeiner Meynung nicht betriege. Er vergleicht ſich mit andern, nicht, um zu ſehen, ob er ſie übertreffe, ſondern ob er ſich ihnen bald nähere; und ſo oft zu ſeinen Arbeiten zurückkehrt, betrachtet er ſie als einer ſolchen Gemüthsverfaſſung, als ob es fremde wären. Dieſes iſt es, was Horaz animum cenſoris nennet. Bey dergleichen Unterſuchungen iſt es unmöglich, daß er völlig mit ſeinen Arbeiten zufrieden ſeyn könnte: aber es kann ihm eben ſo wenig alles Gute, das in denſelben befindlich iſt, verborgen bleiben. Ein Menſch kann nicht tugendhaft ſeyn, ohne es zu wiſſen; und ein Schriftſteller kann nicht Verſtand und Lebhaftigkeit in ſeine Werke bringen, ohne es ſelbſt zu merken.

Was haben Sie alſo für Urſache, ſich einer Eitelkeit zu beſchuldigen? Es iſt wahr, das Endurtheil, ob eine Schrift ſchlecht oder gut ſey, gehöret für die Welt; und derjenige thut einen Eingriff in ihre Rechte, der immer zu behaupten fortfährt, daß er etwas Gutes geſchrieben habe, wenn es alle Welt leugnet. Aber gewiſſe Merkmaale, die man von ſeiner eigenen Geſchicklichkeit haben kann; die Ueberzeugung, daß man alles nach einer geſunden Vernunft beurtheilt habe; das Bewußtſeyn, daß man nichts verabſäumet, das zur Sache gehöret; die Uebung, die man ſich durch wiederholte Verſuche zuvorge bracht; alles dieß ſind Unterpfänder von dem günſtigen Ausſpruche der Welt.

Es iſt weit leichter, zumal unter der Herrſchaft eines verderbten Geſchmackes, daß ein Werk, welches den Regeln der Vernunft zuwiderlauft, allgemeinen Beyfall erhalte, als daß ein Werk von gutem Geſchmacke, wenn es mit gehöriger Lebhaftigkeit geſchrieben iſt, durchgängig verworfen werden ſollte. Denn obgleich der menſchliche Verſtand oft durch einen falſchen Dunſt betrogen wird, ſo iſt er doch nicht leicht ſo blind, daß er wahrhafte Schönheiten für häßlich achten ſollte; gleichwie es weit leichter zu geſchehen pflegt, daß man etwas, welches äußerlich das Anſehen des Silbers hat, für wirkliches Silber hält, als daß man gutes und ächtes Silber für verfälſchtes anſieht. Alle Schriften werden der Welt mit dem Verlangen vorgelegt, daß man ſie für gut und vernünftig halten ſoll. Daher kann es nicht anders geſchehen, als daß man zuweilen übereilt wird, und einige dafür anſieht, die es nicht ſind: aber nicht von Neid, von Eigenliebe verblendet zu ſeyn, und dennoch ein vernünftiges Werk für unvernünftig zu halten, hierzu gehört ein aus dem Grunde verderbter Verſtand.

Ich weis, mein Herr, daß Sie nach den bewährteſten Regeln und mit allem erſinnlichen Fleiße arbeiten. Sie müſſen alſo der Welt ſehr wenig zutrauen, wenn Sie ſich ſelbſt zu hintergehen fürchten, indem Sie auf den Beyfall der Welt hoffen. Geſetzt Ihre Hoffnung ſchlüge Ihnen fehl; ſo müßten Sie es alsdann machen, wie diejenigen Tugendhaften, die mit aller ihrer Tugend den Beyfall der Menge nicht erhalten können. Das Zeugniß des Herzens, daß man recht thue, und die Hoffnung, daß es vielleicht gerechtere Zeiten geben werde, ſind der Troſt für eine unglückliche Tugend. Und der Beyfall eines gereinigten Verſtandes, und die Verſicherung, daß einmal Vernunft und Geſchmack die Oberhand genommen werden, müſſen einen Schriftſteller wider die Laſterhaft ſeiner Zeiten aufrichten.

Wenn es wahr iſt, was man von dem Brutus erzählet, daß er nach verlorner Schlacht bey Philippi voll Unwillens wider die Tugend ausgebrochen, daß ſie eine bloße Einbildung, ein eitler leerer Name ſey: ſo würde dieß für die gröſßte Zaghaftigkeit an ihm angeſehen werden müſſen. Und es würde einem Schriftſteller zur Schande gereichen, wenn er die Vernunft und den guten Geſchmack für eine eitle Einbildung halten wollte, weil ſie in Abſicht auf ihn nicht unter den Menſchen zu ſeyn ſcheinen.

Aber es hat nicht noth, daß Sie dergleichen zu beſorgen haben ſollten. Ich kann mich überhaupt auf keinen einzigen Poeten beſinnen, gegen den das Schickſal ſo ungerecht geweſen wäre, ihn nicht, auch bey ſeinem Leben, den Beyfall und die Bewunderung, als die Früchte ſeines Verſtandes, genieſſen zu laſſen. Petrarcha lebte in den rauheſten Zeiten, und mitten in der Barbarey; und er ward nur deſto mehr bewundert. Alle Klagen, die von guten Dichtern über den ausbleibenden Beyfall der Welt geführet worden, erſtrecken ſich bloß auf einen kleinen Theil derſelben; auf Menſchen, die durch Neid oder ähnliche Leidenſchaften verleitet werden, oder die ſich auch durch einen verwöhnten Geſchmack verblenden laſſen.

Ich will darum nicht leugnen, daß man ſich nicht ſelbſt betriegen könne. Gleichwohl iſt es nicht ſchwer zu entſcheiden, ob der verderbte Geſchmack der Leſer, oder die ſchlechte Beſchaffenheit unſerer Werke die Urſache iſt, aus welcher das Urtheil der Menſchen nicht unſerer Erwartung gemäß ausfällt. Das ſicherſte Kennzeichen iſt dieſes, daß man Achtung giebt, ob diejenigen, welche der Beyfall aller Zeiten in das Anſehen geſetzet hat, daß man ſie für Muſter halten muß, zu unſern Zeiten beliebt ſind, und geleſen werden. Wenn dieſes geſchieht, und dennoch alle Welt uns den Beyfall entzieht, ſo können wir daraus ſicher ſchließen, daß wir

jenen

jenen Muſtern übel gefolget ſind; und es iſt vergebens, wenn unſere Eigenliebe das allgemeine Urtheil anderer in unſerm Herzen zu überſchreyen und uns zu bereden ſuchet, daß uns unrecht geſchieht. Auf gleiche Art können wir auch vorausſehen, ob vernünftige Leute uns Beyfall geben werden; wenn wir nämlich unſere Arbeiten mit den bewährteſten Muſtern zuſammenhalten, wenn wir prüfen, ob ſie mit denſelben genugſam übereinkommen, ſo daß wir uns ſchmeicheln können, ihre Spur getroffen zu haben. Je mehr wir uns ihnen nähern, deſto ſicherer können wir uns den Beyfall der Welt verſprechen. Dieß iſt, dünket mich, eine Probe, die Sie, nach Ihrer genauen Bekanntſchaft mit den Alten, am leichteſten anſtellen, und durch welche ſie am gewiſſeſten das Schickſal Ihrer Schriften beſtimmen können.

Von der Höflichkeit, vorſetzlich im Spiele zu verlieren.

Victus non aegre proditione ſua.

Ovid. Amor. I. El. 5.

Manche halten es für ein groſſes Kunſtſtück in dem Umgange mit Frauenzimmern, daß man ſie immer im Spiele gewinnen laſſen ſolle. Sie glauben, ihre Gunſt dadurch zu erwerben; ja es ſoll eine Unhöflichkeit ſeyn, wenn man anders verfährt. Ich hingegen halte dieſen Grundſatz ſelbſt für eine der größten Unhöflichkeiten, die gegen das ſchöne Geſchlecht begangen werden können, da er entweder für ihren Verſtand oder für ihr Herz beleidigend iſt. Gleichwohl müſſen nicht alle Frauenzimmer das Beleidigende, welches darinnen liegt, empfunden haben, da es einige unter ihnen giebt, die ſich nicht allein dieſen Grundſatz ganz wohl gefallen laſſen, ſondern auch ſich ſelbſt im Spiele mit Mannsperſonen ſolche Kunſtgriffe erlauben, die den Regeln des Spieles gerade entgegen ſind. Ich habe zwey Frauenzimmer mit einer Mannsperſon ſpielen geſehen, da die erſten ſich alle erſinnliche Hülfe leiſteten, ohne es einmal verbergen zu wollen, und da die Mannsperſon noch darzu, um ihren Sieg deſto vollkommener zu machen, mit Fleiß alle mögliche Fehler begieng.

Alle

Alle diejenigen, welche einen andern gewinnen laſſen, thun es entweder in der Abſicht, daß er es merken, oder daß er es nicht merken ſolle. Wird es nicht bemerkt, ſo können ſie ſich auch keinen beſondern Vortheil davon verſprechen. Denn es würde eine große Schwachheit ſeyn, einem Menſchen deswegen günſtig zu werden, weil das Glück im Spiele ihm ungünſtig geweſen iſt. Geſchieht es aber in der Abſicht, um bemerkt zu werden, ſo iſt dieſes gewiß eine Schmeicheley von der gröbſten Gattung.

Schmeicheln heißt entweder eine Eigenſchaft loben, die es nicht verdienet, oder jemanden eine rühmliche Eigenſchaft zueignen, die er nicht beſitzt. Wer einen andern mit Fleiß gewinnen läßt, macht ſich auf Einmal beyder Gattungen von Schmeicheley ſchuldig. Er will ihn mit der Ehre kitzeln, daß er das Spiel mehr, als andere, verſtehe; und dieſes iſt deſto niedriger gehandelt, je kleiner eine ſolche Ehre iſt.

Eine jede Schmeicheley iſt für den, der ſie annimmt, gefährlich; und der Schmeichler hat es zu verantworten, wenn er ein Gemüth verderbt, das ohne ihn edel geblieben wäre. Niederträchtige Hofleute beredeten den Nero, daß er der beſte Muſikant, der beſte Sänger, der beſte Dichter wäre. So klein und dürftig, ja ſo unanſtändig dieſes Lob für einen Fürſten war; ſo trug es doch vieles zu ſeiner Grauſamkeit bey. Nero verlangte wirklich für das angeſehen zu ſeyn, wofür man ihn ausgab; und er ſuchte ſeinen Ruhm mit einer ſo raſenden Eiferſucht zu behaupten, daß er alle diejenigen aus dem Wege ſchaffete, welche dieſe Künſte beſſer verſtunden, als er. Lucan würde kein ſo enges Ende genommen haben, wenn er entweder ſchlechtere Verſe gemacht, oder wenn man dem Nero weniger geſchmeichelt hätte.

Man kann an einem ſolchen Beyſpiele ſehen, wie ſchädliche Folgen die Schmeicheley ſelbſt in Dingen

könne, die nur den Zeitvertreib betreffen. Wie wird der einst in irgend einem beträchtlichen Falle eine Person die Wahrheit und Erinnerungen vertragen, die sich angewöhnet, es als eine Schuldigkeit zu fodern, daß man sie in einem so geringen Dinge, als das Spiel ist, nicht übertreffen solle? Wie die Schmeicheley den Nero zum Tyrannen über seine Unterthanen machte, so wird auch bald ein solches Frauenzimmer in ihrer Sphäre zur Tyranninn über alle Mannspersonen werden; und wie jener für den Apollo gehalten seyn wollte, so wird auch diese sich die Ehrenbezeigungen einer Gottheit anmaßen.

Doch ist die Schmeicheley nicht immer so gefährlich. Es giebt auch erlaubte und anständige Liebkosungen. Zween Fälle finde ich besonders, da man gar nicht getadelt werden darf, wenn man die Höflichkeit hat, mit Fleiß im Spiele zu verlieren. Es würde erstlich unbillig seyn, seine ganzen Kräfte anzuwenden, um einen Anfänger, einen Unerfahrnen zu besiegen. Das Spiel, worinnen es nicht auf ein bloßes Ungefähr, sondern entweder allein oder großentheils auf Witz und Aufmerksamkeit ankömmt, ist gleichsam eine Wette, welche derjenige gewinnen soll, der die meiste Geschicklichkeit besitzt. Eine Wette aber kann nur bey zweifelhaften Dingen Statt finden, und bey einer gewissen Gleichheit der Kräfte. Wenn man hingegen eine große Ueberlegenheit bey sich fühlet, so ist es sehr anständig, sich bis zur Schwäche seines Gegentheils herabzulassen; und, wie ein geschickter Fechtmeister thut, Blößen zu geben, damit der Lehrling Anlaß bekomme, die gelernten Vortheile anzuwenden. Doch muß diese Gefälligkeit nur den Unterricht zur Absicht haben, und nicht, der Eigenliebe eines andern zu schmeicheln, und sein Herz zu verderben.

Der

Der andere Fall, in welchem dieſe Gefälligkeit Statt findet, iſt, wenn man ſeinen Gegentheil allzuoft nach einander überwunden hat. Das Spiel ſoll nichts als eine Ergötzlichkeit ſeyn. Man ermüdet endlich, nach einem Ziele zu ſchießen, das man ſtets verfehlet. Man wird verdrießlich, wenn man niemals die Annehmlichkeit hat, Ueberwinder zu ſeyn. Es iſt alſo dem Endzwecke des Spieles nichts gemäßer, als ſeinem Vortheile bisweilen zu entſagen, damit ein anderer ihn auch genieſſe. Doch muß man es mit Sorgfalt verbergen, daß es vorſetzlich geſchehen iſt. Ein Sieg verliert alle ſeine Annehmlichkeit, von dem man weis, daß man ihn der Großmuth ſeines Feindes zu danken hat.

Vom aufgeräumten Weſen.

Ein Geſpräch.

Ariſtippus. Stagireus.

Ariſtippus. Mich dünket, wir ſahen vor einem Augenblicke beyde ziemlich ſauer aus, und ich weis nicht, wo unſere Runzeln geblieben ſind.

Stagireus. Dieſes iſt eine Sache, die ich nicht zum erſtenmale in der Geſellſchaft der Pauline beobachte.

Ariſtippus. Aber ſagen Sie mir, mein Herr; haben Sie ſie niemals anders, als aufgeräumt, geſehen?

Stagireus. Sie iſt einmal ſo aufgeweckt, als das andere.

Ariſtippus. Und niemals eigenſinnig?

Stagireus. Niemals.

Ariſtippus. Wie iſt das möglich, mein Herr? Sie müßte nicht allein nicht unter die Frauenzimmer, ſondern auch nicht unter die Menſchen gehören.

Stagireus. Sie iſt nicht allein ſelbſt aufgeräumt; ſondern ſie beſitzt auch die verborgene Eigenſchaft, alle diejenigen, die um ſie ſind, aufzuwecken.

Ariſtippus. Und das beſte dabey iſt, mein Herr, daß man durch ſie aufgeräumt wird, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Man

Man geräth beynahe auf die eitlen Gedanken, daß man das frohliche Weſen, das man ſodann annehmen muß, ſich ſelbſt zu danken habe, da man es doch nur, ſo zu ſagen, von ihr geborget hat.

Stagireus. Ich habe vielmal die Urſache von dieſer Wirkung geſuchet, und ich glaube, ſie gefunden zu haben. Nämlich, ein Gemüth iſt gleichſam ein Spiegel des andern. Ein trauriges oder ein vergnügtes Geſicht, macht auf uns einen ſolchen Eindruck, daß wir, ohne es zu merken, eine Aehnlichkeit davon annehmen.

Ariſtippus. Dieſer Eindruck muß nicht ſo allgemein ſeyn. Ich finde, und Sie werden es auch finden, daß es Leute giebt, deren aufgeräumtes Weſen die Kraft hat, andere verdrießlich zu machen. Sie hüten ſich, ernſthaft zu ſeyn. Alle ihre Reden ſind lauter Scherz; ſie brauchen den Mund mehr zum Lachen, als zum Sprechen, bis ſie alle Welt verdrießlich gelachet haben. Und wenn man aus ihrer Geſellſchaft kommt; ſo iſt es, als ob man durch eine ſandichte Wüſte gegangen wäre, wo man ſich nicht beſinnen kann, das geringſte bemerket zu haben, das die Mühe verlohnte, ſich wieder daran zu erinnern.

Stagireus. Da es ſo oft Leuten mißlingt, die lauter Luſt und Fröhlichkeit ſind; ſo bewundere ich das Geheimniß, welches Paulina beſitzen muß, allezeit andere vergnügt zu machen. Sie liebet nichts weniger, als ein ausgelaſſenes Schwärmen; ich finde nichts, als eine unſtudirte Lebhaftigkeit bey ihr, welche den Scherz nicht ſuchet, ſondern ihn nur bey Gelegenheit ergreift, wenn er ſich anbietet, und deren vornehmſte Eigenſchaft iſt, daß ſie niemals unruhig iſt, oder wenigſtens niemals unruhig ſcheint.

Ariſtippus. Mein Herr, ich glaube, daß eben in dieſer unſinnigen Lebhaftigkeit das Geheimniß beſteht, welches Sie bewundern.

Stagirens. Wenn dieſes das Geheimniß iſt, mein Herr, ſo thäten wir wohl, wenn wir es ausplauderten. Denn ich wünſchte, daß alle Menſchen dieſes Geheimniß wüßten.

Ariſtippus. Dieſer Wunſch iſt zu allgemein, als daß er erfüllet werden könne. Ich will mich begnügen laſſen, zu wünſchen, daß Pauline mit ihrer ganzen Familie bis auf die ſpätſten Zeiten beſtändig ſo viel Zufriedenheit genießen möge, daß ſie niemals Urſache habe, einen Augenblick anders, als aufgeräumt und vergnügt, zu ſeyn.

Die

Die

Prinzeſſinn Zartkinda

und

Prinz Typhon.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Nebſt einer

Zueignungsſchrift des Ueberſetzers an die Eigenliebe.

Vorerinnerung.

Obgleich in diesem Werkchen nichts, als die Zueignungsschrift, ein deutsches Original ist, so hat man es doch wurdig gefunden, es ganz in dieser Sammlung mitzutheilen. Es scheint mir unter die artigsten und lehrreichsten Fevenmährchen zu gehören, welche jemals der französische Witz hervorgebracht.

Zueignungsschrift an die Eigenliebe.

Allergütigste und allergeliebteste Gottheit,

Es ist keine weder unter den himmlischen noch unter den irdischen Gottheiten, welche den Werth der allerärmsten Geschenke so hoch zu schätzen wisse, als du. Man kann allemal mit dem vollkommensten Vertrauen zu die nahen, denn man ist sicher, die allezeit angenehm zu seyn: und man kann dir allemal seine

Oefer

Opfer mit der größten Zuversicht darbringen: denn man darf nicht fürchten, daß du etwas verachten werdest. Du hast noch niemals jemanden anders, als mit frohlichem Gesichte, vor deinem Throne stehen sehen; denn du machest dir ein Vergnügen daraus, den Menschen Zufriedenheit über sich selbst, und die entzückende Ueberzeugung einzuflößen, daß sie alles wohl gemacht haben. Diese deine Bereitwilligkeit, alles auf das beste anzunehmen, beweget einen so großen Theil der Menschen, daß sie bey dir allein, allergütigste Gottheit, Rath und Trost suchen, daß sie dich allein zu ihrer Vertrauten machen, dir allein alle verborgene Zugänge ihres Herzens entdecken, und dich allein für die Ausleger ihrer Handlungen erkennen wollen. Ein gleicher Bewegungsgrund treibt mich an, dir dieses kleine artige Werk zu widmen: insonderheit, weil ich versichert bin, daß ich von dir den Einwurf nicht zu gewarten habe, den mir vielleicht ein jeder anderer Herr machen möchte, als ob die Uebersetzung einer kleinen Erzählung eben kein großer Verdienst um die Welt sey. Ich will gern andern gönnen, daß sie dir Geschenke darbringen, die sie für weit wichtiger halten, und ich bin damit vergnügt, daß ich weis, daß du eine eben so zärtliche Mutter und Freundinn für mich bist, als für andere, und daß du mit einer vollkommenen Unpartheylichkeit wichtige und geringe Opfer gleich gütig annimmst, und einem jeden erlaubest, dir auf seine Art und nach seinem eigenen Gutdünken zu dienen.

Gewiß, ich erstaune, wenn ich bedenke, wie sinnreich diese deine Gutigkeit das ganze menschliche Geschlecht gemacht hat, dir auf tausenderley Arten Opfer zu bringen, und wie unzählige Dinge man erfunden hat, dich zu verehren. Die allerandächtigsten und ernsthaftesten Gebräuche, womit die Alten ihre Götter verehrten; diese Ceremonien, auf deren Untersuchung so viele Gelehrte ihre ganze Lebenszeit anwenden, sind nur Spielwerk gegen die ehrerbiethigen Arten, wodurch ein jeder Mensch insbesondere dir seine Liebe zu bezeu-

gen

gen gewohnt iſt, und welche man nur deswegen bisher unaufgezeichnet gelaſſen, weil eine unzählige Menge Verehrungen nicht Hände genug finden würde, um würdig beſchrieben zu werden.

Indeſſen, daß dir der eine mit einem zuverſichtlichen Weſen aus den Denkmählern ſeiner Vorfahren Altäre errichtet, und dir die Aſche verweſter Helden zum Opfer bringt; ſo verſchüttet der andere, aus gleichem Eifer für dich, die niedrigen Gräber ſeiner unberühmten Vorfahren, und glaubt dir deſto würdiger zu dienen, je mehr er deinen Tempel von ihrem Andenken reiniget. Er hängt überall die Ehrenmähler ſeiner eigenen Verdienſte in deinem Heiligthume auf, und wohin er ſich nur wendet, da bricht er Lorbeern, um dich damit zu ſchmücken. Indeſſen, daß dieſer mit einem langſamen und abgemeſſenen Gange vor dich tritt, und in Betrachtung deiner ſo vertieft iſt, daß er niemanden, als dich, und ſich, deinen Verehrer, zu ſehen ſcheint; ſo dienet dir jener durch eine Art Tänze von unbeſchreiblicher Wunderkeit. Es iſt keine Verſammlung, wo er nicht durch freudige und entzückte Gebärden anzeiget, wie voll er von dir iſt. Du allein blitzeſt aus ſeinen immerbeweglichen Augen, du allein erklingſt auf ſeinen Lippen.

Ein anderer weiß dir kein beſſeres Opfer zu bringen, als dasjenige, was die Vorwelt den unterirdiſchen Göttern zu widmen pflegte, nämlich ſein Haar. Aber anſtatt die Spitzen deſſelben voll inbrünſtiger Andacht abzuſchneiden, und in die Flammen zu werfen: ſo erwärmt er dieſe Spitzen bloß mit einem dir geheiligten Eiſen, und verbirgt ſie in zierliche Kreiſe, worauf er ſeine ganze Aufmerkſamkeit wendet, und mit welchen er, um dir Ehre zu machen, ſich vor aller Welt brüſtet. Wie gewiſſe Völker bey keinem Bilde eines Heiligen vorbeygehen, ohne ihn zu begrüßen, ſo gehen viele bey keinem Spiegel vorbey, daß ſie dir nicht ihre Andacht bezeigen.

zeigten. Hier wirft du mit dem Klange kleiner runder Stücken von Gold und Silber verschwenderisch, die ein Alter zusammelt, und womit er täglich, dir zu Ehren, zu gewissen Stunden läutet. Er erfreuet dich durch den hellen Klang dieser vielgültigen Münzen; und du nährest ihn mit dem Vergnügen, daß man nach seinem Tode sagen werde; er sey reich gewesen. Dort zeigt ein anderer eine noch größere Ehrerbiethung gegen dich, weil er eben diese kostbaren Münzen auf tausenderley Arten ausstreuet, und weil er sich selbst zu einer so mühsamen Verrichtung nicht zureichend schemt, so verehrt er sich mit einem großen Gefolge, worunter die Schmeichler seine Priester, und seine Hausgenossen Unterbauer deines Tempels sind. Ich bin nicht von der Meynung derjenigen, welche dir auf eine grausame Art Menschen opfern, und welche glauben, dich nicht besser, als mit Blute, versöhnen zu können. Und ich gestehe, daß es mir viel besser gefällt, in der Zahl derjenigen zu gehören, welche in den Herzen bezwungener Schönheiten Altäre bauen, und Menschen, die von ihnen hervorgerufen sind, zu Siegeszeichen zu weihen suchen.

So vielfältig sind die Arten, dir seine Ehrerbiethigkeit zu bezeigen, ohne daß man sagen kann, welche von allen diesen Ehrenbezeigungen dir am meisten gefalle, du nimmst sie alle mit gleicher Gnade auf, und ein jeder, der dir seine Opfer darbringt, belohnest du mit der allerangenehmsten Ueberzeugung seines Herzens, daß er derjenige sey, der dir vor allen andern am besten zu dienen wisse. Derjenige, der sich die zu Ehren mit einem schönen Strafe bekränzt, glaubt, dir ein eben so wichtiges Opfer zu bringen, als derjenige, welcher, um seinem Eifer für dich Genüge zu leisten, das Glück vieler Menschen befördert.

Es ist also nicht zu verwundern, wenn es unter andern auch solche Menschen giebt, deren Dienst gegen dich darin-

nen

nen beſteht, daß ſie mit einer tiefſinnigen Miene eine ſpitzgeſchnittene Feder in einen ſchwarzen Saft eintauchen, und damit auf dem Papiere herumfahren; und die durch dieſe Beſchäfftigung einen ganz beſondern Vorzug bey dir zu erwerben glauben. Du verſprichſt ihnen für dieſe Bewegung ihrer Hand einen unſterblichen Nachruf; und man wäre undankbar, wenn man dir vorwerfen wollte, daß du dein Wort nicht allemal hielteſt, da es dir wenigſtens niemals am Willen dazu fehlet.

Unter der Zahl dieſer deiner Verehrer laſſe ich mich ebenfalls durch gegenwärtiges Geſchenk ſehen. Und da ich dir nicht, wie andere, eine Menge großer Bände erſpare, ſo glaube ich doch einen Vorzug vor ihnen zu haben. Ich habe das Herz, zu bekennen, daß ich dir diene; da hingegen andere nur ſtumme und verborgene Anbether deiner Weisheit ſeyn wollen, um den Dienſt, den ſie dir in der That erweiſen, mit den Worten zu leugnen ſuchen.

Mich deucht, ich vernehme ſchon in mir deine gnädige Antwort, die mir auf das allerdeutlichſte zu verſtehen giebt, wie ſehr du die Mühe belohnteſt, die ich mir gegeben habe, eine kleine artige Fabel ſo wohl zu überſetzen. Mich deucht, ich höre dich zu mir ſagen: „Du haſt kein Verhaben mit „vieler Richtigkeit und Annehmlichkeit angefüllet! Eine „gute Ueberſetzung iſt weit ſchwerer zu verfertigen, als das „beſte Original. In dieſem letztern kann man ſeinen Ge„danken den Zügel laſſen, da man hingegen im Ueberſetzen „ſie binden und im Zaume halten muß. Ein kleines Buch „will viel ſorgfältiger geſchrieben ſeyn, als ein großes; und „du wirſt mit dieſen wenigen Bogen mehr Ehre einlegen, „als ein anderer vielleicht durch eine ſechsfündige Schrift „erworben haben würde.„

Mit dem größten Vergnügen messe ich deinem Ausspruche Glauben bey. Und ungeachtet ich fast muthmaße, daß du einem andern, der dir einige schwere Bände seiner eigenen Arbeit zum Opfer gewidmet hätte, gerade das Gegentheil gesagt haben würdest: so überrede ich mich doch mit dem allerfestesten Vertrauen, daß du mit mir allein wahr redest, wenn du auch alle andere Menschen durch falsche Schmeicheleyen betrogen hättest.

Gesetzt auch, daß ich jemals an der Aufrichtigkeit deiner Versicherungen zweifeln dürfte; so hat doch diese Schrift ein so besonderes Recht, dir zu gefallen, daß du sie unmöglich anders, als mit gnädigen Augen, aufnehmen kannst. Denn deines Tempels nicht zu erwähnen, der darinnen so vollkommen beschrieben ist; so hat besonders die Prinzessinn Zartkinda eine so offenbare Aehnlichkeit mit dir, daß sie nichts anders, als ein Bild von dir selbst zu seyn scheint. Ihre Schönheit ist nur das geringste Stück, worinnen sie dir nahe kommt; das vornehmste unter allen ist die ganz ausnehmende Empfindlichkeit, womit sie begabt ist. Auf wen schicket sich besser, als auf dich, was von dieser Prinzessinn gerühmt wird, daß der allergeringste Umstand, der ihr begegnete, ganz außerordentliche Veränderungen in ihr hervorgebracht habe? Eine gleichgültige Rede, die ohne Absicht gesagt worden, ergötzet dich; und du hast die Scharfsichtigkeit, etwas Artiges und Wohlausgesonnenes darinnen zu entdecken, wenn sie nur etwas zu deiner Verherrlichung saget. Alles rühret dich, alles wird für dich zu einer Sache von Wichtigkeit. Der Verlust einer Kleinigkeit, die du liebest, hat bey dir die allerverdrießlichsten Folgen. Du empfindest die allerverborgenste Bitterkeit einer Sache, die dir zuwider ist. Deine Empfindlichkeit geht so weit, daß der allzuheitere Tag dir beschwerlich fällt. Eine angenehme Dunkelheit, die eine gewisse Ehrfurcht erwecket, ist dasjenige Licht, worein du gesetzt seyn willst. Einem hellern Lichte, als dieses, wirst

wendest du allemal den Rücken zu, um mit einer Erleuchtung verschonet zu seyn, die dir niemals anders, als unangenehm fallen kann. Die Luft ist dir verhaßt, sowohl als ein jeder schmetternder Schall; und so weit du nur befehlen kannst, ist einem gewissen polternden Instrumente, welches man Satyre nennet, verbothen, deine angenehme Stille zu unterbrechen.

Da dieses Eigenschaften sind, welche aus der allerliebenswürdigsten Quelle, nämlich aus der allerfeinsten Zärtlichkeit herrühren; wie kann wohl irgend eine Mühe zu geringe seyn, die sich ein Sterblicher giebt, etwas dazu beyzutragen, um alle verdrießliche Empfindungen von einer so geliebten Gottheit zu entfernen? Zu diesem Ende, allergütigste Eigenliebe! habe ich schon lange Zeit allen Fleiß angewandt, ob ich nicht vielleicht die Erfindung der gläsernen Glocken, welche die Feste Zieralia zum Gebrauche der Zartkinda erfahren, auch für dich nutzbar machen könnte. Es würde mir eine ungemeine Freude seyn, wenn ich durch meinen Fleiß so weit gelangen könnte, Glocken zu verfertigen, deren dichte und doch durchsichtige Zusammensetzung die beschwerlichen Strahlen eines allzuheitern Lichtes ein wenig linderten, welche den rauhen Ton der Satyre, oder der Wahrheit nicht bis zu die durchdringen ließen; worunter du überhaupt vor einer jeden Luft, die dich bedrohet, vor jedem Laute, der dich erschrecket, und vor jedem Anblicke, der dich beleidigt, sicher wärest, und wo du hingegen nicht verhindert würdest, den lieblichen Klang des Lobes zu hören.

Ich zweifle nicht daran, daß ich dereinst so glücklich seyn werde, mit dieser wichtigen Erfindung zu Stande zu kommen; da ich durch den Dank, den ich bey allen deinen Verehrern zu verdienen hoffe, unaufhörlich hierzu ermuntert werde. Was für ein Vergnügen wird es nicht für mich seyn, wenn ich dereinst die Ehre habe, dir eine solche Erfin-

dung zum Opfer zu bringen, welche ſo vieles zu deiner Ruhe beytragen kann, und wenn ich dir durch ein ſo groſſes Merkmaal zu erkennen gebe, mit wie unausſprechlichem Eifer ich bin,

Allergütigſte Eigenliebe,

Dein unſterblicher Verehrer.

Die

Prinzeſſinn Zartkinda

und

Prinz Typhon.

Eine Erzählung aus den Zeiten der Feyen.

Es waren einmal zwo Feyen; die eine davon hieß Feralia, und die andere Feldurgis *. Der höchste Rath der Feyen trug dieſen beyden Perſonen auf, über die Erziehung eines Prinzen und einer Prinzeſſinn zu wachen, welche bekannt waren, dereinſt mit einander vereiniget zu ſeyen. Und um den beyden Hofmeiſterinnen allen Vorwand zu benehmen, dadurch ſie ihre Nachläßigkeit beſchönigen konnten, ſo wurden ſie lange Zeit vor

* Wer eine Feye nennt, der nennet eine Art von übermenſchlichen Frauen, welche in den alten Zeiten die niedrigern Menſchen beherrſchten, welche die Macht hatten, auf übernatürliche Dinge einzuwirken, und welche einige zur Zauberinnen, andere aber zur Halbgöttinnen anſehen wollen.

der Geburt dieſer zukünftigen Paares an die Höfe geſandt, wo der Prinz und die Prinzeſſinn zur Welt kommen ſollten. Die Fee, Kingilda, als die Vorſteherinn dieſer weiſen Nation, empfahl ihnen vor allen Dingen die gänzliche Vereinigung dieſer beyden Kinder beharrlich vor Augen zu haben. Dieſe Vereinigung war zur Glückſeligkeit der Völker, die ſie beherrſchen ſollten, unumgänglich nothig. Die Provinzen derſelben waren ſo in einander geflochten, daß die Unterthanen allzuviel gelitten haben würden, wenn ſie nicht unter einen einzigen Herrn hätten gebracht werden können. Es iſt eine durch Exempel erhärtete Wahrheit, daß die Macht der Feen ſich nicht über die Herzen erſtrecket; und in den glücklichen Zeiten, da ſie vieles zu ſagen hatten, überließ man der Liebe die Sorge, Verbindungen und Vermählungen zu ſtiften. Die Staatskunſt war damals auf weiter nichts als die Bekümmernis bey den Höfen gekrönter Häupter.

Die beyden Feen reiſten hierauf voll Vertrauen an die beſtimmten Orte, und zweifelten im geringſten nicht daran, daß ihr Vorhaben gelingen würde. Wie ſie aber von verſchiedenen Gemüthern waren, ſo war auch ihre Aufführung verſchieden.

Zieralia begab ſich an den Hof des Königes, welcher Vater der Prinzeſſinn ſeyn ſollte. Dieſer König war der beſte Herr von der Welt; er verlangte nicht den geringſten Zwang von ſeinen Unterthanen. Seine Hauptregel war, in den hergebrachten Gewohnheiten nichts zu verändern, und in allen den Fällen, wo etwas zu entſcheiden war, brauchte er insgemein die Formel: Dem eingeführten Herkommen gemäß. So gar verſichert man, daß dieſer Prinz der Erfinder derjenigen Art von Ordnung geweſen ſey, wo alles im voraus feſtgeſetzt iſt, und welche man eine Tabellenordnung nennen könne. Dieſe Art zu regieren iſt zwar eine, welche die leichteſte: ſie iſt aber großen Unbequemlichkeiten unterworfen; indem man zuweilen die Menſchen nur Schritte führen muß, zuweilen aber Lobſprüche und beſondere Gnaden-

denzeichen nöthig hat, welche auch die allertugendhaftesten Leute reizen und ermuntern. Der gute König, der nicht einmal wußte, was Einbildung von sich selbst war, empfand sehr wohl, wie nöthig er den Beystand der Feyen hätte, und nahm die Zieralia mit dem größten Vergnügen auf. Diese Feye hatte Verstand; sie hatte aber den Fehler, daß sie allzusehr darein verliebt war, daß sie ihn allen Sachen vorzog, und daß sie überall nichts als Verstand suchte. Der am weitesten gesuchte Witz hatte allemal den Vorzug bey ihr; alles sollte eine gewisse Art an sich haben, auch so gar die Sachen, die dazu am wenigsten geschickt waren. Ein übelgeschriebener Aufsatz, wenn auch alle gesunde Vernunft von der Welt darinnen gewesen wäre, würde hingereicht haben, dem Verfasser desselben an seinem ganzen Glücke zu schaden. Die bisherige leichte und ungekünstelte Art der Regierung war gar nicht nach ihrem Geschmacke; sie wollte nur von künstlichen und weitläuftigen Staats-Systemen hören; und weil sie mit ihrem vornehmsten Gegenstande, nämlich dem Wege, allein beschäfftiget seyn wollte, so wandte sie besonders ihre Aufmerksamkeit auf die kleinen Umstände des Hoflebens. Diese kleinen Umstände waren ihr Zeitvertreib; ja sie überredete sich, daß diese Sorge zur Erziehung der Prinzessinn sehr nützlich seyn würde. Sie führte also gleich anfangs die Mode der öffentlichen Gesellschaften ein, welche nachdem durch das Rambouilletsche Haus so berühmt geworden sind. Man fing gleich des Morgens an, sich darauf gefaßt zu halten, was man des Abends sagen wollte, und man sagte nicht dasjenige, was einem der ungefähre Zufall oder die gesunde Vernunft eingab, sondern, was man vorher ausgesonnen hatte. Sie brachte ferner die langen Abhandlungen über die Empfindungen des Herzens auf, wodurch man der Liebe alle Reizung benommen, indem man sie in die Form einer Kunst gebracht hat. Sie erfand die Madrigale, sie ersann das gezierte und abgezirkelte Wesen; und ohne es selbst zu glauben, brachte sie, aus Liebe zum Verstande, die Künste und Wissenschaften in Verfall. Solcher-

geſtalt war ſie die vornehmſte Beſchäftigung des ganzen Hofes, und beſonders der Königinn, welche ſchwanger ward, und ihr Leben einbüßte, indem ſie nach dem Schluſſe des Schickſals und nach der Vorherſehung der Feyen, eine Tochter zur Welt brachte, welche viel Neigungen zu verſprechen ſchien. Dem Könige würde die Betrübniß über den Verluſt der Königinn noch viel beſchwerlicher gefallen ſeyn, wenn er genöthiget geweſen wäre, von Angelegenheiten reden zu hören: er hatte es aber der Feye zu danken, daß er ſich keine andere Sorge machen durfte, als ſich zu betrüben, ſich zu tröſten, und ſeine Gedanken zu zerſtreuen, wie ihn ſelbſt gut dünkte.

In dem Augenblicke, da die Prinzeſſinn zur Welt kam, ertheilte Feronia ihr die vortrefflichſten Gaben. Eine reizende Geſtalt und ein hoher Verſtand waren die Geſchenke der Feye: ſie glaubte aber, nach ihrem feynden Geſchmacke, daß ſie zu dieſen zwey koſtbaren Geſchenken noch Zartlichkeit und Empfindlichkeit genug hinzuſetzen könnte. Um ihr alſo dieſelbe in einem recht hohen Grade mitzutheilen, wiederholte ſie die Schläge ihrer Zauberruthe, und die mächtigen Worte, die ſie dabey ausſprach. Und Zartkinda, dieſes iſt der Name, den ſie der Prinzeſſinn beylegte, konnte es kaum ausſtehen.

Die kleine Prinzeſſinn war ſehr ſchwer zu erziehen. Ihre kleinen Glieder bildeten ſich mit vieler Schwierigkeit: aber endlich bildeten ſie ſich, und es erwuchs aus denſelben eine von den allerartigſten Perſonen der Welt, die aber in der That, nach ihrem Alter zu rechnen, allemal ſehr klein blieb, und im ſechzehnten Jahre nicht mehr als drey Fuß hoch war. Annehmlichkeiten, und das allergenaueſte Gleichmaß aller Glieder, ſchmückten um die Wette ihre ganze Perſon. Ihre Haare waren aſchenfarbig, ihre Geſichtsfarbe war friſch, ihre blauen Augen waren lebhaft und brennend, und auch ihre gleichgültigſten Blicke ließen allemal den ſtärkſten Eindruck zurück. Es war leicht, in ihren Begriffen Richtigkeit und

eine

eine weitläuftige Einſicht zu entdecken, ungeachtet die Zeit ſie zu einem gezwungenen und geſetzten Weſen gewöhnt hatte. Aber die ſo dünnen und empfindlichen Faden ihrer Nerven, welche noch dazu durch eine allzuzärtliche Erziehung geſchwächet waren, verurſachten, daß ihre Sinnen bey einem jeden Eindrucke mit einer groſſen und ſehr beſchwerlichen Zärtlichkeit gerühret wurden. Ein ganz ſanfter Geräuſch, welches ſo gar der Tages ihr unvermuthet entſtund, erweckte in ihrem Körper gefährliche Veränderungen; ein ganz kleiner Geruch von Blumen verurſachte ihr unerträgliche Kopfſchmerzen; Sammet und Atlas waren für ihr Gefühl rauh und hart, und ihre ſchönen Augen konnten ſo wenig den Glanz der Sonne vertragen, daß ſie ſo gar von Farben, die nur etwas hell waren, geblendet wurden. Ihr ganzer Hof kleidete ſich in matte und gemiſchte Farben, und fand entweder aus Gewohnheit oder aus Schmeicheley die Tage deſto ſchöner, je mehr die Sonne verſteckt war. Nichts glich der Sorgfalt, mit welcher ihre Zimmer verwachet waren. Ihre Akademie der Wiſſenſchaften hatte keine andere Beſchäfftigung, als Mittel zu finden, wie man allezeit einerley Grad der Wärme erhalten, und die friſche Luft, den ſo furchtbaren Feind zärtlicher Perſonen, aus dem Zimmer verbannen könnte. Die Feen ſelbſt aber hatte, aus beſonderer Vorſorge, groſſe Glocken von Glas erſonnen, und verfertigen laſſen, worunter die Prinzeſſinn ſich in Sicherheit begeben muſte, ſo bald es ſchien, daß ſie etwas zu befürchten hatte. Dieſe Glocken waren, nach Beſchaffenheit ihrer Gemächer, groſſer oder kleiner. So bald ſie die geringſte Veränderung in der Luft wahrnahm, oder wahrzunehmen glaubte, ſo verſchloß ſie ſich darunter. Dieſelben hatten noch überdiß die Eigenſchaft, den Schall zu dämpfen, und einen Geruch unendlich zu vermindern. Es iſt wahr, die Prinzeſſinn würde Mühe gehabt haben, ſich aus derſelben hören zu laſſen: aber um ihre Bruſt zu ſchonen, erfand Zeralia die Kunſt, mit den Fingern zu reden, eine Kunſt, welche nachher ſich nirgend in ihrer Vollkommenheit erhalten, außer in Spanien, weil ſie

daselbst zur Nachtzeit den Liebhabern unumgänglich nöthig ist. Die Nachtzeit ward auch immer von der Zartkinda dem Tage vorgezogen, und sowohl zu ihrem Zeitvertreibe, als zu den Versammlungen des Hofes am geschicktesten gehalten. Ihr Rücken war beständig gegen das Licht zugekehret, und man bekam sie nur selten zu sehen, welches ein großes Glück für die Prinzen war, die entweder die Lust zu reisen, oder das Verlangen, sie zu sehen, an ihren Hof brachte. Denn ungeachtet des vielen Lächerlichen, womit sie ganz umgeben war, hatte man sie kaum betrachtet, kaum hatte man sie reden hören, so wurde man in sie verliebt, und diese Liebe machte die frühesten Eindrücke; obgleich Zartkinda, welche noch nichts hatte rühren können, die Wirkung ihrer Reizungen nicht wußte. Ein wenigstens Verstand kehret darum nicht so gleich zur Kenntniß der Liebe, sondern man muß sie selbst erfahren haben. Die Romanen, welche allezeit eine ernstgefaßte Beschäftigung gewesen waren, [illegible] ihr als ein Spiel der Einbildungskraft betrachtet, wodurch sie den Verstand zu üben suchte. Die Astrée * war die Frage, welcher ihr allezeit am meisten gefallen hatte. Weil sie ihn aber zu kurz fand, so hatte sie sich die Mühe gegeben, alle darinnen enthaltenen Leidenschaften und Lehren zu entwickeln, und hatte ein Buch von vier und zwanzig Bänden daraus gemacht. Nur die alten Ritterbücher hatte sie aus ihrer Bibliothek ausgeschlossen, wovon der bloße Gedanke ihr einen Schauer erweckte. Als sie zu dem Alter der Vernunft gelanget war, da das Herz anfängt, durch Freundschaft, durch unschuldiges Verlangen, durch Neigungen, die an sich nicht viel bedeuten, sich selbst zu fühlen: so war es leicht zu entdecken, daß dieses Herz dereinst die Liebe, und zwar eine recht brennende Liebe, würde kennen lernen. Der Verlust eines kleinen Hundes, der

* Hieraus sieht man, daß der französische Roman des d'Urfe, der den Titel Astrée führet, und der älteste von allen ist, nur eine Uebersetzung sey, und das Original vielleicht in der Sprache der Feyen geschrieben gewesen.

der Tod eines Mannes, wurden bey ihr Wegbereiterin, wodurch der ganze Hof in Trauer gesetzet ward; nicht nur die dergleichen Unglücksfälle so gerne über aufgeräumt und verdrießlich, sondern selbst der aufs äußerste empfindlichen Empfindlichkeit der Prinzessin Hexe nicht zween Finger breit, daß man nicht so leicht dadurch verloren hätte.

Nun ist es Zeit, von dem Prinzen zu reden, welchen die Feen zum Gemahle der Prinzessin bestimmt hatten. Die Königin Feldurgis fand bey ihrer Ankunft an der Grenze ihres Reiches eine Equipage und Leute, die ihrer warteten und der Prinzessin, darüber sie vollkommen vergnügt war. Sie war mit der guten Ordnung und mit dem empfindlichen Eifer gelobet, welches sie überall an ihren Diener spürte; und da sie also wenig Nachsuchung anzustellen hatte, entdeckte sie sich, ihren Sohn zu einem Gemahle der Prinzessin zu bitten. Um denselben Endzweck zu thun, setzte sie sich auf dem Lande einige Meilen von der Stadt. Der König hatte die Freude, sie allen Tagen des Tages zu sehen zu bekommen, und sie mit Rath zu stehen. An einem Orte, wo die ehemalige Lust-Hütte, die in der ganzen Nähe zu finden war, legte sie ihr Lustgut an, wo sie nichts prächtiges haben wollte, das aber nur allzu wohl versehen war. Die Fruchtbarkeit des Bodens, und der Ueberfluß aller Bedürfnisse des Lebens, machten diesen Aufenthalt unvergleichlich. Ein fruchtbarer Küchengarten, Obstgärten, mannigfaltige Gehölze, an denen sich die besten Arten der Obstbäume ausbreiteten, ein reinlicher und in guter Ordnung gehaltener Mierhof, ein mäßiges Gehäuse von allerley nützlichen Arten der Thiere, hurtige Bienen, deren Ordnung, gesundes Aufsitzen und Neuschwärmen die Verrichtungen dieser Wohnung noch vermehrte; alles dieses, sage ich, gab einen Anblick, der geschickter war, die Leute an sich zu ziehen, als der Glanz des prächtigsten Hofes. Die Menschen fühlen allezeit eine Neigung zu den reinen Belustigungen der Naturkündiger, und selbst der Eingeseigte kann ein feuchte-

Fruchtbares Landgut nicht betrachten, ohne das Glück und die Zufriedenheit derer zu beneiden, die es anbauen.

In diesen angenehmen Aufenthalt nahm die Fee Feldurgis den kleinen Prinzen mit sich, einige Augenblicke nach seiner Geburt. Sie nennete ihn Typhon, und begabte ihn mit Stärke, mit einer erhabenen Leibeslänge, mit Geschicklichkeit und mit guter Gesundheit, als mit den allerkostbarsten Geschenken, die sie ihm geben konnte. Die Landluft, ungekünstelte, vielleicht auch ein wenig grobe Speisen, und hierzu noch tägige und beständig wiederholte Leibesübungen wurden, auch ohne Hülfe der Feen, genug gewesen seyn, sein Temperament vortrefflich zu machen. Da aber beydes vereiniget war, so konnte der Prinz nicht anders, als einer der gesundesten und stärksten Menschen werden, die man jemals gesehen hatte. Im siebzehnten Jahre war er schon sechs Fuß hoch, wiewohl er hernach nicht mehr wuchs. Seine Leibesgestalt war vollkommen wohl gemacht; seine schwarzen Haare waren unvergleichlich, seine Gesichtszüge waren sehr wohl abgemessen. Aber er hatte dabey ein riesenmäßiges Ansehen, welches allemal mitwirkte und alles, was man zu seinem Vortheile sagen konnte, war, daß es ein sehr artiger Riese wäre.

Feldurgis, welche mit diesen ihren Geschenken zufrieden war, hatte gänzlich vergessen, ihm zugleich den Verstand des Prinzen auszuputzen. Sie hatte sich über die Art seiner Auferziehung eben nicht den Kopf zerbrochen, und diejenige hatte sich nicht weiter erstrecket, als auf dasjenige, was man sich schämen muß, nicht zu wissen. Im Gegentheile hatte er alle Leibesübungen, als auf welche er sich ganz allein gelegt hatte, vollkommen wohl gelernet. Seine Fertigkeit im Wettlaufen, Ringen, Springen, Fechten, machte ihn in kurzer Zeit zum Wunder bey allen denen, die ihn sahen. Er hatte insonderheit eine unermüdete Liebe zu den Pferden. Dieses ist sonst eben ein Geschmack, der den jungen Leuten von Stande natürlich ist, bey ihm aber war er aufs äußerste gestiegen.

Die

Die Stuttereyen, welche die Feye auf ihrem Landgute unterhielt, waren allezeit seine wichtigste Beschäfftigung gewesen, deren er sich ganz besonders angenommen hatte. Die besten Stallmeister aus der ganzen Welt, welche Feldurgis von allen Orten hatte kommen lassen, mußten auch bekennen, daß der Prinz sie in allen Theilen ihrer Kunst überträfe.

Ungeachtet der ungezwungenen Auferziehung, die Typhon gehabt, hatte er sich nicht vor einigen von den verkehrten und lächerlichen Einbildungen erwehren können, die von einer großen Jugend unzertrennlich sind. Es war bey ihm ganz natürlich, aber eben nicht ein Zeichen der größten Ueberlegung, daß er sich viel mit seiner Stärke und Größe wußte. Er trug ein so großes Gefallen, den schrecklichen Klang seiner Stimme zu hören, daß er, an statt sie auf alle Art und Weise zu lindern, die Stärke derselben noch vermehrte. Sein freyes und aufrichtiges Gemüth erlaubte ihm nicht, zu verbergen, wie sehr ihm die Vortheile des Körpers den Annehmlichkeiten des Verstandes vorzuziehen schienen. Was für ein Unterschied und Widerspruch zeigte sich also nicht an der Gestalt, dem Gemüthe und der Denkungsart des Prinzen in Gegeneinanderhaltung mit demjenigen, was man an der Prinzessinn Zartelinda unaufhörlich bewunderte! Gleichwohl waren dieses die beyden Personen, deren Vereinigung die Feyen versprochen hatten. Die Liebe hat zuweilen ihr Gefallen daran, Sachen zu vereinigen, die einander gerade entgegengesetzet sind. Sie sieht mit Vergnügen, in wie starkem Grade das Herz vermögend ist, den Verstand zu verblenden. Aber man muß bekennen, daß sie noch niemals so große Wunder gethan hat, als bey dieser Gelegenheit.

Nachdem der Prinz siebenzehn Jahre alt geworden war, so fieng ihm an, bey den Beschäfftigungen der Feldurgis die Zeit lang zu werden. Er bekam Lust, andere Dinge zu sehen, als das Landgut, wo er auferzogen war. Die Feye, welche sehr wohl wußte, daß die Neugierigkeit schon eine Vorbe-

Vorbereitung zur Liebe ist, hatte nichts verabsäumet, welches ihm ein Verlangen beybringen konnte, die Zartkinda zu sehen. Sie hatte allen Leuten, die um ihn waren, auferlegt, ihm beständig davon vorzureden. Ja sie hatte noch mehr gethan; die Tänze nach der Weise von allerley Liedern, waren eine von den vornehmsten Ergötzlichkeiten der glücklichen Einwohner dieses unvergleichlichen Landgutes. Feldurgis machte sich oft eine Lust daraus, eine Zeugin dieser Freude zu seyn, welche so nöthig ist, und ein so wahres Vergnügen giebt, wenn sie auf die Arbeit folget; und weil sie alles zu Hülfe nehmen wollte, um ihr Vorhaben auszuführen, so hatte sie befohlen, daß in allen diesen Liedern die Reizungen der Prinzessinn gepriesen werden sollten. Tophon vermuthete zwar, daß diese Lobeserhebungen zu hoch getrieben seyn möchten; unterdessen hatte er Lust, mit eigenen Augen von der Wahrheit derselben zu urtheilen. Er eröffnete dieses Vorhaben der Feye; sie bewilligte es mit vielem Vergnügen, sie übernahm die Sorge, die Einwilligung seines Herrn Vaters dazu zu verschaffen, und übrigens schlug sie ihm zu dieser Reise nichts ab, was zu dem allerprächtigsten und schönsten Aufzuge verlangt werden konnte.

Der Prinz auf seiner Seite verlangte noch nichts so sehr, als daß dieser Aufzug seiner Eitelkeit würdig, das ist, vollkommen seyn sollte. Er sah diese schwachen Vortheile für die einzigen Mittel an, zu gefallen, und er war unglücklich genug, daß er keine andern kannte. Die Sorgfalt, seine Pferde wohl auszusuchen, schien ihm das allerwesentlichste hierbey zu seyn. Er glaubte, daß die Ehre, die er in den Turnieren einzulegen rechnete, großentheils auf ihre Stärke und auf ihre gute Abrichtung ankommen würde. Er fühlte gar nicht, daß die Prinzessinn aus diesen Mitteln ihre einzige Beschäftigung machte; und nichts schien ihm so schön, als diese erlauchten Versammlungen, die dem Ruhme des Frauenzimmers gewidmet sind. Er schmeichelte sich, alle Preise davon zu tragen, und die Schönheit der Zartkin-

da gegen alle Welt zu behaupten. Dieses war die einzige Artigkeit, davon er einigen Begriff hatte. Aber Typhon ist nicht der einzige Liebhaber, welcher sich in der Wahl der Mittel, zu gefallen, betrogen hat. Ueberhaupt sind alle zu sehr an [illegible] Mittel bey dem [illegible] von [illegible] Wirkung; sie verlangen, man soll sich nach dem Einfalle bequemen, der in dem Augenblicke bey ihnen herrschet, und die Uebermaße der Unterwürfigkeit gegen sie, ist allein vermögend, sie zu rühren.

Der Prinz, der über seinen stattlichen Aufzug, noch mehr aber über seine Person, ungemein vergnügt war, kam bald in der Hauptstadt an, wo der Hof der Zartkinda sich beständig aufhielt. Den letzten Tag seiner Reise näherte er sich derselben ganz langsam. Er hatte sich darnach eingerichtet, seinen Einzug in die Stadt nicht eher, als des Mittags, zu halten. Er zweifelte gar nicht, daß um diese Zeit die Prinzessinn aufgestanden und gekleidet seyn würde. Er machte sich ein großes Vergnügen daraus, seine ausnehmende Pracht vor ihren Augen zu zeigen. Um ihre Blicke desto gewisser auf sich zu ziehen, war seine erste Sorge, die vortrefflichen Trompeter hören zu lassen, die sein zahlreiches Gefolge führten. Er betrachtete mit einer unglaublichen Zufriedenheit den wohlgeordneten Aufzug seiner prächtigen Hofstatt, als er einen von den vornehmsten Bedienten der Prinzessinn auf sich zukommen sah, der bey seiner Ankunft ganz ehrenlos war, und mit der Hand den Trompetern wollte, daß sie aufhören sollten. Diese kehrten sich wenig daran, und hörten ihn nicht einmal. Ein Trompeter, der bey einem prächtigen Einzuge bläst, ist weit entfernt, sich stören zu lassen, da er vielmehr glaubet, das ganze Volk müsse auf ihn Achtung geben. Der Bediente kam endlich bis zum Prinzen, und hatte viel Mühe, ehe er gehört ward. Gnädiger Herr, sagte er, Sie wagen es, ein so entsetzliches Lärmen zu machen? Die Prinzessinn ist noch in ihrem ersten Schlafe. Wie übel würde sie sich befinden, wenn sie zum Unglücke aufgewecket

geweckt würde? Bedenken Sie wohl, daß Zieralia schon seit langer Zeit dieses schädliche Instrument aus dem ganzen Reiche verbannet hat, weil die Zärtlichkeit der Prinzessinn ihr unmöglich macht, es auszustehen? Aber meine Pauken werden nicht klingen, antwortete der Prinz, wenn ich keine Trompeten dazu blasen lasse *. Sie werden die Gütigkeit haben, versetzte der Officier, auch diesen ein Stillschweigen aufzulegen; außerdem kann ich Ihnen nicht erlauben, einen Schritt weiter zu gehen. Aber hat man wohl jemals einen Einzug gesehen, fuhr Typhon fort, wobey man keine Instrumente, keine Zurufungen, oder keine Canonen gehört? Canonen? unterbrach der Officier. Es ist schon lange, daß alle Canonen im ganzen Königreiche eingeschmelzen worden sind. Es ist schon schlimm genug für unsere Prinzessinn, daß sie nicht vermeiden kann, den Donner zu hören; sollte man auch noch eine höllische Maschine beybehalten, die den Schall desselben mehr als zu genau nachahmet? So hat eure Prinzessinn keine Kriegesvölker? erwiederte Typhon. Sie hat unüberwindliche Völker, antwortete der Officier mit einem stolzen Wesen; der Lärmen erschrecket sie nicht, sie sehen ihn nur als eine unnütze Sache an, und wissen ihre Geschicklichkeit und ihren Muth mit andern Waffen zu weisen, die eben so furchtbar sind. Kurz, Typhon sah alle seine Vorstellungen ohne Wirkung; und weil er fürchtete, sonst um alle Frucht seiner Reise zu kommen, so willigte er in dasjenige, was man von

* Nach der übrigen Beschreibung sollte der Prinz Typhon wohl so viel gesunde Vernunft gehabt haben, zu begreifen, daß er die Prinzeßinn mit den Pauken eben so leicht, als mit den Trompeten, erschrecken würde, und er hätte also diesen Einwurf wohl ersparen können. Aber ein Mensch, der wenig gesehen hat, und viel Eitelkeit besitzt, hat niemals weniger seinen Verstand bey sich, als in dem Augenblicke, da er auftritt, und zu gefallen hoffet. Ueberdies konnten ihm die vielen Anstalten wohl die Gedanken so verwirrt haben, daß man es ihm zu gute halten kann, wenn er ein wenig in den Tag hinein redet.

von ihm verlangte, und entſchloß ſich, aus einer Höflichkeit, wobey er ſich viel Gewalt anthun mußte, ſeinen Eigenſinn aufzugeben die Art zu halten, wie er in das Zimmer eines Kranken eingetreten ſeyn würde. Er ließ ſich in einer traurigen Sänfte nach dem Pallaſte führen, welchen Zieralia für ihn mit vieler Sorgfalt hatte zurechte machen laſſen. Es iſt unnöthig, hierbey zu ſagen, daß ſie von der Ankunft des Prinzen vorher benachrichtiget war. Kaum war er aus der Sänfte, als er der Prinzeſſinn ſeine Aufwartung machen wollte. Aber man ſah dieſes Anmuthen für ſo lächerlich an, daß man, ungeachtet der ſchuldigen Hochachtung, es keiner Beantwortung würdigte. Man begnügte ſich, die Achſeln zu zucken, und ihn mit einem verächtlichen Lächeln anzuſehen. Typhon, welcher aus dieſem geheimnißvollen Weſen ſich nichts zu nehmen wußte, wiederholte ſein Verlangen. Endlich ſagte man ihm, daß um acht Uhr des Abends Zarkunda, wenn ſie erwache, ihren Milchkaffe erſt zu trinken pflegte, daß ſie, der Gewohnheit nach, um Mitternacht ihre Mittagsmahlzeit halten würde, und daß man um ſechs Uhr des Morgens ihr Pomeranzenblümchen bräche, die ſie ſtatt des Abendeſſens nähme, und daß er ſolchergeſtalt nicht eher, als um vier oder fünf Uhr des Morgens, oder vielleicht auch um eilf Uhr des Abends, ehe die Prinzeſſinn zur Mittagstafel gienge, ſeine erſte Audienz haben könnte, indem das Aufbefinden der Prinzeſſinn, wenn ſie aufwachte, allein entſcheiden müßte, ob ſie ſich im Stande befände, ihn vor oder nach der Tafel anzunehmen. Typhon, welchen dieſe Ceremonien aus aller Geduld brachten, ließ ſich ſeine Neugierigkeit tauſendmal gereuen. Er hätte ſein Vorhaben, die Zarkunda zu ſehen, gern fahren laſſen. Zu allem Unglück aber war es nun keine Zeit mehr. Eine ſo plötzliche Abreiſe würde ohne Zweifel für lächerlich gehalten worden ſeyn, und Feldurgis würde ſie gemisbilliget haben. Um ſeine Ungeduld ein wenig aufzuhalten, die um deſto größer war, da er ſich nicht getraute, ſie zu erkennen zu geben; ſo befahl er fürs erſte, nach der Gewohnheit der Fremden, alles, was er in ſeinem Lande nicht geſehen

hatte; hierauf beschäftigte er sich einige Zeit, die Sachen, die in seinen Zimmern waren, durchzusehen. Er erstaunte über alle Bequemlichkeiten, die er antraf, und über alles Nachsinnen, daß man darauf gedacht zu haben schien. Denn Zieralia hatte kein Nachdenken gespart, daß darinnen nicht das geringste mangeln mochte, das nur zu verlangen wäre. Der Anblick eines Nachtstuhles machte ihn ungemein stutzig; er konnte anfangs kaum begreifen, wozu man eine solche Sache brauchte; endlich zweifelte er gar nicht, daß er der Prinzessinn zugehören würde, und wollte ihr selbigen wieder zukommen lassen. Als er aber hörte, daß er für ihn bestimmet wäre, ward er aus der Maße böse; er beklagte sich sehr heftig über das Unrecht, das man ihm anthäte, daß man ihn einer solchen Unfläthigkeit fähig glaubte, und schwur, daß er sich derselben niemals bedienen würde. Hierauf wollte er einige Bücher öffnen, die man auf einem Tisch neben sein Bette gesetzt hatte. Weil er aber nichts, als neue Romanen, oder einige Abhandlungen über die Empfindungen des Herzens, und über die Mittel, zu gefallen, darunter fand; warf er sie mit Unwillen hin, nach den guten Lehren, die man ihm von Kindheit auf darüber gegeben hatte. Eine geographische Karte, die er in einer Ecke des Zimmers fand, dünkte ihn endlich eine Notthülfe wider die Langeweile zu seyn. Er heftete darauf vielleicht einen kürzern Weg nach den Landen seines Herrn Vaters zu finden, als auf welchem er gekommen war. Zu allem Unglücke aber war diese Karte das Land der Zärtlichkeit, und sie ward eine neue Ursache von Marter für ihn. Der Prinz, welcher also voll unserer Wut war, und wegen seiner Gewohnheit, des Morgens früh aufzustehen, sich des Schlafs kaum erwehren konnte, brachte die übrige Zeit vor seiner Audienz damit zu, daß er eine Lebensart machte, die mit der seinigen so wenig übereinkam, daß er halb schlief, gähnte, hin und wieder spazierte, und wohl tausendmal nach seiner Uhr sah. Endlich um zehn Uhr des Morgens sagte man ihm, daß die Prinzessinn ihn erwartete. Er fand die Zartkinda mit allem Gepränge einer weich-

weichlichen Zärtlichkeit, und mit allen ausstudierten Verwahrungsmitteln umgeben, welche ihre Schwachheit, oder richtiger zu reden, ihre übele Erziehung ihr nothwendig gemacht hatten. Aber in dem Augenblicke, da er sie sah, vertrieb die Verwunderung alle übrigen Gedanken; er ward bezaubert, er ward verblendet. Was die Prinzessinn betraf, so entsetzte sie sich, als sie die ungeheure Leibesgestalt des Prinzen erblickte. Ihre natürliche Höflichkeit bewog sie unterdessen, den ersten Eindruck zu verbergen. Sie zwang sich so gar, ihn anzureden, und sie that es gewiß mit Annehmlichkeit. Aber der schreckliche Ton seiner Stimme brachte sie vollends in solche Unordnung, daß sie genöthiget war, sogleich unter ihre Glocke zu gehen. Typhon gerieth in Sorgen über ihren Zustand, daran er nicht Ursache zu seyn glaubte, und wollte ihr nachfolgen. Aber ihr Hoffräulein fürchtete, daß ihr ein übler Zufall zustoßen möchte, und ergriff den Entschluß, die Audienz abzubrechen. Die kleinen artigen Leute bey Hofe, die allerfürchtbarste Geißel für die Fremden, traten mit einigem Frauenzimmer zusammen; und weil sie sich auf Unkosten des Prinzen lustig machen wollten, schlugen sie ihm ein Spiel vor. Er glaubte sich verpflichtet, es anzunehmen. Da ihn aber der Schlaf so stark überfiel, daß er so gar schnarchte: so führte man ihn wieder in seinen Pallast, wo er eine sehr prächtige Abendmahlzeit fand, die für ihn zurechte gemacht war. Typhon, welcher nicht gewohnt war, zu dergleichen Stunden zu essen, bath sich zur Gnade nichts als die Erlaubniß aus, daß er sich zu Bette legen dürfte. Sie ward ihm endlich verwilliget; nur die Hofleute setzten sich zur Tafel. Man kann urtheilen, daß das Lächerliche, das man an dem Prinzen auf allen Seiten hervorsuchte, die einzige Materie ihrer Unterredungen war. Zartkinda hatte sich begnüget, mit aller Bescheidenheit über den schrecklichen Ton seiner Stimme zu klagen; ihre Frauenzimmer aber verfuhren nicht so gnädig mit ihm, und ihre kleinen Spottereyen hörten gar nicht auf. Die eine fand, daß er einen guten Pferdeverstand hätte, ob er gleich nicht Zeit gehabt hatte,

vier Worte zu sagen; eine andere beklagte sich über seine ausnehmende Sartigkeit; und alle kamen überein, daß er ein kleinstädtischer König wäre, und daß man niemals etwas aus ihm machen würde, weil er ein gar zu fremdes Ansehen hätte. Es ist das Schicksal aller derjenigen, die sich in eine neue Gesellschaft führen lassen, daß man sie daselbst von der lächerlichen Seite betrachtet. Ein Hof aber ist hierinnen noch viel furchtbarer. Unterdessen war Typhon in größter Sicherheit; er war sehr zufrieden mit sich selbst, und glaubte, seine Sachen vollkommen wohl gemacht zu haben. Er wachte nicht eher auf, als nachdem er die Süßigkeit eines langen und ruhigen Schlafes genossen, den die angenehmen Träume von der Prinzessinn noch schöner gemacht hatten. Bey dem Erwachen aber malte ihm seine Einbildungskraft das Bild ihrer Reizungen mit noch lebhaftern Farben vor. Alles, was ihm den Abend vorher wunderlich vorgekommen, hatte jetzt keinen Eindruck bey ihm. Er stund so gar im Begriffe, sich zu bereden, daß alle Prinzessinnen einerley Lebensart führten. Er sah die Zartkinda den andern Tag wieder, und war fast entschlossen, sich nach ihrem Geschmacke zu bequemen. Zieralia, welche über die erste Aufwartung misvergnügt war, hatte von dem Prinzen verlanget, den Klang seiner Stimme zu mäßigen, und hierauf der Prinzessinn befohlen, ihn wohl aufzunehmen. Sie hatte noch mehr gethan. Sie hatte den Damen und den jungen Leuten bey Hofe mit einer ernsthaften und gesetzten Mine gesagt: Ich weis wohl, daß man sich darüber aufhalten muß, außerdem müßte man sterben: aber thut alles, was ihr könnet, euch nur nicht vor seinen Augen über den Prinzen aufzuhalten. Man wollte aber nichts gewiß versprechen, man sagte, die Sache wäre allzu schwer, doch versprach man, zuzusehen, wie weit man es bringen könnte.

Eine ungekünstelte und unverstellte Begierde zu gefallen, der es übrigens an einer guten Art fehlte, sich zu insinuiren zu geben, konnte schwerlich an einem Hofe voller Zwang

vielen

vielen Beyfall finden. Typhon aber hatte so wenig Erfahrung, daß er in dem ersten Augenblicke, da er lebte, sich überredete, er würde leichtlich Gegenliebe finden. Die allerschwächste Bezeugung der Höflichkeit schien ihm aus Empfindung herzurühren. Eine mittelmäßige Aufmerksamkeit gegen ihn ward in seinen Gedanken zu einer Gunstbezeugung, die ihm schon große Rechte gab. So weis die allzugroße Jugend sich zu schmeicheln, und sich zu betriegen. Mit einem Worte, das natürliche Vertrauen zu sich selbst, die gefährlichste Klippe für alle Menschen, und besonders für die Prinzen, verführete ihn zu vielerley lächerlichen, wovor er sich desto weniger hütete, da er nicht einmal den Namen des Lächerlichen kannte. In der That, was kann auf einem Landgute wohl lächerlich heißen? Man wird leicht urtheilen, wie viel ein Hof, der einzig und allein mit falschen Spielwerken des Witzes, und mit ausstudierten Betrachtungen über das Herz beschäftiget war, an einem selbst zufriedenen Prinzen Lustiges finden mußte, der sich in nichts verstellte, und der nichts als gesunde Vernunft und einen natürlichen Verstand ohne Zieraten und ohne Anputz vor sich hatte.

Die Hofleute beredeten sich unterdessen immer mehr und mehr, daß Typhon sie nicht verstehen könnte, und misbrauchten die Vortheile, die sie über ihn hatten. Der Prinz faßte dadurch ein Mistrauen; das Mistrauen erzeugte den Argwohn, und vom Argwohne zur Gewißheit war der Weg nicht mehr weit. Die Eigenliebe, die ihn bisher verblendet hatte, diente nunmehr zu nichts, als ihn desto empfindlicher zu machen, da seine Gemüthsbeschaffenheit und noch mehr seine Erziehung, ihm alle Mittel benahmen, sich mit eben denselben Waffen zu rächen. Anfangs beschäftigte er sich mit nichts, als mit Kriegsgedanken, und mit Anschlägen, wie er vor den Augen aller Welt Rache nehmen wollte. Die Liebe aber vernichtete bald diese ersten Ausbrüche. Er schämte sich so gar, daß er sie angefangen hatte. Es ist schon ein guter Anfang, wenn man sich erst schämen lernt, diese Er-

röthen ist die beste von allen Erinnerungen. Unterdessen hatte der Prinz viel zu thun, ehe er zu dem muntern und leichten Character gelangte, der sich zu allen Sachen bequemet und über nichts beleidigt wird. Die bloße Ueberlegung ist nicht genug, uns liebenswürdig zu machen; dieses ist ein Werk der Sorgfalt und des Umganges von einem klugen Frauenzimmer, das aus Neigung zu uns gefällig ist. Wie hätte Typhon Lebensart haben sollen? Er war niemals geliebt worden, er hatte so gar niemals ein Frauenzimmer bis zur Coquetterie gebracht. Die Furchtsamkeit, die von der Liebe unzertrennlich ist, hatte zu nichts gedient, als ihn noch ungeschickter und ängstlicher in seinem Wesen zu machen. Alles, was Zartkinda über sich erhalten können, war dieses, daß sie ihn ertragen konnte, nachdem sie es so weit gebracht hatte, daß er seine Stimme um funfzehn Grad schwächer machen wollte. Aber, ungeachtet der außerordentlichen Aufmerksamkeit des Prinzen, verfiel er öfters durch ein Lachen, das ihm wider seinen Willen ankam, durch ein Wort, welches er aus Begierde zu gefallen, und in der Eil aussprach, in den vorigen Fehler. Kurz, die Natur behielt mehr als zu oft die Oberhand, und er setzte dadurch die Prinzessinn in einen sehr übeln Zustand, der ihm selbst leid war. Unterdessen war er, überhaupt zu reden, doch dahin gelangt, daß er eine ganz kleine Stimme, und eine recht allerliebste Fistel hatte, die so lächerlich, als etwas von der Welt war. Denn ordentlicher Weise legt man einen Fehler nicht leichtlich ab, daß man nicht in die entgegengesetzte Ausschweifung verfällt. Alle Veränderungen, welche die Lust zu gefallen in seinem Gemüthe und in seinen Wesen verursacht hatte, waren gleichwohl kaum zu merken. Man fand, daß er sich ohne Annehmlichkeiten ausdrückte, daß er einen langsamen Begriff hätte, daß, etwas witziges vor ihm hören zu lassen, fast allezeit so gut als verlorene Mühe wäre; daß er niemals scharfsinnige Einfälle, ja nicht einmal Wortspiele vorbrächte, und kurz, daß er von nichts gut zu reden wüßte, als von seinen Pferden. Unterdessen wunderte die Prinzessinn sich oft über

seine

seine ungekünstelten und natürlichen Antworten. Sie konnte ihnen den Beyfall nicht versagen; denn sie war gegen alles empfindlich. Aber das Vorurtheil behielt doch geschwind wieder die Oberhand, und es fehlte noch sehr viel, daß er den geringsten Eindruck in ihr Herz gemacht hätte. Wenn der Befehl der Zieralia nicht gewesen wäre, so hätte man vielleicht nicht die geringste Achtung für ihn gehabt. Ein Liebhaber, der nur geliebt wird, ist sehr zu beklagen; und das Unglück ist noch größer, wenn er selbst merket, daß er zur Last ist.

Der ganz entgegengesetzte Charakter dieser jungen Herrschaften verursachte der Feldurgis und der Zieralia bald eine große Unruhe. Sie fiengen an, zu zweifeln, daß die Neigung der Zartlinda, welcher Typhon über die Maße unerträglich war, jemals zu ändern sey würde. Man wird sich erinnern, daß gleichwohl die Feye, Klugilde, aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihrer Vereinigung, beyden Hofmeisterinnen eingeschärfet hatte, sie so zu erziehen, daß sie einander dereinst lieben möchten. Diese glaubten, die allerbesten Mittel hierzu gewählt zu haben, ohne daß ihnen jemals eingefallen war, daß zu viel die allerbesten Sachen ekelhaft machen müsse. Als sie von ihrem Irrthume überführet waren, fiengen sie an, einander Vorwürfe zu machen, welche man gemeiniglich zu gebrauchen pflegt, an statt Mittel zu suchen, wie man der Sache abhelfen könne. Sie sagten und wiederholten einander tausendmal alles, was zur Entschuldigung ihrer Person dienen konnte. Ich habe meinem Prinzen, sagte Feldurgis, Stärke des Leibes, eine majestätische Gestalt, Gesundheit, Geschicklichkeit und Muth gegeben. Was kann man mehr verlangen? Annehmlichkeit, antwortete Zieralia, und setzte mit einer verächtlichen und tadelsüchtigen Mine hinzu: In der That, meine liebe Schwester, ich beklage Sie. Ihre Aufführung wird gegen die meinige von einer Plumpheit zu seyn scheinen, daß man darüber sterben möchte; man wird sie abscheulich end-

sezlich finden. Denn mit Einem Worte, ich habe meiner Prinzessinn eine recht reizende Gestalt gegeben, ich habe ihr eine gute Denkungsart, Zärtlichkeit, Verstand und die besten Gemüthsgaben beygebracht. Und was vor allen andern Dingen zu meinem Vortheile dienet, und hingegen beweist, wie sehr Sie zu tadeln sind, das ist, daß Typhon selbst, ungeachtet seiner wilden und barbarischen Erziehung, ihr Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Feldurgis antwortete mit ihrer freyen Art: Ich kann es nicht leugnen, Typhon hat Neigung zur Zartkinda; aber er liebet sie nur deswegen, weil er sonst noch nichts gesehen hat. Glauben Sie, daß er außerdem an einer gezierten Puppe Gefallen haben könnte, die das Geräusch einer Fliege erschrecket, die von der allerwärmsten Luft den Schnupfen bekömmt, die ihr Leben unter einer Glokke zubringt, und die eine Sprache redet, welche kein Mensch versteht? Es mag seyn, wie es will, fuhr sie fort. Weil unsere Sachen nicht gelungen sind, so müssen wir unrecht haben. Die oberste Feye wird uns darnach beurtheilen. Sie wissen, meine liebe Schwester, daß sie streng ist. Glauben Sie mir, es ist besser, daß wir nicht noch Uneinigkeit und Verdruß gegen einander zu der Verwirrung hinzuthun, darinnen wir uns schon befinden. Wir wollen gehen, und die Klugilde aufsuchen. Wir wollen sie um Verzeihung bitten. Diese Unterthänigkeit wird ihr gefallen, und sie vielleicht bewegen, uns den Rath und die Mittel an die Hand zu geben, die wir nöthig haben.

Es brauchte viel Mühe, ehe Zieralia sich nach einem so vernünftigen Vorschlage bequemen wollte. Sie wiederholte mehr als hundertmal, daß sie gar nichts versehen hätte, und daß sie der obersten Feye selbst Trutz bieten dürfte, sich besser zu verhalten. Endlich aber entschloß sie sich doch. Die gesunde Vernunft hat den Vortheil, daß sie allemal über ein gezwungenes Wesen und über einen falschen Schein des Verstandes die Oberhand behält. Ueberdieß kann Furcht und Ansehen leichtlich zur Bekenntniß der Fehler bringen, zumal, wenn

wenn man mit einer Person zu thun hat, der sie ohnedieß nicht verborgen seyn können.

Die beyden Feyen reisten sogleich ab. Zieralia stieg auf ihren Wagen, der aus Madrigalen, Sinngedichten, Scharfsinnigkeiten, kleinen zärtlichen Romanen und Versen zu ihrem Lobe gebauet war. Er ward durch dasjenige, was man sonst Windmachen nennet, durch Vorurtheile und durch eine Menge Seufzer, die sie zu dem Ende aufgeboten hatte, fortgetrieben. Feldurgis setzte sich in ihre kleine Caleche, welche so wohl gemacht und so gut abgeputzt war, daß es eine Lust seyn mußte, sie anzusehen. Zween von den schönsten Ochsen auf ihrem Gute giengen mit diesem Wagen ganz leicht fort. Ein solches Fuhrwerk konnte natürlicher Weise nicht allzugeschwind gehen; gleichwohl geschah, was man kaum glauben wird, daß Feldurgis eher ankam, als ihre Colleginn. Denn auf nichts kann man sich weniger verlassen, als daß die Seufzer immer in gleicher Stärke und nach einerley Gegend blasen sollten, so gar bey den allerkürzesten Reisen. Die beyden Feyen erschienen zugleich vor der Feye, Klugilde; die eine mit einem Vertrauen, als ob sie alles vollkommen wohl ausgerichtet hätte, und die andere mit dem Mistrauen, welches Leute von weniger Einbildung allezeit in sich selbst setzen. Die oberste Feye empfieng sie mit der Ernsthaftigkeit, die ihrem Alter und ihrem Stande gemäß war. Sie war von ihrem beyderseitigen Vorfahren schon benachrichtiget, sie wollte aber, daß die Bekenntniß ihrer Fehler ihre erste Strafe seyn sollte. Nachdem sie von dem schlechten Ausfalle ihrer Bemühungen einen genauen Bericht abgestattet hatten: so verwies sie ihnen mit vieler Schärfe, daß sie ihr Vertrauen gemißbrauchet hätten, und in solche Ausschweifungen verfallen wären. Was für ein verkehrtes Exempel, sagte sie, gebet ihr den Menschen? Sollen wohl Feyen, welche die Weisheit allezeit führen sollte, sich ihrem selbsterwählten Geschmacke überlassen, und demselben Kinder, die ihrer Sorgfalt anvertrauet sind, unterwerfen wollen? Würdet ihr

euch wohl erkühnen, so ruhig vor mir zu erscheinen, wenn ihr die geringste Ueberlegung hättet? Um euch zu strafen, fuhr sie fort, so verurtheile ich dich, Zieralia, das Landgut der Feldurgis anzubauen, und daselbst die Haushaltung zu führen. Und du, Feldurgis, sollst gehen, und den Hof der Zartkinda regieren. Dieses ist noch nicht alles. Ihr sollet beyde eure Gestalt vertauschen; und damit das ganze Geschlecht der Feyen bey Ehren erhalten werde, so soll eure Strafe den Menschen verborgen bleiben. Es ist genug, daß ihr selbst das Lächerliche völlig einsehen lernet, das in eurem Geschmacke ist, wenn er so hoch getrieben wird. Reiset, gehorchet, dieses ist der Schluß des ganzen hohen Raths. Ich will selbst für den Prinzen und die Prinzessinn sorgen. Die oberste Feye hält sich nicht für zu gut, zwey Kinder zurechte zu bringen, die ihr so vollkommen verderbt habet, und zwey Gemüther einander zu nähern, die geschaffen sind, einander zu lieben, die aber eure Vorsorge einander zuwider gemacht hat.

Die Feyen mußten sogleich die anbefohlene Veränderung vornehmen. Der Tausch ihrer Wagen war die erste Plage, die sie durch ihre Verwandlung auszustehen hatten. Die eine jagte die Ochsen aus dem Othem, sie fuhr in den Morast, sie stieß überall an, theils weil sie zu geschwind fort wollte, theils weil sie an etwas anders dachte. Die andere, welche die Seufzer nicht zu unterhalten und nicht gehörig abzumessen wußte, blieb bey jedem Schritte stehen, oder warf um, und drückte durch ihre Last alle Augenblicke ihr ganzes Fuhrwerk ein. Ungeachtet aller Hindernisse kamen sie endlich an. Die Macht, die sie als Feyen hatten, erhielt sie. Der Antheil, welchen sie genöthigt waren, eine an der andern ihrer Ehre zu nehmen, verstärkte nur mehr den Groll und den Zorn, den sie auf einander hatten. Die neue Lebensart, der sie sich unterworfen fanden, war für sie eine beständige Kette von Plagen und Martern. Die allergrößte Plage hierunter aber war unwidersprechlich diese, daß jede beständig eine andere Person spielen mußte, als sie wirklich war.

Was

Was für ein Unglück iſt es für ein Frauenzimmer, eine Geſtalt zu verlieren, die ſie aus Gewohnheit und aus Eigenliebe ſeit langer Zeit ſo lieb gewonnen hat; und in einer andern erſcheinen zu müſſen, die man oft getadelt, und an der man ſich ein Vergnügen gemacht, die geringſten Fehler zu bemerken! Welche Pein iſt es endlich, an einen Körper gebunden zu ſeyn, deſſen Bewegungen allezeit der Seele, die ihn regieret, zuwider laufen. Die beyden Feyen ſchienen auch ſowohl bey Hofe als auf dem Lande vollkommen lächerlich; und öfters begegnete es ihnen, daß ſie es gewahr wurden, und aus einer ſonderbaren Wirkung ihrer Eigenliebe ſich darüber vergnügten. Ich bin es nicht, ſagte jede zu ſich insbeſondere, ſondern meine Schweſter iſt es, über die man ſich aufhält, und das von Rechts wegen, ich will ſie noch lächerlicher machen. Sie trugen alsdann ein Gefallen, noch ſeltſamere Dinge vorzunehmen, ohne zu bedenken, daß ihnen vielmehr zukäme, dieſe Dinge zu verbeſſern. Wahr iſt es, daß ſie auf dieſen Gedanken nicht lange blieben. Ihr natürlicher Charakter behielt bald die Oberhand, und jegliche fuhr ohne Verſtellung fort, bey ihrem Geſchmacke zu bleiben.

Die Leute auf dem Gute, die auch den allergröbſten Verſtand hatten, und diejenigen bey Hofe, die man am allerwenigſten für fein hielt, wurden die Veränderungen bald gewahr, die ſich täglich zeigten, und von denen ſie die Urſache nicht errathen konnten. Die Arbeitsleute auf dem Lande begriffen die Fragen nicht, die man an ſie that, und verſtunden nicht ein Wort von dem, was ihnen befohlen ward. Zieralia redete eine ganz neue Sprache mit ihnen, öfters drückte ſie ſich ſo gar nicht anders, als in Verſen, aus. Sie hatte ihre Caleſche mit ausgeſchnittenen Bildern zieren laſſen, welche ihr das allerlächerlichſte Anſehen gab, und ſie zugleich zum allerartigſten Bauerwagen von der Welt machte. Es blieb nicht dabey, ſie zierte ſie auch mit Spiegelſcheiben aus. Weil der Anblick ihrer Heerden ihr nicht angenehm genug ſchien, ſo wollte ſie ihre natürliche Farbe verändern. Sie ließ die

Ziegen

Ziegen blasigelb malen, die Kühe wurden blau und die Schafe rosenfarbig angestrichen. Die Ziegen, als diejenigen Thiere ihres Viehhofes, die ihr am meisten Witz und Einbildungskraft zu haben schienen, wurden ihre Lieblinge. Sie befahl, daß man ihre Hörner versilbern, und sie mit lauter Zuckerbrodt und Confecte füttern sollte, welches sie fast alle ums Leben brachte. Man räucherte beständig mit Ambra und andern Specereyen in den Ställen. Kurz, es war keine Art von Ausschweifung, die ihr nicht eingefallen wäre. Die Aufführung der Feldurgis, ob sie gleich voll gesunder Vernunft war, hatte bey Hofe kein besseres Glück. Das Frauenzimmer und die artigen Mannspersonen konnten ihre Urtheile über die Werke des Witzes und über die Gebräuche und Ceremonien nicht zusammenräumen. Zartkinda fragte sie eines Tages um Rath, wegen der Anstalten zu einem Feste, das sie währender Nacht halten wollte. Die Feye antwortete darauf, daß die Nacht zum Schlafen und der Tag zum Arbeiten gemacht wäre. Wenn die Prinzessinn eine wunderliche Mode erfand, welches allemal ihre vornehmste Beschäftigung gewesen war; wenn sie eine neue Kleidung von galantem und außerordentlichem Geschmacke ausgesonnen hatte; so fragte die Feye sie allezeit: Ob diese Kleidung bequemer seyn würde, als diejenige, die sie ablegen wollte? Eine Art zu denken, die von dem, was sie bisher gehöret hatte, so entfernet war, setzte die Prinzessinn in Verwirrung. Unterdessen gefiel ihr zuweilen der vernünftige und ungezwungene Rath, den ihr Feldurgis gab, ob er gleich mit dem Witzen und den Manieren der Zieralia begleitet war, die an ihrer Seite auf ihrem Landgute, mit aller Plumpheit, die man sich einbilden kann, feine und auf Schrauben gesetzte Dinge vorbrachte, und dieses ganz vergeblich vor Bauern, welche sie nicht verstehen konnten.

Wir wollen die Feyen in ihren beschwerlichen Umständen verlassen, sie mögen sich in ihren angewiesenen Verrichtungen so verkehrt aufführen, als sie wollen, und hingegen

wollen

wollen wir ſehen, wie die Feye, Klugilde, dem Schaden abzuhelfen ſuchte, den ihre üble Aufführung bey dem jungen Prinzen und der Prinzeſſinn gethan hatte.

Dieſe kluge Feye wußte beſſer, als jemand, daß, um eine Perſon, die in Irrthume ſtecket, wieder auf den rechten Weg zu bringen, man ſich nach ihren Begriffen richten muß. Sie gerieth alſo auf den Anſchlag, die Geſtalt eines Stallmeiſters anzunehmen, welchen Typhen in ſeiner erſten Jugend gekannt, und welchen ſeine Luſt zu den Pferden damals zu ſeinem vertrauteſten Freunde gemacht hatte. Sie ließ ſich unter dieſer Geſtalt dem Prinzen verſtellen, welcher recht entzückt war, einen Menſchen wieder zu ſehen, den bisher einige Angelegenheiten von ſeinem Hofe entfernt hatten, und mit welchem er nun vertraulich reden könnte. Die in der Geſtalt eines Stallmeiſters verſteckte Feye ſtellte ihm bald vor, wie unrecht er thäte, die Leibesübungen zu vergeſſen, denen er ſeinen ganzen Ruhm ſchuldig wäre; und was eine ſolche Nachläßigkeit ihm unfehlbar von der Fürſtinn und dem Koenige, ſeinem Herrn Vater, für Verweiſe zuziehen würde. Beſonders trug ſie Sorge, den Verdruß zu unterhalten, welchen Typhen ſich nicht erwehren konnte, gegen die Prinzeſſinn zu faſſen. Man weis ſo gar nicht, ob ſie nicht ſelbſt die Gelegenheit zu dieſem Verdruße heimlich an die Hand gab. Zum wenigſten aber verſäumte ſie nicht, das Unrecht, das ſie ihm anhat, zu vergrößern, und ihm ihr Verfahren auf der allerverdrießlichſten Seite vorzuſtellen. Man braucht keine Feye zu ſeyn, um die Kunſt zu wiſſen, wie man das Mißvergnügen eines verliebten Herzens zum Verdrieße brauchen ſoll, weil auch diejenigen Frauen, die ſonſt den Verſtand nicht überlegt haben, dieſe Gabe beſitzen. Kurz, Klugilde wußte ihn ſo zu erbittern, daß er den Schluß faßte, ſo gar ohne Abſchied wegzureiſen. Unterwegs war ſie bemüht, ſeinen Verdruß beſtändig zu unterhalten; er würde ſonſt alle Augenblicke wieder umgekehret ſeyn. Dieſe Anſtalt bekannt zu ſeyn, dieſes ſchien ihm unmöglich zu ertragen. Da ihm aber die

Feye

Feye mit denen Verrichtungen schmeichelte, wozu ihm seine Neigung trug; da sie ihm das müßige Leben verstellete, das er führete, da sie ihn an die Verachtung erinnerte, die man ihm erwiesen, da sie ihm die bittern und gemeinen Spötte-reyen wieder vorsagte, damit man ihn ewig verfolgt hätte; da sie ihn endlich versicherte, daß seine Abwesenheit allein vermögend wäre, der Prinzessinn ihre Aufführung zu verwei-sen, und seine Sachen dadurch auf bessern Fuß zu bringen; so brachte sie ihn endlich so weit, daß er seine Reise fortsetzte. Sie schmeichelte ihm so gar, daß man vielleicht wünschen würde, ihn wieder zu haben. Der allergemeinste Liebha-ber hoffet allezeit, daß man ihn vermissen werde. Aber in welchem Irrthume stecket er? Schlägt jemahls ein Herz nach einer Sache, die es nicht rühret? Durch Versprechen, und überhaupt durch alle Mittel, welche nur der Verstand ersinnen kann, erhielt sie ihn in der Entfernung von der Prinzes-sinn. Sie ließ ihn die allerprächtigsten Höfe besuchen. Die Eigenliebe des Prinzen ließ ihn an allerley Dingen Zeitver-treib und zuweilen auch Vergnügen finden. Turniere, wo seine Stärke und seine Geschicklichkeit Ehre einlegte; Hand-lungen, wo sowohl seine Tapferkeit als sein galantes Wesen sich gleich hervorthaten, waren Trostmittel für ihn, welche die Feye sich zu Nutze zu machen wußte, seine bisherigen Begriffe zu ändern. Zugleich arbeitete sie, ihn zur Gesellschaft ge-schickter zu machen; denn sie vergaß nichts, was dienen kon-te, ihm ein beliebtes Wesen und Annehmlichkeit des Witzes zu geben. Es geschah auf ihren Rath, daß der Prinz sich an verschiedenen Höfen aufhielt, die von dem Hofe der Zart-kinda ganz unterschieden waren. Er verwunderte sich öfters, daß er mehr Verstand bey sich fand, als er noch geglaubt hatte, daß er alles verstund, was man sagte, und daß man ihm sogar zuweilen mit Vergnügen zuhörete.

So viel Bemühungen waren nach den Gedanken der Klugilde noch nicht zureichend, die Auferziehung eines Prin-zen vollkommen zu machen, für den sie so viel Gutheit hatte.

Nach-

Nachdem sie ihn so weit gebracht, daß er dachte, und von den Sachen ein gesundes Urtheil fällte; so wollte sie ihn durch seine eigenen Augen überführen, und ihm die Quelle aller Irrthümer, den Feind der wahren Weisheit, die Marter der Gesellschaft, das Grab der Liebe selbst, nämlich die Eigenliebe, die Geissel des menschlichen Geschlechts, sehen lassen.

Zu diesem Ende erweckte sie bey dem Typhon das Verlangen, einen Tempel zu besehen, den alle Welt erfüllte; wo man einem Gotte räucherte, der unaufhörlich angebethet wird, von dem aber niemand bekennen will, daß er ihm opfere.

Dieser Tempel steht Tag und Nacht offen; er scheint einem jeden, der ihn ansieht, in demjenigen Geschmacke und nach dem Muster gebauet zu seyn, wornach er ihn selbst würde haben bauen lassen. Die Statue des Gottes, dem der Tempel gehöret, ist die einzige, die man darinnen findet, und steht ganz hinten. Sie stellet auf das genaueste und in dem schönsten Lichte das Bildniß derjenigen vor, der sie betrachtet; und dieses Bildniß, welches die Liebesgötter und die Gratien schmücken, scheint ihm den Preis der Schönheit, oder wenigstens der Verdienste, über alle andere zu erhalten. Der Tempel ist mit Schilderenen, die mit den lebhaftesten Farben gemalt sind, mit Ehrenzeichen, und mit erhabener Arbeit ausgezieret. Alle diese Figuren aber stellen die Thaten und die Eigenschaften desjenigen auf das umständlichste vor, der sich daselbst einfindet, die Gottheit anzubethen. Unternehmungen, welche Verweise verdienen könnten, sind hier mit ihren Entschuldigungen begleitet und beschönet, die sich in dem allervortheilhaftigsten Lichte zeigen. Hier kann man die Schönheit, und die lebhafteste Abschilderung von einer übelverstandenen Großmuth, von einer falschen Edelmüthigkeit, von vorgegebenen Nöthigen, von eingebildeten Schuldigkeiten seines Standes, von der falschen Ehre, und von dem Vorwande, wenn man die Rachgier bemäntelt, betrachten. Alles, was Typhon hier erblickte, reizte ihn, und

nahm

nahm ihn ganz ein. In dem Augenblicke, da er in den Tempel trat, kam ihm seine Gestalt, seine Thaten, seine Art zu denken, als das Muster aller Vollkommenheit vor. Die Pferde, die er bezähmet, die Preise, die er davon getragen, die Proben, die er von seinem Muthe gegeben hatte, waren so viel angenehme Schildereyen, die sich seinem Gesichte zeigten. Er betrachtete sie mit begierigen Augen, und sein Herz war darüber mit Freude und Zufriedenheit erfüllet. Mitten in seiner Entzückung hatte er ein ungemeines Vergnügen daran, den zärtlichen und ehrerbiethigen Gottesdienst zu sehen, welchen alle Gegenwärtige, sowohl überhaupt als insbesondere ihm erwiesen. Er sahe, wie große Ehre ihm die vollkommene Entzückung machte, womit sie die Schildereyen und die erhabene Arbeit des Tempels betrachteten. Und weil er die Regungen seiner Freude hierüber nicht bergen konnte, so rief er aus: Warum betrachtet Zartkinda mich nicht mit gleichen Augen? Er war von diesem Anblicke so trunken, daß er nicht einmal den Schluß machte, wenn es wahr wäre, daß alle Welt eben denselben Gott anbethete, den er sähe, so hätte man nothwendig die vollkommene Aehnlichkeit gewahr werden müssen, die er mit ihm hätte, und man würde ihm zum wenigsten einen Theil der Ehrenbezeugungen erwiesen, dann man sein Bildniß verehrete. Aber, kann die Empfindung, die ihn führte, wohl jemals mit Einsicht verknüpfet seyn? Die Eigenliebe ist noch verblendeter, als die Liebe selbst. Unterdessen währte es nicht lange, so bekam Typhon nähere Erläuterung über seinen Irrthum. Die Fragen, die er that, entdeckten ihm unvermerkt, daß keiner von denen, die alles, was im Tempel war, betrachteten, eben dieselben Sachen sah, wie er. Als er von einem Pferde reden wollte, das er geritten hatte, und mit welchem er in eine steile Tiefe hinuntergesprengt hatte; und als er die erhabene Arbeit, worinnen diese kühne und verwegene Handlung vollkommen wohl ausgedrückt war, den Umstehenden zeigen wollte; so antwortete ihm mit einer verächtlichen Mine eine artige Frau, die von ungefähr neben ihm stund: Wo sehen sie denn Pferde auf diesem

Stücke?

Stücke? Sollte man ſich wohl einen ſo handgreiflichen Irrthum einbilden können? Ich ſehe hier nichts, als die Niobe von Reifenröcken, die ich erfunden habe. Es iſt erſtaunend, was dieſe Erfindung für Beifall gefunden; ſie iſt auch das höchſte, wohin der menſchliche Verſtand mit aller Mühe gelangen können. Der Prinz, welcher nicht zweifelte, daß ſie nicht bey Verſtande ſeyn müßte, verließ ſie geſchwind, und näherte ſich einem Menſchen, der in die Betrachtung eben deſſelben Stückes vertieft ſchien; ſeine Abſicht war, eine umſtändliche Erzählung von dieſer That zu machen, und ſich als den Heiden des Stückes gegen einen Mann zu erkennen zu geben, der ihm Verſtand zu haben ſchien. Dieſer Mann war ein Mathematikus, welcher, nachdem er lange Zeit die Geſtalt der Erde ausgemeſſen, endlich gefunden hatte, daß ſie viereckicht wäre, und in dieſem Augenblicke die Wahrheit ſeines Satzes ſo deutlich erwieſen ſah, daß er nicht zweifelte, alle Welt müßte dadurch überzeugt ſeyn. Er wollte in dem Augenblicke an dem Prinzen die Kraft dieſes Beweiſes verſuchen, da er von ihm angeredet ward. Typhon, der bald überdrüßig ward, von der Ketzerey mit einem Menſchen zu reden, welcher ihm von nichts als Ausrechnungen und Meßkunſt antwortete, machte ſich an einen dritten. Dieſes war ein Poet, welcher in der Entzückung, darinnen er über ſich ſelbſt war, ihn bath, daß er ihm ſeine Meynung über ein Gemälde ſagen möchte, welches der Prinz gleichfalls mit der größten Zufriedenheit betrachtete. Sehen Sie, ſagte er, die wunderbaren Umſtände, worinnen ſich hier meine Helden befinden! Es iſt wahr, es iſt nichts als eine Erzählung, aber dieſe Erzählung iſt ſo wohl gemacht, die Verſe derſelben haben einen ſo groſſen Nachdruck, daß alle Welt darüber voll Schrecken iſt. Man bemerke die verſchiedenen Eindrücke der zugleich erſchreckten und erweichten Zuhörer, bey einem jeden Worte, das die Heldinn auf dem Theater ausſpricht. Aber die Malerey kann dieſe Sachen nicht anders, als unvollkommen ausdrücken. Dieſes iſt noch nicht alles, fuhr er mit

gleichem Eifer fort. Dieser Tempel erschallet von nichts als meinem Ruhme, und ist mit nichts als meinen Lorbeern geschmückt. Hier sehen Sie die tiefsinnigen Weltweisheiten, worüber ich mit der größten Leichtigkeit schreibe, ohne daran jemals länger als etliche Augenblicke gedacht zu haben. Dort können Sie eine Geschichte bemerken, die ich ohne Kenntniß der geschehenen Dinge geschrieben habe. Auf allen Seiten wird man durch einnehmende Gemälde und durch die glückliche Art, womit ich mich ausdrücke, geblendet, und man vergißt ganz gern, nach der Ordnung und Einrichtung zu fragen, die in meinen Werken fehlen. Ein blutiges Kleid, ein Trauerspiel, eine Nacht, die ich kommen und wieder verschwinden lasse, nachdem ich sie nöthig habe, sind in meinen Schriften unnachahmliche Verwegenheiten. Untersuchen Sie, wie sehr ich von der Thalia geliebet werde, betrachten Sie meine komischen Scenen, die allezeit durch das Epische unterstützet werden. Mit einem Worte, wer hat mehr Recht, zu sagen, als ich: Mein Verstand begreift alle Arten des Verstandes in sich. Vor so großen Gemüthsgaben bin ich kein Philosoph, und sehr weit entfernt, ein Bürger eines Staats zu seyn *. Wo bin ich, rief Typhon aus, und entfernte sich von ihm mit großer Geschwindigkeit. Eine Frau, die diese erste Jugend schon zurück gelegt hatte, antwortete ihm darauf: Sie sind an einem Orte voll Annehmlichkeiten. Glauben Sie mir, ich bin eine Kennerinn. Sie werden sonst nirgend Leute von Geschmack finden, als hier. Der Prinz glaubte sich, eine vernünftige Person angetroffen zu haben, die ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde, und näherte sich ganz willig, ihr Gehör zu geben, wie er schon so lange umsonst begehret hatte. Ich will niemand betrügen, sagte

* Es scheint, als ob bey der Abschilderung des Mathematikus und des Poeten, der französische Verfasser sein Absehen auf die Herren von Maupertuis und Voltaire gerichtet gehabt habe.

fuhr ſie fort, ich bekenne, daß ich das Alter, worinnen man am meiſten gefällt, ſchon überſtanden habe. Aber die Wahrheit zu ſagen, wer ſollte mir es anſehen können? Es iſt ſchön, ein ſolches Bekenntniß zu thun, da nichts hier iſt, das mich überführen könnte, wenn ich anders ſagte. Denn ich ſehe hier nicht die gezählte Jahrzahl. Aber mein Gemüth iſt einmal nicht anders. Ich bin eben ſo aufrichtig, als ich ſchön bin. Sehen Sie, fuhr ſie fort, dieſes Gemälde, welches den Triumph meiner Reizungen ſo natürlich vorſtellet! Wie, antwortete Typhon, ſo danket dieſe Schilderey von Ihnen? Ohne Zweifel, verſetzte ſie. Sehen Sie nicht hier ein Kind, welches ſchon alles das verſpricht, was die Natur hernach zur Vollkommenheit gebracht hat? Es wundert mich deſto mehr, daß ich mich hier ſo wohl abgemalt finde, da mich doch ſonſt niemals kein Maler recht hat treffen können. Betrachten Sie es nur! — Sie redete noch lange, und glaubte, daß man ihr zuhörete. Aber der Prinz war ungeduldig geworden, und hatte ſich von ihr entfernt, um ſich der Statue zu nähern. Zum wenigſten wird man mir nicht ſtreitig machen, ſagte er, daß dieſes mein Bildniß ſey. Er betrachtete dieſes Bildniß mit Gefallen. Das Volk hat recht, daß er aus, ſo zufrieden zu ſeyn, als es ſcheint, und die Augen unaufhörlich auf dieſe Statue zu werfen. Sie kann nicht anders, als ihr gefallen. Was iſt dieſes für ein edler Blick! Ich ſehe aus, wie der Kriegesgott! Was für eine anſehnliche Leibesgeſtalt! Was für ein kluges Haupt! Er war mit dieſen abgeſchmackten Gedanken beſchäftiget, als ein kleiner buckichter Mensch ihn an ſeinen Kleidern zupfte, und mit einem vertraulichen Weſen zu ihm ſagte: Finden Sie nicht, daß dieſe Statue mir ſo ähnlich ſieht, daß es zu verwundern iſt? Der Prinz nahm dieſes für eine ſehr übel ausgeſonnene Spötterey auf, die er nicht würdigen wollte, zu beantworten; er begnügte ſich, ihn mit einer Verachtung anzuſehen, die den buckichten nöthigte, ihn zu verlaſſen, um ohne Zweifel dieſe Frage an jemand von beſſerer Einſicht zu thun.

Typhon bewunderte unterdessen immer die Mühe, welche es die Natur gekostet haben müßte, ihn hervorzubringen; er dankte ihr in seinem Herzen dafür: und seine Danksagungen würden lange gedauert haben, wenn sie nicht durch die Ankunft eines ehrwürdigen Greises unterbrochen worden wären, den er an seinen Kleidern ohne Mühe für einen Opferpriester erkannte. In der That sah er gar bald, wie selbiger anfing, der Statue zu räuchern. Eine natürliche Bescheidenheit, ein Trieb der Gottesfurcht, oder vielleicht eine Schamhaftigkeit, die ihm die Scheu vor andern Menschen eingab, bewogen den Prinzen, auszurufen: Was wollen Sie machen! Ich verdiene so viel Ehre nicht. Eine solche Entheiligung der Altäre ist in meinen Augen verwerflich. — Was wollen Sie damit sagen! antwortete der Priester ganz unwillig. Wer denket hier an Sie! Ich bin es allein, der hier verehret wird. Dieses Volk, welches durch mein Beyspiel und durch meine Lehren aus seinen Irrthümern zurücke gebracht, und von dem Abgrunde des Verderbens hinweggerissen worden, dieses Volk erkennet meine Wohlthaten, und erweist mir in diesem Tempel, den es mir aufgeführet hat, eine Ehre, die meine Verdienste und meine Tugenden mir billig erworben haben. Das strenge Wesen und die Ueberzeugung, womit der Priester diese Worte aussprach, machten den Prinzen erstaunt, und nöthigten ihn, wegzugehen. Nach einer reiflichen Ueberlegung entdeckte er endlich, daß alle Anwesende bloß auf sich sahen, daß sie alles auf sich deuteten, und daß sie ohne Unterlaß sich die Bewunderung zuzuziehen suchten, die ein jeder von ihnen zu verdienen glaubte.

Aber, ungeachtet seiner angestellten Betrachtungen, ungeachtet seines Erstaunens über die entsetzliche Lächerlichkeit der andern, ertappte er sich selbst einige Augenblicke hernach über gleichen Fehler, da er an einer andern Ecke des Tempels seine Handlungen weit über die Thaten eines alten Opferers erhob, der von Narben ganz bedeckt war, und, die

Wahr-

Wahrheit zu bekennen, ſeine geleiſteten Dienſte ein wenig zu hoch anrechnete; aber doch dieſes mit einer Art von Beſcheidenheit, weil er ſein Leben hundertmal für das Leben des Staats und für die Ehre ſeines Vaterlandes gewagt hatte. Dieſer letztere Umſtand war Urſache, daß der Prinz vollends in ſich gieng, und ſeinen Irrthum gewahr ward. Er ſchämte ſich darüber, er legte ſich ſelbſt Stillſchweigen auf, er vergaß ganz und gar ſeine eigene Perſon, und that nichts, als daß er zuhörete. Er ward alſo durch tauſend Exempel von ſeinem Irrthume überzeugt, ſeine Augen eröffneten ſich; und da die Erleuchtung der Liebe hinzukam, das Licht ſeines Verſtandes zu verſtärken, ſo ſah er ein, wie viel Urſachen Zartinda gehabt hatte, ihn nicht zu lieben. Er ſchien ſich ſelbſt nunmehr zu groß, zu plump, zu hartnäckig in ſeinen Meinungen; und war vollkommen überzeugt, daß alles, was ihn bis auf dieſen Augenblick beſchäftigt hatte, den Leuten, mit denen er umgegangen wäre, ganz gleichgültig ſeyn konnte. Mit einem Worte, er brachte es dahin, daß er über ſich ſelbſt eben ſo urtheilte, wie er über einen andern geurtheilet haben würde.

Anſtatt ſeine Betrachtungen ſeinem getreuen Stallmeiſter zu verhelen, machte er ſich eine Ehre daraus, ſie zu bekennen. Die Feye war überaus vergnügt über den Eindruck, den die wahre, und ohne Zweifel allerliebenswürdigſte Philoſophie bey ihm zu machen anfieng. Sie zeigte ſich ihm in ihrer natürlichen Geſtalt, und verſicherte ihn ihres ewigen Schutzes. Der Prinz bezeigte ihr die allerlebhafteſte Erkenntlichkeit. Um dir zu beweiſen, fuhr ſie fort, wie vielen Antheil ich an deinen Wünſchen nehme; ſo verlange von mir, was du willſt, und ſey verſichert, daß du es erhalten wirſt. Nach einer Ueberlegung von einigen Augenblicken antwortete der Prinz: Mache mich klein, mächtige Feye, mache mich liebenswürdig, und erlaube mir, wieder zur Zartinda zu gehen! Dein Verlangen ſoll erfüllet werden, ſagte die Feye hierauf; dieſe Wünſche machen mir deſto mehr Vergnügen,

gnügen, da sie ein überzeugender Beweis sind, daß du deine Irrthümer kennen lernen. Du wirst schon dadurch liebenswürdig, daß du denkest, es fehle dir etwas, es zu seyn. In selbigem Augenblicke ward seine Leibesgestalt auf vier Fuß hoch zurück gesetzet, und die Feye, Klugilde, versetzte ihn zugleich an den Hof der Zartkinda. Hier überließ sie der Liebe die Sorge, ihr Werk weiter auszuführen, und kehrte wieder zu ihren großen und wichtigen Geschäften, die sie diese ganze Zeit hindurch hatte liegen lassen.

Typhon empfand nun bald die mit Freude vermischte Ungedult, und die Regungen, die von der Vorstellung untrennbar sind, eine Liebste, die man über alles verehret, wieder zu sehen. Die Empfindung, daß er weniger Stärke an sich spürete, als er bisher zu haben gewohnt war, machte ihn anfangs schüchtern und verwirrt. Sein Gang war so beschaffen, als ob er von einer Krankheit erst wieder aufgestanden wäre. Er kam sich selbst so leicht als eine Feder vor; doch ließ ihm die Liebe kaum die Zeit, dergleichen Veränderung zu merken, und zu beobachten. Den Vornehmsten des Hofes fiel bey seinem Anblicke die Aehnlichkeit seiner jetzigen Gestalt mit der vorigen sogleich in die Augen. Sie glaubten, ihn zu kennen, sie konnten sich aber nicht auf ihn besinnen. In der Ungewißheit, wie er sich zu bezeugen haben würde, und in der festen Entschließung, sein Geheimniß an niemand, als an diejenigen zu entdecken, die es angieng, machte er sich den Einfall derjenigen zu Nutze, welche bey seinem Anblicke ausriefen: Das ist ganz gewiß ein jüngerer Bruder des Prinzen Typhon. Unter diesem Namen ward er bey der Prinzessinn lange Zeit vorher angemeldet, ehe er vor ihr erschien. Die geschäftigen und dienstfertigen Leute bey Hofe ergreifen alle Gelegenheiten, um etwas nütze zu seyn, und um den hohen Vortheil zu haben, daß sie sagen können: Ich bin es, der es gesehen, ich habe es zuerst gesaget. Weil der kleine Prinz etwas neues war, so erhielt er

ungemeinen Beyfall. Alle Frauenzimmer beſchäfftigten ſich mit ihm. Die Vergleichung, die ſie unaufhörlich zwiſchen dem groſſen und dem kleinen Typhon machten, entdeckten ihm ſelbſt vollends die Fehler und Mängel ſeiner vorigen Aufführung, und beſtärkten ihn in den vernünftigen und beſcheidenen Gedanken von ſich ſelbſt, die er erſt letzlich mit aller Aufrichtigkeit gefaßt hatte. Es war nicht ohne Urſache, daß er gefiel; ob er gleich noch faſt eben derſelbe war, der er vorher geweſen. Denn es gehöret mehr als ein Augenblick dazu, Fehler abzulegen, die wir durch die Gewohnheit angenommen haben. Aber eine kleine Leibesgeſtalt iſt faſt nothwendig von der Annehmlichkeit begleitet. Alſo hatte durch eine nothwendige Folge die Stärke des Prinzen ſich in Geſchicklichkeit, ſein wildes Weſen in eine kleine Ungezogenheit, ſein Zorn in eine artige Ungeduld verwandelt. Der ſanftgewordene Ton ſeiner Stimme machte eine Rede lebhaft und luſtig, welche in einem [illegible] und harten Tone heftig und ungeſtüm geklungen haben würde. Die Lebesergötzungen oder der Zeitvertreib kommen meiſtentheils auf Dinge an, die nicht mehr als viele zu bedeuten haben. Kurz, der kleine Typhon ward der Liebling aller Frauenzimmer. Er ward von ihnen mit Zärtlichkeit geliebet. Hingegen ſah er mit auſſerordentlichem Vergnügen, daß der Prinzeſſin ſeine Geſtalt gefiel, und daß ſie ihn nicht mehr erſchrecken konnte. Wenn ein Menſch uns einmal vollkommen iſt, ſo iſt die Liebe nicht mehr weit, wofern nicht [illegible] ſchon die erſte [illegible] iſt. Als er hierauf von der Neigung der Prinzeſſin gegen ihn gewiß verſichert war, ſo bekannte er ihr alles, was ſein Herz gegen ſie empfand; und ſeine mit dem [illegible] Weſen, welches allen unerträglich, [illegible] daß er die Verkleinerung ſeiner Geſtalt aus ſeiner [illegible] verlangen hätte, als [illegible] Neigung, ihn zu [illegible] Prinzeſſin [illegible] Ehre [illegible] ſeiner Beredſamkeit [illegible] ſie ſeine kleine Länge [illegible] der Liebe, die [illegible]

sie sich alle Gewalt anthat, um tausend allzugroße Zärtlichkeiten abzulegen, weil sie befürchtete, daß sie ihrem Liebhaber beschwerlich fallen möchten. Sie entwöhnte sich nach und nach von ihren Blicken, und schaffte sie unter allerley Vorwande so gar auch aus ihren Wintergemächern. Sie that noch mehr, sie wollte zu Pferde steigen; und der Schall der Hifthörner, das Lärmen der Hunde und der Jäger, ward ihr angenehm; bloß in den Gedanken, daß ihr Liebhaber, der alles dieses vorher geliebt hatte, es auch noch lieben könnte. Kurz, dieser Geschmack ward ihr so gewöhnt, daß sie selber Jagden anstellte, und daß dergleichen Lustbarkeiten niemals von jemand anders, als von ihr, angestellet wurden. Die Abwesenheit der Zieralia, oder um recht zu reden, des Geistes dieser Feye, ließ ihr die Freyheit, die Wahrheiten zu gestehen, die die Liebe sie täglich erkennen lehrte; was natürlich und ungekünstelt war, schien ihr allem andern vorzuziehen; und so geschwind geht die Liebe, daß sie es dahin brachte, das vergötterte Wesen zu tadeln, zu deren Opfer man sie bis dahin gemacht hatte. Sie behielt von allen Zärtlichkeiten keine bey, als die Zärtlichkeit des Herzens, welche, da sie nun die einzige war, desto empfindlicher ward. So viel Eindruck machte die Liebe in das Herz der Zartkinda; unterdessen daß ihr Liebhaber durch das Verlangen, ihr zu gefallen, geleitet ward, seinem Glücke zu Ehren, und zum Beweise, daß sein Herz beständig mit ihr zu thun habe, täglich Lustbarkeiten und Feste auszusinnen. Sein natürlicher Witz, der durch die Liebe ausgeschmücket war, erfand jeden Augenblick neue und schöne Sachen.

Die Feye Kluglide unterdessen, welche das große Geheimniß wußte, die kleinsten Umstände zu nutzen, brauchte die starken Leidesbewegungen des Prinzen und der Prinzessinn zum Wachsthume ihres Körpers. Wer hätte jemals denken sollen, daß Typhon dereinst zu wachsen nöthig haben würde? Aber kurz, von einer Länge von vier Fuß, zu welchen

chen er aus ungemeiner Liebe ſich hatte erniedrigen laſſen, gelangte er wieder zu einer Höhe von ſechſtehalbem Fuße, und die Prinzeſſinn, welche nur drey Fuß hoch geweſen war, wuchs bis auf fünftehalben Fuß, ohne daß weder der eine noch die andere die Veränderung gewahr wurden, die mit ihnen vorgegangen war. Die Prinzeſſinn behielt alle Zärtlichkeit des Verſtandes, und der Prinz alle Stärke des Leibes; und die Annehmlichkeiten, welche zwar verſchieden, aber doch allemal Annehmlichkeiten ſind, waren unter ſie getheilet. Die Liebe ordnete dieſes alles; daher war es wohl geordnet.

So viel lebhafte Empfindungen, ſo viel Uebereinſtimmung, ſo viel beyderſeitiges Verlangen hätten natürlicher Weiſe genug ſeyn ſollen, um ihr Glück zu ſichern. Aber wie viel Vorſichtigkeit hat die Weisheit anzuwenden, wenn die Frage iſt, eine Vereinigung zu ſtiften, die ewig währen ſoll! Damit die Feye Klugilde ſich deſto weniger verzumeſſen hätte, ſo verlangte ſie noch eine Probe von dieſen jungen Liebhabern. Sie ließ ſie in ihren Wagen ſteigen, der von einem glänzenden und durchſichtigen Schwanz war. Sie ſagte ihnen nicht, wohin ſie ſie führte, und ſie hielt an dem Eingange eines Tempels. Sie ſchmeichelten ſich, daß dieſes der Tempel des Hymen ſeyn würde: aber es war noch einmal der Tempel der Eigenliebe. Typhon brachte Begriffe dahin, die von ſeinen vorigen ſo unterſchieden waren, daß es ihm unmöglich fiel, dieſes Gebäude zu erkennen. Die Feye ſagte ihnen, daß ſie abſteigen und mit ihr hineingehen ſollten. Sie gehorchten, und die jungen Verliebten wurden von demjenigen, was ſie ſahen, ganz verblendet, und außer ſich geſetzt. Klugilde fragte jeden beſonders: Was ſie ſähen? Die Prinzeſſinn erröthete, und ſagte: Ich ſehe von allen Seiten nichts, als den Typhon. Und der Prinz rief freudig aus: Hier iſt überall nichts, als Zartkinda! Weil ihr dieſe Probe ſo glücklich ausgehalten habet, ſagte hierauf

die Feye, so sind dann mit einander vereiniget. Sie liebten einander auf diese Erlaubniß, und lebten zu ihrer eigenen und zu ihrer Unterthanen Glückseligkeit.

Was die Feldurgis und die Zieralia betrift, so hatte Klugilde große Absichten mit ihnen, zur Erziehung einer Prinzessinn, die sehr schwer zu verheurathen seyn würde, sie machte zu diesem Endzwecke aus beyden Feyen nur Eine, von welcher man vorgiebt, daß nichts daran auszusetzen gewesen. Wie viel andere Leute würden, wenn man sie zusammen fügen sollte, doch wohl nur ein unvollkommenes Ganzes ausmachen!

Univ. Bibl.

Die

Pracht zu Landheim.

Ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Frau von Landheim, eine adeliche Witwe.

Fräulein Fiekchen, ihre Tochter.

Junker Berthold, ihr Sohn.

Liſette, die Franzöſinn.

Chriſtian, der Kammerdiener.

Hans, der Schneider.

Niklas, der Schuſter.

Peter, der Strumpfſtricker.

Der Schauplatz iſt zu Landheim, in dem Vorzimmer der Frau von Landheim.

Vorbericht.

Das gegenwärtige Lustspiel ist mit Mühe aus den Papieren des Verfassers zusammengesucht und hergestellet. Und ob es gleich nicht zur Vollständigkeit gebracht werden können, so hat man es doch nicht aus der Sammlung ausschließen wollen; zumal da es mehr Komisches in sich hat, als irgend eine von seinen übrigen theatralischen Arbeiten. Es ist im Jahre 1742 geschrieben, als der Verfasser sich noch in Sachsen befand, und es ist zu der Sammlung bestimmt gewesen, die er damals herausgeben wollte, und deren unter andern im Vorberichte zum Orest und Pylades erwähnt worden. Charaktere und Handlung scheinen aus der Natur selbst entlehnt gewesen zu seyn. So hat wenigstens mein seliger Vater geurtheilet, der sich eine besondere Freude daraus machte, die Arbeiten meines Bruders vor dem Drucke durchzusehen, und ihm seine Kritiken mitzutheilen. Er fand, daß es der Frau von Landheim, und dem Junker Berthold, und der Fräulein Fieckchen, nicht an Originalen unter dem Landadel fehlte, und daß diese Charaktere ins besondere auf Personen gedeutet werden konnten, mit denen er in Bekanntschaft stund, und Verdrießlichkeiten gehabt hatte. Er fürchtete, daß man seinen Sohn für einen Satyrenschreiber und für einen

Rächer

Rächer seiner Verdrießlichkeiten ansehen möchte; und er mißbilligte den Druck. Ob gleich derselbe wohl eigentlich keines von beyden, sondern nur ein allgemeiner Nachahmer hervorstechender Charaktere gewesen war, so trieb ihn doch die kindliche Ehrerbiethung so weit, daß er die bereits völlig ausgearbeitete Komödie den Flammen vor den Augen seines Vaters übergab, dessen Verlangen so weit nicht gegangen war. Unter seinen Papieren hat sich das Concept nur stückweise, und auf halb zerrissenen Zetteln gefunden. Nebst verschiedenen Lücken in der Mitte, fehlet Anfang und Ende daran. Doch wird dieser Mangel einigermaßen durch die allgemeinen Anzeigen ersetzt, die man aus dem Gedächtniß mitzutheilen im Stande gewesen. Der Anfang ist durch ein Stück von einem andern Concepte ergänzet worden. Der Verfasser hatte nämlich, ehe er diese Komödie in Prosa ausgesetzt, unternommen, sie in Versen zu schreiben. Er liebte und vertheidigte damals die Komödie in Versen. Er foderte aber zugleich so viel Ungezwungenes und Dialogisches zu komischen Versen, und er fand die Ausübung, besonders im niedern Komischen, so schwer, daß er hernach dieses Vorhaben, als eine undankbare Beschäfftigung, aufgegeben hat.

Die Bedenklichkeiten, die ehemals den Druck verhinderten, sind nicht mehr vorhanden. Dargegen können die Sitten, die hier geschildert sind, und die ganz verschiedenen Begriffe von edelmännischer Pracht, die sich eine Frau von Landheim, und ihr von Paris zurückgekommener Sohn, der Junker Berthold, machen, beydes belustigen und unterrichten. Ueberdieß gehöret diese Komödie zu den wenigen, deren Verwickelung in keiner Liebesangelegenheit besteht.

Erster

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau von Landheim, Lisette.

Frau von Landheim.

Lisette, nun! was giebts? Warum ists nicht geschehen?
Den Jäger, den Lakey, den Läufer wollt ich sehen.
Ich freute mich schon drauf, mein Vorsaal sollte früh
Voll neuer Leute stehn. Nun hört! wo habt ihr sie?
Man darf euch keinen gar in Güte nichts befehlen.
Ich seh es wohl, ich soll auch den Geburtstag schmalen.

Lisette.

Ihr Gnaden werden doch nicht ungenädig seyn.
Ich hatte was versehn, drum stellt ich alles ein.

Fr. v. Landheim.

Wie? Ihr habt was versehn? Und habt seit langen Zeiten
Am Hofe doch gedient, und bey den größten Leuten?
Hört an! Macht denn ein Graf nicht so viel Staat, als ich?

Lisette.

Liſette.

Wer ſo was denken will, Madam, der irret ſich.
Ich ſchwöre, daß man Sie, wo mans nicht beſſer wüßte,
Für eine Königinn in Landheim halten müßte.

Fr. v. Landheim.

Für eine Königinn' — Nein, Mademöll, ſagt recht'
Ich weis wohl, daß Ihr das nur als Franzöſinn ſprecht.

Liſette.

Nein' Als Franzöſinn? — Ach, da hört ich mehr gelogen,
Madam, ich rede deutſch, wenn meine Herrſchaft fragen.

Fr. v. Landheim.

Was machet Ihr aber nun? Bedenkts nur' Iſts nicht wahr?
Wer den Geburtstag ſchmält, der ſchmält das ganze Jahr.

Liſette.

Ach nicht doch' Ach Madam!

Fr. v. Landheim.

Wenn ich mich nur zerriſſe,
So könnt ich nichts dafür, und wenn ich Euch auch ſchmiſſe'

Liſette.

Ach, machen Sie doch nicht, Madam, daß ich vergeh.
Ein Wort von Ihnen thut mir in der Seele weh.
Und demnach könnt ichs auch nicht über's Herze bringen,
Von Ihnen wegzugehn.

Fr. v. Landheim.

Nun, nun' ich will mich zwingen.
Lakeis gut ſeyn' Hab ich doch zur Zeit noch nicht geſchmält.
Ich wollte es nur erſt thun. — Höret' ſagts doch nur, was fehlt'
Nur fort' Ich thu Euch nichts. Schaffet mir nur meine Laune.
Ihr habt es doch gelogt, daß ich ſie alle heute
In Dienſte nehmen will?

Liſette.

Lisette.

Madam, das ist gesagt.

Fr. v. Landheim.

So hoff ich nimmermehr, daß sie der Henker plagt,
Daß sie nicht kommen?

Lisette.

Nein, Madam, sie sind gekommen.

Fr. v. Landheim.

Habt Ihr sie denn die Nacht nicht in das Schloß genommen?

Lisette.

Ach ja, sie haben schon ihr Bettchen alle drey
Zusammen nämlich.

Fr. v. Landheim.

Wie?

Lisette.

Die Fräulein war dabey,
Da Sies befahlen.

Fr. v. Landheim.

Was? Für solches Volk ein Bette! —
Hat mein Geburtstag Euch den Kopf verrückt, Lisette?

Lisette.

Wenn mir die Freude ja einmal den Kopf verrückt,
Ist Ihr Geburtstag wohl voraus darzu geschickt. —
Madam, so will ich Streh den Leuten unterstreuen.

Fr. v. Landheim.

Ja, Streh! Das schickte sich für meine Leiblakeyen! —
Hört, Mahmsell! Ihr wißt die Dinge gar nicht recht:
Die Betten sind zu gut, und Streh ist gar zu schlecht.

Lisette.

Ihr Gnaden, wenn ich nur die Mittelstraße wüßte! —
Wenns nicht zu kotbicht wär, so spräch ich: auf dem Miste.

Fr. v. Landheim.

Ein Bette! denkt nur an! Das Ding ist unerhört. —
Es währte noch Ein Jahr: so wär ich aufgezehrt.

Lisette.

Wie sollen sie sich denn des Nachts behelfen?

Fr. v. Landheim.

Wachen!
Zum Schlafen läßt man nicht den Leuten Kleider machen.
Zum Staate, Madmösell, gehört auch eine Wacht.
Die rumgeht, Achtung giebt, die Diebe schüchtern macht.
Seht Ihr, wozu ich mir mein Volk zu Nutze mache?
Des Tags, wozu ich will: und in der Nacht zur Wache.

Lisette.

Die Leute nehmen ab, Madam, und fallen ein.
Für Damen wollen doch auch schöne Leute seyn.

Fr. v. Landheim.

Es ist ja stammhaft Volk. Es würde sich ja schämen,
Wenn es die Nacht nicht schläft, deswegen abzunehmen.
Nimmt endlich einer ab, und merkt mans gar zu sehr:
Was thuts? Ich jag ihn fort. Giebts doch noch andre mehr.

Was fehlt denn aber sonst? Stößt sichs denn an die Kleider?
Denkt an! das ist mein Dank. — Ich habe doch dem Schneider
Die Strafe fast geschenkt. Er pfuscht im Dorfe hier:
Und ich gab ihm nur das umsonst zu thun dafür.

Lisette.

Lisette.

Die Kleider sind gemacht. Ihr Wort wird ja geschehen.

Fr. v. Landheim.

Sind sie gemacht? Nicht wahr? Das stutzt, das läßt sich sehen.

Lisette.

O die Livrey! Die ist der Auszug und der Kern
Des besten Sonntagsstaats von unserm selgen Herrn.
Wenn er jetzt wiederkam: gewiß, es würd ihn reuen.
Denn nun verlöre man ihn unter den Lakeyen.

Fr. v. Landheim.

Pfuy! rede nicht von ihm! — Wie steht der Läuferschurz.

Lisette.

Er steht ganz allerliebst! Er ist ein Bißchen kurz.
Doch das ist eben schön. Es hat in meinem Leben
Kein seidner Brustlatz noch so einen Schurz gegeben.
Die Fresse langt nicht rum. Jedoch sie sitzt recht gut.
Sie saß nicht bald so schön ums selgen Junkers Huth.
Sie thun nicht recht, wenn Sie nicht gleich nach Hofe reisen.
Den Heyder! — Da wird man mit Fingern auf Sie weisen.

Fr. v. Landheim.

Das glaub ich. Ey mein Mann, der hielt sich nicht so schlecht.
Die Kleider beißen was. — Hört aber: sagt doch recht,
Was Ihr vergessen habt. Macht fort! sagts raus! geschwinde!
Lisette, schafft mir doch mein Hof- und Staatsgestade!
Nur bald!

Lisette.

Ich hatte nur den Zweifel noch dabey:
Madam, wen wollen Sie von dreyen zum Lakey?
Wer soll der Jäger seyn? Wer kriegt die Läuferkleider?
Der, der die Strümpfe strickt? Der Schuster? Oder Schneider?

Fr. v. Landheim.

Lisette, das ist auch zu arg, wie Ihr mich plagt.
So wird denn gar nichts schön, wenn Ihr mich nicht drum fragt?

Lisette.

Madam, ich möcht es gern von Ihrem Munde hören.

Fr. v. Landheim.

Ihr wißt ja selber viel.

Lisette.

Nichts, als was Sie mich lehren.

Fr. v. Landheim.

Ey! macht mir, wen Ihr wollt, zum Jäger, zum Lakey,
Am Kerle liegt mir nichts. Es liegt an der Livrey.

Lisette.

Ihr Gnaden glauben nicht, wie sehr sie sich drum reißen!
Sie wollten alle drey gern alles dreyes heißen.

Fr. v. Landheim.

Die guten Leute, die!

Lisette.

Sie geben sich nicht drein!
Sie wollten alles bloß von Ihren Händen seyn:
Und nur von Ihnen selbst erfahren, ob sie Ihnen
Als Läufer, als Lakey, als Jäger sollen dienen.

Fr. v. Landheim.

So haben sie mich lieb. Da sieht man, was es thut,
Wenn Herrschaft gütig ist. Ists nicht wahr: ich bin gut?

Lisette.

Ach Sie versprechen sich.

Fr. v. Landheim.

Was sagt Ihr? Dürft Ihrs wagen? —
Bin ich nicht gut?

Lisette

Lisette.

Madam, Sie wollen gnädig sagen

Fr. v. Landheim.

Was das für artige, galante Reden sind!
Hört an! Ihr seyd wohl gar halb ein natürlich Kind
Von einem Edelmann.
— — — — —
— — — — —

Zweyter Auftritt.

Frau von Landheim, Lisette, Hans der Schneider, Niklas der Schuster, Peter der Strumpfstricker.

„Die neuangenommenen Leute kommen, um ihre Aemter ausgetheilt zu erhalten. Hans der Schneider wünschet „der gnädigen Frau Glück zu ihrem Geburtstage. Sie wird „darüber unzufrieden, und Hans suchet sie durch allerhand „Schwänke wiederum zu besänftigen.„

Fr. v. Landheim.

Je, Hans! Ihr saget ja nichts, als Schwänke.

Hans.

Nichts als Schwänke? Das ist wahr, gnädige Frau. Da haben Sie recht. Aber Sie wissen sie noch lange nicht alle. Fragen Sie nur die beyden da.

Fr. v. Landheim.

Ist es wahr? Ist er lustig?

Niklas.

Er ist allein lustiger, als wir alle beyde zusammen. Aber machen Sie auch fort, gnädige Frau! Wenn ich nichts arbeite, habe ich auch hernach zu Mittage nichts zu essen.

Fr. v. Landheim.

Nun, ihr lieben Leute. Ihr wollet eure Bedienungen ausgetheilt haben. Zu was ſchicket ihr euch denn jeglicher am beſten?

Hans.

Ich ſchicke mich am beſten zum Jäger, gnädige Frau. Ich ſchieße ſo gern Sperlinge. Da ich ein kleiner Junge war, habe ich recht viel mit dem Blaſerohre geſchoſſen.

Fr. v. Landheim.

Das iſt gut; und weil du ſo luſtig biſt, ſo ſollſt du immer um mich bleiben. Und Ihr, Schuſter Niklas, ſollt Läufer ſeyn. Die Läufer laufen doch die Schuhe am erſten zu Schanden. So könnt Ihr Euch ſie gleich wieder flicken. Und Ihr, Strumpfſtricker, ſeyd Laley!

Hans.

Je, nun wiſſen wirs doch. Nun will ich laufen. Mein Bügeleiſen wird ſo bald kalt ſeyn.

Niklas.

Ja, gnädige Frau. Ich weis, daß der Bauer mir und Ihnen alles Unglück auf den Hals flucht, weil er ſo lange auf den Abſatz warten muß.

Fr. v. Landheim.

So bleibt doch da! Ich habe euch noch was zu ſagen.

Hans.

Es geht nicht an.

Niklas.

Es geht wirklich nicht an. Ich will da nicht ewig ſtehen.

Liſette.

So höret doch, ihr dummes Volk!

Hans.

Die gnädige Frau kann das andere dem Strumpfſtrikker ſagen. Der verſäumt ohnedieß nichts.

Liſette.

Liſette.

Ihr ſollt da bleiben. Die gnädige Frau will haben. Könnt Ihr ihr nicht beſſer gehorchen?

Hans.

Nun, weil es das erſte mal iſt, ſo will ich doch ein Viſſchen warten.

Fr. v. Landheim.

Mein Herr Sohn, euer gnädiger Junker, wird heute wieder von Reiſen kommen. Er iſt ſchon in der Stadt. Saget nun dem Knechte; er ſoll ſechs Pferde vor die Kutſche ſpannen, und ihm entgegen fahren.

Hans.

Gnädige Frau, das kann der Strumpfſtricker thun. Der kann ſeinen Strumpf mitnehmen.

Liſette.

Was wollen Sie denn für Pferde nehmen laſſen?

Fr. v. Landheim.

Alle, die ich habe.

Liſette.

Die zum Ackern gehören?

Fr. v. Landheim.

Freylich die. Meine Pferde ſind alle ſo gut, daß ich ſie alle Tage an die Kutſche kann ſpannen laſſen. Hernach ſoll jemand unters Schloßthor treten, und warten, bis der junge Herr von Landheim kommt.

Hans.

Gnädige Frau, das kann der Strumpfſtricker thun. Der kann ſeinen Strumpf mitnehmen.

Hans.

Nun, gnädige Frau, Gott behüte Sie derweile! Sind Sie noch ungehalten, daß ich Ihnen Glück gewünſcht habe?

Fr. v. Landheim.

Geht nur, es ſoll Euch verziehen ſeyn.

Hans.

Das dächte ich auch. Wahrhaftig, wenn Sie noch einmal böse drüber werden, so wünsche ich Ihnen Unglück.

Dritter Auftritt.

Frau von Landheim, Lisette.

Fr. v. Landheim.

Nun kommt her, Madmoiſell! Nun wollen wir mit einander rathſchlagen, wie ich meinen Geburtstag recht prächtig begehen, meinen Sohn recht prächtig empfangen, und meine Trauer aus der Maßen prächtig ablegen will.

Liſette.

Braucht es wohl darüber zu rathſchlagen, gnädige Frau? Sie verſtehen ja alles ſelber ganz vollkommen.

Fr. v. Landheim.

Aber hört doch, Ihr ſeyd ſo artig und wohl erzogen; und wünſcht mir nicht Glück zu meinem Geburtstage!

Liſette.

Ich würde die Verwegenheit nicht begehen, gnädige Frau.

Fr. v. Landheim.

Die Verwegenheit könnt Ihr ſicher begehen. Ich will gar nicht mit Euch reden, wie mit meinen andern Leuten. Ich will mit Euch reden, als ob Ihr meine Geheimderäthinn wäret. Vernehme Leute haben doch ohnedieß jemand Vertrautes, auf den ſie ihre ganze Gunſt werfen.

Liſette.

Ach Madam, ich fürchte mich, das zu ſeyn.

Fr. v. Landheim.

Warum fürchtet Ihr Euch vor meiner Gunſt? Iſt ſie nicht ſchätzbar genug?

Liſette.

Liſette.

Ach, es iſt gefährlich, vornehmer Leute Liebling zu ſeyn.

Fr. v. Landheim.

Es iſt nur für Leute gefährlich, die nicht ſo klug ſind, wie Ihr. Aber ſagt mir; was wünſcht Ihr mir zu meinem Geburtstage? Ich möchte gern einen recht wohlausgeſonnenen Wunſch von Euch hören.

Liſette.

Ich wünſche, Madam, daß allezeit Ihre kleinſten Ausgaben ſo geſegnet ſeyn mögen, daß Sie recht große Dinge damit beſtreiten können. Ich wünſche, daß Sie ohne Unkoſten rechte Wunder thun mögen.

Fr. v. Landheim.

Ach, Liſette, Ihr thut einen Wunſch, der mich recht erquicket. Ihr habet mir recht meines Herzens Sinn errathen.

— — — — — — —

— — — — — — —

„Man berathſchlaget ſich über die Feyrung des Geburtsta-
„ges. Es ſoll ein Kuchen darzu von dem Mehle gebacken
„werden, welches der Müller zur Strafe geben müſſen. Das
„Fräulein kömmt, und bringt allerhand wirthſchaftliche Nach-
„richten von Hühnern und Gänſen. Sie räth der gnädigen
„Mama, ſich zu ihrem Geburtstage mehr um die Wirthſchaft
„zu bekümmern, ſie klagt über die erſtaunliche Verſchwen-
„dung, die im Hauſe einreiße, und will, daß Liſette fortgejagt
„werden ſoll. Die Frau von Landheim hingegen ſieht auf
„das Fräulein, und befiehlt ihr, Liſetten als ihrer Madmöſell
„zu folgen. Sie geht ab. Das Fräulein und Liſette zanken
„ſich. Jene heißt Liſetten Zungfer, und wird von ihr wieder
„ſo geheißen, welches beyde ſehr gegen einander erbittert.
„Hans erſcheint, daß er der Frau von Landheim mit ihres
„Großvaters Zeit ein Zimmer tapezieren ſoll, und zwar um-
„ſonſt. Darüber iſt er ſehr unvergnügt.“

Zweyter Aufzug.

Erſter und zweyter Auftritt.

Frau von Landheim, Liſette, Hans.

„Hans fodert ſeinen Abſchied, weil er immer umſonſt ar„beiten ſolle, und ſich ſo nichts verdienen könne. Fürs „Luſtigmachen wären ihm darauf keine Koſt verſprochen, und „er ſoll ſein Probeſtück als Luſtigmacher ablegen. Liſette „ſagt ihm, man mache vornehme Leute dann luſtig, wenn „man ihnen die Wahrheit ſagt. Hans macht ſich dieſe Er„innerung zu Nutze, und ſagt Liſetten, und zugleich der Frau „von Landheim ſolche Wahrheiten, daß er darüber in Ungna„de fällt, und die Livereh ausziehen ſoll. Liſette geht im „Zorne weg. Doch bringt er ſich durch ſeine Schwänke und „allerley luſtige Lobſprüche Verzeihung bey der gnädigen „Frau zuwege.“

Dritter Auftritt.

Frau von Landheim, Hans, Fräulein Fickchen.

Fräulein Fickchen.

Gnädige Mama, ich ſage es Ihnen einmal für allemal. Schaffen Sie das Menſch weg; ſie mag heißen, wie ſie will, Liſe oder Liſette; ſie mag eine Franzöſinn, oder eine Deutſche, oder gar eine Polakinn ſeyn.

Fr. v. Landheim.

Glaube ich doch, du willſt mir gar Geſetze vorſchreiben.

Fickchen.

Fiekchen.

Ich habe es Ihnen vorhin geſagt, da ſie dabey war. Aber ſie ſchrie ſo ſehr, und ließ mich nicht zum Reden kommen. Jetzunder ſage ichs Ihnen, da ſie nicht dabey iſt. Sie muß fort, ohne alle Barmherzigkeit!

Fr. v. Landheim.

Warum ſoll ſie denn fort?

Fiekchen.

Denken Sie denn, gnädige Mama, daß ich umſonſt weinen würde?

Hans.

Ja wohl, das glaube ich. Es muß ein rechtes Unglück ſeyn, wenn das gnädige Fräulein weinen ſoll. Geſtern wie der Hahn ſtarb, habe ich mich gewundert, wie ſtandhaft ſie war. Sollten Sie es wohl denken, gnädige Frau? Es war nahe daben, aber ſie hielt ſich doch, daß ſie nicht weinte. Es muß alſo doch noch mehr ſeyn, als wenn ihr der Hahn geſtorben wäre.

Fiekchen.

Ach, es iſt was viel ärgers.

Fr. v. Landheim.

Aber was iſt dir denn begegnet?

Fiekchen.

Ach, gnädige Mama, ich kann es nicht einmal ſagen, wie ſie mich geheißen hat.

Fr. v. Landheim.

Du wirſt es mir ja ſagen können. Nun was hat ſie dich denn geheißen?

Fiekchen.

Sie hat mich — denken Sie nur, gnädige Mama, ſie hat mich Jungfer geheißen.

— — — — — —

Vierter Auftritt.

Lisette zu den vorigen.

„Nach vielem Wortwechsel zwischen dem Fräulein und „Lisetten, nimmt die Frau von Landheim Lisettens Partey. „Sie erhebt ihr zu Liebe die französische Sprache.

Fr. v. Landheim.

Das ist eine Sprache, ohne die man kein Gericht Essen bey seinem rechten Namen nennen kann.

Lisette.

Ohne die man gar nichts machen kann.

„Fiekchen zeigt immer noch ihre Erbitterung gegen „Lisetten.

Fr. v. Landheim.

Ihr sollt euch beyde nicht zanken, sondern ihr sollt in Friede mit einander leben.

Hans.

Ihr könntet sonst der gnädigen Frau ihr Fürstenthum in Unordnung bringen. Friede, Friede, Madmösell Geheimderathum! Ihr müßt Euch mit mir und mit Fräulein Fiekchen vertragen.

Fiekchen.

Ey, was? Vertragen! Ich ruhe nicht, bis Ihr aus dem Schlosse seyd!

Lisette.

Mit dir will ich mich noch vertragen, Hans. Du hast mich doch nur eine Närrinn geheißen. Aber mit der Fräulein kann ich mich nicht vertragen. Die hat es gar zu arg gemacht.

Fr. v. Landheim.

Geh hin, Fiekchen, sprich ein gutes Wort zu deiner Madmösell.

Fiekchen.

Fiekchen.

Gnädige Mama, heißen Sie lieber Liſen, daß ſo ich mit mir vertrágt, als mir, daß an ihr gute Worte geben ſoll.

Fr. v. Landheim.

Du ſollſt dich nicht allein mit ihr vertragen, du ſollſt ihr auch folgen.

Hans.

Ja, das iſt billig. Sie müſſen es hübſch machen, wie es Ihre Frau Mama macht.

Fr. v. Landheim.

Du ſollſt mir inkünftige alle Tage recht geputzt, recht galant gehen.

Fiekchen.

Ach gnädige Mama, es iſt ganz erſchrecklich, wie Sie mit mir umgehen. Es iſt nicht auszuhalten.

Fr. v. Landheim.

Du ſollſt tanzen lernen. Lisette, frage doch den Schuſter — je daß doch! ich wollte ſagen, den Läufer, ob er tanzen kann. So konnte er meiner Tochter Stunden geben.

Fiekchen.

Ach! ich wills meinem Bruder klagen, daß Sie mich ſo ſtrapazieren wollen.

Fr. v. Landheim.

Auch ſingen ſollſt du mir lernen.

Hans.

Das kann ſie bey mir lernen; denn das verſtehe ich als ein Meiſter. Wollen wir nicht etwa gleich den Anfang machen? Jetzund wirds am beſten gehen, weil ſie eben kommt.

Fr. v. Landheim.

Du ſollſt mir kein Wort mehr reden dürfen. Alles ſollſt du

du ſingen müſſen. Und wenn du in acht Tagen nicht ein rechtes Staatsfräulein biſt, ſo drehe ich dir den Hals um.

Fiekchen.

Ach ich muß davon laufen. Die gottloſe Franzöſinn bringt mich noch ums Leben!

Fr. v. Landheim.

Du haſt mir ja noch nicht geſagt, wie viel Eyer ſeit geſtern gelegt worden ſind.

Hans.

Hören Sie, gnädiges Staatsfräulein, die gnädige Mama will wiſſen, wie viel Eyer Sie haben.

Fr. v. Landheim.

Geh und ſieh nach. Ich ſage dirs noch einmal; ſieh zu, daß du in acht Tagen ein rechtes Staatsfräulein biſt!

Fiekchen.

Warten Sie nur, Mama, warten Sie nur! Ich will nach dem Vormunde ſchicken.

F. v. Landheim.

Was? Du willſt mir ohne meinen Willen Gäſte herbitten! Unterſich dichs nur nicht! — Ihr, Schneider, gehet nun, und macht mir die Tapeten.

Fünfter Auftritt.

Frau von Landheim, Liſette, Peter, Chriſtian.

Peter.

Gnädige Frau, hier bringe ich jemanden. Sie mögen ſelber ſehen, ob es der Junker iſt.

Fr. v. Landheim.

Das, der Junker? — Der ſollte mir ſo vor die Augen kommen. — — — Liſette, fragt ihn doch; wer er iſt?

Liſette.

Liſette.

Hört doch, mein Freund; ſind Ihr etwa einer von den Reiſenden, die lahme Füße, oder ſchiefe Hälſe, oder krumme Finger haben, wenn ſie wollen?

Chriſtian.

Hochwohlgebohrne Frau! Gnädige Frau! Nachdem ich meinem Vaterlande — — nützlich zu ſeyn — — nöthig befunden — — mir ſelber was zu verdienen — — und herumzugehen — — und Dienſte zu ſuchen, und zu bitten, wenn ein Dienſtchen hier für mich wäre; als der ich mir aller Treue aufwarten und der gnädigen Herrſchaft an die Hand gehen werde.

Fr. v. Landheim.

Der Kerl gefällt mir. Er hat ſo einen zierlichen Vortrag.

Liſette.

Es iſt wahr. Ich weis nur nicht recht, was er haben will. Es iſt ſo eine zierliche Verwirrung. Ihr habet gewiß als Schreiber bey einem Notarius gedient.

Chriſtian.

Freylich habe ich mir ſo durchhelfen müſſen. Aber ich wäre wohl zu was anders gebohren.

Fr. v. Landheim.

Ihr wollt Dienſte haben?

Chriſtian.

Ja, Ihro Gnaden.

Fr. v. Landheim.

Liſette, was meynt Ihr? Kann ich ihn nicht etwa zum Kammerdiener machen?

Liſette.

Ja, Ihro Gnaden, das iſt ſchön! Zum Kammerdiener! Ohne Kammerdiener kann eine ſolche Dame, wie Sie ſind, gar nicht ſeyn.

Fr. v.

Fr. v. Landheim.

Hört an, mein guter Freund. Ich wollte Euch wohl in Dienste nehmen. Aber meine Leute müssen alle was können.

Christian.

Gnädige Frau, ich kann Complimente ausrichten, als ein Meister, und wenn sie so lang wären, wie ein Liebesbrief.

Lisette.

Das ist viel! Zumal wenn die Complimente einen so zierlichen Vortrag haben, wie Eure eignen.

Fr. v. Landheim.

Das ist wohl ganz gut. Aber meine Leute müssen auch was nützliches können.

Christian.

Auch damit kann ich aufwarten; ich kann schreiben.

Fr. v. Landheim.

Das ist noch nicht, was ich haben will.

Christian.

Ich kann Servietten brechen.

Fr. v. Landheim.

Noch nicht! Ihr versteht mich nicht recht. Ich meine, Ihr müßt was können, womit Ihr Euch was verdienet. Denn ich will es Euch nur gerade heraus sagen; ich gebe meinen Leuten keinen Lohn.

Christian.

Freylich kann ich mehr! Ich kann etwas, daß ich hernach nicht kann, wenn andre Leute wissen, daß ichs kann.

Lisette.

Das Ding ist eine artige Kunst. O lehret sie wenigstens mich.

Chris-

Chriſtian.

Wer weis, ob Sie die Kunſt nicht ſchon gelernet hat.

Fr. v. Landheim.

Laſt ihn gehn, Liſette. Wenn er nun ſeine Kunſt ſagte ſo konnte er ſie hernach nicht mehr, und ſo konnte er ſich nicht ernähren. Aber wie heißt Ihr denn? wie ſoll ich Euch nennen, Kammerdiener?

Liſette.

Ihr Gnaden, für den Kammerdiener würde es hübſch laſſen, wenn er einen franzöſiſchen Namen hätte.

Fr. v. Landheim.

So gebet ihm einen Namen, Liſette.

Liſette.

Ich habe immer gehört, daß die Herren zu ihren Bedienten Caspar geſprochen haben. Ich dächte, wir hießen ihn Caspar.

Fr. v. Landheim.

Gut! Caspar! Das klingt nicht übel. Nun ſo kommt, Caspar. Ihr ſollt die Tafel beſorgen.

Sie geht ab.

Sechſter Auftritt.

Liſette, Hans.

Liſette.

He, Hans! Was machſt du denn? Komm doch her! laß dich einmal beſehen, was du für eine Figur machſt, Herr Jäger mit der Scheere!

Hans.

Liſette, ſeyd Ihr da? Hört, die gnädige Frau braucht einen Narren, der ihr die Wahrheit beſſer ſagt, als ich. Wollt Ihr ſie ihr nicht ſagen?

Liſette.

Schimpfſt du mich ſchon wieder?

Hans.

O werdet doch nicht böſe! Ihr ſeht ja, daß ich ein luſtiger Kerl bin, und Euch nur foppen will.

Liſette.

So biſt du mit der gnädigen Frau nicht zufrieden?

Hans.

Der Henker möchte mit ihr zufrieden ſeyn. Wenn ſoll ich denn arbeiten, daß ich mich ernähre, wenn ich beſtändig arbeiten muß, was ſie haben will.

Liſette.

Du guter Hans, du wirſt in der Nacht ſchon Zeit genug dazu haben.

Hans.

Was? In der Nacht? Ich will ein Schelm ſeyn, wenn ich ein einzig mal, meinem Meiſter zu Gefallen, in der Nacht gearbeitet habe, außer in der Nacht vor den Feyertagen.

Liſette.

Das wird ſich aber ſchon geben. Wenn man wacht, ſo wird einem die Zeit lang, und da nimmt man ſich ſchon von ſelbſt was zu thun vor.

Hans.

Wie? wenn man die Nacht wacht? Ja, heißt Ihr mich einen Schelm, wenn ich die Nacht nicht ſchlafen will, wie eine Katze.

Liſette.

Es läßt ſich wohl ſchlafen, wenn du kein Bette kriegſt.

Hans.

Kein Bette? Was? Kein Bette? Wer zum Henker hat denn das der Herrſchaft wieder eingegeben? — Ce, ce, ce! Ich

Ich weis, wie es ſeyn wird. Die gnädige Herrſchaft wird erſparen wollen, neue Betten herzugeben, und ſo wird ſie mich zu dir legen, Liſettchen!

Liſette.

Ach nein, du guter Hans! Mache dir keine ſolchen Gedanken. Ich will nicht Urſache ſeyn, daß du am Tage hungerſt, wenn du die Nacht nicht arbeiteſt. Die gnädige Frau will, daß du wachen, und im Schloſſe herumgehen und Achtung geben ſollſt.

Hans.

Soll ich nicht etwa auch die Stunden abrufen?

Liſette.

Das weis ich nicht. Aber wenn du deinen guten Willen zeigen willſt, ſo kannſt du es immer thun.

Hans.

Höre, Liſette. Geh doch, und ſiehe, wie meine Tapeten ausſehen.

Liſette.

Haſt du die Tapeten ſchon aufgemacht?

Hans.

Ach ja! Ich arbeite ſehr geſchwind für die Herrſchaft.

Liſette.

Und wenn du für eine Herrſchaft, mit der du nicht zufrieden biſt, ſo geſchwind arbeiteſt; was wirſt du nicht für eine Herrſchaft thun, mit der du zufrieden biſt?

Hans.

Ja, hört nur, Liſette! Der Knoten iſt der. Alles, was ich umſonſt arbeite, arbeite ich ſehr geſchwind. Und die Herrſchaften, denen ich umſonſt arbeiten muß, ſind eben die, mit denen ich nicht zufrieden bin.

Lisette.

Wie hast du aber alles so geschwind fertig machen können?

Hans.

Je, vier Nägel, in jeder Ecke ein Nagel, die sind bald eingeschlagen. Seht Ihr, Lisette? So arbeitet man umsonst. Geht nur hinein. Es sieht recht artig aus. Die Tapeten hängen an der Wand, so hübsch, wie ein Mantel.

Lisette.

Aber wenn die gnädige Frau sehen wird, daß es nicht recht ist, so wird sie es wieder losreißen.

Hans.

Wenn sie es wieder losreißt, so hat sie was wieder aufzumachen. Zweymal arbeite ich nicht umsonst.

Lisette.

Ich muß doch sehen, wie das Ding aussieht. Hans, ich lache mich todt, wenn du es noch einmal machen mußt.

Siebenter Auftritt.

Hans.

O wahrhaftig, ich habe einen feinen einträglichen Dienst. Ich muß doch einmal nachrechnen. — Was bin ich denn alles hier im Schlosse? Und was kriege ich dafür? — Erstlich bin ich Jäger; dafür kriege ich die Livree. Hernach bin ich Schneider; dafür kriege ich die Erlaubniß, im Dorfe zu pfuschen, und keine Zeit darzu. Hernach Tapezierer; dafür habe ich die Ehre, der gnädigen Frau ihr Zimmer zu tapezieren. Hernach sage ich die Wahrheit; dafür soll ich zu essen kriegen. — Die Wahrheit wird hier doch noch am besten bezahlt. — Hernach soll ich des Nachts wachen, oder mit einem Worte Nachtwächter seyn, dafür kriege ich — — nichts. O wahrhaftig, das Fräulein hat wohl recht, daß sie auf ihre

Frau

Frau Mutter böſe iſt. Ich habe reichliche Beſoldung. — Wer, den Henker, iſt denn das?

Achter Auftritt.

Hans, Junker Berthold.

Hans.

Hört doch an, Ihr Herr im ſchönen Kleide! Ihr ſeyd doch wohl nicht aus dem Dorfe?

Junker Berthold.

Was iſt denn das für ein Lumpenkerl? — Kerl, von welcher Landſtraße biſt du?

Hans.

O nein! Ich bin wahrhaftig nicht von der Landſtraße. Ich bin nur nicht weit davon. Ich bin vom Lerchhofe.

Junker Berthold.

Was iſt denn das für ein Anfang?

Hans.

O mein Anfang! mein Anfang! Meine Kleider ſind ſo wohl Edelmannskleider, als Eure. — Hört, Herr! Kann man nicht den Schnur von Eurem Kleide kriegen? Er gefällt mir ſo wohl. Wenn ich einmal ein Frauenzimmer zu machen kriege, könnte ich es hübſch darnach machen. — Ach noch Eins! Weil Ihr ſo hübſche Kleider habt, ſo werdet Ihr wohl auch Lawern geſehen haben.

Junker Berthold.

Ja! Warum?

Hans.

Wenn Ihr welche nach der neuen Mode ſehen wollet, ſo geht nur da hinein! Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht etwa dran ſtoßet: ſie möchten ſonſt herunter fallen.

Junker Berthold.

Willſt du gehen, Schlingel? Was unterſtehſt du dich?

Hans.

Es iſt gut; ich will gehen. — Ganz gewiß werdet Ihr zur gnädigen Fräulein wollen. Denn auf die Freihe geht Ihr doch wohl, weil Ihr ſo geputzt ſeyd. — Aber ſteht Ihr da, ſo lange Ihr wollt! Ich will weder der gnädigen Frau, noch dem Fräulein ein Wort ſagen, daß Ihr da ſeyd.

Er geht ab.

Neunter Auftritt.

Junker Berthold, Fräulein Fiekchen.

Fiekchen.

Je Berthold! je Berthold! Biſt du denn wieder da? Ich ſah eben aus dem Fenſter dich kommen. Es iſt gut, daß du wieder da biſt. Du haſt recht Geld verthan.

Berthold.

O ho, Fräulein Schweſter! ich will noch viel mehr verthun, da ich wiedergekommen bin.

Fiekchen.

Thu es nicht, guter Berthold! die Mama fängt ſo ſchon an, zu verthun.

Berthold.

Ich komme Euch gewiß zu früh über den Hals, wo ehere, daß Ihr noch nicht bey Eurer toilette geweſen ſeyd.

Fiekchen.

An meiner Toilette? — Fängſt du auch an, Berthold, wie die neugebackne Franzöſinn? Ich weis viel, was das heißt.

Berth-

Berthold.

Ich ſage: daß ich gewiß zu früh komme, weil Ihr noch nicht an Eurem Putztiſche geweſen ſeyd, weil Ihr Euch noch nicht angekleidet, noch nicht das Haar friſirt, noch keine mouche im Geſichte liegen habt.

Liekchen.

Noch nicht angekleidet? Das wolle der Himmel nicht! Siehſt du denn nicht, Berthold, daß ich mich heute gepuzt habe, weil der gnädigen Mama ihr Geburtstag iſt?

Berthold.

Du gutes Kind! Heißt das bey dir gepuzt? Nun warte nur! Ich habe dir eine franzöſiſche Puppe mitgebracht, darnach du deine Kleider machen laſſen kannſt. Ich habe auch in Paris die Verfügung getroffen, daß mir allezeit eine heraus geſchickt werden ſoll, ſo oft die Moden ſich ändern.

Liekchen.

Ich glaube, Berthold, du verierſt mich. Denkſt du, ich ſpiele mit Puppen?

Berthold.

Wie konnte mir das einfallen? Nein, Fräulein Schweſter, Ihr ſollt nur Euren Putz darnach machen laſſen.

Liekchen.

Höre, Bertholdchen! Rede doch der gnädigen Mama zu! Ich weis nicht, was ſie für wunderliche Dinge anfängt. Kannſt dus wohl glauben? Drey Leute hat ſie angenommen, und hernach den vierten noch dazu. Denen hat ſie laſſen Kleider machen, einem als Jäger, einem als Läufer, einem als Lakey; und hat von ſeligen Papas ſeine Kleider darüber vertändelt. Ich will nichts dafür. Ich hab immer für dich, daß du ſie kriegen ſollteſt. Aber ſie ſind zerſchnitten.

Berthold.

Ich danke dir für deinen guten Willen. Was hätte ich denn damit machen ſollen? — War etwa der Kerl, den ich vorhin hier ſah, mit einem grünen Kleide und mit einer Scheere in der Hand, einer von den Leuten, die die Mama angenommen hat?

Lieschen.

Ja, ja. Das iſt einer Baben geweſen. Und ſie hat auch eine Franzöſinn angenommen.

Berthold.

Das iſt hübſch für mich. So habe ich jemanden zum Umgange. — Höre nur an, Schweſter. Das ſoll alles anders werden. Ich merke wohl, es ſoll was ſeyn. Die gute Frau verſteht es nur nicht recht. Es iſt mir alles lieb, weil ich doch wenigſtens den Willen ſehe. Ich will alles bald in einen Stand ſetzen, daß es gar ein anderes Anſehen kriegen ſoll. Ich habe mich ſchon geärgert, was ſie nur für Ackermähren entgegen gekauft hat. Ich glaube, ich hätte lieber den Kaufs einen andern Zug Pferde gekauft, wenn ich ſie gleich hätte haben können.

Lieschen.

Was, Berthold? Du haſt neue Pferde kaufen wollen?

Berthold.

Freylich, ma chere! Denkt Ihr denn, daß in ganz Paris ein Menſch mit ſolchen Pferden fährt?

Lieschen.

Ey, ſo muß es ja recht gottlos in Paris zugehen!

Berthold.

Wir wollen uns heute recht luſtig machen. Ich habe meinen Diener in der Stadt gelaſſen. Er ſoll dreyßig von meinen

meinen alten Bekannten und die vornehmſten Damen in Maſken mit herumbringen; und vier Koche; und Maſken für mich, und für Euch, meine Schweſter, und auch für die gnädige Mama. Da wollen wir tanzen, und ich will weiſen, was ich in Paris gelernt habe. Für Muſik iſt ſchon geſorgt. Ich habe auch ein kleines Feuerwerk beſtellt. Es koſtet eben nicht viel — nicht mehr, als zwey hundert Thaler.

Lieſchen.

Ach, zwey hundert Thaler! Das iſt ja ganz entſetzlich, Berthold. Nein, nein, das gilt mir gar nicht an. Das ganze Gut geht drauf, wenn du ſo haushalten willſt.

Berthold.

Wenn es nun auch drauf ginge! Weswegen habe ichs denn, als daß es drauf gehen ſolle?

Lieſchen.

Nein, du biſt gar mein Bruder nicht.

Berthold.

Nun ſo bleib doch da, du Närrinn! Du wirſt doch nicht vor mir laufen, wenn ich, dir zu Gefallen, Luſtbarkeiten anſtelle! Fahre mich in ein Zimmer, und laß mir meinen Kleiderkoffer vom Wagen ſchaffen. Ich muß mich umkleiden, ich darf mich ſo nicht ſehen laſſen.

Lieſchen.

Nicht ſehen laſſen? Herrlich! Die Mama wird ſchmälen, wenn ſie ſehen wird, daß du ein ſo gutes Kleid auf der Reiſe angezogen haſt.

Berthold.

So ein gutes Kleid! Eben weil es zu ſchlecht iſt, will ich ein beſſeres anziehen, ehe ich der gnädigen Ma-

ma vor Augen kommt. Das iſt nur ein Kleid zum Spazieren.

Fiekchen.

Ach was du für ein Verſchwender biſt!

Berthold.

Nun ſo führe mich doch in ein Zimmer! Geſchwind, ehe mich jemand ſieht!

Fiekchen.

Du muſt mir erſt verſprechen, daß du die Leute wegſchaffen wilſt, die die gnädige Mama angenommen hat.

Berthold.

Ich wills ſehen; wenn ſie mir nicht gefallen. Komm nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Niklas, Peter.

Niklas.

Peter, ja, es iſt nicht anders. Die gnädige Frau läſst dir ſagen, daß ſie dich abdanken will, wenn du deine Dienſte nicht beſſer verrichteſt. Warum haſt du denn nichts davon geſagt, daß der Junker kömmt?

Peter.

Iſt der Junker da? — Ey, der liebe Herr! Laß mich ihn doch auch ſehen. Ich muß gehen, und ihm die Patſchhand geben.

Niklas.

Haſt du ihn denn nicht kommen ſehen?

Peter.

Ich weis nicht. Ich ſah auf meinen Strumpf. Es war mirs wohl, als ob ein recht flinker Herr hereinginge. Ich dachte aber nicht, daß es der Junker wäre.

Niklas.

Ja freilich iſt es geweſen.

Peter.

Das iſt nicht möglich. Höre einmal an, Niklas: Wenn nun ein ſchöner Fidlen mit einer geflickten Schabracke zum Thore hereingeſprungen käme, würdeſt du dir wohl einbilden, daß

daß es aus unserm Stalle wäre? Gewiß, du dächtest, das muß einer fremden Herrschaft zugehören. So gieng mirs auch. Ich dachte, es wäre ein fremder Herr; und was geht mich ein fremder Herr an? — Ich sollte auf den Junker warten.

Niklas.

Du magst aber vorbringen, was du willst; das hilft alles nichts. Es ist der Junker gewesen.

Peter.

Wenn ers nun auch gewesen ist; was ist es denn mehr? Er wird doch wohl eben so bekannt im Schlosse seyn, als ich. Er wird doch nicht alles so vergessen haben, daß er mich zum Wegweiser nach der Treppe hätte brauchen sollen?

Niklas.

Das hilft alles nichts. Die gnädige Frau sagt, sie hätte ihm wollen entgegen gehen; und wir hätten alle hinter ihr drein gehen sollen, daß es recht vornehm ausgesehen hätte. Die Freude hast du uns nun verderbt.

Peter.

Das ist ewig Schade! Das Ding hätte gleich sowohl hübsch ausgesehen. Aber, was kann ich dafür? Warum ist er nicht gefahren gekommen?

Niklas.

Der gute Herr ist vor dem Dorfe abgestiegen. Er hat sich geschämt, mit solchen Pferden durchs Dorf zu fahren. Denn hat er lieber zu Fuße gehen wollen; zumal, da er ein Pferd davon todt gejagt hat.

Peter.

Nun, der wirds auch kriegen, wenn er zur Mutter kömmt. — Ist es aber wahr, Niklas, daß mich die Herrschaft fortjagen will?

Niklas.

Niklas.

Nein, sie läßt dir nur damit drohen.

Peter.

Eo, das ist gut. Ich glaube selbst nicht, daß es ihr Ernst ist. Sie kriegt so bald nicht solche Leute wieder, die ihr umsonst dienen.

Niklas.

Da siehst du; das ist der junge Herr.

Peter.

Eo, er hat sich noch schöner angeputzt. Das sitzt stattlich. Glänzt er doch, wie ein Goldkäfer!

Zweyter Auftritt.

Niklas, Peter, Junker Berthold.

Junker Berthold.

Was seyd denn ihr für Lumpenkerls? Ich dachte, der Läufer wäre hier.

Niklas.

Zu dienen! Ich bin meiner gnädigen Frau ihr Läufer und Schuhflicker in Landheim.

Junker Berthold.

Das ist gut! Du sollst den Augenblick in die Stadt laufen. Aber sieh dich vor, daß du in einer Viertelstunde wieder da bist.

Niklas.

Herr, ich glaube, Sie wollen mich todt jagen, wie das Pferd. Aber man kauft die Menschen nicht gleich wieder, wie die Pferde, wenn sie umfallen. Das Ding geht nicht an.

Junker

Junker Berthold.

Wenn du lange redest, so will ich dir befehlen, daß du in einer halben Viertelstunde wieder da seyn mußt. Was wärst du denn für ein Läufer, wenn du nicht geschwinder seyn wolltest, als ein Pferd?

Niklas.

Ja, Herr, so muß ich zuvor einen Gang gehen.

Junker Berthold.

Wohin? Du hörst, daß du geschwind wieder da seyn sollst.

Niklas.

Ich will nur erst gehen, und mir die Milz ausnehmen lassen, damit ich hurtig laufen kann; denn die sticht mich verhenkert.

Junker Berthold.

Du bist rasend. Was bist du denn für ein Läufer, wenn du nicht laufen kannst?

Niklas.

Gnädiger Herr, ich bin ein Läufer, der nicht laufen gelernt hat, sondern sitzen, und — —

Junker Berthold.

Nun, so nimm ein Pferd, und sitze, wie du willst, wenn du nur geschwind wieder da bist.

Niklas.

Ey nicht doch, Herr! Ich weis auch, was sich schickt. Ein Läufer, wie ich, läuft nicht mit geborgten Beinen.

Junker Berthold.

Der Narr der verderbt mir die Zeit mit Streiten. Du anderer, setze dich auf ein Pferd, und reite in die Stadt zu unserm Kaufmanne. Da nimm mir etliche Stücke blauen Atlas, und ein paar hundert Ellen goldene Dreißen. Und hernach hole so viele Tapezierer zusammen, als du ihrer kriegen

gen kannst. Bey dem Goldschmiede nimm zwey Dutzend silberne Wandleuchter, und hole ungefähr sechs Pfund Wachslicht. Hernach habe ich ein Dutzend sammetne Stühle drinnen gesehen, die laß auch herausschaffen. Wenigstens muß ein Zimmer ausmeublirt werden. Wenn ich mich nur bedenk besonnen hätte, da ich in der Stadt war; ich hätte alles selbst auslesen können. Aber wer weis, wie wunderlich du deine Sachen machst!

Peter.

Aber, Herr, ich versäume meine Arbeit. Die gnädige Frau giebt mir nichts, nicht einmal zu essen.

Junker Berthold.

Giebt sie dir nichts? Das ist auch unerhört. Da hast du einen Gulden. Wenn du bald wiederkommst, sollst du noch Einen haben.

Niklas.

Ey, gnädiger Junker, Sie wollten ja mich schicken. Ich will ein Pferd nehmen. Ich will bald wieder da seyn, recht bald. Ich wollte nur, daß ich mit des Pferdes Füßen und mit meinen zugleich laufen könnte.

Peter.

Ey, nein! Ein Läufer zu Pferde, das schickt sich nicht.

Niklas.

Du, Peter, kannst deinen Strumpf mit aufs Pferd nehmen.

Peter.

Aber, gnädiger Junker; wenn ich nun das Zeug alles nicht merke?

Niklas.

Herr, geben Sie dem Läufer auch einen Gulden, so will ich mitlaufen, und ihm einhelfen.

Junker

Junker Berthold.

Hier haſt du einen Zettel. Du darfſt nur zuerſt zu meinem Kaufmanne gehen. Du, Herr Läufer, der ſie gelernt hat, kannſt du unterdeſſen die alten Kaſten und Laden, und alles, was im großen Saale ſteht, heraus, damit die Tapezierer gleich anfangen können, wenn ſie kommen.

Dritter Auftritt.

Junker Berthold, Frau von Landheim.

Fr. v. Landheim.

Nun, Junker, haſt du dich nun überall im Schloße umgeſehen? Iſt es nicht wahr, daß ich alles recht hübſch und prachtig eingerichtet habe? Die Franzöſinn ſpricht ſo gar, ich wäre eine rechte Fürſtinn auf meinem Gute. Das aber will ich ihr nicht glauben.

Berthold.

Ach ja! ich bin herumgegangen. Ich wundere mich, wie Sie allein alles das Zeug haben angeben können.

Fr. v. Landheim.

Siehſt du wohl, daß eine Frau auch was angeben kann, wenn ſie gleich nicht ſelbſt vom Lande weggekommen iſt?

Berthold.

Man ſiehts, gnädige Mama, daß Sie nicht ſelbſt vom Lande weggekommen ſind; daß Sie denken, Sie haben ſo was ſchönes angegeben.

Fr. v. Landheim.

Was? Das wäre nicht ſchön? Höre mir an, Junker! Ich merke der Franzöſinn doch wohl eher glauben. Die ſpricht, es wäre alles ganz allerliebſt, was ich angegeben habe.

Ber-

Berthold.

Und ich sage Ihnen, gnädige Mama, daß die Französinn eine Närrinn ist, wenn sie so was sagt, und daß sie aus Gascogne seyn muß.

Fr. v. Landheim.

Nein! Daher ist sie nicht; das weis ich gewiß. Ich weis ganz wohl, wo sie her ist.

Berthold.

Gnädige Mama, ich wills Ihnen rein heraus sagen: Wenn Sie gleich Lust haben, Staat zu machen, so haben Sie doch lange nicht die Geschicklichkeit darzu. Und ehe Sie ein solches Gespiele hätten vornehmen wollen, hätten Sie lieber alles lassen können, wie es gewesen ist.

Fr. v. Landheim.

Und das will ich dir auch sagen. Es gefällt mir endlich gut genug, daß du Lust hast, dich hübsch zu halten. Aber daß du ein versübert Kleid nach dem andern anziehst, und das hier auf dem Gute, das steht mir ganz und gar nicht an.

Berthold.

Weswegen wäre ich denn in Frankreich gewesen, wenn ich nicht anbringen wollte, was ich gesehen und gelernt habe?

Fr. v. Landheim.

Ich bin nicht in Frankreich gewesen; aber ich weis auch, was Staat ist, und noch darzu, was Haushaltung ist. Das weist du nicht!

Berthold.

Haushaltung! Das sollte ich nicht wissen. O ich bin wohl genöthigt gewesen, zu lernen, was Haushaltung ist. Ich habe bald ein Jahr in Paris gelebt. Die Vormünder schickten mir nicht Geld genug. Auch Sie wollten nicht recht damit herausrücken. Wahrhaftig, es gehört Haushaltung darzu, wenn man sehen soll, wo man Geld herkriegt.

Fr. v. Landheim.

Du magſt wohl auch ein Haushälter ſeyn; wie der ein Schneider iſt, der Kleider zerreißen kann, und keine zu machen verſteht.

Berthold.

Wiſſen Sie nicht, Mama, daß es zween Theile von der Haushaltung giebt: den erſten, wie man Geld ſammeln ſoll, der gehört für die Mütter; den andern, wie man Geld verthun ſoll, der iſt für uns, Herren Söhne.

Fr. v. Landheim.

Die zween Theile kann ich alle beyde. Und du, Herr Sohn, kannſt nur den letzten; und das iſt noch darzu der ſchlimmſte.

Berthold.

Das kann ſeyn. Das macht, ich habe alles, was ich gelernet habe, cavaliermäßig ſtudiert; und alſo auch die Haushaltung.

Fr. v. Landheim.

Und die hätteſt du bürgermäßig ſtudieren ſollen. Aber ſo wirſt du den erſten Theil erſt lernen, wenn du den zweyten nicht mehr wirſt brauchen können.

Berthold.

Es iſt gut, Mama. Lehren Sie mich, wie man das Geld ſammeln ſoll. Ich will Sie lehren, wie mans verthun ſoll.

Fr. v. Landheim.

Du willſt mich lehren, wie man das Geld verthun ſoll? Du guter Berthold, das ſolleſt du von mir lernen.

Berthold.

O nein, gnädige Mama! Wir gehören im Geldverthun zu ganz verſchiedenen Secten. Darum werde ich noch viel Lehre von Ihnen annehmen. Denn ich habe die Haushaltung in Paris gelernet, und Sie vielleicht von Ihrer Gaſcognerinn.

Fr.

Fr. v. Landheim.

Du muſt wiſſen: Meine erſte Regel im Geldverthun iſt, daß man mit wenig Gelde groſſe Dinge ausrichten ſoll.

Berthold.

Und ich will Ihnen heute auf den Abend weiſen, was meine erſte Regel vom Geldverthun iſt.

Fr. v. Landheim.

Warum denn auf den Abend? Erkläre dich doch deutlicher!

Berthold.

Ich will Ihren Geburtstag feyern, gnädige Mama.

Fr. v. Landheim.

Du willſt meinen Geburtstag feyern, damit, daß du Geld verthuſt? Ah ſo wäre mein Geburtstag der unglücklichſte Tag im Jahre. Wenn mein Geburtstag rechtſchaffen gefeyert werden ſoll, ſo muß er prächtig begangen, und doch kein Heller daran ausgegeben werden.

Berthold.

Wenn es daran liegt, ſo geben Sie ſich zufrieden. Sie ſollen alles erſt morgen bezahlen, oder Sie können es auch ſtehen laſſen, bis auf die Meſſe.

Fr. v. Landheim.

Ich ſoll es bezahlen? Wie? Du willſt meinen Geburtstag feyern, und ich ſoll es bezahlen?

Berthold.

Gut, gnädige Mama! So will ichs bezahlen. Geben Sie mir nur das Geld dazu.

Fr. v. Landheim.

Nicht einen Heller ſollſt du kriegen, und wenn ſie dir darüber die Wache ſetzten.

Berthold.

Davon wollen wir schon ein andermal reden. Jetzo, gnädige Mama, schaffen Sie mir einen Perückenmacher. Ich muß mir das Haar anders zurecht machen lassen.

Frau von Landheim.

Du willst dir die Haare anders zurecht machen lassen? Ich dachte, was dir fehlte. Du meynst gewiß, weil ich sie noch nicht gelobt habe, so gefallen sie mir nicht, und sind nicht schön genug. Aber mache dir keine Sorge. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, davon zu reden. Sonst würde ich dir schon gesagt haben, daß sie recht schön sind.

Berthold.

Gnädige Mama, ich muß recht über Sie lachen. Es fragt sich ja nicht, ob sie schön sind; es fragt sich, ob sichs schicket, daß ich jetzo in solcher Frisur gehe. Sie sehen ja, daß ich a la chasse accommodirt bin. Das heißt so viel; meine Haare sind zurecht gemacht, als ob ich auf die Jagd gehen wollte.

Fr. v. Landheim.

Das lerne du mir nicht. Wenn dein seliger Papa auf die Jagd gieng, so nahm er die Haare zusammen, und steckte sie unter den Huth.

Berthold.

Was geht mich mein seliger Papa an? Aber so, wie ich gehe, jagen die jungen Herren in Paris.

Fr. v. Landheim.

Mit Einem Worte! Laß dir die Lust vergehen. Einen Parückenmacher lasse ich dir nicht holen. Die Leute wollen Geld haben!

Berthold.

Zum Henker! Sie haben ja so viele Lappenpuppen angenommen. Kann denn nicht wenigstens Einer von den Lumpenkerlen mit den Haaren umgehen?

Frau

Frau von Landheim.

Ich will dir meinen Kammerdiener ſchicken. Wenn der es kann, ſo iſt es gut. Wenn der es nicht kann, ſo mache dir weiter keine Mühe.

Vierter Auftritt.

Junker Bertbold. Liſette.

Bertbold.

Ey, wer iſt denn das Mägdchen? Meine Mutter hat doch nicht in allen Dingen einen übeln Geſchmack. Eſt-ce Vous la Françoiſe, Mademoiſelle?

Liſette.

A Votre ſervice, Monſieur.

Bertbold.

Depuis quand etes Vous donc de la France?

Liſette.

Je ſuis Votre ſervante.

Bertbold.

Y avés Vous encore des parens?

Liſette.

Je Vous ſuis obligée.

Bertbold.

Eſt-ce Vous de Paris ou Provence?

Liſette.

Je Vous remercie —

Bertbold.

Ah, reponds donc, Mademoiſelle! Vous etes trop obligeante. Vous ne ditez que des complimens.

Liſette.

Je ſuis ravie.

Bertbold.

Vous Vous moqués, Mademoiſelle?

Liſette.

Vous Vous moqués, Monſieur.

Bertbold.

Vous pouvés être ſans ceremonie avec moi, Mademoiſelle.

Liſette.

Vous pouvés être ſans ceremonie avec moi, Monſieur.

Bertbold.

Eh bien donc! Un baiſer, ma mignonne!

Liſette.

Ah, pfuy doch! Schämen Sie ſich.

Bertbold.

Vous diſiés pourtant, que je pouvois être ſans ceremonie avec Vous?

Liſette.

Was ſagen Sie, gnädiger Herr? Ah ſchämen Sie ſich doch!

Bertbold.

Sie ſagten ja aber, ich brauchte keine Ceremonien bey Ihnen?

Liſette.

Behüt der Himmel! Das iſt mir nicht in den Sinn gekommen.

Bertbold.

Der Henker ſoll mich holen, wenn Sie es nicht geſagt haben.

Liſette.

Verzeihen Sie, gnädiger Junker! Ich habe es nicht ſo verſtanden.

Bertbold.

Das iſt mir leid. Sagen Sie mir, wie Sie es ſonſt verſtanden haben?

Liſette.

Liſette.

Ich, gnädiger Junker? — Ich habe gar nichts verſtanden.

Berthold.

Die Mode muß ganz neu ſeyn, daß man was ſagt, und nichts darunter verſteht.

Liſette.

Verzeihen Sie! Die Mode iſt ſo alt, als die Complimente ſind.

Berthold.

Das iſt ganz artig geſagt. Es war Schade, daß Sie das nicht franzöſiſch ſagten. Wenn ein Einfall noch ſo ſchön iſt, ſo klingt er nicht, wenn er deutſch geſagt wird.

Liſette.

Erlauben Sie, gnädiger Junker, daß ich mich nicht länger mehr verſtelle! — Sie werden alſo wohl niemals einen Einfall von mir zu hören bekommen, der artig klänge.

Berthold.

Wie ſo? Eine gebohrne Franzöſinn!

Liſette.

Ich bitte Sie um Vergebung. Ich bin eine deutſche Franzöſinn; oder, wenn Sie es anders nennen wollen, eine franzöſiſche Deutſche.

Berthold.

So? Daher kamen die wunderlichen Antworten von Ihnen! — Ich ſagte vorhin zu meiner Mutter, Sie müßten eine Gaſconnerinn ſeyn, weil Sie ihr einen ſo wunderlichen Staat angegeben hätten. Aber ich ſehe, es iſt noch viel ſchlimmer. Sie ſind gar eine Deutſche.

Liſette.

Gnädiger Junker, wenn ich gleich der Sprache nach ganz deutſch bin, ſo glaube ich doch, daß ich ein gemiſch franzöſiſches Gebäude habe.

Berthold.

Ein französisches Gebäude! Und Sie schreyen so, wenn man Sie küssen will. Nehmen Sie mirs nicht übel, Sie sind noch sehr deutsch.

Liserre.

Wenn ich noch nicht ganz französisch bin, so werden Sie mirs zu gute halten. Ich bin noch nicht auf Reisen gewesen.

Berthold.

O Mademoiselle, ich will Sie zur vollkommenen Französinn machen. Es fehlen dir, liebes Kind, nur zwey Stücke dazu, die Sprache, und die Liebe. Und wenn du zugiebst, daß ich dir die letztere beybringe, so wird die erstere sich von selbsten finden.

Liserre.

O wenn die französische Sprache sich von selbsten fände, wenn man liebt, so müßte — —

Berthold.

Was denn? — So müßtest du sie lange können.

Liserre.

Ach nein! Ich wollte nur sagen; so müßten schon viel Frauenzimmer von Ihnen französisch gelernt haben.

Berthold.

Das könnte wohl seyn. Ich habe die französische Sprache sehr gut inne; aber die Sprache der Liebe habe ich noch besser inne. Du sollst es sehen, daß ich Wunder darinnen thue.

Liserre.

Das ist auch meistens das, was die jungen Herren in Frankreich lernen.

Berthold.

Du giebst dich für eine Französinn aus; und hältst dich über Frankreich auf.

Liserre.

Liſette.

Ach nein! Ich ſage nur, daß man in Frankreich recht artig wird.

Bertbold.

Höre Kind, das fehlt dir eben, daß du nicht in Frankreich geweſen biſt. Du würdeſt alsdann meiner Mutter nicht ſo wunderliche Poſſen haben angeben helfen.

Liſette.

Ich denken Sie denn, gnädiger Junker, daß es mein Ernſt iſt. Wenn es auf mich ankäme, ſo ſollten Sie ein fürſtlich Schloß zu ſehen kriegen.

Bertbold.

Verlaß dich auf mich; ich will aus meinem Rittergute ein kleines Verſailles machen. Es ſoll dich nicht dauren, daß du ſo viel Länder nicht geſehen haſt. Ich will für dich und mich gereiſt ſeyn; und du ſollſt alle die Pracht, die man in Frankreich findet, hier in Landheim ſehen können.

Fünfter Auftritt.

Junker Bertbold. Liſette. Fräulein Fiekchen.

Fiekchen.

Warte nur Bertbold! Warte! Du ſollſt es ſehen, Bertbold! Jetzt will ich gehen, und es der gnädigen Mama ſagen.

Bertbold.

Was willſt du ihr denn ſagen? Da werde ich es recht kriegen.

Fiekchen.

O fürchte dich immer! Ich habe den Kerl noch zu guter Zeit ertappt; und es wird dir ſchlimm gehen.

Bertbold.

Du biſt närriſch. Ein Menſch, der auf Reiſen geweſen iſt, wird noch was auf die Mutter geben.

Fiekchen.

Ach nun iſt alles Geld auf die Gaſſe getreten; das viele Geld, das du auf Reiſen verthan haſt. Du biſt ſo ein Verſchwender geworden, und fürchteſt dich auch vor der gnädigen Mama nicht mehr.

Liſette.

Sie fürchten ſich gewiß beſſer vor ihr, gnädiges Fräulein? Und Sie haben es gewiß nicht auf Reiſen gelernt, daß Sie aus ihrem Schmälen ſich nichts machen.

Fiekchen.

Habt Ihr auch geredt? Bey mir iſt das ganz was anders. Bin ich doch auch klüger; und weswegen ſollte ich mich denn fürchten? Ich höre ſie ja alle Tage ſchmälen. Aber du, Berthold ſchickeſt da einen Bothen nach der Stadt, und willſt mehr ſeidenes Zeug und Silberwerk kommen laſſen, als noch kaum da geweſen iſt, ſo lange das Schloß geſtanden hat.

Berthold.

Iſt es nichts weiter? Bedanke dich doch bey mir, daß ich das alte Rauchneſt noch in gute Ordnung bringen will. Es wird zwar ſo nicht lange ſtehen. Ich habe ſchon mit einem italieniſchen Baumeiſter geſprochen; der wird mir ehſtens den Gefallen thun, und mein Schloß niederreißen, und mir für etliche funfzigtauſend Thaler ein anderes bauen helfen.

Fiekchen.

Ey, ja doch! Daß ich mich noch bey dir bedanken ſollte. Du guter Berthold! Das Handwerk ſoll dir bald gelegt werden. Denkſt du etwan, daß ich den Kerl, den Strumpfſtricker, hinein in die Stadt gelaſſen habe? Er iſt wohl noch haußen; er! Wenn er gleich wider des Henkers Dank gehen wollte.

Berthold.

Es iſt gut, Fräulein Schweſter, daß du ihn aufgehalten haſt. Ich hatte noch was vergeſſen. Er ſollte mir für die

Wa-

Mademoiſell hier was zum Geſchenke mitbringen. Aber nun iſt es die höchſte Zeit, er muß gleich fort.

Fiekchen.

Ja, warte nur drauf, ob er fort ſoll! Ich ſage es der gnädigen Mama.

Liſette.

Was wollen Sie ihr denn ſagen, gnädiges Fräulein? Die gnädige Mama hat es befohlen. Das Schloß muß doch ein Bißchen eine Geſtalt kriegen. Wenn Sie nun einmal Hochzeit machen ſollten! In den räuchrichten Stuben! Pfuy!

Fiekchen.

Ich habe Euch geſagt, Liſette, daß Ihr gar nicht mehr mit mir reden ſollt, und Ihr ſollt mich auch gar nicht mehr anſehen.

Liſette.

Es iſt aber doch wahr, daß es Ihre gnädige Mama befohlen hat.

Fiekchen.

Wenn ſie es befohlen hat; ſo will ich ihr gewiß auch nichts ſchenken. Sie ſoll es zu hören kriegen, genug und ſatt. Ich wills ihr gleich ſagen.

Liſette.

Und ich will den Kerl unterdeſſen fortſchicken, gnädiger Junker.

Berthold.

Vergiß es nicht, charmanter Engel. Beſtelle dir mit, was du willſt. Es muß aber was Rechtes ſeyn. Ich mache keine ſchlechten Präſente. Laß dir eine ganze Kleidung mitbringen.

Sechster Auftritt.

Junker Berthold. Coquin.

Coquin.

Daß Ihro Excellenz — — — den Kammerdiener — — verlangt hätten — — —

Junker Berthold.

Ihro Excellenz, Ihro Excellenz. Ihro Narrheit! Monsieur le valet de chambre, pourquoi ne parlez-vous pas françois?

Coquin.

Daß Ihro Hochwohlgeboren — — — die Gnade haben — — — mir auf deutsch zu befehlen, bitte ich ganz unterthänigst.

Junker Berthold.

Ich sage; warum ihr nicht französisch redet?

Coquin.

Alldieweil mich das nicht unterstehen würde — —

Junker Berthold.

Nicht unterstehen?

Coquin.

Und mir nicht die Freyheit nehmen würde, französisch zu reden, da ganz und gar nicht das Glück habe, es zu können.

Junker Berthold.

Ein Kammerdiener? Und Ihr könnt kein Französisch?

Coquin.

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden haben die Ehre, es allein zu können.

Junker Berthold.

Was Henker! Ihr könnt kein Französisch? Und Deutsch könnt ihr auch nicht? Was könnt ihr denn? Ohnfehlbar Rothwelsch?

Coquin.

Coquin.

Ew. Hochwohlgeboren haben ungezweifelt die Gnade, mich zum Besten zu haben. Allermaßen das Deutsche in einem langwierigen Schreiberdienste mit vieler Mühe ich bestermaßen erlernet.

Junker Berthold.

Zum Henker! Ich will ja keinen Schreiber, sondern einen Kammerdiener.

Coquin.

Was Ew. Gnaden, zu seyn, mir befehlen werden, dasselbe mit Rechte heißen zu können, werde mich bestmöglichst bemühen und befleißen.

Junker Berthold.

Sagt; wie heißt Ihr?

Coquin.

Gestern hieß ich noch Christian, aber auf Verordnung Ihro Gnaden, Dero gnädigen Frau Mutter, und nach der Erfindung der hochweisen und wohlgelahrten Mademoiselle, heiße ich seit heute, Coquin.

Junker Berthold.

Coquin, Coquin, Kerl, bist du rasend, daß du mir solch Zeug weis, in meiner Wahl du heute Coquin heißest, so wirst du wohl mein Marant heißen.

Coquin.

Wie mein gnädiger Junker befehlen.

Junker Berthold.

Du sollst mir das Haar zurechte machen.

Coquin.

Ihro Hochwohlgeborne Gnaden werde zwar zu gehorchen, niemals entstehen: dennoch aber bitte, daß Ihro Hochwohlgeborne Gnaden die Gnade haben mögen, zum Voraus mich entschul-

entſchuldigt zu halten, wenn meine Accommodirung ſo gut nicht gerathen ſollte, als ſie von der künſtlichen Hand bereits geſchehen iſt, welche die Ehre gehabt hat, Ew. Hochwohlgeborene Gnaden heute ſchon das Haar in Ordnung zu bringen.

Junker Berthold.

Was, Beſtie? Du kannſt mir das Haar nicht beſſer zurecht machen, als es ſchon iſt? Der Henker ſoll dich holen, wenn du nicht ein vollkommner Perückenmacher biſt.

Coquin.

Ihro Hochwohlgeborne Gnaden verlangen mehr, als in meinem Vermögen iſt.

Junker Berthold.

Was kannſt du denn? Kanſt du Chocolade kochen?

Coquin.

Wenn Ihro Hochwohlgeborne Gnaden mir die Gnade thun wollen, mir zu befehlen, wie man ſie macht.

Junker Berthold.

Ich wollte, daß dich der Henker mit deinen Briefſtellercomplimenten holte. Wenn ich dir ſagen ſoll, wie ſie gekocht wird, ſo kannſt du ja nicht Chocolade kochen, ſondern ich.

Coquin.

In dieſem Falle werde mit vielem Vergnügen mir die Ehre geben, von Ew. Hochwohlgebornen etwas zu lernen.

Junker Berthold.

Was, Henker, kannſt du denn?

Coquin.

Ihro Gnaden, Dero Frau Mutter, haben mich nicht ohne vergängige Prüfung in Dero Dienſte genommen, wie Sie denn bey der erſten Aufwartung, die Derſelben ich zu machen die Ehre hatte, mich ausdrücklich befragte, ob ich nicht etwas könnte, womit ich mir etwas zu verdienen im Stande wäre.

Worauf

Worauf hochgedachter Ihro Gnaden ich unterthänig zur Antwort gab, welchergeſtalt allerdings ich eine Kunſt könnte, etwas zu gewinnen, mit welcher ich nichts gewinnen würde, wenn jemand wiſſen ſollte, daß ich ſie könnte.

Junker Berthold.

Du kannſt eine Kunſt, die du nicht ſagen kannſt? Höre doch! Kannſt du etwan gut Briefe beſtellen?

Coquin.

Obgleich dieſes die eigentliche Kunſt nicht iſt, von welcher gegen Dero Frau Mutter Gnaden ich gedacht, ſo kann doch, ohne mir zuviel zuzutrauen, Briefe nicht allein beſtellen, ſondern auch ſchreiben, wie ich denn deren ſehr viele an hohe Standesperſonen bey meinem vorigen Herrn, dem Advocaten, ausgefertiget habe.

Junker Berthold.

Ich frage, ob du gut Liebesbriefe beſtellen kannſt?

Coquin.

Unmaßgeblich glaube wohl, daß man dieſelben nicht anderergeſtalt, als die Briefe an hohe Standesperſonen, beſtellen werd.

Junker Berthold.

Geh zum Henker, du dummer Klotz! Wenn du auch das nicht einmal kannſt; ſo kannſt du ja im geringſten nichts, was zu einem Kammerdiener gehört.

Siebenter Auftritt.

Junker Berthold. Coquin. Hans, der Schneider. Niklas, der Schuſter.

Hans.

Gnädiger Junker, da ſchickt mich die gnädige Frau her, und läßt Sie grüßen, und ich weis nicht, was Sie mir ſagen ſollten.

Mit

Mit einem Worte, Sie sollten uns besehen. Kurz, daß Sie es nur wissen, ich bin Hans, der Schneider, meiner gnädigen Frau ihr Jäger, der immer um sie seyn, und sie mit der Wahrheit lustig machen soll.

Niklas.

Und ich bin Niklas, der Schuster. Ich bin der Läufer, gnädiger Herr, der zu Pferde in die Stadt laufen, und in einer halben Stunde wieder da seyn sollte.

Hans.

Gnädiger Junker, wir sind alle ehrliche Pfuscher.

Junker Berthold.

Und du, Monsieur Coquin; was bist denn du für ein ehrlicher Pfuscher?

Coquin.

Ich, gnädiger Junker? Inmaßen die gnädige Frau ausdrücklich darauf bestand, daß nach meiner Wenigkeit ich eine Nahrung für mich treiben solle. — — — —

Junker Berthold.

Packt euch alle zusammen eurer Wege, ihr Schurken!

Hans.

Herr, wenn ich gehen soll; will ich nicht umsonst da gewesen seyn. Wahrhaftig, ich nehme die Livrey mit.

Junker Berthold.

Ey meinetwegen nehmt mit, was ihr wollt! Nur packt euch den Augenblick zum Schlosse hinaus. — — — — Coquin, wo willst du hin?

Coquin.

Ich dachte, wir sollten mitnehmen, was wir wollten, so wollte ich erst was holen.

Junker Berthold.

Geht, sage ich, ihr Lumpenhunde!

Hans.

Lucas.

Nun leben Sie, Herr! Auf Ihr Wort! Ich behalte die Kleider. Nur ſagen Sie darnach nicht, daß ich nicht ehrlicher Weiſe dazu gekommen wäre.

Niklas.

Ich behalte meine auch. Sie mögens bey der gnädigen Mama verantworten.

Vierter Auftritt.

Junker Berthold. Liſette.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Junker Berthold.

O wenn du etwan jetzt zu blöde biſt, franzöſiſch mit mir zu ſprechen, ſo wollen wir einander im Finſtern ſetzen.

Liſette.

Verzeihen Sie mir, gnädiger Junker. Ich werde es nicht thun; denn es würde nichts heiſen. Auch im Finſtern würde ich doch noch immer nichts als deutſch ſprechen.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Junker Berthold.

Ich will an einen meiner guten Freunde in Paris ſchreiben, der mir von daher Leute ſchicken ſoll; denn ich will einen franzöſiſchen Kammerdiener haben, hernach einen franzöſiſchen Koch, und endlich ſechs franzöſiſche Laqueyen.

Liſette.

Aber, gnädiger Junker, wollen Sie nicht auch eine andere Franzöſinn haben, als mich?

Junker Berthold.

Ja, die will ich auch haben. Ich will dich absetzen. Aber ich will dich zu was viel Vornehmern und Geehrtern machen.

Liserte.

Ach mein gnädiger Herr, ich bin mit meinem Stande zufrieden. Ich schicke mich nicht dazu, so vornehm zu seyn. Es muß was Adeliches seyn, das sich dazu Hoffnung machen kann. Es wäre zu viel, wenn man mich hernach gnädige Frau heißen sollte.

Junker Berthold.

O dafür laß dir nicht leid seyn. Zur Gemahlinn will ich dich nicht nehmen. Du sollst aber doch die Ehre haben, meine Mamsell zu werden.

Liserte.

Nun gnädiger Junker! Hören Sie, das wäre mir eben nicht gelegen.

Junker Berthold.

Ich glaube, Narre, du willst gehen?

Liserte.

Sie zwingen mich dazu. Ich muß.

Junker Berthold.

Sey nicht so wunderlich! Bleib da. Ich brauche dich weiter. Du mußt mir fürs erste Schreibezeug geben, daß ich an meine Bediente nach Paris schreiben kann, und daß ich auch an einen guten Freund schreibe, daß er mir heute Abends auf den Ball seine Loge leihe. Hernach mußt du mir auch einen Boten schaffen, der gleich nach der Stadt geht, und alles bestellt.

Liserte.

Ich stehe hierinnen zu Ihren Diensten. Kommen Sie nur. Sie sollen alles haben.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau von Landheim. Fräulein Fiekchen.

Fiekchen.

Hier, gnädige Mama, waren ſie alle beyde. Wenn ſie nur nicht fortgegangen wären, ſo ſollten ſie es Ihnen unter die Augen ſagen.

Fr. v. Landheim.

Was? Sie ſollten mir unter die Augen ſagen, daß ich neuen Atlas, und Treſſen, und alles ſolches Zeug hätte kaufen wollen?

Fiekchen.

Ja; Sie, Sie hätten es kaufen wollen.

Fr. v. Landheim.

Und wenn ich ſolche Sachen geſchenkt kriegte, ſo wollte ich ſie nicht an meine Wände hängen; ſondern ich wollte ſie wieder verkaufen, und das ſchöne Geld, das mein ſeliger Großvater gehabt hat, dafür in der Stube aufhängen, damit es nicht auf dem Boden verfaulte.

Fiekchen.

Gnädige Mama, wie können Sie ſich nun ſo verſtellen? Ich weis es ja. Schämen Sie ſich doch, und lügen Sie nicht noch dazu. Ihr Augapfel, die Franzöſinn, hat es ja geſagt.

Fr. v. Landheim.

Was? Die Franzöſinn ſollte mir ſolche ſchändliche Dinge nachſagen, daß ich Atlas kaufte?

Fickchen.

Wie will es anders ſeyn? Es iſt Ihnen ja nichts gut genug.

Fr. v. Landheim.

Ja; das ſage ich dir, Fräulein. Prächtig, prächtig muß es ſeyn. Wie haſt du dich heute angezogen? Was fehlt dir? Kannſt du nicht das gute taffetne Kleid anziehen? Was? An meinem Geburtstage? Ich glaube, du thuſt es zu meiner Beſchimpfung?

Fickchen.

Was reden Sie denn, gnädige Mama? Es iſt ja kein ganzer Fleck mehr daran.

Fr. v. Landheim.

Das thut nichts; ſo iſt es doch Taffent.

Liſette.

Jetzunder reden wir nicht von Taffent, ſondern von Atlas.

Fr. v. Landheim.

Ich glaube, du erdichteſt ſolch Zeug, daß du mich recht ins Geſchrey bringen willſt, und daß die Leute denken ſollen, weil ich Staat mache, ſo verſchwende ich.

Fickchen.

Es könnte wohl ſeyn.

Fr. v. Landheim.

Nein, das folget gar nicht. Staat muß ſeyn, mein liebes Kind. Ehe will ich dirs am Munde abſparen, als daß ich nicht Staat führen ſollte, wie eine Gräfinn.

Fickchen.

Mir wollen Sie es am Maule abſparen? O das können Sie lieber ſich ſelber thun. Aber Sie werden lange zu ſparen haben, ehe Sie ſich den Atlas am Maule abſparen.

Fr. v.

Fr. v. Landheim.

Höre nur; weil mirs gleich einfällt. Wir kriegen heute Muſik. Da ſollſt dich verkleiden, und zwar in eine Bauermagd. Ich habe ſchon des Schulzens Tochter um ihre Kleidung anſprechen laſſen. Es wird dir gut ſtehen.

Fickchen.

Was? Sind Sie es nicht etwan auch, der Bertholden geheißen hat, daß er Masken beſtellen ſoll; und hernach die Kehre dazu.

Fr. v. Landheim.

Ich habe auch ihm eine Bauerkleidung beſtellt. Es wird ein rechtes Carneval werden.

Fickchen.

Und etliche zwanzig bis dreyßig gute Freunde! Ach gnädige Mama, es iſt unmöglich, daß Sie das ſonſt anſtellen können. Sie müſſen was eingekriegt haben, das Ihnen den Verſtand verderbt hat.

Fr. v. Landheim.

Narre! Was für zwanzig bis dreyßig gute Freunde? Ich, und du, und Berthold, und die Franzöſinn, das ſollen die guten Freunde alle ſeyn.

Fickchen.

Zwanzig bis dreyßig Masken aus der Stadt.

Fr. v. Landheim.

Was ſagſt du? Aus der Stadt? Aus der Stadt mag ich keinen Menſchen haben. Die Leute verachten alles, was auf dem Lande iſt.

Fickchen.

Ich ſage, daß ſie Berthold beſtellet hat.

Fr. v. Landheim.

Ach das böſe Kind!

Fiekchen.

Und etliche Köche dazu.

Fr. v. Landheim.

Der ungezogene Menſch, was ſollen ſie denn kochen? Sie mögen ſehen, wo ſie etwas zu kochen herkriegen. Ich eſſe nichts, das von Mannshänden gekocht iſt. Ich kann es gar nicht leiden.

Fiekchen.

Und ein Feuerwerk für zwey hundert Thaler.

Fr. v. Landheim.

Ein Feuerwerk! Ein Feuerwerk! Ach das iſt, als wenn ich die zweyhundert Thaler ſchon knallen hörete, daß ich darüber in Ohnmacht fiele.

Fiekchen.

Und die Stube hätte er mit Atlas meubliren laſſen, wenn ichs nicht verhindert hätte.

Fr. v. Landheim.

Mit Atlas? Der ungeſchickte Menſch muß gar nicht wiſſen, was ſchön iſt. Das Gezelt wird ja ſchöner ſeyn, als der Atlas iſt?

Fiekchen.

Das iſt wahr! Und die leere Wand ſieht noch ſchöner; denn die koſtet noch weniger. Aber er hat auch noch goldene Treſſen dazu holen laſſen wollen.

Fr. v. Landheim.

Er iſt unverſtändig. Er weis doch, daß blau und Gold meine Farbe gar nicht iſt.

Fiekchen.

Und ſilberne Wandleuchter.

Fr. v. Landheim.

Er iſt närriſch. Goldene Treſſen und ſilberne Wandleuchter! Wie ſchicket ſich doch das zuſammen!

Fickchen.

Sie werden haben vergüldet ſeyn ſollen.

Fr. v. Landheim.

Das iſt noch närriſcher! Warumen wären ſie denn ſilbern? Daß hernach etwan meine Bauern ſie für Meſſing anſähen.

Fickchen.

Und ſammtne Stühle.

Fr. v. Landheim.

Das iſt am allernärriſchſten. Ich kann den wunderlichen Geſchmack nicht leiden. Es muß bey mir alles überein ſeyn. Wenn die Tapeten von Atlas ſind, ſo iſt mirs zuwider, wenn die Stühle von Sammet ſind. Und wenn ſie von Brocade wären, ſo gefiele mirs nicht.

Fickchen.

Und Liſette hilft ihm.

Fr. v. Landheim.

Unterſtehe dichs, und ſage mir das noch einmal, du ungehorſames, ungezogenes Kind! Du ſollſt mir die Franzöſinn gehen laſſen. Es iſt die verſtändigſte, die artigſte von meinen Leuten, und die es am beſten mit mir meynt.

Fickchen.

Ja, ich kann ſchon auch ſo meynen, und verſtändiger ſeyn, wenn ich ſchweigen will.

Fr. v. Landheim.

Du ſollſt gar nichts von ihr reden, als ſie loben; denn ſie verdient Lob, wo man ſie nur anſieht.

Fiekchen.

Daß ſie ſo viel Lob verdient, gnädige Mama; das macht, daß ſie Ihnen ſo viel Lob giebt.

Fr. v. Landheim.

Ich ſage dirs, Fräulein, wer mit meiner Franzöſinn anfängt, der kriegt mit mir zu thun.

Zweyter Auftritt.

Frau von Landheim. Fräulein Fiekchen. Liſette.

Fiekchen.

Ach, da kömmt Liſette. Kommt doch her, Lieſe, und ſagts der gnädigen Mama unter die Augen, daß ſie ſelber hat haben wollen, daß der Strumpfſtricker in die Stadt gehen, und ſo viel Sachen holen ſollte.

Fr. v. Landheim.

Kommt doch her, Liſette! Was habt ihr denn da für einen Brief?

Liſette.

Er iſt — — —

Fiekchen.

Ey nicht doch! Redet erſt vom Atlas.

Liſette.

Er iſt an meinen Vetter.

Fiekchen.

Was habt ihr denn für einen Vetter?

Fr. v. Landheim.

Iſt es ein Vetter nach der Blutsfreundſchaft, oder dem Gemüthe nach?

Liſette.

Liſette.

Ihre Gnaden belieben zu ſcherzen.

Fr. v. Landheim.

Weiſt doch her. Laßt mich den Titel ſehen. Wie heißt denn Euer Vetter?

Fickchen.

Aber, gnädige Mama; der Strumpfſtricker mit dem Atlas!

Fr. v. Landheim.

(Sie lieſt.) A Monſieur le Marquis de Fatencour à Paris. (zu Liſetten) Habt ihr Vettern zu Paris?

Liſette.

Ja, ich bin mit ihnen verſchwägert, oder es ſteht doch bey mir, wenn ichs werden will. Der Marquis de Fatencour iſt ein guter Freund von Ihrem Herrn Sohne.

Fr. v. Landheim.

Es iſt ja auch meines Sohnes Hand.

Liſette.

Ja, ſie iſts. Der Brief ſollte franzöſiſch ſeyn. Deswegen hat ihr Herr Sohn mir die Gnade gethan, an ihn zu ſchreiben.

Fr. v. Landheim.

Er iſt noch nicht geſiegelt. Ey! Ich muß ihn aufmachen und leſen.

Fickchen.

Gnädige Mama, was wollen Sie denn leſen? Sie können ja nichts.

Fr. v. Landheim.

Ich könnte nichts, Fräulein? Die vornehmen Leute können alles. Ich habe auch einmal auf einen Monat einen Sprachmeiſter gehabt. Je vous prie, de me procurer quel-

ques beaux garçons pour mon service. Zu Liſetten. Habt ihr das geſchrieben?

Fickchen.

Beau garçon heißt ein ſchöner Kerl; das hat mir Liſe gelernt. Wollt ihr ſchöne Kerls aus Paris haben?

Liſette.

Ach, gnädiges Fräulein, wenn hätte ich denn das geſagt? Sie müſſen unrecht verſtanden haben. Es heißen Puppen.

Fr. v. Landheim.

Hier ſteht ja meines Sohnes Name.

Liſette.

Hat der gnädige Junker an meinen Herrn Vetter in ſeinem eigenen Namen geſchrieben? Das iſt gar zu viel Gnade. Ich wollte es nur in meinem Namen haben.

Fickchen.

Den Strumpfſtricker vergeßt nicht. Hat die gnädige Mama befohlen, daß der Strumpfſtricker in die Stadt gehen ſoll?

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Fickchen.

Was? Bin ich nicht klüger, als du? Bin ich nicht klüger, als Bertheld? Bin ich nicht klüger, als die gnädige Mama?

Dritter Auftritt.

Frau von Landheim. Fräulein Fiekchen. Liſette. Hans, der Schneider.

Hans.

Gnädige Frau, weil ich doch einmal fortgejagt bin; ſo geben Sie mir wenigſtens ein Zeugniß, daß ich keiner Schelmerey wegen habe fortlaufen müſſen, und daß ich Schneider und Tapezierer, und auch Jäger bey Ihnen geweſen bin. Und vor allem andern ſetzen Sie hinein, daß ich ein luſtiger Kopf bin, und die Wahrheit ehrlich und redlich geſagt habe. Ich will ſie auch noch zu guter letzt ſagen, wenn Sie es haben wollen.

Fr. v. Landheim.

Was denn für ein Zeugniß? Was will er denn, Liſette?

Hans.

Weil ich doch ein luſtiger Kopf bin: ſo wollte ich gern mein Glück noch weiter in Diensten verſuchen. Aber hören Sie, gnädige Frau! Sie ſind mir noch Eilen ſchuldig für meine Probe. Geben Sie mir das noch auf den Weg.

Fr. v. Landheim.

Wer hat dich denn fortgejagt? Das wäre mein Rath! Gleich mit der neuen Livrey!

Hans.

Es geht mir freylich ans Herz. Fortgejagt bin ich aber doch einmal.

Fr. v. Landheim.

Je! Wer hat dich denn fortgejagt?

Hans.

Der gnädige Junker. Der gute Herr kann mich noch nicht recht; drum können wir auch nicht recht mit einander aus-

auskommen. Der Läufer und der Herr Kammerdiener sind auch fort.

Fr. v. Landheim.

Wie? Der Junker? Ey Lisette, sage mir doch! Was macht denn mein Sohn? Was ist denn das?

Hans.

Seyd Ihr noch da, Lisette? Ich dachte; Ihr wärt auch fortgejagt.

Fr. v. Landheim.

Mein Sohn hat niemanden fortzujagen.

Hans.

So soll ich nicht fort? Das ist gut! Hören Sie nur an, gnädige Frau. Weil ich doch also fortgejagt und auch nicht fortgejagt bin; so dächte ich, Sie jagten den Tapezierer, und den, der des Nachts wachen soll, fort, und behielten nur den Jäger; dem gäben Sie Kleider, und den lustigen Kopf, dem gäben Sie zu essen; und den Schneider; dem gäben Sie ein Bette. So wollte ich wohl noch ganz gut bey Ihnen auskommen, wenn ich für drey Personen Lohn kriegte, und für zwey fortgejagt worden wäre. Denn sonsten, gnädige Frau; so ist mirs eben so lieb, daß Sie einen Junker haben, der mich fortjagt.

Fr. v. Landheim.

Was redest du, Kerl? Nun du die Livrey hast, willst du fortgejagt seyn? Nein, du mußt da bleiben; und zwar so, wie wir es abgeredet haben, und nicht ein Haar anders: oder ich lasse dich einstecken.

Hans.

Nein, nein, gnädige Frau! Ich will dableiben. Aber jagen Sie nur den Junker fort, ehe der mich wieder fortjagt.

Fr.

Fr. v. Landheim.

Und der Junker will haben, daß ich ohne Leute bleiben ſoll? Was! Eine Dame, wie ich, ſoll ohne Leute ſeyn?

Fickchen.

Ja, gnädige Mama, er hat Recht. Sie müſſen fort; die Leute.

Fr. v. Landheim.

Ich ſollte keine Bedienung haben? Ich ſollte nicht ſprechen können? Ruft mir den Jäger! Ruft mir den Läufer! Ruft mir den Kammerdiener! Ich ſollte niemanden hin und wieder ſchicken können, wohin mir es gut iſt? Ich ſollte da allein wohnen, wie eine Witwe von einem Verwalter? Aber in Atlas und in Treſſen und für Marken kann er das Geld verſchwenden wollen? Nur mich will er ohne Leute laſſen?

Liſette.

Gnädige Frau, laſſen Sie ſich nicht leid ſeyn. Er hat nach Frankreich geſchrieben. Er will einen franzöſiſchen Koch, und ſechs franzöſiſche Lakeyen, und einen franzöſiſchen Kammerdiener haben.

Fickchen.

Das iſt erſchrecklich! Nein, gnädige Mama, er hat nicht Recht. Ihre Leute müſſen bleiben. Ich will ſie gleich ſelber wieder ins Schloß herumführen.

Vierter Auftritt.

Frau von Landheim. Liſette. Hans.

Hans.

Was zum Henker? Er will Franzoſen haben? Wenn er nur da wäre! Ich wollte ihn tragen, ob ich nicht mehr wäre, als alle Franzoſen, und die Franzoſinnen dazu. Wenn

er

er Franzoſen nehmen kann: ſo kann er mich nur auch behalten. Ich kann ein Franzoſe ſeyn, wenn ich will.

Liſette.

Ey ja! Wo kannſt du denn Franzöſiſch reden?

Hans.

So kann ich Deutſch reden; das können die Franzoſen nicht. Ich kann die Wahrheit ſagen; das können ſie auch nicht. Mit Einem Worte, gnädige Frau; ich muß meine Kameraden nur auch wieder holen.

Fünfter Auftritt.

Frau von Landheim. Liſette.

Liſette.

Ihre Gnaden werden mir nun nicht mehr trauen, weil das gnädige Fräulein mich ſo verleumdet hat. Ach, gnädige Frau, ich weis wohl, daß Ihr Herr Sohn vielerley angiebt, das Ihnen nicht gefällt. Ich habe es ihm auch geſagt, daß es Ihnen nicht gefallen würde. Und er hat mich vollends verrathen, daß ich geglaubt habe, daß Ihre Gnaden den Strumpfwirker in die Stadt ſchicken wollten. Ich wäre recht unglücklich, wenn Ihre Gnaden nicht glauben, daß ich unſchuldig wäre.

Fr. v. Landheim.

Das glaube ich. Gebt euch nur zufrieden, Liſette. Mein Sohn hat gar keinen Verſtand von dem, was ſchön iſt. Er will Masken aus der Stadt kommen laſſen. Es iſt doch keine ſchönere Maske, als eine Bauermaske, und ich habe ihm ſchon eine beſtellt.

Liſette.

Und das iſt auch viel beſſer. Was das für einfältige Dinge ſeyn werden, die er beſtellt habe. Er wird wohl

Bauer-

Bauermasken aus der Stadt bringen, die von ſeidenen Zeugen gemacht, und mit goldenen Treſſen beſetzt ſind.

Fr. v. Landheim.

Ach eine Bauermaske! Es kömmt mir bald die Luſt an, mich ſelber darein zu verkleiden. Man kann darinnen vernehmen, was man will: ſo ſieht es.

Liſette.

Aber das erkennt Ihr Herr Sohn nicht. Der wird ein wohlgezogener und artiger Bauer ſeyn wollen.

Fr. v. Landheim.

Wenn ich mich nun verkleidete, meine liebe Liſette!

Liſette.

Unvergleichlich!

Fr. v. Landheim.

Wenn wir nun Bauerhochzeit ſpielten!

Liſette.

Ach ich verwundere mich! Das iſt ein rechter Einfall vom Hofe!

Fr. v. Landheim.

Und ich wäre die Braut!

Liſette.

Ach freylich! Es iſt nichts ſchöners bey dem Hochzeitſpielen, als Braut ſeyn.

Fr. v. Landheim.

Und du, Liſette, ſollſt Bräutigam ſeyn, weil ich keinen andern weis!

Liſette.

Es ſtehe bey Ihre Gnaden allein, wenn Sie einen andern Bräutigam haben wollen.

Fr.

Fr. v. Landheim.

Du sollst es unterdessen seyn.

Lisette.

Das ist mir lieb; denn der Bräutigam ist zum wenigsten der Braut am nächsten. So kann ich mir desto eher vorstellen, daß ich Braut bin.

Fr. v. Landheim.

Und mein Sohn und das Fräulein sollen Hochzeitgäste seyn.

Lisette.

Das ist nicht unbillig. Es ist so eine Familienhochzeit. Es sieht aus, als ob Sie in aller Stille Hochzeit machten. Wollen Sie keinen Pfarrer und keinen Schulmeister dabey haben?

Fr. v. Landheim.

Nein! Sie sollen einmal krank seyn. Das schicket sich alles unvergleichlich, Lisette. So kann ich Würste und solches Essen mit aufsetzen, daß wir den Hasen schonen können.

Lisette.

O wie ich sehe, so hat man auch noch Vortheil davon, wenn man an seinem Geburtstage Bauerhochzeit spielt.

Fr. v. Landheim.

Höre, Lisette! Nun habe ich dir meine prächtigen Einfälle entdecket. Nun wollen wir rathschlagen, wie ich meinen Sohn zum Gehorsame bringe. Wie soll ich ihn wohl strafen?

Lisette.

Das müssen Ihre Gnaden selber wissen. Das gehört nicht mit zum Staate, den Sie führen wollen. Also läuft es nicht mit in mein Amt.

Fr.

Fr. v. Landheim.

Ja, höre nur! Ich muß ihn ſo ſtrafen, daß auch daran die Leute ſehen, daß ich eine Standesperſon bin. Es gehört allerdings zum Staate, den ich führe.

Liſette.

Wenn Ihre Gnaden ihn recht vornehm ſtrafen wollen; ſo müſſen Sie ihm anbefehlen laſſen, daß er ſich auf eine Zeitlang von Ihrem Rittergute entfernen ſoll.

Fr. v. Landheim.

Ja, Liſette, das würde ihm ganz recht ſeyn. Ich könnte ihn aus dem Dorfe nach der Stadt ins Elend ſchicken. Das nähme er ſelber an. Liſette, weiſt du wohl, was ich mir ſelber ſchon ausgeſonnen habe? Ich will ihm befehlen laſſen, er ſoll nicht aus ſeinem Zimmer gehen.

Liſette.

Wo hat er denn ſein Zimmer?

Fr. v. Landheim.

Es iſt recht. Ich muß ihm erſt eines einräumen.

Liſette.

Es iſt deſto beſſer. Ihre Bauerhochzeit würde ſonſt gar zu klein werden. Und wenn ich Bräutigam ſeyn ſoll; ſo iſt mir doch daran gelegen, daß ſie ein Bischen zahlreich iſt.

Fr. v. Landheim.

Es iſt gut; er mag dabey ſeyn. Aber nicht anders, als mitdem Bedinge, daß er ſich verkleidet.

Liſette.

Das wird er herzlich gern thun, Ihre Gnaden.

Fr. v. Landheim.

Da kömmt er. Sage es ihm, Liſette. Es ſchickt ſich nicht, daß ich es ihm ſelber ſage. Sage ihm, daß ich ungnädig auf ihn bin, und daß ich noch ungnädiger werden würde, wenn er etwan ſo eigenſinnig ſeyn ſollte, daß er an einer ſo wohlausgeſonnenen Vertheidung was auszuſetzen fände.

Siebenter Auftritt.

Liſette. Junker Berthold.

Liſette.

Gnädiger Junker, auf Befehl Ihre Gnaden, Dero Frau Mutter, verlange ich Ihren Degen.

Berthold.

Was fehlt dir denn, Liſette? Was machſt du für ein Amtsgeſichte?

Liſette.

Es iſt mir leid, daß der Befehl meiner gnädigen Frau mir nichts angenehmers an Sie aufzutragen hat. Aber Sie werden mich entſchuldigt halten, wenn ich meine Pflicht, als ein braver Officier, in Acht nehme.

Berthold.

Und mir iſt leid, daß mein Befehl dir nichts angenehmers aufzutragen hat, als daß du meiner Mutter ſagen ſollſt, daß

daß ich keinen einzigen Ort im ganzen Schloſſe finde, der mir anſtünde.

Liſette.

Sie denken, es iſt mein Scherz? Mit Einem Worte! Ich verlange Ihren Degen. Sagen Sie, ob Sie mir ihn geben wollen, oder nicht?

Berthold.

Wenn du ihn nun haſt, Narre: was willſt du denn damit anfangen? Ich weis doch, daß du dich damit nicht wirſt erſtechen wollen.

Liſette.

So recht! Das heißt doch Ordre reſpectirt! Gnädiger Junker, Sie ſind mein Arreſtant.

Berthold.

O das iſt allzuwahr, Liſette! Ich bin dein Arreſtant geweſen, ſo bald ich dich geſehen habe. Ich habe alsbald deine Ketten getragen. Ich bin vom erſten Augenblicke, da ich ins Schloß kam, dein Gefangener geweſen.

Liſette.

Das iſt doch noch gut! Weil Sie ſich ſo freywillig übergeben, ſo haben Sie hier Ihren Degen wieder. Sie ſollen Pardon haben. Die gnädige Frau Mutter muß wohl.

Berthold.

Willſt du mich denn nicht als deinen Gefangenen behalten, Liſette?

Liſette.

Nein! Es iſt mir zu gefährlich, einen zum Gefangenen zu haben, der mich ſelber gefangen zu nehmen ſucht. Aber gnädiger Junker, daß Sie es nur wiſſen, die gnädige Mama iſt unwädig auf Sie, und ſie würde Ihnen wirklichen Arreſt ankündigen, wenn ſie ſich nur in der Angſt auf ein Zimmer beſinnen könnte, wo Sie Arreſt halten könnten.

Berthold.

Und ich bin ungnädig auf meine Mutter.

Liſette.

Und überdieſes brauchen wir Sie, gnädiger Junker, nöthiger, als daß wir Sie in Arreſt nehmen ſollten. Denn ſonſt beſtünde unſere Bauerhochzeit, die wir anſtellen wollen, nur aus drey Perſonen. Und es hieße gar zu ſehr in der Stille Hochzeit gemacht, wenn Braut und Bräutigam nur Einen Gaſt hätten.

Berthold.

Wollt ihr Hochzeit machen? Wer wird denn Bräutigam ſeyn? Ich doch wohl! Laßt mich nur für die Gäſte ſorgen. Ihr ſollt Gäſte die Menge haben.

Liſette.

Ey! Um Vergebung, gnädiger Junker! Daß Sie mir meine Stelle nicht nehmen! Denn in allen Ehren zu reden; der Bräutigam iſt ganz jemand anders, als den Sie wohl denken.

Berthold.

Wer denn? Habt ihr noch andere Gäſte.

Liſette.

Liſette.

Das bin ich.

Berthold.

Ey! Ich wollte dir wohl eine andere Stelle anweiſen, die ſich beſſer für dich ſchicket.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

„Hier mangelt die Handſchrift gänzlich. Von dem „Schluſſe des vierten Aufzuges, und von dem Inhalte des „ganzen fünften, weis man ſich nur einiger Züge und Umſtände zu erinnern. Der Anſchlag, eine Bauerbedyrit zu „ſpielen, und ſich zu verkleiden, gab zu einer Streitigkeit zwiſchen der Frau von Landheim und ihrem Sohne Anlaß. „Jene beſtund darauf, aus einer verdeckten Sparſamkeit, „daß man die Kleider darzu von den Bauern ſelbſt bergen „müſſe. Denn es würde, behauptete ſie, höchſt unnatürlich „laſſen, etwa ſeidene Moden darzu aus der Stadt zu verſchreiben, weil ja die Bauern niemals dergleichen trügen. „Hierinnen lag eine Anſpielung auf eine damals in Leipzig „herrſchende Streitigkeit über das Natürliche auf dem Theater, und beſonders in der theatraliſchen Kleidung. Gewiſſe Kunſtrichter hatten ſich als beſondere Verfechter der „Wahrſcheinlichkeit aufgeworfen, und wollten unter dem „Schutze dieſes ſcheinbaren Namens, in die Stelle der Nachahmung der Natur, faſt überall die Natur ſelbſt, und zwar „die plumpe und ganz unausgebeſſerte Natur, ſetzen.

„Fräulein Fickchen bezeigte ſich in einer folgenden Scene ſehr ungehalten, da ihr, nach den Grundſätzen ihrer Frau „Mutter, eine Kleidung aufgezwungen ward, welche für ſie „von des Schulzen Tochter erborgt war.

„Die Auflösung des Stückes bestund darinnen, daß „Christian endlich die geheimnißvolle Kunst, die er nicht mehr „könnte, wenn andere wüßten, daß er sie könnte, in Ausübung „bringt; indem er das meiste von dem, was zur Feyrung „des Geburtstages bestimmt war, zusammenpackt, und sich „davon macht.„

Ende des dritten Theils.

Johann Elias Schlegels

Werke,

Vierter Theil.

Herausgegeben

von

Johann Heinrich Schlegeln,

Profeſſor der Philoſophie bey der Univerſität Kopenhagen, und Secretär der königlich dänischen Kanzley.

Kopenhagen und Leipzig,
im Verlage der Mummiſchen Buchhandlung.
1766.

Nov.

Ad Bibl. Acad. Land.

Univ.-Bibl. München

Vorrede.

Da die erſten zween Bände dieſer Sammlung bloß dramatiſche Werke enthalten, ſo ſind in dem gegenwärtigen alle übrige Gedichte meines Bruders zuſammengenommen, die der Erhaltung würdig ſchienen. Der gröſte Theil derſelben wird aus Handſchriften mitgetheilt, wovon bisweilen mehrere Exemplare vorhanden geweſen, deren Abweichungen man ſorgfältig verglichen hat. Dieſes gilt auch von den zwey Büchern des Heldengedichts **Heinrich der Löwe.** Als ich ſchon dieſes Fragment dem Drucke übergeben hatte,

war noch Hofnung übrig, einen Entwurf des ganzen Gedichtes zu erlangen, um ihn, wenigstens in der Vorrede, bekannt zu machen. Ich erfuhr nehmlich, daß ein solcher Plan vorhanden gewesen sey, und daß der Verfasser ihn, als er noch in Sachsen war, auf Verlangen eines Herrn von Behr, eines Liebhabers der Dichtkunst und Geschichte, aufgesetzt gehabt habe. Da sich weder Concept noch Abschrift davon unter den hinterlassenen Papieren fand, brachte man mich auf die Vermuthung, dieser Liebhaber würde in der Person des Königlichen und Churhandverischen geheimden Raths und Stallmeisters Herrn von Behr zu Londen anzutreffen seyn; und ich nahm mir die Freyheit, mich deswegen an ihn selbst zu wenden. Seine Excellenz haben bey dieser Gelegenheit den lebhaftesten Antheil an einem Werke bezeigt, welches den heldenmüthigen Stammvater des hohen Braunschweigischen Hauses angeht; Sie wünschen auf das eifrigste, daß der gesuchte Plan gefun-

gefunden werden und zugleich Hofnung geben möchte, nach Anleitung deſſelben dereinſt das Gedichte, ſo wie auch die hiſtoriſche Arbeit meines ſeligen Bruders von Heinrich dem Löwen völlig ausgeführt zu ſehen. Seine Excellenz muthmaßen, daß der vor einiger Zeit verſtorbene Herr Hofrath von Behr aus dem Hauſe Häuslingen derjenige geweſen ſey, der dieſen Plan ehemals empfangen. Vielleicht iſt es vermittelſt dieſer Anzeige möglich, daß man dieſe Handſchrift mit der Zeit finden und alſo in den Stand kommen kann, die ganze Anlage des Gedichtes nach dem Vorhaben des Verfaſſers zu überſehen, die ſich aus den erſten beyden Büchern nicht hinlänglich beurtheilen läßt.

Von den übrigen Stücken, die dieſen Band ausmachen, wird in den Vorberichten das nöthige erinnert. Es iſt in einigen Gattungen, als den Eklogen, den Elegien, ſo wenig vorhanden, daß man es lieber Anhangsweiſe bey andern Gat-

tungen ſetzen, als unter beſondere Titel bringen wollen. Der fünfte und letzte Theil dieſer Werke wird, nebſt der Lebensbeſchreibung, den Fremden enthalten. Weil derſelbe in Kopenhagen, und eigentlich für Dänemark geſchrieben iſt, werden hier mehr als anderwärts Erläuterungen des Herausgebers vonnöthen ſeyn, um dieſes Wochenblatt für deutſche Leſer verſtändlicher und intereßanter zu machen.

Vom dritten Theile müſſen hier noch einige Druckfehler nachgeholet werden:

Seite 14. Lin. 15 von den Zuſchauern lies vor
74. Lin. 7 nach: daß man ſaget: ſetze; es ſey unwahrſcheinlich
226. Lin. 4 nimmer lies, immer
464. Lin. 15 ſo oft zu lies, ſo oft er zu.

Inhalt.

I. Heinrich der Löwe erstes und zweytes Buch.

II. Bemühungen Irenens und der Liebe.

III. Briefe und vermischte Gedichte.

dem Herrn Krause.
dem Herrn Gever.
an seinen Vater beym Anfange eines Jahres.
an seinen Vater.
an seinen Vater.
über des Grafen von Holzendorf Erhebung zum geheimen Rath, und die Vermählung seiner Tochter.
an den Grafen von Holzendorf.
Uebersetzung des siebenten Briefes aus dem ersten Buche des Horaz.
an den Professor Gottsched über Mauvillons zehnten Brief in den lettres sur les François & les Allemands. 1740.
Krieg der Schönheit und des Verstandes auf die Hochzeit des Oberpostcommissarius Gellert. 1741.
Vortheile eines verschwiegenen Liebhabers. 1742.
Die verschiedene Art zu lieben. 1743.
an den Professor Kästner, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sey. 1742.
an den Herrn von Hagedorn. 1743.
über die Liebe des Vaterlandes. 1744.
von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe an den Professor Schmidt. 1746.
die wahre Würde eines Herrn bey der Huldigung eines Ritterguts.
das Glück, Mitbürgern zu gehorchen.
die mühsame Weisheit.
auf die Geburt des Kronprinzen von Dänemark den 29 Jan. 1749.
an den Churprinzen von Sachsen nach Vollendung seiner Reisen.
auf den Tod des Generals Waltber, zu Kopenhagen. 1749.
Anrede an das Parterre beym Schlusse der Schönemannischen Schauspiele zu Leipzig, um 1740.
die Kunst, glücklich zu seyn.
an seine Großeltern auf ihre Jubelhochzeit den 11. Febr. 1745.
dramatisches Gedicht auf die zweyte Eheverbindung eines Wittwers 1741.

Scherz-

Inhalt.

Scherzgedicht an einen Vater, der zwo Töchter zugleich verheirathete.
Ueberſetzung der erſten Ekloge des Virgil. 1740.
Corinna und Sylvius, eine Ekloge.
Elegie.
Elegie auf den Tod einer Schwiegermutter.

IV. Erzählungen.

Der Eheſtand.
Der junge Citronenbaum.
Jeannette.
Der eingebildete Baumeiſter.

V. Oden.

Misbrauch der Dichtkunſt.
ſatyriſche Ode auf den Geburtstag eines Schauſpielers.
der Tempel des Glücks.
das Glück aus dem Rouſſeau.
auf den Tod des Hofraths Schlegel.
auf den Tod des D. Schütze.
an die Frau von Spener an ihrem erſten Geburtstage nach ihrer Vermählung.
an den Profeſſor Gellert.
an ein zärtliches Ehepaar bey einer Widerwärtigkeit.
an Chloris.
an Chloris.

VI. Cantaten.

Phyllis und Thyrſis.
Pygmalion.
Prokris und Cephalus.
Amymone aus dem Rouſſeau.
aufs Geburtsfeſt der Kronprinzeſſinn von Dänemark.
der Triumph der Ehre aus dem Metaſtaſio.
der Weibertauſch.

VII. Anakreontiſche Oden.

VIII. Kleinigkeiten.

IX. Hiſtoriſche Abhandlungen.

Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen.
Ueber die vorgegebene Ausſchließung der Prinzeßin Blanca von der Thronfolge in Caſtilien.

Zwey

Zwey Bücher
des
Heldengedichts
Heinrich der Löwe.

Sprecht, wer von beiden mehr nach wahrer Größe strebte;
Da Cato standhaft starb, und Heinrich standhaft lebte!

Vorbericht.

Da mein seliger Bruder in seinen akademischen Jahren die deutsche Reichshistorie studierte, vergaß er nicht, sie auch als Dichter zu betrachten, und machte dabey Charaktere merkwürdiger Personen, und Entwürfe zu Tragödien und Heldengedichten. So fand er unter andern, daß **Otto von Wittelsbach** ein gutes tragisches Sujet abgeben könnte. Nichts aber rührte ihn lebhafter als die Geschichte des großen Herzogs von Sachsen und Bayern, **Heinrich des Löwen**. Er fand sie zu einer Epopöe vortreflich, und ward dadurch so in Glut gesetzt, daß er wenige Tage, nachdem er sie gelesen, schon darüber arbeitete, und die Arbeit ihm von statten zu gehen schien. Diesen Anfang machte er zu Leipzig 1742, und als er am Ende des Jahres Sachsen verließ, war er in der Hälfte des zweyten Buches, welches er in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Dänemark zu Ende gebracht. Weiter ist er nicht gekommen. Er schickte die zwey Bücher nach Zürich zur Beurtheilung des Herrn **Bodmer**. Dieser überließ es dem Herausgeber seiner gereimten Gedichte, dem Herrn **Schultheiß**, eine Kritik darüber zu entwerfen. Sein Tadel betraf hauptsächlich die besondere Gattung von Maschinen, die in Heinrich dem Löwen angebracht worden. In den neuen kritischen Briefen Zürich 1749 ist der dreyßigste Brief, von den Tugenden, die in dem epischen Gedichte für Maschinen eingeführt werden wollen, eben in dieser Absicht von dem Herrn **Schultheiß** geschrieben, und einem Briefe entgegen gesetzt, den mein Bruder an ihn abgelassen hatte, um seine Maschinen zu vertheidigen.

Er kannte und bewunderte Glovers Leonidas, und stand also nicht in der Meynung, als ob das eigentlich so genannte **Wunderbare** in der Epopöe ganz unentbehrlich

wäre. Aber er glaubte auch, das fast durchgängig angenommene Vorurtheil, als ob man auch hierinn Homeren und Virgilen auf dem Fuße folgen müße, sey zu tief gewurzelt, als daß man hoffen dürfe, mit Glück demselben Troz zu bieten.

Die Maschinen der Alten werden bey uns, denen ihre Religion nichts ehrwürdiges darstellt, im ernsthaften epischen Gedichte mit Rechte für unbrauchbar angesehen. Die wirklichen guten und bösen Geister, die wir durch unsre Religion kennen, würden nach der herrschenden Denkungsart nirgends anders als in geistlichen Heldengedichten, gebilligt werden. Die Allegorie war also die einzige übrige Quelle des Wunderbaren. Und was bietet sie wohl besseres, reizenderes und faßlicheres an, als die unmittelbare Verwandelung der Tugenden und Laster in Personen. Diese Art von Allegorie ist für alle Sprachen und Zeiten gewesen. Aber sie hat bey der Anwendung in einem Heldengedichte ihre Unbequemlichkeiten. Eine davon ist mit gutem Grunde in dem erwähnten Briefe gezeigt. Der Held muß selbst handeln, wo er anders Held seyn soll. Die mitwirkenden Maschinen billigen nur und unterstüzen seine Handlungen, und regieren eigentlich in den Dingen, die vom Willen des Helden unabhängig sind, und doch sein Schicksal bestimmen. Wenn nun die Maschinen nichts anders als eben diejenigen Tugenden sind, welche den Charakter des Helden ausmachen; wie leicht müssen nicht seine Handlungen, und die Wirkungen dieser idealischen Wesen in einander laufen, so daß kein Theil seine volle Ehre bekömmt, und daß sie, anstatt sich wechselsweise zu heben, sich nur verdunkeln! Der Dichter kann schwerlich vermeiden, auf der einen Seite von der Großmuth zu reden, die in Heinrichs Seele ist, und auf der andern Seite von der in eine Person verwandelten Großmuth, die vom Himmel herab über sein Haupt wacht. Hierzu kömmt eine nicht ganz gering zu schätzende grammatikalische Unbequemlichkeit. Die Großmuth ist ein Geist geworden. Man sagt also: Er erschien, er, der Geist der Großmuth, wenn es diese Verbin-

dung

dung mit sich bringt; und an einer andern Stelle muß man gleich so wohl, wie es die Sprache erfodert, sie, die Großmuth sagen.

Diese und andre Erinnerungen mögen theils dem Verfasser selbst während der Arbeit beygefallen seyn, theils sind sie ihm durch den Tadel derer, die seine Handschrift gelesen, in den Sinn gekommen. Und sein Eifer ist hierdurch erkaltet. Er fühlte es, daß eine Epopöe zu viel Fleiß, und Zeit, und Anstrengung erfodere, als daß man Lust haben könnte, wissentlich sich der Gefahr auszusetzen, eine undankbare Arbeit zu übernehmen. Zudem erschienen eben damals die ersten Gesänge des Messias, und ob er schon, gleich vielen andern gegen die ungewohnten Hexameters eingenommen war, so konnte doch auch dieß etwas darzu beytragen, ihn in seiner Arbeit kaltsichter zu machen. Denn er war der Meynung, daß viel bey einem Heldengedichte darauf ankomme, der erste in seiner Nation zu seyn; und daß sonst der Grad der zu erwartenden Achtung mit dem Grade der aufgewandten Mühe in keinem gnugsamen Verhältnisse stünde. Glover schien ihm dadurch verloren zu haben, weil Milton ihm zuvorgekommen. Die letzten Verse im folgenden zweyten Buche, da er von einem ämsigen Maler sagt:

„Und zornig, daß er sich so lang umsonst befleißet,
„Zuletzt den feuchten Schwamm in sein Gemälde schmeißet.

scheinen in gewisser Maße ein Bild seiner damaligen Gesinnungen zu seyn.

Was er indessen bey einem längern Leben gethan haben würde, weis ich nicht. Denn den Trieb, ein epischer Dichter zu seyn, hat er von seiner frühen Jugend an, und noch vor dem Zeitpuncte gefühlt, da er sich Heinrich den Löwen wählte.

Die Unternehmung des Heldengedichts hatte ihn zu mühsamen historischen Nachforschungen über die Begebenheiten Heinrich des Löwen, über das Genie seiner Zeiten und den Charakter seiner Zeitgenossen angetrieben. Es war ihm also etwas leichtes, zumal da er in den letzten

Jahren seines Lebens der Historie sich eifriger ergab, von der poetischen Arbeit zu einer historischen überzugehen. Er arbeitete an der Geschichte dieses Helden, die etwa zween Octavbände betragen sollte, und er hatte schon ein ansehnliches Stück davon der Presse bestimmt, als der Tod darzwischen kam. Da dieser Handschrift in der gegenwärtigen Sammlung keine Stelle gehört, und da sie noch in allen Betrachtungen unvollendet ist, so wünschte ich, daß Zeit und Kräfte für mich hinreichend seyn möchten, sie dereinst mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung ans Licht zu stellen. Gewiß, die Historie zeigt sich fast mehr in ihrer ganzen Schönheit und in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend einen großen Mann, einen sehr denkwürdigen Zeitpunct auswählt, und ein ausgeführtes Gemälde darstellt, als selbst in den besten Miniaturschilderungen, oder den Inbegriffen der Geschichte ganzer Reiche. Heinrich der Löwe, ein deutscher Fürst, dessen Macht nur mit des Kaisers seiner verglichen werden konnte, der Stammvater des großen Hauses Braunschweig Lüneburg, der Ueberwinder und Bekehrer der Wenden; durch den, theils bey seiner Regierung, theils bey seinem Falle, die Fürstenthümer Holstein, Meklenburg und Pommern, die Städte Lübeck und Hamburg, und andre Landschaften und Städte mehr, das geworden sind was sie sind; ein Herr von großen persönlichen Eigenschaften, von sonderbaren und rührenden Schicksalen, verdient die Aufmerksamkeit eines Deutschen, und eines jeden Liebhabers der Geschichte.

Doch ich muß noch auf das Gedichte zurückkommen. Es ist ein Fragment, dem sein Urheber abgestorben. Es hat seine Schwächen, in der Poesie der Gedanken sowohl als des Ausdrucks. Ich glaube aber, es würde unverantwortlich gewesen seyn, es um dieser Schwächen willen zu unterdrücken. Und es wird, wenigstens des Inhalts wegen, für Deutsche schätzbar seyn, wenn es auch Ausländer nicht genug interessiren sollte.

Heinrich der Löwe.

Erſtes Buch.

Belebe mich, du Kraft, die den Homer beſeele!
Und lehre mich ein Lied, das Heinrichs Muth erzehlt;
Des großen Löwen Muth, den ſein Geſchick nicht beugte,
Der, als ihn dieß verfolgt, ſich erſt recht groß bezeugte;
Als Friedrichs ſtrenger Zorn das große Sachſenland
Und Beyers Regiment ihm durch die Acht entwandt.
Zeig an, wie ihn der Haß ergrimmter Fürſten quälte,
Und ihm drey Uebel wies, woraus er Elend wählte;
Bis er, als man ihm auch ſein eignes Erbgut nahm,
Nach kurzer Tage Friſt mit Rache wiederkam;
Und endlich, was man ihm im Frieden ſtets verſagte,
Verſöhnlichkeit und Ruh, durch Schwerdt und Krieg erjagte.
So heftig dringt der Neid auf große Seelen ein;
So muß mit Hoheit Fall faſt ſtets verbunden ſeyn.
In Goslar, deſſen Stolz, den Macht und Freyheit ſchützte,
In Heinrichs Gränzen ſelbſt oft Heinrichs Feinde ſtützte;

Wo vormals über ihn der harte Spruch geschehn,
Durch den er sich beraubt und dann verbannt gesehn;
War itzt auf Friedrichs Ruf das deutsche Reich zugegen,
Der Länder innre Zwy vereinigt zu erwägen;
Eh Friedrich, dessen Muth was Grosses unterfieng,
Zum Schrecken Saladins nach Palästina gieng.
Auf diesen grossen Tag war Heinrich auch beschieden,
Und eilte nun hieher, zu Rauch, oder Frieden.
Drey Grafen folgten ihm, statt aller jener Pracht,
Die sonst sein Ansehn groß und fürchterlich gemacht;
Wenn vormals hinter ihm des Adels Heere zogen,
Wenn Federn ohne Zahl auf güldnen Helmen flogen,
Da Beyerns Blüthe sich mit Sachsens Kern vermengt,
Da Helden um ihn her geschäftig sich gedrängt;
So wohl, wenn er sich wies, für Friedrichs Recht zu kämpfen,
Roms frechen Uebermuth und Welschlands Stolz zu dämpfen;
Als wenn er auf sein Wort zum Rath erschienen war,
Dem Reichstag Ehr und Kraft, sich aber Neid gebahr.
Itzt hatte theils das Glück ihm dieß Gefolg entrissen,
Theils wollt er das Geräusch der stolzen Hoheit missen.
Itzt kömmt er nicht als Fürst, er kömmt als Unterthan,
Und zeigt, wie groß er ist, blos durch sich selber an.
Nunmehr begonnte sich die stolze Stadt zu zeigen,
Man sah der Thürme Haupt den Nebel übersteigen,
Der, da der Abend itzt die Schatten länger streckt,
Der Häuser höchstes Dach in dichten Rauch versteckt.
Indessen kam sein Sohn, der älteste von vieren,
Den er vorausgeschickt, des Kaisers Herz zu rühren;
Prinz Heinrich, welcher leicht durch reizenden Verstand
Und edle Schmeicheley der Herzen Eingang fand,
Von Friedrichs Sinn und Huld ein Zeugniß abzulegen;
Er eilet hofnungsvoll ihm aus der Stadt entgegen.
Kaum hinterließ sein Roß der Festung ehrnes Thor,
So kam ihm dieser Zug fünf edler Männer vor,
Die nicht der Kleidung Pracht, nicht Pracht der Waffen schmückte,
Und deren Adel blos aus ihnen selber blickte.

Des

Des Vaters freyen Ernſt, des Roſſes wilden Schritt,
Das, kühner Unruh voll, ſein Bruder Otto ritt,
Erkannt er ſchon von fern, und ſah zugleich von weiten
Den Razburg, den Schwerin und den von Welze reiten.
Er naht dem Vater ſich mit frölichem Geſicht;
Denn alles macht ihn froh, nur Heinrichs Aufzug nicht.
Mein Vater, hub er an, was brauchſt du zu trauern?
Zeuch lieber im Triumph durch Goslars ſtolze Mauern!
Der Mangel deiner Pracht ſtimmt nicht zu deinem Glück.
Zeuch prächtiger einher! ſo will es dein Geſchick.
Beſchäme durch den Glanz, den man dir noch gelaſſen,
Die, die dein Fall erhub, die Fürſten, die dich haſſen.
Der Kaiſer nahm mich auf, mit Luſt umarmt er mich.
Sein Blick ſprach, wie ſein Mund; er ſprach, er liebte dich.
Er ſprach von deiner Treu, er ſprach von deinen Thaten,
Wie tapfer du gedient, wie weislich du gerathen.
Ja, meine Jugend ſelbſt wies er auf deine Bahn;
Und kurz, er rühmte blos, und klagte dich nicht an.
Kann er bey ſolcher Huld noch ſtillen Groll verhelen?
Er denkt an dein Verdienſt; was kann dir weiter fehlen?
Sein Herz iſt nicht ein Herz, dem andrer Fall gefällt,
Er haßt die Helden nicht, denn er iſt ſelbſt ein Held.
Sein Geiſt iſt allzuklug, von ſteter Wut zu brennen,
Sein Auge ſieht zu ſcharf, die Tugend nicht zu kennen.
Itzt iſt ein edler Trieb in ſeiner Bruſt erwacht;
Ihm weicht der alte Zorn, und Misgunſt und Verdacht.
Er freut ſich, dich zu ſehn, er wartet mit Verlangen.
Dich ſoll des Kaiſers Burg als ſeinen Gaſt empfangen.
Dieß laß dir Glück, und Gunſt, und Ehre prophezeyhn!
Noch heute fängſt du an, des Kaiſers Freund zu ſeyn.
So freute ſich der Prinz, von Friedrichs Huld zu ſprechen,
Und durch den ſüſſen Troſt des Vaters Leid zu brechen;
Und überlegte nicht, daß, wer den Zepter trägt,
Oft gnädig ſieht und ſtraft, oft lächelt und doch ſchlägt.
Der Herzog, den der Schein des Aeuſſern nie verleitet,
Und dem ein Blick voll Gunſt oft gröſſre Noth bedeutet,

Sprach› Friedrichs edles Herz iſt zwar auch mir bekannt,
Doch Blick und Worte ſind ein trüglich Unterpfand.
Auch Helden haſſen oft, wie niedre Menſchen haſſen.
Wer ſpäte Reue ſieht, darf ſich auf nichts verlaſſen.
Von blödem Mistraun frey, und doch nicht hofnungsvoll,
Erwart ich, ob ich Rub, ob Unruh finden ſoll.
Hier ſchickt ſich kein Triumph, und auch kein knechtiſch Beugen,
Ich will mich ohne Stolz, und ohne Kleinmuth zeigen.
Ich will, daß man an mir die alte Pracht vermißt.
Was hälf ein ſchwacher Glanz, der mir noch übrig iſt?
Die Feinde ſollens ſehn, und ſollen ſchamroth glauben,
Daß ich entbehren kann, was ſie ſo eifrig rauben.
So ſpricht er, und ſein Blick erhizt und trübt ſich nicht,
Da eine Zähr indeß aus Ottos Auge bricht,
Die der verhaltne Zorn aus ihren Quellen ſchickte,
Doch Scham und Tapferkeit gleich wieder unterdrückte.
Er ſprach: Empfiehl nur mir, mein Vater, was dich kränkt!
Die Rache, die man ſpart, iſt darum nicht geſchenkt.
Zwar Beyern, Sachſenland und alles iſt genommen.
Laß dieſe Zeit vergehn! es können andre kommen,
Auch ich kann einmal ſeyn, was itzo Friedrich iſt,
Da ich ein Welfe bin, da du mein Vater biſt.
Zur Krone ſind auch wir, ſo wohl als er, gebohren,
Viel Länder ſind für uns, doch nicht der Ruhm, verloren.
Und einſt ſollſt du es ſehn, verrätheriſche Stadt!
Daß, wer verfolget wird, auch ſeine Rächer hat!
So ſprach er, und ſein Blick, der nach den Mauern blizte,
Dadurch ſich Goslars Stolz und kühne Freyheit ſchüzte,
War ihnen ein Prophet, der Flamm und Plündrung drohte,
Die er mit ſpätem Grimm, als Deutſchlands Herr, gebot.
Doch Heinrichs Auge ſah mit viel gelaßnern Blicke
In die Beleidigung der alten Zeit zurücke.
Er ſchüttelt großmuthsvoll ſein ſilberfarbnes Haupt,
Und ſpricht: dergleichen Zorn hat mir mein Land geraubt!
Mein Elend ſiehſt du zwar, doch die bewährten Lehren,
Die dir mein Elend giebt, auch dieſe ſollſt du hören.

Die

Die Herrſchaft reizt nicht mehr ſo den geprüften Geiſt,
Daß ich den ſtrafen will, der mir ſie kühn entreißt.
Zwar wünſcht ich mir noch ſtets die allzuſüſſe Bürde,
Daß ich ein Fürſt, ein Heil für viele Völker würde.
Ich wünſchte noch einmal die Luſt, die man mir nahm,
Daß von mir Beyerns Glück und Sachſens Segen kam.
Doch zum beglückten Recht, der Länder Wohl zu ſuchen,
Sich durch Gewalt erhöhn, der ihre Bürger fluchen;
Die Städte mit dem Schwerdt, mit Flammen überziehn,
Damit ſie blos durch uns, und nicht durch andre, blühn;
Die Ehrſucht nennet zwar dieß ein gerechtes Streiten,
Die Großmuth widerſpricht, und nennt es Grauſamkeiten.
Erobern macht nicht groß, und Rache macht nur klein,
Nur, wer verſchonen kann, verdient ein Fürſt zu ſeyn.
Verdienſten giebt er Lohn, und den Verbrechern Gnade,
Und ſchadet Feinden blos, damit er ſich nicht ſchade.
So ſtörte Heinrichs Mund in Ottos junger Bruſt
Der Rachgier ſchmeichelnd Gift und ſchadenfrohe Luſt;
Und widerſtand zugleich durch Beyſpiel und durch Lehre
Der ſüſſen Raſerey nach ſelbſt erdachter Ehre.
Im Otto pflanzte dieß ein heimlich Feuer fort.
Sein Ehrgeiz ſtritt in ihm mit ſeines Vaters Wort.
Indeſſen ſenket er die muntern Augenlieder
Und den beherzten Blick verwirrt und traurig nieder.
Er ſpornt ſein ſchäumend Roß, und ſtraft es ohne Schuld,
Und wünſcht den Weg vollbracht und ſchweigt voll Ungeduld.
Indeß verſammelte der Himmel reine Schaaren,
Die auf uns niederſehn, die Tugend zu bewahren.
Sie freun ſich, wenn ihr Reiz der Menſchen Herz gewinnt,
Und ſtehn den Seelen bey, wenn ſie bekämpfet ſind.
Ein jeder von der Zahl, die hier zuſammen kamen,
Steht einer Tugend vor, und führet ihren Namen.
Die Großmuth, und die Huld, und Frömmigkeit, und Treu,
Gelaſſenheit und Muth, und eine lange Reyh
Von Geiſtern, die man oft blos aus der Wirkung kennet,
Die oft kein Ausdruck faßt und keine Sprache nennet,

Stand

Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
Durch den der Himmel schützt und stärkt, wen er erhöht,
Und auf der Fürsten Haupt, für die er sorgsam wachet,
Das Diadem erhält, und unverletzlich machet.
Sein Blick ist hell wie Licht und, wenn er reden will,
Schweigt alles um ihn her in tiefer Ehrfurcht still.

Sagt, spricht er, die ihr stets auf große Thaten merket,
Sagt an, die ihr nebst mir den Fürsten Herzen stärket,
Die kühner Frevel schmerzt, und blinde Thorheit kränkt,
Beseelte Tugenden! entdeckt mir, was ihr denkt!
Euch will ich meinen Zorn zu richten überlassen.
Soll ich besänftigt seyn? soll ich noch länger hassen?
Den Heinrich kennet ihr; oft habt ihr ihn regiert:
Doch dieß ist eine That, da ihr ihn nicht geführt.
Als Glied des deutschen Reichs, des Inbegriffs von Reichen,
Das hohe Bürger hat, die den Gekrönten gleichen,
Schlug er dem Reiche selbst, daß ihm sein Ansehn gab,
Zum Schutze seines Rechts verlangten Beystand ab.
Und sein bedrohtes Land nicht in Gefahr zu wagen,
Ließ er die deutsche Macht in Welschlands Feldern schlagen;
Er hat, was auf der Welt nur einmal wird geschehn,
Den größten Kaiser sich fußfällig werden sehn.
Und ließ, als wollt er sich an seiner Schmach vergnügen,
Ihn lang und unerhört vor seinen Füßen liegen.
Dieß hat mich aufgebracht. Er fühlet meine Hand,
Er ist durch mich verjagt, und ich nahm ihm sein Land.
Acht Jahre sind dahin, daß sich mein Ohr verschließet,
Wie er sein Ohr verschloß. Mich dünkt, er hat gebüßet.

So sprach die Majestät, und schoß den Blick umher,
Ob ein Unsterblicher zu sprechen fertig wär.

Es steht ein ernster Geist zunächst an seinem Throne.
Er heißt Gerechtigkeit, und wirkt in Straf und Lohne.
Sie hat das erste Wort, man ehrt das, was sie will,
Und wenn sie spricht: Es muß! so schweigen alle still.
Dann darf die Großmuth nicht, auch nicht das Mitleid sprechen,
Dann ruhe verdienter Haß, und Zorn ist ein Verbrechen.

Die

Die Wage, die ſie trug, hieng frey in ihrer Hand.
Sie weg das Unrecht ab, und ſieh! die Wage ſtand.
In einer Schale lag des Kaiſers Zorn und Haſſen,
Die andre hielt den Stolz, den Heinrich blicken laßen,
Und keine ſank, noch ſtieg. Drauf ſprach ſie: Majeſtät!
Hier ſteh ich keinem bey, weil beyde mich verſchmäht.
Zwar nie kann Recht, und ich, für beyde Theile ſtreiten,
Doch Ungerechtigkeit kämpft oft zu beyden Seiten.
Kein Theil iſt ohne Schuld. Der, den ich erſt gelenkt,
Iſt wohl am Ende der, der mich am ſchwerſten kränkt.
So klagt ſie, ohne doch den Heinrich zu verdammen.
Gleich tritt von Tugenden ein göttlich Heer zuſammen,
Für Heinrichs Wohl zu flehn; Huld, Großmuth, Frömmigkeit,
Treu, Tapferkeit, Geduld, Ernſt, Fleiß, Gelaßenheit
Vereinten ſich für ihn. Wagts, laßt für ihn uns reden!
So rief die Tapferkeit, und drang ins Herz der Blöden.
Sie ſchritt zum Thron und ſprach: O Majeſtät, verzeyh!
Denn der, der dich erzürnt, ſtand dir noch öfter bey.
Dir kann ich Bürge ſeyn, dem Heinrich Zeugniß geben;
Für dich vergoß er Blut, für dich wagt er das Leben.
Iſt ſolch ein tapfrer Mann nicht der Verzeyhung werth,
Die oft, zu unverdient, Verzagten wiederfährt?
Sie ſchwieg: doch jener Herz ward ohne Frucht beſtritten.
Denn bey ihr durfte man nicht fodern, ſondern bitten.
Es gab die Majeſtät nur einen ernſten Blick
Der kühnen Tapferkeit an Antworts ſtatt zurück.
Doch unerſchrocken blieb vor ihr die Großmuth ſtehen,
Nichts beugte den Entſchluß, für Heinrichs Wohl zu flehen;
Ob andern gleich der Blick, den jener Auge ſchoß,
Aus Scham, umſonſt zu flehn, die ſtillen Lippen ſchloß.
Sie ſtand, ſie neigte ſich, doch ohne knechtiſch Bücken,
Und ließ ihr edles Wort ſich nur mit Freyheit ſchmücken,
Wie ſchön iſts, hub ſie an, wie ſchön iſts zu verzeihn!
Zum Strafen langſam gehn, zum Wohlthun ſchnell zu ſeyn;
Was man nicht ſich vergiebt, an andern zu vergeßen,
Und die Vergeltung nicht nach andrer Schuld zu meßen!

Zwar

Zwar Heinrichs Härtigkeit hat deinen Glanz geschwächt,
Und zürnst du auf ihn, so zürnst du mit Recht.
Ich selber, die ich ihn und seine Thaten liebte,
Ich, die ich Zeuge war, wenn er was großes übte,
Ich selber floh bestürzt, es war den ganzen Tag
Mein Angesicht verhüllt, als Friedrich vor ihm lag.
Doch, große Majestät! was Heinrichs That vertheidigt,
Was dich vergeben heißt, ist dieß: er war beleidigt.
Du weißt, wie schnell er sonst zu Friedrichs Hülfe flog,
Wie oft er für das Reich ins stolze Welschland zog,
Und da, was wider dich die kühnen Waffen regte,
Pabst, Fürsten, Städte, Volk zu deinen Füßen legte.
Den Eifer, der so oft für Friedrichs Wohl gekämpft,
Den Muth, den nichts geschwächt, hat Friedrich selbst gedämpft.
Er scheute dieses Schwerdt, das man für ihn gezücket.
Der Arm, der ihn geschützt, ward hart von ihm gedrücket.
Dem Heinrich, ward von ihm ein schon gewißes Land,
Die Erbschaft Justinens, durch List und Geld entwandt.
Noch stärkte Heinrich stets des Kaisers Macht und Heere,
Und nahm, statt allen Lohns, den größten Lohn, die Ehre.
Die Andacht trieb ihn drauf nach Palästina hin.
Doch dieß Entfernen wies ihm Friedrichs ganzen Sinn.
Der Kaiser zieht umher, und nimmt in Heinrichs Lande
Der Bürger hohen Eyd zum frühen Unterpfande,
Daß wo dießmal ihr Fürst auf ewig sich getrennt,
Man Friedrichs Herrschaft ehrt, und keine sonst erkennt.
Der Herzog kömmt, und sieht in seinem Helden-Leben,
Den Freund, dem er gedient, nach seinem Erbe streben;
Bestürzt kömmt er zurück, und sieht zu gleicher Zeit
Auf sein umringtes Land den stärksten Sturm bereit;
Bischöffe voller Haß, die Wenden in den Waffen,
Den Adel aufgehetzt, sich Freyheit zu verschaffen.
Und Goslar machte noch der Feinde Kühnheit groß,
Und ward ihr Waffenplatz in seiner Länder Schooß.
Da so viel Wut und Haß, so viel bewehrte Schaaren
Auf ihn allein gereizt, auf ihn gerüstet waren,

Zeigt

Heißt Friedrich ihn hinweg ins ferne Welſchland ziehn.
Der ſeinen Untergang ſo froh zu hoffen ſchien,
Der heißt ihn voll Vertraun für ihn das Leben wagen.
Aus Zwang, nicht aus Verdruß, mußt er es ihm verſagen.
Zu ſeiner Sicherheit mehr, als zu ſeinem Lohn,
Verlangt er erſt die Stadt, aus der die Feinde drohn.
Dann wollt er ohne Furcht vor ihrem ſchwachen Haſſen,
Dem Kaiſer beyzuſtehn, ſein Land in Unruh laſſen.
Der Kaiſer ſchlug ihm dieß, und er den Beyſtand ab.
Er gab dem kein Gehör, der ihm auch keines gab.
Sein Herz verachtete des Kaiſers kniend Bitten;
Und dieß iſt das Vergehn, für welches er gelitten.
So manches Lands Verluſt, Acht, Unruh, Krieg und Flucht,
Der Fall von ſeinem Glück iſt dieſes Stolzes Frucht.
Ohn Ehrfurcht für den Arm, der alles zwang zu beben,
Ward er dem Uebermuth der Feinde preis gegeben.
Von allen ließ man ihm nichts als ſein erblich Land,
Und aus dem Eigenthum hat man ihn noch verbannt.
Dieß Goslar, das er ſchon bereit war zu vernichten,
Dieß hört ihn freudenvoll in ſeinen Mauern richten.
Der Ausſpruch iſt vollſtreckt, der über ihn geſchehn.
Drey Jahr hat England ihn im Elend leben ſehn.
Drey Jahr umfaßet ihn in allzuengen Gränzen
Sein Braunſchweig das ihn ſonſt ſah, gleich dem Kaiſer, glänzen.
Die ihn beneidet, ſind von ſeiner Beute reich,
Und er iſt denen kaum, die er verachtet, gleich.
Die Strafe wäge nun, und mit ihr das Vergehen!
Und richte; zieme mirs nicht, für Heinrichs Wohl zu flehen?
Gnug haſt du dich gerächt. Er hat die Majeſtät,
Zwar ſeinen Fall zu ſühnen, doch ſich zum Fall verſchmäht.
Der Blitz hat dich verklärt, durch den du ihn getroffen.
Nur du haſt ihn gefällt; ſo laß auch du ihn hoffen!
Durch Zürnen wird dein Glanz mehr, als durch Huld, geſchwächt.
Begnadigen, dieß iſt der Hoheit ſchönſtes Recht.
So viele Tugenden, die ſeinen Geiſt bewohnen,
Und die die Erde kennt, die heißen dich verſöhnen.

Erwirb

Erwirb dir noch einmal den, der dich sonst bewacht!
Demüthig ihn durch Gunst, die stärker siegt, als Macht!
Und willst du, daß er sich zu deinen Füßen werfe:
So thu ers nur aus Dank, nicht wegen deiner Schärfe!
Sie sprachs. Beynahe war die Majestät gerührt.
In ihrem Antlitz ward mehr Huld als Zorn verspürt.
Ihr Herz empfand schon izt das reizende Vergnügen,
Was die Gewalt nicht beugt, durch Güte zu besiegen.
Jedoch die Klugheit sah die Regung ihrer Brust.
Denn was im Herzen ist, macht ihr die Stirn bewußt.
Izt, sprach sie, will ich nicht von Recht und Unrecht sagen.
Von dem, was schon geschehn, ist es zu spät zu fragen.
Was Friedrichs Geist regiert: ob Klugheit, oder List;
Ob man zu preisen sey, wenn man den Zorn vergißt,
Dieß weißt du selber wohl, von allem will ich schweigen.
Du kannst die Schuld verzeihn, du kannst dich groß bezeigen;
Ich widerstrebe nicht. Doch hörst du meinen Rath:
So schließest du noch nichts, und siehst erst auf den Staat.
Der Fürst, auf den du zürnst, kann nicht begnadigt heißen,
Wenn du nicht ändern willst, was du ihm giebst, entreißen.
Wenn ihm dein gütger Spruch sein Land von neuen schenkt,
Geschieht zwar ihm genug: doch andre sind gekränkt.
Die, so sein Fall erhub, wird seine Hoheit fällen,
Und deiner Treusten Schaar mit Haß und Wut vergällen.
Viel Feinde machst du dir an Eines Freundes statt,
Indem du Einen hebst, der dich beleidigt hat,
Und viele niederschlägst, die du nach langen Proben
Ergebner Dankbarkeit zu größrer Macht erhoben.
Gesetzt, daß du den Haß des ganzen Reichs verhöhnst;
Ist Heinrich drum versöhnt, wenn du dich gleich versöhnst? —
Doch fasse selbst den Schluß, mir ziemt es nur zu rathen.
So sprach sie, und ihr Wort, die Richtschnur großer Thaten
Gefiel der Majestät. Sie dachte nach, und schwieg.
Doch als der Rath sich schloß, und sie vom Throne stieg,
Sprach sie zur Großmuth: Geh, dem, den du liebst, zu sagen,
Daß er mich ehrn soll, und meinen Zorn ertragen.

Die

Die Großmuth hört es an, und ſprach: Ich will es thun.
Doch ließ ſie noch den Schwung der güldnen Flügel ruhn,
Um bey der Klugheit ſelbſt, die Heinrichs Schmerz befohlen,
Zuerſt noch Rath und Troſt für Heinrichs Schmerz zu holen.
O Klugheit, ſagte ſie, du willſt zwar Heinrichs Leid,
Du unterdrückſt ihn mehr, als die Gerechtigkeit;
Doch glaub ich, willſt du nicht, daß man ihn niederſchlage,
Bis daß er meinen Rath aus ſeinem Herzen jage.
O laß mich doch für ihn ein Heilungsmittel ſehn!
Sprich; was wird noch mit ihm in ferner Zeit geſchehn?
Kann ihm kein künftig Glück in dem bedrängten Leben
Für gegenwärtig Leid entfernte Hofnung geben?
Iſt denn ſein Haus mit ihm zu ſtetem Fall verdammt?
Wird niemand ſich erfreun, der von den Welfen ſtammt?
Damit ich, wenn ich itzt zur Erde niederſteige,
Dem Sohne Wittekinds nur etwas frohes zeige.
Die Klugheit hatte längſt, was künftig iſt, durchzählt,
Des Schöpfers Rath gehört, als er die Welt erwählt,
Und aus der kleinſten That die Folgen hergeſchloſſen,
Die wie ein breiter Strom aus engen Quellen floſſen.
Ein unberühmtes Werk, das kaum bemerkt geſchah,
Ein Zufall, den die Welt erſt als verächtlich ſah,
Entdeckten ihr vorher den Grund von großen Dingen,
Die theils durchs Glück entſtehn, und theils durch ſie gelingen.
Ihr ſchloß ſich ſtets das Haus der Möglichkeiten auf.
Der Weſen lange Reih und ſelbſtverſchlungner Lauf,
Die Welten, die theils ſind, theils nie entſtehen ſollen,
Eröfneten ſich ihr auf ihres Schöpfers Wollen.
Sie rührt mit ſanftem Druck der Großmuth ſtarke Hand,
Und ſagt: Mein Herz iſt ſtets vom Haſſen abgewandt.
Ja, glaube, daß ich nie nach jemands Elend ſtrebe.
Nur ſich zu ſchützen, iſt der Anſchlag, den ich gebe.
Doch dem zu widerſtehn, was uns zu fällen droht,
Das rath ich niemals ſelbſt, daß räth durch mich die Noth.
Drum komm; ich führe dich, was fern iſt, zu betrachten.
Oft lehrt ein künftig Glück ein itzig Leid verachten.

Im Himmel iſt voll Pracht ein göttlich Haus erbaut,
Und ſein verſchloßnes Thor der Weisheit anvertraut.
Hierinnen zeigt ein Bild voll groſſer Seltenheiten
Die ungezählte Zahl verknüpfter Möglichkeiten.
Wie jener kühne Bau, von Steinen aufgehäuft,
Aegyptens Wunderwerk, in eine Spitze läuft,
Und unter ſeinem Fuß ſo manche Hufe decket,
Und immer ſchmäler wird, je höher er ſich ſtrecket:
So daß die Nachwelt noch der Vorwelt Fleiß erkennt,
Und ohn Erſtaunen nie die Pyramiden nennt:
So häufen ſich allhier die aufgethürmten Welten,
Die vormals ohne Zahl ſich vor den Schöpfer ſtellten;
Als er, was möglich iſt, ſich vor ihm ſammeln ließ,
Und dann das Meiſterſtück der Welten werden hieß.
Dich, die du werden biſt, du Inbegriff des Schönen!
Sieht man der Säule Haupt und hohe Spitze krönen.
Du ſtehſt oben an, der Dinge ſchönſte Reih!
Und keine ward als du, denn keine kam dir bey.
Dann ſieht man unter dir unzählige Möglichkeiten
Sich bis zum tiefen Fuß der Pyramide breiten.
Je niedriger an Werth, je gröſſer an der Zahl,
Und fern von deinem Rang und von des Schöpfers Wahl;
Bis daß ein tiefes Meer der Säule Grund verſtecket,
Und den verborgnen Fuß mit ſeinen Fluthen decket:
Weil blos des Schöpfers Blick, dem ſich kein Staub entziehet,
Und dem das dunkle weicht, ihr tiefes Ende ſieht.
Hier kam die Groſſmuth her, weil ſie die Klugheit führte,
Die oft hier nach der Bahn des groſſen Schöpfers ſpürte.
Die Weisheit öfnete des Tempels güldnes Thor.
Der Groſſmuth ſtellte ſich die Pyramide vor,
Und ließ ihr, was geſchieht, und was noch wird geſchehen,
Der höchſten Allmacht Rath, an ihrer Spitze ſehen.
O wie viel ſah ſie Schmerz in Heinrichs nahem Leid!
O wie viel ſah ſie Troſt in der entfernten Zeit!

Dann

Dann regte ſie vergnügt der Schultern ſtarke Schwingen,
Dem Heinrich Stärke, Luſt, Muth und Geduld zu bringen.
Ein Gothiſches Gebäu zeigt Goslars weite Stadt,
An dem das Alterthum die Pracht verſchwendet hat;
Ein Werk, das von dem Fleiß des großen Königs rührte,
Der Heinrichs Ahnherr war, deß Namen Heinrich führte,
Dem man am Vogelheerd das Zepter überbracht,
Der Deutſchland reich und groß, von Hunnen frey gemacht.
Es ſchmücken in der Luft zahlreicher Thürme Spitzen
Dieß Pfalzhaus, wo der Rath der Fürſten pflegt zu ſitzen;
Wenn das geſalbte Haupt des größten Reichs der Welt,
Gehör zu geben, kam, und der gekrönte Held,
Der ſeine Gegenwart in alle Länder theilte,
Mit Hofſtatt und Gericht in Sachſen ſich verweilte.
Mit ſeinen Söhnen kam der Herzog in dieß Schloß.
Voll Anſtand ſchwang er ſich von dem beſchäumten Roß,
Und in der Dämmrung ſelbſt entdeckten ihn geſchwinde
Des Kaiſers treues Volk und erſtes Hofgeſinde.
Wie, wenn nach viel Verzug ein gerngeſehner Freund,
Den man am Schritte kennt, in einem Haus erſcheint,
Und alles frölich macht; ſo eilten hier die Schaaren,
Die noch von Alters her dem Herzog günſtig waren.
Der hielt des Pferdes Zaum; der that mit frohem Mund
Die angenehme Peſt dem großen Friedrich kund;
Der nahte ſich hinzu, ſein rauchend Roß zu ſtreicheln,
Und ließ die leichte Hand dem feuchten Halſe ſchmeicheln;
Wenn dort ein Haufe ſich um die Gefährten ſtellt,
Nach Heinrichs Wohlſeyn fragt, ſich ihnen zugeſellt;
Und hier ein edler Volk den Herzog ſelbſt umringet,
Ihn freudenvoll begrüßt, und nach den Zimmern bringet.
Hier kam die Großmuth auch noch eh, als Heinrich, an.
Indeſſen daß der Menſch an ſich kaum denken kann,
Iſt bey Unſterblichen ſchon hoher Rath gepflogen,
Bedacht, geprüft, gewählt, geſchloßen und vollzogen.
In eines Ritters Kleid, Geſtalt und Gang verhüllt,
Der Friedrichs Hofſtatt folgt und ſein Gebot erfüllt,

Spricht sie den Herzog an, und stellt sich ihm zur Seiten,
Als wäre sie gesandt, ihn durch das Schloß zu leiten.
Jetzt, spricht sie, gönne dir vom Reisen keine Ruh,
Und eile nur getrost nach Friedrichs Zimmern zu.
Des Kaisers ganzer Sinn wird sich dir bald entdecken.
Du bist geprüft genug, um mehr nicht zu erschrecken.
So viel nur sagt sie ihm, weil die vermengte Schaar,
Die ihn begleitete, zu hören wachsam war.
Er soll erst in der Nacht einsamen Finsternissen
Den Trost, den sie ihm bringt, den Schluß des Himmels wissen.
Sie füllt indeß sein Herz mit dreister Zuversicht.
Aus seinem Auge strahlt ihr unverändert Licht.
Der Kaiser siehet ihn den Fuß behender regen,
Als er ihm näher tritt; er lächelt ihm entgegen,
Und streckt den holden Arm, als zum Umfangen, aus,
Und seine Hofnung bricht in frohen Worten aus:
Willkommen, tapfrer Mann, du Freund von langen Jahren,
Du Löwe bey dem Streit, und Held in den Gefahren!
Sprich, läßt dein Alter dir die Kraft noch unverletzt?
Sprich, ob dich noch, wie sonst, ein blutig Schwerdt ergötzt?
Hast du noch Lust und Muth, der Waffen Last zu tragen,
Und den besiegten Feind durchs weite Feld zu jagen?
Ist länger Reisen Müh dir immer noch ein Spiel,
Und ist der Ruhm noch stets dein vorgesteckstes Ziel?
Hat deinen Geist geschwächt, was dich bisher betrübet?
Werd ich nach solchem Leid auch noch von dir geliebet?
Der Saracenen Fürst, der wilde Saladin,
Zwingt mich, den fernen Weg ins Morgenland zu ziehn.
Ich muß Jerusalem aus seinen Händen retten.
Der König Lusignan trägt der Barbaren Ketten.
Die gottgeweihte Stadt ist unter ihm verheert,
Und Gottes Kreuz entführt, und Gottes Grab entehrt.
Drum hab ich, eh ich geh, des Höchsten Schimpf zu rächen,
Mich einmal noch gesehnt, mit dir als Freund zu sprechen.
So sagt er, und sein Geist sann in ihm selber nach,
Und weg die Freundlichkeit der Worte, die er sprach,

Nach

Nach dem Verlangen ab, den heiligen Panieren
Und der geweihten Schaar den Herzog zuzuführen,
Die aus des Saladin von Blut befleckter Hand
Des großen Heilands Grab zu retten fertig ſtand.
Doch Heinrich neigte ſich, und gab zur Antwort wieder:
Der Himmel und Geduld erhalten meine Glieder.
Mein Kaiſer, dieſer Gram, der mich bisher gedrückt,
Hat mich im Alter nicht zum erſten mal gebückt.
Das Schickſal, welches mich nach kurzer Gunſt beſtreitet,
Hat auf den ſchweren Kampf ſchon jung mich zubereitet.
Beraubt und elend ſeyn, iſt bey mir ein Gebrauch;
Denn was mein Alter ſieht, ſah meine Jugend auch.
Die Arbeit, die Gefahr, die Laſt, die ich erlitten,
Litt ich im Glücke ſelbſt, wenn ich für dich geſtritten.
Und kurz, mein Herz erblickt in allem, was mich kränkt,
Nichts neues, als den Zorn, den du auf mich gelenkt.
Der Himmel laße nur, voll Gunſt zu deinen Werken,
Bey ungleich größerm Glück, dich gleiche Kräfte ſtarken:
Damit du, wenn du itzt zu Gottes Grabe ziehſt,
Der Feinde ſtolze Macht durch dich geſtürzet ſiehſt;
Damit von Feßeln du den Lüſignan befreyeſt,
Und ihm Jeruſalems geheiligt Reich erneueſt;
Daß Lieb und Andacht ſtets in der geweihten Stadt
Des Gottes Tempel ſieht, der dort gelitten hat,
Daß, wenn du Heer auf Heer im Oſten überwindeſt,
Du dann dein treues Reich in Frieden wiederfindeſt.
Hier ſchwieg der Herzog ſtill. Doch Friedrichs ſchlauer Sinn
Gieng auf was wichtigers, als Gruß und Antwort hin.
Ein Landmann decket ſo ſein ämſiges Verlangen,
Der einen tapfern Hahn zum Streit ſucht einzufangen,
Und mit gelaßnem Schritt auf krummen Wegen ſchleicht,
Und ihm bedachtſam naht, daß er ihn nicht verſcheucht;
Ihn in die Enge treibt, ihn überall umſchließet,
Und dann mit ſchneller Hand nach ſeinen Flügeln ſchießet:
Wie Friedrich eifrig war, durch liſtiges Bemühn
Den Herzog in den Krieg der Chriſtenheit zu ziehn,

Mit redneriſcher Liſt nach Heinrichs Herzen ſtellte,
Damit er ihn dem Heer des Kreuzes zugeſellte.
Man ſchmückt mit Ueberfluß den hohen Speiſeſaal.
Die langen Tafeln deckt ein prächtig Abendmahl,
Zu dem auf Friedrichs Ruf die edeln Helden kommen,
Die zum geweihten Schmuck ein heilig Kreuz genommen,
Den eignen Schmuck des Volks, das blinder Andacht Zug,
Mit Ehrbegier vermiſcht, zum fernen Morgen trug.
Hier ſah man Englands Kern bey Deutſchlands großen Fürſten,
Und Frankreichs muntres Volk, die ſtets nach Siegen dürſten.
Selbſt Philip Frankreichs Herr, der Muth im Auge wies,
Und den der Enkel Dank noch den Erobrer hieß,
War hier, als Friedrichs Gaſt dem Lauf der frommen Waffen
Gemeinſchaftlichen Rath und ſichres Ziel zu ſchaffen.
Indeßen machte ſchon ſein rothbekreuztes Heer
Auf der Tyrrhener See die ſtolze Flotte ſchwer.
Auch Richard, Englands Prinz, der oft im Reich der Britten,
Von Frankreich unterſtützt, dem Vater ſelbſt beſtritten,
Ließ Ehrgeiz, Lieb und Haß, die ihn erhitzet, ruhn,
Der Zwietracht zum Verdruß, ein beßres Werk zu thun;
Eilt aus des Vaters Arm mit zärtlichen Verſöhnen,
Und kehrt ſein blutig Schwerdt auf wilde Saracenen.
Hier war auch Flanderns Graf, des Bundes drittes Glied,
Den von des Kaiſers Volk ein grünes Zeichen ſchied;
Und Berthold von Meran, und Herrmann Graf von Baden,
Und Adolf Holſteins Graf war hier als Gaſt geladen;
Und Friedrich, Schwabens Fürſt, des Kaiſers zweyter Sohn;
Die alle ſah man hier, die alle wünſchten ſchon,
Des Sultans Heer und Stolz und Herrſchaft zu zertreten.
Auch Prieſter faßten Glut; Nicht blos um Sieg zu beten,
Gieng mancher Biſchof mit, das Schwerd in ſeiner Hand,
Und ein gewirktes Kreuz hieng über ſein Gewand.
Die lud man, und noch mehr, zum großen Kriegesfeſte.
Und Friedrich führte ſelbſt zur Zahl der tapfern Gäſte
Den Herzog, der allein von dieſer ganzen Schaar
Mit dem geweihten Kreuz noch unbezeichnet war.

Zwar

Zwar war er freudenvoll, hier Englands Prinz zu finden,
Und Frankreichs König ſich noch enger zu verbinden.
Doch da er überall geweihte Kreuze ſah,
Erkannt er Friedrichs Sinn, warum der Ruf geſchah,
Den Zweck der Freundlichkeit, die er ihm itzt erzeiget,
Sein Herz wird kummervoll, er ſieht umher, und ſchweiget.
Doch ſammelte ſich bald des Herzogs reger Geiſt,
Und der Verdruß erliſcht, der ſich im Auge weiſt.
Er redet Philip an, umarmet Englands Helden,
Und läßt ſich viel vom Wohl des großen Vaters melden,
Viel von des Hauſes Wohl; denn ein geheiligt Band
Verſchwägerte ſie längſt durch der Mathildis Hand.
Dann eilt er nach der Reih, mit höflichem Beſtreben
Den Helden ſeines Volks die treue Hand zu geben.
Des Hungers ſtärkſter Trieb war durch die Koſt geſtillt,
Der Becher oft erſchöpft, und wieder neu erfüllt.
Man trank den edeln Wein aus prächtigen Geſchirren,
Und ließ ſie rings umher mit frohen Wünſchen irren.
Ein Sänger, welcher oft mit kriegeriſchem Klang
Ein muntres Rolands-Lied vor Friedrichs Heeren ſang;
Durch deſſen Mund ſchon oft bey Carls beſungnen Thaten
Der Enkel klopfend Herz in gleiche Glut gerathen,
Stimmt auf des Kaiſers Wink ein feurig Loblied an,
Und ließ nicht unberührt, was Heinrich einſt gethan.
Er ſang auf ſein Geheiß den letztern Zug der Chriſten,
Als Pabſt und Andacht hieß, vereinte Völker rüſten,
Als Conrads harten Sinn ein frommer Abt gerührt,
Daß er das halbe Reich nach Canaan geführt;
Als damals Noradin Edeßens Wall erſtiegen,
Und ſeinen Roßſchweif ließ in Chriſtenſtädten fliegen,
Wie eifrig jeder gieng, und Wunden, Kampf und Tod
Für Gottes Vaterland zu ſuchen ſich erbot;
Wie, da in jeder Bruſt ſchon Muth und Andacht lodern,
Derſelbe Heinrich kam, ſein Erbtheil erſt zu fodern;
Doch, als ihm Friedrichs Mund des Himmels Ehre wies,
Sein väterliches Gut in fremden Händen ließ;

Wie Heinrich neuen Ruhm für seinen Arm erfunnen,
Wie er dem Himmelreich ein heidnisch Volk gewonnen,
Wie sein gefürchtet Schwerdt die Slaven aus der Nacht
Zu Gottes wahrem Dienst, zum hellsten Licht gebracht.
Denselben Augenblick ließ Friedrich nicht verstreichen.
Er ließ sich ein Gefäß von lautrem Golde reichen.
Der eingestürzte Wein wirft Perlen um den Rand.
Er hebt den Becher auf, und hält ihn in der Hand,
Und ruft dem Herzog zu: Gedenkst du noch der Zeiten,
Als alles eifrig war, für Gottes Grab zu streiten?
Als sich der muntre Sohn von seinem Vater stahl,
Der Mann sein liebes Haus dem Himmel anbefahl,
Der Weiber schwache Brust von Tapferkeit entbrennte,
Und oft sich aus des Manns verzagten Armen trennte,
Um durch Gefahr und Tod nach Solyma zu gehn,
Und der bestrittnen Stadt, als Retter, beyzustehn?
Ich aber wünsche nicht viel schwaches Volk zu zählen.
Erfahrung lehret mich, mehr Muth als Menge wählen.
Dieß aber soll mein Wunsch bey diesem Becher seyn;
(Ihr Helden, sprecht es nach, und wünscht es bey dem Wein!)
Daß die geweihte Zahl der schon vereinten Heere
Noch manche tapfre Faust geprüfter Führer mehre!
So sprach er hofnungsvoll. Sein wunscherfüllter Mund
Erschöpfte das Gefäß bis auf den tiefsten Grund.
Drauf füllte man es neu mit starkem Saft der Reben,
Das schwere Trinkgeschirr in Heinrichs Hand zu geben.
Er nahm den süssen Trunk bedachtsam in die Hand.
Des Kaisers starrer Blick blieb fest auf ihn gewandt.
Der Herzog aber sprach, nicht ohne zu erröthen:
Mein Kaiser, dieser Wunsch scheint itzt dir nicht vonnöthen.
Der Helden große Zahl und größre Tapferkeit,
Die schon ihr theures Blut dem heilgen Krieg geweyht,
Rache, daß mir dieß vielmehr zu wünschen nöthig scheinet;
Daß Wind und Himmel sich zu deinem Dienst vereinet;
Daß nicht der Griechen Haß und überlarvte List
Der tapfern Männer Kern auf deinem Zuge frißt;

Daß

Daß ſtets die Einigkeit der Helden Herz verbindet,
Und fürs gemeine Wohl ſich gleicher Eifer findet;
Daß nicht ihr müder Fuß, mit faſt zerſchlagnem Muth
Auf ungebähnten Sand vergebne Schritte thut;
Daß Durſt und Mangel nicht der Krieger Kraft bezwinget,
Noch ſie mit welker Fauſt vor deine Feinde bringet;
Daß nicht in fremder Luft der Hauch der trägen Peſt
Die Helden ungeehrt im Zelt erſtarren läßt;
Und daß die Feinde nicht nach deinem Wiederkehren,
Was du mit Müh gethan, bald ohne Müh zerſtören.
Doch was du wünſchen willſt, das gehet mich nicht an.
Ich thu auf dein Geheiß den Wunſch, den du gethan:
Daß die geweihte Zahl der ſchon vereinten Heere
Noch manches tapfre Herz geprüfter Führer mehre!

Der Kaiſer ſah hieraus den Grund von Heinrichs Bruſt.
Des Herzogs kalter Wunſch verſtörte ſeine Luſt.
Und Friedrichs treue Stirn, die ſtets ſein Herz verſchwiegen,
Verbarg zwar den Verdruß, doch wies ſie kein Vergnügen.
Der Herzog eilet bald dem goldnen Zimmer zu.
Sein Geiſt ſucht Einſamkeit, der müde Leib die Ruh.

Heinrich der Löwe.

Zweytes Buch.

Schon war der Schlaf bereit auf ihn herabzusinken;
Er naher sich: unsicher! Von Augen, die ihm winken,
Scheucht ihn die Sorge weg, sie, die im Heinrich wacht,
Verschmäht des Schlafes Recht und das Gesetz der Nacht.
Er liegt und wiederholt, durch keinen Laut gestöret,
Das was er diesen Tag gered't, gethan, gehöret;
Sein Geist wägt alles ab, und überdenket still,
Wie man ihn stets gedrückt, und ferner drücken will.
Die Mauern um ihn her, die er im dunkeln schauet,
Erinnern ihn an den, der sie vordem erbauet.
Du Ahnherr des Geschlechts, von dem mein Ursprung rührt,
Du König, rief er aus, deß Ruhm und Blut mich ziert!
Erbauer dieser Burg, und Vater dieser Gränzen!
Hier, wo dein Ruhm noch lebt, wo deine Siege glänzen,
Hier, selbst in deiner Burg, hier selbst beschimpft man dich!
Hier hat man mich verdammt, hier unterdrückt man mich!
So lange bin ich still, und zeige schon dem Neide,
Wie auch ein tapfres Herz geduldig Unrecht leide.
Nun, dacht ich, ist einmal des Unglücks Ende nah:
So saget man: zieh hin, und rette Solyma!
Ich soll, mein eignes Land dem Raube preis zu lassen,
Aus blindem Andachtstrieb bey Gottes Grab erblassen.
Daß ich verderben soll, dieß fodert man von mir.
Mit Feinden zog ich fort, und Feinde ließ ich hier.
Ich würde, kaum entfernt, in meinen letzten Tagen
Durst, Hunger, Krieg und Pest für fremden Nutzen tragen.

So

So raubte hier indeß der trägſten Feinde Hand
Mir ohne Gegenwehr mein überblicknes Land.
Und wenn ich dort den Feind, und auch die Luſt, bezwungen,
Und mich durch Ränke, Gift und Meuchelmord gerungen;
So kam ich dann, zum Lohn für alles, was geſchehn,
Durch meines Glückes Reſt die Feinde reich zu ſehn,
Und ohne Macht, und Schwerdt, und Beyſtand, und Erbarmen,
Gemahlinn, Söhn und Freund im Elend zu umarmen.
Iſt denn der Andachtsſtrich ſo ſchlau, ſo boshaftsvoll?
Iſt dieß nun Gottes Ruhm, für den ich ſtreiten ſoll?
Nein, nein! nun iſt es Zeit, nun muß man endlich wiſſen,
Daß meine Waffen nicht aus Ohnmacht ruhen müſſen,
Daß ich aus Großmuth blieb, und nicht aus Zagheit wich,
Aus Großmuth flüchtig ward. Aus Großmuth zwang ich mich,
Aus Ehrfurcht duldet' ich die Hand, die mich beraubte,
Weil durch mein Dulden ich ſie zu verſöhnen glaubte.
Nun werde meines Falls, und ihrer Härte Grund,
Luſt, Undank, Geiz und Neid, dem ganzen Reiche kund!
Laßt ſehn, ob man mich hört: und wird man mich nicht hören,
Mag meiner Waffen Glück ihr Unrecht ſie belehren!
So ſprach er in ſich ſelbſt. Es hört, ihm unbewußt,
Der Großmuth göttlich Ohr die Unruh ſeiner Bruſt.
Sie hatte ſich genaht, um ſeinen Geiſt zu leiten,
Ihn wider Glück und Haß zum Kampfe zu bereiten.
Denn den erzürnten Schluß, der Heinrichs Herz entbrannt,
Den hatte ſie gehört, und nicht für gut erkannt.
Ihr Blick durchdrang die Nacht, vor ihrem Glanz entwichen
Die Sorgen, die umher um Heinrichs Lager ſchlichen.
So wie der helle Ball, der Licht und Tag gebiert,
Das klägliche Geſchrey, das in der Nacht regiert,
Durch einen Blick vertreibt, und wenn der Morgen tagt,
Der Eulen traurig Heer nach ihren Klüften jagt;
So zwang ihr Augenſtral, in dem die Gottheit ſchien,
Der Sorgen ſchwärmend Heer zum Schweigen und Entfliehn.
Sie legt den wilden Zorn gefangen an die Kette,
Und führt mit eigner Hand den Schlaf zu Heinrichs Bette.

Drauf

Drauf abmt ſie die Geſtalt des großen Ahnherrn nach,
Zu welchem er geſeufzt. Sie grüßt ſich und ſprach:
Du Enkel, der mein Haus will bey der Nachwelt ſchmücken!
Was zürnſt du ſo ſehr, daß dich die Feinde drücken?
Kann deine Größe denn in fremden Händen ſtehn?
Nur du kannſt dich allein erniedern und erhöhn.
Die machen dich nicht klein, die dich zu ſtürzen trachten.
Du bleibſt noch groß genug: kannſt du es nur verachten.
Seufze, daß man den Reif von deinem Glück begehrt!
Kein äußerliches Glück iſt Heldenſeufzer werth.
Ich heiße dich drum nicht nach Gottes Grabe reiſen,
Und dein geſtürztes Glück dem fremden Diken weiſen.
Auch nicht, daß dich dein Arm Beleidigung erlaubt,
Und unbezwungen ſtirbſt, indem man dich beraubt.
Nur laß die mit dem Glück nicht auch die Großmuth nehmen!
Dich muß nicht Sklaverey, auch nicht kein Gram beſchämen.
Ja, kämpfe für dein Land! Auch hier dich haben,
Daß nie die Majeſtät durch dich erniedret ſey.
Du pflegſt ſonſt für ſie dein mächtig Schwerdt zu wetzen.
Das Recht, das du geſchützt, mußt du itzt nicht verletzen.
Sieh deinem Kaiſer nach! iſt deines Ahnherrn Rath.
Gehorchen, dieß iſt oft die größte Heldenthat.
Das Schickſal, das dich ſchlägt, wird dich nicht ewig ſchlagen.
Du wirſt, was du erträgſt, nicht unbelohnt ertragen.
Verehre nur geduldig die kaiſerliche Macht!
Sie iſt einſt deinem Sohn vom Himmel zugedacht.
Dann wird ſich dein Geſchlecht, mit ihm dein Land erhöhen,
Und unter Deutſchlands Schmuck und größten Stützen ſtehen.
Dein Braunſchweig und das Reich vereint ein feſtes Band.
Dein Stamm nimmt Zahn und Schwerdt von ſeiner Kaiſer Hand,
Bis ihn Verdienſt und Ruhm zu jenen Fürſten zählet,
Für die zum Königsglanz nichts als die Krone fehlet,
Von deren Stimm und Wahl der Kaiſer Würde rühret,
Und deren neunfach Ehor das Heil des Reiches führet.
Dann wird das reiche Land der freygeſinnten Britten,
Die Zuflucht deiner Noth, das Volk von hohen Sitten,

Wo

Wo du das Elend sahst, dir einen Thron erbaun,
Und deinen Enkeln einst drey Kronen anvertraun.
Es wird Mathildens Stamm Europens Schicksal lenken,
Wird, wohin er sich neigt, die Wagschale senken.
Drum zähm itzt Mund und Arm, daß keines sich vergeht!
Sey stark! Beherrsche dich, und ehr die Majestät!
So sprach sie, und erschien im wahren Angesichte.
Ihr Auge blendete nicht, und strahlte doch vom Lichte.
Ihr felsgestützter Arm, den eine Säule trägt,
Ihr Helm, an dem der Neid sein schlangicht Schwerdt zerschlägt,
Ihr Harnisch, unter dem der Hoffnung Farbe grünet,
Ihr Schwerdt, das nie zum Tod, nur zum Entwaffnen dienet;
Ein überfließend Horn, von edlen Früchten voll,
Woraus Versöhnlichkeit, Geduld und Wohlthun quoll:
Die Flügel, die sie stets hoch von der Erde tragen,
Die mußten Heinrichen der Großmuth Namen sagen.
Er rief sie: — sie verschwand. — Erquickungsvolle Ruh
Druckt drauf die ganze Nacht des Herzogs Augen zu.
Die Großmuth aber geht, und eilet noch im Stillen,
Die Herzen, die sie kennt, durch ihren Trieb zu füllen.
Ihr Glanz verbarg sich nicht in finstrer Rächer Schuh,
Ihn flieht die Rachbegier, ihn flieht der Eigennutz;
Irrgen Geister, die die Kluft, in der die Laster thronen,
Aus ihrem Schoose ließ, dem Reichstag vorzuwohnen;
Die nahm, eh noch ihr Stolz sie aus dem Himmel stieß,
Die Liebe seiner selbst und die Vergeltung hieß.
Die Rachgier folgte sonst der Majestät Gebieten.
Wen diese schon verdammt, den durfte sie verletzen.
Dann gab der Blutdurst ihr den eisern Hechmurd ein,
Nicht blos ein bieder Arm des Richteramts zu seyn,
Das ungehemmte Schwerdt nach eigner Lust zu brauchen,
Und es in jedes Blut, das sie erzürnt, zu tauchen.
Der Eigennutz war sonst vor längst vergessner Zeit
Ein friedlicher Gefährt von der Geselligkeit.
Zuletzt schien ihm kein Raum zur Größe zuzureichen.
Stets sprach er: Dieß ist mein! und alles sollt ihm weichen.

Bis beyder kühner Stolz den jähen Fall erlitt,
Dem Himmel fremde ward, und für die Hölle stritt.
Der Höchste gab darauf, die Tugend zu erhalten,
Ihr erst geführtes Amt Gerechtern zu verwalten.
! Die Rachgier sieht zuerst die Feindin ihrer Wut.
Ihr Angesicht wird roth, ihr Blick voll Zorn und Glut.
Der Großmuth Auge läßt gelinde Stralen fließen;
Die Rachgier scheinet Blitz aus düstrer Stirn zu schießen.
Sie ruft zum Eigennutz: Ach daß ich mit Verdruß
Dort meine Feindin sehn und doch verschonen muß!
Hat mich der Himmel denn zu meinem Spott geschaffen?
Er bindet mir den Arm, und schenket mir doch Waffen.
Dort kömmt die Großmuth her, und hat mein Werk zerstört.
Ohnfehlbar hat ihr Mund des Kaisers Herz bethört,
Ohnfehlbar lehrt sie ihn, durch niedriges Vergeben
Sich um die schlechte Gunst der Seinen zu bestreben.
Ja, ja! sie hat sein Herz nach einem Ruhm entflammt,
Der ohne Schwerdt entsteht, und aus der Trägheit stammt. —
Weswegen kann sie sonst so frölich wiederkehren? —
Und ich, ich soll sie nicht von meiner Macht belehren! —
Erlaube mir den Kampf! — Was hältst du mich zurück?
Wo nicht; vernichte mich, feindseliges Geschick!
So bald die Rachbegier den Argwohn hören laßen,
Entfärbt den Eigennutz ein furchtsames Erblaßen.
Ach! sprach er, ist es wahr? Der Kaiser höret sie! —
Verloren ist mein Glück, verloren meine Müh.
Was ich erlangt, gehofft, kurz, alles ist verloren. —
O Hölle! — Sie gewinnt! ihr öfnet man die Ohren.
Die Großmuth, die sich selbst mit Freuden ärmer sieht,
Die findet noch ein Herz, das sie ins Netze zieht.
Wird Heinrichen verziehn; o wie viel wird auf Erden
Den Meinigen geraubt, und ihm verschwendet werden! —
Erbarm dich meiner Angst! Was thu ich, Rachbegier? —
Verhindre meinen Fall, und deinen! Rathe mir!
So spricht der Eigennutz, und schlägt sich mit den Händen,
Und zittert vor der Noth, und weis sie nicht zu wenden.

Sein

Ein unentſchloſſner Fuß, ein zweifelhafter Sinn
Lenkt oft ſich bebend um, und weis doch nicht, wohin.

Die Rachgier ſchweigt, und knirſcht, und ſuchet Rath zu finden,
Und zieht den Odem an, und ſpricht: Sie ſolls empfinden!
Die Großmuth decke nur ihr Werk mit ſtiller Nacht:
Sie kriegt mit Liſt: und ich zugleich mit Liſt und Macht.
Drum, auf nur, Eigennutz; wir müßen uns vertheilen.
Ich will zum Otto gehn, du ſollſt zum Philip eilen.
Geh, ſcheue nicht den Stab, den er als Biſchof trägt.
Erzähl ihm, wie dein Herz von bangem Schrecken ſchlägt!
Bitt ihn bey ſeinem Haß und gierigem Verlangen,
Daß er ſein Werk vollführt, wie er es angefangen!

Drauf trennt ſie ſich von ihm, und eilt im kühnen Lauf,
Mit blauen Wolken fort, und ſuchet Otten auf:
Und legt, damit ſie ſich dem Muthe gleicher ſtellet,
Ihr mageres Antlitz ab, das Zorn und Gift vergället,
Und führet, dem Muthe gleich, von keinem Erze ſchwer,
Nichts als ein leichtes Schwerdt zum Schild und zum Gewehr.

Sie trift den Otto an. Er ſchläft. Sie ruft: Erwache!
Ich rufe dich zum Kampf, und zwar für Gottes Sache.
Es ſoll nach Solyma dein tapfrer Vater ziehn.
Dem Vater weigert ſich. Drum auf! zieh du für ihn!
Dem Heinrich iſts erlaubt, den Feldzug auszuſchlagen.
Er hat ſchon Ruhm genug. Du mußt ihn erſt erjagen!
Es wird, gierſt du dich nur zu Gottes Streiter an,
Dem Kaiſer, Heinrichen und mir genug gethan.
Der Kaiſer wird dadurch in dir den Heinrich finden,
Und Heinrich ſeine Treu mit ſeiner Ruh verbinden;
Und du kannſt auf einmal, Vertilger ſeiner Pein,
Vertreter ſeines Ruhms, und auch ſein Rächer ſeyn.
Auf, eil, und brauch die Zeit des Vaters Schimpf zu rächen!
Sollt ein Verbrechen ſeyn; der Kreuzzug tilgt Verbrechen.

Beſtraf

Bestraf das Unrecht erst, das man dem Vater thut!
Besprenge dich getrost mit ungerechtem Blut!
Und weil Jerusalem des Himmels Zorn versühnet,
So wende dich dahin, wenn du ihn ja verdienet.
So spricht sie: und ihm dünkt, eh sie von ihm entweicht,
Als würde seiner Hand ein blinkend Schwerdt gereicht.
Er springt vom Lager auf, und schwört, zur Wut getrieben,
Was ihm der Traum befahl, im Wachen auszuüben.
So wie ein schnaubend Wild aus seinem Lager fährt,
Wenn es ein jäher Knall im ersten Schlafe stöhrt,
Und auf den nächsten Feind, den ihm der Zufall bietet,
Mit tobenden Gebrul und scharfen Klauen wütet;
So irrt er in der Nacht, und sehnt sich Blut zu sehn,
Und sucht einen Feind, und sucht, und weis nicht, wen.
Hier führt der Eigennutz auf unverhofften Wegen
Den sorgenvollen Schritt des Philips ihm entgegen.
Ihm schien das reiche Cöln, sein fürstlich Bischofthum,
Ein vielzuenger Ort für seinen Geist und Ruhm.
Er hatte Friedrichs Zorn durch Klagen angeflammet,
Und Heinrich war durch ihn verfolget und verdammet.
So reizend schien es ihm, nach Heinrichs Fall, allein
Des Kaisers stärkster Arm und klügster Mund zu seyn;
Und von des Herzogs Raub war Engern seine Beute,
Damit so wie sein Stolz, sich auch sein Geiz erfreute.
Itzt gieng er sorgenvoll, vom Eigennutz erschreckt,
Und durch ein ängstlich Bild von Heinrichs Glück erweckt:
Die donnernde Gefahr, zum Rath gemeiner Sachen,
Der Sachsen neuem Haupt, dem Bernhard kund zu machen.
Doch Otto, dem der Mond zu seiner Rache scheint,
Erkennt aus Philips Gang, und seinem Zorn, den Feind.
Des Bischofs weltlich Kleid will ihn umsonst belügen.
Die Wut sieht ihren Raub, und läßt sich nicht betrügen.
Sein nahgelegnes Haus, sein Weg, sein Schritt, die Nacht,
Sein Hassen, seine List vermehren den Verdacht.
Der Prinz reißt ungesaumt den Degen aus der Scheide,
Und ruft: zu rechter Zeit kömmst du in diesem Kleide!

Du biſt nicht unbewehrt; und dieß vergnüget mich.
Sprich, ob du Philip seyſt! Red, oder wehre dich!
So ruft er, und ſein Schwerdt droht ſchon ihn zu erreichen.
Doch Philip ſchweiget erſt, und ſchützet ſich durch Weichen.
So täuſcht der ſchnelle Hirſch des Hundes ſcharfen Zahn,
Der ihn zu fangen glaubt, und nicht erhaſchen kann;
Wie er dem Schwerdt entweicht, das bitzig nach ihm zielet,
Und ſtets um ſeine Bruſt mit naher Spitze ſpielet.
Doch endlich, als er ſieht, daß Otto kühner ſtößt,
Kein ſichrer Ausgang iſt, kein Beyſtand ihn erlöſt;
So ſchreyt er: Ja, ich bins! Ja, wiße, wen du ſchlägeſt!
Weißt du, daß du die Hand an den Geſalbten legeſt?
Ich bin der, den du ſuchſt, des großen Gottes Knecht;
Ein Mann, der heilig iſt, und den der Himmel rächt;
Der Philip, deßen Blut, wornach du durſtig trachteſt,
Gott für ſein eigen ſchätzt, doch du wie Waßer achteſt.
Nimm nur mein Leben hin! Ich ſterbe freudenvoll,
Wenn ich als Martyrer durchs Schwerdt erblaßen ſoll.
Ich will, wenn ich dadurch des Himmels Kron erſtritten,
Noch als ein Märtyrer für meinen Mörder bitten,
Daß nicht des Kaiſers Zorn, der meine Treu erkennt,
Den Arm beſtrafen mag, der mich von ihm getrennt,
Und ihn des Raths beraubt, den ich bey meinem Leben,
Ihm oft vom Himmel ſelbſt erbetet, und gegeben.
Ich ſeh: dich rühret nichts, dein Herz verhärtet ſich;
Nun weißt du, wer ich bin; und nun ermorde mich!
Indeßen ſprang ſein Fuß bey jedem Wort zurücke.
Im Munde trug er Muth, und Furcht in ſeinem Blicke.
Zur Seite zeiget ſich zuletzt ein offnes Thor,
Wo er in Finſterniß und Schatten ſich verlor:
Und frey von der Gefahr, die ihn erzittern machte,
Des Prinzen eiteln Zorn und wütend Schwerdt verlachte.
Doch Otto ſtößt nach ihm in dicke Finſterniß,
Trift aber nichts als Nacht, die ihm den Raub entriß.
Wie einer, der im Traum, wenn ihn die Schatten trugen,
Und eitle Bilder ihn bald ſchrecken, bald vergnügen,

Die Arme hitzig lenkt, und den verfolgten Feind
Itzt zu verwunden glaubt, itzt zu ertödten meynt;
Doch wenn des bangen Schlafs betrügrisch Bild verschwindet,
In leere Lüfte schlägt, und seinen Feind nicht findet;
So ficht der Prinz und ruft: Du wirst mir nicht entfliehn
Und sollt ich bis zur Flucht der Finsterniß verziehn!
Dieß sieht der Eigennutz, er ruft mit heiser Stimme:
(Denn er folgt Philips Schritt) Von eines Mörders Grimme
Errettet Gottes Knecht! Beschützet einen Mann,
Der reich und mächtig ist, und euch belohnen kann.
Des Eigennutzes Ruf zwingt alles zum Erwachen.
Und rings um Otto her ertönt ein dumpfes Krachen:
Wie, wenn der Himmel schon von Schloßen dunkel sieht,
Ein ungestümer Wind das offne Haus durchzieht,
Die leichten Thüren faßt und hin und wieder reißet,
Und tobend mit Gestöß an ihre Pfosten schmeißet.
Drum eilet Otto fort, von Rach und Zorne roth,
Dem Sturme zu entgehn, den ihm dieß Krachen droht.
Ich muß, spricht er, ich muß die schönste That verschieben.
Doch was verschoben ist, ist drum nicht unterblieben.
Ach daß ein tapfrer Mann nicht wider viele gilt!
Die Menge, leider, ist verzagter Herzen Schild.
Ich weich, und muß den Arm, dadurch du sollst erkalten,
Itzt durch gezwungne Flucht, doch dir zum Tod erhalten.
Ja, glaub, Unseeliger, daß es darum geschehn,
Damit der helle Tag gewißre Rache seh!
Indem er also schnaubt, und sich vor Wut nicht kennet,
Die Gaßen ohne Zweck und doch in Eil durchrennet,
Erblickt er ungefähr ein spät und schwaches Licht,
Das dunkel durch das Glaß verhangner Fenster bricht.
Der unverhofte Stral weckt die betäubten Sinnen,
Und sein erholter Geist wird Wichmanns Wohnung innen.
Gleich eilet er hinzu, und klopft mit Ungestüm;
Und das verschloßne Haus eröfnet sich vor ihm.
Man darf nicht, wer er ist, nicht, wen er suchet, fragen;
Weil Gang und Angesicht von seinem Stande sagen,

Und weil ſein ſtolzer Blick, der noch den Zorn entdeckt,
Den, der es wagen will, mit ſtummen Drohen ſchreckt.
Sein Vorſatz, den der Wut mislungner Ausbruch ſtärket,
Treibt ihn zum Zimmer hin, in dem er Licht vermerket.
Er folgt den Biegungen gefühlter Wände nach,
Durchſchleicht das ſtille Haus, und öfnet das Gemach.

Der Biſchof Magdeburgs ſaß ohne Schlaf bierinnen,
Und widmete die Nacht, der Weisheit nachzuſinnen,
Und wog der Gründe Macht und ſtarker Worte Kraft,
Dadurch man Reu und Scham in wilden Herzen ſchafft;
Das oft entzweyte Reich, das gegen Deutſche Fahnen
Mit Deutſchen Fahnen zog, zur Eintracht zu vermahnen;
Und rührend kund zu thun, daß Eigennutz und Zwiſt
Weit mehr, als Mahomed, des Höchſten Erdfeind iſt.
Er ſieht verwundrungsvoll den Prinzen näher ſchreiten,
Und kömmt ihm ſelbſt zuvor mit ernſten Höflichkeiten.

Prinz, ſpricht er, hat vielleicht noch mitten in der Nacht
Ein dringendes Geſchäft dich in mein Haus gebracht?
Hat dich des Vaters Leid, das mich ſchon längſt gerühret:
Hat dich dein eignes Wohl, nach Rath hieher geführet?
Nimſt du vielleicht zu mir vor Mördern deine Flucht,
Die deinen Fuß verfolgt, da du dein Haus geſucht?
Die Rachgier irret oft mit Schwerdtern auf den Gaßen,
Und ſuchet ihre Wut im dunkeln auszulaßen;
Da man itzt ungeſtraft mit ſeinen Bürgern kriegt;
Und eines jeden Recht in ſeinem Degen liegt.

So ſprach er. Ottos Blut ſtieg feurig auf die Wangen,
Da er den Vorwurf fühlt von dem, was er begangen.
Doch dießmal macht die Scham den regen Unmuth ſtill.
Er ſpricht: Ein heilig Kreuz iſt alles, was ich will.
Du, dem dein Amt und Rom das heilge Recht verleihen,
Zum ehrenvollen Kampf die Helden einzureihen!
Ich ſuche weder Troſt, noch Rath noch Zuflucht hier;
Wenn du ſie nöthig haſt, ſo ſuche ſie bey mir!

Die Luſt zu Reif' und Streit hat mich hieher getrieben;
Und wenn man dieſe fühlt, wie kann man ſie verſchieben?

Hilf meiner Ehrbegier, gieb mir noch dieſe Nacht
Das Zeichen, welches mich zu Gottes Streiter macht.
Du weißt ſchon, da ich mich der Welfen Enkel nenne,
Daß ich es ohne Ruhm gewiß nicht tragen könne.
Der Biſchof geht hinaus, und holt ein güldnes Band,
Und heftet an ſein Kleid das Kreuz mit eigner Hand,
Und ſpricht: Den edlen Trieb will ich nicht unterbrechen;
Es muß ihn weder Kampf, noch Schweiß, noch Mangel ſchwächen!
Prinz! hiemit weih ich dich zum Schutz der Chriſten ein!
Doch denke, was du thuſt, muß nicht um Ehre ſeyn.
Du weißt, was Solyma für Helden ſchon begraben.
Der Ehrgeiz war der Gott, dem ſie geſtritten haben.
Der hat ſie oft getrennt und ihren Zweck geſtört,
Und ihre Siege ſelbſt oft wider ſie gekehrt.
Sie hatten, ſtatt des Ruhms, nur Schande, Peſt und Sterben.
Der Stolz, dem ſie gedient, der war auch ihr Verderben.
Dieß merke, wenn dein Arm bey Gottes Grabe ficht;
Und, an der Ehre ſtatt, gedenk an deine Pflicht!

So ſpricht der ernſte Greis, und von des Pabſtes wegen
Bewehrt er Ottos Arm mit einem goldnen Degen;
Dergleichen zum Geſchenk für Deutſcher Krieger Hand
In nicht geringer Zahl Roms Biſchof ihm geſandt.
Das künſtliche Gefäß trug eines Kreuzes Zeichen,
Das feſtgegründet ſchien auf Saracenen Leichen.
Der Prinz ergreift vergnügt das ihm gereichte Schwerdt,
Und prüft der Klinge Stahl, und rühmet ihren Werth;
Und ſüßer Träume voll, von Rache, Ruhm und Glücke,
Begiebt er ſich zum Schlaf in ſein Gemach zurücke.

Doch Philip ſtreckt indeß ſein ſchüchtern Haupt hervor,
Und zitternd ſchleichet er ſich aus dem ſichern Thor.
So wie der Reiher bebt, der gegen Habichts-klauen
Nicht darf der Gegenwehr des ſcharfen Schnabels trauen:

Die

Die Furcht verflecket ihn in ein verwahrtes Neſt,
Das er mit Zittern ſucht, und zitternd noch verläßt;
Bis er, da Feind und Furcht ihn weiter nicht umſchließet,
Mit neuem Uebermuth nach ſeiner Beute ſchießet;
So bebte Philip noch bey ſchwindender Gefahr,
Bis Otto längſt entfernt und er geſichert war.
Dann wies ein neuer Trieb, der ihn zum Haß entbrennte,
Im Heinrich ihm den Raub, der nicht entgehen könnte.
Ja, ſegne die Gefahr, die dich verfolget hat!
Vermiednes Unglück dient hernach an Glückes ſtatt.
O daß Gefahr und Angſt ſtets ſo gerufen kämen!
(So ließ der Eigennutz ſich freudenvoll vernehmen.)
Nun haſt du, was du ſuchſt; dein Glück und meine Luſt,
Und Waffen wider den, den du verderben mußt!
Die Noth, die dich betraf, ſoll ihm ans Herze dringen.
Dir machte ſie nur Angſt; den Fall ſoll ſie ihm bringen.
Die Großmuth flöße ſich nur Friedrichs Herzen ein!
Wenn ſie um Gnade ruft, kannſt du um Rache ſchreyn.
Dein hart verfolgtes Blut, dein faſt geraubtes Leben,
Dein prieſterlicher Fluch muß uns den Vorzug geben.
Verfolge nur den Weg! Zeig es dem Bernhard an!
Ein Thor iſt, wer nicht auch ſein Unglück nutzen kann.'
Der tapfre Bernhard lag auf harten Betten nieder,
Und blos ein kühles Tuch bedeckte ſeine Glieder.
Er übte ſich zum Krieg bey träger Friedenszeit,
Und ſeine Härte ſelbſt war ihm Bequemlichkeit.
Sein unverwöhnter Leib dient einem ſtrengern Geiſte.
Der Freyheit altes Recht gilt ſtets bey ihm das meiſte.
Selbſt was verjährter Wahn willkührlich aufgebracht,
Gebrauch beſtätigt hat, und Alter heilig macht,
Schien in der jungen Welt ihn ſtrafbar zu verletzen;
Und wenn er unrecht that, ſo that ers nach Geſetzen.
Sein unverfälſchtes Herz hegt Vorſicht ohne Liſt,
Die nichts verwegen ſucht, und Zweck und Mittel miſt.
Er iſt der ſchwachern Freund, den Mächtigern zuwider,
Und ſchützt im Deutſchen Reich die Gleichheit aller Glieder.

Es nimt sein leises Ohr, das selbst im Schlummer wacht,
Philippens sachten Schritt schon in der Fern in Acht.
Sein Fuß springt munter auf, sein Aug ist unverdrossen,
Und läugnet schon den Schlaf, der neulich es geschlossen.
Ein wiederholter Schlag zwingt Glut aus Stahl und Stein.
Er sieht, wer näher kommt; und Philip tritt herein.
Bald wäre nicht dein Freund, spricht er, zu dir gekommen,
Und morgen hättest du den ärgsten Mord vernommen.
Den Degen, der entblößt auf meinem Herzen stand,
Hat blos der Mächtige des Himmels abgewandt.
Mein Fuß, der kaum zur Flucht ein offnes Thor gewonnen,
Bebt vor dem Unglück noch, dem er mit Angst entronnen.
Doch hat mich, da mein Blick den Mörder selbst entdeckt,
Die Bosheit mehr betrübt, als die Gefahr erschreckt.
Der Heinrich, den bisher die Strafe nicht gebessert,
Hat seinen Frevel noch durch Meuchelmord vergrößert.
Da ich voll Mitleid bin, daß man ihn unterdrückt;
Hat er nach meinem Blut den Otto ausgeschickt.
Ich eilte her zu dir mit unbesorgten Schritten.
Die Nacht hielt mich nicht ab. Ich wollte für ihn bitten.
Ich weis, du gäbst zum Trost für sein verfallnes Glück
Die Hälfte seiner Macht ihm wiederum zurück.
Dann hätt er, um als Held für seinen Fehl zu büßen,
Nach Gottes Ruhestatt zum Streite ziehen müssen.
Doch ich war gegen ihn zur Unzeit mitleidsvoll.
Der muß gebessert seyn, den man bedauern soll.
Umsonst erscheinet er mit Bitten und mit Zähren.
Weil noch sein Frevel währt, muß auch die Strafe währen.
Drum auf, und steh mit mir der Kirche Gottes bey!
Die fodert Rach an ihm, wenn ich ihm gleich verzeih.
Erinnre Dich, wie hoch Gott seine Diener schätzet.
Der Kirche Majestät hat er in mir verletzet.
Er ist beglückt genug, wenn durch den kleinen Rest
Der Güter, die er hat, sie sich versöhnen läßt,
Und Braunschweigs enges Land von so verruchten Händen
Zum Lösegelde nimt, den Fluch von ihm zu wenden.

Wenn

Wenn dann kein zeitlich Gut ſein eitles Herz beſchwert,
So laß uns endlich ſehn, ob er ſich nicht bekehrt.

Der Herzog hört in Ruh des Biſchofs Eifer ſprechen,
Er ſagt: Was du erzählſt, iſt nicht ein klein Verbrechen.
Wenn du Beweiſe haſt, wenn Otto es geſteht,
Daß ſeines Vaters Wink ſein Schwerdt nach dir gedreht;
So iſt, nach ſolcher That, der kleinſte Platz der Erden
Ein viel zu edles Gut, von ihm regiert zu werden.
Wer Frevler insgeheim zu Fürſtenmord erhitzt,
Verdient nicht, daß das Land ihn trägt, das er beſitzt.
Doch, Philip, er und wir ſtehn unter den Geſetzen.
Auch gegen ſeinen Feind muß man ſie nicht verletzen.
Wer einmal ihre Macht aus bittrer Rache ſchwächt,
Verlangt hernach umſonſt von ihnen Schutz und Recht.
Du magſt mir ſeine Schuld, als unauslöſchlich, zeigen;
Was du ihm rauben willſt, bleibt immer doch ſein eigen.
Dieß Braunſchweig, welches du der Kirche ſchon beſtimmt,
Iſt kein geſchenktes Lehn, das man Verbrechern nimt.
Man mag es Löſegeld, man mag es Strafe heißen;
Das was ihm niemand gab, kann niemand ihm entreißen.
Sein Erbe bleibet ſein. Hier gilt nicht Bann, noch Acht;
Hier hat das Reich kein Recht, der Kaiſer keine Macht.
Wer größre Straf erſinnt, als die Geſetz' erlauben,
Der zeigt den Kaiſern ſelbſt den Weg, uns zu berauben.
Iſt Gott in dir beſchimpft; was braucht es Fluch und Bann?
Gott ſelbſt iſt ſtark genug, daß er ſich rächen kann.
Doch wenn der Morgen kömmt, ſo ſoll der Kaiſer hören,
Wie frech man ſich erkühnt, die Sicherheit zu ſtören.
Er hör, und ſey erſtaunt, wie boshaft man den Tod
Im Angeſicht des Reichs belehnten Fürſten droht!
Im Angeſicht des Reichs ſoll man den Heinrich fragen,
Ob er den frechſten Mord dem Otto aufgetragen.
Und läugnet er die That, und zeugt nichts wider ihn,
So ſoll er ſeinen Sohn zur ſtrengſten Strafe ziehn.

So ſpricht er, und in Ruh erwartet er den Morgen.
Philippens Seele trübt das ſchwarze Heer der Sorgen:
Der, da ihm Ottos Schwerdt noch ſtets vor Augen ſchwebt,
Die bang.n Füße nicht aus Bernhards Wohnung hebt,
Stillſchweigend bey ihm ſitzt und, weil der Tag verweilet,
Im Herzen Heinrichs Land auf tauſend Arten theilet.
Er ſpüret Mittel aus, die er mit Liſt verſteckt,
Mit Treu und Eifer ſchminkt, mit Großmuth überdeckt.
Bald faßt er einen Schluß, und ändert bald ihn wieder.
Den erſten Einfall reißt ein beßrer Einfall nieder.
Und endlich, wenn er längſt verworfen, und gewählt;
So zürnet er mit ſich, daß ſeine Klugheit fehlt;

Wie theils aus Eiferſucht, theils Schätze zu erjagen,
Ein Maler ſich erhitzt ein Meiſterſtück zu wagen,
Den Strich oft ſelbſt zerſtört, den er mit Kunſt gethan,
Und neue Wege ſucht, ſich der Natur zu nahn;
Und zornig, daß er ſich ſo lang umſonſt befleißet,
Zuletzt den feuchten Schwamm in ſein Gemälde ſchmeißet.

Bemühungen
Treuens und der Liebe.

Bey dem Beylager

Carls

Königs beider Sicilien

und der

Kön. Pohl. und Churf. Sächs. Prinzeßinn

Amalia.

Dresden den 9ten May 1738.

Vorbericht.

Dieſes kleine epiſche Gedicht wird, ob es gleich vollſtändig iſt, ſeinem Verdienſte nach, dem Fragmente von Heinrich dem Löwen nachgeſetzt. Es handelt von einer Vermählung, die beſonders wegen der glücklichen Folgen, die ſich damals Europa davon verſprach, würdig war, epiſch beſungen zu werden. Der Verfaſſer war 1738, als er dieſes Gedichte verfertigte, 21 Jahr alt; Die Liebe zu ſeinem Vaterlande und Könige ſetzte ihn in Bewegung, und er hat damals Neigung gehabt, ſeine Arbeit dem Drucke zu übergeben. Da aber durch gewiſſe Hinderniſſe die bequemſte Zeit darzu verſtrichen war, ſind hernach andre Betrachtungen darzwiſchen gekommen, ſo daß er nicht dieſes Stück, wie andre ſonſt eben ſo früh aufgeſetzte Schriften, in die Beluſtigungen oder eine andre Sammlung hat einrücken laßen. Die ganze Erfindung beruht auf der damals wahrſcheinlichen Vermuthung, daß dieſe Vermählung die Ruhe von Europa dauerhaft machen würde. Aber nicht lange hernach, mit Kaiſer Carl VI Tode brach ein noch heftigerer Krieg aus, als derjenige geweſen war, der vor dieſer Begebenheit hergieng; und der Dichter würde ſich bey einer Bekannt-

kanntmachung nach 1740 nicht als einen wahren Propheten gezeigt haben.

Itzt könnte keine andre Betrachtung die Ausgabe dieſes Gedichtes hindern, als ſeine innern Mängel. Die Compoſition iſt freylich nicht reich und mannichfaltig; und es hätte ſich wohl etwas mehr anbringen laßen, um den Charakter des jungen Königs intereſſant zu machen, als ſeine Zuneigung zur Jagd. Aber wie könnte man von einem ſo jungen Dichter, der damals die Welt nur nach ſeinen Büchern, und die Höfe nach dem Gerüchte zu beurtheilen Gelegenheit hatte, eine tiefere Kenntniß des menſchlichen Herzens und des Hofes erwarten?

Indeſſen hat auch die Erfindung ſo wohl als die Ausführung ihre Schönheiten. Epiſche Gedichte, auch von dieſer kleinen Gattung, ſind etwas ſeltnes. Die Maſchinen ſind hier ſo ſimpel, als es möglich iſt, und die Alten ſind hin und wieder gut nachgeahmt.

Bemühungen
Irenens und der Liebe.

Carl liebt Amalien. Amalia zieht hin,
Und küſſet Philips Sohn als Braut und Königin.
O Dichtkunſt, ſage mir den Urſprung ihrer Triebe;
Entdecke das Bemühn Irenens und der Liebe!
Wie ſie in Carols Bruſt die erſte Glut erregt,
Was zu der Völker Wohl Auguſtens Herz bewegt,
Daß ſein bereites Ja dem Bande Kraft gegeben,
Durch welches Oſt und Weſt in feſter Freundſchaft leben.
Kaum ſah man, wie der Krieg vom blutgefärbten Po
Der Longobarden Sitz mit wilden Roßen floh;
Von Chriſtenblute ſatt, muſt ihn ſein ſtolzer Wagen
An der erſchreckten Sau durch Türkenleichen tragen;
So zeigt Irene ſchon ihr liebreich Angeſicht
Von Hofnung zwar erfüllt, doch ohne Sorgen nicht.
Und ſah im ſichern Reich der ruhbefliſſnen Britten,
Wie Völker, die voll Zorn ſchon Jahre lang geſtritten,
Nicht mehr der Haß beherſcht. — Wie vor dem trocknen Neſt
Die Taube nach und nach ſich wieder blicken läßt,
Wenn der erſchöpfte Quell der Wolken faſt verſiegen.
Sie wagt ſich ſchüchtern aus, kömmt bald zurückgeflogen,

Und

Und traut dem Himmel nicht, bis jede Wolke weicht,
Da sie geschert erst die heitre Luft durchstreicht:
So ruht Irene hier, schwang dreymal ihr Gefieder,
Zum Fliegen schon bereit, und ließ sich dreymal nieder;
Bis Hofnung doch zuletzt den Zweifel überwog,
Und freudig sie zum Haupt der steilen Alpen flog.
Hier stand sie, das Bemühn der noch bewehrten Mächten,*
Die Absicht jedes Volks und Königs zu betrachten.
Sie sah, wie hier ein Feld von frischem Blute schmaucht,
Dort der gelöschte Krieg noch in der Asche raucht,
Die Völker rüstig sind, die Segel fertig stehen,
Und man die Waffen schwingt, statt Frieden einzugehen.
Irene siehts erstaunt, und denket sorgenvoll,
Wie lang Europa noch mistrauend wancken soll.
Wie wenn ein Schiffer, der den hohen Mast bestiegen,
Und da ein fremdes Schif durch ferne Wellen fliegen
Und auf ihr eilen sieht, ein ängstender Verdacht,
Der nahenden Gefahr in seiner Brust erwacht;
So steht Irene da, und ein gerechtes Kränken
Heißt sie mit banger Furcht bald da, bald dorthin denken.
Von da an, wo das Feld, durch das der Po sich gießt,
Sich an den rauhen Fuß besteinter Alpen schließt;
Bis wo die wilde Fluth in hole Klüfte spühlet,
Durch die der enge Wind Neapels Grund zerwühlet;
War ihr fast jeder Ort ein Denkmal alter Wut.
Wo Fluren nur gedüngt durch feistes Menschen Blut,
Und Bäume, die voll Pracht in stetem Sommer grünen,
Von wilder Mordsucht nur so schön und fruchtbar schienen.
Der Schauplatz ihres Leids bewegt ihr zärtlich Herz.
Der alten Wunden Pein vermehrt den neuen Schmerz.
Ja, sprach sie, es ist wahr; durch Krieg, durch Mord und Morden,
Bist du, Italien, der Völker Grab geworden.
Wie oft hab ich gesehn, von Kummer bald entfernt,
Daß fremder Heere Strom zum Kampfplatz dich gewählt!

Ich

* Man sagt Seemachten.

Ich laſſe, was die Zeit mich einſt vergeſſen heißet,
Und neurer Jammer mir aus dem Gedächtniß reißet.
Ich klage nicht die Fluth der wilden Gothen an.
Denn jedes Alter hat mir tauſend Leid gethan,
Seit der erſchöpfte Nord kein Volk mehr ausgeſpien,
Die unterdrückte Welt mit Krieg zu überziehen.
Ich klage dich auch nicht, wenn du, durch Stolz verſtockt,
Krieg und Verwüſtung ſelbſt bis in dein Herz gelockt.
Doch ſoll ich darum auch der Guelfen Wut vergeſſen?
Der Zwietracht Schlangengift, ſo dir das Mark durchfreſſen?
Und alles, was ſo bald, eh ſie die Zeit verzehrt,
Die Wunder alter Kunſt in Aſch und Staub verkehrt?
Haſt du, Neapolis, nicht Elend gnug erlitten,
Als Fürſten voller Wut um deine Krone ſtritten?
Wie lang hat nicht der Krieg um jenen Thron geblitzt,
Den Frankreichs kühner Sohn mit Prinzenblut beſpritzt?
Hat Mayland nicht geſehn, die Mächtigſten der Erden
Um ſeinetwillen blos faſt unverſöhnlich werden?
Wer zählt, wie oft es ſey, daß die ſo kühne Stadt
Um ihren Wall den Feind mit Angſt erblicket hat?
Ich ſage nichts als das, was alle Ruh zerſtöret,
Und einen kleinern Schmerz mich nicht mehr achten lehret.
Umſonſt hat die Natur die Alpen aufgeſchanzt.
Ein neuer Hannibal hat Fahnen drauf gepflanzt.
Der Berge Rücken trug, und fühlte mit Erſtaunen,
Die ungewohnte Laſt von Mörſern und Kartaunen.
Und itzt ... Hier ſchließt der Schmerz den Mund, den er gelöſt;
Bis daß er neue Kraft in ihre Zunge ſtößt,
Das Leiden, das ſie drückt, mit wiederholten Klagen,
Zu Lindrung ihrer Pein der tauben Luft zu ſagen.
Wohin, rief ſie zuletzt, wohin will dieſe Wut?
So iſt man noch nicht ſatt? Noch lechzet man nach Blut?
Vergebens heff ich Ruh. Der Stücke raubes Knallen
Wird bald mit neuem Graus in meinen Ohren ſchallen.
Was thu ich? — Schweig ich wohl, bis daß der freche Krieg
Mit neuentbrannter Wut durch einen blut'gern Sieg

Mich wiederum verjagt? — Soll ich nach Westen fliehen,
Und in der neuen Welt entlegne Gränzen ziehen?
Auch hier vertreibt man mich. — Entflieh ich auf die See?
Auch dort werd ich verletzt. Soll mich des Himmels Höh,
Der Gottheit holler Sitz hinfort allein umfaßen?
Soll die gestrafte Welt, den Waffen überlaßen,
Ein Raub des Mächtigern, des Siegers Beute seyn?
Nein! thue, was du kannst. Noch, Erde seyst du mein!
Sie sprichts; und Unmuth färbt der Göttin schöne Wangen,
Die sonst mit Sittsamkeit und heiterm Lächeln prangen.

Dort, in des Himmels Höh, wo über alle Welt
Der Allmacht weise Hand den ewgen Zepter hält,
Der Sonne Stralen giebt, der Himmel Kreise drehet,
Und macht, daß jeder Stern auf seiner Straße gehet;
Da ist der Liebe Sitz. Von dar macht ihre Hand
Sich durch den festen Trieb, dem alles folgt, bekannt;
Von dannen siehet sie die Bürger aller Erden,
Von ihrer Glut entflammt, ihr unterthänig werden.

Dort kömmt Irene hin, es thut ihr sanfter Mund
Das, was ihr Herz bedrängt, der treuen Schwester kund.
O Liebe, hab ich je dein weites Reich beschützet,
Ja deinen holden Trieb durch Eintracht unterstützet,
Daß überall dein Reich durch mich verschönert blüht,
Und dein Altar durch mich von tausend Opfern glüht;
Ist es die Lust des Kriegs, mit schadenfrohen Waffen
Die Blüthe deines Reichs unmenschlich hinzuraffen:
So höre mich anizt! Der gröszre Theil der Welt
Ist noch von Mistraun voll. Kaum daß man sich enthält,
Und nicht die kurze Ruh durch neue Wut zerstöret,
Durch Glut, Geschütz und Stahl manch schönes Land verheeret,
Und aus der Mütter Arm die süßen Pfänder reißt,
Um die manch glücklich Weib dein mächtig Feuer preist.
Jüngst ist ein muthger Prinz, von dem Iber gekommen;
Er hat sein siegreich Schwerdt Neapel eingenommen.

Sieh,

Sieh, er beherſcht ſein Reich, von deinen Banden frey,
Und übt den Kriegesgeiſt in Wald und Jägerey!
O Schweſter! ſchütze mich bey ihm durch deine Triebe!
Verſiegle du mein Werk durch dieſes Königs Liebe?
Ein würdiges Gemahl ſey durch dein ſüßes Band
Die Bürgin feſter Treu, der Eintracht ſichres Pfand.

Dieß ſpricht ſie, und bewegt der Schweſter zärtlich Herze.
Die Liebe ſieht den Grund von ſo gerechtem Schmerze.
Sie ſieht, wohin die Wut des Krieges reichen kann;
Irenen redet ſie mit holdem Lächeln an:

Ich weis es, Schweſter, ja; in deinem ſichern Schatten
Seh ich manch glücklich Paar vergnügter Ehegatten.
Ich ſehe, wie mein Reich, wo Wut und Morden flieht,
Noch eins ſo angenehm bey deinem Oelzweig blühet.
Dein Sorgen iſt gerecht. Ich kenne ſelbſt das Schrecken,
Das der gedämpfte Krieg noch ſuchet zu erwecken.
Ihm iſt es nicht genug, daß ihm die Barbarey
Und Bosniens Gefild ein blutger Schauplaß ſey:
Und daß vor Rußlands Macht, wenn er von ferne wittert,
Wie vor des Deutſchen Schwerdt, das freche Stambol zittert.
Drum höre meinen Rath! Dort wo der Held Auguſt
Sein rühmlich Zepter führt, da ſeh ich meine Luſt,
Wenn nach Amalien ſich meine Blicke wenden.
Auguſtens Tochter ſoll dir Carols Herz verpfänden.
Die ſoll durch Lieb und Eh der Eintracht Siegel ſeyn.
Sie wird ihr zärtlich Herz ihm ſtets zu eigen weihn;
Und bey der Völker Ruh und freundlichem Vertrauen,
Soll er durch ſie ſein Haus voll junger Helden ſchauen.
Doch brauch ich auch hierbey, o Schweſter, deinen Fleiß.
Wer iſt, der den Auguſt mehr zu bewegen weis,
Als du, Irene, ſelbſt? Siehst ihn nicht jeden Morgen
Die frühſte Sonne ſchon für deine Ruhe ſorgen?
Iſts nicht ſein Werk allein, daß dir der Pole dient?
Daß ſein geſtilltes Reich in deinem Schatten grünt,

Kein Säbel Säbeln dräut, der Bürger Bürger schönet,
Und jeder ohne Furcht bey seiner Heerde wohnet?
Drum scheinet es allein dir, Schwester, zuzustehn,
Den Helden, der dich liebt, mit Bitten anzugehn.

Dieß spricht sie, und ihr Fuß betritt den güldnen Wagen,
Den durch die tiefe Luft die stolzen Schwäne tragen,
Der Allmacht hoher Sitz weicht nach und nach zurück.
Sie kömmt der Erde nah. Der Augen holder Blick
Stralt Segen auf die Welt, und macht zu ihren Füßen
Das Erdreich sich erfreun, die Ströme schneller fliessen.

Wo das Tyrrhener Meer sich in den Busen schlingt,
Der bis zum Marmorbau des reichen Napels dringt,
Und wo bey Puzzuoli, das mancher Quell befeuchtet,
Misens erhabner Berg bey Nacht den Schiffern leuchtet;
Hat vormals einen Ort, den man Procita nennt,
Erdbeben, oder Flut, von Jschia getrennt.
Hier wars, hier suchte Carl nach beygelegten Kriegen,
Sich durch des Krieges Bild in Wäldern zu vergnügen.
Erfreut, wenn er durch List ein schlaues Wild betrügt,
Wenn durch gewißen Schuß ein flatternd Rebhun liegt;
Wenn dorten ein Fasan, durchs Rohr zu spät erschrecket,
Noch flieht, indem er fällt, und sich aufs Erdreich streket.
Ein königliches Schloß sieht nach der freyen See,
Und nach dem nahen Strand des alten Capreä.
O wie viel glücklicher als dieses, das vom Norden,
Des wütenden Tibers der Welt zum Abscheu worden!
Die auf der Bürger Treu gestützte Sicherheit
Wacht um Procitens Schloß und Carols Einsamkeit.
Vergnügen wohnte da, und war zu seiner Seiten,
Und edle Munterkeit gieng stets ihn zu begleiten:
So wohl wenn auf der Jagd ihn das verfolgte Wild,
So schnell es vor ihm floh, stets hinter sich behielt;
Als wenn der Klugheit Rath und seiner Bürger Liebe
Ihn für des Reiches Wohl zu früher Sorge triebe.

Die

Die Liebe kam hier an, in Carols Aufenthalt,
Und zwar bey düſtrer Nacht. Den Wagen deckt der Wald,
Ein dichter Nebel ſie, von welchem ſie umringet
In Carols Schlafgemach durch Wacht und Thüren dringet.
Sie ſieht, wie ſorgenfrey und müde von der Jagd
Carl in des Schlafes Arm erwartet, bis es tagt;
Am frühen Morgen ſich von neuem zu ergötzen,
Und den verfolgten Hirſch durch Forſt und Feld zu hetzen.
Die Liebe kleidet ſich, um ihm verdeckt zu ſeyn,
In Anſehn und Geſtalt der hohen Mutter ein.

Prinz, ſprach ſie, ich bin froh, daß dieſes Landes Krone
Auf deiner Scheitel glänzt, daß du vom Königsthrone
Das dir erfochtne Reich mit ſanfter Hand regierſt,
Und als Neapels Herr Bourbons Geſchlechte zierſt.
Umſonſt ſchien das Geſchick die Hofnung zu verſagen,
Als würdeſt du, mein Sohn! einſt eine Krone tragen.
Wir haben mehr erlangt, als jemand je gedacht.
Was man für Träume hielt, das iſt nun wahr gemacht.
Denn Tapferkeit und Rath beſiegte das Geſchicke.
Ein Wunſch iſt übrig noch: daß Liebe dich beglücke!
Ich will, Amalien, der Prinzeſſinnen Zier,
Verknüpfe nun ein Band der ewgen Treu mit dir!
Beglücke dich und ſie! Die Nachwelt wird dich preiſen,
Und dein und ihr Geſchlecht ſich thronenwerth erweiſen!

Dieß ſprach ſie, und verſchwand. Und, Carl, du weißt es nicht,
Daß itzt mit dir im Schlaf ein höhres Weſen ſpricht,
Die Liebe ſelbſt; da ſchnell dein Herz von ihr entzündet
Ganz ihre Flammen fühlt, ganz ihre Macht empfindet,
Das Zimmer füllt indeß ein angenehmer Duft,
Der wie ein ſüßer Dampf von Specerey die Luft
Mit Lieblichkeit durchdringt. So wie die Tuberoſe
In dem Gemache blüht: wie aus der Erden Schooß

Ein fruchtbarer Geruch, nachdem zur Sommerszeit
Ein holder Regenguß das durſtge Land erfreut,
Den Kreis der Luft durchzieht; und wie des Weinſtocks Blüthen
Sich pflegen weit und breit den Bienen anzubieten.

Carl machet unruhvoll. Es nährt ſein reges Herz
Den Zunder ſeiner Glut, der erſten Liebe Schmerz.
Umſonſt denkt er den Traum ſich aus dem Sinn zu ſchlagen,
Er ſucht umſonſt durch Schlaf die Unruh zu verjagen.
Denn ſelbſt da er es ſucht, ſchleicht ſie ſich tiefer ein;
Nur durch Amalien kann er beruhigt ſeyn.

Kaum war der Sterne Heer in hoher Luft verblichen,
Die Finſterniß der Nacht war noch nicht ganz gewichen,
Das frühe Morgenroth verkündigte noch nicht
Vom Gipfel des Miſeno das frohe Tages Licht.
Und ſchon erhebt ſich Carl, und rüſtet ſich zum Jagen;
Unſchlüſſig kehrt er um, und denkt es aufzuſagen.
Der Tag erſcheint indeß, die Sonne ſteigt hervor;
Der muntre Jagdhund bellt, und drängt ſich durch das Thor,
Und zerrt den Führer nach. Ein Heer beherzter Pferde
Bedeckt den ganzen Hof, ſcharrt trotzig in die Erde,
Und kaut Gebiß und Stahl, das von dem Geifer ſchäumt.
Es wiehrt der ſtarke Hengſt, und ſtampft, und ſchlägt und
baumt,
Und ſteht, und zieht ſich kaum, wenn ihn der Führer ſtreichelt
Und mit der leichten Hand dem glatten Halſe ſchmeichelt.
Des Erzes Ruf ertönt. Nur Carl ſaumt noch allein.
Er kömmt. Von ſeiner Bruſt ſcheint Unruh fern zu ſeyn.
Doch bald kehrt ſie zurück, verlöſcht ſein munters Weſen,
Und läßt der Liebe Sieg aus ſeinen Augen leſen.

Gleich als ein junges Roß, das erſt den Sattel merkt,
Und abzuwerfen ſtrebt, durch Kraft und Muth geſtärkt;
Verſucht, was es nur weis, ſich wendet, ſchüttelt, ſträubet;
Doch, wenn die feſte Laſt auf ſeinem Rücken bleibet,

Dann

Dann muthlos ſeinen Kopf zur Erde ſinken läßt,
Und traurig ſein Geſicht mit großen Tropfen näßt:
So ſucht er oftmals auch die Liebe zu bekriegen,
Oft durch ein frohes Wort die Unruh zu betrügen,
Die ihm im Herzen liegt. Doch merkt er, daß der Glut
Bey wachſender Gewalt kein Zwang mehr Einhalt thut.
Drum giebt er alles auf, und läßt dem ſtarken Triebe
Sein überwundnes Herz zum feſten Sitz der Liebe.

Dem aufgetriebnen Hirſch thut ſchon des Erzes Mund
Die dräuende Gefahr mit lautem Schalle kund.
Sein ſchneller Lauf verläßt die unwegſamen Wälder,
Und ſetzt mit leichter Flucht durch die gebähnten Felder.
Vergebens reizt das Horn den müden Jagdhund an;
Das Wild entwiſcht ihm ſtets, und täuſchet ſeinen Zahn.
Das Roß ſchnaubt Dampf und Rauch, es ſtäubt und kracht die Erde,
Es ſauſt und ſchallt die Luft vom Springen muntrer Pferde;
Bis den entkräften Hirſch die Müdigkeit bezwingt.
Das Wild wird athemlos, es lechzt, es wankt, es ſinkt.
Das Jagdhorn trägt die Poſt des Sieges in die Weite,
Und der erhitzte Hund bellt hungrig nach der Beute.

Wie ein beherztes Heer, das nun den Feind beſiegt,
Wenn das erhaltne Feld voll reicher Beute liegt,
Des Führers Zeichen hofft, das es nach Kampf und Schweiße
Des Siegs verdiente Frucht mit Freuden ſammeln heiße;
So ſteht der Hunde Kreis auf jeden Wink gericht:
Er ſchmachtet nach dem Raub, und er berührt ihn nicht.

Carl war noch nicht geheilt. Doch wiſſen große Seelen
Die Wunden ihrer Bruſt vor andern zu verhelen.
Er ſelber tritt hinzu, das Jagdſchwerdt in der Hand.
Das Wild ſchlägt um ſich her, und kämpft noch auf dem Sand;

Bis Carols ſcharfer Stahl die Kraft der Füße zähmet,
Und durch den blutgen Fang die ſtarken Nerven lähmet.

Nur Barwik ſah, wie oft der unterdrückte Gram
In Carls beſtürmter Bruſt die Oberhand bekam.
Ihn kann die Heiterkeit der Mienen nicht berücken.
Durch ihren äußern Schein ſieht er die Unruh blicken,
Die tief ihn in das Herz des Königs dringen ließ.

Als nun das Jägerhorn der Rückkehr Zeichen blies,
Und theils der müde Zug der Jäger ſich verweilet,
Theils Carls und Barwiks Roß den andern vorgeeilet,
Sprach Barwik, Carols Freund, und würdig ſeiner Huld:

Woher, mein König, kömmts? und weſſen iſt die Schuld,
Daß du, wie ſehr du auch dem innern Unmuth wehreſt,
Doch heute nicht ſo froh als ſonſt zurücke kehreſt?
So ſprach er. Carl ließ nun den Schmerzen freyen Lauf,
Schloß ſeines Herzens Grund mit tiefen Seufzern auf,
Erzehlte, was geſchehn, und ſagt ihm unverholen,
Was ihm im ſüßen Traum die Mutter anbefohlen.
Du ſeyſt, ſprach er, ein Wahn, der meinen Geiſt bethört,
Du ſeyſt ein eitles Bild, das meinen Schlaf geſtört;
Du ſeyſt der Vorſicht Wink, des Himmels wahre Stimme;
Ich weis nicht, welche Glut in meinem Herzen glimme.
Umſonſt bekämpf ich nur durch Freundſchaft, Scherz und Luſt
Der Regungen Gewalt. Ich fühl in meiner Bruſt
Die ungewohnte Macht der oft geflohnen Triebe,
Ich fühle mich beſiegt durch Zärtlichkeit und Liebe.

Beſchämt ſchwieg hier der Held. Der treue Barwik ſprach:
Herr, warum giebſt du nicht vielmehr den Trieben nach,
Die deinen Geiſt gerühret? Willſt du denn immer kriegen?
Nach hohen Sorgen, dich nur kriegeriſch vergnügen?
Ja lieb! und ſorge nun, daß dein befeſtigt Reich
Bald einen Prinz empfängt, der, dir an Muthe gleich,

Nach

Nach dir des Regiments verlaßnen Zügel faße,
Und deiner Siege Frucht den Enkeln überlaße!
Der Himmel, glaub ich, ſelbſt hat dirs ins Herz gelegt,
Ein gütiges Geſchick hat dir es eingeprägt,
Und will, Neapel ſoll durch das entlegne Sachſen
An Helden fruchtbar ſeyn, an Ruhm und Glanze wachſen!

So nähret Barwiks Rath die angewachſne Glut,
Und macht, da Carl noch ſchwankt, ihm ſelbſt zum Lieben Muth.
Die Liebe ſieht entzückt von ihres Thrones Höhe,
Daß Carl, der freye Held, nicht ihrer Macht entgehe.
Sie rüft der Dienerin, die ſchnelle Flügel regt,
Und durch der Erde Kreis der Vorſicht Schlüße trägt.
Sie, die Geſchwindigkeit, fliegt alſobald hernieder,
Und rudert durch die Luft mit dreyfachem Gefieder.
So ſagt man, daß vordem Merkur die lange Bahn,
An Schulter, Haupt und Fuß mit Flügeln angethan,
Von Jupiters Palaſt bis zu des Tartars Hölen
Oft auf- und abgeeilt, und bald die leichten Seelen
Dem Pluto zugeführet, bald durch die weite Welt
Des Donnergotts Befehl, des Schickſals Schluß beſtellt.

Sie trat als ein Curir in des Palaſtes Pforte.
Carl kömmt indeß zurück nach dem geliebten Orte,
Da, wenn die ſchnelle Jagd den Leib genug bewegt,
Ein wohlbereitet Mahl ihn zu erquicken pflegt.

Wie wenn der Bienen Fürſt den neuen Stock bezogen,
Ihr Schwarm zum Flugloch dringt; die kömmt allein geflogen,
Und eilt den andern nach; dort irret eine Schaar,
Die durch verweilten Flug zurückgeblieben war;
Ein laut erregter Ton, gleich ſchmetternden Trompeten
Erweckt die langſamen, und ſtrafet ihr Verſpäten:
So eilt der Jäger Zug durchs Thor in den Palaſt,
Und der erhitzte Leib verlangt nach Dach und Raſt.

Es ſahe Darwil da des Himmels Botin ſtehen,
Und glaubte den Curier des Königes zu ſehen,
Den immer ohne Raſt der ſchnellſten Roße Flug
Mit Carls Befehl verſehn in ferne Gränzen trug.
Er eilt dem König nach. Herr, ſprach er, was verhindert,
Daß nicht dein edler Schluß alsbald die Unruh lindert,
Die deine Freuden ſtört? bereit ſiehſt du ihn ſtehn,
Nach Deutſchland, das dich ehrt, auf deinen Wink zu gehn.
Dort laß den Fuenclar, der für dein Wohl befliſſen
Bey Wiens Beherſcher wacht, von deiner Liebe wiſſen!
Er ſpricht. Carl hört und thuts. Der Liebe Botin eilt
Schnell, wie der Fluthen Reich ein leichtes Schif zertheilt.

Auch du, Irene, thatſt der Liebe hold Verlangen;
Du eudeſt, was mit Glück die Schweſter angefangen.
Du giengſt von Hofnung voll, zu Förderung deiner Ruh,
Auf deinem edeln Freund, auf Polens Auguſt zu.
Den Oelzweig in der Hand, der nie die Blätter meidet,
Der ohne Wurzel blüht, und ewig Früchte zeuget,
Flog ſie nach dir herab, du ſegensvolles Land!
Das in erwünſchter Ruh ſtets ihre milde Hand
Mit Ueberfluß beſchenkt! Euch, Sachſens reiche Gränzen,
Sah ſie von eben her. Sie ſah ihr Dresden glänzen.
Sie ſah den breiten Strom, auf ihm die Schiffe gehn,
Die, mühſam fortgeſchleppt, den Wellen widerſtehn,
Die beider Indien, und die Europens Waaren
Vom ämſigen Hamburg her dem Strom entgegen fahren.
Dort deckt den ganzen Weg der Karren lange Reih,
Führt Leipzigs reicher Stadt die ſchwere Fracht herbey,
Und macht den Handel blühn. Dort ſpeyt mit ſchwarzem Rauch
Ein Ofen Dampf und Rauch aus ungeheurem Schlunde,
Und bärtet ſein Geſchier, deß Pracht dem Golde gleicht,
Dem ſelbſt das Porcelan des reichen Japans weicht.
Dort quilt ein fließend Salz in tiefgetriebnen Solen;
Dort kann man Serpentin, dort edles Silber holen.

Dort

Dort gräbt man Marmorſtein, und brennt und ſucht Alaun.
Sie ſieht des Winzers Fleiß, den Weinſtock anzubaun,
Der annoch freudenvoll, daß die dankbaren Reben
Im letzten Herbſt ihm reich des Schweißes Frucht gegeben,
Den kahlen Stock getroſt den Grüften wieder leyht.
Wie dort im fetten Feld der Landmann Saamen ſtreut,
Sieht ſie; denn Berg und Thal, die Felder, Flüß und Auen,
Und alles gab ſich ihr auf Einmal anzuſchauen.

Wie uns die Malerey ganz einen Welttheil weiſt,
Daß man im Augenblick vom Nord bis Süden reiſt,
Und das beeiſte Land, das uns den Zobel ſchicket,
Und Maylands Paradies auf Einem Blatt erblicket;
So ſchaut ſie aus der Luft, und Sachſen ſtellt ſich ihr
Mit aller ſeiner Pracht und ſeinem Segen für.
Hier Meißen reich an Wein, der Churcreis an Getreide,
Dort das Gebirg an Erz, Thüringens fette Weide.
Sie kennet ihren Sitz, und wird hier manch Altar,
Wo Kunſt und Handelſchaft ihr Weihrauch ſtreut, gewahr.

Sie dringt in Dresdens Schloß, aus dem auf ſeine Staten,
Um ihrer aller Flor mit Weisheit zu berathen,
Auguſt mit gleicher Treu ſein Vaterauge lenkt,
Und Sachſen nie verſäumt, wenn er auf Polen denkt.
Sie ſah die weiſe Müh, den drohenden Barbaren *
Ihr kochend Blut, und auch der Deutſchen Blut zu ſparen;
Auguſt ermüdet nicht, verließ der Türke gleich,
Zu Fried und Eintracht taub, Geſandtſchaft, Stadt und Reich.
Und du, leutſeliger Brühl, theilſt deines Königs Sorgen!

Irene, die bisher ſich jedem Blick verborgen,
Löſt froh den Nebel auf, ſie ſtellt ſich ſichtbar dar,
Und ſagt, zu welchem Werk ſie hergekommen war:

* Der Krieg der Türken mit Rußland und Oeſtreich, der 1737, bald nach Endigung des Kriegs über die Polniſche Königswahl ausbrach.

O König, welchem nie ein unter Blut und Leichen
Mit kriegerischer Faust gepflanztes Siegeszeichen
So sehr ergötzet hat, als wenn der Landmann sieht,
Wie auf der sichern Flur der Wein voll Hofnung blüht;
Das unversehrte Feld mit vollen Aehren lachet,
Und keiner Stücke Knall die Heerden schüchtern machet!
Du stillest einen Krieg, der in der Ferne tönt,
Da doch Europa sich nicht mit sich selbst versöhnt,
Noch immer stillen Groll in ihrem Busen brütet,
Der bald vielleicht in Krieg und hellen Flammen wütet!
Zwar hat man neulich erst umher, von Land zu Land,
Die Friedensbotschaft froh auf meinen Wink gesandt.
Man sucht durch klugen Rath in heiligen Verträgen
Den ewig festen Grund zu meiner Ruh zu legen.
Doch wohnt auch in der Brust der Fürsten ächt Vertraun?
Sollt ich wohl auf die Pracht der eiteln Worte baun?
Sollt ich, wenn Zwist und Krieg noch in der Asche dräuen,
Für Zukunft unbesorgt, mich meiner Ruhe freuen?
Wahr ists, dein sichres Reich hat hieran keinen Theil.
Doch aller Völker Wohl, der ganzen Erde Heil
Ist, nebst des Unterthans Ruh, Freude, Gut und Leben
In jedes Fürsten Hand und Sorgfalt übergeben.
Was hilft es mich, August; hat an der Weichsel gleich
Dein väterlich Bemühn der Zwietracht kriegrisch Reich
Und ihrem Blutaltar durch Glimpf und Ernst zerstöret?
Was hilfts, daß mich das Reich der Polen ruhig ehret?
Daß mich in deinem Schutz des Kaufmanns steter Fleiß
Der reichgewordnen Welt erst werth zu machen weis?
Daß Sachsen, unter dir durch Wissenschaft erhöhet,
Bey deinem Regiment durch mich in Segen stehet?
Daß nun der Zwietracht Kind, die ungerechte List
Nicht mehr vor Themis Thron der Unschuld Güter frißt;
Und du, trotz des Geschreys rauksüchtger Advocaten,
Der Wittwen Schmerz geheilt, der Waisen Noth gerathen?
Wenn doch, so viel du auch mir hier Altäre weihst,
Mir anderwärts der Krieg so viele niederreißt.

Dich,

Dich, König, flieh ich an, es ſteht in deinen Händen,
Der Völker wankend Herz auf ſichre Ruh zu wenden.
Es ſey Amalia der Freundſchaft ſichres Pfand,
Und Carl, Neapels Fürſt, ſey durch ein enges Band
Als Eidam dir verknüpft! So wird auf feſten Gründen
Europens Ruhe ſich hinfort geſtützet finden.
Es ſehe froh die Welt Carls ruhigs Regiment!
Es herſche das Vertraun vom fernen Occident
Bis durch der Polen Reich und Rußlands kalte Gränzen;
Und laße nur zur Pracht des Krieges Waffen glänzen!
Carl lieb Amalien; und ſehe dann vergnügt,
Wie deiner Enkel Ruhm bis zu den Sternen ſiegt!

Dieß ſprach ſie. Doch Auguſt, erſtaunt ſie zu erblicken,
Sah erſt ſie ſchweigend an, mit freudigem Entzücken.
Wie wenn ein Freund, der längſt fern über Meer gereiſt,
Dem überraſchten Freund ſich unvermuthet weiſt,
Sich dieſer ſelbſt nicht traut, die Augen zehnmal fraget,
Und doch kaum glauben will, was ihm ihr Urtheil ſaget:
Bis ihm der Stimme Ton beſtätigt, daß ers iſt;
Vor Freuden dann beſtürzt, mit Küſſen ihn begrüßt,
Ihn anblickt, ſpricht, verſtummt, antwortet, fragt, erzehlet,
Und durch Umarmen ſagt, was ihm an Worten fehlet:
So war . . . . Nein, ſage ſelbſt, Auguſt, was du gefühlt!
Wie dein Entzücken erſt den Mund gefeſſelt hielt,
Wie in Vertraulichkeit du dich mit ihr beſprochen,
Und wie dein Wort in ihr des Kummers Macht gebrochen!
Die Leyer ſtocket hier, der Mund ſchweigt ſchüchtern ſtill,
Da mein verwegnes Lied auch dich beſingen will. *

* Folgende Verſe machten in der Handſchrift den Schluß dieſes Gedichtes aus, die mir keinen Platz im Texte zu verdienen ſcheinen, weil ſie nur von der jugendlichen Schüchternheit des Verfaſſers herrühren, und weil die Beſchreibung eines haranguirenden Bürgermeiſters, der von ſeinem Concepte kömmt, kein Bild von der heroiſchen Gattung iſt. Weil es indeſſen bekannt iſt, daß der hochſeli-

ge

lier König von einem ſo majeſtätiſchen Anſehen war, daß mehr als ein Bürgermeiſter vor ihm mag ſtecken geblieben ſeyn, und weil dieſe Beſchreibung an ſich nicht übel gerathen iſt, wird man ihr wohl die gegenwärtige Stelle nicht mißgönnen.

So pflegt ſich, wenn dein Glanz einſt einen Ort beglücket,
Der dich nur ſelten ſieht, dich nur als Gaſt erblicket,
Indem die rege Stadt mit Jauchzen dich empfähe,
Und ehrfurchtsvoll der Rath in ihrem Thore ſteht,
Oft ein beherzter Mund vor dein Geſicht zu wagen,
Die Luſt, die jeder fühlt, in Worten vorzutragen.
Er kommt, hebt an, und ſpricht. Doch nimt er kaum in Acht,
Daß du auf ihn geblickt; iſt er in Furcht gebracht.
Er ſtrebt umſonſt aufs neu in Worten auszubrechen.
Es hindert ihn dein Glanz, und er vergißt zu ſprechen.

Briefe
und
vermiſchte Gedichte.

Vorbericht.

Poetiſche Briefe in dem Geſchmacke des Horaz ſind eine ſehr anmuthige und lehrreiche Gattung von Gedichten. Sie haben etwas anziehendes für einen jeden, und manche, die nicht Geiſt genug haben, dem Horaz in ſeinen Oden zu folgen, leſen ihn doch gern in ſeinen Briefen und Satyren. Im Deutſchen ſind ſie noch nicht häufig, ſie ſind auch ſo leicht nicht, als ſie bey ihrem proſaiſchen Tone, bey ihrem herablaſſenden geſprächigen Weſen, ſcheinen möchten.

Die meiſten folgenden Gedichte laſſen ſich unter dieſe Gattung rechnen, und es iſt die Ueberſetzung eines Briefes aus dem Horaz mitten darunter geſetzt worden, um die Vergleichung zu erleichtern. Viele davon könnte man freylich auch Gelegenheitsgedichte nennen. Aber eine Poeſie verliert von ihrem Werthe nichts, dadurch daß der Dichter ſeine mahlern Empfindungen ausgedrückt hat, und durch Ehrerbietung gegen ſeinen Vater, durch Liebe gegen ſeine Freunde, und durch eine zärtliche Theil-

nah-

nehmung an den Vorfällen ihres Lebens in Bewegung geſetzt werden iſt. Viele Oden des Horaz, und einige Elegien des Virgil ſind in dieſem Verſtande auch Gelegenheitsgedichte.

Um die Abtheilungen in dieſem Bande nicht mehr zu vervielfältigen, als es ſich die Mühe verlohnt, habe ich neben den poetiſchen Briefen noch andre vermiſchte Gedichte von verſchiedener Gattung geſetzt.

Sie ſind theils noch ungedruckt, als gleich die erſten ſechs von dieſen Briefen, theils hat ſie ſchon vorhin der Verfaſſer in gewiſſe Samlungen, als in die kritiſchen Beyträge, in die Beluſtigungen, und in die Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes einrücken laſſen. Doch wird man in dem gegenwärtigen Abdrucke hin und wieder Veränderungen finden.

An
den Herrn Krause.

Ein Jahr lang wollt ich mich des Reimens ganz begeben,
Der Dichtkunst mich entziehn, und nur den Rechten leben.
Doch nun beschließet kaum der Mond den dritten Lauf;
So wacht der alte Trieb im Herzen wieder auf.
Die Freundschaft kömmt, und hilft dem Dichtertriebe siegen,
Und dieß berühmte Blatt straft meinen Vorsatz Lügen.

Wie manchen Vorwand zwar hab ich schon ausgedacht,
Der ganz verstohlen mich vom Joche losgemacht!
Mein Herz betrügt sich selbst, und suchet, sein Versprechen,
Das es zu halten scheint, durch kluge List zu schwächen.
So wie das schwache Fleisch, das erst der Welt entsagt,
Zwar nicht mehr offenbar die Lieblingssünde wagt;
Doch, wenn die schlaue Lust sich nur verkleidet weiset,
Mit Freuden sie verkennt, und sich noch glück ich preiset,
Daß es sich sättiget, und doch den Trost behält,
Als ob der reinen Brust die Sünde nie gefällt:

So weis den schönen Ritt den Vorsatz zu vernichten,
Streicht aus, und schreibet hin, und glaubt doch nicht zu dichten;
Wenn nur kein neues Werk den kühnen Geist bemüht,
Und meiner Verse Zahl nicht sich vergrößert siehe.

Oft wenn ich müd und still bey dem Gravina[3] sitze,
Das Haupt von Grillen schwer bey Roms Gesetzen stütze,
Scheint mir die Dichtkunst selbst zur Seiten da zu stehn,
Hold, artig, angenehm, liebreizend, freundlich, schön,
Durch tausend Schmeicheleyn bemüht mich zu entzücken.
Ihr lächelnd Angesicht reizt mich mit losen Blicken.
Sie öfnet ihren Mund und zischelt mir ins Ohr:
Komm, dichte! — Nein! — Sieh an, du ziehst mir andre vor! —
Justinian befiehlts, nach dem muß ich mich richten. —
Mir folge! — Laß mich gehn! — Willst du nicht Einmal dichten?
Ich darf nicht. — Sauertopf, Verdroßner, Eigensinn!
Nun wart ein andermal, bis ich dir günstig bin!
Ich lächle. — Sanfte Glut durchfahret Geist und Glieder.
Doch das Gewissen kömmt, und schlägt den Brand darnieder.

Nun brach ich öffentlich, was ich so fest versprach.
Tribonian giebt selbst den Freundschaftstrieben nach. —
Doch wie? Ihr kömmt er schon, und runzelt Stirn und Wangen.
Du hast nun lange gnug dem Dichten nachgehangen!
Hör auf! — Ach nur Geduld, bis daß ich fertig bin!
Nur noch Ein Wort! — Hör auf, und wirf den Plunder hin!

3 Ein berühmter Italiäner, Verfasser der Origin. jur. Civil.

An den Herrn Geyer.

Mein Damis, Hitz und Frost drückt nicht mehr meine Glieder.
Den muntern Wangen kömmt die runde Dicke wieder.
Zwo Wochen sind schon hin, seit nicht mehr den Verstand
Mit schwerer Schlafrigkeit die Macht des Fiebers band. —
Dieß wußtest du wohl nicht. — Wie würdst du sonst verlangen,
Mein Schreiben sollt einmal im Schmuck der Dichtkunst prangen?
Solls denn vergebens seyn, daß ich mich schon ergötzt,
Wenn mich ein Kenner liebt und lesenswürdig schätzt?
Nun kömmt dein strenger Spruch mir bald vielleicht zu Ohren:
Mein bischen Ruhm sey ganz durch meinen Brief verloren.

Freund, denke: wer, wie du, mit kaltem Ernste spricht:
Mich reizet ein mit Kunst entworfnes Schreiben nicht!
Wie der wohl fodern mag; ich soll, den Brief zu schmücken,
Ein herrlich klappend Wort an jede Zeile flicken?

Was suchst du? Meynest du, der Schertz, den oft mein Kiel
Im Schreiben eingemischt, der, wenn er dir gefiel,
Dir nur, als unstudiert, geschickt war zu gefallen,
Soll, wo, nach Kunst und Maaß, die Reime wiederschallen,
Auch dann noch artig seyn? Sprich! Meynst du, daß ein Blatt,
Von Kleinigkeiten voll, in Versen Anmuth hat?

Urtheile ſelbſt, mein Freund. Wie prächtig wird es klingen,
Wie wird des Verſes Reiz dein ganzes Herz durchdringen,
Wenn er die Nachricht giebt, daß Cleon ehſtens ſchreibe,
Herr Richards Haus ſich mehrt, Herr Arnolf ſich beweibt?
Wie endlich, wenn ein Schwall ergebner Complimente
In rauhen Verſen dir ein Dutzend Namen nennte?
Jedoch du willſt vielleicht, daß mein vertiefter Sinn,
Wenn ich bey müßger Zeit der Bücher müde bin,
Und zu des Trauerſpiels beliebten Thränen eile,
Die Stunden zwiſchen Dir und dem Aeneas theile? *
Daß eben dieſer Kiel, der Helden reden heißt,
Auch lehrreich manchen Satz entwickelt, ſchmückt, erweiſt?
Vielleicht willſt du auch gar zu eifernden Satiren
Eh ich michs ſelbſt verſah, den muntern Geiſt verführen?

Freund, mein von Jugend noch erheitert Angeſicht
Liebt die bewölkte Stirn der Weltverächter nicht.
Du ſelber; glaubſt du wohl, daß Sprache, Blick, Geberden
Von ernſten Weiſen mir ſo artig laſſen werden;
Als es dein Hannchen ziert, wenn ſie bey Scherz und Luſt
Den ſchlankgeſchnürten Leib, und die geſchwellne Bruſt
In Männerkleider hüllt, und ſchalkhaft ſich ergötzet,
Daß Weiberherzen ſelbſt ihr Blick in Glut geſetzet?

Jedoch ein Freund gebeut. Er läßt mich doch nicht ruhn;
Und ſag ich zehnmal, nein! muß ichs zum eilften thun.
Geh, Dido! Ruh einmal! Denn denk ichs auszuſchlagen:
So muß ich wenigſtens auch dich in Reimen ſagen.
Drum höre, was zwar jetzt noch eine Fabel heißt,
Doch, da in Federn ſchon des Winters Nacht ſich weißt,

Bald

* Dieſe Stelle, und die folgende Erwähnung der Dido zeigt, daß dieſer Brief geſchrieben worden, als der Verfaſſer an ſeinem Trauerſpiele Dido arbeitete.

Bald Wahrheit werden kann, wenn die gefallnen Flocken
Einſt Leipzigs lüſtern Volk zur Schlittenfreude locken:

Ein Roß, zum Zug gewohnt, dem Kutſcher unterthan,
Durchlief mit edlem Schritt der Gaſſen lange Bahn.
Stolz wegen ſeiner Laſt konnt' es im Sonntagswagen
Manch wohlgeputztes Kind zum Kaffeekränzchen tragen.
Doch als der Winter kam; fiel ſeinem Herrn es ein;
Dieß werd ein ſtattlich Pferd in einen Schlitten ſeyn.
Das Roß ward eingeſpannt. Man ließ den glatten Rücken
Ein ungewohntes Joch mit lauten Schellen drücken.
Man ſah das ſtolze Haupt mit Federn ausgeziert.
Sein Herr bringt freudenvoll die Schöne ſchon geführt,
Hebt ſie auf ihren Sitz, und weis mit ſteifen Füßen
Alsbald am Schlitten ſich ſchulmäßig anzuſchließen.
Die lange Gerte klatſcht. Des Roſſes edler Schritt
Zieht ſchon den Schlitten nach. Doch als der raſche Tritt
Der Schellen Schall erregt; des Hauptes Zierrath ſchwanket;
Da reißt es ſchüchtern aus. Das goldne Fuhrwerk wanket.
Die Schöne, die er fährt, wird in den Schnee gelegt.
So wird, wenn uns ein Trieb zu etwas neuem trägt,
Die ungewohnte Bahn ſtets mit Gefahr beſchritten;
Und wer zum Wagen taugt, taugt drum nicht in den Schlitten.

An ſeinen Vater am Anfange eines Jahrs.

Mit langer Folge froher Stunden
In unzertrennter Reih verbunden,
Geh dir dieß Jahr im Segen auf;
Und angekettet vom Geſchicke,
Mein Vater, fördre ſtets ein Glücke
Des ihm verwandten Glückes Lauf!

Von künftger Luſt, von fernen Sorgen
Iſt ſtets der Grund in dem verborgen,
Was itzt betrübt, was itzt erfreut.
Der Tag, der itzt der Erde ſcheinet,
Uns anlacht, oder mit uns weinet,
Iſt ſchwanger von der künftgen Zeit.

Längſt keimte ſchon durch dein Bemühen
Das Wohl, in dem wir itzo blühen,
Und deine Hofnung trog dich nicht.
So hat das Jahr, das itzt vergangen,
Die Hyacinthe ſchon empfangen,
Die künftges Jahr die Erde bricht.

An ſeinen Vater.

So oft die Hofnung mich auf jene Stunde lenkt,
Mein Vater! welche mir dein Antlitz wiederſchenkt,
Und die, ſo weit du ſie auch noch hinausgeleget,
Doch deinen Sohn vergnügt nach deinen Armen träget;
So oft erwäg ich auch, was du an mir gethan,
Und was ich immer weiß, ſeh ich als Wohlthat an:
So wohl was du verſagt, als was du mir gewähret,
Was ich von dir verlangt, und was ich nicht begehret.

Mein Vater, Dank ſey dir und deiner treuen Zucht!
Dieß Herz, das gern gehorcht, ſpürt des Gehorſams Frucht.
Es ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, und zürnt auf ſein Verſehen,
So oft ein falſcher Tritt durch ſeine Schuld geſchehen.
Es fühlt der Tugend Glanz; und die gereizte Bruſt
Wünſcht ſie an ſich zu ſehn, und ſiehet ſie mit Luſt.
Wo ſie an andern ſtrahlt. Die Zunge ſtockt und bebet,
Eh ſie ein Wort gebiehrt, das nicht das Herz belebet.
Doch bin ich jung, und weis, an aller Klugheit ſtatt,
Nur dieſes, daß mein Herz noch Rath vonnöthen hat;
Und daß des Himmels Huld, zum Guten mich zu ziehen,
An meinem Vater mir den beſten Freund verliehen.

Zwar muß ich es geſtehn. Oft hab ich nicht erkannt,
Was deine Treue mir für Gutes zugewandt,
Wenn dein bedachter Schluß den eiteln Bau zernichtet,
Den mein Gebirne ſich nach ſeinem Wahn erdichtet.
Wie die erfahrne Hand, die Schif und Ruder lenkt,
Sich ihres Raths bewußt, an niemands Murren denkt,

Wenn das verwilte Schif durch krumme Wege ſtreichet,
Und dem verborgnen Dräun verdeckter Klippen weichet.

Als Pflanze, Strauch und Baum, von Nymphen noch beſtelt,
Sich, unſern Herzen gleich, erfreuet und gequält;
Hat auch der Weinſtock einſt die jährlich neuen Wunden,
Und ſeines Winzers Schnitt nicht ohne Schmerz empfunden.
Er ſtieß mit Ungeſtüm die Thränen häufig aus.
Schmerz öfnet ihm den Mund, und zwang dieß Wort heraus:
Was machſt du, Freund, mit mir? Du raubſt mir meine Zweige,
Durch die ich fruchtbar bin, und ſüße Trauben zeuge.
Laß mich mir unverletzt, und ſieh, ob ich alsdann
Die nicht weit mehr als itzt, ja doppelt nutzen kann!
Der Winzer lacht und ſpricht: Du denkſt mit mir zu zanken;
Doch kenneſt du dich ſelbſt? ſo würdeſt du mir danken.

Zwar ein verzärtelt Herz, ein Mund voll Undank ſpricht:
Das, was mir bitter iſt, iſt keine Wohlthat nicht. —
Sag an, was deine Bruſt für eine Wohlthat ſchätzet!
Die Wohlthat iſt ein Werk, das den, der nimmt, ergötzet;
Wo durch des andern Luſt, der Geber Luſt genießt.
Sprich: wenn die Wohlthat ſich in dieſe Schranken ſchließt,
Wenn der ſich freuen muß, dem du ein Gut verſchaffet;
Wars Wohlthat, als du ſonſt noch Puppen angegaffet,
Wenn deinen wilden Fuß, der hüpfend müßig lief,
Ein fürchterlicher Mund zum A B C Buch rief?
Sie war es. Doch du weineſt, und ſahſt mit trübem Blicke
Auf den verlaßnen Kram des Spielwerks noch zurücke.
Warum? — Ich war ein Kind. Recht! doch geſteh auch nun;
Man thut dir oftmals wohl, und ſcheint es nicht zu thun.

Der Jugend leichter Sinn, den Wahn und Neigung führet,
Betrüget oft ſich ſelbſt, durch falſchen Schein gerühret.

Der

Der Jüngling will und thut, was einſt den Mann gereut;
Wenn die Erfahrung erſt der Sinne Macht zerſtreut,
Und Schaden, Jahre, Gram und wiederholt Bemühen
Der ſiegenden Vernunft das Regiment verliehen.
Iſts keine Wohlthat nun, wenn der geübte Geiſt
Des treuen Vaters ihm die rechten Wege weiſt,
Und wenn er lieber will, daß ihm nach ſpäten Jahren
Der Sohn vernünftig dankt, als izt noch unerfahren?

Doch höre nur, wie ſchön, wie rührend klinget es nicht,
Wenn der vergnügte Sohn zum holden Vater ſpricht:
„Wie? Ich bin Sohn, du biſt mir an des Vaters Stelle;
„Und thuſt doch was ich will, als Bruder und Geſelle! *

Dieß Wort entzückt mich ſelbſt. Nur wünſch ich, daß du einſt
Wenn du der Jugend Glut gedämpft zu haben meynſt,
Und den geſchärften Blick auf ſeine Nachſicht lenkeſt,
Noch eben dieſes ſagſt, noch eben dieſes denkeſt.

„Izt, Vater, ſeh ich erſt, wie mich der Himmel liebt,
„Indem er unverdient mir deine Hülfe giebt!
Rief Telemach, als er, noch von der Fluth bedecket,
Die größre Noth erſah, in der er erſt geſtecket,
Und der Calypſo Glut, ſammt einem Götterthron,
Die ihm die Wolluſt bot, durch Mentors Rath entflohn.
Doch als er, noch verſtrickt, auf ihrer Inſel irrte,
Und Lieb und Eitelkeit das ſchwache Herz verwirrte,
Hört' er mit Ueberdruß des weiſen Führers Rath,
Er floh den Mentor ſelbſt, der ihn zu fliehen bat.
Mit Müh und Macht ward er von den vergifteten Küßen
Und von dem Zauberſtand der Nymphen abgerißen.

* *Terent.* Adelph. Act. IV. Sc. 5.
Quid hoc eſt negoti? hoc eſt patrem eſſe, aut hoc eſt filium eſſe?
Si frater aut ſodalis eſſet, qui magis morem gereret?

„Wie aber, wenn der Sohn, von Lastern abgewandt,
„Und stets nach Ehr und Ruhm durch kühnen Trieb entbrannt,
„Nur wünscht, daß Rath und Zucht ihn nicht verweilen hießen,
„Und drum die Schranken haßt, die seine Bahn umschließen:
„Willst du, daß dieser es für eine Wohlthat schätzt,
„Wenn ihm der Vater dann gemeßne Gränzen setzt,
„Und jenen Eifer zähmt, der durch den Durst nach Ehren
„Den Jüngling schon von selbst zum Guten scheint zu kehren?

Der Ehrgeiz ist ein Roß, das herrenlos und wild,
Umschweifend ohne Zweck, sein kühnes Feuer stillt.
Soll er uns nützlich seyn, und uns zum Zwecke führen,
So muß ein kluger Arm ihn durch den Zaum regieren.
Gesetzt, ein solcher Sohn, der sich dem Ruhme weyht,
Schied immer wahres Lob von seiner Eitelkeit;
Er prüfte stets die Kraft, die kühnen Vorsatz stützet,
Vom Scheine nie getäuscht, suche er nur das, was nützet:
Es hätte nie sein Geist, der immer gründlich denkt,
Der sanften Schmeicheley ein ofnes Ohr geschenkt:
Wie weis er, was ihm nützt? und wie kann er es wißen?
Wird nicht ein treuer Mund ihm früh das zeigen müßen,
Was die Erfahrung erst nach späten Zeiten lehrt? —
Dem Himmel soll der Mensch, auch wenn er nicht erhört,
Nicht minder frohen Dank für seine Güte sagen;
Dem Vater auch der Sohn, wenn er was abgeschlagen.

Mein Vater! so erwägt mein dankerfüllter Geist
Die Treu, die deine Brust für meine Wohlfarth weiß,
Er segnet freudenvoll den Tag, der dir das Leben,
Und mir ein Vaterherz, das liebt und sorgt, gegeben.
Mein Herze flieht vergnügt zum Herscher dieser Welt;
Es flieht, daß seine Huld dich lange mir erhält;
Bis, was ich, unerkannt, itzt dennoch Wohlthat nenne,
Ich aufgeklärter sehn und beßer preisen könne.

An ſeinen Vater.

Mein Vater, meine Luſt entſteht aus deinem Glück.
Die Freude meines Blicks hängt bloß an deinem Blick.
Die Weisheit, die mein Herz mit ihren Sätzen nähret,
Hat meine Zärtlichkeit auch gegen dich gemehret.

Das iſt die Weisheit nicht, die träge Seelen ſchaft.
Wenn Weisheit lieben lehrt, dann zeigt ſich ihre Kraft;
Wenn der geübte Geiſt, durch edle Trieb' erfüllet,
Nun ſein Verlangen nur mit wahren Gütern ſtillet;
Wenn man mit Grunde wünſcht, und ſich aus Kenntniß ſehnt,
Die Huld aus Kenntniß preiſt, der man mit Dank erwähnt,
Aus Kenntniß allezeit ſich freuet und betrübet;
Wie mehr, als andre, ſieht, auch mehr, als andre liebet.

Zwar meine Zärtlichkeit hebt nicht erſt jetzt ſich an;
Sie brennt ſo lange ſchon, als du mir wohlgethan.
Ich liebte dich ſonſt auch, doch mehr aus blindem Triebe.
Jetzt, Vater, ſeh ich erſt; warum ich dich ſo liebe.

Iſts möglich, daß in mir nicht meine Liebe ſteigt,
Wenn das Naturrecht mir der Väter Pflichten zeigt,
Und wenn mir dieß beweiſt, indem ich ſie betrachte,
Wie viel du mehr gethan, als es dich ſchuldig machte?
Wenn eben dieß Geſetz von treuer Kinder Pflicht
Mein Herz belehren will, das dir zum Zeugniß ſpricht,
Daß du mich ſtets geliebt, auch wenn ich ſie vergeſſen,
Und nicht erſt deine Treu nach meiner Treu gemeſſen?

Iſts möglich, daß mein Herz nicht ſtets dich werther ſchätzt,
Und ſtets dich ſtärker liebt, je höher es dich ſetzt?
Wenn mir des Lehrers Mund kaum eine Tugend nennet,
Die nicht mein Auge ſchon aus deinem Beyſpiel kennet?
Wenn, da er mir von dem, was Ehre bringt, erzählt,
Und in Geſchichten ſucht, und ſich Exempel wählt,
Bey allem, was er preiſt, mein Herze dieß gewinnet,
Daß es, dadurch entzückt, ſich ſtets auf dich beſinnet?

Dieß, Vater, lehret mich recht deutlich deinen Werth,
Und zeigt mir, welches Glück durch dich mir widerfährt,
Und lockt mir oft den Wunſch aus der gerührten Seele,
Daß deine Tugend noch viel frohe Jahre zähle;
Und deſſen ſich bewußt, wie wohl du ſtets gethan,
Der Kinder Liebe ſeh, die dir nicht fehlen kann!

Ueber des Sächſiſchen Conſiſtorialpräſidenten

Grafen von Holzendorf

Erhebung zum Geheimdenrathe, und die Vermählung ſeiner Tochter.

1 7 4 1.

Mein Vater, ſage mir, wie ich den großen Mann,
Den alles itzt beſingt, geſchickt beſingen kann;
Den Mann, den weiſe Huld und ſein Auguſt beglücket;
Den Mann, den ſein Verdienſt mit höhern Würden ſchmücket;
Den Mann, den Sorg und Zucht, die nun den Zweck erhält,
Zu Hauſe zu der Zahl vergnügter Väter ſtellt;
Kurz, weil ihn dir mein Kiel noch nicht genug entworfen,
Mein Vater, ſage mir, wie preis ich Holzendorfen?
Mein Dichten, das ſein Lob zur Probe vor ſich nahm,
So oft ich Muth und Stolz auf meine Kraft bekam,
Befand ſich allzuſchwach, ſich bis an ihn zu wagen,
Eh ihn die Tugend ſchon noch mehr emporgetragen.
Schon damals, als er bloß, für Gott und Land bemüht,
Des Fürſten Auge hieß, das auf die Kirche ſieht;
Schon eh ſein König ihn des Landes größten Stützen,
Den Vätern unſers Wohls, die nah am Throne ſitzen,
An Ehre gleich gemacht, war er zu groß für mich.
Mein Kiel hub oftmals an; doch oft beſann er ſich,
Und den zu ſchlechten Bau der halbentworfnen Lieder
Zerſtörte Schüchternheit und Ueberlegung wieder.
Wer will nun, daß mein Lied ihm itzt vor Augen geht?
Ich bin noch immer ſchwach; und er iſt mehr erhöht.
Wer ſagt mir, ob ihn je mein matter Flug erreichet?
Ob jemals meine Kraft noch ſeinem Lobe gleichet?
Und, ob nicht, wenn ich ihm nun nah zu ſeyn geglaubt,
Mir ihn ein neuer Schwung aus meinen Augen raubt?

So folgt dort in der Zahl der ſtralenreichen Sterne
Des Himmels Leyer ſtets der Krone nur von ferne.
Sie läuft den Himmel durch, und kann ſich niemals nahn.
Die Leyer eilet nach, die Krone ſtets voran.

Ich will mein Urtheil nicht nach Art des Pöbels fällen;
Doch ſchäz ich Gröſſ und Lob hier nach den Ehrenſtellen.
Denn wo man Ehr und Lohn nach den Verdienſten mißt;
Da muß der gröſſer ſeyn, der auch erhöhter iſt.
Da muß der Dichter ſelbſt mit ſeinem Helden ſteigen,
Und mit deſſelben Glück zunehmen, oder ſchweigen.
Wen Schwäch und Niedrigkeit in tiefen Thälern hält;
Den trägt ſein Auge nie durch ein geraumes Feld.
Wer Helden kennen will; der muß von freyen Höhen
Die Blicke rund umher auf ihre Tugend drehen,
Die, wie ein weites Land ſich in die Ferne ſtreckt,
Nur Höhern ganz erſcheint, und Niedern ſich verſteckt.
Kurz, daß er gröſſer iſt, das ſpricht mich ab, zu ſingen.
Was andre reden heißt, ſoll mich zum Schweigen bringen.

Man ſaget mir vielleicht: „bleib drum nicht ganz zurück!
„Von ſeinem Ruhme ſchweig! Beſinge nur ſein Glück!„
Doch ſollt ich wohl ſein Glück von ſeiner Tugend trennen,
Und, was er ſelbſt vereint, in Schriften ſcheiden können?
Die Wohlfahrt, die ihm blüht; der Segen, der ihm grünt,
Iſt nur beſungenswerth, weil er ſein Glück verdient.
Wer bey der Wirkung bleibt, und nach dem Quell nicht fraget,
Sagt weniger von ihm, als was der Pöbel ſaget.
Er iſt der Urſprung ſelbſt, aus dem ſein Glücke ſteigt,
Und ſeine Tugend hat ihm ſeine Gröſſ' erzeugt.
Von ihm ſtammt ſeines Kinds Luſt, Tugend und Vermählen;
Und, wer ſein Glück beſingt, muß auch ſein Lob erzählen.

Selbſt da mein Kiel von ihm mit dir, mein Vater, ſpricht,
Geht ſchon der Vers mit Furcht und mühſam an das Licht.
Mein Vater, ſagt mir: ſoll ich noch länger ſchweigen?
Und meine Dankbarkeit nur in der Ehrfurcht zeigen?
Wo nicht: ſo ſage mir, wie ich den groſſen Mann,
Den alles itzt beſingt, geſchickt beſingen kann?

Antwort ſeines Vaters.

Erzähle, was die Wahrheit ſpricht:
Klug, edel, fromm, getreu, ergeben;
Das iſt der Lauf von ſeinem Leben,
Und braucht der Dichtkunſt Schminke nicht.

Das Volk, dem er ſo nützlich iſt,
Das Jugend liebt und bald vergißt,
Vergißt vielleicht auch ſeine Thaten.
Vielleicht verkleiſtert Zeit und Neid
Auch ſeiner Werke Würdigkeit,
Durch die er uns ſo wohl gerathen.

Dann ſoll man erſt, nach unſrer Pflicht,
Das, was von ihm anitzt geſchicht,
Mit Freudigkeit des Herzens lehren;
Immittelſt aber unſer Fleiß,
Was man von ihm zu rühmen weiß,
Nur merken, um es einſt zu lehren.

* * *

An den Grafen von Holzendorf.

Herr, du erkundigſt dich nach meiner Poeſie.
Zwey Dinge ſind ihr Zweck, und reizen Fleiß und Müh.
Theils wünſcht ſie werth zu ſeyn, ſich an dein Lob zu wagen,
Theils deinen Beyfall zu erjagen.

Uebersetzung des siebenten Briefs aus dem ersten Buch des Horaz.

An den Mäcenas.

Fünf Tage wollt ich nur auf meinem Gute seyn.
Nun schließt man den Sextil; noch stell ich mich nicht ein.
Wie schlecht hielt ich mein Wort! Doch wirst du mirs vergeben;
Wünscht anders mir dein Herz gesund und wohl zu leben.
Würdst du mir krank verzeihn; verzeih der Furchtsamkeit,
Die es zu werden glaubt. Du weißt die Feigenzeit,
Hebt itzt sich wilder an. Man sieht bey heißen Tagen
Des Marschalls ämsig Volk * die schwarzen Röcke tragen.
Ein jeder Vater sorgt für den geliebten Sohn;
Der Mutter zärtlich Herz zagt für sein Leben schon.
Die Arbeit vor Gericht, der Eifer der Clienten
Bringt manches Fieber mit. Der Tod reißt Testamenten
Die festen Siegel ab. Wenn dann die Winterszeit
Das Feld um Alba her mit Flocken überstreut;
So wird sich dein Poet hinab ans Meer begeben,
Mit Pelzen wohl verhüllt daselbst den Büchern leben,
In Ruh sich gütlich thun. Dich aber, holder Freund,
Wird mit dem Frühlingsthau, und wenn die Schwalb erscheint,
Dein Dichter wiedersehn. Zwar alles, was ich habe,
Ist, ich bekenn es gern, Mäcen, nur deine Gabe.

Doch

* Die Römer hatten bey öffentlichen Spielen, bey Leichenbegängnißen und andern Ceremonien, ihre Designatores, welche Anstalten machten und Plätze anwiesen. Im Deutschen ist kein besseres Ausdruck dafür, als Marschall. Die Träger, und andre solche Leute, die bey Leichenbegängnißen geschäftig waren, giengen schwarz, wie bey uns.

Doch weis ich, daß du mirs nicht ſo gegeben haſt,
Wie ein Calabrier, der den gekommnen Gaſt
Mit grünen Birnen ſpeiſt. „Da, ſpricht er! Laß dirs ſchmecken!„
Ich habe ſchon genug. „ Du kanſt noch zu dir ſtecken.„
Du biſt zu gütig. „ O! Nimm immer! Steck es ein!
„ Das wird kein ſchlimm Geſchenk für deine Kinder ſeyn.„
Ich danke dir gar ſehr. Ich ſchätze deine Güte
Mehr als der Gaben Laſt; ich ſeh auf das Gemüthe.
„Zwar mach es, wie du willſt. Doch nimm, ſo dir beliebt,
„Da man, was übrig bleibt, ſonſt meinen Schweinen giebt.„

Ein Narr, ein Schlemmer giebt das, was er ſelbſt verſchmähet.

Doch Undank erndtet nur, wer ſolche Wohlthat ſact.
Stets war dieß ihre Frucht, und wird es immer ſeyn.;
Ein Weiſer aber ſpricht: Dem Würdigen allein
Steht meine Wohlthat zu. Dem dienet er mit Freuden;
Doch weis er ächtes Geld vom falſchen wohl zu ſcheiden. *

Ich will mich deiner Wahl gern werth zu ſeyn bemühn.
Willſt du indeß, ich ſoll dir niemals mich entziehn;
Wohlan, ſo gieb mir erſt die Stärke junger Glieder,
Mein ſchwarz und dichtes Haar, und das Vermögen wieder,
Im Reden angenehm, im Scherz beliebt zu ſeyn,
Daß ich mit trunknem Mund, wenn wieder einſt beym Wein
Die ſchlaue Cynara muthwillig mir entrinne,
Um die verſtohlne Flucht mitlachend ſeufzen konne.
Als eine junge Maus einſt ** durch ein enges Loch,
Vom Hunger ſchlank gemacht, in Futterkaſten kroch,
War ſie, nachdem ſie ſich den Bauch ganz rund gefreſſen,
Vergeblich nur bemüht, ſich wieder durchzupreſſen.
Ein Wieſel rief ihr zu: Von hier dich zu befreyn,
Gelingt dir nicht ſo leicht. Du mußt erſt mager ſeyn;

Es

* Das bekannte Sprüchwort: Quid diſtent aera lupinis.

** Nitedula nach Bentleys gegründeter Lesart; nicht, wie man ſonſt an dieſer Stelle geleſen, Vulpecula.

So mager, als du warst, da du hineingekrochen!
Sagt man; es zielt auf mich, was dieses Thier gesprochen;
Wohlan, was du mir gabst, das geb ich alles hin;
Nicht weil der Niedrigkeit ich nun entwohnet bin,
Und von Kapaunen satt, des Pöbels Schlaf erhebe.
Ich zieh, wenn auch sein Geld Arabien mir gäbe,
Doch Muß und Freyheit vor. Daß ich vergnüglich sey,
Dieß Zeugniß legtest du mir sonst oft selber bey,
Dich nennt ich Vater, Fürst; mein fühlendes Gemüthe
Nennt auch entfernt dich so, und kennet deine Güte.
Nun sieh, ob ich getrost, und ohne daß michs kränkt,
Zurücke geben kann, was du mir erst geschenkt!

Ganz recht ließ Telemach dieß weise Wort einst hören: *
„Mein Land, o Menelas, kann Pferde nicht ernähren.
„Die Weid' ist allzukarg. Auch ist mein Ithaka
„Fast ganz von Ebnen leer. Darum laß ich dir da,
„Was du weit besser selbst dir wirst zu Nutze machen.

Wer schlecht und niedrig ist, dem stehn auch schlechte Sachen.
Mein weibisches Tarent, mein wüstes Tibur macht,
Mir mehr Ergötzlichkeit, als Rom und seine Pracht.

Philipp, ** der würdge Mann, der mit beredtem Munde
Oft Unterdrückten half, gieng um die achte Stunde
Vom Rednerplatz zurück, klagt über Müdigkeit,
Vom Alter schon gebeugt, und daß der Markt so weit
Von den Carinen *** liegt. Da kömmt, nach dem Berichte,
In einer Badersbud' ein Mensch ihm zu Gesichte,

Der

* Im IV Buche der Odyssee. V. 601.

** Horaz meynt den Lucius Marcius Philippus, einen der größten Redner seiner Zeit. Er war dem August verwandt. Denn er hatte Atia Augustens Mutter, und des Julius Cäsars Schwesterntochter geheirathet.

*** So hieß eine Gegend von Rom, bey welcher das Haus des Philippus lag.

Der mit beſchornem Haupt hier einſam und in Ruh
Die Nägel ſich beſchnitt. Er ruft dem Diener zu:
Demetrius! (denn der war hurtig, klug, verſchlagen,
Und richtete wohl aus, was man ihm aufgetragen;)
„Geh, frag ihn: Wie er heißt, und wem er angehört?
„Woher gebürtig iſt? Wo wohnet? Wie ſich nährt?
„Auch wen er zum Patron, und, iſt er freygeboren,
„Wen er zum Vater hat? Faß alles wohl zu Ohren!
„Dann komm und melde mirs!„ Er geht, kömmt wieder, ſpricht:
Vultejus Menas ſeys; ein Herold,* der zwar nicht
Von vielen Gütern ſey. Er führ ein ſtilles Leben;
Zudem wiß er die Zeit, der Nahrung nachzuſtreben,
Und wieder auszuruhn. Er ſey von großem Fleiß;
Jedoch dabey ein Mann, der auch zu brauchen weis,
Was er erworben hat. Mit ſeinesgleichen mache
Er ſich noch manche Luſt; wohn unter eignem Dache;
Geh in das Schauſpiel mit; geh mit aufs Maversfeld,
Wenn er ſein Werk vollbracht. „Gut! Wenn ſichs ſo verhalt,
„So hätt ich große Luſt, es von ihm ſelbſt zu hören.
„Wohlan! Du magſt nur gleich zu ihm zurücke kehren.
„Sag ihm, daß er bey mir des Abends ſpeiſen ſoll..
Kaum glaubte Menas dieß, ſchwieg, ſtund verwundrungsvoll,
Und kurz, er dankte ſchön. „Wie? Hat ers ausgeſchlagen?„
Er ſchlägt es aus, der Kerl! doch weis ich nicht zu ſagen,
Ob es Verachtung war, ob ers aus Scheu gethan?
Den andern Morgen drauf traf ihn Philippus an,
Daß er beſchäftigt war, des Pöbels ſchlechtem Haufen
Manch abgeſetztes Kleid mit Wucher zu verkaufen.

* Praeco, ein ſolcher, der auf öffentlichen Plätzen etwas ausrufen mußte. Er diente unter andern bey Auctionen. Horazens Vater war eben ein ſolcher Mann geweſen.

Hier grüßt er ihn zuerſt. Da fieng ſich Menas nun
Sehr zu entſchuldgen an; er habe viel zu thun,
Sein Handel bind ihn ſehr; ſonſt wär er früh gekommen.
Er habe vor dem Volk ihn itzt nicht wahrgenommen.
Philipp ſprach: „Alles dieß will ich dir noch verzeihn,
„Wenn du nur heute nicht verſchmähſt mein Gaſt zu ſeyn.„
Nun, wenn du ſo befiehlſt; war drauf die Antwort fertig.
„So bin ich deiner dann gleich um neun Uhr * gewärtig.
„Itzt geh und treib dein Werk! Sey ämſig! Löſe viel!„
Der Abend kömmt. Vultej thut, wie Philippus will,
Kömmt, ſpeiſet mit, ſpricht frey von allem, was er wußte.
Sein ganzer Lebenslauf, ſelbſt ſeine Schande mußte
Mit an den Tag heraus. Schon iſt es ſpäte Nacht,
Eh er vom Trunk zum Schlaf ſich auf den Weg gemacht.
Da er ſo, wie ein Fiſch ſelbſt in den Angel beißet,
Sich früh, als ſein Client, der Aufwartung befleißet,
Mit jedem Tag ſein Gaſt; ſo kömmts, daß man einmal
Ihm aufs Lateinerfeſt bereit zu ſeyn befahl.
Den Gönner ſoll er dann hinaus aufs Land begleiten;
Man läßt ihn im Gefolg ein raſches Füllen reiten.
Hier war er nun nicht faul, und ſein geſchwätzig Lob,
Das der Sabinerflur beglückte Lag erhob,
Betäubte jedes Ohr. Philippus merkt es, lachte,
Schenkt ihm, weil er im Scherz gern eine Luſt ſich machte,
Gleich funfzig Gulden baar, verſprach ihm auch zu leihn,
Sollt er vielleicht ein Feld zu kaufen willens ſeyn,
Und rieth ihm ſelbſt dazu. Vultej wars gleich zufrieden.
Der Acker ward gekauft. Kurz, dich nicht zu ermüden;
Der glatte Städter wird in Eil ein Bauersmann,
Beſtellt mit Fleiß ſein Feld, pflanzt ämſig Ulmen an,
Und prakt nur immer viel, wie man die Furchen ziehen,
Den Weinſtock bauen ſoll. Er ſtarb faſt vor Bemühen,

Ein

* Zur Mittagsmahlzeit, nach der römiſchen Art zu zählen; nach der unſrigen, des Nachmittags um drey Uhr.

Sein Gut vermehrt zu ſehn, und ward ſchon zeitig alt,
Aus Sorg und Kümmerniß um ſeinen Unterhalt.
Doch als ihm faſt kein Schaf vom Diebſtal überblieben,
Der Ziegen größten Theil die Krankheit aufgerieben,
Als Saat und Hofnung ihm nun endlich auch verdarb,
Ja, als ſo gar der Stier ihm vor dem Pfluge ſtarb:
Da ſchmerzt ihn der Verluſt. Er riß voll Zorn und Galle
In ſpäter Mitternacht ein Pferd aus ſeinem Stalle,
Ritt ſpornſtreichs zum Philipp. Philippus ſah, daß er
Voll Unflath, ungepaßt, und unbeſchoren war.
„Du ſcheinſt dich allzuſehr der Nahrung zu befleißen;
„Du biſt zu lang, ſprach er.„ Unglücklich möcht ich heißen!
Rief ihm Vulteius zu. Unglücklich nenne mich!
Denn dieß heiß ich mit Recht. Herr, ich beſchwöre dich
Bey deinem Genius! bey deinen Hausgottheiten,
Bey deiner rechten Hand! Laß mich zurücke ſchreiten
Zur erſten Lebensart. Dieß heißt; befindet man,
Man hab in ſeinem Tauſch nicht allzuwohl gethan;
Strackſ kehre man zu dem, was man verließ, zurücke!
Und jeder meiſe ſich nach ſeinem Stand und Glücke!

Schreiben an den Profeßor Gottſched über Mauvillons zehnten Brief in den Lettres für les François et les Allemands.

1 7 4 0.

O Gottſched, ſelten pflegt nach billigen Geſetzen,
Wer andre richten will, der Sachen Werth zu ſchätzen;
Und ſelten zeiget noch ſich ein gelaßner Geiſt,
Der ohne Galle ſchilt, und ohn Entzücken preiſt.
Wer eins erheben will, tritt alles andre nieder;
Wer jenes wenig ſchätzt, erhebet dieſes wieder.
Und wie ein ſtolzer Berg ſich zwiſchen Thälern blähet,
Durch ihre Tiefe wächſt und noch erhabner ſteht;
So glaubt ein jeder ſich durch andrer Schimpf erhoben,
Und einen tadeln, heißt, des andern Größe loben.
Dieß hat der Völker Herz zu ſteetem Zwiſt entbrannt.
Man ſchmäht ein fremdes Volk, und preiſt ſein Vaterland.
Wer um der Erden Klump und runde Fläche klebet,
Sieht nur auf ſein Zenith, glaubt, daß er oben ſchwebet;
Erſtaunt, daß wer den Fuß auf jene Seite ſtellt,
Nicht in den leeren Raum der wüſten Tiefe fällt;
Und meynt, daß man allein auf ſeinem Hemiſphäre
Das aufgereckte Haupt zum Himmel ſicher kehre.
Auch der, der die Natur zu überwinden meynt,
Wie eines Advocat, ſtets aller Richter ſcheint,
Läßt durch ein Vorurtheil bisweilen ſich verleiten,
Tritt von der Mitten ab, und lenkt nach einer Seiten.

„Ihr Deutſchen! ſaget der, der ſich ins Mittel ſchlägt,
Und gegen Frankreichs Art die deutſchen Sitten wägt:

„Im

„Im Kriege leb ich euch. Gehorſam gilt für Hitze:
„Doch dieß verzeihet mir: es fehlet euch am Witze!
„Von zarter Jugend an verwöhnt ſich der Verſtand.
„Das Scherzen iſt euch fremd, das Lächeln unbekannt.
„Ein ungeſalznes Wort und grobes Luſtigmachen
„Erſchüttert euren Bauch mit unermeßnem Lachen.
„Dieß hat der Dichter Geiſt mit einem Fehl befleckt,
„Den des verwegnen Kiels geſchwollne Pracht nicht deckt.
„So ſehr er ſich auch ſchwingt, ſo ſinkt er immer wieder
„In den gewohnten Schlamm bekannter Sümpfe nieder.
„Wenn Armuth eigner Kraft euch andrer Dichter Geiſt
„Und fremder Völker Witz in deutſch verkleiden heißt;
„Wenn ihr den Corporal als General * beklaget,
„Und euer wünſchend Lied zu jeder Hochzeit tragt:
„Dann hat ſich euer Fleiß das weitſte Ziel geſteckt,
„Und ſtets hängt euch was an, das nach dem Pöbel ſchmeckt.
„Noch fürchtet kein Poet, daß ihn ein Kenner richtet.
„Man fragt nur; ob er reimt? man fragt nicht: ob er dichtet?
„Kein Land hab ich geſehn, das dickre Köpfe nährt,
„Den Pindus ſo entweiht, die Muſen ſo entehrt.

So ſpricht dann, ekler Geiſt, weißt du in Deuſchland keinen,
Der ſich vom Pöbel trennt und edel ſchreibt? „Nicht Einen!
„Vom Günther nur bekannt, vom Neukirch dargethan.
„Auch Opitz liebt den Staub; und was vom Opitz an
„Zu dichten ſich erkühnt, kriecht alles auf der Erden,
„Und kann von ſeiner Art nicht ganz getrennet werden.

* Der Franzoſe ſetzet Marechal ferrant und Marechal d'armée einander entgegen. Ungeachtet man dieſes Wortſpiel nicht in ſeiner völligen Schönheit überſetzen kann, weil die deutſche Sprache bey dieſer Gelegenheit nicht zwey Wörter hat, die einander im Klange ähnlich ſind, und doch ſo wenig gemeines mit einander haben, als ein Hufſchmid und Feldherr; ſo thäte man doch unrecht, wenn man ein franzöſiſches Wortſpiel nicht mit einem Deutſchen geben, und dem Einfalle dadurch ſeine ganze Schönheit nehmen wollte.

„Wer kennt der Wörter Macht? Wo zeigt der Ausdruck Fleiß,
„Und klugen Eigenſinn, der zu verwerfen weiß?
„Wer merkt, womit der Geiſt ein edles Bild verbindet?
„Wer hat des Scherzes Recht und eigne Sprach ergründet?
„Nur ſelten, daß ein Spruch das Feuer mit ſich führt,
„Das auch die Fremden reizt, und nicht nur Deutſche rührt!

Zum Richter redeſt du zu kühn und unbedachtig. —
Was andern niedrig iſt, das nennſt du niederträchtig.
Ich weiß, daß man ſich oft entbrannt vom Himmel nennt,
Obgleich der laue Vers den Menſchen noch bekennt;
Und daß ſo manches Lied, das ſich mit Wünſchen endigt,
Durch unfruchtbaren Stof des Dichters Hitze bändigt.
Die Zagheit ſchlieſt oft den in enge Schranken ein,
Und ſchmeichelt ihm gemeinſt im Kleinen groß zu ſeyn;
Der, wenn er einen Fuß auf weitern Bahnen wagte,
Durch Muthesluſt und Muth ein beſſres Reis erjagte.
Du ſiehſt, wie mancher auch ein übereiltes Blatt,
Der Preſſe zum Gewinn, der Glut verſaget hat;
Und wenn von ihm die Welt ein edles Lied geprieſen,
Nur dadurch kleiner wird, weil man ihn ganz gewieſen.

Dieß hat den deutſchen Witz gedämpfet, nicht erſtickt,
Der ſtärker, als du ſagſt, aus Scherz und Ernſte blickt;
Und auch im Kleinen zeigt: zum Baue gröſſres Werke
Fehlt oft die Kühnheit nur, und nicht des Geiſtes Stärke.
So trägt ein ſtarkes Roß, das ſeine Macht nicht kennt,
Der Ruthe ſcharfe Zucht, des Zaumes Regiment,
Und führet in Geduld des ſchwachen Reuters Bürde
Auf Schultern, deren Kraft es leicht befreyen würde.

Geſetzt, du hätteſt recht, daß Deutſchland keinen zeigt,
Der ſich nicht in den Staub des tiefen Pöbels neigt:
Verſcherzt auch der den Ruhm, der Einmal ſich vergeſſen?
Hat, der einſt thöricht ſpricht, drum niemals Witz beſeſſen? —
So zeige mir alsdann der Muſen wahren Sitz;
So hat nicht Griechenland, nicht Rom, nicht Frankreich Witz.

Wird

Wird niemals in Paris ein Einfall mißgebohren?
Hat ſich mit Türlüpin * der Pöbel ganz verloren;
Daß niemand durch ein Wort, das kriecht oder ſpielt,
Des ſchmutzgen Volkes Herz und Händeklatſchen ſtiehlt?
Daß kein erzwungner Arzt, den Stock und Angſt bedränget,
Die Poſſen Tabarins mit dem Terenz vermenget:
Und ſtets ein gleicher Witz, wie durch den Menſchenfeind,
So auch durch des Scapin geſchlagnen Sack erſcheint? **
Wenn dort der Schauplatz knarrt von quakendem Gewäſche,
Und den verworrnen Ton, die Sprache beiſſer Fröſche,
Mit ſtärkerem Geſchrey ein Bachus unterbricht,
Der als ein Gott erſcheint, und als ein Sklave ſpricht; ***
Wenn Plautus Poſſen reißt, wenn ſich zu geilen Schwänken
Catull und Martial, auch Flaccus niederſenken:
Wenn einſt ein Wortſpiel auch dem Tullius entwiſcht,
Und ſich ein kalter Scherz in ſeinen Eifer miſcht;
Wenn Salz und Urtheilskraft nicht jeden Einfall ſchärfen:
Iſt darum alles ſtumpf und alles zu verwerfen? —
Nein! — Drum verzeih auch du, was alle Welt verzeiht.
Du ſprichſt: Der Fehler Zahl macht hier den Unterſcheid.
Ich will für keine Reih verknüpfter Zeilen bitten,
Da Gutes einzeln ſteht, das Mängel überſchütten:
Da, wenn ein edles Kraut bey dichten Dornen prangt,
Der ſchlafende Poet es ſeinem Glücke dankt.
Ich ſchütze nicht ein Lied, das nie vom Mittel weichet,
Das ſchüchtern, ohne Mark, auf matten Füſſen ſchleichet:

* Ein Comödiant in Paris, der durch Wortſpiele und elende Spitzfindigkeiten zu ſeiner Zeit beluſtigte, und Nachahmer, ſelbſt am Hofe, fand. Dieſe Gattung Leute, deren Boileau erkennt, erbten ſeinen Namen, und daher kommt auch das Wort Türlüpinade.

** Molieres Medecin malgré lui, Miſantrope, Fourberies de Scapin. Tabarin iſt der franzöſiſche Pickelhäring, auf den Schaugerüſten der Quackſalber. Boileau: Apollon travesti devint un Tabarin.

*** Sieht auf das Niedrigkomiſche des Ariſtophanes.

Da, wenn die schärfste Kunst sonst nichts zu tadeln spürt,
Der größte Tadel ist, daß ihm kein Lob gebührt.

Doch willst du billig seyn, und uns als Richter strafen;
So zähl im Opitz nach, wie oft er eingeschlafen!
Gib Achtung, wenn sich Pierson aus seiner Höhe stürzt,
Und prüf, ob reines Salz des Canitz Verse würzt!
Wäg alle, die ihr Geist und unser Lob erhoben,
Was Sachsen und die Schweiz mit Einer Stimme loben!
Vergleiche, was sie schmückt, mit dem, was sie verstellt,
Und forsche, welcher Theil die Wage niederhält.
Ja, zeige dich gerecht, und geh von Stück zu Stücke!
Durchlies, was jeder schreibe, mit richterlichem Blicke!
Trenn in der Werke Zahl, der ihren Namen gab,
Den mittelmäßigen vom großen Dichter ab.
Dann denk, als ob die Zeit den schlichtern Theil begraben.
Dann wird er ächten Glanz in deinen Augen haben.
Der, den du itzt verschmähst, wird dann von Mängeln rein,
Ein Dichter voller Witz, und Deutschlands Ehre seyn.
So ist der Alten Ruhm noch höher aufgeflogen,
Weil ihm der Jahre Lauf der Fehler Last entzogen;
Was gut, doch menschlich war, in dunkle Nacht entrückt,
Und nur, was göttlich ist, der späten Welt geschickt.

Drum, der du dich erkühnst, den deutschen Witz zu richten,
Verwirf nicht unsern Geist, und schilt nicht unser Dichten!
Obgleich kein Deutscher sich bis zum Corneille schwingt,
Und unser Lied noch nicht in ferne Länder dringt;
Sprich, ist der Erde drum ein Baum zur Last erzeuget,
Der noch die Aeste nicht voll reifer Früchte beuget?

Zwar Deutschland zeiget itzt auch manchen Geist voll Kunst,
Der nicht von andern borgt, und selbst was neues schafft.

Sieh

Sich jenen, welcher zeigt, was Aberglauben ſtiftet, *
Des Uebels Urſprung ſucht, das unſre Welt vergiftet!
Sein Dichten iſt belebt; ſein Denken kühn und ſcharf,
So daß ſich neben ihm nicht Pope ſchämen darf.

Indeſſen laß dir dieß nach deutſchem Witze ſagen:
Die Nachtigall hört ſtill auf mit Verachten ſchlagen,
Und rief der Wachtel zu: Weswegen ſingſt du nicht?
Thu deine Stimme kund, wenn ſie dir nicht gebricht.
Die Wachtel, welcher noch der Aehren dichte Schatten,
Wie jener ihr Gebüſch nicht Schutz verliehen hatten,
Sprach: Jetzo ſchweig ich ſtill und gebe dir Gehör,
Wenn einſt mein Lied erſchallt; ſingſt du vielleicht nicht mehr.

O Gottſched, der du brennſt, durch eifriges Bemühen,
Selbſt Deutſchlands Kühn zu ſeyn, und andre nachzuziehen!
O zürne nicht, daß dem, der deinen Opitz ſchilt,
Dem Canitz kriechend iſt, dein Name wenig gilt!
Der Nachwelt Richteramt iſt Dichtern fürchterlicher.
Doch wer auf Regeln baut, iſt vor der Nachwelt ſicher.
Bey der, was du gethan, und was du entflammt,
Dereinſt den kühnen Spruch des Tadlers doch verdammt.

* Herr von Haller.

Krieg der Schönheit und des Verſtandes.

Auf die Hochzeit des Herrn Oberpoſtcommiſſarius Gellert.

1742.

Der du in deiner Braut Verſtand und Schönheit findeſt,
Mein Gellert, der du liebſt, und beider Macht empfindeſt!
So ſinge für der Streit von Schönheit und Verſtand.
Wie herrſchbegierig Eitelkeit der Schönheit Bruſt entflammt,
Den Thron an ſich zu ziehn, den beyde ſonſt beſtiegen;
Der liebeigleicher Kampf und bürgerliches Kriegen.

O Dichtkunſt! zeige mir das muſenvolle Feld,
Wo gegen den Verſtand die Schönheit ſich geſtellt;
Und male mir genau die göttlichen Perſonen,
Die ſelbſt der Reizung Hand nicht ohne Zucht bewohnen.
Du Gellert, bring dieß Lied vor Chriſtianens Ohr,
Und ließ es deiner Braut zum Siegeslicde vor!
Denn laß der Schönheit Heer, laß den Verſtand erliegen;
Die Braut, die beyden krönt, muß doch mit Einem ſiegen.

Die Schönheit trat gerüſtet zum ſchmeichleriſchen
Glas,
Auf dem ihr Auge ſich ein täglich Urtheil las.
Sie ſah ſich und ein Theil der feuervollen Blicke
Schoß von dem Spiegel ab, und ihr ins Herz zurücke.
Sie betete ſich an, und ward in ſich entflammt.
Wie der geyerte Thau, der aus der Erde ſtammt,

Zur

Zur Erde wiederkehrt, und wenn die Nacht verdrungen,
Den Boden wieder tränckt, aus dem er erſt entſprungen:
So ſchwängerte der Blick, der aus der Schönheit gieng,
Sie ſelbſt mit Zuverſicht, die alles unterfieng.

„Ich, ſprach ſie, hab allein den Schlüſſel aller Herzen,
„Und niemand wirkt, als ich, der Menſchen ſüße Schmerzen.
„Warum hat der Verſtand mit mir den Thron gemein?
„Ich bin Beherſcherin; und er ſoll Sclave ſeyn!

Sie ſpricht. Die Hand indeß durchirret, mit ſtolzer Freude,
Der Locken leichten Zwang und flüchtig Kunſtgebäude;
Hält ſich geſchäftig auf, und muſtert jedes Haar,
Und beßert oft mit Fleiß, wo nichts zu beßern war.
Kaum hört des Schmeichelns Gott der Stimme lieblich Tönen;
Ein Abgott und zugleich Vergötterer eitler Schönen,
Der Schönheit größter Rath, und auch ihr größter Knecht.
So lacht er dreymal laut, und ſaget: Du haſt recht!

Sein Lachen und ſein Wort bläſt ihre Glut zu Flammen.
Sie winkt. Ihr Heer gehorcht, und dränget ſich zuſammen.
Der ſchwarzen Augen Gott, der Herzen Furcht und Fall,
Ein andrer Jupiter mit Blitz, doch ohne Knall;
Der blauen Augen Schutz, ein Held mit ſcharfen Pfeilen,
Ließ den geraden Flug nach ſeiner Göttin eilen:
Auch der, den reizend Haar, der, den der Sturme Pracht,
Der, den der Lippen Roth gehrt und mächtig macht.
Das Grübchen in dem Kinn, das Grübchen in den Wangen,
Sah ſeinen Liebesgott den Streit mit Luſt verlangen.
Der Bruſt erhabner Schmuck, ein liſtig Zwillingspaar,
Das zwar verſtecket ſchien, und dennoch ſichtbar war;
So mancher ſtarker Reiz der Schönen Glieder zieret,
So mancher Gott erſchien und ward ins Feld geführet.
Mit Werkzeug ohne Zahl kam dort ein dichtes Heer.
Der gieng von Gold und Stoff, der von Geſchmeide ſchwer.

Der

Der Nachttisch läßt zum Streit auch seine Götter reisen.
Dem stahlt die tapfre Faust ein hitzend Kräuseleisen;
Den drückt des Puders Last; der führet reiches Band;
Der Fischbein aus dem Nord; der Spitzen aus Braband;
Der hat die weiße Haut mit Pflästerchen beflecket.
Man sagt, daß das Gesicht mit Larven überdecket,
Des Bleykamms falscher Gott der Schönheit letzten Troß
Zusammt des Rosentuchs gefärbtem Gotte, schloß.

O Dichtkunst, welches Heer war des Verstandes Retter!
Auch ihn krönt tapfre Macht, auch er hat Liebesgötter.
Du, feuerreicher Witz! sein Liebling und sein Herz;
Du, angenehmer Ernst! du männlichschöner Scherz;
Und du, des Lächelns Gott, sein Bruder und Begleiter!
Du, des Verdrusses Feind, und du, des Zwangs Bestreiter!
Auch eurer Götter Schaar, Gefälligkeit und Huld!
Ergebne Zärtlichkeit! Vergnügen ohne Schuld!
Du süßer Klagen Gott! du Gott beliebter Strenge!
Ihr kamt an Kräften stark, obgleich nicht stark an Menge.
Du, Tugend eiltest auch zu seiner Fahne hin!
Du Zierde seines Reichs und schönste Bürgerin;
Die nur, weil in der Brust zufriedne Demuth grünte,
Den Thron nicht selbst besaß, so sehr sie ihn verdiente.

Durch offner Ebnen Raum streckt sich ein schönes Land,
Das alte Königreich von Schönheit und Verstand;
Dem Frost und Hitze nie den frohen Schmuck entreißet,
Und das der Anblik selbst das Land der Reizung heißet.
Von dannen gehet aus, und theilt sich durch die Welt,
Was schöne Kinder schmückt, den Herzen Netze stellt.
Im Mittel stund der Thron, der kühne Zweck vom Streite.
Sonst beider hoher Sitz, und itzt des Siegers Beute.
Im Mittel stund bewehrt auch des Verstandes Heer;
Sein Führer weckt es auf, und spornt zur Gegenwehr.
„Auf, sprach er, rettet mir den Thron, den ich verliere!
„Der Krone bin ich werth, indem ich euch regiere.

„Mein

„Mein Anſehn ſtammt von euch, und euer Ruhm iſt mein;
„Ihr habet Macht und Kraft: drum muß ich König ſeyn.
„Kann euch dieß Erdreich nicht vom Bürgerrecht verjagen:
„So muß der ſtolze Thron ſtets zween Regenten tragen.

So ſchwellt die rege Luft die ſchwangern Segel auf,
Und lenkt der Schiffe Bahn, trotz ſchneller Ströme Lauf;
Wie ſich auf dieſes Wort die muntern Krieger brüſten,
Der Fluth entgegen gehn, die feſten Sinne rüſten.

Die Wolluſt ſieht erfreut den angeglommnen Zwiſt.
Dieß Weib voll ſüſſen Giftes und heuchleriſcher Liſt,
Von ferne göttlich ſchön, und häßlich in dem Rücken.
Läßt vor der Schönheit nun ihr trügend Antlitz blicken,
Itzt, glaubt ſie, da der Zorn der Häupter Herzen trennt,
Ruft ein gelegner Tag auch ſie zum Regiment.

„O Schönheit, fängt ſie an, nur dir gebührt die Krone!
„Es weiche der Verſtand von deinem Königsthrone.
„Sein ekler Eigenſinn, ſein eingezogner Geiz
„Vergällte dieſes Land, und ſtörte manchen Reiz.
„Hat ſeine Tyranney, die ſelbſt die Luſt ſich raubet,
„Von dieſer Augen Frucht dir den Genuß erlaubet?
„Du weißt, welch Leid er mir, und was er Dir gethan.
„Wir beide ſind ihm feind; nimm mich zur Freundin an!
„Dieß Land, das du regierſt, will ich dir erſt entdecken.
„Was du bisher verſäumt, ſollſt du gedoppelt ſchmecken!

Sie ſpricht, und regt ſich oft: doch wendet ſie ſich nicht.
So dreht der Mond um uns ſein glanzend Angeſicht,
Der zwar ſein ſchwankend Haupt oft da, oft dorthin neiget,
Doch ſtets das Antlitz weiſt, und nie den Nacken zeiget;
Wie ihr bewegter Leib, der jeden Ton beſeelt,
Den weggewandten Greul des Rückens ſtets verhelt
Und in der Schönheit Bruſt, die ſich vom Auge entblößet,
Und dem Verſtande trotzt, vergeblich Hoffen flößet.

Die

Die Schönheit sprach: „Ist irr! Dein Herz verräth der Blick,
„Und glauben muß man dir.“ Auf! zeige mir mein Glück!
„Sey, wo du helfen kannst, Gebiterin meiner Thaten!
„Komm mit mir in den Kampf. Ich streite; du sollst rathen.

Sie thats, und folgt ihr nach. Die Schönheit eilt zum Streit.
Ihr Wagen faßt kaum ihr aufgeschürztes Kleid;
Und zeigt schon, eh sie kämpft, ihn triumphirend Prangen.
Ihr Fächer schlägt die Luft, webt Sehnsucht und Verlangen
Auf alles um sich her, und Seufzer auf sie zu.
Sie rief nur: „Kämpft und siegt! Drauf blieb der Mund in Ruh.
Doch ihr entbrannter Blick war ihre stärkre Stimme,
Und redete zugleich von Anmuth und von Grimme.

Ein tönend Feldgeschrey verkündigte den Krieg.
Es jauchzt der Schönheit Volk. Das andre stund, und schwieg:
Doch jenes schießt von fern; dann folgt es seinen Pfeilen,
Und fördert durch die Luft der Flügel flatternd Eilen.

Man sah schon gegen sich erzürnte Waffen stehn;
Hier auf den muntern Witz der Augen Götter gehn:
Dort dräute manchem Gott, der in der Brust regieret,
Das brüderliche Paar, das sie von aussen zieret.
Dort stund der hohen Stirn, und dort der Lippen Schutz:
Der bot dem Gott der Huld und der dem Scherze Trutz:
Wenn dort in heißen Kampf des Lächelns Götter kamen,
Vom Ansehn beide gleich, und gleich in ihrem Namen.
Der geht, dem Scherz verknüpft: der einsam, nackend leer.
Der flügt den Verstand; der stärkt der Schönheit Heer.
Durch die, die auf der Pracht gewaltig Werkzeug pochten,
Sah man die Tugend selbst ummringet und befochten.
Die Wollust ruft zum Kampf, und reizt mit frechem Spott
Den Gott der Zärtlichkeit, der edlen Strenge Gott.

Der

Des Anfalls erſte Kraft bringt des Verſtandes Krieger,
Der überlegne Feind erkennt ſich für den Sieger.
Der weichende Verſtand, den nicht ſein Muth verläßt,
Ruft: „Krieger, ſeyd beherzt! verbindet euch, ſteht feſt!
„Laßt nur durch jener Mund ein früh Triumphlied ſchallen!
„Nicht immer hat geſiegt, wer kräftig angefallen.
Er ſchwieg. Der Schönheit Fuß betritt im Geiſte ſchon
Den leergelaßnen Sitz, und nun ihr eignen Thron;
Und glaubt, ihr ſey gewiß die ſüſſe Macht verſprochen,
Der Herzen Tyranney allein und frey zu üben.
Es jauchzt ihr Soldat. — Und dieſen Augenblick
Wirft ihn des Waffenglücks verkehrter Wind zurück.

Wie der gelenkſame Stahl die Macht, die ihn gebogen,
So weit zurücke ſchnellt, als ſie ihn erſt gezogen;
Dem Wurfe Kraft nimmt, und zitternd ſauſt und ſpringt,
Bis ihn ſein erſter Ort zur erſten Ruhe bringt;
So wehrt ſich der Verſtand mit tapfrer Schwerter Streichen.
Wer erſtlich wich, verfolgt; und die Verfolger weichen.

Der ſchwarzen Augen Gott ſchickt allzuſchwachen Blitz;
Es kämpft mit ſtarker Glut der niemals matte Witz.
Der Schönheit wankend Volk macht ſich umſonſt zu ſchaffen;
Es ſchwingt ihr müder Arm nur wirkungsloſe Waffen.
So manches Reizes Gott erlag, und kämpfte doch.
Der Sieg war ihnen gewiß; der Ausgang ſtunde noch.

Indeſſen reut die Zeit der Flucht leichte Ruder;
Ihr Ziel heißt Untergang, und der Verfall ihr Bruder.
Dieß Weib, das dem Verſtand vor allen günſtig iſt,
Und wenn es ihn verräth, ihn doch am letzten frißt,
Gilt, das erhitzte Volk der Schönheit zu vernichten,
Und mit bewährter Hand den kühnen Zweck zu richten.

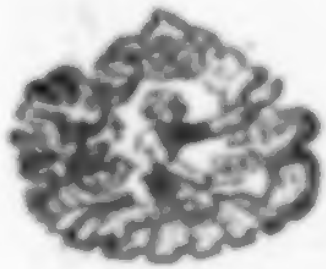
Die Wolluſt ſah von fern, welch ein geſchwinder Flug
Die raubgewohnte Zeit, ihr zu verderben, trug.

Sie eilt zur Schönheit hin, und bebt in ihren Armen.

„Ach! sprach sie, siehst du nicht die Feindin ohn Erbarmen?
„Es freut sich der Verstand, und jene siegt für ihn.
„Doch da man fliehen muß; laß uns vereinigt fliehn.
„Entfliehn ist dein Geschick. Man misgönnt dich der Erde.
„Auf! fördre deine Flucht, daß sie dir süsser werde!
„Fleuch mit mir! „Jene hört der Wollust feigen Rath,
Und flichet vor der Zeit, eh sie sich ihr genaht.
Doch da sie eilt und flieht, entdeckt sich ihren Blicken
Der Wollust schlimmrer Theil und ungestalter Rücken.

Wie den gejagten Hirsch, dem alles Furcht erweckt,
Auf der verzagten Flucht ein breites Wasser schreckt;
Doch stärker noch das Horn der Jäger, die ihn hetzen:
So wirkt der Anblick ihr ein schauerndes Entsetzen;
Doch mehr bedränget sie die Macht der schnellen Zeit,
Die ihr im Rücken ist, und den Verzug verdeut.

Nun steiget der Verstand zu dem verlaßnen Throne:
Doch nimt er nicht für sich die ungetheilte Krone.
Er spricht: „Ich stürze nicht, was mich zu stürzen meynt;
„Mein und der Schönheit Reich sey, wie vorhin, vereint.
„Die Schönheit kämpfe nur, die Herzen zu erhitzen;
„Was sie erobern wird, soll meine Kraft beschützen.
Er spricht: Die Schönheit kömmt, und willigt in dieß Band,
Und neue Ruh beglückt der Reizung edles Land.



Die

Die Vortheile eines verschwiegenen Liebhabers.

1742.

Horat. III B. 1 Ode.

Ein sichrer Lohn kennt treues Schweigen.
Wer der Verschwiegenheit geheiligt Siegel bricht,
Der wage sich mit mir zu Einem Dache nicht!
Mit dem will ich kein schwimmend Holz besteigen!

Mein Damon, wie ein Held, der erst sein Werk versteckt,
Und dann zu gleicher Zeit vollführet und entdeckt;
So hast du deine Glut, und wen du dir erwählt,
Bis daß du glücklich warst, vor aller Welt verhelt.
Dann hast du nach Bemühn, das ämsig ist und schweiget,
Uns deine Flammen erst in vollem Licht gezeiget;
Da niemand noch davon den ersten Stral gekannt,
Als du, der ihn gefühlt, und die, die ihn entbrannt.

Der ist mit Recht geheim, der etwas schönes liebet,
Der nicht sein Herz verschenkt, nein, um was kostbars giebet;
Der wählt, was Kenner reizt, und stets zu fürchten hat,
Weil jeder denkt, wie er, und er so, wie die Stadt.
Im Lieben glücklich seyn, und dennoch unverborgen,
Ist nur ein Werk für die, die keinen Neid besorgen.
Ein Stein liegt öffentlich und findet keinen Dieb:
Das Silber schließt man ein; denn es ist mehrern lieb.
Man sagt: ich habe nichts! und sieht es nur verstohlen;
Die Raubgier kann es oft auch aus dem Kasten holen.

Ein Mann, der vor sich hin, obgleich nicht allzurath,
Im Wege, da er gieng, ein Kleinod liegen sah,
Rief, eh er es erreicht, entzückt und voller Freuden:
Was hab ich? welches Glück! wie bin ich zu beneiden!
Ein andrer hörte dieß, und schwieg, und sprang hinzu:
Du, sprach er, sahst es ehr, ich nehm es ehr, als du.
Ich selber war fast blind, wenn du es nicht gepriesen;
Du aber habe Dank, daß du es mir gewiesen.

So reizet, wer sein Kind nicht still verehren kann,
Durch freudiges Geschrey, oft andrer Augen an.
Er hofft und rühmt sein Glück, und läßt es tausend wissen,
Und weil ers wissen läßt, so wird es ihm entrissen.
Wer seine Schöne preist, macht, daß man sie begehrt;
Denn was geliebet wird, hält man für liebenswerth.
Ein solcher, der vielleicht sonst ungereizt geblieben,
Schließt oft der Sachen Preis aus denen, die sie lieben,
Wird durch des andern Glut auch selbst in Glut gebracht,
Und seufzet um ein Herz, das andre seufzend macht.
Auch der, der sonst geliebt, und furchtsam nichts gesaget,
Wird kühner, wenn er weis, daß es ein andrer waget.

Ist das nur, spricht Narciß, so sag ich aller Welt,
Daß Doris, nach mir selbst, vor allen mir gefällt.
Ich bin in Sicherheit. Was brauch ich mich zu hüten?
Denn daß man mir sie raubt, das wird sich wohl verbieten. —
Wer hindert es? — Mein Werth. Sie ist nicht so berauscht,
Daß sie ein solches Herz, wie meines ist, vertauscht. —
Doch glaubt man auch für sich nichts Uebels zu befahren;
Will man der Liebsten denn nicht Roth und Scham ersparen?

Ein unbedachtes Wort, das oft aus Unschuld fließt,
Ein unverwahrter Blick, der nach der Seite schießt,
Beschäftigt alles Volk, und rühret hundert Sinne,
Und öfters zum Verdruß, und selten zum Gewinne.

Die

Die Schöne, die den Held, der aus den Fluthen kam, *
In des Alcinous beglückte Wohnung nahm,
Sprach schon vor alter Zeit! Du kannst zwar mit mir gehen,
„Ulyß, des Vaters Haus wird dir zu Dienste stehen.
„In einem schone mich, und darum sey bemüht,
„Daß dich der Pöbel nicht an meiner Seite sieht!
„Mein Volk, das stille Ruh und reiches Glück ergötzen,
„Such Anlaß zum Geschrey, und Inhalt zu Geschwätzen.
„Du weißt, wie scharf es sieht, und was man halten muß;
„Wie leicht es übels spricht, bey Muth und Ueberfluß.
„Ein jeder wird was sehn, ein jeder was erzählen;
„Wer mich im Ernst verschont, wird mich im Scherze quälen.
Wer wollte nun den Schatz, der seine Brust erhitzt,
Schon kund thun, wenn er hoft, und ihn noch nicht besitzt?

Doch gleichwohl klingt es süß, wenn man uns glücklich nennet,
Und jeder unser Glück sich lieber selbst gegönnet.
Doch wenn man ja sein Glück nach Lob und Neide schätzt:
Der Neid kömmt zeitig genug, wenn er uns spät ergötzt.
Wer, wenn er kaum entbrennt, es gleich der Welt entdecket,
Fühlt das Vergnügen nicht, das in dem Schweigen stecket.
Auch dieß ist süß und schön, wenn man sich still vergnügt,
Das weis, was niemand weis, und tausend Augen trügt,
Und sagen kann: Nur du bist meiner Flammen Zeuge,
Geliebteste! dein Werth macht, daß ich von dir schweige!
Zwar ist mein Glück gewiß; mein Bürg' ist deine Freu.
Ich weis, daß ich geliebt, und drum es würdig sey.
Doch daß ich mich darum nicht auf mich selbst verlasse,
Dieß nimm zum Zeichen an, daß ich den Leichtsinn hasse.
Mein Herz, das brennen kann, und doch sich nicht vergißt,
Wird fast im Lieben seyn, wie es im Schweigen ist.
Es braucht zu meinem Glück nicht, daß man mich beneide.
Ich nehme nur aus dir den Ursprung meiner Freude.

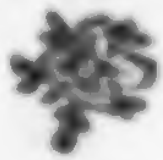
* Die Unterredung zwischen dem Ulysses, und der Nausicaa, der Tochter des Königs der Phäacier, Alcinous im VI und VII B. der Odyssee.

Was hilfts, daß mich die Welt beneidet oder preißt,
Wenn mich dein Mund geliebt, mein Herz mich glücklich heißt!
Ich weiß, der Erde Lob soll uns noch Lust erwecken:
Doch wollen wir erst Lust aus unserm Schweigen schmecken.

Dieß lob ich, sagt ein Mensch, der sich vielleicht zum Schein
Als einen Abgrund * stellt, nur um ergründt zu seyn.
Und der, damit man nur voll Neugier nach ihm fraget,
Der heimlich in das Ohr den guten Morgen saget.
Er spricht: was wichtig ist, muß ingeheim geschehn:
Die Welt ist doch so schlimm, und sucht es auszuspähn.

So ruft ein Savoyard: daß man das Licht entferne,
Eh er, durch Zauberey der magischen Laterne,
Wo ein erleuchtet Glas mit bunten Farben strahlt,
Die an die weiße Wand bewegte Bilder mahlt:
Wie jener Licht und Tag in sichern Wänden scheuet,
Und fleht: sey ja geheim! und eh das Flehn verneuet,
Ehr er die einen Blick, auf den er Schlösser baut,
Den Grund von Phyllis Gunst und seinem Glück vertraut.
Bring dem Savoyer Licht: du wirst das Bild vermissen:
Nimm dem die Heimlichkeit, was würde man denn wissen?
Nein, der ist nicht geheim, der allzu heimlich scheint,
Nur der verhehlet wohl, von dem es niemand meynt,
Der in den Sitten frey, und freudig bey dem Scherzen,
Nicht von sich denken läßt: Was hat er doch im Herzen?

* Den hier entworfnen Character hat der Verfasser hernach in dem Lustspiele: der Geheimnißvolle ausgeführt.



Die

Die verschiedene Art zu lieben.

1 7 4 9

Du liebst, Alcimedor und liebst, wie tapfre Seelen,
Die zwar voll Sehnsucht sind, doch ohne sich zu quälen;
Bey denen Zärtlichkeit und Muth beysammen wohnt,
Und Venus mit dem Mars in einem Herzen thront.
Ein Herz, das edel ist, das bleibt es auch im Lieben,
Und wird von seiner Art durch keinen Blick getrieben,
Der weiche Herzen schmelzt, verzagte noch mehr beugt,
Den Wütrich wütender, und Tapfre tapfer zeigt.

Der Liebe starke Macht verändert kein Gemüthe;
Sie zeiget es nur mehr, und prüfet seine Güte.
Verrath des Menschen Witz, Treu, Tugend, Einsicht, Muth.
Man liebt so, wie man sicht, scherzt, handelt, geht und ruht.
Im Lieben herschet nicht nur Ein Gott süsser Schmerzen;
Er ist so mancherley, als mancherley die Herzen.
Vergebens stellet man ihn stets mit Flügeln dar;
Bey Trägen zaudert er und kriecht, und hinkt so gar.
Er flattert hin und her bey unentschloßnen Seelen,
Und fliegt gerade zu, wenn Weise standhaft wählen;
Bey Blöden ist er stumm, bey blinden Herzen blind,
Und sieht bey denen scharf, die selber sehend sind.

Ein wandelbarer Geist, der niemals stille stehet,
Und den ein jeder Wind nach andern Zwecken drehet,

sieht, wenn er sich einmal zu übertreffen mayn,
Und ihn dieß einer treu und nicht mehr wankend scheint,
Bald seiner Schönen Mund; bald rühren ihn die Wangen,
Bald macht ihr munterer Blick sein feuriges Verlangen;
Bald bot es ihm Stirn, bald ihre Hand getan;
Bald fesselt ihn der Hals, bald ihre Locken an;
Bald reißt ihn der Wuchs von dem geschlanken Leibe.
Bald sagt er: mich vergnügt nur Sie an einem Weibe!
Etwas liebt er an ihr, doch nicht stets einerley,
Und so vermählt er noch den Wechsel mit der Treu.
Der Finger muß der Hand, die Augenbraun den Augen
Zur Nebenbuhlerin an seiner Liebste taugen.
So irrt er nach und nach vom Fuß zum Gesicht,
Und findet alles schön, nur ihre Tugend nicht.

Ein halber Menschenfeind voll ungestümer Triebe
Will den Gebrechen fast noch eher, als die Liebe.
Ob sie noch Ja gesagt: schleicht er als Mann.
Sie ist noch nicht sein Weib, und er schon ihr Tyrann;
Und wenn er sie kaum liebt, beliebt er ganz gelassen,
Das allen, was er haßt, das ist die Welt, zu hassen.
Die Fehler merkt er auf: erzählt sie nach der Reih,
Und Tadeln gilt bey ihm für eine Schmeicheley,
Sein Lieben ist ein Haß. Sein Bitten ist ein Streiten;
Verweist sind bey ihm die größten Zärtlichkeiten.
Und wenn sie dieß erzürnt, sagt er: Mein ander Ich!
Du bist von Fehlern voll, und dennoch lieb ich dich!

Ein andrer voll Verdacht, der sich kaum selber traut,
Und stündl in seiner Brust sich eine Hölle baut:
Glaubt niemals, daß man liebt, und fordert Schwur auf
Schwur;
Lauscht auf der Liebsten Tritt, wie Jäger auf die Spur;
Verstellt sich kummervoll, und flicht verschlagne Schlingen,
Um ein geheimes Werk durch List herauszubringen.

Das

Das dennoch nirgends iſt. Wenn ſie gelaſſen ſpricht;
So ſagt er: Ach, du kennſt der Liebe Flammen nicht!
Bezeigt ſie ſich vergnügt: ſo ſchreckt ihn ihr Vergnügen;
Und wenn ſie freundlich thut: ſo will ſie ihn betrügen.

Wer Scherz in Reden ſucht, und Salz in Worten liebt:
Scherzt auch, wenn er ſein Herz in ſchöne Bande giebt.
Er redet nur von Luſt: und ſpricht er ja von Plagen,
So wird er nur davon mit Spott und Lachen ſagen:
Wenn jener, dem das Haupt nach einer Schulter fällt,
Der Freyheit ganz betrübt die Leichenrede hält,
Mit ach! den Anfang macht, und auch mit ach! beſchlieſſet,
Und ſeiner Schönen Hand mit Thränen übergieſſet.

Ein Weichling, dem die Furcht im tiefſten Herzen ſteckt,
Wird durch der Schönen Blick, und durch den Feind erſchreckt.
Er bebet, wenn er ſpricht: er zittert, ſeufzt und weinet,
Wenn ſie nicht hören will, und wenn ſie zornig ſcheinet.
Ihr Weigern macht ihn krank, und tödtet ihn gewiß,
Und er verzweifelt ſchon bey jedem Hinderniß.

Dieß Zaghaft ſeyn gebahr bey Venus Unterthanen
Das ſeufzende Gewäſch, die Sprache der Romanen,
Als erſtlich ein Serbent, den ſeine Glut bethört,
Die Helden, die er ſchrieb, ihm ähnlich ſeyn gelehrt.
Doch dieſes feige Herz, das ſeufzend überwindet,
Wird kühn, ſo bald es nur den Gegner blöde findet;
Es fodert, was es will; nimmt mehr, als man erlaubt,
Und gehe und rühmt ſich dann noch mehr, als es geraubt.

So liebt ein Tapfrer nicht, der fürchtet, doch nicht zaget:
Der, wenn er klagen muß, noch immer edel klaget,

An der Verzweiflung statt auf Gegenmittel denkt,
Hofft, wo zu hoffen ist, und nicht sich selber kränkt.

Wer zweifelt, ob der Muth mit Liebe sich geselle,
Der wisse, Lieb und Muth kömmt hier aus einer Quelle.
Es sucht, was Ehre sucht, wenn man die Feinde dämpft,
So sucht man Ruhm dadurch, wenn man ein Herz erkämpft,
Das Länder übertrifft. Dort wünscht man, von der Erden,
Und hier von Einer Brust, für groß geschätzt zu werden,
Die wahre Tugend kennt, und ihr Gesetz erfüllt,
Und deren Lob so viel als die Geschichte gilt.

So zeigt die Liebe nicht des schwachen Herzens Blöße;
Sie öffnet selbst ein Feld zur Prüfung seiner Größe,
Da, was man schönes thut, gedoppelt Lohn erhält,
Durch sie von werther Hand, und dann auch von der Welt.

An

An den

Profeßor Käſtner,

daß die Mathematik einem Dichter nützlich ſey.

1 7 4 2.

Mein Käſtner, jener Geiſt, den England ſelbſt verehrte,
Und der den kleinſten Theil unendlich theilen lehrte,
Selbſt Leibnitz hielt für ſich die Dichtkunſt nicht zu klein,
Und prieß den Phosphorus in prächtigem Latein,
Verließ die Algebra mit Wurzeln und Potenzen
Und fühlte Glut und Gott, und maß der Verſe Gränzen.
Ja, hätte damals ſchon ein Geiſt voll Hitz und Muth
Den Opitz aufgeſucht, der lange todt geruht,
Und dadurch, daß er uns ſein Beyſpiel angeprieſen,
Manch deutſches Lied erweckt und manchen unterwieſen:
So hätte Leibnitz nicht ein deutſches Bardenlied
In rauhem Ton gewagt, und ſich umſonſt bemüht;
So würde Leipzig längſt ſchon ſeinen Haller kennen,
Und Hallern würde Bern itzt ſeinen Leibnitz nennen.
Er wär im Dichten kühn, und in der Sprache rein,
Er würde Meißens Ruhm und auch ſein Muſter ſeyn;
Und niemand würde ſich aus unſrer Flur entfernen,
Und mit des Dichters Kunſt des Schweizers Härte lernen.
So wenig iſt es wahr, was mancher denkt und ſpricht:
Wer die Ellipſen kennt, den kennt Apollo nicht.
Zwar weſſen ſchweres Haupt nur treknes Wiſſen liebet,
Und den vertieften Wiz bey düſtern Ziffern übet,

Der Autor oft geſchickt der Kugel innern Raum,
Erwägt die Kraft vom Wind, Gewicht und Hebebaum,
Braucht den Diameter der Erde zum Caliber,
Und mißt von ihr damit bis zum Saturn hinüber;
Stets flieht ihn Wort und Reim; er haßt, was witzig iſt,
Und mißt den Erdkreiß eh, als er zwölf Sylben mißt.
Doch wird ein guter Arzt auch ſtets mit Remming dichten?
Malt jeder ſo, wie Broks, der ſo wie Broks, kann richten?
Bewegt ſtets deſſen Vers, den Thränen aus uns preßt,
Wenn er des Himmels Wort von Kanzeln donnern läßt?
Wer ſpricht wohl, daß darum der Muſen karge Gaben
Die Meiſter jeder Kunſt nicht auch begeiſtert haben?
Daß niemals ein Verſtand zu Arten Früchte trägt?
Und daß der Witz entſchläft, wenn die Vernunft ſich regt?
Iſt nicht nur Ein Verſtand, der nach gewiſſen Gründen,
Kann, was verſteckt iſt, aus dem Bekannten finden,
Und neue Dinge ſucht, und Pyſton und Zett,
Durch Rechnung ohne Zahl, aus A und B erräth; —
Und der Begriffe wählt, und trennet, und verbindet,
Den unbekannten Keim zu dem gegebnen findet,
Der aus der Möglichkeit ſich Wirklichkeiten zeugt,
Und noch erzählen kann, wenn die Geſchichte ſchweigt?
Die Dichtkunſt iſt gerecht, und kann die Kunſt nicht haſſen,
Die ihr ſo manchen Schmuck und Zierrath überlaſſen.
Du weißt, wie vieles dem, den ihre Glut erhitzt,
Die hohe Wiſſenſchafft verglichner Größen nützt.
Du, Käſtner, weißt es zwar; — doch jener hörts, und lachet,
Der ohne Wiſſen reimt, und ſchlafend Verſe machet.
Doch wenn er mir nicht glaubt, ſo glaub er dem Beweis.
Vielleicht bekehr ich ihn durch unverlornen Fleiß.

Die

Die Wahrheit iſt ein Stamm, und theilt ſich nur in Aeſte,
Viel Schäze ſproßen draus; doch bleibt ihr Bündniß feſte.
Die Sach' iſt eben die, nur anders angewandt,
Und ihren Unterſchied macht bloß der Gegenſtand.
Spricht einer vom Gefühl, Gehör, Geſchmack, Geſichte:
Der andre nimmt es an und ſchließt auf das Gedichte.
Was bey der Dichtkunſt gilt, gilt bey der Malerey.
Die Sach iſt mannigfalt, die Regel einerley.
Nur Eine Regel lehrt, bey wohlgeſtalten Säulen
Am Capital und Sims den Zierath wohl vertheilen,
Giebt Schnecken, Krageſtein und Blättern Maaß und Zahl,
Macht Schafft und Pfeiler ſchlecht, und ſchmücket ein Portal,
Und giebt uns Lineal und Zirkel zu Geſetzen,
Was gothiſch iſt, zu fliehn, was griechiſch iſt, zu ſchäzen:
Und zeigt zu gleicher Zeit, wie ein Poet geſchickt
In Theilen Ordnung hält, Gedanck nnd Ausdruk ſchmükt,
Durch Zierrath nicht verderbt, womit er will beweiſen,
Verwirft den falſchen Schmuck und heißt den wahren preißen,
Sagt, daß nur die Vernunft der Dichtkunſt Richtſchnur ſey,
Und macht aus Sach und Wort Ein künſtliches Gebäu.

Iſts nun umſonſt gethan, wenn auf dergleichen Wißen,
Bey Flöt und Leyer, ſich des Dichters Geiſt befliißen;
Ein jedes Gleichnißwort, wie ein Verhältniß prüft,
Die Schönheit rechnen lernt, und doch ſich nicht vertieft?
Weswegen rühmt er ſonſt, daß jedes Kraut den Bienen,
Und jede Wiſſenſchaft dem Dichter müße dienen?
Er ſpricht, was nüzt es mir, wenn ich zu richten weis:
Ob bey der Pole Schnee und nie geſchmolznem Eis
Die Erde dicker ſey; ob unter jenen Zonen,
Wo beym verbrannten Mohr die bunten Tyger wohnen?
Doch auch der gröſte Fleiß wird für belohnt geſchäzt,
Wenn uns das meiſte nur mit ſüßer Frucht ergözt.

Wie oftmals läßt man noch der Sonne güldnen Wagen
Durch das gewölbte Rund von Feuer-Pferden tragen?

Treibt

Treibt Phlegon, Pirois und Aethon tapfer an,
Daß ſie der Titan bald im Meere baden kann?
Spricht, daß der bloße Schweif der dräuenden Kometen
Ein Schwerdt des Himmels ſey, die halbe Welt zu tödten?
Und daß das Mondenlicht, das man verfinſtert ſieht,
Sich unſrer Sünden ſchämt und unſern Frevel flieht? —
Dieß lieſt man im Virgil, man lobts, wenns Naſo ſchreibet;
Doch wißt, daß einerley nicht einerley verbleibet,
Wenn es ein andrer thut. Die Alten preiſt man zwar,
Sie folgten dem Begrif, den ihre Zeit gebahr.
Die Bilder ihres Kiels, die mit der Wahrheit ſtreiten,
Sind Bilder von der Macht des Irrthums ihrer Zeiten.
Die Finſterniß verderbt der Sachen wahren Schein.
Dieß glaubt man fälſchlich ſchwarz, dieß ſcheint uns blau zu ſeyn.
Der Schatten dicke Nacht verändert die Geſtalten,
Und heißt oft einen Klotz für ein Geſpenſte halten.
Doch wälzt der Erden Rund uns, nach genoßner Ruh,
Dem angenehmen Licht der Sonne wieder zu,
Entweicht die Finſterniß zum fernen Abendmeere;
Und überdeckt den Raum der andern Hemiſphäre:
So ſcheint uns lächerlich, was vormals furchtbar ſchien;
Blau ſieht man nun als blau, und grün erſcheint als grün.
Drum müßt ihr, Dichter, euch nach euren Zeiten richten,
Und zu dem Tage nicht der Nächte Farben dichten.

Doch wer beweiſt wohl recht, was er nicht weis und kennt,
Wer vom Saturnus ſpricht, muß wißen, was er nennt,
Und niemand denket gut und richtig von den Sternen;
Er muß die Wiſſenſchaft der Himmelskörper lernen.
Wer, was er malen will, aus Irrthum anders malt,
Bereut es oft zu ſpät, daß er zu früh geprahlt.
Nur Wiſſenſchaft kann uns aus dieſem Schimpfe reißen.
Weh dieſem, der nichts weis, und ein Poet will heißen!
Seht wie genau, wie ſchön, wie ähnlich alles ſey! —
Itzt bringt er uns ein Bild von einem Weiſen bey,

Der

Der durch Vernunft und Schluß den Menſchen zeigt und lehret,
Was zur Zufriedenheit der kleinen Welt gehöret. —
Wen mahlt er? — Einen Mann, den Hochmuth aufgeblähet,
Der im Katheder ſizt, der Worte Sinn verdrehet,
Und weis beym dISAmis * durch ſpizig Diſputiren
Den blöden Gegenpart in Irrthum zu verführen.
Der ſcharfe Despreaux, der oft Paris ergözt,
Und den man dem Horaz mit Recht zur Seite ſezt,
Kam unter andern drauf, nebſt aller Welt Bemühen,
Der Sternenſeher Fleiß und Wachen durchzuziehen,
Gab, beym Quadranten fremd, am Himmel unbekannt,
Das Aſtroladium ** dem Weiſen in die Hand,
Zu ſuchen, ob das Rund der Sonne ſtille ſtehe,
Wie? oder ſeine Laſt um ſeine Mitte drehe?
So wollt er beißend ſeyn, und ward doch ſelbſt verlacht,
Und ward ein Spott der Zunft, die er zum Spott gemacht.
Und endlich mußt ein Weib ihm dieß zur Nachricht ſagen,
Daß wir den ehrnen Kreiß nicht in den Händen tragen,
Der zwar zu meſſen taugt, wie ferne Venus ſteht,
Doch nicht entſcheiden kann, ob ſich die Sonne dreht.

Dieß glaubet man, und ſagt, was hab ich denn vorzuſtehen,
Das der gelehrte Vers von Sternen und Kometen
Kalendermäßig ſpricht? — Die Sache koſtet Fleiß.
Weit lieber ſchweigt der Kiel von dem, was ich nicht weiß.

Wahr

* Ein bekanntes logikaliſches Kunſtwort, welches erfunden worden, eine beſondere Art einer Schlußforme anzuzeigen.

** Boileau hat in ſeinem fünften Briefe folgende Zeilen:

Que, l'aſtrolabe en main, un autre aille chercher,
Si le ſoleil eſt fixe, ou tourne ſur ſon axe.

Die Marquiſin von Sabliere hat bey dieſem Ausdrucke die richtige Erinnerung gemacht, daß das Aſtroladium kein ſolches Inſtrument ſey, daß man bey einer Obſervation in den Händen zu tragen pflege, und daß es auch nicht geſchickt ſey, wahrzunehmen, ob die Sonne ſich um ihre Achſe dreht, oder nicht.

Wahr ists, wer zwinget dich, daß deine Hand beschreibet,
Was deinem Witze doch ein dunkler Schatten bleibet? —
Doch sucht dein kluger Sinn nur das was nöthig ist; —
Ists nöthig, sage mir, daß du ein Dichter bist?
Wer brauchts, daß wenn dein Geist einst für ein Gleichniß sorget,
Er es vom Maro stiehlt, und vom Homer verborget?
Daß dein verwegner Kiel, entblößt von Wissenschaft,
Der alten Dichter Fleiß in Eins zusammenrafft?
Und wenn er Wort an Wort, und Reim an Reime flicket,
Sich mit dem Opitz putzt, und den Horaz zerstücket?
Ein Werkzeug, das man braucht, liest man nicht allezeit
Nur nach der Nothdurft aus; Man sucht Bequemlichkeit.
So wird ein Dichter auch, fehlt ihm dieß edle Wissen,
Zwar nicht, was er bedarf, doch was ihm nützet, missen,
Manch Gleichniß, das ihm Maaß, Gewichte, Körper, Zahl,
Luft, Himmel, Wasserkunst, Glas, Spiegel, Farbe, Strahl,
Der Säulen hohe Pracht zum Zierrath geben könnte,
Sucht er mit langer Müh im fruchtbarn Oriente,
Und fragt, ob Asien nicht eine Pflantze zieht,
Die dem, was er gesagt, in etwas ähnlich sieht.
Wenn dort ein muntrer Geist, den Wissenschaft genähret,
Uns unsrer Schwäche Bild in den Planeten lehret,
Und spricht: „* Es ist umsonst, daß man die Erde fliehe,
„Weil stets des Körpers Last den Geist hernieder zieht.
„Vergebens wirkt ein Trieb in halb bestralten Sternen,
„Der sie vom Mittelpunct ermahnt sich zu entfernen.

„Es

* Der Verfasser hat hier einige Zeilen aus Hallers Gedichte von der Falschheit menschlicher Tugenden vor Augen gehabt. So heissen sie nach der neuesten Ausgabe:

Der Mensch entflieht sich nicht. Umsonst erhebt er sich;
Des Körpers schwere Last zieht an ihm innerlich.
So, wenn der ewge Trieb in halbbestralten Sternen
Von ihrem Mittelpunct sie zwingt sich zu entfernen,
Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
Ins enge Gleis zurück, und hemmt den frechen Flug.

„Es drükt ein innrer Zug ſie jeden Augenblick
„Mit ewiger Gewalt nach ihrem Gleis zurück:
So ſpricht ein leeres Haupt: „So wie die Sonnenblume
„Sich nach der Sonne lenkt, ſo ſtrebt der Menſch nach Ruhme.
Dieß merkt ſich Bav vielleicht. Ja, denkt er, das iſt wahr.
Nun dichtet er ein Lied zum lieben neuen Jahr:
„Der Ball der Erden hat bey ſeiner Bürger Beten
„Den länglich runden Kreis von neuem angetreten,
„Und wälzt, ſeit das Geſchik Carls ſchnellen Tod befahl,
„Sich um das Sonnenlicht nunmehr zum zweitenmal.
So fängt er prächtig an. — Doch ohne dich zu ſtören,
Bav, wollteſt du mich wohl noch was erzählen hören?
Zum Wünſchen brauchteſt du ſo hohes Wiſſen nicht,
Bekömmſt du nur dein Geld, und jener ſein Gedicht.

Ein Meiſter von der Zahl, die in vergüldten Riſſen
Ein künftig Bürgerhaus ſchön zu entwerfen wiſſen,
Erhielt bey einem Herrn, der reich war, das Vertraun,
Daß er erſuchet ward, ein Waſchhaus anzubaun.
Hier ſchien er nun ein Feld für ſeine Kunſt zu haben,
Die lange Zeit geruht, und die er faſt begraben.
Korinthiſch war der Sims, korinthiſch war das Thor,
Und Säulen gleicher Art ſtellt er im Gipſe vor.
Ja, hätte nur ein Menſch die Koſten hergegeben,
So ſollt ein hoher Thurm das grüne Dach erheben.
Doch weß der Tempel war, verrieth bald Ruß und Rauch.
Ein Waſchhaus ſollt es ſeyn, ein Waſchhaus blieb es auch.

An den Herrn von Hagedorn.

1743.

Was meynſt du, Hagedorn, wie glücklich iſt ein Mann,
Der Wiſſenſchaft beſitzt und ſie verleugnen kann?
Der zwar die Bücher liebt, doch nicht an ihnen klebet,
Bey aufgeräumtem Witz zugleich ſtudiert und lebet,
Den Tag mit Billigkeit in Fleiß und Freude theilt,
Bey beiden ſtets genug, und nie zuviel verweilt?
Weit glücklicher, als der, der bey den Grillen wachet,
Und, ſchärfet er den Geiſt, die Sinnen ſtumpfer machet,
Und wenn ihn insgeheim ein todes Wort ergötzt,
Geſellſchaft, Freud und Glück für Kleinigkeiten ſchätzt.

Ein Weiſer, ſagt man zwar, ſorgt nicht für ſchlechte Dinge.
Was jeder Thor auch kann, das iſt ihm zu geringe.
Was groß und edel iſt, nur dem iſt er geweiht,
Und ſein geringſter Zweck iſt die Unſterblichkeit.

Wenn der euch weiſe heißt, der Glück und Luſt verachtet;
Wo iſt das Wichtige, nach dem der Weiſe trachet?
Was der Pedant erhebt, das iſt dem Hofmann klein;
Was dieſer wichtig nennt, ſcheint jenem ſchlecht zu ſeyn.
Die Sachen ſind uns groß, die uns am nächſten ſtehen,
Und die uns ferne ſind, pflegt man als klein zu ſehen.
Frag jeden, was er wohl der Mühe würdig hält?
Der nennt dir ſein Latein, und der die beſte Welt;
Dem iſt ein gut Gericht ſein eifriges Verlangen;
Der weis nichts wichtigers, als Phyllis Herz zu fangen;

Und

Und vor dem Spiegel macht Climene dieſen Schluß:
Sonſt niemand hat zu thun, als wer ſich putzen muß!
Ein halber Advocat und dunkler Grillenfänger
Rückt den Poeten auf: ihr ſeyd nur Müßiggänger!
Wenn er bey Zwiſtigkeit, die er erſt ſelbſt entſpinnt,
Dem Bauer den Proceß, und ſich das Geld gewinnt,
Und, da er manchen Dieb von Rad und Galgen lüget,
So gar die Raben ſelbſt ums Ihrige betrüget;
Und ſchwört noch, daß ohn ihn, den rechtsgelehrten Mann,
Kein Bauer ſeine Kuh im Frieden melken kann.
Mir aber ſcheint die Müh noch hoch genug zu ſchätzen,
Durch kluger Verſe Geiſt die Leſer zu ergötzen;
Zu ſorgen, daß, was ich zum Zeitvertreib gedacht,
Auch ihnen Zeitvertreib, wo mir nicht Ehre macht.
Mir iſt ein kluges Haupt, das ich durch Witz vergnüget,
Mehr als ein Urthel werth, in dem ich obſiegeget.
So uneins denket man von dem, was wichtig heißt.
Selbſt das gelehrte Volk, das ſich um Kränze reißt,
Sucht die Unſterblichkeit durch ganz verſchiedne Dinge,
Und einer macht den Ruhm des andern ſelbſt geringe.
Wer ſteht mir nun dafür, daß ein beſprißtes Blatt,
Mehr Wichtigkeit an ſich, als Welt und Umgang, hat?
Daß ein vermodert Wort in Pergamenen leſen;
Daß zählen, wie vielmal ein Buch gedruckt geweſen;
Daß bilden, wie vor dem Jeruſalems Altar,
Wie Iſis ausgeſehn, wie Kredo ſchrecklich war,
Daß unſrer Väter Stamm im tiefſten Norden ſuchen,
Den Wolf vertheidigen, wo nicht dem Reuling fluchen;
Erforſchen, ob ein Geiſt gezwungen oder frey:
Entſcheiden, ob der Raum ein wirklich Weſen ſey:
Ein römiſches Geſetz, das nicht mehr gilt, erklären,
Und den Tribonian geſcheidter denken lehren:
Daß alle das Bemühn der hochgelahrten Welt,
Das ich nicht tadeln kann, und ſie für göttlich hält,
Von größerm Werthe ſey, als ungelehrtes Wiſſen,
Wo gut zu reden iſt und wo wir ſchweigen müſſen,

Wie man die Wahrheit ſagt, und nicht zu meiſtern ſcheint,
Im Nothfall ſich verſtellt, und es doch redlich meynt,
Bey Vorſicht ohne Zwang nicht eilet und nicht zaudert,
Nicht ſchweigt, nicht mürriſch ſpricht, viel redet, doch nicht plaudert,
Der Arbeit Ranzeln ſich durch edlen Scherz vertreibt,
Und alle Luſt gebraucht, und doch in Schranken bleibt,
Und was der alten Welt bejahrte Schriften ſagen,
Weis als ſein Eigenthum im Scherze vorzutragen.
Gewiß, der Umgang giebt die beſte Wiſſenſchaft,
Die mehr die Herzen trift, als Schriften ohne Kraft.
Und wenn man Lehrer wählt, ſein Wohl in Acht zu nehmen,
Kann oft Aſpaſia den Sokrates beſchämen.
Wie kann es edel ſeyn, von aller Welt entfernt
Und nur für ſich gelehrt, nicht brauchen, was man lernt?
Und unter Buch und Staub im Leben ſich begraben,
Damit man einſt doch ſagt, daß wir gelebet haben?

Was iſt ein Büchergeiſt, der keine Luſt genießt? —
Ein Geizhals, der ſich ſtets zu ſeinen Schätzen ſchließt,
Mit Sammeln ohne Frucht ſich ganze Nächte quälet,
Und ſeine Wiſſenſchaft nur immer überzählet.
Dieß weißt du, Hagedorn! und übſt es mit Bedacht.
Die Wiſſenſchaft iſt nichts, die uns nicht glücklich macht,
Und jeder hat umſonſt den Büchern ſich ergeben,
Der nicht vergnügter lebt, als andre Leute leben.

Ueber

Ueber
die Liebe des Vaterlandes.

1 7 4 4.

Freund, es iſt unſre Pflicht, das Vaterland zu lieben;
Es iſt kein blinder Zug von eingepflanzten Trieben,
Kein ungewiſſer Ruf, den man im Herzen hört,
Nachdem der Ammen Fleiß ihn recht verſtehn gelehrt;
Es iſt kein Vorurtheil, das uns noch jung verführet,
Und das vom Eigennutz des Nebenbürgers rühret;
Es iſt ein heilig Recht, das ſo beſtändig bleibt,
Als wenn man Eyde ſchwört, und Namen unterſchreibt,
Und der Betrügerey die Ausflucht zu verrennen,
Nach Siegel, Hand und Schuld gerichtlich läßt erkennen.

Das Wimmern, das zuerſt aus unſern Lippen gieng,
Als der entbundne Mund den erſten Athem fieng,
Und mit betrübtem Schreyn, das unſre Schmerzen klagte,
Zugleich von unſrer Noth und unſerm Leben ſagte;
Dieß war mit unſerm Volk ein bündiger Vertrag,
Dieß legte klar genug das Bitten an den Tag:
„Du Land! in welchem mir das erſte Licht erſchienen,
„Erzieh, und nähre mich, ich will dir wieder dienen.

Geſetzt, wir hätten uns ihm nie zum Dienſt geweiht;
Was man nicht zugeſagt, begehrt die Dankbarkeit.
Die Wohlthat wird uns ſtets für Wohlthat nur gegeben;
Wer unſer Leben ſchützt, hat Recht auf unſer Leben.
Geſetzt, daß unſer Wohl in fremden Gränzen blüht,
Und uns ein andres Volk bey ſich gedeihen ſieht;
Es kann kein neues Band uns von dem alten trennen.
Erziehn; dieß macht ein Recht, das wir nicht beugen können.

Ich führe dir nicht erſt der Helden Beyſpiel an,
Den irrenden Ulyß, und den Coriolan,
Den Römer, der beherzt dem Pfuhle zugeritten,
Durch ſich der Peſtilenz die Quelle zu verſchütten:
Nicht jenen Decius, der ſich der Unterwelt
Für ſeiner Bürger Sieg zum Opfer dargeſtellt.
Hier hat die Großmuth oft, mit freudigem Vergnügen,
Das ſonſt gewohnte Maaß des Dankes überſtiegen.
Nicht immer, daß das Glück uns für ſo würdig hält,
Daß man als Märtyrer des Vaterlandes fällt!
Nicht jeder muß ſein Blut zum Wohl der Bürger geben,
Den meiſten iſts genug, fürs Vaterland zu leben.
Ich heiße dich drum nicht der Fremden Brod verſchmähn,
Damit dein Vaterland dich möge hungern ſehn:
Blos weil nur dieß allein den Schatz der edlen Gaben,
Die du in dir vergräbſt, ſoll zu genießen haben.
So lange du noch glaubſt, daß die berühmte Stadt
Nicht einen Mann, wie dich, zur Stütze nöthig hat;
So geh dem Glücke nach, das dir gezeiget worden.
Trag ihren Ruhm mit dir nach Oſten oder Norden,
Und freu dich, daß der Ort, wo du entſproßen biſt,
Mehr Sterne hat, als dich, und niemand dich vermißt!
Erſcheinet einſt dein Licht gleich in den fernſten Gränzen,
So wird dein Vaterland von deinem Ruhme glänzen,
Und, ſah dich gleich ein Dorf in Kapp und Fallbund gehn;
Bey dem berühmten Flöh des Monzambano * ſtehn.
Nur ſchimpfe nicht dein Volk, aus Eifer, es zu ehren!
Zu ſtarke Liebe kann ſich leicht in Thorheit kehren.
Und ſegneſt du betrübt des Vaterlandes Schooß;
So ſprich bey Fremden nicht von deinem Volke groß! **

Sey

* Monzambano iſt der Name, unter welchem Samuel Puſendorf de ſtatu reipublicae Germanicae ſchrieb, und den Grund zu ſeinem Ruhme legte. Flöh iſt ſein Geburtsort. Es iſt ein Sächſiſches Dorf bey Chemniz, wo ſein Vater Prediger geweſen.

** Der Verfaſſer war bereits auſſer ſeinem Vaterlande, als er dieß Gedicht von der Liebe des Vaterlands ſchrieb. Er hat bey ſeinem

Sey nicht, wenn dich das Glück in fremdem Boden tränket,
Wie ein verpflanzter Baum, der alle Blätter ſenket,
Und unter Fettigkeit und Naß und Sonnenſchein,
Im beſten Lande, ſcheint aus Sehnſucht matt zu ſeyn.

Geſetzt, dein Vaterland trägt minder Korn, als Oxcken;
Wird dein vergeblich Lob der Felder Armuth decken?
Wird auf dein gültig Wort ein fremder Landmann traun,
Und einen troknen Fels, ſtatt fetter Aecker baun?
Und wie der Schweizer that, die eigne Saat verkaufen,
Und nach Georgiens gerühmter Erndte laufen? *
Was hilft es, daß dein Kiel den Hübner lügen heißt,
Den Meliſſantes ſtraft, Neandern ** überweißt;
So bald ſie nicht dein Land der Künſte Ruhplatz nennen,
Und nicht von deiner Stadt die Mauern finden können?

Zween Wilde, die ein Schif mit Zwang, Gefahr und Macht,
Einſt aus der Nachbarſchaft des Nordpols hergebracht,
Wo das beeiſte Feld nur karges Gras gewähret,
Und die viel beſſre See das arme Grönland nähret,
Das reichen Wallfiſchfang fürs große Glück der Welt
Und gute Seehunds-Jagd für paradieſiſch hält,

nem Aufenthalte in Dänemark ſtets die Pflichten eines Fremden, und die obenſtehende Regel der Billigkeit und Klugheit vor Augen gehabt, und dieſe Denkungsart macht den Hauptcharakter ſeines Wochenblattes der Fremde aus.

* Es zielt auf den Wanderungsgeiſt, der ſich mehr als einmal in verſchiedenen Ländern von Europa ausgebreitet, beſonders durch die prächtigen Beſchreibungen, die von der Annehmlichkeit der Amerikaniſchen Colonien gemacht worden.

** Geographiſche Bücher, die damals noch bekannter waren, als itzo. Meliſſantes, eigentlich Gregorii, hat von berühmten Städten und Schlöſſern in Deutſchland geſchrieben. Neander iſt hier vielleicht mit einem andern erdichteten Namen Ferdinandus Neoburgus verwechſelt, von dem man eine Erdbeſchreibung unter dem Titel der curieuſe Hofmeiſter hat.

Und dem zween Fiſche * Netz, Schiff, Bette, Waffen, Leben,
Und Trinkgeſchirr und Trank, und Kleid und Eſſen geben.
Vergebens ſchenkte man Europens beſten Wein,
Statt des gewohnten Thrans, bey fettem Braten ein:
Thran blieb ihr lieber Trank, und rohes Fleiſch ihr Eſſen.
Dieß macht ihr Vaterland bey ihnen unvergeſſen.
Aus ſchönen Gegenden gieng ſtets ihr Wunſch und Blick,
Mit ſeufzendem Verdruß nach Eis und Noth zurück.
Sie glaubten, frey von Kruſt und Hunger und Gefahren,
Im klägſten Theil der Welt ſich unter den Barbaren. **

Mit ſolcher Süßigkeit trügt uns das Vaterland.
Du ſprichſt; Ein Wilder hat, was gut ſey, nicht gekannt.
Er hat mehr Recht, als du; ſein Sehnen gieng nach Zonen
Für die er eigen war, die er nicht könnt entwohnen;
Da du, aus Eigenſinn, oft was du beſſer kennſt,
In deinem Volk erhebſt, an andern thöricht nennſt.

Man wird den Fremden nur der Seinen Thorheit weiſen,
Wenn man ihr Korn verſchmäht, um ſeine Spreu zu preiſen.
Was gutes tadeln, iſt Neid, oder Unverſtand.
Aus dieſen Quellen fließt die Treu fürs Vaterland,
Die den Philidius zum Patrioten machet,
Der ſeine Sitten lobt, und fremder Sitten lachet.
Ihm iſt ſein mächtig Land der Erden größtes Reich;
Das übrige der Welt iſt engen Winkeln gleich.
Sein Volk allein iſt frey, die andern ſind nur Sklaven;
Dieß folgt der Ehrbegier, die übrigen den Strafen;
Die ſehen einzig ſcharf, die ſeine Bürger ſind,
Der Reſt der Erden iſt einäugig oder blind.
Du meyneſt, daß ich hier von fernem China rede?
Europa iſt vielleicht ſich ſelbſt zu loben blöde?
Hier hat wohl nie ein Volk, das ſich Altäre ſetzt,
Des Nachbarn ſtillern Witz für Barbarey geſchätzt?

Bey

* Wallfiſch und der Seehund.

** Dieſe Erfahrung iſt in Dänemark, von K. Friedrich IV Zeiten an mehr als einmal gemacht worden.

Bey edler Künſte Lob, die er zuerſt ergründet,
Der Dumheit Glück gerühmt, die ohne Suchen findet! *
Und den Abtrünnigen des Hochverraths verklagt,
Der eine Wahrheit glaubt, die nicht ſein Landsmann ſagt?

Nein! Affen werden zwar nicht überall gebohren;
Jedoch ein jedes Land erzeuget ſeine Thoren.
Wer ſie in China ſucht, der ſuchet ſie zu weit:
Denn manchem iſt ein Thor noch näher, als ſein Kleid.
Die liſtige Begier, ſich ſelbſt verſteckt zu loben,
Hat manchen angereizt, daß er ſein Volk erhoben.
Von ſeiner Bürgertreu iſt er der Gegenſtand,
Er meynet nur ſich ſelbſt, und nennt ſein Vaterland,
Der Ruhm, in dem es prangt, iſt ihm nur darum eigen,
Weil es das Glück gehabt, ſolch einen Sohn zu zeugen,
Und hätt ihn Lybien ans erſte Licht geſtellt,
So nennt' er Lybien das Paradies der Welt.

Sagt nicht, daß Welſchland uns gelinder ſingen lehre?
Gebt Frankreichs Witze nicht vor Deutſchlands Witz die Ehre;
Rühmt nicht Britanniens durchdringend ſcharfen Geiſt:
Der ſchimpft ſein Vaterland, der ihm ein fremdes preiſt! **
Er wird dir ſeines Volks erhabne Geiſter nennen;
Doch den, den er verſchweigt, wirſt du errathen können.
Was brauchet Deutſchland ſonſt Geſchmack, Verſtand, Vernunft? —
Von allem dem enthält er die Zuſammenkunft.
Und ſtützt ſich nur auf ihn die Ehre deutſcher Staaten:
So kann es ohne Furcht den Leibnitz ſelbſt entrathen.

* Er ſcheint auf gewiſſe patriotiſche Lobredner Deutſchlands zu zielen, die immer zu ihren Gründen zu gebrauchen pflegen, daß Berthold Schwarz das Pulver, und ein andrer Deutſcher die Druckerey erfunden.

** Dieſe Art von Nationalſtolz, oder vielmehr von perſönlichem Stolz, auf Rechnung der Nation, war, als dieſes geſchrieben ward, in Deutſchland nur allzubekannt.

So ſchreibt man einen Dienſt, den man ſich ſelbſt gethan,
Dem Vaterlande ſtets als eine Wohlthat an.
Perrault ficht mit dem Kiel, Pompejus mit dem Degen.
Sie ſagen, für ihr Volk; und thun es ihrentwegen.

Der, der ſein Volk verſchmäht, und der, der es erhebt,
Sind beyde meiſtentheils durch gleichen Stolz belebt.

Es iſt ein milder Herr den Reichthum, der ihn drücket,
Den Wirthen in Paris durch ſeinen Sohn geſchicket,
So kommt ein Mann zurück aus einer andern Welt,
Der alles, außer ſich, für ſchlecht und niedrig hält.
Was meynſt du, daß es heiße, wenn ihm nichts ſteht, nichts ſchmecket,
Wenn jedes deutſche Wort ſein zärtlich Ohr erſchrecket;
Wenn ihn kein Witz ergötzt, und keine Schönheit rührt,
Die nicht von Fremden kömmt, und fremde Namen führt?
Es heißt nur einerley auf tauſend andre Weiſen!
Es ſagt, wie Meiſter Gerr: ich war vordem auf Reiſen, *
Es zeigt, was er geſehn, und führt uns auf den Schluß,
Daß, wer viel Gutes ſchilt, viel beſſers kennen muß.
Ein andrer ärgert ſich an ſo verwegnem Pralen.
Er kann bis nach Paris die Fuhren nicht bezahlen,
Und dünkt ſich, ob er gleich nur deutſch ſpricht, flucht und ißt,
In ſeinem Vaterland ein Huhn auf ſeinem Miſt.
Drum ſeufzt er, daß nunmehr die Freyheit untergehet,
Daß Deutſchland unterm Joch des ſtolzen Frankreichs ſtehet,
Weil unſrer Kleider Schnitt von ihm Geſetze nimmt,
Und unſrer Tafeln Pracht ein fremder Koch beſtimmt;
Ja, weil ſich unſer Witz nach Frankreichs Muſter richtet,
Nach deſſen Beyſpiel ſchreibt, nach deſſen Regeln dichtet,
Und man den Schauplatz ſelbſt, der nur zur Luſt gehört,
Zu Grillen zwingen will, die Frankreich übt und ehrt.

O weint

* Zielt auf Holbergs bekannte Komödie, der geſchwätzige Barbier, oder Meiſter Gert Weſtphaler.

Univ. Bibl.

O weint doch, daß das Volk, das ſonſten Rom getrutzet,
Nunmehr ſo ſklaviſch iſt, — und fremde Klugheit nutzet!
Nichts hat die neue Zeit, nichts hat das Alterthum,
Das ſo vollkommen ſey, als ſeines Volkes Ruhm.
Und eh er ſich entſchließt, es minder hoch zu ſchatzen,
Eh wird er den Virgil herab zum Poſtel * ſetzen.

Verzeih, mein Vaterland, was Wahrheitsliebe ſpricht!
Wer deine Schmeichler ſtraft, verachtet dich drum nicht.
Ich will nicht, daß du ſollſt dich deiner ſelber ſchämen,
Und guts und thörichtes von deinem Feinde nehmen,
Damit er für das Geld, das er von dir gewann,
In deinem Schooße ſich Verräther miethen kann.
Nur laß kein eitles Lob dich von dem Ruhm entfernen,
Des guten Freund zu ſeyn, und überall zu lernen!
Wie mancher Bürger ſich, dich ſtolz zu ſehn, bemühe;
Das klügſte Volk iſt das, das fremde Klugheit ſieht.
Aus Liebe wirſt du nur von Thörichten erhoben.
Sie ſchätzen dich nach ſich; wer ſie liebt, muß ſie loben.

Doch

* Chriſtian Heinrich Poſtel hat ſich zu Hamburg aufgehalten, und iſt 1705 geſtorben. Sein Heldengedicht Wittekind der Groſſe hat Weichmann 1724 zugleich mit ſeinem Leben herausgegeben. Von welcher Beſchaffenheit ſeine Gedichte ſeyn, mag man aus dem Urtheile ſchließen, welches Bodmer in dem Charakter der deutſchen Gedichte über ihn gefällt:

Homer, Euripides . . . . .
Entzündten ſein Gemüth, und führten ihm die Hand. —
Umſonſt! dieweil ihm Bley gefeſſelt den Verſtand.
Er hat den Gratien kein Opfer abgeſchlachtet,
Und ihre holde Macht aus Kaltſinn nur verachtet.

Der ſcharfſinnige Wernike hat ſich ſo über ihn entrüſtet, daß er ihn, als einen andern Hans Sachs, von der Dummheit krönen laßen. Er heißt in ſeinem Heldengedichte Hans Sachs, mit einiger Veränderung des Namens Stelpo.

Doch wer das Schmeichlen flieht, und kräftig rühmen will,
Der macht ſich Königen gleich; dann ſchweigt der Bürger ſtill.
Hier kann die Wahrheit nur, die Liebe nicht, befehlen,
Und läßt ihn ſo dein Lob, wie deine Mängel, zählen.
Freund, glaube; durch Bemühn der Weisheit nachzugehn,
Und ſeines Volkes Glück und Wohlfahrt zu verſtehn,
Und gegen die Gewalt des Vorurtheils der Zeiten,
Zum Dienſte ſeiner Stadt ſich ämſig zubereiten;
Durch Sorge, wenn ein Sturm auf ſie zuſammenzieht;
Durch Freude, wenn ihr Wohl mit neuem Segen blüht;
Durch ungebrochne Treu, wenn ſie uns werth gehalten,
Ein Theil von ihrem Glück mit Eifer zu verwalten;
Dadurch bezeugt man, mehr als durch Schmeicheley,
Daß man ein treuer Sohn des Vaterlandes ſey.

Von der

Verſchiedenheit der menſchlichen Begriffe.

An Herrn Schmidt,

itzigen Profeßor der Theologie auf dem Braunſchweigiſchen Carolino.

1746.

Zwar ſelten iſt ein Menſch, der ſich zu ſehn bemüht;
Doch ſeltner noch, mein Schmidt, iſt der, der richtig ſieht.
Oft ſinnet man umſonſt, und forſcht mit ſcharfen Blicken,
Und ſtrebt, der Wahrheit Bild tief in ſich abzudrücken;
Betrachtet jeden Zug, durch den ſie kenntlich wird:
Durchſucht, was dunkel iſt; und ſtraft ſich, wenn man irrt.
Sie iſt, wie ein Geſicht, das hundert Maler mahlet,
Das jeder treffen will, und jeder doch verfehlet;
Da, wenn ſich Auge, Mund, Kinn, Stirn und Naſe gleicht,
Doch ſtets was übrig bleibt, das er noch nicht erreicht:
Da man den wahren Strich mit falſchen oft verbindet,
Den Fehler öfters merkt, doch deſſen Grund nicht findet.

Nur Eine Wahrheit iſt; ihr Bild iſt vielerley,
Ein jeder legt ihr was von ſeinen Zügen bey.
Dem Zeno ſchwebte ſchon ihr Schatten im Gehirne;
Doch gab er ihr zugleich die Runzeln ſeiner Stirne.

Ihr

Ihr Auge war zu ſtarr, ihr ältlich Angeſichte
War zwar verehrungswerth, jedoch es reizte nicht;
Wenn Epikur von ihr ſich ein Gemälde machte,
Das wie die Frühlingszeit in ſeinem Garten lachte.
Ihr Blick ſchien ſolch ein Blick, der nach den Buhlern jagt,
Mit Fleiß zu reizen ſucht, und keinem viel verſagt.

Oft ſchmeichelt ſich der Menſch mit richtigen Begriffen;
Doch irrt er oft, wie die, die auf den Wellen ſchiffen.
Der ſicherſte Compaß giebt ihnen das Geleit;
Sie meſſen auf ein Haar, und fehlen Meilenweit.
Nimm feſte Regeln an, die jeden Zwiſt erörtern.
Erklär ein jedes Wort mit ſchon erklärten Wörtern.
Wo du das erſte Bild, das du zum Grunde nimmſt,
Nur etwas dunkel ſiehſt, nur etwas falſch beſtimmſt;
So wird ſich dein Verſehn durch alle Folgen ſchleichen.
Die Wahrheit, die du ſuchſt, die wirſt du nicht erreichen.
Begrif, Beweis und Schluß wird falſch, und doch voll Schein;
Du ſelber überzeugt, und doch betrogen ſeyn.

Im Nordlicht bildet man ſich vielerley Geſtalten;
Hier wird der Nachbar kaum es mit dem Nachbar halten.
Wo jener Kuthen ſieht, ſieht dieſer Heere ſtehn.
Der ſieht ein Theil entfliehn, und der zum Treffen gehn.
So ſieht ein jeder Menſch was anders in den Dingen,
Und wird zur Wahrheit was von ſeiner Thorheit dringen.
Sein Sinn verfälſcht ſelbſt den Eindruk, der ihn rührt,
Er ſetzt noch etwas zu, und glaubt, daß er es ſpürt.

Auch die, die ſich vereint für eine Secte zanken,
Sind oft in Worten Eins, und ſtreitig in Gedanken.
Nur Zweene ſuche mir, die beyde Wolf gelehrt,
Bey denen Wiſſenſchaft der Tugend Liebe mehrt.
Was iſt ein wahres Gut? — Sie werdens beide ſagen. —
Doch werden Sie darum nach gleichen Dingen jagen?

Die

Die Sprach iſt eben die, der Sinn ſcheint einerley;
Die Werke lehren dies, daß er verſchieden ſey;
Und jeder, was er ſich zu ſeiner Luſt erwählet,
Wil unter den Begrif der wahren Güter zählet.

Fragſt du: Was zeigt mir wohl der Dichtkunſt wahre Spur?
So ruft dir alles zu: Nachamung der Natur!—
Bewundre nicht zu früh dieß eintrachtvolle Schreyen.
Bring ein Gedicht hervor, ſo wirſt du ſie entzweyen.
Was dieſer ſchwülſtig heißt, nennt jener wunderbar;
Dem einen ſcheint man kühn, dem andern ein Barbar.
Die Regel ſagt man her, und heißt nach Regeln dichten,
Nur ſoll die Regel ſich nach unſerm Muſter richten.
Nach unſerm Muſter wird der Stagirit erklärt,
Nach dieſem legt man aus, was Despreaux gelehrt.
Dort ruft ein rauher Ton, der unſern Ekel höhnet:
O glücklich, wer ſein Ohr nicht zärtlich hat gewöhnet,
Vor keinem Wort erſchrickt, dem Haupt und Schwanz gebricht,
Und denket, wie der Beitt, und, wie der Britte, ſpricht! —
Warum? Sein eigner Ruhm klingt hart in zarten Ohren,
Und iſt mit Angſt geſucht, und wird mit Zwang gebohren.
Der ſchüttelt, wenn der Vers, der Satz auf Satze thürmt,
Die Sinnen übertäubt, und mit Begriffen ſtürmt;
Und jener zürnt, wenn ihn nicht ſtets was neues rühret,
Und wenn er ſchneller denkt, als ihn der Dichter führet.
Warum? — Was uns gelingt, das halten wir für ſchön.
Die Bahn, die wir erwählt, die ſoll ein jeder gehn.
Wir pflegen blos nach uns der Schönheit Bild zu malen,
Und ſchmücken ihr Geſicht allein mit unſern Stralen.

So fehlt oft ein Verſtand, auch wenn er weiſe heißt.
Des Irrthums dunkle Luft fängt oft den ſchlauſten Geiſt.
Iſts nun verwunderns werth, wenn ſich ein Sinn betrüget,
Den jeder Zweifel ſtört, und jeder Grund beſieget?

Wenn

Wenn dieſer, der den Staub der Alterthümer leckt,
Ein feines Meiſterſtück auf jeder Münze heckt,
Und in Ulyſſens Schlauch und feſtverſchloßnen Winden *
Der Staaten Heimlichkeit verborgen weiß zu finden?
Wenn jener, welchem nichts, als unſre Zeit, gefällt,
Nur lachet, wenn man ſagt: Vor Zeiten war ein Held!
Und ſpottet, wenn man glaubt, daß Herrmann ſich vor
diesen
Im Fechten ohne Furcht, im Raſen treu erwieſen.

So iſt die Wahrheit denn ein Schatten, der uns trügt,
Nach dem man träumend greift, und der vor uns verfliegt? —
Nein! — Doch dieß lehret uns, mit minder Stolz bejahen.
Dem, was man nicht erreicht, muß man ſich mindſtens nahen.

* Der Schlauch, den Aeolus dem Ulyſſes ſchenkte nach dem II Buche der Odyſſee. Dieſe Erdichtung hat gewiſſen Auslegern geheimnißvoll geſchienen.

Die

Die wahre Würde des Herrn.

Bey der Huldigung eines Rittergutes.

Mein Cleon, dieſer Tag, die zugeſchworne Pflicht,
Durch die dein Unterthan dir Treu und Huld*
verſpricht,
Giebt dir ein ſchönres Recht, als dies aus Zins und Gaben
Den jährlichen Genuß von fremdem Schweiß zu haben;
Das angenehme Recht, an deren Wohl zu dann,
Die ſich durch ihren Eid in deine Hand vertraun;
Ein oft verhöhntes Recht, das niemand kennt und übet,
Als wer, wie du gedenkt, wie du, die Menſchen liebet:
Das mancher, der nichts ſorgt, als wie man Geld erpreßt,
Von ſeinen Rechten ſich allein verjahren läßt;
Das aber ſelbſt ein Fürſt nicht ungehaßt verlachet;
Und das, wenn man es ſchätzt, aus Herren, Väter machet.

Vom Vater trennt den Herrn ein einzger Unterſcheid;
Wie jenen die Natur, giebt dieſen uns der Eid;
Doch beid empfangen wir vom Glück gleich als im Schlafe;
Zur Wohlthat ſelten nur, und manchmal gar zur Strafe.
Auf andrer Wohlfahrt ſehn, iſt beider Pflicht und Theil;
Dort auf der Kinder Wohl; hier auf der Männer Heil.

Und

* Die eigentlichen bey einer ſolchen Gelegenheit gebräuchlichen Worte.

Und beide pfleget man zu ſchauen, und zu lieben,
Nachdem uns Streng und Huld verbindert, und getrieben.

Wer ſich vom Unterthan geliebt zu ſeyn begehrt,
Der liebe nur, und ſey der Gegenliebe werth.
Dieß iſt der ſichre Weg, den Myrtillus gegangen,
Die ſchwer erworbne Gunſt der Chloris zu erlangen.
Dieß iſt der ſichre Weg, der niemals trügen kann.
Die Kunſt, die Chloris rührt, rührt auch den Unterthan.
Zur Liebe kann das Herz ſonſt nichts als Liebe zwingen.
Ein Feld kann keine Frucht, als die man ſaet, bringen.

Dieß iſt des Vaters Kunſt, durch die ein junges Kind,
Noch eh es ſchließen lernt, ihn kennt und lieb gewinnt;
Es leget die Natur den Grund bloß, ihn zu ehren,
Den Gehorſam oder Haß kann bauen oder ſtören.
Den Vater liebe kein Kind, vor dem es zitternd ſteht;
Kein Unterthan den Herrn, der nicht ſein Wohl erhöht.
Kurz, Herr und Vater ſind nur Namen gleicher Pflichten;
Den Unterſchied macht blos, an wen wir ſie entrichten.

Dieß glaubet Harpax nicht, dem alles, was er ſieht,
Nur als ein Acker ſcheint, von dem er Früchte zieht:
Der, wenn er ſich einmal zu kargem Wohlthun zwinget,
Es in der Abſicht thut, wie er die Felder dünget:
Damit, wenn ihm das Glück die Erntezeit beſchert,
Was er an andern that, zehnfältig wiederkehrt.
Umſonſt ſcheint das Geſetz der edlen klugen Alten
Den Herrn und Unterthan zu Einer Pflicht zu halten;
Umſonſt nur ſetzt das Recht, daß, was der Niedre ſchwört,
Den Obern ſeine Pflicht, auch unbeſchworen, lehrt:
Er wird ſich keinem ſonſt, als ſich, verbunden ſcheinen.
Ihm kömmt der Nutzen zu; Verbindlichkeit den Seinen.
Dieß treibt ihn, daß er oft der Zwietracht Amt verweſt,
Und in des Zanks Glut mit ſteifen Backen bläſt,

Daß

Daß er, Spionen gleich, auf ein Verbrechen lauert,
Sich über Frevel freut, und über Ordnung trauert:
Und, wenn ein magres Jahr das Strafgeld ſparſam trägt,
Zu Laſtern, die er ſtraft, verborgne Netze legt.
Oft hat ein ſtürmiſch Bier, das im Gehirne tobet,
Das er dem Wirthe preißt, der Wirth dem Bauer lobet,
Wenn Zorn und Schlägerey die Krüge blutig macht,
Dem Wirthe viel Gewinn, dem Richter mehr gebracht.

Nein Cleon aber du, der du viel edler denkeſt,
Die fremden Schaden ſuchſt, noch dir zum Vortheil lenkeſt,
Haſt kein ſo fühllos Herz. Nein! Jeden Unterthan
Siehſt du, als deinen Sohn, er dich als Vater an.
Dir ſchenket dieſer Tag dein ſüßeſtes Vergnügen:
Die Macht, zu vieler Wohl mehr Glück hinzuzufügen.
Und wie beglückt ſind die, die, Freund, ihr froher Eid
Zu deinem ſanften Joch, das keinen drücket, weiht!

Das Glück Mitbürgern zu gehorchen.

Wie fröhlich ſieht ein Land die Seinen
Am Ruder ſeiner Herrſchaft ſtehn!
Wie ſüß muß der Gehorſam ſcheinen,
Wenn er uns ſelbſt ſcheint zu erhöhn!
Wie wird der Städte Wohl gebauet,
Wo jede dem ſich anvertrauet,
Der ſelber ſie als Muster ehrt;
Der nicht das Volk, als Fremde, plaget;
Nein! der, wenn jeder Bürger klaget,
Verwandte Freunde klagen hört.

Doch wenn ein Hof verſtoßne Knechte
Den Städten zu Tyrannen ſchickt;
Und ſeiner Kinder gleiche Rechte
Durch fremde Schmeichler unterdrückt;
Und, ſtatt den Ländern wohlzurathen,
Geborne Feinde ſeiner Staaten
Zu Henkern treuer Bürger wählt:
Da bebet man, wie Kinder zittern,
Wenn ſtrenger Haß von fremden Müttern
Das Haus mit Furcht und Drohen quält.

Was hat der Cerfen Stal geſchliffen?
Was ihre Zahnen aufgeſteckt?
Die Arme, die das Schwerdt ergriffen,
Hat die Verachtung aufgeweckt.

Der

Der bittre Schimpf, zur Laſt der Erben
In Sklaverey erzeugt zu werden,
Erneute ſtets des Aufruhrs Kraft.
Entwaffneten gab er die Waffen,
Den Feigen muſt er Muth zu ſchaffen,
Und Unerfahrnen Wiſſenſchaft.

Wie führet ein fremdes Thier die Heerden
Zu ſeiner Wieſen zartem Klee.
Wie ſieht man, daß vor edlen Pferden
Ein ſtolzer Stier, als Führer, geh.
Ein Widder zeigt ſich vor den Schafen:
Dann brauchet es kein mürriſch Strafen;
Sie treten willig ſeine Bahn.
Der Hirt folgt nach, und darf nicht treiben.
Sie wiſſen, auf der Spur zu bleiben,
Und, wie er will, gehn ſie voran.

Ein Land erfreut ſich ſeiner Söhne,
Und fühlt die Ehre, die ſie ſchmückt.
Es glaubet, daß ihr Ruhm es krönе,
Und hält ſich durch ihr Wohl beglückt.
Solch ein Beſchl ergötzt die Ohren,
Wenn der, den ſelbſt die Stadt geboren.
In eigner Mundart ihr gebeut.
Man liebt den Glanz von unſers gleichen,
Und ſchätzt deſſelben Ehrenzeichen.
Für Zeichen unſrer Würdigkeit.

Die mühsame Weisheit.

Gleichsam als aus finstern Hölen
Treten unsre jungen Seelen
Aus der Nacht hervor ans Licht.
Lichtscheu fliehn wir, und das Wahre
Faßt im Anfang unsrer Jahre
Unser zitternd Auge nicht.
Nicht erleuchtet, blos geblendet,
Muß der Geist ihm oft sich nahn;
Eh sein Blick, unabgewendet,
Solchen Glanz vertragen kann.

Stralen, die die Körper schicken,
Dringen schnell zu diesen Blicken,
Die des Leibes Lichter sind.
Doch der Geist muß fast veralten,
Eh sein Auge die Gestalten
Wenig Dingen abgewinnt.
Zu der ächten Weisheit Ruhme
Schwingt sich leichtes Flattern nie.
Und zu ihrem Heiligthume
Steigt kein Fuß mit wenig Müh.

Wenn sich nach durchwachten Nächten
So beern um die Schläfe flechten,

Uns die Welt in Würden ſieht:
Wenn der Berg vor uns verſchwunden,
Und der Schweiß der bittern Stunden
Nun die heitre Stirne ſieht:
Freudig ſchaun wir dann zurücke,
Daß die Held erſiegen iſt.
O wie ſchwindelt hier dem Blicke,
Der des Thales Tief ermißt!

Dann zeigt ihm ſeine Muſen,
Die ihn fern vor uns verbreiten,
Weisheit uns zur neuen Labe.
Lorbeern, die unſterblich grünen,
Beut ſie, wenn wir froh ihr dienen,
In dem Kod der Nachwelt an.
Jage, Freund, nun auch nach dieſen,
Da dich Würd und Glanz erhebt.
Groß wird erſt der Ruhm geprieſen,
Der die Endel überlebt.

Auf die Geburt des Kronprinzen von Dänemark.

Den 29. Januar 1749.
auf der Sorbiſchen Ritterakademie verleſen.

Durch welch ein helleres Licht der Himmel nun vergnügt,
Das uns für künftig Recht in einer Wiege liegt,
Den Werth von hohem Blut, das in dem Prinzen fließt,
Die Tugend hoher Stammut, aus welchem er entſproßt;
So viel Erwunderung, von Luſt entzückt zu ſeyn;
Ja! dieß ſieht unſer Herz aus tauſend Gründen ein.
Aus Gründen wünſchten wir, und freun uns nun auf Gründen.
Was erſt die Sehnſucht trieb, muß nun die Luſt entzünden.
Wir hofften längſt den Tag, der uns dieß Kleinod ſchenkt;
Doch unſer Hoffen war von Zweifeln eingeſchränkt.
Ein jeder Augenblick, der deinem näher rückte,
Verſtärkte das Gebet, das man zum Himmel ſchickte.
Es klopfte jedes Herz voll bängerlicher Scheu,
Und wartete mit Furcht, ob es erhöret ſey:
Und nahm den erſten Ruf voll Freude, doch mit Beben,
Der durch das Land erſcholl: Ein Prinz iſt uns gegeben.
Kennt unſre Sehnſucht wohl für unſer Wohlergehn
So früh um einen Sohn ſo eines Vaters ſehn?
Damit die ganze Kraft von unſern Ehrfurchtstrieben
Sich tiefer werden kann, wenn wir ſein Bild auch lieben;
Damit der Königsſtamm, der dieſem Reiche blüht,
In beſſern Schatten ſteht, in mehr er Zweige zieht:

Damit

Damit ein junger Held aus Friedrichs Regimente,
So wie aus Friedrichs Mund, recht lange lernen könnte;
Was Länder unterſtützt, was eine Krone ſchmückt,
Was Fürſten göttlich macht, und was ein Volk beglückt.
Drum ſchien er unſerm Wunſch ſo viel zu ſpät geboren,
Als er von Friedrichs hohl Exempel ſchon verloren.
Nicht unſer Wunſch allein hat ihn von Gott begehrt,
Der König hat um ihn, und ihm ward er gewährt.
Er hat um einen Sohn, nicht blos wie Väter pflegen:
Er denkt und ſorgt für uns, und wünſcht auch unſ're Siegen.
Für uns erfreut ſich itzt die väterliche Bruſt,
Und ſein Vergnügen wächſt durch ſeiner Bürger Luſt.
Selbſt die Umarmungen der frohen Königinnen,
Die Zärtlichkeit, bey der auch Freudenthränen rinnen,
Ihr Küſſen, ihr Bemühn, geliebter Prinz, um Dich,
Iſt mehr als Mutterluſt, es iſt auch königlich.
O fühltest du nur ſchon ihr zärtliches Umfangen,
Die Freude deines Stamms, und dieſes Reichs Verlangen!—
Was das Geſchick in dir und uns verſpricht,
Das fühlet jedes Herz, und du allein noch nicht.
Indeß da du den Hof, ſo bald du kannſt, belebet,
Da Hoffnung und Vertraun um deine Wiege ſchwebet,
Da Fröhlichkeit und Dank durch dieſes Reich erklingt,
Und bis zum äußerſten von Nordens Felſen dringt:
Gleichſt du im ſüßen Schlaf dem angenehmen Knaben,
Den Nordens Dichter uns als Gott besungen haben:
Dem Kinde, dem Odin; wie ihn des Schickſals Hand
In einem Schiff gewiegt und ſchlafend hergeſandt;
Der, da man ihn erblickt, ſo bald ſein Mund nur lachte,
Sich ſelbſt noch unbewußt, ganz Norden jauchzend machte.

Erwache, werther Prinz, der Norden jauchzend
machte!
Erkenne bald, was du in dir uns zugedacht,
Wie für dein Wohlergehn ſo viele Wünſche loben,
Und was die Tugenden der Väter von dir fodern!

Der Himmel hat dich uns zu einer Zeit geschenkt,
Da man an deines Stamms gepriesne Thaten denkt,
Da wir voll Dankbarkeit, seit er den Thron besessen,
Dreyhundert Jahre Glück, das von ihm rührt, ermessen;
Und sehn, wie sich dieß Reich an Ruh und Macht gemehrt,
Je mehr es ihm vertraut, je mehr es ihn geehrt.
Wenn wird man dir dieß Jahr, das dich erzeuget, nennen!
Ohn in dir eine Glut voll Großmuth zu entbrennen,
Die dir mit Einem Blick die ganzen Ahnen weist,
Um denen gleich zu seyn, die unsre Dankgier preist.

Du, der du vielem Flehn dieß Gnadenpfand gegeben,
Erhalt ihn unserm Flehn! o Himmel, laß ihn leben!
Der Fortgang seiner Zeit sey seinem Anfang gleich;
Von großer Hoffnung voll, an steter Freude reich!
Wir selbst zwar wünschen nicht, die Tage zu erblicken,
Da seine Tugenden des Reiches Krone schmücken.
Er wachs an Groß und Ruhm, ihm sey der Thron bereit,
Er sey des Reiches Glück; doch nicht zu unsrer Zeit!
Wer ist, der nicht von Gott zur Wohlthat dieß begehre,
Daß Friedrichs Herrschaft mehr als unser Leben währe?
Daß so bewundrungsvoll, die so nach uns entstehn,
Ihn alt und stark, wie wir ihn jung und weise sehn!
Man wünscht für Christian nur auf entfernte Jahre,
Daß er der späten Welt noch Friedrichs Bild bewahre;
Daß dieser Länder Wohl stets fest, stets einerley,
Und unsrer Enkel Glück so groß, als unsers sey.

Auf

Auf den
hochſeligen Churfürſten von Sachſen,
Friedrich Chriſtian,
als Churprinzen.
Nach Vollendung ſeiner Reiſen, die er incognito gethan.

Prinz, unſrer Hofnung iſt durch dich genug geſchehen.
Die Welt hat Dich geſehn, und Du die Welt geſehn.
Wo nur Dein munterer Geiſt, den Lehrbegier entfernte,
Der Sachſen künftig Heil bey fremden Völkern lernte:
Hat mancher edle Prinz, und manches große Land
Aus Deinen Tugenden Auguſts Geſchlecht erkannt:
Und Sachſenland war froh, in weit entlegner Erden
Auch auf die Zukunft ſchon beglückt geſchätzt zu werden.
Umſonſt haſt Du an Dir der Hoheit Glanz verſteckt.
Dein Mund hat Dich verhehlt: dein Weſen Dich entdeckt.
Dich mußte, wer Dich ſah, als Königsſohn, begrüßen.
Und konnte Deinen Stand auf Deinem Herzen ſchließen.
Wie glücklich warſt Du doch: von Deiner Hoheit bloß!
Du warſt durch Dich geehrt, und ohne Hoheit groß,
Und hielteſt vor der Welt die Probe großer Seelen;
Noch ſtralen, und doch nur, was blenden kann, verhehlen!

Auf den Tod des Generals Friedrich Hans von Walther

Commendanten der Citadelle von Kopenhagen.

Den 30. May 1749.

Des Königs treuer Mann, den in vergangner Zeit
Der Ruhmbegier, des wahren Muthes Proben,
Von Schritt zu Schritt, zu einem Platz erhoben,
Wo ſüſſe Ruh und ſanfte Fröhlichkeit,
Vollbrachter Dienſte Lohn, in ſchöner Wälle Schatten
Sich willig mit dem Degen gatten:
Philemon war erſt mitten im Genuß
Von Freude ſonder Lärm und ſonder Ueberdruß,
In welcher ihm der Freundſchaft Triebe,
Dienſtfertigkeit und Menſchenliebe,
Zugleich Beſchäftigung und Zeitvertreib verliehn;
Als ihm der Aerzte Spruch den nahen Tod entdeckte,
Der, da die Krankheit kaum erſchien,
Schon ihren Gift im Blute tief verſteckte.

Dem Tode ſtrenge entgegen gehn,
Erfordert Muth; doch mehr, ihn kennen ſehn,
Ein ungetrübtes Aug, ein unbeklemmtes Herz
Und Hände, die noch ohne Schmerz

Voll

Voll Redlichkeit nach ſeinen Freunden reichen,
Vermerkten ohne Furcht und Zittern neben ſich
Den Tod ſchon itzt in andern Gliedern ſchleichen.
Sein Geiſt blieb ſtets ſich gleich, bis daß er ganz entwich.
Hier ward er nicht erſt fromm; er blieb es blos.
Hier ward er nicht erſt mild, wie viel, die ſterben ſollen.
Ihn trieb ſein Herz, ſtets Menſchen wohlzuwollen;
Auch ſterbend zeigt er ſich durch edles Wohlthun groß.
Nicht mit erzwungnem Muth, der mit der Unruh kriegt;
Beſchäftigt ſo wie ſonſt, und ſo wie ſonſt vergnügt;
Sah er ſich ſelbſt bald leben, bald erblaßen,
Sah jedermann betrübt, und ſich allein gelaßen.

Ihr, denen Heftigkeit und ungeſtüme Luſt,
Von außen großes Glück, und Sorgen in der Bruſt
Faſt jeden Tag die Glieder ſchwächen;
O wie ein kurzes Ziel habt ihr euch zu verſprechen!
Wenn Glück und Ehre ſonder Neid,
Vergnügen voller Mäßigkeit;
Ein Herz, das voll Zufriedenheit
Nichts ſchreckt was kommen ſoll, nichts kränket, was vergangen,
Doch keine längre Lebenszeit,
Als vier und ſechzig Jahr erlangent.

Anrede
an das Parterre,
bey dem Schlusse der Schauspiele,
die von der
Schönemannischen Gesellschaft
ums Jahr 1740 in Leipzig zum erstenmale aufgeführet worden.

Hier, Leipzig, hast du nun von mir die erste Probe.
Den Fortgang unsrer Kunst schätz ich nach deinem Lobe.
Wie weit den ersten Schritt, den ich auf glatter Bahn,
Mit fast verwegnem Fuß, und doch voll Furcht, gethan;
Wie weit Versuchen, Fleiß und Bessern mir gelungen;
Wo ich zurücke bin, und wo ich durchgedrungen;
Dieß zeig ich euch getrost, und ihr sollt mir allein
Ermuntrer, und zugleich die besten Richter seyn.
Durch kurzer Monden Zahl, die mir hinweggeilet,
Und unter Sorg und Fleiß die bange Zeit getheilet,
Vor manchem klugen Ohr in mancher fernen Stadt,
Die meinen Anfang oft durch Gunst gefördert hat,
Uebe ich mich nur für euch. Euch setzt ich mir zum Ziele,
Und prüfte dort mich nur, damit ich hier gefiele.
Wer anfängt, streitet stets mit Müh und Hinderniß.
Gewiß war die Gefahr, der Ausgang ungewiß;
Wie die, die an dem Fuß beschneyter Alpen reisen,
Wenn Thau und Sonnenschein der Berge Haupt enteisen,
Ein ungeheurer Klump, der sich im Wälzen mehrt,
Mit tiefem Schnee bedeckt, und ihre Wege stört;
Oft hat, die sich mit Angst kaum durchgewunden haben,
Schon andrer Berge Schnee in neue Noth begraben.

So

So drückte Laſt auf Laſt, und überhäufte mich.
Die andre Noth war da, wenn kaum die erſte wich.
O Leipzig, hilf du mir dieß vollends überwinden,
Und laß mich einen Schutz in deinem Beyfall finden.
Ich bringe nicht bisher verwöhnten Eigenſinn.
Ich bringe Lehrbegier, und weis, wie ſchwach ich bin.
Ich weis, wie viel ihr wollt, wie viel ich mich erkühne,
Doch bitt ich um kein Lob, als bis ich es verdiene.
Ich bitte nur um dieß. Verfahrt, wie man verfährt,
Wenn man die Kindheit führt, und zarte Jugend lehrt.
Betrachtet uns, als jung, da noch der Spiele Menge
Der Kleidung Schmuck und Pracht, der Uebung Zeit und Länge
Dem ſchwachen Haufen fehlt. Da dieſer Schauplatz noch
Selbſt ſeine Kindheit fühlt; ſo ſchont und tragt uns doch!
Laßt euch, ſtatt unſrer Kunſt, den Eifer wohlgefallen,
Und denkt; wer reden lernt, lernt allezeit erſt lallen.

* * *

Die Kunſt, glücklich zu ſeyn.

Ein Freund des Spottens ſeyn, und doch nicht Feinde haben;
Gern einſam in ſich gehn, doch nicht ſich ſelbſt begraben;
Im Lieben voller Glut, und dennoch ohne Pein;
Im Scherz voll Munterkeit, und doch bedachtſam ſeyn;
Der Sorg entgegengehn, und doch ſich niemals grämen;
Dem Weine günſtig ſeyn, doch nicht ſich übernehmen;
Nach Ehre ſich bemühn, doch ohne Stolz und Dunſt;
Dieß iſt das größte Glück, und auch die größte Kunſt.

An

An ſeine Großeltern
auf ihre Jubelhochzeit.
Den 11. Februar 1745.

Ihr, die ihr durch ein Feſt, das man nur ſelten feyert,
Der längſtgeführten Eh betagte Treu erneuert;
Am Altar, wo vordem der erſte Bund geſchehn,
Die zweyte Hochzeit macht, die Söhn und Enkel ſehn;
Den Segen, welcher euch den reichſten Stamm gegeben,
Vor Zeugen wiederholt, die durch denſelben leben,
Und ſeit der Himmel euch zum erſtenmal vermählt,
Von hundert Jahren ſchon die volle Hälfte zählt!
Wie ſüße muß es ſeyn, ein frohes Angedenken
Auf der verfloßnen Zeit noch dauernd Glücke lenken,
Und hinter ſich zurück in alter Zeiten Nacht
Viel tauſend Tage ſehn, die man vergnügt vollbracht,
Und voll Zufriedenheit, wohin das Auge blicket,
Viel finden, das euch ehrt, nichts finden, das euch drücket.

Nicht ſtets iſt, wie bey euch, das Alter wünſchenswerth.
Viel tragen es zur Laſt, die es zum Glück begehrt.
Wenn den verfallnen Leib, der erſt ſich ſelbſt entkräftet,
Die Schwachheit ſtets verfolgt, und an das Lager heftet;
Der waffenloſe Mund, der leiſ und heiſer ſpricht,
Ein ſchwer erworbnes Brod nicht ohne Müh zerbricht;
Die Sinnen fühllos ſind, die Seele ſchwächer denket;
Wenn den gebeugten Greis der Freunde Sterben kränket,
Der wie ein dürrer Baum von Zweigen ledig ſteht,
Und dann von ſeinem Stamm am letzten untergeht;

Wenn man durch ein Geſchick, das uns zu ſchlagen ſtrebet,
Verſtand und Glück und Ruhm und ſich ſelbſt überlebet;
Und noch dazu voll Scham und nagenden Verdruß
Was man als jung gethan, als alt bereuen muß:
Da wünſchet man, kein Schnee möcht unſer Haar entfärben,
Man ſeufzet nach der Gruft, und glaubt zu ſpät zu ſterben.

Das Alter für ſich ſelbſt bringt nicht Beſchwerlichkeit.
Viel kömmt vom Glück und uns, das mindſte von der Zeit.
Ein Leib, der wenig braucht, und nicht mehr wünſcht als brauchet;
Aus dem der Ueberfluß der Hitze ſchon verrauchet,
Wo ein gelindes Blut in ſchlaffen Adern fließt,
Das ſich durch keinen Sturm der Neigungen ergießt;
Wo ſchwacher Sehnen Zug die Glieder ſo beweget,
Wie ſichs zum Geiſte ſchickt, der langſam überleget,
Der Säfte Trockenheit, der Nerven ſchwächre Kraft;
Dieß und nichts weiter iſt des Alters Eigenſchaft.
Bey dieſen überſieht ein Geiſt, der viel erfahren,
Den fruchtbaren Begrif von viel verfloßnen Jahren;
Vergleicht die alte Zeit und was vordem geſchehn,
Mit einer neuern Welt, die er erwachſen ſehn.
Er zeigt durch Warnungen, die zur Erhaltung zielen,
Den Kindern die Gefahr, dadurch die Väter fielen.
Und freut ſich über das, was er durch Werk und Rath
In vieler Jahr: Reih der Welt zum Beſten that.

Wenn kein Vergnügen iſt, ſo dieſes überſteiget,
Das unſer Herz uns giebt und aus ſich ſelbſt erzeuget,
Da man der Schärfe nach, das Urtheil ſprechen kann,
Man lebe nicht umſonſt, und habe wohl gethan;
Da man den eignen Werth aus feſten Gründen ſchließet,
Die ſchon entflohne Zeit des Lebens noch genießet,
Und ſich, wie GOTT, erfreut: dem was er thut, gefällt:
So iſt ein ſolcher Geiſt der glücklichſte der Welt!

Ein Leid das künftig iſt, gebiert nur Qvaal und Schrecken;
Ein überſtandnes Leid kann nichts als Luſt erwecken.
Was in der Jugend uns, als fern und ſchrecklich, qvält,
Wird in dem Alter ſchon zum Zeitvertreib erzählt.

Geſetzt, daß das Geſchick in ſo viel tauſend Tagen
Von vielen Kindern läßt ein Theil zu Grabe tragen;
Wenn man bey dem Verluſt nur Tröſter übrig hat,
Iſt oft ein einzig Kind an vieler Kinder ſtatt.

Durch Söhne, die der Welt mit Ruhm und Eifer dienen,
Sich ſelbſt verewigt ſehn, und als von neuem grünen;
Und wißen, daß ein Mann, dem jeder Beyfall giebt,
Uns für ſein Leben dankt, und uns als Vater liebt;
Iſt nur der ſpätſten Zeit des Lebens vorbehalten.
So mannigfaltig Glück vergnüget noch die Alten!

Ein ſolches Alter hat der Himmel euch beſchert,
Der Eurer Tage Zahl zu unſrer Freude mehrt,
Und durch den ſeltnen Tag, der eure Eh verneuet,
Mich, Eurer Tochter Sohn, ſo fern ich bin, erfreuet.
Es reiße dieſes Band ſo lang erwieſner Treu
Noch lange Jahre durch das Schickſal nicht entzwey!
Und laße dieſen Bund, ein Bild beglückter Ehen,
Vergnügt und ungetrennt, und Euch geſegnet ſtehen!

Ein dramatiſches Gedicht auf die zweyte Eheverbindung eines Wittwers.

Die Perſonen.

Die Freude. Die Liebe. Die Traurigkeit.

1 7 4 1.

Die Freude.

O Liebe! ſag es frey, du biſt mir nicht gewogen,
Und haſt die Traurigkeit der Freude vorgezogen.
Ich höre ſtets von dir, Vergnügen ſey dein Zweck,
Und dennoch bleibſt du ſtets von meiner Schwelle weg.
So ſagt ein Buhler oft, nach ſchon verloſchnem Triebe,
Zu ſeiner Herſcherin, ein froſtiges: Ich liebe;
Der dennoch, wo er kann, aus ihren Augen ſieht,
Und, ſieht er ja ſie einſt, ſie nur gezwungen ſieht:
Wie du dich zärtlich ſtellſt, mich deine Freundin heißeſt,
Doch ſelten zu mir kömmſt, und oft dich mir entreißeſt.
Die Traurigkeit, dieß Weib, das immer ſeufzt und weint,
Und mir dein Herz entführt, geht ſtets mit dir vereint.
Ich wünſche nur, ſie mag, zum Anfang beßrer Zeiten,
Mit ihren Klagen dich bald aus der Welt begleiten.

Die Liebe.

Du haſt es oft gehört, und hörſt es itzt von mir.
Entflieh ich aus der Welt, ſo flieht ein Theil von dir.
Du, Freude, biſt mein Ziel, mein Hoffen, mein Beſtreben.
Und niemals ruh ich eh, bis wir verbunden leben.

Die Freude.

Ich lache, daß die Welt ganz andern Sinnes iſt,
Und nach der Traurigkeit der Liebe Regung mißt.

Wen hat wohl, wenn er ſcherzt, und ſich um nichts betrübet,
Der Vorwurf roth gemacht: Du biſt gewiß verliebet?
Doch wenn auf einer Stirn ein tiefes Trauern ſchwebt,
Und den verwirrten Blick nicht Huld, nicht Luſt belebt,
Die Rede ſchläfrig ſtockt, die Wangen Blöſſe decket;
Gleich ſchließt man, daß dein Pfeil ihm tief im Herzen ſtecket.
Man lacht, man höhnet ihn: und jeder ruft ihm zu:
Ach Aermſter, du biſt krank! wo nicht, ſo liebeſt du.
Und doch verſprichſt du mich noch immer allen denen,
Die die gehorſam ſind, und lieferſt ſie den Thränen.

Die Traurigkeit.

Du zürnſt? ——— Dieß fehlte noch zur Fülle meiner Pein.
Ich bin der Welt verhaßt; und ſoll beneidet ſeyn?
Ach, wohnt ich wenigſtens auf allen ſolchen Stirnen,
Und wär ich, was du ſagſt; ſo möchteſt du noch zürnen.
Doch der verſtehrte Blick, der trüb und ſchläfrig irrt,
Stammt nicht von Traurigkeit, er wird von Luſt verwirrt,
Auf Wangen ohne Roth, und in betrübten Zügen
Malt ſich bey Liebenden ein inneres Vergnügen.
Aus einer Bruſt, die liebt, biſt du nie ganz verdrängt,
Und herrſch ich ja daſelbſt? ſo herrſch ich nur vermengt.
Undankbare! wenn ich die Liebe ja begleitet,
Hab ich, als Führerin, ſie nur zu dir geleitet.
Wie manche Stirn dankt mir die Luſt, die ſie umzirkt!
Und deine Regungen hab ich oft ſelbſt gewirkt.

Die Freude.

So hör ich dann, nur dir bin ich das meine ſchuldig;
Und ſtatt der Dankbarkeit, mach ich dich ungeduldig.
Ohnfehlbar haſt du ſo den Herzen Luſt gebracht,
Wie Tadel Lob gebiert, und Neid berühmter macht!
Daß die, die dich gefühlt, ſodann mich göttlich nannten,
Und daß ich mehr gefiel, je mehr ſie dich erkannten.
Ich will dir dankbar ſeyn, ſo bald der Dunkelheit
Das Licht verdanken wird, daß es die Welt erfreut.

Die Liebe.

Ach, Freude! ſpotte nicht den zarten Schmerz der Seelen!
Wie Trauern zu dir führt, kann ich dir leicht erzählen.
Ein Menſch voll Artigkeit von meiner Diener Schaar,
Und deſſen heißer Wunſch die Gunſt der Schönſten war,
Bat, ihre ſchöne Hand im Handſchuh zu berühren,
Um die Vergünſtigung, zur Oper ſie zu führen.
Da, ſprach er, da entzückt der hellſten Lichter Zahl,
Ein Schauplatz voller Kunſt, und ein faſt güldner Saal.
Die Schöne kömmt ins Thor, und tritt in finſtre Gänge,
Es ſchreckt des Volks Geräuſch, es drücket ihr Gedränge,
Es ſtutzt der Schönen Fuß, und ſcheut ſich vor dem Ort,
Und will nicht weiter gehn; er aber zieht ſie fort,
Bis endlich, auf den Gang voll Furcht und Finſterniſſen,
Glanz, Zierrath und Muſik den Irrthum ihr entriſſen.
So iſt der erſte Weg der angeflammten Bruſt
Mit trüber Furcht umringt; der Ausgang voller Luſt.
Das Antlitz iſt umwölkt, indem wir noch verlangen;
Und es wird aufgeklärt durch Küſſen und Umfangen.
O Freude! deinem Schutz empfehl ich itzt ein Paar,
Von dem der Bräutigam des Trauerns Opfer war;
Nicht ſolches Trauerns bloß, das in verliebten Herzen
Sich mit dem Hoffen miſcht; nicht angenehmer Schmerzen.
Der Schmerz, der Ihn betraf, war tödlicher, als der;
Und ſtammte vom Verluſt, nicht vom Verlangen her,
Weil ihn ein hartes Glück, das ich bejammern müſſen,
Durch Trennung ſeiner Eh, aus deinem Schoos geriſſen.
Nun flecht ich ihn aufs neu in ein vergnügtes Band;
Du, Freude, beut, wie erſt, ihm wiederum die Hand.

Die Freude.

Hier iſt ſie! Führe mich zu dem beglückten Paare!
Da will ich wohnhaft ſeyn, bis in die fernſten Jahre.
Was Freude ſchenken kann, das will ich ihm verleihn;
Und du, o Traurigkeit, ſollſt weit entfernet ſeyn.

Scherzgedicht
an einen Vater,
der ſeine beiden Töchter zugleich verheirathete,
im Namen
eines aufgeweckten alten Mannes.

So, Cleon, verſorge die Töchter zu Paaren,
Und beide zuſammen, und keine zulezt!
Was nüzt es, auf zweymal die Freude zu ſparen,
Die beſſer auf Einmal und doppelt ergözt?
Von einzelnen Bechern wird niemand leicht wanken.
Von einzelner Freude wird niemand ſehr froh.
Ich ſag es: Ihr Väter, folgt Cleons Gedanken!
Wer Töchter verſorget, verſorge ſie ſo!

Sieh beide mit ähnlicher Sittſamkeit prangen,
Und beide mit ähnlicher Sehnſucht erfüllt!
Der einen Erröthen, der eigen Verlangen
Zeigt gleichſam im Spiegel der andern ihr Bild.
Sieh, wie ſie ſich ihren Geliebten ergeben!
Wie ſehnlich nach jeder ihr Bräutigam blickt.
So waren wir alle; ſo machten wirs eben,
Und wurden vom Himmel mit Töchtern beglückt.

Was reizet nun beſſer? Was ſoll man beneiden?
Sinds Haare wie Kohlen und Blicke voll Glut?
Sinds Haare, die dennoch den Puder noch leiden,
Und Augen, wo ſanfte Gelindigkeit ruht?

Du Damis, du preiſeſt das erſte vor allen;
Du fühlſt dich von blitzenden Augen entbrannt.
Cleanth, dir wird beſſer das andre gefallen.
Dein Herz hat dir freundliches Lächeln entwandt.

Wie küßt es ſich beſſer? Auf, laßt es uns wiſſen!
Iſts, wenn man zur Schönen ſich niedriger bückt?
Iſts, wenn man nicht tiefer, nicht höher, darf küſſen,
Und Gleiches an Gleiches die Lippen gedrückt?
Dir, Damis, wird beſſer das erſte gefallen.
Geſchickliche Kürze läßt artig und ſchön.
Cleanthes, du preiſeſt das andre vor allen,
Wenn Lippen und Lippen gleich gegen ſich ſtehn.

Ihr beide ſeyd artig und ſtreitet zuſammen!
Ihr Schweſtern, ihr ſtreitet und ſieget doch nicht.
Ihr ſtreitet an Tugend'; ihr ſtreitet an Flammen;
Und keine hat etwas, das jener gebricht.
So könnt ihr einander die Herzen vertrauen,
Da jede von ſich auf die andere ſchließt;
Zuſammen als Jungfern, zuſammen als Frauen,
Zuſammen geliebet geſcherzet, geküßt.

Ueberſetzung der erſten Ekloge des Virgil.

1740.

Melibäus. Tityrus.

Melibäus.

Hier liegſt du, Tityrus, beſchirmt von dichten Buchen,
Und kannſt auf deinem Rohr ein reizend Lied verſuchen.
Wir laſſen dieſe Triſt, den werthen Aſenthale,
Wir fliehn das Vaterland. Indeß füllſt du den Wald
Von Amaryllis an, und ſtrekſt dich in dem Schatten.

Tityrus.

Ein Gott, o Melibä, kömmt meiner Ruh zu ſtatten.
Als Gott verehr ich ihn, und oft ſoll ſein Altar
Von Lämmern blutig ſeyn aus meiner Schafe Schaar.
Er giebt, daß, wie du ſiehſt, das Rind im Graſe ſpringet,
Und mein vergnügtes Rohr von ſüßen Liedern klinget.

Melibäus.

Diß wundert mich. Denn ſonſt herſcht hier nur Ungemach.
Mich rührt kein Neid. Doch ſieh! Ich treibe matt und ſchwach
Die Ziegen aus der Flur. Kaum folgt noch die der Heerde,
Die in den Hecken erſt auf Stein und bloßer Erde,
Des Hirten ganzen Troſt, zwo Ziegen warf und ließ.
O Unglück! das uns längſt der Himmel merken hieß,

Wenn

Wenn er die Eichen traf, das, wenn wirs hören wollten,
Uns auf dem linken Baum die Krähen ſaacn ſollten.
Doch nenne mir den Gott, der dich beſchützet hat.

Tityrus.

Wie thöricht glaubt ich ſonſt, Rom ſey ſo eine Stadt,
Die etwan unſrer gleicht, wohin wir Schäfer pflagen
Der Schafe junge Zucht zur Schlachtbank oft zu tragen.
So pflegt ein Lamm, ein Kalb, den Müttern gleich zu ſeyn.
So ſchloß ich ſonſt, und ſo verglich ich groß und klein,
Da ſie vor andern doch ihr prächtig Haupt erhöhet,
Wie ein Cypreſſenbaum, der unter Sträuchern ſtehet.

Melibäus.

Was aber trieb dich denn zu Roms Paläſten hin?

Tityrus.

Die Freyheit, die zwar ſpät, da ich faſt kraftlos bin,
Und mir vom Kinne ſchon manch graues Haar genommen,
Doch zeitgenug erſcheint, ſo ſpät ſie auch gekommen;
Seit ſtatt der Galathee ich Amaryllen fand.
Denn freylich durft ich ſonſt, als mich noch jene band,
Nicht hoffen, frey zu ſeyn, nicht denken, reich zu werden;
Ward gleich der Altar ſtets verſorgt aus meinen Heerden,
Weil mich die karge Stadt, die meine Käſe pries,
Doch nie mit ſchwerer Hand nach Hauſe kehren ließ.

Melibäus.

War, Amaryllis, dieß der Grund von deinem Flehen?
Drum ließeſt du dein Obſt unabgebrochen ſtehen.
Dein Tityrus war weg. Dich rief der laute Wald,
Dich riefen Brunn und Buſch: komm, Tityrus! komm bald!

Tityrus.

Was kann man thun, wenn uns der Knechtſchaft Feſſel binden?
Konnt ich wohl anderswo ſo holde Götter finden?

Hier ſah ich dieſen Held, dem bey uns jedes Jahr
Des Altars Glut und Rauch zwölf Tage heilig war.
Hier hat er auf mein Flehn mir den Beſcheid gegeben:
Geht! weidet! pflügt das Feld! fahrt fort in Ruh zu leben!

Meliböus.

Beglückter Greis! So bleibe dein Feld in Ruhe dein.
Dir iſt es groß genug, deckt es gleich nackter Stein,
Und herrſche gleich feuchter Schilf auf den beſchlammten Auen.
Du darfſt kein ſchwangres Schaf der neuen Trift vertrauen,
Nicht von des Nachbars Vieh ein freſſend Uebel ſcheun.
Beglückter Greis, du wirſt am Ufer mit Erfreun,
Bey dem bekannten Quell, der Schatten Schutz genieſſen,
Hier wird des Nachbars Gut, wie vor, ein Zaun beſchlieſſen,
Von dem der Birnen Heer, das an den Weiden liegt,
Mit leiſem Murmeln dich in ſanften Schlummer wiegt.
Bey freudigem Geſang wird dort ein Winzer blatten.*
Indeß girrt, deine Zucht, die Taube nach dem Gatten,
Die Turteltaube ſeufzt vom hohen Ulmenbaum.

Tityrus.

So fliehe denn der Hirſch eh durch des Himmels Raum;
Die Fluth laß eh den Fiſch verſchmachtend an dem Strande;
Der Parth und Deutſche geh, daß mit vertauſchtem Lande
Der Arar jenen tränkt, der Tygris den erfriſcht;
Eh dieſes werthe Bild in meiner Bruſt erliſcht.

Meliböus.

Wir aber werden theils der Mohren durſtge Zonen,
Theils des Oaxes Strand, theils Scythien bewohnen,
Theils,

* Blatten iſt, wenigſtens in Meißen, das eigentliche Wort im Weinbaue, wenn man die überflüßigen Blätter abbricht, damit die Trauben beßer reifen können. Im Lateiniſchen:

Hinc alta ſub rupe canet *frondator* ad auras.

So erklärt auch Servius Frondator, welcher bey dieſer Stelle des Virgil noch zwo andre Bedeutungen deßelben Wortes anzeiget.

Theils, von der Welt getrennt, bey jenen Britten ſeyn.
Ach, werd ich auch wohl je, nach vieler Tage Schein,
Dieß arme Strohdach ſehn, mein altes Reich erblicken,
Voll Hofnung mich erfreun, wenn ſich die Aehren bücken?
So erbt diß ſchöne Feld ein trotziger Soldat?
So erndt, grauſamer Krieg! ein Barbar meine Saat.
Nun pflanze gutes Obſt, und ſenke deine Reben!
Dein Fleiß, o Melibö, muß andern Früchte geben.
Geht, meine Ziegen, geht; du vor beglücktes Heer!
Im Grünen ausgeſtreckt, werd ich hinfort nicht mehr
Euch an den Felſen ſehn in dichten Hecken klettern.
Des Hirten Lied verſtummt. Der euch zu Weidenblättern
Und bitterm Klee geführt, der weidet nicht mehr hier.

Tityrus.

Genieß doch dieſe Nacht der Ruhe noch bey mir.
Mein Bett iſt grünes Laub. Du wirſt nebſt guten Nüſſen
Und Aepfeln voller Saft den Käſe loben müßen.
Sieh an, wie ſchon der Rauch der Häuſer Gipfel deckt;
Wie lang ſich durch das Feld der Berge Schatten ſtreckt.

Ekloge.

Corinne. Sylvius.

Corinne.

Nun ſage, Sylvius, was noch zu fürchten ſey.
Der Väter Haß iſt aus. Uns ſteht zu lieben frey.

Sylvius.

Ach, laß doch erſtlich zu, daß ſich mein Geiſt beſinne.
Mein Herz wird allzuſchnell des ſchönſten Glückes inne.
Die Laſt iſt nun hinweg, dergleichen Siſyphus
In jener Schreckenskluft kaum ſchwerer wälzen muß.
Nun wird dein Anblick mir ein ſtetes Labſal gönnen.

Corinne.

Als meines Lebens Glück ſoll alle Welt dich kennen.

Sylvius.

Hier mach ich unſern Bund vor allen Göttern neu.

Corinne.

Vor ihrem Angeſicht ſchwör ich dir meine Treu.

Sylvius.

Doch, Schönſte, laß im Glück uns unſre Glut behalten!
Laß, da der Kummer weicht, die Liebe nicht erkalten.

Corinne.

Wie ſo?

Sylvius.

Was man beſitzt, das hält man ſelten werth.
Der Früchte Menge macht, daß man ſie nicht begehrt.
Die Blumen liebt man nur in fremden Jahreszeiten.
Der Liebe größter Spern ſind ihre Schwierigkeiten.

Corinne.

Wie ſchlecht verbindet mich das, was du von mir denkſt.
Vertreib die ſtete Furcht, mit welcher du dich kränkſt.
Geh, ſchmücke dich vielmehr zum Feſte, das man feyert,
Den Frieden zu begehn, der ſich bey uns erneuert.

Sylvius.

Man ſpricht ſo viel vom Ball, als man noch niemals ſprach.

Corinne.

Hier thut es Licoris dem ſchnellſten Winde nach;

Sylvius.

Der oft ihr Kleid erwiſcht, wo ſich ihr Knie verſtecket,
Und uns das weiße Knie verrätheriſch entdecket.

Corinne.

Da tanzet Jole; Aglaura ſchwänkt ſich da.

Sylvius.

Da zeigt den kleinen Fuß die ſchlanke Myrrhina.

Corinne.

Und Stärk und Leichtigkeit wird einen Streit entzünden,
Ob Acis, ob Camert, und Aegon überwinden.

Sylvius.

Dieß Schauſpiel nehme nur die andern Schäfer ein;
Mein ſchönſtes Augenmerk ſollſt du Corinne ſeyn.

Corinne.

Nun geh! Nun mußt du dich geputzt zu ſeyn bemühen:
Du mußt an deiner Bruſt das Kleid viel glätter ziehen;

Du

Du muſt zum Brunnen gehn. Daſelbſt beſpiegle dich;
Beſieh dein flatternd Haar, und leg es ordentlich.
Geh! mache, Sylvius, daß jeder heut erzählet;
Der Schäfer ſey doch ſchön, den ich mir auserwählet.

Sylvius.

Zum Zierrath ſuch ich nichts, als Redlichkeit und Treu.
Nur, wer mein Herze kennt, weis, wie geſchmückt ich ſey.
Ja laß den ſchönen Blick nur in mein Herze gehen.
Da kannſt du Zärtlichkeit und Treu und Ehrfurcht ſehen.
Ihr Schönen, gebt nur zu, wer mehr von uns begehrt,
Nein, der verſteht noch nicht der wahren Schönheit Werth. *

* Dieſe Elegie, wo man ihr anders wegen der hervorſcheinenden faſt unarkadiſchen Eitelkeit in dem Charakter der Corinna den Namen nicht abſprechen will, iſt in einem ganz beſondern Ton geſchrieben. Die Veranlaſſung derſelben iſt mir unbekannt.

Elegie.

Elegie.

Ihr Mittel, die ihr ſonſt zu längerm Leben führet,
Und bey vergnügter Zeit ein graues Haar verſprecht!
Du Leben, wo die Ruh bey edler Luſt regieret,
Und Sorg und Unruh nicht der Glieder Kräfte ſchwächt!
Geſunder Aufenthalt! Du reine Luft der Felder,
Die ſtets der freye Wind vom Gift der Seuchen fegt!
Du königliche Luſt, wenn durch die grünen Wälder
Die angenehme Jagd den muntern Leib bewegt!
Vergnügen voll Beſtand, das kein Verdruß verdränget!
Vortheile, die das Glück dem ſtillen Lande gönnt!
Die ihr die Lebenszeit verſüßt und auch verlänget,
Das Alter wünſchen heißt, und ſelbſt gewähren könnt!
Ach warum konntet ihr nicht Damons Tage mehren?
Er welket vor der Zeit, und ihr ſeyd ohne Kraft!
Was hilfts, daß ſeinen Lauf nicht Qual und Unglück ſtören?
Man wird auch aus dem Schoos der Ruhe hingerafft.
Ach! ſoll denn kein Genuß den edlen Eifer lohnen,
Mit welchem ſich ſein Fleiß ſein Landgut ſchön gemacht?
Er baut ein ſtolzes Schloß, das andre nun bewohnen,
Sein Bau ſteigt ſchnell empor und bleibt doch unvollbracht.
Wer wird wohl künftighin der Häuſer Grundſtein legen,
Wenn auch die jüngſte Hand nicht für ſich ſelber baut?
Wer iſt, der Bäume pflanzt? Wer wird der Gärten pflegen,
Wenn man ſich ihrer Frucht nicht zu genießen traut? — —
Doch warum wünſchen wir ihm länger zu genießen,
Was er doch itzt nicht mehr für Glück und Freude hält?
Ein aufgelößter Geiſt pflegt nicht, wie wir, zu ſchließen.
Was uns, als Freude, ſcheint, iſt Noth in jener Welt.
Nach dem, was unter uns die Weiſen ſelbſt beneiden,
Lenkt doch kein Seliger voll Sehnſucht einen Blick.
Und niemand wünſchet noch im Schooße jener Freuden
Der Erde reinſte Luſt und allergrößtes Glück.

Elegie
auf den Tod ſeiner Schwiegermutter.

Es kömmt nunmehr, der Schmerz, den ich vorausgeſehen,
Und wider den ich längſt den Himmel angeruft.
Der Schlag, den ich gefurcht, iſt leider nun geſchehen,
Der Mutter theurer Reſt füllt eine Todtengruft.
Wie wenig hilft es doch, ein Leid vorher zu wiſſen!
Der liebſten Freunde Tod kömmt beſſer unverhoft.
Ein Freund, der plötzlich fällt, wird Einmal uns entriſſen;
Wer lange Krankheit fühlt, ſtirbt und betrübt uns oft.
So lange ſah ich dich zur letzten Stunde nahen;
So lange ſah ich dich zum Sterben ſchon bereit.
Doch ſind die Augen itzt, die dieß ſo lange ſahen,
Darum nicht weniger voll Thränen und voll Leid.
Mich ſchreckt mein eignes Haus; hier weinen meine Kinder;
Dort ſeufzt mein treues Weib, das mir Dein Fleiß erzog.
Mein Gram war längſt gewiß, und iſt drum nicht gelinder.
Ich fühl ihn deſto mehr, weil ich ihn längſt erweg.

Erzählungen.

Vorbericht.

Bey diesen wenigen Erzählungen, die schon vorhin in verschiedenen Sammlungen gedruckt sind, finde ich nichts besonders zu errinnern. Da sie hier zum ersten male beysammen, und unter seinem Namen erscheinen, so sind wir am besten sein Talent in dieser Gattung, wovon er doch so wenige Proben hinterlassen, beurtheilen können. Blos bey dem eingebildeten Baumeister habe ich anzumerken, daß diese Erzählung zu einer Zeit, und zum Theil in einerley Absicht, mit dem Lustspiele die Pracht von Landheim, geschrieben worden. Es ward damals das Natürliche in den Schauspielen, und selbst in dem Aeußerlichen derselben, mit einem übelverstandnem Eifer behauptet. Die Fabel zeigt das Lächerliche der eingebildeten Regelgeber, die sehr bald mit ihren Machtsprüchen fertig sind, ohne alle Umstände, die bey der Anwendung vorkommen, und nöthige Ausnahmen von den Regeln verursachen, in Erwägung zu ziehen.

Der

Der Ehestand.

Ein Mann trug eine Laſt, und zürnte, daß die Schwere
Bey Dingen unſrer Welt ein nöthig Uebel wäre.
Sein Rücken ſeufzte ſchon: wer wird mich wohl befreyn?
Und wünſchte wenigſtens die Hälfte los zu ſeyn.
Er ſah ein Mädchen gehn; dieß zürnte, daß im Wege
So manches Hinderniß der zarten Füße läge.
Ihr nahet ſich der Mann, und grüßet ſie gebückt,
Bald, weil ſie ihm gefällt, bald, weil die Bürde drückt.
Noch eh er kömmt, war ſchon ſein Blick vorausgegangen.
Er ſchweigt, und doch errath die Schöne ſein Verlangen.
Er bittet ſie zuletzt: Wo du Erbarmen haſt,
So theile, ſchönes Kind, des müden Rückens Laſt!
Großmüthig ſpricht ſie drauf, und ſcheint ſich doch zu ſchämen:
Ja, ganz will ich die Laſt von deinen Schultern nehmen!

Was kaum der Mund versprach, erfüllte schon die Hand,
Die fröhlich seine Last auf ihren Rücken band.
Dieß war der Augenblick, der einzige von allen,
Der ihn erleichtert hat, und der ihm wohlgefallen.
Nun, sprach sie, bin ich Eins, nachdem ich dieß gethan:
Du siehst, mein Fuß ist zart, und stößt sich leichtlich an.
Ich fürchte, sollt ich ihn auf spitze Steine setzen,
So würde mich der Weg ermüden und verletzen.
Ich trage deine Last; nun trage mich!

Sie spricht: der Mann verstummt. Sie eilt und schwinget sich
Um seinen Hals herum. Und so muß er zwo Plagen,
Die unbelebte Last, und die belebte, tragen. —
Was hilfts ihm, wenn er seufzt? — Sie spricht: Es kann nicht seyn!
Ich trage deine Last, und trage sie allein.
Mich drückt sie, und nicht dich. — Hier grüfet euren Rücken,
Ihr, die ihr Weiber nehmt, wenn euch die Sorgen drücken!

Der junge Citronat.

Aus zu unerfahrnem Sehnen
Ihun zuweilen junge Schönen,
Was ein junger Citronat,
Den noch, bis die Sonne bläte,
Ein getreues Glashaus schüzte,
Aus zu frühem Verwitz that.

Halt mich doch nicht mehr gefangen!
Rief dieß Bäumchen voll Verlangen,
Als es kaum den Frühling fühlt.
Sieh doch, Gärtner, wie befließen,
Wie begierig mich zu küßen,
Zephir um die Fenster spielt!

Jener Lorber prangt im Freyen;
Und es wird ihn nicht gereuen.
Sieh! wie stolz erhebt er sich!
Warum willst du mich verhehlen?
Denn er hat doch, recht zu zählen,
Kaum vier Jahre mehr, als ich.

Endlich muß der Gärtner hören.
Unter Warnen und Verwehren
Wagts der junge Citronat;
Der nun aus des Glases Decken,
Zephirs linden Kuß zu schmecken,
An die freyen Lüfte trat.

Zephirs unbeständig Lieben
Folgte nicht stets gleichen Trieben.

Er entwich die erste Nacht.
Und das junge Grün der Aeste
Schwärzte sich durch harte Fröste,
Die der Winter nachgebracht.

Da die Zweige sich entfärben,
Die gerollten Blätter sterben,
Seufzt voll Gram der junge Baum:
Schützte mich doch ihr die Hütte,
Deren Zwang ich ungern litte,
Noch in ihrem sichern Raum!

Endlich, als die Zeiten schwinden,
Und von den erwärmten Winden
Man sich mehr Bestand verspracht:
Kamen diese Gesellen,
Sich an freye Luft zu stellen,
Auf dem warmen Hause nach.

O, wie ist mein Schmuck vergangen!
Rief der Baum, als er das Prangen
Ihres grünen Haupts erblickt.
Hätt ich, da ich warten sollen,
Nicht zu früh beglückt seyn wollen;
O so wär ich ihr beglückt!

So hat manche schon geklaget,
Die vor Ungeduld gezaget,
Als sie sechzehn Sommer sah;
Daß, der Eitelkeit zum Schmerze,
Noch nicht auf ihr offnes Herze
Ein gewünschter Sturm geschah.

Jeannette.

So wie das alte Sprüchwort heißet,
Iſt das nicht alles Gold, was gleißet.
Oft rühret eines Dinges Werth
Von deſſen Thorheit, ders begehrt.
Oft pfleget ſich in Reifenröcken
Verrufne Schönheit zu verſtecken;
Und oft bezahlt der Reichen Geld,
Was niemand mehr umſonſt gewollt.

Ein Cröſus, der in Sultans Landen
Viel Würze, keinen Witz erſtanden,
(Denn dieſen achtet er nicht ſehr:
Verzinſt ſich doch der Pfeffer mehr!)
Sah die betrügliche Jeannette,
Und ſeufzte, wenn ich ſie nur hätte!
Und wünſchte, könnt es nur geſchehn,
Den Seufzer auch erfüllt zu ſehn.

Sie wußte mit beſcheidnen Blicken
Die beſten Kenner zu berücken.
Die Unſchuld, die ſie längſt verſchwur,
War doch durch Güte der Natur,
Da ſie ſie aus der Bruſt vertrieben,
Auf ihren Wangen ſitzen blieben.

Die Reizung nahm den Kaufmann ein.
Die Waare ſchien ihm gut zu ſeyn.
Jedoch er war in dieſen Waaren
Nicht ſo, wie im Caffee, erfahren.

Drum sprach er: Hunzig louis d'or!
Gehn einem solchen Glück nicht vor.
Er gieng, sie richtig abzuzählen,
Und wog sie erst, um recht zu wählen.
Auch leichte, dacht er, gelten hier,
Denn Mädchen sind nicht so, wie wir.

Er trug des Goldes schweren Haufen
Zur Schönen, einen Schatz zu kaufen,
Den Sparta, das doch weise hieß,
Sonst seinen Knechten überließ.
Doch wußt er auch: die Art zu geben
Giebt den Geschenken Werth und Leben.
Drum bot er, als ein Freyermann,
Bald zitternd und recht ehrbar an:
„Mein schönes Kind, darf ich es wagen,
„Was dich erkühnen wird, zu sagen?
„Dein Blick, der Feuer bey sich führt,
„Ertödtet mich, da er mich rührt.

Hier faßt er Herz durch ihre Blicke.
Die eine Hand eilt nach der Zicke,
Und ziehet schon das Geld hervor,
Die andre steigt zum Kinn empor.
„Könnt ich an einem sichern Orte
„Für baares Geld und gute Worte . . . ?
Hier fällt Jeannette hurtig ein:
„Beliebe euch, mir zwey Mark zu leihn?
„Zwey Mark! ruft dieser, ganz beschämet.
„Ja seht, hier sind sie! Nehmt nur, nehmet!
„Ich dank euch sehr für den Bericht.
„Lebt wohl! — So wohlfeil kauf ich nicht.

Der eingebildete Baumeiſter.

Ein Schüler Scurrns fieng an zu fluchen,
Und baute Schlöſſer aufs Papier.
Schnell ſtund durch Lineal und Tuſchen
Ein Thurm, trutz dem von Babel hier.
Und wenns nur auf dem Reißbret ſtund:
So fragt er nicht: Hält auch der Grund?

Kommt, ſprach er, kommt ihr Zimmerleute!
Kommt, Meiſter Mäurer! lernet baun!
So ſpannt man Bogen in die Weite;
Und darf den Pfeilern ſicher traun.
So wird ein Bau natürlich ſchön,
Und kann zum Schmuck der Nachwelt ſtehn.

Hier ſchauet in metallnen Bildern
Die Pracht erhabner Arbeit an!
So lebhaft die Natur zu ſchildern,
Beſchämt die Säule des Trajan.
Seht, wie noch auf des Thurmes Höh
Ein kühner Obeliskus ſteh!

Der Mäurer kampfte mit der Elle.
Geduld und Zunge riß ihm aus.
Herr, ſprach er; nehmt doch ſelbſt die Kelle,
Und baut erſt nur ein kleines Haus!

Ich wette, Haus und Holz und Stein
Fällt über euerm Nacken ein.

Hört! in die Luft baut Ihr nicht Schlösser!
Wenn Ihr sie noch so zierlich reißt;
So wird der Platz dadurch nichts besser!
Lernt erst was Grund und Haltung heißt!
Der Zimmermeister sprach dabey:
Sorgt, daß kein Sparren übrig sey.

Wie! sprach der Baukunst stolzer Meister,
Ihr, Zimmermann und Maurer wißt!
Ihr seyd blos unterworfne Geister,
Die ihr nach uns euch richten müßt.
Wir geben Regeln, aber ihr
Seyd nur, sie zu erfüllen hier.

Ey, rief man; Macht erst euch Gesetze,
Eh ihr mit uns von Regeln sprecht!
Erwägt den Platz, des Bauherrn Schätze,
Und überlegt die Sache recht!
Kann es, wie Ihrs befehlt, geschehn,
Dann sollt Ihr auch Gehorsam sehn.

Wollt ihr der Fabel Deutung wissen,
So denkt; die Künste sind verwandt.
Man kann aus dem auf andre schließen,
Was man in einer wahr befand.
Laßt nur das Schloß ein Schauspiel seyn;
Fällt hier kein Kritikus euch ein?

Oden.

Oden.

Vorbericht.

In einer der folgenden Oden, nehmlich der an den Herrn Profeſſor Gellert, ſpricht der Verfaſſer ſo von ſich ſelbſt:

Hat der Tag, da ich, zu klagen,
Den Cothurn zuerſt getragen,
Meine Saiten ganz verſtimmt?

und weiter von der lyriſchen Dichtkunſt:

Ach ſie ſuchet und mit ihr ſuchet
Dieſer Trieb, der in mir glühet,
Und dem tiefe Ruh verſpricht.

Dieſes Geſtändniß, nebſt dem Fleiße, den er auf andre Gattungen gewendet, kann man als eine Vorklage, und als eine nicht ungültige Entſchuldigung anſehen, wenn in dieſen Gedichten mehr Unvollkommenheiten bey ihm gefunden werden, als in ſeinen übrigen. Er iſt auch bey ſeinem Leben wenig als lyriſcher Dichter bekannt geworden.

Von

Von den hier gesammelten Oden stehen blos der Mißbrauch der Dichtkunst und der Tempel des Glücks in den Belustigungen, und die beiden an Chloris in den Beyträgen, und zwar alle ohne seinen Namen. Die übrigen sind entweder noch gar nicht, oder blos auf einzelnen Blättern bey den Gelegenheiten, auf die er sie verfertigt, gedruckt worden. In einigen dieser Gedichte, besonders im Tempel des Glücks, und den Oden auf den Tod des Hofraths Schlegel, des Doctors Schütz, und an den Professor Gellert wird sich hin und wieder ein gewisser Schwulst verrathen, eine Zusammenhäufung von Bildern, die nicht immer am rechten Orte stehen, die sich in einander verlaufen, oder die nur halb ausgedrückt sind. Der Verfasser war hiervon eine Zeitlang, als von pindarischen Zügen, eingenommen. Er ist aber hernach ganz davon zurückgekommen, und hat selbst diesen Zeitpunct in seiner Denkungsart die Zeit seiner Dunkelheit genannt. Doch sind auch in den benannten Gedichten, so fehlerhaft sie von dieser Seite seyn mögen, wo ich nicht etwa partheyisch urtheile, ausnehmende Schönheiten. Und die beiden Gedichte an Chloris, die in die Beyträge eingerückt worden, schienen mir von diesem Vorwurfe völlig frey, und von einem sehr correcten Ausdrucke zu seyn. Daß er im Gegentheile, von seiner frühen Jugend an, sehr entfernt gewesen sey, das Mechanische der Ode für den Geist derselben anzusehen, zeigt die folgende nach Art gewisser großen Geister mythologisch abgefaßte Ode. In Ansehung der Ode

an

an Gellert wird man sich der dabey gesetzten Jahrzahl erinnern, welche noch dem Anfange der Belustigungen vorgeht. Die Talente dieses vortreflichen Dichters versprachen schon damals, was sie gewiesen haben. Sie hatten sich aber noch nicht vorzüglich für die Erzählung und das Lehrgedichte entschieden.

Unter den Oden meines seligen Bruders ist eine einzige, die ich mich nicht entschließen kann, ganz hier abdrucken zu laßen. Es ist der **Misbrauch der Dichtkunst**, und sie ist im zweyten Bande der Belustigungen eingerückt.

Du Beystand schmeichlerischer Seelen,
Dich, deutsche Muse, red ich an.
Wie lange wirst du noch erzählen,
Was jeder Handwerksmann gethan?
Wie lange wird dein knechtisch Wesen
In jeder Zeile laßen lesen,
Daß du nach eitlem Lohne jagst;
Und allen, die dich nur begehren,
Auf den entheiligten Altären
Den Weyhrauch zu verschwenden wagst.

Du liegst, erniedrigt in den Ketten,
Und schmachtest nach des Glückes Gunst.
Du machst den Lastern Pfühl und Betten
Und kleidest sie mit eitlem Dunst.
Wer durch beglückten Frevel grünet,
Wer kaum ein Mensch zu seyn verdienet,

Ist dir zum Heiligen schon geschickt.
Die Ewigkeit ist dir nicht theuer,
So bald nur die verkaufte Leyer
Den Lohn in deiner Hand erblickt.

So sind die ersten beiden Strophen. Man sieht aus denselben einen jugendlichen Zorn gegen die unnütze und niedrige Geschäftigkeit der Gratulanten hervorblicken. Es ist eben der Gegenstand, von dem Canitz gesagt:

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter um sein Grab!
Der Tod wird ausgeflucht, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist als achtzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht ꝛc.

und in eben dem Gedichte:

Daß großentheils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld.

Nebst dem fehlerhaften Ausdrucke in der gegenwärtigen Ode scheint dieses ein Hauptfehler an der ganzen Einrichtung derselben zu seyn, daß drey ganz verschiedene Misbräuche der Dichtkunst nicht genug aus einander gesetzt, sondern alle gleichsam zusammengeworfen, und mit gleicher Strenge behandelt werden; nehmlich die geldbegierige, und wohl meistens unschädliche Herablassung der gemeinen Versmacher; der Frevel, dessen auch wohl die größten Genies sich schuldig machen können, und alsdann desto strafbarer

und

und ſchädlicher, wider ihr beſſer Wiſſen laſter zu vergöttern; und endlich die Saumſeligkeit guter Köpfe, die ſich zu höhern Dingen berufen fühlen, und ſich doch mit Kleinigkeiten abgeben.

An ſtatt der übrigen Strophen dieſer Ode, die man in den Beluſtigungen nachleſen kann, will ich ein Paar herſetzen, die ſich in der Handſchrift befinden, und damals im Drucke, man mag rathen, aus welchen Urſachen, weggelaſſen worden.

Wirf einen Blick in Frankreichs Gränzen,
Und ſieh auf jener Dichter Geiſt!
Sieh an, in welchem Ruhme glänzen
Die, ſo dir Englands Umfang weiſt.
Wo zeigt auf deiner Heldenbühne
Sich ein Corneill und ein Racine?
Wo ſiehſt du einen Addiſon?
Wer iſt in Deutſchlands weiten Reichen
Mit dir, Moliere, zu vergleichen,
Und trägt das Lob der Welt davon?

Durchſuche deiner Meiſter Proben,
Die dir das Glück bisher gegönnt.
Wen unterfängſt du dich zu loben,
Wenn man Voltair und Milton nennt?
Ermuntre deiner Söhne Saiten,
Mit dieſen um den Rang zu ſtreiten!

Dann komm und rühme deine Kunſt!
Umſonſt pralſt du mit deiner Stärke.
Wenn deiner Dichter meiſte Werke
Sind eitler Scherz und Heucheldunſt.

Nicht eben die Schönheit und Stärke des Ausdrucks macht dieſe Strophen der Erhaltung würdig. Aber ſie ſind ein Zeugniß von dem frühgereinigten Geſchmacke des Verfaßers. Sie beweiſen, daß er ſchon damals nicht blindlings ſolchen Lehrern der Dichtkunſt gefolgt iſt, die auf den Milton ſchimpften. Sie dienen zur Erklärung des obenſtehenden Schreibens über den Herrn Mauvillon an den Profeßor Gottſched, welches jünger iſt, als dieſe Ode; worüber er doch in den Zürchiſchen Streitſchriften, als unter andern im II. Bande p. 35. gleichſam als ein Verächter guter ausländiſcher Schriftſteller angegriffen worden. Wenn er nehmlich gegen einen Buhuriſchen Anfall den deutſchen Witz vertheidigte, ſo hat er damit nicht eben auf den Witz der meiſten damals geprieſenen Poeten geſehn, ſondern die Fähigkeit ſeiner Nation überhaupt, und das Daſeyn witziger Köpfe in derſelben gemeynt.

Ode

nach Art gewißer großen Geiſter methodiſch abgefaßt.

Auf den Geburtstag eines deutſchen Schauſpielers, Namens Kohlhart.

Um 1740.

Wer ſtimmet meiner Säyten Ton,
Dich durch mein Singen zu ergötzen?
Auch ich bin Leipzigs Muſenſohn,
Und weis noch für und vor zu ſetzen.
O Zeit, verweile deinen Schritt!
O Reime, bringt Gedanken mit,
Des deutſchen Barons Feſt zu feyern!
Thut, wie ihr manchem ſchon gethan,
Und lehret mich Methodiſch leyern!

Ich habe dir nach neuer Art,
O Kohlhart, hier ein Lied geſungen.
Ich habe Reim und Reim gepaart,
Und nicht Gedanken drein gezwungen.
Hier iſt kein hartes Mittelwort. *
Ein jedes hat den rechten Ort

* Zielt auf den ehemaligen Streit über den Gebrauch der Participien in der deutſchen Poeſie. Man hat ſo gar die Participianer zu einer Secte gemacht.

Und keine Sylbe wird verbiſſen.
Der Ton, in welchem Günther ſprach:
Eugen iſt fort, ihr Muſen nach! *
Hat mich auf den Parnaß geriſſen.

Fehlts nur am erſten Reime nicht;
So kann ich ſchon mit Freuden ſingen.
Der Einfall, der mir noch gebricht,
Wird aus dem andern Reim entſpringen.
Der erſte Vers iſt ſchon gemacht;
Der andre kömmt, auch unbedacht.
Da ſteht er ſchon! Ich darf nicht ſorgen.
Ein Dichter ſoll ein Weiſer ſeyn;
Ein Weiſer aber flieht die Pein,
Und ſorget heute nicht für morgen.

Was fang ich an? Was ſoll mir nun
Den Stoff zu der Entzückung geben?
Denn ohne ſie iſt nichts zu thun,
Sie iſt der Oden wahres Leben.
Wenn man der laute Wirbel dreht,
Zu Strephons Geiſt um Hülfe fleht,
So ſind vier Strophen leicht geſchrieben.
Doch wäre die Entzückung nicht,
So reichte niemals das Gedicht
Bis zur beſtimmten Zahl von ſieben.

Ich ſehe jene ferne Stadt,
Den Sitz der großen Anna, glänzen, **
Die ſchon den Platz bereitet hat,
Wo nach erfochtnen Lorberkränzen

Der

* Dieſe Ode eines damals mehr als itzt bekannten Poeten, die bey einigen lebhaften Beſchreibungen viel pöbelhaftes enthält, ward für ein Meiſterſtück ausgegeben.

** Die Neuberiſche Comödiantengeſellſchaft, in welcher dieſer Kohlhart ein vorzüglicher Acteur war, erhielt eben damals einen Beruf nach Petersburg.

Der Kriegsmann, der am Dnieperſtrand
Die Heere Stambols überwand,
Samt dem von Luſt entzückten Hofe
Dich mit Bewundrung ſehen wird,
Und längſt nach deiner Ankunft girrt.
Wohl mir! Das war die fünfte Strophe.

Dein Wiegenfeſt ruft mich zurück,
Und reißet mich zu ſeinem Scheine.
O deutſcher Schauplatz! Welch ein Glück!
Du trutzeſt jenen an der Seine.
Der Tag, der dich zur Welt gebracht,
Iſt ſtolz durch deinen Ruhm gemacht,
Und hat den Schauplatz auch gebohren.
Ich hör es ſchon; dein Ruhm erſchallt
Durch Deutſchlands Städte mit Gewalt,
Und dringt bis zu der Nachwelt Ohren.

O Wünſche kommt, und eilt herbey,
Und krönt das Ende meiner Lieder!
Schwingt euch zum Himmel mit Geſchrey,
Und rufet Heil und Segen nieder!
Doch nein. — Was braucht es Wünſche hier?
Verdienſten folget Lohn und Zier.
Doch wünſcht nur, wünſcht, getreue Sayten!
Denn Wünſchen iſt der Dichter Ziel.
Mit wenig Worten ſag ich viel:
Dich müße ſtetes Glück begleiten!

Der Tempel des Glücks.

1 7 4 1.

Sehe, welchen Thron der Erdenkinder
Abgöttiſches Bemühn erhöht!
Tyrannin ſtarker Ueberwinder,
Zu der die Herſchſucht knechtiſch fleht!
O Glück, bey deinem großen Namen
Schwört hier ein Fürſt aus Heldenſaamen,
Und Götter knien um dein Altar!
Gelübde thut man dir zur Ehre,
Und macht ſie durch erwürgte Heere
Erkaufter Menſchenopfer wahr.

Zerſtört den Tempel, deſſen Götze
Des Himmels Ehre zu ſich reißt!
Aus ihm, aus ihm ſchallt ein Geſetze,
Das reine Sitten fliehen heißt.
Zerſtört, und ſchonet nicht, ihr Weiſen!
Umſonſt wird man die Tugend preiſen,
Wenn hier noch Stein an Steinen hängt.
Das Laſter lacht in deren Schutze,
Zu der ſich, der Vernunft zum Trutze,
Das Volk der ganzen Erde drängt.

Gebäu von tauſend Marmorſäulen,
Darauf ein Dach dem Himmel bräut;
Das nach der Erde fernſten Theilen
Die güldnen Stralen dichte ſtreut;
Du prächtig Neſt von Häßlichkeiten!
Verblendte Herzen lockt von weiten
Der Eigennutz durch deinen Schein;
Die fertig ſind, ſich einzuſtellen,
Empfängt die Thorheit an den Schwellen,
Und Bosheit leitet ſie hinein.

Da prangt die Göttin in der Mitten,
Wo ſich ein Berg von Stufen zeigt;
Da man mit zweifelhaften Schritten
Auf Blut und glatten Marmor ſteigt.
Hoch oben bey des Glückes Throne
Glänzt falſches Gold als eine Krone,
Und die Gefahr umringt den Ort.
Die Laſter ſitzen auf den Stiegen;
Auf ihrer erſten ruht die Lügen,
Und auf der letzten Meuchelmord.

Ihr, die das Laſter unterſtützet,
Bis euer Fuß ſich hoch geſtellt,
Bis ihr dem Glück zur Rechten ſitzet,
Was habt ihr, das euch wohlgefällt?
Drey Larven gehn, euch zu bedienen.
Was bringen ſie? was kömmt mit ihnen?
Gold, Kronen, und ein köſtlich Mahl.
Wer ſind ſie? — Schatten vom Vergnügen. —
Ihr greift nach ihnen. — Sie verfliegen;
Und ihr erhaſchet wahre Qual.

Das Glück.

Aus dem Rouſſeau.

O Glück, das mit gewognen Händen
Des frechſten Frevels Haupt bekränzt;
Soll ewig uns dein Strahl verblenden,
Der uns zum Fall und Irrthum glänzt?
Du Abgott der betrognen Erden,
Wenn wird das Volk doch ſchamroth werden
Mit eitlem Flehn vor dir zu knien?
Wie lange wird die Welt den Nacken
Vor deinem Eigenſinne bücken?
Und dein Altar von Opfern glühn?

Im Ausgang der geringſten Werke
Verehrt der Pöbel deine Hand.
Dich nennt er Heldenmuth, und Stärke,
Und Witz, und Scharfſinn, und Verſtand.
Vor dir muß ſelbſt die Tugend weichen,
Und ſieht mit ihren Ehrenzeichen
Das Laſter, das du liebſt, geſchmückt.
Dein Liebling wird als Held erhoben,
Und deßen Bosheit wird man loben,
Den du nur freundlich angeblickt.

Vernunft, die du den Werth ergründeſt,
Und Titel nicht zu ſchätzen pflegſt!
Sey Richterin! ſprich, was du findeſt,
Wenn du der Helden Tugend wägſt?
Stolz, Thorheit, Schwachheit, Tück und Lügen,
Wut, Unrecht, Blutdurſt, Luſt zu kriegen;

Iſt dieß, was man bewundern muß?
So iſt der Urſprung ihrer Größe
Von Bosheit, Unvernunft und Blöße
Ein ſchändlicher Zuſammenfluß.

Ach, daß die Welt doch nie verſtehet,
Daß nur die Weisheit Helden macht;
Und derer, die das Glück erhöhet,
Als pöbelhafter Seelen lacht!
Sie ſchmückt nicht ſich mit fremden Ruhme,
Und macht nicht ſich zum Eigenthume,
Was blinde Gunſt des Zufalls war.
Ihr ſtoiſch Auge nimt in Thaten,
Die ſtolzem Heldenmuth gerathen,
Nur glückliche Verbrechen wahr.

Wie? Sollen Roms und Welſchlands Flammen
Den Sylla mir zum Gotte weihn?
Was wir am Attila verdammen,
Soll Ruhm für Alexandern ſeyn?
Sollt ich die Mordgier edel nennen,
Wenn Fürſten ſich nicht zähmen können,
Bis ſie die Hand in Blut getaucht?
Und ſollt ich meine Lippen zwingen,
Von wilder Helden Lob zu ſingen,
Die Gott der Welt zur Strafe braucht?

Was kennt von euch die Welt, ihr Sieger,
Erobrer, die ihr nichts verſchont!
Was? — Reiche, wüſt durch eure Krieger,
Und Könige, durch euch entthront;
Hier Mauren, die in Staub verſunken,
Dort ein Gefild von Blute trunken,
Ein Volk, das man in Feßel ſchleußt;
Das Angſtgeſchrey von bangen Müttern,
Wenn ihre Hand ihr Kind mit Zittern
Aus geiler Räuber Klauen reißt.

O Thorheit! die die frechſten Thaten
Als göttlich zu den Sternen ſetzt,
Und nach dem Elend wüſter Staaten
Erhabner Fürſten Größe ſchätzt! —
So nährt der Ruhm ſich nur mit Blute?
So ſproßt das Lob von Heldenmuthe
Allein aus Rauben, Mord und Brand? —
O ihr, der Erde ſtolze Götter!
So wird allein aus Blitz und Wetter
Des Himmels Bild in euch erkannt?

Doch wohl! es ſey der Ehre Wohnung
Bey Waffen nur und Feldgeſchrey!
Iſt ſie auch ſtets des Muths Belohnung?
Nie ein Geſchenk der Schmeicheley?
Wer brüſtet ſich mit eignen Siegen?
Wer iſt allein durch ſich geſtiegen,
Nicht durch des Gegners Schläfrigkeit?
Der Ruf von Hannibals Verſtande
War eine Frucht von Varros Schande
Und ſpröder Unerfahrenheit.

Wer iſts, den wahrer Ruhm begleitet,
Der ſeinen Glanz durch ſich beſitzt? —
Ein Fürſt, den Recht und Güte leitet,
Der ſich auf ſeine Tugend ſtützt;
Ein Vater, der im edeln Wachen,
Ein treues Volk beglückt zu machen,
Den Titus ſich zum Muſter wählt;
Ein Feind der Schmeichler; ein Gemüthe,
Das nach den Werken ſeiner Güte
Die Tage ſeines Lebens zählt.

Verwegne Helden! ſtolze Krieger!
Die ſtatt der Tugend, Kühnheit ziert!
Setzt; daß für Aſiens Beſieger
Ein Sokrates die Welt regiert. —

Was ſeht ihr? — Großmuth, Huld und Liebe
Entflammt der Völker Ehrfurchtstriebe,
Und heißt euch, ihm Altäre weihn. —
Gebt Clitus Mörder,* ſtatt der Krone,
Das Kleid von Sophroniſkus Sohne;**
Der Menſchen Abſchaum wird er ſeyn.

Die ihr den Erdkreis zwingt zu beben,
An Blut euch labt, an Raub ergötzt!
Hört auf, den Fuß ſo ſtolz zu heben,
Den ihr auf Schaum und Leichen ſetzt! —
Nicht, daß er den Senat gedrücket,
Noch einen Lepidus berücket;
Nicht der Provinzen Graus und Wuſt;
Nein, daß Octav die Welt beglückte,
Und der Beſiegten Haß erſtickte,
Gab ihm den Namen des Auguſt.

Wer nicht mit fremdem Lichte pralet,
Der mache, daß die Erde ſiehet,
Ob er in gleichem Glanze ſtralet,
Wenn ihm das Glück den Schein entzieht. —
Läßt dieß euch ſeine Gunſt genießen,
So liegt die Welt zu euren Füßen,
Und euer Ruhm betäubet mich.
Doch, wenn ihr ſeinen Haß empfindet, —
Die Larve fällt! der Held verſchwindet! —
Was bleibt zurück? — Ein Menſch, wie ich.

Vom Throne ſeinen Feind zu ſtoßen,
Gelang auch manchem niedern Geiſt.
Den ehret, den benennt den Großen,
Der ſelbſt das Glück ihm dienen heißt!
Zur Hülfe braucht ers, nicht zur Stütze.
Es hebt ihn auf der Ehren Spitze:

Doch

* Alexander. ** Sokrates.

Doch ſtandhaft blickt er überall.
Die feſte Bruſt weis ſich zu faſſen.
Tibers Triumph trägt er gelaſſen,
Und eben ſo des Varus Fall.*

Ein ſchnell berauſchendes Entzücken
Wiegt nie ſein Herz in Schlummer ein.
Er läßt ſich nicht vom Stolz beſtricken,
Er fürchtet, wenn ſich alle freun.
Er hoffet noch, wenn alle zittern,
Uebt ſeinen Muth bey Ungewittern,
Und ruft: Es wird vorübergehn!
Denn Luſt und Leid hat ſeine Schranken;
Doch wiſſe; die Weisheit kann nicht wanken,
Das Glück nicht unbeweglich ſtehn.

Umſonſt ſchnaubt' eine Göttin Rache,
Und ſchwur Aeneens Untergang:
Du, Weisheit, führteſt ſeine Sache,
Bis er Geſchick und Götter zwang.
Du ließeſt Rom in Stürmen dauern.**
Dir folgt' es vor Carthagens Mauern,
Und rächte ſeiner Krieger Tod.
Sein Unfall wich, und ward vergeſſen,
Ein Lorber ward aus den Cypreßen,
Und ein Triumph aus ſeiner Noth.

* Auguſts Betragen bey den beträchtlichen Siegen ſeines Stiefſohns über die Deutſchen, und bey der großen Niederlage, die ſein Heerführer Varus von ihnen erlitt.

** Der zweyte puniſche Krieg.

Auf den Tod
ſeines Onkels
des Hofraths Schlegel,
Erbherrn auf Roitzſch und Zieſchen.

1 7 4 1.

Du, der du itzt in einem Stande,
Der uns betrübt, dir frölich iſt,
Nicht weniger dem Vaterlande
Als unſerm Haus entrißen biſt!
Wie ſollt ich nicht mit bangem Schmerzen
Dir nachſchaun, da in dieſem Herzen
Ein Blut aus gleicher Quelle ſchlägt!
Ja, dein Verdienſt ernährt die Klagen,
. . . .
Die in mir die Natur erregt.

Ein Zeugniß ſchallet dir von oben,
Vom Munde der Gerechtigkeit;
Es reizet Fremde, dich zu loben
Und billigt der Verwandten Leid.
Daß, ſpricht ſie, zu des Landes Segen,
Mein Recht den Bürgern darzuwägen,
In Eines Händen nicht beruht;
Daß nicht mein ganzer Tempel zittert,
Wird Eine Säule gleich zerſplittert;
Iſt Sachſenlands beſondres Gut.

Viel aber iſts, vermißt zu werden,
Wo man Verdienſte nur vermißt,
Und nie aus täuſchenden Geberden
Den Werth erhabner Herzen ſchließt.

Bracht ihn ein mächtiges Geſchicke
Mir gleich zu neuer Wahl zurücke,
So wählt ich, wie das erſtemal.
Daß ich Verdienſte nur gezählet,
Und ihn aus Würdigen gewählet,
Bekennt ich durch die zweyte Wahl.

Dieß ſagt ſie. — Doch wo Bäume fallen,
So laut ihr Fall auch wiederſchallt;
So tröſtet an den andern allen
Sich endlich noch der reiche Wald.
Nur die ſich da gelagert hatten,
Beklagen ſeiner Aeſte Schatten,
In dem man Schutz und Ruhe fand.
Die nächſten Bäume ſtehen dünne,
Und werden nun den Sturmwind inne,
Da ſonſt Ast Zweig und Zweig verband.

Ihr ſehr den Baum mit Schmerzen liegen,
Die ihr in ihn geflochten wart;
Aus Einem Boden aufgeſtiegen,
Und Bäume von verwandter Art.
Ein zahlreich Volk iſt hingefahren,
Noch mehr, als deine Zweige waren,
Mein Vater, deines Vaters Zier.
Von allen iſt dir nun zu lieben
Nur Eine Schweſter überblieben,
Und ihr, ein Bruder nur in dir.

Er ſtirbt, eh noch in weißer Blume
Sein dünnes Haar von Alter ſprach,
Und läßt allein in ſeinem Ruhme
Der Erde ſeinen Nahmen nach. *
Doch Wohlthun läßt leicht Kinder finden,
Und hat die Macht, ein Band zu binden,

Das

* Er ſtarb unbeerbt, da hingegen ſein Vater und ſein Bruder eine zahlreiche Familie gehabt.

Das die Natur zu troßen ſcheint.
Wie vieler Herzen kindlich Sehnen
Geſellet ſich zu deinen Thränen,
Du, die als Gattin ihn beweint!

Vereinten Gatten beyzuſtehen,
Trat einſt die Lieb im Himmel vor.
O Vorſicht, ſprach ſie, „ rührt kein Flehen
„Der Liebenden dein gnädig Ohr?
„Es bebt ein Paar getreuer Seelen,
„Bey bittrem Scheiden ſich zu quälen,
„Und wünſcht Ein Leben, Eine Ruh.
„Man fleht: Mach uns zugleich zu Leichen,
„Und, unſrer Tage Ziel zu gleichen,
„Nim dieſem ab, gieb jenem zu!

Mit Augen, die die Güte leitet,
Und deren Strahl von Hoheit ſpricht,
Ward drauf der **Vorſicht** Wort begleitet:
„Getroſt, o Liebe! klage nicht!
„Die Seele, die zu mir geflogen,
„Hat das Gefühl nicht ausgezogen,
„Das andrer Seelen Schönheit rührt.
„Sie kennt ſich in den Herrlichkeiten,
„Und denkt noch der verlaßnen Zeiten,
„Der Triebe, die ſie da geſpürt.

„Wer Einmal dort ſich ihr ergeben,
„Der bleibet hier ihr ewig werth;
„So wie ihr halbes Theil im Leben
„Ihr Bild mit ſteter Sehnſucht ehrt. —
„Was haſt du nun, das dich betrübet?
„Man liebet noch, und wird geliebet;
„Die Geiſter bleiben ungetrennt.
„Das, was der Liebe ſich entreißet,
„Iſt, was man itzt den Körper heißet,
„In wenig Tagen Aſche nennt.

Ode
auf das Absterben
Herrn D. Schützens,
eines Gottesgelehrten in Leipzig.

Frey und einsam auf den Triften
Zeigt ein Ahorn leicht und bald,
Ausgebreitet in den Lüften,
Seiner Zweige dichten Wald.
Doch wie, sich der Welt zu zeigen,
Tausend Männer aufwärts steigen,
Deren Ruhm unsterblich lebt;
Da berühmt, da von der Erden
Nach dem Tod vermißt zu werden,
Heißt ein großes Lob erstrebt.

Wie ein Wald von Zedern stehet,
Deren schon umwölktes Haupt
Seinen Wuchs stets mehr erhöhet,
Und sich unsern Augen raubt:
So steht Leipzigs Zier erhaben,
Und im Schmucke hoher Gaben
Prangt hier mancher große Geist:
Doch klagt sie bey Schützens Grabe,
Daß sie viel verloren habe,
Da der Tod ihr ihn entreißt.

Als die Vorſicht aus der Höhe
Jüngſt auf ſeine Treue ſah:
Sah ſie Haare, gleich dem Schnee,
Und ſprach: „Seine Stund iſt da!
„Tod! rief ſie von ihrem Throne;
„Bring ihn bald zu ſeinem Lohne!
Dieſer kam, und war bereit.
Krankheit gieng vor ſeinen Schritten;
Aber ſeinen finſtern Tritten
Folgte Ruh und Seligkeit.

Zitternd und mit bangem Herzen
Kam Euſebie herbey.
„Ach verſchied, rief ſie mit Schmerzen,
„Noch den Lohn von ſeiner Treu.
Zu der weiſen Vorſicht Füßen
Warf ſie ſich mit Thränengüßen:
„Gönne meinem Flehn dein Ohr!
„Mehrſt du je der Menſchen Jahre;
„So ſteh er, bey grauem Haare,
„Lange noch der Heerde vor.

Zweymal hub, ihn zu entſeelen,
Seinen Arm der Tod ſchnell auf.
In der Bruſt beklemmten Hölen
Fand der Odem kaum den Lauf.
Zweymal ward durch ſolches Bitten
Auch der Vorſicht Herz beſtritten.
Aber endlich ſprach ſie: „Nein!
„Still, Euſebie, dein Klagen!
„Wer des Tages Laſt getragen,
„Muß nun auch belohnet ſeyn.

An die Gemahlin des Geheimdekriegsraths von Spener.

An dem erſten Geburtstage nach ihrer Vermählung.

Wünſche fodert nur vergebens
Für die Wohlfahrt deines Lebens
Deines erſten Tages Feſt;
Denn du ſagſt in jedem Blicke,
Daß dein ſchon vollkommnes Glücke
Nichts zu wünſchen übrig läßt.

Ja mich dünkt, dein Herze ſage
Zu ſich ſelbſt an dieſem Tage:
„Wunſch und Hoffen brauch ich nicht.
„Der, der mir ſein Herz verpfändet,
„Hat mein Glück nun ganz vollendet,
„Die wünſcht nichts, der nichts gebricht.

Welt und du ſehn mit Ergötzen
Vieles an ihm hochzuſchätzen;
Klugheit, Treu, Erfahrenheit;
Und was du allein entzündeſt,
Und worinn du alles findeſt,
Unverfälſchte Zärtlichkeit.

Kann dir wohl bey dieſem allen
Sonſt ein Wunſch, als der, gefallen?
Was Er wünſchet, ſoll geſchehn.
Doch ſein Auge kann nicht trügen.
Er begehrt, ſich zum Vergnügen,
Nichts, als dich beglückt zu ſehn.

Ode
an den Profeßor Gellert.
1740.

Gellert, wird ſich mein Entzücken
Nie ins Herz des Hörers drücken,
Wenn die Hand die Leyer nimmt?
Hat der Tag, da ich zu Klagen
Den Cothurn zuerſt getragen,
Meine Saiten ganz verſtimmt?

Ohne Frucht, ſcheint auf mein Flehen
Mir die Dichtkunſt nah zu ſtehen,
Die aus kühnen Liedern ſtralt;
Die in Pindars Glut geblaſen,
Und der Seelen edles Raſen
In verwegnen Bildern malt.

Wie mit flüchtigen Figuren
Man der Bilder erſte Spuren
Auf der flachen Tafel zieht;
So entwirft ſie mir im Schildern
Kaum den Grund von großen Bildern;
Dann verläßt ſie mich, und flieht.

Ach ſie flieht! und mit ihr fliehet
Dieſer Trieb, der in mir glühet,
Und dem Liede Lob verſpricht!
Hand und Pinſel muß ermatten;
Blaße Farben, dunkle Schatten
Ueberkleiden mein Gedicht.

Enge Zeilen, bange Reime!
Sagt, wo ſind die edeln Träume,
Die vorhin den Geiſt erfüllt?
Von Entzücken ohne Schranken,
Von lebendigen Gedanken
Seyd ihr ein erſtorbnes Bild.

Gellert, ſprich, was dich entreißet,
Wenn dein Geiſt dich ſingen heißet,
Und den kühnen Flug erhöht.
Stets bereit, daß ſie dich leite,
Steht die Dichtkunſt dir zur Seite,
Wie man bey Geliebten ſteht.

Wie in Rom, zu Veſtens Ehren
Ewig Feuer zu ernähren,
Flaccus Zeit * bemühet war;
So ernähret in dir die Liebe
Unverlöſchlich heiße Triebe
Auf der Dichtkunſt Brandaltar.

Nie vergängliches Entzücken
Läßt dein Geiſt im Singen blicken;
Deine Glut verzehrt ſich nicht!
Wird ſie ſchwächer, brennt ſie nieder;
So entflammt und ſtärkt ſie wieder
Deiner Schönen Stral und Licht.

* Ueberhaupt die Römer zu der Zeit des Horaz. Auf ſolche Art eine gewiße Zeit nach dem Leben eines Poeten zu beſtimmen, iſt zwar nicht ſehr gewöhnlich, aber Poeten nicht unanſtändig.

An ein zärtliches Ehepaar.

Bey einer Widerwärtigkeit.

Täglich bey verknüpften Seelen
Edler Flammen Zeuge ſeyn,
Und die ſchönen Küſſe zählen,
Die der Herzen Glut verneun;
Reizt und feſſelt alle Blicke,
Giebt ein Schauſpiel für den Geiſt.
Das der güldnen Zeiten Glücke
Noch als gegenwärtig weiſt.

Wo zwey Herzen ſittſam ſtreiten,
Wer von beiden ſtärker liebt,
Und wo zwiſchen beider Seiten
Doch kein Sieg den Ausſchlag giebt;
Wo Verſtand das Lächeln würzet,
Und die Liebe geiſtreich ſpricht;
Wird die Stunde ſchön verkürzet,
Küſſet man gleich ſelber nicht.

Weisheit wohne bey dem Witze;
Tugend bey der Zärtlichkeit!
Trennt der Jugend wilde Hitze
Von des Lebens frohſter Zeit!
Nehmt die Vorſicht in den Reihen,
Die den kleinſten Fehltritt ſieht,
Und ein freundliches Verzeihen,
Wenn man ihn begangen ſieht!

Stets ſoll muntrer Eifer wachen,
Der nach edeln Werken ringt,
Weil, die Seele ſchöner machen,
Immer ſchönre Glut erzwingt.

Sagt, die ihr des Herzens wegen
Euch allein geliebet wißt;
Ob für euch ein größrer Segen
Noch zu wünschen übrig ist?

Weit von hinnen, Qual und Grämen!
Störet nicht der Liebe Glück!
Seelen, welche sich bezähmen,
Stoßen euch von sich zurück.
Wider euch sich zu bewehren,
Ist des Weisen erste Pflicht;
Und ein Geist, der mich will hören,
Lenkt auf euch sein Auge nicht.

Schmerzen ansehn, und verachten,
Heißt ein Kind der Felsen seyn:
Doch, sie nicht zu sehr betrachten,
Zeigt Vernunft in stärkster Pein. —
Muß ich denn vom Wohlergehen,
Das mir sonst der Himmel schenkt,
Dahin stets die Blicke drehen,
Wo das Schicksal drückt und kränkt?

Wer verweilt wohl seine Blicke,
Wo man Wunden aufgedeckt?
Unser Auge flieht zurücke,
Wo es Wust und Ekel schreckt.
Schauend sieht bey seinen Schwären
Oft der Geist voll Unmuth still.
Und doch fodert er mit Zähren,
Daß er Wollust fühlen will?

Nicht die Freude muß man zählen,
Die man wünscht und doch vermißt.
Das Vergnügen mußt du wählen,
Das vor deinen Füßen ist.
Lust genug wird dir erscheinen.
Sie genieß zuvor in Ruh.
Dann bezieh dich erst zum Weinen.
Sieh! Dir bleibt nicht Zeit dazu.

An Chloris.

Zwingſt du den Mund, dann aufzuhören,
Wenn er dich küßt, und wieder küßt;
So magſt auch du dem Herzen wehren,
Daß es nicht fühlt, wie ſchön du biſt.
Du zürneſt, Chloris, daß mein Geiſt,
Was ſtets er fühlet, ſtets beweiſt.

Was hab ich ſonſt wohl dir zu ſagen,
Als nur das Wort: Ich liebe dich?
Was hab ich wichtigers zu fragen,
Als dieſes: Chloris liebſt du mich?
Und kennſt du dieſer Worte Werth,
Wenn ſie nicht erſt ein Kuß erklärt?

Du klagſt, daß das, was ich empfinde,
Sich ſelber ſtets zu ähnlich ſey. —
Wenn ich nicht neue Worte finde,
Iſt mein Gefühl doch immer neu.
Nicht ich, die Sprach iſt Schuld daran,
Daß ich nichts neues ſagen kann.

Der Mund hat ſchon genug geſprochen,
Wenn er durch Kuß und Seufzer ſpricht.
Iſt meine Rede nur gebrochen,
So fehlet ihr der Zierrath nicht;
Und du, die ſich darum beklagt,
Verſtehſt nicht alles, was ſie ſagt.

Entzücken hier wohl Witz und Schlüße? —
Nein! nur ein Kuß — und auf den Kuß
Der Küße Tausch um neue Küße;
Ein Ach, das man errathen muß;
Ein Blick voll Worte, voller Geist,
Der uns ein neues Ach entreißt.

Ihr Stunden, seyd mir schon entwendet,
Eh euch mein Herz noch recht genießt.
Wenn mein Geschwätz euch je verschwendet,
So wünsch ich, daß ihr schneller fließt.
Doch Chloris Schönheit lehrt mich wohl,
Wie ich euch glücklich nützen soll.

An Chloris.

Mein Herz entſchließt ſich nimmermehr
Zu deinem Willen Ja! zu ſprechen.
Fällt dir der Liebe Joch zu ſchwer,
So magſt du es für dich zerbrechen.
Brich nur dieß harte Joch entzwey! —
Mich rührt es nicht; ich bleibe treu.

Es bringt dir Unruh und Verdruß,
Voll Furcht und im Verborgnen brennen. —
Wie ſollte dir mein treuer Kuß
So vielen Schmerz vergelten können? —
Um aller Sorge los zu ſeyn,
Verſchaff dir Ruh durch meine Pein.

Grauſame! wenn dein zaghaft Herz
Mit Recht voll Furcht und Unruh wäre;
So dient ich dir mit meinem Schmerz
Und rechnet' ihn mir ſelbſt zur Ehre.
Nun ſteht dem kleinſten Ungemach
Bey dir die ſtärkſte Liebe nach.

Wen ſeine Glut ſo leicht gereut,
Der konnte niemals ernſtlich lieben.
Du liebteſt mich aus Grauſamkeit,
Mich durch die Trennung zu betrüben.
Und ach! mich reißt ein Augenblick
Aus deinem Arm und meinem Glück.

Nein, nein, du haſt ein Recht auf mich,
Deß du mich ſelbſt nicht kannſt entlaßen.
Dem folg ich — und ich liebe dich,
Du magſt mich lieben oder haßen.
Den Troſt, den mir dein Mund verſpricht,
Die laue Freundſchaft, will ich nicht.

Du haſt mir Liebe zugeſagt:
Nim nicht zurück, was du geſchenket!
Wenn dich Verdruß und Unruh plagt,
So weißt du, wer ſich mit dir kränket. —
Die Unruh, die man ſo erfährt,
Iſt mehr als alle Ruhe werth.

Und fliehſt du mich gleich tauſendmal,
So wirſt du deine Ruh doch ſtören.
Du wirſt von mir, zu deiner Qual,
Deß ich dich liebe, täglich hören.
Die Ruh iſt ſchwach und unruhvoll,
Die ſich auf Untreu gründen ſoll.

Cantaten.

Vorbericht.

Von den folgenden ſieben Cantaten iſt der kurze Schäfergeſang und der Pygmalion, 1744 in den Beluſtigungen, die Amymone aber und der Weibertauſch in den Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes gedruckt. Die auf die Kronprinzeſſin von Dänemark iſt auf einem einzelnen Blatte ohne ſeinen Namen gedruckt, als ſie von dem Herrn Kapellmeiſter Scheibe in Kopenhagen aufgeführt wurde. Sie iſt nur das Werk weniger Stunden geweſen, ſchien aber in Betrachtung einiger glücklichen Wendungen, und vornehmlich ihres Gegenſtandes wegen, der Erhaltung würdig zu ſeyn. Sie iſt ein Ausdruck der unbeſchreiblichen Liebe, welche ganz Dänemark, von ihrer erſten Ankunft an bis an ihren Tod, gegen ſeine unvergeßliche Königin Louiſe, gebohrne Prinzeßin von Großbritannien, gehabt und bezeigt hat. Dieſelbe hatte kurz vorher, ehe dieſe Cantate aufgeführet ward, nehmlich den 11 Dec. 1743 als vermählte Kronprinzeßin, ihren Einzug in Kopenhagen gehalten. Procris und Cephalus hat ſich unter den Handſchriften meines ſeligen Bruders gefunden. Das Stück iſt aber auch noch bey ſeinem Leben, 1747 gleichfalls vom Herren Scheibe in Muſik geſetzt und in Kopenhagen aufgeführet worden.

Derſel-

Derſelbe hat ſie auch mit ſeiner aufs neue umgearbeiteten Compoſition, nebſt einer Cantate des Herrn von Gerſtenberg, im verwichnen Jahre zu Kopenhagen für die Liebhaber der Muſik aufs ſchönſte drucken laßen, und dieſer Abdruck iſt mit meiner Handſchrift völlig übereinſtimmend.

Der Triumph der Ehre iſt, ſo wie die vorige, von dem Verfaßer ſelbſt dem Herrn Scheibe übergeben worden, und hier erſcheint er zum erſtenmale im Drucke. Das Original des Metaſtaſio iſt damals, als er die Ueberſetzung verfertigte, noch ungedruckt geweſen. Anitzt iſt es die erſte unter den Cantaten des Metaſtaſio, die im VII Theile ſeiner Werke nach der ſchönen Ausgabe zu Paris 1755 ſtehen. Er hat auch eine Oper über eben dieſes Sujet geſchrieben, die im IV Theile derſelbigen Ausgabe zu finden iſt.

Es iſt mir noch eine Cantate, aber in Däniſcher Sprache zu Händen gekommen, deren Entwurf im Deutſchen ebenfalls von meinem ſeligen Bruder herrührt. Sie iſt auf die Krönung K. Friedrich V und der Königin Louiſe den 4 Sept. 1747 gemacht, und führt im Däniſchen den Namen: Der Tempel der Vorſehung. Es wird darin der alte liebreiche Däniſche König Erich Eyegod zugleich mit ſeiner Gemalin Botildis aufgeführt. Sie kommen beide zum Tempel der Vorſehung, aus Begierde, das Schickſal ihres Vaterlandes bis in die ſpäteſten Zeiten zu wißen; und werden daſelbſt von der Vortreflichkeit des Oldenburgiſchen Stammes und von den Freuden unterrichtet, welche die gegenwärtige Krönung verſpricht.

Phyllis und Thyrſis.

Phyllis.

Thyrſis, willſt du mir gefallen,
Singe mir nur Klagen vor.
Höre doch die Nachtigallen;
Jtys, Jtys höreſt du ſchallen.
Klagen, Klagen reizt das Ohr.
Thyrſis, willſt du mir gefallen,
Singe mir nur Klagen vor.

Thyrſis. Ach Phyllis laß mich ſcherzen.

Phyllis. Ich habe dirs geſagt, nur Klagen rühret mich.

Thyrſis. Suchſt du Vergnügen in den Schmerzen?

Phyllis. Ja, denn es reget ſich
Ein altes Leid in meinem Herzen,
Und ſtellt mir den, den ich vordem verlor,
Mit aller ſeiner Reizung vor.

Thyrſis. Die Vögel, die du rühmſt, rühret kein verjähretes Leiden.

Phyllis. Was ſagt ihr Lied denn ſonſt, wenn es nicht klagt?

Thyrſis.

Thyrſis. Das, was ich oft zu dir ſinge,
Das ſagen auch die Vögel zu einander.

Der Vogel ruft ohne Ruh
Im Walde ſeiner Gattin zu:
Ich liebe dich, ach liebe!
Die Gattin hört des Gatten Lieder;
Ihr ähnlich Girren ſagt ihm wieder:
Ich liebe!

* * *

Pygmalion.

Weich nur, betrügliches Geſchlechte!
Bring deinen Reiz bey Thoren an!
Aus trägen Seelen ſucht euch Knechte;
Kein edles Herz wird unterthan.

Mein Geiſt ſteigt nach des Ruhmes Höhen;
Ihn ſoll kein niedrer Brand entweihn.
Der Weg, der Liebe zu entgehen,
Iſt, von der Ehr entzündt zu ſeyn.

Weich nur, betrügliches Geſchlechte!
Bring deinen Reiz bey Thoren an!
Aus trägen Seelen ſucht euch Knechte;
Kein edles Herz wird unterthan.

So ſprach Pygmalion, der mit berühmter Hand
Der Schönheit ſtarken Reiz, der ihn doch nie beweget,
Dem todten Marmor oft lebendig eingeprüget,
Und andern bildete, was er doch nie empfand.
Er wählt im Zorn ein ſcharfes Eiſen,
Und ſpricht: Euch, Schönen, will ich weiſen,
Was ihr nicht ſeyd, und ſolltet ſeyn.
Zum Vorwurf und zum Schimpf der Erden,
Soll dieſer Stein ein Bild der Unſchuld werden,
Und was die Welt nicht hat, das zeige dieſer Stein!

Ein kaum erwachſnes Kind voll ſtiller Artigkeit,
Voll ungezwungner Huld, nicht ſchüchtern, ohne Kleid,
Ward aus dem Stein, und ſchien dem Meiſter ſelbſt beſeelet.
Es ſcheint, daß blos aus Scham ihr Mund ſich zugedrückt,
Ihr Auge blos aus Scham nicht in die Höhe blickt.
Der Künſtler küßt ſein Werk, den Stein, und ruft entzückt:

Göttin der Liebe! verdammt mich dein Schluß,
Daß ich entbrennen und zärtlich ſeyn muß;
Gieb, daß ich im ſchönſten Kinde
Dieſes Bildes Gleichheit finde! —
Himmel! o hätte dieß Bildniß Verſtand!
Was für Wünſche! was für Triebe! —
Thörichter! du ſiehſt die Liebe:
Und ein Stein hat dich entbrannt!
Göttin der Liebe! verdammt mich dein Schluß,
Daß ich entbrennen und zärtlich ſeyn muß;
Gieb, daß ich im ſchönſten Kinde
Dieſes Bildes Gleichheit finde! —
Himmel! o hätte dieß Bildniß Verſtand!

So ſpricht er, und umarmt, und drückt die harten Glieder.
(Wie leichtlich liebet man, was man hervorgebracht!)
Wie gern getröſtet er ſich, Venus, deiner Macht!
Doch ſein bereuter Trutz ſchlägt ſeine Hofnung nieder.

Der Gattin Huld geht über ſein Vertraun,
Und denkt, daß er vorhin ein Bild von ihr gehaun.

Der Stein erweicht in ſeinen Armen.
Die Bruſt ſchlägt unter ſeiner Hand,
Die Augen werden ſchwarz, beweglich und entbrannt,
Die Lippen, die er küßt, erwarmen.
Die Wangen ſind vor Scham zum erſtenmale roth.
Des Bilds bewegter Arm ſtößt ſeinen Arm zurücke.
Die Zunge regt ſich ſchon, es reden ſchon die Blicke.
Der Marmor ſieht und fühlt, der Stein iſt nicht mehr todt.
Und wechſelsweiſe rufen beide,
Theils voll Verwunderung, theils voll Freude:

Der Stein. Was ſeh ich? wo bin ich? Pygm. Nein, ich bin bethöret!
Wo iſt der Stein? Wen ſeh ich hier?
Der Stein. Ich ſehe! ich fühle! Pygm. Mein Wunſch iſt erhöret!
Ihr Götter, ach! was ſchenkt ihr mir!

Nicht allen, die die Liebe plagen,
Wird Venus, bey ſo ſpätem Sehnen,
Sie zu beglücken fertig ſeyn.
Die Leidenſchaft, die ſie verdammen,
Nährt öfters ſich durch ihre Pein.
Ein Stein, ein Bild ſetzt ſie in Flammen;
Und was ſie lieben, bleibt ein Stein.

Prokris und Cephalus.

Seyd munter, ihr Jäger! das Jagdhorn erſchalle!
Auf! reicht mir die Waffen! man folge mir bald!
Eilt, Hunde, gleich flüchtigen Winden,
Das Wild noch im Lager zu finden!
Die Schatten verſchwinden.
Nur fort in den Wald!
Nun laß mich, mein Vergnügen,
Aus deinen Armen los!
Nur möge Seelen liegen
Der Ruhe ſtets im Schoos.
Seyd munter, ihr Jäger! das Jagdhorn erſchalle!
Auf! reicht mir die Waffen! man folge mir bald!
Eilt, Hunde, gleich flüchtigen Winden,
Das Wild noch im Lager zu finden!
Die Schatten verſchwinden.
Nur fort in den Wald!

So ruſet Cephalus, ſo oft der Morgen taut,
Und wird von Prokris treuen Küſſen,
So ſchmeichelnd ſie ihn hält, oft durch die Luſt zur Jagd
Gewaltſam abgeriſſen.
Dieß bringet ihr den Argwohn bey:
Ob Wald und Jagd (wer kann es wiſſen?)
Verborgner Liebe Vorwand ſey.

Ihn unvermuthet zu erwiſchen,
Verbirgt ſie ſich in den Gebüſchen,
Wo er zur Mittagszeit von Schweiß und Staub bedeckt,
Sich einſam in den Schatten ſtreckt,
Die matten Glieder zu erfriſchen.
Er ruft. — Sie hört: und weiß nicht, wen er ruft.
Liebkoſend ruſet er der angenehmen Luft.

Cephalus.

Ach, laß mich im Kühlen
Deine Küſſe fühlen! —
Still! was reget ſich? —
Komm, mit mir zu ſpielen!
Ach komm, labe mich!

Ich ſeufze nach dir.
Dir ſeu' ich die Bruſt. —
Es rauſchte! — Du biſt hier,
O göttliche Luft!

Ach laß mich im Kühlen
Deine Küſſe fühlen! —
Still, was reget ſich? —
Komm, mit mir zu ſpielen!
Ach komm, labe mich!

Es naht ſich Prokris in den Sträuchen,
Um ungeſehn die Freuden zu erſchleichen,
Mit der ſie glaubt, daß ihr Geliebter ſpricht.
O Himmel! nahte ſie ſich nicht!

Verbannt aus euch des Argwohns Triebe,
Verliebte, die ihr blos zu eurer Marter wache!
Vertrauen ist der Grund der Liebe.
Oft hat ein irriger Verdacht
Ein wahres Unglück nachgebracht.

„Es rauscht! es regt sich was von neuen!
„Dieß ist nicht blos ein sanfter Wind.
„Mit welcher Beute will das Schicksal mich erfreuen!
Ruft Cephalus, und schießt den Pfeil geschwind.
Und da er schießt, so hört er schreyen.
Sie fällt. — Er sucht. — Was ists? — Ach, Prokris liegt
im Blute!

„Ihr Götter! was hab ich gethan!
Noch sterbend ruhet sie ihm noch mit sanftem Blicke,
Mehr meinend, als erzürnet an.

Prokris.

Untreuer! nim mir nur das Leben!
Ich kann dir meinen Tod vergeben,
Doch das nicht, was ich angehört.

Cephalus.

Ihr Götter! was hat dich bethört?
Was hab ich sonst an dir verbrochen?

Prokris.

Frag die, der du erst izt so zärtlich zugesprochen!

Cephalus.

Hier lag ich einsam und in Ruh,
Und rief ja nur den Lüften zu.
Sieh auf, und richte mich mit deinem eignen Blicke!
Sieh! wer ist hier, als ich und du?

Prokris und Cephalus.

O Irrthum! — O betrübtes Glücke!
Verzweifelnd ziehet er in Eil
Aus ihrer Brust den unglückvollen Pfeil.

Er ſuchet, wie er kann, die Wunde zu verſchließen,
Und ſieht doch ſtets das Blut mit vollen Strömen fließen.
Jzt richtet er ſie langſam auf. —
Umſonſt! ſie ſinket wieder. —
Jzt legt er ſie verzagt auf weichem Graſe nieder.
Aus Mangel hemmet ſich zulezt des Blutes Lauf.
Es brechen ſchon der Augen Strahlen.
Der Leib erſtarrt, das Herz ſchlägt ſchwach.
Er läßt die Hülfe troſtlos nach;
Und miſchet nur den Ausdruck ſeiner Qualen
Noch in ihr lezztes Ach.

Cephalus.

Jhr Götter, helft! — Ach welche Qual! —
Ich Mörder! ach, verfluchte Hand!
O hätte dich, betrübter Stahl,
Das Schickſal auf mich ſelbſt gewandt!

Wenn ich dich nicht getreu geliebt,
Sey ich dem Himmel ſelbſt verhaßt!

Prokris ſterbend.

Ich ſterb'. — Doch ſterb ich unbetrübt,
Liebſt du mich nur.

Cephalus.

Ach ſie erblaßt!

Amymone.

Aus dem Rouſſeau.

Gleich, wo vom dürren Strand ſich ſtolze Fluthen ſchieden,
Blieb, um den Schutz der Götter anzuflehn,
Die jüngſte von den Danaiden,
Amymone an Argos Ufern ſtehn.
Der Faun, dem ſie mit Müh entflohn,
Verfolget ſie noch ſtets, und nahet ſich ihr ſchon.
Das Unglück abzuwenden,
Das ungeſcheut und zu der Götter Hohn
Ihr zügelloſe Triebe drohn,
Ruft ſie hier zum Neptun mit ausgeſtreckten Händen:

Rette, großer Gott der Meere!
Steh der bedrängten Unſchuld bey!
Zähm den Räuber meiner Ehre,
Daß ich nicht ſeine Beute ſey!

Ach ſollen denn die leichten Winde
Mein nichtiges Gebet verwehn!
Und mir allein des Meeres Gründe
Zur letzten Zuflucht offen ſtehn!

Rette, großer Gott der Meere!
Steh der bedrängten Unſchuld bey!
Zähm den Räuber meiner Ehre,
Daß ich nicht ſeine Beute ſey!

Ein Strom von Zähren ſchließt der Nymphe banges Klagen.
Der Gott des Meeres kömmt, ihr Schrecken zu verjagen.
Ein ſtolzer Hof umringet ihn.
So ließ er ſich vordem der Amphitrite ſehen,
Als mit dem Liebesgott der ſtille Gott der Ehen
Im prächtigen Gefolg erſchien.
Sein Blick gedeut dem Faun, und er entflieht vom Strande.
Neptun verzieht, bezaubert und entzückt.
Mit Augen voller Glut und Geiſt,
In denen ſich itzt ganz der Liebe Stärke weiſt,
Sagt er zum feßelnden geliebten Gegenſtande:

Prinzeßin, nein, du biſt zu ſchön,
Der Frechheit Wünſche zu vergnügen!
Das ſüße Glück, dich zu beſiegen,
Verdient man nur durch zärtlich Flehn.

Glücklich iſt, wen du entzündet,
Wenn du fühlſt, was er empfindet!
Selber unter Venus Küßen
Wird ihn Mars beneiden müßen.

Prinzeßin, nein, du biſt zu ſchön,
Der Frechheit Wünſche zu vergnügen!
Das ſüße Glück, dich zu beſiegen,
Verdient man nur durch zärtlich Flehn.

Wie leichtlich führt ein Gott ein junges Herz in Banden!
Wie glücklich liebt Neptun, für welchen alles ſpricht!
Der Götterkrone blendend Licht,
Und der noch neue Dank, daß er ihr beygeſtanden;
Dieß war der Liebe Netz. — O Beyſtand voll Gefahr!
Der mehr zu fürchten iſt, als ie ein Satyr war.

Der Nymphe Freundlichkeit zeigt ihres Retters Glücke.
Die Thetis kehrt von ihr errötend ihre Blicke.
Die ſpröde Doris flieht zur naßen Fluth zurücke,

Und heißt die Nymphen draus die weiſe Lehre ziehn,
So ſchmeichelnde Gefahr zu fliehn.

Liebhaber können ſich verſtecken.
Ihr Nymphen fürchtet ihre Liſt!
Euch ſollte das am meiſten ſchrecken,
Was euch am mindſten ſchrecklich iſt.

Der wilden Frechheit der Verwegnen
Iſts leicht, verachtlich zu begegnen.
Doch wer ſich euch gefällig macht,
Vor dem nehmt euch in Acht!

Liebhaber können ſich verſtecken.
Ihr Nymphen, fürchtet ihre Liſt!
Euch ſollte das am meiſten ſchrecken,
Was euch am mindſten ſchrecklich iſt.

Cantate.

Auf das Geburtsfeſt

der Kronprinzeßin von Dänemark.

Den 18. December 1743.

Das Land hat nun ein Kleinod mehr.
Der Himmel, der es gab, erblicket mit Ergötzen,
Wie hoch wir ſein Geſchenk, dich, Kronprinzeßin, ſchätzen,
Und giebt den Wünſchen ſchon Gehör.
Der Freude jauchzend Wiederſchallen,
Der frohe Schmuck, zu dem uns unſre Luſt verband,
Die Zeichen unſrer Pflicht, die unſre Lieb erfand,
Kurz, unſre Treu hat ihm gefallen;
Drum wollt er, dieſe Luſt noch einmal anzublicken,
Auch dieſen Tag, der dich zur Welt gebracht, beglücken.

Ihr Bürger! euren Freudenzeichen
Vermocht Ein Tag nicht zuzureichen.
Entdecket von neuen die Triebe der Bruſt!
Entzündet von neuen die Flammen der Luſt!

Bey einem Glück, das Gott und König
Dem Prinzen und dem Lande ſchafft,
Iſt Einmal frölich ſeyn zu wenig,
Und kein Vergnügen tadelhaft.

Ihr Bürger! euren Freudenzeichen
Vermocht Ein Tag nicht zuzureichen;
Entdecket von neuen die Triebe der Bruſt!
Entzündet von neuen die Flammen der Luſt!

Das Volk, das ſeinen Blick dir längſt entgegen wandte,
Hat dich geliebt, ſchon eh es dich noch kannte.
Es folgte ſeines Prinzen Wahl,
Und dachte ſo von dir, wie dein Gemahl.
Nun da dich dieſes Land mit ofnem Arm empfangen,
So liebet man dich mehr, nachdem man dich geſehn,
Und deine Gegenwart rechtfertigt das Verlangen,
Mit dem für dich ſo mancher Wunſch geſchehn.
Wohin dich durch dieß Land der frohe Weg getragen,
Da rufte Cimbrien ſtets hinter deinem Wagen:

O! ſeht! wie ſchön iſt es zu preiſen,
Wenn Huld aus Fürſtenaugen blickt!
Wenn Mächtige ſich gnädig weiſen,
Und Freundlichkeit den Purpur ſchmückt!

Das Gold, das, wenn der Morgen ſtrahlet,
Den Thau der niedern Pflanzen malet,
Erquickt das Land zwar weit und breit;
Doch, was es mehr als dieß erfreut,
Das iſt der Fürſten Freundlichkeit.

O! ſeht! wie ſchön iſt es zu preiſen,
Wenn Huld aus Fürſtenaugen blickt!
Wenn Mächtige ſich gnädig weiſen,
Und Freundlichkeit den Purpur ſchmückt.

Dieß iſt der Ruf, der noch anizt erklingt,
Und, wo man dich geſehn, auch deine Huld beſingt.

Dieß Lob wird durch die Zeiten dringen,
Und noch, wann dieſer Tag ſchon oft zurückgekehrt,
Aus allen Lippen Wünſche zwingen,
Die man von Herzen ſchallen hört,
Die, da dieß Feſt für uns zum erſtenmaale ſcheint,
Schon itzo Cimbrien mit deinem Prinz vereint.

Sey voll Glücke, ſey voll Seegen
Uns auf ſpäte Zeit gegönnt!
Und wir werden deinetwegen
Lange Zeit beglückt genennt!

Huld und Tugend, die dich leiten,
Können dir ſchon prophezeyhn,
Du wirſt noch nach langen Zeiten
So wie itzt geliebet ſeyn.

Sey voll Glücke, ſey voll Seegen
Uns auf ſpäte Zeit gegönnt!
Und wir werden deinetwegen
Lange Zeit beglückt genennt!

Der
Triumph der Ehre.
Aus dem Metaſtaſio.

Zur angenehmſten Ruh in Cyprus müßig Land
Sah Thetis Sohn vergnügt vom Gott der Liebe
Als ein Gefangner ſich verbannt.
Von dieſem ſtolzen Gott der Liebe,
Den Ehrbegier und Eiferſucht entbrannt,
Ward jeder Kunſtgriff angewandt,
Damit ein ſolcher Held ſtets ſein Gefangner bliebe.
Durch ſeine ſchlaue Hand ward ſtündlich unvermerkt
Deodamiens Reiz zu ſeinem Fall verſtärkt.
Wenn ſich die Schöne kaum beweget,
Wenn ſich ihr Mund zum Sprechen reget,
Wenn ihrer Augen feurig Rollen
Gleich nicht verwunden wollen;
Triſt jedesmal ein Pfeil Achillens Herz.
Es lauren überall auf ihn verdeckte Schlingen.
Er höret überall um ſich nur Seufzer klingen;
Gebrochne Worte, zärtlich Singen,
Und Klagen, die zur Seele dringen,
Und ziſchelnden vertrauten Scherz.
Die Dunkelheit geheimer Schatten,
Die ſüßem Raube Schutz verſtatten;

Der sanften Luft verführerisches Spielen;
Der Vögel froh Geschwätz, die Lieb und Frühling fühlen;
Der Wasser rauschendes Ergießen,
Die zwischen Stein und Stein
Gebrochen weiter schießen;
Und Erd und Himmel flößt ihm rege Sehnsucht ein.

In weiblichem Gewand ließ der verliebte Held,
Sein selbst uneingedenk, die träge Zeit verschleichen,
Er achtete nicht Waffen, Muth und Feld,
Nicht Schlachten, Ruhm und Siegeszeichen,
Nur sanftes Locken, kühnes Flehen,
Und sehnsuchtsvolles Widerstehen;
Mit Müh erbettelte Versprechen,
Ein leichter Vorwand sie zu brechen,
Und wiederum ein neu Versprechen;
Sich bald versöhnen, bald entzweyen,
Mit Zank vermischte Schmeicheleyen,
Und jugendliche Spielereyen,
Verliebter Herzen Wichtigkeiten
Beschäftigten bey ihm des Lebens schönste Zeiten.

Du nur bist mein Glück, mein Leben!
Du nur kannst mir alles geben!
Rief er aus, und, was er sprach,
Schloß ein zärtlich Ach.

Wie ist mir? Ach, ich schmachte!
Klagt er, und drückt mit Lust
Die, die ihn klagen machte,
An seine Brust.

Jedoch die Ehre ließ ein Herz, das sie sich weihte,
Der Liebe nur auf kurze Zeit zur Beute.

Sie

Sie eilt hernieder zum Achill,
Ihm seinen Zustand vorzurücken.
Sie zeiget den Ulyß gerüstet seinen Blicken;
Sie zeigt ihm sich, die er nicht sehen will.
Er fühlt den Fehl, den er begangen.
Die Schande färbt erst seine Wangen;
Der Unmuth macht sie wieder bleich.
Im Zorne reißet er sein weiblich Kleid entzwey,
Er fodert Waffen, eilt voll Reu,
Daß so viel Zeit verloren sey,
Und reist sogleich.

Deodamie kömmt, indem er reist, erschrocken,
Blaß, othemlos, verzweifelnd, halbentseelt.
Ihr Weinen macht sie stumm. Die halben Worte stocken,
So viel sie sich zu reden qvält.
(Die Unglückselige! Ach könnte sie nur sprechen:
Die Liebe siegte noch! sein Herz, das müßte brechen!)
„Mit Unrecht, ruft Achill, Prinzeßin, qvälst du dich.
„Was hat mein Abschied, das dich kränket?
„Liebst du ein Herz, das niedrig denket;
„Viel tausend findest du für mich.
„Doch brennst du nur für edle Herzen;
„Wohlan! so laß mich edel seyn!
„Leb wohl! du sollst allein . . . .
Dieß muthige Lebwohl! dieß kann sie nicht verschmerzen.
Ihr Herz fühlt sich beklemmt, wird kalt, und stehet still.
Ach was thut nun Achill?
Verspricht die Ehre gleich, ihm Lorbeern zu erfiegen;
Die Liebe zeigt ihm hier sein sterbendes Vergnügen.
Wenn ihn die eine zaghaft schilt,
Heißt ihn die andre frech und wild.
Er fühlt in sich vermischt den Menschen und den Held.
Sie kämpfen unter sich mit zweifelhaftem Glücke.
Itzt bebt, wie eine Zähre fällt!
Itzt zeigt er Unmuth in dem Blicke.

Er

Er will entfliehn; und bleibt. Er geht; und kehrt zurücke.
Zuletzt verſammelt er der Tugend ganze Kraft,
Verbirgt der ſchwachen Bruſt betrübte Leidenſchaft,
Die ihn noch ſtets mitleidig rückwärts ziehet.
Er ſchweiget, überlegt, beſchließt, faßt Muth, und fliehet.

Zwar flieht er mit Augen voll Zähren;
Jedoch die Ehre leitet ihn.
Sie wußte den weichlichen Thränen zu wehren.
Sie macht ſein Herz zum Siege kühn.

So eigenſinnig ſind die Triebe
Des ſtreitbaren Gottes der Liebe.
Wer ihn bekrieget,
Iſt ſchon beſieget.
Wer ihn beſiegen will, muß fliehn.

Der Weibertauſch.

An ein Paar Eheleute.

Du Paar, den jeder Tag wie der, der heut erſcheinet,
So ſchön iſt, als das Licht, das euch zuerſt vereinet;
Die ihr durch einen Streit von Zärtlichkeit und Treu,
Der jeden Tag ſich neu entzündet,
Der Eh vergnügtes Einerley
Weit reizender, als allen Wechſel, findet!
Ich wünſche, daß dieß Einerley
Vom Glück begünſtiget, und unaufhörlich ſey.

Laßt nur die unzufriednen Seelen,
Bey denen der Beſitz den Ekel ſtets gebiert,
Der Ekel ſtets zum Wechſel führt,
Genießen, fliehn, und wieder wählen;
Vergnügen ſuchen und verfehlen,
Und, um beglückt zu ſeyn, ſich qvälen.
Seht ſcherzend in zufriedner Ruh
Dem flatternden Verdruß des Unbeſtandes zu,
Und laßet vom Bocaz euch ihre Noth erzählen.

* * *

Nein, Grete! du ſiehſt mir nicht an!
Wie bin ich doch zu dir gekommen?
Hätt ich die Lieſe nur genommen!
Ach, daß man doch nicht tauſchen kann!

Lieſe, die iſt zehnmal beßer.
Das iſt ein recht munteres Ding!
Sie iſt fetter, ſie iſt größer,
Sie iſt rother, ſie iſt flink!

Nein

Nein Grete! du ſiehſt mir nicht an!
Wie bin ich doch zu dir gekommen.
Hätt ich die Liese nur genommen!
Ach, daß man doch nicht tauſchen kann!

So murrte Hans, als er bey aufgeräumten Stunden
Sein gutes Weib zu einerley gefunden.
Und Grete ſprach zum Trutz: Ey, hört doch an!
Ich hätt an deiner Statt auch lieber Lieſens Mann.

Es hatte ſich ſchon längſt gewieſen;
Was Hans gehört, erzählt er Lieſen,
Wie alles, was ſein Gretchen wußte,
Auch Lieſens Martin wißen mußte.

Wie nützlich iſt es doch, wenn Nachbarn Freunde ſind!
Da Hans beynah beſchließt, es Martin vorzuſchlagen,
Wird Hanſen ſchon der Tauſch vom Martin angetragen.
So geht der Handel ganz geſchwind.
Ein jeder greift nach der, die er am liebſten hätte,
Und nimt den Abend noch des andern Frau zu Bette.
So gar das ſtille Gretchen lacht,
Und ſagt zum Martin noch vergnügt in dieſer Nacht:

Ey, das iſt hübſch! das iſt doch ſüße!
Da fühlt man erſt, was man genieße!
Das giebt Leben, das erweckt,
Wenn man etwas neues ſchmeckt!

Einerley heißt gar nichts wißen,
Einerley heißt gar nicht küßen!
Einerley vergnügt kein Sehnen,
Einerley das macht mich gähnen!

Ey, das iſt hübſch! das iſt doch ſüße!
Da fühlt man erſt, was man genieße!
Das giebt Leben, das erweckt,
Wenn man etwas neues ſchmeckt!

Man pries den neuen Tausch ein ganzes Vierteljahr. —
So lange? — Ja! — weil Hans vom Dorfe war.
Doch durch zu lange Dauer
Verliert die Lust den Werth, zuletzt auch bey dem Bauer.

Als Liese flink und tüchtig keift,
Als Hans zu oft spatzieren läuft,
Als Martin manchesmal sein gutes Schlückchen säuft,
Als Grete manchesmal nicht weis, warum sie weine;
Wünscht jeglicher sich wiederum das Seine.
Auch Liese scheint dem Hans nun allzu einerley.
Er redet Gretchen an; und Grete stimmt ihm bey:

Schatz! du bist doch immer mein!
Ich kann doch nichts bessers finden!
Dieser Handschlag soll uns binden,
Stets mit uns vergnügt zu seyn.

Wechselt nur, ihr ekeln Gäste!
Man wird auch den Wechsel satt.
Was man hat, ist stets das Beste.
Man behalte, was man hat!

Schatz! du bist doch immer mein!
Ich kann doch nichts bessers finden,
Dieser Handschlag soll uns binden,
Stets mit uns vergnügt zu seyn.

Anakreontische Oden.

Vorbericht.

Die meiſten Oden in dieſer zahlreichen Sammlung erſcheinen hier zum erſten male; etwa der vierte Theil davon ſteht ſchon in den Beluſtigungen. Sie ſind alle ungefähr von gleichem Alter; Ausbrüche der jugendlichen Fühlbarkeit und Freude, wie Anakreontiſche Oden billig ſeyn ſollen. Die Leichtigkeit, mit der ſie geſchrieben ſind, und die Neuheit und Mannichfaltigkeit der Erfindung wird, wo ich nicht irre, die meiſten von ihnen empfehlen. Sollte etwa hin und wieder was Gezwungenes anzutreffen ſeyn, ſo mag der Reim die Schuld tragen, den man ſonſt bey Anakreontiſchen Oden für entbehrlich achtet. Da Gedichte von dieſer Art manchem blos darum miſslungen ſind, weil er keine wirkliche Schöne vor Augen gehabt, und auch vielleicht ſeine Einbildung nicht einmal mit einer idealiſchen Dulcinee erfüllt geweſen iſt, ſondern weil er nur die Schönen im Allgemeinen dabey gedacht; ſo dienet zur Nachricht, daß der Verfaſſer größtentheils ſeine Lieder an ein Paar witzige und artige Mädchen in Leipzig wirklich gerichtet hat. Die lange und die kurze Schöne ſind, nebſt andern Liedern, Anzeigen davon. Es ſind eben diejenigen Perſonen, die er in dem obenſtehenden Scherzgedichte geſchildert, an einen Vater, der ſeine zwo Töchter zugleich verheirathet.

Orpheus.

Orpheus.

Orpheus konnte durch sein Singen
Das bezähmte Wild bezwingen:
Und die Tyger hörten an,
Was der Liebe Macht gethan.

Bäume sah man sich bewegen,
Und der Fels schien sich zu regen;
Doch bewegte sein Gedicht
Nur der Weiber Herzen nicht.

Aber ich will durch mein Singen
Bloß, ihr Schönen, euch bezwingen,
Fels und Bäume bleibt in Ruh!
Nur ihr Herzen, kommt herzu!

Abbildung der Jugend.

Laſſet mir die Jugend malen,
Wie ſie auf den Blumen ſpringt,
Und bey heitern Sonnenſtralen
In der Linden Schatten ſingt!
Laßt mit friſchen Roſenkränzen
Ihre ſchwarze Scheitel glänzen!
Laßt der Augen holden Schein
Frey und voll Vergnügen ſeyn!

Macht, daß unverſtellte Freude
Aus den muntern Wangen lacht.
Deckt mit einem Schäferkleide
Ihrer ſchlanken Glieder Pracht;
Roſen laßt die Hände zieren,
Roſen ihren Fuß berühren,
Und ein friſcher Roſenſtraus
Schmück auch ihren Buſen aus.

Um ſie her laßt Scherz und Lachen,
In der Hand ein Glaß voll Wein,
Tanzend einen Reyhen machen.
Miſcht ihr ja die Liebe drein;
Nun ſo gebt ihr güldne Pfeile,
Deren Kraft auch wieder heile,
Deren Spitze ſo verletzt,
Daß ſie mich zugleich ergötzt.

Die Entzückung malt zur Seiten,
Malt der Dichtkunſt frohes Rohr!
Nur die Sorgen künftger Zeiten
Stellet mir als fliehend vor;
Fliehend malt den Haß der Herzen,
Fliehend Traurigkeit und Schmerzen. —
Iſt es fertig? — Schreibt dazu:
So gebrauche Jahr und Ruh!

Der vergebens gesuchte Frühling.

In den rauhen Abendstunden,
Als der Winter kaum verschwunden,
Trug die Neugier meinen Fuß
An der Saale schnellen Fluß.

Auf den überschwemmten Fluren
Sucht ich schon des Frühlings Spuren;
Doch ihr traurig Angesicht
Zeigte mir den Frühling nicht.

In der Bäume todten Aesten
Murmelte kein Wind aus Westen;
Keiner Vögel süsser Mund
That der Erde Jugend kund.

Unmuthsvoll gieng ich zurücke,
Als ein günstiges Geschicke
Mich nicht unbefriedigt ließ,
Und dafür mir Chloris wies.

Wohl! wenn ich, ihr Abendstunden,
Gleich den Frühling nicht gefunden;
So bin ich euch doch geneigt,
Wenn ihr mir nur Chloris zeigt.

Der poetiſche Nachruhm.

Wollte mir Apollo geben,
Nach dem Tode noch zu leben,
Noch der Nachwelt werth zu ſeyn;
Kühn würd ich auf ſein Verſprechen
Mir in dem geweihten Hayn,
Täglich friſche Lorbeern brechen.

Aber würd er dieß bedingen:
Du ſollſt nicht von Chloris ſingen;
Dann, o Gott der Dichterkunſt,
Sprach ich: Bis zur Nachwelt dringen
Iſt zwar eine ſeltne Gunſt;
Doch ich will von Chloris ſingen.

Die würdige Anwendung der ſchönen Künſte.

Könnt ich mit beredten Sayten
Ein bezaubernd Lied begleiten;
Schönen, ſo ſollt euch allein
Spiel und Singen heilig ſeyn.

Könnt ich überredend ſprechen,
Und die ſtarren Sinnen brechen;
Schönen, ſo wär eure Gunſt
Mir der Preis der Redekunſt.

Könnt ich andern Glanz und Leben
Durch unſterblich Dichten geben;
Schönen, ſo wär jedes Lied
Nur um euren Ruhm bemüht.

Das Veilchen.

Seht der neubewachſnen Erden
Zarte Kleidung blaulicht werden,
Weil der Veilchen Purpurpracht
Zwiſchen Gras und Blättern lacht.

An den Brunnen, an den Bächen
Laßt uns nur die ſchönſten brechen!
Bindet einen ſchönen Straus
Auf das nächſte Feſt heraus.

Erſtling von des Frühlings Schätzen,
Veilchen, Blume voll Ergötzen,
Veilchen, komm und ſtirb mit Luſt
An der ſchönen Chloris Bruſt!

Der Blumenſtraus.

Baum, der in geheizten Hütten
Uns Neapels Frucht gebiert!
Zier der Gärten, gib die Blüthen,
Die dein Haupt zum Schmucke führt.

Gib den Ausbund deiner Gaben,
Frühling, zeige deine Pracht!
Laß mich Hyacinthen haben,
Deren Blau voll Anmuth lacht.

Gib Aurickel, gieb Narciſſen;
Liefre willig deinen Zoll.
Denn das darfſt du nicht vermiſſen,
Was die Schönen ſchmücken ſoll.

Der kleine Jüngling.

Ich mag keine Leibeslänge.
Iſt mein Leib nur nicht zu enge
Für den Geiſt, der ihn beſitzt;
Sagt, was mir die Größe nützt?

Kleiner werd ich doch nicht wieder.
Laßt mir dieſes Maaß der Glieder,
Jahre! doch mit jedem Schritt
Bringt mir neue Reizung mit.

Bringt den Wangen friſche Röthe,
Sanfte Töne meiner Flöte,
Meinen Reden freyen Scherz,
Und Vergnügen in das Herz.

Bringt die Gunſt von tauſend Schönen.
So will ich die Längſten höhnen.
Ich bin klein; doch immerhin!
Wenn ich nur geliebet bin.

Die kurze Schöne.

Keine Schöne kann ich loben,
Deren Länge, hoch von oben,
Ihre stolzen Blicke zeigt.
Bäume, welche Früchte tragen,
Pflegen nicht so hoch zu ragen,
Als die leere Fichte steigt.

Du ergötzest mich Asträe,
Wenn ich dir zur Seite stehe;
Du bist klein, und so, wie ich.
Dein Geliebter wird dich küssen,
Und zuvor nicht sagen müssen;
Meine Schöne, bück dich.

Die lange Schöne.

Als die brame Galathee
Von des Leibes ſchöner Höhe
Ihrer Augen Feuer wies;
Sah ich der Verehrer Menge,
Die des Leibes ſtolze Länge,
An ihr mit Entzücken pries.

Mich gereute nun der Lieder,
Wo die Pracht erhabner Glieder
Euch, ihr kurzen Schönen, wich.
Und ich wünſchte ſie zu küſſen,
Hätt ich auch ſchon ſagen müſſen:
Lange Schöne, bücke dich!

Reue an Chloris.

Chloris war von mir geſchieden,
Und ich eilt Aſträen nach,
Weil die Liebe zu mir ſprach:
Lieb, und laß dich nicht ermüden!

Euch, Aſträens kurze Glieder,
Rühmte damals mein Geſang.
Doch nun ſeyd kurz oder lang;
Meine Chloris kehret wieder.

Lieder
nach dem Tode der Schönen.

Canitz ließ ein Lied erklingen,
Seine Doris zu beſingen:
Doch als ſchon ein düſtrer Sarg
Seiner Doris Reiz verbarg.
Beſſer ſeufzte nach der Seinen;
Doch ſie war ſchon nicht mehr ſein!
Und ſein Seufzen und ſein Weinen
Drang nicht in ihr Grab hinein.

Dichter, laßt von euren Schönen
Eure Lieder jetzt ertönen,
Jetzt, da noch ihr muntrer Geiſt
Eure Lieder hört und preiſt!
Sind ſie einmal hingegangen,
Dann bringt eurer Saiten Ton
Euch von ihren ſchönen Wangen
Keine Küße mehr zum Lohn.

Wirkung des Lobes.

Lob ich meiner Chloris Wangen,
Die mit Röth und Anmuth prangen;
Rühm ich dieſes Mundes Pracht,
Der ſo ſchön, ſo reitzend lacht;

Preis ich dieß ihr ſchnarrend Lallen,
Das den Ohren muß gefallen;
Reizt mich dieſes bleiche Haar
Und der weichen Hände Paar;

Spricht mein Mund nicht ohn Entzücken
Von den ſo beſcheidnen Blicken;
Rühmt mein fröhlicher Geſang,
Dieß ihr Weſen ohne Zwang:

Sag ich, daß ſie mich beſieget:
So wird Phyllis auch vergnüget,
Und, verſchweigt es gleich ihr Mund,
Giebt es doch ihr Lächeln kund.

Denn ſie glaubet dieſe Waffen,
Die der Chloris Sklaven ſchaffen,
Werden noch, zu manches Pein,
An ihr gleichfalls ſieghaft ſeyn.

Der Beſtändige.

Durch die volkerfüllten Gaſſen
Trieb die Neugier meinen Gang;
Mich manch Auge ſehn zu laſſen,
Das der Herzen Stolz bezwang.

O wie ſchmeichelnd, wie verführend
Ziſchelte ſie mir ins Ohr:
Sieh! wie artig, ſieh! wie rührend
Kömmt dir dieſe Schöne vor!

Strahlt aus unbekannten Blicken,
Sprach ſie, nicht ein reizend Licht?
Ja, mich eher zu berücken,
Zeigte ſie mir Chloris nicht.

Aber keine hat von dieſen,
Die ich ſahe, mich beſtrickt:
Nur, die ſie mir nicht gewieſen,
Chloris hatte mich entzückt.

Der lehrende Dichter.

Chloris ſprach vor langer Zeit:
Thyrſis, lehre mich doch dichten!
Träge, mürriſch und zerſtreut,
Säumt ich, ſie zu unterrichten.

Mitten in gelaßner Ruh
Hört ich einen Köcher klingen.
Eine Gottheit rief mir zu:
Lehrſt du ſo die Chloris ſingen?

Nun verzehrt zu meiner Pein
Meinen Geiſt ein heftig Feuer;
Und von Chloris nur allein
Seufzt die klagenvolle Leyer.

Doch zu meiner größten Quaal
Thut ſie nichts, als mich zu hören;
Und ich wünſche tauſendmal:
Ach könnt ich ſie dichten lehren!

Klage über Abweſenheit.

Chloris gieng ich oft zu ſehen;
Aber ein erzürnt Geſchick
Rief: So leicht ſolls nicht geſchehen!
Und entzog mir ihren Blick.
Dichter, ſprach es, welche lieben,
Müſſen ſich im Klagen üben.
Wohl! ſo ſollſt du nicht allein
Ohne Leid und Klagen ſeyn.

Nun ſucht oft mein Fuß vergebens
Ihrer Augen holdes Licht.
Sie, die Freude meines Lebens,
Meine Chloris find ich nicht.
Ja ich will, ich will nur klagen.
Denn ſeit acht mal ſieben Tagen
Hat mich, allzulange Zeit!
Nicht ein Blick von ihr erfreut.

Herrſchſucht der Liebe.

Zu der Dichtkunſt ſprach die Liebe:
Unterwirf mir deinen Sohn;
Denn du weißt ja, meine Triebe
Schärfen deiner Saiten Ton.

Laß mich ſeinen Mund regieren:
Seine Bruſt begehr ich nicht:
Wenn, der Chloris Lob zu zieren,
Nur ſein Lied von Liebe ſpricht.

Es geſchah, was ſie verlangte.
Liebe füllte meinen Mund,
Was für Reiz an Chloris prangte,
That ich mit Entzücken kund.

Wer kann ihre Herrſchſucht meſſen?
Wer ergründet ihre Liſt?
Kaum hat ſie den Mund beſeſſen,
Da ſie ſchon im Herzen iſt.

Verrätheriſche Geberden.

Jeder pfleget itzt zu ſagen:
Ach! was hat ſich zugetragen,
Daß aus deinem Angeſicht,
Thyrſis, nichts, als Unruh, bricht?

Doch ſie künſtlich zu betrügen,
Denkt mein Geiſt auf tauſend Lügen;
Obgleich, was der Mund verſchweigt,
Mein Erröthen deutlich zeigt.

Bald ſprach ich: die trägen Glieder
Schlägt des Sommers Hitze nieder;
Bald ſchreib ich der Krankheit zu,
Daß ich träg und mürriſch thu.

Bald ſag ich: es kömmt vom Dichten:
Doch wollt ich ſie recht berichten,
Müſſt ich ſagen: Ach erkennt,
Wie mein Herz von Liebe brennt.

Nur zum Seufzen friſch und rege
Machet mich die Liebe träge;
Nur von Liebe bin ich krank;
Nur die Lieb iſt mein Geſang.

Der Schooshund.

Schöner Hund, beliebtes Thier,
Sage mir,
Woher kömmſt du voll Erfreuen?
Aus der holden Chloris Schoos
Riß ich los,
Satt von ihren Schmeicheleyen.

Ihr hat mich der Liebe Hand
Zugeſandt,
Und als ein Geſchenk verehret.
Ihre Bruſt vergnüget ſich,
Wenn ſie mich
Tauſend ſchöne Künſte lehret.

Sie befiehlt, ſo tanz ich ihr;
Und dafür
Lohnt ſie mir mit Leckerbiſſen.
Mich und ſie ſpeiſt Ein Confect.
Was nur ſchmeckt,
Darf ich nie voll Sehnſucht miſſen.

Oft ſtellt ſich mein kühner Zahn
Beiſſend an,
Wenn ſie mich zur Unzeit ſtreichelt.
Oft leck ich, von Dank entbrannt,
Ihre Hand,
Die dem glatten Rücken ſchmeichelt.

Oftmals, bin ich gleich ein Hund,
Sucht mein Mund
Ihre Lippen zu erlangen.
Zuckt ſie gleich; ſo küß ich oft
Unverhoft
Küſſern ihre ſchönen Wangen.

Nun ſo weißt du, wer ich bin.
Laß mich hin.
Daß ich wieder zu ihr eile,
Weil ſie mich zu ſuchen pflegt;
Ja ſie ſchlägt,
Wenn ich mich zu ſehr verweile.

Ergötzung der Poeſie.

Rühr ich täglich meine Saiten;
So ſagt Chloris oft dazu:
Dichten raubt dir Fleiß und Zeiten.
Thyrſis, warum dichteſt du?
Aber ſollte Chloris fühlen,
Welche Luſt ein Dichten bringt,
Das durch zärtlichſcherzend Spielen
Holder Schönen Lob beſingt:
O! ſie ſprach aus anderm Munde:
Thyrſis fühlſt du keine Pein,
Nur den kleinſten Theil der Stunde
Ohn ein zärtlich Lied zu ſeyn?

Weiſer Entſchluß.

Thyrſis, ſagt man, willſt du lieben:
So erdenke tauſend Liſt.
Schleich, und forſch, gleich ſchlauen Dieben,
Ob die Zeit dir günſtig iſt.
Sey voll Eiferſucht und Wachen,
Schmachtend, unruhvoll, verſtellt.
Du mußt haſſen, ſeufzen, lachen,
Wie's der Schönen wohlgefällt.
Doch ich ſuche Luſt und Scherzen,
Die ein ſüſſes Lieben giebt.
Aber ſind ich Gram und Schmerzen;
Wohl! ſo hab ich ausgeliebt.

An den Maler.

Wer entwirft in klugen Bildern
Mir die Göttin, die mich führt?
Wer wird mir die Liebe ſchildern,
Die in meiner Bruſt regiert?

Maler, nimm die Kunſt zuſammen,
Miſche Dunkelheit und Licht:
Gieb ihr Pfeile; gieb ihr Flammen,
Und vergiß der Flügel nicht.

Hüte dich, daß ihre Wangen
Kein betrübter Zug verſtellt;
Mal auf ihnen ein Verlangen,
Das mit Lachen ſich geſellt.

Laß ſie tanzen; laß ſie ſingen,
Doch nicht frech, nicht wie ein Kind;
Und noch eins vor allen Dingen,
Male mir ſie ja nicht blind.

Hundert Augen laß ſie ſchmücken,
Deren jedes wacht und ſieht,
Damit ja ſo vielen Blicken
Nichts von Chloris Reiz entflieht.

Wahrſagung aus dem Caffee.

Aus des Caffee trüben Reſte
Thue bey jenem frohen Feſte,
Phyllis, dir ein kühner Mund
Tauſend Glück im Lieben kund.

Unerfahren in den Sachen,
Mußt ich der Prophetin lachen,
Denn wenn es dem Glück gefälle,
Kömmt es wohl unangemeldt.

Doch das Glücke ließ mich hören:
Würd ich ſonſt an nichts mich kehren,
Gäb ich dennoch hier erfreut,
Was man Gutes prophezeyht. *

* Die lächerliche Erfindung aus dem Caffee wahrzuſagen, war damals in der höchſten Mode, und dieß Lied iſt durch ein wirkliches Unternehmen von dieſer Art veranlaßt.

Wahrzeichen der Liebe.

Daß Damon Chloris liebe,
Verläugnet zwar ſein Mund:
Doch ſeines Herzens Triebe
Thut Stirn und Auge kund.

Er irrt an ſtillen Orten,
Bald frölich, bald betrübt.
Dieß ſagt, trutz Damons Worten,
Daß Damon Chloris liebt.

Daß ich die Chloris liebe,
Bekennt die Zunge zwar:
Doch leg ich meine Triebe
Durch keine Blicke dar.

Durch ſcherzendes Vergnügen
Mach ich, daß jeder ſpricht:
Dein Auge kann nicht lügen.
Nein, du liebſt Chloris nicht.

Der hartnäckige Dichter.

Ich will dich nicht mehr hören!
So ſchrecket Chloris mich.
Ich kann dich nicht mehr hören!
Warum bemühſt du dich!
Jedoch vor ihrem Wehren;
Vor ihrem ſtolzen Wehren
Schweigt meine Leyer nicht.
Wenn Chloris nicht will hören:
Will ich euch, Bäume, lehren,
Euch Felder will ich lehren,
Ich will euch, Vögel, lehren,
Was meine Liebe ſpricht.

Der gefangne Vogel.

Ich Vogel bin gefangen,
Und ſehe keinen Wald;
Doch ſind ich nach Verlangen
Den ſchönſten Aufenthalt.

Ich hüpfe ſonder Sorgen
Im Kefich hin und her:
Und fürchte nicht, wenn morgen
Für mich kein Futter wär.

Mein Lied laß ich ertönen,
Wie mich mein Trieb gelehrt;
Und bin von holden Schönen
Nicht ohne Luſt gehört.

Doch wenn mich einſt das Glücke
In meine Freyheit ſetzt:
Eil ich vergnügt zurücke,
Wo mich der Wald ergötzt.

Die Krankheit.

Krankheit drückt die matten Glieder.
Eine Gottheit ſtärkt mich wieder.
Freude, Scherz, Caffee und Ruh
Schickt ſie mir als Aerzte zu.

Meine Krankheit iſt vergangen.
Neue Dicke ſchwellt die Wangen.
Neues Feuer, neue Krafe
Schleicht ſich durch der Adern Saft.

Komm, erquicke mich, o Liebe!
Beſſer iſts, von deinem Triebe,
Als von harter Krankheitspein,
Mager, blaß und träge ſeyn.

Augen, deren muntre Schwärze
Pfeile nach den Herzen ſchießt.
Solch ein Mund, der nie dem Scherze,
Oft den Küſſen ſich verſchließt.

Wangen, wo die Freude ſchwebet,
Und das Lacheln Grübchen gräbt.
Schönheit, die ein Geiſt belebet,
Den Verſtand zum Himmel hebt.

Wo aus redenden Geberden
Anmuth, Witz und Freyheit lacht.
Die nur braucht geſehn zu werden,
Daß gleich Freud und Luſt erwacht.

Die Vertreiberin der Schmerzen,
Immer ihres Siegs gewiß; —
Solch ein Bild gefällt dem Herzen;
Liebe, doch wo find ich dieß?

Uebersetzung
der 14ten Ode des Anakreon.
An die Liebe.

Endlich, endlich will ich lieben.
Amor hat mich längst getrieben,
Doch mein Geist war so verhört,
Daß ich ihn nicht angehört.

Drum kam er mit seinem Bogen
Gleich auf mich herzugeflogen,
Mit dem Köcher angethan,
Bot er mir den Zweykampf an.

Sein Begehren zu erfüllen,
Rüstet ich mich gleich Achillen,
Schild und Spieß in meiner Hand,
Wagt ich kühnen Widerstand.

Wenn er schoß, floh ich in Eile,
Und ihm fehlten schon die Pfeile,
Als er selber auf mich sprang,
Und mir bis ins Herze drang.

Aller Muth muß nun verrauchen,
Und den Schild kann ich nicht brauchen;
Denn was hülf ein äußrer Streit,
Da er mir von innen dräut?

Aſträa.

Seh ich einſt Aſträens Wangen;
Seh ich dieſe Haare prangen;
Haare, ſchwärzer als die Nacht,
Wangen, wie des Purpurs Pracht;

Seh ich dieſe kurzen Glieder,
Dieſe muntern Augenlieder,
Augen, deren edles Licht
Vieler Herzen Hochmuth bricht;

Seh ich dieſe leichten Tritte,
Dieſen Flug der gleichen Schritte,
Der, nach alter Zeiten Wahn,
Eine Göttin kund gethan;

So reizt mich ein Zug von innen
Und Bewundrung rührt die Sinnen;
Doch das Herz ſagt mir dabey:
Denk, daß Chloris freundlich ſey.

Gesang der Vögel.

Meynest du, die Nachtigallen
Würden dir so schön gefallen,
Wenn den Ton, der dich bewegt,
Nichts, als Itys* Tod, erregt?

Ihr Gesang zeigt andre Triebe;
Und ihr Lied ist: Liebe! liebe!
Liebe! ruft es ohne Ruh
Der begehrten Gattin zu.

Liebe läßt uns aus den Aehren
Tiefer Wachteln Stimme hören;
Liebe stimmt der Lerche Lied,
Wenn ihr Schwung die Erde flieht.

Liebe macht, daß in den Büschen
Sich der Vögel Töne mischen;
Lieb ists, deren Zauberkraft
Mehr, als Bacchus, Dichter schaft.

* Itys ist eine Person in der traurigen Geschichte der Philomela. Er ward, nach der Sage der Poeten, aus Rache gegen seinen Vater Tereus von seiner eignen Mutter Procne und der Philomela umgebracht, aber auch von ihnen beständig bejammert, selbst, nachdem beide Schwestern in Vögel verwandelt waren.

Der

Der Nebenbuhler.

Als Damon Chloris liebte:
So war auch ich entbrannt,
Und weis, wie michs betrübte,
Wenn Damon überwand.

In ihrer Bruſt zu ſiegen
Wünſcht ich zwar mir allein:
Doch wollt ich im Vergnügen
Nicht unbeneidet ſeyn.

Dich kränkts, ihn zu verlieren.
Nun Chloris! Lebe wohl!
Ein Herz muß andre rühren,
Wenn es mich feſſeln ſoll.

Der Caffee.

So oft ich Caffee trinke,
So wallt mein reges Blut.
Wenn dann die heiſſen Wangen
Mit muntrer Röthe prangen:
Fühlt meine Chloris neue Glut.

So oft ich Caffee trinke,
Erwacht der kühne Geiſt;
Ihm glückts, in ſtolzen Bildern
Die Schönen ſo zu ſchildern,
Daß ſie einſt noch die Nachwelt preiſt.

So oft ich Caffee trinke,
Verweilt zwar meine Ruh;
Doch ſie erſetzt ihr Säumen,
Gar bald mit ſüßen Träumen,
Und hält die Augen feſter zu.

Zweifelhafte Liebe.

Wem erzähl ich meine Triebe?
Wer entſcheidet, ob ich liebe;
Oder, ob man beſſer ſpricht:
Thyrſis, nein! du liebeſt nicht?

Ich bin itzt nicht mehr entzücket,
Wenn mein Aug auf Chloris blicket;
Und mit ſeufzender Begier
Irr ich itzt nicht mehr nach ihr.

In den tiefverlornen Sinnen
Werd ich nicht ihr Bildniß innen;
Auch kein girrendes Gedicht
Preiſt ihr freundlich Angeſicht.

Nicht im Träumen, nicht im Wachen
Reizet mich ihr lieblich Lachen.
Nur beſtrebet meinen Sinn,
Daß ich eiferſüchtig bin.

Die Weinleſe.

Von des Schlafes Arm umgeben,
Sah ich jüngſt mein Vaterland,
Wo ich die gebeugten Reben
Schwer von reifen Trauben fand.
Unter einer Schaar von Schönen
Erndtet' ich den ſüſſen Wein
Bey noch ſüſſern Küſſen ein,
Und ich pries, mit frohen Tönen,
Munter, hüpfend, voller Scherz,
Wein und ein vergnügtes Herz.
Mit mir prieſen alle Schönen
Munter, hüpfend, voller Scherz,
Wein und ein vergnügtes Herz.

Die hohe Galathee.

Nach der ſchönen Galathee
Blick ich, wo ich weis und kann.
Strakt ſie mir gleich aus der Höhe;
In die Höh ſeh ich hinan.

Dieſe Länge ſtolzer Glieder
Meß ich heimlich und entzückt.
Doch die Augen ſchlag ich nieder,
Wenn ſie ſelber auf mich blickt.

Ich verſuche zu verſtecken,
Was mein Auge ſich erkühnt,
Das, wenn es die That will decken,
Selbſt ſich zum Verräther dient.

Galathee auf dem Lande.

Galathee, die die Stadt,
Um vielleicht in dieſen Gründen
Ruh und Luſt verknüpft zu finden,
Kurze Zeit verlaſſen hat,
Kömmt, in dieſen ſtillen Triften
Tauſend Unheil anzuſtiften.

Anmuth, Munterkeit und Scherz
Folgt verſtohlen ihren Schritten;
Aber vor den ſtolzen Tritten
Zeigt ſich Unruh, Leid und Schmerz,
Welche, ſeit ſie angekommen,
Ihren Platz bey mir genommen.

Liebe im Munde.

Starke Liebe! zürne nicht,
Wenn oft meine Saiten lügen;
Und mein Herz von deinen Siegen
Nicht, wie meine Lippen, ſpricht.

Halb bin ich dein Unterthan;
Denn der Mund kennt deine Triebe,
Denn der Mund ſagt, daß ich liebe,
Blos damit ich dichten kann.

Nur wenn deine Hand es giebt,
Kann ich dir mich ganz verpflichten;
Und mein Herz wird endlich dichten,
Um zu ſagen, daß es liebt.

Liebe im Herzen.

Eine Glut, die ich nicht kannte,
Thaten meine Lippen kund:
Und obgleich das Herz nicht brannte;
Brannte doch der leichte Mund.

Aber die verlachte Liebe,
Der dieß Scherzen nicht gefiel,
Unterbrach die falſchen Triebe
Und dieß lügenhafte Spiel.

Sie gebot dem Munde Schweigen,
Und dem Herzen gab ſie Glut.
Wahre Flammen wollte ich zeigen:
Aber da gebrach der Muth.

Wozu ſoll der Mund nun taugen?
Meine Sprach iſt zitternsvoll,
Und entfliehet in die Augen,
Wenn die Zunge reden ſoll.

Göttinnen.

Nicht von alten Götternamen,
Von Saturns und Rheens Samen;
Nicht vom Phöbus göldnen Schein
Soll mein muntres Lied ertönen;
Meine Göttinnen allein
Sind die Lieb und meine Schönen.

Troſt für eine kurze Schöne.

Aſträe kam zur Liebe
Und brach in Seufzer los:
Ach Liebe! holde Liebe!
Warum bin ich nicht groß?

Ach! ſiehſt du nicht Celinden,
Die über Männer reicht?
Wer preiſet nicht Celinden?
Weil ſie den Cedern gleicht.

Die Liebe ſprach: Aſträe!
Was wünſcheſt du dich groß?
Geliebteſte Aſträe!
Beneid kein fremdes Loos.

Die Länge ſtolzer Glieder
Iſt zwar nicht ohne Pracht:
Doch kurze zarte Glieder
Sind, was euch artig macht.

Laß andre nur gefallen
Durch groß und männlich ſeyn.
Du wirſt noch mehr gefallen;
Sey du nur ſchön und klein.

An die Liebe.

Wegen Chloris und Astraen
Will ich zu der Liebe flehen,
Daß, eh dieser Lenz entrinnt,
Sie zur Rettung deiner Ehre,
Göttin, deine Glut entzündt,
Die nun sie auch lieben lehre.
Denn daß sie geliebet sind,
Das bedarf nicht deiner Macht;
Ohne daß sie drauf gedacht,
Haben sie es selbst gemacht.

Gleichniſſe auf die Liebe.

Meine Liebe gleicht der Schwalbe,
Die zwar ihre Wohnung flieht;
Aber immer wiederkehret,
Und von neuem ungeſtöret
Ihr gewohntes Neſt bezieht.

Meine Liebe gleicht der Bäume
Unbeſtändig grünem Haupt.
Hat der Froſt es gleich entblöſſet;
Wenn der May das Eis zerflöſſet,
Steht es wiederum belaubt.

Meine Liebe gleicht dem Schatten,
Der ſich auf den Boden malt!
Mit des Lichtes Scheine ſchwindet;
Mit dem Licht ſich wiederfindet,
Wenn ſein Glanz von neuem ſtralt.

Bald verliebt, bald frey von Ketten,
Dieſer bald, bald der verpflicht:
Bald voll Scherz, und bald voll Klagen,
Weis mein Herz es nicht zu ſagen,
Ob es liebet, oder nicht.

Der rauhe Mund.

Zwar man ſagt: Du ſollſt nicht küſſen,
Thyrſis, denn du ſolteſt wiſſen:
Dein verbrannter trockner Mund
Macht der Schönen Wangen wund.

Doch die Kraft von meinem Munde,
Ob ich heil, ob ich verwunde,
Ob er Weh bringt, oder Luſt,
Iſt mir ſelber unbewußt.

Mich zum Küſſen anzulocken,
Schuf ihn die Natur ſo trocken,
Daß ich ihn durch manchen Kuß
Täglich neu erfriſchen muß.

Der Name.

Als man dich zur Welt gebohren:
Hieß man dich Eleonoren;
Doch die Liebe ſprach dabey:
Munter unter Scherz und Freuden;
Frey und artig, doch beſcheiden;
Freundlich, lebhaft in Geberden;
Wie mag dieß genennet werden,
Daß ihr Nam ihr ähnlich ſey?

An die Nachteule.

Eule, Königin der Nacht,
Die du ſamt den Fledermäuſen
Manches Herz in Furcht gebracht;
Wenn bey ſtillen Liebesreiſen
In der Nacht dein Unglücksflug
Gram und Schrecken mit ſich trug.

Ach daß nie dein Klaggeſchrey
Meines Freunds beſtürzten Ohren
Ein Prophet des Unglücks ſey,
Wenn er nach Eleoneren,
Da dein Flug die Luft durchſtreicht,
Seufzend durch die Gärten ſchleicht.

Frohe Zurückunft.

Jäger kennt man an den Zweigen,
Die ſie auf den Hüten zeigen,
Wenn der Wälder grüne Pracht
Ihnen ſüße Luſt gebracht.

Und komm ich vergnügt zurücke
Von der Schönen holdem Blicke;
Macht der Wangen ſtiller Brand
Und mein Lächeln es bekannt.

Das Spiel.

Alſo konnt auf Idas Spitzen
Bey der Menſchen kühnem Streit
Einſt der Gott des Himmels ſitzen:
Der, von Gunſt und Haß befreyt,
Sieg und Fall bald hie bald da
Still und ruhig überſah:

Wie ich ſicher vor den Wettern
Bey des Glückes Schauplatz ſaß,
Und zum voraus in den Blättern
Beider Theile Schickſal las;
Wie durch ein verwegnes Spiel
Dieſer ſiegte, jener fiel.

Deiner Karten hartes Glücke
War mir zum voraus bewußt.
Chloris, ich ſah dein Geſchicke,
Und mich kränkte dein Verluſt.
Aber ach! des Schickſals Lauf
Hält auch Jupiter nicht auf.

Der blöde Dichter.

Die Nachtigall läßt ohne Scheu
Vor hundert andern Nachtigallen
Die angenehme Stimme ſchallen;
Vor Lerchen ſingt die Lerche frey.

Doch will ich nur vor Phyllis ſingen;
(Wie kömmts? Wer ſaget mir, warum?)
Die Leyer ſcheut ſich, zu erklingen;
Die Lippen zittern, und ſind ſtumm.

Auf Irenen.

Schönheit ſah ich, die entzündet,
Schönheit, die man fern empfindet,
Schönheit, welche nah gefällt;
Schönheit, die mit Ehrfurcht rühret,
Muntre Schönheit, die verführet,
Und doch Ernſt mit Huld geſellt.

Augen, welche lebhaft brannten,
Augen, die ſich ſittſam wandten,
Freundlich, reizend, doch geſetzt;
Blicke, die nicht ſcherzend ſpielten,
Blicke, die nach mir nicht zielten,
Aber die mich doch verletzt.

Viel ſah ich in einem Leibe,
Viel, das ich entzückt beſchreibe,
Viel, was ich nicht ſagen kann.
Unter Schönen, unter Dingen,
Die ſonſt tauſend Augen fiengen,
Sah ich nur Irenen an.

Lieder

auf ſchöne Melodien,

zu denen vorhin ein ſchlechter deutſcher Text

geſungen ward.

Denken, und ſtets vergnügt
Nehmen, was mit uns der Himmel verfügt;
Ferne von Pein,
Und ſorglos zu ſeyn;
Dieß Geſchick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet ſein Liebling zu ſeyn.

Leben, und in der Zeit
Alles genießen, was weislich erfreut:
Ein offnes Herz
Zu Freuden und Scherz;
Dieß Geſchick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet ſein Liebling zu ſeyn.

Lieben, und ohne Reu
Niemals empfinden, was Schuldigkeit ſey;
Ohn Ueberdruß
Beglückter Genuß;
Dieß Geſchick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet ſein Liebling zu ſeyn.

* * *

Mein Mann will nicht; ich darfs nicht wagen.
Ich muß nur immer ernſthaft ſeyn.
Ich darf nichts aufgeräumtes ſagen,
Und was man ſaget, nicht verſtehn.
Den Mund zu ſpitzen
Und ſtill zu ſitzen
Läßt auch nicht fein.
Er kanns nicht hören.
Wer wird mirs wehren?
Itzt darf ich doch wohl freundlich ſeyn.

Mein Mann will nicht; ich ſoll nicht ſpielen,
Das Tanzen iſt nur Eitelkeit;
Durch Singen lernt man Liebe fühlen,
Durch Luſtigſeyn vergeht die Zeit. —
Was gehts die Jugend
Die ſtrenge Tugend
Der Alten an?
Die Männer müßen
Nicht alles wißen.
Mich dünkt, daß ich wohl ſpielen kann.

Mein Mann will nicht Geſellſchaft haben.
Es nützet nichts, und koſtet Geld.
Ich muß mich lebend ſelbſt begraben
Aus Furcht vor der verkehrten Welt.
Doch was thut immer
Ein Frauenzimmer
So ganz allein?
Er liegt im Neſte,
Und ſchläft ſchon feſte. —
Herr Nachbar! komm er nur herein!

Kleinigkeiten.

Vorbericht.

Unter den Handschriften finden sich noch einige poetische, aber unvollendete Uebersetzungen, als einzelne Scenen aus dem Shakespear, Maffei und Metastasio, welchen, ob sie gleich an sich für gute Uebersetzungen gelten können, kein Platz in dieser Sammlung zu gehören schien. Eben dieses Urtheil muß ich vom IV Buche des Virgil vom Landbaue fällen, welches er ganz in gereimten Versen übersetzt, und worauf er ehemals vorzüglichen Fleiß angewendet zu haben scheint, indem zwo stark von einander abweichende Uebersetzungen vorhanden sind. Aber keine von beiden ist so glücklich gerathen, daß sie seiner Elektra des Sophokles an die Seite gesetzt werden könnte. Denn beides die erste Arbeit und die nachfolgende Verbeßerung sind Werke seiner frühen Jugend. Hier sind indeßen noch einige kleine Fragmente, die mir artig genug vorgekommen sind, um unter dem Titel Kleinigkeiten ihre Stelle zu erlangen.

Aus der folgenden einzelnen Scene läßt sich schließen, daß das ganze Stück, zu dem sie gehört, unterhaltend gewesen seyn würde; und sie giebt schon an sich selbst eine ganz komische Abbildung von einem verzogenen Kinde.

Die

Die gröſßte Verwegenheit.

Erſter Auftritt.

Hebline. Nanette.

Hebline.

Nanette, komm! Mein goldnes Engelskind!
Mein kleines Herzchen! komm, mein Puppchen!
komm geſchwind!

Nanette.

Was rufen Sie, Mama? Ach! Wie Sie mich erſchrecken!

Hebline.

Ich habe dir was neues zu entdecken.

Nanette.

Ich dachte, es gieng ein Unglück vor.
Sie ruften ja ſo laut. Mir klinget noch das Ohr.

Hebline.

Du armes Kind! Doch laß dir nur erzählen . . .

Nanette.

Sonſt nichts? Ich bin darum vom Nachttiſch weggerannt.
Mein Kopfzeug iſt verderbt, und mein Toupee verbrannt.

Hebline.

Du armes Kind! Doch laß dir nur erzählen.
In diesem Briefe les ich was . . .

Nanette.

Sehn Sie mich an. Sehn Sie, ich bin ganz blaß.

Hebline.

Du armes Kind! was sollte dir denn fehlen?

Nanette.

O ja! genug. Mir thut der Kopf so weh.

Hebline.

Du armes Kind! Das macht wohl dein verbrannt Toupet.

Nanette.

Sehn Sie denn nicht? Mir zittern alle Glieder.

Hebline.

Ich seh es! Ach komm gleich, und setze dich hier nieder.

Nanette.

Ach nein! Ich will zu Bette gehn.
Ich kann nicht mehr auf meinen Füßen stehn.

Hebline.

Ach nein, mein Herzchen! Nein! Du englische Nanette!
Nur heute bleib gesund, und leg dich nicht zu Bette.

Nanette.

Ja! hätten Sie mich nur nicht so erschrecke.

Hebline.

Sey heut ein bischen aufgeweckt!

Nanette.

Ich kann ja nicht.

Hebline.

Du mußt dich zwingen.
Du kannst ja sonst so artig seyn;

Du lächelſt ja ſo hübſch; du ſcherzeſt ja ſo fein;
Du nimmſt mir ſonſt das Herz ganz ein.

Manette.

Doch heut iſt nichts aus mir zu bringen.
Ich bin nicht aufgeräumt.

Hebline.

Hör mich nur erſtlich an.
Ich weis ſchon was, das dich ermuntern kann.
Sylvander kömmt zu uns.

Manette.

Soll der mich munter machen?

Hebline.

Du pflegſt ja ſonſt gern über ihn zu lachen.

Manette.

Der alte Kerl! Ich kann ihn nicht erſehn.
Er kann nur wieder hin nach ſeinem Feldbau gehn.

Hebline.

Er wird dir ſchon die Zeit vertreiben.

Manette.

Nein! ich will heut alleine bleiben.

Hebline.

Er bringt uns ſeinen Sohn vom Lande mit herein.

Manette.

Sein Sohn? Das muß ein ſchön Geſchöpfe ſeyn.

Hebline.

Gewiß, ein ſchön Geſchöpf! Willſt du ihn ſehen?

Manette

Nein!

Hebline.

Ach sieh ihn doch, mein Kind; ich weiß, du wirst ihn loben.

Nanette.

Ich glaube, daß er viel zu loben an sich hat.
Er kömmt zum erstenmal vom Lande nach der Stadt.

Hebline.

Ich hab ihn recht für dich von Kind an aufgehoben.

Nanette.

Für mich, Mama?

Hebline.

Mein Schätzchen, ja! für dich!

Nanette.

Ich danke sehr dafür. Sie sorgen schön für mich.

Hebline.

Ich hab ihn recht für dich erziehen lassen.
Er ist der munterste, gesundste, schönste Mann,
Den man im Lande finden kann.

Nanette.

Eh ich ihn seh: so muß ich ihn schon hassen.

Hebline.

Nun! was hat er dir denn gethan?

Nanette.

Die Hofnung dürfen Sie nur gleich im voraus fassen,
Daß der gesunde muntre Mann
Mich übelaufgeräumt und todtkrank machen kann.

Ich will nichts sehn, nichts hören.
Bringt mir nur niemand vors Gesicht!
Mein Eigensinn mag mich beschweren.
Den haß ich, wer ihn sucht zu stören;
Und was man will, das will ich nicht.

Ich

Ich ſeh nicht, was mich qvälet;
Doch qvält mich dieß und das.
Ich weis nicht, was mir fehlet.
Genug, mir fehlet was.

Ich will nichts ſehn, nichts hören.
Bringt mir nur niemand vors Geſicht.
Mein Eigenſinn mag mich beſchweren.
Den haß ich, wer ihn ſucht zu ſtören;
Und was man will, das will ich nicht.

Auf
den Geheimbden Rath
Johann Gottlob Heineccius.

Gebote der Natur! Gebote kluger Staaten!
So wie er euch gelehrt, so hat er euch erfüllt.
Der Aechte Prieſterthum erſchien in ſeinen Thaten,
Und der Geſetze Buch war ſeines Lebens Bild.
Ihr Schriften dauert nur! Laßt ſeinen Namen leben!
Ihr Werke ſeines Geiſts, zeigt ihn der fernen Zeit!
Doch wißt, ihr könnt ſein Bild der Welt nicht völlig geben.
Das wenigſte von ihm raubt ihr der Sterblichkeit.

* * *

Der Menſchen beſter Schmuck, das edelſte der Seelen,
Die Schönheit, welche noch im Himmel Schönheit bleibt;
Die Tugend kann ſich ſelbſt der Nachwelt nicht erzählen,
Ob die Gelehrſamkeit ſich gleich ein Denkmal ſchreibt.
Wahr iſts; was hier nicht lebt, iſt drum nicht ganz verdorben.
Den Himmel ſelber ſchmückt der ächten Tugend Zier.
Sie iſt zwar nie ſich ſelbſt, doch bald der Welt geſtorben,
Und wenn ſie dort ſchon glänzt, verlöſchet ſie doch hier.

Glückliches Alter der Liebenden.

Zwey Herzen, die bey Luſt und Leide
Verknüpft ihr graues Haar erlebt,
Wo allzeit nach des Einen Freude
Des andern Liebe ſich beſtrebt,
Wo durch die Reih von langen Tagen
Ein Trieb geherſcht, und nur Ein Sinn;
Sind Stützen, die einander tragen.
Wer Eine fällt, reißt beide hin.

Ihr Umgang läßt ſie nicht ermatten,
Macht Arbeit ſchön, und Sorgen leicht;
So bald ein Wort des treuen Gatten
Die Schläfrigkeit vom Auge ſtreicht;
Wenn kluge Huld und zärtlich Rathen,
Und ſelbſt im Alter Munterkeit
Dem Gatten Luſt zu ſchweren Thaten,
Und zum Vollführen Kraft verleiht.

* * *

Wie ſchön iſts, wenn von alten Zungen
Der Jugend muntres Feuer ſpricht!
So reizend, männlich, ungezwungen
Ergötzt der Jugend Lachen nicht.
Erfahrung giebt hier die Gedanken,
Und muntrer Witz den Ausdruck her;
Als ob in Einer Laufbahn Schranken
Das Alter und die Jugend wär.

Urtheile der Welt.

Man tadelt oder lobt, und richtet kühn die Welt,
So daß die Leidenſchaft die falſche Wage hält:
Und wenn die Schale nicht ſich ihr nach Willen ſenket,
Zur Wahrheit ein Gewicht erdachter Lügen henket.
O Misbrauch, welcher Lob und Tadel kraftlos macht,
Und manches Herz verführt, daß es der Ehre lacht.

Muſik.

Die zaubernde Muſik ſagt mit beredten Tönen
Zwar Freude, Traurigkeit, Furcht, Hofnung, Liebe, Sehnen;
Nie aber hat die Kunſt noch einen Ton erdacht,
Der gnug die Dankbegier der Herzen kundbar macht.

Irene.

Irene.

Stille Ruh gelaßner Triebe
Nimmt uns an Irenen ein;
Möche ihr Geiſt nur in der Liebe
Nicht auch zu gelaſſen ſeyn!

Tugend und Glück.

Die Tugend, die ihr Eifer leitet,
Daß ſie auf edeln Wegen tritt,
Geht, wenn ſie Ehr und Glück begleitet,
Die ohne Bahn mit zwiefach ſchnellern Schritt.

Vaterliebe.

Vergnügter Lohn der Aeltern liebe!
O süßer Sorgen süße Frucht!
Ein Vogel folgt dem zarten Triebe,
Und nähret mit Freuden seine Zucht.
Doch weder Storch noch Taube bauen
Den Kindern ein gewißes Nest.
Der Mensch nur kann sie glücklich schauen,
Eh er sie aus den Armen läßt.

Hiſtoriſche
Abhandlungen.

Vorbericht.

Auch folgende beide hiſtoriſche Aufſätze ſchienen unter den Papieren meines ſeligen Bruders des Druckes würdig zu ſeyn, und beſonders in dieſem Bande, worin der Scherz und die Frölichkeit ſo viele Blätter einnehmen, eine anmuthige und nützliche Abwechſelung zu machen. Es ſind ſonſt auch von ihm Gedanken über den Charakter Kaiſer Conrad III vorhanden, die aber, einige wohlausgearbeitete Stellen ausgenommen, zu viel von einer jugendlichen Uebung an ſich haben; und über die älteſte Abſtammung des glorreichen Hauſes Oldenburg, deren Bekanntmachung ich einer andern und beqvemern Gelegenheit vorbehalte.

Was hier von der Achtserklärung Heinrich des Löwen geſagt iſt, wird, ob es gleich dieſe Materie nicht ganz erſchöpft, vieles beytragen, die zwey Bücher des Heldengedichts verſtändlicher zu machen.

Die Abhandlung über einen beſondern Fall in der Caſtilianiſchen Thronfolge iſt kurz vor dem Tode des Verfaſſers geſchrieben. Sie war für ein Journal beſtimmt, das er

zu unternehmen gedachte, und worin witzige und hiſtoriſche Sachen abwechſeln ſollten. Dieſe Abhandlung erweiſt einen beträchtlichen Fehler, den ein berühmter Geſchichtſchreiber, vermuthlich blos aus Nachläßigkeit, begangen. Da es anitzo mehr als jemals Mode iſt, ausführliche Werke zu ſchreiben, zu überſetzen und zu leſen, welche die Geſchichte eines ganzen Reichs zuſammen faßen, und ſich deſto weniger um kleinere und zuverläßigere Schriften der Zeitgenoßen zu bekümmern, ſo kann ein ſolches Beyſpiel etwas beytragen, die nöthige Behutſamkeit bey dem Gebrauche ſolcher großen Werke einzuflößen, die nicht immer mit gleicher Treue und gleichem Fleiße geſchrieben ſind.

Gedanken
über die Achtserklärung
Heinrichs des Löwen.

Es giebt in Rechtsſachen eben ſowohl, als bey den Kriegen, andre Urſachen, warum man einen Proceß anſpinnet, und andre Urſachen, welche man äußerlich vorwendet. Inſonderheit wenn ſich Staatsabſichten miteinſchleichen, und wenn die Gerechtigkeit über einen Staatsmann zu urtheilen oder einen Handel unter den Großen zu ſchlichten hat; ſo ſieht man nicht allein, daß angeſehene Miniſter einer andern Urſache wegen gerichtet, und aus ganz andern Bewegungsgründen geſtrafet werden; ſondern man ſieht auch unter freyen Fürſten, die in gewiſſer Verbindung mit einander ſtehen, und noch einen Richter erkennen, daß die Staatsabſichten gleichſam die Seele ihrer Proceſſe ſind. Sie ſuchen ihre Rechte alsdann hervor, wenn ihnen dieſe entweder befehlen oder erlauben, ſich mit einem andern

Hauſe zu vereinigen. Sie proceſſiren um Eine Sache, damit ſie eine ganz andre erhalten mögen, die ſie ihrem Gegner auf keine andre Weiſe abzwingen können. Sie gehen in ihren Sachen hitziger oder kaltſinniger zu Werke, nachdem ſie es für bequem finden, von ihrem Gegner dieſe oder jene Gefälligkeit, die ſie ſuchen, zu erhalten. Ich ſage dieſes nicht deßwegen, als ob ich es überhaupt misbilligte. Denn wenn die Gerechtigkeit erſt eine Unternehmung gut heißet, ſo hat die Klugheit allerdings ſo dann das nächſte Recht, darüber befragt zu werden, und wenn niemand anders darunter leidet, entweder dieſelbe gar zu unterlaſſen oder ſie ſo zu führen, daß ſie uns in andern Dingen behülflich, wenigſtens nicht hinderlich ſeyn muß. Es iſt aber doch auch nöthig, ſo weit es die Ehrfurcht gegen die Großen zuläßt, dieſe Bewegungsgründe zu unterſuchen. Oefters läßt ſich daraus ein Verfahren rechtfertigen, welches zwar nicht mit der Gerechtigkeit, aber mit der Großmuth zu ſtreiten ſcheint. Oefters ſieht man unter dieſen heimlichen Urſachen etwas mehr, als bloße Bewegungsgründe, einen andern zu verfolgen; und ein Verbrechen des Gegners, welches größer iſt, als dasjenige, worüber man ihn anklagt, welches aber der Welt nicht füglich entdecket werden kann. Und dieſes rechtfertiget ſo gar zuweilen, was äußerlich eine Grauſamkeit zu ſeyn ſcheint. Oefters aber erfährt man auch daraus, welchen Leidenſchaften man es zuzuſchreiben hat, wenn man einen Großen unſchuldig befindet, und doch verurtheilt ſieht.

Wenn man auf dieſe Weiſe die Achtserklärung Heinrichs des Löwen unterſuchen, und nach den Geſetzen der Gerechtigkeit beurtheilen will; ſo findet man dreyerley beſonders zu erwägen: erſtlich die Urſachen der Verfolgung des

Kayſers

Kayſers gegen Heinrichen; hernach die Klagen, welche wider ihn angebracht worden; und endlich die Art, wider ihn zu verfahren; zumal da Heinrich auch dieſe letztere niemals für gültig erkennen wollen.

Wenn ich etwas zur Vertheidigung Heinrichs ſage; ſo thue ich, was viele große Männer gethan haben, denen die alten Geſchichte am meiſten bekannt geweſen ſind. Nicht allein die Niederſachſen haben aus dieſem Fürſten einen großen Helden gemacht; ſondern auch unter den Oberſachſen hat der Herr von **Bünau** in ſeinem **Leben Friedrichs des Erſten** ihm das Wort nicht wenig geredet. Unter den Alten finde ich ebenfalls eine große Hochachtung für Heinrichen; und diejenigen, welche ſeinen Fall erzählen, thun es meiſtentheils ſo behutſam, daß ſie denſelben weder recht noch unrecht zu ſprechen ſcheinen; außer daß **Conrad von Auersberg** die Dinge auf der übeln Seite vorſtellet. Unterdeſſen hat ein Obrer allezeit das Vorurtheil für ſich, daß er nicht ungerecht verfahren werde. Die billige Ehrfurcht, die wir gegen alle haben ſollen, die über andre geſetzt ſind, macht, daß wir öfters diejenigen auch ohne Schuld für ſchuldig erkennen, die von ihnen dafür erkannt worden ſind. Hierzu kömmt noch der Ruhm des Kayſers, welcher allerdings ſeinen großen Grund hat; und das Unglück Heinrichs, welches, wie das Unglück insgemein zu thun pflegt, inſonderheit neuere Geſchichtſchreiber auf die Seite ſeiner Gegner gezogen hat, daß ſie ihn eben deßwegen erniedrigen, weil er von dem Reiche verurtheilt und von dem Kayſer ſeiner Länder entſetzet worden.

Wenn ich nicht alles anführe, was hieher gehören könnte, und wenn ich nicht viel zu demjenigen hinzuſetzen kann, was bey den neuſten Geſchichtſchreibern ſchon angeführet worden: ſo wird man mir es zu gute halten, da es

eine gröſsre Beleſenheit, als die meinige, erfoderte, etwas in den Geſchichten zu finden, welches dieſen nicht ſchon bekannt geweſen wäre.

Dem Kayſer Friedrich muß man das zum Ruhme zugeſtehen, daß er alle ſeine groſse Einſicht und Tapferkeit angewendet, die Hoheit des deutſchen Reiches und der deutſchen Kayſer zum höchſten Gipfel zu bringen. Denn wer ſollte nicht gezwungen ſeyn, dieſes an einem Kayſer zu erkennen, welchem die Dänen * und Polen die Lehenspflicht abgeleget; welcher ſo viele Völker ſo oft nach Italien geführet, und die welſchen Städte, die in den Zeiten Conrad des dritten der kayſerlichen Oberherrſchaft entwohnet waren, wieder zu ihrer Schuldigkeit gebracht; welcher einem einzigen Pabſte, der ohne ſeinen Willen den Stuhl beſteigen wollte, drey Päbſte nach einander entgegen geſetzet; und welcher vielleicht nicht aufgehöret hätte, den Pabſt zu verfolgen, wenn der unglückliche Ausgang ſeiner Sachen und ſeine Uneinigkeit mit Heinrich dem Löwen ihn nicht gezwungen hätte, Friede zu machen. Es ſcheinet nicht ohne Grund, als ob er, dieſe ſeine Hoheit beſſer zu beſchützen, auch die Macht der deutſchen Fürſten, wenn ſie groß war, für gefährlich gehalten. Heinrich Stero ſagt, daß er eben deſswegen die Markgrafſchaft Oeſterreich von der Herrſchaft der bayeriſchen Herzoge losgemacht und noch einige andre bayeriſche Grafſchaften dazugeſchlagen, damit Bayern ins künftige ſich nicht ſo ſehr wider die Befehle der Kayſer auflehnen möchte, und daß dadurch die Macht der bayeriſchen Herzoge ziemlich geſchwächet worden.

Mehr

* Auf was für Art es von K. Waldemar I geſchehen ſey, und ob dieſe Handlung Kayſer Friedrichen wirklich zur Ehre gereiche, ſieht man am beſten aus dem wohl unterrichteten Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten, dem Saxo Grammaticus.

Mehr konnte Friedrich zu Anfang ſeiner Regierung nicht thun, wenn er nicht Uneinigkeit im Reiche haben, und den vornehmſten Endzweck, warum man ihn zum Kayſer erwählet hatte, nämlich daß er die Hohenſtaufen und Welphen vereinigen ſollte, aus den Augen ſetzen wollte. Er gab alſo Heinrichen Bayern, welches ſein Vater mit Sachſen zugleich beſeſſen hatte, obwohl etwas geſchwächet, wieder, und er erhielt dadurch alles, was er, und das Reich ſuchen konnte. Da er auch Einmal Heinrichen zum mächtigen Herzoge machen mußte; ſo bediente er ſich ſeiner Macht, ſo gut er konnte, und ſie war ihm inſonderheit in ſeinen italiäniſchen Zügen von groſſer Hülfe. So lange der Kayſer auch noch keinen erwachſenen Sohn und an Heinrichen einen ſo nahen Anverwandten hatte; ſo miſchte ſich in alle dergleichen Handlungen viel Güte gegen Heinrichen und zugleich die Betrachtung, daß dieſe Gröſſe Heinrichs nach ihm dem kayſerlichen Anſehen ſelbſt nützlich ſeyn könnte, nachdem er den Heinrich nach Herzog Friedrichen von Franken, Conrads des dritten Sohne, zu ſeinem Nachfolger auserſehen hatte. Dieſe letztern Gedanken mußten ſich natürlicher Weiſe verändern, da Friedrich Prinzen aufwachſen ſah, welche allem Anſehen nach ſein Geſchlecht nicht ſo bald untergehen laſſen würden. Und Friedrich mußte nunmehr am allermeiſten darauf denken, wie er es ſo weit brächte, daß er ſeinen Kindern nicht einen gefährlichen Widerpart an demjenigen hinterließ, den er vorher ſelbſt zu ſeinem künftigen Nachfolger beſtimmt, und ihm dadurch mehrere Luſt zur Krone gemacht hatte. Durch dieſe Ueberlegung mußte es nothwendig geſchehen, daß Friedrich in ſeiner Aufführung gegen Heinrichen nunmehr ganz andern Gründen folgte, und daß er erſt ſich ſeinem fernern Wachsthume entgegen ſetzte, und hernach

auch ein Auge darauf richtete, wie er ſich ſeiner Lande, wenigſtens nach ſeinem Tode, verſichern möchte, welches alles die erſte Uneinigkeit zwiſchen dieſen beiden Helden veranlaßte.

Was die Gemüthsbeſchaffenheit Heinrichs betrifft, ſo kann man ſich die Abbildung davon nicht vortheilhafter machen, als Radewich ſie gemacht hat, deſſen Endzweck doch eigentlich iſt, Friedrichs Thaten zu beſchreiben. „Der „Herzog von Sachſen und Bayern, ſagt er, hatte in ſei„ner erſten Jugend Vater und Mutter verloren. Als er „heranwuchs; ſo befond er ſich ſehr ſtark an Kräften; er „hatte eine überausvortheilhafte Geſichtsbildung; das „ſtärkſte an ihm aber war ſein Geiſt. Er ließ ſich nicht „durch Ueppigkeit und Trägheit verführen; ſondern reiten, „nach dem Ziele ſchieſſen, mit ſeinesgleichen um die Wet„te laufen, dieß waren ſeine Beſchäftigungen, wobey er „ſich ſo bezeigte, daß er an Ruhme alle ſeinesgleichen „übertraf, und dennoch bey allen beliebt war. Seine „größte Sorgfalt gieng auf die Beſcheidenheit, auf den „Wohlſtand, inſonderheit aber auf ein ſtrenges Weſen. „Er bemühte ſich die Tapfern in der Tapferkeit, die Be„ſcheidnen in der Beſcheidenheit, und die Mäſſigen in der „Mäſſigkeit zu übertreffen. Er wollte lieber rechtſchaffen „ſeyn, als ſcheinen. Je weniger er alſo nach Ruhme „ſtrebte: deſto mehr erlangte er ihn. Bey allen rühm„lichen Handlungen ſuchte er das meiſte Gute zu thun, „und das wenigſte von ſich zu reden. Kurz, ſeine Tugend „war, ſo weit wir uns nur erinnern können, ſo hoch über „alles erhaben, daß es ſcheint, als ob in dieſem berühmten „Manne unſre Zeiten ihren Cato gefunden hätten.

Man kann aus dieſer Beſchreibung wenigſtens die Hochachtung ſehen, worinnen Heinrich zu ſeinen Zeiten geſtan-

ſtarben, und wenn man glauben will, daß der Grad ſeiner Vollkommenheiten von dem Geſchichtſchreiber erhöhet worden; ſo wird man doch wenigſtens nicht das Herz haben, zu ſagen, daß ſie ganz erdichtet ſind. So viel iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Strengigkeit ſeinen Hauptcharakter ausmachet, und daß dieſelbe, da ſie ihm von Natur eingepflanzet war, durch ſeine beſtändigen Kriege noch vermehret worden. Er wollte niemals eine Sache durch Gefälligkeiten erwerben, von der er glaubte, daß man ſie ihm ſchuldig wäre, wie er es unter andern ſelbſt in ſeinem Unglücke bewies, da er des Kayſers Verzeihung nicht mit fünftauſend Mark Silbers erkaufen wollte, und da er hernach lieber ins Elend gehen, als ſich mit zweifelhafter Hofnung, ſeine Länder wieder zu erlangen, in den Kreuzzug begeben wollte. Er ſtrafte ſeine Feinde allezeit auf das härteſte, und er war in keiner Sache dem Cato ähnlicher, als darinnen, daß er die Gerechtigkeit allezeit auf das höchſte treiben wollte. Hierzu kömmt noch, was Meibom von ihm ſaget. Ich weiß zwar nicht, woher er es genommen; aber ſein Eifer, Gutes von Heinrichen zu ſagen, überredet mich, daß er ihm nicht zu nahe geſprochen haben wird. Er ſagt: „Heinrich konnte von Natur nichts we„niger, als Beſchimpfungen verdauen. Seine Augen „funkelten; er glühte und ſein ganzer Leib zitterte vor „Zorn, wenn ihm etwas dergleichen wiederfuhr, ſo daß man „auch dieſer Urſache wegen ſagen kann, er ſey mit Recht „der Löwe genennet worden.

Man fodert zuviel, wenn man haben will, daß ein Herzog des deutſchen Reiches allezeit, ſo wie der Kayſer, denken ſolle. Wenn dieſer letztere wünſcht, daß des erſtern Macht, wo nicht vermindert würde, dennoch nicht weiter anwüchſe; ſo denket der erſtere, wenn er auch noch

ſo uneigennützig iſt, auf die Vermehrung ſeiner Macht; und je aufrichtiger er den Endzweck hat, dieſelbe nicht zum Schaden, ſondern zum Nutzen des Kayſers und des Reichs anzuwenden; deſto mehr hält er ſich für beleidigt, wenn er daran, auch aus noch ſo guten und dem Reiche erſprießlichen Urſachen, verhindert wird. Die Abſichten der rechtſchaffenſten Leute können ſo zuſammenſtoßen, daß daraus nothwendig Uneinigkeiten entſtehen, und daß man nicht ſo leicht die Gränzen beſtimmen kann, wie weit dieſer oder jener Recht habe, weil jegliche Perſon nach den Regeln handelt, die ihr der Nutzen und das Aufnehmen ihres Standes insbeſondre an die Hand giebt. So ſehr alſo dem Kayſer Heinrichs Größe gefährlich vorkam; ſo ſehr ſuchte dennoch dieſer dieſelbe zu vermehren, und er ſorgte nicht allein für das Aufnehmen der Staaten, die er ſchon hatte, mit ausnehmendem Fleiße: ſondern er ſuchte auch noch mehrere an ſich zu bringen.

Nachdem ich alſo ſo viel von dem Charakter undden Abſichten Friedrichs und Heinrichs vorgebracht habe, als nöthig ſcheint, die Zwiſtigkeiten dieſer beiden Helden zu erklären: ſo komme ich nunmehr darauf, daß ich dieſelben von ihrem erſten Anfange erzähle.

Im Jahre 1160. hatte noch Friedrich den Herzog Heinrich, wo er etwa auf ſeinen Zügen in Italien das Leben einbüßen ſollte, zu ſeinem Nachfolger erkläret, nachdem er ſich erſt im Jahre 1156. mit ſeiner letzten Gemahlin, von welcher ſeine vier Prinzen geboren wurden, vermählet hatte. Im Jahre 1168. aber ward der erſte Grund zu der Verbitterung zwiſchen dem Kayſer und Heinrichen geleget.

Welf, Heinrichs Vaterbruder, war der Regierung in Toſcana und andern Ländern von Oberitalien überdrüſſig.

Er

Er wollte ſie Heinrichen überlaſſen; er foderte aber Geld von ihm. Es iſt merkwürdig, daß **Otto von St. Blaſio** ausdrücklich ſagt, es ſey auf das Eingeben unterſchiedner übler Rathgeber geſchehen, daß Heinrich ihm dieſes Geld hernach zurückgehalten, weil er geglaubt, Welf würde ohnedem bald ſterben. **Winkelmann** berichtet in dem Stamm- und Regentenbaume der Herzoge zu Braunſchweig-Lüneburg; es ſey deßwegen geſchehen, weil Herzog Welf ſehr frey und verſchwenderiſch gelebet. Unterdeſſen gab Friedrich dem Herzoge dieſes verlangte Geld, und ließ ſich von demſelben zum völligen Erben einſetzen. Denn Friedrich war nach Heinrichen deſſen nächſter Anverwandter. Genug, Heinrich kam durch dieſen Streich um ein Herzogthum, welches er ſchon zu haben glaubte, und welches er durch das Eingeben ſolcher Rathgeber verlor, die ihm dieſes nicht ohne beſondre Abſichten rathen konnten. Wenn jemand auf die Muthmaßung fallen will, daß Friedrich ſelbſt unter der Hand an dieſem Rathe Theil gehabt, und dieſes mit den Abſichten und dem Charakter Friedrichs unterſtützen will, ſo würde zwar ſeine Muthmaſſung nicht für unumſtößlich zu halten, doch auch aus den Regeln der Wahrſcheinlichkeit nicht ſo leicht zu widerlegen ſeyn. Ueber dieſe That Friedrichs haben ſich die Geſchichtſchreiber der neuern Zeiten öfters beſchweret. Dennoch glaube ich, daß die That an ſich ſelbſt gerechter iſt, als die Art zu ſeyn ſcheint, womit ſie Friedrich vornahm. Obgleich das Lehnrecht der damaligen Zeiten noch ſehr ungewiß iſt; ſo hatte doch Heinrich in der That kein großes Recht auf dieſe Lande. Sie waren **Welfen** zuerſt gegeben worden, und alſo ein neues Lehn. Heinrich, als deſſen Bruderſohn, war alſo kein eigentlicher Nachkomme desjenigen, der das Lehn auf die Familie gebracht hatte, wie

doch zu einem ungezweifelten Erben deſſelben erfordert wird. Ueber dieſes hatte Welf, wie Hahn ſaget, dieſe Herzogthümer ſtatt einer Vergütung für Bayern bekommen. Friedrich aber hatte Heinrichen dieſes Herzogthum wiedergegeben, und Heinrich konnte alſo nicht mit Rechte zugleich die Sache und den Werth derſelben verlangen. Es wundert mich alſo, warum Friedrich ſo viele Umſtände gemacht, und einer Sache, die an ſich ſelbſt gerecht war, durch die Wege, dadurch er dazu gelangte, den Schein gegeben, als ob er wenigſtens nicht großmüthig genug handelte. Denn in der That wäre es großmüthiger gehandelt geweſen, Heinrichen keine Hofnung zum Erbtheile zu laſſen; als einen Fürſten deßwegen um die gewiſſe Hofnung eines Landes zu bringen, weil er, als ein Herr, der der Ueppigkeit feind war, ſeinem Vetter kein Geld zu einem unmäßigen Aufwande vorſchießen wollte; zumal da Friedrich dieſen Vortheil ſeinem treuſten und eifrigſten Gehülfen und Beyſtande aus den Händen ſpielte. Unterdeſſen kennet man überhaupt die Art der Menſchen zu wohl, als daß dieſes nicht mit unter die Dinge zu rechnen ſeyn ſollte, dadurch Heinrich beleidiget worden. In der That iſt es verwundernswürdig, daß man nicht eben findet, daß der Herzog ſich über dieſes Verfahren beſchweret habe. Seine Gemüthsart, welche niemals mit vieler Verſtellung umgegangen, und ſein Zorn bey den Beleidigungen ſollten uns gleichwohl nicht glauben laſſen, daß der Herzog ſich dabey verſtellet, und dieſen Schmerz verbiſſen habe. Das einzige, was hierbey zu muthmaaßen übrig bleibet, iſt dieß, daß Friedrich ihn auf andre Weiſe zu beſänftigen geſucht haben werde. Der Kayſer that auch noch in dieſem Jahre etwas zu ſeinem Dienſte, das aber freylich den Verluſt einer ſo großen Erbſchaft nicht zu erſetzen ſcheint; denn

er

er machte Friede zwiſchen dem Herzoge und ſeinen Nachbaren, welche ein Bündniß wider ihn geſchloſſen hatten. Daß aber dieſer Vortheil nicht allzugroß geweſen ſey, erkennet man daraus, weil Heinrich in dieſem Kriege mit ſeinen Nachbaren mehr Sieger, als Beſiegter, war; indem er, auch mitten in der Unruhe, den metallnen Löwen in der Burg Dankwarderode aufrichtete, der gegen Oſten ſah, wo ſeine Feinde meiſtens herkamen, und ihnen den offnen Rachen entgegen wies.

Auf dieſe erſtere Beleidigung folgte einige Jahre hernach eine andre, welche den Herzog nicht weniger verdrieſſen mußte. Heinrich war in das gelobte Land gegangen; nicht daſelbſt Krieg zu führen, ſondern bloß ſeine Andacht zu verrichten. Er hatte dieſen Zug in Begleitung einiger tauſend Mann angetreten. In allen Ländern, wodurch er gieng, ward er mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Der Kayſer ſelbſt gab ihm Geſandte mit, um ihm einen geneigtern Empfang bey dem griechiſchen Kayſer zu verſchaffen. Es war alſo vermuthlich, daß Heinrich, wo nicht ein beſondres Unglück verfiele, geſund wieder kommen würde, zumal da er damals nicht über vierzig Jahre alt ſeyn konnte. Dennoch zeigte der Kayſer ſo viel Beſorgniß, als ob Heinrich nicht lebendig zurückkommen würde, daß er 1173. nach Sachſen gieng, und die Befehlshaber aller Städte, theils durch Schrecken, theils durch heimliche Verſprechungen, dahin brachte, daß ſie ſchwuren, die Feſtungen niemanden anders, als ihm, zu übergeben, wenn Heinrich nicht wiederkommen ſollte. Eine Verordnung, die auf den Todesfall eines Mannes, der ſich zumal erſt vor kurzen vermählt, ohne ſeinen Willen und ſein Vorwißen gemacht wird, pflegt natürlicher Weiſe zu beleidigen. Man ſieht niemals gern, daß die

Vor-

Vorſichtigkeit andrer ſchon bis auf unſern Sterbetag ſich erſtrecket, zumal wenn es mit einer Art geſchiehet, welche etwas mehr bezeiget, als daß er blos vermuthet werde, und welche einigen Verdacht giebt, daß man ihn mit Begierde erwarte. In der That verrieth Friedrich ſeine Abſicht, Heinrichs Lande an ſich zu bringen, dadurch zu ſehr. Und Heinrich konnte bey ſeiner Wiederkunft leicht auf die Gedanken gerathen, daß es an nichts, als an ſeinem längern Außenbleiben und einem erdichteten Gerüchte von ſeinem Tode gefehlet, um nicht alle ſeine Länder in Friedrichs Händen zu ſehen. Unterdeſſen beſuchte Heinrich bey ſeiner Wiederkunft den Kayſer zu Augsburg, und man kann nicht ſagen, ob er damals, da er noch nicht in ſeinem Lande geweſen, die Beleidigung des Kayſers verſchmerzt oder ſie noch nicht gewußt habe. Denn es iſt nichts Wunderbares, wenn ein Menſch, dem eine Sache Verdruß verurſachen muß, dieſelbe zuletzt erfährt. Wir laſſen diejenigen, die uns eine Nachricht geben, immer etwas mit von der Verdrießlichkeit derſelben empfinden. Es iſt daher nichts neues, wenn z. E. ein Mann die Ausſchweifungen ſeiner Frau zuletzt weis, wenn gleich alle Leute um ihn herum davon reden. Und es war eben ſo wenig zu verwundern, wenn weder ſeine eignen Unterthanen ihm die Nachricht gaben, daß ſie ſich durch Schrecken oder heimliche Verſprechungen verführen laſſen, noch auch Fremde ihm zeitig ſagten, daß der Kayſer ſich ſeine Länder gefallen lieſſe.

Dieſes muß ich überhaupt geſtehen, daß die alten Geſchichtſchreiber bey ihrer Erzählung von Friedrichs und Heinrichs Zwiſte auf dieſe älteren Beleidigungen nicht zurückgeſehen haben, und daß ſie ſelber, wenn ſie dieſe Umſtände, wo es die Ordnung ihrer Geſchichte mit ſich

bringet,

bringet, erzählen, nicht bemerken, daß Heinrich dadurch beleidiget worden. Bloß die neuern Geſchichtſchreiber haben meines Wiſſens jener alten Beleidigungen bey dieſer Gelegenheit erwähnet, und den Samen zu der letzteren Uneinigkeit und die Urſache, warum Heinrich dem Kayſer ſeinen Beyſtand verſaget, darinnen gefunden. Man wird auch dieſes nicht für unwahrſcheinlich halten, wenn man Achtung giebt, wie es mit Leuten, welche am wenigſten ihren Zorn bergen können, herzugehen pflegt. Wenn ſie gleich vorher etwas überſehen, und wenn gleich eine oder die andre Beleidigung ſie noch nicht in den Harniſch gebracht hat; ſo darf man noch nicht denken, daß dieſelbe deßwegen ganz vergeſſen iſt. Eine neuere Beleidigung bringet alle die vorhergehenden wieder ins Gedächtniß; und wenn keine Beleidigung einzeln mächtig genug iſt, jemanden zornig zu machen, ſo kann es die Anzahl derſelben thun. Denn dieſes iſt die Art der Dinge, welche die Einbildungskraft rühren, und in Bewegung bringen; wozu ſie einzeln nicht vermögend ſind, das thut öfters ihre Menge. Eben ſo giebt es gewiſſe Gründe, welche einzeln weder einen Beweis, noch eine merkliche Wahrſcheinlichkeit, ausmachen; dennoch aber, wenn ſie zuſammengenommen ſind, uns eine hohe Stufe der Wahrſcheinlichkeit zeigen.

Man kann aber auch nicht für gewiß ſagen, daß Heinrich die Beleidigungen des Kayſers nach ſeiner Wiederkunft aus dem gelobten Lande in der Stille verſchmerzet habe. Denn ſeit dieſer Zeit hat ihm Heinrich nicht wieder beygeſtanden, obgleich Friedrich im Jahre 1174. nach Italien gieng, und das ganze Reich, als Heinrich eben abweſend war, beſchloſſen hatte, daß Friedrich dieſen Zug unternehmen ſollte.

Unter-

Unterdessen brauchte Friedrich kurze Zeit darauf Heinrichs Beystand; und zwar so, daß er ihn damalen ganz allein für geschickt hielt, dem Reiche zu Hülfe zu kommen. Er brauchte ihn aber desto mehr, je unvermutheter ihm damals die Italiäner seinen Zweck, welchen er schon erhalten zu haben schien, zerstörten. Man hatte sich ihm unterworfen; und er hatte seine Völker, worunter insonderheit der König in Böhmen war, wieder nach Hause geschickt. Kaum hatten dieselben Italien verlassen, als alle italiänische Städte den Krieg zu erneuern drohten, weil der Kayser Alexandria nicht begnadigen wollte. Gottfried von Viterbo sagt, es wäre schon acht Tage darauf geschehen. Und in dieser Noth war es, da sich Friedrich an Heinrichen wenden mußte.

Die Länder Heinrichs des Löwen waren damals in einem solchen Zustande, daß alles nur auf Gelegenheit wartete, wider ihn loszubrechen. Der erste Friede, den Friedrich zwischen Heinrichen und seinen Nachbarn gemacht, war, wie leicht zu vermuthen ist, zu des Ueberwinders Vortheile gewesen. Und eine so große Verbindung wider ihn, als damals gewesen war, mußte ihn allezeit, bey seiner ersten Entfernung, und bey der ersten Widerwärtigkeit, die ihm begegnete, einen neuen Ausbruch fürchten laßen. Man sieht aus dem Erfolge genugsam, daß seine Feinde immer auf eine bequeme Gelegenheit lauerten. In diesem Bunde war Goslar mit gewesen; eine Stadt, welche ihm desto mehr Schaden thun konnte, je näher sie der Stadt Braunschweig lag, und welche, wenn er sie besaß, einem großen Theile seiner Feinde, als dem Bischoffe von Halberstadt, dem Erzbischoffe zu Magdeburg, den Markgrafen zu Meissen, entgegen

gegen ſtund. Es gilt hier gar der Einwurf nicht, warum Heinrich dieſen Anfall ſeiner Feinde nicht beſorgt, als er ins gelobte Land gegangen, und warum dieſelben nicht ſchon damals losgebrochen. Denn Heinrich nahm keine Kriegsvölker mit ſich dahin; der Kayſer war zu der Zeit in Deutſchland, und Heinrich blieb auch nicht längre Zeit außen, als ſeinen Feinden blos zur Kriegsrüſtung nöthig geweſen wäre. Kurz, Heinrich fürchtete den Haß ſeiner Feinde, und hielt alſo für rathſam, die Stadt Goßlar, welche nicht allein zu ſeinen Feinden gehörte, ſondern ihm auch wider ſeine Feinde wohlgelegen war, zur Belohnung ſeiner Dienſte vom Kayſer zu fodern, wo er ihm anders beyſtehen ſollte. Und ob er gleich etwas foderte, das dem Kayſer wichtig war, der aus dieſer Stadt ein Auge auf die niederſächſiſchen Stände haben konnte; ſo war es doch an ſich nicht unbillig, zumal da er außerdem vom Kayſer ſich wenig Dank zu verſprechen hatte. Genug, Heinrich hatte die höchſte Urſache, Goßlar zu fodern, und der Kayſer hatte die höchſte Urſache, ihm ſolches abzuſchlagen. Otto von Sct. Blaſio ſetzt noch hinzu, der Kayſer habe nicht das Anſehen haben wollen, als ob ihm eine ſolche Schenkung in der Noth abgedrungen worden, und darum habe er ihm ſein Begehren abgeſchlagen. Aber dieſesmal betrogen ſich beide, und ſie wurden gerade durch ihre Staatsregeln an diejenigen Klippen angetrieben, die ſie vermeiden wollten. Heinrich wollte ſich gegen ſeine Feinde in guten Stand ſetzen, und verhindern, daß ſie ihn nicht anfielen; aber er brachte ſich die Ungnade des Kayſers zuwege, und verurſachte dadurch, daß ſeine Feinde, die bisher geruhet hatten, deſto heftiger losbrachen. Friedrich wollte nicht das Anſehen haben, als ob er in der größten Noth ſteckte; aber dadurch ſetzte er

ſich

ſich in die bedrängten Umſtände, die ihn dazu brachten, daß er Heinrichen zu Fuße fiel; und da dieſes nichts half, ſo mußte man dennoch aus dem Erfolge des Krieges und aus ſeiner Unterwerfung gegen den Pabſt ſehen, wie nöthig er Heinrichen gehabt hatte.

Arnold von Lübeck berichtet noch dieſen Umſtand, welcher, wenn er ſich alſo verhält, zugleich eine groſſe Vertheidigung und ein groſſes Lob für Heinrichen iſt. Er ſagt nämlich, Heinrich hätte ſich, dem Kayſer in allem zu dienen, erboten, nur ſeine eigne Perſon hätte er ihm abgeſchlagen. Es ſcheint uns etwas unwahrſcheinlich zu ſeyn, daß der Kayſer Heinrichen zu Fuße gefallen ſeyn ſollte, um nicht etwan ein ganzes Heer, ſondern blos eine einzelne Perſon zu ſeiner Hülfe zu erbitten. Es iſt wahr, an einem klugen und tapfern Herrn, deſſen Treue der Kayſer erfahren hatte, war ohne Zweifel ſehr viel gelegen. Aber wenn man bedenket, was der Fußfall eines Kayſers auf ſich hat; ſo ſollte man wohl meynen, ein ſo kluger und tapfrer Feldherr, als Friedrich war, würde eher ſich ſelber vermögend geglaubt haben, den Feind zu ſchlagen, ehe er ſich ſo tief erniedrigt hätte. Dennoch muß man bekennen, daß damals an einer einzelnen Perſon, die geſchickt war ein Heer durch ihre Klugheit anzuführen und durch ihr Exempel zu ermuntern, und an einem Namen, den die Feinde fürchteten, mehr, als itzo, gelegen war. Denn in dieſen Zeiten kam mehr, als itzo, auf die Stärke eines einzigen Armes an, und man focht noch nicht unter einem Nebel von Pulver, welcher verhindert hätte, die tapfern Thaten eines Achilles zu ſehen. Man war auch ſchon gewohnt, daß Heinrichs bloſſe Perſon einer ganzen Unternehmung den Ausſchlag gab.

Denn

Denn als Conrad der dritte Braunſchweig in Heinrichs Abweſenheit angrif, und derſelbe mitten durch die Nachſtellungen der Feinde in die Stadt eingekommen war, ſo änderte Conrad ſein ganzes Vorhaben, und zog ſich zurück. Heinrich würde ſolchergeſtalt, wenn dieſe Erzählung wirklich Grund haben ſollte, in dieſem Kriege Friedrichs die Geſchichte von dem Zorne des Achilles, deſſen Abweſenheit allein die Griechen unglücklich machte, einigermaaßen erneuert haben. Ich will aber an ſeinen Ort geſtellet ſeyn laßen, ob Heinrich ſein Volk oder ſeinen Arm dem Kayſer abgeſchlagen. Denn er mag gethan haben, was von beiden er will: ſo glaube ich, daß man ſich nicht zu verwundern hat, wenn er unerbittlich geweſen. Leuten, die einen ſonderbaren Ehrgeiz haben, und nicht gewohnt ſind, Fehlbitten zu thun, weil ſie um ihrer Verdienſte willen über dieſelben hinaus zu ſeyn glauben, iſt es weit empfindlicher, um etwas umſonſt zu bitten, als um etwas gebracht zu werden, wozu ſie Recht zu haben vermeynen. Denn der Verdruß iſt alsdann doppelt; erſtlich, daß ſie etwas verfehlet haben, welches ſie ſich ſchon als das ihrige einbildeten, und zweytens, daß ihre Bitte ſo wenig geachtet wird. Dieſe Urſachen mußten Heinrichen zu einer ſo heftigen Erbitterung bringen, daß er den Kayſer, den er ſelbſt erſt vergebens gebeten hatte, vergebens bitten ließ. Und der Kayſer mußte ſich deſto mehr erzürnen, je mehr er ſich vor Heinrichen erniedrigt hatte. Heinrich, dem es ſchon im Glücke an Feinden und Neidern nicht fehlte, mußte dieſem Zorne unterliegen; und auf die kayſerliche Achtserklärung erfolgte der plötzliche Verluſt ſeiner weitläuftigen Staaten.

Anmerkungen über die vorgegebene Ausschließung der Prinzessin Blanca Gemahlin Ludwigs des Achten, Königs in Frankreich, von der Thronfolge in Castilien.

Es geht mit manchen Erzählungen der Geschichtschreiber, wie mit gewissen ausgestreuten Gerüchten. Man sagt sie nach, weil man sie gehöret hat; ohne den Grund davon zu wissen. Wenn ein Mann, der sonst in Ansehen stehet, sich übereilen lassen, eine Sache ohne Untersuchung zu glauben; so verführet er andre mit sich; und er hat die Irrthümer einer großen Menge andrer Leute auf seinem Gewissen. Ein andrer, der bey der Sache selbst zugegen gewesen ist, mag tausendmal seine Freunde versichern, daß es sich ganz anders verhalte. Wenn man einmal davon eingenommen ist, so fragt man ihn nicht einmal. Und derjenige, der das Glück hat, von jedermann befraget, und von jedermann gehöret zu werden, findet auch in Sachen, die er falsch begriffen hat, mehr Glauben, als diejenigen, die es besser wissen können.

Auf diese Art haben sich dann und wann Meynungen in die Geschichte eingeschlichen, welche so allgemein worden sind, daß uns nicht einmal einfällt, daran zu zweifeln, und welche täglich angeführet und wiederholet werden, ungeachtet uns nicht allein das Stillschweigen,

sondern

ſondern ſo gar der Widerſpruch derer, die zu derſelben Zeit gelebt haben, von dem Gegentheile überzeugen könnte, wenn wir nicht einem fleißigen Scribenten, der uns vorgearbeitet hat, mehr trauten, als ſelbſt denjenigen, aus denen er das ſeinige hätte nehmen ſollen.

Wenn es nicht nöthig wäre, alle Kleinigkeiten in den Geſchichten auf das genauſte zu unterſuchen; ſo verdienen wenigſtens diejenigen Umſtände eine ſorgfältige Nachfrage, welche täglich zu Exempeln angeführet werden, um das Staats-Recht eines Landes oder die Anſprüche großer Herren darauf zu gründen, oder dadurch zu erläutern. Wir mögen für oder wider die Folgen, die man daraus zieht, eingenommen ſeyn; ſo liegt uns allemal an der Wahrheit der Exempel, die angeführet werden. Denn ſo ſehr es uns zu verdenken ſeyn würde, wenn wir uns von unſern Gegnern durch falſche Erzählungen verblenden ließen: ſo ſehr würden wir unſre Sache ſelbſt verderben, wenn wir auch eine gute und richtige Meynung auf unrichtige Vorgeben gründen wollten.

Mich dünkt, unter dieſe falſchen Erzählungen, die man ſehr oft in den Streitigkeiten der Großen und zur Erläuterung des Staatsrechts von Spanien angeführet, gehöret dieſe von der caſtilianiſchen Prinzeßin Blanca, einer Gemahlin des Königs in Frankreich **Ludwigs des Achten** und Mutter **Ludwigs des Heiligen**, daß ſie die älteſte von den Töchtern **Alfonſo des Achten** oder Edlen, Königes in Caſtilien geweſen, gleichwohl aber, da ſie bey Abgang der männlichen Erben in Caſtilien zur Krone gelangen ſollen, von ihrer jüngern Schweſter **Berengaria** ausgeſchloßen worden. Denn wenn man diejenigen Geſchichtſchreiber um Rath fragt, welche die Sache am beſten wiſſen können; ſo darf ich beynahe verſichern, daß

man überzeugt seyn werde, nicht Blanca, sondern Berengaria sey die älteste Tochter des Königs Alfonso gewesen, und die Erbfolge sey also damals in ihrer natürlichen Ordnung geblieben.

Es ist wahr, die Meynung, daß Blanca die älteste Schwester gewesen, hat das Zeugniß des Mariana für sich, welches von nicht geringem Ansehen ist, da er die besten Nachrichten zu seiner Historie bey der Hand gehabt. Aber man wird auch leichtlich zugeben, daß dieses Ansehen eine Ausnahme leide, wenn man einen Mann dagegen anführen kann, der zu denselben Zeiten in Spanien an dem Hofe Alfonso des Edlen gelebt, und der sich nimmermehr getraut haben würde, eine Unwahrheit zu derselbigen Zeit und unter demselbigen Volke zu schreiben, wo alle Welt die Wahrheit wissen mußte und ihn widerlegen konnte. Ich werde nicht allein die Stärke dieser Zeugnisse gegen einander halten, sondern auch die übrigen Umstände und Begebenheiten der damaligen Zeiten dazu nehmen, um urtheilen zu lassen, welche von beiden Meynungen damit am besten zusammen hänge.

Die Worte, womit Mariana so wohl den Vorzug des Alters der Blanca, als ihre Ausschließung von dem castilianischen Throne behauptet, bestehen in folgenden beyden Stellen in seinem XI. und XII. Buche: Die erste nämlich ist diese:*

„Vor allen andern Königen, die sich damals ver„heiratheten, war Alfonso König in Castilien be„sonders glücklich, indem er aus einer einzigen Ehe „eilf Kinder erzeugte. Hierunter war Blanca, „wie sie den andern an Alter vorgieng, auch glück„licher, als die andern, indem sie ihrem Gemahle Ludwig

* Mariana L. XI. c. 17.

„Ludwig dem Achten König in Frankreich durch „eine glückliche Geburth den heiligen Ludwig zur „Welt brachte. Der Blanca folgten Berenga„ria, Sanctius, Urraca, Ferdinand, von „welchem gewiß iſt, daß er im Jahr 1189. geboren „war. Hierauf Malfada und Conſtantia, nach „dieſen zwo andre Schweſtern, deren Namen man „nicht weis: Endlich folgte Eleonora und der letz„te Prinz Heinrich. Berengaria ward dem Con„rad, einem Sohne des Kayſers Friedrich Barba„roſſa verſprochen, und zwar geſchahe dieſes im „Jahr 1191. Die Hochzeit ward aber nicht vollzo„gen, weil die Prinzeßin ſich weigerte, nach „Deutſchland zu reiſen.

Die andre Stelle: *

„Der junge König Heinrich in Caſtilien hatte zwo „Schweſtern, die älter waren, als er, die Blanca, „welche dem Kronprinzen in Frankreich Ludwig „Philipps Sohn vermählet war, und Berenga„ria, die dem Alfonſo König von Leon, in der „Zeit, da ſie mit ihm verehlicht war, vier Kinder „geboren hatte. Blanca hatte den Vorzug des „Alters, und die Geſetze von Spanien für ſich, um „das Königreich ihres Bruders zu erben, wenn „das Recht zu herrſchen bloß in den Schriften elen„der Rechtsgelehrten enthalten wäre, und nicht viel„mehr auf die Gunſt des Volks und auf die Ge„ſchicklichkeit, auf die Tapferkeit, auf die Ge„ſchwindigkeit und auf das Glück der Fürſten an„käme. So geſchahe es auch hier. Denn der „Reichstag ward beſchleunigt, Blanca übergan„gen

* Mariana L. XII. c. .

„gen, und durch Einwilligung der Großen und des „Volks der Berengaria das Reich angetragen. Man „hatte einen Abſcheu vor einer auswärtigen Regie„rung, und man hielt dafür, man müßte die Ur„ſache zu neuen Unternehmungen vermeiden, welche „dadurch entſtehen könnten, wenn Spanien und „Frankreich zuſammen kämen.

Was die erſte Stelle betrifft, ſo ſcheint es den übrigen gründlichen Anmerkungen, deren ſonſt Mariana gewohnt iſt, ſehr wenig gemäß, daß er ſich dabey aufhält, den Alfonſus und ſeine Tochter die Blanca dreymal glücklich zu preiſen; daß nämlich Alfonſus durch die Zahl ſeiner Kinder glücklicher als die andern Könige geweſen; daß Blanca, als die erſtgeborne, glücklicher, als ihre Schweſtern, ſeyn müſſen, indem ſie durch eine glückliche Geburt Ludwig den Heiligen zur Welt gebracht. Wenn man den Alfonſo durch die Zahl ſeiner Kinder glücklich nennen kann, da ſeine Söhne bis auf den jüngſten vor ihm ſtarben, da er ſein Reich in den Händen eines unmündigen Prinzen zurückließ, und da ſeine Tochter Berengaria von ihrem Gemahl geſchieden und wieder zurück geſchickt war; ſo war freylich Blanca auf eben dieſe Art glücklicher als die andern, daß ſie einen Heiligen zur Welt brachte, ungeachtet ſie nach des Mariana Meynung eine Krone, die ihr zugehörte, darüber einbüßte. Und daß ſie endlich darum einen Heiligen zur Welt zu bringen das Glück hatte, weil ſie die älteſte war, iſt ebenfalls mehr ein Spielwerk, als eine Betrachtung, die eines ſo ſcharfſinnigen Geſchichtſchreibers würdig wäre.

Gleichwohl wollte ich die Muthmaaßung gern bey mir behalten, daß dieſe Nachricht, eben dieſer Zierrathen wegen, mehr ihren Urſprung in einem Lobredner des heiligen

ligen Ludwigs, als in einem ordentlichen Geſchichtſchreiber, haben könnte; wenn ich nicht überzeugt wäre, es müſſe ein dergleichen heiliges Anſehen geweſen ſeyn, welchem Mariana zu widerſprechen Bedenken getragen, und welches ihn bewegen können, die deutlichſten Zeugniſſe, die er ſonſt vor Augen hatte, hintanzuſetzen. Mariana ergriff dieſe Meynung unfehlbar deſto begieriger, weil er darinnen ein Exempel fand, das mit ſeinen eignen Gedanken von der Erbfolge übereinſtimmte, welche er nicht allein in der zweyten Stelle, die ich itzt angeführet habe, ſondern auch an andern Orten,* deutlich ausdrückt, daß man nämlich in der Erbfolge zwar auf den königlichen Stamm, aber nicht auf den nächſten Grad der Verwandſchaft, ſondern auf die Geſchicklichkeit zu regieren und auf andre Vortheile ſehen müſſe.

Aber woher konnte Mariana die Sache beſſer wiſſen, als der Erzbiſchoff von Toledo Roderich, der unter dem Vater der Berengaria Alfonſo dem Achten ſchon in Geſchäfften gebraucht ward, der ſeine Geſchichte zu derſelben Zeit ſchrieb, und der nicht allein der Blanca und ihres Vorzugs im Alter, und der Berathſchlagungen, warum man die jüngere Schweſter der ältern vorgezogen, gar nicht erwähnet, ſondern an zween verſchiednen Orten die Berengaria ausdrücklich die erſtgeborne nennet. Denn fürs erſte erzählt er von dieſer Berengaria: **

„Nachdem der König zu Leon, Ferdinand, ge„ſtorben war, hielt ſein Sohn Alfonſo eine Zu„ſammenkunft mit dem König Alfonſo von Caſti„lien. Daſelbſt befand ſich eben Conrad, ein Sohn „des römiſchen Kayſers Friedrich des Erſten. „Alfonſo machte ſo wohl den König von Leon, als

* Mariana L. XX. c. 30. ** Roderic. Tolet. L. 7. c. 24.

„den Sohn des Kayſers, wehrhaft, und verſprach „dieſem letztern ſeine erſtgeborne Tochter Beren„garia. Da aber Conrad wieder nach Deutſch„land gieng, wiederſprach dieſe Prinzeſſin ſo gleich „ihrer Verlöbniß, und ward durch den Primas „von Toledo und durch den Päbſtlichen Legaten ge„ſchieden, und blieb unverheyrathet. Endlich „nachdem der König Alfonſo von Leon mit dem „König in Caſtilien in Krieg verwickelt geweſen, „und ſie einander ihre Länder verwüſtet hatten, hey„rathete er die Berengaria, des Königs in Caſti„lien Tochter.

Eben derſelbe giebt die Urſachen an, warum Berengaria auf den Thron gelangte,* und er mußte ſie wiſſen, denn er war ſelbſt das Haupt der Reichsſtände:

„Der Adel von Caſtilien trug einſtimmig das Kö„nigreich der edlen Königin Berengaria an. „Denn nach Abſterben der Söhne kam ihr, als der „erſtgebohrnen unter den Töchtern, die Erbfol„ge im Reiche zu, und dieſes ward ſo gar durch „ein Privilegium ihres Vaters bewieſen, welches „in dem Archiv zu Burges aufbehalten ward, und „das ganze Königreich hatte, ehe noch der König „einen Sohn hatte, dieſes zweymal durch ſeinen „Eyd und ſeine Huldigung bekräftigt.

Es iſt unſtreitig, wenn der damalige Erzbiſchoff von Toledo dieſes ſchreibt; ſo iſt kein Geſchichtſchreiber, weder Mariana, noch ein andrer, wenn er auch ſo gar zu denſelbigen Zeiten in Frankreich, in England, oder in Spanien ſelbſt gelebet hätte, der der Glaubwürdigkeit eines ſolchen Mannes die Wage halten könnte. Denn wenn auch

* Roder. Tolet. L. 9. c. 1.

auch dieſer Erzbiſchoff auf der Berengaria ihrer Seite war, würde er darum öffentlich eine Unwahrheit geſagt haben, die alle Welt widerlegen konnte? Oder würde er nicht vielmehr, wenn auch Blanca die älteſte geweſen wäre, den Einwurf durch allerley Vorwand abgelehnet haben, warum man die jüngere Schweſter der ältern vorzöge, und auf den Thron erhübe. Er konnte in ſolchem Falle eben die Entſchuldigung vorbringen, wie Mariana: Die Erbfolge ließe ſich nicht ſo genau durch die geſchriebnen Geſetze beſtimmen; ſondern es ſey die Wohlfahrt des Volks, nach welcher man ſie einſchränken müſſe, und welche in der natürlichen Ordnung oft eine Ausnahme mache. Er hatte als Erzbiſchoff von Toledo nicht allein die Freyheit, ſondern auch das Anſehen, dieſes zu ſagen; und er macht ſich gar kein Bedenken, bey einer andern Gelegenheit, die auch zu ſeinen Zeiten vorfiel, ſo zu reden. Nämlich Alfonſo König in Leon, der Berengaria Gemahl, hatte in ſeinem Teſtamente ſeine Töchter von der erſten Gemahlin Thereſia zu Erben eingeſetzt. Aber der Berengaria Sohn, Ferdinand der Dritte, gelangte dem ungeachtet zum Königreich. Denn ſagt er, * die Prälaten des Reichs, denen obliegt, ſo wohl für das Königreich, als für das Prieſterthum, zu ſorgen, nahmen ihn zum Könige an.

Es kann alſo unmöglich dem Zeugniß ſo eines ſolchen Mannes, ein andres, es ſey von wem es wolle, vorgezogen werden; und alles, was darwider zu ſagen übrig ſeyn könnte, wäre dieſes, daß ſeine Schrift vielleicht verfälſcht worden.

Mariana beſchuldiget zwar die Geſchichte dieſes Erzbiſchoffs hin und wieder, daß ſie durch die Nachläſſig-

* Roder. Tolet. L. 9. c. 11.

keit und durch die Fehler der Abſchreiber öfters verſtellet ſey. * Aber dieſe Beſchuldigungen fallen bloß auf die Zeitrechnung deſſelben; nirgends aber behauptet er, daß die Schriften dieſes Erzbiſchoffs aus Bosheit verfälſchet worden. Es müßte aber nothwendig dieſes aus Bosheit geſchehen ſeyn, da das oben angeführte Zeugniß aus zwo Stellen beſteht, wobey gar keine Gelegenheit war, ſich zu verſchreiben, und da das letztere nicht auf einem einzelnen Worte, ſondern auf etlichen Zeilen beruhet, die gleichwohl mit dem übrigen in einem völligen Zuſammenhange ſind. Was für Urſachen hätte man endlich in Spanien gehabt, dieſe Stellen zu verfälſchen? Berengaria, ihr Sohn, und deſſen Nachkommen regierten in Ruhe; man genoß ſo gar von Seiten Frankreichs alle Freundſchaft; und es ward damals nicht daran gedacht, daß man wegen der Blanca einen Anſpruch auf das Königreich Caſtilien machen wollte.

Damit man aber deſto weniger eine Verfälſchung beſorgen dürfe; ſo können uns alle andre damalige Begebenheiten durch ſehr wahrſcheinliche Gründe überführen, daß alles viel beſſer zuſammenhänge, wenn man die Berengaria für die älteſte erkennet, als wenn man dieſen Vortheil der Blanca zuſprechen wollte.

Ungeachtet es wohl geſchieht, daß wegen Gleichheit des Alters eine jüngere Prinzeßin vor einer ältern begehret wird; ſo hat doch diejenige Prinzeßin die Vermuthung für ſich, daß ſie die ältere ſey, um welche ſchon lange

* Z. E. Mariana L. 12. c. 3. Obiit Alfonſus Caſtellae Rex teſtamento facto Salutis anno 1214. prid. Non. Octobris, qui dies Lunae fuit, memoria Fidei virginis ſacer. Sic Roderici Praeſulis hiſtoriam caſtigato, vitio librariorum ſaepe foedam.

Die Stelle des Roderich iſt dieſe: aera 1252. in die Fidis Virginis ſecunda feria decimo Kalend. Octobris obiit Alfons. Caſt. R.

lange Zeit vor ihren andern Schweſtern Anſuchung gethan wird. Berengaria war ſchon um das Jahr 1191, und alſo zehen Jahr eher, als Blanca nach des Mariana eigner Rechnung von dem Herzog Conrad, des Kayſers Friedrich des Erſten Sohne, zur Ehe verlangt worden. Wie ſollte aber Conrad gerade auf die jüngere Prinzeßin gefallen ſeyn, welche noch dazu einen Widerwillen bezeigte, nach Deutſchland zu reiſen? Und an die älteſte, Blanca, welche hernach kein Bedenken hatte, aus ihrem Vaterlande zu reiſen, ſollte er nicht gedacht haben? Entweder beide Prinzeßinnen waren damals noch Kinder von etlichen Jahren; ſo war deſto weniger Urſache da, die jüngſte vor der älteſten zu wählen; oder die Prinzeßin Berengaria war damals ſchon etwas erwachſen; ſo wird Blanca, wenn ſie noch älter geweſen ſeyn ſollte, als Berengaria, allzualt für Ludwig den Achten werden, und bey nahe vierzig Jahr alt ſeyn, ehe ſie Ludwig den Heiligen zur Welt brachte. Denn Berengaria widerſprach ſelbſt der Verbindung mit dem Prinzen Conrad ſogleich, ſie ward auch noch in ſelbigem Jahre von ihm öffentlich geſchieden, denn derjenige Erzbiſchoff, der die Scheidung verrichtete, Gonſalvo, ſtarb noch in ſelbigem Jahre. * Alſo hatte ſie damals ſchon ſo viel Verſtand, ihre Meynung zu ſagen. Hierzu kömmt noch, daß ihr Vater Alfonſo, König in Caſtilien, ſchon 1171. die Prinzeßin Eleonora aus England bekam, ** welche zwar noch nicht völlig erwachſen, aber doch ſchon ſo beſchaffen war, daß ſie dem jungen Könige durch ihre Schönheit und durch ihre Annehmlichkeit Liebe einflößte; daß alſo die Heyrath ihrer Mutter Eleonora wenigſtens um das Jahr 1175. vollzogen ſeyn konnte; daß bey einer ſo

* Mariana L. XI. c. 20. ** Mariana L. XI. c. 11.

ſo geſegneten Heyrath, wie ſie Mariana vorgiebt, nicht zu vermuthen iſt, daß ſie lange Zeit ohne Kinder geblieben ſey; daß endlich vor der Geburt eines Prinzen, wie der Erzbiſchoff von Toledo meldet, ſchon zweymal der Berengaria gehuldiget worden. Da nun Ferdinand im Jahr 1189. gebohren, Sanctius aber noch älter war, und dieſe beide Brüder noch eine Schweſter zwiſchen ſich hatten, den Aeltern aber die Zeit vorher ſo lang worden war, ehe ſie einen Prinzen bekamen, daß ſie ihrer älteſten Tochter, ſie mag geweſen ſeyn, wer ſie wolle, zweymal huldigen ließen; ſo müßte man die Geburt der Blanca zum wenigſten in das Jahr 1179. ſetzen. Da aber Ludwig der Heilige im Jahr 1226. erſt eilf Jahr alt war; ſo wäre alſo natürlicher Weiſe die Prinzeßin Blanca ſchon an die vierzig Jahre geweſen, da ſie ihn zur Welt brachte; zu geſchweigen, daß ſie auch älter als Ludwig der Achte hätte ſeyn müſſen. Ich bringe dieſes nicht als Beweiſe vor, ſondern nur um zu zeigen, daß der Zuſammenhang aller Umſtände viel wunderbarer und unbegreiflicher wird, wenn man die Blanca als die erſtgeborne anſieht, und daß er hingegen ganz natürlich bleibt, wenn Berengaria den Vorzug behält, weil es der beſte Probierſtein der Wahrheit iſt, wenn die Umſtände wohl zuſammenſtimmen, welche bey der geringſten Falſchheit nicht ſo leicht mit ſolcher Geſchicklichkeit zuſammen verbunden werden können, daß ſie nicht wider einander laufen, und einander ſelbſt aufheben.

Da ferner Berengaria ganzer zehen Jahre, nachdem ſie die Verlöbniß mit dem Herzog Conrad gebrochen hatte, unverheirathet geblieben war; ſo ſchied ſich der König von Leon, Alfonſo, von der portugieſiſchen Prinzeßin

zeſſin Thereſia, und ſo gleich ſchickte er nach Caſtilien, und ließ um die Prinzeßin Berengaria anhalten. *

Man ſollte glauben, Blanca müßte entweder von ihren Aeltern ſehr gehaßt, oder häßlich, oder untugendhaft geweſen ſeyn, daß ſchon zween Prinzen vor ihren Augen ſich an ihre jüngere Schweſter Berengaria machten; und wofern ſie die älteſte geweſen wäre, ſo würde man ſagen müſſen, es ſey ihr Glück geweſen, daß ſie die Gabe zu gefallen nicht gehabt, ſonſt würden wenigſtens nicht alle Liebhaber bey ihr vorbey gegangen ſeyn, und ſie würde nicht aufgehoben worden ſeyn, damit ſie als die Erſtgeborne den Vorzug haben könnte, den heiligen Ludwig zu gebären.

Endlich aber erfolgte die Vermählung der Blanca und zwar nicht von ungefähr, oder aus Neigung ihres Gemahls zu ihr, ſondern der König in England, ihrer Mutter Bruder, ſetzte dieſes unter die Friedensbedingungen, daß der Kronprinz Ludwig der Achte ſie ohne Mitgift heirathen ſollte. ** Sie hatte auch das Glück, daß ihre Heirath eher, als ihrer Schweſter ihre, vollzogen ward.

Warum aber Berengaria, als die älteſte, nicht eher verheirathet worden, und warum die Franzoſen nicht vielmehr die Berengaria, als die Blanca, verlanget, davon war nicht die Urſache, weil Blanca die älteſte war, ſondern der Grund läßt ſich ganz natürlich darinnen finden, weil Alfonſo von Leon noch beſtändig um die Berengaria anhielt, auch die Mutter derſelben, Eleonora von England, durch deren Vermittelung ohne Zweifel gleichfalls die Parthey mit dem franzöſiſchen Prinzen geſtiftet

* a. 1200. Mariana L. XI. c. 20.

** a. 1201. Mariana L. XI. c. 22.

geſtiftet war, die Berengaria an den König von Leon beſtimmet hatte, und nur ihrem Gemahl noch nicht überreden können, ſeine Einwilligung darein zu geben, welche ſie erſt in dem Jahre darauf erhielt. *

Wäre ferner Blanca die erſtgeborne geweſen; ſo wäre, wie ich ſchon berührt habe, ſehr zu verwundern, warum nicht allein Rodrich von Toledo, der doch ſonſt ſo aufmerkſam iſt, alle diejenigen Umſtände zu bemerken, die in die damalige Staatsverfaßung von Spanien, beſonders von Caſtilien, gehörten, dieſe Hintanſetzung der Erſtgeburt nicht mit einem Worte berühret; ſondern auch warum ſo viele von den Großen, die der Berengaria auffätzig waren, nicht die Blanca wenigſtens zum Vorwande gebraucht. An ſtatt eines ſo wichtigen Grundes ſich zu bedienen, nahmen ſie ihre Zuflucht zu einer ſehr nichtigen Einwendung. Nämlich ſie verhetzten den vormaligen Gemahl der Berengaria, den König von Leon, der ſich doch von ihr geſchieden hatte, daß er das Königreich als ein Stück, ſo zur Mitgift gehörte, an ſich ziehen ſollte. Und dieſes war Urſache genug, den Reichstag in gröſter Eilfertigkeit zu vollziehen, wie Mariana ſelbſt anführet, ** wiewohl er zugleich vorgiebt, es ſey auch mit darum geſchehen, damit Berengaria im Beſitze des Königreichs wäre, ehe Blanca noch einen Anſpruch darauf machen könnte. Das Recht der Berengaria mußte gleich-

* Roderic. Tolet. L. 7. c. 31. Et licet Rex nobilis hoc respueret, Alienor Regina vxor nobilis Alfonſi, cum eſſet prudentiſſima, ſagaci prouidentia & ſolerter rerum pericula attendebat, quibus per coniunctionem huiusmodi poterat obuiare, & regi Legionenſi dedit praedictam filiam in vxorem.

Mariana L. XI. c. 21. a. 1202. Berengaria Alfonſo Legionenſi regi *tandem* iuncta eſt.

** Mariana L. XII. c. 7.

gleichwohl ſehr gewiß ſeyn, da es ſo gar ihre Feinde erkannten. Denn aus eben dieſem und aus keinem andern Rechte konnten ſie ihren geweſenen Gemahl überreden wollen, das Reich in Beſitz zu nehmen.

Endlich muß man ſich verwundern, wie ruhig damals Frankreich alles dieſes angeſehen, und ſich weder mit Waffen, noch auch einmal mit Worten darwidergeſetzt, oder das geringſte Misvergnügen bezeigt, ſondern vielmehr mit derjenigen Perſon, die ihrer älteſten Schweſter ein anſehnliches Königreich vorenthalten haben ſollte, in der beſten Freundſchaft gelebt. Alles dieſes würde Frankreich gewiß nicht gethan haben, wenn die Prinzeßin Blanca ihres Rechts zur Erbfolge durch ihre Schweſter und durch die Stände von Caſtilien beraubt worden wäre.

Im Jahr 1717. hatte Berengaria ſich in den Beſitz dieſes Königreichs geſetzt, und es ihrem Sohne Ferdinand übergeben. Und 1720. reiſte die Braut dieſes jungen Königs Beatrix, eine Tochter des Kayſers Philipps von Schwaben durch Frankreich zu ihrem Gemahle nach Spanien. Sie ward bey ihrer Durchreiſe von dem König Philipp Auguſt in Frankreich, dem Schwiegervater der Blanca, der damals noch lebte, zu Paris mit vieler Pracht aufgenommen, und mit vielen Ehrenbezeigungen durch das ganze Land geführet. * War wohl dieſer Philipp Auguſt, der ſonſt ſo kriegriſch war, und ſo viel Ehrgeiz hatte, ein Herr, welcher den Verluſt einer Krone, die ſeinem Sohne gehörte, nicht allein mit Gelaſſenheit, ſondern mit ſolcher Trägheit, angeſehen haben würde, daß er nicht einmal ſein Misvergnügen darüber bezeigte? Geſetzt auch, daß ihn die beſtändigen Kriege mit England abhielten, ſeine Rechte auszuführen; ſo würde

* Mariana, L. 12. c. 90. Roder. Tolet. L. 9. c. 10.

würde er doch durch geführte Beſchwerden, oder wenigſtens durch ſein kaltſinniges Bezeigen zu verſtehen gegeben haben, daß er der Berengaria und ihren Kindern ſeine Anſprüche nicht geſchenkt haben wollte. Wenn er ſich aber auch noch ſo freundlich geſtellt hätte; ſo würde Berengaria ſelbſt allzuwohl gewußt haben, was eine ſolche Beleidigung auf ſich habe, als daß ſie nach dieſem die Gemahlin ihres Sohnes durch Frankreich hätte reiſen laßen ſollen.

So wenig ich alſo glauben kann, daß Blanca die älteſte Tochter des Königs Alfonſo des Achten von Caſtilien geweſen; ſo wenig will ich mich einlaſſen, diejenigen Folgerungen dadurch umzuſtoſſen, zu deren Erläuterung dieſes Exempel im Staatsrechte meiſtentheils gebraucht wird. Sie können ihre andern Gründe haben, oder nicht. Es iſt mir genug, eine falſche Meynung aus dem Wege geräumt zu haben, an welcher nichts anders Schuld iſt, als das Vertrauen, das man bey der Geſchichte eines jeden Landes auf einen einzigen berühmten Geſchichtſchreiber zu ſetzen pflegt, ohne die übrigen um Rath zu fragen.

Johann Elias Schlegels

Werke.

Fünfter Theil

nebſt dem Leben des Verfaſſers

herausgegeben

von

Johann Heinrich Schlegeln

Profeſſor der Philoſophie bey der Univerſität Kopenhagen und Secretär der königlich-däniſchen Kanzley.

Kopenhagen und Leipzig 1770.
bey Gabriel Chriſt. Rothens Wittwe und Proft.

Bibl.
Acad.
Lanc.

Univ.-Bibl
München

Vorrede.

Es iſt bey dieſem Theile, der aus einem einzigen Werke beſteht, wenig im voraus zu erinnern. Das Leben habe ich nicht blos geſchrieben, um einem Bruder ein Denkmaal der Dankbarkeit und Liebe zu errichten, ſondern auch, um das wiederholte Begehren vieler von ſeinen Leſern zu befriedigen. Ob ich gleich bey der groſſen Verſchiedenheit unſers Alters, und da ich erſt im letzten Jahre ſeines Lebens nach Dänemark kam, nicht oft und lange mit ihm umgegangen bin, ſo

hat es mir doch an Mitteln nicht gefehlt, seine vornehmsten Lebensumstände zusammenzubringen, und eine getreue Schilderung von ihm zu entwerfen. Mein Bruder in Hanover, der zugleich mit ihm auf der Fürstenschule und der Universität gewesen, und hernach fleißig Briefe mit ihm gewechselt, hat mir mit größter Sorgfalt alle Nachrichten, die er hatte, mitgetheilt. Denn ihm eröffnete mein sel. Bruder seine geheimsten Gedanken, und theilte ihm von allen seinen Werken, wenn er sie unternahm und wenn er sie ausgeführt hatte, den Plan und Auszüge mit. Zu diesen Nachrichten und zu dem, was ich selbst von ihm weis oder in Dänemark erfahren habe, ist noch die genaue Bekanntschaft mit seinen Schriften, und der Besitz aller seiner Briefschaften gekommen. Ich habe also mehr für die Auswahl als für den Mangel an Materialien zu sorgen gehabt; und ich wünsche, daß ich ein gehöriges Verhältniß getroffen, und weder für die Empfindungen eines Bruders zu wenig, noch für das kaltblütige Urtheil des Publici zu viel geschrieben haben möge. Ich

habe hin und wieder Stellen aus Briefen eingeſchaltet, weil dieß die kürzeſte Art iſt, gewiſſe Nachrichten zu bewähren, und weil ſie dem Leſer Gelegenheit geben, ſelbſt zu denken, was in einer Erzählung kalt und langweilig ausfallen würde.

Das **Klaggedicht** meines Bruders in Hanover iſt im 1ten Bande der **vermiſchten Schriften** von den Verfaſſern der Bremiſchen Beyträge gedruckt. Die Veränderungen im gegenwärtigen Abdrucke rühren von ihm ſelbſt her.

Den **Fremden**, der in der erſten Ausgabe ungemein fehlerhaft war, habe ich aufs ſorgfältigſte zu berichtigen geſucht. Es kömmt nun darauf an, ob er eben ſo ſorgfältig gedruckt wird, da dieſes nicht unter meinen Augen geſchieht. Da den vorhergehenden Theilen wenige oder gar keine Anmerkungen beygefügt worden, ſo ſcheinen ſie in dem gegenwärtigen deſto nöthiger zu ſeyn, und ich habe mir keine Mühe verdrießen laſſen, Erläuterungen aufzuſuchen und anzubringen, wo ſie hin-

gehörten. Eine Wochenschrift soll in dem Jahre und an dem Orte, wo sie herauskömmt, billig keiner Anmerkungen bedürfen. Aber der Fremde ist vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, und es sind manche Umstände, auf die er sich bezieht, in Kopenhagen selbst so gut als vergessen. Ueberdieß ist er mehr als andre Schriften dieser Art, eine Nationalschrift, und voll von Betrachtungen, die auf die dänische Verfassung und Literatur gehen. Und nach der gegenwärtigen Ausgabe wird er wohl in Deutschland häufiger als in Dänemark gelesen werden. Ich darf hoffen, daß selbst dieser Umstand ihn in Deutschland desto interessanter machen werde.

Leben des Verfaſſers.

Johann Elias Schlegel, geboren zu Meiſſen den 28ſten Jenner 1718, empfing dieſen Namen zum Andenken ſeines Großvaters von Vaterſeiten, der um ſelbige Zeit verſtarb. Sein Vater, Johann Friedrich Schlegel, war Churſächſiſcher Apellationsrath und Stifts-Syndikus in Meißen, und ſeine Mutter, Ulrica Rebekka, war die älteſte Tochter Georg Lebrecht Wilkens, Doctors der Theologie und Superintendentens zu Meißen, von deſſen Leben der Churſächſiſche Oberhofprediger, Herr Johann Gottfried Herrmann, auf Begehren der Familie, eine gedruckte Nachricht herausgegeben hat. Von dem väterlichen Geſchlechte findet ſich eine Nachricht in Mar-

tin Gleichens Leben der Churſächsiſchen Hofpre-diger, bey der Lebensbeſchreibung Martin Schlegels.

Chriſtoph Schlegel, der Aeltervater desjenigen, von dem hier die Rede iſt, war eine Zeitlang Oberprediger zu Leutſchau in Ungarn, und ward im Jahre 1651 vom Kaiſer Ferdinand III. unter den Ungariſchen Adel aufgenommen, mit dem Beyfügen, daß ohnehin ſeine Vorfahren ſeit langen Zeiten die adelichen Vorrechte im deutſchen Reiche genoſſen. Er erhielt zu gleicher Zeit, nebſt einer Veränderung im Wappen, den Beynamen von Gottleben, deſſen ſich aber ſeine Nachkommen nicht bedient haben. Das mütterliche Geſchlecht iſt, außer dem obgedachten Großvater, der 1756 in ſeinem 91ſten Jahre ſtarb, nachdem er ein dreyfaches Jubiläum, als funfzigjähriger Ehemann und auch als Prediger und Superintendent von ſo vielen Jahren begangen, auch durch den Aeltervater, Johann Georg Wilke bekannt. Derſelbe hat als Rector der Landſchule zu Meißen viele geſchickte Leute erzogen, und ein Schulbuch über die Sächſiſche Hiſtorie geſchrieben, den Sächſiſchen Nepos, das beydes wegen des Innhalts, und wegen der beſondern Erfindung auf ſolche Art zur Nachahmung der Alten zu führen, großen Beyfall gefunden hat. Der Mutterbruder, Georg Lebrecht von Wilke, Geheimer Referendarius und Archivarius zu Dresden, wie auch Churſächſiſcher Hof- und Juſtitienrath, hat vom Kaiſer Franciſcus den Reichsadelſtand erlangt.

Bis in ſein funfzehntes Jahr hatte **Johann Elias Schlegel** im väterlichen und großväterlichen Hauſe zu Meißen Privat-Information, und ſein erſter Lehrer, Mag. **Senf**, lebt, ſo viel man weis, annoch als Landprediger in Sachſen. Da derſelbe in ſeinen Nebenſtunden den **Plautus** las, ſo reizte die frühzeitige Begierde zur Poeſie ſeinen Schüler, dieſes Buch gleichfalls für ſich zu leſen, und ſich bey den großen Schwierigkeiten deſſelben, ſo gut er konnte, mit den Taubmanniſchen Noten fortzuhelfen. Er machte auch ſchon in ſeinem zwölften Jahre, da ihm **Hanke** und **Neukirch** in die Hände fielen, erträgliche deutſche Verſe.

Mit einer Kenntniß in den Schulwiſſenſchaften, bey welcher manche ſich für die Akademie reif achten würden, kam er auf die Churſächſiſche Landſchule **Pforte**, und ward, welches da ein ſeltner Fall iſt, ſogleich in die Mitte der daſelbſt Studierenden, nehmlich in die zweyte Ordnung der zweyten Claße geſetzt. Dieſe Landſchulen, die man in Sachſen der rühmlichen Anwendung klöſterlicher Stiftungen zu danken hat, verbinden auf eine geſchickte Art Eingezogenheit und Freyheit, die öffentliche Unterweiſung und den Privatfleiß, ſie treiben nicht allein die gelehrten Sprachen, ſondern viele andre Dinge, die ſich am beſten für die Schuljahre ſchicken, und ſie erregen durch allerhand kleine Vorzüge und Belohnungen, und beſonders dadurch, daß ſie den ältern die Pflicht auferlegen, die jüngern zu unterrichten, die Nacheiferung der Lernenden; ſo daß man ſie voritzt, da freylich noch überall

Verbeſſerungen zu machen wären, unter die vollkommenſten öffentlichen Anſtalten rechnen muß. Von den ſechs Jahren, die ein jeder in dieſen Schulen hinzubringen pflegt, wo er nicht zu ihrer Abkürzung eine beſondre obrigkeitliche Erlaubniß erhält, war Schlegel vier Jahre in der oberſten Claſſe, worinn er ſtets die Aufſicht über einen aus den untern Claſſen und darunter auch über ſeinen nächſten Bruder, den itzigen Paſtor in Hanover, führte; und die letztern zwey Jahre war er der erſte von allen.

Seinen Lehrern auf dieſer Schule, und beſonders dem würdigen Rector Freytag, mit welchem er noch auf der Univerſität Briefe wechſelte, hatte er am meiſten die genaue Bekanntſchaft mit den Schriften der Römer und Griechen zu verdanken. Aber ihre Schönheiten ganz empfinden und ſie männlich nachahmen zu lernen, darzu iſt auch der beſte Unterricht nicht hinreichend. Nichts iſt vermögender, Witz und Nachdenken bey Jünglingen zu ſchärfen, als ihr gemeinſchaftlicher von allen Zerſtreuungen abgezogener Fleiß, und ein edler Wetteifer auf gleicher Laufbahn. Oft hat derſelbe ein Genie rege gemacht und in volle Glut geſetzt, das vorhin ſich ſelbſt nicht fühlte, das vielleicht den Lehrern ſtets unerkannt geblieben wäre. In Pforte gab es damals, was man oft auf Univerſitäten nicht findet, was am meiſten angehenden Schriftſtellern zu mangeln pflegt, kritiſche Freunde, die einander im Leſen und Schreiben ermunterten und leiteten. Zween ſolche Schulfreunde des ſel. Schlegel, die Herren Krauſe und Geyer, werden in den

poeti-

poetiſchen Briefen, im vierten Theile ſeiner Werke, genannt. Es gehörte auch unter dieſelben ein Vetter von ihm, Herr Schröter, und der itzige Rector in Lüneburg Herr Heinze. Der zuverläßigſte unter ſeinen kritiſchen Freunden aber war ſein Vater, der große natürliche Fähigkeiten mit einer freyen Denkungsart und mit geſunden Begriffen über alle Theile der Gelehrſamkeit verband; der die Poeſie liebte, und obwohl nicht immer correcte, doch empfindungsvolle deutſche Verſe machte; und der bey vielfältigen Amtsverrichtungen und ſchweren Sorgen ſich mit nichts lieber beſchäfftigte, als mit den Studien ſeiner Kinder. Seine Art war, beſtändig von ihnen Rechenſchaft darüber, meiſtens in lateiniſchen Briefen zu fodern, und er nahm ſich die Zeit, ſie in bogenlangen Briefen, ja bisweilen in ganzen Abhandlungen zu beantworten. Er gab ihnen nach ihren Kräften allerley Arbeiten auf, und die überſendeten Proben kamen nie ohne freundliche Erinnerungen und vernünftige Lobſprüche zurück. Er kannte die Welt, er erforſchte und kannte auch aufs genaueſte die Fähigkeiten und die Gemüthsart ſeiner Söhne. Er überließ es ihnen, ſelbſt Entwürfe über die Einrichtung ihres Studierens zu machen, damit er ihnen eine nützliche Freyheit laſſen, und ſie deſto leichter auf die richtigen Wege hinweiſen könnte. Er warnte unermüdet einen jeden vor den Fehlern, worzu er ihn geneigt fand, und im Studieren beſonders, vor dem Hauptfehler der Schulen, dem unzweckmäßigen Lernen, dem Lernen fürs künftige Vergeſſen.

Weil

Weil der sel. Vater ein besondrer Liebhaber der Bienenzucht war, so unternahm mein Bruder schon im Jahre 1735 eine poetische Uebersetzung des vierten Buchs von Virgils Gedichte vom Landwesen. Er hat dieselbe in den folgenden Jahren mehr als Einmal völlig umgearbeitet, so wie er mit zunehmenden Einsichten die Mängel der vorigen Arbeiten erkennen lernte. Dieser frühzeitigen unverdroßnen Bemühung scheint er vornehmlich die geschmeidige Versification zu danken zu haben, welche ihm die Kunstrichter als einen besondern Vorzug beylegen. Eben derselbe Rathgeber vermahnte ihn, in dieser ersten Jugend die Horazischen Briefe zu studieren, mit Worten, die hier eine Stelle zu verdienen scheinen: „Wenn deine Poesie ein wahrhaftes „Leben bekommen soll, so suche dann und wann eine „Epistel aus dem Horaz zu übersetzen. Sodann „wirst du erst merken, was Verse sind; denn aus „den beygelegten Proben deiner Poesie sehe ich zwar, „daß du eine natürliche Disposition dazu hast, aber „es ist nicht genug reelles darinnen. Die mehresten „sind leer sowohl von Kennzeichen einer Lectüre, als „von reifen Gedanken. — Absonderlich hüte dich, „wenn du Lust zur Poesie hast, vor der Satyre.

Und gleich nach dieser Aufmunterung erfolgten vom Sohne Uebersetzungen, und abermals verbesserte Uebersetzungen Horazischer Briefe. Er frug auch seinen Vater um Rath, ob er unter den griechischen Schriftstellern den Herodian oder den Xenophon zuerst lesen solle, und auf dessen Antrieb hat er im Jahre 1737 die Cyropädie zu übersetzen angefangen,

fangen, welche ſich, ſowohl als die obgedachten Ueberſetzungen aus dem Virgil, unter ſeinen hinterlaßnen Handſchriften befindet, aber nicht von der gehörigen Reife iſt, um ans Licht zu treten.

Er las auch um dieſe Zeit verſchiedne griechiſche Poeten, und arbeitete noch in der Schule an einer proſaiſchen Ueberſetzung der Elektra des Sophokles. Er las den Euripides, und ohne eine andre Anleitung zur dramatiſchen Poeſie zu haben, als die er ſelbſt aus Gottſcheds kritiſcher Dichtkunſt ſchöpfte, entlehnte er aus ihm im Jahre 1737 das Sujet zu einer eigenen Tragödie Hekuba, die hernach unter einer veränderten Geſtalt und dem Namen Trojanerinnen ſo vielen Beyfall erhalten hat. Er verfertigte bald hernach aus des Euripides Iphigenia bey den Tauriern ein andres Stück, welches damals die Geſchwiſter in Taurien hieß. Tragödien, die ein Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren, nach griechiſchen Muſtern, ohne Theilnehmung, ja ohne Vorwiſſen ſeiner Lehrer ſchrieb, waren eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung, daß ſeine Schulfreunde gleichſam ſtolz darauf wurden, und ſich vereinigten, ſie in ihren Faſtnachtsferien aufzuführen. Ein ſolches Unternehmen aber, das anderwärts dem Verfaſſer und ſeinen Freunden Ehre gemacht haben würde, konnte nach den alten Geſetzen oder Gewohnheiten der Schule, innerhalb ihrer Mauren ſogar für ſtrafbar geachtet werden. Es geſchah daher die Vorſtellung in einer abgelegenen Kammer oder Zelle mit der größten Verſchwiegenheit unter vertrauten Freunden, die ganz verſtohlen langwie-

rige

rige Vorbereitungen darzu machten, indem der eine die Scenen malte, der andre einen Himmel dazu zusammen pappte, und der dritte aus Schlafröcken und dergleichen Materialien Kleidungsstücke und Vorhänge verfertigte.

Die Ehre, die hiermit der Verfasser vor seinen Freunden einlegte, ermunterte einen von ihnen, einen jungen Baron Schell, gleichfalls sich an die Tragödie zu wagen, und eine Dido zu schreiben. Sein unregelmäßiger Versuch hat meinen Bruder in seinem letzten Schuljahre angetrieben, selbst eine Dido zu schreiben. Er hat auch noch, ehe er sich auf die Akademie begab, das kleine epische Gedicht, Bemühungen Irenens und der Liebe verfertigt. Obgleich das letztere, so wie es im vierten Theile seiner Werke gedruckt ist, große Mängel hat, und die gedachten Tragödien, ehe sie in den folgenden Jahren ans Licht traten, um vieles verbessert worden sind, so sind es doch immer Arbeiten, welche die Schule merkwürdig machen, wo sie geschehen sind, und wo es noch mehrere geschickte Jünglinge gegeben hat, die diese Arbeiten schätzten und kritisirten. Es ist in eben der Schule, wo der Verfasser des Meßias kurz vor der Zeit, da Schlegel aus derselben Abschied nahm, zu studieren anfieng, und wo er auch den ersten Entwurf zu seinem unsterblichen Gedichte gemacht hat.

Es studierte zu eben der Zeit und an demselben Orte Herr Johann Daniel Janozki, der itzt in Polen lebt, und sich durch verschiedene Schriften über

über die polnische Geschichte und Literatur bekannt macht. Er hat noch in Pforte Briefe geschrieben, welche theils polnische Sachen, die er auf einer Reise kennen gelernt, theils auch die Studien und die Charaktere seiner Bekannten in Pforte betreffen, und die er zu Dresden 1745 drucken lassen. Es ist sowohl in Absicht des Innhalts als des Styls, der bey einer angenommenen Kürze und Bündigkeit, die Jugend des Verfassers, und zugleich einen freyen Geist verräth, ein sonderbares Buch. Es gehört zu unserm Zwecke, die Stellen daraus herzusetzen, welche denjenigen in seiner Jugend abbilden sollen, dessen Leben man hier zu entwerfen sucht:

Siebzehnter Brief.

„Mit dem ältern Herrn Schlegel kann man nicht „umgehen, ohne ihn zu lieben. Er besitzet „einen feuerreichen Witz, einen tiefen Verstand und „eine reiche Erinnerungskraft; Gaben, welche ich „bey sehr wenigen Pförtnern in so glücklicher Ver„bindung angetroffen. Er hat sowohl in der deut„schen, als in der römischen und griechischen Spra„che, die auserlesensten Schriftsteller gelesen. Unter „ihrer Anweisung hat er vornehmlich seinen Ge„schmack gereinigt. In den philosophischen Wissen„schaften ist er gründlich. In der Dicht- und Re„dekunst kennet er die Quellen des Ergötzlichen. In „der Mathematik ist er auch erfahren. In der „Schreib- und Zeichnungskunst hat er niemanden über sich. Seine Aufführung ist edel. Er „hat allezeit ein aufgewecktes, freudiges, und dabey

„ernst-

„ernsthaftes Gemüth. Er hält sehr auf äußerliche „Höflichkeit. Er ehret Hohe und Niedere. Er thut „aber niemals etwas, welches sein Ansehen verrin„gern könnte. Im Reden ist er annehmlich, er„munternd und nützlich, in Streitigkeiten bescheiden „und freundlich. In Meynungen, so er genau un„tersucht und für richtig erkennt, ist er fest und be„ständig. Seine Handlungen sind überlegt. Er „vertrauet sich niemanden, auch nicht einmal seinen „Freunden. Im Glücke ist er mäßig, im Unglücke „geduldig. Er bauet täglich an sich selber. Seine „Leibesbildung ist männlich. Aus den Augen leuch„tet eine deutsche Redlichkeit, und Ernst mit Zärt„lichkeit vermischt hervor. Im Gange hat er etwas „gezwungnes an sich. In der Kleidung ist er or„dentlich und nett, aber auch einigermaßen eigen„sinnig. Zuletzt muß ich Ihnen von diesem geschick„ten und gelehrten Jünglinge noch zweyerley entde„cken; erstlich, daß er fast alles sein Wissen nur durch „schriftlichen, und ohne einigen mündlichen Unter„richt erlangt; zweytens, daß er auch nicht darzu „aufgelegt sey, andre mündlich zu unterrichten.

Vier und zwanzigster Brief.

„Unser größter Dichter ist der ältere Herr Schle„gel. Seine Gedanken zeugen von einer ver„nünftigen Hoheit des Geistes, seine Ausdrücke „sind prächtig, die Beschreibungen neu, die Gleich„nisse geschickt erfunden und glücklich ausgebildet. „Die Lehrsprüche haben Nachdruck und Gewicht. „Ueberall herrschet eine wohlgeordnete Uebereinstim-

mung

„mung wahrhafter poetischer Schönheiten, und was „daraus folget, die Kunst, das Gemüth mit herrli„chen und wunderbaren Empfindungen einzuneh„men. In der Sprache liebt er etwas Meißne„risch eigenes.

Ich setze diese Briefe nicht hieher, um sie ihrem ganzen Innhalte nach meinem Bruder zuzueignen. Man sieht leicht, daß es das Lob eines Jünglings auf den andern ist, eines Jünglings, der, weil er noch nicht gewohnt ist, in die Weite zu sehen, und richtige Vergleichungen zu machen, die Gegenstände, die ihn umgeben, für allzugroß und allzuwichtig hält. Ich bin um so viel weniger geschickt, das rechte Maaß für diese Lobeserhebungen zu bestimmen, da ich meinen Bruder um die Zeit, wovon hier die Rede ist, selten gesehen habe, und nicht von den Jahren war, um nur einigermaßen von ihm urtheilen zu können. Ich setze dafür die eignen Worte desjenigen Bruders her, der mit ihm auf der Schule und auf der Akademie gewesen, und der die Sorgfalt desselben für die Bildung seines Verstandes und Herzens, für seine Gesundheit und seine Wohlfahrt noch immer mit der zärtlichsten Dankbarkeit erkennet.

„Er zeigte schon in seiner frühesten Jugend, ich „möchte fast sagen, in seiner Kindheit, ein gesetztes „Wesen über seine Jahre, und befliß sich sehr bald „der Kunst, unter allen Umständen und aller Orten „zufrieden, umgänglich, munter und aufgeweckt zu „seyn. In seiner Freundschaft herrschte ein gewisser

„Ernst, und wenn ihr gleich ein gewisser Grad der „Zärtlichkeit zu fehlen schien, zeigte sie darum nicht „weniger Güte des Herzens. Sie war gründlich, „und er bewies, wenn es auf Dienstleistungen an„kam, Eifer und Klugheit.

Was die Anmerkung am Ende des ersten Briefs des Herrn Janozki betrifft, so schien es meinem Bruder noch in dem letztern Jahre seines Lebens, da ich ihn als Professor in Soröe sah, an einer gewissen Leichtigkeit im Vortrage zu fehlen, und es kann die dort angegebene Ursache wohl statt finden, daß er in der Jugend seine Wissenschaften mehr aus Büchern als durch mündlichen Unterricht erlernet hat. Die Erinnerung von den Spuren der Meißnischen Mundart in seinen Schriften ist ihm auch vom Professor Gottsched bey Gelegenheit des geschäfftigen Müßigganges gemacht worden.

Seine dramatischen Arbeiten wurden, ehe er noch auf die Akademie kam, außerhalb der Schule bekannt, und die Neuberinn hat die Geschwister in Taurien im Anfange von 1739 auf das Leipziger Theater gebracht. Er kannte aber auch schon damals die Mängel seiner jugendlichen Versuche, und er hatte die in diesen Jahren so seltne Strenge gegen sich selbst, ehe er noch die Schule verließ, sein Manuscript von der Hekuba deswegen zu vernichten. Er hatte sich also selbst außer Stand gesetzt, sie umarbeiten zu können, wie er es bey einer reifern Ueberlegung wünschte, bis er erfuhr, daß ein Freund eine Abschrift davon aufbehalten hatte, die ihm zum

Grunde

Grunde der neuen Ausarbeitung unter dem Namen **Trojanerinnen** diente. Sein akademiſcher Freund, Herr **Käſtner**, der itzige berühmte Profeſſor und Hofrath in Göttingen, hat von der erſten Verdammung der **Hekuba** Anlaß zu einem ſinnreichen Schreiben und einer beygefügten Ode genommen, welche ſich in dem dritten Stücke der **Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes** befinden.

Dies Werk, ſo ſprach er, darf nicht leben,
Es iſt von Fehlern allzuvoll.

heißt es da, und es wird der Verfaſſer dieſer Tragödie damit gemeynt, ob man gleich, um die eigentliche Veranlaſſung zu verbergen, eine Nachricht von einem geretteten deutſchen Heldengedichte daraus gemacht hat.

Den 23ſten März 1739 nahm er Abſchied von der **Pforte**, mit einer Rede die ſich auf die damaligen Begebenheiten von **Europa** bezog, von der Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Florenz. Gleich nach ſeiner Ankunft in Leipzig hörte er, nebſt manchen andern Collegien, den ächten Kenner der Alten, den ſel. Profeſſor **Chriſt** über den **Plautus**. Es war aber auch hier ſein Privatfleiß, der ihn am weiteſten brachte. Sein Vater, der den gemeinen Fehler witziger Köpfe kannte, gründliche Kenntniſſe und Berufgeſchäffte den annehmlichern Bemühungen in den ſchönen Wiſſenſchaften nachzuſetzen, hatte ihm das Verſprechen abgenommen, die Poeſie im erſten akademiſchen Jahre ruhen zu laſſen, um ſich indeſſen ganz der Philoſophie, der Rechtsgelahrheit

und der Historie zu widmen, worinn er ihm selbst die gründlichsten Bücher vorschlug. Auf seinen Rath las er die Schriften des Heineccius und den Gravina von den Gründen des Rechts, einen Italiäner, der noch dem Montesquieu an die Seite gesetzt, obgleich weniger gelesen wird. Er las jedes mit gutem Vorbedacht gewählte Buch so, daß er es aufmerksam durchstudirte, und sich vor einer zerstreuenden Abwechselung im Lesen hütete. Es ist um diese Zeit, als die angebohrne Lust zur Dichtkunst mit der Pflicht, die Rechte zu erlernen, ein Streit war, daß er den Brief an den Herrn Krause schrieb, der unter den gedruckten poetischen Briefen die erste Stelle einnimmt. Er verfertigte auch um diese Zeit eine Uebersetzung des Cicero von der Redekunst an den Herennius, die er unter andern Handschriften hinterlassen hat. Er las zugleich die Griechen mit einer solchen Begierde, daß er es für eine Erquickung hielt, von juristischen Büchern zum Xenophon zurückzukehren. Diese Zeit, da er selbst keine oder doch wenige Verse machte, nutzte er, die Arbeiten zu verbessern, die ihm sein Bruder aus Pforte zusendete, und ihn mit vertraulichen und bescheidnen Erinnerungen zum guten Geschmacke zu leiten, und zum Lesen der Alten aufzumuntern. Eine Probe davon ist der Brief über die Trauerspiele der Alten und Neuern, der es zu verdienen schien, im IIIten Theile der Werke S. 203. aufbehalten zu werden.

Sein Vater erließ ihm noch vor Ende des Jahres seine Zusage in Absicht auf die Poesie, und er

machte

machte daher noch im Jahre 1739 die Verbeſſerungen im Oreſt und Pylades, deren man im Vorberichte zu dieſem Trauerſpiele gedacht hat.

Im Jahre 1740 ward er mit dem Prof. Gottſched genauer bekannt, den er bereits über die Philoſophie gehört hatte. Gottſched genoß damals noch den vollen Ruhm, den ihm ſeine für dieſe Zeiten gut geſchriebnen Lehrbücher über die Redekunſt, Dichtkunſt und Philoſophie, und ſein lebhafter Eifer für die Ehre der deutſchen Sprache und Poeſie zuwege brachten. Derſelbe iſt erſt hernach geſunken, als es ihn kränkte, daß andre mit tiefern Einſichten über dieſelben Materien ſchrieben, und als ihm einfiel, die Verbeſſerung der deutſchen Sprache und die Wiederherſtellung des guten Geſchmacks von der Erſcheinung ſeiner Lehrbücher an zu datiren, ohne zu bedenken, daß ein Moßheim, ein Maskov, ein Haller, ein Hagedorn ohne ſolche Beyhülfe große Schriftſteller geworden waren, und daß es ganz gewiß auch ohne dieſelben Gellerte und Klopſtocke und Cramer gegeben haben würde. Gottſched hat ſich noch tiefer erniedrigt, und ſo zu ſagen um Einſicht und Ruhm geſchrieben, indem er alles mit den Augen der Parteylichkeit anſah, lobte, was ihn lobte, verachtete was nicht deutſch und nicht aus ſeiner Schule war, und ſich, von ſeinen vorigen Verdienſten eingenommen, in ſeinen letzten Schriften mehr und mehr vernachläßigte. Kurz, er iſt für diejenigen, die ſich in ſchönen Wiſſenſchaften hervorthun wollen, und auch für die Kunſtrichter, die ihn ſeit langer Zeit ſo unbarmherzig verſpotten,

ein warnendes Beyspiel, daß ein edles Herz der sicherste Grund des guten Geschmackes ist, und daß jenes vielleicht ohne diesen, dieser aber nicht, in die Länge und in seiner vollen Reinigkeit, ohne jenes bestehen kann.

Gottscheden war nichts angenehmer, als junge Dichter kennen zu lernen und sich zu verbinden; und da er sich damals mit der Aufnahme des Theaters beschäfftigte, und eine deutsche Schaubühne herausgeben wollte, war ein solcher, der auf der Schule schon drey Tragödien geschrieben hatte, ein Fund für ihn. Er gieng zuförderst damit um, eine Uebersetzung von der Dichtkunst des Aristoteles herauszugeben, und wollte ihr zur Erläuterung eines von den Trauerspielen der Alten beyfügen. Da er vernahm, daß Schlegel schon vorhin an einer prosaischen Uebersetzung der Elektra des Sophokles gearbeitet hatte, so verlangte Gottsched zu diesem Ende von ihm eine in reimfreyen Versen. Er aber verfertigte lieber eine in gereimten, weil reimfreye Verse damals den wenigsten gefielen, und er überhaupt für die Anmuth des Reims stets eingenommen gewesen ist. Er übergab die Uebersetzung Gottscheden in demselben Jahre, der sie aber, da er sein Vorhaben mit dem Aristoteles nicht ausführte, bey sich behielt, bis sie der Verfasser im Jahre 1747 zurückfodern, und so wie sie war, mit seinen theatralischen Werken herausgeben ließ. Die Anmerkungen, welche dieser jugendlichen Arbeit beygefügt sind, zeugen von einer nicht gemeinen Einsicht in die griechische Literatur; und da die Schwierigkeit des

Reims

Reims in einer ſolchen Ueberſetzung bey weitem nicht ſo leicht zu überwinden iſt, als in eignen Werken, ſo hat man wohl mehrere Urſache, ſich über ihre Ungezwungenheit und Treue zu wundern, als ihre Mängel zu rügen.

Es waren um dieſe Zeit des Herrn **Mauvillon**, eines bekannten franz. Sprachmeiſters in Leipzig, Lettres ſur les François et les Allemands ans Licht getreten; und es hatte die Art, mit der er darinn die Fähigkeiten und die witzigen Schriften der Deutſchen beurtheilte, alle Liebhaber der deutſchen Literatur gegen ihn aufgebracht. Schlegeln reizte die Liebe zu ſeinem Vaterlande, ein poetiſches Schreiben hierüber an Gottſcheden zu erlaſſen, das 1740 in den kritiſchen **Beyträgen** gedruckt ward. Er hat bey dieſer kleinen Zwiſtigkeit den Menſchen ſo wohl von dem Schriftſteller unterſchieden, daß er mit demſelbigen Mauvillon, den er mit ſo vielem Rechte widerlegt hatte, hernach Umgang und vertraulichen Briefwechſel gepflogen. Daß er übrigens in dem eben damals ausbrechenden Streite zwiſchen Gottſcheden und den Zürchiſchen Kunſtrichtern, den Herren **Bodmer** und **Breitinger** wenigſtens unparteyiſch geblieben, zeigt unter andern der Vers in dem gedachten Briefe:

Was Sachſen und die Schweiz mit Einer Stimme loben.

Noch deutlicher zeigt ſich ſeine frühe Abneigung vor den gedankenleeren Reimen der Gotſchedianer in einer ſatyriſchen Ode von 1740, die im IVten Theile der Werke S. 179. gedruckt iſt. Da heißt es:

Ich habe Reim und Reim gepaar t
Und nicht Gedanken drein gezwungen.
Hier ist kein hartes Mittelwort.

Denn es herrschte damals unter andern der Participianer-Streit, da es die Gottschedische Schule für undeutsch hielt, in der poetischen und rednerischen Sprache, auch wo es ohne Abbruch der Deutlichkeit geschehen konnte, nach dem Beyspiele der Römer, der Franzosen, der Engländer, Mittelwörter statt ganzer Redensarten zu setzen.

Schlegel unternahm noch in demselben Jahre den **Herrmann**, der aber erst in der Mitte des folgenden mit einem anhaltenden Fleiße vollendet worden, der Verbesserungen seiner vorigen Arbeiten nicht zu gedenken. Eine Unterredung mit dem Herrn Gottsched und seiner Frau, und ein Wettstreit mit dem Herrn Koppe, dem Uebersetzer des Taßo, veranlaßte noch am Ende dieses Jahrs den prosaischen Entwurf der **Lukretia**.

Auf solche Weise erzeigte er sich Gottscheden gefällig, und ehrte seinen Eifer für die deutsche Poesie, ohne sein Lehrling zu seyn. Ja ich finde nicht einmal, daß er ein Collegium in den schönen Wissenschaften bey ihm gehört hat, außer daß er ein Mitglied in seiner sogenannten **vormittägigen Rednergesellschaft** gewesen ist. Es kommen fünf darinn gehaltne Reden im dritten Theile von Schlegels Werken vor, und es ist auch im Namen dieser Gesellschaft eine Abschiedsrede an ihn von Carl Christoph Winkler gedruckt.

Sein

Sein Vater ermunterte ihn um dieſe Zeit in allen Briefen zum Studieren der Geſchichte, um ſie mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte zu verbinden. Er hatte ſelbſt einen Plan, wie die Hiſtorie zu treiben wäre, für ihn entworfen, den ſich der Sohn zur Richtſchnur machte. Ein Hauptartikel in dieſem Plane war, bey einer anſtändigen Freymüthigkeit, die Triebfedern der menſchlichen Handlungen zu beurtheilen, nicht, wie es z. E. ein Vaſſeur zu thun ſchiene, alles aufs ärgſte zu deuten, und von den Hohen der Welt nie verkleinerlich zu ſprechen. Die Betrachtung über den Charakter Joſephs, die im IIIten Theile S. 453 gedruckt iſt, war eine von den Uebungen im hiſtoriſchen Nachdenken, zu welchem er von ſeinem Vater aufgefodert worden.

Er hörte bey dem vortrefflichen Maskov die Reichshiſtorie, und las zugleich, auf ſeines Vaters Rath, die beſten Werke darüber. Ein Entwurf über den Charakter Kaiſer Conrad IIIten zeigt bey ſeiner Unvollkommenheit, um derentwillen man ihn nicht den Drucke übergeben, daß er ſchon damals die Geſchichte aufmerkſam geleſen und ſelbſt darüber gedacht hat. Da er in der deutſchen Geſchichte von Kaiſer Conrad IIIten auf ſeinen Nachfolger Friedrich Iten kam, ſo fand er in ſeinem berühmten Gegner, Herzog Heinrich dem Löwen, einen würdigen Gegenſtand der epiſchen Poeſie. Er unternahm 1742 ein Gedicht auf dieſen deutſchen Helden, und kam in demſelben Jahre damit ins zweyte Buch. Bey den Hinderniſſen, die im Vorberichte

darzu angezeigt worden, ist er überhaupt nicht weiter damit gekommen, als daß er während seines Aufenthalts in Dänemark das zweyte Buch vollendet hat.

Er wagte sich noch im Jahre 1741 an die Komödie, und schrieb in einer sonst ungewöhnlichen Versart **die entführte Dose**, ein Nachspiel, das damals in Leipzig mit Beyfall aufgeführt ward, und das er dennoch bey einer zweyten Durchsicht des Druckes unwerth schätzte. Bald hernach schrieb er den **geschäfftigen Müßiggänger**, der erst 1743 von Gottscheden im IVten Theile der Schaubühne herausgegeben worden. Ihm folgte im Jahre 1742 die **Pracht von Landheim**. Diese Stücke beweisen eine scharfsichtige Beobachtung der Sitten seines Vaterlandes, und einen Ansatz zur Satyre, wovon ihn die Warnungen seines Vaters ablenkten. Die Ursache von der gegenwärtigen Unvollständigkeit der **Pracht von Landheim**, die im Vorberichte darzu angeführt worden, ist gewiß seinem Herzen nicht unrühmlich, und zeigt, wenn man sie mit der obgedachten Aufopferung der Hekuba zusammen nimmt, daß er auf alle Weise die Autor-Selbstliebe zu beherrschen gewußt hat. Vor seiner Abreise nach Dänemark hat er noch an einer Komödie von einer besondern Gattung, **die drey Philosophen**, gearbeitet. Der unvollendete Entwurf davon ist im zweyten Theile der Werke gedruckt.

Die Handschriften von den obgedachten Stücken waren in verschiedne Hände gerathen. Nebst dem Orest und Pylades führte die **Neuberinn** auch

den

den Herrmann auf, eine geraume Zeit vorher, ehe er gedruckt worden. Die Neuberinn hätte nicht übel Luſt gehabt, dieſe Stücke, ſo roh wie ſie bey der erſten Ausarbeitung geweſen, und noch darzu ſo verunſtaltet, wie ſie unter den Händen der Schauſpieler zu werden pflegen, ſich durch den Druck zuzueignen, und ſie, mit ihren eignen und andrer Arbeiten untermiſcht, in eine deutſche Schaubühne nach ihrem Geſchmacke zu bringen, wo es der Verfaſſer nicht hintertrieben hätte. Er war auch ſelbſt kurz vorher, ehe er ſein Vaterland verließ, bedacht geweſen, ſeine theatraliſchen Werke bey einem Dresdner Buchhändler drucken zu laſſen. Er gab aber dieſes Vorhaben auf, um deſto mehr Zeit zu gewinnen, ſie zu verbeſſern.

Die kritiſchen Abhandlungen, die er in ſeinen akademiſchen Jahren aufſetzte, als das **Schreiben über die Komödie in Verſen**, und die Gedanken von der Nachahmung überhaupt, und von der **Unähnlichkeit in der Nachahmung**, beweiſen, ob ſie gleich meiſtens in Gottſchediſchen Sammlungen, als in den **kritiſchen Beyträgen** und im **Büchersaale** gedruckt ſind, daß er nichtsweniger als ein Gottſchedianer geweſen ſey. Sie zeugen von einem reifen Nachdenken über dieſen Grundſatz der Poeſie, vier Jahre früher, als Batteux ſeine Gedanken darüber, die er beynahe für eine neue Erfindung angiebt, ans Licht treten laſſen. Dennoch iſt er wegen einer kleinen Kritik über eine Zeile des Herrn von Haller, die in der Abhandlung von der Nachahmung vorkömmt, vom Conrector Pyra,

einem Manne, der Verdienſte um die Poeſie und die Kritik hatte, als ein Gottſchedianer angeklagt worden; und er, der Hallern und Bodmern ſchätzte, wie ſie es verdienen, und deswegen doch auch nicht ein Anti-Gottſchedianer heißen wollte, hatte Mühe, gewiſſe Leute von dieſem Vorurtheile zurück zu bringen.

Es erſchienen in der Mitte des Jahrs 1741 die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, eine Sammlung, die immer wegen ihrer ſelbſt und ihrer Folgen in der deutſchen Literatur ſchätzbar bleiben wird, ſo verſchieden auch der Werth ihrer einzelnen Stücke iſt, und ſo ſehr manche die Parteylichkeit bey dem damaligen poetiſchen Kriege zwiſchen Sachſen und Schweiz verunzieret. Schlegel war einer von den erſten Mitarbeitern, zugleich mit dem Herren Schwabe, Gellert, Rabener, Käſtner, und Straube, die damals in Leipzig beyſammen waren. Seine poetiſchen Aufſätze in dieſer Monathsſchrift ſind im vierten Theile der Werke wieder abgedruckt, und beſtehen größtentheils in Sendſchreiben, worinn er nach dem Urtheile der Kunſtrichter nicht wenig glücklich geweſen iſt, wie auch in einem Theile der darinn wieder gedruckten anakreontiſchen Oden. Er hat auch für die erſten Theile der Beluſtigungen den jungen Herrn geſchrieben, eine Art von moraliſchen Blatte, das nebſt einer aufgeweckten Schilderung jugendlicher Thorheiten, einige feine kritiſche Anmerkungen enthält.

Mit

Mit ſo vielfältigen Arbeiten, von denen die meiſten nicht gleich gedruckt wurden, ſondern erſt nach wiederholter Durchſicht ans Licht treten ſollten, brachte er die kurze Zeit ſeines akademiſchen Lebens hin; denn er war nicht über viertehalb Jahr in Leipzig, und doch las er zu gleicher Zeit die gründlichſten Bücher in der Hiſtorie und Rechtsgelehrſamkeit, er trieb verſchiedne Sprachen, und befliß ſich zugleich einigermaßen auf die Mathematik und die Theologie. Aber er ſuchte auch, um ungeſtört die koſtbaren Stunden in dieſem Theile des Lebens zu nützen, Herr ſeiner Zeit zu bleiben, außer daß es im letztern Jahre ſeine äußerlichen Umſtände erfoderten, eine Art von Hofmeiſterſtelle anzunehmen, deren er ſich doch ſo bald als möglich entledigte. Aber da, wo er mit mehrerer Sicherheit Nutzen ſchaffen konnte, nützlich zu werden und Freunden zu dienen, war ihm keine Zeit zu koſtbar. Vom Jahr 1741 an war ſein nächſter Bruder **Johann Adolf Schlegel** zugleich mit ihm auf der Akademie. In ihm unterhielt er durch den liebreichſten Umgang die Begierde zu den ſchönen Wiſſenſchaften, die ſie beyde gemein hatten, und er ſchätzte ſich nicht für ſo vollkommen, um nicht demjenigen, deſſen Führer er in den Schuljahren geweſen war, ſeine Arbeiten zur Durchſicht zu geben, und ſeine Kritiken anzunehmen. Da eben derſelbe Bruder in Leipzig an den Blattern gefährlich krank lag, ſo pflegte er ihn mit einer Sorgfalt, welche jener, wie er noch mit der zärtlichſten Erinnerung erkennt, vielleicht ſein Leben zu verdanken hat.

Er

Er that im Sept. 1742 alles, was erfodert ward, um, mit den gewöhnlichen Proben ſeines Fleißes in der Rechtsgelehrſamkeit, die Univerſität zu verlaſſen, und ſich zu einer Beförderung in ſeinem Vaterlande geſchickt zu zeigen, als ihn die Vorſehung auf andre Wege leitete. Der Sächſiſche geheimde Kriegsrath von Spener, der zum Geſandten am däniſchen Hofe ernannt war, verheyrathete ſich um dieſe Zeit mit der Wittwe eines Vaterbruders von ihm, des Hofraths Schlegel. Dieſe neue Verwandſchaft und die Geſchicklichkeiten, die ſich mein Bruder erworben, bewogen den Herrn von Spener, ihn als ſeinen Privatſecretair mit ſich nach Kopenhagen zu nehmen.

Sie traten die Reiſe bald nach Anfang des Jahres 1743 an, und kamen nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin und Hamburg den 19 Febr. nach Kopenhagen. Es findet ſich von dieſer Reiſe eine kurze Beſchreibung unter ſeinen Handſchriften, welche beſonders von Berlin artige Anmerkungen enthält, und ihn als einen guten Beobachter zeigt. Er beſuchte in Berlin den obgedachten Herrn Straube und den daſigen Geh. Secretair Lamprecht, den Verfaſſer verſchiedner noch in Achtung ſtehender moraliſchen Schriften, und in Hamburg ſah er den Herrn Behrmann, der ihm ſogleich ſeine Tragödie die Horazier vorlas. Nichts aber war ihm ſchätzbarer, als die Bekanntſchaft mit dem Herrn von Hagedorn, der ſich überaus freundſchaftlich gegen ihn erzeigte. Da meines Wiſſens noch nichts von dem Charakter dieſes liebenswürdigen Dichters gedruckt iſt,

iſt, ſo wird es nicht unangenehm ſeyn, hier ſeine eigne Worte, die ihn angehen, aus einem vertraulichen Briefe zu leſen.

„In Hamburg habe ich die allerangenehmſte Bekanntſchaft mit dem Herrn von Hagedorn gemacht. „Ich kann nicht ſagen, was dieſes für ein fleißiger, „gelehrter, und zugleich aufgeweckter Mann in Geſellſchaften iſt. Er hat mich meiſtentheils damit „unterhalten, daß er mir ſeine Bücher gewieſen, „welche ſehr wohl ausgeſucht ſind, und worinnen „er allezeit am Ende die ſchönſten Stellen ausgezeichnet hat, zum Zeichen ſeines guten Geſchmacks „ſowohl als ſeines Fleißes. Die Meynungen, die „er in der Kritik von andern hat, ſind alle gemäßigt, „und ſchlagen mehr zu ihrem Lobe als Tadel aus.

Mein Bruder nahm es ſich auch gleich vor, öffentlich ſeine Hochachtung gegen dieſen neuen Freund zu bezeugen, und der **Brief an den Herrn von Hagedorn**, der im IVten Theile S. 114. gedruckt iſt, war ſeine erſte poetiſche Arbeit in Kopenhagen. Ein vertraulicher Briefwechſel, der bis gegen das Ende von meines Bruders Leben fleißig fortgeſetzt worden, war die Folge dieſer Bekanntſchaft. Er übergab Hagedornen die Handſchriften von ſeinen Tragödien Dido und Herrmann zur Kritik, und dieſer bat ihn hinwiederum um ſeine Gedanken über die Gedichte, die er damals herausgab, der Gelehrte und die Glückſeligkeit.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Kopenhagen ward er mit dem Profeſſor Hans Gram, königl. Biblio-

thekar

thekar und Hiſtoriographus bekannt. Derſelbe würde wegen ſeiner ungemeinen Beleſenheit und Scharfſinnigkeit in der Hiſtorie und Literatur auch außer Dänemark unter die allergrößten Gelehrten gerechnet werden, wenn ſein Eifer, andern Gelehrten mit vieler Bemühung Dienſte zu leiſten, nicht ſtärker geweſen wäre, als der, ſich ſelbſt hervorzuthun, und wenn auch nur das, was von ihm in däniſcher Sprache meiſtens nach ſeinem Tode gedruckt worden, von andern Nationen geleſen würde. Seine Dienſtfertigkeit war gegen Fremde nicht geringer als gegen Einheimiſche, er machte ſich eine Freude daraus, einem jeden Gelehrten, der es begehrte, die ſchöne königliche Bibliothek zu zeigen, und ſich auch bey zunehmenden Alter ausdrücklich deshalben zu bemühen. Er hat bis an ſeinen Tod im Jahre 1748 eine beſondre Achtung gegen meinen Bruder bezeigt.

In demſelben Frühjahre ward in Leipzig der **Herrmann** gedruckt. Gottſched meldete es Schlegeln ſelbſt den 20ſten May 1743 mit dieſen Worten: „Von der Schaubühne iſt der vierte Theil fer„tig geworden, und Ihr Herrmann ſteht an der „Spitze. Ich überſende ein Exemplar davon, und „hoffe, daß Sie keines von dieſen deutſchen Origi„nalen für ſchlecht erklären werden. Ich wundre „mich nur, daß Neuber den Herrmann gar nicht „mehr aufführt, weil ich ihn ſelber gern ſehen „möchte.

Seine eigentlichen Gedanken vom **Herrmann** hat Gottſched in die Vorrede zum fünften Theile der

Schau-

Schaubühne einfließen laſſen, da er ihn mit der Dido vergleicht: „Ich getraue mir, ſagt er da, die „Partey der Dido gegen den Herrmann zu nehmen, „weil ſie mehr zärtliche und ſtarke Leidenſchaften, „einen natürlichen Ausdruck und weniger Sitten„ſprüche in ſich hält, als jener. Hier redet das „Herz mehr, und dort herrſchet mehr der Witz. „Darum wird auch hier die Kunſt des Dichters von „allen Leſern und Zuſchauern empfunden und ge„fühlt, dort aber die Tiefſinnigkeit ſeines Geiſtes „nur von wenigen, die ihm ſo weit folgen können, „bewundert. Ja ſelbſt unter denen, die ſeine er„habene Sittenſprüche gar wohl erreichen können, „ermüdet die Hälfte, ſeinen Orakeln nachzuſinnen, „weil es überaus ſchwer iſt, den Verſtand immer „gleich angeſtrengt zu erhalten.

Da Gottſched dergleichen Gedanken gegen den Verfaſſer ſelbſt geäußert hatte, antwortet er ihm darauf folgendermaßen. „Was E. H. wegen mei„nes Herrmanns ſagen, laſſe ich mir gefallen. Man „iſt allezeit in dem Urtheile von ſeinen eigenen Sa„chen dem Betruge unterworfen; und ob ich ihn gleich „meinen übrigen Stücken vorziehe, ſo ſind doch die „liebſten Kinder nicht allezeit die beſten. Unterdeſ„ſen bin ich ſo überzeugt, daß eine ſorgfältige Aus„arbeitung der Verſe bey einem Trauerſpiele eine „ſehr gute Sache iſt, daß mich die Zeit, ſo ich dar„an wende, niemals reuen wird. Ohne mich auf „die Phädra des Racine zu berufen, von der es be„kannt iſt, daß die bloße Schönheit der Verſe ihr „den Vorzug vor des Prado ſeiner gegeben, wor„innen

„innen eben die Affecten waren; ſo glaube ich, daß „die Majeſtät des Trauerſpiels ohne dieſelbe nicht „beſtehen kann, weil gar zu leicht auch nur ein über„flüßiges Wort den Affect einer ganzen Zeile ver„derbt. Aber ich werde mich allezeit begnügen, wenn „ich nur dieſe Fabel, die ich einmal erwählt, gut „ausgeführet habe, weil man doch nicht immer Fa„beln von gleicher Güte ausleſen kann, und ſelbſt „die allervollkommenſte Gattung von Fabeln ver„drießlich werden würde, wenn alle Trauerſpiele „nach derſelben eingerichtet werden ſollten. Ich „rechne meinen Herrmann unter keine andre Art „von Fabeln, als unter die moratas, die ohne eine „große Verwirrung, und ohne große Stürme der „Affecten auf eine ſanftere Art bewegen, und deſto „mehr Zeit zum Unterrichten laſſen ſollen. Ich „glaube auch nicht, daß ich eine andre Tragödie, „als eine ſolche, in dergleichen Schreibart ausgear„beitet haben würde.

In einem vertraulichen Briefe den 11ten Jun. 1743 redet er von der Vorrede zum vierten Theile der Schaubühne: „Des Herrn Profeſſors Gott„ſched Urtheil vom geſchäfftigen Müßiggänger „iſt die beſte Stelle in ſeiner ganzen Vorrede. Al„les übrige darinn mißfällt mir ſo ziemlich, weil es „mit ſeinem gewöhnlichen Vertrauen auf ſeinen ei„gnen Beyfall geſchrieben iſt, und die Auslegung „der Abſichten in meinem Herrmann iſt ſo beſchaf„fen, daß ich ſehr wünſchte, daß ſie weggelaſſen „wäre. Dennoch muß ich geſtehen, daß die Vor„rede beſſer iſt, als ich gefürchtet habe, und daß

„ich

„ich Urſache habe, zu denken: Contenti ſimus hoc „Catone.

Als man ihm meldete, daß der **Herrmann** zwar von den meiſten gelobt, aber nicht mit dem Tadel gewiſſer Zeitungsſchreiber verſchont würde, erklärt er ſich ſo darüber. „Die Zeitungen leſe ich „weder aus Hamburg noch aus Berlin, und ihren „Tadel und ihr Lob kann ich mit einander aufheben. „Es wäre eine Thorheit, wenn man ſeine Ehre auf „die Urtheile der Zeitungsſchreiber bauen wollte. „Wegen der Streitigkeiten mit der Neuberinn thut „man ſehr unrecht, daß man ſie aufwärmt, und die „beyden Stücke in den kritiſchen **Beyträgen**, wi„der den **Milton** und die **Neuberinn** (par nobile) „ſind ſo ſchlecht und ſeicht, und dabey etwas unge„ſchliffen, daß ich ſie aus Aergerniß einigemal aus „den Händen geworfen, um mich wieder zu erholen, „ehe ich ſie ausleſen können. Dieſes iſt mehr als „ich glaube, daß mir mit einer Schrift begegnen „könnte, die wider mich ſelbſt wäre„.

In Kopenhagen beſchäfftigte er ſich gleich nach ſeiner Ankunft mit Erlernung der däniſchen Sprache, und er war binnen zween Monathen ſo weit, daß er ſich darinn verſtändlich machen konnte. Diejenigen Blätter im **Fremden**, worinn viele alte und neue däniſche Poeten beurtheilt werden, zeigen eine weitläuftige Beleſenheit und tiefe Einſicht in die Eigenſchaften der Sprache. Mit Büchern zur däniſchen Sprache und Hiſtorie verſah ihn unter andern der Profeſſor **Johann Peter Anchersen**, ein überaus freundlicher und dienſtfertiger Gelehrter. Er

ward auch dem großen Kenner der Gelehrsamkeit, dem rußischen Minister Freyherrn von Korff bekannt, der die zahlreiche und auserlesene Bibliothek zu sammeln anfing, die nach seinem Tode von Kopenhagen nach Petersburg, in den Besitz Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten von Rußland gekommen ist. Er verfertigte den ersten Catalogus für diese Bibliothek, nach einer sehr bequemen Einrichtung, die der dänische Conferenzrath Rosgaard zuerst erfunden hat; und machte sich mit Vergnügen einen Bücherschatz bekannt, von welchem er, so lange er lebte, den freyen Gebrauch behielt. Auch der königl. dänische Geheimderath und Staatsminister von Berkentin würdigte ihn oft seiner gelehrten Unterredungen, und öffnete ihm seine, besonders in der Historie, wohlversehene Bibliothek. Ja er war so willfährig, daß er ihm bey seinem nachmaligen Aufenthalte in Sorde ganze Kisten voll Bücher zu seinem Gebrauche nachsenden ließ. Schlegel hatte also auch in Dänemark Gelegenheit, die deutschen Geschichtschreiber der mittlern Zeiten durchzugehen, um aus ihnen zusammenzutragen, was zur Geschichte Heinrich des Löwen diente, damals noch in dem Vorsatze, das angefangene Heldengedicht auszuführen. Denn er blieb bey allen den Geschäfften, die ihm seine Stelle bey dem Gesandten auferlegte, und bey den Zerstreuungen, die sein Aufenthalt in Kopenhagen mit sich führte, der Poesie so getreu als jemals.

Es entstand in diesem Jahre zu Leipzig die Gesellschaft, welche die Beyträge zum Vergnügen

des

des Verſtandes und Witzes herausgab, eine Geſellſchaft, die wenige ihres gleichen hat; nicht nur wegen des kenntlichen Einfluſſes, den dieſe Sammlung von auserleſnen und mit äußerſtem Fleiſſe gefeilten Werken auf die ganze deutſche Literatur gehabt hat, ſondern auch, weil ihre Mitglieder bey der zärtlichſten Freundſchaft, eben um dieſer Freundſchaft willen, einander mit Strenge kritiſirten, und weil ſie mit ihren Kritiken nicht die ſonſt ſo allgemeine Abſicht hatten, ſelbſt der Welt in die Augen zu fallen, ſondern meiſtens im Verborgnen ihre Freunde zu leiten, den Geſchmack ihrer Nation zu erhöhen, und für die wenigen Kenner und für die Nachwelt zu arbeiten. Schlegel ward, ſeiner weiten Entfernung ungeachtet, eingeladen, ein Mitglied dieſer Geſellſchaft zu werden. Er ward es, und unterwarf im Aug. 1744 verſchiedne Gedichte u. proſaiſche Aufſätze, die in den Beyträgen gedruckt ſind, den Kritiken und Verbeſſerungen der Geſellſchaft. Eines von dieſen Stücken, das Schreiben über die ſinnlichen Ergötzlichkeiten, bezieht ſich auf eine gewiſſe Denkungsart, die damals in Kopenhagen überhand zu nehmen ſchien. Die ungeheuchelte Gottesfurcht, womit K. Chriſtian VIte ſeinen Unterthanen vorleuchtete, rührte und beſſerte viele Herzen; man ward im Umgange ernſthafter, aber auch aus übertriebner Strenge ungeſelliger, und man begonn hin und wieder unſchuldige Vergnügungen zu einer Gewiſſensſache zu machen. Dieſes Schreiben ſucht darzuthun, daß Gottesfurcht mit einem

heitern Gemüthe, und mit gesellschaftlichen Ergötzlichkeiten bestehen könne.

Nachdem er nun in Dänemark Sprache, Verfassung und Geschichte, und Menschen und Sitten von allerley Stande, theils durch Lesen und Nachdenken, und theils durch klugen Gebrauch der Gesellschaften kennen gelernt, wagte er es, seine Anmerkungen darüber in der Wochenschrift der Fremde vorzutragen. Ein kühnes Unternehmen, das ihm wohl gelang, und das ihm, da sonst schon der Name eines Fremden unter den meisten Nationen eine Abneigung erregt, in Dänemark Liebe und Ruhm zuwege brachte. Er hat der dänischen Nation in dieser Schrift nicht geschmeichelt, er hat Unvollkommenheiten, wo sie sich finden, nicht unbemerkt gelassen, aber er ist auch auf ihre Vorzüge achtsam gewesen, und alles ist mit nicht gemeinen Bemerkungen über die Sitten und Gemüther, über die Literatur und über die Lebensart angefüllt. Denn ob er gleich kein Weltmann war, noch die Gaben eines Weltmanns hatte, so war er doch in der Stille ein guter Beobachter, und hatte die Gelegenheit, vielerley Menschen zu sehen. Die Stücke im Fremden sind zwar nicht durchgängig von gleichem Werthe, aber schwerlich ist eine Wochenschrift so gedrungen lehrreich und von einer so anmuthigen Abwechselung gewesen, als diese. Der Stil ist nicht der correcteste. Der Verfasser, dem die Poesie fast leichter ankam als die Prose (wie es seine Concepte zeigen, in denen viel ausgestrichen ist) hatte sich in den Kopenhagner Gesellschaften manche

dänische

däniſche und franzöſiſche Wendungen angewöhnt, und es fehlte ihm damals an kritiſchen Freunden in der Nähe, die auch der geübteſte Schriftſteller ungern auf lange Zeit entbehren wird. Es hat übrigens dieſes Wochenblatt noch einen Vorzug vor den meiſten deutſchen Schriften ſeiner Art voraus, daß es ſich nehmlich mit dem erſten Jahrgange ſchließt. Denn es gehört ſchon viel zu Einem Bande, wenn man im Ernſte die Pflicht auf ſich nimmt, die Welt mit lauter reifen Früchten ſeines eignen Nachdenkens zu unterhalten.

Im Aug. 1745 that er in Begleitung des Hofs eine Reiſe nach Holſtein, und hatte das Glück, zu Hamburg die angefangne Freundſchaft mit dem Herrn von Hagedorn noch enger und vertraulicher zu machen. Er gelangte auch daſelbſt in die Bekanntſchaft des Herrn Brockes, den er als einen ſehr liebenswürdigen Mann beſchreibt. Durch die Vermittelung des Herrn von Hagedorn fing ſich auch damals ein Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Herrn Bodmer an, welcher bis dahin die witzigen Köpfe in Leipzig und alle, die an den Beluſtigungen Theil genommen, insgemein für Gottſchedianer, oder welches ihm gleichgeltend war, für Verderber des Geſchmacks und ſeine abgeſagten Feinde gehalten hatte. Der Brief, mit welchem Schlegel dieſe Correſpondenz eröfnete, verdient hier großentheils angeführt zu werden.

„Sie ſind nicht die erſte Perſon, der ich zu er„kennen gebe, wie hoch ich Sie jederzeit geſchätzt

„habe, und wenn ich diese Gelegenheit ergreife, Ih-
„nen eben dasjenige schriftlich zu sagen, was ich
„auch öfters vor Ohren, die es nicht allzugern ge-
„hört, von Ihrer gründlichen Einsicht in die Kritik
„gesprochen, so ist es aus keiner andern Ursache, als
„weil ich ausser den Vortheilen, die ich aus Lesung
„Ihrer Schriften habe, von eben dieser Einsicht
„auch noch den Nutzen zu haben wünschte, Ihre
„Urtheile von meinen Arbeiten zu wissen. Ich halte
„mich seit einiger Zeit an einem Orte auf, wo ich
„mehr als jemals schriftliche Urtheile nöthig habe,
„da es mir an Freunden fehlt, die mich mündlich
„bessern könnten. Ich weis nicht, ob Sie bisher
„dasjenige, was ich hin und wieder geschrieben, we-
„nigstens so wie Schriften Ihres Widersachers ge-
„lesen haben, da es die Gelegenheit nicht anders
„leiden wollen, als daß es unter einem Haufen von
„Werken andrer Schriftsteller ans Licht getreten,
„oder vielleicht besser gesagt, in der Dunkelheit ge-
„blieben. Gleichwohl ist mir an Ihrem Urtheile
„jederzeit mehr als an der ausschweifendsten Lobes-
„erhebung oder Parallele gelegen gewesen, die man
„irgendwo von meinen Arbeiten machen können.
„Wenn Sie mich der Aufmerksamkeit gewürdigt
„hätten, meine theatralischen Arbeiten zu tadeln, so
„würde ich, ohne alles Misvergnügen, es als eine
„Ehrenerklärung angesehen haben, welche Sie von
„meinetwegen dem Corneille thäten, und welche ich
„ihm bisher blos aus Abscheu vor kritischen Strei-
„tigkeiten schuldig geblieben, in die ich doch zuweilen
„wider meinen Willen verwickelt worden bin.

Er

Er bittet ihn hierauf insbeſondre um die Durchſicht der Dido, des Herrmann und der Abhandlung von der Nachahmung. Herr Bodmer antwortet ihm folgendermaßen:

„Sie haben mich auf eine angenehme Art über„raſcht; denn wiewohl ich Sie eben für keinen ge„ſchwornen Gottſchedianer hielt, ſo glaubte ich doch, „daß Sie mit dem Herrn Prof. in einer Freundſchaft „ſtünden, die Ihnen nicht erlaubte, mir ſonderlich „wohlzuwollen, viel weniger ſich um mein Urtheil von „Ihren Trauerſpielen zu bekümmern. Sie fodern „ſolches indeſſen mit ſo höflichen Ausdrücken, daß ich „bald auf die Gedanken gekommen wäre, Sie hätten „probiren wollen, wie viel Kraft die Sächſiſche Höf„lichkeit über die rohen Gemüther der Schweizer „noch übrig behalten hätte. Wer mit ſolcher Ue„berlegung ſchreibt, wie Sie, der darf ſchon ein ſich„res Vertrauen auf ſeine Schriften ſetzen. Zudem „könnten Sie mein Urtheil aus meinen Lehrſätzen „leichtlich herausbringen. — Ueber die Vergleichung „mit dem Corneille (welche Gottſched in einer Vor„rede zur deutſchen Schaubühne angeſtellt) haben „Sie ſich deſto weniger zu beklagen, weil der Herr „Profeſſor dieſes Lob an einem andern Orte gnug „gemäßigt hat, da er ſagt, Ihr Herrmann ſey „aus Sinngedichten zuſammengeflickt.

Er redet darauf von dem Zuſtande der Literatur in Leipzig, und von den verſchiednen Partenen, die ſich da hervorzuthun anfingen. „Ich überlaſ„ſe, ſchließt er, dieſe Leute ihren eignen Wegen, und

„bin erfreut, daß ein **Gärtner** — und ihres glei„chen die Partey des Geschmacks mündlich und „schriftlich halten. Solche schöne Schriften, wie der „Inselberg, die Verwandlungen — die freundschaft„lichen Lieder, werden die schlechten Gedichte bald „verjagt haben, und vollenden, was die Satyre an„gefangen hat.„

Herr **Bodmer** wird es hoffentlich verzeihen, daß man sich die Freyheit nimmt, ihn aus einem Briefe anzuführen, da diese Stelle zum Zwecke der gegenwärtigen Lebensbeschreibung gehört, und da sie seiner Denkungsart vorzüglich Ehre macht. Kein deutscher Liebhaber der schönen Wissenschaften sollte von diesem würdigen Greise anders als mit Dankbarkeit und Ehrerbietung sprechen. Denn wenn er auch gleich in seinen ehemaligen Streitschriften den Eifer für die gute Sache zu weit getrieben hätte, und wenn sich auch in seinen letztern Schriften Schwachheiten wahrnehmen ließen, so sind seine Verdienste um die Kritik, und um die deutsche Sprache und Dichtkunst zu groß, um sie nicht alle zu bedecken.

Schlegel empfieng auch um diese Zeit öftere Briefe von seinem akademischen Freunde, dem Herrn Professor **Kästner** in Leipzig, der bey allem seinem Fleiße in den tiefsinnigsten Wissenschaften, nicht aufhörte, die Dichtkunst zu lieben, und der ihn von gelehrten Neuigkeiten, besonders aber den Streitigkeiten der witzigen Köpfe auf die anmuthigste Weise benachrichtigte.

Er

Er selbst kehrte zur theatralischen Poesie eifriger als jemals zurück, als er im Anfange von 1746 den **Fremden** zu Ende brachte. Er beschloß nun eine eigne Sammlung herauszugeben, und verbesserte zu diesem Ende die **Trojanerinnen**, die er erst in die **Beyträge** einrücken lassen wollen. Er erwählte, da er nun mit der dänischen Geschichte wohl bekannt war, aus derselben ein Sujet zu einer neuen Tragödie. **Ulfo** in seinem **Canut** ist ein sehr getreues Bild von dem Geiste der alten Nordischen Helden. Er arbeitete an diesem Trauerspiele im Sommer 1746, da er sich auf dem Lande in der Gegend von Kopenhagen verweilte, er setzte demselben eine Anrede an König Friedrich Vten vor, der eben damals den 6ten Aug. den Thron bestieg, und gleich anfangs, so wie bis ans Ende seiner Regierung zeigte, daß er das göttliche Vergnügen fühle,

Das sich durch Wohlthun nährt, und aus dem Wohlthun fließt.

Der **Canut**, der erst besonders gedruckt ward, kam zugleich mit den **Trojanerinnen**, dem Lustspiele der **Geheimnißvolle**, und einer lange vorher verfertigten Uebersetzung der **Elektra** des **Sophokles** in die 1747 gedruckten **theatralischen Werke**.

Zu Kopenhagen, wo man seit der großen Feuersbrunst 1728 keine Schauspiele gesehen, ward unter Friedrich Vten Regierung die Liebe zu dieser gemeinnützigen Ergötzlichkeit von neuem rege. Es kamen nicht allein französische und deutsche Acteurs nach Kopenhagen, sondern es bildete sich auch eine dänische

niſche Geſellſchaft, die große Hoffnung gab. Das Schreiben über die Errichtung eines däniſchen Theaters in Kopenhagen iſt aufgeſetzt, als man noch über die Mittel darzu in einigem Zweifel ſtand, und die Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, als bereits ein glücklicher Anfang damit gemacht war. Die allererſte Vorſtellung am Geburtstage der Königinn Louiſe den 18 Dec. 1747 ward mit dem Vorſpiele die Langeweile eröffnet, welches ausdrücklich darzu im Deutſchen geſchrieben und hernach in däniſche Verſe überſetzt war. In gleicher Abſicht ſchrieb Schlegel bald hernach die ſtumme Schönheit und den Triumph der guten Frauen. Von dem letztern Stücke iſt eine ungedruckte däniſche Ueberſetzung gemacht worden, das erſte aber unüberſetzt geblieben. Die gedachten drey Stücke ſind zuſammen unter dem Namen Beyträge zum däniſchen Theater 1748 herausgekommen. Dieſe Komödien, welche der Verfaſſer in Kopenhagen ſchrieb, wo er Gelegenheit gnug gehabt, die Lebensart der Hofleute, ſo wie die von allerley Ständen kennen zu lernen, haben nicht wenig Vorzüge vor dem geſchäfftigen Müßiggänger, den er in der frühen Jugend verfertigte. Sie ſind von einer höhern Gattung des komiſchen, der Scherz iſt mehr zum Lächeln als zum Lachen, der Witz iſt feiner, aber vielleicht zu häufig eingemengt. Die Charaktere ſind ausmerkenswürdiger, und wohl nicht mit lebhaftern, aber mit feinern Zügen bezeichnet. Die Sitten haben eine große Uebereinſtimmung mit der Lebensart ſeiner Zeiten in Kopenhagen.

Die

Die Soröiſche Ritterakademie, auf deren Erneurung K. Chriſtian VIte ſeit mehrern Jahren gedacht, kam noch im erſten Jahre von Friedrich Vten Regierung, nämlich den 7 Jul. 1747 zu Stande. Der berühmte Prof. Holberg, der zu Erweiterung dieſer Akademie ſeine zwey in der Gegend von Soröe liegenden Rittergüter beſtimmte, und zur Belohnung dieſer Freygebigkeit ſowohl als ſeiner vorhergehenden Verdienſte, in den Freyherrnſtand erhoben ward, hatte deswegen Einfluß in die Beſetzung der Profeſſorſtellen. Er, der die deutſche Literatur wenig achtete und kannte, und überhaupt ſich ungern mit Fremden einließ, hatte eine ausnehmende Gewogenheit für Schlegeln, welcher, da Empfehlungen ihm wenig zu dieſem Zwecke genutzt haben würden, durch einen Brief an ihn ſelbſt ſich den erſten Zutritt bey ihm verſchaffr hatte. Und da Holbergen ſein Fleiß in der däniſchen Sprache und Geſchichte gefiel, hat er ſich hernach ſtets nicht allein dienſtfertig, ſondern auch wohlthätig gegen ihn erwieſen. Holberg gerieth bald nach Einweihung der Akademie von ſelbſt auf die Gedanken, ihn im Vorſchlag zu einem Lehramte zu bringen. Aber die Stelle, die er meynte, war bereits einem andern zugeſagt, und Schlegel hatte um dieſelbige Zeit gute Ausſichten in den Dienſten des Sächſiſchen Hofs, der ihn zum Geſandſchaftsſecretair ernannte. Aber auf Antrieb des Staatsminiſters von Berſentin und Se. Excellenz des Oberhofmarſchalls von Moltke ward im folgenden 1748ten Jahre der Vorſchlag wieder in Bewegung gebracht, und Schlegel erhielt, mit Genehmigung des

Sächſ-

Sächſiſchen Hofs eine auſſerordentliche Profeßion in Sorõe, über die in der Stiftung geſetzte Anzahl, und es ward ihm anbefohlen, über die neueſte Geſchichte (denn es war ſchon ein andrer Profeſſor in der Hiſtorie) über das Staatsrecht und das Commerzweſen zu leſen. Er erhielt zugleich die Aufſicht über die noch kleine Bibliothek der Akademie, und er genoß bald darauf die Gnade, dem Könige, der ſeine neue Stiftung in Augenſchein nahm, perſönlich für ſeine Ernennung zu danken. Ehe er noch ſein Amt bey dieſer Akademie völlig antrat, verheyrathete er ſich im Hauſe des Sächſiſchen Geſandten zu Kopenhagen den 26 Apr. 1748 mit Johanna Sophia Niordt, einer nahen Verwandtinn der Gemahlinn des Geſandten.

Obgleich die Akademiſten in Sorõe anfangs nur in kleiner Anzahl, und ſeine Glücksumſtände dabey nicht die vortheilhafteſten waren, ſo arbeitete er doch mit einer Treue und einem Eifer, als ob er den Beyfall von vielen zu gewarten hätte, und als ob er reichlich belohnt wäre. Er las nicht nur über die ihm aufgetragnen Wiſſenſchaften, und arbeitete an Anweiſungen darzu, die ſich durch Gründlichkeit unterſchieden haben würden, wenn er ſie hätte zu Stande bringen können. Beſonders ſcheinen die einzelnen Sammlungen, die er über das Commerzweſen machte, und worinn er ſeinen Hauptzweck auf Dänemark richtete, einen ſehr guten Unterricht darüber zu verſprechen, wenn ſie in Verbindung wären gebracht worden. Er beſchäfftigte ſich auch mit Vorleſungen in den ſchönen Wiſſenſaften. Er hat

an

an einer vollſtändigen Anleitung darzu gearbeitet, davon ſich aber nichts Zuſammenhängendes in ſeinen Papieren gefunden. Um auch ſeine Zuhörer anzuführen, nicht allein mit Geſchmack zu leſen, ſondern auch ſelbſt in allerley Geſchäfften und Vorfällen gut zu ſchreiben, errichtete er in Soröe eine Uebungsgeſellſchaft. Die Rede vom **Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften im gemeinen Leben und in Geſchäfften**, womit er dieſe Geſellſchaft eröffnete, ſteht im IIIten Theile der Werke S. 307.

Ueber ſeine Soröiſche Beſchäfftigungen ſchreibt er folgendes an den Herrn **Bodmer**. „Ich habe „voritzt mehr mit den politiſchen Wiſſenſchaften zu „thun, als mit dem Witze. Natürlicher Weiſe „führt mich dieſes zu einer Sache, die Deutſchland „nöthig hat, und die den Geſchmack am beſten in „Schwang bringen kann, nehmlich bey allen Gele„genheiten eine gute und lebhafte Schreibart in die „Wiſſenſchaften zu bringen, welche beide nirgends „öfter als in Deutſchland getrennt ſind, und doch „niemals getrennt ſeyn ſollten. Ich arbeite in mei„nen Nebenſtunden an der **Geſchichte Heinrich „des Löwen**, welche in dieſer Meſſe ſchon erſcheinen „ſollte, wenn ich die glückliche Gabe hätte — Mein „Heldengedicht von dieſem Prinzen dürfte wohl lie„gen bleiben, und wofern ich einmal Zeit hätte, dar„an zu arbeiten, werde ich eine andre Materie wäh„len, und mich dieſe Verſe nicht dauren laſſen, da„fern ich ſie bey derſelben Gelegenheit nicht anbrin„gen könnte. Man wird vielleicht ſagen, daß mir „der Herr von **Bünau** im Leben Friedrich des Er-

ſten

„ſten vorgearbeitet habe, und daß man ſich, wie er „in ſeiner Vorrede ſagt, viel unterſtehe, Bücher zu „ſchreiben, wenn man nicht eine ſo große Bibliothek „hat, als er. Ich will nicht von ſeiner Schreibart „reden, welche darinn allein beſteht, daß er keine „fremden Worte gebraucht, und die Perioden etwas „weniger verwirrt, als in den Kanzleyen zu geſche„hen pflegt. Charaktere, oder die Urſachen der Din„ge, oder Anmerkungen, die den damaligen Zuſtand „des deutſchen Reichs betreffen, darf man von ihm „nicht erwarten. — Ich lebe hier in einer gewiſſen „Entfernung von neuen Büchern, und kann Ih„nen alſo nichts von meinen Meynungen darüber „ſchreiben. Ich habe eine ganz artige Bibliothek „zum Gebrauche, worinnen ich unter einer guten „Anzahl griechiſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher „Poeten nicht ein deutſches Buch finde, weil es auch „unter den Dänen Leute giebt, die wider den deut„ſchen Witz eingenommen ſind. Gleichwohl leſe „ich einige Stunden ein Collegium unter dem Titel: „Die Kunſt ſeine Gedanken wohl auszudrucken, „worzu ich eigne Sätze verfertigt, die fürs erſte „diejenigen Regeln enthalten, die der Dichtkunſt „und Beredſamkeit mit einander gemein ſind, und „hernach die Anwendung derſelben auf eine jede ins„beſondre machen. Sie können denken, wie ſauer „es mir wird, gute Exempel zu den Regeln zu fin„den, da ich weder Gottſcheds alte noch neue Dicht„kunſt, noch ſeine Redekunſt, noch etwas anders „von dergleichen Büchern bey der Hand habe, und „mich mit dem Cicero, Plinius, Virgil, Boileau „und dergleichen Leuten behelfen muß. Von

Von der Geſchichte **Heinrich des Löwen**, woran er bey ſeinem kurzen Aufenthalte in Lorde arbeitete, habe ich in dem Vorberichte zu den zwey Büchern des Gedichts im IVten Theile etwas erwähnt. Es würde, wenn dieſe merkwürdige Geſchichte noch ans Licht treten ſollte, nicht allein der zweyte Theil nach dem Plane des Verfaſſers ausgearbeitet, ſondern auch der erſte in manchen Stücken verbeſſert oder ergänzt werden müſſen, um die wichtigen Nachrichten, welche die Origines Guelficae und andre neuere Werke enthalten, gehörig anzuwenden.

Als eine Probeſchrift ſeines Fleißes in der däniſchen Geſchichte ließ er 1749 Conjecturas pro conciliando veteris Danorum hiſtoriae cum Germanorum geſtis conſenſu drucken. Er vereinigt bey dieſer dunkeln Materie den hiſtoriſchen Scharfſinn mit dem poetiſchen Witze. Und gewiß, beides wird erfodert, wenn man der Isländer Chroniken ordnen und ihre Fabeln deuten will. Der Verfaſſer zeigt die Schwierigkeiten, oder vielmehr die Widerſprüche, in welche **Torfäus** ſich ſelbſt verwickelt, indem er die Isländer mit einander vereinigen wollen. Die Hypotheſe, durch welche er hingegen die Isländer unter ſich, und ſie wiederum mit den ältern Fränkiſchen Geſchichtſchreibern vergleichen zu können glaubt, iſt dieſe, daß die Isländer auswärtigen Völkern und Perſonen ganz neue Namen gegeben, und daß ſie von merkwürdigen Begebenheiten zum öftern allegoriſch geſchrieben haben.

Die Geburt des dänischen Kronprinzen, den 29sten Jan. 1749, itzt glorwürdigst regierenden Königs **Christian** VIIten verbreitete im ganzen Lande eine unbeschreibliche Freude. Schlegel übersendete sein Gedicht darüber mit folgenden Worten an den Herrn Bodmer: „Ich fürchte nicht, daß Sie „Schmeicheley darinn finden werden. Sie würden mir aber vorwerfen, was ich mir selbst vorgeworfen habe, da ich hernach eine kleine Reise nach „Kopenhagen that, daß ich nehmlich die Freude „des Volks nicht groß genug beschrieben habe, und „daß ich davon weit lebhaftere Begriffe hätte geben „sollen. Es ist einem Republikaner schwer, zu glauben, daß man mit so vielem Vergnügen einer unumschränkten Regierung unterworfen seyn könne, „als man hier wirklich mit Grunde ist.

Er arbeitete auch in Sorde an der Uebersetzung von der **trauernden Braut** des **Congreve**, und an einem Entwurfe zum Trauerspiele **Horhrika**, das auf die dunkelste dänische Geschichte geht. Er hoffte auch bey allen diesen Bemühungen, und bey seinen öffentlichen und Privatvorlesungen noch Stunden zu erübrigen, um zugleich mit einigen Gehülfen ein Journal herauszugeben, darinn historische und witzige Sachen abwechseln sollten. Die Abhandlung von der **vorgegebenen Ausschließung der Prinzeßinn Blanca**, IV Th. S. 306. ist einer von den Aufsätzen, die er für dieses Journal bestimmte.

So viele Arbeiten in einem einzigen Jahre, und diese mit Sorgen untermischt, erschöpften seine Gesundheit, die an sich nicht die stärkste war. Er hatte

im

im erſten Jahre nach ſeiner Ankunft in Dänemark, 1744, eine langwierige Unpäßlichkeit, bey der er kenntlich abnahm. Und ob er gleich durch eine dienliche Cur und gute Diät ſich wieder erholte, ob er gleich die meiſten Sommer in angenehmen Landhäuſern zubrachte, und es ihm in Kopenhagen an muntern Geſellſchaften und andern Ergötzlichkeiten nicht fehlte, ſo hiengen ihm doch immer Kopfſchmerzen und andre Zufälle an, die kein langes Leben prophezeyten. Er fiel im Anfange des Aug. 1749 in ein hitziges Fieber, und ſtarb daran den 13ten, zur Betrübniß der in Sorõe Studierenden, und ſeiner Collegen und vieler rechtſchaffenen Leute in Dänemark. Denn er hatte das Glück, von vielen gekannt, und von noch mehrern, die ihn nie geſehen, geachtet und geliebt zu werden. Er hinterließ einen Sohn, der wenige Wochen vor ſeinem Tode gebohren war, und ſich itzt in Kopenhagen auf die Mathematik befleißigt. Der König ſorgte für ſeine Wittwe, ob ſie gleich eine Ausländerinn war, eben ſo gnädig, als ob ſie beide gebohrne Unterthanen geweſen wären, und als ob er die Gelegenheit gehabt hätte, durch langwierige Dienſte ihr dieſe Vorſorge zuwege zu bringen.

Schlegel war im Umgange verbindlich, und ſo bald er die Gedanken von ſeinen Arbeiten abziehen konnte, munter. Ob er gleich ſo früh angefangen hatte, ein Schriftſteller zu ſeyn, und es in ſo verſchiednen Gattungen war, ſo benahm ihm doch dieſes nicht die Aufmerkſamkeit auf Berufsgeſchäffte, und auf die kleinern und im Ganzen ſo wichtigen Pflichten des gemeinen Lebens, von welcher manche Gelehrte ſich

für befreyet achten. Er ließ sich zwar ungern auf häusliche Sorgen ein, aber er liebte nichts destoweniger eine vorsichtige Sparsamkeit, und war in hohem Grade genügsam. In der Freundschaft war er nicht feurig, aber auch nicht ekel, und dabey beständig und thätig. Oeffentliche gelehrte Streitigkeiten haßte und vermied er, aber freundschaftliche Kritiken theilte er gerne mit, und nahm sie noch lieber an, selbst von jüngern und weniger geübten, wenn er ihnen nur einigermaßen die Fähigkeit darzu zutraute. In seinen Handlungen, wie in seinen Schriften, bemühte er sich stets um Beyfall, er wünschte ihn eifrig, doch ohne ihn erschleichen zu wollen. Aber das laute Lob war ihm mißfällig, wenn es von Leuten kam, die ihr Lob verschwendeten, oder mit deren Herzen er unzufrieden war. Es war ihm hingegen auch von Ungelehrten und von den geringsten Menschen der Beyfall angenehm und suchenswerth. Bey seiner vorzüglichen Liebe zur Poesie, und besonders zur dramatischen, verachtete er keine von den nützlichen Wissenschaften. Er befleißigte sich sogar freywillig auf solche, die gänzlich in keiner Verbindung mit den schönen Wissenschaften stehen, und würde sich bey einem längern Leben (denn er erreichte nur sein zwey und dreyßigstes Jahr) noch weiter ausgebreitet haben.

Klagen
eines Bruders
bey dem Tode
Johann Elias Schlegels
von
Johann Adolf Schlegeln.

Klagen

eines Bruders

bey dem Grabe Johann Elias Schlegels

von

Johann Adolf Schlegeln.

Auch du, mein Bruder, ſtirbſt? Auch du wirſt mir entriſſen?
So flieht mein Lenz dahin in ſteten Finſterniſſen!
Der Himmel donnert noch, und mich trifft Schlag auf Schlag! —
Mich übermannt mein Schmerz. Ich ſuch im ſtillen Hayne
Umſonſt Erleichterung. Ich ſink ins Gras, und weine.
Mein ſcheues Auge haßt den Tag.
Rauſcht, finſtre Fichten, rauſcht! Ich will mein Leid euch ſpielen,
Mein banges Klagelied ſey ſchwermuthsvoll, wie ihr.
Ach, meine Seel erliegt, und mich verdreußt zu fühlen,
Und vor den Freuden ekelt mir.

O Freude, wärst du mir doch ewig fremd geblieben!
Was täuschtest du mich da, als ich von deinen Trieben
Die sanfte Macht zuerst in meiner Seel empfand!
Voll Unerfahrenheit, traut' ich den süßen Träumen,
Und eilte, dir mein Herz zur Wohnung einzuräumen,
Und furchte keinen Unbestand.
Von Sorgen nie umwölkt, umringt von heitern Scherzen
Erwacht' ich täglich dir, und segnete mein Glück.
Nun fliehst du schnell von mir, und in dem öden Herzen
Bleibt keine Spur von dir zurück.

Du fliehst vor ihm, der erst mich zum Geschmacke neigte,
Selbst ohne Führer, erst zu ihm den Weg mir zeigte;
Vor mir mit kühnem Schritt auf dunkelm Pfad voran,
Und hülfreich mir zur Hand, wenn Muth und Kräfte sunken.
Er blies zuerst in mir die noch verborgnen Funken
Zu dichterischen Flammen an.
Wenn ihn schon früh sein Flug weit von der Erd erhoben,
Wallt auch in meiner Brust sein edler Ungestüm.
Gieb, Nachwelt, wenn dies Lied einst deine Thränen loben,
Des Lobes ersten Antheil ihm.

Ich war, da meinen Geist, der alle Stunden nützte,
Mit treuen Zärtlichen die Bruderliebe schützte,
Noch glücklich; denn mein Herz war mir zum Glück genug.
Wir brauchten noch der Ruh, die gern bey uns verweilte,
Da uns ein jäher Sturm, der früh uns übereilte,
Gewaltsam aus einander schlug.

Was, Bruder, fühlt ich da! Ach wie viel Thränen floſſen
In unſern letzten Kuß! Wie klopfte dieſes Herz,
Das du erſt dem Gefühl der Freundſchaft aufgeſchloſſen!
Und was weißagte mir ſein Schmerz!

Als noch die Arme ſich das letztemal umfiengen,
Als meine Lippen noch an deinen bebend hiengen,
Weil dieſe Sprach allein der Schmerz uns übrig ließ;
Was prophezeyte mir der Aufruhr meiner Triebe?
Was prophezeyte mir dein banger Blick voll Liebe,
Der deine Bruſt mir offen wies?
Mein Geiſt empfand ihn ganz, ward durch und durch erſchüttert;
In trüben Ahndungen verlor ſich mein Geſicht.
Vergebens haſt du nicht, mein ängſtliches Herz, gezittert! —
Ich glaubte deiner Sprache nicht.

Kein Troſt vermochte da des Herzens Wunſch zu ſtillen.
Es ſuchte Freuden auf, ſein Leeres auszufüllen;
Doch einſamer und ſcheu, floh es in ſich zurück.
Auch mitten im Geräuſch empfand es ſeine Schmerzen,
Floh fern von niedrer Luſt; denn es begehrte Herzen.
Es jauchzte, denn es fand ſein Glück.
Die Freundſchaft eilte her, mich tröſtend zu umfangen,
Mich überſtrömte nun der Freunden Ueberfluß.
Sie trocknete mir ſanft die Wehmuth von den Wangen,
Und meine Seufzer hemmt' ihr Kuß.

Klagen eines Bruders.

Ich segnete mein Glück. Doch da es kaum begonnte,
Eh noch sein seligs Licht an meinem Horizonte
In vollem Mittag prangt, verscheucht es mein Geschick.
Es heilte meinen Geist, mich tödtlicher zu schlagen.
Die Freundschaft selbst ward mir ein Quell der bängsten Klagen,
Die Freundschaft, sie, mein Ruhm und Glück!
Von Gärtners Edelmuth, von Eberts frohen Küssen,
Von Gellerts sanftem Ernst, von Rabners Scherz verbannt,
Gleich meinem Giseken aus Cramers Arm entrissen,
Ward ich vom Gram bald übermannt.

Noch hatte durch dies Leid der Himmel seine Blitze
Nicht gegen mich erschöpft. Es brach auch meine Stütze.
Mein Vater starb mir, er, mein Vater und mein Freund!
Der du mit frommer Hand, die uns getreu begleitet,
Dem Gott, der dir uns gab, uns wieder zugeleitet,
Wirst du wohl je genug beweint?
Ach, ich war nicht bestimmt, dein Auge zuzudrücken;
Beflügelt von der Angst, hab ich umsonst geeilt.
Dein sterbend Auge hat mit väterlichen Blicken
Nicht seinen Segen mir ertheilt.

Der du (wie könnte wohl ein Vater edler lieben?)
Dein Unglück segnetest, weil es uns angetrieben,
Selbst Schöpfer unsers Glücks, und deiner werth zu seyn!
Wie oft lag ich vor Gott mit allen deinen Kindern!
Wie eifrig bat ich ihn, dein hartes Leid zu lindern!
Doch er beschloß noch unsre Pein.

Ver-

Vergebens weinten wir; Gott ſchlug dir deine Wunden,
Er ließ die Wetter dir von allen Seiten drohn.
Nachdem er dich geprüft, und reif genug gefunden,
Beſchloß er gütig deinen Lohn.

Das Glück, um dich nicht blos im Stillen mich zu grämen,
Und einen Theil der Laſt dir hülfreich abzunehmen,
Wies mir die Vorſicht ſchon. Du, Vater, freuteſt dich,
Aus Großmuth freuteſt du dich, daß ich nun danken könnte!
Ach, daß der Himmel mir ein ſolches Glück nicht gönnte!
Ach, ſchien es ihm zu groß für mich?
Ein Leben voller Dank bezahlet nicht das Glücke,
Von dir geliebt zu ſeyn, nicht eine Wohlthat dir.
Doch ich war ganz belohnt. Nur einer deiner Blicke
Vergalt dein Herz voll Liebe mir.

Ach, es vermißt dich noch, und wallt nach deinem Herzen.
Nie, Vater, nenn ich dich, daß die Gewalt der Schmerzen
Die Stimme nicht erſtickt, die deine Lieb erhebt;
Daß ſich ins halbe Wort nicht bange Seufzer mengen,
Und die Empfindungen hinauf ins Auge drängen,
Und mein beklommnes Herz erbebt.

Klagen eines Bruders.

Ach, dränge bis zu dir der Jammer meiner Seele;
Du würdeſt noch gerührt. Dein Mitleid war ja mein.
Mitleidig zitterte vielleicht in ſeiner Höhle
Noch itzt dein ſchlummerndes Gebein.

Von langen Kämpfen matt, von ſtetem Schmerz zerriſſen,
Wandl' ich mit bebenden, kraftloſen, ſchwanken Füßen
Auf deinem Grabe noch, das meine Wehmuth nährt.
Mein volles Herz will hier ſich in der Nächte Stille
Der Laſt entledigen, und ſeufzt, daß ſeine Fülle
Ihm ſelbſt der Klagen Troſt verwehrt.
Da es vom Leide wund, in Thränen ſich verblutet,
So ſtürzet auf mein Haupt ein neuer Schlag daher.
Er donnert mich ſchon hin, eh ich ihn noch vermuthet.
Ich ſink, und fühle mich nicht mehr.

Auch du, mein Bruder, ſtirbſt! — Nun mag das Unglück toben!
Sein Arm ſey über mir ſtets feindlich aufgehoben!
Ich achte nun ſein Drohn und ſeine Schläge nicht.
Auch du, mein Bruder, ſtirbſt! — Ich kann euch mir nicht wehren,
Ihr überwältigt mich — ſtrömt hin, gerechte Zähren,
Und überſchwemmet mein Geſicht!
Starr, geiſtlos taum'l' ich hin, und zögernd ſteht das Leben
In allen Adern ſtill. Ein Ach ſteigt ſchwer herauf.
Mein Herz, dem Ungeſtüm der Leiden übergeben,
Quillt von verſchloßnen Seufzern auf.

Ach, mich erfreute ſchon der Aufgang deines Glückes;
Du fandeſt da, wo dich die Güte des Geſchickes
Fern von mir hingepflanzt, ein Vaterland für dich.
Du ſingſt; ein König hörts, der uns noch dann entzückte,
Wenn ſein geſalbtes Haupt auch keine Krone ſchmückte;
Denn ſeine Seel iſt königlich.
Welch'Glück, wenn dein Auguſt dich hört, und deine Lieder,
Als Kenner, nicht verwarf, als König ſie vergalt!
Die Welt hofft mehr. Dein Tod reißt ihre Hoffnung nieder,
Und raubt dich deinem Ruhm zu bald.

Die Dichtkunſt ſeufzt, daß ihr ihr Sohn ſo früh entfliehet;
Denn du verwelkſt, da du erſt völlig aufgeblühet;
Dein ganzes Leben war ein kurzer Frühlingstag.
Der Schauplatz liegt verwayſt, da du dein Auge ſchließeſt,
Den du, ſein Schöpfer, erſt bey uns der Nacht entriſſeſt,
In der er ungeformet lag.
Wenn du, der du das Herz und ſeine Klüfte kannteſt,
Heldinnen bildeteſt, wo Troß den Muth nicht bricht;
Und Schmerzen, die du ſchufſt, in unſre Seelen ſandteſt,
Wer war ſo hart, und weinte nicht?

Wenn du für Freud und Ruh des Menſchen Herz begehrteſt,
Und die Geſelligkeit, der Menſchen Ruhm, es lehrteſt;

So

So hört' es dich, ward froh, pries deine Kunſt und dich.—
Du ſtirbſt ſchon! — Ich verſtumm, und mein Gedanke ſtocket,
Und alle, welchen du einſt Thränen abgelocket,
Betäubt der jähe Schlag, wie mich.
Schlagt, Schweſtern, eure Bruſt! weint, ihr beſtürzten Brüder!
Weint frey, denn euer Leid iſt kein gemeines Leid.
Mit euch beweinen ihn die Kenner ſeiner Lieder,
Und loben eure Menſchlichkeit.

Du, ſeiner Liebe Pfand! Du Säugling! iſt dem Leiden
Dein Leben ganz beſtimmt? Ach wie ſo kurze Freuden
Erweckte der Bericht, daß du gebohren ſeyſt!
Dein Vater hat noch kaum dich ſegnend angeblicket,
Kaum hat er einmal dich an ſeine Bruſt gedrücket,
Da dir dein Unglück ihn entreißt.
Was fühleſt du, wenn itzt die Mutter dich umfangen
An ihrem Herzen hält, dich voller Mitleid küßt,
Wehmüthig auf dich blickt, und deine zarten Wangen
Mit Thränenſtrömen übergießt!

Doch ſchon verwayſt, da dich die Mutter kaum gebohren,
Unglücklicher, daß du nicht fühlſt, was du verloren,
Weißt du es itzt noch nicht, daß dir dein Vater fehlt.
Nie ſoll dein junger Mund an ſeinem Halſe lachen!
Nie ſoll die Freud in dir an ſeinem Mund erwachen,
Mit der ein Vaterkuß beſeelt!

Ach,

Ach, übe früh den Mund zu thränenreichen Klagen,
Und stammle deinen Schmerz, sobald sein Band sich löst.
Das Lob der Welt wird dir des Unglücks Größe sagen,
Das Deines Führers dich entblößt.

Wie zärtlich er geliebt, das will ich einst dich lehren.
Euch, Stunden, ehr ich noch, und werd euch ewig ehren,
Wo ich in seinen Arm sein ganzes Herz empfand!
Sein edles Herz bey sich nach andrer Gram und Freude.
Ich, ich sah oft, wie ihm, bey unsers Vaters Leide
Des Mitleids Thrän im Auge stand.
Es öffnete sich schon das Grab, mich zu begehren;
Nur seine Sorgfalt rief ins Leben mich zurück.
Ward ich vom Tod verschont, noch seinen Fall zu hören?—
O mir zu schreckliches Geschick!

Wie lange hat nunmehr mein Himmel schon gestürmet,
Und über meinen Geist das Leid sich aufgethürmet,
Das jeder bängre Tag mit schweren Lasten häuft?
Was hilfts, ihm, daß er kühn mit seiner Schwermuth streitet,
Da, wenn er unterm Gram sich noch hervorarbeitet,
Ihn eine neue Well ergreift;
Die ihn, wenn er sich kaum von einzeln schwachen Stralen
Der Hoffnung angefrischt, aus einer Tief erlöst
In einen Ocean von Schmerzen, Aengsten, Quaalen
Mit stärkerm Grimm hinunterstößt?

Ach,

Ach Gott! ach hören nie die Wetter auf zu toben?
Iſt, Herr, dein ſtrenger Arm ſtets wider mich erhoben? —
Vermeßne Klagen, ſchweigt! Was rechtet ihr mit ihm?
Wie labyrinthiſch ſind, Allweiſer, deine Wege! —
Ich ſteh verſtummt. — Vergieb! die Schwere deiner Schläge
Riß meinen Geiſt zum Ungeſtüm.
Ich will ihn bändigen, gelaſſen will ich klagen;
Du ſtrafſt kein ſtilles Leid. Das Herz darf menſchlich ſeyn.
Durch deine Kraft geſtärkt, will ich mein Unglück tragen;
Du legſt es auf, und ich bin dein.

Der

Fremde

eine

Wochenſchrift

zu Kopenhagen herausgegeben

in

den Jahren 1745 und 1746.

Vorrede.

Ein Fremder, der ſich in einem anwärtigen Lande befindet, ſcheint mir viel Aehnlichkeit mit einem Gaſte zu haben, der ſich in dem Hauſe eines guten Freundes aufhält. Derjenige Gaſt verdienet nicht allein für eigenſinnig, ſondern auch für unhöflich gehalten zu werden, welcher an allem, was er in einem fremden Hauſe findet, ſeine Tadelſucht auszulaſſen ſuchet, welchem von der Hausthüre an bis an die oberſte Treppe aus bloſſem Eigendünkel nicht die geringſte Einrichtung gefallen will, welchem kein Gericht ſchmeckt, kein Wein gut genug iſt, keiner von den Hausgenoſſen etwas nach ſeinem Sinne machen kann, und wel-

cher andre, die in das Haus gehören, mit bittern Scheltworten angreift, oder sie wenigstens lehren will, wie sie ihre Sachen angreifen sollen. Derjenige hinwiederum gehört in die Rolle der Schmeichler, welcher glaubt, daß er alles loben müsse, was er in einem fremden Hause sieht, ohne zu fragen, ob es lobenswürdig ist, welcher es zur Höflichkeit und guten Lebensart rechnet, ein jedes Essen für herrlich zu preisen, welches vielleicht aus Unachtsamkeit verdorben worden, einen jeden sauren Wein, den man ihm giebt, nicht allein mit vollen Gläsern hinunterzuschlingen, sondern auch für Nektar auszuschreyen, und sich über die Schönheit, Ordnung und Baukunst eines jeden Zimmers ohne Ueberlegung und Unterschied zu verwundern. Ein vernünftiger Mann, der einen guten Freund bey sich hat, verlangt eben so wenig Bewunderer, als geschworne Tadler alles dessen, was ihm angehört, sondern eine Unterredung, von der er selbst nicht allezeit der Inhalt ist, welche öfters gleichgültige und nur dann und wann ihn selbst angehende Sachen betrifft, und in welche sich alles einmischen darf, was nur dienen kann, die Zeit zu vertreiben. Er bringt nicht beständig seine Zimmer, seine Tapeten, sein Porcellain, sein Silberwerk, seine Spiegel, seinen Tisch, seine

Weine

Weine, seine Hunde und seine Affen auf die Bahn; am allerwenigsten aber thut er dieses mit einer Miene, welche bezeiget, daß er unsern Beyfall als eine Schuldigkeit verlange. Er läßt es auf uns ankommen, ob uns etwas von den Dingen, die ihm Ehre machen, in die Augen fallen und unsre Lobeserhebungen nach sich ziehen wird. Er ist vergnügt, wenn sich etwas findet, das uns von selbst zum Beyfalle zwinget, und er läßt es sich auch nicht verdrießen, wenn wir dieses oder jenes nicht zu bemerken scheinen, oder wenn wir auf eine höfliche Art zu erkennen geben, daß es eben nicht dasjenige sey, was uns in seinem Hause am besten gefällt; ja er weis es uns Dank, wenn wir ihm auf einen Vorschlag helfen, wie er etwas verbessern könnte. Denn er suchet nichts so sehr, als die Freymüthigkeit derer, die um ihn sind, und die gröste Regel, die er sich vorschreibt, ist, denen die sich bey ihm aufhalten, keinen Zwang anzuthun, sondern ihnen alle erlaubte Freyheit und alles Vergnügen zu verschaffen. Es sind eitle und eingebildete Thoren, welche uns nur darum über alles um unsre Meynung fragen, um durch unsre Lobsprüche gekitzelt zu seyn; welche sich erzürnen, wenn wir etwas bey ihnen nicht schön, oder nicht so schön finden, als sie es begehren;

welche haben wollen, daß wir alle ihre Reden als Götterſprüche auffangen, und kurz, welche nicht Gäſte ſondern Schmarotzer verlangen. Ein Gaſt, welcher den Geſetzen der Höflichkeit Genüge zu thun bemühet iſt, ohne in die Niederträchtigkeit zu verfallen, wird in ſeinem Lobe ſo beſcheiden ſeyn, als in ſeinem Tadel. Denn es ſteckt öfters eine eben ſo große Grobheit im Loben als im Tadeln. Er wird ſeinen Wirth mit angenehmen Geſprächen zu unterhalten ſuchen, ohne ſich ein Geſetz daraus zu machen, daß er allezeit von ihm ſelbſt ſprechen wolle, und er wird alles anwenden, was er kann, demſelben angenehm zu ſeyn, und die Zeit zu vertreiben. Nichts iſt der Ehre der Nationen nachtheiliger, als wenn Fremde und Einheimiſche ſich ſo gegen einander aufführen, als ob man ſich nicht als Gaſt bey einem Gönner oder guten Freunde, ſondern in einem Wirthshauſe befände.

Dieſe Pflichten eines Gaſtes zu erfüllen iſt der Endzweck, den ich mir vom Anfange an vorgeſetzet, da ich als ein Fremder hier einige Betrachtungen zu ſchreiben unternommen. Ich habe denjenigen Ort, wo ich mich aufhalte, ſo viel mir möglich geweſen, mit einigen Unterredungen

unter

unterhalten wollen, die ich für bequem angesehen, die Zeit zu vertreiben. Und ich habe aus dieser Ursache am öftersten von gleichgültigen Dingen gesprochen, um den Verdruß zu vermeiden, welcher ordentlich damit verknüpft ist, wenn man allezeit von sich selbst reden höret. Ich habe nur hin und wieder etwas eingemischt, um der Wahrheit und meiner eignen Ueberzeugung Genüge zu thun. Ich habe niemals den Willen gehabt, weder ein Bewunderer noch ein Tadler, noch ein Vertheidiger des dänischen Volks zu seyn. Und diejenigen, die mich hin und wieder als das letztere betrachten wollen, können versichert seyn, daß ich es vielleicht seyn würde, wenn ich erst überzeuget wäre, daß diese Nation einen Vertheidiger nöthig hätte.

Die Ehre, die die deutsche Sprache hat, an diesem Orte nicht allein fast durchgängig verstanden, sondern auch gesprochen zu werden, hat mich noch mehr aufgemuntert in meiner Muttersprache in einer Stadt zu schreiben, wo man grösstentheils eben so gut als in Deutschland, Deutsch sprechen höret.

Damit man auch in meinem Vaterlande urtheilen könne, ob ich meinen Endzweck und meine

Pflichten erfüllet habe, mache ich sogleich aus der ersten Hälfte meiner Blätter einen eignen Band. Denn da dergleichen Schriften auswärts nicht leicht eher gelesen werden, bis sie einen völligen Band ausmachen, so ist ein Titelblatt und eine Vorrede nöthig gewesen, ehe ich hoffen durfte, anderswo als hier gelesen zu werden. Ich werde mit der Geduld meiner Leser vollkommen zufrieden seyn, wenn sie mich nur noch so lange des Lesens würdigen, als sie bisher gethan haben. Ich würde sie zu misbrauchen glauben, wenn ich mir sie länger, als noch ein halbes Jahr ausbitten wollte. Denn ich hatte es für eine weit üblere Sache, ein langes Buch zu schreiben, als ein langes zu lesen.

Kopenhagen,
den 28sten Sept. 1745.

Der Fremde.

I.

Den 6ten April 1745.

Es giebt Fremde, welche so wenig neugierig sind, daß sie aus keiner andern Ursache an einen fremden Ort gekommen zu seyn scheinen, als um daselbst eben dasjenige zu thun, was sie mit gleicher Bequemlichkeit in ihrem Vaterlande hätten verrichten können. Es ist eine bekannte Sache, daß viele meiner Landsleute nicht sowohl nach Paris, als nach der Vorstadt von St. Germain gehen, um sich mit ihren Landsleuten daselbst die Zeit zu vertreiben. Sie reisen nach Art derer, die sich zu Schiffe in einer Cajüte befinden. Sie kommen in ganz fremde Gegenden, ohne daß sie es gewahr werden, und es ist einigermaßen zweifelhaft, ob man von ihnen sagen kann, daß sie den Ort verändern. Es giebt wieder andre, welche an einem auswärtigen Orte alles neu finden, und welche jedes fremde Land als eine Raritätenkammer ansehen, wohin man nicht Augen genug mitbringen kann, und wo diejenigen, welche am wenigsten Kenner sind, bey jeglicher Kleinigkeit mit einem bewundernden Ausrufe fertig stehen.

Jeder Mensch hat sein Theil Neugierigkeit und sein Theil Trägheit. Er hat mehr oder weniger Aufmerksamkeit auf die Sachen, die um ihn sind, nachdem er von mehr oder weniger Begierde zu wissen getrieben wird, oder nachdem er dieselbe auf die eine oder andre Art der Dinge gewendet, und so zu sagen abgerichtet hat. Oefters erschöpft ein Mensch seine ganze Neugier in Erforschung allerhand geringer Umstände, in Entdeckung der kleinen Geheimnisse einiger Häuser, in Beobachtung des Maaßes

der Frisur von einer Perücke, oder in andern Wichtigkeiten des Nachttisches; so daß ihm zu demjenigen, wozu sonst alle Welt die Augen aufmacht, nichts als seine Trägheit übrig bleibt. Und jener hörte dem Klange seiner eigenen Violine mit solchem Eifer zu, daß er unterdessen nicht merkte, daß er vom Stuhle gefallen war.

Es sollte fast scheinen, als ob manche Leute an einen Ort lauter Trägheit mitgebracht hätten, und als ob sie ihre Aufmerksamkeit in ihrem Vaterlande zum Unterpfande ihrer Wiederkunft zurücklassen müssen. Die nordlichen Länder können sich hierüber nicht beschweren, da die westlichen und südlichen öfters von den Fremden nicht mehr Ehre genießen. Ich kenne einen Menschen, dessen ganze Reisebeschreibung aus Paris an einen guten Freund folgende war: „Ich lebe hier auf einen ganz bequemen Fuß. „Man steht hier eben nicht allzufrüh auf, und ich schlafe „mit bis Mittags. Ich speise auf meinem Zimmer. „Nachmittags vertreibet mir mein Landsmann N. die „Zeit. Er ist zwar nur ein Mensch, der sich hier aufhält. „Kleider galoniren zu lernen. Aber in der Fremde ist „ein jeder gut, mit dem man reden kann. Abends ma„chen wir uns ein Vergnügen, und haben die dritte Per„son bey uns. Du kannst leicht rathen, welches Ge„schlechts dieselbe seyn wird. Ich bin hier noch nicht „ausgekommen, weil meine Kleider noch nicht gemacht „sind. So bald sie fertig sind, werde ich wegreisen.„

Man kann leicht schließen, was andre daselbst gemacht haben müssen, die, so oft man sie französisch anredet, aus einer klugen Vorsichtigkeit, um ihr oui oder non, Monsieur, nicht verkehrt anzubringen, allezeit, wie die Frau des politischen Kannengießers, mit Serviteur très-humble antworten. Unterdessen wäre es nicht Unrecht, wenn wir durch solche Herren die neuesten Kleidermoden aus Paris haben könnten, indem es doch am Ende einer-

ley

ley wäre, ob eine Puppe nach Paris reiſet, ſich ankleiden zu laſſen, oder ob eine angekleidete Puppe von Paris verſchrieben wird; wenn ſie das Amt einer Puppe nur recht in Acht nehmen, und uns eine ordentliche fremde Kleidung unverfälſcht überbringen wollten; da wir dieſelben ſo oft, durch ihre Erfindungen, aus vielerley Moden zuſammengeſetzt erhalten, und uns in Gefahr ſehen, ihre Grotesken für den Geſchmack einer ganzen Nation anzunehmen.

Gleichwohl iſt zu vermuthen, daß es deren nicht allzuviel gebe, die ſo gar nachläßig ſind, einer fremden Luft zu genießen, daß ſie nicht einmal die Gaſſen und Häuſer der Stadt, wo ſie ſich aufhalten, ſehen wollten. Es müßten denn ſolches diejenigen ſeyn, die ſich einzubilden ſcheinen, daß es an fremden Orten bequemere Studierſtuben gebe, als in ihrem Vaterlande. Sie durchkriechen die Welt mit großem Eifer, um an jedem Orte einige Bücher zu leſen, die ſie zu Hauſe hätten bekommen können, und ſich das Geſicht eines Gelehrten bekannt zu machen, der aus ſeinen Schriften beſſer zu kennen iſt, als aus ſeinem Umgange; damit ſie hernach bey ihrer Wiederkunft ſagen können: „Dieſe Auflage des Petronius habe ich „in Holland geſehen, als ſie gleich heraus gekommen war, „oder dieſer große Mann ſieht ſich auf dem Kupferſtiche „vor ſeinen Werken gar nicht ähnlich.„ Schon vor alten Zeiten gab es ein ſolches Muſter eines reiſenden Gelehrten, den man zu verewigen für gut befunden hat, ohne daß man das Herz gehabt hätte, ihn unter die Thoren zu rechnen. Er kam aus Spanien nach Rom, den Geſchichtſchreiber Livius zu ſehen, und nachdem er wußte, was dieſer für eine Naſe und für einen Mund hatte, hielt er alle Merkwürdigkeiten des großen Rom für unwürdig geſehen zu werden, und reiſte wieder nach Hauſe.

Die mehreſten der unbeſorgten Fremden gehen in Geſellſchaft, wie in ihrem Vaterlande; ſie eſſen, ſpielen, plaudern

plaudern und führen eben dieselbe Lebensart, wie in ihrem Vaterlande, ohne daß es ihnen einmal einfällt, daß sie an einem fremden Orte sind. Sie kommen mir als eine Art von Weltbürgern vor, die die ganze Welt für ihr Vaterland halten, und keinen Ort anders als den andern finden, ausser wo kein guter Wein und keine Spielgesellschaften zu haben sind. Alles, was an einem Orte sehenswürdig ist, steht ihnen vor Augen, ohne daß sie es bemerken; sie gehen mit den Einwohnern eines Landes um, ohne daß sie sie kennen lernen, und sie bringen aus demselben nichts als die große Wissenschaft zurück, in welchem Hause man gut zu essen oder zu trinken findet. Es ist wahr, ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf dasjenige, was in jedem Lande sonderbar ist, könnte nichts dabey verderben. Da man aber auch Aufmerksamkeit zu den ergetzlichen Verrichtungen brauchet, und die Seele des Menschen doch sowohl als der Leib ihre Ruhe haben will: So ist es eben so natürlich, daß derjenige, der mit großer Aufmerksamkeit sein Leben zu genießen beflissen ist, bey andern Gelegenheiten seine Seele in ihrer Trägheit läßt, als es was ordentliches ist, daß derjenige des Tages schläft, der sich des Nachts lustig gemacht hat. Bey allem dem würden wir, wenn es lauter solche Reisende gäbe, nicht allzugenau wissen, von was für Gemüthsart die meisten gesitteten Völker wären, und man möchte vielleicht hier eben so viel oder mehrere Nachricht von Grönland, als von Frankreich und England haben.

Aber die weise Natur hat diesem Mangel mit aller Vorsichtigkeit abgeholfen, und Leute geschaffen, welche den Sitten der fremden Völker eine so vollkommne Aufmerksamkeit widmen, daß sie, wofern sie nämlich nach den westlichen Theilen von Europa verreist gewesen sind, ein lebendiges Bild derselben in ihr Vaterland zurückbringen. Durch ihre Hülfe kann man bey ihrer Wiederkunft sicher wissen, an welchem Orte man itzo in Paris

die

die Hände tragen muß, damit ſie nicht gerade herunter hängen. Es iſt keine Miene, keine Redensart, die ſie nicht glücklich auszudrücken wiſſen, und man darf nur einen ſolchen Herrn ſehen, ſo dünkt man ſich an dem Orte zu ſeyn, wo er herkömmt. Sie ſind den neuern Zeiten, was die Erforſcher der Alterthümer den vergangnen Jahren der Griechen und Römer ſind. Beide machen öfters aus einer zufälligen Sache, oder aus der Ungezogenheit einer einzigen Perſon den vortrefflichſten Gebrauch eines ganzen Volks. Was können wir mehr zu wiſſen verlangen, wenn wir ſo gar die geringſten Gebärden einer Nation erfahren, und wenn wir von Jahr zu Jahr die Liederchen erhalten, die ſie auf den Gaſſen ſingt?

Es iſt nur Schade, daß die hieſigen Gegenden nicht auch mit ſo wächſernen Reiſenden beglückt ſind, welche ſich in die Form des Volkes, zu dem ſie kommen, ſo willig gießen laſſen. Aber ſo iſt dieſes eine Art Vögel, welche nur gegen Weſten zieht. Und wie in jenen Ländern die Aufmerkſamkeit neugieriger Fremden darinn beſteht, daß ſie alles erheben, was ſie zu Hauſe noch nicht geſehen haben; ſo iſt hierinn Norden das größte Zeichen, daß man dem Lande die Ehre thue, ſich darum zu bekümmern, wenn man alles, was man daſelbſt ſieht, herunter macht.

Es ſchien mir nöthig, dieſe Betrachtungen voran zu ſetzen, ehe ich die Ehre hätte, meinen Leſern ein Compliment zu machen, und ihnen zu ſagen, daß ich es wage, unter dem Charakter eines Fremden an einem Orte, wo ich nicht einheimiſch bin, ihnen in der Sprache meines Vaterlands Anmerkungen vor Augen zu legen, die ich an dieſem Orte gemacht habe. Es wäre nunmehr in der Ordnung, daß nach dieſen Beſchreibungen von andern Arten der Fremden, eine deſto vortheilhaftere Erzählung von mir ſelbſt folgte. Wenn ich mich nach dem Exempel eines großen Theils meiner Herren Collegen, der Blätt-

chen-

chenschreiber, richten wollte, so sollte ich, um gegenwärtigem Blatte ein Ansehen zu geben, mir alle Eigenschaften beylegen, die man nur von einem Menschen fodern kann, der mit Nutzen ausser seinem Vaterlande seyn will. **Neugierigkeit**, die grösten Umstände bis zu dem kleinsten an dem Volke, wo ich bin, zu bemerken; **Verschlagenheit**, die verborgensten Gedanken desselben aus ihren Winkeln herauszulocken; **Einsicht**, dasjenige, was man nicht erfahren kann, durch gegründete Muthmassungen zu schliessen; **Unpartheylichkeit**, das Erfahrne ohne die gewöhnlichen Vorurtheile eines Volks gegen das andre zu beurtheilen; **eine Kenntniß in der Sittenlehre**, welche die Grade der Neigungen und die Gränzen der Gemüther in den Menschen gleichsam nach dem Cirkel bestimmen kann; — alles dieses sollte ich im Anfange meiner Blätter sammeln, und daraus einen Entwurf von mir zusammensetzen, welcher so prächtig klänge, als die Unterschriften unter den Bildnissen gelehrter Männer, die vor ihren Werken zu prangen pflegen, und sich gemeiniglich mit dem Ausrufe schließen, daß es unmöglich sey, eine vollkommene Abschilderung ihres Geistes zu geben. Es fällt mir ein, daß ich meinem Blatte den Namen des großen Kenners der Völker, des Ulysses hätte geben sollen. Dieser Titel würde sich wenigstens so gut dazu schicken als der Titel eines **Spectators** oder Zuschauers, oder, wenn man so will, eines Bemerkers zu den mürrischen Betrachtungen eines Mannes, der die Fehler seines Vaterlandes bekriegen will. Man wird schon von von sich selbst sehen, daß ich hier nicht von dem Englischen Spectator rede *). Aber ich will gleich anfangs meinen Lesern lieber einen Begriff meiner Offenherzigkeit, als meiner Einbildung von mir selbst geben.

Meine

*) Vom May 1744 bis in die Mitte des Jahrs 1745, und also noch zu gleicher Zeit mit dem Fremden kam in Kopenhagen

Meine Neugierigkeit und meine Trägheit ſtehen in einem ſolchen Gleichgewichte gegen einander, daß der leich-

penhagen ein däniſch Wochenblatt heraus, unter dem Titel: Den danſke Spectator, ſamt Sande og Granskningsmand. Die zwey letztern Benennungen ſind Juriſtiſche Wörter, und werden im däniſchen Geſetze von Leuten gebraucht, die eine Streitigkeit über die Gränze und andre dergleichen Dinge erforſchen, und einen eidlichen Ausſpruch thun ſollen, wie ſich die Sache, der Wahrheit nach, verhalte. Der Verfaſſer dieſes Blattes, dem es, bey einer etwas rauhen Schreibart nicht an Witze fehlt, und der hin und wieder viel gutes ſagt, ſtellt übrigens mehr einen entrüſteten Zuchtmeiſter, als einen leutſeligen Zuſchauer vor. Man mache ſich einen Begriff von dem Tone, in dem er tadelt, aus folgender Stelle, womit er das zweyte Blatt anhebt:

„In der vorigen Woche habe ich mein Manifeſt ausgeſtellt, „und Krieg gegen die Laſter meines Vaterlands erklärt, „gegen diejenigen Feinde, die ich für die gefährlichſten hal„te, da ſie die nächſten ſind. Heute mache ich meine erſte „Attake, und greife mein Vaterland an, da wo es am „ſtärkſten ſich verſchanzt zu haben ſcheint, und ich hoffe „in meinen Schießen ſo glücklich, oder vielmehr ſo unglück„lich zu werden, daß der unerwünſchte Sieg auf meine „Seite fällt, und daß meine Landsleute, wenn ſie ſich auſſer „Stand zur Gegenwehr ſehen, um Quartier bitten müſſen.

Dieſer ſtreitbegierige Mann iſt auch von Widerſachern nicht frey geblieben. Es kamen, andrer kleinen Schriften nicht zu gedenken, ſchon im Jahre 1744 zwey Wochenblätter gegen das ſeinige heraus, die doch beyde nicht einmal an daſſelbe zu reichen ſcheinen. Das eine unter dem Namen: Der däniſche Antiſpectator, in Reimen, und das andre des däniſchen Spectators philoſophiſcher Spectator. Der Verfaſſer des däniſchen Spectators iſt der um 1750 verſtorbne höchſte Gerichts-Advocat Rüs geweſen, welcher auch ein däniſches Schauſpiel die edelmüthige Dame geſchrieben. Des philoſophiſchen Spectators Verfaſſer aber war Herr Jakob Brach, der nebſt andern poetiſchen Schriften auch den Canut ins Däniſche überſetzt, und der als Schifsprediger auf einer Reiſe nach China ſein Leben eingebüßt hat.

leichteſte Umſtand der einen oder der andern den Ausſchlag geben kann. Ich bin zuweilen ſehr begierig, und zuweilen ſehr unbeſorgt, den Ort zu kennen, wo ich mich aufhalte. Ich habe oft bey der Zollbude bis auf die Aufſchriften und Gemälde der Kaufmannsſchiffe betrachtet, und es iſt mir gleichwohl noch niemals eingefallen, einen Leichenſtein abzuſchreiben. Ich habe mit verſchiednen Leuten von allerley Ständen Bekanntſchaft gemacht; unterdeſſen bin ich noch niemals ſo neugierig geweſen, mich in den Weinhäuſern, dem gewöhnlichen Orte, wo man ſonſt den Charakter eines Volks zu ſammeln pflegt, ſonderbar umzuſehen. Ich habe in den erſten Monaten meines Aufenthalts allhier mit großem Eifer ein däniſches Buch verſtehen lernen, und ich habe es ſeit der Zeit noch nicht ſo weit gebracht, daß ich mich rühmen könnte, einen lebendigen däniſchen Mund nur mittelmäßig zu begreifen. Einige Stunden halte ich es für eine Nachläßigkeit, ſich um den Ort, wo man iſt, nicht zu bekümmern, und zu andern Zeiten iſt mir meine Studierſtube der einzige Ort, um den ich mich bekümmere. Zu gewiſſen Zeiten bin ich ſo aufmerkſam, daß ich den Dänen ſowohl als andern Nationen, ihre beſondre Art zu denken, zu handeln, zu reden, ja ſogar ſich zu tragen zuſchreibe, und vielmal bin ich wieder ſo wenig aufgeräumt, Neuigkeiten zu bemerken, daß mir die ganze Welt durchgehends einerley vorkömmt.

Es iſt wahr, ich hätte die Beſchreibung von mir ohne Unkoſten und mit eben ſo viel Dinte und Papier, einnehmender machen können. Aber man weis manchmal nicht, wozu die Gemüther gut ſind, die in ihrer Zuſammenſetzung etwas wunderliches und zweydeutiges haben, und ſich ſelbſt entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Die Trägheit wenigſtens iſt, wie mich dünkt, in einer Seele eine ſo nöthige Sache, als das Gegengewicht bey einer Uhr, oder der Ballaſt in einem Schiffe.

Man

Man wird bey dieſen Umſtänden keinen vollſtändigen Charakter der däniſchen Nation von mir zu gewarten haben. Ich werde genug gethan zu haben glauben, wenn ich nach meiner wenigen Einſicht hin und wieder einige Züge davon entwerfe. Wenn meine Neugierigkeit mich einen oder andern Umſtand bemerken laſſen, ſo wird meine Trägheit mich auch öfters blos bey allgemeinen Betrachtungen aufhalten. Oefters werde ich ſo träge ſeyn, und zu erinnern vergeſſen, in Abſicht auf welches Volk ich rede. Oefters werde ich nach Art der neugierigen Leute dasjenige, was ich weis, wieder erzehlen, aber ich werde ſo träge ſeyn, mein Urtheil davon zu verſchweigen. Das Richteramt iſt eine beſchwerliche Sache, und es iſt für einen Fremden die allerbeſchwerlichſte. Ich bin nicht neugierig genug, etwas deswegen hochzuſchätzen, weil es mir vorher unbekannt geweſen, und nicht träge genug, alles ohne Unterſuchung zu verachten. Dieſes macht, daß ich kein groſſer Bewunderer und kein groſſer Tadler weder meines eignen, noch eines fremden Volks bin. Meine Trägheit iſt Urſache, daß ich wenig Galle habe, und ich werde alſo andern überlaſſen, die Laſter in beſter Form zu belagern, die Laufgräben dawider zu eröffnen, Minen ſpringen zu laſſen, und ſie mit Sturm zu erobern. Ich bin ſo billig oder ſo träge, daß ich die Welt, überhaupt genommen, ganz erträglich finde. Eine kleine Anmerkung über die Pflichten der menſchlichen Geſellſchaft, über dieſe oder jene Gemüthsart der Menſchen, über den guten Geſchmack im Umgange, und in der Art zu denken und zu ſchreiben; eine kleine Erzehlung und andre zeitvertreibende Dinge werden dasjenige ſeyn, womit ich meine Leſer zu unterhalten ſuche. Uebrigens bin ich weder ſo vornehm, daß ich des Wohlſtands wegen nicht überall hingehen dürfte, wo ich etwas wahrzunehmen oder anzumerken hoffe, noch in den Umſtänden, daß ich mich eingeſchränkt ſähe, meine Anmerkungen blos dem Pöbel oder aufs höchſte bey den unterſten Claſſen zu ſammeln.

Der Bewegungsgrund, der mich zum Schreiben treibt, ist kein andrer, als demjenigen Volke, bey dem ich mich aufhalte, einen Zeitvertreib zu verschaffen, und ihm dasjenige wieder zu geben, was ich hier zu bemerken Gelegenheit habe. Kurz, meine Trägheit wird Sorge tragen, daß ich dem Leser nicht mit einer allzugroßen Neugierigkeit, die insgemein mit einer gewissen Raserey, zu tadeln oder zu loben, verknüpft ist, beschwerlich falle; und meine Neugierigkeit wird sich bemühen, daß ihn meine Trägheit nicht einschläfere.

II.

Den 13ten April 1745.

Man ist nunmehr nach und nach so ungläubig oder so scharfsichtig geworden, daß man keinen Verwandlungen mehr Glauben beymessen will. Daß ein Finnlappe sich die Gestalt eines Bärs geben könne, wird itzt so wohl für ein Gedicht gehalten, als die Metamorphose des Ovidius und Holberg. Kaum können uns noch die Aufseher der Kunstkammern mit aller ihrer Beredsamkeit überreden, daß ein Brod, welches sie vorzeigen und beriechen lassen, in einen Stein verwandelt worden. Wir wollen vieles lieber für ein Spiel der Natur, als für eine ernsthafte Umschaffung einer Sache in die andre ansehen; und wir wollen auch den Goldmachern keine andre Verwandlung mehr zutrauen, als diejenige, die einen vollen Beutel in einen leeren, und das Geld in Rauch verkehrt. Es bleiben unsern Zeiten also nur ganz kleine Arten der Verwandlung übrig, als z. E. diejenige, welche man in der Einbildungskraft vornimmt, und welche unter die Kunstgriffe, die Wahrheit theils zu erfinden, theils auf eine angenehme Art zu sagen, gerechnet wird.

wird. Dieſer zum Behuf ſtellt man ſich eine Sache als etwas anders vor, als ſie wirklich iſt, um dadurch zu erfahren oder zu ſagen, was ſie iſt. Wem dieſe Zauberey der Einbildungskraft wunderlich vorkömmt, der darf ſich nur erinnern, ob er niemals Dänemark in Geſtalt eines Frauenzimmers gemalt geſehen, welcher man den Namen Cimbria gegeben, und ob er nicht zuweilen geleſen hat, daß dieſe Frau Cimbria geweint oder gelacht, oder dieß und jenes geſagt haben ſoll. Es iſt, vermöge dieſer Kunſt, etwas gewöhnliches, daß ein ganzes Volk als eine einzelne Perſon vorgeſtellt wird. Die Lehrer des Naturrechts ſehen zwey Völker in Betrachtung gegen einander als zween Menſchen an, deren einer dem andern Höflichkeit und Gefälligkeit ſchuldig iſt, die aber öfters einen Groll auf einander werfen, ſich entzweyen, und das Fauſtrecht gebrauchen; und dadurch beſtimmen ſie am allergewiſſeſten die Pflichten eines Volkes gegen das andre. Diejenigen, welche den Charakter einer Nation unterſuchen wollen, nehmen eine gleiche Verwandlung vor. Sie betrachten ſie nach ihren Gaben des Verſtandes, nach den Eigenſchaften des Willens, nach den Leidenſchaften, nach dem Temperamente derſelben, und endlich auch nach ihrer Geſichtsbildung und nach ihrer Leibesgeſtalt. Was heißt dieſes anders? als ſie machen in ihrer Einbildungskraft aus den vielen Menſchen eines Landes einen Hauptmenſchen, deſſen Gemüth alle Gemüther eines ganzen Volks in ſich begreifen, und wie die Weltſeele, die die alten Philoſophen erdichteten, aus allen Seelen zuſammen beſtehen, und einer jeden ihre Eigenſchaften mittheilen ſoll.

Die bey dieſer Verwandlung am künſtlichſten verfahren, gießen ſo viele verſchiedne Gemüthsarten unter einander, als ſie bey einem Volke wahrnehmen. Aber da es unmöglich iſt, daß nicht in einer ſolchen Vermiſchung die widrigſten Dinge zuſammen kommen, ſo ſind

sie genöthigt, wieder den größten Theil davon, der sich mit dem übrigen nicht vertragen will, verrauchen zu lassen, und nur dasjenige, was hernach zurückbleibt, als die wahre Gemüthsbeschaffenheit desselben beyzubehalten. Diejenigen, die in dieser Art der Chymie nicht so geschickt sind, nehmen nur vier oder fünf Personen eines Volks, die sie kennen, und verfahren damit, eben wie die erstern. Und viele haben diese Umschweife verkürzt, und sich selbst oder sonst eine einzelne Person sogleich für einen solchen Hauptmenschen angenommen, der ein ganzes Volk vorstellen könnte, und aus dessen Gemüthsbeschaffenheit man den Entwurf von den Gemüthern seiner Nation machen müßte. Nachdem man solchergestalt die Seele eines Volks geschaffen, so bildet man auch einen Leib für dieselbe; man legt dem Volke Nasen, Augen, Gesichtsfarbe und Gestalt bey, nachdem es uns unsre Einbildungskraft an die Hand giebt. Und so ist diese Person fertig, welche eine ganze Nation eben so wohl verstellt, als eine sitzende Jungfer in den Geographien ein Ebenbild von Europa ist. Man darf sich nicht wundern, wenn man nach einer solchen Schilderey, ein Volk in seinem eignen Lande vergebens suchen würde. Diese Charaktere der Völker haben eben den Nutzen, wie die Bildnisse der ältesten Könige, die man in den Chroniken abgemalt findet, wie sie ausgesehen haben könnten; ungeachtet man nicht weis, ob sie gelebt haben. Sie zieren eine Schrift, und hintergehen durch einen süßen Betrug den Leser, der sich einbildet, daß er nur etliche Seiten anzusehen braucht, um mit einem Volke so bekannt zu seyn, als ob er mit ihm auferzogen wäre. Unterdessen ist es eine hergebrachte Gewohnheit, daß ganze Nationen einander nach diesen Beschreibungen beurtheilen, und wenn diese Verwandlung der Völker in Personen jemals Grund hat, so können einem die Völker von Europa, in Ansehung der Gedanken, die sie insgemein von einander haben, als Einwohner

eben

eben derſelben Gaſſe vorkommen, da immer einer auf des andern Aufführung Acht giebt, die einander tadeln, ſpotten, haſſen, und wo jeder an ſeinem Nachbar das meiſte auszuſetzen findet. Jedes Volk gefällt ſich ſelbſt vor andern, es beurtheilet andre nach ſich, es verwirft diejenigen Eigenſchaften, deren es ſich nicht rühmen kann, und es erhebt diejenigen, die es an ſich wahrzunehmen glaubt, und wenn es andern Vorzüge zugeſteht, ſo legt es ſich ſelber noch gröſsre bey. Diejenige Nation, mit der ein Volk am wenigſten zu thun hat, erhält ſich in der meiſten Hochachtung bey ihm. Hingegen weis es die Fehler derjenigen auf den Fingern herzuzählen, mit der es am meiſten umgehet, und der es, ſo zu ſagen, in den Hof und in die Fenſter ſehen kann. Der Spanier redet wenig von denen, die am andern Ende der Gaſſe wohnen; hingegen ſteht ihm die leichtſinnige Aufführung in ſeiner Nachbarſchaft gar nicht an. Er wird dadurch eben ſo ſehr geärgert, als eine ernſthafte und eingezogene Betſchweſter, wenn ihre Frau Nachbarin bis Mitternacht Geſellſchaft bey ſich hat, wobey man ſich ein wenig luſtig macht und ſingt. Und der Franzoſe ſpottet wieder über die gezwungne Ernſthaftigkeit und über die abgemeſſnen Schritte ſeiner andächtigen Nachbarſchaft. Dieſer iſt wie eine Perſon, die ſich in allen Häuſern beliebt zu machen weis. Er bequemt ſich bey einem jeglichen nach ſeiner Gemüthsart, und mengt ſich ein wenig in ihre kleinen Hausgeſchäffte. In der That iſt er nach dieſem Lehrſatze genöthigt, eben nicht allezeit an einem Orte, wie an dem andern, zu ſprechen; und zu Hauſe macht er ſich unter der Hand das Vergnügen, die übrigen Einwohner der Gaſſe für ein wenig einfältig zu halten; ja er ſagt ihnen dieſes zuweilen in die Augen, wenn er ſich entweder nicht länger bergen kann, oder ſo bekannt mit ihnen geworden iſt, daß er nunmehr für gut hält, ſich ein gewiſſes Anſehen bey ihnen zu geben. Wenn man in dieſer Vergleichung fort-

fährt, würde man den Engländer als einen Philosophen ansehen, der sich nicht gern mit andern Leuten viel zu thun mache, und lieber zu Hause über einem Buche sitzt oder seinen Gedanken Gehör giebt. Er macht ebenfalls von den andern nicht viel Wesens, und sie reden ihm nicht gelehrt und tiefsinnig genug, daß er Lust haben sollte, sie als sonderbare Köpfe anzusehen, oder sich viel mit ihnen einzulassen. Der Deutsche wird in solcher Betrachtung einem Manne mit vielen Kindern ähnlich seyn, welche in Einem Hause unter einander eben so leben, und sich einer über den andern eben so aufhalten, wie die Einwohner der Gasse unter sich zu thun pflegen; und welche hingegen sehr böse werden, wenn ein andrer dasjenige von den Deutschen sagt, was Deutsche zuweilen von einander zu sagen gewohnt sind. Andre Einwohner dieser Gasse werden ihre Nachbarn und Verwandten für falsch halten, und von ihnen wieder dafür gehalten werden.

Weil ich diese Vergleichung einmal angefangen habe, so kann ich der Begierde nicht widerstehen, dieselbe noch weiter zu treiben, und darauf folgende Erzehlung zu gründen: Ein Chineser kam einst in diese Gasse, und weil er besonders bey den Franzosen, Engländern und Italiänern vieles von dem Unverstande und der Barbarey reden hörte, so war er neugierig, eine Sache kennen zu lernen, welche er in seinem Vaterlande niemals gesehen zu haben glaubte. Er erkundigte sich, wo sie anzutreffen wäre, und alle drey antworteten ihm, daß er sie gleich neben an bey ihren Nachbaren finden würde. Er kam also zu dem Deutschen und fragte nach ihr. Die Kinder dieses Mannes wiesen mit Lachen immer eins auf das andre, so daß er nicht wußte, wie er daran war. Der Chineser bat sie recht ernstlich, sich zu erklären, ob die Barbarey bey dem Deutschen zu finden wäre, oder nicht? Da sie sich denn erinnerten, daß sie Brüder wären, ihm einstimmig mit Nein! antworteten, und ihn weiter hin

zu ihren Nachbaren gehen hießen. Er gieng weiter, und ward ſolcher Geſtalt immer von einem Nachbar zum andern gewieſen, bis er endlich, eh er ſichs verſah, in der Tartarey und an der Schwelle ſeines eignen Vaterlands war. Denn jegliches Volk hieß immer den Siß der Barbarey bey ſeinen Nachbaren ſuchen, und tröſtete ſich über die Verachtung, die es von der einen Seite erlitt, durch die Verachtung ſeiner Nachbarſchaft.

Man darf dieſe Gedanken nicht gänzlich für die meinigen anſehen, da ſie eine Regel zum Grunde haben, die ich, die Wahrheit zu bekennen, für unerweislich halte, nehmlich daß man von einem Volke überhaupt eben ſo, wie von einem Menſchen ſprechen, und ihm gewiſſe Gaben des Verſtandes, gewiſſe Eigenſchaften des Willens, und gewiſſe Meynungen beylegen könne, wie diejenigen thun, welche **Charaktere der Nationen** zu machen pflegen.

Die einzelnen Perſonen, aus welchen eine Nation beſteht, ſind ſo verſchiednen Gemüths unter einander, daß öfters ein Theil dem andern nicht ähnlicher iſt, als die Hände eines Körpers dem Kopfe deſſelben ſind. Wenn man alſo eine Beſchreibung von einem Volke machen wollte, welche den meiſten Gliedern deſſelben wenigſtens einigermaßen gerecht wäre, ſo dünkt mich, man ſollte wenigſtens eben ſo verfahren, wie man ein Regiment Soldaten zu kleiden pflegt. Man ſollte für die gröſten, für die mittlern, und für die kleinſten beſondere Zuſchnitte machen; um nicht, wie das lateiniſche Sprüchwort ſagt, einem Knaben die Schuhe des Herkules anzuziehen, und die Großen und die Niedrigen eines Volkes in einerley Charakter zu zeigen.

Dasjenige, was man an einem **Volke allgemeines** wahrnimmt, rührt am wenigſten von der Beſchaffenheit des Landes, von der Gegend des Himmels, und von der Dicke oder Dünne der Luft her. Man würde ſonſt keinen

so großen Unterscheid zwischen den Beschreibungen der Völker, die vor einigen tausend Jahren gelebt, und derer, die itzt an denselben Orten sind, gewahr werden. Es ist weder der Spanier noch der Franzose, noch der Engländer, noch der Italiäner, noch der Deutsche, noch der Däne, noch der Schwede, noch der Grieche, noch irgend ein andres Volk denenjenigen Völkern ähnlich, die vor diesem eben dieselben Felder gebaut, eben dieselben Städte bewohnt und eben dieselbe Luft geschöpfet haben; da wir gleichwohl die Sterne noch an denselben Orten sehen, da die Sonne noch in denselbigen Gegenden aufgeht, und wir also überzeugt seyn können, daß die Erde sich nicht verrückt habe, und itzo nicht andre Dünste aushauchen könne, als vordem.

Noch weniger kann man den allgemeinen Charakter eines Volks daher leiten, wenn man voraussetzen wollte, daß es anfangs aus einer einzigen Familie und von einerley Voreltern entsprossen wäre. Denn nicht der dritte Theil von Geschwistern sind einander in der Gemüthsart nur einigermaßen ähnlich. Also müßte durch so viele Menschenalter die Gleichheit der Gemüther eines Volks völlig verschwunden seyn. Ueberdieß sind wenig Völker in Europa, wo die alten Einwohner nicht von Fremden überschwemmt und mit ihnen vermischt worden wären, und wo nicht folglich diese Verwandtschaft der Seelen unterbrochen seyn müßte.

Man kann sagen, daß die Hitze oder Kälte eines Lands einigen Einfluß in die Einbildungskraft der Einwohner hat; und also zu der Gemüthsart eines Volks vielmehr etwas weniges beyträgt, als dieselbe bestimmt.

Dasjenige aber, was noch übrig bleibt, und welches die Uebereinstimmung der meisten Gemüther eines ganzen Volks verursachen könnte, ist nichts anders, als die darin eingeführten Gewohnheiten, die der Jugend eingepflanzten

pflanzten Begriffe, die Erziehung, die Nahrung, die Art der Arbeit, wozu sich die Menschen in einem Lande gewöhnen, ihre Regierungsform, ihre Freyheiten und der Umgang mit andern Völkern.

In welchem Lande aber kann man sagen, daß alle diese Stücke bey den Vornehmen, bey dem mittlern Stande, und bey den Niedrigen einerley sind? Sie sind auch alsdann bey jedem Stande sehr weit von einander unterschieden, wenn sie am allermeisten mit einander übereinzukommen scheinen. Wollte man zum Exempel wohl glauben, daß die Erziehung eines vornehmen Fräuleins, und der Tochter eines Schneiders einerley wären, wenn die letztere so wohl eine Französinn hat, als die erstere? Wenn vornehme Leute vernünftige Hofmeisterinnen für ihre Kinder wählen können, die ihnen eine gesetzte Lebhaftigkeit, und eine höfliche und einnehmende Lebensart beybringen, so wird der Handwerksmann eine Mademoiselle la Fleche, wie sie in der Komödie*) heißt, das ist für eine Französin eine Person bekommen, die seine Kinder Affensprünge machen lehrt, und sie zu allem untauglich macht. Wenn der Sohn eines vornehmen Mannes durch Erlernung der Sprachen, und durch Reisen zu einem geschickten Hofmanne gemacht wird; so wird ein geringer Mann durch eine verkehrte Nachahmung einer solchen Erziehung seinen Sohn zum Pflastertreter, oder zum Jean de France machen.

So verschieden macht die Erziehung die Charaktere eines jeden Standes, wenn sie einerley zu seyn scheint; und was wird sie nicht thun, wenn sie bey den Vornehmen frey und gelinde, bey den Mittlern streng und tyrannisch,

*) Holbergs Komödie: Jean de France oder Hans Frandsen, ist die dritte im ersten Bande nach der dänischen Ausgabe.

tanniſch, und bey den Niedrigſten nachläßig iſt? wie es leicht in einem Lande beyſammen gefunden werden kann. Gleichwohl iſt die Erziehung nur ein einziger von den vielen Umſtänden, die die Verſchiedenheit der Charaktere eines jeden Standes verurſachen.

Ich kann nicht glauben, daß in einem Reiche, wo der Muth der Großen durch viele Freyheiten und Vorzüge erhoben wird, wo den Mittlern der Ehrgeiz zugleich mit der Hofnung zu Ehrenſtellen benommen iſt, und wo die Geringen unter dem Joche der Groſſen ſklaviſch und niederträchtig gemacht werden, dieſe drey Stände ſich unter einerley Gemüthsbeſchaffenheit bringen laſſen. Und ich finde es gar nicht widerſprechend, daß in einem andern Lande, wo alle Stände gleiche Rechte genießen, der eine Stand ſehr zurückhaltend ſeyn könne, da indeſſen der andre gerne von Staatsſachen redet; daß der eine beſcheiden ſey und allen Schein einer Begierde, ſich hervorzuthun, vermeide, wenn der andre gern mit Titeln und vielem Aufwande zu prangen ſucht; daß der eine arbeitſam ſey, und der andre gern bequem lebe und ſich gute Tage mache.

Hiermit iſt nach meiner Meynung genug erwieſen, es ſey nicht allzugenau geſprochen, wenn man ein Volk als eine Perſon anſieht, und behauptet, daß die meiſten unter ihnen von einerley Gemüthe belebt ſind, und Charakter, ſo wie Luft und Himmel, mit einander gemein haben; ſondern das wenigſte, was man thun könne, ſey dieſes, daß man für einen jeden Stand ſeinen eignen Charakter mache.

Es iſt allezeit Ungewißheit genug dabey, wenn man ein Volk in noch ſo viele Claſſen abtheilt; und die allergenaueſten Charaktere der Nationen ſind nicht beſſer, als die Regeln der Sprachlehre, zu welchen man oft mehr Ausnahmen, als Exempel, findet.

III.

III.

Den 20ſten April 1745.

Die Verordnungen, welche von Zeit zu Zeit in einem Lande zum Vorſchein kommen, gehören unter die größten Merkwürdigkeiten deſſelben. Es iſt wahr, die Kunſt, Geſetze zu geben, hat bey einem Regenten nicht ſo viel in die Augen fallendes an ſich, als das Glück, Länder zu erobern. Derjenige, der ſein Land durch Kriege ſchwächt, blendet den Leſer einer Geſchichte mehr, als derjenige, der es durch gute Verordnungen in Aufnehmen bringt. Ein friedlicher Held muß die Geſetze eines Landes gänzlich erneuert und die Einrichtung deſſelben umgegoſſen haben, ehe er die Aufmerkſamkeit eines Geſchichtſchreibers auf ſich zieht, der auf der andern Seite gleichwohl die Eroberung oder den Verluſt der kleinſten Oerter bemerket. Demungeachtet iſt es eine eben ſo große Geſchicklichkeit, die innere Beſchaffenheit eines Landes vor allerley kleinen Uebeln zu bewahren, die mit der Zeit anwachſen könnten, als es vor einem Feinde zu vertheidigen. Es geht mit der Kunſt, Geſetze zu geben, eben ſo, wie mit der Kunſt, ein Hausweſen zu regieren. Eine Perſon, die alles in einem Hauſe im beſten Stande zu erhalten weis, und die klügſten Anordnungen macht, wird aufs höchſte nur unter guten Freunden gelobt; da indeſſen ein Mann, der tiefſinnige Ausrechnungen macht, und ſich in der Milchſtraße am Himmel beſſer zu rechte finden kann, als auf der Gaſſe, wo er wohnt, durch ein unſterbliches Lob verewigt wird; wenn er gleich dabey ſein Haus halb verhungern laſſen, ſeiner Frau übel begegnet, ſeine Kinder nachläßig erzogen, und dennoch durch ſeine merkwürdigen Unterſuchungen keinen einzigen Menſchen genutzt

nutzt hat. Man mißbraucht die Beredtsamkeit und die Dichtkunst, die ungerechtesten Unternehmungen zu erheben, wenn sie nur durch Erlangung einiger Landschaften einen Glanz bekommen haben. Aber die Sorgfalt, den Wohlstand eines Landes zu erhalten und zu vermehren, welche sich um die kleinsten Angelegenheiten bekümmert, damit die Einwohner, die noch gebohren werden sollen, dereinst keinen Mangel leiden, und welche einem Uebel, das erst nach hundert Jahren recht merklich werden könnte, in Zeiten vorbauet, ist nur eine schwache Aufmunterung für Jedern, die in den Thaten grosser Herren mehr Materie zu schönen Beschreibungen und zu prächtigen Ausdrücken, als lobenswürdige Handlungen suchen, und denen mehr daran gelegen ist, ihre Geschicklichkeit im Erzählen, als ihren Verstand in der Kenntniß wahrer Verdienste zu zeigen. Wenn man eben so geneigt wäre, dasjenige, was ein Herr zum Besten des menschlichen Geschlechts oder seiner Unterthanen gethan hat, aufzuzeichnen, als man bereit ist, der Mordbegierde Denkmaale zu schreiben; so würden die Gesetze, die in einem Lande nach und nach gegeben werden, eine Geschichte veranlassen, die eben so nützlich seyn könnte, als die Erzehlungen von den Kriegen und Veränderungen der Reiche. Man würde alsdenn die Bewegungsgründe eines jeden Gesetzes, die Versuche, die man gethan, weisen Einrichtungen zu widerstehn, und den Erfolg, den eine jede hervorgebracht, genauer als geschieht bemerken. Wenn die Kriegs- und Staatsgeschichte eines Landes die Einbildungskraft mehr einnimmt; so würde eine solche Geschichte der Gesetze dadurch der Aufmerksamkeit würdig seyn, daß sie zeigte, wie oft durch ein ganz leicht scheinendes Mittel ein kleiner Umstand gehoben worden, welcher in der Folge große Unbequemlichkeiten hätte verursachen können. Wenn man in der erstern mancherley Zufälle des Glücks sieht: so würde man in der letztern über die mannichfalti-

gen

gen Zugänge erſtaunen, die das Böſe ſuchet, um in ein Land einzudringen, und die verſchiednen Mittel bewundern, dadurch man ihm die Thüre verſchließt. Wenn man in den Eroberungen, Siegen und Niederlagen eines Volks zuweilen Wirkungen der guten Einrichtung oder der Staatsgebrechen eines Reichs erkennet; ſo würde man in dem innerlichen Zuſtande deſſelben die Urſachen dieſer Wirkungen finden.

Meine Leſer dürfen ſich nicht fürchten, daß ſie deswegen hier ein Stück einer ſolchen Geſchichte der Geſetze zu ſehen bekommen möchten. Wenn man allezeit dasjenige ausführen ſollte, was man anpreiſet, ſo würde mancher gute Rath nicht gegeben werden. Ich habe dieſes nur vorherſetzen wollen, um zu zeigen, daß es aus Hochachtung gegen die Geſetze geſchieht, wenn ich dieſelben itzo zu einem Endzwecke anwende, dazu ſie eben nicht gegeben ſind. Die Herren Rechtsgelehrten in meinem Vaterlande haben eine Art der Auslegung der Geſetze, welche bey einem Manne, der dieſelben erklären ſoll, die Wahrheit zu bekennen, eine Verdrehung, und wenn es hoch kömmt, und die Geſetze in recht gute Hände fallen, eine vernünftige Verdrehung iſt. Man hält nehmlich dafür, daß ein Geſetz auch Sachen anbefehle, von denen kein Wort darinnen ſteht, wenn nur die Urſache deſſelben ſich auf dergleichen Sachen ſchickt. Alſo würde z. E. das Geſetz, welches befiehlt eine gewiſſe Anzahl Bäume zu pflanzen, ehe man heirathen darf, welches in Holſtein dem künftig drohenden Holzmangel ſo vorſichtig abhilft, einen deutſchen Rechtsgelehrten an die Pflicht erinnern können, daß ein rechtſchaffner Bürger bey jeder Handlung, die er zu ſeiner eignen Zufriedenheit vornimmt, auch etwas zugleich zum gemeinen Beſten thun ſolle. Wer weis, ob ein ſolcher Ausleger der Geſetze nicht ſodann auf die Gedanken fiele, alle Handlungen des menſchlichen Lebens, die man gerne thut, (denn eine ſolche iſt ohne Zweifel auch

das

das Heirathen) mit gewissen Lasten zu belegen, die auf den gemeinen Nutzen zielen? Es könnte ihm also in den Kopf kommen, daß jeder, der gern einen Titel haben wollte, vorher etwas gewisses zum Aufnehmen der Manufacturen beygetragen haben sollte, oder daß Leute, die unter einem gewissen Range sind, und doch die Miethwagen nicht entbehren können, einen Beytrag zur Reinigung der Strassen gäben. Ich erkenne es in der That für einen der größten Vortheile der hiesigen Gesetze, daß alle Auslegungen derselben verboten sind, als welche sonst ein ganzes Land den Grillen einiger Privatleute unterwerfen, und aus Auslegern der Gesetze öfters unerbetne Gesetzgeber machen. Unterdessen ist diese Art der Auslegung denenjenigen, welche nicht Gesetze sondern Betrachtungen machen wollen, desto eher vergönnt, da sie dienen kann, theils zu zeigen, wie genau die bürgerlichen Gesetze mit der Vernunft übereinstimmen, wenn sie aus Grundsätzen fließen, daraus man auch so gar natürliche Pflichten herleitet, theils die Menschen auch an Dinge zu erinnern, die eigentlich durch keine Verordnung befohlen werden.

Eine solche Absicht hat ohne Zweifel auch die gebieterische Person gehabt, welche mir einen Befehl zugeschickt, den ich in meinen Blättern bekannt machen soll. Er besteht in einem Schreiben an mich, bey welchem sich zu allem Unglücke keine Lobeserhebungen meiner Blätter befinden. Ich habe dergleichen nicht selbst hinzusetzen wollen, ungeachtet es sonsten die Gewohnheit vieler von meinen Collegen ist, nicht leichtlich einen Brief einzurücken, darin sie sich nicht mit dergleichen Schmeicheleyen kitzeln.

Mein Herr,

Ich verlange von Ihnen, daß Sie in dem nächsten Blatte, einer gewissen Art Separatisten, welche den

Gesells

Geſellſchaften ſehr beſchwerlich fallen, andeuten mögen; daß es eben ſo verwerflich in dem Umgange iſt, ſich den Regeln der Höflichkeit zu entziehen, als es dem gemeinen Weſen verderblich iſt, die Geſetze zu verachten. Dieſe Leute erkennen keine andre Richtſchnur der Artigkeit, als ihre eigne Eingebungen. Alle Gewohnheiten und Regeln, die der Beyfall geſitteter Menſchen hergebracht hat, haben kein Anſehen bey ihnen, und es iſt keine davon, die ſie nicht unter dem Vorwande der geſellſchaftlichen Freyheit verletzen. Wir Frauenzimmer, als die ordentliche und rechtmäßige Obrigkeit einer Geſellſchaft, mögen für gut befinden was wir wollen, ſo beliebt ihnen ſtets ein anders. Vereinigt ſich eine ganze Verſammlung über etwas; ſo behaupten ſie, daß ſie eben ſo viel Recht haben, das Gegentheil zu wollen. Ich habe mit großem Misvergnügen wahrgenommen, daß ſie zu Behauptung ihrer Freyheit eher eine Dame lange Zeit vergebens einen Stuhl oder einen Platz an einer Tafel ſuchen laſſen, ehe ſie von dem ihrigen aufgeſtanden wären; und daß ſie gar nichts von der Ehrerbietung wiſſen wollen, die man dem Frauenzimmer, oder Leuten, welche älter oder geehrter ſind, ſchuldig iſt. Hiezu kömmt noch, daß ſie in Geſellſchaft predigen, wenn ein gewiſſer Geiſt der Plauderey über ſie kömmt, und andre Leute kein Wort aufbringen laſſen. Uebrigens aber machen ſie ſich mit uns Frauenzimmern ſo gemein, und ſagen uns ſo vertrauliche Sachen, daß ich fürchte, ſie werden den Bruder- und Schweſternamen eheſtens in den Geſellſchaften aufbringen, und aus dem menſchlichen Umgange eine **Mährische Brüderſchaft** machen wollen. Sie können dieſen Herren zu wiſſen thun, daß wir an der heilſamen Verordnung, die die Separatiſten der Kirchen, als Störer der Ordnung, an beſondre Oerter verweiſet, ein Muſter nehmen werden, und daß ich es ſo weit bringen will, daß die Separatiſten der Geſellſchaft von unſerm Umgange ausgeſchloſſen,

ſchloſſen, und auf die Weinhäuſer verbannt werden, da ſie eine freye Uebung ihres Eigenſinnes für ihr Geld haben können. Dieſes iſt die ernſtliche Meynung

Ihrer

ſchuldigen Dienerin

von Hohenſinn.

Es wäre zu wünſchen, daß die beyden Arten der Separatiſten einander durch ihr Exempel bekehren möchten. Die Separatiſten der Kirche könnten ſchlieſſen, wie thöricht es iſt, die Ordnungen, die einmal gemacht ſind, nach ſeinem Eigenſinne umreiſſen zu wollen, da es ſchon unanſtändig iſt, Geſetze der Höflichkeit, und Gewohnheiten, die in geſitteten Geſellſchaften hergebracht ſind, unter die Füße zu treten; und die Separatiſten des Umgangs ſollten ſehen, daß ſie durch ihre ungeziemende Freyheiten, wodurch ſie ſich über die Regeln einer artigen Lebensart hinausſetzen wollen, Leuten ähnlich werden, die in ihren Augen ſo lächerlich ſind.

Derjenige, der ſich berechtigt glaubt, Geſetze oder Gewohnheiten aufzuheben, weil ſie ihm nicht gefallen, muß auch andern dieſes Recht zugeſtehen. Dem einen misfällt dieſe Einrichtung, dem andern eine andre; und wenn man darüber die Gedanken aller Menſchen ſammeln ſollte, ſo würde keine Anordnung auf der Welt ſeyn, die nicht ihren Widerſpruch litte; folglich würden auch diejenigen Einrichtungen aufgehoben werden müſſen, bey denen ſich ein Separatiſt von der einen oder von der andern Art ganz wohl befindet, und die Welt würde in einen Zuſtand zurückkehren, da jeder Menſch für ſich iſt, und man weder die geringſte Ordnung noch das geringſte Recht von jemanden zu gewarten hat.

Derjenige, der aus geſellſchaftlicher Freyheit es für kein Verbrechen hält, dem Frauenzimmer die Gefälligkeit, die es mit Recht fodert, zu verſagen, kann es unmöglich

möglich im Ernſte übel nehmen, wenn man ihm nicht mit aller Aufmerkſamkeit entgegen kömmt, die man ihm ſonſt wohl erweiſen ſollte. Das Geſetz der Höflichkeit, daß man jedem ſeine Hochachtung auf gehörige Art bezeigen ſoll, gehet alle Menſchen in einer Geſellſchaft an, und wer es bricht, kann ſich nicht beſchweren, wenn es auch gegen ihn gebrochen wird.

Man kann meiner gebieteriſchen Correſpondentin nicht abſprechen, was ſie in ihrem oben eingerückten Befehle behauptet, daß das Frauenzimmer die ordentliche und rechtmäßige Obrigkeit der Geſellſchaften ſey. Es mag nun die Natur oder auch die Gefälligkeit und Schwachheit der Mannsperſonen dieſes Geſetz eingeführt haben, ſo wäre die bloße Gewohnheit genug, es zu beſtätigen, und derjenige iſt nicht nur ein Separatiſt, ſondern auch ein Rebell, welcher ſich darwider auflehnt. Und eine Mannsperſon, die ihre Pflicht kennet, wird jeden Fächer als einen Commandoſtab betrachten. Da aber die Geſetze, die ſie geben, ſich auf das Geſetz der Höflichkeit und Gefälligkeit gründen, ſo iſt es auch nöthig, daß dieſe liebenswürdige Obrigkeit die Curialien ihrer Verordnungen ein wenig darnach einrichte. Die Geſetze der Höflichkeit ſind darin von andern Geſetzen unterſchieden, daß man zu Erfüllung derſelben niemanden antreiben kann, ſondern ſie erwarten muß. Die Verwalterinnen dieſer Geſetze ſind eine Art von Obrigkeit, die zwar Befehle geben können, aber keinen Zwang in den Händen haben. Dieſe Befehle erfodern alſo Redensarten, oder einen Stylus Curiä, der nicht ſo ſehr nach einer unumſchränkten Gewalt ſchmeckt; und wenn einem Frauenzimmer die gebieteriſchen Redensarten allzugeläufig werden ſollten, ſo möchte es ſcheinen, daß ſie ſtatt eines rechtmäſſigen Anſehens eine tyranniſche Gewalt in den Geſellſchaften ausüben wollte. Man weis, wie kitzlich manchmal die Leute in bloßen Ceremonien ſind, und ob es nicht Un-

terthanen dieſer Geſellſchaftsobrigkeiten geben könnte, welche ſich weigerten, Befehle, die mit dieſen Formeln clauſulirt ſind, anzunehmen. Es iſt genug für uns Mannsperſonen, daß wir wiſſen, daß es uns obliegt zu gehorchen. Wenn man uns eine gewiſſe Einbildung der Freyheit lieſſe, ſo würde dieſes unſre Dienſtbarkeit angenehmer machen, und ihre Herrſchaft würde deswegen nicht geringer ſeyn.

Am allerwenigſten aber wollte ich dem ſchönen Geſchlechte rathen, ihre Befehle ſelbſt mit Gewalt zur Ausübung zu bringen, und ihre verachteten Verordnungen mit eigner Hand zu unterſtützen. Dieſes iſt über ihre Macht, und man kann von dieſer Art von Obrigkeiten nicht ſagen, daß ſie über die Geſetze hinaus ſind, ſondern ſie verwalten Geſetze der Höflichkeit, denen ſie ſelbſt zugleich unterworfen ſind. Hingegen halte ich dafür, daß die Drohung, die in dem obengeſetzten Schreiben den Separatiſten des Umgangs geſchieht, nichts unbilliges in ſich hat. Die Verachtung iſt die gerechteſte Strafe für dieſe Verächter der Geſetze, und wer ſich weigert einer ſo liebreichen Obrigkeit zu gehorchen, iſt nicht werth, von ihr regiert zu werden.

IV.

Den 27ſten April 1745.

Ich ſah neulich ein grönländiſches Hemde, welches aus den aufgeſchlitzten Därmen eines Seehunds durch Hülfe einer ſpitzigen Fiſchgräte auf das ſauberſte zuſammengenähet war, und ich muß geſtehen, daß ich noch niemals eine Nätherey mit ſo großer Bewunderung beſehen habe. Die Spuren der Geſchicklichkeit und eines guten Mutterwitzes bey Leuten, die insgemein für unge-

ungeſittet gehalten werden, ſcheinen mir würdig zu ſeyn, daß man ſie mit einem ſonderbaren Vergnügen betrachte. Die künſtlichen Bildſchnitzerarbeiten, welche von den groben Händen der norwegiſchen Bauern mit dem bloßen Meſſer auf das ſauberſte verfertiget werden; die Garderobe eines Finnlappen, der ſeine Feſttagskleider mit dem Blute der Rennthiere färbet, mit ſeinem Zimdrate, den er ſelbſt verfertiget, artig zu ſticken weis, und mit Silberſtücken auf den Näthen galonirt; Ein Stück Tuch, welches von zwo Isländiſchen Mägden, ohne Weberſtuhl und ohne die geringſte Maſchine gemacht worden, indem ſie einander die Faden ſehr geſchwind mit den Händen zulangen, und ſie auf dieſe Art durch einander flechten; alle dergleichen Dinge verdienten, meines Erachtens, daß man ein ſogenanntes Pretium affectionis darauf legte. Dasjenige, was ihnen vor andern Kunſtſtücken einen Werth giebt, iſt die Hand von der ſie kommen, und das Vergnügen, das man aus Menſchenliebe empfinden muß, wenn man ſchlieſſen kann, daß die Zahl der Menſchen, die Verſtand beſitzen, gröſſer iſt, als die ſtolzen Verächter andrer Nationen ſich einbilden. Sie ſind Proben, theils daß die geſitteten Völker, nicht einen beſſern, ſondern nur einen geübtern Verſtand haben, als die ungeſitteten, theils daß die Barbarey, die wir ihnen zuſchreiben, nicht ſo groß iſt, als wir uns einbilden, und daß der Unterſchied zwiſchen uns und ihnen nur darin beſteht, daß ſie ihre Geſchicklichkeit auf andre Art anwenden, als wir die unſrige. Ihr Witz iſt vielleicht eben ſo ſpitzfindig, dem Mangel, den ſie in ihren Ländern an tauſend nöthigen Dingen haben, abzuhelfen, als der unſrige ſinnreich iſt, den Ueberfluß, den uns die Natur gegönnet hat, zu unſrer Pracht und zu unſerm Vergnügen anzuwenden. Man bedenke, was das klügſte und geſitterſte Volk ſeyn würde, und wo alle ſeine Künſte bleiben würden, wenn es kein Eiſen hätte; und man ſage hernach, ob es der Mangel des Ver-

ſtandes, oder der Mangel der Werkzeuge iſt, der viele Völker zu Barbaren macht.

Es haben viele Sittenlehrer, um den Hochmuth derer-jenigen zu demüthigen, die ſich auf Verſtand und Geſchicklichkeit allzuviel zugute thun, ganz bündig erwieſen, daß dergleichen Vorzüge unſrer Seele eben ſowohl Gaben des Glückes ſind, als Reichthum, Geburt und Ehre; daß die Erziehung, die man erhält, die Gelegenheiten, die einem vorfallen, ſeine Gaben in Uebung zu bringen, der Umgang mit andern, mehr Antheil an der Geſchicklichkeit eines fähigen Kopfes haben, als ſeine eigne Sorgfalt, ſeinen Verſtand auszuarbeiten, und daß mancher Bauer nur mit einer Dorf-Leichenpredigt begraben wird, der ſo große Lobeserhebungen, als der Cardinal Fleury, erhalten haben würde, wenn er in eben dieſelben Umſtände gekommen wäre.

Auf eben dieſe Art kann man den Stolz ganzer Völker nicht beſſer widerlegen, als wenn man ihnen zeigt, daß oft nur ein bloßer Glücksumſtand fehlet, den Verſtand eines Volkes in ſein völliges Licht zu ſetzen, und es aus einer unwiſſenden zu der allergeſchickteſten Nation zu machen. Es würde vor einigen tauſend Jahren den Griechen ſehr lächerlich vorgekommen ſeyn, wenn man ihnen geſagt hätte, daß dereinſt ganz Europa die jungen Leute zu Erlernung guter Manieren nach demjenigen Lande ſchicken würde, welches damals das rauhe und grobe Gallien war, und itzo das artige und geſittete Frankreich iſt; und ſie würden es für eben ſo ungereimt gehalten haben, als wenn ich itzo einem Franzoſen ſagte, daß man einmal die Kleidermoden aus Island kommen laſſen würde. Es braucht nur einen wohlgelungenen Handel, eine gutgerathne Arbeit, welche einem Volke Muth machen; ſo wird es auf einmal Fähigkeiten an ſich entdecken, die eine lange Zeit ihre Gaben im Dunkeln liegen und ſchlafen laſſen, endlich aber durch eine einzige Gelegenheit

und

und durch den Fortgang einer einzigen Sache aufgeweckt und beherzt gemacht werden, immer mehr zu unternehmen. Dargegen darf man nur an das Schicksal Griechenlands gedenken, wenn man überzeugt seyn will, daß es nichts als einen Fall des Glücks braucht, einen Sitz der Artigkeit in eine Wohnung der Barbarey verwandelt zu sehen.

Es ist meines Erachtens nützlich, durch die Kennzeichen des Verstandes bey den Völkern, die am wenigsten gesittet sind, die Verachtung zu dämpfen, welche die gesitteten Völker aus Einbildung ihrer Vorzüge gegen einander haben. Es ist zu unsern Zeiten gebräuchlich genug, daß man den Werth der Menschen, wie die Arten der Pferde, nach den Ländern unterscheidet, aus denen sie stammen, und daß man öfters auch gegen wohlgezogene Völker eine Verachtung blicken läßt, welche sogar gegen einen Finnlappen eine Ungerechtigkeit seyn würde. Die Verbitterung, welche nicht selten aus einem solchen Uebermuthe entsteht, und Leute, die einander niemals gesehen haben, deswegen zu unversöhnlichen Feinden macht, weil sie an verschiednen Orten gebohren sind, ist der Menschlichkeit gänzlich zuwider, und scheinet mir barbarischer als alles dasjenige, was man an ungesitteten Völkern für Barbarey hält.

Dergleichen Verachtung ist meistentheils, eben wie die Bewunderung, eine Tochter der Unwissenheit. Wir sind so geneigt, von unserm Verstande eine gute Meynung zu haben, daß wir glauben, dasjenige, was wir nicht wissen, sey entweder was grosses und ungemeines, oder etwas, das keine Aufmerksamkeit verdient. Daher kömmt es, daß unsre Urtheile von fremden Völkern zuweilen zu vortheilhaft, noch öfter aber zu verächtlich ausfallen. Denn wir fragen nicht eben allezeit die Natur eines Landes und die Erfahrung um Rath, ehe wir von der Beschaffenheit desselben sprechen; und unsre Irrthümer hier-

innen erſtrecken ſich öfters ſo gar auf Dinge, die man mit den Sinnen fühlen könnte. Man iſt z. E. ſo gewohnt, wenn man von Norden redet, das kalte oder rauhe Norden zu ſagen, daß mich viele Leute, ehe ich hieher kam, bedauerten, daß ich in ein ſo kaltes Land käme. Gleichwohl kann ich meine Landsleute verſichern, daß der Winter bey ihnen ordentlicher Weiſe härter iſt, als hier. Ich glaube, viele Leute würden aus einer vorgefaßten Meynung ziemlich gute Einkünfte nicht unter der Bedingung annehmen wollen, daß ſie ſie in Pohlen verzehren ſollten. Gleichwohl geben die Verſtändigſten, die daſelbſt gelebt haben, dem Lande ein ganz anders Zeugniß.

Da wir von Völkern ſo übel urtheilen, die zu unſrer Zeit leben, ſo können wir uns leicht einbilden, wie unſre Urtheile von den vergangnen Zeiten gegründet ſeyn müſſen. Wenn diejenigen, die ungefähr vor tauſend Jahren oder eher in einem Lande gewohnet, hören könnten, wie man zuweilen die Barbarey beſchreibt, in der ſie geſteckt haben ſollen, ſo glaube ich, ſie würden über uns lachen, daß wir uns für ſo geſittet halten, und daß wir, um das Aufnehmen der guten Künſte in unſern Zeiten zu erheben, das Alterthum ſo gar weit hinunterſetzen. Ich ſuche zum Exempel in den alten däniſchen Geſchichten und in den Stücken der alten Geſänge, die der däniſche Geſchichtſchreiber Saxo Grammaticus aufbehalten hat, die Barbarey vergebens, die man den alten nordiſchen Völkern zuſchreibet. Sie hatten einen Mann, der zugleich ein Held und Poet war, mit Nahmen Starkatber *), bey welchem ich vielen der neuern Poeten, die die Welt mit ſchwatzhaften und kraftloſen Reimen überſchwemmen, rathen wollte, in die Schule zu gehen. Ich glaube, es wird

*) Saxo iſt voll von ſeinen Thaten im 6, 7 und 8ten Buche ſeiner däniſchen Geſchichte, und hat ihm bey allen Gelegenheiten lange Gedichte in den Mund.

wird meinen Lesern nicht misfallen, wenn ich ihnen eine Erzehlung nebst einer verliebten Ode *) mittheile, aus welchen beiden sie sehen können, daß ihre Vorfahren in diesen Gegenden, ob sie gleich ein wenig Seeräuberey trieben, doch ganz artige Leute waren, die ziemlich fein zu denken und mit dem Frauenzimmer nicht unmanierlich umzugehen wusten.

Syritha war eine schöne Person, welche es für eine wohlausgesonnene Schamhaftigkeit hielt, wenn sie ihre Augen beständig niederschlüge, und durchaus keine Mannsperson ansähe. Es ist nicht selten, daß diese gezwungene Unschuld zu weiter nichts dient, als desto mehr Liebhaber anzulocken. Syritha fand also auch die ihrigen. Unter diesen war **Othar**, welcher für eine Mannsperson beynahe ein wenig gar zu ehrerbietig scheinen könnte. Er versuchte, ihre Augen auf sich zu richten, und da es nicht gleich angehen wollte, gieng er mit grosser Traurigkeit davon. Eine Person, die eine grosse Anzahl von Liebhabern hat, muß sich gefallen lassen, daß es darunter nicht lauter höfliche giebt. Ein Riese fand den Widerstand der Syritha zu langweilig, und entführte sie in eine Höle, wo ihre Augen eben nicht das weiste seyn mochten, darum er sich bekümmerte. Othar hatte gegen einen Riesen mehr Herz, als gegen ein Frauenzimmer. Er eilte also aus Liebe sie zu retten, tödtete den Riesen, und befreyte die geliebte Person. Syritha behauptete hierbey noch immer ihre alte Schamhaftigkeit, und wollte so wenig eine Mannsperson ansehen, als ob sie niemals in der Höle des Riesen gewesen wäre. Und Othar blieb noch immer bey seiner Bescheidenheit, und sah sich genöthigt,

*) Saxo im VIIten Buche S. 125. nach der Ausgabe des Stephanius, nach welcher als der brauchbarsten und bekanntesten wir ihn stets anführen werden. Das hier übersetzte Lied ist bey dem Saxo in Lateinischen Sylbischen Versen.

nöthigt, seine Geliebte zum zweytenmale zu verlassen, welche in wüsten Gegenden herumirrte, und also lieber ihre Ehre in Gefahr setzen, als ihre schamhaften Augen gegen einen Liebhaber aufheben wollte. Zum Glücke gerieth sie zum andernmale nur in die Hände einer Riesin, welche ihr eine Heerde Ziegen zu hüten auferlegte. In dieser Einsamkeit hätte sie ihre Augen sicher aufschlagen können, und keinen Blick einer Mannsperson zu fürchten gehabt, wenn nicht der verliebte Othar überall ihren Spuren nachgefolget wäre. Er bot ihr hier wiederum seinen Schutz und die Flucht an, und dieses mit folgenden Worten, welche ein damaliger Poet in Verse brachte, weil in den ungesitteten Zeiten die Poeten noch Muße hatten, sich um die Reden der Helden zu bekümmern, und noch nicht so beschäftigt waren, Schmähschriften auf einander in die Zeitungen setzen zu lassen.

Soll dich einst mein Flehn besiegen?
Sage, bist du endlich mein?
Oder willst du bey den Ziegen
Hier auf ewig dienstbar seyn?
Komm doch mit mir! fliehe doch
Deiner Knechtschaft hartes Joch!

Eile, weil dich zu befreyen
Meine Schiffe fertig stehn,
Laß die Lämmer hülflos schreyen!
Laß die Heerden irre gehn!
Komm, und durch ein festes Band
Kröne meiner Treu Bestand!

Sieh nicht stets so schamhaft nieder,
Du, für die ich alles thu!
Richte nur die Augenlieder
Halberöffnet nach mir zu.
Sieh, ich bring um einen Blick
Deinem Hause dich zurück.

Deiner

Deiner Mutter sichern Armen
Bring ich dich gerettet hin;
Aber denk auch mit Erbarmen,
Welches Lohns ich würdig bin:
Denk, wie oft ich dich mit Müh
Aus der Riesen Hölen zieh.

Man wird vielleicht glauben, daß Syritha sich durch so natürliche und zärtliche Worte bewegen lassen, in welchen mit einer Bescheidenheit, die man von dem höflichsten Volke nicht gröſer verlangen kann, um einen Blick gebetten wird, und wo die Großmuth in der Liebe so weit geht, daß er seiner Geliebten anbietet, sie nicht etwa zu sich, sondern nach Hause zu ihrer Mutter zu führen. Aber ihre Augen blieben noch immer unbeweglich, und sie nöthigte ihn, sie noch einmal zu verlassen, und gewärtig zu seyn, daß sie zum drittenmale in die Ketten eines Riesen fallen möchte. Ich weis nicht, ob sie diese Hartnäckigkeit vielleicht bald gereuen möchte, oder ob es ein bloßer Zufall war, daß sie sich in das Haus von Othars Eltern verirrte. Sie gab sich daselbst für eine schlechte Person aus, und ward als eine solche aufgenommen. Othar aber kannte sie sehr wohl, und erfand ein Mittel sie zu besiegen, welches kräftiger war, als bewegliche Worte, nehmlich die Eifersucht. Er stellte sich, als ob er mit einer andern Person Hochzeit feyern wollte, und Syritha sollte dabey die Hochzeitfackel tragen. Dieses that ihr ein wenig weh, und sie verrichtete dieses Ehrenamt mit so vieler Verwirrung, daß sie nicht gewahr ward, daß sie sich beynahe die Hand verbrannt hätte. Othar, der genau auf sie Achtung gab, erinnerte sie, beßre Sorge für ihre Hand zu tragen, und diese Aufmerksamkeit gefiel ihr so wohl, daß sie zum erstenmale die Augen in die Höhe hub und ihn ansah. Mit diesem Blicke verschwand zugleich ihre ganze Sprödigkeit, und auch ihr Irrthum.

Denn Othar sagte ihr, daß er keine andre Braut als sie wünschte, und sie nahm endlich dieses Glück an, welches sie mit weniger Unkosten hätte haben können, wenn man nicht zuweilen einen unnöthigen und gezwungenen Wohlstand für wahre Tugend hielte.

V.

Den 4ten May 1745.

Das Carousel*), daran wir uns vor wenig Tagen vergnügt haben, ist eine Sache, die ich als ein Fremder nicht ohne Anmerkung vorbey lassen kann. Sowohl das Schauspiel selbst, als die Zuschauer desselben, verpflichten bey solchen Gelegenheiten vor allen andern diejenigen, die an einem Orte nicht einheimisch sind, zu einer sonderbaren Aufmerksamkeit. Es heißt einem Volke seine Hochachtung bezeigen, wenn man mit achtsamen Augen an einem Orte erscheint, wo ein so ansehnlicher Theil desselben versammlet ist. Die gemachten Anstalten, der Geschmack der Zuschauer in den Lustbarkeiten, das Bezeigen derselben, der Antheil, den sie an einer oder andern Person nehmen, die Urtheile, die man unter einer unbekannten Menge von Leuten hin und wieder zischeln höret, können Beschäftigung genug geben.

Bey der itzigen Gelegenheit aber ist, ungeachtet der Geschicklichkeit der Ritter und der Schönheit der Pferde, dennoch ohne Zweifel der allerkostbarste Anblick derjenige gewesen, der sich auch bey allen vorhergehenden Gelegenheiten gezeiget hat, nehmlich die sonderbare Liebe, die man der dänischen Nation gegen ihr königliches Haus nach-

*) Der Hochselige K. Christian VI hat 1743 bey der Vermählung seines Kronprinzen ein prächtiges Carousel angestellt, und es in diesem Jahre wiederholen lassen.

nachrühmen muß, und welche ſich ſo zu ſagen daran weidet, die hohen Perſonen dieſer Familie zu betrachten und zu bewundern. Ich bin der erſte nicht, der dieſe Zärtlichkeit der Unterthanen gegen ihre Herrſchaft bemerket, und dieſelbe iſt einem jeden ſo bekannt, und fällt ſo deutlich in die Augen, daß ich genug davon geſagt zu haben glaube, wenn ich ſie nur erwähne.

Eine andre Betrachtung, wozu mich dieſe Gelegenheit veranlaſſet hat, betrift die Natur der Ergetzlichkeiten und Luſtbarkeiten überhaupt. Die alten Philoſophen haben den Zeitvertreib der Menſchen allezeit für würdig genug gehalten, ſich darum zu bekümmern. Sie haben die Arten deſſelben auf das genaueſte unterſuchet, und mit eben ſo vieler Sorgfalt beſtimmt, was ein Menſch für Ergetzlichkeiten brauchen ſolle, und was er für Nutzen daraus haben könne, als ſie die wichtigſten Pflichten des menſchlichen Lebens abgehandelt. Sie haben die Tänze genannt, die ſie für die beſten gehalten, die Arten der Muſik empfohlen, die ihnen am dienlichſten ſchienen und ſind eben ſowohl Lehrer des menſchlichen Vergnügens als der Tugend geweſen, weil in der That ein groſſer Theil der Tugend darinnen beſtehet, ſich mit Vernunft zu vergnügen. Heut zu Tage ſcheint es, als ob die Weltweiſen dieſe Dinge mehr ihrem eignen Schickſale überlieſſen, als man vordem gethan hat. Man thut ihnen faſt nicht größere Ehre an, als den Laſtern; nehmlich man erwähnt ſie nur, wenn man ſie ſtrafen will, und man verachtet ſie viel zu ſehr, als daß man ſie mit den Augen des Ariſtoteles und Plato anſehen, ſie als Mittel zur Tugend und zur Glückſeligkeit betrachten, und ihre Regeln beſtimmen ſollte. Diejenigen, die gut davon ſprechen, ſind meiſtentheils ſchon zufrieden, wenn ſie ſie nur vertheidigen und entſchuldigen können; und ein Philoſoph würde es für eben ſo unanſtändig halten, Regeln von einem Carouſel oder vom Tanzen zu geben, als man es für lächer-

lich

lich gehalten hat, daß Herr Rollin in seinem wohlausgearbeiteten Buche von Erlernung der Künste, die Regel gegeben, daß die Kinder sollen Federn schneiden lernen. Ich halte mich für zu schwach, diese Lücke auszufüllen, die unsre Weltweisen gelassen haben, und alles was ich zum Besten der Ergetzlichkeiten und Lustbarkeiten thun kann, ist, daß ich den Ursprung derselben erzehle.

Die Freude und der Muthwille sind zwey Geschwister, die zwar einige Aehnlichkeit in ihren Gesichtern, aber destomehr Unähnlichkeit in ihren Gemüthern haben. Der Muthwille ist ein liederlicher junger Mensch, welcher öfters sein Vergnügen daran findet, andern und sich selbst Schaden zu thun. Er ist unbesonnen, abgeschmackt, schwärmend, gewaltsam, und thut das meiste nur deswegen, weil es unsinnig heraus kömmt. Bey diesen Eigenschaften geschieht ihm nicht unrecht, wenn er bey Vernünftigen wenig Beyfall findet. Wie es aber Leute giebt, welche ein Urtheil, das von einer Person gefällt wird, sogleich auf derselben ganze Verwandschaft ausdehnen, und bey jeder nicht allzuvortheilhaften Abschilderung, die sie machen, den Anhang hinzusetzen: Kurz, die ganze Familie taugt nichts! so darf man sich nicht verwundern, wenn die arme Freude die Thorheiten ihres leichtsinnigen Bruders mit entgelten müssen. Die Freude gehört an sich selbst zu denjenigen Personen, welche unter einem freyen, muntern und lustigen Ansehen ein tugendhaftes Herz verdecken. Sie liebt die Gesellschaft, sie hat ein Paar heitre und schalkhafte Augen, und lacht und hüpfet gern. Dieses ist zwar zuweilen genug, Leute in Verdacht zu bringen; aber sie thut doch wirklich nichts böses, und jedermann, der sie nur ein wenig genauer kennt, wird von ihrer Tugend völlig überzeugt werden.

In diese angenehme Person verliebte sich der Witz, und er mußte ihr seine Gedanken allzuartig auszudrücken,

als daß ſie nicht ebenfalls in ihn hätte verliebt werden ſollen. Kurz, ſie hatten einander kaum geſehen, ſo waren ſie ſchon vermählt.

Die erſte Frucht ihrer Liebe war der **Scherz**, welcher von Jugend auf durch ſeine artigen und aufgeweckten Einfälle ihnen tauſend Vergnügen machte. Er befindet ſich am liebſten in den vermiſchten Geſellſchaften der Frauenzimmer und Mannsperſonen. Doch iſt er auch kein Feind davon, eines von dieſen beiden Geſchlechtern allein verſammelt zu finden, wenn nur der **Zwang** und ſeine Tochter die **Ceremonie** nicht zugegen ſind.

Auf dieſen Sohn folgte bald noch eine zahlreiche Familie von Kindern, welche man alle zuſammen **Ergetzlichkeiten** hieß, und worunter diejenigen **Luſtbarkeiten** genennt wurden, welche viel Pracht und eine große Menge Volks liebten. Unter dieſen Kindern ſind die **Jagd**, der **Tanz**, die **Muſik**, die **Komödie**, das **Spiel**, die **Maskerade**, die **Schauſpiele**, zu welchen das **Carouſel** und das **Tournier** gehören, und viele andre, ſo daß man ſagen kann, daß nichts fruchtbarer ſey, als dieſe Vermählung des **Witzes** und der **Freude**.

Es gab gute Freunde, welche dieſem vergnügten Paare riethen, ihre Kinder unter die Aufſicht der **Vernunft** zu geben, damit ſie unter ihrer Aufführung wohlgezogen und der Welt nützlich würden. Dieſe Vorſorge ſchien deſto nöthiger, damit die guten Kinder nicht durch ihrer Mutterbruder den **Mutwillen** verführt würden, welcher ſchon in ihrer zarteſten Jugend eine boshafte Freude daran hatte, wenn er ihnen kleine Schelmſtücke und Ungezogenheiten beybringen konnte. Die **Vernunft** übernahm dieſes Hofmeiſteramt mit gutem Willen, weil ſie von den meiſten dieſer Kinder viele Hofnung hatte, und voraus ſah, daß ſie ihr dienen könnten, theils ihre Lehren unter angenehme Kleider zu verſtecken, und unter

den

den Menschen weiter auszubreiten, theils denselben ein aufgeräumtes und anmuthiges Wesen zu geben, welches ihr das Herz öfnete, theils das Aufnehmen derjenigen Tugend, welche sie am meisten liebt, und welche gleichsam ihr Herzblatt ist, nehmlich der Gefälligkeit, durch den Umgang zu befördern. Sie gab diesen Kindern aus großer Sorgfalt noch ausserdem einen besondern Aufseher, welcher der gute Geschmack heißt, und welchem sie unter andern auf das strengste eingebunden hat, Achtung zu geben, daß der Muthwille nicht etwa diesen artigen Kindern etwas böses lernen möchte. Dem Scherze aber als dem ältesten dieser Geschwister ward befohlen, den andern so viel möglich nicht von der Seite zu gehen, und ihre natürliche Annehmlichkeit vermehren zu helfen.

Unter dieser Aufsicht sind auch die Kinder der Freude und des Witzes nicht übel gerathen; ungeachtet sie sich gefallen lassen müssen, daß manche vieles an ihnen auszusetzen finden. Sie sind zwar von ganz verschiedner Gemüthsart und ihre Gaben sind nicht einerley. Einige haben mehr von der Mutter an sich, und haben von ihrem Vater nichts anders, als das Seyn bekommen. Bey andern hingegen, als bey der Musik und der Komödie herschen die Eigenschaften ihres Vaters. Ueberhaupt aber kann man von ihnen rühmen, daß ihr Umgang den Menschen viel gutes thut. Er hat eine besondre Kraft, ihnen ein freyes und anmuthiges Wesen beyzubringen, und ihren guten Eigenschaften den Glanz und Ausputz zu geben. Er zeigt ihnen die Mittel, sich andern Menschen gefällig zu machen, und er bringt ihnen zugleich die Begierde dazu bey. Er macht die Menschen aufgeräumt, das ist eben so viel gesagt, als er macht sie leutselig, gesprächig, gefällig, dienstfertig, großmüthig. Denn man ist niemals geneigter, andern zu dienen, und geschickter zu edlen Handlungen, als wenn man aufgeräumt ist.

Hin-

Hingegen macht der Mangel des Umganges mit dieſen angenehmen Perſonen, nehmlich mit den Ergetzlichkeiten, daß der Menſch bey einer beſtändigen Ernſthaftigkeit düſter und mürriſch, ja öfters grämiſch wird. Es iſt nichts ſeltnes, daß man Leute ſieht, die bey ihren Geſchäften beſtändig verdrießlich ſind, jedermann anfahren, der mit ihnen ſprechen will, und keinen Menſchen leiden können. So bald hingegen nur eines von dieſen liebenswürdigen Geſchwiſtern ſie zu ſich in Geſellſchaft ruft, werden ſie freundlich und ſo zahm, als die wilden Thiere bey dem Klange der Saiten des Orpheus. Die Geſellſchaften der Menſchen ſind matt und ohne Leben, wenn ſich keine von dieſen Perſonen darein miſcht, und an dem größten Orte, wo dieſe fehlen, ſcheinen die Menſchen nicht eine Stadt zuſammen auszumachen, ſondern in lauter einzelne Häuſer abgetheilt zu ſeyn, die keinen Zuſammenhang unter ſich haben. Oefters verſammelt eine oder die andre von dieſen Schweſtern einen ganzen Haufen Leute, und es iſt hieben doppelt angenehm, nicht allein das Schauſpiel, das ſie ihnen giebt, ſondern auch dieſe verſammelten Zuſchauer zu ſehen. Die Ergetzlichkeiten breiten ſodann daſelbſt ein Vergnügen und eine Zufriedenheit aus, welche dem Menſchen natürlich iſt, wenn er ſich in Geſellſchaft ſieht, ſie veranlaſſen Bekanntſchaften, und machen zuweilen gute Freunde aus Leuten, welche ſich ſonſt in ihrem Leben nur von weiten gekannt haben würden. Kurz, ſie ſind diejenigen Perſonen, welche am allermeiſten die Freyheit der Geſellſchaften und einen ungezwungnen Umgang, das iſt die Anmuth und das Leben der Geſellſchaften befördern. Sie haben keine andern Feinde, als diejenigen, die ſie nicht recht kennen, und auch der, welcher ſie alle zu haſſen ſcheint, nimmt meiſtentheils eine von ihnen aus, deren Verehrer er iſt, und macht es wie manche Verliebte, welche auf alles Frauenzimmer überhaupt ſchelten, und dennoch eins darunter ſehr wohl lei-

den

den können. Derjenige, der den Tanz ins Tollhaus verweist, ist sehr oft ein Anbeter des Spiels; und derjenige der das Spiel zu den Kindern schickt, ist oft ein Freund des Tanzes.

Ich will deswegen nicht sagen, daß alle diese liebreichen Freunde des menschlichen Geschlechts ganz ohne Fehler geblieben sind. Eine Person kann immer noch wohlgezogen, angenehm und artig seyn, wenn sie gleich einige kleine Untugenden an sich behält.

Besonders hat die Maskerade ihrem Herrn Vetter dem Muthwillen immer ein wenig zu freye Hand gelassen. Sie entlarvet die Gemüther der Menschen, indem sie ihr Gesicht bedeckt, und sie lassen niemals so leicht wissen, wie sie geartet sind, als wenn sie glauben, daß man nicht weis, wer sie sind. Dieses ist an sich selbst etwas gutes, aber es ist mit der Ungelegenheit verbunden, daß sich der Muthwille mit seinen Schülern in ihren Versammlungen am allerunbändigsten aufführt, da unterdessen die Maskerade für sich selbst den Menschen das Vergnügen gewährt, Hohe und Niedrige in eine Linie zu setzen, und öfters Leuten Gelegenheit giebt, mit einander desto vertraulicher zu sprechen, je weniger sie von andern gekannt werden.

Der Tanz ward vor alten Zeiten bey den Griechen so gar für einen Sittenlehrer gehalten, und die Vernunft bemühte sich ihn zu lehren, wie er die guten Sitten befördern sollte. Er hat diese Kunst in der folgenden Zeit größtentheils ausgeschwitzt, da er einmal bey den alten Römern der Vernunft ganz und gar aus der Zucht kam, und ein Gefährte des Muthwillens ward. Er gerieth hierüber bey den Klugen in große Verachtung, welche bey vielen noch dauert, ob sich gleich itzo gar nicht mehr auf ihn schickt, was damals ein kluger Mann von ihm gesagt hat, daß er für niemanden als für die Trunknen

oder Rasenden gehöre. Er ist zu unsern Zeiten nicht mehr der Sittenlehrer, der er vordem gewesen, aber er ist doch ganz bescheiden, und ohne Unanständigkeit lustig. Er ist so wie die Menschen, die zur Gesellschaft am besten taugen. Er nimmt sich eben nicht vor, andre zu hofmeistern, oder einen ausnehmenden Verstand blicken zu lassen, sondern er ist nur von guten, aufgeweckten und lustigen Wesen, welches dazu gemacht ist, die Leute aufzumuntern.

Der **Komödie** ist es eben so und noch ärger als dem Tanze gegangen. So eine große Sittenlehrerin sie vordem war, und itzo wieder ist, so ist einmal eine Zeit gewesen, da sie geraset hat, oder vielmehr, da man ihren Namen gebrauchet hat, um zu rasen. Sie hat nehmlich zu ihren Belustigungen einen Haufen Bediente nöthig. Hinter dirse steckte sich der **Mutwille**, und spielte wider den Willen der **Komödie** in ihrem Hause die lüderlichsten Streiche unter ihrem Namen. Diese Unordnung konnte nicht anders, als die **Komödie** in ein böses Geschrey bringen. Die Väter der alten Kirche waren so übel mit ihr zufrieden, daß sie sie in den Bann thaten. Als die **Komödie** sah, daß sie allerwärts in üble Nachrede gekommen war, dankte sie die Bediente ab, die hieran Ursache waren, und bat die **Vernunft**, ihr Zeugniß zu geben, daß sie unschuldig wäre. Die Vernunft bey welcher sie immer in Hochachtung gestanden hatte, konnte ihr das Zeugniß nicht versagen, sondern ertheilte ihr eins, worinn ausdrücklich enthalten war: „Daß die Komödie „an sich selbst eine Person sey, welche unter dem Namen, „die Menschen zu vergnügen, ihnen viel gute Lehren gebe; „daß sie besonders nöthig sey, Leute zu unterrichten, welche sonst wenig Lust hätten, sich mit vernünftigem Nachdenken zu unterhalten, daß sie endlich die besondre Gabe besitze, den Verstand des Volks durch ihre sinnreichen Einfälle zu öfnen und auszuputzen, und daß man gefunden, daß sie bey den artigsten Völkern vieles dazu

„beygetragen, sie witzig und munter zu machen„ Dieses Zeugniß rückt nunmehr die Komödie in vielen Vorreden ihrer Schauspiele sehr sorgfältig ein. An manchen Orten hat man demselben Glauben beygemessen. Wie es aber zu geschehen pflegt, daß man einer Tugend immer nicht viel zutrauen will, die einmal ein Zeugniß bedurft hat, und vertheidigt werden müssen; so hat die Komödie ihren Ruhm noch nicht völlig wiederherstellen können. Ihre abgedankten Bedienten tragen hierzu vieles bey. Denn der Muthwille hat dieselben in Dienste genommen, und sie setzen an vielen Orten die Unordnungen immer fort, die sie vordem unter dem Namen der Komödie getrieben. Sie sind der Ursprung der vielen Comödiantenbanden, welche ihre unflätigen Harlekine und ihre unsinnigen Staats-Actionen von einem Orte zum andern zur Schau herum führen, und den guten Namen der Komödie beflecken.

Das Carousel und das Tournier haben sogar aus dem Kriege selbst ein Spiel und einen ergetzenden Zeitvertreib zu machen gewußt. Sie geben dem Körper der Menschen ein freyes Wesen und eine Hurtigkeit, die ihn nicht anders als angenehm machen kann; und man weis fast nicht, ob sie mehr Nutzen oder mehr Vergnügen bringen.

Das Spiel ist auch eins von den Kindern der Freude und des Witzes, welches zuweilen starke Nachrede leiden muß. Es ist wahr, diese Person hat etwas an sich, welches den Menschen leicht in Gemüthsbewegungen setzet, und sie stößt oft allzustarke Leidenschaften ein. Sie stiftet durch ihre Ergetzlichkeiten zuweilen Dinge, die mehr als zu ernsthaft sind. Aber sie ist nicht sowohl die Ursache dieser Leidenschaften, als die Gelegenheit, die sie ans Licht bringt. Und andern, die mehr Achtung auf sich selbst geben, dienet sie zur Lehrmeisterinn, in der Kunst die Leidenschaften zu bezwingen, und sich beständig in einer

Gleich-

Gleichheit des Gemüths zu erhalten, die ſich nicht ſo leicht durch unvermuthete Zufälle in Unordnung bringen läßt.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich den Lebenslauf aller Kinder der Freude und des Witzes beſchreiben wollte. Es dünkt mich nur überhaupt, daß die Ergetzlichkeiten Perſonen ſind, deren Umgang man eben nicht zu fliehen hat. Sie ſind gerade nicht diejenigen, mit denen man ſeine ganze Zeit zubringen ſollte. Aber wenn die Vernunft und der gute Geſchmack beſtändig ihre Aufſeher bleiben, und ſie vor den Verſuchungen des Muthwillens in acht nehmen, ſo iſt eine Stunde, die man bey ihnen zugebracht hat, wenigſtens ſo viel werth, als eine dreyſtündige Unterredung mit der allerernſthafteſten Perſon, die lauter Sittenſprüche zu reden gewohnt iſt.

VI.

Den 11ten May 1745.

Eine allzuharte Sittenlehre hat eben die Wirkung, wie eine allzuſtrenge Kinderzucht. Sie macht den Menſchen theils hartnäckig und verſtockt, weil er ſieht, daß man allezeit etwas an ihm zu ſtrafen finden wird, er mag es machen, wie er will, theils macht ſie ihn heuchleriſch, weil er wenigſtens von auſſen ſcheinen will, was er in der That nicht iſt; oder wo ſie endlich auch ein ſo gutes Gemüth findet, daß ſie daſſelbe nicht ganz verderben kann; ſo giebt ſie ihm etwas ſchüchternes und niedergeſchlagnes. Diejenigen, welche der Tugend einen Dienſt zu thun glauben, wenn ſie ſie recht ſtreng und ſo zu ſagen unglich abmalen, betrügen ſich gewaltig. Sie nehmen ihr ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, womit ſie von

ſelbſt die Herzen an ſich zieht, und geben ihr ſtatt derſelben eine Larve vor, und eine Zuchtruthe in die Hand, daß jedermann ſich vor ihr fürchten muß. Wenn man die Lehrſätze dieſer ſtrengen Prediger der Tugend unterſucht; ſo findet man, daß ſie gewaltthätige Diener einer liebreichen Regentinn ſind, welche ihre falſche Befehle unterſchieben, und durch ihr hartes Verfahren ſie bey ihren Unterthanen verhaßt und zur Tyrannin machen. Sie finden in einer jeden Gebärde, und in einem jeden unſchuldigen Gebrauche der Menſchen, wo nicht ein Laſter, doch wenigſtens eine Thorheit, und es iſt nicht ein Aufſchlag an einem Kleide, über den ſie nicht eine verdrießliche Strafpredigt halten. Sie ſchreyen allezeit wider diejenige Gewohnheit, die die Welt eingeführt hat, und wenn man ihnen zu Gefallen das Gegentheil davon zur Mode macht, ſo ſind ſie wieder eben ſo mißvergnügt. Sie vergällen die wichtigſten und die geringſten Erinnerungen, die ſie geben, mit einerley Bitterkeit, und bey allem, was ſie zu ſagen haben, rufen ſie ewig nichts als ein klägliches Leider! aus. Denn ſie wollen nicht ſo wohl die Menſchen beſſern oder lehren, als ihre Galle auslaſſen. Sie vergreifen ſich alſo an dem erſten, was ihnen in die Hände fällt, wie Leute die verdrießlich oder böſe ſind, und aus Zorn eine Sache zerreiſſen, die ihnen nichts gethan hat, oder ein unſchuldiges Gefäß wider den Erdboden werfen. Es könnte dieſen mürriſchen Leuten kein größrer Poſſen geſchehen, als wenn die Welt wirklich ſo würde, wie ſie es haben wollen. Ich glaube, wenn man ihnen alle Reifenröcke und Manſchetten, die ſie ſo ſehr hindern, aus dem Wege ſchaffte, und keine Moden annähme, die ihnen mißfielen, das iſt, wenn man ein bloßes Stück Tuch um den Leib hienge, ſo würden ſie ſich aus Melancholie ſelbſt im Wege ſeyn; und man iſt nicht verſichert, ob man nicht durch einen ſtrengen Gehorſam gegen ihre Geſetze wider ſeinen Willen zu einem

Selbſt-

Selbſtmord Anlaß geben möchte. Dieſe Art von Menſchen verderben durch ihre ſauern Geſichter ſo viele Geſellſchaften, und fallen dem menſchlichen Geſchlechte ſo zur Laſt, daß ſie der Billigkeit nach, der Welt eine groſſe Wiedervergeltung ſchuldig ſind, und es ihr nicht übel nehmen können, wenn ſie zuweilen auf ihre Unkoſten lacht, da ſie ſo oft von ihnen verdrießlich gemacht wird. Ich meines Orts finde, daß ein Murrkopf, der recht böſe iſt, ein ganz luſtiges Schauſpiel abgiebt; und wenn er in ſeinen Schranken eingeſperret iſt, wo er keinen Schaden thun kann, ſo iſt ein ſolcher Anblick wenigſtens eben ſo viel werth, als wenn man einem Bäre bey einem Kampfjagen Schwärmer auf den Leib ſchmeiſſet, damit er recht hitzig wird. Der Wahrheit zu Liebe wollte ich gleichwohl gern ſolchen Sittenrichtern einen Rath geben, wie ſie zugleich der Welt ein wenig erträglich ſeyn, und doch auch durch Verhaltung ihres Zorns ihrer Geſundheit keinen Schaden thun könnten. Sie könnten ſich nehmlich ein hölzernes Bild in Geſtalt eines Menſchen machen, und mit allen den närriſchen Moden unſrer Zeit behängen laſſen. Dieſe Moden könnten ſie ihm, ſo oft ſie in Zorn geriethen, vom Leibe reiſſen, und es ſodann anders ankleiden, wie ſie es haben wollten. Ein ſolches Bild würde ihnen durch keine thörichten Complimente und andre dergleichen Narrheiten beſchwerlich fallen, und ſie würden ſodann einen Menſchen vor ſich ſehen, wie ſie ihn verlangen, und der ihren völligen Beyfall hätte. Wenn nun theils durch dieſe Leibesübung, theils durch den Anblick eines Menſchen nach ihrem Geſchmacke, ihre Galle gemildert wäre; ſo würden ſie mit mehrerer Gelaſſenheit von den Sitten der Menſchen urtheilen. Oder wenn dieſes noch nicht genug wäre, und ihr Zorn eine ſtärkere Leibesübung brauchte, um geſtillet zu werden, ſo möchten ſie einen Stuhl oder einen Tiſch oder einige Fenſter entzwey ſchlagen, ehe ſie anfiengen Sittenlehren

zu geben. So würde ihr Eifer wider die Fehler der Menſchen etwas gereinigter ſeyn, und ſie würden ohne Leidenſchaft und Bitterkeit ſprechen können.

Als ich den Quellen nachdachte, woher dieſes mürriſche Weſen zu kommen pflegt, ſo fiel mir ein, daß ich einmal folgende Erzehlung gehört hätte:

Blackblod, ein Herr, welcher bey einem ſonſt angenehmen Weſen zuweilen einige Anfälle von Milzbeſchwerung hatte, wobey ihm die Fehler der Leute größer, als gewöhnlich, vorkamen, hatte ſeinem Kammerdiener aufgetragen, ſo oft er ſich übel aufgeräumt befände, eine Anzahl Perſonen, die alle einerley Mangel an ſich hätten, zur Tafel zu bitten. Vielleicht wollte er dadurch die Fehler der Menſchen theils gewohnen und ertragen lernen, theils ſich an ihren Thorheiten beluſtigen. Eines Tages ſchien er ungewöhnlich milzſüchtig zu ſeyn, und ſchalt über zehnerley Dinge, die er den Tag vorher befohlen hatte. Es gefiel ihm kein Stuhl in ſeinem Zimmer, und er fiel endlich darauf, wider die Thorheit der itzigen Zeiten zu toben, da die Sitten und Erfindungen einer Nation bey den andern angenommen werden, ob es ihm gleich zu andern Zeiten eben nicht unvernünftig geſchienen hatte, ſich den Fleiß fremder Völker zu Nutze zu machen. Sein Kammerdiener ſchloß hieraus, daß ſein Herr Gäſte nöthig hätte, und er glaubte ihm keine beßre Geſellſchaft bringen zu können, als einen Haufen mürriſcher Leute, die eben dergleichen Klagen wider die Welt führten.

Sein erſter Gang war nach einer Schule, um daſelbſt einen Dionyſius einzuladen, den ein beſtändiger Gebrauch des Steckens ſo ſtreng gemacht hatte, daß er die ganze Welt für eine Schule voll loſer Jungen anſah, denen die Ruthe beſtändig vor den Augen liegen müßte. Eine ſo gnädige Einladung machte, daß Dionyſius beſſer als jemals mit der Welt zufrieden ward. Er eilte zu erſcheinen,

nen, und trat mit einer angenommenen Leutſeligkeit in das Zimmer, welche gleichwohl ſein Amtsgeſicht nicht verläugnen konnte. Gleich nach den erſten Reden fragte ihn Blackblod, wie es ihm gienge, und dieſe Frage brachte alle ſeine Runzeln wieder auf ſeine Stirne, und gab ſeinen Worten den gewohnten ſträflichen Ton wieder. „Es geht mir, ſeufzte er, wie es leider in der böſen Welt „gehen kann! Die Zeiten werden von Tag zu Tage är„ger. Das ſehe ich an meiner gottloſen Jugend! Und „Euer Gnaden werden es an den erwachſnen Leuten auch „ſehen! Aetas parentum pejor avis tulit nos nequiores, „mox daturos progeniem vitioſiorem. Wo iſt unſre „alte Redlichkeit? Alles trägt itzo gekrauſte Haare und „geſteifte Kleider, und lernt Franzöſiſch, und es iſt nie„mand mehr, der Griechiſch reden wollte. Wenn ich „etwas in der Welt zu ſagen hätte, ſo wollte ich die alten „römiſchen Cenſores wieder aufbringen, die nicht allein „auf alle Tugenden und Laſter, ſondern auch auf alle „Moden und Complimente Achtung geben, und die fran„zöſiſche Kinderzucht verbieten ſollten, welche ſo verderb„lich iſt, daß ſie die Jugend manierlich macht, ohne ſich „darum zu bekümmern, ob ſie diſputiren.

Er wollte weiter ſprechen, als Antipus ankam, ein Mann, welcher aus Begierde zu widerſprechen, allezeit wider die Welt redete, welcher in ein Luſtſpiel zu gehen pflegte, um darüber zu weinen, und in ein Trauerſpiel, um darin zu lachen, und deſſen Kleider allezeit nach einer ganz andern Art, als aller andern ihre, geſchnitten waren. Denjenigen Grund, den er gebraucht hatte, eine gewiſſe Sache zu tadeln, ſtieß er oft ſelbſt wieder um, wenn es darauf ankam, eine andre herunter zu machen. Nur ſeinen Hauptſatz wollte er niemals verändern, welcher dieſer war: **Die Welt hat weder Tugend noch Verſtand.**

Nach ihm erschien Agenor mit einem Wesen, welches bezeigte, daß er eine große Ehrerbietung gegen sich selbst und eine große Verachtung für alles andre hatte. Er sah sich als einen Missionarius der Vernunft an, welcher auf eine barbarische Welt gesandt wäre, um derselben ein Licht aufzustecken, und dem Verstande, der bisher unbekannt gewesen, Verehrer zuzuführen. Oder vielmehr er betrachtete die Welt als ein Tollhaus, in welchem er allein würdig wäre, das Aufseheramt zu verwalten, und die Worte Thorheit, Schwachheit, Vorurtheil, Unvernunft giengen so oft aus seinem Munde, als die Flüche aus dem Munde eines Befehlhabers, der einen unbändigen Haufen aufmerksam und zum Gehorsam bringen will.

Neidhard war der vierte, welcher sich zeigte. Er beschwerte sich deswegen über die bösen Sitten der Welt, weil er keine große Figur darin machte. Er schrie wider die Eitelkeit, weil er nicht von dem Stande und in den Umständen war, sie mitzumachen. Er klagte, daß keine Verdienste erkannt würden, und daß die Welt ihren Beyfall nur Thoren gäbe. Die Welt aber würde in seinen Augen klug, wohlgesittet und tugendhaft geblieben seyn, wenn sie nicht zu lange gesäumt hätte, ihn zu befördern.

Diesem folgte Mascaril, ein Heuchler, welcher seufzte, so oft er jemanden lachen sah, welcher das Vergnügen der Menschen ein verderbliches Gift nennte, und die geringste Lustbarkeit zu den Sünden rechnete, da er indessen insgeheim dasjenige desto empfindlicher schmeckte, was er öffentlich verdammte, und nur deswegen vor der Welt so strenge war, damit er heimlich desto sichrer alle Schranken überschreiten könnte.

Ein gefährlicher Mensch mit Nahmen Natterzahn kam mit einem boshaften Lächeln hineingetreten. Er verwarf nur in der Absicht öfters die unschuldigsten Handlungen,

lungen, damit er unter dieſem Vorwande den Perſonen, die er haßte, blutige Stiche beybringen könnte; er wußte jede Miene durch ſeine Auslegungen zum Verbrechen zu machen; und wenn man ihm einwendete, daß er hierin wider die Menſchenliebe handelte: ſo war jederzeit ſeine Antwort; die Welt wäre ſo arg, daß man ihr hierin zu viel thun könnte; und man brauchte die Menſchen nur recht zu kennen, um verſichert zu ſeyn, daß hinter ihren kleinſten Handlungen die gröſten Bosheiten ſteckten.

Alceſt ſahen der vernünftigſte unter allen zu ſeyn, die ſich daſelbſt einfanden. Er hatte den menſchlichen Handlungen ſo tief nachgegrübelt, bis er in einer jeden Tugend einen falſchen Glanz gefunden zu haben glaubte, und den Schluß gemacht hatte, daß nichts wahrhaftig gutes in der Welt geſchehe; ſondern daß allezeit der Eigennuß oder der Hochmuth den ſtärkſten Antheil an den beſten Handlungen hätte. Er war dadurch ſo verdrießlich geworden, daß er mit allen Leuten brach, ſo oft ſie etwas vornahmen, das nicht nach ſeinem Sinne war, und er trug täglich die Verſe des Herrn von Haller im Munde:

Unſelig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du haſt zwar die Vernunft, doch du gebrauchſt ſie nie.
Was nützen dir zuletzt der Weisheit kluge Lehren?
Zu ſchwach, ſie zu verſtehn, zu ſtolz, ſie zu entbehren!

Der alte Gerontes kam endlich nach vielem Keichen daſelbſt an, welcher in ſeinem Alter ein ganz andrer Mann war, als er in ſeiner Jugend geweſen. Er hatte ſich durch Schwachheit genöthigt geſehen, ſeinen Beinen das Tanzen zu erlaſſen, welche ſo gar des Gehens gern überhoben geweſen wären. Er konnte nicht mehr lachen, ohne zu huſten. Kurz, er hatte in der Jugend ſo viele Luſt genoſſen, daß ihm im Alter keine mehr übrig blieb, als das leidige Vergnügen, wider die Welt zu murren. Und

weil er nicht mehr jung seyn konnte, so wollte er alle Leute vor der Zeit so alt und mürrisch haben, als er war.

Blackblod sah aus den sauern Gesichtern seiner Gäste, mit was für einer Art von Leuten er sich diesesmal belustigen sollte. Er glaubte, daß seine Tafel nunmehr besetzt wäre, als sein Kammerdiener noch einen gewissen Timon hinein führte, den er nur durch die Hofnung, daß er ein lustiges Gezänk zu sehen bekommen würde, mitzukommen bewegen können, und der bey seiner Ankunft ganz allein in einen Winkel trat. Dieser Mann war ein vollkommnes Ebenbild jenes Athenienſischen Menschenfeindes. Er fand die Menschen böse, weil er die Gesellschaft haßte. Er gieng allen Leuten aus dem Wege, und war nur denenjenigen gewogen, welche Zwietracht und Schaden stifteten.

Man setzte sich mit großem Stillschweigen zur Tafel. Antipus kostete ein Essen nach dem andern, und gab sogleich den Teller wieder weg; Agenor schüttelte bey jedem Gerichte den Kopf, aß aber dabey mit gutem Appetite; Mascarll hatte schon vorher etwas zu sich genommen, um sich desto mäßiger anstellen zu können, doch suchte er hin und wieder die guten Bissen heraus. Neidhard und Timon konnten vor Gallensucht, und Gerontes vor Schwachheit des Magens nicht speisen: Alceſt ärgerte sich so sehr über die Menschen, die um ihn waren, daß er an kein Essen dachte.

Dionysius aber ließ es sich ganz wohl schmecken, und nachdem er vier oder fünf Teller mit großer Begierde leer gemacht, trank er einige Gläser Wein, und unterbrach endlich ein so langes Stillschweigen. „Es ist gewiß, „sagte er, wer zu den Zeiten, als Cato Censor war, der„gleichen Essen zu machen gewußt hätte, würde aus der „Stadt Rom gejagt worden seyn. Scheint es ihnen so „schlecht? versetzte Blackblod. „Ganz und gar nicht, ant„wor-

„wortete **Dionyſius**, ich ſage nur bey dieſer Gelegenheit, „daß die Schwelgerey heut zu Tage leider! ſo „hoch geſtiegen iſt, daß man mit Rechte ſagen kann: „Ingeniola gula etl. Es iſt mit Thränen nicht genug zu „beklagen, daß man zu unſern Zeiten ſo gut zu eſſen „macht — Sie müſſen wenig davon verſtehen„ fiel ihm **Antipus** in die Rede. „Der Geſchmack iſt itzo ſo elend, „daß man keine einzige Schüſſel findet, die nur erträg„lich wäre, und daß ich oft hungrig von Tiſche gehe. „Aber man ſieht nur, ob etwas Mode iſt, und die närri„ſchen Moden ſind allezeit die beſten. Ich möchte ber„ſten, wenn ich die ganze Welt voll Modenarren ſehe. „Sie kleiden ſich nach der Mode, ſie gehen nach der Mo„de, ſie reden nach der Mode, ſie eſſen und trinken nach „der Mode. Es iſt alle Hofnung verloren„ fieng **Agenor** an, „daß man die Leute einmal klüger machen wird. „Sie ſind thöricht und werden auch thöricht bleiben. Nein„ antwortete **Antipus**, ſagen ſie vielmehr, ſie fallen aus „einer Thorheit in die andre. Vor dieſen trug man keine „Reifenröcke: das war eben ſo närriſch, als ob man im „Unterrocke auf der Gaſſe gehen wollte; itzo trägt man „welche, das iſt auch närriſch. Denn wer wird ſeine „Leibesgeſtalt, die einem die Natur gegeben hat, verän„dern und ſich breiter machen, als man iſt? Vor dieſen „trugen die Mannsperſonen keine geſteiften Schöße in „den Röcken. Das war ungereimt. Denn ſie ſahen ſo „gleich zu aus, wie die Hopfenſtangen. Itzo ſteift man „die Kleider. Das iſt auch ungereimt. Denn es iſt un„bequem. Vor dieſen trug man kleine Hüte. Ich muß „lachen, wenn ich daran denke, wie dieſes ausſah. Itzo „trägt man große. So ſieht man einem Pilze ähnlich, „der von ſeinem Kopfe ganz bedeckt wird„. — Er würde nicht aufgehört haben, wenn ihm nicht **Alceſt** in die Rede gefallen wäre und geſagt hätte; daß er ein ſehr wunderlicher Kopf ſeyn müßte, weil er etwas zugleich haben und

auch

auch nicht haben wollte. Warum sind denn alle diese Moden so närrisch? — Darum, fuhr Antipus auf, weil es Moden sind. Kann wohl eine Mode anders als närrisch seyn? — Und noch mehr darum, fuhr Neidhard fort, weil sie fremde sind. Ist es nicht eine Schande, daß wir Affen andrer Völker seyn wollen? — Wenn man wider die Welt schreyen will, sagte Alceſt mit ziemlicher Heftigkeit, so muß man wenigstens andre Ursachen, als diese haben. Warum ist es denn närrischer, daß eine Schnalle oder ein Hut groß ist, als daß er klein ist? Daß eine Manschette lang ist, als daß sie kurz ist? Oder warum ist beides närrisch? Muß man sich denn nicht auf eine gewisse Art kleiden? Was hindert Euch also, ob es auf diese oder eine andre Art ist? Wenn sie nur nicht wider die guten Sitten oder wider die Vernunft ist, so ist sie gut. Und wenn sie gut ist, was kann daran gelegen seyn, ob sie von Fremden erborgt ist oder nicht? Wie kann es schimpflich seyn, daß eine andre Nation so zu sagen unser Küchenmeister oder Schneider seyn, und an unserm Putze oder an unserer Bequemlichkeit arbeiten will? Ist es denn so eine Schande, sich fremde Klugheit zunutze zu machen? Lehrt die Menschen, wenn Ihr nicht mit ihnen zufrieden seyd, was es für ein Vergnügen sey, wenn einer des andern Glückseligkeit befördert. Lehrt sie ihre Handlungen nach der Vernunft abmessen. Daß ein Mensch unter einem gekräuselten Kopfe ohne Gehirn ist; daß er alle seine Gedanken darauf wendet, wie er seinen Putz einrichten will; daß er vom Essen mehr als ein Koch und von seiner Schuldigkeit weniger als ein Kind versteht; daß es Sittenrichter giebt, die wider Kleinigkeiten schreyen, als wenn es Verbrechen wären; daß man seinen eignen Verdruß mit in die Lehren mischt, die man der Welt giebt: das sind Dinge, die mich böse machen, und die verdienen, daß man darüber böse wird. Und wenn ich solche Murrköpfe als Ihr seyd, ansehe, so möchte ich aus der Welt

gehen.

gehen. Er hatte Zeit, daß er wenigſtens aus der Stube gieng, wenn er nicht aus der Welt gehen wollte. Denn Antipus hub mit einer drohenden Miene einen Teller auf. Timon da er dieſen Streit ſah, fieng an freundlich zu werden, ergriff den Antipus bey der Hand, und bekam Luſt zu eſſen und zu trinken.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich alle Reden von dieſer Art anführen ſollte, die noch vorfielen, und worin auch die andern, die bisher ſtille geſchwiegen hatten, ihre Rolle ſpielten. Man kann ſchon aus dieſen ſehen, wie es mit den Beſtrafungen der Welt herzugehen pflegt.

VII.

Den 18ten May 1745.

Ich habe dieſesmal die Ehre, meinen Leſern die Erfindung einer ganz neuen Wiſſenſchaft bekannt zu machen, welche der Beredſamkeit einen neuen Zuſatz, und nach der Meynung des Erfinders, auch einen neuen Glanz giebt. Das Schreiben, welches ich hier einrücke, wird ſie weiter unterrichten können, in wie weit man der Welt zu dieſer Vermehrung der Wiſſenſchaften Glück zu wünſchen habe. Es iſt von mir ins Kurze gebracht worden, da es aus ungefähr ſechzehn Bogen beſtand, in welchen eine ſo flieſſende und reiche Beredſamkeit herrſchte, daß ich daraus wohl ſehen konnte, der Verfaſſer deſſelben habe zeigen wollen, daß er in Ausübung ſeiner Regeln eben ſo geſchickt ſey, als er ſich in Erfindung derſelben erwieſen.

Mein Herr Landsmann!

Ich bin ein Fremder, welcher ſich an dieſem Orte eine Zeitlang in der leider! vergeblichen Hofnung aufgehalten

halten hat, daß man hier scharfsichtiger seyn würde, Verdienste an mir zu erkennen, als in meinem Vaterlande; aber ich finde nunmehr nach und nach, daß die Welt überall für Leute meines gleichen weder Augen noch Ohren hat. Ich gestehe, meine fehlgeschlagne Rechnung hat mich anfangs auf den betrübten Argwohn gebracht, daß vielleicht an meiner Wenigkeit nichts allzukostbares seyn möchte. Aber es ist mir doch zu meinem Troste beygefallen, es könnte auch wohl seyn, daß die Welt noch nicht recht unterrichtet wäre, was sie an mir hätte, und daß ich mir selbst bisher im Lichte gestanden, indem ich immer gesäumt, mich durch etwas ausserordentliches bekannt zu machen. Dieses vorausgesetzt, mein Herr, sehe ich nichts zuträglicher für mich, als eine neue Wissenschaft zu erfinden, und ich glaube, die Verzweiflung hätte mir keinen glücklichern Anschlag in den Sinn geben können, als denjenigen, davon ich Ihnen den Entwurf in dem Vertrauen mittheile, daß Sie aus guter Landsmannschaft etwas zu derselben Beförderung beytragen werden.

Sie begreifen leichtlich, mein wertheſter Herr Landsmann, was es für eine unumgänglich nöthige Sache sey, in Gesellschaft sprechen zu können, und Sie werden wissen, daß es gleichwohl hierzu vielen Leuten an der nöthigen Anleitung fehlt. Auch solche Leute, die sehr viel Einsicht und Verstand besitzen, haben öfters Mühe, sich mit Personen zu unterhalten, deren Verstand nicht zu einer so hohen Stufe als der ihrige gelangt ist. Es wird ihnen sauer, sich herunter zu lassen, und etwas zu reden zu finden, welches für die Begriffe des Haufens, der die Gesellschaften gemeiniglich ausmacht, nicht zu gut ist. Man sieht es ihnen recht an, was es sie für Arbeit kostet, ehe sie einige Worte herausbringen, die gar nichts wunderbares an sich haben. Wenn man die Ursache dieses Fehlers untersuchet, so ist es keine andre, als weil sie allezeit gar zu vernünftig reden wollen. Sie wollen unter demjenigen,

was ihnen in die Gedanken kömmt, eine Wahl treffen, und ehe sie mit Wählen fertig sind, so ist man schon schläfrig. Auf einer andern Seite findet man Leute, die nicht das Herz haben, etwas anders als Ja! und Nein! zu sagen. Sie bringen nichts mit sich in die Gesellschaft, als ein Paar steife Arme, die Karten damit zu halten. Man martert sich, etwas zu finden, das man sie fragen kann, und man hat es kaum gefunden, so muß man schon wieder etwas neues suchen. So oft man Othem holt, muß man auch nach einer neuen Materie zu reden schnappen, damit man nicht mit ihnen zugleich einschlafe; und ihre Zunge ist wie eine schwere Last, welche sich niemals in Bewegung bringen lassen will, sondern sogleich wieder niederfällt, wenn man sie ja einmal mit Mühe und Noth aufgehoben und aus ihrer Ruhe gebracht hat.

Dieses hat mir auf die Gedanken geholfen, den Gesellschaften den Dienst zu thun, und die Kunst, wie man mit weniger Mühe sprechen lernen kann, in Form einer Wissenschaft zu bringen. Die Muster derjenigen fruchtbaren Geister, welchen es niemals an Worten fehlt, und welche so glücklich das Redneramt in allen Gesellschaften verwalten, haben mir hiebey überall vor den Augen geschwebet, und diesem neuen Theile der Beredsamkeit zum Grunde gedienet. Man kann mir also um desto mehr glauben, da ich keine andern Regeln gebe, als die die Erfahrung schon geprüft hat. Weil die todten Sprachen eben mein Werk nicht sind, und sonst gleichwohl alle Wissenschaften einen oder mehr ehrliche Griechische Namen haben, so hat ein Freund von mir, ein guter Grieche, bey dieser neugebohrnen Kunst Pathenstelle vertreten und ihr ein paar schöne Namen beygeleget. Der ganze Titel des Buchs, darinn ich diese Wissenschaft vortragen werde, soll also folgender seyn:

Glossotaraxisophia oder Batrachomimica

Das ist:

Die

Die allerneuste Kunst sich in Gesellschaft hören zu lassen,

wodurch ein Mensch binnen vier und zwanzig Stunden geschickt werden kann, sich durch eine natürliche und fließende Viel- und Wohlredenheit in allen Versammlungen hervorzuthun und beliebt zu machen, ganz neu in besondre Regeln gebracht und erläutert

durch

W. Wortreich.

Damit Sie von dieser Wissenschaft und zugleich von meiner Geschicklichkeit einen Begrif bekommen, so will ich Ihnen hier den Inhalt meines Buchs mittheilen.

Die Glossotaraxisophie oder Barrachomonik ist eine Wissenschaft, in Gesellschaften eine starke Anzahl von Tönen hervorzubringen. Die Töne sind nehmlich das Hauptwerk der Viel- und Wohlredenheit in den Gesellschaften, und daß diese Töne einen Verstand haben, ist nur ein Nebenwerk. Dieses läßt sich aus tausend lebendigen Exempeln beweisen, und das Trallern, welches von vielen so glücklich gebraucht wird, das Leere, was die Worte noch übrig lassen, vollends auszufüllen, nebst einer großen Anzahl von Redensarten, die nichts bedeuten, können einen jeden vollkommen davon überzeugen.

Nachdem dieser Begrif von meiner Kunst fest gesetzet worden, komme ich auf die Geschichte derselben; und ungeachtet ich der erste bin, der die Glossotaraxisophie als eine Wissenschaft vorträgt, so ist sie doch an sich selbst so alt, als die Welt ist. Denn sie ist dem Menschen von Natur eingepflanzt, und man kann an allen Kindern sehen, wie natürlich es ist, beständig eine Begierde zu reden zu haben, ohne dafür zu sorgen, ob dasjenige, was man sagt, einen Verstand habe. Alle diejenigen also, welche behaupten, daß man nichts reden müsse, als was vernünftig ist, haben einen gekünstelten und verderbten

Ge-

Geschmack, welcher der Natur zuwider ist, und darauf abzielt, die Menschen in ein gezwungnes und unnatürliches Wesen zu verwickeln.

Die Lehre von **Complimenten** ist zwar ein ansehnlicher Theil dieser Wissenschaft; weil er aber schon vordem von andern abgehandelt worden, und itzo auch nicht mehr in dem starken Gebrauche ist, den er ehedem gehabt; so ist dieses eben nicht dasjenige, was ich am weitläuftigsten abhandeln werde, und was ich davon zu sagen habe, wird kaum acht Bogen ausmachen.

Desto ausführlicher aber werde ich von der eigentlichen Kunst, eine Unterredung zu führen, handeln, und das erste, was hiebey ins Licht gesetzt werden muß, ist die Erfindung der Materie. Hier wird ein Verzeichniß der Materien, von denen man sprechen kann, in alphabetischer Ordnung gegeben, in welchem überhaupt die Regel beobachtet wird, daß es keine wichtigen und ernsthaften Materien seyn müssen. Denn diese gehören zur Kunst eine Gesellschaft gähnen zu machen, welche ich einem andern auszuführen überlassen will. Dasjenige was einen Schein der Ernsthaftigkeit haben könnte, muß, wenn es ja berühret wird, auf eine nachläßige, oder spöttische, oder andre dergleichen Art ausgeführt, und dadurch angenehm gemacht werden. So findet man z. E. das Wort **Religion** in meinem Verzeichnisse. Man würde mich aber sehr übel verstehen, wenn man ein ernsthaftes Gespräch davon in einer Gesellschaft anfangen wollte. Ich habe diesen Titel nur in Ansehung derjenigen muntern Leute mit hinein gesetzt, welche ganze Stunden kein Wort würden reden können, wenn sie nicht die Religion auf das Tapet brächten, um darüber zu spotten.

Ich will zur Probe einige der vornehmsten und wichtigsten Artikel aus meinem Verzeichnisse berühren, damit man den Gebrauch dieses nützlichen Werks einsehen lerne. Ein Titel z. E. darinnen ist:

Ich. Dieß iſt eine der fruchtbarſten Quellen der Beredſamkeit, denn niemals redet man mit größerm Eifer und mit mehrerer Annehmlichkeit, als wenn man von ſich ſelbſt zu ſprechen hat. Wenn ſonſt keine Materie zu reden in der Welt wäre, ſo würde dieſe einzige ſtatt aller andern dienen können. Ein jeder Punkt an uns kann zu Unterredungen von ganzen Stunden Anlaß geben, eben wie es Leute giebt, die ganze Bücher über einen einzigen Spruch eines Philoſophen ſchreiben können. Die meiſten Leute, die nicht ſprechen können, wiſſen nicht, was ſie für einen Schatz bey ſich führen; ſie denken nicht daran, daß ſie ſich ſelbſt genug ſind, um Materie zu reden zu haben, und daß ſie dieſelbe ſo wenig auſſer ſich ſuchen dürfen, als eine Spinne die Faden zu ihrem künſtlichen Gewebe anderswoher, als aus ſich ſelbſt nimmt. Man findet löbliche Exempel von Leuten, die ihre ganze Lebenszeit ihre Ichheit beſtändig auf der Zunge haben, ohne ſie abzunutzen, und dieſe Ichheit mag ſo wenig werth ſeyn, als ſie will: ſo iſt ſie hierzu allezeit überflüßig genug.

Liebe. Dieſe wichtige Materie kann auf verſchiedne Art ausgeführt werden, theils indem man von ſeinen ſowohl geſchehnen, als nicht geſchehnen Liebesbegebenheiten redet, theils, indem man allerley Perſonen Liebeserklärungen macht, ſie mögen ſich ſchicken oder nicht. Man redet mit einer ſchönen Perſon von Liebe, weil es angenehm iſt; und mit einer häßlichen oder alten, um ſie deswegen zu beſchämen, daß ſie häßlich oder alt iſt. Zu dieſer wichtigen Materie gehört ein noch wichtigerer Anhang, welchen ich ſonſt unter einen nicht allzuhöflichen Titel hätte bringen müſſen. Das iſt, man redet von allerley Kleinigkeiten; man erzählt kleine Hiſtörchen, man bringt kleine Sprüchwörter vor, bey welchen man das Vergnügen hat Achtung zu geben, ob jemand zugegen iſt, der roth wird, oder der es nicht hören will. Kurz, es iſt die

große

groſse Materie der Geſpräche, welche viele Leute gar nicht vergeſſen können, welche ſie allezeit durch Zwerdeutigkeiten wieder finden, wenn ſie davon abgekommen ſind, und auf welche ſie einen zurück führen, wenn man auch himmelweit davon entfernt zu ſeyn glaubte.

Staatsſachen. Sind in der Unterredung bey vielen ein ſo wichtiger Punkt als er von andern vermieden wird. Einige rechnen dieſelben, nebſt dem Wetter, dem Putze, dem Werthe von Stoffen, von Küchenwaaren u. ſ. w. unter die Nothhelfer derer, welche die andern Materien nicht recht zu brauchen wiſſen, und gleichwohl in der Geſellſchaft nicht ſtumm ſeyn wollen.

In dieſem alphabetiſchen Regiſter, welches übrigens ſehr ſtark iſt, und aus einer groſſen Zahl von Wörtern nebſt nützlichen Anmerkungen beſteht, iſt nach jedem Buchſtaben des Alphabets Platz gelaſſen, damit ein jeder zu ſeinem Gebrauch die Nahmen der Perſonen hineintragen kann, welche er einmal hat nennen hören, und von welchen er folglich das Recht hat, in Geſellſchaften ſein Urtheil zu fällen.

Ein jeder darf nur, ſo oft er in Geſellſchaft gehen will, dieſes Buch aufſchlagen, oder mit einer Nadel hineinſtechen, und einen Mund voll ſolcher Materien heraus nehmen, ſo wird er geſchickt ſeyn, den ganzen Tag zu ſprechen. Die Geſellſchaften werden hiebey den Vortheil haben, daſs ſie nicht immer, wie ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, einerley Reden hören, weil der Redner doch nicht alle Tage auf eben dieſelbe Seite meines Verzeichniſſes gerathen wird.

Viele werden verlangen, daſs ich bey einem jeden Titel, der in meinem Verzeichniſſe ſteht, einen Begrif von der Sache gebe, die er in ſich hält, und daſs ich dadurch die Leute in den Stand ſetze, zu wiſſen, was ſie reden ſollen. Dieſem Zweifel iſt aber mit der einzigen Anmer-

kung abgeholfen, daß man von jeder Sache alles ſagen könne, was einem einfällt. Denn es iſt gleich gut, man mag reden, was man will, wenn es nur mit einer gewiſſen Munterkeit und Selbſtzufriedenheit geſchieht. Ueberhaupt kann niemand mehr von einer Sache ſprechen, als derjenige, der ſie nicht verſteht; und niemand kann mit einer größern Weitläuftigkeit über etwas diſputiren, als derjenige, der keinen Begrif davon hat. Alſo ſpreche man nur getroſt zu, und laſſe das Vorurtheil aus den Gedanken, daß man vernünftig ſprechen müſſe. Ich bin verſichert, daß die Herzhaftigkeit alles herauszuſagen, manchem Menſchen den Ruhm erworben hat, daß er die artigſten Einfälle habe. Das Sinnreiche und das Unſinnige haben die Aehnlichkeit unter ſich, daß einem andern beides nicht ſo leicht eingefallen wäre, und daher wird oft eins für das andre genommen.

Aus dieſer Urſache kann ich entbehren, von der Ordnung im Reden zu ſprechen, und alles was ich darüber zu ſagen habe, iſt daß es angenehm iſt, wenn man von einer Sache zu reden anfängt, ohne daß ſie mit der vorhergehenden, davon geſprochen worden, einen Zuſammenhang habe.

Ein guter Ausdruck wird in der Beredſamkeit von vielen für unentbehrlicher gehalten, als gute Gedanken. Hier iſt vor allen Dingen zu merken, daß der Ausdruck frey ſeyn muß. Eine Unhöflichkeit, die mit einer freyen Art geſagt wird, iſt beſſer als die höflichſte und verbindlichſte Sache, die man mit einer gewiſſen Furchtſamkeit vorbringt. Ein großes zu dieſer Freyheit tragen allerley Figuren der Rede bey, deren ſich große Meiſter bedienen, die man nachahmen muß. Zur Probe will ich nur einige herſetzen.

Die Zweydeutigkeit giebt den Geſprächen denjenigen Zierrath, den die Metapher oder Allegorie andern

Reden

Reden zu geben pflegt. Sie nimmt von allen Sachen, die vorgebracht werden, Bilder her, die Einbildungskraft von den ernſthafteſten Dingen auf gewiſſe Gedanken zu führen, die ich vorhin bey dem Anhange zu dem Tittel Liebe berührt habe, und ungeachtet ſie Zweydeutigkeit heißt, ſo wird ſie öfters ſo deutlich, daß man in dem wahren Verſtande der Sache nicht irren kann.

Der **Unſinn** iſt eine Art etwas zu reden, ohne daß ein Verſtand darunter iſt.

Das **Ritornell** iſt eine Figur der Geſpräche, da man immer gewiſſe Sprüchwörter wiederbringt, ohne daß ſie deswegen etwas bedeuten. Man ſchaltet ſie überall ein, ſie mögen paſſen oder nicht, und ſie ſind ein unvergleichliches Mittel mit leichter Mühe ſeine Zunge in Bewegung zu erhalten, ohne daß es den Verſtand einen einzigen Gedanken koſtet.

Eine damit ſehr verwandte Figur iſt das **Fluchen**, welches, ſo gefährlich es klingt, doch gröſtentheils nichts anders bedeutet, als: Meine Herren! meine Zunge will ihre Bewegung haben.

Das **Fragen** iſt ein herrliches Mittel ſich etwas zu reden zu machen, da es indeſſen ſcheinet, man wolle, daß andre Leute reden ſollen. Es iſt nicht nöthig, daß man deswegen Antwort erwarte. Es iſt ohnedem auch bey andern Rednern ſchon gebräuchlich, daß ſie die meiſten Fragen thun, wenn ſie am wenigſten wollten, daß ihnen jemand antwortete.

Das ſind noch lange nicht alle Figuren, wodurch dieſe Beredſamkeit belebt wird. Ich werde bey der Ausarbeitung meines Buchs deren viel mehrere anführen, und weil die Exempel ein groſſes beytragen, dieſelben zu erläutern, ſo werde ich überall welche hinzu ſetzen, die von den bewährteſten Rednern entlehnt ſind.

Es ſcheint mir überdies nothwendig, von dem Gebrauche der Stimme und der Gebärden, wie auch des La-

chens zu handeln; und da ich bekennen muß, daß hierinnen meine Stärke eben nicht beſtehet, ſo hat mir Mademoiſelle Babil verſprochen, dieſen Theil ausarbeiten zu helfen. Sie hat mir ſchon gezeigt, wie man zuweilen durch das Schreyen Worten einen Nachdruck geben kann, die ſonſt gar nichts heißen würden; wie man die Hände und den Kopf brauchen, und wenn man die Beine über einander ſchlagen ſoll.

Wer nun Luſt hätte, dieſes Buch zu verlegen, würde mir damit einen Gefallen erweiſen. Und diejenigen, die ſich in dieſer vortrefflichen Kunſt der Batrachomimica unterrichten laſſen wollen, dürfen mir es nur wiſſen laſſen, ſo werde ich ihnen in ihrem Hauſe, oder in meiner Wohnung, welche zwar etwas beſchwerlich aufzuſuchen iſt, mit meinem Fleiße zu Dienſten ſtehen. Die Belohnung wird nach dem Maaße der Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit der Lernenden gefodert werden. Es iſt zu merken, daß jeglicher deſto mehr wird bezahlen müſſen, jemehr er Vernunft hat, weil es ſchwer werden wird, ihm abzugewöhnen, daß er nicht unter demjenigen wähle, was er ſagen kann. Eine Perſon, die in Geſellſchaft noch nichts als Ja! und Nein! ſprechen kann, giebt für den Unterricht Einen Ducaten, und ſoll in vier und zwanzig Stunden, wenn ſie nur Herz zu reden faſſen will, durch meinen Unterricht vollkommen im Stande ſeyn, ſich vor aller Welt hören zu laſſen. Ich zweifle nicht, mein Herr Landsmann, Sie werden die Gütigkeit haben, meinen Vorſchlag bekannt zu machen. Ich werde zur Dankbarkeit dafür Ihr Lob mit in mein alphabetiſches Regiſter ſetzen, und mit vieler Hochachtung verharren

Mein Herr

Dero

redwilligſter Diener

M. Wortreich.

VIII.

Den 25ſten May 1745.

Man kann in dem Umgange mit leichter Mühe anmerken, daß es Leute giebt, welche entweder durch ihre Empfindlichkeit über ein oder anders Unglück, oder durch eine übel angewandte Scharfſinnigkeit, die Dinge auf ihre ſchlimme Seite zu drehen, in eine Uebung zu klagen gerathen, daß ſie endlich auch von den allergleichgültigſten Sachen mit einer traurigen Art ſprechen. Sie bedauern öfters Leute, die ſich vielmehr vermuthet, Glückwünſche zu erhalten, und ſie erzählen Dinge mit einem barmherzigen Tone, welche andern Gelegenheit zu lachen oder ſich zu freuen geben würden. Ich gieng vor einiger Zeit in dem Roſenburger Garten ſpatziren, als ich hinter mir eine Perſon von ganzem Herzen ſeufzen hörte; und da mich dieſes aufmerkſam machte, ſo hörte ich hierauf, daß ſie mit einer Stimme, die einen Stein hätte bewegen können, zu ihrer Gefährtin ſagte: Lieber Gott! die Bäume ſchlagen ſchon wieder aus.

Eben ſo behalten andre leichtlich etwas von einer trotzigen und gebieteriſchen Art zu reden an ſich, wenn ſie ſonſt bey verſchiednen Gelegenheiten genöthiget ſind, mit einem wilden Haufen trotzig und gebieteriſch zu ſprechen. Und viele von denen, welche öffentliche Reden zu halten haben, predigen auch in den Geſellſchaften, und begleiten daſelbſt ihre Worte mit eben demſelben Nachdrucke der Stimme und mit eben den Gebärden, als ob ſie wirklich in ihren Amtsgeſchäften begriffen wären.

Viele Leute, und ich dürfte faſt ſagen der gröſte Theil der Menſchen, verrathen in ihrer Art zu denken, zu reden und zu handeln beſtändig dasjenige, womit ſie am

meiſten umgehen, und ſie nehmen von der Lebensart, die ſie führen, und von dem Glücke, in dem ſie eine Zeitlang geſtanden, eben ſowohl einen gewiſſen Geſchmack an, als eine Speiſe nach einem kupfernen oder hölzernen Gefäße zu ſchmecken pflegt, worinnen ſie einige Zeit aufbehalten worden. Die Einwohner der mathematiſchen Inſel Laputha haben ſo viel mit der Mathematik zu thun, daß ſie ihre Hauptbeſchäftigung auch bey Tiſche nicht an die Seite ſetzen können, und ihr Brod in Cylinder, Triangel und Pyramiden ſchneiden. Eine Perſon, die beſtändig mit ihrem Anputze beſchäftigt iſt, bezeiget oft eben dieſelbe Sorgfalt für ihre Kleidung, auch wenn ſie den Spiegel einmal verlaſſen hat. Sie findet auch in Geſellſchaft immer etwas an ſich zu rechte zu legen und zu putzen, und ſie geht gewiß bey keinem Spiegel vorbey, daß ſie nicht in der Eil ihren ganzen Anzug muſtern ſollte. Sie beobachtet eine ängſtliche Wachſamkeit über ihre Kleider, und hütet ſich ſo viel möglich, ſich zu rühren oder nur ihren Kopf zu bewegen, aus Furcht, daß ſie ein wenig Puder verlieren, oder eine Locke in Unordnung bringen, oder ſonſt ein dergleichen Unglück verurſachen möchte. Eine andre, deren beſtändiger Augenpunkt eine genaue Haushaltung iſt, wird ſich öfters auch in fremden Häuſern eben ſo genau erweiſen, als ob es über das Ihrige hergienge, und ihre gewohnte Sparſamkeit auch da anbringen, wo ſie niemand verlangt, und wo ſie keinen Vortheil davon hat.

Man ſagt von denenjenigen, deren Glieder nicht fertig genug ſind, ſich zu allerley Handlungen zu ſchicken, und nach Erfoderung der Umſtände bald dieß bald jenes mit einer gewiſſen Anſtändigkeit zu verrichten, daß ſie eingelenkig ſind oder nur Ein Gelenk haben. Und mich dünkt, man könnte dieſe Unbiegſamkeit der Seele, da ſie nur immer auf einerley Art handeln, ſich beſtändig mit einerley Sache beſchäftigen, und in einem jeden Schritte,

te, ſo zu ſagen, ihr Handwerk entdecken will, nicht unrecht eine Eingelenkigkeit des Geiſtes nennen, weil es ſcheint, als ob ein ſolcher Geiſt nur zu Einem Dinge auf der Welt bequem, und zu allen andern untüchtig wäre. Eben dieſe Eingelenkigkeit iſt nach meinen Gedanken die Quelle und das wahre Kennzeichen der Pedanterey. Denn was iſt es anders, was viele Gelehrten lächerlich macht, und ihnen den Namen der Pedanten zuwege bringt, als dieſes, daß ſie ſich von ihrer Wiſſenſchaft niemals loswickeln können? daß ſie in dem Umgange eben dieſelben Manieren beybehalten, die ſie ſich in ihrer Studierſtube angewöhnt haben, wenn ihnen etwas mißfällt, oder wenn ſie im Nachdenken begriffen ſind; daß ſie gelehrte Abhandlungen machen, wo eine leichte und gleichgültige Unterredung von ihnen erfodert wird; daß ihre Scherze und ſinnreichen Einfälle ſich öfters auf Dinge beziehen, die man nicht wiſſen kann, wenn man nicht eben dieſelben Bücher geleſen hat, die ſie erſt aus den Händen gelegt; und daß ſie zuweilen einem Frauenzimmer eine Schmeicheley verſagen, die ſie nicht wohl verſtehen kann, wenn ſie ſich nicht ein wenig im Plato umgeſehen hat; kurz, daß ſie von ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen ſich niemals trennen, und ſich niemals nach der Zeit, nach der Geſellſchaft und nach andern Umſtänden bequemen können.

Von ſo vielerley Arten die Leute ſind, die eine ſo eingelenkige Seele haben, auf ſo viele kann man auch mit allem Rechte den Namen der Pedanten erſtrecken. Ein Petitmaitre, welcher ſeine ſtudierte Ungezwungenheit, ſeine tactmäßige Behendigkeit, und ſeine überläſtige Höflichkeit überall anbringt, welcher ohne Abſicht auf die Perſonen, mit denen er zu thun hat, überall aufgeweckt und zur Unzeit frey ſeyn will, und welcher von ſeinen Haaren und von ſeinen Kleidern eben ſo viel redet, als ein gelehrter Pedant von ſeinen Büchern, kann ſich

nicht weigern, ein Pedant der Artigkeit zu heißen. Ein Mensch, der seine Wehklagen von Gesellschaft zu Gesellschaft trägt, ist ein Pedant seiner Traurigkeit. Es giebt Pedanten des Spiels, des Trunks, der Liebe, und es kann nicht fehlen, daß es nicht auch nach dieser Beschreibung, welche mir gleichwohl nicht ohne Grund zu seyn scheint, Pedanten unter dem schönen Geschlechte geben sollte.

Es ist nicht allezeit die Natur, welche Schuld daran hat, daß unser Geist nur zu einer einzigen Sache zureicht, und nach dem Sprüchworte zu reden, immer auf Einer Leyer bleibt. Ein Mensch kann zu vielerley Dingen geschickt seyn; aber er läßt seinen Verstand so hingehen, wie er einmal gewohnt ist. Er giebt sich die Mühe nicht, sich zu erinnern, wenn es die Umstände erfodern, ihn auf etwas anders zu lenken, und seine Handlungen nach andern Regeln einzurichten. So kann es nicht anders seyn, als daß seine Gedanken den Weg gehen, den sie am meisten gewohnt sind; es mag der rechte seyn oder nicht; wie Pferde, die, indessen daß der Fuhrmann schläft, der Straße folgen, wo sie am meisten bekannt sind, und nach dem Wirthshause gehen, wo sie am öfersten gefüttert worden. Oefters fassen wir auch für eine Sache, mit der wir einmal recht in Bekanntschaft gerathen, eine so unmäßige Hochachtung, daß wir nichts für wichtig genug halten, nur einen Augenblick unsre Gedanken von ihr abzuziehen. Es ist nicht genug, daß wir selbst uns damit beschäftigen; wir glauben auch, daß sie groß genug ist, ein beständiges Augenmerk aller Welt zu seyn: und deswegen verlassen wir sie niemals, und werden niemals von ihr verlassen, wir führen sie mit uns spatzieren, wir nehmen sie mit, wenn wir Besuche abstatten, wir denken und reden nur für sie, und wir opfern uns derselben gänzlich auf. Dadurch wird unser Verstand gleichsam verbogen, oder in eine gewisse Falte gewöhnet,

wöhnet, welche mit aller Mühe von der Welt nicht wieder auszubringen ist.

Es kann seyn, daß zuweilen der Verstand eines Menschen von Natur so umschränkt ist, daß er nur eine einzige Sache fassen kann. Es giebt wenigstens Leute, die, wenn sie sich auch tausendmal zwingen, einmal aus den engen Gränzen der Dinge zu schreiten, zu welchen sie gebohren scheinen, dennoch alles was sie sonst vornehmen, nach ihrer einmal gewohnten Art zu denken einrichten, und nicht ihren Verstand, ihre Urtheile und ihre Handlungen nach den Sachen, die ihnen vorkommen, sondern die Sachen nach ihrem Verstande bequemen. Wenn z. E. der Verstand eines solchen Menschen einmal zu den Processen zugeschnitten ist, so wird sein ganzer Umgang so zu sagen ein beständiger Proceß seyn. So oft in einer Gesellschaft über die geringste Kleinigkeit ein Streit entsteht, so wird er sogleich entweder Advocat oder Richter seyn wollen. Er wird sich förmlich einlassen, Beweis oder Gegenbeweis führen, oder appelliren wollen; und er wird alle Kunstgriffe der Chicane anwenden, um in dem, was er einmal gesagt, Recht zu behalten. Man wird von ihm öfters im Ernste Handlungen sehen, die der Thorheit jenes närrisch gewordnen Richters *) gleich kommen, welcher über einen Hund Halsgerichte hielt, der ein Huhn gefressen hatte. Aus diesen drey Quellen kömmt es nach meinen Gedanken, daß man so viele Menschen findet, welche nur in einer Sache vernünftig und recht denken, in allen andern aber die wunderlichsten Begriffe von der Welt haben; oder kürzer zu sagen, welche nur in einer Sache Menschen sind.

Es mag aber die Gewohnheit oder die Natur an dieser Eingelenkigkeit Ursache seyn, so ist sie allemal das Kennzeichen und das Wesen eines kleinen Geistes, und der

*) Dies bezieht sich auf die artige Komödie les Plaideurs, in den Werken des Racine. Das spaßhafte Halsgericht wird im dritten Acte vorgenommen.

der Unterſchied beſteht nur darinnen, daß einige einen wirklich in ſo enge Gränzen eingeſchränkten Verſtand haben, andre aber ihn ſelbſt einſchließen, und indem ſie ihn zu einer Sache recht geſchickt machen wollen, ihn zu allen andern verſtümmeln. Dasjenige was man insgemein von einer jeden Wiſſenſchaft oder Lebensart zu ſagen pflegt, daß ſie einen ganzen Menſchen erfodre, wenn man derſelben Genüge thun will, wird hierdurch gar nicht umgeſtoßen, und kann auch den eingelenkigen Seelen gar nicht zur Zuflucht und Entſchuldigung dienen. Es iſt wahr, es geſchieht ſehr leichtlich, daß wir aus einem Eifer, den man zu einer gewiſſen Sache hat, mit allen andern Dingen die Bekanntſchaft verliert. Es geht dem menſchlichen Verſtande hierinnen, wie den Augen, welche leichtlich ſo verderbt werden, daß ſie nicht in die Ferne ſehen, wenn man ſie in der Nähe ſcharf braucht, und welche hingegen nicht ſo gut die Sachen, die vor ihnen ſind, unterſcheiden, wenn ſie geübt ſind, entfernte Dinge genau zu beobachten. Aber ein Geiſt, der nicht für unbiegſam angeſehen ſeyn will, wird ſich wenigſtens bey aller Aufmerkſamkeit, die er ſeinem Hauptgeſchäfte widmet, ſo weit in ſeiner Gewalt zu behalten ſuchen, daß er ſich von demſelben abwenden kann, wenn es die Umſtände erfodern. Er wird wiſſen, daß nicht alle Sachen ſich nach einerley Regeln beurtheilen laſſen; er wird ſeinen Verſtand nach den Sachen richten, die ihm vorkommen; und er wird ſich bemühen, wenn er nicht zu allen Sachen hurtig und geſchickt werden kann, zum wenigſten zu Erfüllung der Regeln eines guten und angenehmen Umgangs, einen kleinen Theil ſeiner Fähigkeit und Gelenkigkeit übrig zu behalten.

Iſt man aber ſchlechterdings zu einerley gebohren, ſo iſt man noch glücklich, wenn man dieſe einzige Fähigkeit der Seele auf etwas gelenkt hat, das unſer würdig iſt, und uns mit einiger Zufriedenheit belohnen kann. Ich

kenne

kenne keine unglücklichere Fertigkeit, als die, alles für ein Uebel anzusehen, und über alles zu klagen. Ich würde dieſe Geſchicklichkeit lächerlich nennen, wenn man nicht denjenigen, der ſein Gemüth in eine ſo verdrüßliche Falte gebrochen hat, wirklich bedauern müßte, und ich muß dergleichen Leute als ſolche betrachten, die ſich aller Augenblicke muthwillig wehe thun, um ſchreyen zu können.

Es wäre zu wünſchen, daß viele ihre Eingelenkigkeit kennten. Wenn es ja ihnen unmöglich wäre, dieſen Fehler zu ändern, und durch mancherley Uebungen, der Seele eine gewiſſe Leichtigkeit zuwegezubringen, welche man dem Körper durch die Leibesübungen zu verſchaffen pflegt; ſo würden ſie ſich wenigſtens vor dem Lächerlichen hüten, welches man nicht vermeiden kann, wenn man ſich Gewalt anthun, und etwas in der Welt vorſtellen will, dazu man, nach dem Sprüchworte weder Geſchick noch Gelenk hat. Ein Menſch, welcher ein tiefſinniges Weſen an ſich hat, würde ſich nicht zwingen, ein lebhafter Kopf zu ſcheinen und beſtändig luſtig ſeyn zu wollen. Wir würden nicht mathematiſche Demonſtrationen in Verſen leſen; kurz, man würde nicht in allen Ständen ſo viel Leute ſehen, die aus Eitelkeit, eine Art von Univerſalmenſchen abzugeben, auch das einzige Gelenk, das ſie haben, unnütz machen.

So wie es eine Eigenſchaft eines kleinen Geiſtes iſt, in allerley Umſtänden nach einerley Weiſe zu handeln: ſo iſt es hingegen das wahre Kennzeichen eines großen Verſtandes, ſo gelenkig und biegſam zu ſeyn, daß man ſich zu einer jeden Sache zu ſchicken weis. Ein Geiſt iſt nach dem Maaße groß, nach dem er verſchiednen Dingen gewachſen iſt, ohne eines mit dem andern zu vermengen. Ein ſolcher wird zugleich tüchtig ſeyn, Staatsangelegenheiten zu beſorgen, und Armeen zu führen, oder ſich mit der Gelehrſamkeit bekannt zu machen; ohne daß er die

Gewalt.

Gewaltſamkeit eines Soldaten anbringt, wo er mit Gelindigkeit verfahren ſollte, und ohne daß er als ein Hofmann nachgiebt, wenn er als ein Soldat handeln ſollte; ohne daß er mit den Wahrheiten der Wiſſenſchaften wie mit den Wahrſcheinlichkeiten der Staatsgeſchäfte umgeht, und ohne daß er die Sätze der Schulen zur Unzeit mit den Begriffen der Höfe verwechſelt. Er wird in Geſellſchaft artig, und auf ſeiner Stube tiefſinnig ſeyn können; er wird einen ſo biegſamen Verſtand haben, daß er ſich nach der Art eines jeden Menſchen, mit dem er umgeht, bequemen, mit einem jeden nach ſeiner Einſicht reden, und allezeit dasjenige finden kann, was deſſen Begriffen am meiſten gemäß iſt.

Wir wollen einen Herrn zum Exempel ſetzen, welcher bey einer großen Menge von Sorgen und Unruhe, damit er überhäuft war, bey den vielen Gebäuden die er aufführte, bey den Kriegen, in denen er commandirte, dennoch ſo zu ſagen in jeder Werkſtatt zu Hauſe war, welcher ſich in den Leibesübungen hervorthat, und welcher bey dem allem überdieß ein freyes und muntres Weſen behielt. Er gieng von den ernſthaften Geſchäften auf die Reitbahn und von der Reitbahn zu ernſthaften Geſchäften, ohne daß er bey den Ergetzlichkeiten Rath zu halten, oder bey den Berathſchlagungen ſich zu ergetzen ſchien. Er war gelehrt, er redete Latein, er brachte die Geſetze in Ordnung, er war aufgeräumt, er ſcherzte. Kurz er wußte ſeinen Verſtand ſo zu brauchen, daß es ſchien, als ob er mehr als eine einzige Seele hätte; ſo wohl wußte ſich dieſelbe nach allen Dingen zu bequemen *).

Damit

*) Dieſe Abſchilderung K. Chriſtian IV iſt ſo vollkommen in der Gleichheit, als irgend ein Portrait gleichen kann. Man darf blos ſeine Geſchichte leſen, um davon überzeugt zu ſeyn. Man kann ſich auch ſchon von ſeinem lebhaften und thätigen Charakter einen Begrif durch die angenehmen Nachrichten machen, die in Ogeri itinere Danico befindlich ſind. Und Ogier ſah dieſen König 1634, als derſelbe ſchon 57 Jahr alt war.

Damit es nicht scheinet, als ob ich immer nur erdichtete Menschen anführe, so werde ich zu diesem letztern Bilde einen wahrhaften Namen aus der Geschichte setzen, und es schickt sich kein beßrer hierzu, als der Name Christian des Vierten, Königs in Dänemark.

IX.

Den 1ten Jun. 1745.

Eine der vornehmsten Pflichten, die ich mir vorgeschrieben habe, seitdem ich hier meine Gedanken öffentlich ans Licht stelle, ist diese, so viel möglich, die Bücher zu lesen, die zum allgemeinen Gebrauche sowohl Gelehrter als Ungelehrter von Zeit zu Zeit erscheinen. Ich gestehe, man bezahlt an allen Orten in der Welt, wo man sich diese Regel macht, seine Neugier zuweilen mit dem Verluste seiner Zeit, und findet dann und wann, daß man um das Geld, welches man für ein Buch ausgegeben, nichts anders gekauft, als unnützes Papier und die Reue, es gelesen zu haben. Unterdessen belohnen diejenigen Bücher, die von bessern Werthe sind, doch noch immer die Mühe, die man bey Durchlesung der schlechtern gehabt: und es ist einem desto angenehmer, einmal Früchte zu finden, wenn man eine Zeitlang hin und wieder gesucht und nichts als Blätter angetroffen hat. Vielleicht kann ich einmal ein Verzeichniß von Büchern geben, die ich vergeblich gelesen habe; itzo will ich eins anführen, welches man mit den Franzbäumen vergleichen kann, die so klein sie sind, dennoch nicht unterlassen eine ansehnliche Menge großer Früchte zu haben. Es ist dieses die dänische Uebersetzung der kleinen Schrift, welche unter dem Titel: Neujahrsgeschenk an ein Frauenzimmer

zimmer *) die Abbildung und die Lebensregeln eines wahrhaftig liebenswürdigen Frauenzimmers versteckt; und welche den Englischen Grafen Halifax zum Verfasser hat. Mir hat sie nicht allein die Mühe vergolten, daß ich sie gelesen habe, sondern sie hat auch noch zween Quartbände, die nicht von den dünnsten sind, übertragen müssen. Gesetzt, daß das schöne Geschlecht selbst nicht nöthig hätte, die Gedanken eines so vernünftigen Herrn über ihre wahre Vorzüge zu wissen; so glaube ich doch, dieses Buch würde schon genug Nutzen schaffen, wenn es die wunderlichen Begriffe einer großen Menge von Mannspersonen über diese Materie besserte. Es trift ein gewisses Mittel zwischen den ausschweifenden Zumuthungen derer, welche ein Frauenzimmer alsdann erst für recht liebenswürdig halten, wenn es über den Newton bleich geworden, und zwischen dem groben Hochmuthe derer jenigen, welche glauben, daß der Verstand ein Eigenthum des männlichen Geschlechts sey, und daß ein Frauenzimmer, welches sich befleißigt, Vernunft zu haben, einen Eingrif in ihre Vorrechte thue; welche den vornehmsten Werth desselben in der Härte ihrer Hände setzen, und welche eine Person von guter Erziehung für ein Bild ausgeben, das im ganzen Hause zu nichts als zum Ansehen zu gebrauchen sey. Es redet nicht immer von den Schwachheiten des weiblichen Geschlechts, welche so viele Sittenlehrer im Munde führen; und der Verfasser dieser Schrift lehrt darin seine Tochter ohne Aberglauben fromm, ohne Hinterlist klug, ohne Sprödigkeit eingezogen, haushältig, sorgfältig, auf ihre Kinder aufmerksam, und doch dabey aufgeweckt, artig, in Gesellschaft angenehm, und kurz so beschaffen seyn, daß es ihr nicht fehlen kann,

*) Die deutsche Uebersetzung davon findet sich unter dem Titel: Des Grafen von Halifax Neujahrsgeschenk an seine Tochter in der Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, im 3ten Stücke des 2ten Bandes.

kann, was man ſonſt für ſehr ſchwer hält, zugleich den Beyfall der Vernunft und der Welt zu erhalten. Ungeachtet man glauben ſollte, daß einem Frauenzimmer nichts leichter zu erreichen ſtünde, als der Beyfall der Mannsperſonen, da ſie an der Natur eine günſtige Fürſprecherin in dem Herzen dieſer letztern hat; ſo iſt es doch gewiß, daß es niemanden ſaurer gemacht wird, als dieſem Geſchlechte. Keine Mannsperſon iſt ſo gleichgültig, daß ſie nicht beſondre Regeln für daſſelbe machte, und ſich nicht berechtigt glaubte, zu beſtimmen, wie eine rechtſchaffne Frau ausſehen ſolle; und ein groſſer Theil arbeitet mit allem Eifer daran, ſie recht ſchwach zu haben, weil ſie ſich ihrer eignen Schwäche bewußt ſind. Je weniger ein Mann Verdienſte hat, deſto weniger will er, daß ſeine Frau Verſtand beſitze, den Mangel derſelben einzuſehen; und je mehr er Eigenſinn hat, deſto mehr Thorheit fodert er von ihr. Wenn es der Gebrauch wäre, daß ein jeder Mann die Regeln gleich mit in die Eheſtiftung ſetzte, die er hernach ſeiner Frau unvermerkt zu beobachten auferlegt; ſo glaube ich, es wäre keine luſtigere Verrichtung in der Welt, als ſich zu Entwerfung der ehelichen Verträge gebrauchen zu laſſen. Und ich glaube, es würde gegen die Anmuthungen mancher Männer nur Kleinigkeit ſeyn, was der mistrauiſche Freyer im **Moliere** von der Agnes verlangte *), daß ſie keine Schreibematerialien haben, ohne ſein Vorwiſſen nichts ſchrei-

*) Bezieht ſich auf des Moliere Ecole des femmes. Arnolphe läßt im 2ten Acte ſeine zukünftige gewiſſe Heirathsmaximen ableſen, dorunter iſt die ſiebente:

Dans ſes meubles, dut elle en avoir de l'ennui,
Il ne faut ecritoire, encre, papier ni plumes.
Le mari doit dans les bonnes coutumes
Ecrire tout ce qui s'ecrit chez lui.

ſchreiben, und wenn ja etwas aufgeſchrieben werden müßte, es durch ihren Mann verrichten laſſen ſollte. Was am gemeinſten dabey vorfallen würde, wäre dieſes, daß viele Männer verlangen würden, daß ihre Frau allezeit mit einer beſondern Ehrfurcht mit ihnen ſprechen, und ſich ja keine Vertraulichkeit anmaſſen, daß ſie in Geſellſchaft, wo er zugegen iſt, ſtille ſchweigen, und ihn allein reden laſſen, oder daß ſie ſich vor keinem Menſchen ſehen laſſen ſolle. Mancher würde begehren, ſie ſolle ſich als das erſte Geſinde im Hauſe verhalten, ihm mit groſſer Sorgfalt aufwarten, und vor den andern Bedienten keinen Vorzug haben, als daß ſie mit ihm ſpeiſet, und zu Bette geht. Nicht wenige würden endlich ihren Ehegenoßinnen die Regel vorſchreiben, daß ſie ihren eignen Verſtand verläugnen und glauben ſollen, ſie haben keinen; daß ſie nur mit ihres Mannes Augen ſehen, und ſeine Ausſprüche als Orakel betrachten ſollen.

Da ich einmal von den Begriffen rede, welche ein Theil der Mannsperſonen über das weibliche Geſchlecht und über die Pflichten deſſelben hat, ſo finde ich hier die beſte Gelegenheit eine Schrift einzurücken, welche unter den Papieren des berühmten Nicolaus Klim gefunden worden. Es iſt bekannt, daß dieſer Mann in dem unterirdiſchen Reiche Potu die Gewohnheit abſchaffen wollte, welche das weibliche und männliche Geſchlecht einerley Rechte genießen ließ, und bisher ſowohl eines als das andre ohne Unterſchied zu Ehrenſtellen erhoben hatte. Die Schrift, welche er zu dieſem Ende aufſetzte, und der er ſeine Landesverweiſung in das Jurmament zu danken hatte, war folgende *).

Unter-

*) Eine der ſinnreichſten Schriften des berühmten Baron Holberg, die in verſchiednen Sprachen mit großem Beyfall aufgenommen worden, iſt Nicolai Klimii iter ſubterraneum. Sein bergenſcher Student Klim thut, indem er eine Höle bey ſeiner Vaterſtadt erforſchen will, einen Fall

Unterthänigſter Vorſchlag des Skabba an die Regierung von Potu, die Ordnung der Natur wieder herzuſtellen, und das weibliche Geſchlecht von den Aemtern auszuſchließen.

Durchlauchtigſter Fürſt und Herr,

Eure Hoheit geruhen, ſich gnädigſt zu erinnern, daß ich nunmehr geraume Zeit als Deroſelben Hofläufer meine Dienſte mit aller Treue und mit unermüdeten Eifer verrichtet, und ungeachtet ich in der obern Welt mir auf ein höheres und wichtigeres Amt hätte Rechnung machen können, dennoch hier mich in mein Schickſal ergeben, und die verächtliche Verrichtung, die ich auf mir habe, durch

in die Unterwelt, und gelangt daſelbſt in die Landſchaft Potu, wo lauter geſunde Vernunft und Bedachtſamkeit herrſcht, und wo man ihm wegen ſeines für dieſe Landesart allzugeſchwinden Begriffs Verſtand und Fähigkeit abſpricht. Man gab ihm aus Verachtung den Namen Skabba d. i. der Hurtige, und fand keinen andern Vorzug an ihm, als ſeinen geſchwindern Gang, weswegen er zum Hofläufer erklärt ward. In dieſem Lande waren Neuerungen etwas ſeltnes, weil ein jeder, der dergleichen vorſchlug, ſich mit dem Strick um den Hals der Prüfung des Senats unterwerfen mußte. Befand man ſie in dem Staate zuträglich, ſo ward der Erfinder im Triumph zurück gebracht, befand man aber das Gegentheil, ſo ward der Strick zugeſchnürt. Klim wollte ſich ſchlechterdings von ſeiner ihm verächtlichen Bedienung empor ſchwingen. Er that auf ſeinen geſchwinden Füßen eine Reiſe um den ganzen unterirdiſchen Planeten Nazar, auf welchem das Land Potu liegt, und machte da eine Menge Entdeckungen. Da dieſes Verdienſt von den ekeln Potuanern zwar gebilligt, aber nicht für groß geachtet ward, ſo wagte er es, nach Landesgebrauch mit dem Stricke um den Hals einen neuen Vorſchlag zu thun. Er wollte Potu auf gleichen Fuß mit Europa geſetzt, und das Frauenzimmer von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen wiſſen. Nach dieſem Plane, der ganz in dem obgedachten Buche enthalten iſt, hat der Fremde ſein Schreiben ausgebildet.

meine Begierde dem gemeinen Wesen nicht blos mit meinen Beinen, sondern vielmehr mit meinem Kopfe zu dienen, dem Staate nützlich und ersprießlich gemacht. Es ist bekannt, was ich durch meine Reise um den ganzen Planeten Nazar der Erdbeschreibung für ein Licht aufgesteckt, und wie viele Völker, deren Namen sonst nicht einmal gehöret worden, ich dadurch entdecket habe, als deren verschiedne Sitten uns in vielen Dingen zum Beyspiele dienen, und die Vortheile einer guten Einrichtung in einem Staate handgreiflich erweisen können. Diese durch die Geschwindigkeit meiner Beine vorzüglich vor allen andern Einwohnern dieses Planeten erlangte Erfahrung, und besonders der bejammernswürdige Zustand des Landes Cocklecu *), den ich selbst mit Augen angesehen, und genugsam zu beschreiben nicht vermag, setzen mich in den Stand, dem Potuanischen Staate mit einem unterthänigsten Rathe an die Hand zu gehen, dessen gnädiger Aufnahme ich mich schon im voraus versichert halte, da ich gewiß bin, daß Eure Hoheit nach Dero weisen Einsicht sowohl die Wichtigkeit als die Gründlichkeit desselben erkennen werden. Ich bezeuge hiebey, daß mich nicht der geringste Bewegungsgrund von Haß, Eigennutz, oder Ehrgeiz dazu angetrieben, sondern daß ich einzig und allein aus einer unauslöschlichen Begierde, das wahre Beste dieses Landes zu befördern, mit diesem Vorschlage hervortrete. Alles andre überlasse ich blos der großmüthigen Erkenntlichkeit, die Eure Hoheit allezeit gegen die Verdienste zu bezeugen pflegen; und ungeachtet ich auf die Zuverlässigkeit meiner Vorschläge ein billiges Vertrauen setzen könnte, daß ein Rath, der dem Staate höchstnützlich ist, auch für mich nicht ganz fruchtlos seyn, und

*) Klim iter subterran. p. 138. ist Cocklecu eine Landschaft, wo Frauenzimmer allein öffentlichen Aemtern und Häusern vorstehen, und Mannspersonen in einer völligen Abhängigkeit sind.

und mir wenigſtens einige Ehre zur Belohnung bringen würde, ſo habe ich doch nicht den geringſten Gedanken dabey gehabt, als ob ich durch ſolche Bemühungen, meines verächtlichen Läuferamts entlediget zu werden, und die Schande, die man in den bisher gefällten nachtheiligen Urtheilen von meiner Geſchicklichkeit der ganzen oberirdiſchen Welt angethan, durch Erlangung eines anſehnlichen Ehrenamts abzuwiſchen ſuchen wollte.

Ich habe nehmlich aus langer Erfahrung und nach reifem Nachdenken, es als eine dem Staate höchſtverderbliche und wider alle Billigkeit ſtreitende Sache befunden, daß man in dieſem Lande der Gewohnheit aller andern ober- und unterirdiſchen Völker entgegen, den Verſtand nicht nach dem Geſchlechte unterſcheidet, ſondern das weibliche Geſchlecht in allen Stücken dem mannlichen gleich ſchätzt, ihm auch den Zutritt zu Ehrenämtern vergönnet, und ſich durchaus ſo verhält, als ob beiden Geſchlechtern gleiche Rechte zukämen. Wie unbillig dieſes die gemachte Ordnung der Natur zerſtöre, getraue ich mich durch folgendes augenſcheinlich zu erweiſen; weil nehmlich

1) Das weibliche Geſchlecht, wie niemand in Zweifel ziehen kann, das ſchwächſte iſt, welches der Augenſchein nicht allein an vernünftigen, ſondern auch an allen unvernünftigen Geſchöpfen lehrt. Nun iſt es ja nicht allein ſchimpflich, ſondern auch wider die Ordnung der Natur, daß der Schwächere dem Stärkeren befehle. Denn ungeachtet ich nicht läugnen kann, daß das Befehlen nicht Kräfte des Leibes, ſondern Stärke des Verſtandes erfodert, welche eben nicht allemal in einem nervichten Körper wohnet; ſo iſt es doch ſchmerzlich unter desjenigen Herrſchaft zu ſtehen, deſſen Schwäche man kennt. Gleichwohl iſt dieſes leider! unvermeidlich, wenn Frauenzimmer in hohen Ehrenſtellen ſitzen, und ſo manche ehrliche Mannsperſonen in niedrigern Aemtern gebraucht werden,

welche sodann zu unauslöschlicher Schande des männlichen Geschlechts ihren Heldenmuth dem Eigensinne solcher Personen unterwerfen müssen, die es nimmermehr wagen dürften, sich in ein Handgemenge mit ihnen einzulassen. Was dieses für ein beißender Schimpf sey, erhellet noch weiter daraus, weil

2) Das weibliche Geschlecht zu dem Endzwecke geschaffen ist, dem männlichen unterthänig zu seyn. Es ist ein alter und von Anfang der Welt her in Uebung erhaltner Gebrauch, daß der Stärkere allezeit das Recht hat, über den Schwächern zu herschen. Die mächtigsten Reiche haben keinen andern Ursprung als diesen gehabt. Das Recht des Stärkern ist das allerkräftigste Recht der Natur, welches nicht in ohnmächtigen Gesetzen bestehet, sondern einen jeden mit unüberwindlicher Gewalt zwingt, es zu erkennen und zu verehren. Durch dieses Recht können wir Mannspersonen von dem andern Geschlechte nicht allein Unterthänigkeit fodern, sondern auch uns dieselbe mit leichter Mühe verschaffen. Die Natur hat nichts umsonst gethan. Folglich hat sie auch nicht vergeblich Macht und Stärke in unsre Arme geleget; und wer zu schwach ist, dieser zu widerstehen, mag sich über die Natur beklagen, daß sie ihm nicht mehr Kräfte verliehen hat. Genug, wir können aus unsrer Stärke schliessen, daß wir zu Herren des weiblichen Geschlechts gebohren sind.

3) Dieses Recht der Herrschaft giebt uns auch das Recht, von diesem Geschlechte zu fodern, daß es nicht so viel Verstand und also auch nicht so viele Geschicklichkeit zu den Ehrenämtern besitzen soll, als wir. Denn da es sich nicht schickt, daß derjenige, welcher gehorchen soll, mehr Verstand habe, als der, dem es obliegt zu befehlen; so ist es höchstungereimt, daß das weibliche Geschlecht Verstand haben soll. Und es wäre hingegen billig, daß ein

jedes

jedes Frauenzimmer ſich dahin beſtrebte, und ſich eine Tugend daraus machte, durchaus nicht einmal ſo klug zu ſeyn, als die allergeringſte Mannsperſon.

4) Sowohl dieſe Pflicht des weiblichen Geſchlechts, ſo wenig Verſtand, als möglich, zu haben, als das Recht des männlichen, ihm zu befehlen, und folglich ihm die Verrichtungen aufzubürden, die die Mannsperſonen für zu ſchlecht oder für zu mühſam für ſich halten, ſollte genug ſeyn, das Frauenzimmer zu überzeugen, daß keine andern Beſchäftigungen für ſie gehören, als die häuslichen Verrichtungen, und die Sorge beſtändig ihren Männern gefällig zu ſeyn; Achtung zu geben, was ſie gebieten, und mit Furcht und Ehrerbietigkeit zu ſorgen, daß dieſe nicht etwas an ihnen finden, ſo ihnen misfällig ſeyn könnte. Denn dieſes ſind die wahren Folgen, welche aus der Schwäche ihres Leibes, die ſie der Natur zu danken haben, und aus der Schwäche ihres Verſtandes, dazu ſie, wie ich oben erwieſen, verbunden ſind, unumſtößlich herfließen.

5) Endlich kann ich nicht unberührt laſſen, daß die zum Schimpfe des ganzen männlichen Geſchlechts bisher eingeriſſne Verwaltung der Ehrenämter, durch ſolche obzwar ſchwache Perſonen, dieſen mit der Zeit Anlaß geben könnte, das männliche Geſchlecht ganz unter das Joch zu bringen, und ſich nach und nach eine unumſchränkte Herrſchaft über uns anzumaſſen. Ich kann die Gefahr, welche dem ganzen männlichen Geſchlechte, ja dem ganzen Staate hieraus bevorſteht, nicht ohne Zittern und Beſtürzung betrachten, da ich auf meinen oberwähnten Reiſen in der Landſchaft **Coklecu** leider mit der größten Betrübniß ein entſetzliches Exempel geſehen, wie weit die Herrſchſucht dieſes Geſchlechts gehen kann, als an welchem Orte die Mannsperſonen unter einem kläglichen Joche ſeufzen, und alles dasjenige verrichten müſſen, was

der Natur und der Billigkeit nach, dem andern Geschlechte obliegt, und bey den häuslichen Verrichtungen, zu denen sie angehalten werden, ihrer Herrschaft und ihrer angebohrnen Vorzüge beraubt sind. Es ist bekannt, daß niemand mit gröſsrer Strenge herrsche, als wer sich seiner Schwäche bewuſst ist. Und was für ein Schicksal würde uns also bestimmt seyn, wenn der unersättliche Ehrgeiz dieses Geschlechts, nachdem sie sich nach und nach durch List und Geschicklichkeit der höchsten Ehrenämter bemächtiget hätten, ihm in den Sinn gäbe, alle Herrschaft auf sich zu bringen, und uns in eine schimpfliche Dienstbarkeit zu verstoſsen?

Ich meines Orts habe mich aus Eifer für die Ehre und für das Wohl dieses Staats nicht gescheuet, diese bittre Wahrheit dem Neide zu Trutze zu entdecken, und ungeachtet ich wohl weis, was für ein hartes Gesetz diejenigen zum Galgen verdammet, deren Vorschläge vor dem Potuanischen Rathe keinen Beyfall finden; so bin ich doch eines Theils gewiſs versichert, daß man aus obangeführten Gründen, welche durch eine durchgängige Gewohnheit aller andern Völker bestätiget werden, die Wahrheit und Wichtigkeit meiner Meynung erkennen werde, andern Theils, wenn der Neid oder die übermäſsige Macht des andern Geschlechts in so weit die Oberhand gewinnen sollte, daß ihnen ferner erlaubt würde, nicht allein uns an Verstande gleich zu seyn, sondern auch mit unsrer und des Staats Gefahr öffentliche Aemter zu verwalten: so habe ich Muth genug, als ein Märtyrer der Ehre des männlichen Geschlechts zu sterben, und will an allem Uebel und Verderben, welches in künftigen Zeiten daraus entstehen und meine itzige gute Meynung rechtfertigen könnte, unschuldig seyn.

In dieser ernsten Entschlieſsung, doch aber auch in der Hofnung, daß meine gute Meynung einen bessern Ausgang haben werde, ist mein unterthänigster Vorschlag,

daß

daß Eure Hoheit durch ein öffentliches Geſetz die Natur wieder in ihre Rechte einſetzen und verordnen wolle, daß das Frauenzimmer hinfüro von allen Aemtern ausgeſchloſſen werde; und dafern man Bedenken hätte, hierinnen ohne Umſchweif zu verfahren, oder auch damit dieſes liſtige Geſchlecht nicht im Stande ſey, ferner etwas wider die Ordnung der Natur zu unternehmen; ſo würde man dieſes unmaßgeblich durch folgende heilſame Anordnungen von ſelbſt erhalten können:

1) Das Frauenzimmer ſoll zu nichts anders erzogen werden, als aufs höchſte einen muntern Einfall zu haben, eine Kleidung auszuſuchen, und eine Tafel anzuordnen.

2) Damit ſie ſich nicht mehreres einkommen laſſen, ſollen ſie nur halb und verſtümmelt ſchreiben lernen.

3) Sie ſollen kein Buch leſen, welches den Verſtand beſſert.

4) Ihre gröſte Ehre ſoll in ihrer Schönheit beſtehen.

5) Man ſoll allezeit behaupten, daß ein Frauenzimmer nicht unſchuldig ſeyn könne, wenn es viel Verſtand hat.

6) Es ſoll eine Schande für eine Frau ſeyn, wenn ſie klüger iſt, als ihr Mann.

7) Wenn eine Frau ſich unterfängt, ihrem Manne Rath zu geben; ſo ſoll er berechtigt ſeyn, ihr zu antworten, daß er es beſſer, als ſie verſtehe, daß ſie ein ſchwaches Werkzeug ſey, und daß ſie mehr Ehrerbietigkeit gegen ihn haben ſollte, als daß ſie ſich unterſtünde ihm einen guten Rath zu geben.

Ich prophezeyhe mir mit allem Grunde, die glückliche Wirkung dieſer löblichen Anſtalten zu ſehen, und ich kann nicht ohne ſonderbare Rührung des Herzens bedenken, wie viel dieſes beytragen wird, das männliche Geſchlecht in ſeine Rechte wieder herzuſtellen, und ſie des

ungestörten Besitzes derselben auf ewig zu versichern; als welches dadurch nothwendig nicht allein die Oberhand behalten, sondern auch allezeit das klügste und geschickteste bleiben wird.

Zu Potu am vierten des Dornstrauch-Monaths im 3005ten Jahre nach der großen Ueberschwemmung.

Skabba.

X.

Den 8ten Jun. 1745.

Zween meiner guten Freunde finden ein besondres Vergnügen daran, wenn sie Gelegenheit haben, eine Abbildung ihrer Erziehung und ihrer vormaligen Lehrmeister zu geben. Die Erzehlungen, die ich mehr als Einmal von ihnen gehöret, und die Gegeneinanderhaltung der zwey ganz verschiednen Gemälde, die sie hiervon zu machen pflegen, haben mir nicht ohne Annehmlichkeit zu seyn geschienen. Es ist mir vorgekommen, als ob diese zween Lehrer meiner Freunde würdig genug wären, die Häupter zwoer Secten in Erziehung der Jugend zu seyn, von welchen die schlimmste die meisten Anhänger hat. Da die Erinnerung eines überstandnen Uebels ordentlicher Weise Vergnügen bringt, so bin ich gewiß, daß es nicht wenige geben muß, die sich an der Abschilderung des Mastigius belustigen werden. Denn die Secte dieses fürchterlichen Mannes ist unter den Lehrmeistern so stark, daß bey vielen meiner Leser das Andenken desjenigen aufwachen wird, was sie in den erstern Jahren ihres Lebens unter den Händen solcher Mastigianer erlitten haben.

Masti-

Maſtigius war ein Schulmann, deſſen Eltern in ſeiner Kindheit lange Zeit in Zweifel geſtanden, ob ſie ihn dem Pfluge oder den Büchern widmen wollten. Nachdem er einige Jahre bald in die Schule gegangen, bald ſeines Vaters Pferde und Ochſen geführt und gepeitſcht, bald ſich mit ſeines gleichen gebalget hatte, ward es endlich Ernſt, daß Maſtigius ſtudieren ſollte. Er rang ſich durch alle Claſſen und durch alle Strefen der gemeinen Schulen hindurch, und brachte endlich Lateiniſch und Griechiſch, einen gehärteten Rücken, eine ſchwere Hand und einen groben Sinn auf die hohe Schule. Es glückte ihm, daß ihm nach kurzer Zeit die Kinder eines Edelmanns zur Unterweiſung anvertraut wurden. Er wußte von keiner geſchickten Art, wie man der Jugend etwas leichtlich beybringt, er hatte keinen ſonderbaren Vortrag, er hatte auch nichts an ſich, was Vertrauen und Liebe erwecket. Er nahm daher ſeine Zuflucht zu demjenigen Wege zu unterrichten, welcher die wenigſte Kunſt erfoderte, und wozu er, ſtatt Verſtandes und Nachſinnens, nichts als eine Hand und einen Stock nöthig hatte. Dieſes gewaltſame Mittel füllte das Gedächtniß ſeiner Untergebnen in gröſſter Geſchwindigkeit mit einer Menge lateiniſcher Wörter und Redensarten. Sie hatten an ihren Narben beſtändige Denkzeichen desjenigen, was ſie gelernt hatten, und ſie konnten daſſelbe nicht ſo leicht vergeſſen, da eine jede Stelle an ihrem Leibe, wo ſie hinfühlten, ſie an eine Stelle aus dem Phädrus, oder an eine Regel aus der Grammatik erinnerte. Man erſtaunte über die Geſchicklichkeit, womit er ſeine Schüler in ſo kurzer Zeit gelehrt gemacht hatte, und dieſes brachte ihm einen Ruhm zuwege, woran das Glück, nehmlich die Fähigkeit der Lernenden, und der Stock der ordentliche Mitgehülfe und College der Schulhalter, ſich mehrern Antheil, als er ſelbſt, zuſchreiben konnten.

Durch diese Thaten erhielt er ein Schulamt in einer nahgelegnen kleinen Stadt, und aus der ganzen Gegend schickten die Eltern, die ihre Kinder gern los seyn wollten, ihm Züchtlinge zu. Er unterließ auch nicht, der Erwartung und dem Vertrauen so vieler wackern Leute Genüge zu thun, und von vier Uhr des Morgens bis des Abends um neun Uhr, auch die kurze Zeit des Essens nicht ausgenommen, hörte man in seinem Hause nichts, als mit Wehklagen unterbrochne lateinische und griechische Worte der Schüler, neuerfundne Schimpfreden des Lehrmeisters, und Strafpredigten, deren Ende allezeit, wie eine Italiänische Komödie, auf das Schlagen hinauslief. Es war seine beständige Meynung, daß aus einem Menschen niemals etwas werden könnte, wenn er nicht eine gewisse Anzahl Schläge bekäme, und damit er das Verderben so vieler ihm anvertrauten Seelen nicht auf seinem Gewissen hätte, so wollte er zu ihrer Wohlfahrt lieber zu viel, als zu wenig thun. Nicht sowohl er, als sein Stock war der wahre Lehrmeister seiner Jugend. Dieser lehrte schreiben, singen, Worte erklären; dieser unterwies sie in den Alterthümern, in der Vernunftlehre; und war manchen Lehrern ähnlich, welche in Dingen Unterricht geben, die sie selbst nicht verstehen. Dieses war noch nicht genug, er verjagte sogar die Krankheiten, er vertrieb die Schmerzen, die er selbst verursachet, und er stillte sogar die Galle durch eben das Mittel, wodurch er sie gegen sich erreget hatte. Es ist also nicht ein gewisser Arzt, welcher erst neulich ein Buch vom Prügeln geschrieben, sondern Mustigius, durch den die heilsame Wahrheit erfunden worden, daß die Schläge ein allgemeines Mittel wider die meisten Krankheiten seyn, und die allergesundeste Bewegung im Blute hervorbringen sollen. Seine größte Sorge war, daß das Gedächtniß seiner Untergebnen nicht ungebraucht liegen möchte, und seine geringste, daß sie wohlgezogen wären. Man kom-

re

te von ihnen ungefähr sagen, wie Tacitus von den alten Deutschen, daß die Hofnung des Vaterlands unter Schmutz und Unflath aufwüchse *). Gleichwohl so wenig er sich sonst um ihre Sitten bekümmerte, so sehr war er ihrer Lust und ihren Ergetzlichkeiten zuwider. Er konnte nicht leiden, wenn ihm jemand mit einem lächelnden Gesichte zu nahe kam; dennoch konnte er auch nicht leiden, wenn jemand sauer sah. Er schlug die Lustigen ihrer Leichtfertigkeit, und die Ernsthaften ihres mürrischen Wesens wegen. Denn weil er nicht so viel Ueberlegung hatte zu wissen, warum er sie strafen sollte, so züchtigte er sie über alles, damit er die rechte Ursache nicht verfehlen möchte. Sehr selten hatten sie Erlaubniß, eine Stunde von ihren Büchern zu feyern. Zu diesen Zeiten war sein gröstes Vergnügen, seinen Schülern aufzulauern, und sein Triumph war, sie wenn sie sich lustig machten oder spielten, mit dem Stocke in der Hand, gleichsam aus einem Hinterhalte, zu überfallen, und zu zerstreuen. Wenn er endlich recht aufgeräumt war, und seinen Untergebnen ein Vergnügen machen wollte, so erzählte er ihnen alles, was er vorhin in seinen Schuljahren ausgestanden hatte. Er zeigte ihnen die Narben, die ihm seine Lehrmeister geschlagen, als Ehrenmahle des Kampfes, dadurch er diesen Ruhm errungen, indem er itzo stünde. Er beschrieb dieses so nachdrücklich, daß er seine Schüler dadurch fest überredete, als ob sie in recht güldnen Zeiten lebten, und unter einem recht sanften Joche stünden, und daß sie sich glücklich priesen, daß sie nicht vierzig Jahr eher auf die Welt gekommen waren. Die Schläge, die er in seiner Jugend bekommen, betrachtete er als ein anvertrautes Gut, welches er den Nachkommen wiedergeben müßte. Daher war seine ordentliche Rede: „So ist mir es gegangen, ehe ich ein recht

*) In omni domo nudi ac fordidi, in hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt. *Tac. de mor. Germ. c.* 20.

„rechtschaffner Mann worden bin; so soll es euch auch ge„hen! Und er hätte geglaubt, wider das Recht der Dankbarkeit und der Wiedervergeltung zu handeln, wenn er einen einzigen mit einer leichtern Zucht durchgelassen hätte, als er selbst gehabt. Wenn sich jemand merken ließ, daß er etwas gern gewollt hätte, so war dieses schon Ursache genug, daß er es nicht erhielt. Dieses nennte er, den Willen seiner Untergebnen brechen. Er glaubte dadurch, sie zum Gehorsam und zur Unterdrückung ihres Eigensinns zu führen; er erhielt aber damit, daß sie ein beständiges Mistrauen gegen ihn hatten, und daß sie ihm niemals entdeckten, was sie wünschten. Gleichwohl verlangte er bey dieser Aufführung ein unwandelbares Vertrauen, und was das lächerlichste war, so schalt und schlug er sie darüber, daß sie Vertrauen zu ihm haben sollten, welches eben so viel ist, als einen von sich stossen, indem man verlangt, daß er zu uns kommen soll. Seiner Gesichtsbildung nach, soll er einem Husaren sehr ähnlich gesehen haben. Einige sagten gar, er wäre wirklich ein Husar gewesen, und von den Türken gefangen worden, da er denn in der Sklaverey mit seinen eignen Schmerzen gelernt hätte, wie man bey allem Flehn unerbittlich seyn könne, wie man bey der geringsten Kleinigkeit mit Stock und Peitschen wüten, einen Menschen, der sich wie ein Wurm windet, ohne Barmherzigkeit ansehen, und an einem blauen Auge, an Händen voller Striemen und Beulen, und an einem blutigen Rücken sein Vergnügen finden sollte; und hierdurch sey er zu seinem nachherigen Schulamte gehärtet und ausgerüstet worden. Ich halte aber dieses für eine bloße Nachrede, da man Exempel genug sieht, daß Leute dieses lernen können, ohne jemals einen Husaren oder die Sklaverey mit Augen gesehen zu haben.

Wenn man fragt, was Mastigius für Leute gezogen, so kann man ihm zum Ruhme nachsagen, daß er niemals

niemals einen Schüler nach der Univerſität Kopenhagen abgefertigt, der bey dem über ihn gehaltnen Examen der Künſte nicht ſeine zwölf Bene! überflüßig voll gehabt, und der mit einem betrübten Mediocrem und Illum zurück gewieſen worden wäre *). Sie redeten Latein, wie ihre Mutterſprache; und ihre Mutterſprache, wie ein Küſter, den Küſter zu Bergen **) ausgenommen, Latein redet. Hierbey aber waren ſie entweder aus der Maaße unverſchämt, oder aus der Maaße ſchüchtern, oder auch wohl beides zuſammen; das erſtere wenn es darauf ankam, eine Thorheit zu unternehmen, um das andere, wenn erfodert wurde, ſich artig und höflich zu bezeigen. Mit großer Mühe konnte der Umgang und die Welt bey reifern Jahren an einigen die Scharten wieder auswetzen, die ihnen eine ſolche Härtigkeit in der Erziehung gemacht hatte. Wenn es denn einmal geſchah, daß aus einem ſeiner Schüler etwas ward, und derſelbe nicht allein wegen ſeiner Geſchick-

*) Die nach Kopenhagen gehenden Studenten werden gleich bey ihrer Ankunft, die meiſtens um Johannis zu geſchehen pflegt, geprüft. Man nennt dieſes Examen in Abſicht auf die ehemals dabey vorgefallenen Gebräuche Depoſition. Sie erhalten mehrere oder weniger Bene nach der Anzahl der Wiſſenſchaften, die ſie erlernt zu haben angeben, und nach dem Maße der Fertigkeit, die ſie im Antworten bezeigen. Bey dem zweyten oder dem philoſophiſchen Examen hat man in der Cenſur drey Grade, die Laudabilis, Haud illaudabilis und Haud contemnendus genannt zu werden pflegen. Anſtatt des geringſten Grades, oder Haud contemnendus iſt auch von alten Zeiten her Illum im Gebrauche. Es ſcheint irgend ein elliptiſcher Ausdruck darunter zu ſtecken, und vielleicht iſt es eine Anſpielung auf die Stelle beym Juvenal: Illud quod dicere nolo.

**) Dieß bezieht ſich auf den gelehrten Nikolaus Klim, deſſen Begebenheiten Holberg in ſeiner artigen unterirdiſchen Reiſe beſchrieben. Denn Klim ward nachdem er kleine und große Rollen in der Unterwelt geſpielt, zuletzt Küſter in ſeiner Vaterſtadt Bergen.

ſchicklichkeit, ſondern auch wegen ſeiner guten Aufführung gelobt wurde: ſo wünſchte er nicht allein ſich ſelbſt deswegen Glück, als ob dieſes die Früchte ſeines Steckens wären, ſondern er machte allezeit ſeinen Schülern eine prächtige Erzehlung davon, welche ſich mit dem Ausrufe ſchloß: Das iſt meine Zucht. Er hatte aber nicht allzu oft Gelegenheit, ſich dergleichen Lobreden zu halten. Denn die meiſten, die er erzogen hatte, waren der Wiſſenſchaften überdrüßig worden, und ſo bald ſie ihren fürchterlichen Zuchtmeiſter los waren, wollten ſie auch von allem nichts wiſſen, was ſie mit ſo vielem Widerwillen von ihm gelernt hatten. Die meiſten hatten alſo keinen andern Vortheil von dieſer Art der Erziehung, als eine üble Lebensart, ein verderbtes Gemüth, und einen Haß gegen die Wiſſenſchaften.

Der andre von meinen Freunden hat den Meliſtosmus zum Lehrmeiſter gehabt. Dieſer Mann hatte ſo wenig das Anſehen eines Peinigers der Jugend, daß diejenigen die in ſein Haus kamen, öfters glaubten, ſie hätten ſich verirrt, ſo bald ſie ihn zum erſtenmal erblickten. Denn er ſah nicht allein freundlich aus, ſondern er hatte auch nicht die gezwungne Höflichkeit und das erpreßte Lächeln an ſich, womit andre ſeines gleichen ihren Wolfspelz zu verdecken und ihren zukünftigen Schülern den Eintritt zu ihrer Marter ſüß zu machen ſuchen. Er war allezeit, wie er ſich vom Anfange zeigte, nehmlich er hatte eine gewiſſe Freyheit und Gutheit in ſeinem Weſen, welche alle ſeine Untergebnen aufgeräumt machte. Er redete von den Sachen, die er vortrug, nicht allzulange, auch nicht um ſich ſelbſt lehren zu hören, ſondern die Augen ſeiner Zuhörer waren dasjenige, wornach er ſich richtete. Aus dieſen las er, ob ſie ihn verſtanden hatten, oder nicht. So bald er merkte, daß man ihn nicht begrif, ſo wiederholte er es mit einer ſolchen Veränderung, daß man glaubte,

er

*) Nikolaus Klim.

er ſage nicht dasjenige, was man ſchon gehört hatte, ſondern etwas ganz neues. So fuhr er fort, bis er wußte, daß er verſtanden ward, ohne jemals ſauer zu ſehen, und über die Ungelehrigkeit der Lernenden mürriſch zu werden. Er ſagte nicht allein, daß er gefragt ſeyn wollte, wenn ſie ſeine Meynung nicht faßten; ſondern er nahm auch ihre Fragen und Zweifel, nicht als ein Kennzeichen der Schwäche des Verſtandes, ſondern als Merkmahle der Ueberlegung auf. Er löſte nicht ſo wohl ihre Fragen auf, als er ihnen den Weg zeigte, ſie ſelbſt aufzulöſen, und er half, wie Sokrates, ſeinen Zuhörern durch allerley Fragen, ihre Gedanken auseinander wickeln und zur Welt bringen. Wenn er ſelbſt Fragen an ſie that, ſo brachte ſein Geſicht ihnen nicht zugleich eine Verwirrung bey, die ſie hinderte zu bedenken, was ſie antworteten, ſondern es machte ihnen Muth, alles zu ſagen, was ſie dachten. Wenn er im Lehren begriffen war, und einen Mangel der Aufmerkſamkeit beobachtete; ſo ſtrafte er denſelben damit, daß er allerley Dinge redete, von denen ſeine Schüler leicht wiſſen konnten, daß ſie falſch waren. Sobald man ihn hieran nicht erinnerte, erinnerte er ſich ſelbſt, und wenn er dreymal etwas falſches geſagt hatte, ohne daß es jemand bemerken wollen, nahm er mit dem Schluße Abſchied, daß er das übrige den Wänden ſagen wollte, die ebenfalls gelaſſen und taub dabey ſeyn würden, er möchte reden was er wollte. Hierdurch machte er, daß jeder beſtändig auf ihn Achtung gab, weil es ohnedem der Natur ganz gemäß iſt, daß man auf nichts lieber Achtung giebt, als wenn man ſeine Scharfſichtigkeit in Bemerkung der Fehler beweiſen kann. Wenn er über eine verdrießliche Materie etwas lange und tiefſinnig geſprochen hatte, hielt er hierauf ein wenig inne, und fragte, was neues vorgienge, oder hielt allerhand gleichgültige Unterredungen. Da er ein Franzoſe war, (welcher Nation man mit Rechte eine ſonderbare Geſchicklichkeit im Un-

terrichten, und zugleich auch eine sonderbare Neigung, kleine artige Lieder zu singen, zuschreiben kann,) so erzehlte man ihm bey solcher Gelegenheit die neuesten Gesänge, die man hatte. Er ließ sich vorsingen, alle seine Zuhörer machten einen Chor zusammen, und er selbst stimmte den Baß dazu an. Wenn dieses Zwischenspiel zu Ende und seine Zuhörer wieder ermuntert waren, fuhr er in seinem Unterrichte fort; und durch diese Methode behielten die lernenden beständig einen muntern und ruhigen Geist, welcher durch keine Furcht oder Niedergeschlagenheit gestöret ward. Ihr Gemüth war beständig in der Gelassenheit, die erfodert wird, wenn man etwas nicht blos mit dem Gedächtnisse, sondern mit allen Kräften seines Verstandes fassen soll.

So wie der Unterricht beschaffen war, so war auch die übrige Erziehung. Er schien nicht der Aufseher seiner Untergebnen, sondern ihr Wirth zu seyn, welchem aufgetragen wäre, dafür zu sorgen, daß es ihnen nicht an Zeitvertreibe fehlte. „Er mengte sich in alles ihr Vergnügen, weil er wußte, daß er es nicht störte; und man wollte ihn dabey haben, weil er es durch ein Salz angenehm machte, welches auch den lustigsten reizender seyn muß, als ein schwärmender Muthwille. Er hatte nicht nöthig ihnen, ihrer Sitten wegen, viel Erinnerungen zu thun. Denn bey seiner Aufführung gegen sie, bildeten sich alle von selbst nach einer anständigen Freyheit. Keine Sitten sind besser, als wenn man recht natürlich handelt; und alsdann handelt man am wohlanständigsten, wenn man durch kein Mistrauen und durch keine Furcht, als die gewöhnlichen Ursachen, welche die Manieren der Jugend verderben, beklemmet wird. Denn man macht es niemals übler, als wenn man beständig bange ist, daß man es übel machen möchte. Melistomus hatte nicht nöthig, Vertrauen von seinen Schülern zu fodern, denn er machte es ihnen, weil er wußte, daß man sich dasselbe

nicht geben kann, ſondern aus der Aufführung eines andern ſchöpfen muß. Kurz, ſie wurden durch ihn gelehrter, als man durch den **Maſtigius** werden konnte, weil ſie mit allen Kräften ihres Verſtandes lernten den Jachzorn, und nicht immer einen Theil derſelben gegen ihres Lehrmeiſters auf der Wache halten mußten; ſie wurden wohlgezogener, weil er die Natur nicht hinderte, ſie dazu zu machen, ſie waren von beſſern Gemüth, weil ſie durch keine Furcht und durch kein Mistrauen falſch gemacht waren; und wenn ſie aus der Schule in die Welt kamen, ſo durfte dieſe ſie nicht erſt umgießen, und von vorne anfangen, an ihnen zu arbeiten, ſondern ſie durfte nur bey ihnen fortfahren, wo **Meliſtonus** aufgehört hatte.

XI.

Den 15ten Jun. 1745.

Man iſt itzo hier ſo ſehr als irgendswo mit einem löblichen Eifer beſchäftigt, die geſchriebenen Ueberbleibſel des Alterthums, oder auch neuere Papiere verſtorbner Männer zu durchſuchen, und was man unter denſelben merkwürdiges findet, mitzutheilen. Die Geſchichte der Däniſchen Könige aus dem Geſchlechte des Canut *), welche aus dem Isländiſchen überſetzt im Drucke erſcheint, die Egyptiſchen Reiſen des Capitäns

*) Knydlinga-Saga, Chronik der Knudlinger oder der Könige von Dänemark aus dem Geſchlechte Canut des Groſſen iſt eine Isländiſche Schrift die anitzo oft zu Erläuterung der alten Däniſchen Hiſtorie angeführt wird. Sie fängt mit dem K. Gorm im zehnten Jahrhundert an, und geht bis in dieſelbigen Zeiten, in welche Saxo geht, nehmlich bis unter Canut VI. Man hat dieſes Werk, weil es bey allen ſeinen Fehlern, in ſeiner Art das vollſtändigſte iſt, nach

Norden *), an welchen man mit groſſem Fleiſſe arbeitet, und welche ein Zeugniß von der königlichen Großmuth geben

nach den Handſchriften der Kopenhagner Univerſitätsbibliothek bereits ums Jahr 1745 dem Drucke übergeben, und dem Isländiſchen Original eine lateiniſche Ueberſetzung beygefügt. Es iſt auch, Titel und Vorrede ausgenommen, vorlängſt abgedruckt, aber noch nicht dem Publico übergeben.

*) Voyage d' Egypte et de Nubie Copenh. 1755 zween Theile in Groſſfolio iſt ein prächtiges Denkmahl von des Hochſeligen Königs Chriſtian VI. Freygebigkeit und Liebe für die Wiſſenſchaften. Er ließ in den Jahren 1737 und 38, den Capitain Norden nach Aegypten reiſen, um die daſigen Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, und ſelbſt die Waſſerfälle des Nilſtroms auf der nubiſchen Gränze zu beſichtigen und zu beſchreiben. Norden ſtarb nach vollendeter Reiſe auſſerhalb Landes den 22ſten Sept. 1742. Es bekam aber die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen den Auftrag, die Reiſebeſchreibung aus ſeinen Papieren in Ordnung zu bringen, und ein berühmter Nürnbergiſcher Künſtler, der ein perſönlicher Freund des Verfaſſers geweſen war, Tuſcher, ward nach Kopenhagen berufen, um ſeine Zeichnungen in Kupfer zu ſtechen. Dieſes koſtbare Werk iſt bald hernach ins Engliſche überſetzt worden, und einen franzöſiſchen Auszug davon hat man in Les voyageurs modernes. Paris 1760 in 12. Vol. II. Arnas Magnäus, ein Isländer, Profeſſor der Hiſtorie und der Alterthümer in Kopenhagen, hat den größten Vorrath von Isländiſchen Handſchriften beſeſſen, der jemals zuſammen gebracht worden. Bey ſeinem Tode 1730 hat er nicht allein ſeine ganze Bibliothek der Univerſität geſchenkt, ſondern auch ſein ganzes Vermögen zur Cultur der Nordiſchen Alterthümer beſtimmt. Es werden von den Renten deſſelben zween gelehrte Isländer und mit der Zeit auch Handſchreiber unterhalten, welche verpflichtet ſind, die Manuſcripte durchzuſtudieren, und nach und nach unter Aufſicht der dazu verordneten Profeſſoren wieder ans Licht zu ſtellen. Dieſe Stiftung iſt 1760 völlig ins Reine gebracht und vom Könige beſtätigt worden. Siehe die Dän. Fundation I. und Xten Theile.

ben werden, die auf ihre Unkoſten das Vergnügen der ganzen gelehrten Welt befördern wollen; die Sammlungen allerley kleiner alten Däniſchen Papiere ſind Merkmahle, daß man ſich den Untergang vieler herrlichen Nachrichten, der durch den vormaligen Brand verurſachet worden, zur Warnung dienen laſſen, dasjenige nicht im Finſtern einzuſchlieſſen, was der Welt nützen könnte; und daß es hier Leute genug giebt, denen es weder an Eifer noch an Vermögen fehlt, den Wiſſenſchaften ein Licht aufzuſtecken. Ein ſicherer Freund hat mir geſagt, daß man hier ſeit einiger Zeit beſtändig arbeite, die geſchriebnen Isländiſchen Bücher abzuſchreiben und zu überſetzen *).

Als ein Fremder, der verſprochen hat, ſeinen Lesern allerhand ſowohl allgemeine als dieſes Land insbeſondre betreffende Anmerkungen mitzutheilen, habe ich nicht

*) Klim. iter ſubterran. p. 96.
„Das Schatzmeiſteramt in Potu verwaltete damals eine „Wittwe Nomens Rabagnah, die wegen ihrer Redlich„keit und ihres groſſen Verſtandes für vorzüglich geſchickt „darzu gehalten ward. Sie hatte ihm ſchon lange vorge„ſtanden, und noch bey Lebzeiten ihres Mannes, der ob er „gleich auch im Schatzungsweſen erfahren war, ſich doch „gänzlich nach dem Rath und Willen ſeiner Frau richtete, „ſo daß man ihn eher ihren Amtsverweſer als ihren Mann „hätte nennen können. Er machte zwar auch in ſeinem eige„nen Namen Anordnungen, aber nur wenn ſeine Frau durch „Krankheit oder Wochenbette gehindert ward; und doch „ward nichts für völlig ausgemacht angeſehen, als bis es „ſeine Frau durch Unterſchrift und Siegel beſtätigte. Ra„hagnah hatte zween Brüder, von denen der eine Aufſeher „des Hofkellers und der andre Hofſchlachter war. Und ſie „erkühnten ſich nicht wegen ihres geringen Verſtandes, ſo „vornehm auch ihre Schweſter war, nach höhern Dingen „zu trachten. So gewiſſenhaft wurden die Aemter ausge„theilt.
Dieſe Stelle hat dem Fremden den Stoff zu ſeiner Erfindung gegeben.

allein dieſes nicht mit Stillſchweigen übergehen können, ſondern ich habe auch eine Ermunterung daraus genommen, dieſe Bemühung nachzuahmen, und zuweilen einige vorher noch ungedruckte Papiere in meinen kleinen Blättern der Vergeſſenheit zu entreiſſen. Ich will auch andern rathen, ſich auf ſolche Papiere zu befleißigen, damit ſie nicht Sachen, die beynahe von der erſten Preſſe noch naß ſind, wieder abdrucken laſſen dürfen, ohne zu ſagen, woher ſie ſie genommen haben. Ich habe ſchon neulich eine Schrift aus Nicolaus Klims Papieren eingerückt; und eben derjenige, der mir zu derſelben verholfen, hat mir auch einige Briefe gegeben, die Nicolaus Klim in der unterirdiſchen Welt geſammelt und ins Lateiniſche überſetzt hatte. Dieſe Briefe ſind einigermaßen unter die galanten zu rechnen, und ungeachtet die deutſche Sprache bey einigen für ſo wenig galant gehalten wird, daß ſie glauben, es klinge im Deutſchen eben ſo abgeſchmackt zu ſagen: Ich liebe Sie, als im Franzöſiſchen: Je vous aime; ſchön und zärtlich klinge: ſo glaube ich doch, ich werde die Erlaubniß haben, ſie lieber ins Deutſche als ins Franzöſiſche zu überſetzen, da auch Galanterien unter Eheleuten darinnen enthalten ſind, als welche in Franzöſiſcher Sprache ſonſt nicht ſehr im Schwange gehen.

Schreiben des Unterſchatzmeiſters Rabagni an ſeine Gemahlin die Oberſchatzmeiſterin Rahagnah im Reiche Potu.

Ich würde in meinen Amtsverrichtungen nimmermehr unter jemanden mit ſo großen Vergnügen ſtehen, als unter dir, meine allerliebſte Rahagnah! Wie viele Leute würden ein großes darum geben, wenn ſie denjenigen allezeit zum Freunde haben könnten, dem ſie ihres Amtes wegen untergeben ſind. Ich kann von dieſem wichtigen Glücke verſichert ſeyn, da die Oberſchatzmeiſterin

sterin nicht allein des Unterschatzmeisters vertrauteste Freundin ist, sondern da du auch das Ansehen, das du deines Amts wegen über mich hast, so oft es möglich ist, auszicheſt, und nichts als die zärtliche Freundschaft beybehältst, die uns zu Eheleuten gemacht hat. Ich sage dir dieses blos deswegen, weil ich dir doch berichten muß, daß der Stocatto, oder Oberaufseher dieser Provinz, in die du mich geschickt hast, neulich da ich ihm gesagt hatte, was mir von dir aufgetragen und befohlen wäre, mich unter andern Gesprächen fragte: Ob ich mir es nicht für eine Schande hielte, daß meine Gemahlin, meine Befehlshaberin seyn sollte? Ich antwortete ihm aber: Frage mich vielmehr, ob ich es mir nicht für eine Ehre halte, daß meine Befehlshaberin meine Frau ist! Denn wenn dich eine Fürstin zur Ehe verlangte, würdest du sie nicht heirathen? Ich weis nicht, woher die Thorheit kömmt, daß viele Leute den gröſten Widerwillen haben, denenjenigen untergeben zu seyn, die sie lieben, und mit denen sie in genauer Verbindung stehen. Ein Mensch wird es mit Geduld ansehen, daß ein schlechterer oder ein jüngerer über ihn gebietet; aber er wird oft Himmel und Erde bewegen, ehe er zugeben wollte, daß sein jüngerer Bruder, oder seines Bruders Sohn, oder auch nur sein vertrauter Freund dieses Glück hätte, wovon er sich doch den gröſten Vortheil versprechen könnte.

Ich meines Orts verrichte hier deine Befehle mit der gröſten Sorgfalt, meine liebste Kahagnah. Die Aeste-Steuer, die du erst neulich erfunden, und nach der Anzahl der Aerme eines jeglichen vernünftigen Baumes eingetheilt hast, ist nunmehro bey uns eingeführet, und diejenige, welche auf jeden Kopf gesetzt war, dagegen eingezogen. Man findet diese Einrichtung sehr billig, weil dadurch ein jeder Mensch nach seiner Geschicklichkeit geschätzt ist, und derjenige Handwerksmann, der mehr erwirbt, auch mehr geben muß. Das Verzeichniß von der

Anzahl der Zweige eines jeden Einwohners wird eheſtens fertig ſeyn, und dir überſchickt werden. Der Kaufmann Röbku hat mir den Vorſchlag gethan, daß er die Erlaubniß bekommen möchte, dieſe Provinz ganz allein mit allem, was ſie nöthig hat, zu verſorgen. Dafür erbietet er ſich, jährlich doppelt ſo viel in die Schatzkammer von Potu zu liefern, als die Abgaben von allen hier eingeführten Waaren bisher ausgetragen. Ich finde dieſen Vorſchlag ſehr vortheilhaft, wenn nur der Kaufmann durch den Storatto der Provinz allezeit dazu angehalten wird, die Waaren gut, in genugſamer Menge und um einen billigen Preiß anzuſchaffen. Da du mir aufgetragen haſt, die Einkünfte dieſer Provinz einzurichten, wie ich es für gut hielte; ſo würde ich den Vergleich ohne Anſtand geſchloſſen haben, wenn ich nicht die Ehre mit dir hätte theilen wollen, die Einkünfte des Staats zu vermehren.

Was unſer Hausweſen betrift, allerliebſte Rahagnah, ſo wirſt du in meiner Abweſenheit ſorgen, daß unſre Söhne, die nunmehr aus der Aufſicht der Caratti kommen, zu denjenigen angehalten werden, wozu ſie nach dem Zeugniſſe derſelben tüchtig befunden worden. Du kannſt verſichert ſeyn, daß ich allemal mit deiner Anſtalt zufrieden ſeyn werde. Es wäre thöricht, wenn ich nicht glaubte, daß eine Perſon, welche die Angelegenheiten des Staats

*) Nach Klims unterirdiſcher Reiſe war die Erziehung der Jugend in Potu ſehr angeſehnen und gewiſſenhaften Männern anvertrauet, welche Caratti hießen. Sie beurtheilten die Eigenſchaften des Gemüths und Verſtandes ihrer Untergebnen nach der ſtrengſten Unpartheylichkeit, und gaben denſelben, wenn ſie aus ihrer Aufſicht entlaſſen wurden, ein unwiederrufliches Zeugniß, wozu ſie eigentlich dem Staate dienlich wären. Und nach dieſem Zeugniſſe richtete ſich der Prinz in Beſetzung der Aemter. Es war nach einem ſolchen Zeugniſſe, daß Klim ſelbſt, ſo lange er in Potu war, nichts gröſſers als einen Läufer vorſtellen konnte.

Staats mit ſolcher Weisheit beſorgt, nicht Klugheit genug übrig hätte, unſre kleine Hausgeſchäfte anzuordnen. Dein Mann bittet dich, daß du dem Unterſchatzmeiſter bald befehleſt, wieder zu dir zu kommen; denn ſo gern ich dir von meinen Verrichtungen mündlich Bericht abſtatten wollte, ſo gern wollte ich dich auch mündlich meiner unauslöſchlichen Zärtlichkeit verſichern

Geſchrieben zu Elutha
am dritten des Weinſtock-Monaths
im Jahre 2994.

Rahagni.

Antwort der Oberſchatzmeiſterin Rahagnah an ihren Gemahl den Unterſchatzmeiſter.

Ich wünſchte, daß du an meiner Stelle wäreſt, liebſter Rahagni, und ich an der deinigen. Denn unter Leuten von ſo zärtlicher Freundſchaft, als wir ſind, halte ich die Stelle desjenigen für die glückſeligſte, der dem andern unterworfen iſt. Man hat nur wenig Gelegenheiten, jemanden ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Ergebenheit und kurz ſeine Liebe zu bezeugen, wenn man ſich genöthigt ſieht, Verordnungen an ihn zu thun; ja man empfindet einen gewiſſen Zwang darinnen, wenn man genöthigt iſt, demjenigen etwas zu gebieten, deſſen Willen man, den Regeln der Freundſchaft nach, lieber zum Geſetze haben wollte. Hingegen hat man unzählige Gelegenheiten, demjenigen den man liebt, in ſeinem Verlangen zuvorzukommen, ſeinen Willen aus ſeinen Augen zu leſen, ihm zu zeigen, wie ſüß es einem vorkömmt, ſich nach ihm zu richten, wenn man ihn zum Vorgeſetzten hat. So viele Zeichen der Aufmerkſamkeit du mir giebſt, liebſter Rahagni, zu ſo vielen raubet mir mein Amt die Gelegenheit. Aber wenn mir dieſes die Pflicht auferlegt, ein gewiſſes Anſehen über dich zu behalten, ſo hat mich die Liebe allezeit an die Schuldigkeit erinnert, daß ich alsdann,

wenn ich nicht mehr zu gebieten habe, ſuchen ſoll, deſto williger und gefälliger zu ſeyn, und gegen den Mann deſto mehr Ergebenheit zu bezeigen, je mehrere der Unterſchatzmeiſter gegen mich blicken läßt. Es iſt ein ſchlimmes Kennzeichen, wenn man in ſolchen Verbündniſſen einander das Recht zu gebieten ſtreitig macht, wo man von beiden Seiten nichts als die Ehre, gefällig zu ſeyn, ſuchen ſollte. Die Frage des Storatto wundert mich. Ein Mann, der über eine ganze Provinz zu befehlen hat, ſollte wiſſen, daß weder Gebieten eine Ehre, noch Gehorchen eine Schande iſt, ſondern daß die Ehre darinnen beſtehet, das eine oder das andere auf die rechte Art und ſeiner Pflicht gemäß zu thun.

Das Verzeichniß von der Anzahl der Aeſte in der Provinz Clutha erwarte ich mit eheſten. Daß du noch keinen Vergleich mit dem Kaufmanne geſchloſſen haſt, der die Freyheit, in ſelbigem Lande allein Handlung zu treiben ſuchet, iſt mir ſehr lieb. Er würde nicht ſo vieles Geld bieten können, wenn er nicht willens wäre, den Einwohnern ſchlechte Waare um einen hohen Preiß zu liefern. Die Aufſicht des Storatto wird auch nicht genug ſeyn, dieſes zu verhüten; und derjenige der dem Staate eine ſo große Summe bietet, und ihn gleichſam beſtechen will, daß er ihm die Freyheit, Unrecht zu thun, geben ſoll, wird auch eine geringere Summe nicht ſparen, entweder dem Storatto die Augen zu verbinden, oder den Klagen der Einwohner den Weg zu deſſen Richterſtuhle zu verſchlieſſen.

Der älteſte unſrer Söhne hat von den Caratti das Zeugniß erhalten, daß er ſich gut zum Kammerdiener ſchicke, und der zweyte, daß er zum Tanzmeiſter gebohren ſey. Ich habe dieſes beynahe vermuthet, ob ſie mir gleich beyde nicht haben glauben wollen. Du weißt, wie ſorgfältig der eine beſtändig in ſeiner Klei-

dung

dung geweſen, und wie lange er zugebracht, die Decke ſeines Gehirns zurechte zu legen, wie man ein Gefäß deſto ſorgfältiger zudeckt, wenn man nicht ſehen laſſen will, daß nichts darinnen iſt. Kann ein Menſch wohl zu etwas anders geſchickt ſeyn, als zu einem Kammerdiener, der ſich auf nichts anders verſteht, und ſonſt nichts wiſſen will, als wie man ſich kleiden ſoll? Der zweyte verſteht die Kunſt, ſeine Beine zierlich zu ſetzen, und ſeine Aeſte mit einer gewiſſen Anmuth herabzuneigen, ſehr wohl, aber man hat Recht zu ſagen, daß an ſeinem Kopfe nichts ſo hoch zu ſchätzen ſey, als daß er ihn wohl zu tragen weis. Ueberdies ſingt und pfeift er gern, und begleitet dieſe Muſik mit künſtlichen Stellungen ſeiner Füße. Was braucht er mehr zu einem Tanzmeiſter? Ich muß geſtehn, daß die Caratti die beſten Kenner von der Welt ſind. Ich habe mir eingebildet, daß wir aus dem dritten Sohn etwas groſſes ziehen würden, er kennet alle Bücher, er weis was darinnen recht geſchrieben iſt, oder wo ein Irrthum im Abdrucke vorgegangen, er redet ſehr vieles von Gelehrſamkeit, ja er ſchreibt auch. Ich hätte geglaubt, er ſollte würdig werden, das hohe Amt eines Lehrers der Jugend zu bekleiden, welches, wie du weißt, eines der wichtigſten iſt. Aber einer von den Caratten hat mir im Vertrauen geſagt, daß man noch anſtünde, ob man ihn zum Buchhalter in einem Buchladen oder zum Copiſten beſtimmen wollte, weil ſeine Wiſſenſchaft darinnen beſtünde, die Titel der Bücher zu wiſſen, richtig abzuſchreiben, und das Abgeſchriebne zu verbeſſern; und weil dasjenige was er ſchriebe vielmehr eine Abſchrift von einigen Stellen fremder Bücher, als eine Schrift von ihm ſelbſt wäre. Man muß ſich hierüber zufrieden ſtellen. Ein Menſch mag ſtehen, in welchem Stande er will, ſo iſt er glücklich, und hat Verdienſte genug, wenn er zu demjenigen gebraucht wird, wozu er ſich ſchickt. Es iſt beſſer, daß der Staat einen geſchickten

Tanz-

Tanzmeiſter, oder jemand darinnen einen geübten Kammerdiener habe, als daß ein obrigkeitliches Amt von Perſonen ohne Gehirn verwaltet werde. Derjenige, der dem gemeinen Weſen mit ſeiner Hand dient, iſt größrer Ehre werth, als derjenige, der ihm mit ſeinem Kopfe ſchadet. Ich bitte dich bald zurückzukommen. Als Oberſchatzmeiſterin ſehne ich mich nach deinem Beyſtande, und als Frau nach deinem Umgange.

Geſchrieben zu Peru
am 24ſten des Weinſtock-Monaths
im Jahre 2994.

Kadagnah.

Schreiben der Amazza aus Cocliecu an ihre Freundin Zirma in Coredru.

Nunmehr wollte ich nicht, wer weis wie viel, dafür nehmen, liebe Zirma, daß mir das Unglück nicht begegnet wäre, das mir wie du weißt, in Coredru wiederfahren iſt. Der Schimpf, der mir daſelbſt von der boshafteſten Mannsperſon von der Welt angethan worden, hat mich an einen Ort getrieben, wo ich Gelegenheit finde, denſelben mehr als zehnfach zu rächen, und das Verbrechen, das Dickelnu an mir begangen hat, andre ſeines Geſchlechts büßen zu laſſen. Nachdem ich dir die unglückliche Frucht meiner Liebe anvertrauet hatte, ſo reiſte ich voller Verzweiflung fort, und glaubte nicht, daß ich meine Ehre überleben würde. Gleichwohl ſchien es mir, daß ich mich immer nach und nach wieder erholte, und je weiter ich mich von der Gegend entfernte, wo ich fürchten mußte, daß man meine Schande erfahren würde, je ſchwächer ward die Luſt zu ſterben bey mir. Da ich immer weiter fortreiſte, kam ich endlich nach Cocliecu, wovon ich dir ſagen muß, daß es das angenehmſte Land von der Welt iſt. Hier ſind wir Frauenzimmer eben dasjenige

was

was an andern Orten die Mannspersonen sind, nehmlich Tyrannen des andern Geschlechts, welche sich berechtiget glauben, sich für eine Ehre zu schätzen, was sie demselben zum Schimpfe rechnen, welche sich selbst alle Freyheit anmaßen und dem andern Geschlechte nichts als Zwang und Schwachheit übrig lassen wollen. Eine Mannsperson ist hier ein eben so schamhaftes, sprödes und leicht zu verführendes Geschöpf, als man einen grossen Theil von uns in Coredu zu seyn glaubt. Du kannst also rathen, was ich vornehme, da ich voller Rachgier und Zorn hieher gekommen bin, und hier Waffen und Gelegenheit gefunden habe, meine Galle auszulassen. Seitdem ich hier bin, habe ich schon drey schönen Mannspersonen meine Liebe angetragen, und sie sind alle drey so thöricht gewesen, mir Glauben beyzumessen. Aber ich will ihnen gewiß eben die Seufzer und die Thränen verursachen, die Pickelnu mir ausgepreßt hat, und ich will nicht zufrieden seyn, daß ich ihre Schwäche kenne, sondern ich will mich auch damit versöhnt machen. Ich bin hier eine der gefährlichsten Verführerinnen geworden, da ich aus meiner eignen Erfahrung weis, auf welcher Seite man ein Herz angreifen muß, das dazu erzogen ist, schwach zu seyn, und dem doch die Schwäche zur Schande gerechnet wird. Ich weis die Person des Pickelnu vollkommen nachzuspielen, ich bin ihm recht verbunden, daß er mir gezeiget hat, wie man sich verliebt anstellen, und im Herzen doch ein Verräther seyn könne. Ich wollte nur, daß dieser Ungetreue selbst hier wäre: so sollte er der erste seyn, den ich mit seiner eigenen Münze bezahlen wollte. Ich glaube, daß ich mich an ihm rächen, und ihm doch auch vergeben würde. Denn es kömmt mir in der That vor, liebe Zirma, daß wir uns über die Mannspersonen nicht so sehr beklagen können, wenn wir bedenken, daß wir es nicht besser, als sie, machen würden, wenn wir an ihrer Stelle wären. Aber sage ihnen auch

nur

nur, Zirma, daß sie sich in Corednu nicht so sehr ihrer Siege wegen erheben sollen, weil sie so schwach seyn würden, als ihr, wenn sie an eurer Statt wären.

Geschrieben am 10ten des Myrthenbaums
3004. Amazza.

XII.

Den 22sten Jun. 1745.

Ungeachtet der natürlichen Begierde, die den Menschen zur Freyheit treibt, sollte man aus vielen Handlungen schließen, daß er eine eben so starke Neigung zur Sklaverey hätte. Auf einer Seite verdrießt ihn nichts mehr, als wenn man ihn in Dingen zwingen will, in welchen er sich für berechtiget achtet, zu thun, was ihm gefällt; und auf der andern legt er öfters sich selbst in solchen Sachen einen Zwang auf, die völlig in seinen Willen gestellt sind. Er widersetzt sich oft einem vernünftigen Rathe, blos deswegen, weil man sich ungebeten anmaßet, ihm selbigen zu geben, und oft unterwirft er sich mit Willen ungegründeten Gesetzen, wenn er sie nur selbst gemacht hat. Einmal behauptet er eine unvernünftige Freyheit, und ein andermal begiebt er sich unter einen unvernünftigen Zwang, und unter ein selbst geschmiedetes Joch. Wir können eine kleine Unbequemlichkeit nicht ertragen, wenn sie uns von einem andern auferlegt wird, und wir werden über große Lasten nicht ungeduldig, womit wir uns aus eigner Bewegung beschweren; wie jener, den das Herumkriechen einer Fliege auf seinem Backen verdroß, und der doch über eine heftige Maulschelle, welche er sich selbst gab, nicht böse ward. Ein Mensch, dem sein Eigendünkel statt der Andacht dient, wird glauben, es sey seiner Freyheit nachtheilig, sich nach den eingefühl-

geführten Gebräuchen einer ganzen Kirche zu richten, und er wird eine jede Sache für eine unerträgliche Last halten, die der Ordnung wegen vorgeschrieben ist; da er indessen sich selbst ein Ritual seines Gottesdienstes macht, welches er mit Gelübden, mit Andachtsstunden, mit Gebeten, die nach der Uhr abgemessen sind, und mit Werken beläſtigt, die er sich ihrer Beschwerlichkeit wegen erwählet, und von welchem er sich ein Gewissen macht ein Haarbreit abzuweichen; als ob es angenehmer wäre, unter seiner eignen Tyranney, als unter den gelinden Gesetzen andrer zu stehen. Man sieht alle Tage, daß Leute, denen eine ordentliche Lebensart, zu der sie angehalten werden, zu unbequem fällt, aus Begierde zur Freyheit Soldaten werden, welches eben so viel heißt, als aus Verlangen frey zu seyn, sich seiner Freyheit gänzlich begeben. Wenn **Commodus** alle Gelegenheiten zu seinem Glücke verschmähet, so sagt er, daß er seine Freyheit zu sehr liebe, als daß er sich in die Sklaverey seiner Beförderer begeben sollte. Die Dienstbarkeit ist ihm zu schwer, aus dem Bette aufzustehen, wenn er noch schläfrig ist, sich in Vorgemächern müde zu stehn, vergebliche Gänge zu thun, sich beständig durch neue Proben seines Fleißes in Andenken zu erhalten, seine eignen Meynungen zu verläugnen, auf die Augen und auf den Wink seines Gönners gerichtet zu seyn, nach dessen Gedanken zu denken, zu reden, und zu handeln, und wenn er endlich nach vieler Mühe einen Schritt zu seinem Glücke gestiegen, alsdann seine Ketten völlig geschmiedet zu sehn, zu arbeiten, wenn er Lust hätte, müßig zu gehen, die schönsten Tage unter Arbeit und Schweiß zuzubringen, und bey üblem Wetter die Straßen zu treten. Dieses freygesinnte Gemüth flieht vor einer solchen Knechtschaft; es begiebt sich aber freywillig in eine Sklaverey, die viel unerträglicher ist. Er läuft bey Niedrigern dem Geruche der Küchen nach, er rennt von der Mittagsmahlzeit

eines

eines reichen Thoren zu dem Abendessen des andern, um überall, wo er hinkömmt, Possen zu reissen, Historien zu erzehlen, Schmeicheleyen zu reden, und Grobheiten zu erdulden, und hält sich deswegen, wie man im Sprüchworte sagt, für einen freyen Herrn, weil er schmarotzen oder betteln kann, wo er will. Ein andrer beugt sich unter die Tyranney einer unbarmherzigen Gebietherin, die ihm täglich einen neuen Zwang auflegt, er bequemt sich nach allem ihren Eigensinne, er bückt sich zu allen ihren Befehlen, er zittert, wenn sie sauer ansieht, und er steckt vielleicht ingeheim die Schläge von ihr ein, die er bey einer solchen Aufführung seiner Frau gewiß geben würde, wenn er nicht, wie er sagt, seine Freyheit viel zu hoch schätzte, als daß er sich jemals unter das Joch der Ehe hätte begeben wollen. Kurz, der beschwerlichste Zwang ist uns leicht, wenn wir uns ihn selbst vorschreiben, und wir sind oft selber unsre allerschlimmsten Herren und unsre härtesten Gebieter.

Unter die Ketten, die wir uns selbst schmieden, gehört auch der falsche und selbsterdachte Wohlstand, ein Zwang, welcher die Gesellschaft so sehr störet, als der wahre Wohlstand die Bande derselben befestigt. Er ist ein Gesetz, das viele sich selbst machen, und über dessen Strenge sie sich doch beklagen; dem man mit Widerwillen folgt, nachdem man sich dasselbe aus eignem Triebe auferleget hat; das man aufheben könnte, wenn man wollte, und das man doch so ängstlich beobachtet, als ob man darauf geschworen hätte. Dieser falsche Wohlstand bringt in alle Gesellschaften etwas trauriges und verdrießliches, wo sonst eine anständige Selbstgelassenheit eine unschuldige Fröhlichkeit verursachen würde; er hebt den Umgang der Menschen unter einander auf, und stiftet an dessen statt unter ihnen nichts als trockne und mit Ceremonien erfüllte Besuche; er zählet, mißt und wägt alle Worte, alle Schritte und alle Gebärden derselben, er bestimmet,

stimmet, (was das härteste ist,) alle Handlungen, an denen sich sonst noch kein Tyrann und kein Gesetz vergriffen hat, und in welchen wir keine Richtschnur als unser Vergnügen und unsre Bequemlichkeit haben sollten. Er nöthigt seine Sklaven, zu Hause zu bleiben, wenn sie Lust hätten, frische Luft zu schöpfen, die Gesellschaften zu meiden, wenn sie gern mit Menschen umgehen wollten, nicht zu Hause zu seyn, wenn sie gleichwohl in ihrem Zimmer eingeschlossen sind und sich gern sehen liessen, ihre Bequemlichkeit zu verleugnen, wenn ihnen die Vernunft und alle Welt erlauben würden, sie zu brauchen, sich von einem Miethwagen müde rütteln zu lassen, wenn ihr Beutel verlangte, daß sie sich lieber auf ihren Füssen müde gehen sollten. Hier verbietet er das Lachen, dort gebietet er den Thränen: er ordnet unmäßige und beschwerliche Gastgebote an, er martert die Kranken und verschonet so gar die Sechswöchnerinnen nicht. Er legt seinen Nachfolgern gleichsam Fessel an die Beine, und führt sie auf einem Seile, wo sie nur ängstliche Schritte thun können, er schließt Augen, Zunge, Hände, und ihren ganzen Leib in gewisse Schranken ein, daß sie so zu sagen sich weder rühren noch wenden, weder recht gehen, noch recht zugreifen, noch recht reden noch recht aufsehen dürfen. Sollte man wohl glauben, daß es Leute gäbe, die ihre Freyheit mit Willen und aus eignem Triebe einer solchen Tyranney unterwürfen? Gleichwohl ist dieser falsche Wohlstand, wie die Leute, die man sich erst selber auf den Hals lader, und die man hernach nicht wieder los werden kann, wenn sie einem verdrießlich fallen. Eine unzählige Menge seufzt über ihn, und legt ihn doch niemals ab, wenn es auch tausendmal bey ihnen steht. Es kömmt mir damit vor, daß ich es im Vorbeygehen sage, wie mit den Reifenröcken. Von einem Ende von Europa bis zum andern beklagen sich die meisten darüber, daß sie beschwerlich sind, und sie werden gleichwohl immer beybehalten, und sind

öfters von denjenigen ganz unabtrennlich, von denen sie doch gehaßt werden.

Der Wohlstand besteht aus den Regeln, wie man andern und sich selbst die gehörige Ehre zu erweisen habe. So wohl der wahre als der falsche Wohlstand ist eine Ausübung unsrer Hochachtung gegen andre und gegen uns. Wir sind schuldig, andern zu erkennen zu geben, daß wir sie hoch halten, und sie nach ihrem Stande und nach ihren Verdiensten zu schätzen wissen, und wir sind auch uns selbst eine Art der Ehrerbietigkeit schuldig, die uns verbindet, uns nicht gänzlich hintan zu setzen, sondern dadurch, daß wir uns selbst das gehörige Maaß der Ehre vorbehalten, diejenigen in unsrer Person zu ehren, die unsers gleichen sind, oder die mit uns umgehen. Der Grund des wahren Wohlstandes sind also wahre und richtige Begriffe von der Ehre, und ein falscher und lächerlicher Wohlstand ist der gewissete Zeuge, theils, daß man nicht wisse, was Ehre sey, theils, daß man denjenigen, dem man seine Hochachtung auf eine lächerliche Art zu erkennen giebt, lächerliche Begriffe davon zutraue, theils, daß man zwischen der Ehre, die man sich selbst erzeigt, und zwischen derjenigen, die man andern erweiset, das gehörige Maaß nicht zu treffen wisse. Das Lächerliche in den Begriffen von der Ehre ist zu allen Zeiten auf der Welt so weit gegangen, daß auch die Götter der meisten Völker, wenn sie die Ehrenbezeigungen, die man ihnen erwiesen, empfinden können, hätten glauben müssen, daß sie von den Menschen für Narren gehalten würden. Wenn ein Schmeichler mit Bücken und demüthigen Stellungen nicht aufhören kann, wenn ihm keine Sprache reich genug an Ehrentiteln ist, wenn er sich nur mit Furcht erkühnet, das Schlechteste, das auf dem Tische seines Gönners ist, anzurühren, wenn er durch Lobreden über ein schlechtgerathnes Essen seinen Abgott selbst zu lachen machet, wenn er vor den Ohren desselben sich selbst Lügen straft, so ist

er

er merkt, daß er ſeine Meynung zu früh entdecket, ohne deſſelben Gedanken vorher zu wiſſen, und wenn er ſich gar nicht abhalten laſſen will, demſelben Dienſte zu erweiſen, die man ſonſt nur von Lakeyen anzunehmen pflegt: wenn ein Niedriger ſich zu Ehren eines Höhern in Armuth ſtürzt, und blos damit er ſich rühmen könne, ihn prächtig bewirthet zu haben, die Einkünfte eines ganzen Jahres auf eine Tafel ſetzt; wenn ein Menſch mit ſeines gleichen bey allen Thüren ſtehen bleibt, und mit den höchſten Eiden betheuret, daß er nicht zuerſt hineintreten wolle, wenn er halbe Stunden mit Bezeigung eines höflichen Unwillens zubringt, ehe ſie ſich über das Niederſetzen vergleichen können, und wenn er einmal über das andre hinter ihn hinſchleicht, um ihm die Unterſtelle abzugewinnen, und den Platz zu ſeiner Linken zu behaupten; ſo ſcheint es nicht anders, als ob man ſich alle Mühe gäbe, und ſich keine Beſchwerlichkeit verdrießen ließe, dem andern auf eine höfliche Art dieſes zu verſtehen zu geben: Weil ich Sie für ſo thöricht halte, daß Sie glauben, die Ehre beſtehe in ſolchen Kinderſpielen, ſo habe ich nicht unterlaſſen wollen, mich ihrer Thorheit gemäß zu bezeigen.

Unterdeſſen ſind die Bezeigungen der Hochachtung gegen andre nicht eben dasjenige, worinnen man am meiſten ausſchweift. Man kann von der Hochachtung eben dasjenige ſagen, was man von der Liebe zu ſagen pflegt, daß ſie meiſtentheils von uns ſelbſt anfange. Wenn es Leute giebt die, mit ihren Complimenten gegen andre, ſich ſelbſt und andern beſchwerlich fallen, ſo giebt es vielleicht noch mehrere, die ſichs recht ſauer werden laſſen, mit ſich ſelbſt zu complimentiren. Ihre Gedanken ſind in beſtändiger Unruhe über die Frage: Erzeigt man mir auch Ehre genug? Und wenn man ihnen zu einer kleinen Luſt oder zu einer Geſellſchaft, die ihnen nicht unangenehm ſeyn könnte, einen Vorſchlag thut, ſo kömmt allezeit ein: Es ſchicket ſich nicht für mich in den Weg, welches einen Strich durch unſre Vorſchläge und durch ihr eignes

Vergnügen macht. Sie opfern ihr ganzes Leben auf, und sterben der Gesellschaft ab, um von den Regeln und von dem Ceremonielle nicht abzugehen, das sie sich selbst gemacht haben. Ich rede nicht von denen, die einigermassen gezwungen sind, Achtung zu geben, ob man ihrem Stande oder ihrem Amte Hochachtung genug beweise. Diejenigen, die am meisten Complimente mit sich selbst machen, muß man unter den Leuten suchen, die über den Grad der Hochachtung, die sie verlangen, mit der Welt gleichsam im Procesſe liegen, und sich eine Stufe höher setzen, als andre Leute ihnen einräumen wollen. Diese sind bey jedem Schritte in der allerbeschwerlichsten Furcht, daß sie in der Hochachtung, die sie sich selbst geben, von andern Leuten nicht erkannt und bestätiget werden möchten. Sie vermeiden alle Gelegenheit, wo dieses schwache Gespinst ihrer selbst ersonnenen Ehre einigen Anstoß leiden und wo sie selbst einiger Selbstverläugnung ausgesetzet seyn könnten; und sie strafen sich öfters dafür, daß sie nicht so vornehm sind, als sie gern seyn wollten, mit einem ewigen Gefängnisse, aus welchem sie nicht anders als mit Ketten und Fesseln, nehmlich mit unzähligen Ceremonien umgeben, ans Tagelicht kommen, um etwa einen Besuch abzulegen. Ich will das Ceremoniel der Sich selbst Ehrenden theils der Kürze wegen, theils damit es desto deutlicher in die Augen falle, in kurze Regeln fassen:

1. Man soll den menschlichen Umgang als einen Tausch von Complimenten betrachten, bey welchem jeglicher sich zu hüten hat, daß er nicht zu kurz komme, sondern so viel möglich mehr wieder erhalte, als er ausgiebt.

2. Daher muß man sich hüten, daß man niemanden zu viel Ehre bezeige, er möchte sonst ein Recht daraus machen. Hingegen hat man nicht unrecht so viel Ehrenbezeigungen zu fodern, als man erhalten kann.

kann. Denn der beſte Tauſch iſt, wenig gegen viel zu geben.

3. Wer uns nicht ſo viel Ehrfurcht bezeigt, als wir haben wollen, der iſt von unſerm Umgang auf immer ausgeſchloſſen.

4. Man ſoll allezeit ernſthaft und von wenig Worten in Geſellſchaft ſeyn, um die Leute in beſtändiger Ehrerbietigkeit gegen ſich zu erhalten. Denn wenn ſie ſich ſelbſt gelaſſen werden, vergeſſen ſie gar zu leicht, was ſie uns ſchuldig ſind.

5. Wenn uns jemand eine recht groſſe Ehre erweiſet, ſoll man ſich bey Annehmung derſelben ein hohes und ſprödes Anſehen geben, dadurch anzuzeigen, daß ſie uns von Rechtswegen gehöre.

6. Man ſoll ſich wohl vorſehen, ehe man in eine Geſellſchaft geht, ob jemand darinnen ſey, der uns einmal nicht Ehrfurcht genug bewieſen hat, oder der ſchlechter iſt, als wir. In dem erſtern Falle möchten wir ſonſt dergleichen Verdrießlichkeit noch einmal ausgeſetzt ſeyn, und in dem andern Falle möchten wir genöthiget ſeyn, es zu machen, wie die Frau eines Kammerdieners, die von dem Poſtwagen wieder abſtieg, weil man einen Lakeyen zu ihr ſetzen wollte.

7. Man ſoll nicht an öffentliche Oerter gehen, wenn man nicht verſichert iſt, daß man uns daſelbſt ſogleich mit allen Ehrenbezeigungen Platz machen werde.

8. Man ſoll lieber gar keine Geſellſchaft beſuchen, wenn man ſie nicht auf einen recht groſſen Fuß beſuchen kann.

9. Das Hauptwerk der Beſuche iſt, daß man ihrer ſo viel wiedergiebt, als man bekömmt; daß man ſich an einem vornehmen Platze niederſetzt, und daß

man gehörig empfangen und zurück begleitet wird. Man besucht einander nicht des Umgangs, sondern der Eintritts- und Abschieds-Complimente wegen.

10. Was dem Range abgeht, muß man durch die Kleidung ersetzen. Diese giebt den Unbekannten Gelegenheit zu Irrthümern, die uns nicht anders als viele Zufriedenheit verursachen können, wenn sie uns für etwas mehrers ansehen, als wir sind.

11. Eine vornehme Person kann zwar bisweilen sich in ganz schlechter Kleidung sehen lassen. Eine mittlere aber, welche nicht so viel Ehre übrig hat, daß sie davon etwas abgeben könnte, setzt sich dadurch in Gefahr, für geringer angesehn zu werden, als sie ist.

12. Wenn in einer großen Gesellschaft nicht die vornehmsten Personen beständig um uns herum sind, und sich mit uns zu schaffen machen, haben wir Ursache unsre Unzufriedenheit darüber zu bezeigen.

13. Man muß sich vor den Leuten viel zärtlicher, ekler, verwöhnter und eigensinniger anstellen, als man zu Hause seyn kann, damit die Leute glauben, daß wir herrlich erzogen und nicht von gemeinem Zeuge gemacht sind.

14. Es ist besser, Einen Tag im Jahre groß und vornehm, als das ganze Jahr durch auf einen kleinern Fuß und vergnügt zu leben.

Wenn ich in diesem Ceremonielle noch eins oder das andre ausgelassen habe, so will ich dadurch den Rechten und Vorzügen der Sich selbst ehrenden nichts vergeben haben, sondern wenn sie es nur erinnern wollen, es ein andermal hinzusetzen, damit jedermann wisse, wornach er sich mit ihnen zu achten hat.

So wenig ich ſonſt den Vorſatz habe, in meinen Blättern von mir ſelbſt zu ſprechen, und meinen Leſern die Urtheile meiner Leſer wieder vorzukäuen, ſo wird man mir es doch nicht übel auslegen, wenn ich folgendem Briefe hier einen Raum gebe.

Mein Herr!

In den Werken des Witzes giebt es zweyerley Arten der Erfindung. Entweder man erdichtet etwas mit allen Umſtänden ganz von neuen, oder man legt etwas bekanntes zum Grunde, einen Einfall darauf zu bauen, deſſen Annehmlichkeit eben darin beſteht, daß der Leſer ſich dabey an eine ganze Folge vorher bekannter Sachen erinnert, und dasjenige, was man darauf gründet, ſo zu ſagen, aus den halben Worten verſteht. Derjenige, der eine Fabel von Jupiter oder Minerva macht, ſchreibt deswegen nicht den Homer oder die heidniſche Mythologie aus, und die meiſten Gedichte haben ihren Grund in wirklichen Geſchichten. Ob es gleich heißt, daß es leicht ſey, zu erfundenen Sachen etwas hinzuzuſetzen, ſo iſt es doch ſchwerer, als es ſcheint, zu der Erfindung eines andern etwas hinzuzuthun, welches völlig darzu paßt, eben ſo wie es ſchwer iſt, einer ſchon verfertigten Statüe einen neuen Arm anzuſetzen. Dieſes können Sie, wenn Sie es für gut befinden, denen ſagen, die, wie ich höre, ihr neuntes und eilftes Stück deswegen tadeln, weil es **Nicolaus Klims** Reiſen zum Grunde ſetzt. Man würde Ihnen mehr Gerechtigkeit erweiſen, wenn man nicht blos auf die Namen **Potu, Babagnah** und **Cocklecu**, ſondern auf die Sachen, die darinnen vorgetragen ſind, Achtung gäbe. Diejenigen aber, welche in der irrigen Meynung ſtehen, dieſe Stücke, von welchen ſie doch ausdrücklich geſagt haben, daß es noch ungedruckte Papiere ſind, wären wirklich aus den unterirdiſchen Reiſen genommen, werden Zeit brauchen, ehe ſie die Seite anzeigen können, wo ſie entwe-

der die Worte oder den Inhalt davon finden. Ich habe nicht unterlassen können, Ihnen dieses zu schreiben, weil Ihnen vielleicht die Urtheile, die man von Ihnen gefällt hat, nicht bekannt seyn möchten. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr
ergebner Diener
Augentrost.

XIII.

Den 29sten Jun. 1745.

Die witzigen Köpfe, die der Welt mit ihrer Feder die Zeit vertreiben, haben nicht allezeit den Ruhm, daß sie die angenehmsten und muntersten in Gesellschaft sind; und hingegen viele, die sich in einem kleinen Amphitheater von Lehnstühlen mit ihren unvermutheten Einfällen und geschwinden Antworten hervorthun, würden in eben so großer Angst seyn, wenn sie nur zwo Seiten von ihren sinnreichen Gedanken zu Papiere bringen sollten, als jene, wenn sie zwey Worte vor den Leuten vorzubringen haben. Der aufgeräumteste Kopf würde dann und wann mit eben demjenigen, was sich der Bewunderung der Hörenden in der Eil bemächtiget, den Beyfall der Lesenden verlieren; und wenn man gnädig mit ihm verführe, für einen Menschen gehalten werden, dessen Einfälle einen falschen Glanz haben. Die Bedachtsamkeit und Furchtsamkeit, welche ein Schriftsteller beständig zu Wächtern und Aufsehern haben muß, wenn er etwas niederschreiben soll, das die Probe hält, macht ihn für die Gesellschaft zu langsam und zu schüchtern; und die Geschwindigkeit und Herzhaftigkeit, womit ein muntrer

Kopf

Kopf ſeine Gedanken in Geſellſchaft herausſaget, machet ihn öfters untüchtig, Einfälle zu haben, die mit mehr Ueberlegung und weniger Vertrauen zu ſich ſelbſt zur Welt gebracht werden müſſen; und von denen eine gewiſſe Feſtigkeit und Gründlichkeit erfodert wird, wenn ſie nicht blos für den Augenblick, da ſie ans Licht treten, ſondern auf die Dauer gemacht ſeyn ſollen.

Ich weis nicht, ob aus dieſem Unterſchiede, welcher gleichwohl nicht allgemein iſt, vielleicht die Verachtung fließt, die ein Theil der witzigen Zungen, daß ich ſie ſo nenne, gegen die witzigen Federn bezeigen, beſonders derjenige Theil derſelben, die am ſchlechteſten dabey beſtehen würden, wenn ſie die Ausſchweifungen ihrer Einbildungskraft, und die Luftſprünge ihres Witzes, gelaßnen und bedachtſamen Urtheilen unterwerfen ſollten.

Gleichwohl getraue ich mir zu behaupten, daß es ſchwer iſt, ohne alle Beleſenheit in den Geſellſchaften viel Verſtand zu zeigen, und daß ſelbſt diejenigen, die ohne etwas zu leſen, das den Verſtand verbeſſerte, es durch einen öftern Umgang mit der geſitteten Welt ſo weit bringen, daß ſie den Liebhabern guter Schriften nicht viel nachgeben dürfen, nicht ſo viel Witz haben würden, wenn ſie nicht beſtändig unter Leuten wären, die dieſes an ihrer Stelle thun, und, ſo zu ſagen, für ſie ſtudieren.

Diejenigen, die den allerfeinſten Witz brauchen, alles was nur den Namen einer Schrift hat, lächerlich und verächtlich zu machen, denken vielleicht nicht daran, daß ſie eine Undankbarkeit begehen. Sie würden nichts als abgeſchmackte Dinge wider die Bücher und wider die Verfaſſer derſelben ſagen können, wenn ſie nicht den Verſtand, mit dem ſie darwider fechten, erſt durch das Leſen derſelben geſchärfet hätten. Denn entweder leſen ſie noch, oder haben vordem genug geleſen, und ſind nur Ueberläufer

von der Beleſenheit, welche ihre Waffen mit ſich genommen haben, um hernach wider ſie zu ſtreiten. Sie machen es, wie diejenige Art von Gelehrten, welche allezeit die Quellen für giftig oder trübe ausgeben, aus denen ſie ihre Wiſſenſchaft geſchöpfet haben, welche die Schriften der Nation am meiſten verachten, von der ſie am meiſten zu entlehnen gewohnt ſind, und welche geneigt ſcheinen, ſelbſt den Engländern, oder den Franzoſen, oder den Italiänern den Witz abzuſprechen, nachdem ſie von den einen oder von den andern ihren eignen Witz geraubt haben. Muntre Köpfe von dieſer Art wollen ſich alles ſelbſt zu verdanken haben. Die Kunſt, etwas unvermuthetes zu ſagen, kluge und nicht gemeine Anmerkungen zu machen, die Unterredung allezeit auf etwas angenehmes zu leiten; und aus den Kleinigkeiten, die meiſtentheils die erſte Gelegenheit zu einem Geſpräche geben, ein Gewebe von zeitvertreibenden Scherzen, verbindlichen Complimenten, lehrreichen Spötterenen, luſtigen Erzehlungen, gründlichen Charakteren, und ernſthaften und nützlichen Nachrichten herzuführen, würde nach ihren Gedanken ein groſſes an ihrem Werthe verlieren, wenn ſie nur das geringſte davon einem Geiſte ſchuldig ſeyn ſollten, der vielleicht verwirrt und ſtumm bleiben würde, wenn er an ihrer Stelle wäre, und der nur deswegen etwas taugliches ſagen können, weil er allein geweſen iſt und nichts als ſein Papier vor Augen gehabt hat. Daher wollen ſie lieber die Welt für das einzige Buch anſehen, worin Leute, die ſich der Vollkommenheit zu nähern ſuchen, mit Nutzen leſen können. Und wenn ſie in einer einſamen Stunde einmal keine andre Zuflucht finden, wo ſie ſich vor der Langenweile retten können, ſo nehmen ſie aus Noth ein Buch in die Hände, von welchem ſie doch allezeit mit Verachtung reden, wenn ſie es weggelegt haben, ungeachtet ſie eines oder das andre daraus behalten, das ihnen hernach bey Gelegenheit wohl zu ſtatten kömmt. Sie

würden

Univ. Bibl.

würden aber aus dem groſsen Buche der Erfahrung nicht ſo viel Nutzen ſchöpfen können, wenn ſie nicht vorher in kleinen Büchern geleſen hätten.

Diejenigen aber, welche wider ein Buch nichts anders einzuwenden wiſſen, als daſs es ein Buch iſt, und welche übrigens nur durch ein ſelbſtzufriednes Lachen, durch einen artigen Sprung, durch einen freyen Gebrauch der Hände, durch ein melodiſches Murmeln und durch unverſchämte Reden witzig zu ſeyn glauben, bezeigen ſchon dadurch, daſs ſie nichts weiter zu ſagen wiſſen, wie nöthig ihnen einige Beleſenheit wäre; und die Verachtung, die ſie für gute Schriften blicken laſſen, iſt die beſte Vertheidigung dafür. Denn ſie geben zu erkennen, wie mager ein ſonſt vielleicht nicht ungeſchickter Verſtand ausſieht, wenn er ſich ſelbſt genug ſeyn will, und wenn er glaubt, daſs er keine Nahrung aus Büchern nöthig habe, ſondern von ſich ſelbſt zehren könne.

In ſo weit die Erfahrung und der Umgang mit der Welt dem Menſchen Begriffe, und eine gute Art zu denken beybringt, kann man ſagen, daſs die Beleſenheit nichts anders als eine abgekürzte Erfahrung iſt, da man in wenig Tagen die Erfahrungen vieler Jahre, ja zuweilen vieler Jahrhunderte, über eine gewiſſe Sache vor Augen haben kann. Es gehören ſchon viele Gelegenheiten dazu, ehe man Fälle genug ſammelt, um ſelbſt einen einzigen Begrif feſt zu ſetzen, und es wird ſchon vieles Nachdenken erfodert, um durch eigne Ueberlegung auf eine Regel zu fallen, da man hingegen in einem wohlgeſchriebnen Buche beide in einer Stunde faſſen kann. Derjenige, der mit der Welt umgeht, ohne zu leſen, muſs die Begriffe und Wahrheiten erſt ſuchen; derjenige aber, der den Umgang mit der Beleſenheit verbindet, hat nur nöthig, die ſchon gefundnen Wahrheiten zu prüfen, und gehet einen viel kürzern Weg zu richtigen Begriffen zu gelan-

gelangen als der erſtere. Ich getraue mir zu ſagen, daß der letztere, wenn er es recht anfängt, in ſeinem vierzigſten Jahre für ſo alt geſchätzt werden kann, als der erſtere im ſechzigſten, und daß dieſes das Mittel ſey, ſich die Klagen über die Kürze des menſchlichen Lebens zu erſparen, und in ſechzig Jahren wenigſtens hundert zu leben.

Ich läugne nicht, daß der Umgang mit der geſitteten Welt den beſondern Vorzug vor der Beleſenheit habe, daß er ein Vertrauen, eine Fertigkeit, und eine Leichtigkeit in der Ausübung derjenigen Regeln giebt, die man gelernt hat; und daß nichts als die Geſellſchaft vermögend iſt, den Menſchen zur Geſellſchaft vollkommen tüchtig zu machen. Ein Menſch, der nur geleſen, und nicht viel geſehen hat, kann nicht anders, als ſchüchtern ſeyn, weil er nichts als einen Haufen ungeprüfter Wahrheiten mit ſich bringt, ohne zu wiſſen, auf welche er ſich vollkommen zu verlaſſen hat. Es fehlen ihm bey Ausübung der eingeſammelten Regeln noch unzählige kleine Handgriffe, deren Mangel er erſt einſieht, wenn er ſie ins Werk richten ſoll. Es iſt mit ihm, wie mit einer noch ungebrauchten Maſchine, wo die Achſen der Triebräder noch nicht ausgeſchliffen und nicht recht gangbar ſind, und bey deren Gebrauche man erſt ſehen kann, wo ſich etwas reibt, und wo etwas abgefeilet oder zuſammen gepaſſet werden muß, ehe ſie recht gehen kann.

Hingegen wie die Welt die Manieren und die Lebensart eines Menſchen ausarbeitet, ſo putzet die Beleſenheit den Verſtand deſſelben; ſie lehret ihn eine gewiſſe Richtigkeit, Wahl und Ordnung der Gedanken, welche der Umgang ihm nicht ſo bald oder vielleicht gar nicht geben würde. Die ungleiche Denkungsart derjenigen Leute, woraus die Geſellſchaften beſtehen, die Geſchwindigkeit, womit Reden, Fragen und Antworten auf einander folgen, die Mannichfaltigkeit der Dinge, die darinnen vorkommen,

kommen, und eines das andre abbrechen und verjagen, der Mangel der Zeit zur Ueberlegung eines jeden, was geſagt wird, ziehen dieſe natürlichen Folgen nach ſich, daß man nicht allezeit unter dem Guten ausſuchen kann, um nur das Beſte zu ſagen; daß man artige und ſchlechte Sachen unter einander höret, daß dasjenige, wovon geredet wird, ſelten zuſammenhänget und ſelten ausgeführet werden kann, und daß vieles unterläuft, welches bey einer genauen Unterſuchung, allen Glanz und alles Einnehmende verlieren würde. Es wird viel ſeyn, wenn man in einem Geſpräche von einer Stunde mehr als ein Dutzend gute und richtige Gedanken hört; und wenn die Unterredungen der artigſten Leute, ſo wie ſie gehalten werden, aufgeſchrieben würden, ſo würden ſie ziemlich bunt ausſehen, und es würden viele matte Stellen darinnen vorkommen. Endlich wenn man auch daſelbſt lauter Gutes hörte, ſo muß man doch mit ſeiner Aufmerkſamkeit dem Faden der Unterredung nacheilen, und man kann bey demjenigen, was auch vortrefflich iſt, nicht lange gnug ſtehen bleiben, um es gehörig zu betrachten.

Das Leſen guter Bücher hat dieſen Vortheil, daß ein nur etwas empfindlicher Verſtand, den dasjenige, was wohl geſagt iſt, nothwendig rührt, ſich bey dem, was ihm beſonders gefällt, aufhält und ſich darnach bildet, daß er eine Folge von zuſammenhängenden Gedanken betrachten, und daher auch ſeine Gedanken zuſammen hängen lernt, und daß er ſich deſto richtiger zu denken gewöhnt, wenn er lauter ſolche Gedanken vor ſich ſieht, die ihre Urheber nicht eilfertig ausgeſchüttet, ſondern mehr als einmal auf die Waage gelegt hat. Es iſt wahr, es iſt weder möglich noch angenehm, eine Geſellſchaft in eben der Ordnung und mit lauter eben ſo ausgeſuchten und richtigen Gedanken zu unterhalten, als die man in einem Buche erfodert. Aber eben wie die Leibesübungen einen Körper leicht, angenehm und feſt machen, ob es gleich in Geſellſchaft

ſellſchaft weder angenehm noch anſtändig ſeyn würde, allezeit im Tacte und tanzend einher zu gehen; ſo giebt dieſes Leſen dem Geiſte eine Fertigkeit, etwas artiges, richtiges und zuſammenhängendes mit einer gewiſſen Leichtigkeit hervorzubringen, ohne daß man ſich deswegen an eine ängſtliche Ordnung und Richtigkeit binden darf. Und wie ein Menſch, der gute Manieren hat, in ſeinen Schritten nicht verrathen wird, daß er tanzen kann, ſo wird derjenige, der ſeinen Verſtand durch Beleſenheit aufgeräumt hat, doch allezeit dieſe Quelle ſeiner guten Einfälle zu verbergen wiſſen.

Alles was ich hier geſagt habe, führt die Folge mit ſich, daß es deſto nöthiger ſey, den Werth derjenigen Schriften genau zu unterſuchen, die man Werke des Witzes nennet, und die eigentlich dazu beſtimmt ſind, dieſe nützliche Beleſenheit zu befördern. Wenn ſich nicht eine gewiſſe Plumpheit im Ausdrucke, ein Zwang in den Einfällen, eine Grobheit im Scherzen, eine Bewunderung der Wortverdrehungen, eine kindiſche Begierde zu plaudern, und eine Selbſtzufriedenheit über alles, wenn es nur geredet iſt, der Geſellſchaften bemächtigen ſoll, ſo iſt es höchſtnützlich, daß es Leute gebe, welche Menſchenliebe und Muth genug haben, dieſe Fehler den Schriftſtellern zu verweiſen und ſie aus den Schriften zu verbannen zu ſuchen, und welche dargegen Gerechtigkeit genug beſitzen die Richtigkeit, die gute Wahl und die Ordnung der Gedanken darinnen zu preiſen und in ihr Licht zu ſetzen. Der Geſchmack in Schriften iſt in allen Ländern jederzeit mit dem Geſchmacke in den Geſellſchaften zugleich gegangen; und die ſogenanten kritiſchen Schriften haben alſo ihren Einfluß nicht allein in die Bücher, ſondern auch in den Umgang. Denn ohne dieſelben wird es nur ſelten geſchehen, daß ein Schriftſteller zu denjenigen Eigenſchaften gelangt, die erfodert werden, wenn er dieſem edlen Endzwecke vollkommen Gnüge thun ſoll.

Die

Die beſten Geiſter unter denen, die etwas ſchreiben, behalten immer eine gewiſſe Art von Ungeſchliffenheit, wenn ſie ſich nicht vor den Urtheilen ſolcher Schriften in Acht zu nehmen haben, die ihnen ihre Flecken zeigen oder abzuputzen ſuchen, und die ſie zwingen, ſich nach den Regeln umzuſehen, welche ſie ihrem Witze zum Zügel geben ſollen. Ein ſich ſelbſt gelaßner Geiſt wird es zwar durch ſein Feuer und durch ſeine Lebhaftigkeit ſo weit bringen, daß er hin und wieder etwas wunderbares, etwas neues und etwas ſcharfſinniges ſaget. Aber unter hunderten von dieſer Art wird kaum Einer ſeyn, der nicht wider ſeinen Willen in ſeiner Arbeit einen Mischmoſch mache. Wenn er mich mit ſich auf die erhabenſten Gedanken geführet, und wenn ich in der größten Ernſthaftigkeit bin, wird er mir unvermuthet und wider ſeinen Willen etwas zu lachen geben. Er wird denjenigen, den er in der erſten Zeile lobt, in der andern zum Geſpötte machen, indem er ihn noch mehr loben will. Es iſt weder Gott, noch König, noch Held, noch Tugend, von denen er nicht aus der beſten Meynung von der Welt etwas poſſierliches ſagen wird. Sein Scherz wird allezeit nach etwas Plumpen ſchmecken; ein Sprüchwort des Pöbels, wenn es noch ſo grob iſt, wird ihm dann und wann für eine Scharfſinnigkeit gelten, ja ich habe einige gefunden, welche nichts artiges ſagen konnten, wenn ſie nicht den Koth oder ſo etwas mit ziemlich groben Worten darein miſchten. Ein ſo ungehobelter Witz, wenn er auch noch ſo viel natürliche Lebhaftigkeit hat, taugt nicht beſſer, eine Schrift zu verfaſſen, als ein Bauer von gutem Verſtande zum Statthalter dient; denn bey beyden wird mitten unter den edelſten und ernſthafteſten Handlungen ihre Plumpheit allezeit hervorſtechen. So iſt ein Geiſt beſchaffen, der ſich nicht um die Kritik bekümmert.

Wenn ich alſo behaupte, daß man allezeit einige Beleſenheit nöthig habe, um angenehm in Geſellſchaft zu

ſeyn,

seyn; so nehme ich die Schriften solcher Geister aus, welche an statt die Gedanken eines Menschen zur Richtigkeit, Wahl und Ordnung zu gewöhnen, denselben vielmehr ihre Unrichtigkeit, ihre Nachläßigkeit und ihre Unordnung mittheilen. Ein solcher unausgepuzter Kopf will zwar eben sowohl für witzig angesehen seyn, als ein andrer; aber wie der Dänische Poet, Helt, bey gleicher Gelegenheit nicht ungeschickt sagt*):

Om end paa Brams og Bie kun synes lidt Forskiel,
Paa deres Arbeid dog de skandes meget vel.

Deutsch:

Wenn Bien und Hummeln scheint der Unterschied nur klein;
Die Arbeit aber zeigt, daß sie verschieden seyn.

XIV.

Den 6ten Jul. 1745.

Eine schöne Gegend hat die sonderbare Kraft in sich, das Gemüth zu ermuntern und mit angenehmen Bildern zu erfüllen. Es scheint so gar, als ob die bloßen Worte: schattichte Wälder, grüne Wiesen, helle Wasserquellen, wohlriechende Blumen, weidende Heerden etwas ergetzendes an sich hätten. Denn so bald ein Poet oder ein Romanenschreiber uns mit einer angenehmen Vorstellung aufhalten will, so nimt er seine Zu-

*) Aus seiner Satyre, S. 191.

Es ist die Rede von dem verschiednen Werthe der Poeten, wie die beiden vorhergehenden Zeilen zeigen:

„Ein Mäcenas soll doch darum nicht den edeln Gesang ver-
„achten, sondern bey sich selbst betrachten ꝛc.

Zuflucht, wenn er es nicht beſſer zu machen weis, nur zu dieſen Worten; und es gelingt ihm mehrentheils, daß er dadurch ohne groſſe Mühe und ohne ſonderbare Kunſt Vergnügen erwecket. Selbſt diejenigen, welche zum Landleben nicht geneigt ſcheinen, werden doch eine Ausſicht aus ihrem Fenſter in das freye Feld, einen Garten, der mit ihrem Hauſe zuſammenhängt, oder ſonſt das geringſte Grüne, das ſie in der Stadt haben können, für eine groſſe Annehmlichkeit halten. Wenn man zweifelt, ob die Stadt dem Lande oder das Land der Stadt vorzuziehen ſey, ſo ſind es blos die Annehmlichkeit und der Wechſel der Geſellſchaft, welche vielen Menſchen die Städte angenehmer machen, als die ſchönſten Felder. Es iſt wahr, die Geſellſchaft iſt eines von den gröſten und vernünftigſten Vergnügen; aber die Einſamkeit iſt in ihrer Art ein eben ſo groſſes. Beide verlieren ihre Annehmlichkeit und ihre Reizungen, wenn ſie beſtändig dauern, und beyde werden deſto reizender, jemehr ſie mit einander vermenget und abgewechſelt werden. Eine beſtändige Ruhe ermüdet einen Menſchen eben ſo wohl als eine beſtändige Bewegung, alsdenn aber ſind beide fähig, Vergnügen zu machen, wenn man immer eins auf das andre folgen läßt. Unterdeſſen gehört eine gewiſſe Kunſt, ſich mit ſich ſelbſt zu unterhalten, dazu, wenn man in der ſchönſten Gegend nicht Verdruß uud Langweiligkeit mit ſich herumſchleppen will. Und da dieſe Kunſt nicht die gemeinſte iſt, ſo darf man ſich nicht verwundern, warum es Leute giebt, denen der angenehmſte Ort zu einer verdrießlichen Wüſte wird, und warum man nicht ſelten glaubt, daß ein Menſch unglücklich ſey, wenn er genöthigt iſt, ſeine Zeit auf dem Lande zuzubringen. Ein vornehmer Mann, welchem auferlegt war, ſich auf ſeine Güter zu begeben, ſchrieb ſeinem guten Freunde nach der Stadt folgendermaßen zu: „Ich bin nunmehro hier in meinem Elende „angekommen, welches in einem bequemen Landhauſe, ei-

„nem wohlangelegten Garten, einigen kleinen und recht lu-
„stigen Gehölzen, und der angenehmsten Aussicht beste-
„het. Sie werden glauben, daß ich hier sehr betrübte
„Grillen fange; aber ich gehe spatzieren, und ich genieße
„itzo die Freyheit, mit mir selber zu reden, ein Vergnü-
„gen, das ich vorher lange Zeit nicht gehabt hatte. Ich
„muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche dafür
„halten, daß sie einem eine Strafe anthun, wenn sie
„ihn in ein Paradies verweisen.“

Ich habe von vielen, welche nicht wenig Länder gesehen hatten, die Gegend von Kopenhagen unter die schönsten zehlen hören; und nach meiner eignen Empfindung zu urtheilen, muß ich diesen Kennern völlig Beyfall geben. Man übersieht hier fast an allen Seiten in einem einzigen Blicke ein Schifreiches Meer, einen schönen Wald, grüne Ebnen, welche mit kleinen Höhen, mit einzelnen Häusern und mit Dorfschaften geschmückt, und mit Seen durchschnitten sind, die von Schwänen bewohnt werden. Kurz, wenn ich die Weinberge ausnehme, so fehlt hier nichts, was zusammen dienen kann, eine schöne Aussicht zu machen, außer dasjenige, was man in jedem Lande gern entbehrt, nehmlich steile Felsen und rauhe Wildnisse.

Ich habe daher das Vertrauen zu meinen Lesern, daß es ihnen nicht misfallen wird, wenn ich ihnen ein poetisches Gemälde eines Stückes von der hiesigen schönen Gegend, und zugleich einen Beweis von der Wunderkraft der hiesigen Brunnen mittheile. Es ist bekannt, daß man am Johannistage fleißig die hiesigen Quellen besucht, und daß man, wo nicht itzo, doch vordem dem hellen und gesunden Wasser derselben ich weis nicht was für eine Kraft zugeschrieben hat. Die Quelle, von der in nachfolgendem Gedichte geredet wird, ist zwar nicht die vornehmste darunter; sie ist aber so schön und ihr

Wasser

Waſſer iſt ſo gut, daß ſie ſich billig das Recht anmaſſen kann, wenigſtens für eben ſo wunderthätig angeſehen zu werden, als die andern. Es wäre gewiß kein geringes Wunder von ihr, wenn ſie einem die Augen eröfnete, aus den bloßen Anfangsbuchſtaben eines Namens einen Menſchen kennen zu lernen. Und wenn dieſes wäre, ſo dürfte ich gewiß vielen Leuten rathen, es wohl zu überlegen, ehe ſie ihre Namen in die Buche, die über der Quelle ſteht, einſchnitten.

Gedicht

auf den Thiergarten, und auf die nicht weit von Bellevüe darinnen befindliche Quellen*).

Hier, wo der feiſte Hirſch, wie ihn die Neigung führet
In ſeinem Eigenthum vergnügt herum ſpaziret,
Und ohne Menſchenfurcht mit ganzen Schaaren geht,
Mir dreiſt ins Auge ſieht, und ſicher ſtille ſteht;
Hier geb ich in dem Schutz der dichtverwirrten Buchen
Bewegung für den Leib, Ruh für den Geiſt zu ſuchen.
Hier zeigt mir die Natur, die nichts zu künſtlich fügt,
Anednen voller Reiz, Unordnung die vergnügt.

*) Eine Meile von Kopenhagen liegt längs der Küſte der große Jägersburger Thiergarten, der auf drey Viertelmeilen lang und eine Viertelmeile breit iſt. Die Anmuth dieſer Waldung iſt nicht geringer, als ſie hier beſchrieben wird. Bellevue iſt ein Landhaus nahe bey einem von den Eingängen dieſes Thiergartens, und die in dieſer Gegend befindliche Quelle wird noch immer am Johannisfeſte und einige Wochen hernach ſtark beſucht. Jetzt iſt in Dänemark die Beſuchung der Quellen an dieſem Feſte ein bloßer Zeitvertreib, da nichts als die ſchöne Jahreszeit und die Erwartung, eine zahlreiche Geſellſchaft zu finden, die Geſellſchaft zuſammenbringt. Ehemals aber iſt dieſe Beſuchung mit Aberglauben verbunden geweſen, worauf auch die Holbergiſche Komödie, die Quellenreiſe zielet.

Hier untermiſchet ſie, dem Auge zum Ergetzen,
Des Waldes Dunkelheit mit grünen lichten Plätzen,
Und zeigt zur Einſamkeit manch ſichres Zimmer an,
Das ohne Wand vor Wind und Thoren ſchützen kann.
Hier ſieht man überall in ſchnurgeraden Gängen
Sich ungezwungne Kunſt mit der Natur vermengen.
Dem Auge hat die Kunſt hier Wege durchgehaun,
Die Schönheit der Natur dadurch zu überſchaun.
Durch dieſe zeigt ſich dort ein Berg von zwey Geſchoſſen,
Aus einem Hügel ſcheint ein andrer aufzuſproſſen;
Sie ſind, dient einer gleich, dem andern zu erhöhn,
Zum Steigen nicht zu hoch, und doch zur Ausſicht ſchön.

Welch liebliches Geräuſch? was hör ich dort zur Linken?
Dort ladet meinen Mund ein friſcher Quell zum Trinken,
Den unter jenem Baum, der ihn vor Regen ſchützt,
Der Erde reicher Schooß aus ihren Adern ſpritzt.
Dieß koſtbare Geſchenk erkenntlich aufzufangen,
Steht hier ein kleiner Stein mit Zierath ohne Prangen.
Umſonſt iſts, wer ſich ihn zum Ehrenmahl geſetzt;
Die Aufſchrift iſt noch neu, die Namen ſchon verletzt.
Der Nachwelt will man oft ein Angedenken geben,
Und ſieht es ſchon vergehn, da wir noch ſelber leben.

Doch wie viel Namen trägt der wundervolle Baum?
Die alten löſcht man aus, und macht den neuen Raum,
Damit die ſpäte Zeit an der durchſchnittnen Rinde
Im wiederholten L, Lars Larſens Denkmahl finde.

O Dichtkunſt, wo du je der Menſchen Blick verklärſt,
Und deine Söhne mehr als andre ſehen lehrſt,
So wünſch ich, ließeſt du, die Neubegier zu ſtillen,
Die dunkeln Namen ſich vor meinem Aug enthüllen.
Indeſſen ſoll der Hut dießmal mein Becher ſeyn,

Ein

Ein friſcher Waſſertrunk erfreut oft mehr als Wein.
Dich, allerreinſtes Naß, nicht ſchmecken, und doch ſehen,
Dieß hieße der Natur Vollkommenheit verſchmähen —
Was fühl ich? welche Glut durchdringt der Adern Saft?
Iſt es der Dichtkunſt Werk? Iſts dieſes Brunnens Kraft?
Auf einmal kann mein Blick der Menſchen Thun und Weſen
Aus des zerritzten Baums verborgnen Namen leſen.
Hier ſteht Achilles Hug ein Mann von feſtem Muth;
Er ſpricht von nichts als Streit, und ſcheuet nichts, als Blut.
Hier hat Oeil De Perdrix, der allen Durſt verfluchet,
Einmal, und niemals mehr, wie Waſſer ſchmeckt, verſuchet,
Hier ſtehet, doch nur halb, der Name des Renat;
Er dachte ſonſt zwar viel, doch niemals was er that.
Jens Perſen Kayſerswerth, ein Leſer der Aviſen;
Stets hat, was er geſagt, der Ausgang wahr gewieſen;
Er wußte ſchon als jung, was Mazarin gedacht,
Die neue Kayſerwahl verderbt ihm manche Nacht,
Und wollte nur ſein Rath in Chriſtenherzen würken,
So hätt Europa Ruh und mordete nur Türken.
Magiſter Atticus, ein artiger Pedant,
Im Sprechen halbgelehrt, im Weſen halb galant;
Sein ſteifgeſäßner Fuß kömmt tanzend hergegangen,
Sein Blick ſieht finſter aus, doch lächeln ſeine Wangen;
Auf ſeinen Runzeln ſchwebt gezwungne Freundlichkeit,
Und ſein Umarmen läßt, als faßt er dich zum Streit.
Claus Grübler, voll Verdienſt und ſelbſterkannter Gaben,
Glaubt, ſtets muß alle Welt mit ihm zu ſchaffen haben;
Von ihm ſagt Cyneas dem Pyrrhus was ins Ohr,
Sein Name kömmt ſehr oft an hohen Tafeln vor.
Wenn Timon ſauer ſieht, ſo hat er ihn im Sinne
Und Brutus denket nur, wie er ihm Netze ſpinne.
Hans Felir Tuſindſkyld war arm und lebte reich.
Lars Larſens Vater hieß Lars Larſens Sohne gleich.
Vendt Nytaarn, ein Poet, dem nie der Geiſt entwichen,

Der stets geschrieben hat, und nie was ausgestrichen;
So seine Fertigkeit bewunderst du vielleicht?
Doch alles, was er schrieb, ist werth das mans durchstreicht.
Matthias Vhilegaard, ein Feind von allen Sorgen,
Der nie geeilet hat, und immer sagte: Morgen!
Paul Ragtal voller Witz, zu Red und Scherz geübt,
Frey, munter, angenehm, und nirgends doch geliebt.
Severus Sandekaard, er ficht der Wahrheit wegen,
Beweist die beste Welt mit scharf geschlifnen Degen,
Und findet er dich nicht so überzeugt als sich,
So rufet er: sprich ja! wo nicht so schlage dich!
Per Hansen, welcher glaubt, der sag ihm was zur Schande,
Wer sagt: Es wächst kein Wein in deinem Vaterlande.
Tobias Jörgen Lad der zwey und dreyßig Jahr
Geprüft, und nie gewußt, wozu er tüchtig war.

Doch welche Dicke fällt vor meinen Augen nieder!
Statt Namen seh ich nun nur dunkle Chiffern wieder.
Ich seh, mich täuschte nur ein blendend Gaukelspiel,
Und wies mir noch zuletzt die Worte: Nicht zu Viel.

XV.

Den 13ten Jul. 1745.

Ich weis nicht, ob es besser gesagt ist, wenn ich spreche: Der Mensch hat eine natürliche Liebe zur Wahrheit, und eine eingepflanzte Begierde dieselbe auszubreiten, oder ob man richtiger redet, wenn man sich so ausdrückt: Der Mensch hat eine so wunderliche Eigenliebe, daß er von andern Menschen verlangt, sie sollen nur sagen; Er habe Recht, sie mögen in ihren Gedanken davon überzeugt seyn, oder nicht.

Das

Das erstere sollte man aus dem Eifer abnehmen, den die meisten Menschen bezeigen, dasjenige, was sie für wahr halten, auch andern beyzubringen; und das letztere sollte man fast aus den Mitteln schliessen, die sie dazu gebrauchen. Leute, die nicht von einerley Meynung sind, gehen meistentheils mit einander um, als ob man eine Meynung eben so wie eine Handlung unterlassen oder beschliessen könnte; als ob es nicht auf die Erkenntniß des Verstandes, sondern auf die Wahl des Willens ankäme, so oder so zu denken; und als ob man zu einer Wahrheit wie zu einem Kaufe oder Vertrage ja! oder nein! sagen könnte, nachdem uns vortheilhafte Bedingungen oder Bewegungsgründe vorgelegt werden. Sie halten sich für beleidigt, wenn man nicht glauben kann, was sie glauben; sie belegen, nach Beschaffenheit der Sache, den Beyfall, den man ihr giebt, mit willkührlichen Strafen oder Belohnungen, um uns davon abzuhalten oder dazu zu bewegen; sie halten uns entweder für böse, oder für Narren, wenn sich unsre Einsicht nicht nach ihrem Willen richtet. Eine kleine Mishelligkeit in ganz gleichgültigen Dingen macht öfters zween vertraute Freunde kaltsinnig; ja ich glaube, daß diese vermeynte Menschenliebe, andern zur Erkenntniß der Wahrheit zu verhelfen, eine von den reichsten Quellen der Feindschaft ist, und daß viele über kleine Streitigkeiten, an denen beiden Theilen nichts gelegen gewesen, sich auf ewig entzweyet haben.

Es ist kein Satz in der Philosophie, welcher nützlicher ist, und welcher gleichwohl noch bisher weniger bey den Menschen gefruchtet hat, als dieser; daß der Mensch keine Herrschaft über seinen eignen Verstand habe, sondern daß der Verstand von nichts, als von Begriffen und Beweisen beherschet werde; daß es eben so unmöglich sey, sich zu entschliessen, daß man etwas für wahr oder für falsch halten wolle, als es unmöglich ist, seinem Auge ein Gesetz zu geben, daß es dieses oder jenes als schwarz

oder weiß ſehen ſoll; daß unſre Meynungen nothwendige Folgen von den Begriffen ſeyn, die wir erlangt, und von den Eindrücken, die wir erhalten haben; daß das einzige Mittel, dieſelben zu ändern, dieſes ſey, daß man zeige, worinnen die Falſchheit unſrer bisherigen Begriffe beſtehe, oder wo unſer Verſtand in Beſtimmung der daraus herſtammenden Folgen einen irrigen Weg gegangen; kurz, daß es eine Thorheit ſey, jemand zu befehlen, daß er etwas glauben ſolle, oder ihn durch Drohungen, Verſprechungen und Bitten zu einer Meynung zu bewegen.

Es laſſen ſich hierüber ſehr viel ernſthafte, und auch ſehr viel luſtige Dinge ſagen. Die Liebe zur Wahrheit, oder beſſer zu ſagen, die Liebe zu ſeinen eigenen Meynungen hat der Welt öfters ſehr traurige, und öfters ſehr lächerliche Schauſpiele gegeben. Sowohl die Religionskriege, als die Federkriege, das iſt, ſowohl das allerblutigſte, als das allerluſtigſte, was die Welt jemals geſehen hat, ſind beide aus dieſem Grunde entſtanden. Und wie viel artige Auftritte in den Geſellſchaften würde man entbehren müſſen! wenn alle Menſchen die Wahrheit als dasjenige, was ſie wirklich iſt, betrachteten, und ſie mehr für ein Werk des Verſtandes anſähen, dazu Ueberzeugung erfodert wird, als für ein Werk des Willens, dazu man andre durch Vermahnungen, Rath oder Schelten bewegen könnte.

Man trift in Geſellſchaft einen Menſchen an, der mit einer gewiſſen Zuverſicht etwas behauptet, daran eben niemands Wohlfarth hängt. Er iſt nicht zufrieden, daß man zu demjenigen, was er ſagt, ſtillſchweiget, ſondern er will unſre aufrichtige Meynung darüber wiſſen. Geben wir ihm hierauf zu erkennen, daß wir anders denken, als er; ſo ſieht er uns mit einer gewiſſen barmherzigen Miene an, zucket die Achſeln, und an ſtatt uns eines andern zu überführen, hält er eine Rede wider die Leute, die immer andrer Meynung ſeyn wollen, als andre

dre vernünftige Menſchen; er rückt uns vor, daß wir ihn für ſo dumm anſähen, als ob er von der Sache nicht urtheilen könne, und er verſichert uns, daß er wahrhaftig nicht zu uns kommen werde, von uns Unterricht zu nehmen; er ſieht uns lange Zeit viel finſtrer an als zuvor, und kann es uns nicht vergeſſen, daß wir nicht ſogleich unſerm Verſtande auferleget haben, die Augen zuzudrücken, und mit keinen andern als mit ſeinen Augen zu ſehen. Es iſt noch viel, wenn dieſe ſeiner Ehre angethane Beleidigung nicht alle unſre übrigen Eigenſchaften ihm viel geringer vorſtellt, als ſie ihm bisher geſchienen: wenn wir in ſeinen Gedanken nicht allen Verſtand, ja auch alles was an unſerm Herzen lobenswürdig iſt, verlieren, und wenn er es uns nicht bey andern Gelegenheiten wieder empfinden läßt. Gleich als ob man ein beßres Herz hätte, wenn man glaubt, daß die Thüre eines Zimmers zu hoch oder zu ſchmal ſey, als wenn man dafür hält, ſie ſey wohl abgemeſſen. Fragt man ihn, ob er verlange, daß man etwas äußerlich bejahen ſolle, das man innerlich verneinet, ſo wird er dieſes nicht haben wollen. Er muß alſo wirklich dafür halten, daß man ſeine Meynung wie ein Schiff nach allen Seiten umwenden könne, nachdem es erfodert wird, und daß der Verſtand des Menſchen fähig ſey, Befehle anzunehmen.

Ein eifriger Vertheidiger der Meynungen des vergangnen Jahrhunderts hört nicht ſo bald einige verfängliche Reden aus dem Munde ſeines jungen Vetters, woraus er argwohnt, daß derſelbe dafür halte, daß ein Komet nichts Böſes bedeute; ſo giebt er ihm eine liebreiche Vermahnung, worin er Seufzer und Thränen anwendet, ihn zu bewegen, daß er einer nach ſeinen Gedanken ſo gefährlichen Meynung abſagen ſolle, er umarmt ihn, er bittet und flehet, er verlangt, daß er es ihm zu Liebe thun und inskünftige glauben ſolle, daß ein Komet wenigſtens den Untergang eines Reichs, oder doch einen merkwürdigen Tod verkündige. Es iſt wahr, dieſer Mann ver-

fährt sehr sanftmüthig, und ist wenigstens nicht so arg, als diejenigen, die einen Menschen verfluchen, und ihn der Hölle überliefern, weil er anders denkt als sie. Ich bewundre seine Liebe zur Wahrheit, nehmlich zu demjenigen, was er für Wahrheit hält, die ihm sogar Thränen auspresset. Aber es ist Schade, daß diese bewegliche Beredsamkeit nicht angewandt wird, einem Menschen eine verderbliche Handlung abzurathen, ihn zu bitten, daß er sich im Sturme nicht wage, auf der See spatzieren zu fahren, oder daß er kein wildes Pferd bereite, wenn er demselben nicht gewachsen ist, oder daß er sich nicht in Schulden stecke, um seiner Wollust Vergnügen genug zu verschaffen. Alsdann würden diese Umarmungen, und diese väterlichen Warnungen wohl angebracht seyn. Aber jemanden bitten, daß er etwas anders glouben solle, als was er glaubt, heißt eben so viel, als wenn ich einem mit Thränen zu Fuße fiele, ihn zu bereden, daß er ja dasjenige, was ihm als ein Baum vorkömmt, für eine Windmühle ansehen möchte. Finde ich, daß ein Mensch so schlechte Augen hat, und eine Sache für eine andre ansieht, so hilft ein Perspectiv, das ich ihm gebe, mehr als alles Bitten, ihn aus seinem Irrthume zu ziehen. Und werde ich gewahr, daß ein Mensch auf einer falschen Meynung sey; so brauche ich weder Thränen noch Vermahnungen, sondern ich darf ihm nur die Beweise von der gegenseitigen Meynung in aller Gelassenheit recht deutlich machen, und sie sodann seiner eignen Untersuchung überlassen. Wenn er diese begreift, und sie sind wirklich so wichtig und bündig, als ich dafür halte, so wird er seine irrige Meynung nicht einmal behalten können, wenn er auch selbst wollte; und wenn er hingegen die Kraft dieser Gründe nicht fühlt, so wird er nicht einmal sich selbst zwingen können, andre Gedanken zu fassen.

Es geschieht nicht allezeit offenbar und ohne Umschweif, daß man durch so verkehrte Mittel seinen Meynungen Beyfall zu verschaffen sucht: eben so wie man

nicht

nicht allezeit gerade zu den Leuten Geld anbieten darf, damit sie uns etwas zu gefallen thun. Diejenigen, welche die Kunst, sich Anhänger zu werben, recht verstehen, wissen ihre Drohungen, ihre Versprechungen, ihre Gewaltsamkeiten, und ihre Bestechungen so zu verstecken, daß es kaum diejenigen selbst gewahr werden, denen diese Netze gelegt sind. Ein Gelehrter z. E. welcher den Ehrgeiz hat, der bey dieser Lebensart nicht selten ist, seine Meynung fortzupflanzen, und sich Leute zu Vertheidigern und Beyständen auszulesen, sieht sich da und dort jemanden aus, den er nach seinem Sinne abrichten, und so zu sagen, zu seinem Sohne und Erben in der Gelehrsamkeit einsetzen will. Er läßt viele Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen ihn blicken, und mitten unter diesen Höflichkeiten wird er ihm anfangs nur flüchtig und im Vorbeygehen zu erkennen geben, was er von diesem oder jenem Lehrsatze halte; er wird ihn schon im voraus merken lassen, ehe er ihn um seine Gedanken fragt, daß er ihn für so verständig und scharfsinnig halte, daß er unmöglich andrer Meynung seyn könne; er wird ihn warnen, sich vor den betrüglichen Scheingründen dieser und jener in Acht zu nehmen, nichts anzuhören, was sie sagen, und nichts zu lesen, was sie schreiben, weil es eine Art von Gift mit sich führe. Er wird ihn in Acht nehmen, daß er ja nicht unter jemands Hände gerathe, der ihm den Verdacht beybringen könnte, ob die Meynung, die er bisher gehört, auch wohl falsch sey; welches eben so viel heißt, als einen auf dem Wege der Dummheit zur Weisheit führen wollen. Bey allem dem wird er ihn wenig von den Beweisen seiner Meynung hören lassen, ja vielleicht wird derselbe nimmermehr etwas davon erfahren. Sondern je mehr der Meister den Schüler gelehrig findet, dasjenige was er ihm vorsagt, anzunehmen, desto mehr werden seine Höflichkeiten gegen ihn zunehmen, oder seine Wohlthaten, wenn er derselben benöthigt ist, sich gegen

ihn

ihn häufen. Es wird ihm hierbey zu verstehen gegeben, daß er diesem oder jenem zu vielerley Bequemlichkeiten hätte verhelfen wollen, aber daß derselbe eine verhaßte Begierde zu widersprechen an sich habe; daß er ihm bey vielen Gelegenheiten schlimme Streiche gespielt, und alle Dankbarkeit aus den Augen gesetzt habe, das heißt, daß er seinen Lehren nicht Fuß vor Fuß nachgefolget sey.

Dieses sind die Kunstgriffe, ob zwar lange noch nicht alle, deren sich die Menschen bedienen, ihren Meynungen den Beyfall andrer Leute zu verschaffen, von welchen man mit Recht sagen kann, daß sie lächerlich sind, wenn sie auch zur Ausbreitung der Wahrheit selbst gebraucht würden. Denn was kann lächerlicher seyn, als den Verstand, an statt der Beweisgründe, mit Bewegungsgründen zu bestürmen? Gleichwohl sind diejenigen, welche die Natur der Wahrheit und des menschlichen Verstandes am besten kennen sollten, eben so geneigt als andre, sich dieser Mittel zu bedienen, wenn sie von dem Ehrgeize mehr als von der Liebe zur Wahrheit getrieben werden, ihren Meynungen die Oberhand zu verschaffen; und man liest oft in einem Buche auf der einen Seite den Beweis, daß der Verstand sich durch nichts anders als durch Gründe zwingen und besiegen lasse, indessen daß die andre Seite eine Reihe von Schimpfwörtern, Spöttereyen, Drohungen und beweglichen Ausrufungen ist, die den Gegner zur Erkenntniß der Wahrheit bringen sollen. Man hat in alten Zeiten die Schüler zweener Lehrer über eine nichtswürdige Grille aus der Metaphysik einander mit Griffeln todt stechen sehen *), und man höret in den neuern, fast

*) Bezieht sich auf die große Erbitterung zwischen den Nominalen und Realen unter den scholastischen Philosophen. Ihr Streit hat zu den Zeiten des Abelard im 12ten Jahrhundert angefangen, und bis in die Zeiten der Reformation gedauert.

faſt über jeden ſtreitigen Lehrſatz, Schimpfwörter hin und wieder fliegen. Und der eine iſt allezeit geneigt, den andern kaum halb für einen ehrlichen Mann gelten zu laſſen, weil er etwa einen Poeten nicht für ſo ſchön oder für ſchöner hält, als ihn der andre anſieht. Man macht Bündniſſe über die Wahrheiten, die man zu vertheidigen denkt, wie über Länder, man ſtiftet Feindſchaften, man kündigt Federkriege an, man wirbt Krieger, die mit Papier und Dinte ſtreiten ſollen, man braucht die Gunſt der Patronen, und wenn es möglich iſt, auch die Gewalt der Obrigkeit, einen Menſchen dazu zu bringen, daß er etwas glauben ſolle. Sollte man hieraus nicht ſchließen, daß der Menſch nicht ſo wohl ſuche, einen andern von der Wahrheit zu überzeugen, als vielmehr dahin zu bringen, daß er uns recht gebe? Es iſt wahr, vielleicht geſchieht es zuweilen, daß dadurch ein Menſch ein eifriger Anhänger eines gewiſſen Lehrſatzes wird. Er hat ihn ſo oft ſagen hören, und ſo oft wiederholet, daß ihm nicht einmal beyfällt, daran zu zweifeln, weil er ihn ſchon gewohnt iſt. Aber wenn es auch tauſendmal die Wahrheit iſt, was er glaubt, ſo hat er dabey kein größeres Verdienſt, als ein Lügner, welcher von ungefähr einmal die Wahrheit trift, da er doch den Vorſatz hatte, etwas zu ſagen, davon er nicht wußte, ob es ſich wirklich ſo verhielte. Alle Vernunftlehren beweiſen, daß ein Menſch von Ehrerbietigkeit, von Furcht, von Hofnung, von Liebe, von Haß, kurz von allen Leidenſchaften frey ſeyn ſolle, wenn er die Wahrheit erkennen will; und faſt alle Exempel zeigen, daß man ſein erſtes ſeyn laſſe, ihn mit Leidenſchaften anzufüllen, wenn man vorgiebt, ihn zur Wahrheit zu führen.

Ich will überhaupt zu dem, was ich geſagt, ein Exempel in dem Geſpräche zween alter nordiſchen Weiſen anführen, deren ſonderbare Art, ihre Sätze zu behaupten, noch itzo nicht ganz ungewöhnlich iſt. Ymer ein Rieſe

und

und Loke ein Mann *), welcher einigen Wiß und eben nicht viel Gründlichkeit hatte, geriethen mit einander in einen Streit, ob man im Valhalla, das iſt, in dem Orte, wo die tapfern Leute ihre Wohnung nach dem Tode zu finden glaubten, auch noch den Degen an der Seite tragen würde. Ihre Unterredung war folgende:

Ymer. Iſt es möglich, Loke, daß du dir vorſtellen kannſt, daß ich in dem Valhalla, wie ein Gefangener, entwafnet ſißen ſollte?

Loke. Es iſt ſo möglich, daß ich mir nicht einbilden kann, wie du das Gegentheil glauben könneſt.

Ymer. Ich habe dich bisher noch für ein wenig klug gehalten, aber gewiß ich finde, daß ich mich betrogen habe.

Loke. Du biſt von allzugroßer Leibesgeſtalt, als daß ich von dir für klug gehalten ſeyn wollte.

Ymer. Und du biſt ſo klein, daß ich deine Meynung verachte.

Loke. Woher nimmſt du doch ſo ungereimtes Zeug? Was willſt du denn mit dem Degen in dem Valhalla machen?

Ymer. Wenn du es wiſſen willſt, er ſoll mir darzu dienen, daß ich Leute, wie du biſt, hinaus jage, wenn ſie mir ſolches Gewäſche vorſagen.

Loke. Aber ſo nimm dich in Acht, daß er dir nicht im Grabe verroſtet, ſonſt wirſt du Mühe haben, ihn aus der Scheide zu bringen.

Ymer. Ich werde ihn mehr als zu zeitig herausziehen, und du wirſt davon gelaufen ſeyn, wenn ich nur an den Heft deſſelben rühre.

Loke.

*) Die Namen Ymer und Loke kommen in der Isländiſchen Edda vor; jener als ein ungeheurer Rieſe, dieſer als ein verſchlagener Halbgott, und gleichſam als der Momus in der Nordiſchen Mythologie. Das Geſpräch iſt nach dem Sinne dieſer Mythologie geſchrieben, mit eben der Freyheit, mit welcher die Alten zu der griechiſchen Mythologie hinzugedichtet haben.

Loke. Warum ſollte ich nicht laufen? Ich glaube wahrhaftig, daß alle Einwohner des Valhalla davon laufen werden, wenn du mit deiner unermeßlichen Plempe hinein getreten kömmſt.

Ymer. Wenn ſie alle ſolche Zwerge ſind, wie du, ſo haben ſie nicht unrecht. Denn ich ſchwöre dir, daß ich das ganze Valhalla von ſolchen nichtswürdigen Creaturen reinigen will, ſo wahr mich mein Schwerd dahin begleiten ſoll.

Loke. Du ſchwöreſt bey einer Sache, die noch nicht ausgemacht iſt.

Ymer. Eben deswegen ſchwöre ich dabey, um dir zu zeigen, wie gewiß ſie iſt.

Loke. Aber ich will dir wohl hundertmal ſchwören, daß du keine geſunde Vernunft haſt, und dieſes ſo gewiß, als du itzo in dieſem Leben deinen ungeheuren Degen an der Seite trägſt.

Ymer. Du erinnerſt dich nicht, daß ich dich mit einer Hand zerſchmettern kann.

Loke. Mein lieber Ymer, glaube mir nur. Es betrübt mich recht, daß du auf einer ſo irrigen Meynung beſteheſt. Du weißt, meine Mutter war deines Großvaters Schweſter. Ach! was würde die gute Frau ſich betrüben, wenn ſie wüßte, daß du ſo verwegen wärſt, zu glauben, daß du mit dem Degen in das Valhalla eintreten könnteſt, als ob du daſelbſt alles ermorden wollteſt. Mich dünkt, ich ſehe ſie ſchon in Thränen zerfließen.

Ymer. Ey, laß ſie weinen!

Loke. Thue es doch ihr zu Liebe, und glaube es, wofern du vor mir nicht ſo viel Ehrerbietigkeit haſt, da ich dich doch erzogen und ſo treulich für dich geſorget habe. Ich könnte dir deine Undankbarkeit vorwerfen. Ich weis, du biſt verführt worden, und haſt die verderblichen Meynungen des gottloſen **Tyr** eingezogen. Ich bin aber noch

immer

immer bereit, meine Wohlthaten gegen dich fortzuſetzen. Aendre nur deine hartnäckige Meynung. Denn ich würde es ſehr zu verantworten haben, wenn ich meine Gutthaten an einen Unwürdigen verſchwendete.

Ymer. Warte, du Böſewicht, bin ich ein Unwürdiger? das ſoll dir ſauer werden, zu behaupten.

Loke. Ach! kann denn dich gar nichts bewegen?

Ymer. Ja! es bewegt mich alles. Aber es bewegt mich, dir zu zeigen, was mein Degen thun kann. Sage mir, ſoll dieſer Degen in das Valhalla kommen oder nicht?

Loke. Er wird doch nicht hinein kommen, wenn er mich auch tauſendmal in Stücken hiebe.

Ymer. Du fliehſt? und wahrhaftig, du hatteſt Zeit!

XVI.

Den 20ſten Jul. 1745.

Es iſt dem Menſchen eine Regung eingepflanzt, vergnügt zu ſeyn, ſo bald er ſieht, das andre Leute ſich freuen, wenn er auch ſelbſt nicht das Glück hätte, an der Urſache ihrer Freude Theil zu nehmen. Das Vergnügen andrer Menſchen iſt allezeit die billigſte und rechtmäßigſte Urſache des unſrigen, und derjenige, welcher ſich nicht anders freuen will, als über Dinge, von denen er ſelbſt wirklichen Vortheil hat, verdient, daß er nie Urſache bekomme ſich zu freuen.

Ich würde mich ſelbſt einer nicht geringen Unempfindlichkeit beſchuldigen müſſen, wenn ich die Freude des ganzen Volks, mit dem ich mich in meinen Blättern unterrede, unberühret laſſen wollte, da ſie ſo wohlgegründet iſt,

und

und da in dieſem Lande faſt kein Menſch iſt, welcher ſich nicht bemühte, ſein Vergnügen über die Geburt des durchlauchtigſten Prinzen Chriſtian *) zu erkennen zu geben. Es kann niemand ſo fremd an einem Orte ſeyn, daß er nicht eine gewiſſe Verbindlichkeit auf ſich haben ſollte, an dem Wohlergehen und Vergnügen derjenigen Häuſer Theil zu nehmen, welche die Welt zu regieren geſetzt ſind. Denn wie ein jeder Regent nach der einſtimmigen Ueberzeugung aller Sittenlehrer, die Pflicht auf ſich hat, nebſt dem Aufnehmen ſeiner Unterthanen, auch das Wohl aller Menſchen überhaupt nicht aus den Augen zu ſetzen, ſo hat auch jeder Unterthan in der Welt die Schuldigkeit auf ſich, nächſt dem Landesherrn, unter dem er gebohren iſt, gegen alle Regenten in der Welt Ehrfurcht und Liebe zu tragen.

Der Anblick, ein ganzes Volk freudig zu ſehen, iſt der allerangenehmſte, den man meines Erachtens finden kann. Es iſt nichts einnehmender, als bey ſolchen Gelegenheiten zu betrachten, wie ſinnreich die Freude iſt, Wege zu finden, dadurch ſie ſich entdeckt, wie begierig ein jeder diejenigen Dinge zu Zeichen ſeines Vergnügens macht, mit denen er am liebſten umgeht, und wie aufmerkſam man iſt, ſich auch an den kleinſten Umſtänden zu beluſtigen, welche ſo große Gelegenheiten der Freude begleiten. Die Ausſchweifungen ſelbſt verlieren, nach meinen Gedanken, in ſolchen Fällen das Lächerliche, was ſie ſonſt an ſich haben, ſie verdienen alsdann deswegen Nachſicht, weil ſie als Wirkungen der löblichſten Regung von

*) Nach des Kronprinzen Friedrich des Vten glücklichen Vermählung mit der Hochſeligen Prinzeſſin Louiſe von England ward den 7ten Jul 1745 Prinz Chriſtian gebohren. Es ſtarb aber dieſer Prinz in der zarten Jugend, und Dänemark ward den 29ſten Jenner 1749 durch die Geburt eines andern Prinzen Chriſtian, ſeines itzigen Beherrſchers, erfreut.

von der Welt, nehmlich der Menschenliebe und der Ergebenheit gegen die Obern anzusehen sind, und man muß sie als Schauspiele betrachten, welche dienen, die übrigen Menschen in ihrer Freude zu unterhalten, und ihnen desto mehr Materie zu geben, von dem vergnügten Gegenstande einer solchen Freude zu reden und daran zu denken.

Es sind viele, welche bey solchen Gelegenheiten nothwendig einen Einfall von ihrer Erfindung haben müssen, in den sie sich verlieben, den sie mit sich herum tragen, und dessen Bekanntmachung sie sich recht mühsam angelegen seyn lassen. Ein Witz, der durch die Freude aufgeweckt wird, vergißt am allerleichtesten seine Armuth, und giebt aus seinem Vorrathe, was er hat, eben so wie man niemals geneigter ist, zu verschwenden, und alles was man besitzt, herzugeben, als wenn man fröhlich ist. Das Angenehme, was in der Sache steckt, über die sie sich freuen, führet sie auf den Irrthum, daß auch die Anmerkungen, die sie darüber machen, angenehm seyn werden. Dieses ist ohne Zweifel die Ursache, warum ich niemals mehr Briefe als in dieser Zeit erhalten habe, indem viele aus Mangel anderer Gelegenheiten, ihre Einfälle kund zu thun, durch mein Blatt die Eingebungen ihrer Freude an den Tag legen wollen. Ich übergehe fünf Chronosticha, in welchen die Zahl MDCCXLV aus Wörtern voller Wünsche und Prophezeyungen herausgesucht ist; und fast eben so viel Anagrammata, oder auf gut Deutsch Namenverdrehungen, die ich erhalten. Es hat mir jemand einen Brief voll Anmerkungen über die Zahl Sieben zugeschrieben, wozu ihn der siebente Tag des siebenten Monaths in diesem Jahre veranlasset. Eine gewisse Lucia Zährenstromin bittet mich, in meinem Blatte ihrer Freudenthränen zu gedenken, und die Welt zu versichern, daß sie vor Freuden drey Tage bettlägerig gewesen wäre, welches ich nur für einen sinnreichen Ausdruck halte, ihre Freude recht

groß

greß zu beſchreiben, ſo lange ſie ihrem Briefe nicht ein Zeugniß eines glaubwürdigen Arztes beyfügt. Ein andrer hat mir ein Verzeichniß der Liederchen zugeſchickt, die er ſelbigen Tag bey einem guten Glaſe Wein geſungen, welches aber nur ſo weit geht, als er ſich beſinnen kann, was er ſelbigen Tag gethan hat. **Artemidora**, eine Perſon, welche ohne Zweifel glauben muß, daß ihre Seele alsdann am klügſten ſey, wenn ſie nicht weis, was ſie thut, nehmlich wenn ſie ſchläft, hat mir eine Beſchreibung eines ſehr erbaulichen Traums zugefertiget, in welchem ich zwar nichts von dem neugebohrnen Prinzen ſehe, wobey aber eine ſehr ſchöne Deutung nach den bewährteſten Auslegern zu finden iſt, worinnen ſie dem Prinzen ſehr viel Glück, und ſich einen guten Lohn für ihre Prophezeyung weißaget. **Der Poet Bendt Nyssaarn**, deſſen ich neulich in einem meiner Blätter erwähnet, hat mir ein weitläuftiges Gedicht zugeſandt, welches, die Wahrheit zu ſagen, nichts als ein verſtümmelter Auszug aus dem Kirchengebete iſt, wobey er ſich aber verſichert hält, daß ich es gewiß nicht, wie andre Sachen von ſeiner Arbeit, für ausſtreichenswürdig halten würde.

Endlich hat mir auch ein Ungenannter einige Gedanken übermacht, bey denen ich mich der Erlaubniß bedienen will, die mir der Verfaſſer derſelben gegeben hat, ſie als mein Eigenthum zu betrachten, und dasjenige, was darinnen geſagt iſt, als das meinige anzuſehen. Der Brief den er mir dazu ſchreibt, iſt folgender:

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, welche ſich bey der itzigen Vermehrung des königlichen Hauſes nicht blos in der Abſicht freuen, damit man wiſſen möge, daß ſie ſich gefreuet haben. Ich theile alſo die Ausdrücke meiner Freude nur Ihnen mit, und wenn Sie ſie einigermaßen für würdig ſchätzen, die Gedanken andrer Leute damit zu un-

terhalten, ſo iſt mir es gleich viel, ob Sie ſie unter Ihrem eignen oder unter einem fremden Namen bekannt machen; und der einzige, den ich hiervon ausnehme, iſt der Name

Ihres
ergebenſten Dieners
17. 17.

◆ ◆ ◆

Voll ungeduldiges Verlangen,
Dich, Kind der Helden, zu umfangen,
Die ſtets des Himmels Liebe deckt,
Hat Cimbrien im Feyerkleide
Mit prophezeyungsvoller Freude
Die Arme längſt ſchon ausgeſtreckt.
Die Vorſicht ſendet Dich hernieder,
Damit der Sechſte Chriſtian
Sein werthes Reich, in viele Glieder,
Noch ſich noch glücklich wiſſen kann.

Die Stämme, die die Fürſten geben,
O Dänemark, dein Wohl zu heben,
Sind nicht gewohnt, entzweigt zu ſtehn:
Bis in die fernſte Zeit zurücke
Haſt du, zu deiner Gränzen Glücke,
Nur zweyn Geſchlechter herſchen ſehn.
Bey ihrem dauerhaftem Throne
Wacht ſtets die Vorſicht und die Treu:
Ihr Erbtheil iſt nicht blos die Krone,
Es liegt der Bürger Herz dabey.

Wer

Wer iſt die Frau von edlen Zügen
Die dort mit lächelnden Vergnügen
Den Prinzen auf den Armen hält?
Ein Rand gleich grünen Meereswogen
Iſt um ihr Purpurkleid gezogen;
Ihr Fuß iſt auf ein Schif geſtellt;
Des Sundes dienende Tritonen
Stehn ehrerbietig vor ihr da:
Ihr Schmuck iſt zwo vereinte Kronen.
Dies iſt dein Schutzgeiſt, Cimbria!

Mit eifrigen und vollen Küſſen
Giebt ſie die Zärtlichkeit zu wiſſen,
Die ihr im Mutterherzen ſchlägt.
Nach Chriſtians und Friedrichs Söhnen
Wirſt Du vernehr, o Luſt der Dänen,
Der Tugend in den Arm gelegt,
Der Tugend, die voll dieſer Güte,
Die deiner Ahnen Herz erfüllt,
Dich, ihrer Hofnung zarte Blüthe,
In ihren güldnen Mantel hüllt.

Wie Herkules mit frohen Händen
Um des erſeufzten Ajax Lenden
Sein Kleid, die Haut des Löwen, warf,
Und rief: Wo mich die Götter hören,
Soll dieſes Kind kein Schwerd verſehren,
Sey wider dich kein Eiſen ſcharf!
So hebt die Tugend ihre Blicke
Für Dich zur Vorſicht in die Höh,
Und fodert bittend vom Geſchicke,
Daß ſie Dir ſtets zur Seite geh.

Es müſſt, ſpricht er, dein Gemüthe
O Prinz, nur der Vernunft und Güte
Der Schwachheit nie durchdringlich ſeyn!
Es müſſe wider Schmeichler feſte,
Sich ſtets der Sorge für das Beſte
Mehr als der Macht der Waffen weyhn!
Werd edel ſonder Ehrſuchtstriebe!
Ein wahrer Vater für das Reich,
Der Laſter Furcht, der Menſchen Liebe,
Und deinen Ahnen völlig gleich.

XVII.

Den 27ſten Jul. 1745.

Es iſt kein Geheimniß ſchwerer zu verſchweigen, als die Hochachtung, die man gegen ſich ſelbſt hat. Die allerſtillſten Bewunderer von ſich ſelbſt fangen ſich zuweilen in ihren Reden, und geben ihre Eitelkeit zu erkennen, ehe ſie es ſelbſt wiſſen. Man mag ein Licht verdecken, wie man will, ſo findet es doch immer Ritzen, wodurch es bricht und ſich verräth; und man mag den Glanz, den man ſich ſelbſt beylegt, unter der allerdemüthigſten Beſcheidenheit verſtecken, ſo bringet er allezeit an den Tag. Die klügſten unter denen, welche ihre Verdienſte in einem Preiſe halten, dabey ſie nicht zu kurz kommen, ſehen wohl ein, daß andre ſie nicht nach derſelben Taxe annehmen möchten, und ſie begreifen daher wohl die Nothwendigkeit, damit an ſich zu halten. Gleichwohl läßt ein ſo großer Vorrath ſich nicht gänzlich bergen, und ſie finden immer Gelegenheit, hier und da ein wenig davon blicken zu laſſen. Bald ſind ſie genöthigt ſich gegen jemand zu vertheidigen, der ſie nicht recht

kennet;

kennet; bald finden ſie ſich gezwungen, ſich einem andern zum Exempel anzuführen; bald entwiſcht ihnen unvermerkt ein kleines Beywort, das ſie verräth; bald haben ſie etwas von einem andern zu erzehlen, da ſie die Folge der ganzen Geſchichte unterbrechen müßten, wenn ſie ſich nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließen; bald treffen ſie einen an, mit dem ſie im Vertrauen zu reden, ihn um Rath zu fragen oder ihm einen Rath zu geben haben, und dem ſie alſo durch einige Zeugniſſe, die ſie ſich ſelbſt geben, ein gutes Vertrauen gegen ſich erwecken müſſen. Alsdann aber zeigen ſie ſich in ihrem völligen Glanze, wenn ſie jemand finden, den ſie für ſchwach genug halten, daß er ſich davon blenden laſſen werde; und ihre Lobreden auf ſich ſelbſt, die ſie zuvor mit aller Gewalt und mit dem gröſten Zwange unterdruckt haben, brechen ſo dann auf einmal hervor, wenn ſie jemand vor ſich zu haben meynen, der ihnen von Wort zu Wort Glauben beymißt.

Andre, welche ſo viel Einſicht nicht haben, trauen andern Leuten zu, daß ſie an ihren Verdienſten gar nicht zweifeln werden, ſo bald ſie ihnen die Augen hierüber eröfnen. Sie erſparen ſich den Zwang, ihre Hochachtung für ihre Perſon in ſich ſelbſt eingeſchloſſen zu halten, und ſie machen aus den guten Gedanken, die ſie von ſich ſelbſt haben, ſo wenig ein Geheimniß, als aus ihrem Namen. Sie thun uns alle Schätze ihrer Eitelkeit auf, und vertrauen uns alle Thorheiten, die ſie aus Eigenliebe begehen; ſie erzehlen uns bis auf die Gebärden, die ſie vor ihrem Spiegel machen; ſie entdecken die weitausſehenden Abſichten, die ſie mit ſich haben, und ſie rechnen zum voraus die Stufen her, auf denen ſie ſich zu der höchſten Ehre zu heben gedenken.

In der That halte ich dafür, daß es ein nicht geringes Leiden für einen Menſchen ſeyn muß, der von ſeinen Vollkommenheiten ganz voll iſt, und davon, ſo zu ſagen,

überlaufen möchte, wenn er gleichwohl sich nicht getrauen darf, damit an den Tag zu kommen. Man kann von einem solchen alles sagen, was man sonst von der Marter und dem Kampfe derer sagt, die ein Geheimniß auf dem Herzen haben, das sie verschweigen wollen, und welches ihnen doch das Herz abdrücken möchte. Und eben diejenigen Mittel, welche zuweilen die Plauderhaftigkeit ersonnen hat, um sich bey einem erzwungenen Schweigen einige Erleichterung zu schaffen, könnten meines Bedünkens auch der Eigenliebe zu statten kommen, wenn man in Gefahr ist, durch Unterdrückung derselben zu ersticken, oder sich doch einigen Schaden zu thun. Man sagt, daß vormals ein Barbier, welcher die langen Ohren des Midas gesehen hatte, dieses Geheimniß, da er es nicht länger verschweigen konnte, einem Loche in der Erde anvertrauet habe. Ob nun gleich diese Erfindung bey ihm durch ein Wunderwerk nicht zum besten ausschlug, so könnte man doch den Bewunderern ihrer selbst ein ähnliches Mittel vorschlagen, wenn sie in Noth sind, und ihre Einbildung von sich selbst nicht länger bey sich behalten können.

Ein dergleichen gutes Mittel würde seyn, wenn sie ihre Gedanken dem stummen Papiere anvertrauten, und an statt die Gesellschaften mit Lobsprüchen von sich selbst zu erfüllen, insgeheim alles dasjenige, was sie am Herzen drückt, zu ihrem eignen Gebrauche aufschrieben, wenn sie es auch sogleich wieder zerreißen sollten. Ein artiger Herr von dieser Art hat sich wenigstens dieses letztern Mittels mit sehr gutem Erfolge bedienet, und wenn er so fortfährt, so ist zu vermuthen, daß er eher an allen andern Krankheiten, als an Verschweigung seiner Verdienste sterben könne. Er hatte nehmlich zur Nachahmung einer berühmten Schrift vom Kaiser Antonin eine ganz besondre Art von Betrachtungen aufgesetzt, welche aber nicht seine Verbesserung, sondern sein Lob, zur Absicht hatten.

ten. Wenn er dieſelben eben ſo behutſam aufgehoben hätte, als er ſie klüglich aufgeſchrieben hatte, um ſein Herz von ſo viel aufblähenden Gedanken zu entledigen, ſo würde er beſtändig für einen ſo ziemlich beſcheidnen Menſchen gehalten worden ſeyn. Zum Unglück aber trug er ſie bey ſich, und da er einem guten Freunde einen Brief eines Frauenzimmers zu leſen geben wollte, vergrif er ſich und gab ihm nachfolgende Schrift:

Des Freyherrn von Hohenpreis

Betrachtungen über ſich ſelbſt, an ſich ſelbſt.

Ich bin artig, das iſt gewiß, und zwar bin ich viel artiger als **Frauenlieb** und **Flatterwitz**, die beyden Narren, die alle Artigkeit gepachtet haben wollen.

Sehe ich nicht wohl aus? Bey meiner Ehre, ſo wohl, daß ſich alle Frauenzimmer ſehr leicht in mich verlieben können. Doch ich betrüge mich vielleicht. Nein! ich müßte keine Augen haben, wenn ich es nicht ſehen ſollte.

Fürs erſte iſt meine Stirne nicht zu hoch und nicht zu niedrig, ſie iſt nicht düſter, ſie iſt nicht gefalten, ſie iſt nicht ſchüchtern. Es wohnet eine gewiſſe Heiterkeit darauf, welche alle Leute gleich aufgeräumt machet, wenn ſie mich ſehen; wie geſtern zum Exempel die Julia.

Meine Augen ſind leichtfertig, feurig, recht ſieghaft, es iſt als ob Pfeile darinnen wären. Ja, ja, dieſe Augen haben der **Leonore** ganz warm ums Herz gemacht. Hat man mir es nicht zuweilen zu verſtehen gegeben, daß man meine Blicke nicht aushalten könne? Warum bin ich denn ſo unachtſam geweſen, daß ich es nicht gemerkt habe? Mich dünkt, es iſt genug, daß ich ſelbſt nicht davon rede. Soll ich nicht wenigſtens meine Zufriedenheit darüber haben, wenn es andre Leute ſagen?

Es scheint mir doch, daß meine Augenbraunen besser seyn könnten. Ich sehe nicht, daß sie schlecht sind. Sie wären für manchen mehr als zu gut, und Calliste selbst würde sich Glück wünschen, wenn die ihrigen so viel werth wären. Nur für mich sind sie nicht schön genug. O! ich will euch schon zurechte bringen, ihr guten Augenbraunen! ihr sollt durch Hülfe einer kleinen Zange noch so schön werden, daß man euch zum Muster nehmen kann.

Aber soll ich nicht mit meiner Nase zufrieden seyn? Ja! das dächte ich. Wenn ich unter allen Nasen auf der Welt die Wahl gehabt hätte, so würde ich keine andre gewählet haben, als dich, du wohlgestalte, du ansehnliche, du unvergleichliche Nase!

Mein Mund ist gerade von der rechten Größe, und ich darf die Lippen nur zuweilen ein wenig beißen, so sind sie so roth, wie der schönste Scharlach. Es ist wahr, meine Zähne — Aber bekömmt man doch die Zähne nicht immer zu sehen. Ich zeige sie nur, wenn ich lache, und wenn ich lache, sage ich allezeit etwas so einnehmendes, daß man auf meine Zähne nicht Achtung giebt, und nur mit dem beschäftigt ist, was ich geredet habe.

Meine Backen sind fleischig und frisch, mein Kinn ist schön, mein ganzes Gesicht hat etwas männliches an sich; es ist ein wenig bräunlich, nicht von den weichlichen und weibischen Gesichtern, sondern von einer Farbe, welche die gute Gestalt desselben vollkommen macht.

Es ist nicht anders, Hohenpreis! du mußt dich malen lassen. Es wäre Schade, wenn unter so vielen Frauenzimmern, die dir gewogen sind, keine dein Bildniß haben sollte. Ich werde sehen, welche sich dessen am würdigsten machen wird.

Ja gewiß! mit eben ſo ſchön gelegten Haaren will ich mich malen laſſen. Ich weis nicht, ob mein Geſicht meinem Haare, oder mein Haar meinem Geſichte mehr Zierde giebt. Doch habe ich dieſes nicht meinem Kerle zu danken, daß es ſo ſchön iſt. Aber wie würde es der Schlingel machen können, wenn ich ihm nicht wohl hundertmal gewieſen hätte, wie es ſeyn ſollte.

Mein Kleid iſt doch wirklich gut gemacht. Wenn ich bedenke, was mein Schneider für ein dummer Teufel war, als er mir das erſte Kleid machte; ich habe ihn abgerichtet, und ohne mich würde er noch nicht einmal wiſſen, wie er eine Bruſt zuſchneiden ſollte, die keine Falten wirft.

Wenn der ſteife Baron Stelzenſchritt lernen wollte, wie man ſich tragen muß, ſo ſollte er mich anſehen. Iſt nicht alles an mir frey und ungezwungen?

Zum Henker! habe ich nicht breite Schultern! Ich glaube gewiß, es war dieſer Schultern halber, daß mich vorgeſtern Cälia ſo freundlich auf die Achſeln klopfte. Ganz recht, meine gute Cälia, Sie denken nicht übel. Dergleichen wohlgewachſene Leute findet man nicht alle Tage.

Ich glaube, beym Teufel, daß ſie mich auch gern auf die Waden geklopfet hätte; denn ohne mir zu ſchmeicheln, ſie ſind gewiß ſchön, und der weiße Strumpf giebt ihnen ein recht völliges Anſehen. Das muß ich mir merken! Ich will inskünftige gewiß nichts anders, als weiße Strümpfe und ſchwarze Beinkleider tragen.

Sehen Sie doch nur meinen Fuß an! ſehen Sie wie leicht, wie geſchickt ich ihn führe. O! wie verliebt will ich heute die Cälia machen!

Geſchrieben vor meinem Spiegel, indem ich mich ankleidete und mit der Cälia ſpeiſen ſollte.

Ange-

Angelica sagte heute zu mir, ein Mensch könne nicht liebenswürdig seyn, wenn er nicht manierlich wäre. Angelica ist in mich sterblich verliebt. Also muß ich wohl der allermanierlichste Mensch von der Welt seyn.

Ich weis doch selbst nicht, wie es zugegangen ist, daß ich so manierlich geworden bin. Ich bin nicht so gebohren, denn vor Einem Jahre war ich es noch gar nicht. Es ist mir nicht sauer angekommen es zu werden, und andre geben sich alle mögliche Mühe es zu seyn, und können es doch nicht dahin bringen. Muß ich nicht den allerglücklichsten Verstand von der Welt haben? Laßt doch sehen, wem ich meine so geschwind erlangten Manieren zu danken habe.

Meinem Vater bin ich verbunden, daß er sich so viele Mühe gegeben, Geld für mich zu sammlen, und daß er mir den Gefallen gethan, zu sterben, da ich Lust bekam, Besitzer davon zu seyn.

Meiner Mutter habe ich zu danken, daß sie mich bey Zeiten von der verderblichen Aufsicht des Antiquius abgerissen hat, welcher mich zu einem Pedanten machen wollte, und mir immer vorpredigte, daß man vieles lernen müßte, ehe man in der Welt etwas gelten könnte. Der Narr wird nimmermehr in der Welt so viel gelten, als ich, wenn ich mir gleich mit seinen Grillen den Kopf nicht zerbrochen habe.

Dem Wortreich schreibe ich zu, daß ich den Muth bekommen habe, getrost alles zu reden, was mir einfällt. Dadurch habe ich mir den Namen eines Menschen erworben, der gute Einfälle hat, und ich kann alle Gesellschaften unterhalten und vergnügen, ohne meinen Kopf anzustrengen.

Dem Bellevoix bin ich schuldig, daß ich schön trallern und artige Trinklieder murmeln kann; dem Springfuß,

fuß, daß ich einen freyen Gang habe, und mich nicht ſcheue, mich anzulehnen, auf einem Beine zu ſtehen, oder ein Bein auf den Schooß zu nehmen; dem Lockenſtolz, daß mein Kopfputz in guter Ordnung iſt; und dem Schuldenprachr, daß er mir ſeine genähten Pariſer Manſchetten verkauft hat. Ich ſollte vielmehr von dieſem letztern ſagen, er hat mir es zu danken. Denn ich habe ſie gut bezahlt, und er brauchte Geld, und war in äußerſten Nöthen.

Margareten Oleſens Tochter, welche oft bey mir zu nähen gekommen, habe ich zu danken, daß ich nicht mehr ſo furchtſam und ehrerbietig mit dem Frauenzimmer umgehe, ſondern mir eine Freyheit und Vertraulichkeit bey ihnen anmaße, die mich noch liebenswürdiger machet. Sie hat mich dieſes Geſchlecht kennen gelehrt, und ich habe ihr abgemerkt, was ſie hochſchätzen und was ihnen an uns wohlgefällt, nachdem ich vorher von dem Hageſtolz gelernet hatte, daß ſie in ihrer Art zu denken alle übereinkämen.

Eiſenſtirn hat ſo viel an mir gethan, daß ich nicht mehr roth werde, und daß ich noch weniger verſchämt bin, und mich nicht ſo leicht in Verwirrung bringen laſſe; ingleichen daß ich mich ein wenig herzhaft anſtelle, und thun kann, als ob ich Luſt hätte, allen Leuten die Spitze zu bieten, wenn mich auch innerlich ein kleiner Schauer überläuft.

Daß ich trinken und ſpielen kann, habe ich mit zwey tauſend Reichsthalern bezahlet, und habe alſo dieſes meinem Gelde zu danken.

Daß ich mich ſelbſt kenne, daran iſt niemand als mein Spiegel Urſache. Der hat mir gezeiget, was für Stärke in meinen Augen ſtecket.

Aber iſt es nicht auf mich allein angekommen, mir alle dieſe Dinge zu Nutze zu machen. Was ſchreibe ich denn

denn also andern so vieles zu? Mir selbst habe ich zu danken, daß ich ein so manierlicher Mensch bin.

Geschrieben des Abends in meiner Schlafkammer, als ich von der Angelica kam, und auf Gretchen Olesens wartete.

Hast du Verstand? So viel, daß ich noch sechs andern damit aushelfen könnte. Weißt du aber auch dich desselben zu bedienen? da darf man nur die albernen Köpfe, den Kohlhaupt und den goldverbrämten Herrn von Pinsel darum fragen. Wenn ich euch nur zu fassen kriege, ihr guten Leute, so kann ich schon eure Blöße aufdecken.

Der Henker hole mich! ich darf nur den Mund aufthun; so lachet gleich die ganze Gesellschaft, in der ich mich befinde. Aber sollten die leichtfertigen Vögel auch wohl über mich lachen? Bin ich nicht thöricht, daß ich mir solche Zweifel mache? Bin ich auch wohl eine Person darnach, an der man etwas zu lachen finden könnte? Ueber meine Einfälle lachen sie, über meinen Witz, über die sinnreiche Art, damit ich den Leuten etwas anhängen kann.

Ich habe eine sonderbare Einsicht, sogleich die Schwäche einer Sache zu finden. Ausser mir weis ich niemand, der etwas recht machen kann. Ich höre kaum, daß dieser oder jener etwas vorgenommen hat, so weis ich schon, was daran auszusetzen ist, ehe man mir noch sagt, wie er es angefangen.

Es weis niemand die Kunst, etwas artiges zu erdichten, besser als ich. Ich kann den Leuten mit der größten Wahrscheinlichkeit Handlungen beymessen, davon sie den Verdacht mit hundert Eiden nicht ablehnen können. Alles, was ich erzehle, habe ich gleich aus der ersten Hand, und ich schüttle die Geheimnisse aller Cabinette und aller

Schlaf-

Schlafkammern aus dem Ermel, ohne daß mir ſie jemand geſagt. Das heißt Verſtand haben!

Mich dünkt, ich habe eine ſonderbare Gabe, den Leuten alles an ihrem Geſichte anzuſehn, was ſie denken und thun, und ich rathe darinnen ſo richtig, daß ſie gleich roth werden, und ſich nicht unterſtehen es zu läugnen.

Wer hätte wohl entdeckt, daß die alte Brigitte alle Abende um zehn Uhr von dem unbärtigen Lillo einen Beſuch von acht Stunden annähme, daß der ſechzigjährige Herr von Schönfleck ſeine Augenbraunen färbte, und daß die neulich verheirathete Scheinjungin neun und funfzig Jahr alt wäre, wenn ich den Leuten nicht die Augen geöfnet hätte. Da ſieht man, was eine Hurtigkeit des Geiſtes thun kann, wie die meinige iſt. Es ſoll mir gewiß nicht leicht etwas entgehen, das ich nicht beobachtete. Ich habe es in der Chloris ihren Augen geleſen, daß ſie Luſt hat, den plumpen Eichenholz ſeiner groſſen Knochen wegen zu heirathen. Wie wäre es anders möglich, daß ſie mich nicht leiden könnte? Und ich habe ſchon funfzig Perſonen darüber zu lachen gemacht.

Ich finde eine gewiſſe Fertigkeit bey mir, alles was mir vorkömmt, in einem Augenblicke zu überſehen, und davon zu urtheilen. Die beſten Kenner thun nichts anders, als daß ſie meine Urtheile von allerley Dingen nachbeten. Alle Künſtler nehmen ſich vor mir in Acht, weil ſie fürchten, daß ich ihre Fehler entdecken möchte.

Es lebe der Mutterwitz!

Geſchrieben als ich aus einer Geſellſchaft nach Hauſe kam, die vor Lachen über meinen Verſtand bald geſtorben wäre.

XVIII.

Den 3ten Aug. 1745.

Die mächtige und furchtbare Gesellschaft der Auslegerinnen, die mir ein Schreiben und eine Probe ihrer Arbeit zugeschicket, bringt sich durch ihre Kunst, die Handlungen der Menschen auszulegen, bey aller Welt so viel Ehrfurcht zuwege, daß man mir es nicht für übel halten wird, wenn ich mir die Freyheit nicht nehme, an ihren Unternehmungen etwas zu erinnern. Ihre Zuschrift ist folgende:

Herr Fremder,

Wir sind Personen, deren erste und edelste Beschäftigung schon lange Zeit darinnen bestanden, Auslegerinnen aller menschlichen Handlungen zu seyn. Wir wissen, was eine jede Gebärde, ein jedes Wort, und der Gang eines jeden Menschen nach dem oder jenem Hause zu bedeuten hat. Glauben Sie nur nicht, daß auf diese Art uns auch jemand unbekannt seyn könne, auf den Sie in Ihren Blättern zielen, wir wissen gleich den Augenblick, wenn wir nur eine Zeile davon lesen, wer darinnen gemeynet ist, und wenn wir vor andern Geschäften dazu kommen können, werden wir einen Schlüssel dazu machen, der besser zu lesen seyn soll, als Ihre Blätter. Unterdessen können Sie sich leichtlich vorstellen, wie viel wir zu thun haben, da nichts in der ganzen Stadt vorgeht, worüber wir nicht Anmerkungen und Auslegungen machten, welche man mit allem Rechte historisch-genealogisch-moralisch-kritisch nennen kann. Denn wir wissen und bemerken die wahre Geschichte eines jeden Menschen, wie wir sie von den glaubwürdigsten Zeugen, nehmlich von

Ihren

Ihren Bedienten, oder von den Leuten, die sonst nicht Ursache haben, Ihnen allzugünstig zu seyn, und folglich am ersten die Wahrheit sagen, durch die dritte oder vierte, oder wenn es nicht anders ist, auch wohl durch die zehnte Hand erfahren. Um dieser Geschichte desto mehr Gewißheit zu geben, verschweigen wir diejenigen, von denen wir sie haben, und thun allezeit, als ob wir dabey gegenwärtig gewesen wären, oder sie von Leuten gehört hätten, die sie mit angesehen. Wir stellen das wahre Geschlechtregister der Menschen ans Licht, wo wir nur immer muthmaßen können, daß es durch einen kleinen Fehltritt ihrer Mütter auf verborgne Personen abgeleitet worden, und wir wissen die rechten Väter der Leute besser zu sagen, als sie es selbst wissen. So bald etwas neues geschieht, so nehmen wir zur Erläuterung die Geschichte der Vorfahren eines Menschen zugleich mit, und wenn uns jemand beleidiget, so ist es uns nicht genug, daß wir unsre liebreichen Anmerkungen über ihn selbst machen, sondern wir ziehen auch dafür noch seine Eltern und Großeltern in der Erde zur Strafe. Ueber alle diese Handlungen fällen wir unsre Urtheile mit aller Richtigkeit und Gründlichkeit, und ziehen allerley moralische Betrachtungen daraus, wie die Leute in der Welt sich aufführen sollten. Wir werden hierinnen um desto weniger durch einige Liebe gegen jemanden gehindert, da wir, die Wahrheit zu sagen, nicht mehr die jüngsten sind, wiewohl wir, was auch neidische Leute dagegen einwenden möchten, doch noch in unsern besten Jahren stehen. Bisher haben wir, jede besonders, unsre Anmerkungen in den Gesellschaften gesagt, wo man sie hat hören wollen. Weil es aber geschehen, daß die eine zuweilen eine Person in Schutz genommen, die von der andern verurtheilet war, und wir bey dieser Gelegenheit über einander selbst verdrießliche Anmerkungen gemacht, die nicht zu unserm Vortheile gewesen; so

hat uns die Erfahrung gelehrt, daß es beſſer wäre, wenn ſo kluge Leute, die allezuſammen ihre Zungen ſo fertig und mit ſolcher Wohlredenheit zu brauchen wiſſen, und in der Kunſt, Anmerkungen und Auslegungen zu machen, einander nichts nachgeben, Friede machten, und in ein Bündniß träten, ihre Zungen wider die Thorheiten der Menſchen mit einander zu vereinigen. Dieſes hat Gelegenheit zu einer Geſellſchaft gegeben, da wir uns wöchentlich verſammeln, einander das Neue, das wir erfahren, mitzutheilen, und unſre Anmerkungen darüber zu machen; damit wir hernach in Geſellſchaften deſto übereinſtimmender reden können. Ueberhaupt aber, damit wir uns niemals widerſprechen, und damit nicht etwa die eine lobe, was die andre tadelt; ſo iſt unter uns die Regel feſtgeſetzet worden, daß wir keines Menſchen ſchonen wollen, ſondern wir überlaſſen einander auch ſo gar unſre Anverwandten und Freunde, über dieſelben nach eignem Belieben Anmerkungen und Auslegungen zu machen, uns allein ausgenommen, die wir zu dieſer nützlichen Geſellſchaft gehören, ſo lange nehmlich dieſelbe beſtehet. Und weil es Schade wäre, wenn unſre Anmerkungen mit dem Laute unſrer Stimme verſchwinden ſollten, ſo haben wir einen Secretär angenommen, der dieſelben aufſchreibt; wir glauben aber, daß wir genöthiget ſeyn werden, jede unſern eignen Secretär zu halten, indem wir nicht allezeit auf einander warten können, ſondern öfters zu Erſparung der Zeit alle zugleich ſprechen, da denn ein einziger Secretär nicht weis, was er zuerſt ſchreiben ſoll, und uns unmöglich mit ſeiner Feder folgen kann. Beſonders ſind die Heirathen unſre beſtändige Beſchäftigung, und geben die Hauptgelegenheit zu unſern Anmerkungen, wiewohl wir auch von Todesfällen, Beförderungen und andern dergleichen Umſtänden Anlaß dazu nehmen. Wir ſchicken Ihnen eine Probe ſolcher Anmerkungen,

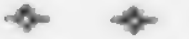
kungen, damit Sie ſehen und andern Leuten zeigen können, wie viel die Welt ſich Nutzen davon zu verſprechen habe.

Ihre

nicht ungünſtige Freundinnen

die Auslegerinnen.

Sibylla Ehrenſchmiedin.
Catharina Schnellzungin.
Dorothea Schadewitzin.



Verſuch nützlicher hiſtoriſch-genealogiſch-moraliſch-kritiſcher Anmerkungen über die Handlungen der Menſchen durch die furchtbare Geſellſchaft der Auslegerinnen.

Text.

Man ſagt, Damon wird die Cälia heirathen.

Anmerkungen.

Man ſagt.) Man ſagt, oder die ganze Stadt ſagt, oder ich ſage, oder dieſer und jener ſagt, ſind Redensarten, die wirklich einerley bedeuten, ob ſie gleich unterſchieden ſcheinen. Wenn man von einem Menſchen etwas höret, da es eben keine Ehre ſeyn würde, oder wenn man ſelbſt auf einen Gedanken geräth, ſo drücket man ſich ſo aus: **Man ſagt**; oder wenn man es recht gewiß machen will: ſo heißt es: **die ganze Stadt ſagt.** Ehrenſchmiedin.

Die Leute ſaugen bey meiner Treu die Sachen nicht aus den Fingern. Es muß doch etwas wahr ſeyn. Warum ſoll ich es nicht glauben? Haben die Leute unrecht; ſo mögen die es verantworten, die es ausgebracht haben.

Ich gebe es, wie ich es bekomme. Ich habe bey meiner Treu mehr zu thun, als zu untersuchen, ob es wahr ist, oder nicht. Es ist genug, daß man es sagt, so kann ich es wohl auch sagen. Schnellzungin.

Von gewissen Leuten lügen die Leute niemals, und von andern lügen sie allezeit. Wenn man von mir spricht, daß ich nicht leicht mit jemanden bekannt gewesen bin, in dessen Hause ich nicht Unfug gestiftet hätte; so ist es aus Feindschaft, daß böse Zungen so von mir sprechen, und es ist nichts als Unwahrheit. Die Worte, man sagt, bedeuten alsdann eben so viel, als man lügt oder man erdichtet. Hingegen kann ich nicht läugnen, daß ich mich sehr oft auf das Zeugniß der Leute oder der ganzen Stadt berufe, wenn die Frage von andern Leuten ist, und das mit Recht. Denn die Leute können doch nicht allezeit lügen. Es ist genug, daß sie erdichten, wenn sie von mir sprechen. Wenn es auf andrer Leute Unkosten geht, mögen sie immer einmal wahr geredet haben. Dieses finde ich für gut zu erinnern, damit man mir nicht unnütze Einwürfe mache, warum ich mich auf das man sagt verlasse, da es doch wohl seyn kann, daß nicht alles, was man sagt, zu meinem Vortheile ist. Schadewizin.

Damon.) Ich kenne bey meiner Treu den Damon ganz wohl. Ich habe seinen Vater und seine Mutter so gut gekannt, als mich selbst. Seine Mutter war eine brave Frau, aber sein Vater war nicht drey Heller werth; darum glaube ich immer, der Sohn wird wohl auch nicht besser seyn. Ich weis noch wohl, wie es bey seiner Taufe zugieng, und was die arme Frau für bittere Thränen da geweinet hat. Ich war damals etliche zwanzig, nicht doch, ich irre mich, sechszehn Jahre war ich damals alt, und war zur Gevatterin erbeten, und sollte die Mütze halten

halten *) denn ich war noch Jungfer, und mein Mann, damals war er noch nicht mein Mann, ſollte auch mit Gevatter ſtehen. Denn erſt anderthalb Jahr hernach kam mein Mann zu meinen Eltern und verlangte mich, und meine Eltern ſagten es wäre gut, ſie wollten mir weder dazu noch davon rathen. Mein Mann, ſage ich, war auch mit Pathe, und die andre Mannsperſon war — die war — bey meiner Treu, ich habe doch ſonſt ein gutes Gedächtniß, aber ich kann mich nicht darauf beſinnen, wer die andre war. Und da war nun der Streit zwiſchen Damons Vater und ſeiner Mutter, ob ſeine oder ihre Mutter zu Gevattern ſtehen ſollte; und er wollte ſeine haben, und ſie wollte ihre haben, und er wollte ihre nicht haben, weil ſie der Tochter immer beyſtand und ſagte, er gienge nicht gut mit ihr um. Deswegen konnte er ſie auch nicht leiden, und kam niemals zu ihr, außer alle Jahre an ihrem Geburtstage; das war aber nicht aus gutem Herzen, ſondern nur ſo zum Schein und ein politiſches Weſen. Ach! da hat die arme Frau geweint, wie er ihre Mutter nicht bitten wollte, und konnte ſich gar nicht zufrieden geben. So ſagte ich noch zu ihr: Frau Commerzräthin (denn er war erſt zween Monate vorher Commerzrath worden) nun, Frau Commerzräthin, ſagte ich, geben Sie ſich doch zufrieden. Es wollte aber nicht helfen. Die gute Frau weinte immerfort, und ärgerte ſich, daß michs wundert, daß ſie nicht darüber ſtarb. Aber ich weis doch nicht, wie manchen Leuten das Aergerniß ſo gut bekömmt. Es iſt, als ob es eine rechte Arzeney für ſie wäre. Sie ſind recht verdrießlich und wiſſen nicht, was ihnen fehlt, wenn ſie keine Gelegenheit zu weinen oder zu ſchelten finden. Aber wenn ſie nur Aergerniß haben, Gott geſegne es ihnen, ſo wer-

*) In Dänemark iſt der Gebrauch, daß bey einer jeden Kindtaufe insgemein nur zwey Frauenzimmer Gevatter ſtehen, wovon die vornehmſte das Kind zur Taufe traat, da indeſſen die andre, gemeiniglich eine unverheirathete, die Müse des Kindes hält.

werden sie recht gesund und frisch davon. Der Frau ist das Aergerniß so wohl bekommen, daß sie bey allen Thränen und Wehklagen, und mitten unter allem Zanken mit ihrem Manne, alle Jahre ein Kind zur Welt gebracht hat. **Schnellzungin.**

Ich muß den **Damon** wohl kennen. Ich hätte ihn haben können, wenn ich gewollt hätte. Aber wenn ich der Cälia rathen sollte, so sollte sie ihn wirklich nicht nehmen. Es reden noch alle Leute davon, wie zeitig seine erste Frau in die Wochen kam. Pfuy! sein Vater war nur ein reicher Bürger, und ich glaube, wenn man sich um seinen Großvater und Großgroßvater bekümmern wollte, so würde er wohl gar von einem Bauer herstammen. Es scheint zwar, als ob er eine ziemliche Bedienung hätte. Aber was er hat, ist vorgegeßnes Brod, und von seinen Einkünften machet er mehr Wesen als die Wahrheit ist. Ja! man giebt auch solchen Leuten, wie er ist, große Besoldungen. Solche Leute danken Gott, wenn sie einen Titel haben, damit sie eine Frau betrügen können, und arbeiteten dafür gern umsonst, wenn sie nur zu brauchen wären. Sie sagen wohl, daß er was gelernt hat, aber wenn er nur mit Leuten in Gesellschaft kömmt, die auch was wissen, so schweigt er fein stille. Ich habe ihn reden hören, daß er weder hinter sich noch vor sich gekonnt hat, und ich hatte einmal einen Streit mit ihm, da er dort stund und mir nicht ein Wort antworten konnte. Mit seinem Umgange heißt es auch nichts. Er hat zwar ein gutes Hanrengesichte, und man sollte meynen, er wäre der frömmste und bequemste Mann von der Welt. Aber wenn er einmal auf seinen Kopf kömmt, so ist er gar nicht davon abzubringen. **Ehrenschmeckin.**

Damon, das ist ja der kleine überkluge Mensch, der nicht weis, daß er ausgewachsen ist. Es ist Schade, daß der Mensch kein Frauenzimmer geworden ist. Das würde

de ſonſt ein allerliebſtes Geſichtchen ſeyn. Wiewohl man verlöre daben. Denn ſo bekäme man ſeine geraden Beine nicht recht zu ſehen. Wenn ſein Vater und ſeine Mutter immer mit einander geſtritten haben, ſo wundert michs gar nicht, daß er immer ſo ſauer und böſe ausſieht. Denn ich habe wohl gedacht, daß er verwahrloſet ſeyn müßte. Ich möchte nur wiſſen, ob er auch ſo ernſthaft wäre, wenn er verliebt thut. Sonſt iſt es, im Ernſte zu reden, ein ganz guter Menſch. Aber Gott bewahre mich, daß ich ihn zum Manne haben wollte. Schadewitzin.

Wird.) Heißt eben ſo viel als will. Denn er darf nur wollen, ſo wird es auch geſchehen. Ich zweifle nicht daran, daß er will. Er iſt närriſch genug dazu. Und daß ſie ihn nehmen will, daran zweifle ich auch nicht. Denn das gute Mädchen will doch auch einmal etwas beſtändiges haben, ehe ſie alt wird.

Cälia.) Dieſes iſt ein Mädchen, das eben ſo eigenſinnig und eingebildet iſt, wie ihre Mutter war. Ich wußte jemand für ſie, einen hübſchen, anſehnlichen, ſtarken Menſchen, der ein wenig Vermögen hatte, und noch in der Welt was hätte werden können. Die Wahrheit zu bekennen, iſt er ein wenig ungeſchliffen; und wenn man auch alles nach ſeinem Sinne machte, ſo möchte es doch zuweilen ein wenig Verdruß ſetzen. Aber wollen denn ſolche Mädchen auch die Männer gemalt haben? Gleichwohl ſchlug ſie ihn aus, und that ſo verächtlich dazu, daß ſie mich nicht einmal anhören wollte. Jungfer Cälia, ſagte ich zu ihr, werfe Sie es nur nicht zu weit weg! Ein Freyher, der kömmt, iſt allezeit beſſer, als zehen, die noch kommen könnten. Nein, nein! ſagte ſie, ich will davon gar nichts mehr hören. Nun ſieht mans, was ſie mit allem Wählen zuwege gebracht hat. Es iſt mir recht lieb, daß ſie ſo anläuft. Ich wollte nur, daß ſie recht viel mit ihm ausſtehen müßte, damit ſie doch ſähe, daß an-

drer Leute ihr guter Rath nicht zu verwerfen ist.
Schnellzungin.

Cälia ist ein Mägdchen, welches für uns Frauenzimmer eben nicht geschaffen ist, sondern welche der Mannspersonen wegen auf der Welt zu seyn glaubet. Wir finden sie abgeschmackt und kindisch in ihren Reden, und recht unbesonnen in allem was sie thut. Sie hat etwas so flatterhaftes an sich, daß ich glaube, sie weis öfters nicht, was sie thut, und mit wem sie redet, und wer sie ist. Ueberdies hat sie einen Hochmuth und eine Einbildung, daß es viel ist, wenn sie einem antwortet. Sie hat weder Aufmerksamkeit noch Gefälligkeit für die Gesellschaft. Gleichwohl hat sie das Geheimniß gefunden, ohne Schönheit, ohne Artigkeit und ohne Verstand den Mannspersonen zu gefallen. Sie fangen alle ihre kindischen Reden an, und wiederholen sie, als ob es Götterspröche wären. Sie muß ohne Zweifel gewisse geheime Verdienste haben, die man ihr von aussen nicht ansieht, und damit sie die Leute bezaubert. Doch diese Verdienste sind vielleicht so beschaffen, daß ich sie für vieles Geld nicht haben möchte, und sie werden wohl ihrem künftigen Manne schwer zu tragen fallen.
Schadewitzin.

Ich weis nicht, ob ich die Cälia bedauern, oder auslachen soll. Es hat doch immer geheissen, sie wird sich verheirathen, bald mit dem bald mit jenem, und es ist doch niemals etwas daraus worden. Es muß doch irgend einen Haken haben. Es heißt wohl immer, der hat diesen Fehler, der einen andern. Deswegen ist nichts mit ihm zu thun. Ich denke aber immer, der gröste Fehler bey ihren Freiern ist, daß sie allezeit, ehe sie völlig schliessen, eines und das andre gewahr werden, weswegen sie nicht anbeissen wollen. Wenigstens wenn alle Leute wüßten,

ten, was ich weis, so würde es mit dem Damon nicht beſſer gehen. Ich ſage zwar niemanden gern was übels nach, und man muß am allerwenigſten die Mädchen, wenn ſie heirathen ſollen, durch allzugenaue Unterſuchungen an ihrem Glücke hindern. Ich habe aber einmal eine Magd gehabt, die in ihrem Hauſe gedient hatte, und deswegen weggejagt worden war, weil ſie nicht allzutreu geweſen ſeyn ſollte. Dieſe Magd wußte allerley artige Dinge von ihr zu erzählen, und ich wollte nicht, daß dem guten Damon itzt eine ſolche Magd in die Hände geriethe. Sonſt wäre es auf einmal aus. Man kann es ſich manchmal nicht ſo wunderlich einbilden, wie es in der Welt zugeht, und es iſt mancher Mädchen ihr Unglück, daß die Männer nicht gleich kommen, wenn ſie ſie brauchen. **Ehrenſchmiedin.**

Heirathen.) Ich habe viel Exempel geſehen, daß Leute geheirathet haben, und ich will nur eins davon erzehlen. Die erſte Hochzeit, auf der ich mich befand, war Leanders ſeine mit der Leonore. Da dachte er, ſie hätte Geld; und ſie dachte, er hätte welches. Er dachte, ſie wüßte für was zu ſorgen, und hauszuhalten; und ſie dachte, er hätte was gelernt, und verdiente was. Er dachte, ſie wäre ein gutes und frommes Mädchen, und ſie dachte, er wäre ein höflicher und gefälliger Mann. Ich weis nicht, was er ſonſt noch dachte, daß ſie wäre, und was ſie dachte, daß er wäre. Und wie es dazu kam, waren ſie alle beide betrogen. Meine Mutter pflegte immer zu ſagen, wer heirathen wollte, der müßte ſich verſtellen können; und mein Vater antwortete darauf: Das iſt bey meiner Treu auch wahr! Wenn du dich nicht verſtellt hätteſt, ſo hätte ich dich nicht genommen. **Schnellzungin.**

Ich möchte doch einmal ſehen, wie der ſauertöpfiſche Narr, und die flatterhafte Närrin mit einander thäten.

Das muß eine Freude zu betrachten seyn, wenn er seinen Rücken mit der größten Langweiligkeit niedersenket, und gehorsamer Diener! sagt, und sie sich unterdessen zwanzigmal vor ihm herumdrehet. Ich will nur erwarten, was das für eine allerliebste Zusammensetzung von Gesichtern geben wird, wenn die Leute Kinder mit einander kriegen; die etwa seine Nase, und der Cälia ihren großen Mund und ihre Meerkatzenaugen dazu haben. Und wenn die Kinder etwas von des Vaters seinem Gemüthe, und etwas von der Mutter ihrem bekommen, so müssen sie nothwendig so wetterwendisch werden, wie der April. Wiewohl Cälia wird diesem Uebel wohl vorbauen und sorgen, daß etwas von fremdem Geblüte dazu kömmt. Schadewitzin.

Heirathen heißt bey dieser Gelegenheit nichts anders, als Damon will der Cälia ihre etliche tausend Thaler verthun, und eine Person haben, die ihm aufwartet, und Cälia will gern ihre Ehre in Sicherheit bringen, und eine Schutzmauer wider die verdrießlichen Zufälle haben, die einem sonst im Jungfernstande begegnen können. Ehrenschmiedin.

XIX.

Den 10ten Aug. 1745.

Loben ist das sicherste Mittel, in der Welt gelobt zu werden. Jeglicher Mensch würde dem Lobe, das er von einem andern bekömmt, zu widersprechen scheinen, wenn er nicht demselben solche Verdienste beylegte, die seinen Meynungen ein Ansehen machen, und folglich die Welt desto leichter überreden, daß er wahr geredet habe. Wenn ein Mensch, dessen Verstand, dessen Artigkeit, und

dessen

deſſen Verdienſte ich rühme, mir es abſpräche, daß ich eine ſonderbare Einſicht in dergleichen Dinge hätte, ſo machte er dadurch das Urtheil ſelbſt ungültig, welches ich zu ſeinem Vortheile gefället habe. Ich kann alſo verſichert ſeyn, daß er, um das Lob, das ich ihm beylege, in ſeiner völligen Stärke zu erhalten, mir allen Verſtand und alle Billigkeit in meinen Urtheilen, ja alle Arten von Verdienſten zugeſtehen wird. Bey dieſen Umſtänden iſt es gewiß etwas erſtaunenswürdiges, daß es noch immer Leute giebt, welche Satyren ſchreiben, gerade als ob dieſes der Weg wäre, berühmt zu werden. Ich weis keinen einzigen Tadler, den man zur Vergeltung nicht wieder getadelt hätte. Es iſt wahr, es giebt ſatyriſche Köpfe, welche gerühmt werden. Aber wenigſtens werden ſie nicht von denenjenigen gerühmt, auf die ihre beißenden Einfälle gezielet haben, ſondern entweder von denen, welchen ſie mitten unter dem Tadel, damit ſie andre Leute verfolgt, Lobſprüche ertheilet haben; oder wenigſtens, von Leuten, die ſie in Frieden gelaſſen, und die dieſes Stillſchweigen als ein Lob für ſich auslegen, und glauben, derjenige, der ſie nicht tadelt, wolle damit ſo viel ſagen, daß man an ihnen nichts zu tadeln finden könne. Es iſt daher kein ſicherer Handwerk für Leute, die eine ängſtliche Begierde haben, gelobt zu werden, als das Amt eines **Bewunderers**; und wer weis, ob dieſes nicht das Mittel iſt, dasjenige in der Welt zu erlangen, was man ſonſt beynahe für unmöglich hält, nehmlich allen Menſchen zu gefallen? Dieſe Betrachtung iſt es vielleicht, welche jemanden in meinem Vaterlande Anlaß gegeben hat, mir einen Vorſchlag zum Ruhme und Vortheile der Gelehrten zuzuſchicken, welchen er gern durch die ganze Welt bekannt gemacht wiſſen wollte, um die Freude zu erleben, einen **Lobeshandel** in der gelehrten Welt aufzurichten, dadurch ein jeglicher ſo viel Ruhm, als er

zu ſeiner Befriedigung nöthig hat, gegen Ruhm vertauſchen und erkaufen könne.

Mein Herr,

Ich bin mit aller der edlen Empfindlichkeit gebohren, die eine Seele haben muß, wenn ſie nach Ehre ſtreben ſoll. Ich weis, daß unſre Ehre in den Gedanken andrer Leute beſteht, und daß es alſo nicht blos darauf ankömmt, Verdienſte zu beſitzen, wenn man Ruhm erjagen will; ſondern daß die gröſte Kunſt darinnen liegt, ſich der Welt bekannt zu machen, und ſie zu überreden, daß wir Verdienſte an uns haben. Aus dieſer Urſache läugne ich gar nicht, daß ich mir alle erſinnliche Mühe gebe, gerühmt zu werden, und daß ich mit der gröſten Aengſtlichkeit allen kleinen Streichen vorbaue, die meinem Ruhme einigen Nachtheil bringen möchten. Da ich zumal ſo viel Exempel von groſſen Leuten vor mir habe, welche kein Bedenken tragen, ſich von andern auf verdeckte Art, oder auch wohl gerade zu, ſo vieles Lob auszubitten, als ſie zu brauchen glauben, und welche kein Geld anſehen, ſich Ruhm zu erkaufen; ſo glaube ich feſtiglich, daß es eine erlaubte und ſehr löbliche Sache ſey, ihren Fuſtapfen zu folgen, welche am allergewiſſeſten zum Gipfel der Ehre führen. Ich habe angemerkt, daß das Sprüchwort mehr als zu wahr iſt, daß man in der Welt nichts umſonſt bekomme; und man muß nicht allein diejenigen Sachen erkaufen, welche öffentlich feil ſind, ſondern alles, was wir in der Welt brauchen oder begehren, müſſen wir durch eine gewiſſe Art von Handel erlangen. Die Freundſchaft, die Liebe, der Zeitvertreib, alle Ergetzlichkeiten, kurz alles muß erhandelt werden. Es iſt niemand leichtlich, der uns Freundſchaft oder Gefälligkeit erweiſen würde, wenn er nicht dadurch dergleichen von uns zu erlangen hofte. Wir würden niemals geliebt werden, oder die Liebe andrer würde von geringer Dauer

ſeyn,

ſeyn, wenn wir ſie nicht wieder liebten. Wenn andre uns Zeitvertreib machen, ſo wollen ſie, daß wir ihnen wieder welchen verſchaffen ſollen; und man wird niemals in den Geſellſchaften lieber geſehen, und alle Aufmerkſamkeit und alles Vergnügen darinnen genieſſen, als wenn man den Geſellſchaften wieder Vergnügen machen kann.

Warum ſollte man alſo nicht mit dem Lobe eben ſo, wie mit allen andern Dingen in der Welt Handlung treiben? Es iſt dieſes eine ſo ausgemachte Sache, daß derjenige keine Augen haben müßte, welcher läugnen wollte, daß dieſe Handlung wenigſtens hin und wieder unter der Hand getrieben wird. Ein ſichres Zeichen davon iſt, daß wir öfters wahrnehmen, daß zwo Perſonen, welche einander zuvor mit den größten Lobſprüchen überhäuft hatten, zuweilen jählings dieſe beiderſeitige Dienſtfertigkeit gegen einander aufheben, und daß derjenige, der ſich einmal bewegen laſſen, dem andern das gewöhnliche Lob nicht mehr beyzulegen, ebenfalls ſich alles Ruhms verluſtig machet, den ihm der andre ſonſt zugeſchrieben, als ob dieſe Leute einander den Credit aufgeſagt hätten. Dieſe Handlung mit Lobe iſt ſogar auf den Fuß geſetzet, daß die Lobſprüche in Vergleichung gegen einander mehr oder weniger gelten, nachdem ſie von einem berühmten Manne herkommen; eben wie die Waaren, die von Paris oder London oder einem andern weltberühmten Orte verſchrieben worden, weit höher im Preiſe ſind, als diejenigen, die von einem kleinen und verachteten Orte kommen. Ein Mann, der in der Welt angeſehen iſt, wird eine ſchwere Fracht der ſchmeichelhaften Lobeserhebungen blos mit wenigen Worten oder mit einigen Zeichen der Hochachtung gegen ſeinen Lobredner bezahlen, und wo es ihm beliebt den Anfang zu machen, ſo wird er für ſein Lob allezeit deſto mehr wieder erhalten, je geringer die Perſonen ſind, denen er gleichſam Credit gegeben.

Das-

Dasjenige, was mich dabey wundert, iſt, daß man dieſe Art das Lob zu verhandeln, bisher als eine Art der Contrebande angeſehen, die man nur ingeheim treiben müßte, und daß man ſich geſchämet, wenn es herausgekommen, daß dieſer oder jener etwa einem Zeitungsſchreiber oder einem andern Gelehrten einen höflichen und ſchmeichelhaften Brief geſchrieben, um ſich ein gütiges Urtheil von ihm auszubitten. Um nun dieſem Mangel abzuhelfen, will ich einen Vorſchlag thun, wie man dieſe Handlung auf einen ordentlichen Fuß bringen, und eine feſte und beſtändige Taxe ſetzen kann, damit über dem Werthe der Waaren kein Streit entſtehe, und es keine Verdrießlichkeiten ſetze, wenn einer für ſein Lob nicht Ehre genug zurück erhalten zu haben glaubet. Ich rede hier beſonders von den Gelehrten, weil ich unter dieſelben gehöre, und weil ſie vielleicht diejenigen ſind, denen am meiſten am Lobe gelegen iſt. Wollen andre Leute, als Generalsperſonen, Staatsleute, Künſtler und dergleichen, kurz alle, die nach Ehre ſtreben, ſich eben deſſelben Vorſchlags bedienen, ſo brauchen ſie hierzu nichts weiter, als die Taxe nach ihren Umſtänden zu verändern. Dieß wird auch ein Mittel ſeyn, daß ein Staatsmann den andern, und ein Soldat den andern groß machen kann, und daß ſie, ohne ſich durch große Thaten hervorzuthun, und ohne Gelegenheit zu erwarten, wobey ſie etwas merkwürdiges verrichten könnten, durch ihre Dienſtfertigkeit einander zu loben, zu berühmten Leuten werden. Ich habe von dieſer Handlung unter den Gelehrten ſehr große Exempel geſehen, daß zween Leute, durch beſtändiges Vertauſchen ihrer Lobſprüche zu ſehr großem Ruhme geſtiegen waren; und wenn ſie nicht hernach ihr Stolz verführt hätte, zu glauben, ſie könnten nunmehr ohne einander beſtehen, ſich zu entzweyen, und einander zu verkleinern; ſo würden ſie nicht einen ſo merklichen Verfall ihres Lobes erlitten haben, dadurch ſie beynahe mit ihrem

Ruhme

Ruhme banquerutt geworden. Ich werde die Taxe dieſer Waaren nach Dukaten rechnen; und weil es unter Gelehrten iſt, da das Geld eben nicht allezeit in groſſer Menge iſt, habe ich die Preiſe nicht hoch geſetzt. Es iſt dieſes nicht zu dem Ende, daß die Lobſprüche mit baarem Gelde bezahlet werden ſollten, welches viele ſich für ſchimpflich halten würden, wiewohl es bey einigen, beſonders etwa bey den fünf erſten Claſſen dann und wann geſchehen könnte; ſondern die ganze Taxe iſt nur in der Abſicht aufgeſetzt, damit man ein ſicheres Mittel habe, ordentliche und richtige Abrechnungen in dem Lobeshandel mit einander zu machen.

Das Lob eines Anfängers in der Poeſie ein ganzer Bogen voll, einen halben Dukaten.

Das Lob eines Poeten, der auf alle Gelegenheiten Verſe machet, weil man nicht ſicher ſeyn kann, ob eben daſſelbe Lob nicht ſchon für andre gebraucht worden, nur ein Viertel Dukaten.

Das Lob eines Zeitungsſchreibers, der unter der Gewalt ſeines Verlegers oder Aufſehers ſtehet, einen Dukaten.

Das Lob eines andern Zeitungsſchreibers, wenn ſich einer finden ſollte, der dieſer Gewalt nicht unterworfen wäre, der Seltenheit wegen, drey Dukaten.

Das Lob einer gelehrten und kritiſchen Monathsſchrift, drey Dukaten.

Wenn dieſes Lob aber aus Gunſt gegen eine gewiſſe Parthey, oder aus Begierde zu widerſprechen entſtehet, nur ein und einen halben Dukaten.

Das Lob, das man ſeinem Wiederparte beylegt, wenn es alle Zeichen der Aufrichtigkeit hat, funfzig Dukaten.

Das

Das Lob eines groſſen Mannes, welcher ſich gern Anhänger wider ſeine Feinde machen will, wenn es nur ein ordentliches und gewöhnliches Lob iſt, fünf Dukaten.

wenn es etwas hoch getrieben iſt, drey Duk.
und wenn es im ſuperlativo ſtehet, einen Duk.

Das Lob eines Menſchen, dem man Wohlthaten erwieſen hat, ein Viertel Dukaten.

Das Lob eines Mannes, der ein oder mehrere gute Bücher geſchrieben, vierzig Dukaten.

Das Lob eines Mannes, der mehr als zehn Bände geſchrieben, acht Dukaten.

Das Lob eines, der Vorreden zum Lobe der Bücher zu machen pflegt, ehe er ſie durchgeleſen, zwey Dukaten.

Die Lobſprüche eines höflichen Kunſtrichters, ſechs Dukaten.

Die Lobſprüche eines unhöflichen und mürriſchen Kunſtrichters, zehn Dukaten.

Anmerk. Es verſteht ſich nehmlich, wenn ſie nicht auf ſeine Collegen und Landsleute gerichtet ſind.

Daſs Lob eines Landsmannes, welcher immer von der Liebe des Vaterlands redet, zwey Dukaten.

Das Lob eines armen Menſchen an ſeinen Patron, ein Achtel Dukaten.

Das Lob eines reichen Mannes, zwanzig Dukaten.

Das Lob eines gelehrten Mannes, der unter die Hofleute gerechnet ſeyn will, wenn er ein königlicher Rath iſt, ſechzehn Dukaten.

wenn er kein königlicher Rath iſt, zwölf Dukaten.

Das

Das Lob eines Mannes von gleicher Gelehrſamkeit, der nur ein Profeſſor iſt, acht Dukaten.

Das Lob eines Petit Maitre, ein und einen halben Dukaten.

Es iſt dieſes nur von einfachen und mäßigen Lobſprüchen zu verſtehen, einige Fälle ausgenommen, welche ausdrücklich angemerket ſind. Hingegen muß derjenige, deſſen Lob nicht von ſo groſſem Werthe iſt, als des andern ſeines, durch die Menge deſſelben, und durch recht hochgetriebene Ausdrückungen ein ganz ſchlechtes und kaltſinniges Lob des andern vergelten. Ein Anfänger in der Poeſie z. E. muß einen höflichen Kunſtrichter zwölfmal und einen unhöflichen zwanzigmal mit vollem Maaße herausſtreichen, ehe er von ihm gelobet zu werden verlanget. Dieſes beobachten auch die angehenden Dichter mit einer Geſchicklichkeit, die für ihr Alter nicht zu verachten iſt, indem ſie beſtändig mit den Ausdrücken, der gröſſte Kunſtrichter unſrer Zeiten, der neue Ariſtarch, der deutſche Pope, das Muſter der Redner, ein Exempel der Dichter, ein deutſcher Horaz, ein deutſcher Maro fertig ſind, welches alles der Kunſtrichter mit den Worten bezahlet. Dieſer neuangehende Schriftſteller iſt ein junger Menſch, der vieles zu verſprechen ſcheint.

Ein Menſch, der die Rechnung nur ein wenig verſteht, wird ſich in dieſe Handlung leichtlich finden können, und er wird auch darnach ausrechnen können, wie er ſich gegen den Tadel zu verhalten hat. Wenn er nehmlich von jemanden theils gelobet und theils getadelt wird; ſo muß die Summe des Tadels nach eben derſelben Taxe erſt von der Summe des Lobes abgezogen werden, und nur der Ueberreſt wird mit baaren Lobe bezahlet. Ueberſteigt aber der Tadel das Lob, ſo kann man zur Vergeltung eben ſo viel wieder tadeln, ſo viel man von dem andern mehr Tadel als Lob erhalten.

In dieser Handlung muß aber zur Sicherheit und Festhaltung Treu und Glaubens, die bey allem Handel und Wandel so nöthig sind, ausgemacht werden, daß niemand seine einmal ertheilten Lobsprüche, wenn sie bezahlet sind, wiederrufen soll. Widrigenfalls soll er allen Credit verlieren, und dafür geachtet werden, als ob er die Leute, die mit ihm handeln, betrogen hätte. Hingegen ist es erlaubt, das ertheilte Lob zurück zu nehmen, wenn man dafür binnen zwey Jahren nicht die gehörige Zahlung erhalten. Alle Handlung soll in gedrucktem Lobe oder wenigstens in öffentlichen Reden bestehen. Denn ein geschriebnes Lob wird nur als eine Probe, die man dem andern von seiner Waare zuschicket, oder als eine Einladung, mit uns in Tractaten zu treten, angesehen, und man kann dafür keine gedruckte Zahlung verlangen. Derjenige, der dem andern einige Waaren in guten und ächten Lobe liefert, schreibt ihm der Ordnung wegen einen Avisbrief, worin er ihm berichtet, daß er bey der Gelegenheit, da er eine gewisse Materie abgehandelt, sich nicht entbrechen können, seiner Verdienste zu erwähnen, und daß er hoffe, es würde derselbe solches gütig aufnehmen. Hiebey überschickt er dem andern die gedruckten Waaren in einem saubern Bande, oder meldet, wo sie zu finden sind. Der andre benachrichtigt ihn hierauf, daß er sein Lob richtig erhalten habe und zu Dank annehme, und versichert ihn, daß er sich bey aller Gelegenheit eine Freude daraus machen werde, ihn zu überzeugen, wie viel Hochachtung er für seine Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit hege, welches eben so viel heißt als in den Wechselbriefen die Worte; Leiste gute Zahlung, nehme Gott zu Hülfe. Derjenige, welcher die geheimen Briefe offenbaret, worinnen ein Paar Gelehrte einen dergleichen Handel mit einander geschlossen, oder worinnen der eine dem andern seine Vorschläge dazu gethan, soll als ein Verräther

räther angesehen, und zu aller Handlung inskünftige untüchtig erklärt werden.

Dieses sind die Vorschläge, mein Herr, die ich der gelehrten Welt aus einer aufrichtigen Begierde für das Aufnehmen und den Ruhm der Gelehrten, zu thun habe, und da ich selbst einen guten Vorrath von Lobe in Bereitschaft halte, den ich gern gegen tüchtige Waare an Mann bringen wollte, und da es mir am liebsten seyn würde, ihn ausserhalb Landes zu verhandeln, indem nichts angenehmer ist, als Briefe und noch vielmehr gedruckte Schriften voll Lobeserhebungen aus fremden Ländern aufweisen zu können, so bitte ich mir in der Gegend, wo Sie itzo sind, jemand vorzuschlagen, mit dem ich hierüber in Unterhandlung treten könne. Ich wollte dieses wohl am liebsten unter dem Mantel eines Wiederparts thun, welches am meisten einbringt, weil man nichts für so grosmüthig und wichtig und zugleich für so unpartheyisch hält, als seinen Gegner zu rühmen. Sollte aber dieses nicht gefällig seyn, so dürfen sie mich nur als einen höflichen Kunstrichter taxiren. Denn für einen unhöflichen kann ich wegen des Ortes, wo ich wohne, nicht angesehen werden. Wenn Sie hierinnen die Stelle eines Mäklers wohl vertreten, so werde ich für diese Mühwaltung nicht unerkenntlich seyn, der ich mit aller Hochachtung bin,

Mein Herr,

Dero

ergebenster Diener

Ehrenfried Goldfeder.

XX.

Den 17ten Aug. 1745.

Es ist vergeblich, daß ein groſser Theil der klugen Leute über den übeln Geſchmack der Welt klaget, als ob dieſelbe in den Geſellſchaften lieber einen Thoren reden höre, der ſie mit kindiſchen Einfällen und mit leerem Gewäſche unterhält, als einen Menſchen von Verſtande, der in allen ſeinen Reden geſetzt iſt, und die Lippen niemals öfnet, ohne etwas merkwürdiges vorzubringen. Die Welt fähret immer fort, ſich mit den ſogenannten waſchhaften Plauderern die Zeit am liebſten zu vertreiben, und flieht nicht allein den Umgang dieſer Leute von groſſem Verſtande eben ſo ſehr, als ein junger Menſch den Umgang ſeines ſtrengen und mürriſchen Hofmeiſters flieht, ſondern ſie hat auch das Herz, ihn für langweilig und verdrieſslich auszugeben. Ich bin gewiß überzeugt, daß ſogar diejenigen, welche aus einer ängſtlichen Begierde, für eben ſo verſtändig angeſehen zu werden, ſich zwingen, niemanden, als ſolchen Orakeln der Geſellſchaft Beyfall zu geben, wenn ſie ihre Empfindungen offenherzig bekennen wollten, viel vergnügter aus dem abgeſchmackten Umgange eines Plauderers zurückkommen, als wenn ſie mit lauter auſſerordentlich verſtändigen Menſchen in Geſellſchaft geweſen, und beide Ohren mit Sittenſprüchen und vernünftigen Reden anfüllen laſſen.

Dieſes ſcheint mir ein ziemlich ſichres Merkmahl abzugeben, daß man zuweilen allzuviel Verſtand haben, oder beſſer zu ſagen, allzuviel Verſtand blicken laſſen könne. Vernunft und Klugheit haben die Eigenſchaft, wie andre gute Sachen, daß man ſie zur unrechten Zeit brauchen,

chen, oder ſich darinnen übernehmen kann. Man kann zwar für ſich ſelbſt niemals, aber für andre Leute deſto öfter allzuvernünftig ſeyn, und ſogar der Witz, welcher die Geſellſchaft aufmuntert und angenehm macht, kann dieſelben, wenn er allzuviel gebraucht wird, auch wieder einſchläfern und Langeweile verurſachen.

Weiſenlicht, ein Menſch, welcher den Mangel einer natürlichen Munterkeit durch Fleiß zu erſetzen ſuchet, und welcher ſich ſchmeichelt, daß aus der Urſache ſeine Urtheilskraft deſto ſtärker ſeyn müſſe, weil ſein Witz keiner von den lebhafteſten iſt, hat kaum auf Reiſen einige Manieren geſammelt, zween oder drey verſtändige Leute reden gehört, deren Reden er ſich gemerket, ohne ſie völlig zu verſtehen, und aus den Büchern die Regeln erlernet, gute Einfälle von ſchlechten zu unterſcheiden; ſo wirft er ſich zu einem Mentor und Hofmeiſter aller Geſellſchaften auf. Es iſt vor ihm niemanden erlaubt, ſich eine anſtändige Freyheit herauszunehmen, und eine kleine Unregelmäßigkeit zu begehen, welche eine Folge von der Ungezwungenheit und Gelaſſenheit iſt, mit der gute Freunde verſammelt zu ſeyn pflegen. Er will alle Schritte, alle Stellungen, alle Complimente, alle Reden nach ſeinen einmal gefaßten Regeln eingerichtet haben, und er ſieht denjenigen mit groſſen Augen an, welcher das geringſte darwider verſieht. Man darf keinen Einfall vorbringen, da er nicht unterſuchet, ob derſelbe gut und richtig ſey, oder ob er nur einen falſchen Glanz habe. Er prüft einen jeden Scherz wie einen Vernunftſchluß. Es ſcheint als ob alles geſagt würde, nur um ſeinen Beyfall oder ſein Misvergnügen zu erwecken, und als ob nichts gut ſeyn könnte, wenn es nicht erſt durch ſeinen bekräftigenden Wink beſiegelt würde. Er wundert ſich darüber, wenn andre Leute auch Einfälle haben, oder wenn ſie gar etwa eine Anmerkung, die in die Sittenlehre lauft, machen können, denn die Sittenlehre iſt gerade

dasjenige, was er sich allein anmaßet, und jeglicher, der darinnen anders als er denkt, hat es schwer zu verantworten. Es ist viel, wenn er sich noch zwinget, die Erinnerungen, die er zu machen hat, blos mit einer Verziehung des Mundes und einem mitleidigen Gesichte zu verstehen zu geben, und wenn man nicht auf eine jegliche Rede, die vorgebracht wird, ein Urtheil zu hören bekömmt, ob man recht oder unrecht gesprochen. Die Worte gesunde Vernunft und gesunder Geschmack brauchet er so oft, daß man davon ein ungesundes Gehör bekommen möchte. Er erstrecket den gesunden Geschmack bis auf die Malerey der Spielkarten, und die gesunde Vernunft bis auf die Devise eines Strumpfbandes oder einer Caffeeserviette. Er beschwert sich stets, daß man in den Gesellschaften nichts als Kleinigkeiten redet, und daß so wenig Leute sind, die eine rechtschaffne Unterredung zu führen wissen. Denn alle diejenigen Dinge, die zwar von keiner sonderbaren Wichtigkeit sind, und doch den Umgang der Menschen unterhalten, sind ihm zu klein, als daß er davon sprechen sollte, und man weis nicht, was man seiner Klugheit für Materie, sich hören zu lassen, verschaffen soll, wenn nicht zu allem Glücke, der Bau eines Hauses, eine Eroberung, eine Schlacht, oder der Cardinal Fleury erwähnet wird. Alsdann erkläret er einer Dame den Unterschied der Gesimse nach den Säulenordnungen, er eröffnet Vorschläge zu Krieg und Frieden, oder er verwirft die Rechte dieser oder jener Macht, vor Leuten, die darüber gar nicht zu urtheilen begehren. Soll er spielen oder tanzen, so kann er entweder nicht begreifen, wie vernünftige Leute ihre Zeit mit so wunderlichen und abgeschmackten Beschäftigungen zubringen können, oder er giebt in beiden einen Lehrer ab, und er spielt und tanzet nicht sowohl, als er vielmehr andern Unterricht ertheilt, wie man spielen und tanzen soll.

Es iſt ganz wohl möglich, daß ein ſolcher Menſch einen guten Theil von der geſunden Vernunft, die er ſo oft im Munde führet, wirklich beſitzet, und daß er in ſeinen Urtheilen einen ziemlich guten Geſchmack zeiget. Aber diejenigen, denen über ſeiner geſunden Vernunft die Zeit lang wird, können deswegen eben ſo viel Vernunft haben als er, und haben doch glauben, daß er mit der ſeinigen nicht allzuwohl haushalte. Ohne die Parthey derjenigen zu nehmen, die nur deswegen reden, damit ſie reden, getraue ich mich zu ſagen, daß nichts vermögender iſt, den Umgang verdrießlich zu machen und ein allgemeines Gähnen zu verurſachen, als beſtändige wichtige Unterredungen. Die Kleinigkeiten, über welche ſich dieſe großen Geiſter beſchweren, daß ſie in Geſellſchaften vorgenommen und geredet werden, gehören unter eine Art von Dingen, welche man mit Rechte wichtige Kleinigkeiten nennen muß, weil ſie durch die wichtigſten Dinge nicht erſetzt werden können, ſondern nothwendig da ſeyn müſſen, wenn man nicht alle Annehmlichkeit, und das Weſen und die Seele des Umgangs hinwegnehmen will. Wichtige Dinge führen den Verſtand des Menſchen natürlicher Weiſe zur Ernſthaftigkeit. Beſtändig wichtige Dinge reden, und die Kleinigkeiten aus der Geſellſchaft verbannen, heißt beſtändig darin ernſthaft ſeyn wollen; das iſt, den Endzweck der Geſellſchaften umſtürzen, welcher in der Ergetzlichkeit und in der Anmuth beſtehet; ſo daß eine Geſellſchaft, worinnen die Lebhaftigkeit, der Scherz, und eine aufgeweckte Beſchäftigung mit Kleinigkeiten fehlen, nicht eine Geſellſchaft, ſondern eine Rathsverſammlung zu heißen verdienet. Es giebt eine gewiſſe Kunſt, von Kleinigkeiten mit Annehmlichkeit zu reden, welche viel ſchwerer iſt, als von wichtigen Dingen zu ſprechen. Bey wichtigen Dingen muß einem jeden Menſchen allezeit genug einfallen, das er davon ſagen kann. Aber in Kleinigkeiten etwas angenehmes und

neues zu entdecken ist eine Geschicklichkeit, die diesen allzu vernünftigen Leuten am wenigsten gegeben ist, und die, die Wahrheit zu sagen, ihren regelmäßigen und schläfrigen Geist überstriget.

Der Tadel, womit sie bey jeder kleinen Abweichung von den gewöhnlichen Regeln im Umgange fertig sind, zeiget genugsam, daß sie eine gewisse edle und anständige Freyheit nicht kennen, welche eine Eigenschaft munterer und aufgeweckter Leute ist, und welche etwas angenehmes in sich hat, wenn sie nicht zu weit ausschweift. Es ist nichts verhaßter, als Leute, welche unter so guten Freunden zu seyn glauben, daß sie ihre Gedanken ohne Zügel gehen lassen können, mit Verweisen zu überfallen und zu verfolgen. Die Aufmerksamkeit, die man von einem Menschen erfodert, daß er auch in den allergeringsten Stücken auf seiner Hut seyn soll, hat die Art einer Last an sich. Sie unterdrücket die Munterkeit eines Menschen, und sie ermüdet ihn, daß er zuletzt ganz schläfrig wird, und daß sodann auch den lebhaftesten Menschen sein ganzer Geist verlassen zu haben scheinet. Es ist, als ob man eine Art der Erquickung darinnen fände, etwas wider die gemeinen Regeln zu thun. Ein Paar Leute in Frankreich stunden einst in dem Rufe, daß sie das allerschönste und allerrichtigste Französisch redeten, das nur jemals zu sprechen wäre, und es kam daher beständig eine große Menge Leute zu ihnen, um schön Französisch zu sprechen zu hören. Dieses setzte die beiden Männer in einen so mühsamen Zwang, auf alle ihre Worte Acht zugeben, um keinen Fehler zu begehen, daß sie, so bald die Gesellschaft den Rücken gewendet hatte, ganz froh waren, und einander zuriefen: Nun sind sie weg! nun wollen wir Schnitzer reden! Eben so mühsam und gezwungen ist eine Gesellschaft, wo es nicht erlaubt ist, kleine Fehler zu begehen, und worin es Leute giebt, die alles, was

man

man thut, nach unverbrüchlichen Regeln abgemeſſen wiſſen wollen.

Eine andre Art von Leuten, welche für die Geſellſchaften zu viel Verſtand haben, ſind diejenigen, welche ſo zu ſagen aus lauter Witz zuſammengeſetzt ſeyn wollen. Hochwitz weis allzuwohl, daß ihn die Natur mit einem feurigen Verſtande verſehen, und er hat denſelben ſowohl ausgearbeitet, daß bey ihm ein Einfall den andern zu jagen ſcheint. Mit dieſer Menge von Gedanken, davon vielleicht ein groſſer Theil ausnehmend und die wenigſten verwerflich ſind, ergetzet er nicht ſowohl die Geſellſchaften, als er ſie beſtürmet. Sein Witz iſt kaum in Gang gebracht, ſo kömmt er nicht wieder zur Ruhe, und es iſt als ob er einen Sprung nach dem andern thäte, ohne die Erde wieder zu berühren. Eine kleine Gelegenheit giebt ihm Anlaß zu tauſend Einfällen, von welchen diejenigen, die ihm zuhören, nicht allemal den Zuſammenhang einſehen. Er läßt ihnen nicht Zeit, zu bedenken, was er geſagt hat; ſo ſagt er ſchon wieder etwas neues, welches man ſchön finden würde, wenn nicht ſchon wieder etwas käme, welches einem nicht Zeit läßt, ſich zu beſinnen, was er mit dem vorhergehenden gewollt habe. So ſaget er ſehr viel ſchöne Sachen für ſich ſelbſt, ohne daß ſie von andern bemerket werden können. Wie er eine groſſe Menge von Begriffen geſammelt hat, ſo zielet er in ſeinen Reden zuweilen auf Dinge, die niemanden in der ganzen Geſellſchaft bekannt ſind, und er bekümmert ſich allzuviel darum, etwas artiges zu ſagen, als daß er dafür ſorgen könnte, ob er auch etwas verſtändliches ſage. Er würde geſchickt ſeyn, jedermann vergnügt zu machen, und ſich Bewunderung zu erwecken, wenn er nur den vierten Theil ſo witzig ſeyn wollte, und die andern drey Theile ſeiner Gedanken dazu anwendete, alles bey guter Gelegenheit zu ſagen, zu hören, was andre ſprechen, und einem jeden von ſeinen Einfällen Zeit zu laſſen, daß er ſeine

Wirkung thun, und daß man ihn mit Muße betrachten könnte. Aber nicht aufhören witzig zu seyn; dieses ist der Weg mit der größten Munterkeit von der Welt langweilig zu werden.

Der Mensch ist überhaupt so beschaffen, daß er dasjenige, was immer währet, nicht vertragen kann. Er will nicht immer scharfsinnige Dinge hören, er will nicht immer lustig seyn, er will nicht immer von wichtigen Dingen sprechen, er will nicht immer nach Regeln handeln, eben so wenig als er immer schlafen, immer essen, immer gehen oder immer sitzen will.

Es ist also kein Wunder, wenn Ververt in allen Gesellschaften weit besser gelitten ist, als dergleichen allzu verständige Leute. Es ist wahr, er hat keinen so hervorleuchtenden Verstand als Hochwitz, und ein lustiges Wesen vertritt bey ihm die Stelle des Witzes. Er redet viel, ohne etwas merkwürdiges vorzubringen, und man muß sich nur wundern, wo er immer etwas hernimmt, das er sagen kann. Meistentheils belustiget er die Gesellschaft durch unnöthige Fragen über Dinge, die er schon gehört hat, durch mit Fleiß übelangebrachte Erinnerungen, durch verkehrte Auslegungen ihrer Worte, durch nichtsbedeutende und sich selbst widersprechende Reden, durch tausendmal wiederholte Sprüchwörter, durch kleine höfliche Schimpfwörter, durch Erzehlungen, die er zu seiner eignen Schande zu machen scheint, durch possierliche Anmerkungen über die Gebärden dieses oder jenes Menschen, durch einen kleinen verstellten und liebenswürdigen Eigensinn, durch Singen nichtsbedeutender Worte, und durch ein wohlangebrachtes Lärmen. Hierzu kommen, nur zuweilen, einige Reden, die wirklich Verstand zeigen, und die nach dem Geschmacke der Personen sind, mit denen er umgehet. Ververt wird durch diese Art des Umgangs bey vielen Leuten beliebt, und man kann von ihm sagen, was

ein

ein Franzoſe von einem Papegoy gleiches Namens rühmet*):

Il n'étoit point d' agreale partie,
S' il n'y venoit briller, caracoller,
Se pavaner, ſifler, roſſignoler.

Kein Umgang iſt vergnügt und keine Luſt vollkommen,
Wo Ververt nicht erſcheint, bald ſchwatzt, bald pfeift, bald ſpringt,
Sich breitet wie ein Pfau, wie Nachtigallen ſingt.

Ich will nicht ſagen, daß Ververt ein Muſter ſey, wie man eine Unterredung führen ſolle. Aber ich getraue mich, es zu verantworten, daß die Geſellſchaften nicht Unrecht haben, welche lieber mit dieſem letztern, als mit den erſtern beiden Arten von Leuten umgehen. Denn der letztere giebt ſich Mühe der Geſellſchaft angenehm zu ſeyn, anſtatt daß die beiden erſtern keinen andern Endzweck zu haben ſcheinen, als ſie zu beläſtigen, oder ſich reden zu hören. Wenn man nicht will, daß die Plaudrer allgemeine Günſtlinge aller Geſellſchaften ſeyn ſollen, ſo gebe man ſich Mühe, ſeinen Witz und ſeine Klugheit angenehm zu machen, und wenn man alsdann noch keinen Beyfall findet, ſo wird man mit beſſern Rechte klagen können, daß die Welt lieber einen Thoren, als einen Menſchen von Verſtande reden höre.

XXI.

Den 24ſten Aug. 1745.

Ich bemerkte unlängſt einige junge Leute, die mit groſſer Aufmerkſamkeit einer Kutſche entgegen ſahen, aus

*) Les Poeſies de M. Greſſet T. I. Ver. vert. Chant. I.

aus welcher sehr viel bunte Farben schimmerten, und worinnen sie, wo nicht eine Schönheit, doch wenigstens eine junge artige Person zu sehen hofften. Der Wagen näherte sich kaum, so zogen sie den Hut ab, eine Pflicht, welche man auch unbekannten Schönheiten schuldig zu seyn glaubt. Die vermeynte Schönheit ließ zu Vergeltung dieser Höflichkeit das Fenster nieder, und erschreckte sie auf einmal durch den Anblick eines gelben und verfallnen Gesichtes, welches ringsumher mit glänzenden Blumen besteckt war, wo ein rosenfarbnes mit Perlmutter belegtes Halsband einen magern und verschrumpften Hals umgab, wo ein Palatin von allen Farben eine dürre Brust halb verdeckte, und halb zeigte, und wo ein Kleid, dessen brennendes Gelb durch eine Einfassung von Strohperlen und durch einen Satz von geschlagnem Silber erhoben ward, dem Gesichte den Vorzug in der gelben Farbe streitig machte. Endlich zeigte sich auch noch zum Ueberflusse eine magre und todtenfarbige Hand, um welche ein rosenfarbnes Armband mit einer großen Schleife gebunden war. Man kann sich leichtlich vorstellen, mit welchem Gelächter die muthwillige Jugend den Betrug rächte, den ihnen diese von weiten glänzenden Farben gespielet hatten, und wie sinnreich sie alle waren, sich nicht allein über die Kleidung, sondern auch über das Alter der Person aufzuhalten.

Ich bin überzeugt, daß ich Mitleiden mit ihr gehabt haben würde, wenn sie in einer andern Kleidung gewesen wäre, und daß ich alsdann zu ihrem Troste ein ganzes Blatt wider diejenigen hätte schreiben wollen, bey denen alt zu seyn für so gut als für eine Thorheit gerechnet wird. Aber ich bin auch versichert, daß sie sich dieses Gelächter nicht zugezogen haben würde, wenn sie nicht durch ihre jugendliche Kleidung die Augen dieser Leute auf sich gewendet hätte, und daß sie die spöttischen Anmerkungen, die man noch hinten nach über sie machte,

für

für nichts anders, als für eine nothwendige Folge und für eine natürliche Strafe ihrer Eitelkeit anſehen kann.

Dieſe Begebenheit erinnert mich an eine Regel des Mylord **Cheſterfield**, daß Perſonen, die häßlich oder alt ſind, in ihrer Kleidung alles vermeiden ſollen, was in die Augen fällt, weil ſie die Blicke andrer Leute nicht auf ſich ziehen können, ohne ſie zugleich auf ihre Häßlichkeit zu wenden, da ſie doch froh ſeyn ſollten, daß man ihre Geſtalt gar nicht bemerkte, und mit allen Kräften vorzubauen hätten, daß es niemanden einfallen möchte, ſie recht genau zu betrachten.

Ich habe die Gedanken dieſes Herrn über den **Putz des Frauenzimmers** nicht anders als geſchrieben geſehen, und da ich muthmaße, daß ſie nicht ſo gar bekannt ſind, ſo werde ich mir die Freyheit nehmen, ſie nicht ſowohl zu überſetzen, als mir eigen zu machen und ein wenig zu erläutern. Ich halte mich ſelbſt für ſo wenig geſchickt, hierinnen ein Urtheil zu fällen, daß ich mich nicht getraue, zu ſagen, ob ſie richtig ſind oder nicht, wiewohl ihnen der Name eines Mannes, der Verſtand und Kenntniß der Welt genug beſitzet, einiges Anſehen zu geben ſcheinet. Es wäre zu wünſchen, daß einige von den Frauenzimmern, die ſich am meiſten darauf verſtehen, und die den Ruhm haben, daß ſie ſich gut kleiden, einen Aufſatz hierüber verfertigten, welcher deſto gründlicher von ihnen ſeyn würde, je weniger man Mannsperſonen findet, welche in allen Geheimniſſen und Geſetzen des Nachttiſches unterwieſen ſind.

Ich rede nicht von demjenigen Frauenzimmer, ſagt Mylord **Cheſterfield**, die ihr Stand und ihr Glück zu einer Pracht verpflichtet, welche den Handwerksleuten zu thun verſchaffet, und eine Art eines deſto billigern Almoſens iſt, weil es nicht Müßiggängern, ſondern fleißigen Leuten gegeben wird. Ihr Stand ſchreibt ihnen zuweilen

len unverbrüchliche Regeln der Kleidung vor, denen sie folgen müssen, sie mögen sich zu ihrer Gestalt schicken oder nicht. Die Pracht ihrer Kleidung steht ihnen deswegen allezeit wohl, weil sie einer Menge arbeitsamer Leute zu essen verschaffet; eben so wie den Frauen und den Töchtern der Leute von niedrigen Stande eine Kleidung, die über ihren Rang ist, deswegen allezeit übel stehet, weil sie ihre Männer, ihre Väter, oder ihre Kinder über lang oder kurz dem Hunger aussetzet. Ein Frauenzimmer von Stande setzt sich in Gefahr, verachtet zu werden, wenn es sich zu schlecht kleidet, eine schlechte Person hingegen machet sich verächtlich, wenn sie allzuprächtig geht, und ihr Schmuck hilft ihr zu nichts, als daß er den Haß und den Neid von ihres gleichen, und das Gelächter der Höhern wider sich auffodert.

Die Regeln eines guten Geschmacks sind durchgehends eben dieselben. Die Kunst, eine schöne Schrift zu verfertigen, ein regelmäßiges Gebäude aufzuführen, eine Tafel wohl zu besetzen, und sich wohl zu kleiden, entspringt aus einer einzigen Quelle. Der ganze Unterschied besteht in der Anwendung der Regeln, und wenn derjenige, der ein Gebäude wohl anlegen kann, nicht gleich ein guter Küchenmeister ist, oder wenn derjenige, der eine gute Schrift aufsetzen kann, keinen Geschmack in der Kleidung hat, so ist es nicht, weil er die Regeln nicht weis, sondern weil er entweder keinen Begrif von der Sache hat, auf die er sie anwenden soll, oder weil er in der Anwendung derselben fehlet. Man kann daher die Regeln einer guten Schreibart mit leichter Mühe zu Regeln einer guten Kleidung machen. Die Kleidung, wenn sie wohl ausgesucht seyn soll, muß eben sowohl der Person gemäß seyn, als in einer Schrift der Ausdruck sich nach der Materie richten muß. Denn die Schreibart ist nichts anders als die Kleidung der Gedanken.

Eine

Eine Person, welcher mit Rechte der Name einer Schönheit gebührt, ist etwas so erhabnes und bewundernswürdiges, daß es Schade wäre, wenn sie in ihrem Putze etwas anders als eine edle Einfalt suchte. Ein erhabner Gedanke wird durch einen fremden und weitgesuchten Zierath des Ausdruckes nur verstellet; und eine schöne Person ist schon durch sich selbst einnehmend genug, daß sie nicht nöthig hat, ihre Reizungen durch einen mühsamen und ausstudierten Putz zu stärken und ins Licht zu setzen. Jeglicher überflüßige Zierath an ihrer Kleidung verdeckt eine wirkliche Schönheit an ihrer Person, und führt das Auge von der Betrachtung ihrer Reizungen auf die Betrachtung ihres Anputzes. Ihre Kleidung muß also durchgehends bescheiden, edel und prächtig seyn; es muß darinnen nichts gekünsteltes angetroffen werden; sie muß sich nicht mit kleinen Spielwerken aufhalten. Ein falscher Glanz, ein wunderlicher Einfall, der Eigensinn, daß man etwas besonders suchet, sind Ausschweifungen, welche eine schöne Person erniedrigen. Kurz, sie kann ihrer Kleidung eben die Regeln setzen, welche die Kunstrichter bey der Schreibart eines Heldengedichts erfodern, nehmlich daß sie edel, majestätisch, prächtig, aber ohne allen gekünstelten Zierath, ohne Spitzfindigkeit und ohne falschen Schimmer sey. Man muß der schönen Astrée die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie diese Regeln vollkommen weis. Ihr Putz ist allezeit von der Nachläßigkeit und von dem Zwange gleich weit entfernt; sie ist genöthigt den Moden zu folgen, und sie folgt ihnen mit solcher Anständigkeit, daß es scheint, als ob sie ausdrücklich für sie erfunden wären. Sie bringt nicht die Hälfte von der Zeit an ihrem Nachttische zu, die eine geringere Schönheit dazu nöthig hat. Denn sie erspart sich die Mühe zu versuchen, wo sie eine Glanzblume oder ein Pflästerchen am besten anbringen könnte. Ihr Haar ist allezeit in guter Ordnung, aber in einer gewissen nachläßigen und ungezwungnen Ordnung.

Sie

Sie sucht die Schönheit ihrer Kleidung nicht in der Vielheit heller Farben, sondern in einer gewissen Uebereinstimmung derselben, und sie hütet sich, zu viel Farben an sich zu haben. Wenn sie blumichte Zeuge trägt, so sind es nicht solche, welche mit Blumen ganz überstreuet sind, und woraus ihr Kopf gleichsam als aus einem Blumenbusche hervorragen würde, sondern wo dieselben nur zur Veränderung hin und wieder angebracht sind, und wo demungeachtet noch in der Wahl der Farben eine gewisse Bescheidenheit herrschet. Ihr größter Staat besteht in der Güte der Zeuge, die sie trägt, und in der Feinigkeit der Spitzen, und überhaupt alles dessen, was sie an sich hat. Sie giebt sich sehr wenig Mühe, zu machen, daß ihr Hals recht völlig in die Augen falle, oder daß man ihre Füße zu sehen bekomme, welche sie sich gleichwohl nicht schämen darf, sehen zu lassen. Und überhaupt alle Sorgfalt, die sie bey ihrer Kleidung anwendet, geht dahin, daß sie ihren Gliedern nicht ein gezwungnes und gefesseltes Ansehen gebe.

Personen von einer geringern Schönheit, welche man nicht so wohl schön als artig nennen kann, weil sie nicht im Ganzen schön sind, sondern nur einige Reizungen haben, mit einigen Fehlern vermischt, können sich das Erhabene und Bewundernswürdige nicht anmaßen, das einer vollkommenen Schönheit zukömmt. Sie können sich also in ihrer Kleidung eben derjenigen Kunstgriffe bedienen, deren sich gute Schriftsteller gebrauchen, eine Materie einzukleiden, die zwar ganz angenehm aber nicht erhaben ist. Nehmlich sie können schon etwas mehr Zierlichkeit suchen, damit sie dasjenige, was ihnen an der Vollkommenheit der Gestalt abgeht, durch eine geschickte Mannichfaltigkeit und Abwechselung in ihrem Putze ersetzen. Sie können demjenigen, was an ihnen am wenigsten vollkommen ist, durch allerley wohlangebrachte Zierathen helfen; wie man eine Sache, die

an

an ſich ſelbſt nichts neues und anziehendes hat, in der Beſchreibung derſelben, bald durch einen verblümten, bald durch einen ſinnreichen Ausdruck, bald durch Gleichniſſe, bald durch andre Mittel zu Hülfe kömmt und ihr ein Anſehen giebt. Und ſie können wiederum dasjenige was an ihnen reizend iſt, auf geſchickte Art ins Licht ſetzen, wie man einen artigen Einfall durch einen geſchickten Gegenſatz oder durch einen andern Auspuß noch mehr hebet. Nur iſt das gefährlichſte dabey, daß man die Zierathen nicht etwa zu ſehr häufe, und dasjenige was man damit ausputzen will, ganz darunter verſtecke. Allzuviel Putz verderbt nicht allein die Schreibart und die Gebäude, ſondern auch die Kleidung, und machet, daß man dadurch widrig wird und die Sinnen verletzet, da man ſie vergnügen will. Man kann in dieſer Art der Kleidung die Chloris zum Muſter nehmen, welche mit ihrem Putze nicht ſowohl beſchäftiget zu ſeyn, als zu ſpielen ſcheint. Sie hat nicht das Beſcheidne und ganz Einfältige in ihrer Kleidung, welches der majeſtätiſch ſchönen Aſträe ſo wohl ſtehet, ſondern man ſieht, daß ſie nicht blos gekleidet, ſondern auch geputzet ſeyn will. Es iſt in ihrem Anzuge immer etwas neues und unerwartetes. Sie ſucht ſchon vielmehr Veränderung in den Farben, als jene, ſie hebt eine durch die andre, und ſucht ihr Geſicht durch alle zuſammen zu heben. Sie iſt ſelten, ohne etwas an ſich zu haben, das in die Augen fällt. Hier iſt eine Blume, dort eine Schleife, oder ein andres dergleichen Spielwerk angebracht, und zuweilen ſuchet ſie hierinnen eine kleine Unregelmäßigkeit, welche andern Perſonen für einen Fehler angerechnet werden würde, ihr aber ganz angenehm läßt. Unterdeſſen iſt ſie nicht von denenjenigen, welche ſich ein Gewiſſen daraus machen würden, wenn ſie zwey Stücke von einerley Farbe an ſich trügen, welche nichts blaues an ſich haben können, daß ſie nicht auch etwas rothes dabey haben müßten; welche unter ih-

rem Kopfzeuge allezeit einen Kranz von Glanzblumen zu tragen scheinen, bey welchen ein Blumengehenke anstatt eines Palatins nicht sowohl den Hals ein wenig bedecket, als nur statt der Einfassung um denselben herum liegt; deren Kopfzeug nicht einmal von einerley Farbe seyn darf, und die ohne Schönpflästerchen sich nicht sehen lassen können.

Eine dritte Art von Frauenzimmer, deren Gesicht die Mittelstraße zwischen der Häßlichkeit und Schönheit hält, und welche, die Augen der Leute an sich zu ziehen, nichts als eine gewisse Lebhaftigkeit und Munterkeit an sich haben, dürfen in ihrem Putze sich schon nicht so vieler Freyheit bedienen. Man kann sie mit den Sinngedichten vergleichen, deren ganze Schönheit in einem einzigen glücklichen und lebhaften Zuge besteht, und es ist ihnen also zu rathen, daß sie auch in ihrer Kleidung das Leichte, Muntre und Ungekünstelte beybehalten, welches in ihrer Gestalt das einzige ist, das sie reizend macht. Nur ein einziger Zierath ist genug, sie zu heben und sie von den Häßlichen zu unterscheiden. Wenn sie sich höher erheben, und sich recht putzen wollen, so werden sie das einzige, was an ihnen angenehm ist, verderben und verdunkeln, weil es nicht zureicht, so viele Zierathen zu ertragen. Und hingegen jemehr alles übrige an ihnen leicht, frey, und ganz ohne Schmuck ist, jemehr wird die einzige Reizung, die sie etwa besitzen, in die Augen leuchten.

Diese drey Arten von Frauenzimmer behalten das Vorrecht, sich zu putzen nur auf eine gewisse Zeit. Sobald sie etliche dreyßig Jahre überschritten, muß die Abnahme ihres Putzes mit der Abnahme ihrer Reizungen beständig in gleichem Paare gehen. Es ist nichts lächerlicher, als wenn eine Frau in ihrem vierzigsten Jahre sich noch nicht von den Zierathen losreissen kann, die ihr im zwan-

zwanzigsten wohlgestanden haben. Aber es dienet nichts besser, sie zu dieser schweren Selbstverläugnung zu bringen, als die Ueberzeugung, daß die Verminderung ihres Putzes das Mittel ist, wodurch sie die Verminderung ihrer Reizungen am ersten verbergen kann. Es ist ein ganz falsches Vorurtheil, wenn man glaubt, daß der Putz einem Gesichte helfen und es verjüngen soll; es ist nichts welches das Alter deutlicher verräth, als wenn es in der Kleidung der Jugend erscheinet. Denn wenn man, wie das Sprüchwort sagt, Sachen zusammenbringt, die einander entgegen gesetzt sind, so leuchten sie desto deutlicher in die Augen.

Ich komme nunmehr auf ein sehr melancholisches Capitel, nehmlich mit was für einer Schreibart ich die Kleidung der häßlichen Frauenzimmer vergleichen soll. Vielleicht hören sie es nicht gern, aber es ist ihr eigner Nutzen, wenn ich die Wahrheit rede und sage, daß die Regeln der niedrigen Schreibart sich am besten für sie schicken. Sie gehören unter diejenigen Materien, die gar keiner Zierathen fähig sind, sondern ganz schlecht und ohne Ausputz erscheinen müssen. Wenn eine häßliche Person in einer ausstudierten und zierlichen Kleidung auftritt, so gehet es eben so, als wenn man von einer schlechten und niedrigen Sache mit hohen Ausdrücken redet; sie wird dadurch lächerlich und possierlich. Ein häßliches Frauenzimmer, welches recht geputzt ist, kömmt mir vor, wie ein komisches Heldengedicht, welches deswegen so prächtig ausgeschmücket ist, damit es zum Lachen bewege. Häßliche Personen müssen also in ihrer Kleidung ganz schlecht seyn, und sich hüten, die Augen auf sich zu ziehen, die sie zu vergnügen nicht fähig sind. Sie können sich dagegen bemühen, durch andre Wege, als durch ihre Gestalt, zu gefallen, und sie können vielleicht durch Verstand und durch ein lustiges und aufgeräumtes Wesen diesen Mangel ersetzen.

Es giebt noch eine andre Art von Frauenzimmer, welche man alte Sünderinnen nennen kann; welche vielleicht im vorigen Jahrhundert einiges Aufsehen gemacht haben, und durch ihren sorgfältigen Putz uns zu verstehen geben wollen, daß unsre Väter sie ehedem für schön gehalten. Aber dieses heißt gewiß die Ehrerbietung, die man insgemein für die Alterthümer hat, sehr misbrauchen, wenn sie glauben, daß sie als solche ein Recht haben, unsern Augen mit dem allerwunderlichsten Anblick wehe zu thun. Ich habe Frauen von siebzig Jahren gesehen, welche mit allen Farben des Regenbogens ausgeschmückt waren, und welche an ihrem Haupte und Halse mehr Kostbarkeiten hängen hatten, als man zuweilen an den Mumien der alten Königinnen von Egypten findet. Ich halte es aber doch mit den Mumien, die bey diesem Putze wenigstens einbalsamiret sind. Wollen diese Personen einen Rath haben, wie sie sich kleiden sollen, so ist der beste, den ich ihnen geben kann, daß sie ihre ganze Mühe auf nichts weiter, als auf die allersorgfältigste Reinlichkeit wenden, im übrigen aber in ihrer Kleidung die Schreibart eines Klageliedes nachahmen.

Dieses sind ungefähr die Gedanken des Mylord Chesterfield, welche ich zwar nicht nach den Worten, aber doch dem Sinne nach, getreulich angeführet, und worinnen ich das meiste nicht sowohl verändert, als deutlicher erklärt habe.

XXII.

Den 31sten Aug. 1745.

Es giebt Fehler, deren Verbesserung uns unzufriedner machen würde, als wir sind. Ein solcher Fehler zeiget

zeiget ſich im folgenden Briefe eines Hofnungsvollen.

Mein Herr,

Ich hoffe, daß Sie dieſen Brief mit unausſprechlicher Zufriedenheit leſen werden, und daß er nicht allein Ihnen ſondern auch unzähligen andern Menſchen den allerleichteſten Weg zur Glückſeligkeit zeigen wird. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich in guten Glücksumſtänden ſtehe, und wenn ich ſo thöricht wäre, daran zu denken, wie ſie beſchaffen ſind, und mit einer ängſtlichen Sorge mich zu fürchten, daß ſie noch ſchlimmer werden könnten, ſo müßte ich der allerunruhigſte Menſch von der Welt ſeyn. Aber es wird ſchon beſſer werden, und ich ſehe mehr als einen Weg vor mir, wie ſich nicht allein meine Umſtände ändern, ſondern auch wie ſie ſo vergnügt, ſo ruhig, und ſo glücklich werden können, daß ich mir ganz ſicher noch einmal einen Himmel auf der Welt verſpreche. Wenn alle Menſchen zu hoffen wüßten; ſo würde niemand unglücklich ſeyn. Ein jeder würde beſtändig ſein Paradies vor ſich ſehen, und mit ſtarken Schritten eilen, es zu erreichen. Erlangte er es nicht allemal; ſo würde doch niemand läugnen können, daß er diejenige Zeit vergnügt zugebracht hätte, da er ſich im Geiſte vorgeſtellet, wie gut es ihm noch einmal gehen würde, und da er das Zukünftige ſchon voraus genoſſen hätte. Alle Tage unterhalte ich mich mit den Vorſtellungen meines künftigen Glücks, und beſonders alle Abende, ehe ich einſchlafe, da die Einbildungskraft im Finſtern am allerſtärkſten wirkt, entwerfe ich mir einen neuen Theil meiner zukünftigen Geſchichte, welcher gewiß ſo angenehm iſt, als kein Roman ſeyn kann. Es iſt kein reiches Frauenzimmer, von der ich mir nicht Rechnung machte, es heirathen zu können; und kein ſchönes, von der ich nicht geliebt zu werden

hoffe. Ist eine reiche Person noch unverheirathet und niemanden versprochen, so kann ja das Glück sie mir so wohl als einem andern zugedacht haben; ist sie versprochen, so kann sie sich mit ihrem Liebhaber zanken; und ist sie verheirathet, so kann ja ihr Mann sterben. Es sterben ja so viele Leute, es zanken sich so viele Verliebte, und es verheirathen sich plötzlich so viele, welche vorher niemals an einander gedacht hatten. Kenne ich ein solches Frauenzimmer noch nicht; wie leichtlich lernet man einen Menschen kennen? Es darf ein ungefährer Zufall kommen, daß wir mit einander in eine Gesellschaft gerathen; so kann ich ihr bey dem ersten Anblicke so gut in die Augen fallen, daß ich sie davon trage, ehe man sichs versieht. Es giebt ja Frauenzimmer genug, die in Personen sterblich verliebt werden, denen man es nicht zugetrauet haben sollte, daß sie das geringste Reizende an sich hätten. Es giebt ja Mannspersonen genug, welche glauben, daß alle Frauenzimmer ihnen günstig werden müssen, so bald sie nur mit ihnen zu sprechen kommen. Warum sollte ich von mir nicht so viel glauben, als ein andrer von sich? zumal, da ich es wohl zu brauchen wissen wollte. Hätte ich einmal eine so reiche Frau, so könnte ich ja leichtlich zu Ehrenämtern gelangen; ich könnte beständig in guter Gesellschaft seyn, dadurch bekäme ich Patronen, welche sich blos deswegen ein Vergnügen daraus machen würden, mir zu dienen, weil ich reich wäre, wenn sie auch keinen Genuß von meinem Reichthume hätten. Ich kann ja wohl auch, ohne eine reiche Frau, zu Ehrenämtern kommen. Ich darf einer schönen Person gefallen, sie darf ein Wort für mich sprechen, so weis man schon, was die Schönheit für Macht hat. Ich kann wenigstens auf diese Art erst ein kleines Amt bekommen, wenn es kein groſses ist: denn es wird doch jemand im ganzen Lande seyn, der bey den Reizungen einer

ner ſchönen Perſon nicht unempfindlich iſt. Habe ich ein kleines Amt, ſo werde ich mich darinnen ſo hervorthun, daß man mich noch dazu bitten wird, ein höheres anzunehmen; und habe ich dieſes, ſo werde ich tauſend Gelegenheiten finden, zu einem noch höhern zu kommen. Kann man da wohl unglücklich ſeyn, mein Herr, wenn noch ſo viel Fälle in der Welt ſind, durch die man glücklich werden kann? Es iſt wahr. Es ſtrandet zuweilen eine von meinen Hofnungen, und es kömmt, daß ich zu dieſer oder jener immer weniger und weniger Wahrſcheinlichkeit ſehe. Aber alle können ſie freylich nicht erfüllet werden, und iſt es denn ein ſo groſſes Unglück, wenn unter zwanzig und mehr Hofnungen eine verloren gehet? Ich vergnüge mich deſtomehr an denen, die mir noch geblieben ſind, und es bleibt mir allezeit eine groſſe Menge übrig, da ich immer neue auf die Ruinen der alten baue. Es macht nichts groſsmüthiger als die Hofnung. Ueber den Vorſtellungen von dem, was mir noch künftig begegnen kann, verſäume ich vielleicht manches, das mir wirklich begegnet. Es ſind mir vielerley kleine Fälle vorgekommen, die für andre Leute meiner Art nicht unedel, und wenigſtens ein kleiner Anfang geweſen wären. Aber in Betrachtung der groſſen Dinge, die ich noch vor mir ſehe, ſind ſie mir nicht gut genug geweſen, und ich habe lieber auf etwas beſſers warten wollen. Ich hoffe, Sie werden dieſen Brief drucken laſſen, und ich hoffe, daß ihn viele Leute zu ſehen bekommen, welche vielleicht blos deswegen für mich ſorgen werden, weil ihnen dieſer Brief gefallen wird. Alſo ſtelle ich mir ſchon im voraus das Vergnügen vor, wenn ich eines theils einer groſſen Menge von Leuten den Weg zu ihrer Glückſeligkeit gezeiget hätte, und wenn andertheils ich mir dadurch, wie leicht zu vermuthen iſt, Gönner zuwege bringe, welche die Glückſeligkeit, die ich mir längſt verſprochen, zur Wirk-

lichkeit bringen. In ſolcher Hofnung bin ich mit der gröſten Zufriedenheit,

Mein Herr,

Ihr

beſtändig beſſender Diener.

Sperontes Güldenberg.

Es giebt wiederum Fehler, bey deren Verbeſſerung andre nicht ſo wohl mit uns zufrieden ſeyn würden, als ſie nun ſind, da wir dieſelben beybehalten. Von dieſer Art iſt die **Gewohnheit, alles zu bewundern**, welche dem Verfaſſer folgenden Briefes ſehr viel Gönner verſchaffet.

Mein Herr,

Es iſt gewiß erſtaunend, wenn man betrachtet, auf was für Art ſich manche Leute nähren, und wie ſinnreich der Verſtand des Menſchen iſt, dem Bauche Zehrung zu verſchaffen. Was für eine Weisheit beſtehet nicht darinnen, wenn man ohne ein Handwerk zu treiben, ohne eine Bedienung zu haben, ohne etwas zu können, dennoch ſich bequem fortzuhelfen weis! Man ſagt, eine Frau in Paris, die ein groſſes Vermögen verloren hatte, habe ſich wieder aufgeholfen, indem ſie bey allen Herrn, die viel Briefe erhielten, ſich die Siegel davon ausgebeten, und daraus in groſſer Menge ein ſehr gutes Siegellack zuſammengeſchmolzen, deren Verkauf ihr viel eingebracht hat. Dieſe Erfindung iſt unvergleichlich, und wenn ich nicht eine noch beſſre wüßte, ſo würde ich wahrhaftig keine ſchönere und vortrefflichere wählen, meine Nahrung zu finden, als dieſe. Aber ich weis nicht, welcher glückſeligen Neigung ich es zu danken habe, daß ich mir jederzeit eine ſonderbare Bemühung daraus gemacht, an allen Dingen lobenswürdige Eigenſchaften zu entdecken,

und

und welcher gute Geiſt mir eingegeben, dieſe Neigung auf das vollkommenſte auszuarbeiten. Alle Sachen, alle Handlungen, alle Eigenſchaften der Menſchen ſcheinen mir, wenn ich ſie etwas näher betrachte, eine Art von Strahlen von ſich zu ſchieſſen, welche eben, wie die neuern Weltweiſen von den Strahlen des Lichts lehren, von verſchiednen Farben zuſammengeſetzet ſind. Wie die Strahlen des Lichtes ſich durch Hülfe eines dreyeckichten Glaſes in vielerley Farben theilen, ſo laſſen ſich die Strahlen, die ich durch Hülfe des Verſtandes an den menſchlichen Eigenſchaften erkenne, in löbliche und tadelhafte, in lächerliche und bewunderswürdige zerſpalten, und ein jeder Strahl davon ſcheint mir aus dieſen Eigenſchaften, gleich als aus verſchiedenen Farben, zuſammen geſetzt zu ſeyn.

Ich habe ein gewiſſes Werkzeug, welches an dieſen Strahlen die Dienſte eines durchſichtigen Priſma thut, und dieſe Farben von einander trennet, aber mit einer ſo wunderwürdigen Wirkung, daß es den Menſchen, von deren Eigenſchaften oder Handlungen die Frage iſt, nur die löblichen und bewunderswürdigen Farben derſelben zeiget, die tadelhaften und lächerlichen aber zerſtreuet und unſichtbar macht. Dieſes Werkzeug iſt, die Wahrheit zu bekennen, ſo beſchaffen, daß alle Menſchen es haben können; gleichwohl aber nähret es mich beſſer, als jemals eine magiſche Laterne oder ein andres Inſtrument, welches durch Hülfe der Strahlen ſeinem Beſitzer Geld verdienet, einen Menſchen genähret hat. Dieſes Werkzeug nehmlich iſt mein Verſtand, welcher auf eine erſtaunende Weiſe geübt iſt, alles was ihm vorkömmt, zu bewundern. Anfangs iſt mir dieſes Handwerk unerhört ſauer geworden. Ich hatte nicht das Herz, die lobenswürdigen Strahlen der Dinge, welche zuweilen ziemlich ſchwach waren, in einen Punkt zu verſammlen, daß ſie recht hell und recht prächtig in die Augen leuchteten. Ich

glaubte, daß es genug wäre, wenn ich eine Sache noch allezeit mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit bewunderte. Aber ich ſahe gar bald, wie ſchlecht mir dieſes von ſtatten gieng. Ich war in einem Garten; der Beſitzer fragte mich, wie er mir gefiele? Ich glaubte meine Kunſt recht wohl zu verſtehen, und ich antwortete ihm, daß ich mich verwundern müßte, wie er es, ohne Kenntniß der Gärtnerey, ſo weit gebracht hätte. Denn in der That ſetzte ich hinzu, er iſt ziemlich wohl angelegt. Dieſes ziemlich hatte eine ſo üble Wirkung, daß es eben ſo viel geweſen wäre, wenn ich geſagt hätte, der Garten wäre ſchlecht. Gleichwohl kann ich Sie verſichern, mein Herr, daß es in Betrachtung des Gartens gewiß denſelben bewundern hieß, wenn man ſagte, daß er ziemlich wohl angelegt wäre. Ein andrer fragte mich, wie ich ſeine Braut fände? Ich ſagte, ſie ſchiene mir ganz artig, welches ebenfalls ſo viel war, als ſie bewundern. Gleichwohl hat mir ſeitdem der erſte niemals wieder von ſeinem Garten vorgeredet, und der andre hat niemals wieder ſeine Braut gegen mich erwähnt, bis da er ſchon vier Jahr mit ihr verheirathet war. Ich merkte alſo, daß die Leute nicht mit weniger Bewunderung zufrieden ſind, ſondern daß ſie alles unvergleichlich, vortrefflich, ausnehmend haben wollen, und ich habe nunmehr die Gabe, ihnen damit Genüge zu thun. Man hat ſeit vielen Jahren ſo viele Ausrufungen, welche aus der Verwunderung entſtehen, von mir gehört, daß mich ſchon verſchiedene gefragt, ob ich einer von den neuen Rednern wäre, deren berühmte und unſchätzbare Beredſamkeit in lauter O ausbricht, und zu deren Dienſte die unvergleichlichſten und künſtlichſten Buchdrucker unſrer Zeiten viel mehrere Ausrufungszeichen in Bereitſchaft halten müſſen, als in vorigen Zeiten gebraucht worden? — O unumſtößlicher Beweis von der Aufnahme der Beredſamkeit in unſerm güldenen und glückſeligen Alter! Zur gewiſſen Probe, daß

ich

ich in meiner Kunſt weit gekommen ſey, dienet, daß ich noch keinen Poeten misvergnügt von mir gelaſſen, und daß noch kein junges Frauenzimmer geweſen, welches mir nicht über meine Bewunderungen ihrer Geſtalt ihre Zufriedenheit bezeiget hätte; welche beide Arten Leute doch ſonſt nicht ſo leicht in dieſem Punkte zu vergnügen ſind.

Hierdurch habe ich Bekanntſchaft mit einer guten Anzahl von Leuten bekommen, welche ihr edles Gemüth gegen meine Bewunderungen nicht unempfindlich ſeyn läßt. Ich eſſe und trinke bey dem, deſſen Wein und Speiſen ich auſſerordentlich finde, ich kleide mich auf Unkoſten desjenigen, deſſen Kleider ich für die prächtigſten von der Welt anſehe, und ich wohne in demjenigen Hauſe, deſſen gute Baukunſt ich bis zum Himmel erhebe. Sie werden ſagen, daß ich ein Schmeichler bin. Aber, mein Herr, ich erwarte von Ihrer Billigkeit, daß Sie mich mit dieſem Namen verſchonen werden. Die Eigenſchaft eines Schmeichlers iſt, demjenigen, dem man ſchmeichelt, viele Leute verhaßt zu machen; aber ich rede von niemanden Böſes. Ich bewundre bey einem Menſchen nicht allein ihn, ſondern auch alle ſeine Bediente von ſeinem Kammerdiener an bis auf ſeinen Hausknecht. Es iſt kein Stuhl und kein Tiſch, bey deſſen Anblick ich nicht eine erſtaunende Miene mache, und ich trutze denjenigen, der die Welt beſſer und ſchöner finden ſoll, als ich.

Daß ich an Sie ſchreibe, mein Herr, daran iſt ſonſt nichts Urſache, als weil mir einige Perſonen abgegangen ſind, denen ich ſonſt ihre löblichen und unſchätzbaren Eigenſchaften habe erkennen helfen. Hat etwan jemand an Sie geſchrieben, der mein Inſtrument brauchen möchte, die lobenswürdigen Strahlen an ſich wahrzunehmen, ſo bitte ich mich ihm zu empfehlen. Nur nehme ich den unvergleichlichen und ſinnreichen Herrn Goldfeder aus, deſſen Abſicht wohl ſeyn möchte, Bewunderung mit Bewunde-

wunderung zu vergelten. Denn dieſes würde eben ſo viel ſeyn, als ein Sinngedicht mit einem Sinngedichte bezahlen. Ich bin mit der allerausſerordentlichſten Verehrung ihrer Verdienſte

Mein Herr,

Dero

unveränderlichſter Bewunderer

Joachim Wunder.

XXIII.

Den 7ten Sept. 1745.

Ich weis nicht, ob diejenigen ſo gar unrecht haben, welche behaupten, daß es keinen Menſchen gebe, der ſich ſelbſt kennt. Man findet Leute, die, wenn man ſie der augenſcheinlichſten Fehler beſchuldigt, allezeit antworten, daß man ſie nicht kenne, und daß jeglicher ſich ſelbſt am beſten unterſucht haben müſſe. Man findet andre, welche beſtändig die Selbſterkenntniß und die Unterdrückung der Eigenliebe predigen; und gleichwohl eben dadurch ihre Eigenliebe zeigen, indem ſie uns bereden wollen, daß ſie Meiſter in der Selbſterkenntniß ſind. Man findet endlich ſolche die wirklich ein Bekenntniß von ihren Fehlern ablegen, aber doch ein Bekenntniß, welches man mehr eine Vertheidigung, oder wohl gar eine Lobrede nennen könnte, worinnen ſie ihre Mängel nur darum geſtehen, um ihnen eine Farbe anzuſtreichen, oder ſich Eigenſchaften großer Leute beyzumeſſen. Die Eigenliebe hat uns, ſo gar in den Fehlern ſelbſt, eine Ehre ſuchen gelehret. Wir ſuchen uns die gewöhnlichen Unarten großer Leute anzumaßen, damit

es

es scheinen möge, daß wir ihre Tugenden besitzen. Hier findet sich einer, welcher klagt, daß ein allzugroßer Eifer, und ein Gemüth, das nicht den geringsten Schimpf vertragen kann, sein größter Fehler sey, und ihn noch ins Verderben stürzen werde; damit man daraus schließen soll, er sey tapfer. Dort beseufzet einer sein allzugutes Gemüth, und daß seine Freygebigkeit, die er nicht im Zaume halten könne, ihn endlich arm machen werde; damit man daraus abnehme, er sey großmüthig. Der dritte ist böse auf sich, daß er nicht unterlassen kann, den Leuten die Wahrheit zu sagen, wenn es ihm auch Verdruß machen sollte; blos um sich dadurch das verdeckte Zeugniß zu geben, daß er die Redlichkeit und die Offenherzigkeit selbst sey. Der vierte bekennet zu seiner Beschämung, daß er eine außerordentliche Sorglosigkeit in Kleinigkeiten habe; um zu verstehen zu geben, daß er sich mit lauter großen Dingen beschäftige.

Diejenigen aber, von denen man mit Wahrheit rühmen kann, daß sie in der Erkenntniß ihrer selbst etwas gethan haben, kennen vielleicht ihre Fehler sowohl als ihre Tugenden; aber was sie nicht kennen, und was sie vielleicht niemals einsehen werden, ist das wahre Maaß ihrer Eigenschaften, daß ihnen weder ihre Tugenden gröſſer, noch ihre Fehler geringer vorkommen, als sie sind. Gleichwohl gehöret es zur Erkenntniß eines Menschen, die Stärke einer jeden von seinen Leidenschaften zu wissen, und zu sehen, wie weit ihn ein jeder von seinen Fehlern treiben könne, oder wie groß seine Liebe zu dieser oder jener Tugend sey. Weder der Thor noch der Weise kann sich also, wie es scheint, rühmen, daß er sich selbst kenne. Der Unterschied unter beiden ist nur dieser, daß der erstere sich Eigenschaften beymißt, die er nicht hat, da der andre nur in dem Grade derselben irret. Ich weis nicht, unter welche von den angeführten Arten der Selbsterkenntniß

niß folgende Satyre eines Menschen auf sich selbst gehöret:

Mein Herr,

Es ist mir niemals schwerer eingegangen, einen Brief zu schreiben, als diesesmal. Gleichwohl ist dieses eine Sache, die ich mir selbst und einer andern Person schuldig bin, welche ich durch eine Spötterey zu beleidigen das Unglück gehabt habe. Ich glaube, ich werde dieser Person keinen größern Trost geben können, als wenn ich mit mir selbst noch strenger verfahre, als mit ihr; und wenn ich eine ganze Satyre über mich mache, da ich nur einige Spöttereyen über sie ausgelassen. Es ist kein Balsam so heilsam für eine Wunde, als der Gedanke für eine verwundete Selbstzufriedenheit ist, daß andre Leute eben so schlimm oder noch schlimmer sind als wir. Leute, welche erfahren, daß man sich über sie aufgehalten, sind meistentheils nicht eher ruhig, bis sie ihren Beleidiger auf gleiche Art erniedrigt sehen; und man hat Exempel genug gefunden, daß der allerehrliebenste Mann fähig ist, Pasquille zu schreiben, wenn er durch Spöttereyen in Zorn gebracht worden. Ich will also meinem beleidigten Feinde zuvorkommen, und das Urtheil mit eigner Hand vollziehen, das er sonst vielleicht, durch einen andern oder durch sich selbst, an mir vollstrecken möchte. Ich rathe Ihnen, mein Herr Fremder, ein gleiches zu thun, wenn Sie etwa in Ihrem Gewissen fühlen sollten, daß Sie vielleicht dann und wann einen Natterzahn, einen Mastigus, oder einen Baron von Hohenpreis beleidigt haben könnten. Oder thun Sie es vielmehr, Sie mögen sich einer solchen Beleidigung bewußt seyn, oder nicht. Denn die Wahrheit zu sagen, es ist keine einzige Regel aus der Sittenlehre, die man sicher vorbringen könnte, ohne zu fürchten, daß man jemand damit zu nahe treten möchte.

Ich

Ich will mein Bekenntniß nicht mit einer Erzählung von meiner Erziehung anfangen; damit es nicht ſcheine, daß ich eine Entſchuldigung meiner Fehler machen, und alles, was man an mir tadeln kann, auf die Rechnung meiner Eltern und Lehrmeiſter ſchreiben wolle. Ich muß nur ſo viel ſagen, daß ich unter den Büchern aufgewachſen und die meiſte Zeit mit keinen andern Leuten umgegangen bin, als mit ſolchen, die eben dieſelbe Lebensart führten.

Dieſes machet mich zu einer Art von Menſchen, welche dem Cleveland nicht ungleich iſt, da derſelbe zuerſt aus der Höhle kam, darinnen er erzogen war. So bald ich Leute ſehe, die mir noch nicht allzu bekannt ſind, und für die ich Ehrerbietigkeit habe, ſo geht es mir, wie manchen, die die Sonne nicht vertragen können, und daher nicht wiſſen, wohin ſie das Geſicht wenden ſollen. Ja es ſcheint, als ob mir ſodann alle meine Glieder zur Laſt fielen; und ich wollte am allerliebſten, daß ich gar keine Hände hätte, damit ich nicht ſo lange rathſchlagen dürfte, wo ich ſie hinthun wollte. Ich ſuche Ausdrücke, die gemeinſten Sachen zu ſagen, und kann ſie nicht finden. Ich fange wohl dreomal an, ein Compliment herzuſagen, ehe ich es herausbringen kann; und gemeiniglich bekömmt man nur die Anfangsworte davon zu hören. Der Beſchluß deſſelben aber, wenn ich ihn nicht gar bey mir behalte, erſticket zwiſchen meinen Lippen, daß ich ihn ſelbſt nicht höre. Ich glaube daß der Angſtſchweiß, der mir dabey ausbricht, die vielen Bewegungen, die ich mit den Händen mache, und meine Gebärden, welche manchmal einem Zucken nicht unähnlich ſind, Leuten, die ihre völlige Gelaſſenheit haben, ein luſtiger Anblick ſeyn müſſen.

Das ſchlimmſte dabey iſt, daß ich ſelbſt gewahr werde, was für eine lächerliche Perſon ich ſpiele, und daß dieſes noch mehr beyträgt, mich lächerlich zu machen.

Um

Um dieſe Verwirrung zu verbergen, ſuche ich etwas zu reden, und ich bringe in der Angſt zuweilen ſo widerſprechende Dinge an den Tag, als einer der im Traume redet.

Ich habe eine wunderliche Unentſchloſſenheit, ob ich mich auf dieſen oder jenen Stuhl ſetzen, ob ich dieſes oder jenes eſſen oder trinken will, und wenn ich anfange, hierüber in Zweifel zu gerathen, ſo iſt es, als ob ich bald nach dieſer, bald nach jener Seite gezogen würde. Es kömmt mir ſo gar vor, als ob ein Theil meiner Sinnen ſtumpfer bey mir wäre, als bey andern Leuten; und als ob ich weder ſo viel hörte, noch ſähe, noch röche, noch ſchmeckte, als andre Leute: ſo daß ich wider die Meynung einiger alten Philoſophen nicht viel einzuwenden hätte, welche behaupteten, daß der Menſch nicht mehr als einen Sinn habe, nehmlich das Gefühl.

Sie mögen es für die Wahrheit halten, oder für einen Theil meiner Satyre auf mich ſelbſt anſehen; ſo kann ich mich nicht überwinden anders zu ſagen; als daß ich eben ſo viel Verſtand und eben ſo viel natürliche Munterkeit des Geiſtes zu haben glaube, als andre Menſchen, die nicht von auſſerordentlichen Gemüthsgaben ſind. Unterdeſſen rede ich doch von vielen Dingen, die im gemeinen Leben vorkommen, ſo verkehrt, daß ich es denenjenigen nicht übel nehmen kann, die meine Einfalt belachen. Ich habe ſo wenig dafür geſorgt, mir Begriffe von den gemeinſten Dingen zu machen, als ein Frauenzimmer ſich um die Chronologie zu bekümmern pflegt.

Hiezu kömmt noch eine Unachtſamkeit, von der ich mich nicht losreiſſen kann, welche nicht ſowohl daher kömmt, daß meine Gedanken zerſtreut ſind, als daß ſie geſammelt ſind und ſich gewöhnt haben, alle auf einen einzigen Gegenſtand gerichtet zu ſeyn. So bald ich mich auf einen gewiſſen Gegenſtand gewendet, ſo bald iſt alles andre in der Geſellſchaft für mich abweſend. Sobald ich

auf

auf die Reden des einen Achtung gebe, verſäume ich die Anrede eines andern zu hören; und ſobald ich auf eine Sache ſehe, ſo kann mit allen andern Dingen um mich her vorgehen, was da will, ohne daß ich es gewahr werde.

Man kann ſich leichtlich einbilden, was geſchieht, wenn ich allein bin, und meine Gedanken mit Fleiß zum Nachdenken geſammelt habe, da mir dieſes in Geſellſchaft wiederfährt. Es iſt eben das gröſte Glück für mich, daß bey den wunderlichſten Streichen, die ich mache, wenn ich in tiefen Gedanken bin, kein Zeuge iſt, als ich ſelbſt. Sie können leichtlich denken, wie ich über mich lache, wenn ich befinde, daß ich meine Schuh eher angezogen habe als meine Beinkleider, oder wenn ich gewahr werde, daß ich ein Buch ſtatt einer Kehrbürſte in der Hand halte. Denn daß ich nach einer Sache drey oder viermal hin und hergehe, die ich auf Einmal verrichten könnte, oder daß ich lange etwas ſuche, das neben mir liegt, dieſes ſind gewöhnliche Dinge, die nicht einmal verdienen, erwähnet zu werden.

Ich will nicht dafür angeſehen ſeyn, daß ich viel Eigenliebe beſitze, oder gern von mir ſelbſt rede. Unterdeſſen habe ich eine beſtändige Aengſtlichkeit zu wiſſen, was andre Leute von mir halten. Dieſes iſt beynahe die einzige Neugierigkeit, die ich habe. Ich ſuche dieſes auf ſo viele Arten zu erforſchen, und ich bin hierüber ſo unruhig, als ob meine ganze Wohlfahrt an den Gedanken eines einzigen Menſchen hienge. Dieſe Aengſtlichkeit verurſacht bey mir eine gewiſſe Furcht und Schüchternheit, daß ich viele Dinge blos deswegen nicht recht mache, weil ich ſorge, ich möchte ſie nicht recht machen. Wenn ich mit einem Menſchen zu thun habe, von dem ich weis, daß er mir etwas nicht zutraut; ſo iſt es als ob ich dieſelbe Eigenſchaft blos deswegen wirklich verlöre, weil er mir ſie nicht zutraut. Ich habe zuweilen Dinge nicht zu Stande bringen können, die mir ſonſt ganz leicht waren, blos

weil ich zweifelte, daß andre mich für geſchickt dazu hielten.

Ungeachtet des Vorſatzes, den ich habe, nicht viel von mir ſelbſt zu reden; ſo giebt es doch ein Mittel, wodurch man mich zu den unverſchämteſten Lobeserhebungen meiner eignen Perſon bringen kann, wenn ich nehmlich Leute finde, die mich verachten. Ich habe mich zuweilen ſelbſt gewundert, wie ich von mir reden können; ſo daß ich würde böſe geworden ſey, wenn mich ein anderer auf dieſelbe Art gerühmet hätte.

Die Begierde, die ich habe, daß andre Leute gutes von mir denken ſollen, machet mich übrigens in vielen Stücken zu einem guten Narren. Denn ich bin fähig, Thorheiten zu begehen, die ich dafür erkenne, um andern eine gute Meynung von mir zu machen, und ich würde meine wahre Zufriedenheit aufopfern um die eingebildete Zufriedenheit zu haben, daß andre Leute vollkommen gut von mir dächten.

Weil ich die meiſte Zeit meines Lebens entweder mit dem Papiere, oder mit den Büchern, oder mit meines gleichen geſprochen, ſo bin ich eben nicht gewohnt, meine Meynungen ſonderlich zu unterdrücken. Ich habe Mühe zu ſchweigen, wenn ich einen andern auf einer Meynung finde, die ich für falſch halte. Ich rede niemals fertiger, und ich kann niemals weniger aufhören zu reden, als wenn ich in Streit gerathe.

Es iſt faſt ein allgemeiner Fehler derjenigen, die bey den Büchern aufgewachſen ſind, daß ſie gewiſſe Sorgen in Sachen, die die äußerlichen Umſtände betreffen, für Kleinigkeiten halten. Ich erkenne, daß dieſe vermeynten Kleinigkeiten wichtige Dinge ſind, die einen Einfluß in unſre ganze Zufriedenheit haben, und dieſes macht bey mir die Thorheit noch gröſſer, daß ich deswegen in ſolchen Sachen nicht weniger ſorglos und ſchlafrig bin, ob

ich

ich gleich überzeugt bin, daß öfters Sachen, die am wenigſten Verſtand und Wiſſenſchaft erfodern, deswegen doch die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen können.

Ich bin zuweilen auf die Verſuchung gerathen, zu glauben, daß ich wohl gebildet wäre; aber die wenige Wirkung, die meine Geſtalt noch zur Zeit in den Herzen des ſchönen Geſchlechts gethan, hat mich eines beſſern belehret.

Es wird von vielen ſehr daran gezweifelt, ob ich die Gabe habe, ein Frauenzimmer verliebt zu machen, und ſo ungern ich mich dieſer Eigenſchaft begeben wollte, ſo wird ſie mir doch von einigen abgeſprochen, die das ſchöne Geſchlecht kennen wollen. Aber um die Satyre auf mich vollkommen zu machen, ſo muß ich ſagen, daß ich mir nicht ausreden kann, daß ich mit allen dieſen Fehlern doch noch Liebe genug verdiene.

Wenn ich gleich nur ungefähr die Hälfte meiner Fehler geſagt hätte, ſo wird man mir doch erlauben, daß ich die andre Hälfte ſo lange bey mir verſchweige, bis diejenigen, die ſie zu wiſſen verlangen, eben ſo viel von ſich geſagt haben, als ich von mir. Unterdeſſen will ich hier einigen Platz laſſen, damit andre die Fehler kürzlich nachtragen können, die ich etwa vergeſſen oder nicht gewußt habe.

Ich würde diese Satyre nicht gemacht haben, wenn ich nicht die Thorheit hätte, andre Leute bereden zu wollen, daß ich mich selbst kenne. Es wird meine Eigenliebe nichts mehr kitzeln; als wenn diejenigen, denen ich von Person bekannt bin, bey diesem Gemälde ausrufen: Das ist

E 5 5 5 0

XXIV.

Den 14ten Sept. 1745.

Ich war neulich bey einem neuangekommenen Fremden. Als ich dasjenige, was er in etlichen wenigen Tagen hier beobachtet hatte, ihm theils erklärte, theils gegen ihn vertheidigte, so meldete sein Bedienter, den er mitgebracht hatte, ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in einer Andrienne bey ihm an, welches an der Thüre wäre, und ihn zu sprechen verlangte. Wie es die Art vieler Reisenden ist, alles was ihnen unvermuthetes begegnet, sogleich für eine neue Gewohnheit desselben Landes anzusehen, so mochte er auch wohl seine Gedanken über diese Begebenheit haben, und sie für einen Gebrauch halten, der ihm vielleicht unter den Gebräuchen dieses Landes nicht am übelsten gefiel. Er kleidete sich in aller Geschwindigkeit vollends an, denn es war etliche Stunden vor Mittage, und ich hatte ihn mit noch einem guten Freunde beym Thee überfallen. Er gieng in gröſter Eil, den unverhofften Besuch die Treppe herauf zu führen; er brachte sie bey der Hand in das Zimmer, und nöthigte sie mit groſser Höflichkeit, sich niederzusetzen. Sobald wir die angemeldete Person mit so vielen Ceremonien zur Thüre hereintreten sahen, so muthmaßte ich, daß die Sache etwas zu lachen geben würde. Unterdessen ließ ich es so hin-

hingehen, und nachdem mein neuangekommner Landsmann viele Complimente ausgeſchüttet, und die vornehme Perſon, die ihn beſuchte, ganz beſchämt und beſtürzt gemacht hatte, war endlich ihr Anbringen, daß der Herr M. M. ihr geſagt hätte, es wohne hier jemand, der eine Wäſcherin brauchte. Der übrige Theil der Unterredung, die ſich erſt mit ſo vielen Ceremonien angefangen, ward nunmehr ganz ohne Umſtände geendiget. Mein Landsmann zeigte eine nicht geringe Beſchämung, daß er ſich durch das Kleid ſo hatte betrügen laſſen; und pries die Gewohnheiten andrer Orte, wo man Weibsperſonen niedrigen Standes an ihren Corſetten und Hauben erkennen kann, und der Gefahr nicht ausgeſetzet iſt, jemanden mehr Ehre zu erweiſen, als ihm gehöret. Ich war bemüht ihm zu beweiſen, daß auch in dieſem Lande der Unterſchied der Kleidung größer wäre, als er glaubte, und ich führte ihm zum Exempel an, daß wir andern, die wir dergleichen zu ſehen gewohnt ſind, uns hierinnen nicht ſo leichtlich irren. Ich gab ihm auch wirklich Kennzeichen an, höhere und niedrigere Perſonen aus ihrer Kleidung von einander zu unterſcheiden, die zwar etwas mehr Aufmerkſamkeit erfodern, aber deswegen ſo ungewiß nicht ſind. Der gute Freund, den ich mitgebracht hatte, ein Däne von Geburt, hörte dieſem allen ſtillſchweigend zu, und ſagte endlich: Mein Herr! Sie ſchämen ſich ſo ſehr, daß ſie jemanden zu viel Ehre erwieſen haben; was würden Sie nicht thun, wenn Sie jemanden zu wenig erwieſen hätten?

Es iſt unterdeſſen gewiß, daß man viel Leute weit beſchämter findet, wenn ſie einen für was höhers, als man wirklich iſt, angeſehen, als ſie zu ſeyn pflegen, wenn ſie jemanden für zu niedrig gehalten haben. Denn die meiſten Leute ſind weit beſorgter, nichts über ihre Schuldigkeit zu thun, als ihre Schuldigkeit zu erfüllen.

Natürlicher Weiſe mußte hiebey die Unterredung auf die Ehrerbietigkeit fallen, die man insgemein gegen die Kleider bezeiget. Ein Schneider kann ſich rühmen, ſagte mein däniſcher Freund, daß er der erſte Grund und die Triebfeder aller Höflichkeiten iſt, die unbekannten Leuten erwieſen werden. Es iſt, als ob er Annehmlichkeit, Artigkeit, Anſehen, und alles was Hochachtung verdienet, in ein Kleid einnähen könnte, eben wie die Anmuth und die Reizungen in den Gürtel der Venus eingenähet waren. Ich kleide mich jeden Tag beſſer oder ſchlechter, nachdem ich mehr oder weniger ehrbegierig bin; und diejenigen, denen man nicht Ehre genug erweiſen kann, und die ſich erzürnen, wenn ein Unbekannter nicht alle Ceremonien mit ihnen beobachtet, zu denen ſie ein Recht zu haben glauben, haben ein ſichres Mittel wider dieſe Verdrießlichkeit in der Hand, wenn ſie ſich nur allemal als große Herren kleiden wollen. Ich kenne hierinnen, fuhr er fort, die Wirkungen eines jeden von meinen Kleidern. Ich weis, welches vor der Thüre wird bleiben müſſen, und welches ſogleich von den Bedienten in ein Zimmer geführt werden wird, wenn ich einen vornehmen Mann ſprechen will. Ich weis, welches überall ungefragt durchgelaſſen wird, und welches überall angehalten wird, zu wiſſen, wer ich bin und was ich will. Ich weis endlich, welches davon allezeit mitbezahlen muß, wenn ich etwas zu kaufen habe, und mir alle Sachen theurer macht. Unterdeſſen habe ich allemal ein inniges Vergnügen daran, wenn ich die Thorheit derjenigen ſehe, die meinem guten Kleide tiefe Complimente machen, oder meinem ſchlechten hochmüthig begegnen: und ich muß herzlich lachen, wenn ich ſehe, wie wohlfeil man die Hochachtung der Leute kaufen kann.

Ich weis nicht, ob dieſe Thorheit ſo groß iſt, erwiederte ich hierauf, als diejenigen ſie machen, welche ein Ver-

Vergnügen daran finden, die Welt allezeit thöricht zu nennen. Ich bin überzeugt, daß die Sittenlehrer der Welt oft unrecht thun, und ſie in Dingen tadeln, da ſie entweder nicht anders handeln kann, oder nicht anders handeln ſoll. Wenn mir ein unbekannter Menſch vorkömmt, ſo iſt ſeine Geſtalt und ſeine Kleidung das einzige, was ich an ihm ſehe, und was ich von ihm weis. Ich muß alſo aus dieſen Stücken die Muthmaßung ziehen, was er etwa für ein Menſch ſeyn möchte, und unterdeſſen ſein Kleid zum Bürgen ſeines Standes annehmen, bis ich beſſer unterrichtet bin. Hierbey bin ich ſo wenig auszulachen, wenn ich unter einem ſchönen Kleide einen Menſchen von Stande ſuche, und einen ſchlechten Kerl darunter finde, als wenn ich hinter einem Paar Glasthüren, wodurch ein ſeidner Vorhang leuchtet, ein Putzzimmer ſuche, und ein ganz andres Gemach dahinter antreffe.

Mein neuangekommener Landsmann, welcher über ſeinen Irrthum noch böſe war, und ſeine Höflichkeit gegen die unbekannte Wäſcherin bereute, ſetzte mit einer gewiſſen Heftigkeit hinzu: Aber denjenigen Leuten kann man es deſto mehr übel nehmen, die zu einem ſolchen Irrthum Anlaß geben. Ich kann einen Menſchen, der ſich vornehmer kleidet, als er iſt, nicht anders anſehen, als wie einen Komödianten, der die Perſon eines Fürſten ſpielet, oder wie eine Säulenordnung von Leinwand auf dem Theater, welche nur gemacht iſt, das Auge zu betrügen, und welche man nicht von hinten oder von der Seite betrachten darf, wenn ſie ihr Anſehen behalten ſoll. Indem dieſe Leute ſich durch ihre Kleidung Ehre zuwege bringen wollen, ſetzen ſie ſich einer Schande aus, die gewiß empfindlich iſt. Denn die Erniedrigung, aus dem vornehmen Stande, in den man ſie durch ſeine Ehrenbezeigungen ſetzet, in einen deſto geringern zu fallen, wenn man erfährt, wer ſie ſind, kann nicht anders als mit der

gröſten Beſchämung für ſie verknüpft ſeyn. Ja, ich ſehe nicht einmal, was für Annehmlichkeit in den Gedanken ſtecket, die ihnen doch beſtändig im Sinne liegen müſſen, daß man nicht ſo höflich mit ihnen umgehen würde, wenn man wüßte, wer ſie wären. Es müßte denn ſeyn, daß ein Theil der Leute natürlicher Weiſe ein boshaftes Vergnügen darin ſuchten, andre zu betrügen, und zu ſehen, daß ſie vermögend wären, uns in Irrthum zu führen.

Mein guter Freund, der Däne, ſchien mit dieſer Erbitterung nicht gänzlich zufrieden zu ſeyn. Wenn die Leute, ſagte er, nicht mehr werden fromm und ehrlich ſcheinen wollen, ohne es zu ſeyn, ſo will ich ihnen leichtlich verzeihen, daß ſie vornehm ſcheinen wollen. Dieſes iſt ein Betrug, der nicht lange währt, und von keiner Folge iſt, und über den man aufs höchſte lachen kann.

Mich dünkt aber, ſagte mein Landsmann, ſo klein dieſer Betrug iſt, ſo könnte man ihm leichtlich abhelfen. Wenn ich Polizey-Geſetze zu geben hätte, ſo wollte ich einem jeden Stande und einer jeden Lebensart eine eigne Kleidung vorſchreiben, und die Pracht, die einem jeden zukömmt, nach ſeinem Range und Stande abmeſſen, damit man einem jeden ſogleich anſehen könnte, wer er wäre, und wie man ihm begegnen ſollte. Dieſe Ordnung in den Kleidern würde wenigſtens eben ſo nützlich ſeyn, als die ausgehenkten Zeichen an den Wohnungen der Handwerksleute oder andrer, die eine gewiſſe Nahrung treiben. Man würde gleich wiſſen, wen man darinnen ſuchen ſollte.

Wozu würde es helfen, antwortete ich, wenn man die Grade der Kleiderpracht für einen jeden Stand auf das genaueſte beſtimmte, als die Hochachtung der Menſchen gegen die Kleider noch mehr zu verſtärken? Es könnte nicht anders kommen, als daß, ein ſchönes Kleid

zu

zu tragen, von Leuten, die keine Begriffe haben, für eine besondre Glückſeligkeit gehalten würde, weil es ein Vorzug wäre, der nur Leuten von gewiſſem Range zugeſtanden würde. Mich dünkt aber, daß die Geſetze wohl thun, wenn ſie die falſchen Begriffe der Menſchen von der Ehre und von dem wahren Glücke nicht befördern, ſondern vielmehr unterdrücken. Wenn wir einmal auf das unnütze Unterfangen verfallen wollen, neue und ungewöhnliche Gebräuche zum Nutzen des gemeinen Weſens auszudenken, welche doch aus tauſend Urſachen niemals beobachtet werden können; ſo wollte ich eben ſo gern ſehen, wenn alle Leute durchgängig einerley Art von Kleidung trügen, und ſich überwinden könnten, hierinnen gar keinen Vorzug vor einander zu ſuchen. Eben wie Plato glaubte, daß es die Höflichkeit und Gefälligkeit unter allen Menſchen gemein machen würde, wenn niemand ſeinen Vater kennte, und jeden Augenblick vermuthen müſte, daß derjenige, dem er übel begegnen wollte, vielleicht Urſache an ſeinem Leben wäre; ſo glaube ich, aus viel ſtärkern Grunde, daß die Leute, die einander nicht kennen, ungemein höflich und gefällig gegen einander ſeyn würden, wenn ſie aus der Kleidung nicht errathen könnten, ob ſie mit vornehmen oder ſchlechten Leuten zu thun hätten, und wenn ſie fürchten müßten, daß derjenige, dem ſie nicht allzuhöflich begegneten, vielleicht einer ſeyn könnte, der ihr Glück in ſeiner Gewalt hätte. Unterdeſſen wollen wir die Leute immer laſſen, wie ſie ſind, und denenjenigen das Vergnügen nicht misgönnen, ſich ſo ſchön zu kleiden als ſie wollen, welche glauben, daß ſie dadurch wirkliche Verdienſte bekommen.

Die gröſte Thorheit, die man bey der Hochachtung gegen die Kleider findet, ſetzte mein däniſcher Freund hinzu, iſt, daß man Leute, die man wirklich genauer kennet und nach ihren Eigenſchaften beurtheilen ſollte, deswegen

hochschätzt oder liebt, weil sie sich schön zu kleiden pflegen; da man sie vielleicht nicht ansehen würde, wenn sie in geringerer Kleidung erschienen.

Es ist mir hierüber eine Erzehlung in die Hände gefallen, welche nach Art der Verwandlungen des Herrn Holbergs eine Verwandlung der Thiere in Menschen zum Grunde setzt, und welche ich, als eine Satyre auf diejenigen Leute, mittheilen will, von denen man, wenn sie recht schön gepuzt sind, in gewisser Maaße sagen kann, daß sie lauter Kleid sind, weil sie keine andern Eigenschaften und Verdienste haben, als ihre Kleider.

Verwandlung eines Paradiesvogels in ein schönes Kleid mit einer schlechten Person.

Die glatte Psyrmia ein schönbefiedert Weib
Von der berühmten Schaar der Vögel ohne Leib,
Die zwar das edle Volk des Paradieses heißen
Doch nichts sind, als ein Bauch von Federn, welche gleißen;
Die weder ihr Verstand, noch ihr Gesang erhob,
(Denn sie war nichts als Kleid, ihr Kleid nur war ihr Lob,)
Empfand der Liebe Macht, und quälte sich mit Flammen,
Die oft nur von dem Glanz bekleidter Kleider stammen.
Ein schöner Papagoy, der nicht zum besten sprach,
Doch dessen grünes Kleid ein helles Roth durchbrach,
War dieser Sohn des Glücks, der ihre Glut erweckte,
Zu dem ich seufzend flog, und ihm ihr Herz entdeckte.
„Ach! sprach sie, schönster Mann! Mag wer schon dazumal
„Der Papchen liebstes Wort) erkennen meine Quaal!
„Sie rührt von deinem Glanz, du Schmuck der Luft und Erden!
„Du brauchst geliebt zu seyn, nichts als gesehn zu werden.
„Nur deinen Reizungen schreib dieß Bekenntniß zu,
„Es macht mich nicht beschämt hierweil ich dir es thu.
„Sieh deiner Federn Glanz, der allen Vögeln trutzet,

„Bekenne.

„Bekenne, bin ich nicht ſo ſchön als du geputzet?
„Wenn, was ſich ähnlich iſt, ſich leichtlich lieb gewinnet,
„So bin ich ſchon beglückt, und du, wie ich, gefreyet.
So ſprach ſie, doch es war von Wort zu Wort gelernet.
Durch dieſes Schmeicheln ward nur Manens Herz entfernet,
Denn oft gefällt auch dem, dem aller Witz gebricht
Der Mangel dieſes Guts an ſeiner Schönen nicht.
„Wie ſo? erwiedert Mag, was ſoll ich an dir lieben?
„Mein Herz wird nach dem Glanz des Putzes nicht getrieben.
„Sprich, wo haſt du Verſtand? wo haſt du Artigkeit?
„Was haſt du ſonſt an dir? Ich ſeh nichts, als dein Kleid.
„Auch ſelbſt dein Körper hat nichts, das man ihm beneide.
„Kurz! ſprich, was wäreſt du in einem ſchlechtern Kleide?
Nichts reizt zu ſolcher Wut, als abgeſchlagnes Flehn
Von dem, der uns vor ſich erniedriget geſehn.
Der herbe Schimpf war ihr unmöglich zu ertragen;
Doch war nichts mehr gelernt, drum konnte ſie nichts ſagen.
Sie reißet ſich voll Wuth die Federn aus der Bruſt,
Und zeigt ein Herz hervor, das niemand noch gewußt
Und will, wenn ihr Verdienſt ſo ſchlecht vermocht zu rühren,
Daß ſie beleidet ſey, zum mindſten überführen.
Den Pan erbarmet hier ihr Schmerz und ihre Glut.
Ihr Schnabel wird ein Mund, und ſtumpf wird ſeine Wut,
Es wächſt ihr keiner Leib. Ihr häufiges Gefieder
Streckt ſich neun Ellen weit um die geſchmückten Glieder
Und wird ein ſchöner Zeug, der aller Welt gefällt.
Kurz, es wird Syrinx den Menſchen beygeſtellt.
Doch bleibt ſie von der Art, wie ſie vordem geweſen.
Ihr Kleid iſt ihr Verdienſt, ihr Reiz, ihr Ruhm, ihr Weſen,
Und läßt nur dieſe Bruſt, wo ſie voll Raſerey
Die Federn ausgerupft, noch immer bloß und frey.
Kaum zeigt ſie ſich als Menſch in ihrem neuen Kleide,

So ruft ſie ſchon entzückt voll Dankbarkeit und Freude:
„Wie glücklich haſt du mich verwandelt, großer Pan!
„Da nun mein bloßes Kleid manch Herz erobern kann.

XXV.

Den 21ſten Sept. 1745.

Ein guter Freund von mir, dem man dasjenige als ſeine maher Eigenſchaft beylegen kann, was die däniſche Sprache, wo ich mich nicht irre, mit dem Worte Dannesbed *) ausdrücket, (nehmlich ein unverfälſchtes natürliches Weſen, eine aufrichtige Begierde den Menſchen zu dienen, und eine wahre Hochachtung für ſein Vaterland,) nahm zuletzt meinen Beſuch in einem Zimmer an, worinnen alle Wände dicht mit Bildniſſen beſetzet waren. Ich war neugierig, was eine ſo zahlreiche Sammlung von abgemahlten Perſonen, darunter viele von der Hand guter Meiſter, manche aber nur von mittelmäßigen Künſtlern zu ſeyn ſchienen, für einen Endzweck hätte; und er berichtete mich hierauf, daß es Bildniſſe von lauter Dänen wären, welche noch überdieß lauter däniſche Maler zu Urhebern hätten. Ich habe hierzu, ſagte er, nicht eben blos außerordentliche Perſonen erwählt, ſondern ſolche, wie ſie mir in die Hände gefallen ſind, wenn ſie mir

*) Dieſes Wort, welches ſoviel als däniſch oder redlich Weſen bedeutet, kommt hin und wieder in däniſchen Gedichten vor; als in den vom ſel. Baron Holberg herausgegebnen Jugendſchriften, oder Probeverſen, 2te Sammlung, S. 20.

„Et Navn af Dyd og Dannesbed,
Ein Name von Tugend und Dannesbed.

So hat auch Ringo dieſes Wort gebraucht in der Wielandiſchen Sammlung däniſcher Poeſien S. 117.

mir nur dem Gemüthe nach etwas bekannt waren. Wenn ich dieſe vermengten Bildniſſe vor mir ſehe, ſo dünkt mich, fuhr er fort, ich erblicke die ganze Nation im Kleinen vor mir, und ich werde dadurch zugleich überzeuget, wie wenig man fähig iſt, einen richtigen Charakter von einem Volke zu machen, da ſo wenige darunter ſind, auf welche ſich die allgemeinen Beſchreibungen ſchickten, die man von meinen Landsleuten zu machen pfleget, ſie mögen zu ihrem Vortheile oder zu ihrem Nachtheile gereichen. Ich that hierbey dasjenige, wovon ich glaube, daß es ein jeder andrer bey ſolcher Gelegenheit gethan haben würde, nehmlich ich bat meinen Freund, weil er das Gemüth aller dieſer Perſonen kannte, mir nach der Reihe eine Beſchreibung von ihnen zu machen. Er wandte zwar ein, daß ſie meiſtens geſtorben wären, und daß es mir alſo nichts helfen würde, ſie zu kennen. Unterdeſſen konnte er mir mein wiederholtes Bitten nicht abſchlagen; und dasjenige, was ich von ſeinen Beſchreibungen behalten habe, beſteht in folgendem:

Dieſer erſtere, ſagte er, der ſich durch ſeine lebhafte Stellung und durch eine lächelnde Munterkeit des Geſichts merklich macht, war ein Mann, deſſen Witz und Manieren durch eine nicht zu verachtende Beleſenheit, noch mehr aber durch einen häufigen Umgang mit der Welt, zu einer Feinigkeit gelanget waren, die ihn überaus angenehm machte. Er war allezeit mit guten Einfällen verſehen, und allezeit aufgelegt, ſie vorzubringen. Dieſe Einfälle waren zwar ſo beſchaffen, daß derjenige, den ſie nichts angiengen, ſie lieber hörte, als der den ſie trafen; ſie nöthigten aber auch denjenigen, der ſich dadurch verletzet fand, wider ſeinen Willen mitzulachen. Er hatte vielen Umgang mit Frauenzimmern gehabt, und daher die Gewohnheit angenommen, ihnen viele Schwachheiten vorzuwerfen. Aber er war in ſeinen Handlungen ihr beſtrer Freund, als in ſeinen Worten. Denn mitten unter den

Spit-

Spöttereyen, die er wider das andre Geſchlecht ausließ, verheirathete er ſich, und ward doch nach dieſem niemand weniger ähnlich, als den verheiratheten Philoſophen, welche ſich ſchämen, eine Frau zu haben, nachdem ſie es ſo lange Zeit für eine Thorheit gehalten, eine zu nehmen. Er hatte in allem, was zum menſchlichen Leben gehöret, einen ſehr feinen und geübten Geſchmack, und zwar nicht blos einen ſolchen, der nur beurtheilet, ſondern einen ſolchen, der auch ſelbſt Anſtalten zu machen geſchickt iſt. Denn er hatte die, bey witzigen und wohllebenden Mannsperſonen ſeltne Eigenſchaft an ſich, daß er ſich um alles in ſeinem Hauſe bekümmerte, und für alles ſelbſt ſorgte. Seine öffentlichen Verrichtungen giengen in eben ſo guter Ordnung, als ſeine häuslichen, und eben darum, weil er alle ſeine Angelegenheiten ſo ſorgfältig beobachtete, hatte er immer Zeit übrig, ſich zu vergnügen. Denn es iſt niemand, der mehr zu thun hat, als diejenigen, die nicht gern etwas thun.

Dieſer folgende neben ihm, hat ſich in eben demſelben Lande, ſo zu ſagen, aus dem Staube in die Höhe geſchwungen, aus welchem er noch dazu vorher flüchtig werden müſſen. Er verband mit einem durchdringenden Verſtande eine gewiſſe Hitze, welche ihm allezeit mehr geholfen, als geſchadet hat. Dasjenige hat ihm öfters Gnade zuwege gebracht, was andre ſich, aus Furcht einer unvermeidlichen Ungnade, nimmermehr unterſtanden haben würden. Denn er überredete allezeit deſto leichter, weil er öfters freymüthig und ohne diejenige ängſtliche Behutſamkeit redete, welche man zu beobachten pflegt, wenn man ſeines Glücks wegen allzu beſorgt iſt. Eben die Freymüthigkeit, die er ſelbſt an ſich hatte, verlangte er auch von denen, mit welchen er zu thun bekam. Er pflegte diejenigen, die etwas bey ihm zu ſuchen hatten, hart anzulaſſen, um ihre Gelaſſenheit und Herzhaftigkeit zu prüfen, und diejenigen, welche ſich dadurch

nicht

nicht in Unordnung bringen ließen, ſondern mit einer Kühnheit antworteten, welche öfters von andern für einen Mangel der Ehrfurcht würde ausgelegt worden ſeyn, erhielten deſto leichter, was ſie verlangten. Was er that, war mit Kühnheit unternommen, und mit Vorſichtigkeit ausgeführet. Seine Lebensart und ſein Umgang waren ſo frey als ſein Gemüth, und er vermied dabey ſowohl den Stolz und das ceremonienhafte Weſen, als die Unhöflichkeit, welche mit der Freymüthigkeit ſo nahe gränzt, daß viele in die erſtere verfallen, indem ſie die letztere ſuchen.

Der dritte war ein Mann, deſſen Verſtand nicht in die Augen fallend, noch von dem ſtärkſten Feuer, und dennoch munter genug war, um angenehm zu ſeyn. Er ſtand Geſchäften vor, auf die er ſich anfangs nicht gelegt hatte; gleichwohl wußte er den Mangel der Wiſſenſchaft durch Aufmerkſamkeit zu erſetzen. Er ſah mit fremden Augen, und bediente ſich fremder Wiſſenſchaft ſo gut, als ob er alles durch ſich ſelbſt geſehen und durch ſich ſelbſt angeſtellet hätte. Er wußte nicht allein diejenigen zu wählen, auf die er ſich verlaſſen ſollte, ſondern er wußte auch unter ihren Vorſchlägen die beſten auszuſuchen, und in einer Sache, die er nicht aus dem Grunde verſtand, dennoch gute Befehle zu geben, und nützliche Anſtalten zu machen. Er liebte übrigens die Verdienſte und beförderte ſie, am allerliebſten aber an denenjenigen, welche den Mangel ſeiner Wiſſenſchaft, den er ſo glücklich erſetzte, nicht zu wiſſen ſchienen.

Dieſer folgende ſchöne und liebenswürdige Alte wußte das Geheimniß, in ſeinem Alter es zu machen, daß die Jugend nicht allein nicht vor ihm floh, ſondern ihn vielmehr ſuchte, und doch Ehrerbietigkeit für ihn hatte. Er ſtörte ihr Vergnügen nicht, ſondern er miſchte ſich ſelbſt darein, und er that es auf eine Art, welche ſeinem Alter nicht unanſtändig war. Er war voller Munterkeit,

und die Lebhaftigkeit seines Geistes schien auch seinen Leib munter und lebhaft zu machen; anstatt daß bey andern die Schläfrigkeit und Schwäche ihres Leibes sich der Seele mitzutheilen scheinet. Bey allem dem war er ein Mann, der nicht blos darum gelebt hatte, um sich zu vergnügen, sondern welcher die Wissenschaft, die zu seinem Amte gehörte, völlig besaß, und mit einer langen Erfahrung verband. Er vergaß aber dieses im Umgange, und er mäßigte die Begierde zu reden, die man sonst dem Alter beylegt; und wenn er redete, so machte er nicht Erzehlungen seiner Thaten aus dem vergangnen Jahrhunderte, sondern angenehme und ergetzende Erzehlungen. Kurz, er war ein Mann, von dem man sagen kann: Sein Leib war alt; sein Geist war jung.

Derjenige, der hier neben ihm stehet, ist einer von denen, die man mit den vernünftigen Bäumen des Nikolaus Klimm vergleichen kann. Er war eben dadurch ein nützlicher Mann, daß er kein großer Geist war. Er hatte weder viele Lebhaftigkeit in seinem Umgange, noch viel Feuer in seinen Handlungen; aber seine Arbeitsamkeit war desto größer. Je weniger sein Geist hitzig war, desto sichrer war er vor der Uebereilung, und zeigte durch sein Exempel, daß ein großer und weitaussehender Verstand noch lange nicht so nöthig ist, gute und dem gemeinen Wesen nützliche Anstalten zu machen, als ein guter Wille.

Der nächste nach ihm hatte sich eine besondre Art von Witze gemacht, welchen man einen stillen Witz nennen könnte, weil er nicht viel Aufsehens und nichts weniger als Lärmen machte, sondern weil er durch eine Art von Trockenheit ergetzte, welche desto mehr Lust nach sich zog, je ernsthafter sie zu seyn schien. Seine größte Stärke bestand im Erzehlen, und zwar nicht in den Einfällen, damit er seine Erzehlungen ausschmückte, sondern in der

Gelas-

Gelaſſenheit, womit er Dinge vorbrachte, die luſtig waren. Dieſes machte, daß auch dasjenige in ſeinem Munde artig ward, was man ſonſt nicht dafür genommen hätte; und daß man ihm alles, auch ſogar ſein Stillſchweigen, ſo hoch anrechnete, als ob er etwas ſcharfſinniges geſagt hätte, weil er beſtändig in einerley Tone blieb und nichts für ſcharfſinnig ausgab. Er war ſonſt höflich und aufmerkſam, kleine Gefälligkeiten zu erweiſen; eine Kunſt, womit man, wenn ſie wohl angebracht wird, öfters Leute ſo ſtark verbindet, als durch groſſe Wohlthaten. Er war dienſtfertig, eh er darum gebeten ward, und gleichwohl verſchwendete er ſeine Dienſtfertigkeit nicht, ſondern wußte ſie zurück zu halten, bis er verſichert war, daß ſie angenehm ſeyn würde, und kam damit nicht dem Verlangen der Leute zuvor, ſondern nur ihrer Bitte. Er ſuchte ſehr gern den Umgang mit Frauenzimmer, und je artiger ſie waren, deſto eifriger ſuchte er ihn. Er hatte hierinnen alle Aemſigkeit eines jungen Liebhabers, und gleichwohl ſchien es hiebey, als ob er nur ihren Umgang um des Umgangs willen wünſchte, und ſie am allerwenigſten ihres Geſchlechts wegen ehrte.

Dieſer nächſtkommende Alte mit jungen Augen iſt das Bildniß eines Mannes, deſſen Verſtand nicht allein in dem Feuer, ſondern auch in der Gründlichkeit ſeiner Gedanken beſtund. Es war ihm nicht genug, aus den vorfallenden Sachen einen oder den andern Schluß zu ziehen, ſondern er hatte eine recht zuſammenhängende Einſicht. Es war in ſeinen Handlungen, ſo wie in ſeinen Begriffen nichts, das ſich ſelbſt widerſprach; und ſeine Meynungen paßten ſo wohl zuſammen, als das ordentlichſte philoſophiſche Lehrgebäude. Er wußte ein mißlungnes Vorhaben durch ein andres zu erſetzen, und er ließ ſich den Widerſtand, den er fand, nicht abhalten, auf dem einmal erwählten Wege mit Bedachtſamkeit fortzugehen. Er unternahm nichts mit zu vieler Zuverſicht, und ließ

nichts aus zu vieler Furchtsamkeit fahren. Er hatte eine Gelassenheit, welche seine Lebhaftigkeit im Umgange im geringsten nicht unterdrückte; zum sichern Kennzeichen, daß diese Gelassenheit nicht von der Schläfrigkeit seines Gemüths, sondern von der Ueberlegung seiner Vernunft herrührte. Bey allen Geschäften floh er nichts weniger, als die Gesellschaft: Er hielt auch denenjenigen Stand, welche ihn in verdrießlichen Angelegenheiten anzusprechen hatten; und er zeigte allezeit eine heitre Stirn ohne Schüchternheit, weil er sich auf sich selbst verlassen konnte, daß er bey dem allerfröhlichsten Umgange nichts von seinen Gedanken wider seinen Willen entdecken würde.

Dieser, welchen sie hier sehen, war ein Gelehrter, welcher mit ganz andern Geschäften überhäuft war, als die zur Gelehrsamkeit gehören, und welcher dennoch so viel Wissenschaft besaß, als ob er nichts zu thun hätte, als Bücher zu lesen. Sein Vorrath von Büchern war so beschaffen, als ob er nicht für eine einzelne Person, sondern für die Welt gesammelt wäre, und gleichwohl schlich unter der großen Menge von Büchern kein einziges ein, das ihm unbekannt gewesen wäre, und dessen Inhalt und Werth er nicht gekannt hätte. Er studierte, weder um Bücher zu schreiben, noch um sich selbst damit sehen zu lassen, sondern nur um etwas zu wissen, und es ist niemand, der besser, als er beweisen kann, daß die Wissenschaften um ihrer selbst willen liebenswürdig sind.

Ich werde diesesmal bey einer Reihe von Bildnissen, die mein Freund gesammelt hat, stehen bleiben; aber ich behalte mir vor, die andern nächstens durchzugehen.

XXVI.

Den 5ten Oct. 1745.

Ich muß mich dieſesmal aus dem däniſchen Bilderſaale meines Freundes wegbegeben, aus dem ich im vorigen Stücke den Leſern einige Schildereyen mitgetheilet, um einem Mangel abzuhelfen, welchen einige in meinen Blättern gefunden, und ehe ich die erſte Hälfte meiner Betrachtungen ſchlieſſe, eine Materie zu berühren, welche bey vielen Menſchen nicht allein der beſtändige Gegenſtand ihrer Handlungen, ſondern auch ihrer Gedanken, und ſo gar ihrer Beleſenheit iſt, welche ſie in allen Schriften ſuchen, die ſie des Anblickes würdigen, und ohne welche ſie keine Seite in einem Buche angenehm und zeitverkürzend finden. Derjenige Brief, der mir über dieſen Fehler die Augen geöfnet, ſoll ſelber dazu dienen, ihm abzuhelfen, und an meiner ſtatt von einer Leidenſchaft ſprechen, bey der es zweifelhaft iſt, ob in der Welt mehr davon geredet, oder mehr darinnen gethan wird, und von welcher ich gleichwohl bisher, ich weis nicht aus welcher Urſache geſchwiegen habe.

Mein Herr!

Es iſt, als ob Sie nicht wüßten, daß eine Leidenſchaft in der Welt wäre, die Liebe heißt, und Sie ſcheinen von keiner Seite mit beſſern Rechte ein Fremder zu ſeyn, als von dieſer. Denn Sie wiſſen davon ſo wenig zu reden, als von einem Orte, den Sie entweder niemals mit Augen geſehen haben, oder wo Sie erſt neulich angekommen ſind. Alles, was Sie noch davon geſprochen, und die einzige verliebte Erzehlung, die Sie uns mitgetheilt haben, iſt aus einem alten Buche, und von unſern

alten Verfahren hergenommen; welches nicht viel beſſer iſt, als wenn einer von der Schiffarth nichts mehr ſagen wollte, als was man vor zweytauſend Jahren davon gewußt hat. Daß dieſes der däniſchen Nation Ehre mache, werden Sie eben ſo wenig behaupten können, als es zur Ehre der Deutſchen gereichen würde, wenn ich mitten in Deutſchland von der Tapferkeit des Herrmann und andrer alten Deutſchen ſpräche, und die neuern Zeiten mit Stillſchweigen übergienge. Aber Ihnen ſelbſt, mein Herr, macht es noch weniger Ehre, und Ihr bisheriges Stillſchweigen von der Liebe iſt ein Kennzeichen, daß Sie die Kunſt nicht verſtehen, ſich Bekanntſchaften bey dem ſchönen Geſchlechte zu machen: ſonſt würden Sie unfehlbar Gelegenheit genug gefunden haben, etwas anzumerken, und mehr als eine Betrachtung einfließen zu laſſen, welche zur Erläuterung einer ſo angenehmen Materie dienen könnte.

Ich nehme mir alſo die Freyheit, mein Herr, Ihnen zu berichten, daß es eine gewiſſe Neigung oder Leidenſchaft giebt, die man Liebe nennet, und daß dieſelbe in gewiſſen Ländern etwas ſehr eifriges und feuriges, in andern aber etwas ſchläfriges und kälteres an ſich hat. Ich kann dieſes mit deſto größerer Gewißheit ſagen, da ich in dieſen Gegenden, wo Sie ſchreiben, gebohren bin, und die allerhitzigſten Länder von Europa durchgereiſet habe. Es iſt, als ob in dieſen letztern Gegenden mein ganzes Herz in Feuer geſetzt worden wäre. Denn ſeit der Zeit bin ich einer von den allereifrigſten Liebhabern geworden, und ich komme nicht ſo bald an einen Ort, oder mache nur in einem Hauſe Bekanntſchaft, als ich mir vornehme, einen neuen Liebeshandel anzuſpinnen, auf welchen ich alle meine Gedanken wende, der mich gänzlich einnimmt und mich nichts anders hören oder ſehen läßt.

Hingegen haben viele auch ſchon dem Frauenzimmer in Deutſchland die Eigenſchaft beygelegt, daß ihre Art

zu lieben etwas ganz kaltes, und es mit einem recht eigentlichen Worte auszudrücken, etwas **nordiſches** an ſich habe; daß ſie ihre Liebesangelegenheiten beſtändig mit ihren andern Geſchäften zu vereinigen wiſſen, und mit einer recht wunderlichen Gelaſſenheit nicht einmal das geringſte in ihrem Hauſe verſäumen, indem ſie ihre Liebhaber abwarten. Ich habe lange Zeit nicht glauben wollen, daß ein geſitteter Menſch eine edle Leidenſchaft mit ſolcher Nachläßigkeit betrachten könnte, daß er nicht alles andre darüber vergäße. Die Erfahrung, die ich auf meinen Reiſen gehabt, beſtärkte mich in den Gedanken, daß dieſes eine Unmöglichkeit wäre, bis ich endlich zu meinem nicht geringem Verdruße in meinem Vaterlande eine ſolche **nordiſche Liebe** bey einer Perſon gefunden, bey der ich ſie am allerwenigſten zu finden wünſchte, und eine Probe geſehen habe, daß es Leute giebt, welche mit Gelaſſenheit lieben; das heißt zugleich lieben, und nicht lieben.

Da ich meinen Adel in der Empfindlichkeit meines Herzens ſuche; ſo läugne ich nicht, daß ich ein Menſch von mittlern Stande bin. Ich liebe eine Perſon von gleichem Herkommen, welche aber ſo ämſig iſt, in ihrer Eltern Hauſe die kleinen Angelegenheiten der Wirthſchaft zu beſorgen, daß ich eben ſowohl ihren Geſchäften nachſtehen muß, wie andre Liebhaber von ihrem Frauenzimmer den Schooßhündchen nachgeſetzt werden; und daß ich nur die zweyte Sache in der Welt bin, an die ſie denkt, anſtatt daß ich die erſte zu ſeyn wünſchte. Ich traf ſie nähend an, als ich das erſtemal Gelegenheit nahm, ihr meine Liebe zu entdecken, und ſie hatte nicht einmal die Geduld, inne zu halten, um mich anzuhören; ja ehe ich ausgeredet hatte, gieng ſie von mir, um etwas zu holen, das ſie, wie ſie ſagte, zu ihrer Arbeit unumgänglich nöthig hätte. Durch dieſe verzweifelte Arbeit verhöret ſie allezeit wenigſtens drey Viertel von den ſchönen Sachen, die ich ihr ſage; denn ich bin überzeugt, daß ſie unmög-

lich so gelassen und kaltsinnig bleiben könnte, wenn sie auf meine Seufzer aufmerksam wäre. Ehe ich einige Gegenliebe von ihr erlangen konnte, hat sie mir wohl tausendmal gesagt, wie sie sich ein Gewissen daraus machte, Ursache zu seyn, daß ich meine Zeit verderbte, wie sie nicht begreifen könnte, was ich auf der Welt thäte, da ich ihr zu erkennen gegeben, daß ich nirgends als um sie zu seyn wünschte. Denn die Wahrheit zu bekennen, habe ich die ganze Zeit über, da ich mit meiner Liebe beschäftiget gewesen, noch nichts anders thun können, als entweder bey meiner Melissea zu seyn, oder in Gesellschaft zu gehen, oder zu spielen, um die Grillen zu vertreiben. Ich hätte wohl einige Ursache gehabt, mich unterdessen um die Rechnungen meines Vormundes oder um die Beförderung meines Glücks zu bekümmern. Aber wenn ich nur auf das Herz der Melissea richtig gerechnet habe, und wenn ich nur das Glück meiner Liebe befördere, so können alle andre Rechnungen und alles andre Glück schon bis zu einer bequemern Zeit warten. Endlich habe ich sie doch so oft wider ihren Willen besuchet, und bin ihr so lange beschwerlich gefallen, bis sie, um meiner los zu werden, mir versprochen hat, mich zu lieben, weil ich, wie sie sagte, sie an allen hinderte, seitdem ich sie mit meiner Liebe geplagt hätte. Aber ich habe ihr dabey versprechen müssen, auch auf meiner Seite nicht müßig zu seyn, damit sie nicht einen Müßiggänger heirathete. Denn ob ich gleich Vermögen habe, so hat sie mir doch zu verstehen gegeben, daß alle Reichthümer, die man haben könnte, für einen Menschen, der gar nichts thut, noch immer zu wenig wären. Seit diesem Bündnisse, das wir mit einander gemacht haben, darf ich es niemals wagen, ihr die Hand zu küssen, wenn sie, wie sie sagt, sie zu etwas wichtigern brauchet, das ist, wenn sie nähet, oder sonst zu thun hat; sondern ich muß wenigstens so lange warten, bis ihre Geschäfte ihrer Hand eine kleine Pause gestatten. So gewogen sie sich sonst gegen mich

bezei-

bezeiget, und ſo viele Zärtlichkeit ſie für mich blicken läßt, wenn ſie Zeit hat; ſo gehet ſie doch zuweilen ſo weit, daß ſie meine Beſuche ausſchlägt, wenn ſie etwas wichtiges vorhat. Ja, ſie kann von mir verlangen, daß ich es lieber verſäumen ſoll, ihr aufzuwarten, als mit jemand zu ſprechen, dem ich irgend einen Beſuch ſchuldig bin. Können Sie ſich wohl einbilden, daß ſie mit mir brechen wollte, weil ich acht Tage nach einander einen meiner Gönner zu ſehen unterließ, da ich doch zu keiner andern Stunde vor ihn kommen konnte, als zu eben derjenigen, da der Meliſſea mein Beſuch am bequemſten war. Sie ſagt zuweilen, daß die Liebe einen vernünftigen Menſchen nicht einmal von einer andern guten Geſellſchaft abhalten müßte, in der er Gelegenheit hätte, Menſchen kennen zu lernen, ſich zu unterrichten und zu verbeſſern oder ſich Freunde zu machen. Und ich habe wirklich manchen ſchönen Tag ihres Umgangs entbehren müſſen, um meine Schuldigkeit in Acht zu nehmen.

Alles iſt vergebens, was ich anwende, ihr zu beweiſen, daß dieſe Aufführung lächerlich ſey, und daß man nicht wiſſen müſſe, was Liebe iſt, wenn man ſo wunderliche und widerſprechende Dinge verlangen will, daß man verliebt ſeyn, und doch mit der größten Gelaſſenheit alles, was man ſonſt zu thun hat, beobachten ſolle. Ein einziges Mittel iſt mir noch beygefallen, ihr dieſen Fehler abzugewöhnen. Wenn ich im Stande wäre, etwas vorzunehmen, ſeitdem ich verliebt bin, ſo wollte ich einen Roman ſchreiben, worinnen alle Hinderniſſe, die den Verliebten im Wege ſtünden, aus der Haushaltung und von den Geſchäften hergenommen wären, und wo die Sorgfalt, etwas zu nähen und zu ſticken, die Stelle der Nebenbuhler verträte, welche ſonſt die Verwirrungen einer verliebten Geſchichte veranlaſſen. Was meynen ſie, mein Herr, ob dieſes nicht artige und ganz neue Scenen geben würde? wenn zum Exempel dem Liebhaber, gleich da er Gelegenheit fände, ſeine Liebe zu erklären, einfiele, daß

er Briefe zu schreiben hätte; wenn er eine Zusammenkunft, wo die Liebe ihm recht günstig zu seyn schiene, deswegen vor der Zeit abbräche, weil er jemanden sein Wort gegeben, um dieselbe Stunde mit ihm zu sprechen; wenn er, nachdem er einigemal von der Thüre seiner Schönen abgewiesen worden, in Eifersucht geriethe, und argwohnete, als ob er verachtet würde; wenn er eine Zeitlang einen Nebenbuhler beneidete und über eine Ungetreue klagte, und endlich bey der ersten Unterredung mit seiner Geliebten mit der Erklärung zufrieden wäre, daß sie zu thun gehabt, und daß der Befehl einer Mutter oder ein Geschäfte, das keinen Aufschub leiden wollen, die Ursache dieses verliebten Zwistes gewesen wäre.

Wollen Sie diesen Roman für mich verfertigen, mein Herr, so werden Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigen. Wenn Sie aber vielleicht auch so viel zu thun haben, als meine Geliebte, und eben so wenig die Zeit darauf wenden wollen, Romane zu schreiben, als Melissea, welche zu spielen; so seyn Sie wenigstens so gütig und geben Sie ihr auf einige Art zu verstehen, was für eine lächerliche Sache es für eine wohlerzogne Person ist, zu thun zu haben, und noch dazu diese Geschäfte einer so edlen Leidenschaft, wie die Liebe ist, vorzuziehen. Sagen Sie ihr, daß eine Leidenschaft aufhört eine Leidenschaft zu seyn, wenn man so gelassen dabey bleibt, daß man noch an andre Dinge, als an den wichtigen Gegenstand derselben denken kann. Und wenn Sie ihr ein Exempel einer recht eifrigen Liebe vorstellen wollen, die sich durch nichts hindern läßt, und beständig in Bewegung ist, so weisen Sie auf das Beyspiel

Ihres

ergebensten Dieners

Derkeolés.

Um dem Verlangen dieses eifrigen Liebhabers Genüge zu thun, ohne gleichwohl die Wahrheit zu beleidigen,

nehm

nehme ich mir die Freyheit, seiner Melissea folgendes vorzustellen:

Aemsige Melissea,

Ich erkühne mich nicht zu entscheiden, welches von beiden ihre Absicht seyn soll, ob entweder so zu seyn, wie es der Herr Oerkeslös haben will, und wie es vielleicht auch andre verlangen würden, welche sich für würdig genug halten, in dem Herzen ihrer Geliebten der Vernunft selbst vorgezogen zu werden; oder aber bey einer erlaubten Neigung, noch die Vernunft in ihrer völligen Stärke zu behalten. Wollen Sie ihre Aufführung nach der letztern von diesen Absichten einrichten, so bin ich genöthigt zu gestehen, daß es keine geringe Ehre ist, nicht von seinen Leidenschaften regiert zu werden, sondern dieselben zu regieren, und seinen Neigungen Genüge zu thun, ohne seine Schuldigkeit zu versäumen. Die Gelassenheit, die man Ihnen für übel hält, verdienet eben sowohl etwas männliches genennt zu werden, als es billig für ein Kennzeichen eines weibischen Herzens gehalten wird, wenn ein Mensch durch eine Leidenschaft, sie mag an sich selbst so gerecht und edel seyn, als sie will, zu andern Verrichtungen untüchtig wird. Es ist allezeit auch an Helden selbst getadelt worden, wenn die Liebe der Schuldigkeit einen Eingrif in ihre Rechte gethan, und sich eine Person ganz angemasset hat, von der sie auf das allerhöchste nur den vierten Theil hätte besitzen sollen. Und man hat diese nordische Liebe, wie sie Ihr Liebhaber zu nennen beliebt, auch in wärmern Ländern, zuweilen an Helden und Heldinnen als eine Tugend gepriesen.

Haben Sie aber den Endzweck, ämsige Melissea, vor allen Dingen nach dem Geschmacke des Herrn Oerkeslös zu seyn, so kann ich Ihnen nicht anders sagen, als daß diese nordische Liebe sich zu diesem Zwecke sehr übel

ſchickt. Bedenken Sie, wie lächerlich es seyn würde, wenn man einen Roman ſchriebe, wie Ihr Liebhaber ihn vorſchlägt. Denn es iſt wirklich nichts ungeſchickter zu einem Roman, als eine Perſon, die einen Liebhaber nur für die zweyte Sache hält, an die ſie zu denken hat, und welche den Verrichtungen, zu denen ſie beſtimmet iſt, den Rang vor ihm einräumet. Machen Sie ſich eben ſo würdig die Heldin eines Romans zu ſeyn, als er ſchon längſt geweſen iſt, den Helden davon vorzuſtellen, und wenn Sie ihm Nebenbuhler geben wollen, ſo geben Sie ihm wenigſtens nicht ſo lächerliche und unwürdige Nebenbuhler, als Geſchäfte und nothwendige Verrichtungen ſind. Denken Sie, wie entzückend die Vorſtellung für einen Liebhaber ſeyn müſſe, wenn er ſich ſchmeicheln kann, daß er das Herz und die Gedanken ſeiner Geliebten dermaſſen erfüllet habe, daß auch nicht die geringſte Kleinigkeit darinnen neben ihm Platz hat, und wenn er überzeuget wird, daß ſeine Annehmlichkeiten ſo groß ſind, daß Verſtand und geſunde Ueberlegung ſelbſt ihre Wohnung in dem Gemüthe ſeiner Geliebten verlaſſen müſſen, um ſeinen Reizungen Raum genug darinnen zu verſchaffen.

Ich kann Ihnen weiter keinen Rath geben, ämſige Meliſſea, als daß Sie die Mittel nach Ihren Abſichten wählen, und daß Sie Ihre nordiſche Liebe entweder beybehalten oder verändern, nachdem es Ihnen beſſer dünkt, entweder in den Augen des Herrn Orkeslös oder in den Augen der vernünftigen Welt lächerlich zu ſeyn. Ich habe die Ehre zu ſeyn

Ihr

ergebenſter Diener

Der Fremde.

XXVII.

Den 12ten Oct. 1745.

Eine kleine Geſellſchaft guter Freunde gieng unlängſt mit mir, die aus China angelangten Waaren zu beſehen. Einer unter uns, ein Menſch, deſſen Eigenſchaft ſonſt eben nicht iſt, die Geſellſchaften zu verderben, war ſelbigen Tag nicht allzuwohl aufgeräumt; und wie man ſelten mit andern Dingen zufrieden zu ſeyn pflegt, wenn man mit ſich ſelbſt nicht zufrieden iſt, ſo war dieſesmal nichts ſchön genug, daß es ihm hätte gefallen können. Wir zeigten ihm endlich einen ſehr zahlreichen Aufſatz von Schüſſeln und Tellern, der dem vornehmſten Herrn auf ſeiner Tafel Ehre gemacht haben würde. Anſtatt ſeines Beyfalls aber gab er uns zur Antwort, daß man alle dieſe Tändeleyen entbehren würde, wenn der Menſch der Natur gemäß zu leben wüßte. Er fuhr in dieſem ihm ſonſt ungewöhnlichen Eifer fort, eine Strafpredigt wider den Ueberfluß und die Pracht zu halten, und behauptete, daß derjenige, der ſich die Mühe gäbe, ſolche Werkzeuge der menſchlichen Thorheit zu verfertigen, oder aus fernen Ländern zu holen, zum allerwenigſten ein Müßiggänger wäre; und endlich ſetzte er alle diejenigen, deren Arbeit und Handwerk darinnen beſtünde, den Menſchen etwas zu verſchaffen, das zu ihrem Vergnügen diente, in den Rang der Pickelheringe und der Kupler, welche ihren Verſtand und ihre Zeit dazu miesbrauchen, die Menſchen luſtig zu machen, und ihre Leidenſchaften und Lüſte zu vergnügen.

Ein Menſch, der mit der Welt nicht zufrieden iſt, kömmt mir vor, wie einer, der im Bette liegt, und nicht einſchlafen kann, der ſich immer von einer Seite zur andern wirft, und immer hoffet, daß er ſo oder ſo bequemer

liegen

liegen werde, ungeachtet er wirklich eine unbequemere Lage wählt. Ein so übel aufgeräumter Mensch glaubt, daß ihm geholfen seyn würde, wenn es in der Welt nur anders eingerichtet wäre, als es wirklich ist; ungeachtet er, wenn sein Wunsch erfüllet werden könnte, bald gewahr werden würde, daß er sich noch übler gebettet hätte. Der Wunsch meines Freundes, daß die Menschen der Natur gemäß leben, das ist, nach seiner Meynung, sich alles dessen was man entrathen kann, entschlagen, und sich blos an dem Nothwendigen begnügen möchten, scheint mir nichts anders als eine Folge einer solchen innerlichen Unruhe zu seyn, da man selbst nicht weis, wie einem ist, oder was man will.

Wenn man nachrechnet, wie voll von Pickelheringen die Welt seyn müßte, wofern alle diejenigen darunter zu rechnen wären, die andern Menschen Werkzeuge ihres Vergnügens schaffen, und ihren Fleiß auf Dinge wenden, welche nicht zur Nothdurft, sondern zum Ueberflusse gehören, und welche die Natur des Menschen gar wohl entbehren könnte; wenn man bedenkt, daß wenigstens drey Viertheile der Menschen müßig gehen oder Böses stiften müßten, wenn sie sich den Ehrgeiz in den Kopf kommen ließen, von meinem verdrießlichen Freunde nicht für Pickelheringe gescholten zu werden: so wird man mir Beyfall geben, daß nichts nothwendiger in der Welt ist, als eben der Ueberfluß, welchen viele, aus einer allzugroßen Strenge, daraus verbannen wollten. Diejenigen Dinge, welche ein wahrhaftig kluger Mensch an sich selbst zu seiner Glückseligkeit entrathen könnte; ohne welche nur der Thor sich das Leben als eine Last und als ein beständiges Elend einbildet, und an welche nur die Eitelsten unter den Menschen ihre ganze Wohlfahrt binden und ihr ganzes Herz hängen, welche nur wenig zur Bequemlichkeit und meistentheils zur Zierde dienen; sind gleichwohl unentbehrlich, wenn sie in Absicht auf die ganze menschliche

Gesell-

Geſellſchaft betrachtet werden. So angenehm die Abbildungen der güldnen Zeit in die Augen fallen, wenn ein Poet von ihnen rühmet, daß man damals mit Wenigem vergnügt geweſen, daß damals noch kein hohles Holz ſich auf die wilden Fluthen gewaget, die Inſtrumente unſrer Wolluſt von entfernten Ufern zu holen, daß der Menſch damals in einer kleinen Hütte gewohnet, und durch keinen Ueberfluß beläſtiget geweſen; ſo dünket mich doch, es gehe mit dieſen Beſchreibungen wie mit dem Gemälde, das ein deutſcher Poet Heräus *) von den Lapländern gemacht hat, wo er die natürliche und vergnügte Lebensart derſelben auf das allerreizendeſte abſchildert, ohne ſie zu nennen; und nachdem er dem Leſer ein Verlangen nach einem ſolchen Lande der Glückſeligkeit eingeflöſſet, ihn endlich dadurch wieder abſchrecket, daß er ihn dieſes Land bey

*) Carl Guſtav Heräus, römiſch kaiſerlicher Rath und Medaillen- und Antiquitaten-Inſpector hat 1721 zu Nürnberg deutſche Gedichte, wie auch lateiniſche Inſchriften drucken laſſen. Das letzte von dieſen Gedichten iſt unter dem Namen: Beſchreibung einer wilden nordiſchen Nation, ein Lob der lapländiſchen Unſchuld. Er hat, wie man aus den beygefügten Anmerkungen ſieht, Lapland nur aus alten unzuverläßigen Beſchreibungen gekannt. Er macht ſich von ſeinen Bewohnern eine ganz andre Vorſtellung als der Herr von Haller im 2ten Bande ſeines Gedichts über den Urſprung des Uebels:

Der Lappen ewig Eis, wo allzutief geneigt
Die Sonne keinen Reiz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laſter aus, ſie ſind, wie wir, hinläßig,
Geil, eitel, geizig, träg, mißgünſtig und gehäßig.
Und was liegt denn daran, bey einem bittern Zwiſt,
Ob Fiſchfett oder Gold des Zwieſpalts Urſach iſt?

Heräus hat auch Inſcriptiones et ſymbola varii argumenti Norimb. 1721 herausgegeben, die viel ſinnreiches enthalten, und meiſtens zum Dienſte des kaiſerlichen Hofs verfertigt ſind.

bey den wilden Lappen ſuchen heißt. Jedermann liebt die Abbildungen ſolcher vergnüglichen Zeiten; denn ſie ſind wirklich nur im Gemälde und auf einen Augenblick ſchön, ſo lange man die Bequemlichkeit und den Ueberfluß darinnen nicht vermiſſet, die ſich ein jeder Menſch wünſchet. Aber es iſt niemand, auch ſogar derjenige nicht, der dergleichen Beſchreibungen machet, welcher eine ſolche Lebensart wählen würde, wenn es in ſeiner Gewalt ſtünde. Dieſe angenehmen Beſchreibungen, ſowohl als die zu allen Zeiten gewöhnlichen Strafpredigten und Satiren der Sittenlehrer wider die Pracht, da man den Marmor zu einem Tiſche aus den Eingeweiden der Afrikaniſchen Erden, wie ſchon ein alter lateiniſcher Poet *) ſagt, heraushauet und auf einem goldnen Fuſſe zur Schau ſtellet, da ein Frauenzimmer ihren Putz aus allen Theilen der Welt verſchreibt, und da man ſich unter der Linie zweymal von der heiſſeſten Sonne brennen läßt, um ein Gefäß herzubringen, darauf man ſeine Speiſen legen könne; dieſe Beſchreibungen und Satiren ſage ich, ſind vortreflich, wenn ſie ſo ausgedrücket werden, daß ſie dienen den Menſchen, die ſonſt ſehr leicht auf den Beſitz ſolcher Dinge ſtolz ſind, wahre Begriffe von dem Werthe derſelben beyzubringen. Aber ſie ſind ganz falſch angewandt, wenn man aus ſolchen Urſachen den Gebrauch dieſer Dinge verbieten und ſchwächen wollte, und wenn man es als ein gutes Werk anſähe, die Leute zu verhindern, daß ſie nicht dasjenige, was ſie jährlich ausgeben können, an Dinge verwenden ſollten, die vielen Leuten Nah-

*) Von prächtigen Geräthſchaften, welche die Römer aus Afrika kommen ließen:

Petron. c. 119.

—— —— Alris erutæ terris
Citrea menſa.

Und Mart. II. Epigr. 43.

Tu Libycos Indis ſuſpendis dentibus orbes.

Nahrung und ihnen ſelbſt, wenn ſie Verſtand haben, wenigſtens einige Bequemlichkeit und einiges Vergnügen verſchaffen können. Nicht der Beſitz ſolcher Dinge, ſondern der Hochmuth, die Eitelkeit, und die Selbſtzufriedenheit, die manche Menſchen auf dieſen Beſitz bauen, ſind eine Thorheit, und verdienen als eine ſolche den Tadel der Sittenlehrer. Ich halte es darum noch nicht für vernünftig, daß ein Menſch Dinge hat, die zu gar keinem Gebrauche dienen, und die auch nicht einmal einen Zierath abgeben können. Solche Dinge ſind ohnedem in der Welt ſehr ſelten; und der Ueberfluß, wider den man ſchreyet, beſtehet in Dingen, die nach den Gedanken ſolcher eifrigen Leute, von geringerm Nutzen als Preiſe ſind, und die man entbehren könnte. Wir wollen aber einmal ſetzen, daß aller Ueberfluß abgeſchnitten, und die Wohnung des vornehmſten Herrn der glückſeligen Hütte des **Philemon** und der **Baucis** ähnlich würde, welche **Ovidius**, wo ich mich recht erinnere, ſo beſchreibt, daß darinnen dreybeinichte Stühle, ein Tiſch, der aus einem in die Erde geſchlagenen Pfahle beſtand, worauf ein Bret genagelt war, ein ſchlechtes Bette, eine irdne Schale und ein hölzerner Becher der ganze Hausrath dieſer zufriednen und wahrhaftig glücklichen Leute geweſen; was würden ſodann die meiſten Leute vornehmen, welche itzo Künſte und Handwerke treiben? Einige Tuchmacher, wenige Schneider und Schuſter, etliche Brodbecker, ein Mann der ein wenig damit umgehen könnte, eine Wand von Leimen zu machen, ein Zimmermann, oder vielmehr ein Holzhacker, ein Schmied, und zur höchſten Noth noch ein Fleiſcher und ein Töpfer, würden ſodann für die Nothdurft einer ganzen Stadt ſorgen können. Alle übrigen Künſtler würden genöthigt ſeyn, Räuberey zu treiben, oder wie vor dieſem von Völkern geſchehen, die noch nicht geſittet waren, aus dem Lande zu gehen, die Einwohner andrer Gegenden todt zu ſchlagen, und ihre Felder

der in Beſitz zu nehmen. Ein jedes Verbot einer überflüſſigen Sache, die man gebraucht, koſtet einem Theil der Menſchen ihr tägliches Brod; und da es ihren Händen die Arbeit benimt, ſo benimt es auch ihrem Magen die Nahrung. Man ſage nur nicht, daß ein ſolcher Handwerker etwas anders verrichten könne. Alle Handwerke und alle Künſte ſind ſchon an den meiſten Orten mit mehr Leuten beſetzet, als man dazu nöthig hat. Man verbiete nur zum Exempel den Schnupftobak, eine Sache, die vor einigen hundert Jahren alle Leute miſſen konnten; ſogleich werden viele Leute ins Elend wandern, die vorher ihren Unterhalt reichlich gefunden. Man gebe ein Geſetz, daß niemand mehr Porcelain im Hauſe haben ſoll, als er zu ſeinem täglichen Gebrauche nöthig hat; ſogleich wird der Mangel des Abgangs einige Kaufleute ins Verderben ſtürzen. Man unterſage denen, die nicht ſich dem Kriege gewenhet haben, Degen zu tragen; ſogleich wird man eine groſſe Anzahl Schwerdfeger weniger brauchen. Kurz, das geringſte überflüſſige Stück, das man den Menſchen entziehen will, wird einen groſſen Theil derſelben arm und elend, und welches noch ſchlimmer iſt, müßig machen. Es iſt alſo eine Art des Verdienſtes um das menſchliche Geſchlecht, Dinge zu erfinden, die daſſelbe brauchen kann, ſo lange man nur nicht eine Nothwendigkeit daraus macht, daß ein jeder ſich, auch über ſein Vermögen, dieſelben anſchaffen ſolle. Ich halte dafür, daß die Erfinder der Perücken, der Stöcke und der Stockknöpfe, der Spiegel, der Wandleuchter, der Tapeten, der Taſchenuhren, und aller andern dergleichen Dinge, die viele Menſchen ohne Abgang an ihrer Glückſeligkeit entrathen, groſſe Belohnungen verdient haben. Weit entfernt, daß ich einen Menſchen als eine unnütze Laſt der Erden anſehen ſollte, welcher ſich Mühe giebt, zu andrer Leute Vergnügen, wenn es nur vernünftig iſt, etwas beyzutragen; ſo glaube ich, daß ein ſolcher zu einem

nem ſehr edlen Endzwecke lebt. Es macht dieſes dergleichen Leuten deſtomehr Ehre, da gewöhnlicher maßen ungleich mehr Verſtand zu denen Dingen gehört, die zum Vergnügen und zum Ueberfluße abzielen, als zu denen, die die Nothdurft erfodert. Es braucht wenig Nachdenken und wenig Witz, zu leben, wie die Thiere, und für nichts als für dasjenige zu ſorgen, was den Leib nothdürftig erhält. Die Weisheit des Schöpfers hat dieſe Dinge deswegen ſehr leicht gemacht, damit der Mangel des Verſtandes bey keinem Menſchen den Mangel des Unterhaltes nach ſich ziehen möge. Hingegen ſcheinet dem Menſchen die Vernunft und der Witz unter andern darum gegeben zu ſeyn, daß derſelbe aus einer jeden Sache Vortheil ziehen, und ein jegliches Geſchöpf, das er in der Welt findet, zu ſeiner Bequemlichkeit und zu ſeinem Vergnügen anwenden könne.

Ich ſage alles dieſes nur in Abſicht auf die Sittenlehre, in ſo weit man die ganze Welt als eine einzige Geſellſchaft anſieht, und alle Bürger derſelben zu einem Endzwecke arbeiten ſollen, nehmlich einer des andern Beſtes zu befördern. Die beſondern Umſtände eines Staats können bey dieſem Ueberfluße Einſchränkungen erleiden, die ich mich nicht erkühne zu beſtimmen. Ungeachtet es die gemeine Gewohnheit der vielen politiſchen Kannengießer iſt, welche ſich anmaßen, der Wohlfahrt eines jeden Landes Regeln nach ihrem Kopfe vorzuſchreiben, daß ſie am allererſten ein Klagelied über dieſen Ueberfluß anſtimmen; ſo halte ich es für ſchwerer, als man ſich einbildet, zu entſcheiden, welcher Ueberfluß einem Lande heilſam und zuläßig ſey, und welcher hingegen die Armuth deſſelben befördre. Es gehöret eine ſonderbare Kenntniß der Länder dazu, und man macht ſich lächerlich, wenn man in ſolchen Dingen Ausſprüche thut, ohne nicht allein die Beſchaffenheit des ganzen Landes, ſondern auch den ganzen Zuſammenhang ſeines Handels mit den benachbarten Ländern

aus dem Grunde inne zu haben. Ich beſitze ein Schreiben, welches ſchon ein ziemliches Alter hat, weil es gleich nach der Kaiſerwahl Karls des VI. abgefaſſet iſt, worinnen der aus der Komödie bekannte politiſche Kannengießer einem ſeiner Schüler verſchiedene Lehren giebt, worunter auch einige ſind, die hieher gehören *).

Schreiben des politiſchen Kannengießers an den beredten Barbier Meiſter Gert Weſtphalen.

Ehrſamer und Wohlgelahrter,
Geehrter Meiſter Gert!

Nachdem ich einige Zeit her mit der Kaiſerwahl zu thun gehabt, und endlich mit Vergnügen geſehen, daß das churfürſtliche Collegium meiner Meynung geweſen, ſo bekomme ich nun wieder Muſe, auf die gute Polizey der Staaten zu denken und auf Mittel zu ſinnen, wie der verfallenen Wohlfahrt derſelben wieder auf die Beine zu helfen ſey. Hierbey habe ich den heilſamen Einfall gehabt, daß ihr Herren Barbierer dem gemeinen Weſen ganz beſondern Nutzen ſchaffen könntet. Da nehmlich jedermann, bis auf die Leute, die auf den Gaſſen Tobak rauchen, von Staatsſachen zu reden pflegt, glaube ich, es könnte nichts beſſer zum Aufnehmen der Politik gereichen, als wenn ein jeder Barbier, ehe man ihm erlaubte, ſeine Kunſt zu treiben, examinirt würde, ob er ſeine Politicam wohl verſtünde; und wenn man ihn in Pflicht nähme, auch dergleichen Leuten ſeine heilſamen und patriotiſchen Principia beyzubringen. Weil Ihr auch ſehr viel Gelegenheit habt, mit den vornehmſten Herren wichtige Diſcurſe

*) Der politiſche Kannengießer und der beredte Barbier ſind zwo bekannte Komödien des Freyherrn von Holberg, beide im erſten Theile ſeiner dantiſchen Schauſpiele. Die Charaktere der beiden Hauptperſonen ſind in dieſen erdichteten Scenen zum Grunde gelegt.

Diſcurſe zu führen, ſo könntet ihr denſelben allerley gute Rathſchläge geben, und ihnen ihre Staatsfehler entdecken. Kurz, Ihr könntet gewiſſermaßen politiſche Lehrer werden. Wenn ich dieſes bedenke, ſo verdrießt es mich, daß ich kein Barbier geworden bin. Ich mache mich aber unterdeſſen an Euch, lieber Meiſter Gert, in der Hofnung, daß Ihr zu einem ſo nützlichen Vorhaben alle mögliche Handreichung thun werdet, und ich will zu dem Ende Euch herzlich gern in Staatesſachen unterrichten. Ich habe ohnedem bemerkt, daß Ihr hierzu einen guten Willen habt, und daß Euch nur die nöthige Wiſſenſchaft dazu fehlet. Ich muß Euch alſo ſagen, daß Eure Erzählung, die Ihr von den ſieben Churfürſten zu machen pfleget, ganz falſch iſt, und die Welt in gefährliche Irrthümer ſtürzen könnte. Ich will Euch die Geſchichte von Deutſchland kürzlich ganz anders ſagen. Das deutſche Reich wurde nehmlich anfangs von Franzoſen regieret, welche die Carolinger hießen. Aber es blieb nicht lange dabey. Denn die Deutſchen, beſonders die Vornehmſten, wollten nicht haben, daß ihr Kaiſer ein Ausländer ſeyn ſollte, und erwehlten welche von ihrer eigenen Nation. Ihr dürft Euch hierauf deſto ſicherer verlaſſen, da ich nicht allein aus Büchern, ſondern auch aus authentiquen Documenten rede, mit denen ich verſehen bin. Ich muthmaße, daß es von dieſer franzöſiſchen Regierung herkömmt, daß noch ein ganzer Kreis in Deutſchland der Fränkiſche Kreis heißt, weil vielleicht viele Franzoſen, die bey dieſer Gelegenheit ins Land gekommen waren, ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten; eben wie Normegen ohne Zweifel den Namen daher hat, weil die Einwohner der Normandie in Frankreich daſſelbe bevölkert. Denn woher kann es anders gekommen ſeyn, daß die Deutſchen der fremden Regierung überdrüſſig worden, wenn nicht etwa die Franzoſen bey dieſer Gelegenheit ſich in Deutſchland zu viel angemaſſet haben? Ich will Euch mit der Zeit von der gan-

gen Geſchichte auf ſolche Art beſſer unterrichten. Aber Ihr müßt Euch nicht blos bey trocknen Erzehlungen aufhalten, wenn Ihr einen Staatsmann abgeben wollet. Ich halte aus dieſer Urſache gar nichts von den Zeitungen. Die Leute die ſolche ſchreiben raiſonniren gar nicht, und ſagen die Sachen nur ſo ſchlechthin. Wenn man gleich meynt, daß ein jeder hernach ſelbſt ſeine Betrachtungen darüber anſtellen mag, und daß es eben kein Uebel iſt, wenn der große Hauſe die Erzehlungen anſieht, ohne Urtheile darüber zu fällen: ſo iſt es doch billig, daß man die Leute klüger macht, und ihnen ſagt, was ſie denken ſollen. Hierzu gehöret nun vor allen Dingen, daß Ihr Euer Urtheil über die Regierungsform der Länder fället, daß Ihr von der Armuth derſelben ſprechet, und daß Ihr beſonders wider die verderblichen Sitten und Moden der Zeit, als ein wahrer Patriot redet. Es iſt ein Kennzeichen eines niedrigen und knechtiſchen Geiſtes, wenn man mit demjenigen zufrieden iſt, was Leute thun, die am Ruder ſitzen, und den ganzen Zuſammenhang der Sachen ſollten überſehen können. Ein Menſch, der Einſicht hat, muß allezeit beſſer wiſſen, wie es eingefädelt werden könnte; und geſetzt, man macht Euch den Einwurf, daß dieſes oder jenes viel Hinderniß finden würde, ſo könnt Ihr allezeit darauf antworten, daß Ihr Euch wenig darum bekümmert, daß es genug für Euch ſey, zu ſagen, wie die Sachen ſeyn ſollten, und daß diejenigen, deren Sorge es iſt, ſelber zuſehen mögen, wie ſie es möglich machen. Ihr müßt ein Vertrauen zu Euch ſelbſt faſſen, daß Ihr in die innerſten Zimmer hoher Fürſten eintreten und ihre geheimſten Anſchläge anhören, die vornehmſten Staatsbedienten durch die Muſterung paßiren laſſen, und Euch unter den Staatsleuten einfinden könnet, wenn ſie im Begrif ſind, Krieg anzukündigen, oder an Friedensſchlüſſen zu arbeiten; Ihr müßt die Stärke und Schwäche, den Handel und die Manufacturen der Staa-

ten

ten unterſuchen, die Staatsfehler entdecken, die Prätenſionen auf die Probe ſtellen, und die verborgnen Marimen der Regenten ans Licht bringen. Ihr müßt nehmlich wohl merken, daß Ihr Euch ein Anſehen gebt, welches glauben mache, als ob Ihr mit allen geheimen Kanzeleyen in Briefwechſel ſtündet, als ob Ihr die Verzeichniſſe von den Einkünften aller Rentkammern geſehen, und alle Fabriken und Handwerksleute eines jeden Landes überzehlt hättet. Braucht dieſes, bis ich Zeit habe, Euch weiter zu unterrichten. Der ich verharre

Euer

gewogener

Herrmann Neme.

Kannengießer und Politikus.

XXVIII.

Den 19ten Oct. 1745.

Vor einigen Tagen ſtattete ich von neuem einen Beſuch bey demjenigen Freunde ab, aus deſſen Sammlung ich unlängſt eine kleine Anzahl däniſcher Gemälde mitgetheilet habe. Ich bat ihn, mir zu erlauben, daß ich durch eine wiederholte Betrachtung der Bildniſſe, die er mir vordem gezeigt, die Erinnerung desjenigen erneuern könnte, was er mir damals geſagt, und ich ſeitdem eines theils aus der Acht gelaſſen hatte; und er war ſo gütig mir theils weitere Erläuterungen, theils neue Erklärungen der Bilder zu geben, die er in ſeinem Cabinette hatte. Es waren einige Frauenzimmer bey ihm, die man mit Rechte zum wenigſten unter die Artigen ſetzen mußte. Dieſe führte er zugleich mit in ſein Bildergemach; und es war alſo deſto natürlicher, daß unſre An-

gen ſich bey einer Reihe von Frauenzimmer-Bildniſſen aufhielten. Er ſagte uns, daß er ſie nicht nach der Schönheit ausgeſucht hätte, ſonſt hätte er viele davon weglaſſen müſſen. Ich verwunderte mich über dieſe Anmerkung, da alle die Geſichter, die ich vor mir ſah, wo nicht ſchön, doch wenigſtens angenehm und artig heißen konnten. Er antwortete mir aber hierauf, daß nicht leichtlich ein Frauenzimmer ſey, welches nicht unter dem Pinſel des Malers diejenige Schönheit bekäme, die ſie ſich von der Natur vergebens gewünſcht hätte, und daß ein Theil von ihnen ihren Nachkommen lieber einen Entwurf, wie ſie gern hätten ausſehen wollen, als einen Abriß, wie ſie wirklich geſtaltet geweſen wären, zum Andenken hinterlaſſen wollten. Ich glaubte, daß ich wegen des Frauenzimmers, das wir bey uns hatten, das Herbe nicht mit Stillſchweigen übergehen könnte, das in dieſem Urtheile enthalten war, welches mein altehrlicher Freund vor dreyßig Jahren gewiß nicht gefället haben würde. Ich ſagte ihm, wie ich verſichert wäre, daß er nicht allein eine Seite, ſondern alle Wände ſeines Zimmers mit Perſonen ſeiner Nation hätte ausfüllen können, deren Bildniſſe nicht nöthig hätten ſchöner zu ſeyn, als die Originale, wenn die Schönheit ſeine Abſicht bey dieſer Sammlung geweſen wäre. Und wenn er den Anfang zu einer ſolchen Sammlung heute machen wollte, ſo dürfte er nur mit Erlaubniß der Frauenzimmer, die er bey ſich hätte, die Maler ſogleich kommen laſſen. Ich glaube, ich würde dieſesmal an ſtatt einer Reihe von Gemälden eine galante Unterredung zwiſchen einigen artigen Frauenzimmern, einem Biedermann aus dem vorigen Jahrhundert, und dem Verfaſſer des kaltſinnigen Schreibens an die ämſige Melliſſa mittheilen, wenn mein guter Freund dieſes Geſpräch, das ihm ein wenig zu jugendlich war, nicht abgebrochen hätte. „Ich bin itzo nicht mehr der „Meynung, ſagte er, die ich vordem vielleicht auch ge-

„habt,

„habt, daß man ein Frauenzimmer nur halb beſchreibe, „wenn man nicht ihr Geſicht mit abſchildert, und daß die „Farbe ihrer Augen, die Zärte ihrer Haut, die Linie ih„rer Nase, und die Größe ihres Mundes, eben ſo weſent„liche Stücke ihres Charakters ſeyn, als die Beſchrei„bung ihres Gemüths und ihrer Lebensart. Ich will al„ſo bey dieſen Gemälden, weder dem Pinſel ins Amt fal„len, noch ihn verbeſſern; er mag in Abſchilderung der „Schönheit zu viel oder zu wenig gethan haben.

Dieſe Perſon, fuhr er fort, deren Kleidung ein wenig nach dem Alterthume ſchmeckte, und von ihr ſelbſt ausgeſucht zu ſeyn ſchien, den Rang in dem ſie ſtand, vielmehr zu verſtecken, als ins Licht zu ſetzen, war von ungemeiner Freundlichkeit und Höflichkeit. Sie wählte unter den Mitteln, die Hoheit ihres Rangs zu behaupten, nicht eine gewiſſe Unbeweglichkeit und Steife in ihren Reden und Manieren, ſondern eine Gefälligkeit, welche ihr Hochachtung und Ehrerbietigkeit erwarb. Sie hatte eine Liebe für ihr Vaterland, welche ſich bis auf ihre Mutterſprache erſtreckte. Sie redete dieſelbe ſo gern, als andre ſich gern in fremden Sprachen hören laſſen, und die Freundlichkeit ihres Gemüths gab ihrer Sprache eine Annehmlichkeit, die ihr der allerekelſte Ausländer nicht abſprechen konnte, wenn er auch den feſten Vorſatz gehabt hätte, keine andre Sprache, als die ſeinige, für wohlklingend zu erkennen. Sie hielt es für ein Stück der Liebe gegen ihr Vaterland, auch Fremden höflich zu begegnen, und ſie vertrat gleichſam im Namen ihrer ganzen Nation Wirthsſtelle gegen dieſelben. Ihr Verſtand zeigte ſich in einer genauen Beobachtung der Höflichkeit und in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was ſich bey einer jeden Gelegenheit ſchickte. Die Gütigkeit, die ſie gegen alle blicken ließ, die mit ihr umgingen, erſetzte bey ihr die Stelle der witzigſten Einfälle, und man konnte

ſagen, daß ihr Gemüth noch liebenswürdig war, da ihr Körper ſchon lange aufgehört hatte, es zu ſeyn.

Dieſe, die bey einem ſchmeichelnden Lächeln in tiefen Gedanken zu ſeyn ſcheint, war eine Frau, deren ſehr feiner Verſtand von nicht geringen Leidenſchaften beherſchet ward. Sie begegnete allen Leuten mit einer Höflichkeit, von der einem jeden gleich in dem erſten Augenblick der Zweifel einfallen mußte, ob ſie angenommen, oder natürlich wäre. Sie war vermögend, demjenigen, der ſie das erſtemal ſah, verbindliche Dinge zu ſagen, die man auch für was großes angenommen haben würde, wenn man lange Zeit mit ihr bekannt geweſen wäre. * Sie hatte mehr Wiſſenſchaft und Beleſenheit, als bey dem meiſten Theile ihres Geſchlechts gewöhnlich iſt, und ſie wußte dieſelben in der Unterredung auf eine Art anzubringen, daß ſie in ihrem Munde noch angenehmer wurden, als ſie an ſich ſelbſt ſind, und daß diejenigen, die Wiſſenſchaft hatten, ihr mit Luſt zuhörten, ohne daß die Unwiſſenden dadurch eingeſchläfert wurden. Aber die Lebhaftigkeit und zugleich die Feinigkeit ihres Verſtandes, welche ihre Einfälle häuften, machten, daß öfters eine Materie bey ihr der andern in den Weg kam, und ſie mitten in ihrem Laufe unterbrach. Sie hatte allezeit Abſichten im Sinne, welche entweder ihren Nutzen betrafen, den ſie vollkommen kannte, oder welche andre Kleinigkeiten angienen, die ihr nicht gleichgültig waren. Dieſe Abſichten, welche ſie niemals aus den Gedanken ließ, brachten zuweilen Unordnung in ihre Unterredungen. Sie machte eine Frage nach der andern, und es fiel ihr immer eine noch wichtigere ein, derentwegen ſie unterließ, die Antwort auf die erſtere zu erwarten. Sie ließ nicht leichtlich jemanden los, den ſie nicht erſtlich auf alle Seiten gedrehet hatte, um zu ſehen, ob er ihr nicht irgend auf der einen oder auf der andern zu ihren Abſichten nützlich ſeyn könnte. Ungeachtet ſie ſehr ſparſam war, ſo ſchien ſie zuweilen ohne

Urſache

Urſache die großmüthigſte Perſon von der Welt; oder vielmehr, ſo bald ſie ihre Abſichten hatte, verdoppelte ſie nicht allein ihre Freundlichkeit, ſondern ſie ſetzte auch noch die Großmuth hinzu. Kurz, wenn jemals ein Verſtand den Leidenſchaften wohl gedient hat, ſo iſt es der ihrige geweſen.

Dieſe dritte hatte in ihrer ganzen Art etwas hohes, welches alle diejenigen, die mit ihr umgiengen, beſtändig an ihren Rang, und an das Alter und den Reichthum ihrer Familie erinnerte. Sie hielt nicht ſowohl Umgang mit der Welt, als ſie beſchäftigt war, die Ehrenbezeigungen derſelben anzunehmen. Ihre Gebärden, ihr Geſicht, und ihre Augen waren daher zu einem gewiſſen, geſetzten, und nicht gemeinen Weſen, eingerichtet. Sie nahm die Höflichkeiten als eine Schuldigkeit an, und erwies ſie wiederum als eine Gnade. Ueberhaupt beraubte ſie ſich der Annehmlichkeit einer freyen Geſellſchaft um das Vergnügen zu genießen, daß ſie geehret ward. Nur einige Perſonen, und bewahre nur ihre Verwandten waren des Glücks gewürdiget, genauer mit ihr umzugehen. Der übrige Theil der Menſchen blieb beſtändig mit ihr in den Schranken der Ceremonie. Man kam zu ihr, um, im allerbuchſtäblichſten Verſtande, ſeine Aufwartung zu machen. Das hohe Weſen und das Anſehen, welches ſie ſich gab, erſtreckte ſich ſogar bis auf das Spiel. Denn ſie ſpielte am allerwenigſten des Vergnügens, ſondern der Ceremonie wegen, und um ſich ſehen zu laſſen. Uebrigens aber war ſie eine Frau von gutem Verſtande, eine Freundin einer ſorgfältigen Ordnung in ihrem Hausweſen, voll wirklicher Dienſtfertigkeit gegen diejenigen, die ſie mit gehöriger Ehrerbietigkeit darum erſuchten, und wer ſie ſahe, bekannte, daß das hohe Weſen, das ihr angebohren ſchien, ſeinen Sitz nicht ſowohl in ihrem Gemüthe, als in ihrem Aeuſſerlichen hätte.

Dieſes Geſicht, welches etwas ſtilles, wo nicht gar etwas klägliches an ſich hat, iſt das Gemälde eines Frauenzimmers, welche bey einer Sanftmuth und Gefälligkeit gegen alle Menſchen, und bey allen Eigenſchaften, die zur Geſellſchaft gehören, gleichwohl vor allem Umgange Scheu zu tragen ſcheinet. Sie hat ſich der Eingezogenheit ſo gewidmet, daß ſie nicht nur den Anblick von Leuten, die ſie nicht täglich ſieht, ſondern auch die Luft ſelbſt fürchtet. Dieſe Eingezogenheit, deren natürliche Eigenſchaft es iſt, dem Menſchen alle Munterkeit zu benehmen, hat alles, auch ſo gar ihre Stimme, an ihr traurig gemacht. Ungeachtet ſie keine Urſache hat, ſich zu kränken, und ungeachtet ihr Herz wirklich, ſo viel man aus andern Urſachen ſchlieſſen kann, zufrieden iſt, ſo hat doch ihr Aeuſſerliches alle Kennzeichen der Betrübniß an ſich, ſo daß man zweifelhaft wird, ob dieſes niedergeſchlagene Weſen an ihr eine Eigenſchaft, oder eine Krankheit ſey.

Jene, die in ihrem ganzen Weſen etwas zärtliches an ſich hat, war eine Perſon von einer ausnehmenden Sorgfalt, welche ſich aus jeglicher Sache, die ihr verfällt, ein Geſchäfte von Wichtigkeit zu machen wußte. Sie hatte ſehr gern zu thun; daher beſorgte ſie in ihrer Haushaltung auch die geringſte Kleinigkeit, und an ihrer Kleidung die allerkleinſte Falte. Alles wollte ſie durch ſich ſelbſt verrichten, es war nichts nach ihrem Sinne, was ohne ſie gemacht war, und ſie war nicht eine Gebieterin ſondern eine beſtändige Lehrmeiſterin ihrer Bedienten, die alles, was ſie thaten, unter ihrer Aufſicht und vor ihren Augen thun mußten. Diejenigen, welche hierinnen nicht ſo ſorgfältig waren, nannten dieſes eine hochgetriebne Genauigkeit. Uebrigens aber waren nicht blos ihre Hausangelegenheiten, ſondern ihre Beſuche, ihre Luſtbarkeiten, und alles was ſie that, für ſie ein Geſchäfte, welches viel zu thun machte; und auf dieſe Art lebte ſie in einer beſtändigen Aengſtlichkeit, welche andern Leuten angenehmer

ſeyn

ſeyn mochte anzuſehen, als ihr zu empfinden. So viel Bemühung ſie ſich mit ſich ſelbſt machte, ſo viel wollte ſie auch, daß andre ſich mit ihr machen ſollten. Man kann nicht ſagen, daß ſie blos der Ceremonie wegen lebte, ſondern ſie wollte wirklich mit den Menſchen nicht nur complimentiren, ſondern auch umgehen; und ihr eigner Umgang war von vieler Annehmlichkeit. Aber ſie foderte dabey auch alles, was nach ihrer Meynung ihrem Range und ihrem Geſchlechte gehörte, und das geringſte Verſehen darwider machte ſie unzufrieden. Sie wollte Mannsperſonen um ſich haben, und da auch ihre Schönheit faſt verſchwunden war, wollte ſie doch von der Ehrerbietung nichts nachlaſſen, die ihr dieſelbe vormals zuwege gebracht hatte, und ſie gab denenjenigen, die etwas davon abbrechen wollten, zu verſtehen, daß die Mannsperſonen vor dieſem wohlgezogener geweſen wären. Uebrigens war ſie von einer überaus zärtlichen Empfindung. Die Sorge für ihre Geſundheit war eine ihrer wichtigſten Beſchäftigungen, und in allen Geſellſchaften, wo ſie erſchien, beſtand ein Theil der Ehrenbezeigungen, die man ihr erweiſen muſte, darinnen, daß man in ihrer Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was ihr ſchaden konnte oder unbequem fiel, mit ihr einſtimmete, und ſich ihr vollkommen gefällig bezeigte. Ich habe niemals eine Perſon gekannt, welche die Kunſt ſo gut als ſie gewuſt, ſich ſelbſt beſchwerlich, und doch noch angenehm im Umgange zu ſeyn.

Dieſe mit gebücktem Halſe, ſonſt aber von ganz angenehmen Geſichte, war eine von denen, deren Eltern geglaubt hatten, die gute Erziehung eines jungen Frauenzimmers beſtehe darinnen, daß man ſie zu den Hausgeſchäften anhalte, von Geſellſchaften entferne, und beſonders vor den Mannsperſonen hüte. Sie war eine von den beſten Frauen zu Hauſe, aber ſo nützlich ſie vielleicht daſelbſt war, ſo unnütz war ſie in Geſellſchaft; und ſo

viel

viel sie ihrem Manne vielleicht Bequemlichkeit schafte, so wenig Ehre machte sie ihm. Da sie nichts gesehen hatte, so konnte sie auch von nichts sprechen; gleichwohl hatte sie desto größere Lust zu reden, je weniger Geschicklichkeit sie dazu besaß. So bald sie Raum zu reden bekam, wandte sie alle ihre Gedanken darauf, die Gesellschaft zu unterhalten, und je klüger und überlegter sie sprechen wollte, desto mehr Mühe hatten die, so ihr zuhörten, ihre Ernsthaftigkeit dabey zu behalten. So wenig sonst ein Frauenzimmer dazu gemacht ist, sich in ihr Haus einzuschließen, und die Menschen des Vergnügens und des Vortheils zu berauben, die man aus ihrem Umgange ziehen kann, so schien doch diese für die Einsamkeit gebohren zu seyn, und es war zu bedauern, daß ihr der Wille dazu fehlte.

Dieses muntre Gesicht, welches in allen Zügen etwas gebieterisches entdeckt, habe ich als eine junge Frau von nicht geringer Artigkeit gekannt. Sie wußte allezeit etwas zu reden, und sie belustigte allezeit, wenn sie redete. Vieles was sie sagte, gefiel deswegen, weil es wirklich artig gesagt war, und vieles deswegen, weil ihre Person artig war. Sie hielt es nicht für ein Verbrechen wider die Bescheidenheit, aufgeräumt zu seyn, und sie war öfters mehr als aufgeräumt. Sie hatte aber eben sowohl ihre eigensinnigen als ihre aufgeräumten Stunden, und diese wechselten so geschwind ab, daß man öfters erstaunte, sie ganz stille zu sehen, wenn man geglaubt hatte, daß sie am lustigsten wäre. Ein Mensch, der ihr eine Schmeicheley versagen wollte, war nicht allzusicher, ob sie wohl oder übel aufgenommen werden würde, und was ihr in einem Augenblick angenehm war, beleidigte sie in dem andern. Sie hatte sich eine eigne Art von Zärtlichkeit gemacht, welche darinnen bestand, daß sie Dinge nicht vertragen konnte, welche noch niemals einem Menschen zuwider gewesen waren. Ueberhaupt aber war sie durch

ihren

ihren Eigenſinn beynahe ſo angenehm, als durch ihr aufgeräumtes Weſen.

Ich wußte nicht, was ich von dieſen Bildern denken ſollte. Denn die Wahrheit zu ſagen, ſind ſie nicht alle ſo vortheilhaft, als diejenigen, die mir mein Freund von den Mannsperſonen gemacht hatte. Eine von dem Frauenzimmer, die bey uns waren, warf ihm vor, daß er, wie viele Mannsperſonen, ein allgemeines Vorurtheil wider das ganze Geſchlecht hätte. Ich aber übergieng es mit Stillſchweigen, weil ich die Willfährigkeit dieſes Mannes, Charaktere zu machen noch weiter brauche, und bat mir nur beym Abſchiede die Erlaubniß aus, mich in ſeinem Bildercabinette zuweilen wieder einzufinden.

XXIX.

Den 26ſten Oct. 1745.

Der Menſch wird aufrichtig gebohren, und wenn ihn auch die Furcht, das Mistrauen, ſein eigner Schade, oder das Beyſpiel und der Unterricht anderer, mit anwachſenden Jahren mehr und mehr die Verſtellung lehren, ſo kann doch alles dieß nicht die Fußſtapfen dieſer Aufrichtigkeit gänzlich vertilgen. Ein beſtändiges Ueberbleibſel hiervon iſt der Widerwille, den der Menſch jederzeit gegen alles behält, was gezwungen iſt, und das Wohlgefallen, womit er dasjenige aufnimt, was natürlich und ungekünſtelt iſt. Ein natürliches Weſen giebt auch Dingen Annehmlichkeit, die an ſich ſelbſt unangenehm ſind, und wie der franzöſiſche Poet ſich ausdrückt, ein Geiſt der eigenſinnig geſchaffen iſt, gefällt ſelbſt durch ſeinen Eigenſinn *). Es giebt Leute, welche ohne Witz, ohne

*) Un eſprit né chagrin plaît par ſon chagrin même. Boil. Ep. IX. v. 88.

ohne Kenntniß, ohne diejenige Höflichkeit, die man nicht anders als durch den Umgang erlernet, blos dadurch wohlgelitten sind, weil sie reden, wie sie denken, weil sie handeln, wie es ihnen ihr Herz sagt, und weil sie in allem der Natur ihren Willen lassen, ohne im geringsten an sich zu künsteln. Man vergiebt ihnen sehr leicht die Fehler, welche sie wider die hergebrachten Gewohnheiten des Wohlstandes begehen, man hält es ihnen zu gute, daß sie Dinge von keiner Wichtigkeit sagen, weil es ein Vergnügen ist, eine Person laut denken zu hören, und ihr ganzes Herz in ihren Handlungen zu sehen. Es ist ein glücklicherer Fehler, der Natur zu folgen, als dieselbe durch den Zwang zu unterdrücken; und wenn man nicht hoffen kann, das rechte Mittel zwischen beiden zu finden, und dem Künstlichen in seinen Manieren gleichsam die Farben des Natürlichen zu geben, so wollte ich lieber rathen, den erstern dieser Fehler freywillig zu erwählen, als sich noch dazu Gewalt anzuthun, um sich den andern anzugewöhnen. Wie das Natürliche auch Sachen angenehm macht, die sonst etwas widerwärtiges an sich haben, so macht der Zwang auch Dinge widerwärtig, die an sich selbst angenehm sind. Er bringt nichts anders als eine unhöfliche Höflichkeit, eine übelstehende Manierlichkeit, ein lustiges Wesen, welches allen Menschen verdrießlich fällt, und eine Freundlichkeit, die jedermann verhaßt ist, zuwege. Kurz, er bringt, anstatt solcher Eigenschaften, welche sonst dienen, die Gunst anderer Menschen zu erwerben, nichts als ungestaltere Nachahmungen derselben hervor, die denjenigen, der seinen Fleiß darauf gewendet, seine Mühe schlecht bezahlen, und ihn nicht allein lächerlich, sondern auch unerträglich machen. Wenn ein Mensch, der mit aller Gewalt zu leben wissen will, in seinem Gedächtniße beständig eine ganze Etuyerte herumträgt, was er bey allen Fällen zu thun habe; wenn er sich merken läßt, daß er bey einem jeden Complimente diese auswendig

wendig gelernten Regeln eben ſo ſorgfältig um Rath fra-
get, als ein Schüler ſeine Grammatik; wenn er auf nichts
aufmerkſamer iſt, als die Ceremonien zu häufen; wenn
ſein Bücken, ſein Lächeln, ſein Sitzen, ſein Aufſtehen aus
einer ernſthaften und reiflichen Ueberlegung und nicht von
ſich ſelbſt zu kommen ſcheint, ſo iſt er dadurch ſo unhöflich,
als er höflich zu ſeyn ſuchet. Er macht nicht nur andern
Beſchwerlichkeiten, deren ſie gern überhoben wären, ſon-
dern, was das allerunhöflichſte iſt, er zeigt, daß er ih-
nen dasjenige, was er thut, für eine Höflichkeit anrechnet.
Wenn ein Menſch, der von Natur tiefſinnig und langſam
iſt, ſich zwingt munter zu ſeyn, bald ſich zu drehen, bald
zu ſpringen, bald ſeine Augen herumſchicken zu laſſen,
welche doch nur zu einer langſamen Bewegung gemacht
ſind; wenn er ſeinen Witz auf die Folter ſpannet, Einfäl-
le vorzubringen, die nicht zum feinſten gerathen, und aus
Begierde witzig zu ſcheinen, eine Thorheit nach der an-
dern herausſtrecket, ſo verurſachet er denenjenigen einen
Ausſchweif, die er beluſtigen will; und wenn er ſich zu
tode quälte, ſcharfſinnige Dinge auszuſinnen, ſo wird
er ſie nicht zum Lachen bringen, es wäre denn auf ſeine
Unkoſten. Wenn derjenige, der von Natur ernſthaft iſt,
den Mund ziehet um zu lächeln, und den Ton ſeiner
Stimme verändert, angenehm zu ſprechen; oder wenn
derjenige, der von Natur nur einige Freundlichkeit hat,
dieſelbe aufs äuſſerſte treibt, ſo wird er ſich dadurch nicht
Freundſchaft ſondern Widerwillen erwecken. Es hat mir
jemand einen Brief eines Frauenzimmers mitgetheilet,
welche gegen ihre gute Freundin ſich über eine ſo gezwun-
gene Freundlichkeit beklagt, und woraus man ungefähr
die Wirkungen derſelben erſehen kann.

Weheteſte Cynthia!

Sagen Sie mir doch, wie ich es anfangen ſoll, eines
Menſchen los zu werden, den ich mit aller Mühe

von

von der Welt, die ich mir bisher gegeben habe, nicht überreden kann, daß er mir verhaßter als der Tod ist. Sie werden auf die Gedanken fallen, daß dieses vielleicht ein sehr häßlicher Mensch, oder einer von denen seyn muß, welche ihre Artigkeit in der Unhöflichkeit suchen, und zu allen Unverschämtheiten, die sie begehen, noch die hinzusetzen, daß sie nicht einmal böse werden wollen, wenn man sie gleich gern beleidigen wollte, um sie nicht wieder zu sehen. Aber er ist nicht allein nicht übel gemacht, sondern auch sehr höflich, sehr ehrerbietig, und damit ich einmal seine gewöhnlichen Redensarten nachahme, er ist die Freundlichkeit selbst. Er becomplimentiret mich schon zwanzig Schritte weit, wenn er mich von fern erblicket; er lächelt, so oft er mich anredet; er möchte vor Freuden sterben, wenn ich ein Wort mit ihm spreche; er sieht freundlich aus, wie ein Engel, wenn ich mich erzürnet bezeige; und er ist so schmeichelhaft, daß ich, die Wahrheit zu sagen, lieber wollte, daß er grob wäre. Ich bin es so müde, die Schönheit, die Artigkeit, die Anmuth, der Verstand und die Vollkommenheit in Person genennt zu werden, daß mir die alltäglichen Erzehlungen des Kitta *) und die beständigen Klagen der Sempronia über die Ungeschicklichkeit ihres Küchenmädchens noch ein Zeitvertreib dagegen zu seyn scheinen. Anfangs stund ich in den Gedanken, daß er sich über mich aufhielte, und so lange ich dieser Meynung war, war er mir noch am erträglichsten. Denn ich war in meinem Gewissen überzeugt, daß ich ihm hierinnen nichts schuldig blieb. Er lachte allezeit, ehe er anfieng zu sprechen, und dieses auf eine so gezwungne Art, daß es mir mehr ein höhnisches Lachen, welches er gern verbissen hätte, als ein freundliches Lächeln zu seyn schien. So oft er mich fragte, wie ich mich befände, in was für Gesellschaft ich zuletzt gewesen

*) Holberg nennt in seinen Metamorphosen eine Elster, die in einen Menschen verwandelt wird, Kitta.

ſen wäre, ob dieſer oder jener Herr mich unlängſt geſehen hätte, ſo oft er mir eine Schmeicheley vorzuſagen glaubte, ſo oft er ſchwur, daß er mir gänzlich ergeben wäre; ſo oft brachte ſein verzweifeltes Lächeln mich auf die Gedanken, daß es eine Spötterey ſeyn ſollte; und ich hatte hierbey das Vergnügen der Rache, daß ich mich wohl doppelt ſo ſehr über ſeine gezwungnen und hochgetriebnen Ausdrücke, über ſeine ängſtlichen und weithergeſuchten Fragen, und über die artigen Bewegungen ſeines Kopfs luſtig machte. Ich kitzelte mich darüber, daß ich den Schalk beſſer als er verbergen, und über ihn lachen konnte, ohne daß er es merkte. Ich vertrieb mir die Zeit mit ihm, und ich war nicht übel willens, ihm mit einem lächelnden Munde in Wachs abformen, und ſein Bildniß mit einem eben ſo beweglichen Haupte, wie das Original hat, auf den Camin ſetzen zu laſſen. Dieſes brachte ihn auf die Gedanken, daß er ſich durch ſeine Freundlichkeit in meinem Herzen eingeſchmeichelt hätte, und er hatte das Vertrauen zu ſich, mir von Liebe vorzureden. Er that dieſes zwar mit ſeiner gewöhnlichen Art, aber doch mit ſolchem Eifer, daß ich ſeine außerordentliche Freundlichkeit nicht mehr für eine Spötterey annehmen konnte. Doch ſie natürlich konnte ich ſie auch nicht anſehen; daher mußte ich ſie für eine Falſchheit halten. Er fieng an, mir hierdurch eben mehr als vorher unleidlich zu werden; unterdeſſen fürchtete ich mich ſo wenig vor einer Falſchheit, die ich meiner Meynung nach nur beſſer zu verbergen wußte, daß ich nicht einmal etwas von meinem Verdachte zu erkennen gab. Ich ſtrafte ihn nur damit, daß ich ihn in den Gedanken ließ, als ob ich völlig glaubte, daß es kein Ernſt wäre, wenn er den Mund zog, und die Zähne voller Freundlichkeit blickte; um mir zu ſagen, daß ich die ſchönſte Perſon von der Welt wäre, und daß mein Verſtand über alles gienge. Einige Gelegenheiten die er bekam, ſeine Aufrichtigkeit

zu bezeigen, und mir Proben zu geben, welche die Falschheit unmöglich ausgehalten hätte, überzeugten mich, daß ich mich auch in diesem Urtheile betrogen hatte. Er schlug aus Liebe gegen mich eine Parthey aus, welche, die Wahrheit zu sagen, einige tausend Thaler mehr werth war, als ich; und er war recht sinnreich, etwas zu erdenken, wie er mir Gefälligkeiten erweisen könnte. Ich sah endlich ein, daß er im Grunde ein guter Mensch war, und sich für mich durchs Feuer jagen ließ. Seine übernatürliche Freundlichkeit, und der wunderliche und gezogne Ton, den er seinen Worten alsdann besonders gab, wenn er mit mir redete, und recht ergeben und liebreich thun wollte, machte gleichwohl daß mir alle seine Dienstfertigkeit zuwider war. Sie können an sich selbst leicht abnehmen, wertheste Cynthia, ob sich meine Gedanken von ihm zu seinem Vortheile geändert haben, da ich, statt daß ich ihn zuvor nur für falsch gehalten, ihn nun für dumm ansehen mußte. Sie werden fragen, warum ich nicht lange zuvor auf diesen Argwohn gerathen bin: aber sie wissen wohl, daß ein Mensch, der nur ein wenig nach der Mode zu leben weis, eine ziemliche Zeit in den Gesellschaften mitlaufen kann, ehe man gewahr wird, ob er klug oder dumm ist. Es giebt Leute genug, welche anstatt klug zu seyn, nur gelernt haben, sich ein wenig klug zu stellen; und sie machen mit diesem Scheine der Klugheit öfters mehr Wesens, als andre, die wirklichen Verstand haben. Mein guter Liebhaber war mir also schon viel unerträglicher, da ich die Quelle seiner besondern Manieren in dem Mangel seines Verstandes suchte, als da ich glaubte, daß sie in seinem Willen läge. Ich würde ihn gänzlich fortgejagt haben, wenn ich nicht die Gelegenheit hätte mitnehmen wollen, mich auf seine Unkosten zu belustigen. Ich machte mir eine heimtückische Freude daraus, ungeachtet seiner ungemeinen Freundlichkeit, und ungeachtet er keinen Menschen beleidigte, ihn immer mit

andern

andern in Streit zu ſetzen; und ich ergetzte mich recht inniglich daran, wenn er ſein angenehmes Lächeln, ſein um Vergebung bitten, und ſeine freundliche Stimme auch im gröſten Eifer anbrachte, und ſich noch zwang, ſeinem Gegenparte mit einer Anmuth, die in der That recht widerwärtig war, zu antworten. Beynahe wäre dieſe Freude nicht allzuwohl abgelaufen. Denn mein Liebhaber nahm einmal eine überaus freundliche Ernſthaftigkeit an, und nachdem er mich viel tauſendmal auf das demüthigſte um Verzeihung gebeten, daß er die Ehrfurcht gegen mich beleidigte, und nachdem er demjenigen, der es ihm am ärgſten machte, tauſend Verſicherungen gethan, daß es ihm leid wäre, zu ſo gewaltſamen Mitteln gegen ihn zu ſchreiten, bat er mich nochmals um Vergebung, daß er den Hut aufſetzen müßte, griff mit ungemeiner Freundlichkeit nach dem Degen, und bat ſeinen Gegner, unbeſchwert ein gleiches zu thun. Ich hatte alſo alle Mühe, Unordnung zu verhindern. Nunmehr ſehe ich zwar wohl, daß mein angenehmer Liebhaber nicht aus Dummheit ſo übernatürlich freundlich iſt. Denn ich habe bey dieſen Gelegenheiten noch Witz und Verſtand genug bey ihm gefunden. Aber ich kann ihn deswegen nicht beſſer leiden, als vorher. Ich ſehe nun völlig, daß der Fehler ſonſt nirgends als in ſeinen Manieren ſtecket, das iſt in einer Sache, worinnen Sie wohl wiſſen, werthſte Cynthia, daß wo nicht alle Frauenzimmer doch wenigſtens wir beide, die wir uns auf den Verſtand etwas zu gute thun, am allerekelſten ſind. Und da mir dieſer gute Narr ſo lange noch wenigſtens zum Umgange gut genug geweſen, als ich ihn für heimtückiſch, für falſch und für dumm gehalten, ſo iſt er mir nunmehro ganz unerträglich, da ich ſehe, daß er ſo gezwungen iſt. Gleichwohl iſt dieſer Menſch ſo wunderlich, daß er glaubt, durch ſeine Freundlichkeit recht angenehm zu ſeyn. Ich habe ihm wohl hundertmal geſagt, daß ich ihn nicht vor mei-

nen Augen sehen kann. Er macht mir aber ein tiefes Compliment, und bittet mich um Vergebung, daß er glaubt, ich scherze nur mit ihm. Und mit diesem um Vergebung bitten, und mit diesen ewigen Umständen, die er macht, wird er mir alle Tage nur verhaßter. Wenn Sie mir nicht einen guten Rath geben, wertheste Cynthia, wie ich ihn so weit bringen kann, mich zum letztenmale und auf das freundlichste um Vergebung zu bitten, daß er die Unhöflichkeit begehet, nicht mehr vor mir zu erscheinen: so stehe ich in Sorgen, ich werde mich ganz und gar einschließen müssen, um mich vor seinem artigen Lächeln zu retten; welches mir schon tausendmal Kopfweh verursacht, und welches ich nicht länger ansehen kann. Ich bin

Ihre

aufrichtigste Freundin

Finette.

XXX.

Den 2ten Nov. 1745.

Die Neugierigkeit der Menschen ist so verschieden, als die Begriffe sind, die man von der Wichtigkeit einer jeden Sache hat. Der eine hält das für einen kleinen Umstand in der Welt, was der andre für eine große Zeitung ansieht; und der eine bleibt einer Sache mit aufgesperrten Augen und oft auch mit aufgesperrtem Munde stehen, bey welcher der andre ganz gleichgültig vorübergeht. Der eine betrachtet ein schönes Pferd mit Entzücken, und sagt seinem Gefährten die feurigsten Lobsprüche davon vor, der aber mit nichts anders als mit einem kaltsinnigen Ja! darauf antwortet, und hingegen kurz

darauf

darauf über der Betrachtung eines Gemäldes ſtarr und unbeweglich wird, das der andre nicht einmal des Anſehens werth geſchätzet. Es iſt nicht leicht ein Menſch, der nicht in einem Stücke neugierig ſeyn ſollte, und es iſt auch nicht leicht einer, der nicht wenigſtens gegen einige Sachen gleichgültig und unachtſam wäre. Das wunderlichſte iſt hiebey, wenn wir von andern verlangen, daß ſie eben diejenige Neugierigkeit haben ſollen, die wir beſitzen, und wenn wir denenjenigen eine Trägheit beymeſſen, die ſich um andre Sachen bekümmern, als um diejenigen, die unſre Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Jener Tuchmacher wollte von allen Gelehrten nichts anders wiſſen, als wer das erſte Tuch gewebt hätte; und diejenigen, die es ihm nicht ſagen konnten, verloren bey ihm alle die gute Meynung, die er vorher von ihrer Wiſſenſchaft gehabt hatte.

Dieſes verurſachet einen ſehr groſſen Unterſcheid in den Fragen, welche man über ein Land zu machen pflegt, von dem man Nachricht zu haben verlanget; und die Frage: Wie iſt dieſes Land beſchaffen? hat mehrere Bedeutungen, als die allerräthſelhafteſte Rede eines halben Staatsmannes, der viel zu wiſſen ſcheinen will. Bey dem einen wird man darauf antworten ſollen; ob es daſelbſt warm, oder kalt iſt? ob mehr Roggen, oder mehr Haſer daſelbſt wächſt? ob es eben, oder bergicht iſt? Der andre will damit ſo viel ſagen; ob die Kleidung und die Speiſen darinnen theuer, oder wohlfeil ſind? Der dritte, wenn man daſelbſt aus dem Bette aufzuſtehen, zu ſpeiſen, Beſuche abzuſtatten und ſchlafen zu gehen pflegt. Der vierte verlanget ein Gemälde von den Geſichtern und der Geſtalt der Einwohner; indeſſen daß der fünfte die Art der Kleidung und den Ausputz der Zimmer beſchrieben haben will. Ein Jeder verſtehet unter dieſer Frage, wie man daſelbſt Proceſſe führet, ein Medicus, was für Krankheiten daſelbſt herſchen,

und ein Soldat, wie viel eine Companie ihrem Capitain jährlich einbringt. Ich habe Briefe von meinen Landsleuten, darin der eine den Zustand der Wissenschaften, der andre die Einrichtung der Regierung, der dritte eine Beschreibung der Flotte dieses Landes, und der vierte den Fortgang der Heidenbekehrung in Lapland und Grönland von mir wissen will. Und wer weis wie viele in meinen Blättern noch allerhand andre dergleichen Nachrichten zu finden wünschten; darauf ich ihnen aber diejenige Antwort mittheilen will, die ich einigen meiner neugierigen Freunde auf ihre Frage zurückgeschrieben:

Mein Herr!

Ich bitte Sie, die Gütigkeit zu haben, und die Antwort auf dasjenige was Sie zu wissen verlangen, in dem ersten Buchladen abzuholen, wo es Ihnen beliebt. Die Buchhändler werden Ihrer Neugierigkeit besser als ich Genüge leisten können, wenn Sie nur nach Beschreibungen von Dänemark, nach Erzehlungen dahin gethaner Reisen, und nach Schriften von der dänischen Gelehrtenhistorie fragen wollen. Wenn Sie mir die Mühe ersparen wollen, dieselben abzuschreiben, werden Sie dadurch sehr verbinden

Ihren

ergebenen Diener
ꝛc. ꝛc.

Unter diesen Fragen, die man über ein Land zu thun pflegt, ist eine, welche, so gleichgültig sie vielen vorkommen könnte, dennoch andern nicht ohne Wichtigkeit zu seyn scheint; nehmlich diese, in wie weit sich ein Volk Mühe gegeben, den Witz auszuarbeiten? Diejenigen, welche ihre Zeit für verloren schätzen würden, wenn sie ausser ihrem Predigtbuche etwas anders als die Zeitungen läsen; diejenigen, bey denen die Kunst zu leben aus der

Kunst

Kunst sich anzukleiden, zu essen, zu complimentiren und zu spielen bestehet; und diejenigen, welche die Gelehrsamkeit nicht als eine Kunst den Verstand auszuarbeiten, sondern als eine Kunst, Brod zu verdienen, betrachten, und vielleicht noch einige andre werden diese Frage unter die Thorheiten rechnen, mit denen sie nichts zu thun haben wollen. Andre aber glauben, daß man ein Volk nicht kenne, wenn man nicht die Schriften kennet, denen nicht blos der gelehrte Theil desselben, sondern alle überhaupt ihren Beyfall gegeben, und mit denen sie sich die Zeit vertreiben. Man sieht diese Schriften gleichsam als unläugbare Documente an, aus welchen man deutlich erweisen kann, worin die Denkungsart des einen Volks mit dem andern übereinstimme, und worin sie verschieden sey. Es ist wahr, sinnreiche Schriften und Gedichte sind nicht an allen Orten so durchgängig in den Händen aller Menschen, daß man überall sagen könnte, sie wären eine vollständige Abbildung der Gemüthsbeschaffenheit eines Volks und ein Gemälde, welches nicht allein ihre Sitten, sondern auch ihre Art zu denken abschildert. Wenn an einigen Orten sich die Gelehrten um die Wette bemühen, etwas artiges zu schreiben, und die Ungelehrten, etwas scharfsinniges zu lesen; so überläßt man an andern Orten den Gelehrten allein die Sorge, einer des andern Einfälle zu tadeln oder zu bewundern; und an andern endlich sieht der Gelehrte die Werke des Witzes als eine Sache an, die für ihn zu gering ist; der Ungelehrte aber betrachtet sie als Dinge, die ihn nichts angehen. Unterdessen entdecken sich doch allezeit in den Werken des Witzes einige Züge, die ein Volk von dem andern unterscheiden; und diejenigen, welche von den Sitten einer oder der andern Nation geredet, haben daher sich größtentheils eine Schuldigkeit daraus gemacht, auch von ihrem Witze zu sprechen.

Ungeachtet mein Vorhaben von dieſer leztern ihrem in vielen Stücken unterſchieden iſt, ſo halte ich doch die Neugierigkeit derer, die von dem däniſchen Witze unterrichtet ſeyn wollen, für ſo billig, daß ich diejenigen, deren Neugierigkeit auf etwas anders gerichtet iſt, um Verzeihung bitte, wenn ich einen kleinen Verſuch thue, hierinnen, ſelbſt vor den Augen der däniſchen Nation, das Verlangen einiger Ausländer zu ſtillen, die mich darum erſuchet haben.

Da ich mich nicht gern darein menge, allgemeine Ausſprüche zu thun, ſo wird dasjenige, was ich davon ſage, mehr darinnen beſtehen, daß ich dann und wann die berühmteſten Köpfe Dänemarks anführe, und Exempel ihres Witzes gebe, als daß ich eine Vergleichung des däniſchen Witzes mit dem Witze andrer Völker anſtellen ſollte, welche ich andern zu machen überlaſſe. Ich will dieſesmal die Abbildung eines Rennthiers mittheilen, die ich aus dem Däniſchen überſetzt habe, und bey der ich mich eben ſo ſehr in Acht genommen habe, einigen Zierath hinzuzuthun, als einigen hinwegzulaſſen:

Du dunkelgraues Thier, das auf der Berge Zinnen
Gekrönt, wie Hirſche prangt, du Pferd des harten Finnen,
O Rennthier, wo der Schnee bey Zemblens tiefem Eis
Das ſteile Finnkirch *) deckt, biſt du der Thiere Preis.
Wer würde, ſonder dich, dem Finnen Kleider geben?
Wer ſchützt' in kalter Höh ſein wohnungloſes Leben?
Wo Waſſer, das man itzt in freye Lüfte gießt,
Gleich itzt, als baldes Eis, geronnen niederſchießt?
Du giebſt ihm Haud und Hut, wenn er mit ſcharfen Pfeilen
Auf ſeinem Schlittſchuh geht, das Wild zu übereilen.
Dein kurzbehaartes Fell reicht ihm zu allem zu.

Du

*) Finkirch iſt ein Felſen in der Gegend von Merdörhus, der in der Ferne die Geſtalt einer Kirche zu haben ſcheint.

Du biſt ſein Gurt, ſein Stock, ſein Wams, ſein Strumpf, ſein Schuh;
Sein Bette, das ihm Ruh, ſein Zelt, das Schus gewähret,
Und ſeine Kuh, die ihn mit Käs und Butter nähret.
Ihm dient dein niedlich Fleiſch an leckrer Haſen ſtatt,
Ihn labet deine Milch, wenn er gejaget hat.
Du biſt ihm Silber, Geld, und will man Hochzeit feyern,
Du dienſt, ſtatt Kuh und Sau, die Tochter auszuſteuern.

Wenn jemand neugierig genug iſt, den Maler kennen zu lernen, der in dieſem Gemälde gewiß, meines Erachtens nicht wenig Feuer und Kunſt gezeiget hat, der kann daſſelbe bey dem erſten Verbeſſerer der däniſchen Sprache, und dem Vorgänger der neuern däniſchen Poeten Aröbo auf der 238ſten Seite desjenigen Werkes ſuchen, worinnen er die ganze Natur, unter dem Titel der ſechs Tage der erſten Woche, abzuſchildern vorgenommen *). So

*) Anders Chriſtenſen, mit dem Beynamen Aröbee, weil er auf der Inſel Aröe 1587 gebohren war, war von 1610 an K. Chriſtian IV Schloßprediger und 1616 Prediger an der Nikolaikirche zu Kopenhagen. Er ward 1617 Biſchof zu Drontheim, ward aber 1621, weil er Aergerniß gegeben, abgeſetzt. Er that ſich erſt nach dieſem Vorfalle in der Poeſie hervor, da er Davids Pſalmen in däniſchen Verſen herausgab, und er ward vier Jahre nach ſeiner Abſetzung zum Prediger in Wordingborg berufen, in welchem Amte er 1627 geſtorben iſt. Er unternahm in den letztern Jahren ſeines Lebens ein däniſches Gedicht von den ſechs Tagen der Schöpfung, wobey er ein älteres Franzöſiſches zum Grunde legte, das Wilhelm Saluſte von Bartas zum Verfaſſer hatte, einen Edelmann aus Gaſcogne, der in Geſandſchaften, unter andern auch in Dänemark, gebraucht worden, und 1591 geſtorben iſt.

Aröboes Gedichte beſteht nach den ſechs Tagen der Schöpfung aus ſechs Büchern, und zwar in zweyerley Sylbenmaße. Dann das erſte Buch iſt in däniſchen Hexametern geſchrieben, die meiſtens recht wohlklingend ſind. Ein merk-

rauh die Sprache desselben in Gegeneinanderhaltung mit seinen Nachfolgern ist, so zeigen doch seine Schildereyen, daß er das Feuer und den Geist gehabt hat, der zu einem Vor-

merkwürdiger Umstand, um die Geschichte dieser Versart, wovon schon verschiednes in Deutschland zusammengetragen worden, zu ergänzen! daß nehmlich schon vor dem Jahre 1637 ein dänisches Gedicht von ungefähr 700 Versen nach dem griechischen Sylbenmaße geschrieben gewesen ist. Nur sind zum Zeichen, daß man damals hier, wie anderwärts, die Reime für unentbehrlich in der Poesie gehalten, diese dänischen Hexameter mit Reimen versehen, und zwar mit doppelten, so daß jedes Paar Hexameter in der Cäsur sich männlich und im Ausgange weiblich auf einander reimt.

So klingt z. E. die Anrede an den Schöpfer:

„O almägtige Gud, al Verdens Skaber og Herre!
„Prägtig du gaaer herud, din Gierning zirlig man väre
„Herlighed er din dragt, og Lius dit Klädebon hvide
„Deilighed er din Pragt, du skin, som Soelen hin blide.

Er hat sich also nicht allein nebst den ordentlichen Regeln des Sylbenmaßes dem Joche des Reims unterworfen, sondern er hat auch wegen seiner besondern Art zu reimen unter den vielen Gattungen des Hexameters sich an eine einzige gebunden, nehmlich an die mit der Cäsur bey der ersten Sylbe des dritten Fußes. Und da er diese einige an sich sehr wohlklingende Versart erwählt, so hat er sich zugleich des größten Vorzugs des hexametrischen Sylbenmaßes, der vielfachen, und immer harmonischen Abwechselung beraubt. Dieses Zwanges, der vielleicht einer von den größten ist, den sich jemals ein Poet angethan, scheint aber Aroboe selbst zeitig müde geworden zu seyn. Denn die übrigen fünf Bücher, ja schon der Anhang des ersten, sind in den gewöhnlichen Alexandrinern.

Aröboe selbst hat sein Gedicht nicht dem Druck überlassen, sondern es ist erst lange nach seinem Tode, 1661 von seinem Sohne Christen Andersen, einem Prediger in Laaland

Vorgänger vieler andern gehöret. Demungeachtet scheinet es, daß dieser Geist erst mitten im Arbeiten zu seiner Stärke gekommen, und ich dürfte beynahe denen, die Lust

land herausgegeben worden. Er verdient mit seinem Zeitgenossen dem Opitz verglichen zu werden, und gleichwie jener, der Vater der Poesie bey seiner Nation zu heißen. Denn er ist zuerst in der dänischen Sprache auf Bündigkeit und Wohlklang aufmerksam gewesen, und man hat seines gleichen weder vorher noch zu seinen Zeiten gehabt.

Weil Aröboes Gedichte nicht einem jeden dänischen Leser zur Hand seyn möchten, will ich aus seinem sechsten Buche die Stelle vom Rennthiere im Original hersetzen, damit man sie mit der obenstehenden poetischen Uebersetzung zusammenhalten könne. Aröboe hat, da er Bischof von Drontheim gewesen, als ein Augenzeuge von den Lapländern und ihren Rennthieren schreiben können.

„Du Rensdyr mirkegraa paa Fielde kam og Tinde
„Du hiortetakked Hest for haardför Lappefinde
„Du bär en mägtig Priis blant Dyr i kolde Lande
„Paa Sneetact Findekirch mod iiskold Zemblä Strande
Hvad har den huusvild Find, om du ham ikke klädde?
„Hvem skuld hans Liv fra Död paa Fielde Ryggen redde?
„Hvor saadan sviend Kuld betager Klipper alle,
„At Vand i Höiden kast, halv Jis kan nederfalde.
„Din tyk korthaared Hud er da hans Hat og Hue,
„Naar han paa Skien gaaer i Jagt med Pül og bue.
„Du est hans Bracker varm, hans Skindstak, snevre Trye,
„Hans Hooser, Handske, Skoe og Stivle vel til nöye,
„Hans Seng, hans hviler paa, hans Telt, naar Sneen driver,
„Ja ernste Malkekoe ham Smör og Ost du giver,
„Dit Kiid hans nydlig Mad, ov'r Hare. Vildbrad lekker,
„Din Melk hans sode Möd, naar han af Jagten trekker
„Du est hans Sölv og Guld, hvo Daatter sin vel fäste
„Du est du Koe og Soe, og Brudskeat, end den beste.

Luſt bekommen, ihn zu leſen, den Rath geben, lieber bey dem letzten als bey dem erſten Buche anzufangen; weil der Anfang ſeines Werks eine theologiſche Schrift in Verſen, die Folge deſſelben aber erſt ein Gedicht zu nennen iſt. Ich habe durch dieſes Mittel mit nicht geringem Vergnügen eine Mannichfaltigkeit und einen Reichthum in ſeinen Beſchreibungen entdecket, der ihn nicht hindert, eine Sache, die er an dem einen Orte auf das genaueſte und umſtändlichſte beſchrieben, an dem andern unter einer ganz andern Geſtalt als ein Gleichniß anzubringen. Er ſcheint bey einem jeden Geſchöpfe, das entſtehet, gegenwärtig zu ſeyn und es mit anzuſehen. Er beſitzt die Kunſt, Dinge in Perſonen zu verwandeln, und er entdeckt Aehnlichkeiten zwiſchen Dingen, die man nicht eher gewahr wird, als bis er mit Fingern darauf weiſet, und die man doch hernach richtig findet. Damit ich nicht ganz ohne Beweis rede, will ich ein Gleichniß zwiſchen dem Himmel und einem Pfau anführen, welches mir neu zu ſeyn ſcheinet: „Wie ein ſchöner Pfau, ſagt er, ſich mit „allem ſeinen herrlichen Putze um eine liebenswürdige „Pfauhenne herumdreht; ſein ſpiegelvoller Leib, mit des „Argus glänzenden Augen, breitet ſich Zirkelrund aus, „und ſpielet mit einem prächtigen Glanze: er bewegt da„durch ſeine Gattin zur Liebe und ſie vereinen ſich, um „fruchtbar zu ſeyn: ſo breitet ſich der Himmel aus, und „drehet ſich um ſeine Braut, die Erde, ſie zu gewinnen. „Er geht auf allen Seiten in einem lichtblauen und durch„ſichtigen Kleide um ſie herum, welches von innen und „von auſſen mit Perlen beſetzt iſt; brennendrothe Rubi„nen und ſchimmernde Diamanten glänzen an allen Sei„ten daran; ſo daß Ceres von Jahre zu Jahre mit Luſt „empfängt, und vom Jupiter mit ſchönen Blumen und „Früchten beſchwängert wird.

Man würde glauben, daß ich nur vorhätte, eine Lobrede auf ihn zu ſchreiben, wenn ich nicht dabey ſagte, daß

daß er zuweilen auch matt, und in der Verbindung ſeiner Gedanken ganz proſaiſch wird, daß er in den Erzehlungen, die er einmiſcht, gemeiniglich langweilig wird, daß er, welches in der Kindheit des guten Geſchmacks nichts ſeltenes iſt, hin und wieder aus dem Hohen ins Niedrige fällt, daß der Anfang ſeiner Beſchreibungen meiſtentheils beſſer und feuriger iſt, als das Ende derſelben, und daß er alſo demjenigen nicht allemal gemäß handelt, was er von einem guten Maler ſagt:

—— Der, wenn er erſt der Farben Grund bereitet,
Den flüchtigen Entwurf ſtets netter ausarbeitet,
Und wenn durch jeden Zug des Bildes Schönheit ſteigt,
Sodann die ſtärkſte Kunſt im letzten Striche zeigt.

Vielleicht wünſchen einige meiner Leſer, daß ich hier aufhöre, wenn auch dieſesmal mein Blatt kürzer ſeyn ſollte, als es ſonſt zu ſeyn pflegt.

XXXI.

Enthält das Luſtſpiel: Der gute Rath, welches in Schlegels Werken zweyten Bande mitgetheilet worden.

XXXII.

Den 16ten Nov. 1745.

Wollte man die Menſchenfeindſchaft einiger mürriſchen Sittenprediger nachahmen, ſo könnte man aus dem Eifer, den ein groſſer Theil der Menſchen bezeigt, andern Leuten Rath zu ertheilen, aus dem Verdruße, den ſie empfinden, wenn man ihren nicht folget, und aus der Widerſpenſtigkeit, welche eben dieſelben Perſonen meiſtentheils gegen den Rath andrer Leute blicken laſſen, den Schluß machen, daß der Menſch ein herſchſüchtiges Thier ſey, das nichts lieber thut, als andern ſeines gleichen Geſetze geben. Wenn man nur ein wenig geneigt iſt, aus dem Exempel vieler Menſchen einen Schluß auf alle zu machen, ſo dünkt mich, es ſollte nicht allzuſchwer ſeyn, noch aus vielerley andern Gründen dieſem miſanthropiſchen Satze eine Wahrſcheinlichkeit zu geben.

Es iſt gewiß, wir ſind eben ſowohl für andre Menſchen geſchaffen, als andre Menſchen für uns gemacht ſind. Aber eben diejenigen, die ſich an dieſes letztere am meiſten erinnern, vergeſſen das erſtere am allerleichteſten; zum ſichern Zeichen, daß ſie geneigter zur Herſchſucht als zur Geſelligkeit ſind. Derjenige Menſch, der ſich mit ſo vielem Vergnügen überredet, daß alle lebloſe und unvernünftige Dinge, die er auf der Welt ſieht und nicht ſieht, ja ſogar die Sterne am Himmel blos um ſeinetwillen gemacht ſind, bekömmt durch dieſe hohen Gedanken leicht einen ſo groſſen Begrif von ſich ſelbſt, daß er auch glauben kann, als ob die übrigen Geſchöpfe, die Vernunft haben, für das vernünftigſte unter allen, nehmlich für ihn gemacht wären. Man fodert von andern die

Erfül-

Erfüllung ihrer Pflichten auf das ſchärfſte, indeſſen daß man ſich ſelbſt ſehr gern davon ausnimmt und ſich insgeheim als ein Weſen betrachtet, das an die Geſetze der Geſelligkeit nicht weiter gebunden iſt, als es ihm gefällt ſie zu beobachten. Die Undienſtfertigſten erzürnen ſich gemeiniglich am erſten, wenn man ihnen Gefälligkeiten verſaget. Die Ehrgeizigſten werden am leichteſten erbittert, wenn man ihnen die Ehrerbietigkeit nach eben dem Maaße erzeiget, wornach ſie andern dieſelbe zumeſſen. Die Widerſprecher beſchweren ſich am erſten, wenn ihnen widerſprochen wird. Ein Betrüger predigt die Redlichkeit; ein Verläumder will, daß man ſeinen ehrlichen Namen ſchone. Kurz, man erkennet oft, daß auf der Beobachtung dieſer oder jener Schuldigkeit die Erhaltung der menſchlichen Geſellſchaft gegründet ſey, man würde übel zufrieden ſeyn, wenn andre ſich von Erfüllung dieſer Schuldigkeit gegen uns ausſchlöſſen; nur zu ſeinem eignen Vortheile machet man davon eine Ausnahme. Das heißt nichts anders, als unſre Herſchſucht iſt ſo groß, daß wir allein unter allen Menſchen über die Geſetze ſeyn wollen.

Es ſind Menſchen genug, welche verlangen, daß andre Leute ſich nach ihnen richten ſollen; aber es ſind ihrer wenig, welche ſich nach andern richten, wenn ſie nicht durch eine beſondre Nothwendigkeit dazu gezwungen werden. Man kann diejenigen nicht anders als herſchſüchtig nennen, welche, ſobald ſie in eine Geſellſchaft treten, ſich ſogleich an das Steuerruder derſelben ſetzen. Sie führen eine ganze Verſammlung von Leuten, wohin ſie wollen; und es beruht auf ihrem Gutdünken, ob ſie ihren Weg nach dem Vergnügen oder nach der Langweiligkeit nehmen ſollen. Sie bringen die Rede auf alles, worauf es ihnen gefällt, ſie unterbrechen diejenigen, die ſie nur durch einige Worte von der vorgeſetzten Bahn ableiten wollen. Sie wählen für dieſelbe Zeitvertreib, Spiele,

neue

neue Orte und neue Stunden sich wieder zu sprechen, nach ihrem eigenen Gefallen. Sie fällen die Ausspräche, was gut oder verwerflich sey. Sie übernehmen die Entscheidung aller kleinen Streitigkeiten, und wenn sie ja noch aus Höflichkeit ein wenig complimentiren, so ist es in der gewissen Erwartung, daß man ihnen hierinnen mit desto besserer Art weichen werde. Wenn man es als einen Beweis angesehen, daß Cyrus zum Herschen gebohren gewesen, weil er sich in seiner Kindheit von der Jugend, mit der er spielte, zum Könige wählen ließ; so kann man es für eine eben so gewisse Probe der Herschsucht eines Menschen halten, wenn er sich sogar bey dem Vergnügen und den Ergetzlichkeiten andrer zu ihrem Anführer und Oberhaupte aufwirft.

Unter diese Exempel von Leuten, die eine natürliche Herschsucht bey sich haben, gehöret auch eine gewisse Art der Spötter, welche sich durch ihre spitzigen Einfälle zum Schrecken aller Welt machen wollen, und ihre Zunge auf eben die Art, wie die Weltbezwinger ihre Waffen, zu brauchen pflegen. Sie greifen allezeit diejenigen am liebsten an, die sie für schwächer als sich halten, und es ist genug, sich ihre Anfälle zuzuziehen, wenn sie glauben, daß sie uns überlegen sind. Sie stellen sich anfangs, als ob sie unsre Parthey hielten, und fallen allen unsern Reden und Handlungen bey, bis sie Gelegenheit finden, uns unvermuthet einen Streich beyzubringen. Sie greifen uns am heftigsten an, wenn sie uns in der größten Verwirrung und ohne Gegenwehr anzutreffen hoffen. Sie halten es für eine Beleidigung, wenn man sich gegen sie wehret, und das Lächerliche auf sie zurückschiebt, das sie uns aufbürden wollen. Sie glauben endlich, durch Verachtung denenjenigen den Muth zu benehmen, die sie durch ihre Spötterenen nicht niederschlagen können; eben wie es zuweilen Weltbezwinger giebt, die eine äusserliche Verachtung gegen diejenigen

Völker

Völker annehmen, die nicht ſogleich nach ihrem Willen mit ſich umgehen laſſen. Und wie zuweilen diejenigen, welche gern die ganze Welt eroberten, ſich Mühe geben, unglückliche Spötter zu werden, wenn ſie mit den Waffen nicht Schaden genug thun können; ſo zweifle ich nicht, daß viele unglückliche Spötter ſich zu großen Weltbezwingern machen würden, wenn die Waffen eben ſo leicht in ihrer Gewalt wären, als die Zunge.

Die **Unterwürfigkeit** ſelbſt iſt bey tauſend Gelegenheiten nicht allein mit der Herſchſucht verknüpft, ſondern auch eine Wirkung derſelben. Von zween Menſchen, deren einer dem andern untergeben iſt, gebietet gemeiniglich nicht derjenige, der dem andern vorgeſetzt iſt, ſondern derjenige, der die Kunſt am beſten verſteht, ſich den andern unterwürfig zu machen. Es geſchieht eben ſo oft, daß der Bediente den Herrn beherſcht, als daß der Herr dem Bedienten befiehlt; und es findet ſich, daß öfters die Begierde zu herſchen in ſolchem Falle bey zwey Leuten auf einmal vergnügt wird. Der eine glaubt, daß er Herr ſey, weil der andre thut was er befiehlt; und der andre weis, daß er die Herſchaft in Händen hat, weil er es allezeit dahin bringen kann, daß ihm nichts anders auferlegt wird, als was er ſelbſt thun will.

Man wird ſelten eine Freundſchaft finden, wo man nicht nach einiger Dauer derſelben entdecken ſollte, daß einer von beiden Freunden einige Macht über den andern hat. Es kömmt mir nicht ungereimt vor, die Freundſchaft als eine Begierde zu beſchreiben, die uns treibt, den Willen eines andern nach dem unſrigen zu ſtimmen. Daher kömmt es, daß wir uns Gemüther zur Freundſchaft ausſuchen, die mit dem unſrigen eine Gleichheit haben, weil wir ſie am erſten nach unſerm Sinne abzurichten hoffen, da ſie uns von ſelbſt geneigt ſcheinen, eben das zu wollen, was wir verlangen. Und diejenigen, die

das Kunststück wissen, sich biegsam genug gegen unsern Willen zu zeigen, finden dadurch am ersten Gelegenheit, auch wiederum ihre Herschsucht zu vergnügen, und uns nach ihrem Gutdünken zu lenken. Oft hat ein Freund durch eine verstellte Unterwürfigkeit das Mittel gefunden, einen Menschen ganz nach seinem Sinne zu bilden, und ihn zu Handlungen zu bringen, die er seiner Gemüthsbeschaffenheit nach allezeit vermieden haben würde. Oft hat eine Frau ihren Mann, und eine Liebste ihren Liebhaber durch eine scheinbare Unterthänigkeit zum Werkzeuge aller ihrer Leidenschaften gemacht, und sich nicht allein zur Gebieterin sondern sogar zur Tyrannin eines Menschen erhoben, dessen Ehrgeiz und Herschsucht sonst aller Welt bekannt gewesen.

Es ist etwas sonderbares, daß man unter denenjenigen, deren Verstand in Verwirrung gerathen, und sich thörichte Phantasien gemacht, nicht leicht einige finden wird, die sich einbildeten, Sklaven zu seyn, und als solche, andern an die Hand zu gehen und ihre Befehle zu erwarten begehrten. Sondern die gemeinsten Einbildungen der Aberwizigen laufen dahin aus, daß sie sich vorstellen, als ob sie wichtige Personen wären, die viel zu befehlen hätten. Ich glaube, der Schluß ist nicht zu verwerfen, wenn man hierinnen eine Spur von der Natur der menschlichen Neigungen suchet, welche nichts für ein gröfsres Glück halten, als Herschen.

Dieses sind, nach meinen Gedanken, eine ziemliche Anzahl von Exempeln und Erfahrungen, welche einen fast verführen sollten, die Herschsucht für eine allgemeine und eingepflanzte Neigung aller Menschen auszugeben, und zu glauben, daß dasjenige von allen Menschen wahr sey, was man sonst von den Frauen zu sagen pflegt, daß sie entweder mit Gewalt, oder unvermerkt, oder bittweise regieren wollen. Es ist auch eben so fürchterlich nicht,

dieſes zu behaupten, als es manchem ſcheinen möchte. Die Wirkungen dieſer Herſchſucht ſind nicht allemal ſchädlich, und man kann bey vielen Menſchen das meiſte Gute, was man ſonſt der Geſelligkeit als einer natürlichen Tugend des Menſchen beymißt, nicht ohne Grund aus der Herſchſucht herleiten. Ich will zwo Perſonen ſetzen, welche in genauer Verbindung mit einander ſtehen, und alle beide ingeheim die Abſicht führen, eine der andern bey Gelegenheit mit guter Manier das Joch über den Hals zu werfen. Ich will ſetzen, daß beide Perſonen gleich liſtig ſind; und damit ſie deſto mehr Urſache und Gelegenheit haben, mit einander um die Herſchaft zu ringen, will ich ſie mit einander verheirathen, und den einen **Leo**, die andre aber **Victoria** nennen. Beyde bemühen ſich anfangs einander Vertrauen beyzubringen, um hernach deſto beſſer nach der Regierung zu greifen. **Leo** bezeigt ſich alſo ſehr gefällig gegen die **Victoria**, und **Victoria** gegen den **Leo**. Jede von beiden Perſonen giebt der andern zu erkennen, daß ſie ſich völlig nach ihrem Willen richte, ſo wenig auch beide ingeheim dazu geneigt ſind. **Victoria** hat ein Verlangen auf eine Sache geworfen, entweder weil ſie ſie wünſcht, oder weil ſie nur ihre Macht über das Gemüth des **Leo** prüfen will. **Leo** iſt ihr zu Willen, um ſich Vertrauen bey der **Victoria** zu erwerben, und dadurch Meiſter über ſie zu werden. Er verlangt kurz darauf etwas, darzu **Victoria** obwohl ungern ja ſagt, weil ſie ihrer Gewalt noch nicht genug zutrauet, um nein ſagen zu können. **Leo** thut kurz darauf etwas wider ihren Willen, aber um ihr Vertrauen beyzubehalten, welches ihm ſo nöthig iſt, wenn er geruhig ſchlafen will, ſucht er dieſes durch andre Willfährigkeiten wieder gut zu machen; und **Victoria** die zuweilen ebenfalls die Oberhand behauptet, verſüßet jederzeit ihren Sieg durch anderweitige Gefälligkeiten, aus Furcht, daß ſie denjenigen, den ſie faſt in ihrer Gewalt zu haben glaubt, ſonſt durch

allzu strenge Herschaft zum Rebellen machen möchte. So leben diese Personen viele Jahre hindurch in beständiger Gefälligkeit und Nachsicht gegen einander, indem sie allezeit nach der Herschaft streben, und ihren Gegner gleich stark gegen sich finden. Und die Begierde, einander nach ihrem Kopfe zu lenken, bringt bey ihnen Annehmlichkeit im Umgange, und alles hervor, was man sich von der menschlichen Gesellschaft gutes versprechen kann.

Viele Naturkündige behaupten, daß nicht allein alle Bewegung und alle Zerstörung, sondern auch alle Zusammenhaltung der Körper aus der Bemühung der Theile, einander von ihrer Stelle zu stoßen, und aus dem Widerstande eines jeden Theiles gegen diese Bemühung der andern entstehe. Sollte es wohl so thöricht seyn, sich zu überreden, daß die Bemühung des Menschen, andre nach seinem Willen zu regieren, und der Widerstand eines jeden gegen die Herschsucht des andern nicht allein der Grund der Veränderungen und Unordnungen unter den Menschen, sondern auch das Band der Gesellschaft sey, und daß die Geselligkeit der Menschen unter einander von dem Gleichgewichte der Herschsucht des einen, gegen die Herschsucht des andern, herrühre?

XXXIII.

Den 23sten Nov. 1745.

Wenn die Furcht eine Mutter der Vorsichtigkeit ist, wie viele zu sagen pflegen: so kann man nicht läugnen, daß es Töchter giebt, die klüger sind als ihre Mütter. Unterdessen übertreffen eben so wenig alle Kinder ihre Eltern an Klugheit, als alle Eltern behaupten können, daß sie ihre Rechte verlieren würden, wenn nicht

ihre

ihre Kinder um einen Grad unverſtändiger wären als ſie. So hat auch die **Furcht** nicht allein die **Vorſichtigkeit** zur Tochter; ſondern ſie hat noch zwey andre Kinder, von welchen man eben nicht ſagen kann, daß ſie ihrer Mutter vorzuziehen ſind.

Die **Furcht** war nehmlich bey ihrer Mutter der **Schwachheit** auf eine ſo zärtliche Art erzogen, daß ſie zitterte, wenn ſich jemand ihrem Hauſe nahte, daß ſie niemals im Finſtern ſeyn konnte, ohne Geſpenſter zu ſehen, und daß man ihr eines Nordlichtes wegen hatte zur Ader laſſen müſſen, weil ſie darüber erſchrocken war, als ob die Welt im Feuer ſtünde. Unterdeſſen meldete ſich der **Verſtand** ſie zu heirathen; er erhielt ſie auch. Die Hochzeit war mit ſo vielen Anſtalten gefeyert worden, als es die beſtändige **Unpäßlichkeit** der **Schwachheit** zugelaſſen hatte. Ungeachtet ſich ſonſt die **Schwachheit** allezeit vor der Luft ſcheute; ſo entſchloß ſie ſich dieſesmal ihrer lieben Tochter, die nun Abſchied nahm, auf einen kleinen Spatierweg das Geleite zu geben. Sie waren kaum einige hundert Schritte hinweg, als ſie ungefähr einer Jagd begegneten, einer Sache, welche weder die **Furcht** noch die **Schwachheit** jemals geſehen hatten. Das Bellen der Hunde machte ihnen ſogleich einen kleinen Schauer. Zu allem Unglücke flog ein Pfeil etliche hundert Schritte vor ihnen über den Weg, und die **Furcht** bekam einen bloßen Degen zu ſehen, da ſie denn auf einmal anfieng zu ſchreyen, umkehrte und nach ihrer Mutter Hauſe zurück eilte. Die **Schwachheit** konnte ihr ſo geſchwind nicht folgen, weil ſie nicht einmal zu gehen gewohnt war, geſchweige denn zu laufen; und beide ſahen ſich alle Augenblicke um, ob nicht ein Hund oder ein Pfeil hinter ihnen herkäme. Der **Verſtand** ſah ſich genöthigt mit ihnen umzukehren, aber nach einiger Tage Anſtand, welche die **Schwachheit** im Bette und die **Furcht** in beſtändigem Schauer und Froſte zugebracht

hatte, konnte er mit allen Gründen die **Furcht** nicht bereden, daß sie wieder mit ihm aus dem Hause gehen wollte. Die **Schwachheit** schwur, daß sie ihre Tochter nicht von sich lassen und so vieler Gefahr aussetzen könnte, und die **Furcht** bebte, sobald vom Abschiede geredet ward. Kurz, der **Verstand**, welchem sein Amt nicht zuließ, in dem Hause der **Schwachheit** zu bleiben, mußte seine Neuvermählte im Stiche lassen. Nach dieser kurzen Ehe brachte gleichwohl die **Furcht** eine Tochter zur Welt, aus deren Gesichte man deutlich sehen konnte, daß sie den **Verstand** zum Vater hatte, und welcher man den Namen **Vorsichtigkeit** beylegte.

Kurze Zeit hernach machte sich der **Betrug** an die **Furcht**. Er sah gleich bey dem ersten Anblicke, daß sie und ihre Mutter Leute wären, wie er sie haben wollte. Er schmeichelte sich bey beiden ein, indem er ihnen alles was ihnen begegnete, als große Uebel vorstellte, die ihnen bevorstünden, und die nur er von ihnen abhielte. Er brachte es hiedurch so weit, daß sie ihm alles anvertrauten, und daß die **Furcht** anfieng zu zittern, wenn er nur ein wenig von ihr abwesend war. Bey dieser Bekanntschaft war die **Furcht** nicht lange unfruchtbar. Der **Betrug** aber, welcher sie lange genug hintergangen hatte, gieng davon, und hinterließ ihr nichts als ein Kind, das er mit ihr erzeugt hatte, nehmlich den **Argwohn**. Dieser schlimme Streich setzte die **Furcht** in solche Betrübniß, daß sie diesem Sohne, sobald er nur etwas verstehen konnte, die Bosheit seines Vaters auf das lebhafteste abmalte. Es kann, sagte sie öfters zum **Argwohne**, hinter dem größten Scheine der Freundschaft der größte Haß stecken. Derjenige, der dein Bestes zu suchen scheint, kann auf dein Verderben dichten. Wie liebenswürdig sah dein Vater aus! Wie redlich konnte er sich anstellen! Zittre vor einem jeden! Es kann dir gehen, wie es mir gegangen ist. Der **Argwohn** faßte

dieses

dieſes Es kann! ſo wohl, daß er von Jugend auf beſchloß, allezeit vorauszuſetzen, daß ein jeder Böſes gegen ihn im Sinne trüge.

Die Furcht aber war hiemit noch lange nicht allem Unglück entgangen. Tollkühn, eine Mannsperſon, welche in der That die Tollkühnheit und die Verwegenheit ſelbſt war, wußte ihre Zaghaftigkeit noch auf eine andre Art zu misbrauchen. Nachdem er ſich einigemal mit einer Unverſchämtheit an ſie gemacht hatte, die ihm natürlich iſt, und nachdem er geſehen, daß dieſes genug wäre, ſich bey ihr in Anſehen zu ſetzen, und daß ſie ſich nicht unterſtünde, ſich dagegen zu rühren; ſo war er, ſo zu ſagen, Herr bey ihr geworden. Sie nahm ſich vor nichts ſo ſehr in acht, als ihn böſe zu machen, und wenn er ſich nur ein wenig zornig anſtellte, ſo wandte ſie alles an, was möglich war, ihn zu verſöhnen. Es giebt gewiſſe Gemüther, von welchen man alles erhalten kann, wenn man ein wenig trotzig thut, und eben an dieſe pflegte ſich Tollkühn mit ſeiner Unverſchämtheit am erſten zu wagen. Er ſchlug ihr alſo nach einem kurzen Umgange vor, daß er ſie entführen wollte. Er ſagte dieſes mit ſo wenig Umſtänden, daß ſie davor erſchrack, und doch nicht einmal den Muth hatte, Nein dazu zu ſagen. Er aber war nicht ſo beſcheiden, ihr Ja! zu erwarten. Die folgende Nacht brach Tollkühn mit Gewalt die Thüren auf. Die Schwachheit, die den Lärmen hörte, hatte nicht die Stärke zu ſchreyen, und die Furcht verſtummte, ſo bald ihr Tollkühn drohte, daß es ihr übel gehen würde, wenn ſie einen Laut von ſich gäbe. Sie ließ ſich alſo, zwar ohne ihre Einwilligung, aber auch ohne ihren Widerſtand, halbtodt hinwegführen. Er ſetzte ſie vor ſich auf ein wildes und ungezähmtes Pferd, und nahm mit ihr in der Nacht ſeinen Weg durch ſteile Felſen und unwegſame Oerter; bis ſie endlich in ein finſtres Thal gelangten, welches ringsumher mit Bergen umgeben war, und

einer Mörderzgrube ähnlich ſah, wo dichte und ungeheure Eichen die Finſterniß der Nacht durch ihre Schatten noch mehr verdunkelten. Hier befahl er ihr, mit ihm vom Pferde zu ſteigen. Sie gehorchte willig, weil ſie unter allen Dingen doch ſeinen Zorn am meiſten fürchtete, und ſie bat ihn noch dazu, ſie nur nicht allein zu laſſen. Dennoch konnte ſie hier nicht ruhig ſeyn, ſondern jeden Augenblick flehte ſie ihn auf den Knien an, von dieſem furchtbaren Orte aufzubrechen, ob ſie ſich gleich vor dem Pferde eben ſo ſehr als vor der Finſterniß des Waldes ſcheute, und allezeit vor dem am meiſten zitterte, was ihr am gegenwärtigſten war. Tollkühn wollte aus eben der Urſache hier verziehen, weil dieſer Ort etwas ſchreckliches an ſich zu haben ſchien, und die Furcht überließ ſich bey aller Angſt, bebend und halb ohnmächtig, ſeinen Umarmungen. Der Tag fieng kaum an zu grauen, als die Furcht ſchrie, da ſie ein ſehr groſſes wildes Schwein entdeckte, das auf ſie los kam. Tollkühn lachte darüber, und reizte es, da es ſchon bey ihnen vorbey ſchieſſen wollte. Kaum aber lenkte es ſich auf ihn zu, ſo ließ er den Muth ſinken, und hatte kaum die Kraft, nach ſeinem Schwerdte zu greifen. Das wilde Schwein übereilte ihn, und hieb ihm den Leib auf, daß er todt zur Erden ſtürzte. Bey dieſem Anblicke fiel die Furcht in Ohnmacht. Das Wild aber war zufrieden, ſeine Wut an demjenigen geſtillt zu haben, der es gereizet hatte, und eilte wieder in den dichteſten Wald. Es währte lange, ehe die Furcht ſich aus ihrer Ohnmacht erholen konnte. Endlich aber da ſie zu ſich ſelbſt kam, und lange Zeit unbeweglich und unentſchloſſen geſeſſen hatte, fiel ihr ein, daß ſie dem Körper des todten Tollkühn nahe wäre, und daß das Wild wiederkommen könnte. Sie ſtieg daher mit wankenden Füſſen eine felſichte Höhe hinauf, auf der ſie ein armſeliges Haus entdeckte. Sie hätte beſſere Wege und beſſre Häuſer zur Zuflucht wählen können, wenn ſie genug bey

ſich

ſich ſelbſt geweſen wäre, um zu wiſſen, wo ſie hingienge. Sie gerieth alſo zu dieſer Hütte, worinne ſie eine mager- und mit Lumpen bekleidete, oder vielmehr halbnackende Weibsperſon entdeckte, welche **Elend** hieß. Dieſe abſcheuliche Frau nöthigte ſie, in ihr Haus zu kommen, und ſie hatte nicht einmal den Muth, vor ihr zu fliehen, ſo ſehr ſie ſich vor ihr entſetzte. Sie blieb auch daſelbſt, ohne jemals einen Schluß zu faſſen, wie ſie aus dieſer betrübten Wohnung entkommen wollte. Hier war es, wornit ſie mit ihrem dritten Kinde, der **Verzweiflung**, niederkam, welche eine Frucht der entſetzlichen Nacht war, die ſie mit dem **Tollkühn** zugebracht hatte.

Nach langer Zeit, da die **Vorſichtigkeit** und der **Argwohn** erwachſen waren, machten ſie ſich auf, ihre Mutter zu ſuchen. Die **Vorſichtigkeit** entdeckte ſie endlich zuerſt in dieſem Hauſe, und ſtellte ihr vor, daß ihr nichts dienlicher ſeyn würde, als zu ihrem erſten Liebhaber, dem **Verſtande**, zurückzukehren, den zu ſuchen man über ein Meer ſchiffen müßte, welches das **Meer der Zufälle** hieß. Die **Furcht**, welche immer dafür angeſehen ſeyn wollte, daß ihr Zittern aus Ueberlegung herkäme, legte es der **Vorſichtigkeit** als eine Unbeſonnenheit aus, daß ſie ihr riethe, ſich auf das Meer zu begeben: und beynahe wäre ſie lieber in dem Hauſe des **Elends** geblieben, wenn der **Argwohn** ihr nicht den Verdacht beygebracht hätte, daß dieſe hungrige Frau im Sinne haben möchte, ſie zu ermorden und zu verzehren. Sie trat alſo, halb wider ihren Willen, mit ihren drey Kindern in ein Schif, wo die **Vorſichtigkeit** das Steuer führen, und die Aufſicht über die Segel haben ſollte. Sie hatten aber kaum etlichemal hin und wieder geſegelt, um mit einem Winde fortzukommen, der ihnen zuwider war, als der **Argwohn** auf die Gedanken gerieth, daß die **Vorſichtigkeit** vorhätte, ſie an einen ganz andern Ort zu führen. Sie entdeckte dieſes den übrigen. Die

Vorſichtigkeit ward vom Steuer hinweggeriſſen. Der Argwohn band ihr die Hände, die Furcht verhüllte ihr die Augen, und die Verzweiflung ſtieß ſie in ein Gefängniß unten auf dem Boden des Schifs.

Nunmehr hatte ſich der Argwohn des Steuers bemächtiget, wiewohl in beſtändiger Unruhe, daß er an ſeichte Oerter kommen, oder an verborgne Klippen ſtoßen möchte. Kurz darauf ſah er in der Ferne ein Schif, welches auf ihn loszuſegeln ſchien. Er hielt es für einen Seeräuber, und floh mit ſeinem Schiffe nach den Klippen, vor denen er ſich ſo lange gehütet hatte. Jeden Augenblick ſtreifte es an verdeckte Felſen, und ſo vielmal es anſtieß, ſchrie die Furcht, und die Verzweiflung that die grauſamſten Flüche, welche die Furcht noch mehr erſchreckten.

Der Argwohn wußte nicht mehr, wohin er ſich wenden ſollte, und rieth nunmehr ſelbſt, die Vorſichtigkeit wieder aus dem Gefängniſſe zu laſſen. Ehe er ihr aber die Thüre eröfnete, foderte er einen Eid vor ihr, daß ſie ſich wegen aller Beleidigungen, die ihr geſchehen waren, nicht rächen wollte. Sie that es, und als ſie herausgelaſſen war, lehrte ſie den Argwohn, nicht blindlings in alles ein Mistrauen zu ſetzen, ſondern überall, wo man Gefahr beſorgte, den Grund zu prüfen und zu meſſen. Sie lenkte ſelbſt das Steuer, und vermied alle Klippen und ſeichte Orte mit vieler Geſchicklichkeit. Das Schif war nunmehr wieder auf den rechten Weg gebracht, als ſie ein Ungewitter voraus ſah, dem ſie nicht entgehen konnte. Kaum hörte dieſes die Furcht, ſo ſtund ſie ſchon gröſſre Angſt aus, als ob es wirklich da wäre. Sie ſchlug die Hände zuſammen und beſeufzte den Tag, da ſie ſich auf das Meer begeben hatte. Die Verzweiflung läſterte unterdeſſen den Himmel, daß er dieſes Unglück über ſie verhienge, ohne daß ſie es verdient hätten; und

der

der **Argwohn** beſchuldigte die **Vorſichtigkeit** mit harten Worten, daß ſie dieſes voraus geſehen hätte, ehe ſie vom Lande gegangen wären, und daß ſie nur aus Bosheit ſie in dieſes Unglück verleitet hätte. Die **Vorſichtigkeit** ließ ſich nicht ſtören, und ſo bald ſie merkte, daß der Wind zu ſtark ward, befahl ſie, die Segel fallen zu laſſen. Kaum konnte ſie den **Argwohn** bereden, ihr hierinnen zu helfen. Die **Verzweiflung** wollte keine Hand mehr rühren, und die **Furcht** war nicht im Stande, es zu thun. Die Wellen fiengen an das Schif bald in die Höhe zu heben, bald in den Abgrund zu werfen. Die **Furcht** lag halb todt auf dem Boden deſſelben. Die **Vorſichtigkeit** ließ das Boot ins Waſſer, um es im Falle der Noth zu brauchen. Der **Argwohn** aber hieb das Tau davon ab, und überließ es der freyen See, weil er die **Vorſichtigkeit** im Verdachte hatte, daß ſie darauf entfliehen, und ſie in der Noth verlaſſen wollte. Als der Wind das Schif mit unglaublicher Gewalt noch länger hin und her warf, ergrif die **Verzweiflung** ein Beil, um den Maſt abzuhauen. Die **Vorſichtigkeit** ward es gewahr, und riß es ihr aus den Händen, weil es noch nicht aufs äußerſte gekommen war. So ſoll ich denn erſaufen? rief hierauf die **Verzweiflung**, indem ſie voll Wut in die Wellen ſtürzte, und um nicht durch die Gewalt des Sturms zu erſaufen, ſich ſelbſt erſäufte. Einige Augenblicke darauf ſchlugen die Wellen über dem Schiffe zuſammen. Der **Argwohn** meynte, daß es untergienge, obgleich bis hieher noch Rettung war. Hingegen glaubte er ſeitwärts ganz in der Nähe eine kleine Inſel zu ſehen. Hier vermißte er das Boot, das durch ſeine Schuld verloren gegangen war. Er beſchloß aber dahin zu ſchwimmen. Doch was er für ein Ufer gehalten hatte, war nichts als eine Klippe. Eine Welle ſchlug ihn daran, und er ward zerſchmettert. Nun blieb die **Vorſichtigkeit** allein übrig. Denn die **Furcht** hatte das Vermögen

zeigen nicht, ihr beyzustehen. Dennoch verlor sie den Muth nicht. Sie band das Steuerruder feste. Sie pumpte das Wasser mit einer erstaunlichen Aemsigkeit aus dem Schiffe, und ließ sich nicht abschrecken, obgleich eine neue Welle wieder hinein schlug, indem sie das Wasser von der ersten hinausgeworfen hatte. Denn sie hoffte, daß der Sturm bald vorüber seyn sollte. In der That hatte sie recht. Wenige Stunden darauf legte sich der Wind, und sie gelangte durch übermenschliche Arbeit, aber doch glücklich, mit der Furcht, die noch immer zitterte, endlich ans Land. Sie trafen den Verstand an, welcher der Furcht, in Ansehung ihrer Tochter der Vorsichtigkeit ihre bisherigen Thorheiten verzieh, ihr aber dabey zu erkennen gab, daß sie ohne seine Gesellschaft und ohne das Vermögen, dasjenige, wovor sie zitterte, von sich abzuhalten, das allerunnützeste und unbrauchbarste Wesen von der Welt wäre.

XXXIV.

Den 30sten Nov. 1745.

Ein Mann, dessen Verstand so wohl ausgearbeitet ist, als sein Geschmack, machte neulich die Anmerkung, daß die meisten Dinge, die wir am beständigsten lieben, unsern Sinnen anfangs nicht allzuangenehm sind, bis wir besser mit ihnen bekannt werden. Wir bekommen vor keinen Sachen leichter mit der Zeit einen Ekel, als vor denen, die süß und weichlich schmecken; hingegen dasjenige, was ein wenig sauer ist, oder etwas bittres an sich hat, ist uns in unsrer ersten Jugend unangenehm, da doch bey reifern Jahren die meisten und feinsten Zungen die größte Lieblichkeit darinnen suchen.

Die

Die Urſache hiervon iſt, weil alle Sachen, die wir öfters empfinden, etwas von der Stärke ihres Eindrucks verlieren, ſo bald wir gewohnt werden, ſie zu fühlen. Eine geringe Empfindung wird uns mit der Zeit zu gar keiner Empfindung. Dasjenige, was uns anfangs nur ſanft gerühret, wird in Anſehung unſer ganz ſtumpf und kraftlos, ſo bald die Empfindung deſſelben oft wiederholet wird; und dasjenige was unſre Sinne anfangs ſtärker angegriffen, als uns angenehm geweſen, kitzelt dieſelben deſto mehr, wenn die Gewohnheit, es zu fühlen, dieſen Dingen die überflüßigen Stacheln benommen hat.

Eben die Urſache alſo, welche macht, daß die Menſchen die Veränderung lieben, iſt auch der Grund, warum die Urtheile eines feinen Geſchmackes von dem Gefühle einer gemeinen und ungeübten Empfindung in vielen Stücken nicht anders als verſchieden ſeyn können. Ungeachtet die Schönheit an ſich ſelbſt eine Sache iſt, die, ihrem Weſen nach, Vergnügen erwecket, und den Beyfall und die Bewunderung eines jeden Verſtandes erzwingen und zu ſich reißen ſollte; ſo erfodert ſie doch eine gewiſſe Fertigkeit der Sinnen, um erkannt zu werden. Für einen niedrigern Verſtand ſind niedrigere Schönheiten gemacht, welche mit ſüßen und weichlichen Speiſen zu vergleichen ſind, die demjenigen gut ſchmecken, der noch wenig andre gekoſtet hat, und die derjenige bald ſtehen läßt, der oft nach einander davon genießt. Für geübtere Sinnen dienen diejenigen Dinge, deren Schönheit eben deswegen nicht ſogleich in die Augen fällt, weil ſie voller Schönheiten ſind, die genauer entdeckt ſeyn wollen, und die mit Senf oder rothem Weine zu vergleichen ſind, an welchen ſich männliche Zungen vergnügen, indeſſen daß Kinder den Kopf dabey ſchütteln und den Mund zuſammen ziehen.

Es iſt damit nicht geſagt, als ob es nicht auch Dinge gäbe, die gleich anfangs gefallen müſſen, und deren Eindruck doch ſtark genug iſt, daß wir nicht ſo bald gegen ihre Annehmlichkeit unempfindlich werden. Es giebt Speiſen, welche anfangs der Zunge eine ſüße Empfindung geben, und am Ende Stacheln hinter ſich zurücklaſſen. Es giebt ſowohl Dinge als Perſonen, in deren Eigenſchaften wir immer etwas neues entdecken, und bey denen uns immer eine neue Annehmlichkeit in die Augen fällt, wenn der Eindruck einer vorhergehenden ſchwach werden wollte.

Unterdeſſen würden wir allzuviel von unſerm Vergnügen verlieren, wenn wir unſern Geſchmack nur an dieſe letztern Dinge gewöhnen, und diejenigen verachten wollten, deren Reizung nicht allein nicht geringe, ſondern auch von guter Dauer ſeyn wird, wenn wir ſie nur mehr als einmal verſuchen. Derjenige, der ſo ekel iſt, daß er von nichts als von dem höchſten Grade der Vollkommenheit gereizet und vergnügt ſeyn will, läuft Gefahr, gröſtentheils leer auszugehen, und es möchte ihm vielleicht das Schickſal jenes Fuchſes aufgehoben ſeyn, der in der Hofnung, die herrlichſte Speiſe zu finden, vor gewöhnlichem Futter vorbey gieng, um aus einem Hofe voll fetter Hüner, wo er ſich was zu gute thun wollte, mit einer Tracht Schläge hungrig zurückgewieſen zu werden.

Bey allem dem giebt es Leute, welchen auch die allervollkommenſten Dinge bald abgeſchmackt und ekelhaft werden. Sie betrachten und koſten die Sachen ſo obenhin, oder ſie haben ſo grobe und dickhäutige Sinnen, daß keine Sache ſie ſtark genug rühren kann, welcher ſie nicht bald überdrüſſig würden; und weil ſie gleichwohl gerühret ſeyn wollen, ſo ſteigen ſie von angenehmen Dingen immer zu widerwärtigern, und ſuchen ihr Vergnügen in Sachen, die geſunde Sinnen beleidigen. Die wunderlichſte Verſamm-

ſammlung von Farben, welche ein zärtliches Auge verletzt, eine Zuſammenhäufung und Verwirrung von Zierathen, die ſich wie ein Irrgarten in einander ſchlingen, und aus welchen ein ordentlicher Verſtand ſich nicht heraus finden kann; eine Vermiſchung widerſtreitender Speiſen, welche die Zunge nicht ſowohl kitzelt, als verwundet; ein Gerafſel von Tönen, deren Wohlklang und Verbindung das allergeübteſte Ohr nicht ohne langwierige Arbeit wahrzunehmen vermögend iſt: ſind die Erfindungen ſo ungeduldiger und flüchtiger Geiſter, ſobald ſie von dem anziehenden und doch angenehmen Eindrucke wirklich ſchöner Sachen gelitzigt ſind. Durch einen Misbrauch der Regel, daß viele Dinge den Sinnen nicht gleich anfangs angenehm genug vorkommen, die man doch hernach am beſtändigſten liebt, verwerfen ſie die natürlichen Schönheiten der Dinge, die ihnen blos darum allzumatt ſind, weil ſie nicht Aufmerkſamkeit genug haben, ſie zu empfinden. Sie wollen immer etwas rührenders und einnehmenders hinzu ſetzen. Dadurch fallen ſie von einer Ausſchweifung auf die andre, und bleiben bey nichts beſtändiger, als bey Dingen, deren Widerwärtigkeit ſtark genug iſt, daß ſie auch durch die öfterſte Empfindung nicht überwunden werden kann. Die Begierde, den Eindruck der Annehmlichkeiten zu verſtärken und immer ſchärfer zu machen, pflegt auf ſolche Weiſe den guten Geſchmack zu unterdrücken, nachdem eben dieſe Begierde ihn vorher gebeſſert und feiner gemacht hatte.

Was man hierinnen von andern Dingen ſaget, kann man auch von Geſellſchaften behaupten. Es giebt nehmlich ſolche, die anfangs angenehm ſind, deren man aber ſchon überdrüßig iſt, wenn man ſie zwey oder dreymal beſucht hat. Es giebt ſolche, deren Umgang uns nicht von den angenehmſten zu ſeyn ſcheint, ſo lange wir ſie noch nicht kennen, von denen wir uns aber nicht wieder trennen können, wenn wir einigemal mit ihnen umgegangen ſind. Es

giebt

giebt solche, deren Höflichkeit und aufgeräumtes Wesen uns gleich anfangs ein Vergnügen macht, welches durch die Zeit nicht geschwächet, sondern durch Verstand und Artigkeit unterhalten wird; und es giebt endlich solche, an denen man nichts anders, als aus einem wunderlichen und ausserordentlichen Geschmacke Belieben finden kann. Es giebt vielleicht noch andre Arten von Gesellschaften, und ich überlasse es einem jeden, zu welcher Art man folgende rechnen will:

Mein Herr!

Ich habe mich jederzeit auf das sorgfältigste gehütet, daß niemand von meinen Reden etwas nachsagen oder aufschreiben können; und das Mittel hierzu ist, daß ich gar nichts rede. Wenn die Zunge nicht zum Schmecken diente, wäre sie eine sehr entbehrliche Sache. Wir sprechen in unsrer zartesten Kindheit nicht eine Silbe, und es geht uns deswegen nicht schlechter, als in unsrer übrigen Lebenszeit. Die Natur hat den Kopf des Menschen nicht vergebens beweglich gemacht, damit wir nicken können, wenn wir etwas bestätigen wollen, und damit wir ihn schütteln können, wenn wir etwas zu verneinen haben. Mit diesen zwey Zeichen, und indem ich dann und wann im größten Nothfalle mit Fingern weise, bin ich bisher sehr wohl fortgekommen, und um diese bequeme Gewohnheit weiter fortzupflanzen, bin ich willens, inskünftige eine stumme Versammlung zu geben. Eine jede Person, die darinnen ankömmt, macht den Anwesenden eine Verneigung, welche von ihren Stühlen aufstehen und ein gleiches thun, und sich sodann mit ihr zugleich in aller Stille wieder setzen. Die folgende, die ankömmt, thut ein gleiches, bis endlich die ganze Gesellschaft beysammen ist. Alsdann werden die Spieltische, ohne ein Wort zu sagen, eingetheilt, und ein jeder begiebt sich dahin. Ich wollte wünschen, daß es auch hier ganz ohne

Reden

Reden abgehen könnte. Aber das Mittel, die Karten auf den Tisch zu legen und seinen Mitspielern zu weisen, scheinet mir nicht regelmäßig genug, und ich wollte hierzu lieber eine andere Erfindung haben. Hingegen wird es bey mir sogleich wieder stille, wenn das Spiel zu Ende ist. Diejenigen, die fertig sind, stehen auf, und sehen den übrigen zu, die noch spielen, bis endlich die ganze Gesellschaft in eben solcher Stille sich wieder trennet, wie sie zusammen gekommen war, und aus ihrem Umgange den Vortheil mit nach Hause nimmt, einander gegrüßt und angesehen zu haben. Haben Sie Lust, die Reden dieser stummen Gesellschaft nachzuschreiben, weil Sie solches für eine so nützliche Sache halten; so sollen Sie hiermit die Erlaubniß haben, sich mit Ihrer Schreibetafel einzufinden. Ich wette, daß Sie sie so weiß zurück nehmen sollen, als Sie sie mitgebracht haben. Ich bin

Ihre

stumme Leserin

Fischmund.

Ich kann nicht unterlassen den Vortheil einer Gesellschaft zu erkennen, die die Meynung einiger alten Philosophen klärlich widerlegt, als ob die Rede und die Vernunft des Menschen zwey unzertrennliche Stücke wären, und als ob der Mensch sich durch die erstere noch mehr, als durch die letztere, von den Thieren unterschiede. Um diese Widerlegung vollkommen zu machen, wünschte ich eben so sehr, als die Frau Fischmund, daß das Reden beym Spiele gänzlich zu entbehren wäre. Ich weis nicht, ob es nicht auf folgende Art angehen möchte. Derjenige, der zu spielen verlangt, legt eine gewisse Zahl von Marken vor sich hin, nachdem er entweder ein bloßes Spiel oder ein Sans prendre machen will, eben so wie man sonst beym Pochen oder Scharwenzeln mithält, ohne ein Wort zu sprechen. Diejenigen, die es erlauben, nicken

mit dem Kopfe. Wer aber mehr sprechen will, legt nach derselben Manße auch mehr Marken vor sich. Um den Trumpf zu nennen, zeigt man ein Blatt von derselben Farbe aus demjenigen Spiele Karten, das auf dem Tische liegt. Wer ein Wort redet, giebt einen Fisch Strafe, zum Besten desjenigen, der im nächsten Spiele die Spadille besitzt. So kann alles auf das ordentlichste und regelmäßigste abgehen, ohne einen Laut von sich zu geben. Da man sonst die Neuigkeiten auch im Spiele liebt, so glaube ich, diese würde nicht unangenehm seyn, und dabey noch den Vortheil haben, daß etwas auf die Spadille zu gewinnen wäre.

Ich will zu dieser Gesellschaft noch den Entwurf einer andern setzen.

Mein Herr Fremder!

Es verlangt mich sehr nach einer Art einer Akademie von Künsten und Wissenschaften, bey welcher kein Oberhaupt, keine durch Stimmen erwählte Mitglieder, keine ordentlichen Berathschlagungen, und kurz keine andern Einrichtungen wären, als daß ein jeder daselbst für sein Geld nach Gefallen, ein Glas Wein, eine Schale Caffee, oder was einem sonst beliebt, zu sich nehmen könnte. Hier könnten zu einer Zeit des Tages, da man am ersten von andern Verrichtungen abkommen kann, Geschichtschreiber, Liebhaber der Alterthümer, Poeten, Schriftsteller, Baumeister, Maler, Musikverständige, Bildhauer und kurz alle, die den freyen Künsten angehören, ihre Börse halten, und sich in aller Freyheit mit einander unterreden. Diese Künste haben einen solchen Zusammenhang, daß sie nothwendig Nutzen aus einander schöpfen müssen, und der Umgang unter Leuten, die den Wissenschaften gewidmet sind, ist selbst dem Studieren und dem Nachsinnen nicht nachzusetzen. Hier würde

man

man einige über eine verfertigte Arbeit mit einander rathſchlagen hören; dort würde ein Liebhaber der Alterthümer einen Bildhauer den Harniſch eines Kriegsgottes bilden lehren; dort würde ein Maler einem Poeten einen Fehler in einer Beſchreibung entdecken; dort würde der eine dem andern ſeine Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften bey andern Völkern mittheilen, und hier würde ein Fremder die geſchickten Meiſter eines ganzen Volkes ohne Mühe kennen lernen. Kurz, eine ſolche Akademie würde die gröſte Aufmunterung der beſten Köpfe der ganzen Stadt ſeyn können. Sie hat keine Stiftung, kein Capital, und kein Privilegium nöthig. Es brauchte nur daß vier oder fünf angeſehene Leute von allerley Wiſſenſchaften den Anfang dazu machen; ſo müſten die übrigen wenig Liebe für die Geſellſchaft haben, wenn ſie nicht dieſe Gelegenheit in Acht nähmen, Leute zu ſehen, mit denen ſie von ihrem Hauptwerke und von demjenigen ſprechen könnten, womit ſie täglich zu thun haben, als wovon doch ein jeder gemeiniglich am liebſten redet. Ich bin

Ihr

ergebener Diener

T . .

XXXV.

Den 7ten Dec. 1745.

Es gehet mit der Redlichkeit faſt wie es dem Homer nach ſeinem Tode gieng. Es iſt beynahe kein Ort, welcher ſich nicht rühmte, vordieſem das Vaterland und der Sitz dieſer ehrwürdigen Tugend geweſen zu ſeyn, welche man ſchon längſt unter die Verſtorbenen rechnet. Die

Deutsche sagt von einem Manne, den er für recht redlich preisen will, daß er ein alter deutscher Biedermann sey; der Däne nennt einen redlichen Mann einen guten alten Dänen; der Franzos weis sich mit der Redlichkeit seiner Vorfahren eben so viel; und es ist keine Nation, welche nicht ihre Voreltern als rechte Muster der Aufrichtigkeit vorstellte. Ueberall sagt man, daß die Redlichkeit nicht mehr sey, oder doch sich beynahe verloren habe; und überall soll sie doch gewesen seyn.

Eines theils kann man sagen, dieses gehöre mit unter die Zeichen, daß die Menschen durchgängig sich lieber den Ruhm eines guten Verstandes, auf Unkosten ihrer Ehrlichkeit, zuschreiben, als das Lob eines guten Herzens erwählen wollen. Wir machen mit unsern Vorfahren die Theilung, daß wir uns alles geistige Wesen, alle Ausübung der Künste, alle Feinigkeit und List, und kurz alles, was ein Beweis eines aufgeweckten und offnen Verstandes seyn kann, zueignen, und um nur diesen Ruhm aufs höchste zu treiben, ihnen gern alle Vortheile von Seiten des Herzens überlassen. Es ist wahr, wir werden zuweilen böse, wenn uns jemand sagt, daß wir sehr fein und listig sind. Aber dieses geschieht nur darum, weil der gröste Ruhm der Schlauigkeit darinnen besteht, es zu seyn, ohne es merken zu lassen; und weil das Lob, welches uns ein andrer beylegt, daß wir sehr listig sind, den stillen Vorwurf in sich enthält, daß wir es nicht gar zu listig gemacht haben müssen, weil man uns sonst nicht dafür ansehen würde. Hingegen werden wir wiederum böse, wenn uns jemand sagt, daß wir uns gar nicht verstellen, daß wir uns eben nicht durch List auf der Welt fortzuhelfen suchen; zum sichern Kennzeichen, daß uns dieser Ruhm gar nicht gleichgültig ist. Eines theils also legen wir unsern Vorfahren die Ehre der Redlichkeit bey, weil wir sie nicht haben wollen, und machen es damit, wie mit solchen Sachen, die man als unnütz und abgetra-

gen

gen wegſchenkt. Andern theils aber kann man dieſes der Veränderung der Begriffe von der Welt zuſchreiben, die in einem jeden Menſchen mit den Jahren, und durch die Erfahrung vorgeht. Nach dem Maaße, daß wir die Welt genauer kennen lernen, ändern wir unſre Begriffe davon. Weil aber die Gedanken, die man in der Jugend von den Sachen gehabt, nicht durch diejenigen verlöſcht werden, die man im Alter davon bekömmt; und man doch auch nicht ohne die höchſte Noth ſich überreden will, daß man vor dieſem falſch und irrig gedacht habe; ſo thut man es ſich lieber zu gefallen, und glaubt, die Leute ſeyn vorhin anders geweſen als itzo, und es ſeyn nicht unſre Begriffe von den Sachen, ſondern die Sachen ſelbſt ſo ſich geändert haben. Ich weis nicht, wie es kömmt, wird ein ältlicher Mann ſagen, daß die jungen Leute itzo gar nichts männliches und geſetztes mehr an ſich haben. Der Vater dieſes jungen Menſchen war in ſeinem zwanzigſten Jahre viel verſtändiger, als der Sohn itzo im fünf und zwanzigſten iſt. Er erinnert ſich aber nicht, daß er damals nur zwölf oder dreyzehn Jahr alt war, und etwa denen Leute geſehen hatte, und daß er alſo vielleicht damals für verſtändig hielt, was ihm itzo abgeſchmackt und unverſtändig vorkömmt.

Durch dieſe Veränderung der Begriffe, und zugleich durch die verſchiedne Art, wie die Leute in unſrer Jugend mit uns umgehen, und wie ſie uns in ihrem Alter begegnen, werden die meiſten Menſchen leichtlich auf die Gedanken verleitet, daß die Redlichkeit auf der Welt augenſcheinlich abnehme. Wir haben in unſrer Jugend nicht ſo viel mit Leuten zu thun, die einen Vortheil dabey hätten, uns zu hintergehen. Wir bringen die erſten Zeiten unſers Lebens meiſtentheils mit unſern Eltern und Verwandten zu, die vielmehr unſer Beſtes wahrnehmen, als uns zu betrügen ſuchen; wir ſtehen wenig Leuten ſo

viel im Wege, daß es der Mühe werth wäre, viele List wider uns anzuwenden; und endlich müßte man es schon ziemlich grob machen, wenn wir sogleich merken sollten, daß wir betrogen würden. Im Alter aber gehet alles dieses ganz anders. Gleichwohl, anstatt daß man den Schluß machen sollte: In meiner Jugend hat man sich weniger Mühe gegeben mich zu betrügen, als itzt; und in meiner Jugend war ich so einfältig, daß ich alle Leute für redlich hielt; so schließt man viel lieber: Die Leute sind vor diesem redlicher gewesen, als itzo.

Da man also hierdurch auf die Gedanken geräth, daß die Welt in dreyßig, vierzig oder aufs höchste funfzig Jahren so eine Veränderung erlitten habe; so ist es nichts wunderns würdiges, wenn man nach diesem Verhältniß ausrechnet, wieviel Aufrichtigkeit und Redlichkeit vor etlichen Jahrhunderten auf der Welt gewesen seyn müsse, und wie güldne Zeiten man vollends vor tausend und mehr Jahren gehabt habe.

Unterdessen darf man nur ein wenig die Augen auf dasjenige werfen, was uns von den vergangenen Zeiten aufgezeichnet ist, um einzusehen, wie sehr man sich verrechnet, wenn man glaubt, daß unsre alten redlichen Vorfahren mehr Redlichkeit besessen als zu unsrer Zeit im Gebrauche ist. Es kann vielleicht seyn, daß die Art zu lügen sich, wie der Schnitt der Kleider, bald so, bald so geändert hat. Wenn man immer in einerley Maske erscheinet, so wird man endlich darin so kenntlich, daß es eben so viel ist, als ob man gar nicht verkleidet wäre. Es kann also wohl seyn, daß die Menschen, welche sich keine Regel daraus gemachet haben, allezeit offenherzig zu seyn, dann und wann die Maske verändert haben, um desto unkenntlicher zu bleiben. Es können die Manieren, sich aufrichtig anzustellen, von Zeit zu Zeit anders geworden seyn. Aber wenn man doch einmal betrogen wird,

bleib

bleibe es daſſelbe, ob wir auf alte Art durch ein treuherziges Schütteln der Hand, oder nach neuer Weiſe, durch tiefes Bücken, durch ſchmeichelnde Ausdrücke, und durch freundliches Lächeln hintergangen werden. Man findet ſogar zu unſern Zeiten Exempel, daß diejenigen, welche ſich ſo altväteriſch anſtellen, als ob ſie der einzige Ueberreſt der alten Redlichkeit wären, unter dieſer Larve dennoch manchen neuen Betrug ſpielen.

Alles alſo was man aufs höchſte zugeben kann, iſt vielleicht, daß die alte Kunſt zu betrügen nicht ſo fein als die neue iſt, und daß man zwar jederzeit einerley Willen gehabt, einander zu hintergehen, aber daß man es vordem nicht auf eine ſo verdeckte Art angefangen, als zu unſern Zeiten. Wenn alſo zu entſcheiden wäre, ob in den alten oder in den neuern Zeiten mehr Redlichkeit zu finden ſey; ſo käme es ungefähr auf die Frage an, ob derjenige ein gröſſerer Lügner ſey, welcher erzehlt, er habe eine Frau gekannt, die gerade am Tage der eilftauſend Jungfrauen mit eilf Töchtern niedergekommen, welche allezuſammen am Leben geblieben, und am Apoſteltage alle auf einmal mit eilf Brüdern verheyrathet worden, welche die Namen der eilf getreuen Apoſtel geführet; oder ob derjenige eine gröſſere Lüge ſage, der auf die zuverſichtlichſte Art erzehlt, daß er an dem und dem Tage, da er vielleicht nicht aus der Stube gekommen, bey einem gewiſſen groſſen Herrn geſpeiſet, der dabey die Ordnung, wie die Speiſen auf dem Tiſche geſtanden, die Perſonen die daran geſeſſen, was dabey geredet worden, was wohl oder was übel zugerichtet geweſen, in dem gröſten Zuſammenhange nach einander herſagt. Man wird ſagen können, daß der eine gröber, der andre aber wahrſcheinlicher gelogen. Man wird aber ſchwerlich ausmachen, welches von beiden mehr als das andre [illegible] ſey, ſo lange beides falſch iſt. Eben ſo wenig wird man auch ausmachen, ob unſre oder die alten Zeiten redlicher ſind; wenn man auch zugeben wollte,

daß in den alten Zeiten List und Verstellung etwas handgreiflicher, als in den neuern, eingerichtet gewesen wären.

Aber vielleicht irren wir uns auch hierinnen, und wenn manche von den alten Vorfahren wieder aufstünden, so sollten sie mit ihrer alten Redlichkeit auch wohl manchem schlauen Fuchse unter ihren Nachkommen zu schaffen machen.

Ich finde von den ältesten dänischen Helden nicht leicht einen, welcher nicht von der Redlichkeit zuweilen eine Ausnahme gemacht; und man soll mir nicht leicht einen zeigen, dem ich nicht Helden aus dem itzigen Jahrhundert entgegen setzen will, wider deren Redlichkeit man gewiß weniger einzuwenden hat; da es doch viel leichter ist die Falschheiten zu wissen, die ein Mensch in den itzigen Zeiten begangen hat, als diejenigen, die durch die Zeit verloschen sind.

Es kann seyn, was ein alter dänischer Geschichtschreiber sagt, daß man es vor diesem für etwas recht schändliches gehalten, eine Lüge zu sagen. Aber man war gewiß schon damals so sinnreich, als zuweilen sehr gewissenhafte Leute unsrer Zeiten zu seyn pflegen. Nehmlich, um keine Lüge zu sagen, sagte man eine Zweydeutigkeit. Es giengen zum Exempel zween Brüder, deren Vater Frowin vom König Atislus erschlagen war, aus ihrem Vaterlande, um an diesem Könige Mord mit Mord zu rächen *). Sie begaben sich in einen Wald, wo der König

eft

*) Atislus war nach dem Saxo im IV. B. S. 60. ein kriegerischer König von Schweden, der einen dänischen Herrn Frowin bey Schleswig in einem Gefechte mit eigner Hand erlegte. Weil Atislus sich dieses Glücks übermäßig zu rühmen pflegte, so wurden die zween Söhne des Frowin desto begieriger, seinen Tod zu rächen. Saxo erzehlt S. 62 ihre Verstellung, wie sie hier beschrieben ist, und scheint sie für etwas sinnreiches, und für nichts weniger als eine Lüge zu halten. Denn dieser hatten sie sich nicht schuldig machen wollen. Plurimum quippe deformitatis olim ab illustribus viris in mendacio reponebatur.

oft ſpatzieren gieng. Er ſah ſie daſelbſt, und redete ſie an, wer ſie wären? Sie ſagten ihm, ſie wären aus Schleswig, wie es denn ſich wirklich ſo befand. Er fragte weiter, warum ſie aus ihrem Vaterlande gegangen wären? Sie antworteten, eines Todſchlags wegen. Sie logen nicht, aber unterdeſſen daß der König glauben mußte, daß es eines Todſchlags wegen wäre, den ſie begangen hätten, ſo war ihre Meynung, daß ſie gekommen wären, um ihn an dem, der ſie fragte, zu begehen. Wenn dieſe Gewiſſenhaftigkeit, die Wahrheit zu reden, eine Redlichkeit heiſſen kann, ſo iſt kein Betrug, den man nicht unternehmen kann, ohne die Redlichkeit zu beleidigen.

Wie hoch die Alten die Liſt gehalten haben, kann man an dem Exempel des Hamleth ſehen, von welchem die Alten viel Rühmens machten, und von welchem man, was ſeine Verſchlagenheit betrift, noch zu wenig ſagt, wenn man ihn den Ulyſſes im Norden nennet. Dieſer Held hatte die Geſchicklichkeit, ſich ſeine ganze Jugend durch närriſch anzuſtellen, und alle Proben von der Welt auszuhalten, ohne ſich zu verrathen; ungeachtet es in dieſen alten Zeiten Leute genug gab, die ſo liſtig waren, ihn auf die feineſte Art zu prüfen. Er verſtund die Kunſt, Briefe zu eröfnen, andre unterzuſchieben, falſche Nachrichten auszuſtreuen, Leute zu betrinken, damit ihre Wachſamkeit ihm nicht hinderlich fiele, und ſich aus allen Netzen zu retten, die ihm gewiß mit vieler Hinterliſt gelegt waren *).

Vielleicht wird man meynen, daß dieſes der alten Redlichkeit keinen Eintrag thue, weil er die Liſt am rechten Orte und nicht ſowohl zum Schaden andrer, als zu ſeiner Vertheidigung gebraucht hat. Es kömmt alſo darauf an, was man Redlichkeit nennen will. Ich halte

*) Man ſehe vom Hamleth oder Amleth, deſſen Liſt und Tapferkeit durch den Shakeſpear noch bekannter geworden, den Saxo im III. und IV. Bande.

dafür, die Redlichkeit iſt eine Fertigkeit des Gemüths, keinen andern Endzweck ſeiner Handlungen vorzugeben, als den man wirklich hat. Die Verſtellung iſt eine Sache, welche man wohl und auch übel brauchen kann; die Redlichkeit iſt alſo weder eine Tugend noch ein Laſter. Es kann redliche Straßenräuber geben, und überhaupt Leute die nichts weniger als ehrliche Leute zu nennen ſind, können deswegen doch redlich ſeyn, und hingegen die ehrlichſten Leute von der Welt, die niemanden jemals Schaden zufügen wollen, ſind doch deswegen nicht allemal redliche Leute. Die Alten mochten alſo die Liſt wohl oder übel brauchen; ſo bald ein Menſch durch Liſt zu ſeinem Endzwecke gelangt, wenn er auch die gerechteſten Abſichten von der Welt hätte, ſo würde es eben ſo ungeſchickt ſeyn, ſein redliches Verhalten dabey zu rühmen, als wenn ich einen Menſchen, der ſich durch die Flucht aus einer Gefahr gerettet, nachſagen wollte, daß er die Gefahr ſehr tapfer überſtanden habe.

Was aber will man alsdann von der alten Redlichkeit ſagen, wenn man ſieht, daß auch diejenigen unter den Alten, welche für die größten Helden angeſehen werden, die Liſt nicht allemal zum beſten Endzwecke gebraucht, und daß ſie zuweilen Leute, denen ſie allen Beyſtand und alle Aufrichtigkeit ſchuldig geweſen, auf eine gewiß nicht redliche Art hintergangen haben?

Der tapfere Kämpfer Starkather, welcher doch in ſeinen meiſten Handlungen als der ſtrengſte und ehrenfeſteſte Mann vorgeſtellet wird, hatte nach der Erzehlung der Alten alle ſeine Tapferkeit und alle ſeine Gemüthsgaben einem Schelmſtücke zu danken. Der Gott Othin wollte den König Wicar ums Leben gebracht haben. Starkather ließ ſich bereden, das Werkzeug hierzu zu ſeyn. Er ſetzte ſich in des Königs Vertraulichkeit, er wußte ihn gänzlich einzunehmen, bis eben als ſie zu Schiffe waren,

ein

ein grauſamer Sturm entſtund. Starkather ſchlug vor, das Loos zu werfen, wen man opfern ſollte, um das Meer zu verſöhnen. Entweder Othin regierte das Schickſal ſo, oder vielmehr Starkather wußte mit dem Looſen ſo wohl umzugehen, daß es den König traf. Er gab ihm ſogleich den Rath, daß man ein Seil von Baſte machen wollte, das ihm keinen Schaden thun könnte, und daß er ſich daran unterdeſſen zum Schein aufhängen laſſen ſollte, bis der Sturm vorüber wäre. Der König ließ ſich dazu bereden. Er ward aber mehr als zu wahrhaftig aufgehangen, und was das Seil nicht that, vollführte Starkather mit dem Degen, indem er ihm ſelbigen durch den Leib ſtieß *).

Der groſſe Canut, der doch unter die gröſten Helden des Alterthums gehöret, glaubte ebenfalls, daß man, um ſein Glück zu machen, einen andern wohl hintergehen könnte. Dieſer däniſche König war mit dem Olaus, König in Norwegen nach Engländ gegangen, und ſie hatten ſich verglichen, daß ſie ihre Eroberungen mit einander theilen wollten. Canut fand Gelegenheit mit dem Könige von England einen Frieden zu ſtiften, dadurch er ſelbſt zum Mitregenten in England angenommen ward. Olaus bekam alſo nichts, und mußte unbelohnt wieder nach Hauſe gehen. Und über dieſes beraubte ihn Canut ſeiner Gelichten, und betrog ihn alſo ſowohl um ſeine Eroberungen im Felde, als bey dem Frauenzimmer **).

Man

*) Saxo im VIten Buche S. 103.

**) Saxo erzehlt im zehnten Buche S. 192, daß Canut ſich gleich nach ſeines Vaters Tode der Reiche Norwegen und England beraubt geſehen, da ſich in jenem Olaus und in dieſem Eduard zu Königen aufgeworfen; und daß Canut ſich damit zu helfen gewußt, daß er den einen von ſeinen Mitbuhlern gegen den andern bewafnet, und mit Olai Hülfe den engliſchen König geſchlagen, die Frucht des Sieges aber für ſich allein behalten habe. Hernach habe er noch darzu den Olaus um ſeine geliebte Alvima gebracht.

Der

Man wird vielleicht einwenden, daß alle dieſe Geſchichte erdichtet ſind. Vielleicht hat man eines theils hierinnen Recht; aber ſo ſind ſie doch von den Alten erdichtet worden. Soll man wohl glauben, daß diejenigen ſonderbare Liebhaber der Redlichkeit geweſen ſind, die einen Gefallen daran gehabt, den Helden, denen ſie allen Ruhm beylegten, und die ſie bis zum Himmel erhuben, ſo viele ſchlimme Streiche anzudichten.

Ich überlaſſe es andern, dieſe Unterſuchungen bey ſolchen Zeiten anzuſtellen, die den unſrigen näher ſind. Es iſt genug, daß ich es bey den allerälteſten gethan, welche gleichwohl die allerredlichſten ſeyn müßten, wenn der Schluß gelten ſollte, daß die Redlichkeit immer abnähme. Und ich glaube, dieſes iſt zureichend, den Schluß zu machen, daß ein Mann nach der neuen Welt, wohl eben ſo viel werth ſey, als einer nach der alten.

XXXVI.

Der Etatsrath Suhm hat in ſeinem Verſuche zur Verbeſſerung der däniſchen und norwegiſchen Hiſtorie 1757 in däniſcher Sprache das Leben des großen Canut mit vieler Gelehrſamkeit beſchrieben. Er zeigt S. 16. aus dem Snorre Sturleſon, daß vielmehr Olaus der heilige, der damals noch nicht König von Norwegen war, den Engländern gegen Canuten beygeſtanden habe. Er hält auch S. 42. die Nachricht von der Alvina für einen bloßen Irthum des Saxo, der zween ähnliche Namen verwechſelt. Des Königs Olaus Maitreſſe hieß Alfhild, und Canuts ſeine war eine Engländerin mit Namen Alfifa, die ihm zween Söhne gebohren, von denen der eine König von England, und der andre König in Norwegen geworden.

XXXVI.

Den 14ten Dec. 1745.

Ehe noch die Göttin Frygga das Gold von der Ehrenſäule ihres Gemahls des Othin abgeſchabet hatte, um ſich Armbänder und Ohrengehenke daraus machen zu laſſen, und ehe noch der Ueberreſt dieſes beſchimpften Bildes dienen muſte, demjenigen ſelbſt, den es vorſtellte, eine Schande zu erwerben, die man in den folgenden Zeiten durch Hörner *) anzudeuten gewohnt worden, ſchickten die Menſchen eine Geſandſchaft an dieſes unſterbliche Paar, ſie zu bitten, daß ſie ihnen Geſetze und gute Sitten vorſchreiben möchten. Dieſes Anſuchen war mit ſo vieler Ehre verknüpft, daß man ſich nicht verwundern darf, wenn

*) Die Abbildung, welche Saxo vom nordiſchen Gott Othin macht, iſt von derjenigen ſehr verſchieden, welche ſich in der Isländiſchen Edda befindet. Dieſe Verſchiedenheit im Urtheilen mag nicht allein von der Verſchiedenheit der Nachrichten herrühren, welche beide Verfaſſer dabey zum Grunde gelegt, ſondern auch von dem verſchiednen Geſichtspunkte, woraus ſie beide die Religion ihrer Vorfahren angeſehen, obgleich der älteſte Samler der Edda ſo wohl als Saxo lange nach Einführung des Chriſtenthums lebten, und zum geiſtlichen Stande gehörten. Saxo redet vom Heidenthume als ein Geſchichtſchreiber, der es noch lebhaft empfindet, daß die chriſtliche Religion ſein Vaterland aus der Finſterniß geriſſen habe. Er erwähnt des Othin zwar an verſchiedenen Stellen, aber nur immer im Vorbeygehen, und unter dem Namen eines Betrügers. Er erzehlt im erſten Buche S. 13, daß ein gewiſſer Othin ſich bey Upſal in Schweden die Ehre der Gottheit angemaßt habe, und daß die nordiſchen Könige ſich bewegen laſſen, eine goldene Bildſäule von ihm nach Byzanz zu ſchicken. Aber ſeine Gemahlin Frigga, die ſich mehr aus ihrem Putze, als aus der vermeynten Gottheit ihres Mannes gemacht, habe heimlich

wenn Frygga dem Othin diese Mühe nicht allein überlassen wollte, sondern behauptete, daß sie hierbey wenigstens eben so viel zu sagen haben müßte, als er. In der That hatte sie hierinnen so unrecht nicht. Die Gesandschaft war an beide gerichtet, und es waren mit allem Fleiße Personen beyderley Geschlechtes dazu ausgelesen worden, weil man Gesetze und Sitten haben wollte, die sich für ein Geschlecht so gut als für das andre schickten. Unterdessen hätte diese Vorsicht von Seiten der Menschen beynahe die ganze Gesandschaft fruchtlos gemacht. Othin und Frygga waren in ihrer Ehe noch nie so uneins gewesen, als seitdem sie mit dieser großen Unternehmung beschäftigt waren. Othin brachte Gesetze in Vorschlag, welche dem weiblichen Geschlechte so sehr zur Last gereichten,

heimlich die Bildsäule berauben, ja sie niederreißen, und das Gold zu ihrem eignen Gebrauche verwenden lassen. Aus Scham und Unwillen über diese Begegnung habe Othin eine Zeitlang sich vor seinen Verehrern verborgen gehalten, und sey erst nach dem Tode seiner Frau wieder zum Vorschein und zum Genuße der vorigen Ehre gekommen. Die Verfasser der Edda aber, sowohl der Isländische Priester Sämund Frode, als der isländische Landrichter Snorre Sturleson betrachteten den Götzendienst ihrer Vorfahren nicht als ein Werk der Finsterniß, gegen das sie ferner zu eifern nöthig hatten, sondern als ein Andenken des Alterthums, das sie besonders zum poetischen Gebrauche aufbewahren wollten. Sie suchten sie so rein als möglich vorzustellen, und in eine Verwandtschaft mit der durchs Christenthum erkannten natürlichen Religion zu bringen. Es wird in der Edda von Othin und von der Friagga als von einem unsterblichen und glückseligen Paare gesprochen.

Der Verfasser des Fremden hat in dieser Erfindung beide Traditionen gleichsam zusammengeschmolzen. Die andern hier vorkommenden mythologischen Namen Asgard, Thor, Loke sind auch für diejenigen, die die Edda nicht kennen, durch die Erzehlung selbst hinlänglich erklärt, so daß es darzu keiner weitern Erläuterung bedarf.

ten, daß Frygga ſich ein Gewiſſen daraus gemacht haben würde, wenn ſie ſich ſelbigen nicht widerſetzet hätte. Und Frygga wollte Sitten einführen, welche dem weiblichen Geſchlechte ſo vortheilhaft, als den Mannsperſonen ſchimpflich waren. Hierüber entſtunden zuletzt ſo heftige Streitigkeiten unter ihnen, daß das ganze Asgaard, die glückliche Wohnung der Götter, darüber erſchrack, und die Einwohner deſſelben in gröſter Beſtürzung zuſammen liefen. Der tapfre Gott Thor allein behielt dabey noch ſo viel Gelaſſenheit, daß er vorher ſeinen Becher austrank, ehe er ſich aufmachte, zu ſehen, was ſein Vater für einen Streit hätte. Man bemühte ſich ſie aus einander zu ſetzen; aber wie iſt es möglich einen Vergleich zwiſchen Partheyen zu ſtiften, wenn die eine von ihren Foderungen nichts ablaſſen, und die andre nichts verwilligen will? Zu allem Glücke war damals Othin nur erſt etliche hundert Jahre verheirathet; ſeine Liebe war noch nicht veraltet; und nachdem er überlegt hatte, daß der Friede beſſer als der Streit wäre, brachte er in Vorſchlag, daß jeglicher von beiden Theilen drey Stücke hervorbringen ſollte, die ſie dem menſchlichen Geſchlechte ſchenken wollten, und daß derjenige, der die angenehmſten Geſchenke ausdenken würde, das Recht haben ſollte, die Geſetze und Sitten der Menſchen einzurichten. Der Vorſchlag ward angenommen. An einem geſetzten Tage erſchienen Frygga und Othin, ihre Geſchenke auszutheilen; die übrigen Götter verſammelten ſich, ſo vortrefliche Gaben zu ſehen; und die Geſandten ſtunden bereit, ſie zu empfangen.

Der Gott Othin bewegte das ſiegreiche Gewehr, das er nie aus ſeinen Händen legte, und indem er es hin und her ſchwang, ſchlug er damit an ſeinen ſtählernen Bruſtharniſch. Gleich an dem Orte, der ſein unerſchrocknes Herz bedeckte, ſprangen unzählige Funken aus dem Stahle, welche im Herabfallen zuſammenſtieſſen und in ein

leichtes

leichtes und feuriges Schwerdt verwandelt wurden. Die Götter bewunderten dieses Geschenk, und glaubten, es hätte kein würdigers aus der Brust eines Gottes entspringen können, und legten ihm den Namen **Muth** bey. Ein Theil der Menschen versuchten es in ihren Händen, und diejenigen, die dasselbe nicht zu gebrauchen wußten, stellten sich doch, als ob es ihnen eben sowohl als den andern zugehörte. Der schwächre Theil aber, der sich davor fürchtete, und davon geblendet ward, hatte doch, selbst indem er die Augen wegwandte, seinen Gefallen an dem Glanze desselben. Auch diese bezeigten eine Art von Hochachtung gegen diejenigen, die dieses Schwerdt zu führen wußten, und ob sie gleich selbst nicht Lust hatten, Besitzer davon zu seyn, so liebten sie es doch in fremden Händen.

Frygga ward kaum gewahr, wie vielen Beyfall dieses Geschenk des Othin gefunden hatte, als sie ihre Augen mit aller der Kraft bewafnete, die nur jemals in denselben zu finden gewesen war. Ihre Blicke waren nicht etwa bloße Strahlen, welche die Götter verliebt, und die Menschen erstaunt machten; sondern es schoß ein Pfeil aus ihren Augen hervor, gegen dessen durchdringende Schärfe das Schwerdt Muth nur stumpf zu seyn schien, und der die Herzen, die mit dem allerhärtesten Stahle bewafnet waren, durchdringen konnte. Sie nannte diesen Pfeil Schönheit, und verehrte ihn den Menschen. Diejenigen, die das Schwerdt Muth fürchteten, und lieber in andern Händen als in den ihrigen sahen, ergriffen diesen Pfeil mit desto größern Vergnügen. Sie versuchten die Kraft desselben, wider welche das Schwerdt Muth nicht helfen konnte; und diejenigen, die durch den Pfeil Schönheit verwundet wurden, liebten dieses Geschenk noch mehr, als die, die es besaßen.

Sobald die Wirkung des Pfeils Schönheit ein wenig geprüfet war, eilte Frygga, zu diesem Geschenke sogleich

gleich das zweyte hinzuzuſetzen, um ſich dadurch die Gunſt des menſchlichen Geſchlechts noch mehr zu verſichern. Sie trat mit ihrem Fuße auf die Erde, und ſogleich lag vor ihren Füßen ein Halsband, an welchem die reinſten Edelſteine mit allen Farben des Regenbogens ſpielten. Der Glanz dieſer Edelſteine vermehrte die Kraft des Pfeiles **Schönheit**, daß er deſto ſichrer verwundete, wenn indeſſen die Augen durch dieſes prächtige Halsband geblendet wurden. Man nahm dieſes Geſchenk faſt mit ſo vielem Vergnügen an, als das erſtere, und nennte es **Puz**, und es war öfters ein Troſt und ein Hülfsmittel derer, die den Pfeil **Schönheit** nicht habhaft werden konnten, um damit wenn ſie wollten zu verwunden.

Die Reihe war nun an dem Gott **Othin**; und **Frygga**, welche nicht glaubte, daß etwas ſchöners und wichtigers hervorgebracht werden könnte, als ein glänzendes Halsband, erwartete mit triumphirenden Geſichte, was nun zum Vorſchein kommen würde. Dieſer Gott aber nahm mit einem Blicke voll Verachtung über das Halsband **Puz**, und mit einer gebietriſchen Miene, dadurch er den Triumph ſeiner Gemahlin niederſchlagen wollte, ein Stück Goldes in die Hand. In einem Augenblicke erwuchs ein Zepter, auf deſſen oberſter Spitze ein hellglänzender Stern ſtund. Alles ſah dieſen Zepter mit Hochachtung und Ehrerbietigkeit an. Er gab ihn den Menſchen und nannte ihn **Anſehen**. Ein Theil der Geſandten ergrif dieſen Zepter, und behauptete ihn gegen die andern, welche ihn ebenfalls zu ſich reiſſen wollten. Denn der Zwiſt, welcher zwiſchen dem Othin und der Frygga war, ſchlich ſich nach und nach unter die Geſandſchaft des menſchlichen Geſchlechts; indem einige darunter die Geſchenke des Othin, andre aber die Gaben der Frygga für vortrefflicher hielten. Indem alſo ein Theil den Zepter **Anſehen** allein in Beſitz nahm, ſo ward dem andern Theile das Halsband **Puz** allein überlaſſen; und da einige

des Schwerdt Muth, andre aber den Pfeil Schönheit lieber besitzen wollten, so theilte man sich auch hierin, so daß die Parthey des Othin den Muth, und die Parthey der Frygga die Schönheit für sich behielt.

Es kam nunmehr zum dritten Geschenke, worzu Othin das allerwichtigste aufbehalten hatte. Er zog den fruchtbaren Ring von seinem Finger, welcher, nach dem Berichte der glaubwürdigsten Skalden jährlich neun andre Ringe gebahr; und indem er ihn abzog, entstund aus demselben ein Siegelring von einem unbekannten und unzerbrechlichen Metall, welches selbst der Hammer des Gottes Thor weder zerbrechen noch beugen konnte. Ein Herz mit einer Zunge war darauf zum Siegel gegraben, und indem Othin diesen Ring den Menschen schenkte, legte er ihm den Namen Ehre bey. Es ward zum heiligsten und unverletzlichsten Schwure der Menschen, bey diesem Siegelringe zu schwören. Alle Vergleiche und Versprechungen sollten damit besiegelt seyn, und derjenige, dem bewiesen werden könnte, daß er bey diesem Ringe meineidig geworden, ward ein Abscheu der Menschen. Die Gesandten nahmen den Siegelring Ehre mit der größten Unterthänigkeit an, und küßten ihn mit Ehrerbietung.

Die Göttin Frygga erröthete, theils vor Schaam und theils vor Zorn, weil sie sich überwunden glaubte, und zweifelte, ob sie ein Geschenk von gleicher Vortreflichkeit hervorbringen würde. Sie winkte den übrigen Göttinnen, ihren Unterthanen; und diese halfen ihr in einem Augenblicke von dem feinsten Golde einen sehr dünnen Gürtel verfertigen, der gleichwohl undurchdringlich und unverletzlich seyn sollte. Ein künstliches Schloß, welches durch nichts aufgemacht werden konnte, fügte die beiden Enden desselben zusammen. Thor prüfte die Stärke seines eisernen Hammers daran. Aber die Gewalt

walt deſſelben konnte dem Gürtel keinen Schaden thun, noch das Schloß daran aufſchlagen. Frygga ward auf dieſes Geſchenk ſo ſtolz, daß ſie dem Othin zum Trutze dieſen undurchdringlichen Gürtel ebenfalls Ehre nannte, und den Geſandten als ein Geſchenk verehrte, das ſie dem menſchlichen Geſchlecht als das größte Heiligthum überbringen ſollten. Da die Geſandtinnen, welche die Geſchenke der Frygga den Geſchenken des Othin weit vorzogen, ſo legte eine von ihnen dieſen Gürtel an, um ſeine Kraft zu prüfen. Der Gott Loke aber, der liſtigſte und boshafteſte unter den Einwohnern des glückſeligen Asgaard, nahte ſich ihr, und indem er mit gröſter Freundlichkeit einige Zauberworte ausſprach, hielt er ein Stück Goldes in der Hand. Kaum hatte er dieſes ein wenig nahe gebracht, als die Kraft deſſelben und die Macht ſeiner Zauberworte den unauflöslichen Gürtel aufſprengte, daß er zur Erden fiel. Frygga, die übrigen Göttinnen, und die Geſandtinnen, alles erſchrack, da ſie ſahen, daß der Gürtel Ehre ſo leicht zu verletzen war, den ſie doch für unauflöslich hielten. Frygga ergrif denſelben und fügte das aufgeſprengte Schloß wieder zuſammen, damit es noch unverſehrt ſcheinen möchte, ob es gleich wirklich verletzet war. Sie ſtellte den Gürtel Ehre den Geſandten wieder zu, welchen er immer noch ſo wohl gefiel, daß ſie verſprachen, ihn dem menſchlichen Geſchlechte als etwas unverletzliches zu überbringen.

Nun war es eben ſo unentſchieden als zuvor, wer von beiden den Menſchen Geſetze und gute Sitten mittheilen ſollte, Othin oder Frygga. Die Parthey des einen war unter den Geſandten ſo ſtark als die Parthey des andern; und an ſtatt daß ſie ſich vereinigen ſollten, zerſchlugen ſie ſich vielmehr. Ein Theil bat bey der Frygga, und der andre bey dem Othin um Geſetze. Beyde verfaßten alſo nach ihrem Gutdünken beſondre Regeln, die ſie dem menſchlichen Geſchlechte vorſchrieben, und die zum

Theil auf den Gebrauch und auf den Werth der Geſchenke giengen, welche dem menſchlichen Geſchlechte von ihnen überſchickt worden. Oft widerſprachen die Geſetze des Othin den Geſetzen der Frygga, und die Regeln dieſer letztern liefen denjenigen gerade zuwider, die ihr Gemahl abgefaßt hatte. Was eine von dieſen Gottheiten für recht ausgab, verbot die andre als unrecht, und was die eine davon für etwas wichtiges und unverbrüchliches angab, hielt die andre nur für eine Kleinigkeit. Frygga hielt den Gürtel Ehre für das allerheiligſte Kleinod der Menſchen, und betrachtete den Siegelring Ehre als eine Sache, die man wohl entbehren könnte, wenn dieſer Gürtel nur unverletzt wäre. Und Othin hieß den Siegelring Ehre in höchſtem Werthe halten, indeſſen daß er ſeine Anhänger wider den Gürtel ſeiner Gemahlin zu verhetzen ſchien.

Die Geſandten überbrachten dieſe Geſchenke und dieſe Geſetze dem menſchlichen Geſchlechte, welches ſich ſogleich in zwey Partheyen theilte, von denen eine die Geſetze des Othin, die andre aber die Sitten der Frygga annahm. Anſtatt daß die Menſchen alle gleich durch nach einerley Geſetzen leben ſollten, findet man ſeit dieſer Zeit zwo ganz verſchiedene Sittenlehren auf der Welt, und der eine Theil der Menſchen hält dasjenige für erlaubt, was der andre für verboten anſieht.

Wenn jemand neugierig iſt, zu wiſſen, woher ich dieſes Stück der alten nordiſchen Göttergeſchichte genommen habe, ſo kann ich nichts weiter ſagen, als daß ich es in einem Buche, ſo davon handelt, mit der Feder beygeſchrieben gefunden. Ich halte es für einen wirklichen Ueberreſt des Alterthums, ob ich gleich eben nicht bey dem Siegelring Ehre ſchwören will, daß es ſich gewiß ſo verhalte. Ich ſchließe aus dieſem Stücke, daß vor dieſem, ſo lange die Geſetze des Othin und der Frygga gegolten, das weib-

weibliche Geſchlecht eine ganz andre Sittenlehre gehabt haben muß, als das männliche. Da aber die Geſetze beider Gottheiten ſchon längſt verloſchen ſind, und ich itzo kein Buch von der Sittenlehre finde, worinnen dieſer Unterſchied beobachtet würde; ſo überlaſſe ich andern, zu unterſuchen, ob man noch itzo in der Denkungsart beyder Geſchlechter und in den Begriffen, die ſie von dem, was recht und unrecht iſt, haben, einen ſolchen Unterſchied wahrnehme, den man für einen Ueberreſt der ganz verſchiednen Geſetze der Frygga und des Othin anſehen könnte.

XXXVII.

Den 21ſten Dec. 1745.

Es iſt nichts wohlfeiler und leichter zu bekommen, und es iſt doch nichts, was von vielen theurer gekauft, über deſſen Mangel mehr geklaget würde, als der Zeitvertreib. Man hat angemerkt, daß die Dinge, welche in der Welt am nöthigſten gebraucht werden, allezeit am leichteſten zu haben ſind; und man kann unter dieſe höchſtnöthigen Dinge auch den Zeitvertreib ſetzen, den ich kein Bedenken trage, ſeiner Nothwendigkeit wegen mit dem Waſſer zu vergleichen, weil er eben ſo wohl als dieſes zur unentbehrlichen Erquickung dienet, und weil er eben ſo wohl als dieſes überall zu bekommen iſt. Derjenige, der ſich über den Mangel des Zeitvertreibs und des Vergnügens beſchweret, kömmt mir vor, wie einer, der bey einer Quelle ſich über Durſt beklaget, weil er kein goldenes Gefäß, oder kein venetianiſches Glas hat, daraus er trinken könnte, da doch dieſem Mangel leichtlich abzuhelfen wäre, wenn er aus der Hand oder aus dem Hute trinken wollte. Ich ſage damit nicht, daß nicht ein Zeitvertreib beſſer

wäre, als der andre; eben ſo wie ein Waſſer beſſer als das andre ſchmeckt. Ich behaupte auch nicht, daß es nicht beſſer ſey, aus einem ſchönen Gefäße zu trinken, als aus der bloßen Hand. Aber wie ein Menſch, der nicht eigenſinnig iſt, ſich nicht zum Sklaven einer entbehrlichen Koſtbarkeit macht, und die Sachen nimmt, wie er ſie haben kann; ſo wird ein Menſch, der den Verſtand beſitzt, ſich zu helfen, und ſich in die Gelegenheit zu ſchicken, den Zeitvertreib mitnehmen, wie er ihn bekömmt, und es für eine Thorheit halten, ſich unterdeſſen die Zeit lang werden zu laſſen, und in täglichem Verdruße zu ſchmachten, bis ihm der Zeitvertreib und das Vergnügen, ſo zu ſagen, in einer goldnen Schaale, auf einem Credenzteller, von einem prächtiggekleideten Pagen angeboten, und mit allen Ceremonien überreicht wird.

In der That ſind diejenigen Mittel, welche wir mit vieler Mühe erwählen, uns die Zeit dadurch zu vertreiben, und uns daran zu ergetzen, nichts als die bloßen Gefäße, worinnen das, was uns zu vergnügen fähig iſt, enthalten wird; dasjenige, was unſern Zeitvertreib eigentlich verurſachet, iſt nicht dieſen Dingen ſelbſt eigenthümlich, und entſpringt aus einer ganz andern Quelle. Es beſtehet nehmlich bloß in der Beſchäftigung unſrer Sinnen und unſrer Seele, mit Dingen, die ihnen etwas zu thun verſchaffen, ohne ſie zu ſcharf anzuſpannen; in Unterhaltung unſerer Einbildungskraft mit Vorſtellungen, die etwas Neues und Angenehmes an ſich haben, und öfters in der bloßen Veränderung des Gegenſtandes, an den wir denken. Derjenige, der allezeit den Willen und die Luſt bey ſich hat, ſein Gemüth zu beſchäftigen; in den Dingen die ihm vorkommen, etwas Neues zu ſuchen; mit allen Sachen gleichſam zu ſpielen; durch Hülfe eines aufgeräumten Witzes aus allem, was ſich ihm zuerſt anbietet, angenehme und anziehende Vorſtellungen zu ſchaffen, und ſo oft er in der Betrachtung oder dem Genuſſe einer Sache

ein

ein wenig müde wird, ſeine Gedanken auf etwas anders zu wenden, der führet jederzeit einen Vorrath von Zeitvertreib und Vergnügen bey ſich, welcher ihm nicht fehlen kann, wenn er auch ganz allein ſeyn ſollte. Und derjenige, welcher ſich niemals von einer Schläfrigkeit und Unzufriedenheit trennet, die ihm alle Sachen gleichgültig und unſchmackhaft macht, wird mitten unter der allerherrlichſten Luſtbarkeiten eben ſo vergeblich nach Zeitvertreib und Ergetzungen ſeufzen, als ein Durſtiger bey der allerprächtigſten goldenen Schaale, die mit hundert Edelſteinen glänzet, worin aber nichts eingeſchenket iſt, vergeblich ſeinen Durſt zu löſchen wünſchet.

An einem Orte, welcher recht dazu eingerichtet iſt, daß man daſelbſt von einem Zeitvertreibe zum andern gehen, und einen jeden Tag durch eine neue Luſtbarkeit ergetzend machen kann, bringet **Unſtet** die wenigen Stunden ſeines Vormittags damit zu, daß er, indem er ſich kleidet, bald auf dem Claviere bald auf der Flöte ſpielet, bald ſinget. Er eilt ſedann von dem Theetiſche des einen Frauenzimmers zum Nachttiſche des andern, bis der Mittag kömmt, wo er in einer guten Geſellſchaft eine wohlzugerichtete Mahlzeit einnimmt, die ihn nichts koſtet, wobey er die ſcherzhafteſten Reden hört, und die luſtigſten Geſundheiten in dem beſten Weine trinkt. Nach geendigter Mahlzeit, die ſeinem flüchtigen Geiſte mehr als zu lang werden, läuft er ungeſäumt hinweg, einige Beſuche abzuſtatten, wo er ſich verſetzt, die angenehmſten Sachen zu ſagen und zu hören, wo er ſich aber nicht lange aufhält, bis er eine Geſellſchaft findet, die ihn einlädt in einen Garten mit ſpazieren zu fahren. Er nimt es an, und begleitet ſie dahin. Man iſt aber kaum daſelbſt in der kühlſten Allee abgeſtiegen, um ſich durch Gehen eine Bewegung zu machen, ſo erblickt er in der Ferne einige Perſonen, die er kennet. Er reißt ſich von der Geſellſchaft los, mit der er gekommen iſt, um eine andre zu

ſuchen, die ihm deswegen angenehmer vorkömmt, weil er ſie noch nicht hat. Er geſellt ſich zu ihnen, und da er hört, daß ſie im Begriffe ſind, in die Oper zu gehen, ſo bietet er ſich an, ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Das Theater wird aufgezogen; Muſik, Sänger und Sängerinnen, Kleider und alles haben ſeinen Beyfall. Kaum aber ſingt man die zweyte Arie, ſo weis ſchon kein Menſch mehr, wo Unſtet hingekommen ſey, denn aus der Oper iſt er in die Komödie gelaufen. Er ſtehet kaum eine Viertelſtunde in der Loge, ſo iſt er unvermuthet hinter dem Theater, einer ſchönen Komödiantin, die er kennet, Schmeicheleyen vorzuſagen, die ſie mit der größten Freundlichkeit beantwortet. Einige Minuten darauf erblickt er von ungefähr ein Frauenzimmer in den Logen, das ihm ſchön dünkt, und weil ſie in einer Geſellſchaft iſt, die er kennet, ſo verläßt er das Theater, um dahin zu gehen. Er findet ſie, indem er ſie näher zu ſehen bekömmt, artiger, als er geglaubt, und indem er mit ihr ſpricht, ſo iſt ſie noch viel verſtändiger, als er vermuthet hatte. So artig aber und ſo verſtändig ſie iſt, ſo kann er doch nicht länger als eine halbe Stunde bey ihr bleiben. Nachdem er ſeinen Platz noch etlichemal verändert, und Orte geſucht, wo er mehr Vergnügen zu finden gehoft, aber niemals gefunden, gehet er mit einigen Perſonen heraus, ehe die Komödie zu Ende iſt, und ohne zu wiſſen, was geſpielet worden. Er begiebt ſich in eine öffentliche Verſammlung, wo man ihm zu ſpielen anbietet. Er nimt es mit Vergnügen an. Aber ohne viel zu verlieren oder zu gewinnen, wird er dabey blos dadurch verdrießlich und ungeduldig, daß das Spiel nicht ſchon aus iſt, und daß er es nicht verlaſſen kann, ohne alle Regeln des Wohlſtandes zu beleidigen. Er begiebt ſich vom Spiele in eine andre Geſellſchaft zum Abendeſſen, wo er nicht klagen kann, daß, ihn ausgenommen, ſich ein einziger Menſch befinde, welcher nicht aufgeräumt wäre. Und weil ihm alles dieſes

noch

noch nicht Zeitvertreib genug zu ſeyn dünket, ſo machet er im Hinweggehen mit einigen guten Freunden noch eine Parthie, ſich an einen Ort zu begeben, wo ſie die ganze Nacht trinken, ſingen, jauchzen, und alles haben, was ſie nur wünſchen. Sollte man wohl glauben, daß es dieſem Menſchen an Zeitvertreibe fehlte? Gleichwohl gehet er des Morgens misvergnügt nach Hauſe, und ſuchet, daß er noch keinen Tag ſo langweilig und verdrießlich zugebracht als dieſen.

Engbruſt, welcher durch eine lange Gewohnheit verdrießlich zu ſeyn, eine Uebung erlanget, nichts von allem, was ihm vorkömmt, zu ſeinem Zeitvertreibe bequem zu finden, beſchwert ſich beſtändig über das elende Leben, das er führen muß, über den Mangel aller Gelegenheit ſich zu beluſtigen; und er möchte verzweifeln, daß er nicht einmal einen Menſchen finden kann, der mit ihm umgehen wollte. Er hat Urſache zu ſagen, daß er ein elendes Leben führt, und daß es ihm, aus Mangel aller Ergetzlichkeit und alles Umgangs zur Laſt wird. Aber man biete ihm einen Spaziergang an, man ſchlage ihm vor, in eine Geſellſchaft zu gehen, man lade ihn ein zu ſpielen; und man ſehe ob er den Zeitvertreib, der ihm fehlet, wird ergreifen wollen. Wenn er ſpazieren gehen will, ſo iſt es niemals gut Wetter, und wenn es gut Wetter iſt, ſo will er niemals ſpazieren gehen. Wenn ihn die Geſellſchaften verlangen, ſo hat er nicht Luſt ſie zu beſuchen, und wenn er Luſt dazu bekömmt, ſo iſt keine Geſellſchaft, die ihn verlangt. Die Leute, mit denen er umgehen könnte, findet er ihrer Fehler wegen unerträglich, und diejenigen, mit denen er umgehen wollte, würde er eben ſo finden, wenn er nicht allezeit Kopfweh oder zu thun hätte, ſo oft er Gelegenheit haben könnte, mit ihnen bekannt zu werden. Wenn man ihm vorſchlägt, zu ſpielen, ſo fällt es ihm nicht gelegen, und wenn man es ihm nicht vorſchlägt, ſo hätte er gern geſpielt.

Aber welche Gelegenheit, ſich die Zeit zu vertreiben, findet ein junger Bauer, der täglich nichts thut, als mit einem Paar Pferde hin und wieder fahren, welche ihm in ſeiner Zeit noch ſehr viel Raum übrig laſſen, und bey welchen er ſehr viel Langeweile finden könnte, wenn er ſich auf ſolchen Fuß ſetzen wollte. Er ſchnitzt an einem Stocke, er pfeift, er ſingt, er jauchzt, ohne auf Gelegenheit dazu zu warten. Er klagt hierbey niemals, daß ihm die Zeit lang werde, und er vertreibt ſich die Zeit mit viel weniger Mühe viel beſſer, als Unſter, der ſich durch überhäuften Zeitvertreib nichts anders als Langeweile zuwege bringt, und als Engbruſt, der aus Ekel vor allem Vergnügen, das ihm vorkömmt, beſtändig nach Vergnügen ſeufzet, ohne es habhaft zu werden.

Dieſes iſt Beweis genug, daß der Grund unſers Zeitvertreibes in unſerm Gemüthe liegt, und daß wir, wenn wir den Vorſatz haben, aus den Dingen, die in unſrer Gewalt ſind, Annehmlichkeit und Beſchäftigung für uns zu ſchöpfen, allemal; ohne dieſen Vorſatz aber, niemals Zeitvertreib haben können. Ein Gemüth, das in der glücklichen Verfaſſung ſteht, aus allen Dingen Vergnügen zu ziehen, wird, ſo lange man ihm nicht wirkliches Unglück zufüget, durch die bloße Einſamkeit und durch den Mangel ſinnlicher Ergetzlichkeiten, nicht dahin zu bringen ſeyn, daß es misvergnügt werden ſollte. Es wird ihm möglich ſeyn, an einem Orte zu leben, wo Damon vielleicht nicht unrecht hat zu ſchreyen, daß er die Schauſpiele und die Munterkeit von Paris vermiſſe. Hat er keine Komödie, in die er gehen könnte; ſo wird er in ſeinem Umgange ſchon Leute genug finden, die ihm Komödie ſpielen. Findet er die Muſik nicht nach ſeinem Geſchmack: ſo hört er unterdeſſen diejenige, die er findet. Iſt er unter Leuten, welche nicht ſcherzen wollen, oder nicht zu ſcherzen wiſſen; ſo vergnügt er ſich mit ernſthaften Reden, und ſeine Ernſthaftigkeit ſelbſt hat etwas aufgeräumtes und

freund-

freundliches an ſich, welches diejenigen, die mit ihm ſprechen, nach und nach aufheitert, und endlich vider ihren Willen zum Scherzen und zum Lachen zwinget. Haben die Leute, mit denen er umgehen muß, Thorheiten an ſich; ſo wird ſein Zeitvertreib, bey ihrem Umgange ſeyn, in aller Stille den Spuren dieſer Thorheiten nachzugehen, und Achtung zu geben, auf wie viel Arten und durch wie mancherley Kennzeichen, ſie jederzeit in den kleinſten Handlungen hervorſtechen. Muß er auf dem Lande oder unter Leuten ſeyn, von denen andre glauben, daß wenig vernünftiges mit ihnen zu reden iſt; ſo wird ihm der Umgang eines jeden Menſchen die Zeit verkürzen, weil er mit jedem Menſchen nach ſeinen Begriffen redet, und alſo aus einem jeden die Vernunft und die Einfälle, die er nach ſeiner Art hat, herauslocken, und ſich daran ergötzen kann. Schlieſſet man ihn in vier Wände ein; ſo hat man ihm doch die Bücher und das Vermögen zu ſchreiben nicht genommen. Und nimmt man ihm beides; ſo kann man ihm doch noch nicht allen Zeitvertreib nehmen, ſo lange man nicht die Kunſt erfindet, mit ſeinem Körper zugleich auch ſeinen Geiſt einzuſperren. Die Einbildungskraft iſt durch die bloſſe Vorſtellung von Dingen, die theils entfernt, theils gar nicht ſind, ganz allein fähig, einem Menſchen die Zeit mit der gröſten Mannichfaltigkeit zu vertreiben, wenn man ſie nur wirken laſſen will. Einige Menſchen beluſtigt ſie mit närriſchen und ungereimten, andre mit klugen Vorſtellungen. Sie mag aber eines oder das andre thun, ſo vertreibt ſie doch allemal die Zeit. Es gehört unter die gröſten Verdienſte der Henriade, eines berühmten franzöſiſchen Gedichtes, daß ſie in der Baſtille, ohne Papier und ohne alle Schreibmaterialien gemacht iſt, und doch nirgends die geringſten Kennzeichen von der Langenweile an ſich trägt, die ihr Verfaſſer gehabt haben könnte. Die geſtrickten Beutelchen eines Gefangenen, welcher in Ermanglung andern Zeitvertreibs, die Geſchick-

Geschicklichkeit hatte, durch einige Faden Seide sich aufgeräumt zu erhalten, sind aus eben dieser Ursache nicht gering zu schätzen. Und kurz, ich halte dafür, eine jede Kleinigkeit, und die bloße Aufmerksamkeit auf dasjenige, was um uns ist, ist fähig, uns die Zeit im Falle der Noth zu vertreiben; und wir werden durch diese Mittel sogar noch andre Menschen aufwecken und aufgeräumt machen, wenn wir nur unser Gemüth in die glückliche Uebung bringen wollen, nicht über den Zeitvertreib, der uns fehlt, misvergnügt zu seyn, sondern uns an demjenigen zu vergnügen, den wir haben. Es ist zwar allezeit besser, in diesen Fall der Noth nicht gesetzt zu seyn, und die Aufmerksamkeit eines vergnügten Gemüths, das sich zu belustigen suchet, auf Dinge zu wenden, die uns reichlichere Gelegenheit dazu geben. Aber wie man Unrecht haben würde, zu verdursten, so lange man Wasser hat; so würde man unrecht haben, sich die Zeit lang werden zu lassen, so lange man Verstand hat.

Es giebt in der That Leute, die sich mit einem Nichts lustig machen können. Ein Blatt, das sie von der Erde aufheben, giebt ihnen Gelegenheit zu Ausrufungen. Sie haben die Gabe, mit nichts zu spielen, über nichts zu reden, über nichts zu lachen. Es ist nicht zu läugnen, daß sie hiebey glücklich sind; ungeachtet ihre Glückseligkeit von der Art ist, wie die Glückseligkeit der Kinder. Wenn solche Leute Verstand haben, so können sie ihn sicher wegschenken, da sie ihn so wohl entbehren können.

Zu allem was ich itzo gesagt habe, hat mich folgendes Verzeichniß veranlasset, so ich bey einem Reisenden gesehen:

Zeitvertreib, den man mit aller Bequemlichkeit bey sich führen und jederzeit bereit haben kann, wenn es an Umgang, oder andern Ergetzlichkeiten fehlet.

Eigne Thorheiten.

Thor-

Thorheiten andrer Menſchen, die man geſehen hat.

Unterredung mit ſich ſelbſt.

Wiederholung der Unterredungen, die man mit andern gehabt.

Aufmerkſame Betrachtung desjenigen, was uns zuerſt in die Augen fällt.

Einige Scenen aus dem Moliere und Racine, einige luſtige Erzählungen, und dergleichen, die man auswendig wiſſen muß.

Einige Liederchen zu ſingen.

Eine Schnupftobacksdoſe mit einem Gemälde.

Einige Zahnſtocher.

Eine Feder, oder etwas anders, das man in der Hand herumdrehen und damit man ſpielen kann.

XXXVIII.

Den 28ſten Dec. 1745.

Mein Herr Fremder!

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen zu ſagen, daß mir nach Ihren Urtheilen von unſern Poeten die Zeit ein wenig zu lang wird. Ohne die Urſache zu unterſuchen, welche Sie abhält, in dieſer Arbeit fortzufahren, von der Sie uns ſchon ziemlich lange den Anfang leſen laſſen, will ich Ihnen aus der Noth helfen. Sie dürfen zu dieſem Ende nur gegenwärtigen Aufſatz drucken laſſen, worin ich weder das Lob noch den Tadel der Dichter meines Vaterlandes verſchwiegen habe, und worin ich

ſo billig verfahren bin, daß ich hoffe, daß alle *) die daran Antheil nehmen, damit zufrieden ſeyn ſollen.

Ich bin ein Däne und noch dazu ein däniſcher Poet, der gewiß nicht gewonnen iſt, an der Ehre ſeines Vaterlandes zum Verräther zu werden. Wenn Sie nicht errathen, wer ich bin, ſo geſchieht es, weil ich meine Gedichte weder bey Hochzeiten und Begräbniſſen, noch in ganzen Bänden drucken laſſe. Sie ſollen nichts als der Ueberſetzer meiner Schrift ſeyn, und haben demungeachtet die Erlaubniß, ſich für den Verfaſſer derſelben auszugeben. Wollen Sie mir aber die Ehre nicht erweiſen, ſie bekannt zu machen, ſo werde ich Ihnen die Ehre erweiſen, ſie unter Ihrem Namen mit einem Anhange heraus zu geben, der ſie mit allen Poeten ihres Vaterlandes in ewigen Krieg verwickeln ſoll. Es wird mir dieſes ſehr leicht ſeyn, da ich nichts darinnen getadelt habe, davon ich nicht vielfältige Exempel in deutſchen Poeten finden wollte. Es wiederfähret unſern berühmteſten Köpfen ſehr oft, daß ihnen an fremden Orten Schriften beygemeſſen werden, an die ſie nicht gedacht haben; warum ſoll es Ihnen alſo nicht eine Ehre ſeyn, wenn ich meine Schrift für die Ihrige ausgeben will. Sie ſind lange nicht ſo berühmt als dieſe Männer; und meine Schrift iſt lange nicht ſo ſchlecht, als diejenigen, die man denſelben hin und wieder zugeſchrieben hat. Ich bin

Ihr

Dienſtwilligſter

J.

Die Natur und die Poeſie, als zwo ſehr gute Freundinnen, waren einmal nach ihrer Gewohnheit mit einander

*) Der Verfaſſer dieſes Schreibens braucht das däniſche Wort Vedkommende, welches ſich nicht kürzer Deutſch geben läßt, als durch: die es angehe, die daran Theil nehmen. Der Fremde.

der in Geſellſchaft. Die Poeſie, welche von der Art derjenigen iſt, die die Sachen ein wenig groß beſchreiben, und ſich zuweilen aus Dingen, die ſie ſich ſelbſt zu Gefallen, oder zu ihrem Zeitvertreibe thun, bey andern Leuten ein großes Verdienſt machen wollen, führte die Unterredung ganz unvermuthet auf ihre geringe Perſon, und wußte ungemein herauszuſtreichen, wie viel Dienſte ſie der Natur von Jugend auf erwieſen hätte. Sie ſprach in Verſen, denn wie könnte die Poeſie anders reden? und wußte der Natur folgendergeſtalt vorzuſtellen, wie ſehr ſie ihr verbunden ſeyn müßte *). „Bekenne es nur! ohne „mich wäreſt du nur halb ſo ſchön. Ich erhebe deine „Reizungen durch die meinigen. Wie ein ſchönes Geſicht „durch wohlgewählten Putz gehoben wird, und nachdem „ſein ſchwarzes Haar überall in beſter Ordnung aufgebauet, und mit einer koſtbaren Spitze bedeckt iſt, ſich „mit Erſtaunen im Spiegel betrachtet, und ſich dieſen „Tag ſchöner als jemals findet; ſo ſiehſt du in den Werken „meiner Dichter deine Vollkommenheit in ihrer völligen „Stärke prangen, du ſiehſt dich darinnen auf das herr„lichſte geſchmückt, und wirſt durch ihre ſüße Gewalt ge„zwungen, bey dir ſelbſt zu ſagen: Das hätte ich nicht „gedacht, daß ich ſo reizend wäre.„ Die Natur hörte dieſes mit einem gelaſſenen Lächeln an: „Ich bin dir ſehr „verbunden, ſagte ſie zur Poeſie, daß du einen ſo guten „Willen haſt, für meine Schönheit Sorge zu tragen. Unterdeſſen muß es vielleicht ſeyn, daß deine guten Abſichten nicht allezeit auf das genaueſte erfüllet werden. Ich habe

*) Ich überſetze die däniſchen Verſe, die der Herr Verfaſſer in dieſe Schrift eingeflochten, nur in ungebundner Schreibart, um die Gedanken in ihrem völligen Nachdrucke zu faſſen, und weder von dem Meinigen etwas dazuzuthun, noch von dem Seinigen etwas wegzulaſſen, und ihn zugleich zu erinnern, daß er ſich irrt, wenn er ſagt, daß die Poeſie nicht anders als in Verſen reden könne.

Der Fremde.

„habe mich, die Wahrheit zu bekennen, in vielen Ge„dichten vergeblich gesucht. Es werden Verse genug ge„macht, wo ich denjenigen loben will, der mir zeiget, daß „darinnen das geringste, was zu meinem Reiche gehöret, „natürlich beschrieben, geschweige denn ausgeschmückt „worden sey. Und wenn ich dir überdieß die Klagen der„jenigen Dinge aus meinem Reiche vorbringen sollte, die „sich täglich bey mir beschweren, daß sie von deinen Poe„ten gemishandelt werden, so weis ich nicht, ob du noch „die Kühnheit haben würdest, zu behaupten, daß deine „Gedichte machen könnten, daß ich mich in mich selbst „verliebte.

Laß mich doch diese Klagen hören! antwortete die Poesie. Die Natur ergrif sie bey ihrem Worte, und entbot allen Dingen, ihre Klagen wider die Poeten vorzubringen; und die Poesie bedung sich hiebey, voll Zuversicht auf ihre Sache, nichts weiter aus, als daß man nur keine andre Poeten verklagen möchte, als diejenigen, von denen man so viel lobenswürdiges sagen könnte, daß sie verdienten, von der Poesie in Schuß genommen zu werden. Es ward also ausgemacht, daß ein jedes Wesen, welches seine Klagen anbrächte, auch zugleich das Lob desjenigen Dichters anführen sollte, über den es sich zu beschweren hätte, und daß die Dichter selbst zugegen seyn könnten, wenn sie wollten, um auf diese Klagen zu antworten.

Aus allen Welten erschienen also auf einen gesetzten Tag beleidigte Dinge, die um Gerechtigkeit zu bitten hatten; und aus allen Völkern stellten sich die Poeten ein, die kein gutes Gewissen hatten, um sich wider den Tadel auf das beste zu verantworten. Sogar der Teufel blieb hier nicht aus, denn er war von einem Kunstrichter angestiftet worden, den Milton zu verklagen, daß er ihn zu ungeheuer beschrieben hätte. Ich übergehe aber dasjenige, was wider die berühmtesten Dichter andrer Völker vorge-

vorgebracht ward, und bleibe bey den Klagen, die über die Poeten meines Vaterlandes geführet wurden.

Nachdem allerley wider die deutſchen Poeten geſagt worden war, die ſich nicht allemal zum beſten vertheidigten; ſo traten einige heidniſche Götter auf, und da ſie der gemachten Verordnung nach zum Lobe des Arböe geſagt hatten, daß er als der Vater der däniſchen Poeſie dennoch von ſeinen Nachfolgern meiſtentheils in nichts, als in der Lieblichkeit der Verſe übertroffen würde, in den übrigen Stücken aber den meiſten vorzuziehen, und nur mit wenigen in eine Reihe zu ſetzen ſey, beſchwerten ſie ſich, daß er in einem Gedichte von den ſechs Tagen der Schöpfung ihnen die unverdiente Ehre erwieſen, und ihre Namen ſehr oft einfließen laſſen. Er ſelbſt war nicht zugegen. Sein Sohn und Herausgeber aber entſchuldigte dieſes voll kindlicher Ehrerbietigkeit damit, daß zu der Zeit, da dieſes Gedicht verfertiget worden, noch nicht von hoher Obrigkeit verboten geweſen wäre, die Namen der heidniſchen Götter in Verſen zu gebrauchen. Eine Muſe, welche ſich unter dem Haufen dieſer anklagenden Gottheiten befand, fieng an über dieſe Entſchuldigung zu lachen, und fragte den Vertheidiger, ob zu derſelben Zeit den Muſen von hoher Obrigkeit auch noch nicht verboten geweſen wäre, mit den Menſchen zu Bette zu gehen? weil ſein Herr Vater bey dem Beſchluſſe eines Buches ſich damit entſchuldigte, daß er nicht länger ſchreiben könnte, weil ſeine Muſe ſchon zu Bette wäre, und ſich alſo nicht ſchicken wollte, daß er länger aufblicbe. Die Natur war unterdeſſen mit dem Arböe noch ziemlich zufrieden, denn ob er ſie gleich ſelten ausgeſchmückt, ſo hatte er ſie doch meiſtentheils gelaſſen, wie ſie iſt *).

Dieſer

*) Von Arböen iſt ſchon bey dem 2ten Stücke eine Nachricht mitgetheilt worden.

Dieſer Proceß war alſo zu Ende, als ſich ein andrer gegen den Bording erhob. Der Belt hatte einen ſeiner Tritonen abgeſchickt, welcher kein übler Kritikus war, weil er gereiſet und ſich eine Zeitlang in Venedig aufgehalten hatte. Dieſer redete vor dem Richterſtuhle der Natur und der Poeſie dieſen Mann alſo an: „Ich muß „dir zu deinem Lobe zugeſtehen, daß du eine ganz leichte „und fließende Schreibart haſt, daß deine Worte ſich von „ſelbſt in Ordnung begeben zu haben ſcheinen, und daß „du ohne viel Mühe mehr Verſe geſchrieben haſt, als irgend ein andrer Poet. Du haſt eine gewiſſe Ungezwungenheit in deinem Ausdrucke, und weißt die gemeinſten „Redensarten ſo gut zu brauchen, daß du vielleicht viel „Ehre erworben haben würdeſt, wenn du, anſtatt deiner „trocknen Zeitungen in Verſen, Satyren oder Komödien „geſchrieben, und dich mehr darum bekümmert hätteſt, „die Gemüther der Menſchen zu kennen, als ihre Geburts- „Hochzeit- oder Sterbetage zu wiſſen, welche du durch deine Gedichte zu verewigen ſehr ämſig geweſen biſt. Wie „geſchickt du aber dann und wann die Natur auszuſchmücken bemüht geweſen, kann die Klage beweiſen, die ich „im Namen des Beltes wider dich anzubringen habe. Du „wirſt dich erinnern, wie pathetiſch du ihn in einem Leichengedichte auf einen vornehmen und berühmten Mann angeredet haſt.“ Bording fiel dem Triton hier in die Rede, und glaubte, ſich genug zu verantworten, wenn er dieſe Stelle recht beweglich herſagte: „Halt ſtille, mit deinem „geſalznen Waſſer, o ſchneller Belt! halt ſtille! Du darfſt „keinen fremden Strand ſuchen, wir wollen dich ſelbſt „brauchen. So manche Fluthen du immer in die freye „See hinausſchicken kannſt: ſo brauchen wir ihrer noch „mehr, um gebührend zu weinen.“ Er ſah ſich um, ob nicht die Natur und alles was ihr unterthan iſt, durch eine ſo bewegliche Stelle in Thränen verſetzt wäre; als er gewahr ward, daß alle, die es gehört hatten, mit vieler

Mühe

Mühe das Lachen verbiſſen. „Hier hörſt du, fuhr der „Triton fort, indem er ſich gegen die Natur wend„te, daß er mit dem Beile umgeht, als ob es ein Fluß „wäre, der immer nach andern Ufern forteilet, und ſein „Waſſer endlich in die See ſtürzet; und daß er noch über„dieß den Beil für ſo klein anſieht, daß er ihm kaum zu„reichend ſcheinet Thränen daraus zu nehmen. Meynſt „du nicht, der Beil habe Urſache eine Ehrenerklärung „deswegen zu verlangen? Wenn dieſer Mann jederzeit ſo „reichlich rechnet, was er nöthig hat; ſo wird er den Er„ben des Verſtorbenen ungefähr zu verſtehen gegeben ha„ben, daß er zu Verfertigung ſeines Leichengedichtes für „etliche tauſend Thaler Dinte gebraucht habe; welches „gewiß in Vergleichung gegen das Waſſer, ſo er vom „Beile zu ſeinen Thränen verlangt, eine ſehr mäßige „Foderung iſt, wenn ihm auch gleich alle Einwohner bei„der Reiche hätten weinen helfen ſollen*).

*) Andreas Bording war zu Ripen 1619 gebohren, und der Sohn eines berühmten Arztes Chriſtian Bording, der eine Zeitlang Prinz Chriſtian V. Leibmedicus geweſen. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien machte er ſich durch ſeine Poeſie ſo beliebt, daß ihn unter andern der gelehrte Reichstrath Jage Thott einige Jahre lang bey ſich im Hauſe hatte, um ſeines Umgangs beſſer zu genießen. Es ward ihm zuletzt ſelbſt von den Königen Friedrich III und Chriſtian V anbefohlen, die politiſchen Neuigkeiten von Europa monathsweiſe in Verſen zu beſchreiben, und man hat dergleichen von ſeiner Hand unter dem Namen Däniſcher Merkurius von dem Jahre 1666 bis 1676. Er ſtarb zu Kopenhagen im May 1677, und hat in keinem öffentlichen Amte geſtanden, außer daß er auf kurze Zeit zum Rector der Theologie zu Ripen beſtellt geweſen, welches Amt er aber ſelbſt niederlegte, weil er ſich zum Predigen nicht geſchickt befand. Seine zerſtreuten Poeſien ſind erſt 1715 und alſo über 37 Jahr nach ſeinem Tode in einem ſtarken Quartband ans Licht getreten, und ihre Sammlung hat den Herrn Peter Torpayer Lector zu Ripen, und Friedrich

Sowohl Bording als die Poesie wurden hierauf ganz stille. Eine Trompete, welche zwar eigentlich ohne Hülfe eines lebendigen Mundes keine Stimme hat, diesesmal aber von der Poesie die Kraft von selbst zu reden bekam, sprach hierauf mit einem pathetischen Tone: „Ich „habe dem Homer und Maro gedient, die Thaten zu „verkündigen, wozu der kriegerische Klang der Trompe„ten die Helden in blutigen Treffen ermuntert, wenn er „durch muthige Töne den Streit entzündet, die Rosse „munter und bebend machet, und den Feinden den Tod „andeutet. Auch Kings hat mich gebraucht, das Lob „und

rich Rostgaard, königlichen Conferenzrath, viele Mühe gekostet.

In welcher Achtung Bording vorhin bey seinen Landsleuten gestanden habe, das schließe man aus der folgenden Stelle in der Vorrede zu seinen Gedichten: „Hier erscheint endlich „die so lange erwartete Samlung, und man wird nun „keine Ursache mehr zu klagen haben, daß der beste von al„len Poeten, die sich bisher um unsre dänische Sprache ver„dient gemacht, im Verborgnen liegt ꝛc. Und auch itzige Kenner der dänischen Poesie urtheilen, daß er vielen Geist und dabey eine glückliche Leichtigkeit im Ausdruck zeige, ob er gleich nichts als Gelegenheitsgedichte geschrieben. Es läßt sich auch sein dänischer Merkurius besser lesen, als man von einer Zeitung in Versen vermuthen sollte.

Dasjenige Gedicht, worüber mit so vielem Rechte der Triton im Namen des Beltes Klage führt, ist auf den Tod des berühmten Reichsdrosten Joachim Gerstorff geschrieben. S. 39 von Bordings Gedichten fängt es so an:

„Hold stille med dit salte Wand,
„O stride Belt, hold stille!
„Du törst ey söge fremmed Strand,
„Di; bruge vi selv ville.
„Saa mangen Flod til Havet du
„Ret aldrig kand st udrode;
„Os jo behöres fleere nu
„Til modelig at grode.

„und die Thaten ſeiner Könige mit heldenmüthigem Klange auszubreiten. Er hat jederzeit mit vollem Munde „in mich geſtoſſen, und mit aufgeblaſenen Backen große „und hochgetriebne Töne durch mich hören laſſen. Seine lebhafte Einbildungskraft hat ihm dann und wann „prächtige Gedanken, noch öfter aber einen prächtigen „Schall eingegeben. Darüber aber muß ich mich beklagen, was weder Homer noch Mars jemals geſehen haben, daß er nicht allein ſehr oft in dieſem Getümmel von „hohen Tönen allzuausſchweifend wird, ſondern daß er „auch unter die edelſten Töne zuweilen einen Klang miſchet, als ob er in ein Nachtwächter-Horn bliſe. „Ich „kann noch nicht vergeſſen, wie er klang, als er eine Belagerung beſingen wollte und ſich alſo vernehmen ließ:

„Die Caninchenkunſt, ſich mit manchen hin und her „gehenden Schlupfwinkeln in die Erde zu bohren, ward „meiſterlich ausgeübt: ſo ward im Huy und in größter „Eile die Stadt rund umringet, die Blutfahne ward um „die bewafneten Wälle geſchwungen. Trompeten und „Trommelſchlag polterten den Tod aus. Dieſes war dem „Buhlerlied um dieſe trotzige Braut. Hier ward eine „Batterie aufgeworfen, hier nahm man ſich vor, einen „Kugel-Spring-Tanz aufzuſpielen, und mit tauſend „Donnerknallen die Luft zu durchtrillen„

Ich halte dafür, ſuhr die Trompete fort, daß der Kugeln-Spring Tanz, die von Donnerknallen durchtrillte Luft, und dergleichen Ausdrücke nichts anders heiſſen können, als Töne eines Nachtwächterhorns, die ſich mitten unter dem edlen Schalle einer Trompete hören laſſen. Uebrigens aber bin ich bevollmächtigt, im Namen aller Trompeten Klage zu führen, daß er ihnen vorgemeſſen, als ob ſie polterten, und noch dazu, als ob ſie den Tod auspolterten. Einer Canone kömmt es zu, ſie ein hohles Erz zu nennen, welches aus ſeinem weiten Schlunde Knall, Eiſen und Tod ſchicket. Aber eine

Trompete hat noch niemals gepoltert. Noch weniger kann sie den Tod ausposaunen, den sie aufs höchste nur verkündigt.

Hier schloß die Trompete. Ringo antwortete, daß er dieses Gedicht in seinem Alter verfertigt habe, und daß seine fast erstorbene Muse, wie er sich ausdrückt, damals ihr Leben blos in der Unsterblichkeit des Königs gefunden. Es ward ihm aber hierauf geantwortet, daß in diesem Gedichte gleichwohl nicht weniger Lebhaftigkeit, und doch weniger Schwülstiges als in den andern zu finden sey.

XXXIX.

Den 4ten Jan. 1746.

Ich habe in diesem Blatte, wie in dem vorigen, die Begierde, nichts weiter als Uebersetzer zu seyn. Die dänische Beurtheilung der vornehmsten Poeten dieses Landes, die ich angefangen habe, mitzutheilen, fähret folgendergestalt fort:

Die Neugierigkeit hatte zu dieser Versammlung einen dänischen Bauer getrieben, welcher es für seine Schuldigkeit hielt, die Partey des Ringo *) zu nehmen, und

*) Thomas Ringo ward 1634 zu Slangerup in Seeland von armen Eltern gebohren. Sein Vater aber war ein Schottländer, der sich in Helsingör niedergelassen. Er erhielt 1662 eine Pfarre auf dem Lande, und 1668 die Predigerstelle in seiner Vaterstadt, und that sich durch seine Gedichte und Predigten so hervor, daß ihn K. Christian V. 1677 zum Bischof von Fühnen ernannte. Er starb zu Odense den 14 Oct. 1703. Man hat von ihm, außer andern geistlichen Liedern, das noch gebräuchliche dänische Kirchengesangbuch. Die Lieder, die von ihm selbst verfertigt sind, unterscheiden sich durch den hochtrabenden, und oft

und durch Hersagung einiger Verse zum Lobe der dänischen Bauern aus eben dem angeführten Gedichte, die er von seinem Priester gelernet hatte, ihn bey der Natur wieder auszusöhnen. Er sagte also folgende Zeilen her: „Wie ein Feuerstein, den niemand in die Hand zu nehmen würdiget, viele Jahre und Tage in der Erde verborgen liegt; seine messerscharfen Ecken und sein funkenreicher Körper können, obschon mitten unter dem Zunderholze, sich selbst nicht entzünden; aber man brauche ihn nur gegen Eisen und Stahl, so wird man hundert Funken aus ihm schlagen und zwingen: alsdann zeigt er seine Kraft und beweiset, daß so verächtlich er hingeworfen liegt, doch etwas in ihm stecke: So ist auch dein Bauern-Sohn. Unter seinem schlechten Kittel ist ein Herz und eine stammhafte Hüfte verborgen. Gieb ihm nur Gewehr, und führe ihn ins Feld; so darf er sich wohl einbilden, sein Geschlecht stamme vom König Dan.„

oft sehr tief herabsinkenden Ausdruck. Der damals in Deutschland herrschende Lobensteinische Geschmack hat ihn sonder Zweifel verführt. Er hat auch nicht wenige Gedichte König Christian V. zu Ehren verfertigt, die in der Wielandischen Samlung schöner dänischen Verse von 1742 wieder aufgelegt sind.

Das oben angeführte auf dieses Königs ersten Feldzug von 1675 steht S. 500 in der gedachten Samlung. Und daselbst findet sich auch S. 505 die hier gerühmte Stelle vom Muthe der dänischen Bauern, die sich im Originale so anfängt:

„Som Flinten skiult i Jord i mange Aar og Dage,
„Der ingen värdiges i Haandengang at tage,
„Hans Knivehvasse Kant og Gnisterige Krop
„End og blant Trufke-Träfig selv ey tänder op.
„Men vil man hannen kuns mod Iren og Staalet bruge,
„Man hunred Funker da skal af ham stöd og knuge.

Eine gute Stelle eines Poeten iſt die beſte Fürbitte für eine ſchlechte. Die Natur bezeigte über dieſe Stelle ihre Zufriedenheit, und Ringo ſelbſt ließ es bey dieſer Vertheidigung bewenden, ungeachtet er von einem ſeiner Nachfolger, der ſeine Fehler hatte, ohne ſeine Tugenden zu beſitzen, angefochten ward, die Klage der Trompete nicht auf ſich ſitzen zu laſſen. Denn er ſah allzuviel Dinge bereit, ſich über ihn zu beſchweren, daß er aus Begierde, etwas Neues von ihnen zu ſagen, ihnen etwas lächerliches beygemeſſen hätte, obgleich dasjenige, was er in einem einzigen Gedichte mit einer glücklichen Verwegenheit geſagt, andern genug geweſen wäre, viele Gedichte damit auszuſchmücken und anſehnlich zu machen.

Pegaſus, das geflügelte Pferd, von welchem man ſagt, daß es die Poeten mit einem erhabnen Schwunge durch die Lüfte trägt, trat auf, und bezeugte, daß es etwas wider den Biſchof Thura anzubringen hätte. *).

Was

*) Laurtz Thura, Biſchof von Ripen, hat in ſeiner Jugend, als er zugleich mit dem nachmaligen Oberſekretair der danziſchen Kanzley und Conferenzrath Friedrich Roſtgaard in Holland und England ſtudierte, um 1694 das Leben von dem Vater dieſes ſeines Freundes in Verſen beſchrieben. Es iſt aber erſt 1726 von ihm in Druck gegeben worden. Das von dieſer Lebensbeſchreibung eben gefällte Urtheil, daß es beſſer geweſen ſeyn würde, die kleinen häuslichen Umſtände, mit denen ſie angefüllt iſt, wenn ſie ja geſagt werden ſollten, in Proſa zu ſagen, iſt vollkommen gegründet. Was bey dieſer Schrift auſſer dem Nutzen, den ſie in der dänischen Sprache hat, am meiſten gefällt, beſteht in verſchiednen kleinen Anekdoten, die beſonders die Belagerung von Kopenhagen im Schwediſchen Kriege betreffen. Denn Hans Roſtgaard, der während derſelben als Amtsvogt von Frederiksburg ſich unter den Feinden aufhalten mußte, machte ſich demnach Gelegenheit, ſeinem Könige und Vaterlande beträchtliche Dienſte zu leiſten. Die eben in Anſehung auf den Parnaß getadelte Stelle ſteht in dieſer Lebensbeſchreibung S. 219 und iſt ein Geſang, den der

Ver-

Was haſt du zu ſagen, fiel ihm die Poeſie in die Rede.
Willſt du dich beſchweren, daß er dich allzuoft ermüdet,

Verfaſſer einſchaltet, da er von Chriſtian V. Antritt zur Regierung redet

„I ſtrunke Klipper paa Parnaſſi Plan,
„Neddöyer eder for Kong Chriſtian!
„Du ſpeole klare Kilde, der er inde,
„Dit Qvikſölv from for Kongens Throne rinde!

Man hat von eben dem Biſchof Lauriz Thura noch einen Quartband däniſcher Gedichte, der 1721 unter dem Titel gedruckt iſt: Verſchiedene poetiſche Sachen bey verſchiedenen Gelegenheiten, zugleich mit den Verſen, die Saxo Grammatikus in ſeiner däniſchen Hiſtorie auf lateiniſch eingerückt, nun zuerſt ins Däniſche überſetzt. In dieſer Sammlung ſteht S. 70. das obengerühmte kleine Gedichte von der Venus, ſo wohl als die Verſe, die er dieſe Göttin mit einer goldnen Feder an die Brautkammer anſchreiben läßt. Beides iſt ein Theil eines Hochzeitgedichts auf ſeinen obgedachten Freund, Friedrich Reſtgaard.

Von Thuras Leben findet man eine kurze Nachricht im IVten Theile von Pontoppidans däniſcher Kirchengeſchichte. Er war 1657 zu Rakſkov in Laaland gebohren, und ward nach vollendeten akademiſchen Studien 1681 Rector in Ribe. Er verließ aber 1690 dieſen kleinen Dienſt, um junge Edelleute auf Reiſen zu führen, und lernte bey ſeinem Aufenthalte in Holland, die Sprache des Landes ſo wohl, daß er nach ſeiner Zurückkunft nach Kopenhagen 1696 das Amt übernehmen konnte, vor einer holländiſchen Gemeine daſelbſt zu predigen. 1703 ward er Prediger und Probſt zu Aarhus, und zehn Jahr hernach Biſchof von Ripen, welchem Amte er bis an ſeinen Tod 1731 vorgeſtanden. Von ſeinen Söhnen haben ſich drey in der gelehrten Welt hervorgethan, Albrecht Thura ein Prediger in Jütland, der Verfaſſer der hiſtoriae literariae Daniae, Lauriz Thura königlicher Baumeiſter und Generalmajor, der nebſt andern Werken eine Beſchreibung von den öffentlichen Gebäuden in Dänemark unter dem Namen Vitruvius Danicus herausgegeben: und der noch lebende Commandeur beym Ser-Etat Dietrich Thura, der verſchiedne eigne erbauliche Schriften und Ueberſetzungen aus dem Engliſchen verfertigt.

und sich allzuhoch auf deinen Flügeln empor geschwungen hat? Nein! antwortete Pegasus, ich kann nicht klagen, daß er mich allzuviel gedrücket. Sein größtes Lob bestehet nicht darinnen, daß er auf meinem Rücken sich glücklich zu heben gewußt, sondern es bestehet in einem feinen und ausgesuchten Gebrauche der eigentlichsten dänischen Redensarten, und in einer Niedrigkeit, welche der Natur nicht misfallen könnte, wenn er Hans Rostgaards Leben eben so wohl in ungebundner Schreibart beschrieben hätte, als er deinen Namen, o Poesie! und deinen Wohlklang gebraucht hat, einen Haufen kleiner Hausumstände, an denen dir niemals gelegen gewesen, einzukleiden, die mit einigen lesenswürdigen Begebenheiten vermischet sind. Dieses aber verdrießt mich, daß er zu der Nachläßigkeit, mich ungebraucht zu lassen, noch den Schimpf hinzugethan, mir unter den Sternen einen Reitvogts-Klepper deswegen an die Seite zu setzen, weil er von seinem Herrn erschossen worden, um dessen Flucht zu verbergen *). Es konnte ihm genug seyn, was er einige Bauern von diesem Pferde sagen läßt:

Man sprach: Du armes Aas, hast was aufs Fell gekriegt,
Sehe! wie beschmutzt es hier in kalter Lauge liegt.
Mit Rostgaard sprang es hoch sonst über manchen Graben
Und diente, Tag und Nacht im Amte rumzutraben.
Ey! daß es nun zuletzt den Tod durch Pfeil und Schuß
Und Lagerstatt und Grab im Wolfsee finden muß.

Er

*) Der dänische Herr Verfasser dieses Urtheils wird es mir nicht ungütig nehmen, daß ich die Kritik, was dieses Pferd betrift, für ungegründet halte, indem es der Bischof Thurah nur im Scherze unter die Sterne versetzt, um, wie er sagt, den Leser ein wenig lächelnd zu machen; und da, wenn die Treue mit unter die Verdienste gehöret, dieses Pferd ohne Zweifel ein großes Recht zu den Sternen hatte. Anmerk. vom Verfasser des Fremden.

Er hätte auch das Geſchlechtregiſter dieſes wohlverdienten Pferdes beſchreiben können; wie er die Geſchicklichkeit gehabt hat, die Genealogie einer von Hans Roſtgaards Frauen ungefähr in dieſe Verſe zu bringen:

Wenn jemand fragt, wer ſie geweſen; hier hat mein Leſer den Bericht:
Es ſah Cathrine Aſmus Tochter zuerſt in Flensburg dieſes Licht,
Es war dies tugendſame Reiß von zwey geehrten Ehgenoſſen,
Vom Kaufmann Aſmus Lorenzen und Maren Arendrop entſproſſen.

Er hätte ſich begnügen können, alle Pferde im Kronenburger Amte, wie er gethan, zu ermahnen, daß ſie aus Traurigkeit niemals mehr Gras und Heu freſſen ſollten; ſie könnten ſchon mit bloſſem Hafer zufrieden ſeyn; aber einen ſolchen Klepper neben mich an den Himmel zu ſetzen, dieſes war zu viel. Doch ich wollte ihm verzeihen, was er mir hierdurch zuwider gethan, wenn ich mich nicht des **Parnaſſes** und der **Quelle**, die daſelbſt unter meinen Füſſen entſprungen iſt, annehmen müßte, von derentwegen ich mich noch mehr über ihn zu beſchweren habe. Eben hierbey erwartete ich dich, antwortete **Lauritz Thurah**. Du ſagſt, daß ich mich niemals auf deinen Flügeln empor geſchwungen. Kannſt du aber dieſes läugnen? wenn du eben dieſelben Zeilen höreſt, die du itzo anklagen willſt: „Ihr ſteilen Klippen auf dem Plan des „Parnaſſes, beugt euch vor dem Könige Chriſtian. Du „ſpiegelklare Quelle, ſo darauf iſt, laß dein Queckſilber vor „den Thron des Königes rinnen!„ Der **Pegaſus** ließ ſich dieſes nicht abhalten, ſeine Klage fortzuſetzen. Derjenige, den ich von der Erde heben ſoll, ſagte er, muß in ſeinem Schwunge der Natur nicht Gewalt anthun. Meynſt du, daß es ein Zeichen der Ehrerbietung ſey, wenn ſich Felſen zu bücken anfiengen? Ich glaube, ſie wür-

würden dadurch nur Schrecken verurſachen. Und wenn du jemals aus der Quelle auf dem Parnaß getrunken haſt, woraus die Dichter trinken, ſo frage ich dich, ob du mit gutem Gewiſſen ſagen kannſt, du habeſt Queckſilber daraus getrunken? Dieſes würde eine Art von Geſundbrunnen ſeyn, welchen wohl andre Leute als die Poeten zu brauchen nöthig haben möchten. Was ſoll aber dieſes Queckſilber vor dem Throne des Königs? Man hält es für ein Vergnügen, in einer grünen Gegend eine Quelle zu finden, oder einen Bach rauſchen zu hören. Aber vor einem Throne ein Quellwaſſer rinnen zu ſehen, dieſes iſt ein Vergnügen, welches ſich vielleicht noch kein König einfallen laſſen.

Die Natur ſchüttelte hiebey mit dem Kopfe, als Venus den Thurah in Schutz nahm, weil er ein kleines Gedicht, deſſen Ausdruck durchgehends ſehr natürlich iſt, von ihr gemacht hatte. Nur gab ſie ihm darüber einen Verweis, daß er von ihr geſagt, ſie habe mit einer güldnen Feder etliche zwanzig Zeilen in einer Brautkammer angeſchrieben, welche Mühe ſie lieber ihm ſelbſt hätte überlaſſen wollen.

Es ward nunmehr die Sache des ſogenannten *) Philedor vorgenommen, der durch eine poetiſche Erzählung einer

*) Es iſt unter dieſem Namen ohne Benennung des Orts und der Jahrzahl ein kleines Buch herausgekommen, das ſehr vielen Beyfall gefunden, unter dem Titel: Spiegel der Liebe ꝛc. in der Lebensgeſchichte des ſpaniſchen Edelmanns Don Pedro von Granada. Die hier gerühmte Beſchreibung vom Aetna heißt im Originale folgendermaßen:

„Han ſaae paa vilden Flor en Nögbeblandet Lue,
„Der ſtak af Landet op, ſom af en Helved Grue;
„Han hörde dummer Lyd, forfordelige Skrald
„Af Aetna forded Krop, ſom Verdon ſtod paa Fald;
„Kom ſaa paa Landet ind, og ſaae, hvor Funker flöye

Blant

einer ſonſt bekannten und ganz angenehmen Geſchichte ſeinen erdichteten Namen zu verewigen bemühet geweſen. Seraphine und Elvire ſtunden im Begriffe, ihn wegen einiger, theils nicht allzuanſtändigen, theils unnatürlichen Redensarten zu verklagen, die er ihnen beygemeſſen hatte, und Don Pedro wollte ſich über einen Brief beſchweren, den er in ziemlich unedlen Ausdrücken an die Elvire geſchrieben haben ſollte; da die Morgenröthe ſich als eine Abgeſandte der Sonnen anmeldete, und ihr von den übrigen Klägern aus Ehrfurcht der Vortritt gelaſſen ward. Es iſt gewiß, ſagte ſie, daß Philedor ein feuriger Poet iſt, welcher eine Fabel, die er nicht erfunden, dennoch auf eine Art ausgeſchmückt hat, davon man ihm ganz allein die Ehre laſſen muß. Es iſt hin und wieder nicht allein viel lebhaftes ſondern auch viel neues in ſeinen Beſchreibungen. Seine Ausdrücke ſind kurz, und reichen doch zu, alles dasjenige zu verſtehen zu geben, was man wiſſen ſoll. Seine Verſe haben eine Lieblichkeit, und zugleich einen Nachdruck, der nicht zu verwerfen iſt. Er hat in wenig Zeilen eine Reiſebeſchreibung durch ganz Italien zu machen gewußt, welche nichts weniger als trocken und langweilig iſt. Er malt auf einer einzigen Seite ein Zimmer mit einer Menge Schildereyen, die einen großen Theil der alten Verwandlungen vorſtellen. Die kleinen Unterredungen der Leute, die er dann und wann einführet, nehmen nichts von dem Zwange der Verſe an; und ich wollte wünſchen, daß er der Sonne, und mir, und andern Werken der Natur, nicht mehr Gewalt angethan hätte, als den Flammen des Berges Aetna, die er alſo abmalet: „Schon auf der ſtürmiſchen „Meerenge ſah Don Pedro eine mit Rauch vermiſchte „Glut

„Blant den opmulmed Qvalm, der ſkiulte Soelens Oye,
„Hoor Biergets hule Hals Ildſtrömme ſpytted ud,
„Og ſtröde, landet om med ſmeltet Steen og Grund.

„Glut von dem Lande aufſteigen; als wäre es aus dem „Schlunde der Hölle. Er hörte einen betäubenden Laut, „ein fürchterliches Krachen aus dem berußten Bauche „des Aetna, als ob die Welt ihrem Falle nah wäre. Er „kam ans Land, und ſah wie unter dem ſich in die Höhe „drehenden Dampfe, der das Auge der Sonne verſteckte, „die Funken herumflogen, wie der hole Hals des Ber„ges Feuerſtröme ausſpie, und das Land umher mit ge„ſchmolznem Erdreich und Steinen überſtreute„.

Ich weis alſo nicht, was die Sonne und ich ihm gethan haben müſſen, daß er uns auf ſo vielerley Arten verunſtaltet, da er andre Weſen in ihrer natürlichen Zierde laſſen können. Was meine Perſon betrift, ſo weis ich gar nicht, was er von mir denket, wenn er ſaget: „Man „ſah einen andern Tag in des Himmels öſtlicher Gegend „auf der Kammerthüre der Sonne; die ſchöne Morgen„frau, goldgebrämt in das Blaue mit einem Stralen„pinſel geſetzt„. Ich weis nicht, ob er mich für ein Bild anſieht, welches an die Kammerthüre der Sonne angemalt iſt; ſo dürfte er mich nicht die ſchöne Morgenfrau nennen. Denn wenn ich ein bloßes Bild bin, ſo kann ich nicht auch das Original zu dieſem Bilde ſeyn. Bin ich aber wirklich die ſchöne Morgenfrau, ſo kann er mir wohl die Ehre thun, mich leibhaftig in die Kammerthüre der Sonne zu ſtellen, und mich nicht blos mit einem Stralenpinſel daran malen, mit welchem man gewiß keine ſchöne Schilderey verfertigen wird. Um aber von meiner Principalin, der Sonne zu reden, ſo fürchtet ſie, nicht mit Unrecht, daß ſie mit der Zeit zu einer Nothhülfe der Poeten gebraucht werden möchte, die ſie überall einſchieben, wo ſie nichts beſſers wiſſen, wenn ſie nicht beyzeiten über das Unrecht Beſchwerde führte, welches ihr von Philedor angethan worden. Sie muß bey dieſem künſtlichen Manne alles verrichten; ſie muß ihm zu Metaphern, zu Gleichniſſen, zu Beſchreibungen, und zu allem jeder-

zeit

zeit fertig ſtehen; und er macht es mit ihr, wie diejenigen Köche, welche zu allen Gerichten nicht mehr als einerley Brühe brauchen. Sie kann ausrechnen, daß ſie in einem nicht allzulangen Gedichte wenigſtens funfzigmal, theils mit rechtem Bedacht, theils nur im Vorbeygehen vorkömmt; und wenn ſie auf der einen Seite wirklich untergegangen iſt, ſo gehet ſie auf der andern im Gleichniſſe wieder auf, und um nicht immer auf einerley Art zu erſcheinen, ſo muß ſie ſich in mancherley Stellungen und Verrichtungen zeigen. Sie muß ſich in eine Kappe von Wolken einhüllen; ſie muß mit ihrem Himmelbogen Feuer und Stralen von der Stube der Morgenröthe herabſchießen; ſie muß als ein Kämpfer, und Vater des Tages auf den Saphirnen Gaſſen herumreiſen; ſie muß ihren Stralenpfeil in das naſſe Zeichen des Fiſches ſtecken; ſie muß ihre Abendſtralen auf den Gipfel von Samoſierra hängen; ſie muß die Gebäude mit ihrem Morgengold überſchreiben. Der Sonne güldner Spiegel wird durch die Hand der Zeit in der Kammer der Abendröthe zum Gebrauche des andern Tages hingeſetzt. Sollte man nicht ſagen, daß er ein ſo majeſtätiſches Weſen als die Sonne iſt, blos lächerlich zu machen ſuchte? Philedor, anſtatt hierauf zu antworten, kehrte der Morgenröthe den Rücken zu.

Man wollte hierauf Roſens Ueberſetzung der Heldenbriefe des Ovidius vornehmen *). Aber dieſer Mann war ſeinem Meiſter ſo genau gefolget, daß ſich beynahe kein Ankläger gefunden hätte. Unterdeſſen fand ſich endlich eine ſehr ſchreckliche Anklägerin, nehmlich eine Furie. Wie die Furien, der gemeinen Sage nach, unter die

*) Der Titel iſt im Däniſchen:
P. Ovidii Naſonis Heroum et Heroidum epiſtolae, det er Elſkende Förſtinders Sörge- og Klagebreve og elſkede Förſters og Förſtinders Kiærligheds breve of det latinſke Sprog i lige mange Vers overſat of Chriſtian Roſe Kiöbenh. 1703. in 4.

die spröden Frauenzimmer gehören; so war es dieser sehr unleidlich vorgekommen, daß ihr der Uebersetzer des Ovidius nachgesagt hatte, als ob sie sich putzte. Sie meynte, daß er dadurch ihre Ehre beleidigt hätte, und fieng schon ihre Klage damit an, daß sie ihn einen Verläumder nennte; als sie von der Poesie erinnert ward, daß sie ihn der ausgemachten Bedingung nach nicht verklagen könnte, ohne sein Lob zu erzehlen. Sie mußte also wider ihren Willen zum erstenmal in ihrem Leben einem Menschen etwas zum Ruhme nachsagen. Es ist wahr, sagte sie, ich habe gehört Rosens Uebersetzung soll die Heldenbriefe des Ovidius so kurz und nachdrücklich in dänischer Sprache eingekleidet haben, daß er selten Schönheiten weggelassen, die im Originale enthalten sind. Unterdessen würde er vielleicht nicht so gut geschrieben haben, wenn er nicht übersetzt hätte. Denn die wenigen Verse, die er am Anfange und zum Beschlusse des Buches hinzugesetzt, gehen aus einem ganz andern Tone. Aber daß er von mir gesagt hat, ich putzte mich, und noch dazu ich putzte mich mit Schlangen, das ist eine grausame Verläumdung. Denn ich kann darauf schwören, daß ich meinen Schlangen die Sorge lasse, sich selbst auf meinem Haupte zu ordnen, wie sie sich vertragen wollen. Und ich glaube, ich könnte es nicht verantworten, wenn ich die Zeit zum Putzen anwendete, die ich doch weit nützlicher brauchen kann, um die Menschen zu plagen. Ich verlange also, daß er mir deswegen Abbitte thue; oder ich werde meinen ganzen Kopfputz wider ihn lebendig werden lassen, daß er mir gewiß nicht mehr dergleichen Dinge nachsagen soll. Uebrigens, fuhr die Furie fort, kann ich nicht läugnen, daß ich, indem ich, mehrerer Gewißheit wegen, diesen ehrenrührigen Ausdruck nachsuchte, noch an einem andern mich herzlich geärgert habe, den ich leider! für eine Heldin sehr unanständig gefunden. Die Natur wollte wissen, was dieses für ein Ausdruck wäre;

die

die Furie aber glaubte, daß es ihrer Keuſchheit zuwider wäre, ihn zu ſagen. Nach vielem Bitten ward endlich ſo viel herausgebracht, daß Ovidius die Dejanira zum Herkules ſagen laſſen, daß jegliches Frauenzimmer leichtlich die Ehre haben könnte, durch ihn Mutter zu werden; welches aber Roſe mit einer Redensart ausgedrückt, die man nicht leicht in einem Heldenbriefe geſucht hätte, die ſie aber durchaus nicht ſagen wollte, ſondern in dem Buche, welches ſie bey ſich hatte, mit den Fingern wies. Roſe vertheidigte ſich hierüber nicht, ſondern ließ es bey dem Ausſpruch der Poeſie bewenden, daß man demjenigen, der das meiſte gut geſagt hätte, wohl einige üble Zeilen zu gute halten müßte.

XL.

Den 11ten Jan. 1746.

Es iſt mir lieb, daß die däniſche Schrift dieſes mal zu Ende geht, die ich meinen Leſern überſetzt mitzutheilen genöthiget bin, wo ich nicht die Erfüllung der Drohungen ihres Verfaſſers über mich ergehen laſſen will. Ich würde ſonſt allzulange das Vergnügen verlieren, ſie ſelbſt zu unterhalten, und ſie würden vielleicht überdrüßig werden, immer von einerley Sache reden zu hören.

Die Natur und die Poeſie waren noch beſchäftigt, ihre Zufriedenheit über Roſens Schreibart zu bezeugen, als ein Stachelſchwein hervorkam, „ein Stachelſchwein, „ſo mit allerhand Früchten und mit allem, was nur irgend „wohl ſchmeckt oder wohl riecht, überdeckt war. Es hatte ſich in dem grünen Graſe und unter manchem Baume herumgewälzet, und daſelbſt ſeine Laſt aufgenommen; „auf jedem Stachel ſaß ein Apfel oder eine Birne nebſt

„hunderterley Beeren; das Thier konnte allen dieſen „wohlſchmeckenden Kram kaum tragen, ja kaum fortſchlep„pen„. Die Natur mußte lachen, als ſie dieſes Thier gewahr ward. Es wundert mich nicht, ſagte das Stachelſchwein zur Natur, daß du über mich lacheſt. Denn nach der Auſſage des Poeten Helt *) habe ich mit dieſem Aufputze auch die Eva im Paradieſe zu lachen gemacht, als ich an dem Hochzeittage derſelben mich ihr zum Kellerbedienten angeboten haben ſoll. Ich will dieſem Poeten ſein Lob nicht nehmen; ich verſtehe mich ſonſt eben nicht darauf. Das kann wohl ſeyn, fiel die Poeſie dem Stachelſchwein in die Rede, ich will ihm aber ſein gebührendes Lob an deiner ſtatt beylegen. Seine Schreibart iſt, was den Ausdruck betrift, nicht hochtrabend und ſchwülſtig, aber doch auch nicht ohne Nachdruck, obgleich an einigen Stellen ein wenig trocken. Er malet die Dinge, die er beſchreiben will, umſtändlich ab. Die Reden, die er den Leuten in den Mund leget, klingen der gemeinen Rede gemäß. Aber ich will zugeſtehen, daß er der Natur in ſeinen Erfindungen lange nicht ſo nahe gekommen iſt, als in ſeinen Ausdrücken. Das mag ſeyn, wie es will, antwortete das Stachelſchwein, es gefällt mir aber doch nicht, daß er mich zum Harlekin im Paradieſe macht; wiewohl ich hierbey nicht allein zu klagen habe. Denn nachdem am Hochzeittage der Eva, unter den Vögeln der Canarien-Vogel und die Lerche ihr eine Sarabande auf dem Clavier vorgeſpielt; nachdem er die Fiſche aus dem Waſſer auf das trockene Land kommen laſſen, um dieſer Neuvermählten ihren Glückwunſch abzuſtat-

*) So viel ich von dieſem Poeten reden hören, ſo finde ich, daß nicht alle ſeinetwegen einerley Meynung ſind, und daß er von einigen ſo ſehr verworfen, als von andern gelobet wird. Ich getraue mich weder an dem Urtheile des Verfaſſers dieſer Schrift Antheil zu nehmen, noch es zu verwerfen. Der Fremde.

zuſtatten, und nachdem der Wallfiſch ein Feuerwerk von Waſſer ſpielen laſſen; ſo müſſen wir Thiere auf dem Lande zu Beobachtung unſrer Schuldigkeit eine Art von Komödie, oder wie es heißt, ſpielen. Der Elephant, das Kameel, das Krokodil, das Pferd, der Adler und die Schildkröte ſtreiten nehmlich mit einander, auf welchem von dieſen Thieren Eva reiten ſoll; und wenn ich bey dieſer Gelegenheit, mit meiner Kellerey von Früchten, den Harlekin ſpiele, ſo hat die Schildkröte dabey keine beſſre Rolle. Adam aber danket im Namen ſeiner Frau Gemahlin, er verſichert, als ihr ehelicher Vormund, daß ihr dieſes Anerbieten angenehm ſey, und macht hiebey das Compliment, um niemand vor den Kopf zu ſtoßen, daß ſie alle gebraucht werden ſollen; daß das Kameel auf langen Reiſen, der Elephant zum Staat, das Pferd und der Adler in der Eil, das Krokodil, wenn Eva ins Bad gehet, und die Schildkröte, wenn ſie ſchwanger iſt, ihr zum Reiten dienen ſollen. Ich aber ſoll meine Aufwartung haben, wenn ſie in Lüſten gehet. Sonſt habe ich gehört, er hätte eine Satire gemacht, die von der Poeſie handelt, und deren Ausputz dem meinigen nicht unähnlich ſehen ſoll, wo Aepfel, Birnen und hunderterley Früchte ſich ohne Ordnung mit einander vermengt zeigen, daß man darunter keinen Körper gewahr wird. Es ſcheint mir, ſetzte die Natur hinzu, daß er bey den angeführten Beſchreibungen hin und wieder vergeſſen habe, daß er im Paradieſe iſt, und daß er überhaupt unter diejenigen gehört, die ſich zwingen, luſtig zu ſeyn, da ſie nicht dazu gebohren ſind. Das Stachelſchwein, welches noch einmal demüthig zu erkennen gab, daß es die Sache nicht verſtünde, fügte hierauf hinzu, daß es auch gehört hätte, dieſem Poeten fehlte es in ſeinen Einfällen hin und wieder an einer gewiſſen Nettigkeit und Feinigkeit, welche ſonſt die Gedanken eines witzigen Kopfes von den Einfällen eines unbearbeiteten Gehirnes unterſcheiden ſoll. Un-

ter andern hätte man anfangs gemeynt, daß der Erzvater Jakob über ihn klagen würde, den er bey seiner Heirath nicht wie einen Erzvater mit einer edlen Einfalt, sondern wie einen guten ehrlichen Bauer reden und denken lassen. Die Natur fragte das Stachelschwein, woher es so viel Kritik gelernt? Dieses antwortete, daß ein Poet gleich vorher zu ihm gekommen wäre, und ihm in den Mund gelegt hätte, was es sagen sollte. Aus diesen Umständen fieng die Poesie an zu fürchten, daß ihre Sache nicht allzuwohl stehen möchte, wenn die Poeten selbst die Klagen der Natur unterstützen wollten; denn es ist niemand scharfsichtiger in den Fehlern der Poeten, als derjenige, der selbst unter diese Zahl gehört, und sich gern durch den Fall der übrigen destomehr erheben will*).

Ein

*) Wilhelm Helt, königlicher Conferenzrath, Deputirter für die Finanzen, und Assessor im Kammer Collegio, hat unter König Christian V und Friedrich IV geschrieben. Seine poetischen Schriften sind nach seinem Tode zu Kopenhagen 1732 in Quart herausgegeben worden. Doch sind sie nicht alle in dieser Samlung, denn eines auf die von König Friedrich IV im Anfang seiner Regierung errichtete Landmiliz ist in der Wielandischen Samlung schöner dänischen Verse von 1742 zu suchen.

Seine Gedichte sind über die maßen weitläuftig. Z. E. Die Erzehlung von Adam und Eva ist 30 Quartseiten, die von der Ehe eines Mannes mit zwo Frauen, oder Jakob Rahel und Lea ist 16 Seiten, und die, welche für seine schönste gehalten wird, Rhodope oder die Vermählung eines schönen aegyptischen Frauenzimmers ist volle 82 Seiten. Man kann sich leicht vorstellen, daß bey einer so ungewöhnlichen Fruchtbarkeit sich vieler Auswuchs erzeugt habe. Die Verse müssen diesem Poeten mit einer ungemeinen Leichtigkeit geflossen, und vom ersten Einfalle zur Feder, und von der Feder unaufhaltsam zur Presse gekommen seyn. Und daß die Kunst auszustreichen, ein wesentlicher Theil von der Kunst sey, für die Ewigkeit zu schreiben, scheint er gar nicht gewußt zu haben. Diese unendliche Weitschweifigkeit abgerechnet, und den oft sehr pöbelhaften Ausdruck,

der

Ein ganzer Schwarm von Thoren kam nunmehr ſich über den Falſter *) zu beſchweren, daß er ſie in das Tollhaus geſetzt, oder ſonſt übel angeſchwärzet hätte. Man

der ein Fehler ſeiner Zeiten geweſen zu ſeyn ſcheint, iſt er übrigens in ſeiner Erfindung und in ſeinen Wendungen nichts weniger als unglücklich.

Es ſcheint alſo das Urtheil, welches oben der Natur in den Mund gelegt wird, daß dieſer Poet unter diejenigen gehöre, welche ſich zwingen luſtig zu ſeyn, da ſie nicht dazu gebohren ſind, nicht ganz dem Charakter ſeiner Schriften angemeſſen zu ſeyn. Er gehört vielmehr unter die natürlich luſtigen Leute, die nicht die allerbeſte Erziehung haben, die alles herausſagen, was ihnen einfällt, und die ſich der Unterredung ganze Stundenlang bemächtigen. Seine beiden bibliſchen Erzehlungen fallen, ohne daß man ihn deswegen für einen Spötter halten darf, in den Scarroniſchen Geſchmack. Die Scene vom Stachelſchweine ſteht in ſeinem Adam und Eva S. 27.

*) Chriſtian Falſter, der als Rector in Ripen den 24 Oct. 1752 verſtorben, und unter die berühmteſten Philologen und Schulmänner in Dänemark gehört. Das däniſche Gedicht, worauf hier gezielt wird, führt den Titel: Die Welt als ein Tollhaus, in verſchiedne Behältniſſe abgetheilt. Kopenh. 1736 und enthält recht artige und lebhafte Schilderungen. Man hat von ihm mehrere Satyren in gebundener Schreibart. Ich will, weil ſie noch nicht zuſammengedruckt ſind, auf deutſch die Titel von denjenigen herſetzen, die mir zu Geſichte gekommen:

Die unzeitige Ranaſucht.

Der Thoren Lebensregeln nach der Mode.

Die thörichte Reiſe in fremde Länder.

Die unverantwortliche Empfehlung.

Die böſe Erziehung der itzigen Welt.

alle zu Kopenhagen 1736 obgleich nicht alle zum erſtenmale gedruckt.

Man hat auch von ihm eine ſehr wohlgerathne Ueberſetzung von Ovidii libris Triſtium in däniſchen Verſen, die 1712 und 1726 in 8 gedruckt iſt.

konnte ſich nicht vereinigen, wer reden ſollte. Denn jeder glaubte, daß alle andern, ihn allein ausgenommen, mit Recht ins Tollhaus gehörten: und daß er allein derjenige wäre, der Urſache hätte, ſich zu beklagen. Da die Natur dieſen Streit ſah, wies ſie ſie alleſamt ab, und that den Ausſpruch, daß kein ſichrerer Beweis von dem Werthe eines Satirenſchreibers wäre, als die Klagen der Thoren.

Es ward nunmehr ſpät, und man war müde, ſo vielerley Klagen zu hören. Die Poeſie ließ von ihrem erſten Vertrauen zu ſich vieles nach; und da ſie bisher geglaubt hatte, daß die Natur ihr viel zu danken hätte, fieng ſie nunmehr an aus beſſerm Grunde zu glauben, daß ſie der Natur vielmehr zu danken hätte, als ſie von derſelben Dank fodern könnte. Unterdeſſen ließ ſie ihre guten Gedanken von ſich nicht gänzlich fallen, und glaubte, unter den däniſchen Poeten, wie unter den Poeten andrer Völker, nicht wenige zu finden, wider die es ſchwer fallen ſollte, einige Klagen anzubringen.

Die Poeſie nannte der Natur bey dieſer Gelegenheit den Sorterup *), deſſen glückliche Nachahmungen der alten Heldenlieder denenjenigen, die ſich in dem Kriege von 1715 hervorgethan, ein Denkmahl zu ſtiften bemühet

*) M. Jörgen Sorterup, Prediger zu Lyderslöv und Probſt von Stevensherred in Seeland, hat bey den Siegen zu Waſſer und zu Lande, welche die däniſchen Waffen im Jahre 1715 davon trugen, einige däniſche Heldenlieder im Tone der bekannten alten Kiämpeviſer geſchrieben. Sie ſind zu Kopenh. in 4 gedruckt. Man hat von ihm noch andre poetiſche Werke, von denen ich diejenigen hier anführe, die mir zu Geſichte gekommen, als vom Jahre 1709 der poetiſche Schanzkorb, eine Satyre gegen einen gewiſſen Reimer, Namens Søren Lollik, wobey er zugleich die Abſicht hat, den Reichthum der däniſchen Sprache zu zeigen. Und vom Jahre 1714 poetiſche Kleinigkeiten, die ſich meiſtens auf die Familie der Freyherren von Güldenkron beziehen. Sorterup iſt den 4ten Oct. 1723 verſtorben.

mühet geweſen. Sie lobte ſeinen mit vielem Feuer ausgeführten Einfall, die älteſte Art der Gedichte nachzuahmen, welche vor dieſem die Helden in den blutigſten Gefechten zur Tapferkeit aufgemuntert, und im Frieden bey ihren Zuſammenkünften mit der Erinnerung edler Thaten vergnüget hat.

Indem ſie aber dieſer alten Helden erwähnte, kam einer von ihnen hervorgetreten, und beſchwerte ſich über ein berühmtes Gedicht des **Lucoppidan**, welches zum Lobe des Tabaks*) verfertiget iſt, und welches man gewiß für eines der ſchönſten däniſchen Gedichte anſehen kann. Was bekümmre ich mich darum? ſagte er, daß man rühmt es habe dieſer Poet einen nicht geringen Ueberfluß von Gedanken, welche er nicht allein mit vielem Feuer, ſondern auch mit vieler Stärke vorzubringen wiſſe, und er ſey von wenigen, aber ausgeſuchten und nachdrücklichen Worten. Man mag bedauern, wie man will, daß er nicht mehr geſchrieben hat: für mich hat er einige Zeilen zu viel geſchrieben, und ich kann es ihm ewig nicht vergeben, daß er allen meinen Heldenthaten ein wenig Tabaksrauch vorzieht. Höre nur, fuhr er zur Natur zu reden fort, was für eine Vergleichung er zwiſchen uns alten Kämpfern, und unſern Nachkommen machet: „Unter den Kämpfern war nichts als Spötterey und Keifen „weil es ihnen bey ihrem Trunke an Zeitvertreibe fehlte: „Wenn ſie in der Zeche ſaßen, ſah man nichts, als einander Schnippchen vor der Naſe ſchlagen. Der mußte „vor des andern Fauſt die Backen aufblaſen; der

*) In der Samlung ſchöner däniſchen Verſe, der Sprache zum Nutzen und zur Zierde, die 1742 in der Wielandiſchen oder königlichen Buchdruckerey veranſtaltet worden, im zehnten Hefte ſtehen verſchiedne Gedichte von N. P. Lucoppidan bey einander, und darunter auch S. 764. das hier angeführte zum Lobe des Tabaks. Daſſelbe iſt ohne Jahrzahl, die darneben ſtehenden Gedichte aber ſind in den Jahren 1713 19 geſchrieben.

„ward auf den Fuß getreten; den raufte man am Barte, „und jener prüfte auf den Nägeln die Güte seiner schar„fen Klinge. Ein breitbrüstiger Knoll fieng an, daß das „ganze Haus erklingen mußte, mit einem hochmüthigen „Basse männliche Thaten zu besingen, wie manchen Hals „er zerbrochen, wie manche Hirnschale er zerspalten, aus „dem er in Othins seligen Saale zu trinken erwartete. „So wild war die Welt vor diesem; aber nun der Tabak „aufgekommen ist, gehet man so hübsch zur Zeche, und „putzet an der Spitze der Pfeife die höflichen Reden aus; „man verläßt Lügen und Gewäsche, und ein jeder sorgt nur „für sich selbst, für sein Bier, und für seinen Tabak. Da „fällt dem ehrbaren dänischen Biedermann in seinem Her„zen ein, was er des Sonntags von dem heiligen Lehr„stuhle gelernet hat, er küsset voll himmlischer Gedanken „den Mund seines Kruges, und so erschleicht er sachte ei„nen barmherzigen Rausch.. Die Natur und die Poesie hörten diese Beschreibungen mit Vergnügen; und um den muthigen Kämpfer ohne Streit los zu werden, gaben sie ihm mit vieler Höflichkeit zu verstehen, daß es für den Richterstuhl der Sittenlehre gehörte, zu entscheiden, ob ihm Unrecht geschehen sey, wenn eine stillere Lebensart der seinigen vorgezogen worden.

Die Poesie redete weiter, und rechnete unter den Poeten die ihr Ehre machten, den Verfasser *) des Peter Paars und der Verwandlungen her; sie rühmte dessen Fruchtbarkeit in Erfindungen, und die Natürlichkeit seines Ausdruckes, welcher vom Schwulst und von einer kriechen-

den

*) Der Freyherr von Holberg hat 1720 ein komisches Heldengedicht Peder Paars in vier starken Büchern geschrieben, welches man auch durch die deutsche Uebersetzung des Herrn Capellmeisters Scheibe kennet. Es werden darin die Begebenheiten erzehlt, die einem Krämer aus Kallund-

burg

den Niedrigkeit gleich weit entfernt iſt; als ein alter ſchwächlicher Mann auftrat, der eine junge Frau an der Seite führte. Nachdem er ſich etliche mal ſehr tief gebückt und etliche mal gehuſtet hatte, fieng er an zu reden: Es iſt nicht genug, ſagte er, daß alles mit Klagen wider die armen Poeten herzugelaufen kömmt, ſondern diejenigen, die Urſache haben, mit ihnen zufrieden zu ſeyn, ſollten auch kommen und ſich vor den Ohren der Natur dafür bedanken. Ich muß alſo dem Verfaſſer der **Verwandlungen**, er mag **Hans Nikkelſen** heiſſen, oder wie er will, ſein Lob nicht verſchweigen, daß er den muntern Pflaſtertretern ſo artig was abgegeben hat, die ſich ungebeten in ein ehrliches Ehebette einſchleichen, wo der dritte Mann nicht verlangt wird. Hier lachte der alte Greis eine Weile, und fuhr fort: Ja gewiß hätte er's nicht beſſer machen können, als daß er einen **Gukguk** zum Stammvater dieſer luſtigen Vögel macht. Er lachte hier wiederum, und fieng an folgende Verſe herzuſagen:

Ein Körper, der in nichts dem Rockyr ähnlich ſah,
Ein wohlgeſchaffner Mann ſtund ſtatt des Gukguks da,
Der aus dem Walde gieng, zu nahen Hütten eilte,
Und alter Hirten Schweiß als treuer Beyſtand theilte;

burg auf einer kurzen Reiſe zu ſeiner Braut in Aarhus wiederfahren ſind. Es iſt voll von Luſtigkeit und ſatyriſchen Ausfällen auf Fehler in allerley Ständen, und beſonders auf die Pedanterie. Holberg hat dieſes Gedicht ſowohl als die Verwandlungen unter dem Namen Hans Mickelſen Brauers in Kallundburg geſchrieben.

Die Verwandlungen beſtehen aus 19 Fabeln in zwey Büchern, und ſind in ſo weit das Widerſpiel der Metamorphoſe des Ovidius, daß hier Thiere in Menſchen verwandelt werden. Sie ſind in einer Samlung wieder aufgelegt worden, welche den Titel führt: Ludewig Holbergs kleinere poetiſche Schriften 1746 in 8. Die hier angeführten Verſe vom Gukguk ſind aus der vierten Fabel S. 35.

Wenn ihr verlebter Leib durch manches saure Jahr
Von Arbeit abgenutzt zum Landbau kraftlos war.
Die dürrste Heide wird durch ihn ein grüner Anger,
Er macht das magre Land von fetten Saaten schwanger.
Die Hirtin freuet sich, daß nun ihr alter Mann
Sich in beliebter Ruh gemächlich pflegen kann,
Des Lebens Ueberrest ohn alle Müh vollbringet,
Und ihm ein andrer pflügt, ihm drischt, ihm säet, ihm düngert.
Denn Rockyz war zwar gern zu jedes Dienst bereit;
Doch ging das Alter vor, dieß will die Billigkeit.
Sein würdiges Geschlecht übt noch in großen Städten
Des Vaters Tugend aus, und sucht ihm nachzutreten.
Es folgt des Gutsherrn Art, es denkt von wem es stammt,
Und überträgt mit Lust der andern saures Amt.
Viel Männer wollen zwar die Wohlthat nicht erkennen;
Drum pflegt man dieß Geschlecht *) Springhengste zu benennen.
Doch dieses trägt den Schimpf mit williger Geduld,
Fährt stets im Wohlthun fort, und lohnet Schimpf mit Huld.

Man bedankte sich bey dem dienstfertigen Alten, daß er die Natur und die Poesie mit Hersagung dieser Verse vergnügen wollen.

Die Poesie nennte hierauf der Natur noch einige Namen, die sie lobte, und vergaß auch die Probeverse **) nicht, welche einige Jahre nacheinander zum Wett-

*) Der Verfasser brauchet ein Wort, welches einen Ochsen andeutet, der den Kühen einer ganzen Gemeine vorsteht; und den man in Deutschland den Brummochsen oder Dorfbullen nennet. Es läßt sich aber diese ganze Zeile im Deutschen nicht wohl ausdrücken, da ich mich nicht erinnere, daß man daselbst die Geduld dieser dienstfertigen Leute durch einen solchen Namen auf die Probe setze.

**) Der Freyherr von Holberg zeigte in seinem Alter, nachdem er sich durch unbeschreiblichen Fleiß ein ansehnliches

Vermögen

Wettſtreite um einen aufgeſetzten Preis verfertigt worden. Ich überlaſſe denenjenigen, welche ſich hier nicht genennet finden, ſelbſt zu entſcheiden, ob ſie lieber glauben wollen, daß ſie von der Poeſie zuletzt mit benennet und gerühmet worden, oder ob ſie deswegen bey der Natur nicht mit verklagt worden, weil man an ihnen nichts zu loben gefunden.

XLI.

Den 18ten Jan. 1746.

Unſer Verſtand hat viel Aehnlichkeit mit denenjenigen Leuten, die ſehr auf ihre Freyheit halten, und zu nichts auf der Welt zu bringen ſeyn würden, wenn man es als eine Schuldigkeit von ihnen foderte, und mit denen man gleichwohl anfangen kann, was man will, wenn man es nur auf die rechte Art angreift. Wir haben keine Herrſchaft über unſre Begriffe, wir können unſre Vorſtellungen von den Dingen nicht ändern, wie wir wollen; wir müſſen in unſern Meynungen nothwendig der Kraft der Beweiſe folgen, die unſrer Vernunft vor Augen liegen, wenn ſie auch unſern Leidenſchaften noch ſo ſehr zuwider wären. Und wir wiſſen es doch dahin zu bringen, daß unſer

Vermögen erworben, einen rühmlichen Eifer, andre gute Köpfe zum Fleiße aufzumuntern. Er machte 1738, doch ehe ſie ſich zu nennen, den Anfang, einen Preis für das beſt Gedicht auszuſetzen, das über einen vorgegebenen Sittenſpruch einkommen würde. Es ſind mir fünf ſolche ſogenannte Proben von däniſchen Verſen zu Geſichte gekommen. Jede von dieſen Samlungen, die 1738 bis 40 in Quart gedruckt ſind, enthält vier, fünf oder mehrere von den eingekommenen Gedichten über dieſelbe vorgegebene Materie, mit einer kurzen Kritik vor jedem Gedichte, wobey zugleich angezeigt wird, welches darunter den Preis erhalten habe.

ser Verstand sich allemal nach den Einfällen unsrer Leidenschaften richtet, daß er für recht hält, was er vorher gemisbilliget, daß er für unrecht spricht, was er zuvor gut geheissen; und daß er allezeit bey unsern Leidenschaften das Amt derjenigen vertritt, welche entweder aus Ueberzeugung oder aus Schuldigkeit die gründliche Ursache zum Vorschein bringen müssen, um die Unternehmungen ihrer Herren zu rechtfertigen.

Man hört einen Menschen heute denjenigen bis an den Himmel erheben, dem er vor einigen Tagen nicht die geringste gute Eigenschaft übrig gelassen. Die Ursache ist, weil er vor einigen Tagen böse auf ihn war, itzo aber berichtet worden ist, daß dieser Mensch, von dem er so wenig gehalten, ihn jederzeit hochgeschätzet habe. Derjenige, der sich heute beschweret, daß man Verdienste und Wissenschaften nichts achte, wird morgen mit den größten Lobreden behaupten, daß sich noch niemand anders als durch Verdienste empor geschwungen; wenn er das Amt bekömmt, wovon er abgewiesen zu werden fürchtete. Ich rede hier nicht von denen, die nicht sowohl ihre Meynungen, als ihre Reden ändern; und welchen es eben so leicht ist, das eine als das andre zu sagen, weil sie nicht den Vorsatz haben, dasjenige zu sagen, was sie für wahr halten, sondern was sie für dienlich erachten; sondern ich spreche von denen, deren Meynungen sich wirklich nach den vorfallenden Gelegenheiten ändern, und deren Verstand so gehorsam ist, dasjenige jederzeit mit der gründlichsten Ueberzeugung für wahr zu erkennen, und mit dem größten Eifer zu behaupten, was ihm der Wille zu glauben auferleget.

Nichts desto weniger bleibt es wahr, daß der Verstand sich nicht beherschen läßt, und daß man über seine eignen Begriffe die Gewalt nicht hat, sie zu ändern, wie man will. Das Geheimniß, von demselben alles zu erhalten, was man begehrt, bestehet nur darinnen, daß wir

Meister

Meiſter unſrer Aufmerkſamkeit ſind, daß wir dieſelbe lenken können, wohin wir wollen, und daß es in unſrer Gewalt ſteht, ſie einzuſchränken und ihr Gränzen zu ſetzen, wenn ſie den Verſtand auf Wege führen wollte, die uns nicht gefallen. Der vorhergehende Eindruck unſrer Sinnen wird allezeit durch den nachfolgenden geſchwächt. Der ſchwächſte Zweifel, den wir uns itzo in aller ſeiner Deutlichkeit vorſtellen, iſt ſtärker als der mächtigſte Beweisgrund, den wir vor dieſem gewußt haben, und an den wir nicht Luſt haben, uns itzo zu erinnern. Die lebhafteſte Empfindung, die man in dieſem Augenblicke von einer Sache hat, wird bald matter werden, wenn man ſich von derſelben ablenket und ſeine Gedanken mit etwas anderm beſchäftiget; und wenn man fortfährt, den Verſtand allezeit von dieſem Gegenſtande abzuhalten, der ihn anfangs ſo gerühret hat, ſo wird er in kurzer Zeit gänzlich vergeſſen ſeyn. Dieſes iſt der Weg, jederzeit zu glauben, was man will, wenn uns nehmlich nicht daran gelegen iſt, ob wir etwas aus Vorurtheil oder aus Gründen glauben wollen.

So lächerlich dieſe Herſchaft über unſre **Aufmerkſamkeit** angewandt iſt, wenn wir ſie zu einem Zügel gebrauchen wollen, unſern **Verſtand** nach den Eingebungen unſers **Willens** zu lenken; ſo iſt ſie hingegen eine von unſern größten Glückſeligkeiten, wenn wir ſie zu gebrauchen wiſſen, um die Stärke unſrer Leidenſchaften zu hemmen. Ohne dieſelbe würden wir eben ſo übel daran ſeyn, als Leute, denen ein Tyrann die Augenlieder abſchneiden ließe, und ſie dadurch nöthigte, ihre Augen durch beſtändiges Aufſehen zu quälen, Licht, Staub und Rauch zu ertragen, und bey einem immerwährenden Wachen die Dinge, die um ſie herum wären, wider ihren Willen zu betrachten. Wir würden eine verdrießliche Begebenheit, die uns begegnet iſt, niemals aus der Acht laſſen, eine Sache, die uns zum Zorn reizet, niemals vergeſſen, und

vor tausend Dingen, an die wir gern nicht mehr denken wollten, die Augen niemals zudrücken können. Derjenige, dem also einmal etwas verdrießliches vorgefallen wäre, würde ohne diese Freyheit, die der Mensch hat, seine Gedanken von einer Sache auf eine andre zu wenden, lange Zeit unglücklich seyn; da zumal die Dinge, die uns verdrießlich fallen, uns allezeit stärker rühren, als diejenigen, die uns vergnügen sollten.

Ein jähzorniger Mensch, der erst itzo über einige Worte, die man von ihm gesprochen hat, dem Gegenstande seines Zorns mit tausend Flüchen den Tod geschworen; kommt endlich voller Raserey und mit knirschenden Zähnen in sein Cabinet, und schließt sich daselbst ein, in der Absicht, sich allein mit seinen rachgierigen Gedanken zu unterhalten. In einigen Stunden kömmt er wieder zum Vorschein. Alles geht ihm anfangs aus dem Wege, weil man ihm nicht zutrauen will, daß sich seine Wut so bald gelegt habe. Man wird endlich gewahr, daß er freundlich aussieht; man redet mit ihm, und man wundert sich, daß er nicht allein wiederum höret, was man sagt, sondern daß er auch scherzen und lachen kann. Man sucht die Ursache dieser jählingen Veränderung zu erfahren, und man bringt ihn darauf, daß er erzehlt; nachdem er einigemal mit starken Schritten hin und wieder gegangen, habe er ein Buch ergriffen und sich in einen Stuhl geworfen. Er habe es anfangs wieder weggelegt, weil er zuerst nur dunkle und unkenntliche Buchstaben vor seinen Augen zittern sehen. Er habe es aber wiedergenommen, und nachdem er einige Seiten gelesen, ohne zu wissen was er lese, habe er allerley artige Einfälle und Erzehlungen darinnen gefunden; endlich sey er auf etwas gekommen, das ihn zu weiterm Nachdenken veranlasset. Dieses habe ihm nicht allein die Zeit, sondern auch den Zorn vertrieben.

Ein

Ein Mann, deſſen Haus zuweilen durch innerliche Kriege zerrüttet wird, worinnen er eben nicht die Oberhand behält, geht ganz niedergeſchlagen und troſtlos aus ſeiner Wohnung; vielleicht mehr in der Abſicht einem drohenden Ungewitter zu entgehen, und den Grillen, die ihm von ſeinen täglichen Martern verurſachet werden, in Ruhe nachzuhängen, als ſich zu vergnügen. Unterdeſſen kömmt er in eine Geſellſchaft, wo er ſeine Aufmerkſamkeit von der Betrachtung ſeiner Plagen auf eine mit allerley Scherz untermiſchte Unterredung wendet. Er wird dadurch nach und nach eingenommen, er geht ſo aufgeräumt wieder nach Hauſe, als ob er nicht mehr wüſte, was daſelbſt vorgegangen wäre, und er kömmt nicht allein getröſtet, ſondern auch zu ſeinen künftigen Plagen geſtärket wieder zurück.

Eine Geſellſchaft kömmt in einem Trauerhauſe zuſammen, wo nicht bloße Erbſchaftsthränen, ſondern freundſchaftliche Zähren vergoſſen werden. Man iſt anfangs ganz kleinlaut, und das Stillſchweigen, das daſelbſt herſchet, wird durch nichts anders als durch wimmernde Erzehlungen von den letzten Worten des Verſtorbenen unterbrochen; bis eine von den anweſenden Perſonen das Herz faſſet, von gleichgültigen Dingen zu ſprechen, und zu fragen, was man neues höret. Es wird hierauf geſagt, was man erfahren hat, es wird mit Anmerkungen und Exempeln erläutert; die weinenden Stimmen fangen an, ſtärker ohne Seufzer zu ſprechen, und am Ende einiger Stunden ſind die Thränen vertrocknet, die Augen nicht mehr roth und das Herz ein wenig erleichtert; welches, wenn es auch wiederum in ſeine erſte Betrübniß verfällt, dieſelbe allemal geſchwächt findet, ſo oft ſie durch Betrachtung andrer Dinge geſtöret worden iſt.

Kann man alſo nicht ſicher behaupten, daß die Bemühung, unſre Aufmerkſamkeit von einer verdrießlichen

und

und betrübten Sache abzukehren, wenigſtens ein ſo ſtarkes Mittel ſey, ſein Gemüth zu beruhigen, als die troſtreichſten Betrachtungen, die uns die Philoſophen anrathen, uns zu überreden, daß dasjenige was uns beſchwert, kein wirkliches oder kein großes Leiden ſey. Eine verdrießliche Sache durch aufmerkſame Betrachtung derſelben erträglicher machen wollen, heißt ſo viel, als eine Wunde durch das beſtändige Anſehen derſelben heilen wollen, da man doch am beſten thut, wenn man ſie verdecket, und ſich in acht nimt, daß nichts daran rühre.

Unterdeſſen iſt es gewiß, daß die meiſten es nicht ihrer eignen Bemühung, ſondern blos dem Glücke ſchuldig ſind, wenn ſich ihre Aufmerkſamkeit nach und nach von verdrießlichen Dingen abziehet. Es ſtünde öfters in unſrer Gewalt, einen Verdruß zu unterdrücken, der uns nichts helfen kann, wenn wir unſern Gedanken nur etwas anders zu thun geben wollten; und es ſcheint, daß wir oft aus Langerweile, und um uns die Zeit zu vertreiben, den verdrießlichſten Leidenſchaften nachhängen, blos weil wir zu träge ſind, einen Verſuch zu wagen, und uns mit etwas Gleichgültigen zu beſchäftigen. Bis endlich Zeit und die Gelegenheit klüger iſt als wir, und unſrer Aufmerkſamkeit einen andern Gegenſtand an die Hand giebt, der uns die Grillen vertreibt; den wir aber längſtens ſelbſt hätten finden können, wenn wir nicht zu ſchläfrig geweſen wären, ihn zu ſuchen.

Es giebt ſo gar Leute, die ſich eine Ehre daraus machen, ſich ſelbſt mit betrübten Gedanken zu quälen, ihre Aufmerkſamkeit beſtändig auf eine Kleinigkeit zu wenden, die ihnen im Wege ſtehet, und daraus eine Betrachtung nach der andern zu ihrer Marter zu ziehen. Sie nennen es ſo gar eine Leichtſinnigkeit, wenn man den Dingen die uns beſchwerlich fallen, und die wir doch nicht ändern können, nicht die Ehre erweiſen will, ſie einer langen

Auf-

Aufmerkſamkeit zu würdigen; und ſie halten es für eine ſo wichtige Sache, ſich zu quälen, daß ſie ſich mit allem Eifer hüten, und recht böſe darüber ſind, wenn man durch angenehmere Dinge ihre Marter unterbrechen will. Meines Erachtens kann man keine andre Unachtſamkeit mit dem Namen der Leichtſinnigkeit belegen, als diejenige, welche uns nicht einmal ſo viel Aufmerkſamkeit und Muth übrig läßt, eine Sache, die uns verdrießlich fällt, ſo lange zu betrachten, bis wir ſehen, ob wir derſelben abhelfen können, und bis wir die Mittel ausgeſonnen haben, uns aus unſern verdrießlichen Umſtänden zu reiſſen. Folgender Brief wird eine Abſchilderung einer ſolchen Leichtſinnigkeit in ſich enthalten.

Mein Herr!

Wollen Sie nicht ſo gütig ſeyn, einmal für mich zu denken, wie ich mir wenigſtens auf einige Tage aus der Noth helfen könne. Ich weis nicht, wie es um meine Angelegenheiten ſtehet; ſo viel aber weis ich, daß ich kein Geld habe. Ich habe auch wohl einige Schulden, und man ſagt mir, daß ich alle Tage eine ganz zahlreiche Aufwartung von Schuldleuten habe. Um aber dieſe verdrießlichen Geſichter nicht zu ſehen, gehe ich des Morgens ſo früh als möglich aus, und komme des Abends ſo ſpät es ſeyn kann nach Hauſe. Nur des Sonntags habe ich ſo viel Muße, daß ich wenigſtens bis nach der Kirche in meiner Wohnung bleiben kann. Man ſagt zwar, daß ich mit meiner jährlichen Einnahme auskommen könnte. Aber das iſt meine kleinſte Sorge. Ich müßte mich viel zu verdrießlich machen, wenn ich daran denken ſollte. Und ich glaube, das untrüglichſte Geheimniß, allezeit aufgeräumt zu ſeyn, iſt dieſes, daß man an keine Geldſachen denken muß. Ich bin allezeit entweder in Geſellſchaft, oder ich leſe, oder ich ſinge, oder ich ſchlafe. Ich habe meinem Kerl geſagt, daß er auf-

ſetzen ſoll, was ich ſchuldig bin, und was ich jährlich an meinen Ausgaben erſparen könnte. Es graut mir aber, den Zettel anzuſehen, weil ich mich nicht verdrießlich machen will. Ich verlange nicht von Ihnen, ein Mittel auszuſinnen, wie ich meine Schulden bezahlen kann. Denn da ich nicht an dieſelben denke, ſo iſt es gleich viel, ſie mögen bezahlt ſeyn oder nicht; wenn ich nur keine Unruhe damit habe. Wenn Sie aber an meiner ſtatt ausſinnen können, wie ich auf einige Tage Geld bekomme, ſo werden Sie mir einen großen Gefallen erzeigen. Die Intereſſen mögen ſo groß ſeyn, als ſie wollen. Nur kein Pfand wollte ich dafür geben. Denn ich habe nichts zu verſetzen, als eine Uhrkette, welche ich aber noch gern zur Taſche heraushängen laſſen wollte, nachdem die Uhr ſchon lange fort iſt ꝛc. ꝛc.

Sorgenfeind.

XLII.

Den 25ſten Jan. 1746.

Es ſind ſeit einigen Jahrhunderten viel unbekannte Länder entdeckt worden und wieder verſchwunden, ſobald man keine Schätze oder keine Waaren darinnen gefunden, die man den Europäern mit Vortheil hätte zuführen können. Es iſt alſo kein Wunder, wenn man von den Inſeln nicht einmal gehört hat, von denen ich aus einem durch die Zeit und durch die Unachtſamkeit der Beſitzer hin und wieder beſchädigten Tagebuche eines längſtverſtorbenen Oſtindienfahrers einige Nachricht mittheilen will.

Ich glaubte anfangs an eine bloße Klippe geworfen zu ſeyn, ſagt dieſes mangelhafte Ueberbleibſel eines Tagebuchs. Denn ich ſah nichts als Felſen, hinter denen andre

andre noch höhere Felsen hervorragten. Als ich mich unterdessen ein wenig erholet hatte, ward ich hin und wieder der Steinbrüche gewahr und sah sehr grosse Stücke ausgehauener Steine liegen, welche für Gebäude zubereitet waren. Ich gieng also am Ufer hin, um zu sehen, ob ich noch mehrere Spuren von Menschen gewahr würde, und entdeckte bald darauf einen Canal zwischen zween Felsen, worauf viele Schiffer mit ihren Booten lagen. Weil ich nicht glaubte, daß jemand von ihnen mich anders als durch Zeichen verstehen würde, so nahm ich einige kleine Stücken Silbergeld aus der Tasche, und winkte, daß man zu mir kommen möchte. Sogleich eilten drey bis vier Boote um die Wette, einander vorzukommen, und weil ich alles Reden für vergeblich hielt, stieg ich in das erste, das mir nahte, hinein, und zeigte nur meine nassen Kleider, um zu weisen, daß ich an einen Ort gebracht seyn wollte, wo ich mich abtrocknen könnte. Die Canäle, durch die man mich führte, waren an den meisten Orten in Felsen gehauen, an vielen auch mit Steinen gefüttert. Zu beiden Seiten lag ein sehr wohlgebautes Land, dessen Ende man gleichwohl von allen Seiten übersehen konnte, und was mich in Verwunderung setzte, ich sah, daß dieses Land, ohne Hülfe des Zugviehes, durch Menschen gepflügt ward. Dieses setzte mich in solches Erstaunen, daß ich in meiner Muttersprache eine Ausrufung darüber hören ließ, welche mein Führer zu meiner noch grössern Bestürzung verstand, indem er mir auf Holländisch antwortete: Alles das Land, das ihr vor euch seht, ist eigentlich nichts als eine bloße Klippe, welche bey allem Fleiße, den man anwendet, nicht einmal so viel Reiß hervorbringet, daß die Hälfte der Einwohner davon genug zu essen hat, geschweige, daß sie vieles Vieh zu ernähren im Stande seyn sollten. Wir haben aus den gegrabnen Canälen das Erdreich mit vieler Mühe von den Steinen abgesondert, um den felsichten Boden, der unter diesen Ae-

kern verborgen liegt, damit zu bedecken, und nur einigermaßen fruchtbar zu machen. Die magern Höhen, die wir hin und wieder gelassen, weiden kaum eine kleine Anzahl Schafe, und man hat nur wenige Wiesen mit unsäglicher Arbeit hier angelegt, um einiges Vieh darauf zu weiden, welches nicht zureicht den zwanzigsten Theil der Einwohner dieses Landes zu ernähren. Ich wußte nicht, worüber ich mich zuerst verwundern sollte; und indem ich die Augen überall herum warf, sah ich, daß diese Pflüge von einer ganz andern Zusammensetzung waren, als die gewöhnlichen, und mit ganz leichter Mühe gezogen wurden. Ich fragte meinen Führer, wie diese Insel hieße, und er berichtete mich, daß man sie mit einem Namen benennet hätte, welcher so viel hieße, als die Ameisen-Insel. Denn alles, sagte er, ist hier lauter Fleiß, und dieser Fleiß ernähret nicht allein die Einwohner, sondern er machet sie auch reich. Ich kam nunmehr dem mittelsten und höchsten Felsen nah, auf dessen einer Seite ich in der Höhe eine große und wohlgebaute Stadt entdeckte. Das Boot hielt endlich an sehr breiten Stuffen still, welche bis zu der Stadt hinangiengen, und von Volke wimmelten. Zu beiden Seiten derselben sah ich eine ziemliche Anzahl in Maschinen an Seilen heran und hinunter gehender Wagen, welche in ein solches Gleichgewichte gesetzet waren, daß ein jeder Wagen, der herunter lief, einen andern mit ziemlicher Geschwindigkeit hinaufzog. Und um zu machen, daß die Last dererjenigen Dinge, die herunter kamen, diejenigen Lasten überwog, die hinaufgezogen wurden, war verordnet, daß jedermann, der in die Stadt wollte, und im Stande zu gehen war, zu Fuße hinauf gehen, oder sich hinauf tragen lassen; jeglicher aber, der wiederum aus der Stadt wollte, in einem von diesen Wagen heruntergelassen werden mußte. Für alles, was auf diese Art hinaufgezogen ward, bezahlte man nach dem Gewichte

richte eine gewiſſe Fracht, welches, wie ich hernach erfuhr, der einzige Zoll iſt, den man daſelbſt foderte, und welcher von allen deſto williger bezahlt ward, da ſie es unter dem Namen eines Frachtgeldes erlegten. Indem ich dieſe Stufen hinaufſtieg, ward ich hinterwärts in einem Hafen, welcher bis an den Fuß dieſes hohen Felſens gieng, eine Menge von Schiffen gewahr, welche mich in Verwunderung ſetzte, da ich in dieſer kleinen Gegend doch nirgends einiges Holz ſah, das zum Schifbau hätte dienen können. Der Eifer und die Aemſigkeit derjenigen, die beſchäftiget waren, hier aus einem Schiffe neuangekommene Waaren ans Land zu bringen, und dort ein anderes mit unzähligen Ballen und Kiſten zu beladen, gab den allerſchönſten Anblick, bey welchem ich mich nicht enthalten konnte, eine Zeitlang ſtille zu ſtehen. Eine ganze Gegend von Felſen zu ſehen, die mit Canälen durchſchnitten waren, und deren Rücken überall zur Saat beackert ward; einen Haufen Schiffe zwiſchen unfruchtbaren Klippen mit einer Menge von Waaren befrachtet zu ſehen, von denen ich nicht begreifen konnte, wo ſie herkamen, dieſes erweckte in mir eine nicht geringe Verwunderung. Mit dieſen Gedanken kam ich in der Stadt an, wo ich die Kennzeichen des Fleißes noch häufiger bemerkte, die ich ſchon überall wahrgenommen hatte. Die ganze Stadt wimmelte von Menſchen, welche mit der größten Eilfertigkeit Kiſten auf kleinen Wägen fuhren, große Fäßer vor ſich hinwälzten, oder allerley Waaren ausruften. An allen Seiten ſah man offene Läden, welche mit den ſchönſten Sachen angefüllet waren. Ungeachtet der großen Menge Volks war überall die größte Reinlichkeit. Die Gebäude waren ſchön; die Menſchen, die einem auf der Gaſſe begegneten, und keine Handarbeit thaten, prächtig gekleidet; vergüldete Sänften, welche von wohlausgeputzten Menſchen getragen wurden, begegneten einem überall; und unterdeſſen, daß man in einer Straſſe die Häm-

mer der Arbeitsleute erſchallen hörte, erklangen in andern Straſſen wohlerbaute Paläſte von der ſchönſten Muſik. Ich hatte meinen Führer vom Boote durch ein nicht geringes Trinkgeld überredet, mit mir zu gehen, indem er betheuerte, daß es ihm ſchwer fiele, ſein Boot zu verlaſſen, welches ihm ſehr vieles einträge. Er führte mich in ein Wirthshaus, wo ich kaum angekommen war, als man mich mit vielem Eifer fragte, was ich verlangte, und mir alles anbot, was darinnen zu finden war. Ich verlangte Feuer, meine Kleider zu trocknen, und augenblicklich war es da. Alles im Hauſe, auch ſogar die Feuerſtätten, waren ſo eingerichtet, daß es ſchien, man hätte viele Jahre darauf geſonnen, nicht den geringſten Vortheil zu verlieren, den eine Sache nur zu geben fähig wäre. Hier bekam ich Zeit, mit meinem Führer weiter zu ſprechen, und fragte ihn, woher aller dieſer Ueberfluß an einem ſo unfruchtbaren Orte käme? und er antwortete mir: Vom Fleiße. Wir arbeiten hier, ſagte er, für eine ganze Menge benachbarter Inſeln: wir holen von einer jeden dasjenige, was ſie hervorbringet, und nachdem wir es hier auf alle Arten wie es nur möglich iſt, brauchbar gemacht, führen wir es ihnen wieder zu. Es ſind mehr als hundert Arten von Künſtlern hier, deren größter Theil nichts als Kleinigkeiten und Spielwerke verfertiget; und dieſe Spielwerke ſind gleichwohl unſer Reichthum bey fremden Völkern. Der eine färbet die ſchönſten und weichſten Federn der Vögel mit hellen und ſchönen Farben, der andre flicht aus denſelben einen ſchönen Kopfputz, der dritte macht eine Tapete mit künſtlichen Figuren daraus. Der eine ſchleift glänzende Steine, die man an den Ufern einer der andern Inſeln ohne Entgeld aufleſen kann, und die auf derſelben Inſel, wenn ſie zubereitet ſind, ihr um einen hohen Preis wieder verkauft werden. Es iſt nicht leichtlich ein Menſch hier, welcher nicht ein Mittel finden ſollte, ſein Brod zu erwerben.

Unter

Unter allen Völkern, die ich geſehen habe, iſt keines, deren Wagen ſinnreicher wäre, etwas auszudenken, wodurch er zu eſſen bekomme, als dieſes. Man ſieht hier alle Gelegenheiten etwas zu thun zu bekommen, und man erfindet täglich etwas neues, das hierzu dienen könne. Ich fragte ihn, wie es käme, daß es gleichwohl ſchiene, daß dieſes Volk ſo viel auf Pracht und Luſtbarkeiten hielte, welches ſich doch zu ihrem auſſerordentlichen Fleiſſe nicht allzuwohl ſchickte, indem nothwendig mehr gearbeitet werden würde, wenn dieſe Leute, anſtatt ſich luſtig zu machen, ebenfalls nicht müſſig giengen. Wie dieſes kömmt, antwortete er, weis ich eigentlich nicht. Ich weis aber, daß die meiſten Leute mit ihrer Arbeit nicht fortkommen würden, wenn es nicht andre gäbe, die ihnen alles, was ſie neues erdenken, zuerſt abkauften, und ſie durch ihren Beyfall ermunterten, daß ſie ſich von dem Fortgange ihrer Arbeit etwas verſprechen können. Ich fragte ihn nach der Einrichtung des Landes. Mein Führer aber, der zwar nicht unverſtändig redete, aber von Waaren mehr als von Staatsſachen wiſſen mochte, wußte mir hierauf nichts zu antworten, als daß er ſagte: Wir verdienen ein jeder ſein Brod, auf welche Art er will und kann. Das iſt unſre Einrichtung. Und dieſes macht uns fleiſſig, weil wir nichts haben, wenn wir nichts erwerben wollen. Das wunderbarſte iſt bey allem dieſem, ſetzte er noch hinzu, daß dieſes Land eben ſo unfruchtbar an Menſchen iſt, als an andern Dingen. Es ſterben jährlich hier noch einmal ſo viel Menſchen als gebohren werden. Gleichwohl wird dieſe Inſel immer mehr und mehr bevölkert. Jedermann, der durch Fleiß etwas vor ſich bringen will, begiebt ſich hieher, weil er hier zu thun findet, und ſo kömmt jederzeit der Kern von den Bürgern aller andern Nationen zu uns herüber. Eine benachbarte Inſel zinſet uns jährlich etliche tauſend Leute, die die Schiffe zu führen wiſſen; indem dieſe Leute häufig ſich auf unſre Schiffe verdingen, weil ihnen in ihrem

rem eigenen Lande, wo man Schiffe genug haben könnte, niemand etwas zu thun giebt. Ich bin auf diese Art hiehergekommen, fuhr er fort, indem ich von Ort zu Ort gegangen, und etwas zu thun gesucht, da ich eigentlich aus einer Nation bin, mit der die Europäer handeln. Dieses erklärte mir das Räthsel, wie es käme, daß dieser Mann Holländisch spräche.

Nach einigen Fragen erfuhr ich endlich, daß diese Insel eine Colonie einer andern sehr fruchtbaren Insel wäre, die in der Nähe läge, und zum Spotte von dieser ihrer Tochter die Gänse-Insel genannt würde. Diese Insel, berichtete man mich, hat einen Ueberfluß an allen Sachen, die man jemals zur Nahrung brauchet, und man kann sagen, daß die Natur daselbst für die Menschen arbeitet. Gleichwohl ist sie nichts weniger als reich. Es herscht daselbst keine Wollust, von welcher man sagen könnte, daß sie die Reichthümer der Nation verschwendete. Aber es fehlt den Einwohnern, ich weis nicht aus was für einer Ursache, die Gabe, ihren Fleiß recht anzubringen, und ihn immer durch etwas neues hervorzuthun, und also immer neue Mittel auszusuchen, um sich zu ernähren. Die Künstler arbeiten daselbst nicht mehr, als sie nothwendig brauchen, und damit sie auf ihre saure Arbeit sich wieder gute Tage machen können, so nehmen sie dieselbe doppelt bezahlt. Durch ein Schicksal, dessen Ursache nicht so leicht zu begreifen ist, pflegen die geschicktesten und fleißigsten Künstler des Landes sich anderwärts niederzulassen, und an ihrer Stelle kommen Fremde dahin, wovon ein Theil selbiges Land nicht gesucht haben würde, wenn sie geschickt genug gewesen wären, in ihrem eigenen Lande Nahrung zu finden. Bey einer kleinen Theurung, welche sich eräußerte, fiel ihnen ein, daß das Land von Einwohnern überladen wäre; und man beschloß, sogleich einen Theil der Menschen hinauszuschicken, damit die andern desto bequemer leben könnten. Diejenigen

also,

alſo, die nichts eigenthümliches daſelbſt hatten, ſondern blos von dem lebten, was ſie erwarben, mußten das Land räumen: und weil ſie weder kriegeriſch noch mächtig genug waren, ein ſchon bewehrtes Land zu erobern, ſo ſahen ſie ſich gezwungen, ſich auf dieſem Felſen, als der einzigen von allen umliegenden Inſeln, die noch nicht bewohnt war, niederzulaſſen. Unterdeſſen haben ſie noch beſtändig den meiſten Theil ihres Reiſſes und der andern Eßwaaren, die ſie brauchen, aus eben dieſem Lande, woraus ſie, in der Einbildung des Mangels derſelben, weggeſchickt worden ſind; und die Nahrung, die man ihnen als Einwohnern verſagt hat, verkauft man ihnen als Fremden gegen Dinge, die man ſelbſt machen könnte, wenn man luſt dazu hätte. Daher kömmt ein Sprüchwort, welches man auf dieſer reichen und unfruchtbaren Inſel hat: **Daß dasjenige Land das fruchtbarſte ſey, wo der meiſte Fleiß blüht.**

XLIII.

Den 1ten Febr. 1746.

Ein neuer Genealogiſt, welcher den Spruch des Horaz nicht umſonſt gehört hat, daß tapfre Leute von tapfern Leuten, Adler von Adlern, und Tauben von Tauben erzeugt werden, hat mir ſeine Entdeckungen zugeſchickt, welche ich um deſto lieber mittheile, weil vielleicht vielen, denen daran gelegen iſt, ihr Geſchlecht aus den entfernteſten Zeiten herzuholen, ein ſonderbares Licht darinnen aufgehen und veranlaſſen kann, ihren Urſprung dadurch deſto ſichrer zu entdecken.

Mein Herr!

Wie wichtig es sey, die Vorfahren verdienter Leute aus der Vergessenheit zu reissen, und zu entscheiden, was der erste Ahnherr eines Geschlechtes für einen Namen geführet, und was er für Thaten gethan, habe ich nicht nöthig zu erweisen, da es schon so oft ausgeführet worden. Ich würde ohne Noth meinen Mitbrüdern den Stoff zu den Vorreden ihrer prächtigen Werke abstehlen; wenn ich mich damit aufhalten wollte, da ich eine Wahrheit zu sagen habe, die weit wichtiger ist. Die Mittel, welche man bisher gebraucht, den dunkeln Ursprung so vieler erlauchten Geschlechter auszuforschen, alte Papiere, auf denen man den Geburts- und Sterbetag eines längst vergessenen Mannes, nebst seinen Eltern und Kindern aufgezeichnet findet, Lebensbeschreibungen von Leuten, denen man sonst weder gutes noch böses nachsagen kann, als daß sie gelebt, und eine Nachkommenschaft hinterlassen, die auch gelebt hat, sind zwar nicht zu verachten. Die Umstände eines Mannes, von dem man gar nichts weder rühmliches noch merkwürdiges zu sagen weis, werden gleichwohl zu einer Sache, daran unendlich viel gelegen ist, so oft es darauf ankömmt, die Verbindung eines heutigen berühmten Geschlechts mit einem großen Manne des Alterthums festzustellen; und ich weis nicht, ob ich der erste bin, der es sagt, oder ob es schon ein andrer großer Genealogist vor mir gesagt hat; dergleichen Leute, die blos gelebet haben, sind in einem Geschlechtsregister eben so nöthig, als das Wort Und in einer Rede. Denn ob beide gleich an sich nichts zu bedeuten haben; so zeigen sie doch den Zusammenhang zwischen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden. Und dieses ist genug, sie unentbehrlich zu machen. Unterdessen, so kopfbrechend es ist, aus alten Pergamenen oder halbvermoderten Papieren alle unberühmte Namen zusammen zu suchen: so unzureichend

reichend iſt es hingegen, wenn man bedenkt, daß die meiſten Leute in ihren Geſchlechtregiſtern nicht bloſſe Namen, ſondern Thaten ſehen wollen, deren Augen ſie ſich ohne Mühe anmaſſen können. Indem ich hierüber nachgedacht und zugleich erwogen, wie man dem Einwurfe begegnen könnte, daß auch die edelſten Geſchlechter der Verfälſchung unterworfen wären, und daß ein einziger artiger Menſch, der ſich bey der Frau Großmutter oder Urältermutter des berühmteſten Hauſes in Gunſt zu ſetzen gewuſt, zuweilen ein ſehr edles Geſchlecht nach einem ſumpfichten Urſprunge ablenke, und durch die mit vieler Mühe unterſuchten Ahnen einen Strich mache: ſo habe ich einen Weg entdecket, wodurch man die Geſchlechtregiſter eines Theiles von der Trockenheit und dem Mangel merkwürdiger Materien retten, und andern Theils ihre Ahnen nicht auf Papiere, ſondern auf Beweiſe gründen, und ohne vieles Nachſuchen ein Geſchlecht aus den allerälteſten Zeiten herleiten könne.

Daß die Aehnlichkeit der Geſichtsbildung zwiſchen zween Menſchen, die ſonſt in dem Alter ſind, daß einer von dem andern herſtammen kann, öfters Väter verrathe, die dafür gar nicht angeſehen ſeyn wollen, iſt bekannt. Daß die Aehnlichkeit der Gemüthsart ein gleicher Beweis ſey, kann man an den Thieren ſehen, da die Art der Väter und der Mütter ſich jederzeit auf ihr Geſchlecht fortpflanzet, und kaum einen Unterſchied zwiſchen ihnen bemerken läßt. Bey dieſen Umſtänden iſt es zu bewundern, daß der Fleiß ſo vieler Leute, welche ſich auf die Unterſuchung der Geſchlechter geleget, unter den vielen Mitteln, die ſie gebraucht haben, um Leuten, die nicht wuſten, wie ſie auf die Welt gekommen waren, groſſe Ahnen zu verſchaffen, dieſes einzige nicht angewandt; und lieber aus den Aehnlichkeiten der Namen, aus der Gleichheit der Wappen und aus andern zufälligen Umſtänden, als aus der weſentlichen Aehnlichkeit die ſich zwi-

zwischen den Gemüthern befindet, Beweise für das Alter eines Geschlechts hergenommen. Dieses würde ihnen nicht nur ihre mühsame Arbeit um ein großes erleichtert haben; sondern sie hätten so gar aus diesem Grunde öfters die irrigen Meynungen der Welt über den Vater eines oder andern Menschen verbessern können. Sie würden hiebey nicht nöthig haben, mit einem sorgfältigen Fleiße von dem Sohn auf den Vater so weit hinauf zu gehen, bis sie in der Finsterniß des Alterthums keine Anknüpfen weiter vor sich sehen und stille stehen müssen; sondern sie könnten sogleich einen Sprung in die grauesten Zeiten hinauf thun, und daselbst durch die Gemüthsarten der vermeynten Helden den Stammvater desjenigen ausspüren, der in den itzigen Zeiten gern von Helden gebohren seyn will. Ich halte dafür, daß derjenige von diesem großen Geheimnisse schon etwas gewußt haben muß, der, wo ich mich nicht irre, gesagt hat, daß ein herzhafter Mann allezeit in gerader Linie vom Achilles, und ein feiger Kerl vom Thersites abstamme.

Unterdessen scheint es doch, daß die Ausführung dieser großen Entdeckung ausdrücklich für mich aufbehalten gewesen, da, was erstaunenswürdig ist, bisher noch niemand unternommen, den großen Männern itziger Zeiten ihre wahren großen Ahnen durch dieses Mittel beyzulegen. Ich habe hierzu die Probe in verschiednen Ausarbeitungen gemacht, die denenjenigen nicht übel gefallen haben, denen zum Besten ich diese Bemühung unternommen. Und um andre ebenfalls zu ermuntern, daß sie ihre Geschlechtsregister durch mich verfertigen lassen; so bitte ich Sie, mein Herr, folgende Proben hievon bekannt zu machen.

Das Geschlecht eines gewissen Frauenzimmers, die ich unterdessen Dicta nennen will, und die ich des Tages über mit einem sehr schönen Gesichte, des Morgens aber, wenn

ich

ich die Ehre hatte, ihr bey ihrem Nachttiſche von ihren Ahnen vorzuſprechen, mit einer ziemlich gelben und runzlichten Haut geſehen, ſtammet nach dieſen untrüglichen Gründen von einer vornehmen Dame, mit Namen Hartbgrepa ab, die eigentlich eine Rieſin war, und in ihrer natürlichen Geſtalt einem jungen Menſchen, mit Namen Hading, den ſie erzogen hatte, und in den ſie verliebt war, einiges Entſetzen einjagte. Dieſer Furcht wußte gleichwohl die geſchickte Dame abzuhelfen, indem ſie ihre Glieder verwandeln konnte, wie ſie wollte. Sie war hierdurch in ihrer Liebe glücklich, und ungeachtet ihres ſchon ziemlich angewachſenen Alters, bin ich des feſten Vertrauens, daß ſie ihr Geſchlecht fortgepflanzt; indem dasjenige was ſie ſelbſt ſagt, ſich ſo vollkommen auf die Picta ſchickt, daß man das Geſicht verloren haben müßte, wenn man ſie nicht für ihre Tochter erkennen wollte. Man höre nur was Hartbgrepa zu ihrem Liebhaber ſagt:

Wie? Schönſter, daß mein Kuß dir Furcht erwecken kann?
Erſchreckt dich dieß Geſicht? Ich leg ein andres an.
Ein jeder Zug an mir, gehorcht, wenn ich befehle,
Und nimt das Muſter an, das ich mir ſelbſt erwähle:
Ein doppeltes Geſicht wird dir hier vorgelegt,
Wovon das eine ſchreckt, das andre Lieb erregt (*).

Sollte man nicht meynen, daß Picta ſelbſt redete? und könnte man wohl in einem Geſchlechtregiſter ein gewiſſeres Zeugniß von dem Urſprunge einer Perſon verlangen?

Einem Manne, welcher ſeinen Kräften ſehr vieles beyleget, und eine Anzahl unwiſſender Leute mit einem Anſehen in Furcht erhält, das er vielleicht vor dieſem gehabt hat, habe ich die Ehre gethan, ſein Geſchlecht von dem großen Helden Hamleth herzuführen, welcher die Körper

*) Ego C. 10. V. 1.

Nam ſequor alternas diverſo ſchemate formas,
Arbitrio variata meo.

Körper ſeiner getödteten Soldaten in die Höhe ſtellte, als ob ſie noch am Leben wären, und alſo durch eine Anzahl von Kriegsleuten, die er nicht mehr hatte, ſeinen Feind in Furcht zu ſetzen wußte *).

Ein junger Edelmann von ſehr anſehnlicher Größe, welcher damals zum erſtenmale vom Lande in die Stadt kam, und von welchem in allen Geſellſchaften die Frage war, ob er auch Gedanken hätte, beſuchte mich, und bat mich, ſeinen Stammbaum in Ordnung zu bringen. Nichts ward mir ſaurer als dieſes, indem ich mir nicht zu rathen wußte, ob ich ſeinen Urſprung bey dem Pfluge, oder unter den alten Helden ſuchen ſollte. Nach einem langen Umgange mit ihm ſchloß ich endlich aus den untrüglichſten Beweiſen, er müſſe von einem gewiſſen Uffo abſtammen, der bey einer anſehnlichen Größe für kindiſch und zu allen Dingen ungeſchickt gehalten ward; endlich aber als man ihn zum Schlagen ausfoderte, zum erſtenmale in ſeinem Leben den Mund aufthat, ohne eine Thorheit zu ſagen; und bewies daß er nicht allein Kräfte und Muth, ſondern auch vielleicht Verſtand hätte **).

Ein

*) Saxo IV. B. 51. S. Amleth bediente ſich dieſer Kriegsliſt, nachdem er in einem Gefechte gegen den brittiſchen König ſeine meiſte Mannſchaft verloren hatte, und er jagte ihm durch die Wiedererſcheinung ſeines ganzen Heers eine ſolche Furcht ein, daß er den Sieg erhielt.

**) Nach Saxo B. IV. S 59. 64. war Uffo ein Sohn des däniſchen Königs Wermund, und ſchien bey einer auſſerordentlichen Leibesſtärke ſo blödſinnig zu ſeyn, daß man ihn für unfähig zu allen Arten von Verrichtungen hielt. Wenigſtens gab er ſelbſt durch ein beharrliches Stillſchweigen zu dieſem Urtheile Anlaß. Als aber ſein Vater, der im hohen Alter blind geworden, von einem benachbarten Könige verhöhnt und aufgefodert ward, wenigſtens einen Sohn an ſeine Statt zum Zweykampfe zu ſchicken, zeigte Uffo zu jedermanns Erſtaunen, daß er nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu fechten, wie auch nach ſeines Vaters Tode zu regieren wuſte.

Ein ſehr geſprächiger Mann, welcher zum Diſputiren allezeit fertig war, und es darinnen zu einer ſolchen Geſchicklichkeit gebracht hatte, daß nicht leicht jemand ein Wort vor ihm aufbringen konnte, gieng ſehr zufrieden von mir, als ich ihn von einem bekannten Erich herleitete, welcher im Reden von ſolcher Fertigkeit war, daß er es wagte, ſich mit einer Frau von nicht geringem Alter in einen Wortſtreit einzulaſſen, und ihr darinnen eine güldene Kette abgewann *).

Aber ich weis nicht, in wie weit ich mich bey einem andern in Gunſt ſetzte, deſſen Zunge im Rufe war, daß ſie allen zu ſchaden ſuchte, denen er ſonſt mit der That zu ſchaden das Vermögen nicht hatte. Ich nannte ihm einen Stammvater, welcher in der älteſten Zeit zwar nicht von Adel, aber durch die ſonderbare Art berühmt war, damit er eine Schlacht gewonnen hatte. Da er nehmlich ſahe, daß die Waffen nicht genug wären, den Feind zu überwinden, ſo ließ er einen abſcheulichen und wütenden Hund los, hetzte ihn auf die Feinde, und jagte ſie durch die raſenden Biſſe deſſelben in die Flucht.

Ich habe ein vollkommen ausgearbeitetes Geſchlechtregiſter für einen von den ſtarken Geiſtern fertig, welche es für eine Schande halten würden, zu glauben, daß es ein andres Geſetz in der Welt gäbe, als die Gewalt. Nachdem ich in einer gelehrten Vorrede erwieſen, wie unrecht man dem grauen Alterthume thut, wenn man den

*) Erich mit dem Beynamen der Beredte, kam nach dem Saxo im V. Buche unter Frotho III. nach Dänemark, er ſetzte ſich durch ſeine Behendigkeit und Beredſamkeit ſehr bald in die Gunſt dieſes Königs, und trug viel darzu bey ſeine Regierung zu einer der allerberühmteſten zu machen. Götvara ein beredtes Weib, deren Söhne er im Zweykampfe erlegt, foderte ihn aus Rache zum Zweykampfe mit der Zunge heraus, wobey er entweder das Leben verlieren, oder eine goldne Kette gewinnen ſollte. Er machte ſie bey der erſten Antwort verſtummen.

den alten dänischen Helden einen tiefen Aberglauben beymißt, und wenn es Scribenten giebt, die ihnen nachsagen, daß sie sogar im Christenthum ihre lächerlichen Götter noch nicht verlassen können: so zeige ich, daß diese großen Leute von besserer Einsicht gewesen, und daß ihre erstaunliche Tapferkeit aus keiner andern Quelle gekommen, als aus ihrem Vertrauen zu ihrer Stärke, und aus einem Stolze, welcher sich jederzeit geschämet hat, irgend ein Wesen für größer, als sich selbst zu halten. Der König Heidreck nimt hierauf den ersten Platz dieses Geschlechtsregisters ein. Um das Werk prächtig zu machen, wird in einem sehr schönen Gedichte die berühmte That dieses Helden erzählt; Wie der Gott Othin unter verkleideter Gestalt zu ihm gekommen, sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, und diesem starken Geiste Fragen gethan, auf die er nicht antworten können; wie der zornige Heidreck hieran den Gott Othin selbst erkannt, und über diese spitzfindigen Fragen so erzürnet worden, daß er seinem Verstande mit seinem Degen zu Hülfe gekommen, und damit die verwirrten Räthsel des Othin auflösen wollen; wie Othin darüber in Schrecken gerathen, sich in einen Falken verwandelt, und zum Fenster hinausgeflogen; Heidreck aber ihn mit dem Degen erreichet, und diesem Falken den Schwanz abgehauen. Der König Rolf, welcher den Göttern zu opfern verbot, Gaukater und Arnliotus, welche bekannten, daß der Krieg ihre Religion wäre, und die furchtbaren Namen, Hiorleifus, Helgo, Biola, Haller, Godlos, Besso und andre mehr geben diesem Werke eine sonderbare Zierde. Und es fehlt nichts mehr daran, als der Name desjenigen, der sich dieser großen Vorfahren würdig bekennen will.

Ich kann bey allen diesen Geschlechtsregistern überhaupt erinnern, daß ich mich vor dem gemeinen Fehler andrer Genealogisten sehr hüte, nehmlich von einem jeden denjenigen Vater anzugeben, der es von Rechts wegen

seyn

ſeyn ſollte. Dieſes iſt gut, wenn man eine Geſchichte von der Fortpflanzung der Namen und Wappen, nicht aber von der Fortpflanzung der Geſchlechter ſchreiben will. Ich bin ein allzugroßer Liebhaber der Wahrheit, als daß ich mich dieſes Fehlers theilhaftig machen ſollte. Deſtomehr kann man ſich alſo von meiner Arbeit verſprechen, die ich Ihnen und Ihren Leſern beſtens empfehle, und mit vieler Hochachtung bin ꝛc. ꝛc.

G. S.

XLIV.

Den 8ten Febr. 1746.

Es iſt faſt niemand, der ſich nicht unternähme, andern, wie man zu reden pflegt, die Wahrheit zu ſagen; und wenn man dem gemeinen Sprüchworte Glauben beymißt, ſo iſt gleichwohl faſt niemand, der die Wahrheit vertragen kann. Man weis alſo faſt nicht, ob man den Menſchen mit mehrerm Rechte einen Freund, oder einen Feind der Wahrheit nennen ſoll. Vielleicht iſt er ein ſolcher Freund von ihr, wie diejenigen Freunde ſind, die einem andern gerne dienen, und ihm alle Höflichkeit erweiſen, wenn er ſich nur nicht damit abgiebt, ſie zu hofmeiſtern oder ihnen guten Rath zu geben. Er vertheidigt die Wahrheit, er bemüht ſich ſie auszubreiten, er trägt ſie andern Leuten vor; aber ſobald ſie ſich unterfängt, ihm gute Lehren zu geben, und ihn an ſeine Fehler zu erinnern: ſobald ſind ſie geſchiedne Leute, und er will auf dieſe Art durchaus nichts mit ihr zu thun haben.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Wahrheit gemeiniglich gehaßt wird; unterdeſſen iſt es doch nach meinen Gedanken mehr der Vortrag der Wahrheit, als die Wahr-

heit selbst, die gehaßt wird. Unter zehn Menschen glaube ich kaum, daß mehr als einer seyn würde, welcher von sich selbst so eingenommen wäre, daß er sich für ganz vollkommen ansehen, und sich gegen alle Erinnerungen entrüsten würde. Die meisten würden die Fehler, die man ihnen beymißt, gern zugestehen, wenn der Eifer ihrer Tadler sie nur nicht aufs äußerste triebe. Es giebt Leute, welche die Kunst besitzen, allen Menschen, mit denen sie umgehen, ungestraft ihre Mängel zu sagen. Sie spotten vor den Augen ihrer Freunde über dasjenige, was sie vornehmen, und sie werden doch von ihnen gesucht. Sie halten sich über das geringste Lächerliche auf, so sie in ihren Manieren gewahr werden, und dennoch werden sie geliebt. Sie haben sich in so große Furcht gesetzt, daß man den Mund vor ihnen allezeit mit großer Behutsamkeit aufthut, und gleichwohl redet man mit niemanden lieber, als mit ihnen. Andre hingegen haben in ihrem Leben eine einzige Satire gemacht; und zwey oder drey Einfälle, die sie darinnen vorgebracht, haben ihnen die Freundschaft aller Welt gekostet, und sind ihnen so hoch angerechnet worden, als ob sie gegen alle Menschen die größten Bosheiten begangen hätten.

Es ist also nicht die Wahrheit, welche diese Bitterkeit in den Gemüthern nachläßt; sonst würde sie in dem Munde des einen eben sowohl beleidigen, als auf der Zunge des andern. Es ist auch nicht der Scherz, welcher die Wahrheit vergället und verhaßt macht; denn sonst würde kein Spötter gelitten und geliebt seyn können; und der allerernsthafteste Vortrag der Wahrheit würde nicht eben so sehr beleidigen, als die allerbeißendesten Stachelreden. Es ist gewiß, daß viele durch einen trocknen Vortrag bittrer Wahrheiten sich eben so viel, wo nicht mehr Feinde machen, als die erklärtesten Spötter, und daß selbst diejenigen, welche sich das Ansehen geben, als ob sie einen Menschen aus lauter Liebe herunter machten,

vor

vor dieſer Feindſchaft lange nicht ſo geſichert ſind, als diejenigen, welche den rechten Kunſtgrif im Spotten wiſſen, und die Leute beſchämen können, ohne ſie zu erzürnen.

Der Grund dieſes Haſſes, den man für eine Wirkung der Wahrheit ausgiebt, muß daher in einer Sache ſtecken, die in ſich ſelbſt ſowohl von der Wahrheit als von der Spötterey unterſchieden iſt. Ein Menſch, der auch geneigt iſt, zu bekennen, daß er dieſen oder jenen Fehler hat, kann doch ſich ſelbſt nimmermehr ſo weit vergeſſen lernen, daß er ſich ganz und gar verachten ſollte. Sein Ehrgeiz ſucht jederzeit den Troſt für ſeine Fehler in den guten Eigenſchaften, die ihm noch übrig bleiben; und er macht gern einen Frieden mit ſeinen Tadlern, und überläßt ihnen einen Theil von ſich, wenn ſie ihn nur im geruhigen Beſitz des andern laſſen, und ihn nicht alles Gute abſprechen wollen. So lange alſo ein Spötter ſeinen Scherz ſo einrichtet, daß er mitten unter den Satiren über einen Menſchen Kennzeichen der Hochachtung gegen ihn einfließen läßt; ſo lange wird er ſeinen Tadel ziemlich hoch treiben können, ohne ſich einen Feind zu machen. Ein jeder Streich, den er ihm beybringt, wird ſogleich mit einem Balſam begleitet ſeyn, der ihn wieder heilet. **Wenn man einander hochſchätzt, ſo vergleicht man ſich leichtlich wieder**, ſagt **Boileau**, welcher die Sache geprüft haben konnte *). So bald man aber ſeinem Geg-

*) Dieſe Worte ſind aus dem Schreiben des Boileau an Perrault, darin er das edle Ende ihrer bekannten Streitigkeit beſchreibt. Er führt darin folgendes Epigram an:

Tout le trouble poetique
A Paris s'en va ceſſer.
Perrault l' Ami-Pindarique
Et Deſpréaux l' Homerique
Conſentent de s'embraſſer

Quel-

ner keine Zuflucht mehr übrig läßt; sobald man ihm allen Troſt für seine Fehler abschneidet, indem man ihm alles Gute abspricht; so bald man ihn gänzlich niederschlagen will, und glaubt, daß es die Mühe nicht einmal verlohnet, ihm zu zeigen, worin seine Fehler bestehen, sondern es genug seyn läßt, sich überhaupt und nur obenhin über ihn aufzuhalten: so bald kann man sicher seyn, daß die Feindschaft die allergewisseſte Wirkung der Wahrheiten seyn werde, die er vorträgt; wenn diese Wahrheiten auch so sonnenklar wären, daß man keine Vernunft haben müßte, wenn man sie läugnen wollte. Diese Hochachtung oder Verachtung machet den gröſten Theil des Unterscheides der feinen und der groben Satire aus. Der scharfsinnigste Einfall wird noch immer etwas ungehobeltes an sich behalten, und Schimpfworten ähnlicher sehen, als Spöttereyen, wenn er nicht, wenigstens zum Schein, diese Kennzeichen der Hochachtung an sich blicken läßt; und der allergröſte Witz wird einen Tadel, der an sich selbst eben keine Verläumdung ist, nicht übergülden und erträglich machen können, wenn eine Verachtung gegen denjenigen daraus hervorscheint, der dadurch getroffen wird.

Wem daran gelegen ist, die Erfahrung von demjenigen zu machen, was ich itzo gesagt habe, und das Glück und die Ehre zu haben, daß er wegen der Wahrheit, oder vielmehr wegen desjenigen, was er für die Wahrheit hält, sich eine Menge Feinde auf den Hals hetzet, der findet in folgenden einige Anleitung, wie er mit groſser Geschwindigkeit zu diesem Zweck gelangen kann.

Theon,

Quelque aigreur qui les anime
„Quand, malgré l'emportement,
„Comme eux, l'un l'autre on s'estime,
L'accord se fait aisement.

T. IV. p. 113. Der vollständigen Ausgabe, Amsterdam 1729.

Theon, ein Mann, welcher die Zeugniſſe von ſeinem Witze jederzeit in dem Zahnknirſchen derer jenigen, mit denen er umgieng, zu ſuchen beſchloſſen hatte, und welcher mehr aus Begierde, ſcharfſinnige Dinge zu ſagen, als andre zu beſſern, an keinem Menſchen etwas gutes fand; hatte ſo viel Verſtand und Scharfſinnigkeit, daß kein Menſch gegen ihn beſtehen konnte, und daß jedermann zitterte, ſobald er den Mund aufthat. Er gab vor, daß er ſo viel Liebe zur Wahrheit hätte, daß ihn keine perſönliche Abſicht jemals hindern können, dieſelbe zu ſagen. Er pries ſich ſelbſt glücklich, daß er von dem Fehler des Aretin frey war, und daß weder Wohlthaten noch Beſtechungen ihn dazu bringen können, einen einzigen Menſchen unangetaſtet zu laſſen. Die Früchte ſeiner Liebe zur Wahrheit zeigten ſich endlich, da er von allen Menſchen verlaſſen, ausgehungert, ohne Kleider, ohne Bette auf einer Schütte vermoderten Strohes lag, und niemanden als einen jungen Bewundrer ſeines ſcharfſinnigen Geiſtes um ſich hatte, der als ein Schüler bey ihm war, und ihn nachzuahmen trachtete. Eh er ſeinen ſpöttiſchen Geiſt ausblies, redete er dieſen Schüler noch alſo an:

So elend ich ſterbe, ſo rühmlich ſterbe ich, da ich zum Märtyrer der Wahrheit werde. Wie wenig ich mich das Anſehen hochmüthiger Narren blenden laſſen, bezeugen die Verfolgungen, die ich ausgeſtanden. Der verachtungswürdige Haß der Thoren iſt allezeit das rühmlichſte Siegeszeichen der Weiſen. Willſt du nach gleichem Ruhme ſtreben; ſo will ich dir noch zuletzt das Geheimniß eröfnen, wie du dir alle Narren, das iſt, die ganze Welt, zu Feinden machen kannſt. Dieſes magſt du als mein Teſtament anſehen. Denn das iſt das einge Erbtheil, das ich dir vermachen kann.

1) Bemühe dich, tauſend Einfälle zu haben, wodurch du deine Verachtung für diejenigen, an denen du

eine einzige Thorheit entdeckest, recht scharfsinnig entdecken kannst. Ein Mensch, der einen Fehler begehet, muß eben dadurch gestraft werden, daß man gar nichts gutes an ihm sieht. Du mußt also jederzeit auf eine lächerliche Art zu verstehen geben, als ob der, den du tadelst, weder Verstand noch Tugenden habe. So kannst du z. E. wenn du etwas bekräftigen willst, bey der Dummheit des Narren Bucephalus schwören, daß es wahr sey. Wenn du von einer grosen Zahl reden willst, so darst du nur sagen: Es sind so viel, als Cellius Narrheiten in einem Tage begeht. Wenn du von einer Sache reden willst, darum du dich gar nicht bekümmerst, so darfst du nur sagen; daß dir daran so wenig gelegen sey, als ob dich der kluge Cleanthes hochschätzte. Kurz, sobald du wider jemanden etwas zu sagen findest, darfst du nur allezeit hinzusetzen: Der ganze Mensch taugt nichts.

2) Du mußt nicht zugestehen, daß ein Fehler aus Unachtsamkeit herkommen könne, sondern ihn allezeit der Unwissenheit oder der Bosheit zuschreiben.

3) Du mußt aus einem einzelnen Fehler allezeit den allgemeinen Schluß machen, daß es die Art der Menschen sey, so zu handeln.

4) Du mußt den Fehler, den du einem Menschen Schuld giebst, jederzeit, nicht mit einem gelinden, sondern mit dem härtesten Namen benennen, den du finden kannst.

5) Du mußt die Fehler eines Menschen allezeit als so gewiß und ungezweifelt voraus setzen, daß es die Mühe nicht braucht, ihn davon zu überführen. Dadurch erspareſt du nicht allein die Mühe, einen Beweis zu führen, sondern du benimst ihm auch die Gelegenheit, sich zu verantworten. Wenn du z. E. einen Trunkenen beschreibest: Er sey so besoffen gewesen, daß er beynahe so verwirrt geredet, als der Philosoph Damis, wenn er am

nüchtern-

nüchternſten iſt; ſo wird dieſer Philoſoph dadurch viel erbitterter ſeyn, als wenn du ihm wieſeſt, wo er verwirrt redete, und er wird deſto erbitterter ſeyn, weil er nichts widerlegen kann, wo kein Beweis vorgebracht worden iſt.

6) Du mußt, einen Menſchen eines gewiſſen Fehlers wegen lächerlich zu machen, allezeit Gleichniſſe brauchen, woraus man noch andre verdrießliche Folgen wider ihn ziehen kann, die zur Sache nicht gehören.

7) Kurz, wo du noch ein Mittel finden kannſt, demjenigen über den du ſpotteſt, deine Verachtung zu bezeigen, es mag von ſeinem Stande, von ſeiner Geburt, von ſeiner Geſtalt, oder wo es will, hergenommen ſeyn, ſo mußt du es zu Hülfe nehmen, um deine Satire beiſſender zu machen.

Wenn es dir dadurch nicht gelingt, ſo rühmlich als ich zu ſterben; ſo ſage, daß ich niemals die Wahrheit geredet, und daß Pſeudologus niemals gelogen habe.

Er verſchied hierauf. Und unter den Papieren, die man nach ſeinem Tode fand, kann folgender Brief ſeine Lehren beſtätigen.

Mein Herr!

Ich weis nicht, was für ein Verbrechen ich an ihrem guten Freunde dem Damon begangen habe, daß er ein Lobgedicht auf mich verfertiget. Ich muß geſtehen, daß dieſes der ſchlimmſte Streich iſt, der mir hätte begegnen können, nachdem er ſchon ſo oft den N. N., ſo viel elende Leute, und den allerelendeſten unter allen, nehmlich ſich ſelbſt gelobt hat. Wenn er mir eine Ehre erweiſen wollte, mein Herr, ſo ſollte er mich tadeln und ſchimpfen, ſo viel er kann. Dieſes wird der beſte Weg ſeyn, mich bey aller Welt in Anſehen zu ſetzen. Ich will nicht hoffen, daß er einwenden werde, als ob er aus Liebe

zur Wahrheit nicht anders handeln könnte. Es wäre lustig, wenn die Liebe zur Wahrheit ihm zum erstenmale meinetwegen in den Sinn käme. Wenn er wüßte, was Wahrheit wäre, mein Herr, so würde er sich nicht so oft vergebens haben sagen lassen, daß er der Welt keinen bessern Dienst thun könnte, als alle seine Schriften, und seine Feder dazu, ins Feuer zu werfen. Wenn er mit aller Gewalt loben muß, mein Herr, so schlagen Sie ihm einen Helden vor, der seiner würdig ist. Sie haben so viel Liebe und Hochachtung für seine Schriften, mein Herr, daß sie ohne Zweifel das nächste Recht haben, durch dieselben verewigt zu werden. Was meine Person betrift, wenn ich auch der größte Mann von der Welt wäre, so wird mein Name nicht groß genug seyn, seine Schriften gut zu machen, und seine Schriften werden niemals gut genug seyn, die schielenden Augen seiner Clélia, geschweige denn mich unsterblich zu machen.

Theon.

Wenn dieser Brief, dem man deswegen den Witz nicht absprechen kann, nicht sowohl den Damon, als denjenigen an den er geschrieben ist, zum unversöhnlichen Feinde des Theon gemacht; so ist die Schuld davon gewiß nicht auf des letztern Seite. Hingegen glaube ich kaum, daß Theon selbst über folgende Antwort sich erzürnen können.

Mein Herr!

Es ist niemand im Stande, das Lob ihres Witzes so gut zu erheben, als Sie es durch Ihre scharfsinnigen Spöttereyen thun. Ich habe daher dem Damon abgerathen, sich die vergebliche Mühe zu geben, der Welt die Augen über ihren Verstand zu eröfnen, den die meisten Leute schon kennen werden, da sie ihn zu ihrem Schaden gefühlt haben. Es war nichts als die Seltenheit der

Sache,

Sache, welche ihn zu dieſer Unternehmung bewogen hatte, weil er glaubte, es wäre etwas ganz neues und ungewöhnliches, daß man ein Lobgedicht auf einen ſo unbarmherzigen Satiricus verfertigte, als Sie ſind. Aber Sie haben ihn gleich zu rechter Zeit an ſeine Schwäche erinnert, und ihn ſehen laſſen, daß eine ſo kühne und gefährliche Unternehmung nicht für ihn wäre. So ein großer Bewunderer ſeiner Arbeit ich nach ihrer Meynung bin, ſo bin ich ſo verblendet nicht, zu glauben, daß er jemals ein würdiger Lobredner für Sie werden wird. Man kömmt in der Kunſt zu loben nicht ſo geſchwind zur Vollkommenheit, als in der Kunſt zu tadeln. Und Sie werden vielleicht zehn Schritte in ihrer Kunſt gethan haben, eh er in der ſeinigen einen einzigen Schritt weiter kommen kann. Damon mag alſo immer bey dem Lobe elender Leute bleiben, und Sie thun ihm einen Dienſt, daß Sie in Ermanglung andrer ſolcher Helden, auf mich weiſen. Ich geſtehe es, mein Herr, ich will meine Verdienſte den Ihrigen nicht gleich ſchätzen. Wenn ich Ihnen unterdeſſen rathen ſoll, ſo ſeyn Sie lieber mit niedrigern Verdienſten zufrieden, als daß Sie dieſelben auf die Ruinen von andrer ihrer bauen ſollten.

XLV.

Den 15ten Febr. 1746.

Die Begierde, ſich hervorzuthun, treibt den Menſchen dann und wann zu ſchädlichen und unverantwortlichen, dann und wann auch zu edlen Handlungen, doch am öfterſten zu Thorheiten. Die ungereimteſten Dinge auf der Welt werden aus einem Verlangen vorgenommen, für klug angeſehen zu werden; der Eifer, für reich, für prächtig, für angeſehen gehalten zu ſeyn,

heyräth öfters die Armuth, den Bettelſtaat und die Schwäche eines Menſchen am allermeiſten; und das Lächerliche der meiſten Thoren würde im Dunkeln bleiben, wenn ſie es durch dieſe Begierde nicht ſelbſt ins Licht ſetzten.

Die Mühe, die ſich der eine giebt, bemerkt zu ſeyn; und der Trieb aller andern Menſchen, denjenigen zu demüthigen, der ihre Augen mit Gewalt auf ſich ziehen, und ſie gleichſam wider ihren Willen zur Bewunderung zwingen will, veranlaſſet auf der Welt eine immerwährende Komödie, welche nicht ohne Lachen abgehen kann, und in welcher derjenige die Hauptperſon ſpielet, der nicht bergen kann, wie viel ihm daran gelegen iſt, für nichts gemeines angeſehen zu ſeyn. Die unſchuldigſte und am beſten überlegte Sache wird uns zur Thorheit angerechnet, wenn wir uns blos geben, daß wir damit Staat machen wollen. Die Hochachtung und die Bewunderung der Menſchen iſt wie ein Vogel, der davon fliegt, wenn wir allzu plump darauf zufahren, ihn zu erhaſchen; und der Eifer, geſehen zu ſeyn, wird zu unſrer Marter entweder damit geſtraft, daß man uns gar nicht bemerkt, oder damit, daß man uns verachtet oder auslachet.

Ich dürfte faſt ſagen, die Kunſt, dieſe Sehnſucht zu verbergen, mache einen Theil des Unterſchiedes zwiſchen denenjenigen aus, welche in der Welt für klug und für thöricht gehalten werden; da ſie ſo ſchwer iſt, daß den Ehrgeiz zu verläugnen, beynahe für einen eben ſo großen Sieg gerechnet werden kann, als ihn ganz zu unterdrücken; und da die Exempel derer jenigen ſo zahlreich ſind, die durch einen unermüdeten Eifer verrathen, daß es ihnen zu wenig iſt, Thorheiten an ſich zu haben, wenn dieſelben nicht beobachtet werden. Es giebt mehr Leute, die deswegen erträglich ſind, weil ſie ihre wunderlichen Einbildungen von ihren guten Eigenſchaften und von der Größe ihrer Verdienſte zu verſtecken wiſſen, als es ſolche

giebt,

giebt, die ihrem Herzen dieſe hohen Gedanken gänzlich benommen haben. Ein Menſch hält ſich oft in ſeinem Herzen eine Lobrede, da er indeſſen äußerlich ſeine Fehler mit einer ausnehmenden Beſcheidenheit zu bekennen ſcheine. Dieſe Beſcheidenheit ſelbſt iſt nicht ſelten das Mittel, wodurch ſein Eifer, geſehen und bewundert zu werden, zu ſeinem Zwecke zu kommen ſuchet; und er erſchleichet durch dieſes Mittel öfters die Aufmerkſamkeit und Hochachtung bey andern Leuten, welche derjenige verfehlet, der ſich derſelben gerade und ohne Umſtände bemächtigen will.

Ein Menſch, der ſich mit groſſer Geſchäftigkeit durch eine öffentliche Verſammlung dränget, und alle Leute mit einem gewiſſen Anſehen bittet, daß ſie ihm Platz machen ſollen, um dadurch eine Stelle zu gewinnen, wo er ſein mäßig gutes Kleid, ein Haar, das nicht ſo ſchön iſt, als er glaubt, ein Geſicht, das mit ſeiner Einbildung noch weniger übereinkömmt, eine Figur, der überall die Feile fehlt, der allgemeinen Bewundrung ausſtellen kann; erhält dadurch nichts anders, als daß man von ihm urtheilt, daß er nicht umſonſt ein Narr ſeyn, ſondern auch dafür gehalten werden wolle. Je mehr wunderliche Stellungen er annimt, um ein freyes und ungezwungnes Weſen nachzumachen, je lauter er mit ſeinen Bekannten redet, jemehr Tabak er nimt und anbietet, je unruhiger er ſich hält, je mehr Geräuſch er macht, und je mehr Unbequemlichkeit er ſeinen Nachbarn verurſachet, deſtoweniger wird er zu ſeinem Endzwecke gelangen, daß man ihn deswegen für eine wichtige Perſon halten ſolle; und er wird für alle ſeine Thorheiten nicht einmal die Belohnung erlangen, daß die geringſten von den Frauenzimmern, deren Aufmerkſamkeit er gerne auf ſich ziehen wollte, die Augen anders auf ihn werfen, als um ſich über ihn aufzuhalten.

Einem andern wird es nicht beſſer gehen, welcher ſich eben ſo wohl durch Complimente und durch eine übertrieb-

ne

ne Artigkeit kenntbar machen will, als der erstere durch eine Dreistigkeit, die mit der Unverschämtheit gränzet. Sein Aufheben eines Fußes um den andern; sein tiefes Bücken, von welchem er sich niemals anders, als mit rothem Angesichte, wieder heben kann; die vielen Drehungen seiner gelenkigen Glieder, und die gespannte Stellung, darein er sich setzt, wenn er endlich mit allen Complimenten zu Stande ist, können ihm zu nichts dienen, als daß er zwar bemerket wird, aber nicht zu seinem Vortheile, wie er geglaubt hat; sondern auf eine Art, wie wir die Dinge zu merken pflegen, die uns zuwider sind.

Ein großer Theil dieser Begierde, bemerkt zu werden, wird unter dem Namen der Coquetterie begriffen; einem Namen, welcher bey den meisten Völkern später, als die Sache selbst, bekannt geworden. Wir würden unserm Geschlechte großes Unrecht thun, wenn wir die Ehre dieser Begierde dem Frauenzimmer allein lassen wollten, da wir uns dieselbe mit der größten Billigkeit ebenfalls anmassen können; und der ganze Unterschied ist, daß wir noch mehr Ursache haben, als das andre Geschlecht, diese Begierde ein wenig zu verkleiden, wenn sie ihre Wirkung thun soll, ohne uns lächerlich zu machen.

Wenn ein junges und wohlgestaltes Frauenzimmer ein jedes Wort, das sie vorbringt, mit einem Lächeln und einer gewissen Selbstgefälligkeit begleitet, wenn ihre Gebärden etwas sonderbares an sich haben, und so gar der Klang ihrer Stimme das Vergnügen verräth, das ihr der Gedanke verursachet, man könne sie nicht anders als gern reden hören: so übersiehet man ihr diese sehr merklichen Kennzeichen eines Verlangens, die Aufmerksamkeit der Mannspersonen an sich zu ziehen; weil sie von der Natur ein Recht zu dieser Aufmerksamkeit erhalten hat, das man ihr nicht streitig machen kann.

Wenn aber eine Mannsperſon, ſie mag ſo wohlgebildet ſeyn als ſie will, eben dieſes Weſen annimt: ſo wird er eben dadurch dieſe Mittel unterdrücken, durch welche er ſonſt die Aufmerkſamkeit des andern Geſchlechtes an ſich ziehen könnte; er wird ſich durch den Zwang dieſer ſelbſtgefälligen Reden und Gebärden hindern, in ſeinen Handlungen denjenigen Verſtand und das geſetzte Weſen zu zeigen, welche ihm einzig und allein das Recht geben können, zu ſeinem Vortheile bemerket zu werden. Er mag ſich noch ſo viel Mühe über ſeiner Kleidung geben; er mag darin noch ſo viel wunderliche und auſſerordentliche Dinge zuſammenfügen, welche den Augen aller Menſchen, die ihn nur ſehen, nicht entgehen können; er mag mit dem Stocke ſo künſtlich ſpielen, als jemals ein Frauenzimmer mit dem Fächer geſpielet hat: alles dieſes ſind Mittel, andre mehr zum Lachen, als zum Bewundern, aufmerkſam zu machen. Wenn er bey allem dem wirklich Verdienſte hat, ſo wird er ſie durch dieſe Zierathen verdunkeln; und wofern er keine hat, ſo wird er nur deſto weniger dem Lächerlichen entfliehen können, weil er mit aller Gewalt beobachtet ſeyn will; da man ihn gern nicht geſehen haben würde, wenn er nur damit hätte zufrieden ſeyn wollen.*

Unterdeſſen werden in keiner Abſicht mehr lächerliche Streiche begangen, als um merken zu laſſen, daß man Verſtand habe; gleich als ob der Verſtand nach den Thorheiten geſchätzt werden müßte, zu denen er fähig iſt.

Man darf nur Achtung geben, wie ſehr manche ihr Gehirn foltern, um luſtige Einfälle hervorzubringen; wie viel kindiſche oder nichtsbedeutende Dinge von ihnen geſagt werden, wie oft ſie genöthigt ſind, dieſe ſinnreichen Sachen zu wiederholen, und wie oft ſie durch ihr eignes Gelächter andre erinnern müſſen, daß ſie etwas geſagt haben, welches ihren Verſtand zu erkennen giebt: ſo wird man

aus

aus der lächerlichen Figur, die solche Personen machen, schließen können, wie viel Thorheiten sie sich es kosten lassen, für verständig gehalten zu werden. Ein Einfall, der auf den andern folgt, oder vielmehr eine Thorheit, die die andre jagt, Pralereyen von demjenigen, was man zuvor gethan, und Erzehlungen desjenigen, was man vordem gesagt, Spöttereyen und verächtliche Reden über andre; alles dieses sind nichts als lauter Erinnerungen, welche die Leute gleichsam mit Fingern darauf weisen sollen, einzusehen, daß derjenige, mit dem sie sprechen, ein Mann von vielem Verstande ist.

Daß ein Mensch, wie es zuweilen geschieht, sich selbst andern Menschen zum Gespötte macht, und, deutlich zu reden, nicht allein ein Narr seyn, sondern sich öffentlich dafür ausgeben und gebrauchen lassen will, würde man nicht begreifen können; und ich zweifle sehr, daß der bloße Eigennutz, oder andre Absichten, jemals vermögend seyn würden, ihn so weit zu bringen, wenn die Begierde sich hervorzuthun hieran nicht ihren Antheil hätte. Er redet anfangs, was ihm vor den Mund kömmt. Man lacht darüber; weil man weit leichter durch eine Sache, die ungereimt ist, zum Lachen gebracht wird, als durch etwas sinnreiches, welches nicht so wohl ein lautes Lachen, als ein gemäßigtes Vergnügen erweckt. Er nimt dieses Lachen für ein Opfer an, das man seinem Witze schuldig ist. Er fährt fort, es zu unterhalten. Je tollere Streiche er vornimt, je mehr lachet man; und, um also seinen Witz mehr und mehr ins Licht zu setzen, macht er sich selbst zum Narren, und tröstet sich über die Verächtlichkeit dieses Amtes mit der Aufmerksamkeit, die man auf ihn hat, welche er dahin ausleget, daß man die Stärke seines Verstandes aus seinen Thorheiten schließe.

Man wird nach der genauesten Untersuchung finden, daß das Lächerliche eines Pedanten aus eben dieser Begierde

gierde entſtehe, ſeinen Verſtand auszukramen, und andern Leuten deutlich zu erkennen zu geben, wie klug und vernünftig er ſey. Es iſt keine Gebärde an ihm ſo wunderlich, die er ſich nicht zuerſt in den Gedanken angewöhnet, daß die Augen aller Leute auf ihn gerichtet ſind, und daß er alſo in allem, was er thut, etwas ſonderbares an ſich haben müſſe. Seine Stimme, die auf die geringſten Kleinigkeiten einen Nachdruck legt, und die aus einer Kehle zu kommen ſcheint, die ganz anders gemacht iſt als die gewöhnlichen Kehlen, iſt ein Werk ſeiner Begierde, die Aufmerkſamkeit auf ſeine geringſten Worte zu lenken. Er würde nicht ſo viel gelehrte Dinge vorbringen, wo er es am wenigſten nöthig hat, wenn dieſes nicht eben ſo viel Betheurungen ſeyn ſollten, daß er Beleſenheit, und folglich auch Verſtand habe. Er würde nicht bey allen Gelegenheiten widerſinnige Meynungen aufs Tapet bringen, wenn er dadurch nicht alle, die ihm zuhören, erinnern wollte, daß ſie doch einmal merken ſollen, wie tief ſeine Einſicht gehet, da ſie ihm Dinge zeiget, die ſonſt kein ſterbliches Auge ſehen kann. Und er würde endlich nicht alle Gelegenheit auffangen, einen Streit zu erheben, und aus einer jeden Geſellſchaft ein Diſputier-Collegium zu machen; wenn er nicht glaubte, daß dieſes alle Leute aufmerkſam machen müßte, ſeinen großen Verſtand zu betrachten.

Wenn ein Menſch ſich zum Richter in Dingen aufwirft, die er nicht verſteht, und die zu verſtehen ihm niemand zumuthet; wenn ſeine Sinnen bey Empfindungen zu leiden ſcheinen, die andern Menſchen gleichwohl ganz erträglich vorkommen; wenn ihm dasjenige zuwider iſt, was den Beyfall andrer Leute erhält, und wenn er hingegen den Geſchmack aller Welt durch Erhebung ſolcher Dinge truzet, die ſchon längſt von jedermann, und von der Vernunft ſelbſt, verworfen ſind; ſo kann man ſicher glauben, daß er dieſes thut, um verſtändiger

tiger als andre zu scheinen, und zu zeigen, daß er beßre Sinnen habe, als der gemeine Haufen.

Kann man also nicht mit Rechte sagen, daß unzählliche Menschen die lächerlichsten Dinge thun, um für klug gehalten zu werden; und daß die Begierde, andrer Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, bey denenjenigen, die sie nicht zu verbergen wissen, eine reiche Quelle von Thorheiten sey?

Jeder Mensch, der sich nicht zum Gelächter machen will, verbirgt jederzeit, so viel möglich, die Mittel, wodurch er zu einem Zwecke gelangen will, der ihm noch nicht gewiß ist. Die Aufmerksamkeit und die Hochachtung andrer Leute ist uns so wenig gewiß, daß wir alle Augenblicke in Gefahr stehen, sie zu verlieren, wenn wir sie auch schon erhalten haben. Wenn wir uns also nicht überwinden können, daß wir nicht allerley kleine Kunstgriffe anwenden sollten, um unsre guten Eigenschaften ins Licht zu setzen: so dünkt mich, wir sollten uns wenigstens befleißigen, es so künstlich zu machen, daß man diese Kunstgriffe nicht gewahr würde; weil wir sonst die Aufmerksamkeit der Menschen nicht zu unserm Vortheile, sondern zu unsrer Beschämung, auf uns lenken werden.

XLVI.

Den 22sten Febr. 1746.

Es giebt gewisse Sittenlehren, wider welche man, so zu sagen, durch die Verjährung ein Recht erlangt hat, sie nicht zu beobachten. Sie klingen so schön, und scheinen den Menschen, wenn er ihnen folgen wollte, zu einer solchen Vollkommenheit zu erheben, daß jedermann viel dabey verlieren würde, wenn sie nicht mehr gesagt

würden.

würden. Hingegen iſt ihre Anwendung in dem menſchlichen Leben ſo ſchwer, oder beſſer zu ſagen, ſo unmöglich, daß es wenig Nutzen bringen würde, wenn man verſuchen wollte, ſie auszuüben. Diejenigen ſelbſt, welche ſie in ihren Reden und in ihren Schriften auf das herrlichſte ausführen, ſcheinen ſie in ihren Handlungen vergeſſen zu haben; und andre, die ſie mit groſſer Aufmerkſamkeit und Ueberzeugung leſen, laſſen ſie in allen Ehren, ohne daß ihnen jemals in den Sinn kömmt, ſich darnach zu richten.

Man darf nicht meynen, daß ich hierdurch von denjenigen Geſetzen der Sittenlehre verächtlich reden wolle, welche zum Beſten der Menſchen abzielen, und von welchen es ſchlimm genug iſt, daß ſie von vielen ſo nachläſſig beobachtet werden. Es bleibt allezeit ein Laſter, durch die Ausſchweifungen eines liederlichen Lebens den Tod in ſeinen eignen Körper einzuſchlingen, oder ſeine Glieder vor der Zeit alt und kraftlos zu machen; ob es gleich ein Theil der Menſchen für eine Tugend zu halten ſcheint. Und es bleibt jederzeit eine Unmenſchlichkeit, ſeinen Vortheil durch den Schaden andrer Menſchen zu ſuchen; obgleich alles, was dem Eigennutze zuwider iſt, von vielen für ein veraltetes Geſetz gehalten wird, das durch einen gegenſeitigen Gebrauch entkräftet ſey. Ich rede nur von den gezwungnen und hochgeſpannten Sittenlehren mancher Philoſophen, die mit der Natur des Menſchen nicht übereinſtimmen; die aber ſo hergebracht ſind, daß einer ſie dem andern nachſaget, und die in der Anwendung ungefähr eben die Kraft haben, wie dasjenige Geſetz in Deutſchland, welches die Churfürſten durch Hunger zwingen will, wenn ſie binnen einer gewiſſen Friſt ſich nicht über eine Kaiſerwahl vereinigen können. Solche Sittenlehren nehmlich haben das Recht, daß ſie mit in der Reihe andrer vernünftigen und nützlichen Geſetze der

Weisheit stehen, und gleichsam den Titel und den Rang eines Gesetzes haben, ohne es wirklich zu seyn.

Die Scheltworte wider die Pracht und den Ueberfluß, die scharfen Reden einiger Leute wider die Complimente und wider die Ceremonien der Höflichkeit, die heftigen Verbote wider die sinnlichen Ergetzlichkeiten und Lustbarkeiten, die Befehle stolzer Philosophen, welche uns eine gänzliche Unterdrückung der Leidenschaften auferlegen, die demüthigenden Bestrafungen aller Begierde nach Ehre, und die scharfsinnigen Beweise von der Falschheit der menschlichen Tugenden, scheinen mir Exempel genug hiervon zu seyn. Es ist vielleicht gut, daß alle diese Sittenlehren gesagt werden, um die Menschen behutsamer zu machen, und ihnen die große Hochachtung zu benehmen, die sie gegen alles, was in die Sinne fällt, zu tragen geneigt sind. Aber ich bin überzeugt, daß es in der Welt sehr übel stehen würde, wenn man alle diese Sittenlehren in ihrer Strenge beobachtete; und daß es gut ist, daß die Natur der Menschen diesen Sittenlehren glücklicher Weise wieder zurechte hilft, und sich nicht weiter daran kehret, als derselben gemäß ist. Sie findet in sich selbst und in ihren Bedürfnissen die Verbesserung dieser unbrauchbaren Regeln; und sie sieht diese scharfen Predigten mit eben den Augen an, wie ein wohlerfahrner Mann die Zeichnung einer Maschine betrachtet, welche auf dem Papiere sehr herrliche Wirkungen zu thun scheint, wovon aber die Probe ausweiset, daß daran alle Räder stocken, und daß eine Schwierigkeit dabey ist, auf welche der Erfinder derselben nicht gerechnet hatte, nehmlich die Unmöglichkeit, die Sache ins Werk zu richten.

Die Verachtung der Reichthümer ist eine von diesen so oft angepriesnen, und doch niemals beobachteten Sittenlehren. Es ist nicht allein der alte Philosoph Seneka, dem man nachsagen kann, daß er bey dem Besitze eines

großen

groſſen Vermögens am allerprächtigſten von der Nichtswürdigkeit des Geldes ſchreiben können. Es giebt viele, welche noch itzo dieſe hochgetriebnen Lehrſätze in Schriften und Gedichten wiederholen; die ſie nicht verfertigt haben würden, wenn ſie nicht eine reichliche Bezahlung dafür gehoffet hätten. Ungeachtet es ſehr zu wünſchen wäre, daß niemand aus dieſen Gütern etwas mehreres machte, als ſie wirklich werth ſind; ſo dünkt mich doch, wenn man dieſen Endzweck erreichen will, ſo muß man am allerwenigſten die Verachtung derſelben predigen. Einer Sache ihren wahren Werth beylegen, und ſie nicht höher und nicht niedriger ſchätzen, als ſie geſchätzt zu werden verdient, heißt nicht, ſie verachten. Es wäre nichts nöthiger, als daß alle Menſchen wahre und richtige Begriffe von dem Werthe derjenigen Dinge hätten, die zu unſern äußerlichen Umſtänden gehören; und daß wir dieſelben nicht verwerfen, und gleichwohl im Falle der Noth ſie entbehren lernten. Aber derjenige, der die Verachtung derſelben allzuhoch treibet, lehrt dieſelben vielmehr hochſchätzen; da man nothwendig die Erniedrigung einer Sache, deren Nutzen man täglich einſieht, als einen Neid; den Neid aber als ein Kennzeichen ihres Werthes annehmen muß.

Adelrich, welcher bey einem zureichenden Vermögen die Kunſt aus dem Grunde verſtehet, wie man mit wenig Unkoſten vieles thun kann; welcher nichts von ſeinem Gelde unbrauchbar liegen läßt, hingegen auch nichts mit Unrecht zu erwerben trachtet; welcher von demjenigen, was er hat, den Handwerksleuten, Künſtlern, und andern, die ſich mit ihrem Fleiße nähren, durch Bezahlung ihres Schweißes alle ſeine jährlichen Einkünfte mittheilet, ein Allmoſen, welches man ihnen entzieht, wenn man es faulen Bettlern giebt; welcher keinen Schilling verloren ausgiebt, und ſich wiederum die gröſten Summen nicht reuen läßt, wenn er Gutes damit ſtiften kann; führte

mich unlängst in eine Gesellschaft, wo die erste Unterredung auf den Verlust fiel, den er durch die itzwütende Landplage erlitten hatte. Er hörte das Mitleid derer, die ihn beklagten, mit vieler Gelassenheit an; und er sprach von dem Verluste seines halben Vermögens, als ob er von einigen Dukaten redete, die er im Spiele verloren hätte. Unschas, ein reicher Mann, dessen Schätze ihm aber so viel halfen, als ob er nichts hätte, indem er sie nicht anrühren wollte, und der nur deswegen beständig die Verachtung aller irdischen Güter predigte, weil er glaubte, daß er destomehr zusammen scharren würde, wenn er andre bereden könnte, das Ihrige weniger hochzuhalten, drehte endlich diese Unterredung so lange, bis er Gelegenheit bekam, seine Sittensprüche anzubringen. Was ist denn, sagte er, nachdem er erst geseufzet hatte, aller Reichthum, den wir besitzen? Ein wenig glänzender Koth, den man mit vieler Mühe aus der Erde gescharrt, und von dem man weiter nichts hat, als daß er uns die Finger schmutzig macht, wenn wir ihn zählen. Er macht uns nichts, als Sorgen; weil wir uns vorstellen müssen, daß wir ihn alle Augenblicke verlieren können. Und er kann uns nicht vergnügt machen: denn ein zufriednes Herz läßt sich um kein Geld kaufen. Ein ruhiges Herz wird viel öfter in einer leeren Hütte, als bey einem schweren Geldkasten angetroffen. Aller Reichthum und alles Geld ist etwas recht nichtswürdiges, welches nicht einmal werth ist, daß wir es besitzen. Adelrich lächelte hierbey, und sagte: Gleichwohl wird diese nichtswürdige Sache auch von denenjenigen so sehr gesucht, die sie zu verachten scheinen. Ein junger Mensch, mit Namen Sieb, fiel ihm hierbey in die Rede, welcher den Ruhm hatte, daß er in Einem Jahre zehntausend Thaler mehr durchgebracht, als er besaß. Gesucht! rief er, indem er mit dem Schooße seiner gestickten Weste spielte. Wahrhaftig, wer es sucht, der ist nicht werth, es zu besitzen! Ich

wollte

wollte auch wohl, fuhr er fort, daß ich immer Geld hätte: aber ich wollte es nur haben, um großmüthig zu ſeyn. Weggeben, ihr Herren, und mit Luſt weggeben, das iſt, bey meiner Seele! das gröſte Vergnügen, was man in der Welt haben kann. Ich bin nicht aufgeräumter, als wenn alles fort iſt. Und wenn ich dann anfange, die Nichtswürdigkeit des Geldes recht zu bedenken; ſo möchte ich Uhren, Stock, Degen, und alles, was nur von Gold oder Silber gemacht iſt, zum Fenſter hinaus werfen.

Sie beſinnen ſich aber anders, antwortete Adelrich; und damit Sie es nur aus den Augen los werden, ſchicken Sie es lieber an einen Ort, wo es ſicher ſtehet, und Sie unterdeſſen etwas darauf geborgt bekommen können. Es iſt wahr, verſetzte Sieb, ich ſuche zuweilen Geld; aber ich ſuche es nur, um es ſogleich wieder wegzugeben. Und ich will nicht einmal welches haben, fieng Heurleb an, ein Menſch, der ein ungemeiner Feind von aller Beſchwerlichkeit war, und weder um das Vergangne noch um das Zukünftige ſich bekümmern wollte. Ich verlange nichts mehr, als was ich auf Einen Tag brauche. Einen andern Tag wird ſich wohl wieder was geben. Adelrich war alſo mit lauter Verächtern des Geldes umringt, und wußte nicht, welchem er zuerſt antworten ſollte. Er vertheidigte ſich gleichwohl. Es iſt gewiß, ſagte er, wenn man das Geld nicht als ein Mittel anſieht, dasjenige, was man zu ſeiner Nothdurft und zu ſeinem Vergnügen braucht, dafür zu haben; ſo iſt es die allernichtswürdigſte Sache. Ein wenig Erde, die ich in einen Kaſten einſchließe, würde mir eben den Vortheil geben können, als vollgeſtopfte Geldſäcke, die ich nicht brauche, ſondern verſperre; nehmlich, ſie würde meinen Kaſten ſchwer machen, und andre Leute bereden, daß etwas koſtbares in dem Kaſten ſeyn müßte, weil ich ihn ſo ſorgfältig verwahrte. Man hat Exempel genug, daß Leute auf dieſer

Art betrogen worden ſind, und nachdem ſie den Kaſten lange Zeit verſchloſſen gehalten, ſtatt des Geldes nichts als Steine, das iſt, eine verächtliche Sache für die andre, gefunden haben. **Unſchatz** machte ſich fertig, als ob er aufſtehen wollte, da er dieſes hörte; indem ihm einkommen mochte, daß er auch ſo betrogen werden könnte. Da er aber, wie ich glaube, ſich ſogleich beſann, daß er ſeinen Schatz noch ſelbigen Morgen geſehen hätte: ſo ließ er ſich wieder nieder, und blieb ruhig ſitzen, aber ohne zu antworten; weil er ſich ohne Zweifel getroffen fand. Das iſt wahr, ſagte **Sieb**, ein Dukaten in der Taſche iſt ſo gut, als ein vergrabner Schatz: Wenn er etwas nütze ſeyn ſoll; ſo muß man ihn ausgeben. Ich behaupte, fuhr **Adelrich** fort, daß ich ein beßrer Verächter des Geldes bin, als Sie alle zuſammen, meine Herren; ungeachtet ich mir eine Ehre daraus mache zu bekennen, daß ich nichts vergeblich verthun will. Das ſollen Sie ſchwerlich beweiſen, fiengen **Sieb** und **Heutleb**, beide zugleich an, zu ſchreyen. Wiſſen Sie, ſagte **Sieb**, daß ich in meinem Leben ſchon mehr weggeworfen, als Sie jemals beſeſſen haben? **Heutleb** aber machte ſich damit breit, daß er den Reichthum ſo ſehr verachtete, daß er ihn nicht allein weggeben; ſondern auch nicht einmal haben wollte. Wer iſt mehr im Stande, ſagte **Adelrich**, eine Sache zu verachten? Derjenige, der einen Ueberfluß daran hat, oder derjenige, der Mangel daran leidet? Wenn eine Sache ſelten iſt, ſo hält man ſie theuer; das iſt ein Kennzeichen, daß man ſie hochhält. Wenn ſie aber im Ueberfluß da iſt, ſo läßt man ſie einen jeden umſonſt nehmen, wer ſie haben will; das iſt ſo viel, als, man verachtet ſie. Derjenige, der viel Geld hat, kann es weit leichter verachten, als der nichts hat. Denn er weis, daß er deswegen nicht Noth leidet, wenn er gleich etwas verlieret; und jemehr man einer Sache gewohnt iſt, deſto weniger achtet man ſie. Derjenige, der eine Menge von ſchönen

Kleidern

Kleidern hat, achtet dieſelben nicht ſo hoch, und bewundert ſie nicht ſo, wie der Pöbel, der ſie nur an anderer ihrem Leibe ſieht. Heutleb erwiederte: Derjenige kann das Geld nicht verachten, der es beſitzt; denn es koſtet nicht allein Mühe, es zu erwerben, ſondern auch, es zu erhalten. Wie kann man aber verachten, was Mühe koſtet? Ich würde mir ſelber feind ſeyn, wenn ich alle die Sorge auf mir haben ſollte, wie man Geld erlangen, Geld erhalten, und Geld ausgeben ſoll. Nimmermehr wollte ich dieſe nichtswürdige Sache auf dem Halſe haben. Ich weis nicht, ſetzte Sieb hinzu, wie man glauben kann, daß man das Geld verachten könne, wenn man welches hat. Ich bin, bey meiner Treu! nicht hochmüthiger, als wenn meine Börſe auch nur von geborgten Dukaten geſpickt iſt. Das macht eben, ſagte Adelrich, weil Sie ihr Geld niemals lange behalten haben. Wenn Sie das Geld auf ſolche Art verachten können, daß Sie es wegwerfen, meine Herren: ſo müſſen Sie auch alles dasjenige zugleich mit verachten, was man dadurch erhalten kann. Ich verlange nichts zu haben, antwortete Heutleb, weder Geld, noch etwas anders. So müſſen Sie auch das Eſſen verachten, erwiederte Adelrich. Auch dieſes, ſagte Heutleb, wenn ich nur ſatt bin. Aber wenn Sie gar kein Geld haben, ſo können Sie auch gar nichts eſſen; folglich müſſen Sie auch den Hunger verachten. Den Hunger? fiel Sieb in die Rede; ſo müßte nichts mehr zu borgen ſeyn. Aber wenn Sie nicht bezahlen können, verſetzte Adelrich wiederum, ſo müſſen Sie auch ſo gar die Schließerey verachten lernen; das iſt, Sie müſſen nicht allein alles auf der Welt, ſondern auch ſich ſelbſt verachten, wenn Sie ſich rühmen wollen, ein vollkommner Verächter des Geldes zu ſeyn. Der müßte endlich wenig Klugheit haben, wendete Sieb hiergegen ein, der ſich bis zur Schließerey bringen lieſſe. Es müßte kein Mittel mehr ſeyn, die Schuldleute, wenn ſie es zu weit treiben,

zurechte zu bringen, daß sie vielleicht um ihre ganze Foderung kommen, und andern Leuten noch immer von neuem das Geld aus dem Beutel zu lügen. Würden Sie dieses thun, wenn Sie Geld hätten? fragte Adelrich. Wenn ich Geld habe, sagte Sieb, so gestehe ich, es sollte mir nahe gehen, jemand zu betrügen. Wenn ich aber in der Noth bin, so kann man mir es nicht übel nehmen; ich bin mir selbst der nächste. Heutlieb fiel ihm hierinnen bey. Wer kann sich anders helfen? sagte er. Ich will niemand unrecht thun; aber leben muß ich doch. Also sehen Sie, meine Herren, schloß hierauf Adelrich, daß Sie das Geld für höher schätzen, als ich. Derjenige, der um des Geldes willen genöthiget ist, Dinge zu thun, deren er sich sonst schämen würde, kann nothwendig kein Verächter desselben seyn. So lange man nicht im Stande ist, alle nothwendigen Dinge zu entbehren; so lange kann man auch das Mittel, solche zu erlangen, nicht verachten. Die einzige rechtmäßige Verachtung desselben bestehet darin, es für nichts weiter, als für ein solches Mittel, anzusehen, und sich in den Stand zu setzen, daß man nicht nöthig habe, es durch Wege zu erlangen, die wirklich verächtlich sind. Das will so viel sagen, meine Herren; Eine gehörige Sorgfalt und Aufmerksamkeit für seine Hausangelegenheiten ist die beste Verachtung der Reichthümer!

XLVII.

Den 1ten März. 1746.

Ich weis nicht, ob die Gelehrten oder die Ungelehrten mehr Schuld an der Verachtung haben, welche von Leuten, die einen ofnen Verstand ohne Wissenschaft besitzen, insgemein gegen die Gelehrsamkeit bezeuget wird. So viel

viel aber weis ich, daß man ſehr ungerecht handeln würde, wenn man nicht wenigſtens einen Theil dieſer Verachtung auf die Rechnung der erſtern ſchreiben wollte. Es iſt noch ein Glück für einen großen Theil derer, welche allen ihren Ruhm und ihr ganzes Glück von ihrer Gelehrſamkeit erwarten, daß die meiſten von den übrigen nicht wiſſen, wie ſie ihre Lehrjahre, die doch in dem eifrigſten Fleiße und mit vielem Wachen verfloſſen ſind, zugebracht haben. Sonſt bin ich verſichert, daß kein Frauenzimmer ſeyn würde, welches ſich nicht über ſie aufhielte, und welches nicht glaubte, ſie hätten ihre Zeit nützlicher angewandt, wenn ſie bey dem Spinnrocken geſeſſen, oder die Preiſe der Küchenwaaren anſtatt einiger Büchertitel gelernet hätten. Ein Menſch, der erſt anfängt zu leben, weis eben ſo wenig mit ſeiner Zeit umzugehen, als mit ſeinem Gelde. Ein Lehrmeiſter iſt nichts anders als ein Vormund, der geſetzt iſt, über dieſe Zeit hauszuhalten. Und wenn er ſeinem Unmündigen bey reifern Jahren davon nicht richtige Rechnung ablegen kann, ſo iſt es deſto ſchlimmer; weil er nicht im Stande iſt, den Verluſt wieder zu erſetzen. Gleichwohl, dünkt mich, iſt es eine Rechnung, bey der man ziemliche Defecte ziehen kann, wenn ein ſolcher Lehrmeiſter einem Menſchen, der ſich weltlichen Geſchäften gewidmet hat, von ſeinem fünften bis zum fünf und zwanzigſten Jahre folgende Rechnung abſtattet:

Sehr gutes Latein nicht allein verſtehen, ſondern auch ganz artig ſchreiben, und mit der größten Fertigkeit reden zu lernen . . . . . 14 Jahre

Von allen griechiſchen Worten in der größten Geſchwindigkeit ſagen zu können, was für eine Perſon und was für eine Zeit ſie andeuten, ingleichen was ſie

heiſſen, und wie ſie in Athen, oder auf Doriſch, ausgeſprochen worden, in 14 Jahren jede Woche einen halben Tag thut . . . . . 364 Tage

Von allen hebräiſchen Worten ebenfalls angeben zu können, was ſie heiſſen, und wie ſie aus einander entſtehen, in 10 Jahren jede Woche einen halben Tag, thut . . . 260 T.

Syriſch und Chaldäiſch, ſo viel ich ſelbſt gekonnt, zu lernen, ſeit 6 Jahren alle zwo Wochen einen halben Tag thut . . . . . 78 T.

Franzöſiſch, ſo viel zur Noth gebraucht wird, zu lernen, ſeit 4 Jahren alle Wochen 4 Stunden, thut, den Tag zu 10 St. gerechnet, als ſo lange man ungefähr fleißig ſeyn kann, . 83 T. 2 St.

Die Vernunftlehre ſo zu begreifen, um jeden Vernunftſchluß ſogleich unter ſeine Figur bringen, aus einem Beweiſe einen Vernunftſchluß machen, und den Vorder- oder Hinterſatz beweiſen laſſen zu können, jede Woche 6 Stunden, thut binnen 6 Jahren . 187 T. 2 St.

Aus der Metaphyſik, Phyſik, dem Rechte der Natur, und der Sittenlehre, alle Worterklärungen, und die Beweiſe aller Sätze, herſagen zu können, (der Verſtand derſelben wird ſich mit der Zeit ſchon von ſelbſt geben) zuſammen, in Einem Jahre alle Wochen 6 Stunden, thut . . . 31 T. 2 St.

Ein

Ein wenig von der Geographie und Geſchichte, in einem Jahre alle Wochen 2 Stunden, thut	10 T. 4 St.
Etwas von den Rechten des Vaterlandes, in einem halben Jahre alle Wochen 2 Stunden, ...	5 T. 2 St.
Römiſche Alterthümer, alle Wochen 2 St. in einem halben Jahre . .	5 T. 2 St.
Hiezu die Sonntage, binnen 20 Jahren, ...	2 Jahr 312 Tage.
	19 Jahr 240 Tage 4 Stunden.

Die übrige edle Zeit, an 124 Tagen 6 Stunden, iſt mit Tanzen und andern unnützen und eitlen Uebungen des Leibes, wider meinen Willen, elendiglich verſchwendet worden.

Ein guter Freund wies mir unlängſt ein ſehr zierlich geſetztes Schreiben eines Menſchen, der mehr als das erſte Drittel ſeines Lebens in einer ſo nützlichen Einrichtung zugebracht, und dabey ſo mager und hypochondriſch geworden war, daß er durch einen ſo rühmlichen Fleiß das zweyte Drittel ſeiner Tage ungeſund und ſchwächlich gemacht, und das dritte gänzlich abgekürzet hatte. Ein ſehr gelehrter und zugleich ſehr erfahrner und vernünftiger Herr hatte die Gnade gehabt, ihm darauf antworten zu laſſen. Beide Schreiben dienen ſo vollkommen zu meinem Zwecke, daß ich nichts weiter hinzuzuſetzen brauche.

Wohl Edle, und Hochgebohrne Excellenz
Vielgeehrteſter Herr Patron und Gönner.

Welchergeſtalt Ihro Excellenz vor dieſem öfters meines Vaters niedriges und geringes Haus zu beſchatten

ſchatten und zu betreten beliebet, wird Denenſelben, als ihres ſehr guten und getreuen Gedächtniſſes wegen berühmt, noch unfehlbar in friſchem Andenken hariren; wie denn Dieſelben mich einigemal in meiner Kindheit auf Dero hohen Armen getragen und mich Ihren lieben kleinen Peter genannt, welches meine Mutter Ihro Excellenz beſſer als ich wird erzehlen können, der ich damals nur 2 Jahr alt und alſo noch nicht mei conſcius, meiner ſelbſt bewuſt war; Daher nunmehr nachdem aus dem kleinen Peter ein großer worden, mich unterſtehe, Ihro Excellenz ganz ergebenſt, gehorſamſt und unterthänig anzugehen, und zu bitten, nachdem ich nach dem Zeugniſſe aller meiner Lehrer in dem Latein, ſo im Reden als Schreiben, noch ſecundus bin, und in Graecis und Hebraeis das meinige ſo gut gethan, als einer der die Kanzel zu betreten gedenket, ſonſt aber mich den negotiis politicis und weltlichen Geſchäften von Jugend auf gewidmet, auch die beſten Zeugniſſe, die man jemals erhalten kann, wegen meiner Wiſſenſchaften aufzuweiſen habe, gnädig zu einem Amte zu befördern; immaßen denn Ihro Excellenz jederzeit den Ruhm gehabt, daß Sie die Gelehrſamkeit befördern und hervorziehen, auch das principium haben: Sint Maecenates, non deerunt Flacce, Marones; und würde jederzeit mich bey jeglicher Kanzley mit dem größten Vergnügen herzlich gern brauchen laſſen: Wie denn Ihro Excellenz darum mündlich zu bitten und mich vor Ihnen zu proſterniren die Ehre geſucht, von Dero Bedienten aber als hominibus barbaris jederzeit abgewieſen, und ich weis nicht aus was für Urſachen heu! pudet dicere! gar ausgelachet worden, übrigens aber mit aller Unterthänigkeit verharre

Ihro Excellenz

devoteſter Knecht

Petrus Petri F.

Antwort:

Antwort:

Mein Herr,

Se. Excellenz der Herr von ** hat mir aufgetragen, Ihnen auf Dero letztens eingeſandte Bittſchrift zu antworten, daß er ſich jederzeit ein wahres Vergnügen daraus machen, und alles ſein weniges Anſehen dazu brauchen wird, den Fleiß in den Wiſſenſchaften, ſo viel möglich, durch Beförderungen zu ermuntern. Das Andenken Ihrer Familie iſt beſonders bey ihm ſo unverlöſchlich, daß ich verſichert bin, daß er die Erzehlungen Ihrer Frau Mutter von dem lieben kleinen Peter mit eben ſo großem Vergnügen anhören würde, als er Ihren Brief geleſen hat. Unterdeſſen, mein Herr, haben Sie unter den Wiſſenſchaften, die Sie anführen, eine vergeſſen, welche Ihnen die nöthigſte wäre, und nach welcher er vor allen andern zu fragen pflegt, nehmlich, ob Sie auch denken gelernt haben.

Ein Gelehrter iſt nach ſeinen Begriffen ein Mann, der ſich darauf gelegt hat, für andre Leute zu denken, und dasjenige, was andre vorher gedacht haben, zum Nutzen der Welt anzuwenden. Die Verrichtungen ſind in der Welt ſo getheilet, daß ein jeder Menſch etwas gewiſſes für alle thut; damit nicht ein jeder genöthigt ſey, allerley zu thun. Der eine bauet das Land für die andern, der andre verfertigt Kleider für andre, der dritte holet Waaren von fremden Orten für ſie; und derjenige, der gelehrt ſeyn will, iſt unterdeſſen verpflichtet, für diejenigen, die nicht gelehrt ſind, zu denken, und ihnen, was die Gelehrſamkeit mit vieler Mühe erforſchet, theils vorzutragen, theils durch Ausübung deſſelben nützlich zu machen. Wenn Sie dieſes gelernt haben, mein Herr; ſo erfodern Ihre Verdienſte nothwendig, daß man ein ſo nützliches Werkzeug, als Sie ſind, nicht ungebraucht laſſe. Sie können mit Recht ſagen, daß Sie Sich zu Beförderungen

gen geſchickt gemacht; und Sie können einigermaßen fodern, denen vorgezogen zu werden, die nicht gelehrt ſind, oder vielmehr denen, die nicht denken gelernet haben. Sollten Sie unterdeſſen das Unglück haben, mein Herr, wie ich beynahe aus Ihrem Briefe ſchließen muß, daß Sie dieſe ſehr nützliche Wiſſenſchaft verſäumet hätten; ſo kann ich Ihnen keinen andern Rath geben, als noch einige Jahre auf eine andre Art als Sie bisher gethan haben zu ſtudieren, und vieles von demjenigen zu vergeſſen, was Sie wiſſen, um in Ihrem Kopfe Raum zu andern Dingen zu bekommen, die Ihnen nöthiger ſind.

Das Hebräiſche kann man Ihnen gern erlaſſen, mein Herr, da Sie ſich den weltlichen Geſchäften gewidmet haben. Daß Sie lateiniſch und Griechiſch können, iſt ſehr gut. Unterdeſſen brachten die großen Männer, aus deren Schriften Sie bisher Redensarten und Worte geſucht haben, ihre Zeit ganz anders zu, als Sie, mein Herr; und wußten in kurzer Zeit viel mehr, als Sie wiſſen, ohne vielleicht darüber überſichtig geworden zu ſeyn. Sie brachten ihre Jugend mit Geometrie, Zeichnen, Muſik, Tanzen, Reiten und Fechten zu. Dabey laſen ſie anfangs einige zeitvertreibende Bücher, worinnen ſie Muſter fanden, nach denen ſie ihre Gedanken ausdrücken lernten. Sie übten ſich, um reden zu lernen, und befliſſen ſich in dieſer Abſicht auf eine nützliche Philoſophie, deren größter Theil die Sittenlehre war. Dieſes war ungefähr eine ſolche Erziehung, die man heut zu Tage vom Studieren unterſcheidet, und eine galante Erziehung nennet; welche der größte Theil von Ihren Mitbrüdern mit Verachtung zu belegen, und als das Verderben der Gelehrſamkeit anzuſehen pflegt.

Wenn ich Ihnen alſo rathen darf, mein Herr, ſo leſen Sie dieſe beliebten griechiſchen und lateiniſchen Bücher noch einmal; aber ſuchen Sie nicht Worte, ſondern Gedan-

Gedanken darinnen, und bemühen Sie ſich, ihnen die Kunſt abzulernen, allem, was Sie vorzutragen haben, eine geſchickte Art zu geben, allezeit mit Verſtand zu reden, muntre Einfälle zu haben, und eine jede Sache, es ſey in welcher Sprache es wolle, deutlich, ohne Umſchweife, und mit Lebhaftigkeit vorzuſtellen. Sie können dadurch auf einer einzigen Seite, die Sie in ihrer Mutterſprache ſchreiben, ohne ein lateiniſches Wort darein zu mengen, mehr Kenntniß in dieſen Sprachen und überhaupt mehr Gelehrſamkeit verrathen, als derjenige, der aus den lateiniſchen Schriftſtellern Redensarten ſammelt, die allerwohlklingendeſten Perioden zuſammenflickt. Wenn Sie die alten Bücher nicht auf dieſe Art leſen, ſo behaupte ich, daß ein Menſch, der gar nichts gelernet hat, und blos die Feder führen kann, wo nicht gelehrter, doch geſchickter iſt, als Sie.

Es iſt nicht genug, mein Herr, daß Sie ſchreiben können, wenn Sie ſchlecht reden. Eine der nöthigſten Wiſſenſchaften, die doch nirgend gelehrt wird, iſt, ſeine Stimme regieren zu können. Es iſt ſehr zu verwundern, daß wir uns bis ins zwanzigſte Jahr und drüber auf die Beredſamkeit befleißigen; und daß man doch im gemeinen Leben einen Gelehrten meiſtens an einer unnatürlichen Ausſprache, und an einem verwirrten Vortrage zu kennen pflegt.

Sie werden ohne Zweifel ein wenig von der Vernunftlehre gelernt haben, ob ich gleich in Ihrem Schreiben keine Spuren davon finde. Aber wenn Sie die Pflicht eines Gelehrten erfüllen wollen, mein Herr; ſo gehört etwas mehr dazu, als die Form eines Vernunftſchluſſes anzugeben. Wenn Sie in Ihren geringſten Reden Ordnung blicken laſſen; wenn Sie nichts wiederholen, und nichts vergeblich ſagen; wenn Sie die Sachen gründlich zu beweiſen wiſſen, ohne ſie trocken zu machen: ſo kann

man

man Ihnen glauben, daß Sie diese Lehre recht wohl inne haben. Unterdessen muß ich noch hinzusetzen, mein Herr, daß die Ausdrücke, falsch, ungereimt, widersprechend, und dergleichen andre; niemals aus der Logik in die Gesellschaft kommen müssen; sondern daß man jederzeit dieselben mit vielen andern entscheidenden Redensarten für sich allein und für seine Studierstube behält: und daß man zwar öfters in den Lehrsälen die Erlaubniß hat, von Dingen, die blos wahrscheinlich sind, so zu reden, als ob sie gewiß wären; daß man aber in Gesellschafft dieses umkehren, und größtentheils von gewissen Dingen so reden muß, als ob sie nur wahrscheinlich wären.

Es wird an Ihnen nicht verworfen werden, mein Herr, wenn Sie die ganze Metaphysik und ihre hohen Lehren im Kopfe haben. Nur dieses rathe ich Ihnen, daß Sie den Verstand, und nicht blos die Worte derselben, fassen; noch mehr aber, daß Sie diese Wissenschaft für Sich behalten, und nicht viel Redens davon machen. So nützlich sie Ihnen zu Erforschung andrer Wahrheiten seyn kann; so ist sie nicht so beschaffen, daß man ihre Lehren ausser ihrem Zusammenhange wohl fassen könnte; folglich ist sie nicht für die Gesellschaft gemacht.

So lange Sie das Recht der Natur aus dem Grunde zu lernen versäumen; so lange können Sie nicht behaupten, mein Herr, daß Sie mit aller Ihrer Gelehrsamkeit geschickter sind, ein einziges Amt von einiger Wichtigkeit zu verwalten, als der allerungelehrteste Mensch. Die Gesetze aller Länder berufen sich auf das Gesetz der Natur. Und bedenken Sie, wie artig es wäre, wenn es Ihnen gienge, wie jenem Procurator, welcher meynte, daß das Gesetz der Natur mit unter die fremden Gesetze gehörte, die hier in Dänemark kein Ansehen haben.

Sie werden von der Sittenlehre der nöthigsten und unentbehrlichsten unter allen Wissenschaften, nur sehr wenig

wenig wiſſen, wenn Sie weiter nichts davon lernen wollen, als in einem kurzen Inbegriffe philoſophiſcher Wiſſenſchaften enthalten iſt. Hiezu gehört eine Beleſenheit in Büchern, die Sie vielleicht als ſolche, die nicht zur Gelehrſamkeit dienen, mit verächtlichen Augen angeſehen haben. Es iſt manche kleine Schrift und manche Komödie, wegen des Nutzens, den ſie zur Erkenntniß der menſchlichen Gemüther leiſtet, den gelehrteſten Anmerkungen über den Cicero vorzuziehen. Die Sittenlehre aber will ausgeübt ſeyn; und der Umgang iſt ſo nöthig, um darin gelehrt zu werden, als der Fleiß.

Sie werden Sich vielleicht ein wenig um die Geſchichte Ihres Vaterlandes bekümmert haben. Dieſe Wiſſenſchaft aber wird nur todt ſeyn, wenn Sie nichts als Namen, Zahlen und Schlachten herzuſagen wiſſen. Ihre übrigen Wiſſenſchaften, und die Geſchicklichkeit, über jede Sache nachzudenken, müſſen dieſer erſt das Leben geben.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Kenntniß von der Beſchaffenheit Ihres Vaterlandes. Sie werden ſie nicht vollſtändig in Büchern finden, Sie werden ſie auch nicht in Vorleſungen hören; und deſto wichtiger iſt es, dieſelbe für ſich zu ſtudieren.

Dieſe Wiſſenſchaften zuſammen, mein Herr, werden Ihnen eine Liebe für Ihr Vaterland, und einen Eifer etwas Gutes zu thun, beybringen; den Sie auſſerdem nimmermehr erlangen würden, wenn Sie auch ſogar das Geheimniß fänden, bey allen Sprachen, die Sie wiſſen, noch die Aegyptiſche zu erlernen. Die Bedienten Sr. Excellenz werden Sie ſodann nicht allein nicht auslachen; ſondern ſie werden es Ihnen gleich an Ihrem Weſen anſehen, daß Sie ein Mann ſind, den man nicht abweiſen muß.

Wenn Sie mit allem diesen zu Stande sind, mein Herr, so zeigen Sie sich wieder; und es wird gewiß kein Gönner so verblendet seyn, der Ihnen abschlüge, Sie, so bald es die Gelegenheit giebt, zum Dienste des Vaterlandes zu gebrauchen. So lange aber dieses nicht ist: so können Sie sich eben so wenig beschweren, daß Sie niemand weder zu gerichtlichen Verrichtungen, noch zu Geldsachen brauchen will, ob Sie gleich Lateinisch, Griechisch, und sogar Hebräisch verstehen; als ein Mensch der vollkommen disputiren kann, sich wird beklagen können, wenn man ihn nicht einmal zu den Verrichtungen eines Kammerdieners für tüchtig erkennet. Ich bin ꝛc.

Musenfreund.

XLVIII.

Den 8ten März 1746.

Zu reden; und zu wissen, daß man mit Aufmerksamkeit angehöret wird, ist ein Vergnügen, welches unserm Ehrgeize nicht wenig schmeichelt; und es wird desto größer, wenn wir Gelegenheit haben, eine Zeitlang allein zu reden, ohne daß wir von andern unterbrochen werden. Auch die Verrichtung, einer Gesellschaft etwas vorzulesen, es sey was es sey, ist nicht so geringe, daß sich nicht viele dazu drängen sollten, deren Stimme man am wenigsten hören wollte. In einem gewissen Lande erwecken so gar Reden, die man auf einem Richtplatze oder auf einer Leiter, die zum Galgen führet, halten höret, einen so großen Eifer zur Nachahmung, daß junge Leute auf Schulen, aus einer sonderbaren Liebe zur Beredsamkeit, ihre Reden zu diesem Endzwecke schon fertig halten. Ueberhaupt hat der Mensch natürlicher Weise

eine

eine Liebe zur Beredſamkeit, und ſie wird noch dadurch verſtärket, wie ſich leicht merken läßt, daß beredte Leute aus andern machen können, was ſie wollen. Die Empfindung, die die Stärke einer Rede in uns erwecket, wenn ſie rührend und einnehmend iſt, entzündet in uns die Begierde, eben dieſe Empfindung auch bey andern zu erwecken, wenn wir Gelegenheit zu reden haben. Und jedermann will gern den Ruhm davon tragen, daß er die Gemüther mit ſeiner Zunge regieren könne.

Ich ſage dieſes, um den Vortheil zu bemerken, den diejenigen Gerichte vor andern haben, bey welchen es gewöhnlich iſt, daß die Procuratoren ihre Sache durch öffentliche Reden führen. Ein Procurator nimt ſich der Sache, die er zu führen hat, deſto eifriger an, wenn er nicht allein für dieſelbe, ſondern auch zugleich für die Ehre ſeiner Beredſamkeit arbeitet, und wenn er weis, daß der gute Ausgang derſelben zugleich ein Zeugniß von ſeiner Geſchicklichkeit hierinnen geben kann. Wenn man etwas ſchreibt, ſo hat man keine Zeugen, und man thut es daher lange nicht mit dem Eifer, mit welchem man vor einer Anzahl Leute redet, deren Beyfall uns nicht gleichgültig ſeyn kann. Dieſe Art hat allezeit etwas prächtiges, anſehnliches und einnehmendes an ſich; und ermuntert diejenigen, die ſich einmal auf gleiche Art hören zu laſſen gedenken, ſich der Beredſamkeit und aller Wiſſenſchaften, die derſelben zu Hülfe kommen, zu befleißigen. Ich wollte zur Aufnahme und zur Ehre der däniſchen Beredſamkeit wünſchen, daß man die ſchönſten Reden der beſten Procuratoren nachſchriebe, und der Welt mittheilte. Was mir bisher von dieſen Reden in die Hände gefallen, welche man meiſtentheils mit dem Laute der Stimme verſchwinden läßt, beſtehet in einer einzigen Rede, über eine Sache von ſehr geringer Wichtigkeit, welche gleichwohl der bey ſeinen Lebzeiten nicht wenig berühmte geweſene Procurator wider ſeine Gewohnheit ſchriftlich auf-

aufgesetzet hatte, in einer Sache, von deren Gewinne er sich eben nicht gesichert hielt, doch an seiner Seite nichts zu versäumen. Die Ausführung darin kömmt mir merkwürdig vor; und so klein die Sache in Vergleichung der wichtigen Dinge ist, welche sonst vor einem so hohen Gerichte vorzukommen pflegen: so könnten sich doch wohl Gelegenheiten finden, in welchen man die darin angeführten Gründe nicht ohne Nutzen gebrauchen könnte. Ich will sie also übersetzt mittheilen *):

Rede

*) Der Anlaß zu dieser Erfindung ist zu seiner Zeit in Dänemark so durchgängig bekannt gewesen, und er ist noch itzt so unvergessen, daß es eine überflüßige Behutsamkeit seyn würde, ihn in dieser neuen Ausgabe zu verhehlen. Und für auswärtige Leser würde ohne seine Kenntniß die Erfindung allzuviel verlieren.

Der sel. Bischof und Prokanzler Pontoppidan, damals Hofprediger in Kopenhagen, hatte, als dieses geschrieben ward, die zween ersten Theile von seiner dänischen Kirchenhistorie herausgegeben. Ein jeder Kenner der Geschichte wird leicht wahrnehmen, daß dieses in seiner Art unentbehrliche Werk nicht mit der Sorgfalt und der kritischen Einsicht ausgearbeitet ist, die seinen spätern Schriften Ehre macht. Es erwachte aber um diese Zeit unter einigen jüngern dänischen Gelehrten ein ausnehmender Eifer für die Geschichte ihres Vaterlands, so daß sie sich in eine Gesellschaft zur Verbesserung der nordischen Sprache und Historie vereinigten, und vom Jahre 1744 im dänischen Magazine, das auf sechs Bände angewachsen, die Früchte ihres Fleißes ans Licht treten ließen. Der Vorsteher dieser Gesellschaft, die hernach den Namen einer Königlich dänischen erhielt, war Herr Jacob Langebeck, itzt königlicher geheimer Archivarius und Justizrath, von dessen tiefen kritischen Einsicht und unermüdeten Fleiße die dänische Literatur und Historie noch andre wichtige Werke zu gewarten hat.

Diese Gesellschaft sinte bisweilen den Urkunden, die sie herausgab, eine kurze Anmerkung bey, wo sich etwa ein Irrthum der bekanntesten allgemeinen Schriftsteller als

Hvits

Rede in Sachen des S. T. Etatsraths Honorius wider den Kammerrath Svend, wegen Beſchimpfung.

P. P.

Wenn der Tadel jederzeit von der Schande begleitet wird; wenn die Schande ein Uebel iſt, welches jeder ehrliebende Menſch mehr als den Tod fürchtet; wenn

Hvitfelds und Pontoppidans im Vorbeygehen verbeſſern ließ. Dieß geſchah mit der größten Beſcheidenheit, und ohne einmal den letztern namentlich anzuführen. Dieſer aber, dem damals eine jede Art von Widerſpruch befremdend und beleidigend ſchien, ließ, doch ohne ſeinen Namen, unter dem 12ten Nov. 1745 in Oluf Bangs däniſcher Samlung ein Schreiben einrücken, die Dreiſtigkeit betreffend, womit Arild Hvitfeld und andre Hiſtorienſchreiber von den Verfaſſern des däniſchen Magazins gebeſſert werden.

Es herrſcht in dieſem Schreiben ein gewiſſer Ton, der vermögend geweſen wäre, wenn er Beyfall beym däniſchen Publico gefunden hätte, den erwachenden Eifer für die Verbeſſerung der Hiſtorie ſogleich wieder zu erſticken, und es wird darin eine beſondre Schonung für Originalgeſchichtſchreiber gefodert, deren Dänemark nach dieſem Schreiben bis dahin nur drey gehabt haben ſoll, nehmlich außer dem Saxo nach zween, die nicht benannt, aber ſo beſchrieben werden, daß man ohne Mühe Hvitfelden und den Herrn Pontoppidan ſelbſt darunter erkennt.

Für eine Geſellſchaft, die eben erſt anfieng, durch einen ausnehmenden Fleiß die Aufmerkſamkeit der Nation zu erregen, ſchien der Angrif allzuheftig, als daß ſie ihn unerwiedert hingehen laſſen wollte. Sie gab, ohne daß ſie den Schein hatte, ihren Widerſacher von Perſon zu kennen, im Anfange von 1746 Anmerkungen der Geſellſchaft über einen Brief heraus, der neulich gegen das däniſche Magazin gedruckt worden. Es wird darin bey einer ſcharfen und feinen Satyre der obgedachte Brief zergliedert, und zugleich die Frage von den Original-Geſchichtſchreibern

endlich die Abwendung alles Uebels von einem jeden Gliede des gemeinen Weſens zu den vornehmſten Pflichten der Obrigkeit gehöret: ſo bittet der Etatsrath Honorius mit allem Grunde vor dem Throne der Gerechtigkeit um Schutz wider den Tadel, welchen man an einem ſeiner würdigſten Werke, aus dem er Ehre, Ruhm und Unſterblichkeit hoffen können, zu finden ſich unterſtanden hat. Es iſt jedermann bekannt, daß dieſer berühmte und geſchickte Mann ſich in ſeinen Nebenſtunden der Baukunſt befliſſen, und ſich von der Welt das Zeugniß erworben hat, daß er ein eben ſo großer Baumeiſter als Prieſter der Gerechtigkeit ſey. Er kann ſich rühmen, daß er, wo nicht der erſte, doch wenigſtens der zweyte Hauptbaumeiſter dieſes Landes ſey, von welchem alle künftige Zeiten lernen und aus deſſen Quelle ſie ſchöpfen werden. Dieſer große

ſchreibern und von der Befugniß erörtert, die Wahrheit gegen einen jeden Irrthum zu retten, ohne deswegen die Ehre des Irrenden anzutaſten.

Dieſer Streit verurſachte in Kopenhagen ein ungemeines Aufſehen, und Herr Pontoppidan, der ſich länger nicht verborgen hielt, und der an Amt und Anſehen öffentlich beleidigt zu ſeyn glaubte, begehrte und erhielt von der Geſellſchaft, oder vielmehr von ihrem Vorſteher dem Herrn Langebeck eine Art von öffentlicher Abbitte. Der letztere aber ward dafür durch den lauten Beyfall ſchadlos gehalten, den Perſonen von allen Ständen für ſeine Wahrheitsliebe bezeigten. Der Fremde, der ſonſt allen Streitigkeiten, die er etwa wahrnahm, aus dem Wege zu gehen pflegte, hielt dieſe Begebenheit, wegen der ernſthaften Betrachtungen, die ſie in Abſicht auf Moral und Literatur veranlaſſen muß, für ſo merkwürdig, daß er es dieſesmal wagte, ſeine Gedanken in einer Allegorie zu äußern, die damals für jedermann verſtändlich genug war. Und nun werden es auch deutſche Leſer einſehen, worauf die Anklage im Namen des Etatsraths und Baumeiſters Honorius zielt, der von einem jungen und dem Stande nach geringern Baumeiſter eine Ehrenerklärung fodert, weil dieſer ſich, obwohl nicht

ohne

große Mann legt für einen ſeiner guten Freunde ein koſtbares und prächtiges Haus an. Es ſtehet daſſelbe ein ganzes Jahr zum Vergnügen aller, die es beſehen, und zur innerlichen Zufriedenheit des Baumeiſters. Niemand hatte einen Fehler bisher daran gefunden, oder entdecken wollen. Das Gebäude breitete den Namen des Baumeiſters aus, und der Name des Baumeiſters war wiederum eine der größten Zierathen, oder vielmehr, wenn ich ſo ſagen darf, eine Schutzmauer des Gebäudes; bis endlich ein junger Menſch, der Kammerrath Svend, der niemals etwas anders gebauet hat, als daß er hin und wieder eine ſinkende Mauer eines alten Hauſes gebeſſert, oder einen ſumpfigten Grund befeſtiget, in dem einen Zimmer dieſes Hauſes einen Rauch zu merken glaubet. So-

ohne Grund, verlauten laſſen, daß ein von jenem aufgeführter Schorſtein rauche.

Ich würde es kaum haben über mich bringen können, dieſe Anmerkung mitzutheilen, ſo ſehr ſie auch zu dem Zwecke eines Herausgebers gehört, wenn ich ſie nicht mit einer rühmlichen Nachricht zu ſchließen hätte. Es hat der ſel. Pontoppidan, der bey den Schwachheiten, die ihn übereilen konnten, ein rechtſchaffener und arbeitſamer Mann war, nach der Zeit bis an ſeinen Tod durch Schriften in verſchiednen Wiſſenſchaften ſich mehr und mehr verdient gemacht, und ein ſeltnes Exempel! jemehr er ſchrieb, je älter er ward, immer mehr Fleiß, Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit gezeigt. Ja eben dieſe Wahrheitsliebe trieb ihn an, mit ſeinem ehemaligen Gegner, dem Herrn Langebeck, eine vollkommene Freundſchaft zu ſtiften, und ihm ſeine hiſtoriſchen Schriften zur Kritik und zur Bereicherung mit manchen Urkunden und Zuſätzen zu übergeben. Er erkennt den Beyſtand, den er von demſelben erhalten, mit den Ausdrücken der lebhafteſten Dankbarkeit in verſchiednen Vorreden, als in denen zu den Origines Hafnienſes und zum Atlas Daniae. Wie lehrreich würden nicht die meiſtens ärgerlichen gelehrten Streitigkeiten werden, wenn ſie einen ähnlichen Ausfall hätten! Sollte wohl die neuere Gelehrtengeſchichte nur noch ein einziges ſolches Beyſpiel aufzuweiſen haben?

gleich macht er ein Geſchrey, als ob der Schorſtein deſſelben Zimmers nicht wohl angelegt ſey; und nach einiger Unterſuchung will er gefunden haben, worin der Fehler beſtehe, und wie man ihm abhelfen könne. Ein Menſch, ſage ich, der noch lange nicht einem Etatsrathe am Range gleich iſt, der kaum die Hälfte von dem Alter des erſtern erreichet, der nie ein ganzes Haus gebauet hat, auch gewiß niemals eins bauen wird, hat die Verwegenheit, an der Bauart eines Mannes von anſehnlichem Alter, von nicht geringem Range, von großen Verdienſten, mit deſſen gerichtlichen Amtsverrichtungen Eure Königl. Majeſtät jederzeit ſehr wohl zufrieden geweſen, etwas auszuſetzen. Wenn ſeine Augen ja ſo empfindlich ſind, daß ſie den Rauch eher als andre fühlen, ſo iſt vielleicht die Urſache, weil ſie noch ſo jung ſind. Aber hätte er es deswegen ſo unverſchämt ſagen und verbeſſern ſollen? Hätte es ſich nicht vielmehr geſchickt zu ſagen: Meine Augen fühlen zwar Rauch; andre aber fühlen vielleicht keinen? Und hätte er es deswegen ſo dreiſt dem Fehler des Baumeiſters beymeſſen, und ſogleich die Verbeſſerung deſſelben angeben ſollen; da es ſich doch gebührt hätte, es viel lieber auf die Feuchtigkeit des Holzes zu ſchieben? Dieſes Verfahren konnte nicht anders als den Etatsrath Honorius in äußerſten Zorn bringen. Er hätte ſchon damals die Gerechtigkeit Eurer Königl. Majeſtät wider dieſe Beſchimpfung anrufen können. Er begnügte ſich aber, dem allzu dreiſten Kammerrath Svend auf eine dem Anſehen des großen Honorius gemäße Art mit Nachdrucke ſeine Kühnheit vorzurücken, und ihm einen Brief zu ſchreiben, worin er ihm ſagte, daß es wider alle Rechte, und wider die guten Sitten wäre, einen Kamin fehlerhaft zu finden, den er angegeben hätte. Anſtatt daß dieſes den verwegnen Verbeſſerer eines ſo großen Mannes von ſeinem Unrechte hätte überzeugen und zur Reue bringen ſollen; ſo antwortet er hierauf, er zweifle ſehr, daß der Herr Etats-

rath

rath dieſen Brief ſelbſt abgefaſſet haben könne. Er müßte kein ſo großer Juriſt ſeyn, als er wirklich wäre, wenn er behauptete, daß, einen Fehler an einer Arbeit zu finden und zu verbeſſern, jemals wider das Recht oder wider die guten Sitten ſtritte; und er müßte kein Baumeiſter ſeyn, wenn er dafür hielte, daß man einen Schorſtein lieber rauchen laſſen, als verbeſſern ſollte. Dieſe Beſchimpfung, allergnädigſter König, wodurch der Etatsrath Honorius auf einmal ſowohl von dem Amte eines großen Richters, als von dem Ruhme eines großen Baumeiſters herunter geſetzt wird, nöthiget ihn, itzo ſeine Klage vor Dero allergerechteſten Thron zu bringen, und zu bitten, daß ihm dieſer Schimpf von dem Kammerrath Svend abgebeten werden, und ihm deswegen alle Genugthuung wiederfahren möge. Denn, wenn dieſes keine Beſchimpfungen ſeyn ſollen, derentwegen man um Gerechtigkeit und Strafe zu rufen befugt iſt; ſo frage ich, worinnen beſteht wohl der gute Name eines Mannes, und zwar eines ſolchen Mannes, wie der angeſehene und berühmte Etatsrath Honorius iſt? Beſtehet er in einer untadelhaften Aufführung gegen alle, mit denen man umgehet? Beſtehet er in einer Unterdrückung des Ehrgeizes, welche einem jeden ſeine Freyheit läßt, von uns nach ſeiner eignen Einſicht zu urtheilen? Beſtehet er in einer Liebe zur Wahrheit, welche ihre Meynungen gern der Unterſuchung unterwirft? Beſtehet er in einer ungeheuchelten Redlichkeit, in einer genauen Beobachtung des Amtes, zu welchem man geſetzt iſt? In einem gerechten Gebrauche der Macht zu ſchaden oder zu helfen, die man in Händen hat? Und überhaupt beſteht er etwa mehr in der Tugend des Willens, als in dem Ruhme der Geſchicklichkeit? Wenn der gute Name hierinnen beſtehet, wie einige behaupten wollen: ſo iſt es wahr, man hat an dem Etatsrath Honorius nicht das geringſte davon angegriffen; und er hat weder Urſache ſich zu betrüben, noch Recht zu klagen. Aber wie jugendlich

und unerfahren ſind die Begriffe derjenigen, die in ſo lächerlichen Einbildungen ſtehen? Welche Ehre und welcher gute Name kann demjenigen vorgezogen werden, wenn alle Welt einen Menſchen für dasjenige hält, was er zu ſeyn ſich einbildet, und was er zu ſeyn wünſcht? Es mag Tugend oder Geſchicklichkeit ſeyn, in der wir unſre Ehre ſuchen; diejenige von unſern Eigenſchaften, die wir am höchſten ſchätzen, mit der wir vor den Augen der Menſchen prangen wollen, von der wir in unſerm Leben Bewunderung und Lob, und nach unſerm Tode die Unſterblichkeit erwarten; dieſe Eigenſchaft, ſie beſtehe worinnen ſie wolle, iſt der Grund unſers guten Namens, und wer dieſen antaſtet, reißet unſre ganze Ehre um, und verdient nichts anders, als den Namen eines Verläumders und Läſterers.

Hätte alſo einem Manne, der bisher einen großen Theil ſeines Ruhms darinnen geſucht, dieſes ganze Land mit ſchönen und vollkommnen Gebäuden auszuſchmücken, ein härterer Schimpf wiederfahren können, als daß man ſich unterſtanden hat, in einem Gebäude, das er aufgeführet, einen rauchenden Schorſtein zu entdecken? Iſt ein ſo elendes Gemäuer, welches zu nichts dienet, als die Ungemächlichkeit des Rauches aus den Zimmern abzuhalten, wohl werth, daß man darüber den Ruhm und den guten Namen eines Mannes, daran er ſchon ſo viele Jahre gebauet, im Rauche aufgehen laſſe? Was wird die Welt von ihm ſagen, nachdem ein ſo unangeſehener Mann die Kühnheit haben dürfen, ihm einen Fehler zu zeigen? Ohne Zweifel werden nun viele von den unverſtändigen und unbedachtſamen Leuten, welche geneigt ſind, die Urtheile eines jeden Menſchen anzuhören, ohne zu fragen, ob er einen Bart hat, dadurch auf die ſchimpflichen Gedanken gerathen, daß den Werken des großen Honorius noch etwas an der Vollkommenheit fehle. Wo ſind nun die Früchte ſo vielen Fleißes, ſo vielen Nachtwachens

und

und Kopfbrechens, die der Etatsrath Honorius bey ſeinen übrigen ſchweren Amtsverrichtungen auf die Baukunſt gewandt hat? Leider! beſtehen ſie nach dieſer angethanen Beſchimpfung in dem mittelmäßigen Ruhme, oder vielmehr in dem Schimpfe, etwas hervorgebracht zu haben, das noch unter der Vollkommenheit iſt. Gleichwohl war es nicht ein ſo mäßiger Ruhm, ſondern nichts geringers als die Vollkommenheit, wornach er ſtrebte, und welche er erhaſcht zu haben glaubte. Es iſt wenig, geſchickt zu ſeyn, wenn man uns noch Fehler weiſen kann. Es iſt eine Kleinigkeit, gerühmt zu werden, ſo lange noch jemand eine Einſchränkung und ein Aber hinzuſetzen kann, welches dieſem Ruhme allzu menſchliche Gränzen ſetzet. Kurz, es iſt nichts, etwas gutes gethan zu haben, wenn man uns nicht zugeſtehet, daß wir ohne Tadel ſind. Dieſe Vollkommenheit, deren Beſitz der berühmte Honorius ſchon in Ruhe genoß, iſt ihm nun durch den unverſchämten Tadel eines eingebildeten Menſchen entriſſen und vernichtet worden. Ueber dieſen Verluſt fodert er Genugthuung, in ſoweit jemals eine Genugthuung für einen ſo unerſetzlichen Verluſt auszufinden möglich iſt.

Er würde zufrieden geweſen ſeyn, wenn der Kammerrath Svend den nachdrücklichen Brief, den er ihm hierüber ſchrieb, ohne Antwort gelaſſen, und ihm dadurch die tröſtlichen Gedanken verurſachet hätte, daß er ſeine Tadler ſogleich mit einigen Worten demüthigen könnte.

Aber an ſtatt ihm dieſe Genugthuung zu geben, hat der verwegene Svend die zwote Beſchimpfung noch gröſſer als die erſte gemacht. Er hat nicht allein geantwortet, welches eben ſo viel iſt, als das Verbrechen der Beleidigung durch Hartnäckigkeit häufen; ſondern er hat noch dazu ihm die erſtaunende und unverantwortliche Beſchuldigung gemacht: Der Etatsrath Honorius wäre weder ein Juriſt, noch ein Baumeiſter. Ich muß nur im

Vor-

Vorbeygehen bemerken, wie ungereimt dieſe Verläumdung iſt. Als ob dieſes eine Folge wäre, daß derjenige, welcher ohne Grund behauptet, daß etwas wider die Rechte oder wider die guten Sitten ſey, deswegen kein Juriſt wäre; und als ob derjenige kein Baumeiſter ſeyn könnte, der lieber einen Schorſtein rauchen, ja lieber ein Haus umſtürzen läßt, als einen Fehler bekennt und beſſert. Je ungereimter aber dieſe Folgerung iſt, deſto mehr zeuget ſie von dem boshaften Willen, den der unverſtändige Tadler gehabt hat, einen ſo berühmten Mann aller ſeiner Ehre zu berauben. Man bedenke, was es für eine Verwegenheit iſt, einem Manne, den Eure Königl. Majeſtät ſelbſt zu ſo einer Würde erhoben, und in ein richterliches Amt geſetzt, ſtreitig zu machen, daß er ein Juriſt ſey, das iſt, daß er geſchickt ſey, demjenigen vorzuſtehen, was ihm doch die allerhöchſte Königl. Gewalt anvertrauet hat. Man erwäge, was es für eine Unverſchämtheit iſt, zu leugnen, daß derjenige ein Baumeiſter ſey, den alle Welt dafür erkennet. Dieſer unanſehnliche Menſch, dieſer . . ich hätte ihm bald ein Schimpfwort beygelegt. — Doch was hätte es geſchadet? So unanſtändig es dem Kammerrath Svend iſt, einen ſo berühmten Mann zu beſchimpfen; ſo ſehr ſchicket es ſich für das Anſehen des großen Honorius, einen ſo geringen Gegner mit verächtlichen Namen zu belegen. Der Kammerrath Svend alſo unterſtehet ſich, Etatsräthe und Richter abzuſetzen, die von Eurer Königl. Majeſtät eingeſetzet ſind. Denn antworten Sie doch, Herr Kammerrath! was bleibt denn dem großen Honorius übrig, wenn er weder ein Juriſt noch ein Baumeiſter iſt? Sie ſagen, daß ihm alle ſeine Würden übrig bleiben, daß Sie nicht von ſeinen Aemtern reden, ſondern von ſeiner Geſchicklichkeit, von welcher einem jeden zu urtheilen frey ſtehet. Man ſehe doch, was das für ungereimte Ausflüchte ſind! Sie ſagen, daß Sie eben dadurch zu erkennen gegeben, daß Sie ihn nicht an ſeiner

Perſon,

Perſon, ſondern an ſeinen Worten angriffen, weil ſie bezeuget, daß ſie ſich nicht einbilden könnten, daß er dieſen Brief ſelbſt geſchrieben hätte. Was für eine nichtige Entſchuldigung! Sie ſagen, Ihre Reden erklären ſich ſelbſt genug, daß Sie nichts weiter ſagen wollen, als der Herr Etatsrath Honorius führe ſich hierinnen weder als einen Juriſten noch als einen Baumeiſter auf. Wie ſchlecht heißt dieſes, ſich rechtfertigen!

Nein, nein! eine ſo große Verwegenheit, ein ſo empfindlicher Tadel verdient nichts anders als Strafe. Es iſt vergeblich, daß man einwendet, wie ſchlecht es um die Künſte ſtehen würde, wenn man der Welt ſeine Werke als Meiſterſtücke vorlegen könnte, ohne daß jemand die Kühnheit haben dürfte, ſie zu tadeln; wenn die Würde eines Mannes ein Schutz für ſeine Fehler wäre, und wenn man ſeine Sinnen verleugnen müßte, um der Vollkommenheit, die ſich ein jeder bey ſeinen Werken einbildet, nicht zu nahe zu treten. Vergeblich wendet man ein, daß Künſte und Wiſſenſchaften nicht vor den Richterſtuhl gehören, daß darinnen weder Würde noch Alter einiges Vorrecht gebe, ſondern daß hierinn jedermann gleiches Recht habe; daß kein Amt ſo heilig und unverletzlich ſey, daß es den geringſten Irrthum vor dem Tadel ſichern könne. Die Ruhe und die Zufriedenheit eines jeden Bürgers im Staate iſt mehr, als alles Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften. Dieſe wird durch den Tadel geſtört. Was braucht man mehr, um zu behaupten, daß der Tadel, zumal gegen Leute von Anſehen und Würde, verwerflich und ſtrafbar iſt?

Es fleht daher zu Eurer Königl. Majeſt. ein Mann, der ſich über einen ſo ſchnöden Verluſt ſeines Ruhmes grämet, um eine billige Genugthuung und Wiederherſtellung ſeiner Ehre. Es würde ihm zur Laſt ſeyn, die ſo anſehnliche Würde, die er als Deroſelben Etatsrath führet,

länger

Länger zu bekleiden, wenn ihn nicht alle Welt für einen großen Baumeister hielte. Es iſt daher daran gelegen, wofern ſeine Zufriedenheit nicht auf immer geſtöret ſeyn ſoll, daß Eure Königl. Majeſtät dem Kammerrath **Svend** auferlegen, zu bekennen, daß der große und berühmte Etatsrath **Honorius** Recht habe, und daß es eine Unbeſcheidenheit geweſen ſey, wenn er ihm vorgerückt, daß er einen Fehler begangen, und wenn er behauptet, daß derjenige, welcher ſage, es ſey wider alle Rechte ihn zu tadeln, kein Juriſt ſeyn könne. Mich dünkt, ich ſehe diejenigen, die in gleicher Würde mit dem Herrn Etatsrath ſtehen, allesamt ſich zu ſeinem Bitten geſellen, und Eurer Königl. Majeſtät vorſtellen, wie unanſtändig es ſeyn würde, wenn man ſagen dürfte, daß Leute, die in ſolchem Anſehen ſtehen, Fehler begehen könnten, und wenn unter den Freyheiten, die ſie unter Dero Schutze genießen, nicht zugleich dieſe wäre, daß ihnen auch in Sachen, die ihr Amt nicht betreffen, nicht widerſprochen werden dürfe.

XLIX.

Den 15ten März 1746.

Ein gewiſſer Menſch ward von einigen Unwiſſenden erſuchet, ſie in einer Sprache zu unterrichten, die er ſelbſt nicht verſtand. Er war entweder ſo ehrgeizig oder ſo gewinnſüchtig, daß er nicht für gut befand, den Antrag abzulehnen; ſondern er hatte die Verwegenheit, ihnen eine Sache zu verſprechen, deren Erfüllung ſonſt jedermann bey eben dergleichen Umſtänden für unmöglich gehalten haben würde. Er gieng ſogleich zu einem Sprachmeiſter, und bat ſich bey ihm, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, täglich eine Stunde zum Unterrichte in eben derſelben Sprache aus, die er zu lehren auf ſich genommen

nommen hatte. So bald dieser Vertrag geschlossen war, verwilligte er seinen angenommenen Schülern jeden Tag die darauf folgende Stunde, darin er ihnen mit einem ungemeinen Ansehen und mit einer vielwissenden Mine wieder vorsagte, was er erst den Augenblick gehört hatte, und also binnen zwo Stunden Schüler und Lehrmeister in eben derselben Sache war.

Diese Geschichte scheint vielleicht seltsamer, als sie ist. **Man lernt, indem man lehrt**, sagt ein bekanntes Sprüchwort. Daß man sich aber erkühnt, andre zu lehren, indem man erst anfängt zu lernen; daß man von Dingen, in die man kaum einen Blick gethan hat, andern Regeln vorschreiben will; und daß man so gar öfters Sachen ändern, verbessern und zur Vollkommenheit bringen will, ehe man nur einen mäßigen Begrif davon hat; dieß ist eine Sache, welche zwar durch kein Sprüchwort, aber durch tausend Exempel bestätiget wird. Wenn man einen Menschen mit einer gewissen Kühnheit, welche sich die Entscheidung der Sachen anmaßet, über etwas reden höret: so darf man beynahe den sichern Schluß machen, daß er einer von solchen **lehrenden Schülern** sey, und daß er seine Begriffe von dieser Sache vielleicht erst in der vorhergehenden Stunde erhalten habe. Man kann nichts gewisser behaupten, und auch wiederum nichts mit mehrern Zweifeln angreifen, als dasjenige, wovon man gar keinen, oder aufs höchste nur einen halben Begrif hat. Unsre Einbildungskraft ersetzet sodann dasjenige, was wir nicht wissen, nach ihrem Gutdünken. Wir beurtheilen, wir loben, wir tadeln, wir verbessern, wir bestreiten oder vertheidigen, nicht Dinge, die wirklich sind; sondern Schattenbilder, die wir aus den Dünsten unsers eigenen Gehirns geformt haben, und an die wir uns desto fester halten, weil sie unser eignes Werk sind. So wohl diejenigen, welche beständig Neuerungen im Munde führen,

und

und die Schwäche einer Sache sogleich bey dem ersten Anblicke übersehen haben wollen; als diejenigen, welche für das alte Herkommen kämpfen, und die Vollkommenheiten der Dinge, die sie nicht kennen, und zu deren Erkenntniß sie gleichwohl alle Welt bringen wollen, blos aus ihrem Alter beweisen: So wohl diejenigen, welche von Dingen, deren Namen sie erst gehört haben, mit einem Vertrauen reden, als ob sie sie selbst erfunden hätten, und aus unverdauten Begriffen ihre eignen unreifen Urtheile hervorbringen; als die Orakel, die nichts als der Wiederschall andrer Orakel sind, und nichts anders thun, als den Laut, den sie erst gehöret haben, von den Ohren sogleich wieder auf die Lippen gehen lassen, ohne daß er einmal in ihr Gehirn kömmt; Alle diese zusammen, können für besondre Arten lehrender Schüler angesehen werden, welche von den Dingen mit desto größerm Eifer reden, je weniger sie sie verstehen, und in Sachen Unterricht geben wollen, von denen sie kaum die ersten Linien begriffen haben.

Es ist eine gewisse Trägheit in unsrer Seele, welche macht, daß wir uns selten eher Mühe geben, eine Sache vollkommen zu begreifen, bis wir schon die Gelegenheit haben, sie wieder anzubringen. Alsdann treibt uns der Ehrgeiz, daß wir mit vieler Arbeit auf einmal zu lernen suchen, was wir mit weniger Mühe viel richtiger und gründlicher hätten begreifen können, wenn wir unsern Fleiß auf Vorrath anlegen wollten. Das will so viel sagen; wir würden vielleicht niemals von den Sachen richtig urtheilen lernen, und wahre Begriffe erreichen, wenn uns nicht zuweilen in den Kopf käme, lehrende Schüler abzugeben. Wir wollen uns von Dingen in Gesellschaft hören lassen, von denen bisweilen geredet wird; wir wollen nicht so ganz gemein darüber denken; wir wollen uns sehen lassen, als ob wir Kenntniß der Welt hätten. Wir machen uns also in der Eil Begriffe nach unserm Gut-

dünken

dünken von der Artigkeit, vom guten Geſchmacke, von den Charakteren der Leute; und wir ſagen dieſe Begriffe mit deſto mehrerer Kühnheit, je weniger uns unſre Kenntniß zuläßt, daran zu zweifeln, daß ſie richtig ſind. Es iſt wahr, wir treffen fehl. Aber wenn wir unſre Betrachtungen hierüber nicht eher anſtellen dürften, bis wir eine vollkommne Kenntniß derjenigen Dinge hätten, davon wir reden, und bis unſre Begriffe davon durch die Erfahrung und durch eine wiederholte Ueberlegung reif geworden wären; ſo würden wir vielleicht niemals Betrachtungen darüber anſtellen. Aus dieſer Urſache halte ich dafür, daß die lehrenden Schüler, weil ich ſie doch einmal ſo genannt habe, das iſt, Leute, die von Sachen urtheilen und Unterricht geben wollen, die ſie kaum mit einem Blicke betrachtet haben, eine Art Leute ſind, die zwar dann und wann etwas zu lachen machen, zumal wenn ſie ſich dabey ein recht lehrmeiſterliches Anſehen geben, die man aber doch wohl dulden kann. Die Welt verliert nach meinen Gedanken nichts dabey, wenn ſie unreife Urtheile höret. Es iſt nichts unangenehmes, und es kitzelt die Eitelkeit andrer Menſchen, Leute nach ihren unausgearbeiteten Begriffen, mit ein wenig natürlichem Verſtande, verkehrte Urtheile über Dinge fällen zu hören, die ſie nicht verſtehen. Ein ſo übel belehrter Richter kann vielleicht eben die Beluſtigung verurſachen, die man an einer gewiſſen italiäniſchen Komödie unter dem Titel: Arlequin sauvage *) findet; da ein Amerikaner ſeine Betrachtungen über die europäiſchen Sitten anſtellet, die er zum erſtenmale ſieht, und mit einem guten natürlichen Witze alles, was er zu ſehen bekömmt, auf einer ganz verkehrten Seite nimt. Ich überlaſſe es dem Leſer, ob er auch folgenden Brief eines neuen Sittenrichters in dieſe Klaſſe ſetzen will.

Mein

*) Im Nouveau theatre Italien. T. II. Paris 1732.

Mein Herr,

Ich bemerke mit Erſtaunen, daß es viele Dinge in der Welt giebt, welche dem Menſchen recht vor Augen liegen, und welche er doch nicht gewahr werden will. Es fallen mir täglich ſo viel Dinge vor, welche augenſcheinlich wider alle Vernunft ſind, und welche man ſo leicht begreifen kann, daß es unmöglich iſt, ſich vorzuſtellen, warum kein Menſch ſie bisher hat ſehen wollen. Aber entweder die meiſten Leute haben nichts anders, als das äuſſerliche Anſehen von denkenden Weſen, oder die wenigſten wollen den Verſtand, den ſie haben, recht anwenden. Sie ſind zufrieden, wenn ſie ihn dazu brauchen, die Dinge beyzubehalten, wie ſie ſie von ihren Ureltern bekommen haben; ohne daß ſie ſich einmal einkommen laſſen, anders, als jene, zu denken. Sie laſſen ſich aufs höchſte begnügen, wenn ſie einen kleinen Umſtand in den Sitten der Welt verbeſſern, oder wenigſtens ändern; wenn ſie zu einer nach und nach erfundenen Sache eine Kleinigkeit hinzuſetzen, und auf den Grund ihrer Vorfahren bauen; ohne zu bedenken, daß man verſuchen muß, die Sachen ganz und gar umzukehren, und in eine andre Form zu gießen, wenn man ihnen endlich einmal ein rechtes Geſchick geben will. Geſtehen Sie es nur, mein Herr, wenn Sie das Herz haben es zu geſtehen, daß die meiſten Einrichtungen in der Welt gleichſam im Schlafe gemacht zu ſeyn ſcheinen, ſo wenig Zuſammenhang iſt darinnen; und daß es manchmal auf ganz kleine Umſtände ankäme, die einem jeden, der nicht blind iſt, oder blind ſeyn will, nicht verborgen ſeyn können, um dieſen Einrichtungen zurechte zu helfen. In dieſer Betrachtung, mein Herr, habe ich mir vorgenommen, die Verbeſſerung der Welt zu übernehmen. Denn könnte ich wohl meine Nebenſtunden, die ich von meinem Studieren und von allerley Geſellſchaft übrig habe, beſſer anwenden? Ich hatte

ſchon

ſchon vor einem Jahre angefangen, in aller Stille ein Buch davon zu ſchreiben, welches den Titel führen ſoll: Die Welt im Traume, oder Vorſchläge zur Verbeſſerung der verkehrten Einrichtungen, welche man darinnen antrift. Es iſt aber gut, daß es nicht zu Stande gekommen iſt. Denn meine Gedanken haben ſich nach dieſem in vielen Stücken geändert; und wenn man alſo meinen erſten Einfällen gefolgt hätte, welche doch wahrſcheinlich genug waren, daß ſie noch wohl die Welt hätten verführen können, ſo würde man itzo die Mühe haben, ſich wieder anders einzurichten. Mein Vormund, welcher, die Wahrheit zu ſagen, ein ganz ehrlicher Mann ſeyn mag, aber ſo klug als er ſeyn will, unter die kleinen Geiſter gehöret, und mein Hofmeiſter, ein Mann, den er recht nach ſeinem Ebenbilde ausgeſucht hatte, bildeten ſich gar ein, daß ein ſolches Vorhaben eine große Verwegenheit von mir wäre, die man unterdrücken müßte. Ich habe mir aber den letztern vom Halſe geſchaft, weil ich nicht weis, was man mit dieſer Art von Geſchöpfen anfangen ſoll, ſo bald man ein wenig Leſen und Schreiben und etwas Latein von ihnen gelernt hat, welches doch alles iſt, was ſie wiſſen.

Daß ich von meiner Verbeſſerung der Welt rede; ſagen Sie mir, mein Herr, wozu iſt es nütze, daß man Leuten, die über ihr vierzehntes Jahr ſind, Hofmeiſter ſetzt? Auf welche Art lernt man ſich auf einer Straße am erſten zurechte finden? Wenn man beſtändig einen Führer bey ſich hat, oder wenn man den Weg mit vieler Mühe allein ſuchen, und ſeine Augen brauchen muß? Auf welche Art wird man ſich alſo in der Welt am beſten zurechte finden lernen? Ein Menſch, der in der Jugend beſtändig geführet wird, gewöhnet ſich entweder dazu, beſtändig andre für ſich denken zu laſſen, und er wird in ſeinem ganzen Leben nichts von ſelbſt unternehmen, ſondern nicht eher rege werden, bis es ihm geheiſſen wird, was

er thun soll; oder er wird dennoch endlich einmal, wenn er seinen Anführer los ist, seinen eigenen Gedanken folgen, die des erstern seinen vielleicht gänzlich entgegen gesetzt sind. Er wird also wieder zurückgehen und von vorne anfangen müssen, seine Einrichtungen zu machen, und zu versuchen, ob es so oder so besser sey, bis er den rechten Weg findet. Und er wird folglich im fünf und zwanzigsten Jahre ungefähr eben so klug seyn, als er sonst vielleicht im funfzehnten geworden wäre, wenn man ihn gleich anfangs seinem eignen Verstande überließe. Heißt dieses also nicht augenscheinlich die Jahre verlieren, die man unter solchen Anführern zubringt? Gleichwohl wollen dieses die Väter und Vormünder nicht einsehen, so klug sie sich zu seyn einbilden.

Ich sehe eben so wenig, mein Herr, wozu die väterliche Gewalt, und noch weniger, wozu die mütterlichen Vermahnungen dienen sollen. Diese guten Leute bilden sich ein, daß sie nothwendig bis in unser ziemlich herangewachsenes Alter klüger seyn müßten, als wir; und wenn wir bey ihren Lebzeiten hundert Jahr alt würden, so würde es uns noch gehen, wie jenem hundertjährigen Manne, von welchem ich in meiner Kindheit, ich weis nicht, ob von meiner Amme, oder von meinem Lehrmeister, erzehlen hören, daß ihn jemand weinend angetroffen, weil ihn sein Vater darüber geschlagen hätte, daß er den Großvater hätte fallen lassen. Sie denken, es ist genug, daß wir den Leib und das Leben von ihnen erhalten haben. Unsern Verstand aber wollen sie bey ihren Lebzeiten noch immer unter ihrem Beschlusse behalten, und uns nur so viel davon zum Gebrauche geben, als ihnen gefällt, bis wir den völligen und eigenthümlichen Besitz desselben erst nach ihrem Tode, zugleich mit dem Besitze ihres Vermögens erhalten.

Bey Gelegenheit des Vermögens und der Erbschaften fällt mir ein, daß es besser seyn würde, wenn es gar keine Erbschaften gäbe. Ein dummer Mensch würde sodann nicht die Früchte von der Klugheit oder dem Geize eines Vaters einerndten, und es würde niemand dumm leiden wollen, wenn er wüßte, daß er verhungern würde, wofern er seinen Verstand nicht brauchte, etwas zu lernen, davon er leben könnte. Das gemeine Wesen könnte die Güter der Verstorbenen als eine Erbschaft ansehen, welche den Verdiensten und nicht dem Geschlechte gehörte, und einem jeden, der etwas zu besitzen verdiente, so viel davon anweisen, als er verdiente. Es würde auf diese Art keine eigennützigen Heirathen geben; denn weder ein junger Mensch noch ein junges Frauenzimmer würde etwas besitzen, und man würde es überhaupt dadurch dahin bringen, daß die Leute blos nach ihren Verdiensten geschätzet würden.

Dieses ist noch nicht alles, mein Herr, was ich zu verbessern finde. Es ist fast kein Umstand in der Welt, der nicht Aenderungen braucht. Wie gefallen ihnen z. E. die Komödien, die man in der Welt spielen muß, wegen der vielen Ceremonien, die darinnen eingeführet sind? Ist es nicht das Lächerlichste, was man erdenken kann, daß ich meinen Leib niederlasse, als ob ich etwas aufheben wollte, wenn ich jemanden eine Ehrerbietigkeit bezeigen will? Was kann einem andern daran gelegen seyn, ob ich ihm zu Ehren meinen Leib so oder so bewege? Es ist beynahe nichts als Komödie in der Welt. Je wichtiger eine Sache ist, und je merkwürdiger man sie machen will, desto mehr überladet man sie mit Ceremonien, als ob man eine Sache dadurch verherrlichte, daß man sie lächerlich macht. Es sollte beynahe daraus scheinen, als ob man das gute Vertrauen zu den Menschen hätte, daß sie nichts ihrer Aufmerksamkeit würdigten, als was recht

närrisch (doch ich will gnädig verfahren,) ich will nur sagen, was lächerlich läßt.

Sind nicht alles dieses Dinge, die einem jeden Menschen in die Augen fallen könnten? und ich wollte noch tausend solche anführen. Ist also die Verbesserung der Welt nicht eine Sache, die wohl die Mühe verlohnet, daß ich mich daran wage. Es ist wahr, ich werde leider nichts thun können, als davon reden und schreiben; und es wird darauf ankommen, ob man endlich einmal die Augen eröfnen will. Wenn ich nur einen Monath um einen grosen Herrn seyn könnte! O! was wollte ich ihm für nützliche Anschläge geben! Warum pflanzet man zum Exempel keine Weinberge in Norwegen? Der Boden soll doch daselbst steinigt genug dazu seyn, und man sagt, daß es im Sommer daselbst heiß genug ist. Doch genug hiervon. Lassen Sie nur meinen Brief drucken, mein Herr, damit ich ungefähr zum voraus merken kann, was die Leute von meinem grosen Vorhaben für eine Meynung fassen. Ich bin ꝛc.

Gegeben an meinem ein und zwanzigsten Geburtstage.

Plato Censorinus.

L.

Den 22sten März. 1746.

Ich glaube, es ist eine Sache, die noch einigem Zweifel unterworfen ist, ob es nützlicher sey, Gesellschaften aufzurichten, die einen ernsthaften und wichtigen Endzweck haben, oder ob die Stifter lustiger und scherzhafter Versammlungen, welche gleichwohl zur Verbesserung der Sitten und zu einer artigen und angenehmen Aufführung abzielen, der Welt einen gröſern Dienst gethan haben. So rühm-

rühmlich es iſt, ſich in der Abſicht zu vereinigen, daß man die eine oder andre Wiſſenſchaft befördern, oder ernſthafte und erbauliche Reden führen will; ſo halte ich hingegen dafür, daß eine ſcherzhafte Geſellſchaft, welche ſich Mühe giebt, einander aufgeräumt zu machen, dasjenige, was in den Sitten des einen oder des andern rauhes iſt, auszupußen, und einander an die kleinen Thorheiten, die dann und wann im menſchlichen Umgange hervorblicken, auf eine feine Art zu erinnern, eine Schule ſey, worinnen die Zierde des menſchlichen Geſchlechts, die Geſelligkeit, gelehret wird, und welche eine von den Hauptwiſſenſchaften, und vielleicht die vornehmſte von allen, nehmlich die Wiſſenſchaft zu leben, befördert. Eine der artigſten von dieſen Geſellſchaften war vor dieſem in Polen ſehr berühmt, und ich glaube, es wird nicht unangenehm ſeyn, wenn ich aus den Erzehlungen des Geſchichtſchreibers Sarnitius *) einen Begrif davon zu geben ſuche.

Auf einem Landguthe, mit Namen Baba, deſſen Beſitzer ſowohl durch ſeinen angenehmen Umgang, und durch ſein aufgewecktes Weſen, als durch ſeine übrigen Verdienſte, die größten Herren der polniſchen Republik unter der Regierung des Königs Sigismund Auguſt, an ſich gewöhnet hatte, war oft eine ſtarke Geſellſchaft verſammlet, woraus einige Leute von ſehr gutem Witze und vielleicht der Herr des Ortes ſelbſt, eine ordentliche Republik zu machen vorſchlugen. Baba ward alſo die Hauptſtadt und der Sitz eines Staats, welcher mit der platoniſchen Republik keine andre Aehnlichkeit hatte, als den Endzweck, die Menſchen vollkommner zu machen; welcher aber zu dieſem Endzwecke durch einen viel leichtern und gewiſſern Weg führte. Dieſer Staat ward die babiniſche Republik genannt, und es iſt ungewiß, ob nicht dieſes berühmte

*) Stanislaus Sarnitius hat Annales polonicos geſchrieben, die ſich mit dem Jahre 1586 endigen. Sie ſind zu Cracau 1587 im Folio gedruckt, und hernach auch dem Dlugoſius beygefügt worden.

Baba und die babiniſchen Scherze der Urſprung ſind, daß noch itzo in der polniſchen Sprache alles, was ſcherzhaft und lächerlich iſt, mit gleichem Namen benennet wird. Weil es in Polen war, ſo beobachtete man in der babiniſchen Republik eben die Einrichtung und Regierungsform, wie in der Polniſchen. Man hatte darinnen einen König, einen Senat, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Woywoden, Caſtellane, Staroſten, Beamte, Kanzler und alle Arten von Aemtern, die in einer Republik nöthig ſind; und was das vornehmſte war, alle dieſe Aemter wurden nie anders als nach Verdienſten ausgetheilet.

Jeglicher, der in ſeinen Reden oder in ſeinen Handlungen etwas auſſerordentliches zeigen wollte, der etwas wider den Wohlſtand begieng, oder etwas wider die Wahrheit ſagte, machte ſich dadurch eines groſſen Amtes in dieſer Republik würdig, und erlangte nach ſeinen Verdienſten diejenige Stelle, die ſich zu der Thorheit, die er begangen hatte, am beſten ſchickte.

Bemerkte man an jemand eine ſonderbare Aufmerkſamkeit in Beobachtung des Ranges, eine verdrießliche Weitläuftigkeit in Complimenten, eine Geſchicklichkeit, den völligen Titel eines jeden bey allen Gelegenheiten zu wiederholen, und eine groſſe Neigung zu Ceremonien und unnöthigen Umſtänden: ſo ward er für würdig erkannt, die Stelle eines Marſchalls zu verwalten.

Zeigte jemand eine Begierde, von hohen Dingen zu ſprechen, die über ſeinen Begrif waren, eine ſonderbare Gewiſſenhaftigkeit in Kleinigkeiten, und eine ziemliche Nachſicht in gröſſern Dingen; redete er vieles von der Eitelkeit der Dinge, da er doch nicht geneigt war, ſich weder an Hoheit noch an Vergnügen etwas abgehen zu laſſen, oder ließ er auch eine ſonderbare Sorgfalt für die Erhaltung ſeiner Perſon, und ein nicht geringes Vermögen zu trinken blicken: ſo ward er für würdig erkannt, die

Stelle

Stelle eines Erzbiſchofs oder wenigſtens eines Biſchofs zu bekleiden.

Ließ jemand eine ſonderbare Hochachtung gegen ſeine Perſon ſehen, redete er in dem Tone eines Befehlshabers, that er ſich auf die Menge ſeiner Bedienten etwas zugute, und ſprach er vieles von ſeinen prächtigen Pferden, von ſeinem wohlausgeſchmückten Hauſe, von der Schönheit alles ſeines Hausraths; ſo glaubte man, es würde ihm ſehr anſtändig ſeyn, die Rolle eines Staroſten oder Woywoden in Baba zu ſpielen.

Sprach jemand auf eine verkehrte oder ungewöhnliche Art von Staatsſachen, ließ er ſeine Reden beſtändig von nichts anders, als von den Abſichten der umliegenden Staaten, von der Einrichtung der Republik, von dem Beſten der Krone, handeln; ſo konnte man der Billigkeit nach nicht anders, als ihm die Stelle eines Senators ertheilen.

Ließ jemand einen ziemlichen Eifer wider die Perſon und wider die Handlungen des Königs blicken, tadelte er alles, was er that, redete er, zu ungelegner Zeit und mit einem gezwungnen Eifer, von der Freyheit, von der Unterſtützung der Reichsgeſetze, und ließ er ſich merken, daß alles, was vorgenommen wurde, nicht nach ſeinem Kopfe wäre; ſo bahnte er ſich dadurch den Weg, in der babiniſchen Republik Primas Regni zu werden.

Ein Mann, welcher vieles von Schlachten und Belagerungen redete, die Unternehmungen der großen Generale aus den Berichten elender Geſchichtſchreiber beurtheilte, die Urſachen auf den Fingern zu wiſſen behauptete, warum Uladislaus von den Türken geſchlagen worden; und ſich anſtellte, als ob er allen Treffen von einem Berge oder aus ſeinem Landhauſe zugeſehen hätte, hatte das erſte Recht, einer von den Feldherren dieſer Republik zu ſeyn.

Man brauchte nichts weiter, als einige von ſeinen tapfern Thaten mit einer gewiſſen Bewunderung ſeiner ei-

gnen Herzhaftigkeit zu erzehlen, ſich einer Schlägerey zu rühmen, in der man glücklich die Oberhand behalten, eine Begebenheit eines andern, aus der er ſich mit Ehren gezogen, als die ſeinige zu erzehlen, oder nur überhaupt ſich merken zu laſſen, daß man gute Gedanken von ſeinem Muthe und von ſeinem Säbel hätte; ſo ward man ſogleich nach Befinden zu einem vornehmen Officier oder zum Ritter des güldnen Sporen gemacht.

So bald man einen beſondern Haß gegen eine gewiſſe Religion oder einen gewaltſamen Eifer, ſie zu unterdrücken, zu erkennen gab; ſo bald man merken ließ, daß man es nicht für unrecht hielte, mit Gewalt oder mit Verſprechungen Neubekehrte zu machen; ſo bald man geneigt ſchien, die Meynung eines andern, die nicht mit dem überein kam, was man dachte, für gottlos zu ſchelten: ſo konnte man dadurch zu dem Amte eines General-Inquiſitors der babiniſchen Ketzereyen gelangen.

Ein ganz beſondrer Geſchmack im Eſſen, oder die unverlangte Gefälligkeit, wenn man die ganze Zuſammenſetzung einer Speiſe nach der Reihe hererzehlte, um für einen guten Koch angeſehen zu werden, erwarben demjenigen, der ſeine Wiſſenſchaft auf ſolche Art verrathen hatte, das Amt eines Kron-Küchenmeiſters.

Und derjenige, deſſen Zunge ſich anmaßte, ohne gehörige Kenntniß, Richterin der Weine zu ſeyn, und daran bald einen Nachſchmack zu entdecken, den niemand finden konnte, bald einen Lobſpruch von einem Getränke zu machen, das allen andern den Gaumen zuſammenzog, verdiente dadurch den Titel eines Kron-Mundſchenken.

Wenn ein müßiger Edelmann, deſſen Hauptbeſchäftigung das Landleben war, die Ohren der übrigen durch Erzehlungen ſeiner Jagd ermüdete, ſeine Hunde abmalte, und bey Namen nennte, und vieles von den künſtlichen Schüſſen erwähnte, die er gethan hätte; ſo ward er aus einer allgemeinen Ueberzeugung von ſeinen Verdienſten zum Kron-Jägermeiſter ernennet. Wenn

Wenn man von Proceßen verdrießliche Erzehlungen machte, oder wenn man blos, um ſeine Beleſenheit ſehen zu laſſen, die Geſetze anführte, wo ſie nicht hingehörten, ſo ward man zu einer obrigkeitlichen Perſon auserſehen; und wenn man ſie bereit erwies, bey vorfallenden Gelegenheiten Wortſtreite zu erregen: ſo ward man ein **Advocat** in der babiniſchen Republik.

Das Amt eines **Schatzmeiſters** war denenjenigen aufgehoben, die ſich bey allen Gelegenheiten das Zeugniß gaben, daß ſie gute Haushälter wären, die von ihrer Einrichtung und Wirthſchaft, davon ſie vielleicht ſelbſt wenig unterrichtet waren, viel Aufhebens machten, und ſich vieler wunderlichen und auſſerordentlichen Vortheile darinnen rühmten; die aus kleinen und wenig bedeutenden Dingen ihre Einkünfte ſehr hoch rechneten; die von dem Aufnehmen und Reichthume des Staats ſonderbare Gedanken hatten, und die es unternahmen, aus einer Sache, die dem Anſehen nach demſelben ſchädlich war, einen Nutzen für das gemeine Weſen zu erzwingen.

Wenn man ſich einer Herrſchaft und Aufſicht über die Geſellſchaft anmaßte, und die Anſtalten, was dieſelbe vorzunehmen hätte, nach ſeinem Kopfe machte; ſo ward man beſtimmet, **Marſchall** auf dem nächſten **Reichstage** zu ſeyn.

Wenn man ohne Noth Streitigkeiten anfieng, und den Widerſpruch liebte; ſo hatte man die Anwartſchaft, ein **Landbote** auf dem babiniſchen Reichstage zu werden.

Kurz, es war in der babiniſchen Republik keine Thorheit, durch welche man nicht hätte zu einem Amte gelangen können, und kein Amt, für das man nicht eine Thorheit gefunden hätte. Ja man ſah ſich eher genöthiget, neue Aemter zu erfinden, als daß man eines von denenjenigen, die im Gebrauche waren, hätte unbeſetzt laſſen dürfen. Man ſtelle ſich vor, ein Menſch habe in einer von ihren Verſammlungen eine recht unwahrſcheinliche

Sache

Sache zu behaupten, unternommen; die Gesellschaft, die darüber ein wenig große Augen gemacht, habe darüber einige Zweifel aufgeworfen; dieser Mann habe, um nicht unrecht zu behalten, hierauf alle seine Beredsamkeit und alle Gründe zusammengenommen, die Gesellschaft von einer so widersprechenden Sache zu überreden: so gleich wurden einige der Häupter der babinischen Republik einig, ihm ein Amt nach seinen Verdiensten zu ertheilen. Sie fertigten einen vornehmen Bedienten der Krone mit einem Patente an ihn ab, und indem er es eröfnete, las er darinnen:

„Demnach N. N. seine sonderbare Beredsamkeit und „Geschicklichkeit, Dinge zu behaupten, die man dem Ansehen nach für widersprechend halten sollte, in unsrer Gegenwart durch deutliche und unläugbare Kennzeichen erwiesen; und wir nicht zweifeln können, daß „diese Gabe der Republik zu großem Nutzen gereichen werde, und daß ein Mann, welcher mit so vieler „Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die Freyheit zu reden „und zu schreiben das Aufnehmen der Wissenschaften hindere, den Staat bey vorfallenden Gelegenheiten alles überreden werde, was ihm nur gefällt: als haben wir zu Belohnung seiner Verdienste ihn hierdurch zum Kron-Großkanzler der babinischen Republik ernennen wollen, und „leben des festen Vertrauens zu ihm, er werde bey ereignenden Umständen sich seiner geprüften Beredsamkeit „bedienen, unglaubliche Dinge glaublich zu machen, und alles, was ihm zu behaupten obliegen wird, mit eben so „vieler Standhaftigkeit als Geschicklichkeit vorzutragen ꝛc.

Ward derjenige, der die neue Ehrenstelle erhielt, über einen solchen Antrag böse, und weigerte sich, die Belohnung seiner Verdienste anzunehmen; so richtete er dadurch nichts aus, als daß man ihn mit Gewalt dafür ausrief, und ihn mit allerley Spöttereyen überall und sogar bey Hofe verfolgte, bis er sich unterwarf, und durch Annehmung

nung des aufgetragnen Amtes ein Zeugniß ablegte, daß er ſeine Thorheit erkennte. Es mußte ein Vergnügen ſeyn, zu ſehen, daß öfters derjenige, der in der römiſchen Republik ein Biſchof oder Erzbiſchof war, in der babiniſchen die Stelle eines Feldherrn, oder eines Jägermeiſters verwaltete, und daß derjenige, welcher ſeinem Stande nach ein Soldat war, öfters zum General-Inquiſitor oder zum Kanzler von Baba beſtellet war. Die Annehmlichkeit der Einfälle, die bey dieſer Gelegenheit vorgebracht wurden, war ſo groß, daß man von allen Seiten Zulauf von Perſonen hatte, welche in dieſe Republik aufgenommen zu werden verlangten. Denn eine feine Spötterey über die Thorheit hat die Art an ſich, daß ſie die Leute nicht erbittert, ſondern an ſich zieht. Man nahm aber nicht einen jeden ſogleich ohne Unterſuchung an, ſondern man gab ſich einige Zeit dazu, und prüfte das neue Mitglied des Staates auf allen Seiten, um zu ſehen, wozu es am tüchtigſten wäre. Es kam hierbey nicht ſo wohl auf das Zeugniß andrer an, als auf dasjenige, das man ſich ſelbſt gab. Denn von unſern guten Eigenſchaften können wir zwar andre reden laſſen; von unſern Thorheiten aber ſind wir ſelbſt die allergültigſten Zeugen, und wir legen davon öfters groſſe Zeugniſſe ab, ohne daß wir ſelbſt daran denken.

So ehrerbietig man ſich unterdeſſen gegen die kleinen Thorheiten bezeigte, die ſich in Geſellſchaften hervortun, ſo ſcharf verfuhr man mit denenjenigen, die entweder andern mit groben Worten begegneten, oder in ihren Reden allzuplumpe Sitten verriethen, oder auch ſonſt wirklich etwas zum Schaden eines andern unternommen hatten. Denn man ſchloß dieſe letztern von der babiniſchen Republik völlig aus, und erklärte ſie für unfähig, eine Ehrenſtelle darinnen zu bekleiden.

Man kann leichtlich ſchließen, wie viel dieſe luſtige Republik beygetragen habe, einander geſittet zu machen, wenn man bedenket, daß dieſe Art, einem ſeine Thorheit durch

durch Ehrentitel zu verweiſen, einen jeden in beſtändiger Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt erhalten haben müſſe, und daß ſie das beſte Mittel geweſen, bey einem jeden die gefährliche Begierde, von ſich ſelbſt zu reden, oder auſſerordentliche Dinge zu ſagen, welche man die Quelle der Thorheiten nennen könnte, zu verſtopfen und zu unterdrücken. Der König Sigismund Auguſt hörte die Erzehlung von dieſer Republik mit groſſem Vergnügen, und als er, nach einer umſtändlichen Beſchreibung alles deſſen, was bey ihnen vorgieng, die Frage that: ob ſie auch einen König hätten? ſo nahm er es ſehr gnädig auf, daß eines der berühmteſten Mitglieder ihm antwortete: daß man bey den Lebzeiten Seiner Majeſtät keinen andern König verlangte, und daß man ihn erſuchte, König der babiniſchen Republik zu ſeyn.

Kurz, dieſe Republik, ſo ſcherzhaft ſie eingerichtet war, erhielt durchgehends einen beſtändigen Beyfall. Die anſehnlichſten Mitglieder derſelben waren Leute, die in dem ganzen Königreiche, nicht allein ihrer Ehrenſtellen, ſondern auch ihrer Verdienſte wegen in groſſem Anſehen ſtunden, und durch ihr Exempel bezeigten, daß ein feiner und ſinnreicher Scherz und aufgeräumtes und luſtiges Weſen, den gröſten Leuten an der Ehrerbietigkeit, die man ihnen ſchuldig iſt, nicht den geringſten Nachtheil bringe.

LI.

Den 29ſten März. 1746.

Wenn man beſtimmen ſollte, welche Menſchen auf der Welt die unglücklichſten ſind, ſo glaube ich, es würden unter andern Candidaten dieſes betrübten Vorzuges diejenigen nicht zuletzt ſtehen, denen die Thorheiten andrer Menſchen unerträglich ſind. Daß ein Menſch

ſich

ſich die Welt voller Laſter einbildet, daß er wider dieſelben ſchmähet, daß er drohet, lieber alle menſchliche Geſellſchaft zu entbehren, als ſich ihrer Verbrechen theilhaft zu machen; iſt eine Menſchenfeindſchaft, welche vielleicht nicht ſo viel Misvergnügen bringet, als es ſcheinet, wenn ſie mit einer innerlichen Selbſtzufriedenheit verknüpft iſt, und wenn ein ſolcher vielleicht deswegen die Menſchen haſſet, weil er ſich ſelbſt deſtomehr gefällt. Aber natürlicher Weiſe die Geſellſchaft zu lieben, und gleichwohl aus einer Unzufriedenheit und aus einem Ekel, den man mit dem verderbten Magen eines Kranken vergleichen kann, bey dem geringſten Kennzeichen, das ein andrer von ſeiner Schwachheit blicken läßt, in eine langweilige Verdrießlichkeit zu fallen; ſich über das Lächerliche andrer zu ärgern, und ſich über die Fehler andrer Menſchen zu martern; dieſes iſt eine Art der **Menſchenfeindſchaft**, welche man mit beſſerm Rechte eine **Selbſtfeindſchaft** nennen kann, und welche ſo viel Mitleiden verdienet, als die erſtere auslachenswürdig iſt. So bald man ſich einkommen läßt, die gute Wahl in ſeinem Umgange darinnen zu ſuchen, daß man einem jeden den Fehler, den man an ihm ausfündig gemacht, als ein Verbrechen anrechnet, dadurch er unſrer Geſellſchaft unwürdig wird, ſo ſtehet man nicht allein in Gefahr, ohne Freunde und ohne Umgang zu bleiben; ſondern es werden uns auch, wenn wir aller Geſellſchaft abſagen wollten, noch immer Leute genug in den Weg kommen, über die wir uns zu Tode ärgern können.

Ich verwunderte mich nicht wenig, als ich unlängſt in einer Geſellſchaft den **Miſonepius** bey dem Eintritte eines andern Menſchen, den er kaum einmal zuvor geſehen, nicht allein ganz unruhig werden, ſondern einen rechten Angſtſchweiß ſchwitzen ſah. Er hatte ſchon zuvor wenig geredet, aber nun that er den Mund nicht auf; und es waren kaum einige Minuten verſtrichen, ſo war er hinweg, ehe es jemand vermuthet hatte. Ich erkundigte mich,

was ihm gefehlet haben möchte, bis mir ein guter Freund ins Ohr sagte, daß es eine große Anzahl Gesichter und Gebärden gäbe, deren Anblick dieser Mann nicht vertragen könnte, und daß, so oft ihm jählings Menschen vorkämen, die sonst eben nichts widriges an sich hätten, an denen aber er etwas verhaßtes zu sehen glaubte, dieser Misoneptus sogleich in eine Angst geriethe, wie gewisse Leute bey dem Anblicke oder Geruche einer Katze, oder eines andern Thiers, das sie nicht vertragen können, zu fühlen pflegen. „Ich konnte anfangs nicht glauben, daß das bloße Gesicht eines Menschen, der uns nichts gethan hat, und den wir vielleicht zum erstenmale sehen, bey einem andern Menschen eine solche Wirkung thun könnte; und es dünkte mich der Natur zuwider zu seyn, daß den Menschen, welche doch zur Gesellschaft gebohren sind, ein Abscheu für einander angebohren seyn sollte. Dieser Freund aber zeigte mir aus einem Briefe des Misoneptus, den er sehr genau kannte, wie weit sich seine Marter erstreckte. Der Brief lautete so:

Mein Herr!

Sagen Sie mir doch einmal, ob Sie mich dazu bestimmet haben, mich durch lauter Thoren zu Tode zu quälen. Sie haben mir versprochen, mir hier Bekanntschaft zu machen; gleichwohl halten Sie Ihr Wort so schlecht, daß Sie mich, seit ich mich hier aufhalte, keinen einzigen Menschen sehen lassen, mit dem man nur eine Viertelstunde umgehen könnte. Ich lebe weit schlechter als in dem einsamsten Gefängniß; Sie tragen allezeit Sorge, daß ich mit Gesichtern umgeben bin, statt deren ich tausendmal lieber nichts, als vier Wände, sehen wollte; und wenn ich des Abends wieder nach Hause komme, so bin ich von der angenehmen Gesellschaft, die Sie mir des Morgens versprochen, so verdrießlich gemacht, daß ich mich zerreißen möchte. Sie versprechen mir täglich eine

neue

neue Bekanntſchaft, und ſo bald ſie zum Vorſchein kömmt, ſo läuft es allezeit dahinaus, daß Sie mir einen neuen Narren zeigen. Ihr artiger **Damis**, den Sie mir geſtern als ein rechtes Meiſterſtück an Verſtand und guter Lebensart weiſen wollen, iſt ein handgreifliches Exempel davon. Dieſer Menſch iſt ein recht abgeſchmacktes Mittelding zwiſchen einem Petit-Maitre und einem klugen Menſchen, und es iſt nichts ärgerlicher, als daß er zwey ſo widrige Dinge mit einander vereinigen will. Wenn er etwas kluges und ſinnreiches ſagt, dreht er ſich auf einem Beine dazu herum; welches eben ſo viel iſt, als ob man einem eine traurige Zeitung bringen, oder eine gute Lehre geben, und einen Harlekins-Sprung dazu thun wollte. So höflich und geſetzt Ihr **Leander** iſt, ſo hat er allezeit gewiſſe Sätze, welche er ausdrücklich zu dem Endzwecke behauptet, daß es andre Leute verdrießen ſoll; und ich möchte mich todt ärgern, wenn ich einen Menſchen, blos andern Leuten zum Poſſen, Sachen für wahr oder unwahr ausgeben höre. Ihr **Orontes** kann gar nicht von dem ernſthaften Tone abkommen, und ungeachtet er viel gute Sachen redet, ſo ſpricht er ſo langſam und ſo wenig, daß mit ihm ſprechen eben ſo viel heißt, als ihm und ſich langeweile machen. Ihr **Cleanthes** kann kein Compliment machen, dabey man ihm nicht an den Augen anſähe, daß er ſich über die Leute aufhält. Der aufgeräumte **Arſio** redet in den Tag hinein, was ihm in den Mund kömmt, und es iſt kaum jedes dritte Wort in ſeinen Reden ein wenig erträglich. **Cleon** mag vielleicht viel ſchöne Sachen denken; aber es wird mir angſt und bange, wenn er anfängt ſie vorzubringen, und ich wollte ihn lieber bitten, kein Wort zu ſagen, als daß ich meine Ohren durch ſeine wunderliche Ausſprache martern laſſen wollte. **Sylvans** der erzählt viel zeitvertreibende Sachen, wenn ſie nur wahr wären, und wenn er nur nicht noch dazu ſchwüre, daß ſie wahr ſind; Sie wiſſen, mein Herr, daß ich das

Windmachen ſo wenig vertragen kann, als viele Leute die Zugluft. Ich wundre mich alſo noch mehr, warum Sie mir den Orgon über den Hals geführet, welcher alles, was er jemals in Romanen, oder andern Büchern von ſeinem Horizont, geleſen hat, erzehlet, als ob es ihm ſelbſt begegnet wäre. Ihr Orakel, der Herr Gerontes, führt lauter Wahrheiten im Munde, an denen noch kein Menſch gezweifelt hat, und er wiederholet ſie ſo oft, als ob er fürchte, daß er ſie ſonſt vergeſſen möchte. Von ihrem Frauenzimmer, damit Sie mir die Ehre gethan haben mich zu beläſtigen, weis ich kein einziges, das man länger als drey Minuten ausſtehen kann. Célia iſt zwar von vieler Gefälligkeit, ſie thut ſo gar alles, was ihr nicht gelegen iſt, wenn ſie dadurch angenehm werden kann, ſie iſt nicht ohne natürlichen Verſtand, und ſie hat bisweilen gute Einfälle. Das ſchlimmſte iſt nur, daß man nicht weis, was man mit ihr reden ſoll. Sie iſt gar zu unwiſſend, und ich verlor neulich vor Aergerniß allen Appetit zum Eſſen, da ſie mich fragte, ob der Herzog von Cumberland von England nach Schottland zu Waſſer gehen müßte. Was denken Sie wohl, daß man mit einer Perſon ſprechen ſoll, mit der man weder die gewöhnlichen Frauenzimmer-Unterredungen, noch ernſthafte Geſpräche führen kann? Aſträa wäre artig genug; aber ſie iſt ſo wunderlich, daß ich es nicht aushalten kann. Wenn man ihr Schmeicheleyen vorſagt, ſo verdreht ſie ſie, als ob man ihr etwas unhöfliches geſagt hätte. Wenn man ſie um etwas bittet, ſo ſchlägt ſie es ab, um einem den Verdruß zu machen, daß man umſonſt gebeten hat, und ſie nimmt ſich ſehr in acht, andern Leuten als ſich ſelbſt zu Gefallen, aufgeräumt zu ſeyn. Iſt das nicht das verdrießlichſte Gemüth von der Welt? Es iſt wahr, darum darf man die Delia nicht vergeblich bitten; ſie iſt immer aufgeräumt. Aber das iſt auch alles. Sie plaudert viel, und mich wundert, woher ſie die Gelegenheit dazu nimt,

nimt, da ſie von niemand übels redet; aber es ärgert mich, daß ſie redet, wenn ſie doch nichts zu ſagen hat. Die Cynthia kann ich gar nicht mehr nennen hören Sie hört gar nicht auf, luſtig zu ſeyn, und man wird dieſes ſo überdrüßig, daß man zuletzt nicht weis, ob man darüber lachen oder ſauer ſehen ſoll. Ich will Ihnen nur von den andern nichts erwähnen. Sie können ſchon daraus ſehen, daß es nicht an Ihnen liegt, wenn ich mich bisher noch nicht zu Tode geärgert habe. Und wider Sie, mein Herr, habe ich noch am meiſten zu ſagen. Bedenken Sie, ob dieſes eine Sache iſt, die ein vernünftiger Menſch gelaſſen anſehen kann, daß Sie ſich an den Thorheiten andrer Leute recht beluſtigen, daß Sie ſich darüber freuen, wenn Sie Fehler an einem Menſchen ſehen, und daß Sie recht herzlich lachen, wenn man ſich darüber ärgern will. Wenn Sie ſagen, daß die Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüther daraus zu ſehen iſt, daß ein jeder ſeine eigne kleine Thorheiten hat, ſo wollte ich lieber, daß alle Menſchen einerley wären, und daß man ſie alle auswendig kennte, wenn man einen einzigen geſehen hat, als daß mir die Verſchiedenheit ihrer Thorheiten beſtändig verdrießlich fallen ſollte. Ich ſage es Ihnen, mein Herr, wo Sie mich heute in keine andre und beßre Geſellſchaft bringen, wo man nicht ſo viel Urſache hat ſich zu ärgern; ſo werde ich niemals weder mit Ihnen noch mit einem andern Menſchen weiter umgehen. So entſetzlich mir die Einſamkeit iſt, ſo will ich lieber alle Welt entbehren, als den Anblick ſo vieler Thorheiten länger aushalten ꝛc.

Miſonepius.

Ungeachtet des traurigen Haſſes, welcher in dieſem Briefe wider die geringſten kleinen Thorheiten hervorblicket, halte ich dafür, daß es eine ziemlich verdrießliche Sache um die Welt ſeyn würde, wenn es keine ſolche kleine Thorheiten gäbe. In der That, wo würden alle

Scherze, alle Materien zur Unterredung, und überhaupt aller unser Zeitvertreib bleiben, wenn die Thorheiten, die den Misonepius so sehr ärgern, nicht andern Leuten manche vergnügte Stunde machten? Wenn wir ein wenig Achtung geben, so werden wir finden, daß die meisten und die feinsten Scherze allemal eine kleine Thorheit zum Grunde haben, welche auch sogar diejenigen, die dieser Scherz trift, den andern gern preis geben, und sich wieder an den Thorheiten anderer erholen. Tausend Spötereyen würden wegfallen, und die angenehmsten Gespräche würden zu den ernsthaftesten und verdrießlichsten Unterredungen werden, wenn sich lauter Menschen ohne Thorheit darinnen befänden. Es kann daher nicht unrecht seyn, wenn man, anstatt sich über solche Fehler zu ärgern, sich vielmehr daran zu belustigen suchet; und derjenige Mensch, der die Thorheiten an sich selbst hasset, an andern Leuten aber zu seinem Vergnügen anwendet, hat um einen großen Grad weniger Thorheit, als derjenige, der die Fehler an andern Menschen haßt, und an sich liebt.

Wenn man das Lob der Thorheit in allem Ernste beschreiben wollte, so könnte man nichts wahrhafters zur Ehre derselben sagen, als daß gerade die Leute, welche Thorheiten an sich haben, diejenigen sind, aus deren Umgange man am meisten lernen und den größten Nutzen schöpfen kann. Wenn man einen Menschen nennet, der Erfahrung, Kenntniß der Welt, und gute Lebensart hat; so verstehet man einen solchen darunter, welcher schon viele Thorheiten gesehen hat, welcher die Thorheit eines jeden sogleich zu finden, und sich nach derselben zu bequemen weiß. Die Thorheiten anderer machen uns gesittet. Wir lernen sie kennen, indem wir mit denen umgehen, die sie an sich haben; und wir lernen uns nicht eher dafür hüten, als wenn wir sehen, daß sie andern Leuten übel lassen, und daß sie an ihnen verspottet werden. Es ist

kein

kein Menſch einfältiger, und niemand wird mehr Thorheiten an ſich haben, als derjenige, der niemals andre, als lauter Leute ohne Thorheiten geſehen hat. An ſtatt alſo diejenigen zu fliehen, an denen wir Fehler gewahr werden, ſollten wir ihren Umgang vielmehr ſuchen, wenn es nicht ſchädliche und anſteckende Fehler ſind, denen man nicht zu nahe kommen kann, ohne ſich ſelbſt damit zu behaften.

Die Leute, die die wenigſten Thorheiten an ſich haben, ſind von zweyerley Gattung. Entweder ſie ſind ſo vollkommen, daß ihr Geiſt, der beſtändig geſchäftig iſt, alles, was er vornimmt, von allen Seiten überſieht, und niemals, indem er eine Sache wohl zu verrichten bemüht iſt, ſich auf einer andern Seite verſäumet. Dieſe Leute werden gewiß ſehr ſelten, vielleicht auch gar nicht zu finden ſeyn. Oder es ſind ſolche, auf die man anwenden kann, was man ſonſt im Sprüchworte ſagt, daß man nicht frömmer ſey, als wenn man ſchlafe. Sie thun nichts thörichtes, weil ſie gar nichts thun. Sie reden nichts lächerliches, weil ſie ſich hüten, zu reden; ſie thun keine Fehltritte, weil ſie gar nicht gehen. Kurz, ſie begehen keine Fehler, weil ſie allezeit in einem wachenden Schlafe ſind. Derjenige, der aus dem Umgange dieſer Leute Vortheil ſchöpfen will, wird eine eben ſo vergebliche Arbeit vornehmen, als derjenige, welcher eine Statue des Aeſkulapius um Unterricht in der Arzeneykunſt bäte. Ein Menſch, der geſchäftig iſt, und zu gefallen ſuchet, und der nicht blos ein ſtillſchweigender Beyſitzer einer Geſellſchaft ſeyn will, wird, indem er alle Aufmerkſamkeit anwendet, ſich am artigſten zu bezeigen, nicht vermeiden können, dann und wann kleine Unachtſamkeiten zu begehen, die man mit dem Namen der Thorheiten belegen kann. Indem er ſich vor einem Fehler hütet, wird er in einen andern fallen. Aber eben dieſes wird andern weder ärgerlich noch verdrießlich ſeyn können; ſondern

indem man seinen guten Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wird man ihm seine Thorheiten verzeihen, oder zu seinem Vergnügen anwenden. Sich über andre Thorheiten zu ärgern, ohne sich über seine eignen zu erzürnen, würde eine Ungerechtigkeit seyn. Hat man aber einen tödtlichen Haß gegen alle Thorheiten überhaupt, es mag sie an sich haben, wer da will, so fürchte ich, wenn man auch alle Menschen flöhe, so würde man noch Gelegenheit haben, sich über seine eignen Thorheiten zu Tode zu ärgern, und wie ein Basilisk von seinem eignen Anschauen zu sterben.

LII.

Den 3ten April 1746.

Es geht mit der Wichtigkeit der Dinge eben so, wie mit dem Ansehen der Personen. Wie es mit denjenigen Personen, welche sich am allermeisten ein Ansehen von Wichtigkeit geben, nicht allezeit am meisten zu bedeuten hat, so sind nicht allezeit diejenigen Beschäftigungen der Menschen von großer Folge, an denen am meisten gelegen zu seyn scheint, und derentwegen sie zuweilen glauben, daß sie alles andre hintansetzen können. Es geschieht vielen unter diesen Verrichtungen, so groß sie auch in die Augen fallen, noch Ehre genug, wenn man ihnen den Namen nichtsbedeutender Wichtigkeiten giebt. Andre Dinge hingegen werden nur für geringe Umstände angesehen, auf welche unsre Aufmerksamkeit zu wenden uns zu viel scheint, und die wir, halb im Schlafe thun zu können, glauben. Sie gleichen aber in der That den Personen, die ohne Ehrentitel, ohne Rang, ohne Amt, und ohne Gewalt, gleichwohl nicht wenig ausrichten; und da sie für Kleinigkeiten gehalten werden, so verdienen sie,

nach

nach einer aufmerksamen Betrachtung, wenigstens den Namen wichtiger Kleinigkeiten.

Daß eine Sache viel Geschicklichkeit und Kunst erfodert: daß sie über die gemeinen Begriffe geht; daß sie Bewunderung erwecket; daß sie von wenigen oder gar von niemand anders nachgethan werden kann; und daß sie uns Ruhm zuwege bringt; dieses sind Eigenschaften, die den Leuten Hochachtung für den Verstand desjenigen, der sie unternimt, einflößen können. Aber wenn dieses Beweise von der Wichtigkeit einer Beschäftigung seyn sollten, so würden Gaukeleyen und allerley Kunststücke unter die vornehmsten und wichtigsten Handlungen gehören. Das wahre Maaß der Wichtigkeit einer Sache ist der Einfluß, den sie so wohl in unsre als in andrer Menschen Glückseligkeit hat. Die allereinfältigste Sache, die am wenigsten Verstand erfodert, ist aller Aufmerksamkeit würdig, so bald sie mit dem großmüthigen Endzwecke, andern Menschen nützlich zu seyn, und mit der schuldigen Sorgfalt für unsre eigne Zufriedenheit, zusammenhängt; und die allerkünstlichste Sache ist nur eine nichtsbedeutende Wichtigkeit, wenn sie von diesem Endzweck entfernt ist.

Ich glaube, man würde vielen Leuten einen schlechten Dienst erweisen, wenn man diese nichtsbedeutenden Wichtigkeiten weitläuftiger untersuchen wollte. Es könnte für diejenigen, welche glauben, daß sie sich mit lauter großen Dingen beschäftigen, nichts anders, als eine traurige Entdeckung seyn, wenn man ihnen zeigen wollte, daß sie wirklich nichts anders, als geschäftige Müßiggänger, sind, und daß der größte Theil ihrer Verrichtungen fast mit jenen eifrigen Bemühungen eines gewissen Mannes verglichen werden mag, welcher eine große Menge von Uhren sammelte, und allerley Arten derselben von den größten Künstlern verschrieb, die er gleichwohl zu nichts anders brauchte, als um in der ganzen Stadt am besten zu wissen, um welche Zeit es war. Wem sollte

es wohl angenehm seyn können, wenn man ihm erwieſe, daß man bey den großen Dingen, die er täglich zu thun glaubt, bey der vielen Mühe, die er deswegen übernimt, und bey den vielen Verdrießlichkeiten, die er derentwegen ausſteht, nicht allzuwohl begreife, warum er auf der Welt lebet? Ja wenn man ihm ſo gar zeigte, daß er diejenigen Handlungen, die ihrer Natur nach wirklich wichtig genug ſind, öfters dadurch zu nichtsbedeutenden Wichtigkeiten machet, daß er den Endzweck derſelben aus den Augen ſetzet? Je leichter man geneigt iſt zu glauben, daß dasjenige, womit man am meiſten umgeht, unter die nöthigſten Dinge gehöre, die jemals auf der Welt vorgenommen werden; deſto verhaßter iſt die Unternehmung, wenn man ſich unterfängt, den Ehrentempel, den ſich ein Menſch gebauet, niederzureißen, und ihn zu belehren, daß er mit ſeiner vielen Arbeit nichts gethan, und daß Menſchen von ſeiner Art einem Geiſte, der die Dinge ihrer Natur und ihrem Nutzen nach, betrachtet, noch verächtlicher vorkommen müſſen, als ein Haufen Ameiſen, welche mit großem Eifer hin und wieder laufen, um ein kleines Korn fortzuſchleppen, welches doch für ſie wichtig genug iſt, da ſie es zu ihrem nothdürftigen Unterhalte brauchen.

Es iſt eine weit tröſtlichere Unternehmung, denen, welche eigentlich nichts Großes zu thun glauben, zu zeigen, daß ſie vielleicht mit wichtigern Dingen beſchäftigt ſind, als ſie gedenken; und dieſes kann vielen Leuten eine eben ſo unvermuthete Freude machen, als es dem bürgerlichen Edelmanne in der Komödie angenehm war, zu erfahren, daß er ſeine ganze Lebenszeit in Proſa geredet hatte, ohne zu wiſſen, ob er in gebundener oder in ungebundener Rede ſpräche. Mich dünkt, ein jeglicher Umſtand, der von vielen für gering und verächtlich angeſehen wird, deſſen Unterlaſſung oder Beobachtung aber Folgen nach ſich zieht, welche ſchädlich oder nützlich ſeyn können, gehört unter die Kleinigkeiten, die unſre Aufmerkſam-

keit

keit verdienen, und die zuweilen weit wichtiger werden können, als die allergrößten Handlungen. Eine bloße Ceremonie zu beobachten; einen Umſtand in unſern geringſten häuslichen Angelegenheiten anzuordnen; einer Perſon Dienſte zu erweiſen, die ſie von einem geringern Verſtande, als der unſrige iſt, eben ſo gut erhalten könnte; eine Kenntniß von den Eigenſchaften, dem Lebenslaufe und den Verwandſchaften der Leute zu erlangen, mit denen wir umgehen; in der kleinſten Handlung, die wir vornehmen, allezeit unſern Verſtand gegenwärtig zu behalten; und tauſend ſolche Kleinigkeiten können bisweilen zu einer eben ſo wichtigen Sache werden, als wir zu thun glauben, wenn wir den ganzen Tag in Geſchäften verborgen ſtecken, wenn wir Betrachtungen über die wichtigſten Wahrheiten anſtellen, welches man ſonſt vielleicht mit Rechte die wichtigſte Beſchäftigung in unſerm ganzen Leben nennen kann, oder wenn wir Sachen vor uns haben, die uns am meiſten Geld einzubringen ſcheinen, welches doch auch nicht von geringer Wichtigkeit iſt. Eine geringe Nachläßigkeit in ſolchen Kleinigkeiten koſtet uns zuweilen einen großen Theil unſrer Zufriedenheit; und ob unſre Zufriedenheit unter die Kleinigkeiten gehöre, überlaſſe ich einem jeden ſelbſt zu bedenken. Oefters zerſtören wir auf einer Seite durch den Mangel einer kleinen Aufmerkſamkeit eben ſo viel, als wir auf einer andern, mit dem größten Eifer, und mit einer Sorgfalt, die uns weder hören noch ſehen läßt, vor uns bringen. Was für eine Kleinigkeit iſt die Art, uns zu tragen, die Stellungen unſers Leibes und die Mienen unſers Geſichtes zu regieren, zu ſprechen und uns zu kleiden, und überhaupt, was wir das Aeußerliche nennen; gegen die innerlichen Eigenſchaften unſers Herzens und unſers Verſtandes? Gleichwohl entſcheiden dieſe Kleinigkeiten ſehr oft unſer ganzes Glück. Diejenigen, welche aus einer allzueifrigen Sorgfalt für ihr Innerliches

dieſes Aeußerliche hintanſetzen, empfinden gar zu oft, daß die beſten innerlichen Eigenſchaften kaum genug ſind, den Eindruck, den die Fehler ihres Aeußerlichen bey andern Menſchen machen, mit der Länge der Zeit zu überwinden, und daß ſie durch den Fleiß, womit ſie vielleicht nach der Hochachtung der künftigen Zeiten, und nach einem unſterblichen Ruhme gejaget, öfters weiter nichts erlanget, als daß ſie in den itzigen Zeiten durch ihre kleinen Nachläßigkeiten lächerlich und verächtlich worden; und ſie können alſo genugſam überzeugt ſeyn, daß dieſe Kleinigkeiten unter die wichtigen Kleinigkeiten gehören. Ein philoſophiſcher Poet in Deutſchland ſcheint auf eben dieſe Art von den wichtigen Kleinigkeiten zu denken, wenn er, wo ich mich recht erinnere, ſagt *):

Dort ſucht ein weiſer Mann, bey Nacht und ſtillem Oele,
Der Körper innre Kraft, das Weſen ſeiner Seele;
Wenn mit geringerm Licht, gleich wichtig in der That,
Ein Weib ſein Haus regiert, und Kinder zieht dem Staat.

Es ließe ſich hiervon noch viel mehreres ſagen, wenn ich dieſe Materie nicht ausdrücklich zu dieſem Blatte vorbehalten hätte, da ich noch einigen Platz brauche, von meinen Leſern Abſchied zu nehmen, und ihnen zu ſagen, daß ich die Betrachtungen, damit ich ſie bisher unterhalten, ebenfalls unter die Kleinigkeiten rechne, und ihrem Urtheile überlaſſe, in wie weit ſie dieſelben für wichtige Kleinigkeiten gelten laſſen wollen. Ich habe die Ausführung großer und wichtiger Sittenlehren darinnen unterlaſſen; da ich mir eines Theils das Anſehen nicht geben wollen, Strafpredigten zu halten; und da ich andern Theils glaube, daß, wenn wider dieſe großen Sittenlehren etwas begangen wird, es am allerwenigſten deswegen geſchieht, daß man nicht Ueberzeugung genug von Pflichten

*) Haller in dem Gedichte vom Urſprung des Uebels gegen Ende des zweyten Buchs.

Pflichten, die doch ſchon in ſo vielen Büchern mit einem überzeugenden Zuſammenhange ausgeführet ſind. Was ich geſagt habe, betrift meiſtentheils den Umgang, den guten Geſchmack in der Lebensart, und allerley geringe Anmerkungen, die man vielleicht nicht mit Unrecht die Kleinigkeiten der Sittenlehre nennen könnte. Dieſe Kleinigkeiten haben mir wichtig genug geſchienen, da ich glaube, daß das Vergnügen, das man aus dem Umgange ſchöpfet, durch die Aufmerkſamkeit, die man darauf wendet, um ein Großes vermehret wird, und da dieſes Vergnügen, ſo gering es vielen ſcheint, gleichwohl beynahe die einzige Frucht iſt, die man von den allerwichtigſten Handlungen in der Welt genießen kann. Reichthum ſowohl als Ehre, und alles andre Vergnügen, würde uns in der That zu nichts nützen, wenn der Umgang hinwegfiele, ohne welchen der Reichthum unbrauchbar iſt, die Ehre im Dunkeln liegt, und das allerreizendſte Vergnügen keine Würze und keinen Geſchmack hat.

So wichtig mir aber dieſe Kleinigkeiten der Sittenlehre an ſich ſelbſt vorkommen: ſo wenig ſtehe ich in der Einbildung, daß meine Anmerkungen darüber von groſſer Wichtigkeit wären. Ich habe die Betrachtungen, die ich angeſtellet, meiſtentheils anfangs zu meinem eigenen Unterrichte gemacht, und ich habe ſie dem Leſer mehr in der Abſicht, ihm die Zeit zu vertreiben, als ihn zu unterrichten, vorgelegt. Ich kann mich am allerwenigſten einer weitläuftigen Erfahrung rühmen, die mir Gelegenheit gegeben hätte, Anmerkungen zu machen, die ein andrer nicht eben ſo wohl zu machen im Stande wäre. Ich geſtehe, daß ich, dieſem Mangel abzuhelfen, oft weiter nichts gethan habe, als daß ich dasjenige, was ich in Geſellſchaft ſprechen hören, aufgeſchrieben, und mit Betrachtungen und Gründen erläutert habe. Und ich will es ohne Widerwillen zugeben, wenn man mich unter die lehrenden Schüler rechnen will, deren ich im neun und vier-

zigſten

zigſten Stücke Erwähnung gethan; wofern man mir nur die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, daß ich meine Gedanken nicht mit einem lehrmeiſteriſchen Anſehen geſagt, und daß ich die Erlaubniß nicht überſchritten habe, die man allen jungen Leuten in Geſellſchaften verſtattet; ihre Einfälle vorzubringen, ſo lange ſie ſich nicht zu Richtern aufwerfen, und ſo lange ſie andre durch Gründe, und nicht durch ihr Anſehen, zu überführen ſuchen.

Da ich nicht von Tugenden und Laſtern geredet, ſondern nur mit einer Freyheit, die einem jeden vergönnet iſt, dann und wann über kleine Schwachheiten geſcherzet habe, ſo könnte ich unbeſorgt darüber ſeyn, ob es Leute gäbe, welche eines oder das andre von demjenigen, was ich geſagt habe, auf ſich ziehen wollten. Wenn ich einem Menſchen Dinge Schuld gebe, die wirklich unter die Laſter gehören, und davon zu urtheilen, nicht ſowohl für die Welt, als für den Richter, gehöret, ſo kann man mir vorwerfen, daß ich ihn an ſeiner Ehre angreife. Ueber die kleinen Thorheiten aber, die im menſchlichen Leben begangen werden, ſteht, nach meinen Gedanken, der Welt mit Rechte das Urtheil zu, und ein jeder Menſch hat die Freyheit, darüber ſeine Gedanken zu ſagen, wie er leiden muß, daß andre Leute wiederum ihre Meynung über ſeine Thorheiten ſagen können. Wenn man denjenigen für eine böſe Zunge ſchelten wollte, welcher öfters, ſo gar in Gegenwart der Perſon, von der er redet, ſich über eine wunderliche Manier, die ſie an ſich hat, oder über eine Eitelkeit, die ſie blicken läßt, aufhält; ſo würde kein Menſch auf der Welt von dieſem Namen frey ſeyn.

Unterdeſſen bin ich ſo wenig geſinnt, jemanden an ſeiner Perſon anzugreifen, daß ich nicht unterlaſſen kann, folgenden Brief zu beantworten.

Mein Herr,

Ich begreife gar nicht, was ich Ihnen gethan haben kann, da ich doch ein ſehr fleißiger Leſer von Ihnen bin,

bin, und für Ihre Schriften alle Hochachtung habe. Gleichwohl haben Sie in Ihrem ſieben und vierzigſten Stücke eine ſo beißende Berechnung von der Eintheilung gegeben, die ich in meinem Studieren beobachtet, daß alle Leute mit Händen greifen, Sie müſſen von meiner Art zu ſtudieren Nachricht gehabt haben; und es fehlt weiter nichts, als daß Sie mich noch genannt hätten. Bedenken Sie, mein Herr, ob ich nicht Urſache habe, mich deswegen höchlich über Sie zu beſchweren ꝛc.

N. N.

Antwort.

Mein Herr,

Ich bitte Sie, beſſere Gedanken von mir zu haben, als daß Sie glauben ſollten, daß ich die Betrachtungen, die ich in meinen Blättern gemacht habe, darnach einrichtete, um Perſonen wehe zu thun, die mir etwas gethan hätten. Dieſer Schimpf würde mir noch empfindlicher fallen, als Ihnen derjenige vorkommen kann, welchen Sie durch meine Blätter erhalten zu haben glauben. Es iſt gewiß, mein Herr; Sie haben mir nichts gethan. Ich rechne mir die Hochachtung, die Sie für meine Schriften bezeugen, für eine ſonderbare Ehre, und Sie dürfen es für keine Wiedervergeltung dieſer Hochachtung, ſondern für eine Schuldigkeit, anſehen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihre guten Eigenſchaften ſehr hochſchätze. Was die Satire betrift, darüber Sie ſich beſchweren: ſo bedenken Sie, mein Herr, daß darinnen nichts iſt, welches nicht zur Erläuterung des Satzes diente, von dem ich handle, und welches nicht alſo das ſichre Kennzeichen an ſich hätte, daß es wider eine Sache, und nicht wider eine gewiſſe Perſon gerichtet ſey. Eben ſo wenig, als ich es für recht halte, Leute an Ihrer Perſon anzugreifen; eben ſo wenig glaube ich, daß man vermeiden muß, eine Wahrheit

zu ſagen, die jemanden treffen kann, ſo lange man für das itzige Jahrhundert, und nicht für das vergangene, ſchreiben will. Ich nehme mir nicht die Freyheit, zu unterſcheiden, ob dasjenige, was ich geſagt habe, Sie angehe oder nicht. Ich habe in dem ſieben und vierzigſten Blatte weiter nichts geſagt, als daß die Art zu ſtudieren, die ich beſchreibe, nicht wohl eingerichtet ſey. Wenn es unter meinen Leſern Leute giebt, die den zweyten Satz hergeben, um hieraus einen Schluß zu machen, und zu ſagen, N. N. ſtudiere nach der beſchriebenen Art, alſo ſtudiere N. N. auf eine nicht wohl eingerichtete Art; ſo erſuche ich Sie, ſich an meine Leſer, und nicht an mich, zu halten. Ich habe die Ehre, mit vieler Hochachtung zu ſeyn,

Mein Herr,

Ihr

ergebenſter Diener,

Der Fremde.